Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3757. Kriegsnummer 48. Preis 1 Mark.

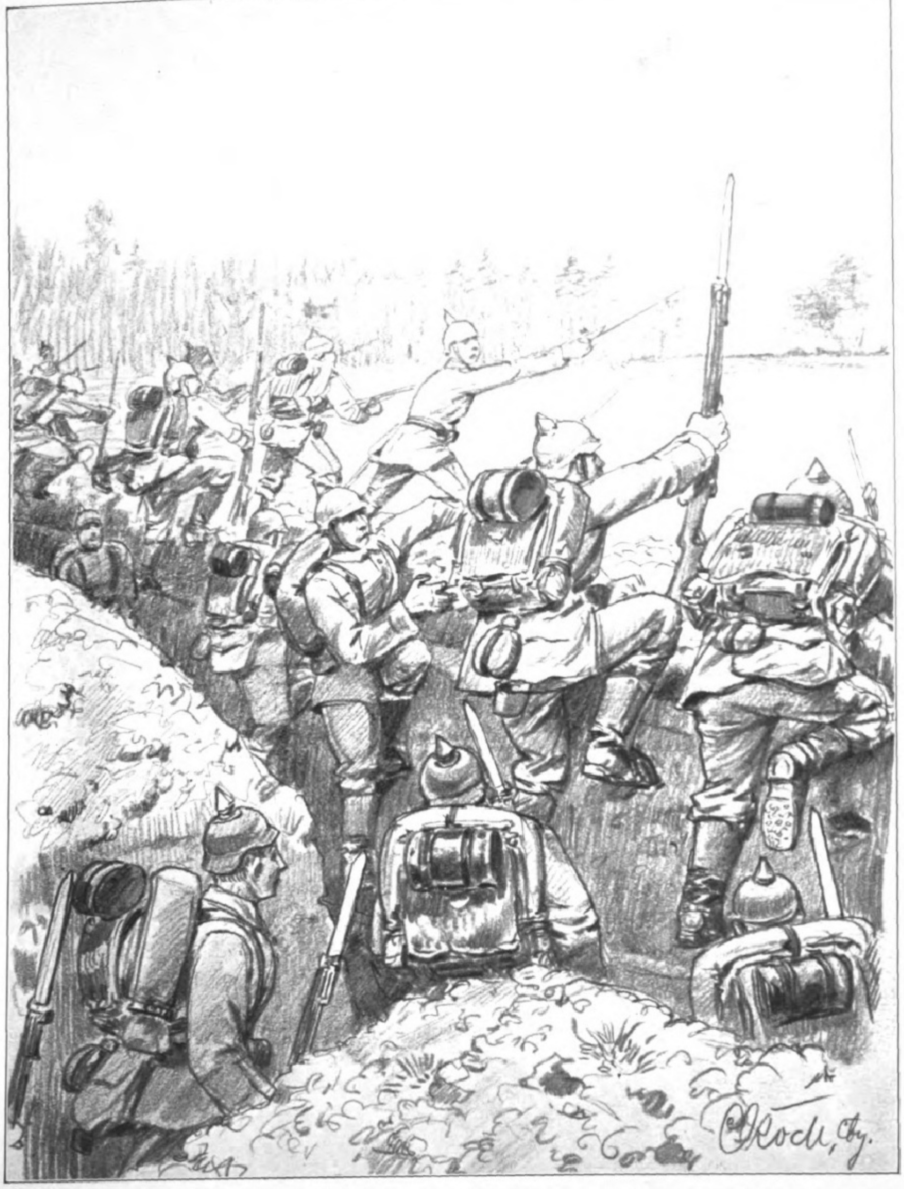
iegschronik.

ai 1915. (Fortsetz.)

Bie es unsere Ge-
heit bei franzö-
n Angriffen mit
en Zielen ist, wird
olgend der franzö-
Befehl für die im
ge befindliche Offen-
nördlich von Arras
nntgegeben.
X. Armee, 33. Corps
née, état-major:
) einem Feldzug
neun Monaten, wo-
sieben in den Ver-
nzungen zugebracht
den, ist es Zeit, eine
gültige Anstrengung
nachen, um die feind-
n Linien zu durch-
hen und — Besseres
artend — die Deut-
n zunächst vom na-
nalen Boden zu ver-
ben. Der Augenblick
günstig. Niemals war
Armee stärker und
einem erhebenderen
iste beseelt. Der Feind
nach seinen heftigen
griffen der ersten Mo-
e jetzt auf die Ver-
igung seiner West-
Ostfront beschränkt,
hrend die neutralen
tionen darauf warten,
z wir ihnen durch
en Erfolg das Zeichen
n Losschlagen geben.
Der Feind vor uns scheint
r über einige Divisionen
verfügen, wir sind vier-
l so stark als er und haben
e Artillerie, so furchtbar,
e sie noch nie auf dem
hlachtfelde erschienen ist.
handelt sich jetzt nicht
hr darum, einen Hand-
eich zu wagen, um einen
raben zu nehmen, es han-
t sich darum, den Feind
schlagen. Darum gilt es,
mit äußerster Heftigkeit
zugreifen und mit einer
vergleichlich zähen Aus-
uer zu verfolgen, ohne
s um Ermüdung, Hunger,
rst oder Leiden zu küm-
rn. Nichts ist erreicht,
nn der Feind nicht end-
ltig geschlagen wird.
So möge denn jeder —
fiziere, Unteroffiziere und
ldaten — davon überzeugt
, daß das Vaterland von
n Augenblick an, wo der
fehl zum Angriff gegeben,
zum endgültigen Erfolg
e Kraftanstrengung und
es Opfer von uns fordert.
Der Kommandierende
neral des 33. Korps (gez.)
tain.
Der Chef des General-
es (Name unleserlich)."
Besonders interessant ist
Angabe über die deutsche
ensive auf der Ostfront.
Bericht des österreichisch-
arischen Generalstabs:
Russisch-Polen verfolgen
verbündeten Streitkräfte
ich der unteren Pilica,
en das Bergland von
ce bis zum Oberlauf der
nienna vom Feinde ge-
ert und sind entlang der
chsel bis auf die Höhen
lich Klimontow vorge-
ngen. An der San-Strecke
nik-Przemysl wurden
sche Nachhuten vom west-
n Sanufer zurückgewor-
Hierbei wurden viele
angene gemacht. Die aus
Waldkarpathen vorge-
ngenen Armeen setzten
Vorrückungen fort. Eine
e russische Nachhut wurde
rn in der Gegend der
e Magiera zersprengt.
eschütze, 11 Maschinen-
hre wurden erbeutet,
1000 Mann gefangen-
mmen. Unsere Trup-
sind heute vormittag
klingendem Spiel, ju-
begrüßt, in Sambor
zogen. In Südostgali-
wurden nördlich Kolo-
neue Angriffe der Russen
wiesen. Ein Stützpunkt
e dem Gegner entrissen.
er Pruth abwärts bis



Von den heißen Kämpfen bei Arras: Ein Sturmangriff an der Loretto-Höhe. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Adolf Cappel.



Aus den Tagen der mit Erfolg abgeschlagenen französischen Offensive zwischen Maas und Mosel: Eine Episode aus den letzten Kämpfen an den Combres-Höhen am 24. April 1915. Sturm auf drei feindliche Schützengräben und Feldartillerie in der Mittagszeit. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Carl Koch-Coburg.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

verhältnismäßig Ruhe."

Nach übereinstimmenden Meldungen verschiedener Beobachter ist die Anwesenheit von deutschen Unterseebooten im Mittelländischen Meer festgestellt.

17. Mai 1915.

Bericht der Obersten Heeresleitung: „Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Ypern, westlich des Kanals bei Steenstraate und Het Sas gaben wir unsere vorgeschobenen Stellungen auf und zogen die dortstehenden schwachen Kräfte, um Verluste durch starkes Artilleriefeuer zu verhindern, in unsere Hauptstellungen am östlichen Kanalufer zurück. Südlich von Neuve-Chapelle halten die Engländer noch die Teile unseres vorderen Grabens, die seit dem vorgestrigen Kampf in ihrer Hand sind; das Gefecht dauert noch an. Nördlich von Arras, bei Ablain und Neuville wiesen wir französische Angriffe sehr verlustreich für den Gegner ab. Bei Ailly und im Priesterwalde haben sich geringfügigere Infanteriekämpfe entwickelt. Unsere Luftschiffe machten erfolgreiche Angriffe auf die Kriegshäfen Dover und Calais.

Östlicher Kriegsschauplatz: An der Dubissa, in Gegend Eiragola und Szekiszki sowie südlich des Niemen bei Mariampol und Ludwinow wurden feindliche Angriffe abgewiesen. Unter den bei Szawle gemachten Gefangenen wurden Rekruten des Jahrganges 1916 festgestellt, die eine nur vierwöchige Ausbildung hinter sich hatten.

Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unser Vormarsch zwischen Pilica und oberer Weichsel ebenso wie auf der Front Sambor-Stryj-Stanislau wird fortgesetzt. Bei Jaroslau und nördlich ist es an mehreren Stellen gelungen, den San zu überschreiten. Um Przemysl wird gekämpft."

Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabs: „Im Verhältnis zu den hartnäckigen Kämpfen der vergangenen zwei Wochen verlief der gestrige Tag an der ganzen Front im allgemeinen ohne wesentliche Ereignisse. Die Armeen haben weiter nach vorwärts an Raum gewonnen. Die gegen den oberen Dnjestr vorgerückten Kolonnen haben mit Teilen nun auch Drohobycz genommen, weitere 5100 Gefangene gemacht und 8 Maschinengewehre erbeutet."

18. Mai 1915.

Bericht der Obersten Heeresleitung: „Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Ypern, am Kanal bei Steenstraate und Het Sas, herrschte gestern Ruhe. Auf dem östlichen Kanalufer, südöstlich Boesinghe, entwickelten sich an einzelnen Stellen Kämpfe, die noch fortdauern. Südlich von Neuve-Chapelle versuchten die Engländer gestern und heute nacht vergeblich, weiteren Boden zu gewinnen. Alle Angriffe wurden unter starken Verlusten für den Feind abgewiesen. Erneute französische Angriffe an der Loretto-Höhe, bei Ablain und westlich Souchez scheiterten. 170 Gefangene blieben in unserer Hand. Bei Ailly kam der Artilleriekampf zum Stillstand. Ein französischer Vorstoß im Priesterwalde brach in unserem flankierenden Feuer zusammen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3757. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 1. Juli 1915



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.



Der Akademische Hilfsbund E. V. Berlin,

dem sämtliche akademischen Verbände, Vereine und Berufsverbände beigetreten sind, erläßt mit Unterstützung eines hochansehnlichen Ehrenausschusses folgenden Aufruf: Kommilitonen! In Deutschlands großer Zeit haben sich auf allen Hochschulen die deutschen Studenten und ihre Alten Herren ohne Unterschied des Berufs, der Partei und des Glaubens zu einem Akademischen Hilfsbund E. V. vereinigt. Keine Gruppe und Vereinigung hat sich ausgeschlossen, alle sind in dem Gedanken und in der Absicht einig, den Akademikern zu helfen, die infolge ihrer im Kriege erlittenen Beschädigung der Beratung oder Unterstützung für ihre Weiterbildung oder künftige Erwerbstätigkeit bedürfen. Viele junge Studenten und Alte Herren sind mit dem Lorbeerreis und dem Kreuz von Eisen geschmückt; viele sind schon fürs Vaterland gefallen; mehr noch kehren in der Jugendkraft gebrochen und kampfunfähig in die Heimat zurück. Der größte Teil der kriegsbeschädigten Akademiker hat nach den gesetzlichen Bestimmungen nur geringe Entschädigung, Kriegs- und Verstümmelungszulagen zu erwarten. Ihre Lebenshaltung und wirtschaftliche Lage wird tief herabgedrückt werden. Öffentliche Mittel und Wohlfahrtskassen werden hier durchweg versagen. An den akademischen Mittelstand treten besondere Opfer heran, die er in der Hauptsache selbst tragen muß. In erster Linie soll nun den Kriegsbeschädigten die Begründung einer neuen Existenz erleichtert werden, wenn sie den bisherigen Beruf nicht mehr ausüben können. Die studentischen Verbände und einzelstehende Vereine und die Studenten, die keiner Verbindung angehören, reichen sich die Hand zur Lösung der angegebenen vaterländischen Aufgabe. Auch die studierenden Frauen und ihre Vereinigungen arbeiten mit. Es ist zunächst eine Auskunfts- und Verwaltungsstelle in Berlin SW. 68, Lindenstraße 1 am Belle-Allianceplatz errichtet worden, welche den Kriegsbeschädigten Rat erteilt und ihre Interessen nach allen Seiten wahrnimmt, die Arbeits- und Stellenvermittlung, den Verkehr mit den Behörden erleichtert und das Zusammenarbeiten mit anderen Wohlfahrtsanstalten und die Einwirkung auf Verwaltung und Gesetzgebung bewirkt. Ein Netz von Ortsausschüssen (nebst Fachausschüssen) und Ortsgruppen im ganzen Reiche unterstützt die Arbeit. Sofort nach seinem Entstehen sind dem Akademischen Hilfsbund größere Geldbeträge zugeflossen, und die studentischen Verbände, Vereine und Nichtkorporierten sind selbstverständlich zuerst für den Gedanken der Selbsthilfe begeistert und zahlend auf den Plan getreten. Aber viel ist noch zu leisten. Wir wenden uns daher jetzt mit der Bitte um reichliche Unterstützung an Kommilitonen und Gönner, die noch nichts von den Zielen des Hilfsbundes erfahren oder sich seiner noch nicht angenommen haben, an alle Deutsche daheim und im Ausland, die in unserem akademischen Leben und in den akademischen Berufen einen sehr wertvollen Bestandteil unserer Nation und unserer Kultur erblicken und die nicht wollen, daß diese Güter auch nur teilweise in Verlust geraten. Die Vereine akademischer Berufe mögen sich mit uns vereinen, damit in einheitlicher Arbeit Größeres geleistet wird, als es die zersplitterten Kräfte vermögen. [illegible] Hochschulstädte und alle anderen Städte und Gemeinden, [illegible] Vereine und Wirtschaftsverbände im Vaterlande werden [illegible] der schönen Aufgabe nicht entziehen, den kriegsbeschädigt[en] Akademikern die Begründung einer neuen wirtschaftlichen Existe[nz] zu erleichtern und ihr zukünftiges Los erträglich zu gestalten. A[n]meldungen zur Mitgliedschaft nimmt die Geschäftsstelle entgege[n]. Geldspenden sind zu senden an die Mitteldeutsche Kreditban[k] Berlin C. 2, unter „Akademischer Hilfsbund E. V." Postscheckan[t] Berlin NW. 7, Konto Nr. 447. Mögen alle helfen, die dazu in stande sind. Einig und geschlossen stehen die akademischen Bürg[er] zusammen, ihren vom Unglück heimgesuchten Kommilitonen z[u] helfen. Mit Freude und vaterländischer Begeisterung sind sie a[n] das schöne Werk gegangen und werden in unablässiger Arbe[it] fortfahren. Wie wir jetzt in Reih und Glied mit unseren Volk[s]genossen für des Deutschen Reiches herrlichen Sieg kämpfen, [so] werden wir auch nach dem Frieden mit ihnen an allen vater[]ländischen Aufgaben, die die neue Zeit so reich bringen wird, ge[]meinsam arbeiten. Wir gönnen jedem Stande und Berufe da[s] Seine und treten für ihre Förderung ein. Uns treiben nich[t] Standesdünkel und Absonderungswünsche, uns treibt das Gefüh[l] der Pflicht, unsere besonderen Nöte und Sorgen nicht andere[n] aufzuladen, sondern sie selbst in treuer Gemeinschaft zu tragen. Frisch ans Werk! Eile tut not, das Unglück pocht schon a[n] manche Tür. Jede wirtschaftliche und geistige Kraft muß dem Vaterland erhalten bleiben. Daher wiederum heute wie zu allen Zeiten: Heil Deutschland! Heil Kaiser und Reich! Vivat academi[a].

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3757. 145. Band.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Der Ortskommandant als Schiedsrichter in einem russisch-polnischen Landstädtchen.

Nach einer Zeichnung des auf den östlichen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Rassen und Völker im Weltkriege.

Von Professor Dr. Konrad Guenther, Freiburg i. B.

Man hat oft gesagt, unter allen Völkern habe der Engländer den größten Rassenstolz. Und dieser Ausspruch hatte seine Berechtigung. Denn der Engländer hat in außereuropäischen Ländern immer sein Blut reingehalten. Das beste Beispiel dafür ist Amerika. In Mittel- und Südamerika, wo die Spanier und Portugiesen kolonisierten, finden sich Mischlinge aus Weißen und Indianern und Weißen und Negern zu ungezählten Tausenden. In Mexiko bilden die Mischlinge aus Indianern und Weißen 44 Proz. der Gesamtbevölkerung. In Nordamerika hingegen, das die Engländer besiedelt haben, gibt es eine irgendwie in Betracht kommende Mischlingsbevölkerung nicht. Und gerade dieses unbedingte Abweisen der Indianer hat zu deren Untergang den Anstoß gegeben, während im spanischen Amerika trotz grausamer und blutiger Verfolgungen die Indianer noch durchaus lebenskräftig sind und in absehbarer Zeit gewiß wieder das Heft in die Hand bekommen werden.

Aber nicht nur die Romanen neigen zur Vermischung mit anderen Rassen, auch unter den germanischen Völkern wird der strenge Standpunkt der Engländer nicht immer festgehalten. Das gilt zunächst von den Holländern, deren Erbschaft ja die Engländer am Indischen Ozean angetreten haben. In Südafrika gibt es ganze Völker von „Bastards", Mischlingen zwischen Holländern und Hottentotten, in Indien sind die „Burghers" oder „Halfcasts" weit verbreitet, das sind Mischlinge zwischen Holländern und indischen Eingeborenen. Ich selbst habe auf Ceylon die lichtbraunen, zum großen Teil hübschen Menschen kennen gelernt. Sie leben abgeschlossen für sich, da sie mit den wirklichen Eingeborenen nichts zu tun haben wollen und die Engländer, die heutigen Herren der schönen Insel, sie von sich abweisen. Und die Engländer halten das Gesetz fest, daß schon der kleinste Zusatz farbigen Blutes zu weißem den Zutritt zu ihrer Gesellschaft ausschließe. Die Kluft zwischen dem weißen Herrn und dem farbigen Unterjochten müsse diesem stets als unüberbrückbar zum Bewußtsein kommen.

Mit Erstaunen fragt sich nun der, der diese Anschauungen kennt oder sie gar in englischen Kolonien studiert hat und die heutige Art der Kriegsführung Englands sieht, ob das denn alles nur Heuchelei war, oder ob die Kriegsleidenschaft alle anderen Gefühle übertäubt. Denn heute lesen wir, daß England, um uns, Angehörige der weißen Rasse, niederzuwerfen, Schwarze, Braune und Gelbe gegen uns aufhetzt und in seinen Reihen kämpfen läßt, daß es ferner in den Kolonien die Weißen vor den Farbigen demütigt, indem es weiße Gefangene von Farbigen durch die Straßen führen, ihr Hab und Gut plündern läßt. Glauben denn die Leute, die solches tun, daß die Asiaten und Afrikaner dadurch nur über die Deutschen, nicht aber über Engländer und Franzosen verächtlich denken lernen? Da werden sie sich bitter täuschen! Als vor zehn Jahren Japan Rußland zurückschlug, da drang die Kunde dieses Sieges in die fernsten Winkel von Asien und selbst Afrika und wurde mit wilder Freude begrüßt. Aber nicht als Sieg der Japaner über die Russen — von diesen beiden Völkern hatten viele gar keine Vorstellungen — sondern einfach als Sieg der Farbigen über die verhaßten „weißen Teufel", denen zum erstenmal der Ruf der Unbesiegbarkeit genommen war! Hat aber schon jener Krieg den Weißen geschadet, so wird es dieser in verzehnfachtem Maße tun, und an solchem „Erfolg" werden die Maßnahmen der Engländer und Franzosen den Hauptanteil haben. Freilich werden es auch die Briten sein, die zuerst die bösen Folgen zu tragen haben werden. Bitter werden ihre Taten sich an ihnen rächen, und die Enkel werden sich über die heutigen Machthaber empören. Aber bald wird doch auch an alle Weißen, zunächst von den Gelben, die scharfe Frage gestellt werden, ob sie noch fähig sind, den ersten Platz auf der Erde zu behaupten. Und wenn dieser Kampf früher kommt und unter erschwerten Bedingungen aufgenommen werden muß, dann haben unsere Feinde die Schuld daran zu tragen. Darum nennt man die Engländer mit Recht Verräter an der weißen Rasse.

Die Franzosen haben nicht anders gehandelt, aber von ihnen hatten wir nichts Besseres erwartet. Den Engländern gegenüber vermehrt Enttäuschung unseren Zorn. Fühlen wir uns mit ihnen doch noch näher verwandt als nur durch die Zugehörigkeit zur weißen Rasse. Wir nennen die Briten unsere Vettern, rechnen uns beide zu der stolzen Gemeinschaft der Germanen. Und in der Tat, sowohl die Angelsachsen, die sogar von unserer Nordseeküste nach der Insel hinüberfuhren, als auch die späteren Eroberer waren echte Germanen. Letztere hatten zwar durch vorherige Besitzergreifung von Nordfrankreich die französische Sprache angenommen, ihrem Blut und Wesen nach aber waren sie Germanen geblieben. Die Kelten spielen in England eine geringe Rolle, ihre Reste sind auf die Südwestteile der Insel beschränkt geblieben, schon die Angelsachsen hatten ihr Gebiet von dem der zurückgedrängten Kelten scharf abgeschnitten.

Was bedeutet nun diese Vetternschaft mit England, ist sie wirklich eine Rassengemeinschaft? Da gilt es zunächst den Begriff „Rasse" zu klären, über den sich die meisten durchaus keine richtige Vorstellung gebildet haben. Rasse ist ein naturwissenschaftlicher Begriff, ein Unterbegriff von „Art". Er ist uns am vertrautesten durch unsere Haustiere geworden. Wie man eine Hunderasse erkennt, weiß ein jeder. Es sind in erster Linie körperliche, in zweiter auch geistige Eigenarten, die sie charakterisieren. Die Foxterrierrasse z. B. ist kleinwüchsig, zierlich, mit spitzer Schnauze, schmalem Kopf versehen, im Charakter nervös usw. Ein Hund, der eine der Charaktereigenschaften der Rasse nicht zeigt, gehört nicht ausschließlich zu ihr, sondern er hat fremdes Blut zugemischt erhalten. Denn die Rassen stammen im allgemeinen von denselben Ahnen ab.

Alles dieses gilt auch von den Menschenrassen. Aber wir müssen schon in überseeische Länder gehen, um solche Rassen, bei denen jedes Individuum die Rassenmerkmale aufweist, finden zu können. In Afrika z. B. gibt es keinen Hottentotten, der nicht schwarzes, krauses Haar, eine niedere, breite Nase, gelblichbraune Hautfarbe und all die anderen Hottentottenmerkmale hätte. Andere festumschlossene Rassen sind die Weddas auf Ceylon, die Australier, aber auch die Tamilen Südindiens und andere. Bei ihnen allen gibt es eine ganze Anzahl sicherer Erkennungszeichen. Auch die großen Rassengruppen haben solche; so weist die gelbe Rasse schwarzes, straffes Haar auf, gelbe Hautfarbe, mittelgroßen Wuchs, sogenannte geschlitzte Augen usw. Weniger einheitlich ist die weiße Rasse, denn die Farbe allein ist nicht maßgebend für sie. Das wichtigste anatomische Merkmal zur Erkennung einer Rasse ist vielmehr der Knochenbau. Diesem sowie auch noch anderen Eigenarten nach gehören die Hindus Nordindiens zu den europäischen Völkern und nicht zu den Malaien Hinterindiens, mit denen sie die Hautfarbe teilen, wie sie denn auch mit den Europäern als „Indogermanen" eine Kulturgemeinschaft bilden und aller Wahrscheinlichkeit nach dem gleichen Urstamme entsprossen sind.

Nun schließen sich aber die Engländer von den Hindus und von den mit diesen nahe verwandten Singalesen Ceylons nicht weniger ab als von den Tamilen und Birmanen oder den Eingeborenen ihrer anderen Kolonien, und das zeigt schon, daß es nicht allein der Rassenstandpunkt ist, der das Verhältnis zweier Menschenstämme bestimmt. Gar für Europa kommt ein solcher Standpunkt überhaupt nicht in Betracht, und zwar deshalb, weil es hier gar keine wohlabgeschlossenen Rassen mehr gibt. Wir sehen selbst in einem so engen Kreise, wie ihn unsere eigenen nächsten Verwandten vorstellen, die verschiedensten Typen, blonde und dunkelhaarige, hochwüchsige und kleingewachsene, stumpfe und gebogene Nasen. Das zeigt, daß hier eine Mischung von mehreren Rassen vorliegt, die noch keine neue gebildet haben.

Die Anthropologen haben drei Hauptrassen aufgestellt, aus denen sich die heutigen europäischen Völker zusammensetzen sollen. Es sind das die **nordische** mit blondem Haar, hohem Wuchs, langem Schädel, die **alpine** mit braunem Haar, mittelgroßem Wuchs, rundem Schädel und die **mittelländische** mit dunklem Haar, mittelgroßem Wuchs, langem Schädel. Wie die Namen besagen, finden sich die drei Rassen in den verschiedenen Strichen Europas auch verschieden stark vertreten. Im Norden herrscht die nordische, am Mittelmeer die mittelländische Rasse, und zwischen beide schiebt sich wie ein Keil die alpine hinein, mit der Hauptverbreitung in den Alpen. In der Tat gibt es in Skandinavien 70 Proz. Blondhaarige, in England 50 Proz., in Norddeutschland 42 Proz., in Bayern 20 Proz., in der Schweiz 11 Proz. Die nordische Rasse fließt also von Norden her kommend allmählich in die alpine über. Sie hält sich dabei nicht an Staatsgrenzen. In Frankreich wie in Deutschland ist die Bevölkerung aus allen drei Rassen zusammengemischt, und wenn auch in Deutschland die nordische den Hauptbestandteil ausmacht, dann die alpine kommt und die mittelländische nur in äußerst geringem Maße vertreten ist, während in Frankreich diese und die alpine die nordische sehr zurückgedrängt haben, so stehen sich deswegen die beiden Völker doch nicht als verschiedene Rassen gegenüber, und Herr Poincaré redet Unsinn, wenn er in jeder seiner Ansprachen auf die französische oder gar lateinische Rasse hinweist. Wer nur die Grundbegriffe der Völkerkunde sich einmal klargelegt hat, muß wissen, daß es französische und lateinische Rassen nicht gibt, noch je gegeben haben kann.

Denn „französisch" und „lateinisch" sind Begriffe, die sich auf die Sprache beziehen, also auf ein Erzeugnis der Kultur. Ein Kulturbegriff aber ist das Wort „Volk", nicht Rasse. Als ein Volk bezeichnet man eine Gemeinschaft von Menschen, die durch die gleiche Kultur, besonders durch gleiche Sprache, sowie ferner durch gemeinsame Erlebnisse geeint werden. Wir bilden ein deutsches Volk, weil wir dieselbe Kultur haben, dieselbe Sprache reden, jahrhundertelang dasselbe geduldet und dasselbe erkämpft haben, wie denn der Krieg von 1870/71 uns noch einmal zusammengeschlossen hat und dieser Krieg uns noch enger vereinigen wird. Der Rasse, also vor allem den körperlichen Eigenschaften nach, bilden wir keine Einheit, hierin steht mancher blonde Norddeutsche dem Engländer, Schweden, ja oft sogar dem französischen Normannen näher als seinem süddeutschen Bruder. So gibt es auch nur ein französisches **Volk**, eine lateinische, besser romanische Völkergruppe.

In frühen Zeiten waren die Völker auch an Rasse einheitlich. Tacitus schildert die Germanen als ein durchgängig blondes und hochgewachsenes Volk, und die Gräberfunde bestätigen uns, daß die Germanen dem Körperbau nach einheitlich waren, und zwar der nordischen Rasse angehörten. Schon in vorhistorischer Zeit haben die Germanen den deutschen Boden in Besitz genommen, sie haben die Kelten in der Herrschaft abgelöst und diese nach Frankreich gedrückt. Aber auch die Kelten, die ebenfalls der nordischen Rasse angehörten, hatten bei ihrer Einwanderung kein menschenfreies Land vorgefunden. In Süddeutschland lebte — wohl noch von der Pfahlbauzeit her — ein der alpinen Rasse angehöriger Menschenstamm, der allmählich in der Herrenbevölkerung aufging. Es kamen dann römische Kolonisten an den Rhein, es ergossen sich in späterer Zeit mongolische Hunnen und Avaren über die deutschen Fluren, die Slawen rückten von Osten vor, und der Dreißigjährige Krieg brachte eine ganze Völkersammlung aus den habsburgischen Ländern herüber. Diese verschiedenen Stämme haben alle an der Entwicklung des deutschen Volkes ihr Teil, sie haben die ursprünglichen Züge der Germanen verwischt. Es scheint aber, als ob die Änderung einer Rasse auch ohne Mischung mit anderen, allein durch das Klima und geänderte Lebensbedingungen erfolgt. Die nordische Rasse scheint nur im Norden ihre Eigentümlichkeiten sich erhalten zu können, im Alpengebiet allmählich die alpinen Merkmale anzunehmen, selbst in dem Falle, daß die Beimischung alpinen Blutes noch so gering ist. Da sich aber die Merkmale des Menschen getrennt vererben, wie man durch Beobachtung und Versuche festgestellt hat, so besagt die **Körpereigenart** noch nichts darüber, wie die geistigen Eigenschaften entwickelt sind. Mancher, der schwarzhaarig und klein ist, mag trotzdem von germanischen Vorfahren die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse in höherem Maße ererbt haben als ein anderer, der blond und groß ist.

Aber wie dem auch sei, jedenfalls zeigt die Entwicklung der Menschheit, daß überall die Kultur die Natur zurückdrängt und so auch Rassenverbände von Volksverbänden in der Herrschaft abgelöst werden. Heute ist das Volksbewußtsein stärker als das Rassenbewußtsein. Mancher Norddeutsche und Engländer verkörpern sichtlich die gleiche Rasse, und anthropologische Messungen bestätigen es. Trotzdem ist ersterem nicht der Brite der Bruder, sondern der Deutsche, sei dieser im Körperbau ihm auch noch so fernstehend. Die Sprache ist eben ein stärkeres Bindemittel als das nach Jahrhunderten getrennter Entwicklung längst zurückgetretene Bewußtsein der Blutsverwandtschaft. Und jedes Deutschen Herz schlägt höher, wenn er an die großen vergangenen Zeiten seines Volkes denkt, an seine Dichter und Künstler und die hervorragenden Führer im Kampf um den Platz an der Sonne.

So ist es ja auch im Einzelleben. Der Freund steht uns meist näher als der Verwandte. Mit dem Freunde haben wir zusammen auf der Schulbank gesessen, die schöne Zeit an der Hochschule durchlebt oder sonstwie Gemeinsames genossen oder auch erlitten. Das kettet zusammen. Am höchsten steigt das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Ehe. Hier ist das Leben gemeinsam, und was man in diesem zu erreichen sucht, kommt jedem der beiden Gatten zugute.

So stehen sich im heutigen Kriege Völker, nicht Rassen gegenüber. Das Erstarken des Volksbewußtseins ist überhaupt charakteristisch für unsere Zeit. Die Letten der russischen Ostseeprovinzen standen jahrhundertelang unter deutscher Kultur und fühlten sich wohl dabei. Sie bewunderten die deutschen Herren, gar mancher, dem sich die Gelegenheit bot, suchte selbst zum Deutschen zu werden, ja noch vor fünfzig Jahren hätten die Deutschen Tausende von Letten germanisieren können. Heute ist es anders geworden. Der Lette hat an sein Volk und seine Sprache glauben gelernt, beides ist ihm wert geworden, und nun ist er in scharfen Gegensatz zum Deutschen getreten. Ebenso ist der Nationalitätenkampf in Böhmen, Ungarn, Polen und in vielen anderen Ländern, der oft so erbitterte Formen annahm, erst in den letzten Jahrzehnten entstanden. Es dreht sich in diesen Kämpfen ausschließlich um die Sprache. Der Rasse nach ist z. B. zwischen den Tschechen und Deutschen Böhmens kein Unterschied. Ja, unter den Gegnern wird man manchen Slawen finden, der körperlich das Urbild eines Germanen darstellt, und manchen Deutschen mit slawischem Typus. Auch die Namen zeigen manche Vermischung an. Es gibt in Böhmen tschechische Volksführer mit gut deutschen Namen und umgekehrt.

Alle diese Kämpfe gehen also nicht um die Erhaltung des eigenen Blutes, sondern um die der Sprache, der Kultur. Und wer wollte die Bedeutung dieses Kampfzieles leugnen? Die Sprache ist das wichtigste Kulturmittel, sie ist das sinnvoll gearbeitete Handwerkszeug, das uns das Höchste vermittelt. Die Sprache ist in Jahrtausenden entwickelt, sie bildet sich weiter, ist etwas Lebendiges, und in ihr spiegeln sich die Züge unserer Ahnen. Und sie hat auch gestaltenden Einfluß. Am deutlichsten zeigt die Physiognomie des Engländers, wie die Art des Sprechens sein Gesicht umgewandelt hat, aber wer genau beobachtet, wird finden, daß jede Sprache das Antlitz, welches sich ihrer von Jugend auf bedient, beeinflußt. Größer jedoch als die körperliche Umgestaltungskraft der Sprache ist ihre geistige. Man hat öfters nachgewiesen, daß die Entwicklung der französischen Sprache auf die Form, die der deutschen auf den Inhalt gerichtet sei. Denselben Unterschied spüren wir aber auch im Charakter der beiden Völker, und deutlich erkennen wir, wie Sprache und Volkscharakter im Zusammenhang stehen.

Man hat oft über den „Volkscharakter" geschrieben, ohne zu bedenken, daß hier ein Problem, keine im vorhinein untersuchbare Tatsache vorliegt. Rassencharaktere gibt es und muß es geben, denn gleiche Blutsverwandtschaft hat die Ererbung von Eigenschaften der gemeinsamen Ahnen zur Folge. Wenn aber ein Volk dadurch zustande kommt, daß verschiedene Rassen eine gemeinsame Sprache annehmen — sei es, daß eine erobernde Rasse sie den Unterworfenen aufzwingt, oder sei es, daß jene sie von diesen annimmt — so folgt daraus ohne weiteres noch nicht, daß damit ihre Eigenschaften nach derselben Richtung sich umwandeln und aus verschiedenen Rassencharakteren **ein** Volkscharakter entsteht. Die Möglichkeit einer solchen seelischen Änderung durch die Kultur hätten wir erst zu beweisen. Aber ich meine, man kann sie beweisen. Wir beobachten schon an Erwachsenen, daß sie, wenn sie Bürger eines fremden Landes werden, durch den Gedankenkreis des Volkes, durch dessen Art, sich auszudrücken, beeinflußt werden. Viele Deutsche z. B., die nach Nordamerika auswanderten, sind in ihrem Denken und Fühlen Amerikaner geworden, ja, sogar in ihrer äußeren Erscheinung hat sich dieser Wechsel ausgeprägt. Viel größer muß natürlich die Wirkungskraft der Sprache und Kultur eines Volkes werden, wenn sie ihre Arbeit schon am Kindergemüt ansetzen kann, das Einflüssen so sehr zugänglich ist.

Und das sind nur Einflüsse auf den einzelnen. Die Entwicklung eines Volkes aber erstreckt sich auf Generationen, und Einwirkungen, die schon den Vater treffen, werden, wenn sie in ebenderselben Weise am Sohn und Enkel arbeiten, verstärkte Bedeutung haben. Dazu kommen das jahrhundertelange Zusammenleben aller Mitglieder eines Volkes, die gemeinsamen Interessen, der Stolz auf die



Führer und Geisteshelden. Zusammenleben prägt ja auch bei den einzelnen gleiche Eigenarten. Wenn z. B. von zwei Brüdern der eine Seemann, der andere Schreiber wird, wird jeder von ihnen bald mehr seinen Berufsgenossen ähneln als seinem Bruder, wie er auch mit ihnen sich am engsten verbunden fühlen wird. Das Leben bildet den Charakter. Das gilt auch vom Leben eines Volkes.

Das Leben eines Volkes hat als Grundlage seine Lebensbedingungen. Es ist abhängig von dem Boden, dem Klima, den umwohnenden Völkern. Darum wird sich der Charakter eines Volkes bis zu einem gewissen Grade aus seinen Lebensbedingungen ablesen lassen. Die Geschichte hat oft gezeigt, daß zu günstige Lebensbedingungen verweichlichen, während harte stählen. Vergleichen wir heute in dieser Hinsicht uns mit unseren Feinden, so steht fest, daß die letzteren Lebensbedingungen für uns gelten. Schon Bismarck hat gesagt und andere unserer Führer vor und nach ihm, daß unsere Lage im Herzen von Europa, flankiert von mißgünstigen und feindlichen Nachbarn, ungesichert durch natürliche Grenzen, uns davor bewahre, die Hände in den Schoß sinken zu lassen. Nur durch stete Arbeit und Steigerung unserer Kraft könnten wir uns erhalten. Und der Staat, der heute die Führung in Deutschland hat, Brandenburg-Preußen, war vor allem in Lebensbedingungen, die Arbeitskraft und Pflichttreue verlangten. In „des Römischen Reiches Streusandbüchse" mußten dem Boden seine Erträge schwer abgerungen werden. Das alles hat in der Tat erst einen preußischen, dann einen deutschen Charakter geprägt. Arbeitslust, Pflichttreue, Organisationskraft, Sachlichkeit, das sind die Eigenschaften, die so entstanden sind, und die uns in diesem Kriege die Überlegenheit über unsere Feinde geben. Dazu verleiht dem Deutschen die stete Fortarbeit, die durch immer wieder andersartige und schwerere Aufgaben veranlaßt wird, niemals das Gefühl, fertig zu sein. Daß wir uns als Werdende fühlen, tritt auch in unserer Wissenschaft und Kunst, vor allem auch in unserer Sprache hervor. Wer aber sich noch im Werden fühlt, urteilt milde über anderes, ihm fehlt der Hochmut dessen, der alles zu wissen glaubt. Er ist darum besser fähig, zu lernen und sich höher zu entwickeln. Da jedoch mit der fertigen Entwicklung das Alter beginnt, so hat der Deutsche Jugend in sich, und das ist der beste Bürge für die Zukunft.

Der Franzose, der Engländer sieht gern auf den unfertigen Deutschen herab. Besonders der erstere hat die Schwelle der Jugend überschritten. Sein reiches, von guten Grenzen umgebenes Land gab ihm schon bei geringer Mühe ausreichenden Lebensunterhalt, und so entstand die Eigenschaft, die geradezu charakteristisch für den Franzosen ist, nur so lange zu arbeiten, wie es notwendig ist, um dann den Rest seines Lebens dem Genuß widmen zu können. Noch sicherer als der Franzose sitzt der Engländer auf seiner Insel. Jahrhundertelang hat seine Regierung die Völker Europas und die der anderen Erdteile zu ihrem Nutzen gebrauchen können, ohne fürchten zu müssen, daß das Unrecht sich am eigenen Lande rächen könnte. Das hat den englischen Hochmut geprägt. Der Brite hielt es nicht für der Mühe wert, sich in die Seele anderer Völker zu vertiefen. Er verkannte auch die deutsche Art und hat deshalb diesen Krieg veranlaßt. Diesmal aber wird der selbstverschuldete Irrtum seine Folgen haben. — Klar und deutlich hat die russische Regierung es verkündet, daß sie den Krieg nicht nur gegen Deutschland führe, sondern auch gegen die deutsche Arbeit in Rußland. Und in der Tat haben deutscher Handel und deutsche Industrie gewaltigen Einfluß in Rußland gewonnen. Der Russe selbst ist kein unermüdlicher Arbeiter, er ist mehr kritisch veranlagt, als daß er positiv den Fortschritt zu fördern vermag. Dazu kommt eine dem Russen eigentümliche Schwermut und Gleichgültigkeit. Die weiten Ebenen, dann auch das zweihundertjährige furchtbare Mongolenjoch mögen diese Eigenschaften geprägt haben. Sie sind daran schuld, daß das Land noch in weiten Teilen wirtschaftlich unerschlossen daliegt. Gerade deshalb ist aber der künstlich erzüchtete Drang nach außen wertlos, ja schädlich. Selbst von dem Streben nach dem offenen Meere muß das gesagt werden. Denn ein Volk hat so lange keine innere Berechtigung zur Eroberung der Meeresküste, als nicht sein eigener Drang es zur wirtschaftlichen Ausbeutung des Meeres treibt.

So sehen wir, daß in dem heutigen Kriege Völker mit gegensätzlichen Charakteren einander gegenüberstehen. Nur Österreich-Ungarn bildet eine Ausnahme. Hier hat ein Staat viele Völker vereint, und wie schon der Balkankrieg — als erster in der Geschichte mit solchen Zielen — jedem der Völker den eigenen Boden wiederzugeben suchte, so wurde von unseren Feinden die Losung ausgegeben, daß auch dieser Krieg die Völker Österreich-Ungarns „befreien" sollte. Aber fest hielten auch die Völker zum Staate, die zur anderen Hälfte beim Gegner standen. Das war eine Überraschung für unsere Feinde. Sie zeigt, daß es noch einen höheren Gedanken als den des Volkes gibt, den der Kultur. Wird ein solcher Gedanke auch große Völker einigen können? Vor Jahren rief unser Kaiser den Völkern Europas zu, ihre heiligsten Güter zu wahren. Unsere Feinde haben diese ihre höchste Pflicht verletzt durch ihre asiatischen Bündnisse und die Inanspruchnahme von Hilfskräften aus allen vier anderen Erdteilen. Auch an Europa sind sie Verräter und an jener Kultur, die ihre Wurzel in der hellenischen hat. Für ihren Kampf sind nicht ideale, sondern materielle Gesichtspunkte maßgebend. Sie wollen weiter die Früchte der Erde ernten, ohne ihre Arbeit verstärken zu müssen. Zu letzterem aber haben wir sie gezwungen; ließen sie die Hände sinken, so wären wir über sie hinweggeschritten. Das ist der Grund des Hasses gegen uns. Die Forderung: Freiheit zur Arbeit, ist eine deutsche Sache geworden. Da uns aber Geschichte und Völkerkunde auf jeder Seite lehren, daß es von der Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Arbeit abhängt, ob ein Volk weiter bestehen oder vergehen soll, braucht uns um unsere Zukunft nicht zu bangen.



Rastende Infanterie.



Üben der Regimentskapelle in Rzepin.



Vor unserem Quartier in Rzepin.



Ein Zug unserer Kompagnie als Bagagebedeckung auf dem Marsch nach Bodzentyn.

Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen. Nach Zeichnungen des Kriegsteilnehmers Feldwebels K. Schulz.

Der Einfluß des Krieges auf Volksgesundheit und Volkskraft.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Otto Lubarsch, Kiel.

Ungeheuer groß sind die Opfer an Gut und Blut, die unser Volk in diesem grausamen Kriege bringen muß; gewaltig die Anstrengungen, die die ersten und mächtigsten Kulturvölker der Erde machen, um den Sieg zu erringen. Der Gesundheit, dem Ernst, der Manneszucht und dem Heldenmut unserer wehrfähigen Männer ist es gelungen, die Schrecken und das Elend des Krieges von den Grenzen unseres Vaterlandes fernzuhalten, so daß kaum noch ein Feind auf deutschem Boden steht. Der Ausdauer und dem Opfermut des gesamten Volkes wird es ohne Zweifel glücken, den tückischen Plan unserer Gegner, uns, wenn auch nicht durch die Macht der Waffen, so doch durch den Hunger zu bezwingen, zuschanden zu machen. Aber trotz aller Erfolge ist noch kaum abzusehen, wie und wann ein Ende des Ringens möglich sein wird. Das hindert uns aber nicht, auch jetzt schon unsern Blick auf die Zeit nach dem Kriege zu richten, nicht nur, indem wir die Bedingungen des Friedensschlusses überlegen, sondern auch indem wir uns damit beschäftigen, wie die Kriegsschäden und Verwüstungen im Frieden gelindert und ausgeglichen werden können.

Und da ist zweifellos eine der wichtigsten Sorgen die um unseres ganzen Volkes Gesundheit und Kraft. Wie wird der große Krieg mit all seinen Opfern auf Volksgesundheit und -kraft wirken? Wir wissen, daß in früheren Kriegen bis in die des vorigen Jahrhunderts hinein es nicht allein die blutigen Opfer waren, die das Volk erschütterten, sondern daß mehr Menschen noch als durch Schwert und Kugeln durch Seuchen dahingerafft wurden. Am schlimmsten erging es den Völkern, auf deren Gebiet sich der Krieg abspielte, und die ungeheure Entvölkerung, die der Dreißigjährige Krieg in Deutschland verursachte, war hauptsächlich die Folge der durch die auf deutschem Boden Kämpfenden verbreiteten Seuchen und die durch die Auspressung des Volkes bewirkten Hungersnöte. Aber selbst in solchen Kriegen, in denen kein Feind unseren Boden betrat, war das Kriegsunwetter begleitet oder gefolgt von schweren Schädigungen der ganzen Volksgesundheit. Im Jahre 1866 brach nicht nur im preußischen Heere in Böhmen eine schwere Choleraepidemie aus, sondern auch unter den Daheimgebliebenen forderten Cholera und Typhus zahlreiche Opfer. Im Jahre 1871 starben in Preußen allein nur an Pocken etwa 60000 Menschen, in ganz Deutschland ungefähr 80000, d. h. beinahe noch einmal soviel, als der ganze Krieg an Todesopfern erfordert hatte. Steht es zu befürchten, daß auch diesmal eine ähnliche Schädigung der Volksgesundheit durch den Krieg und in seinem Gefolge eintreten wird? Man kann, glaube ich, diese Frage getrost und mit Bestimmtheit verneinen. Nirgends hören wir von einer Erhöhung der Sterblichkeitsziffer, die sogar in manchen Gegenden geringer ist als in den Vorjahren; nirgends sind in der Umgebung der Gefangenenlager — trotz der ungeheuren, dreiviertel Millionen bereits erheblich übersteigenden Zahl von in Deutschland untergebrachten Gefangenen — größere Epidemien aufgetreten, wie das 1870/71 der Fall war. Und der ganze Zustand unseres öffentlichen Gesundheitswesens, die ganzen Errungenschaften der neuzeitlichen Gesundheits- und Wohlfahrtspflege geben uns Bürgschaft dafür, daß weder Typhus noch Ruhr, weder Cholera noch Pocken irgendwie erheblichere Ausdehnung erlangen und größere Opfer fordern werden als in Friedenszeiten, und selbst das Fleckfieber, das die russischen Gefangenen eingeschleppt haben, scheint keine größere Ausdehnung in der bürgerlichen Bevölkerung zu gewinnen. Ungemein segensreich erweisen sich in dieser Hinsicht ja gerade die Maßregeln, die das Deutsche Reich auf Grund der Erfahrungen des Krieges 1870/71 ergriffen hat. Der Vergleich der Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffern an Pocken zwischen dem preußisch-deutschen Heere, in dem die Zwangsschutzpockenimpfung größtenteils seit Jahren durchgeführt war, und denen der bürgerlichen Bevölkerung und der französischen Gefangenen führte zum Impfgesetz von 1873, dessen Segnungen jetzt vielleicht auch manche Impfgegner zugeben und preisen werden. Im deutschen Heere betrug nämlich die Zahl aller Pockenerkrankungen nur 4991, d. h. etwas über 0,5 Proz. der durchschnittlichen mobilen Stärke, mit einer Sterblichkeit von 297 = 5,95 Proz. der Erkrankten, während in Preußen 1871 etwa 420000 Menschen an Blattern erkrankten = 1,71 Proz. der Bevölkerung, und die 373000 in Deutschland untergebrachten französischen Kriegsgefangenen eine Pockenerkrankungszahl von 14178 = 3,8 Proz., mit einer Sterblichkeitszahl von 1963 = 13,8 Proz. der Erkrankten aufwiesen. Der auf Grund dieser Tatsachen seitdem im Deutschen Reiche durchgeführte Impfzwang hat das fast völlige Erlöschen dieser Krankheit, wenn nicht unmittelbar herbeigeführt, so doch zum mindesten erheblich unterstützt. Die wesentlichen Verbesserungen in der Trinkwasserversorgung der Städte und des Landes, die Fortschritte der Wohnungsfürsorge, die planmäßige Erziehung des Volkes zu größerer Reinlichkeit, die Überwachung der Lebensmittel und vor allem die gesamte wirtschaftliche Hebung unseres Volkes haben den Ausbruch größerer Volksseuchen bei uns immer mehr eingeschränkt, so daß wir ohne Zagen der Zukunft entgegensehen und wohl sicher sein können, daß eine Schädigung der Volksgesundheit durch Seuchen diesmal nicht eintreten wird.



Erstürmung eines 1300 m hohen Berges in den Karpathen durch das k. u. k. Feldjäger-Bataillon Nr. 1 am 6. Mai. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers k. u. k. Oberleutnants Otto Girßl.



Stellung am 7., 8. und 9. Mai nach dem Sturm. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers k. u. k. Oberleutnants Otto Girßl.

Vom südöstlichen Kriegsschauplatz.

Drohen der Volksgesundheit nicht aber noch andere Gefahren durch den Krieg? Ist nicht doch zu befürchten, daß viele unserer Krieger, die den Gefahren des Kampfes glücklich entgingen und keiner schwereren Krankheit anheimfielen, doch als dauernd an Körper oder Geist geschwächte Menschen zurückkehren oder, von Geschlechtskrankheiten zerrüttet, eine Gefahr für Frauen und Nachkommenschaft werden? Auch in dieser Hinsicht brauchen wir uns übertriebenen Befürchtungen wohl nicht hinzugeben. Freilich ist die Zahl der Verluste, die ein Volk in einem Krieg erleidet, nicht in der Zahl der Gefallenen, an Wunden und Krankheiten Verstorbenen erschöpft, sondern es kommen die hinzu, die infolge des Krieges dienst- oder sogar arbeitsunfähig („invalide") geworden sind. Im Deutsch-Französischen Kriege betrugen unsere Verluste an Toten und Verstorbenen 43182, der als Invalide bis 1884 anerkannten 69885 Mann; gewiß eine erhebliche Zahl, von der wir aber nicht anzunehmen brauchen, daß sie diesmal das gleiche Verhältnis erreichen wird. Dazu sind die Fortschritte der Krankenbehandlung und der Krüppelfürsorge zu erheblich. Schon der Umstand, daß die Kriegschirurgie heute in viel ausgedehnterem Maßstabe eine erhaltende sein kann, daß Absetzungen von Gliedern, Herausschneiden von Gelenken immer seltener geworden sind, gewährleistet uns, daß die Zahl der durch den Krieg erwerbsunfähig Gewordenen eine verhältnismäßig erheblich geringere sein wird als nach dem Kriege 1870/71. Dazu werden vor allem auch die kraftvollen Bestrebungen der Orthopäden und der Krüppelfürsorgevereinigungen beitragen, die in der verheißungsvollen Botschaft Biesalskis gipfeln: „Es gibt kein Krüppeltum mehr, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden." — Selbst die Beschränkung der Volksernährung, zu der wir durch den Aushungerungsplan Englands gezwungen sind, braucht uns bezüglich ihrer Folgen für die Volksgesundheit keine ernsthaften Sorgen zu machen. Freilich ist das Problem, einen Teil der uns fehlenden gewohnten Nährstoffe und Nährmittel auch bei der Ernährung der Massen zu sparen, weit schwieriger, als in den öffentlichen Vorträgen der letzten Wochen zugegeben ist. Der Rat, statt des

Führer und Geisteshelden. Zusammenleben prägt ja auch bei den einzelnen gleiche Eigenarten. Wenn z. B. von zwei Brüdern der eine Seemann, der andere Schreiber wird, wird jeder von ihnen bald mehr seinen Berufsgenossen ähneln als seinem Bruder, wie er auch mit ihnen sich am engsten verbunden fühlen wird. Das Leben bildet den Charakter. Das gilt auch vom Leben eines Volkes.

Das Leben eines Volkes hat als Grundlage seine Lebensbedingungen. Es ist abhängig von dem Boden, dem Klima, den umwohnenden Völkern. Darum wird sich der Charakter eines Volkes bis zu einem gewissen Grade aus seinen Lebensbedingungen ablesen lassen. Die Geschichte hat oft gezeigt, daß zu günstige Lebensbedingungen verweichlichen, während harte stählen. Vergleichen wir heute in dieser Hinsicht uns mit unseren Feinden, so steht fest, daß die letzteren Lebensbedingungen für uns gelten. Schon Bismarck hat gesagt und andere unserer Führer vor und nach ihm, daß unsere Lage im Herzen von Europa, flankiert von mißgünstigen und feindlichen Nachbarn, ungesichert durch natürliche Grenzen, uns davor bewahre, die Hände in den Schoß sinken zu lassen. Nur durch stete Arbeit und Steigerung unserer Kraft könnten wir uns erhalten. Und der Staat, der heute die Führung in Deutschland hat, Brandenburg-Preußen, war vor allem in Lebensbedingungen, die Arbeitskraft und Pflichttreue verlangten. In „des Römischen Reiches Streusandbüchse“ mußten dem Boden seine Erträge schwer abgerungen werden. Das alles hat in der Tat erst einen preußischen, dann einen deutschen Charakter geprägt. Arbeitslust, Pflichttreue, Organisationskraft, Sachlichkeit, das sind die Eigenschaften, die so entstanden sind, und die uns in diesem Kriege die Überlegenheit über unsere Feinde geben. Dazu verleiht dem Deutschen die stete Fortarbeit, die durch immer wieder andersartige und schwerere Aufgaben veranlaßt wird, niemals das Gefühl, fertig zu sein. Daß wir uns als Werdende fühlen, tritt auch in unserer Wissenschaft und Kunst, vor allem auch in unserer Sprache hervor. Wer aber sich noch im Werden fühlt, urteilt milde über anderes, ihm fehlt der Hochmut dessen, der alles zu wissen glaubt. Er ist darum besser fähig, zu lernen und sich höher zu entwickeln. Da jedoch mit der fertigen Entwick-



Rastende Infanterie.



Üben der Regimentskapelle in Rzepin.



[V]or unserem Quartier in Rzepin.

[...]ung das Alter beginnt, [...] hat der Deutsche Ju[g]end in sich, und das [is]t der beste Bürge für [d]ie Zukunft.

Der Franzose, der [E]ngländer sieht gern auf [de]n unfertigen Deutschen [he]rab. Besonders der [le]tztere hat die Schwelle [de]r Jugend überschrit[te]n. Sein reiches, von [fes]ten Grenzen umgebene[s] Land gab ihm schon [be]i geringer Mühe aus[rei]chenden Lebensunter[ha]lt, und so entstand [di]e Eigenschaft, die ge[ra]dezu charakteristisch für [de]n Franzosen ist, nur [so] lange zu arbeiten, wie [es] notwendig ist, um [da]nn den Rest seines [Le]bens dem Genuß wid[me]n zu können. Noch [sch]werer als der Franzose sitzt der Engländer auf seiner Insel. Jahrhundertelang hat seine Regierung die Völker Europas und die der anderen Erdteile zu ihrem Nutzen gebrauchen können, ohne fürchten zu müssen, daß das Unrecht sich am eigenen Lande rächen könnte. Das hat den englischen Hochmut geprägt. Der Brite hielt es nicht für der Mühe wert, sich in die Seele anderer Völker zu vertiefen. Er verkannte auch die deutsche Art und hat deshalb diesen Krieg veranlaßt. Diesmal aber wird der selbstverschuldete Irrtum seine Folgen haben. — Klar und deutlich hat die russische Regierung es verkündet, daß sie den Krieg nicht nur gegen Deutschland führe, sondern auch gegen die deutsche Arbeit in Rußland. Und in der Tat haben deutscher Handel und deutsche Industrie gewaltigen Einfluß in Rußland gewonnen. Der Russe selbst ist kein unermüdlicher Arbeiter, er ist mehr kritisch veranlagt, als daß er positiv den Fortschritt zu fördern vermag. Dazu kommt eine dem Russen eigentümliche Schwermut und Gleichgültigkeit. Die weiten Ebenen, dann auch das zweihundertjährige furchtbare Mongolenjoch mögen diese Eigenschaften geprägt haben. Sie sind daran schuld, daß das Land noch in weiten Teilen wirtschaftlich unerschlossen daliegt. Gerade deshalb ist aber der künstlich erzüchtete Drang nach außen wertlos, ja schädlich. Selbst von dem Streben nach dem offenen Meere muß das gesagt werden. Denn ein Volk hat so lange keine innere Berechtigung zur Eroberung der Meeresküste, als nicht sein eigener Drang es zur wirtschaftlichen Ausbeutung des Meeres treibt.

So sehen wir, daß in dem heutigen Kriege Völker mit gegensätzlichen Charakteren einander gegenüberstehen. Nur Österreich-Ungarn bildet eine Ausnahme. Hier hat ein Staat viele Völker vereint, und wie schon der Balkankrieg — als erster in der Geschichte mit solchen Zielen — jedem der Völker den eigenen Boden wiederzugeben suchte, so wurde von unseren Feinden die Losung ausgegeben, daß auch dieser Krieg die Völker Österreich-Ungarns „befreien“ sollte. Aber fest hielten auch die Völker zum Staate, die zur anderen Hälfte beim Gegner standen. Das war eine Überraschung für unsere Feinde. Sie zeigt, daß es noch einen höheren Gedanken als den des Volkes gibt, den der Kultur. Wird ein solcher Gedanke auch große Völker einigen können? Vor Jahren rief unser Kaiser den Völkern Europas zu, ihre heiligsten Güter zu wahren. Unsere Feinde haben diese ihre höchste Pflicht verletzt durch ihre asiatischen Bündnisse und die Inanspruchnahme von Hilfskräften aus allen vier anderen Erdteilen. Auch an Europa sind sie Verräter und an jener Kultur, die ihre Wurzel in der hellenischen hat. Für ihren Kampf sind nicht ideale, sondern materielle Gesichtspunkte maßgebend. Sie wollen weiter die Früchte der Erde ernten, ohne ihre Arbeit verstärken zu müssen. Zu letzterem aber haben wir sie gezwungen; ließen sie die Hände sinken, so wären wir über sie hinweggeschritten. Das ist der Grund des Hasses gegen uns. Die Forderung: Freiheit zur Arbeit, ist eine deutsche Sache geworden. Da uns aber Geschichte und Völkerkunde auf jeder Seite lehren, daß es von der Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Arbeit abhängt, ob ein Volk weiter bestehen oder vergehen soll, braucht uns um unsere Zukunft nicht zu bangen.



Ein Zug unserer Kompagnie als Bagagebedeckung auf dem Marsch nach Bodzentyn.

Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen. Nach Zeichnungen des Kriegsteilnehmers Feldwebels K. Schulz.

Der Einfluß des Krieges auf Volksgesundheit und Volkskraft.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Otto Lubarsch, Kiel.

Ungeheuer groß sind die Opfer an Gut und Blut, die unser Volk in diesem grausamen Kriege bringen muß; gewaltig die Anstrengungen, die die ersten und mächtigsten Kulturvölker der Erde machen, um den Sieg zu erringen. Der Gesundheit, dem Ernst, der Manneszucht und dem Heldenmut unserer wehrfähigen Männer ist es gelungen, die Schrecken und das Elend des Krieges von den Grenzen unseres Vaterlandes fernzuhalten, so daß kaum noch ein Feind auf deutschem Boden steht. Der Ausdauer und dem Opfermut des gesamten Volkes wird es ohne Zweifel glücken, den tückischen Plan unserer Gegner, uns, wenn auch nicht durch die Macht der Waffen, so doch durch den Hunger zu bezwingen, zuschanden zu machen. Aber trotz aller Erfolge ist noch kaum abzusehen, wie und wann ein Ende des Ringens möglich sein wird. Das hindert uns aber nicht, auch jetzt schon unsern Blick auf die Zeit nach dem Kriege zu richten, nicht nur, indem wir die Bedingungen des Friedensschlusses überlegen, sondern auch indem wir uns damit beschäftigen, wie die Kriegsschäden und Verwüstungen im Frieden gelindert und ausgeglichen werden können.

Und da ist zweifellos eine der wichtigsten Sorgen die um unseres ganzen Volkes Gesundheit und Kraft. Wie wird der große Krieg mit all seinen Opfern auf Volksgesundheit und -kraft wirken? Wir wissen, daß in früheren Kriegen bis in die des vorigen Jahrhunderts hinein es nicht allein die blutigen Opfer waren, die das Volk erschütterten, sondern daß mehr Menschen noch als durch Schwert und Kugeln durch Seuchen dahingerafft wurden. Am schlimmsten erging es den Völkern, auf deren Gebiet sich der Krieg abspielte, und die ungeheure Entvölkerung, die der Dreißigjährige Krieg in Deutschland verursachte, war hauptsächlich die Folge der durch die auf deutschem Boden Kämpfenden verbreiteten Seuchen und die durch die Auspressung des Volkes bewirkten Hungersnöte. Aber selbst in solchen Kriegen, in denen kein Feind unseren Boden betrat, war das Kriegsunwetter begleitet oder gefolgt von schweren Schädigungen der ganzen Volksgesundheit. Im Jahre 1866 brach nicht nur im preußischen Heere in Böhmen eine schwere Choleraepidemie aus, sondern auch unter den Daheimgebliebenen forderten Cholera und Typhus zahlreiche Opfer. Im Jahre 1871 starben in Preußen allein nur an Pocken etwa 60000 Menschen, in ganz Deutschland ungefähr 80000, d. h. beinahe noch einmal soviel, als der ganze Krieg an Todesopfern erfordert hatte. Steht es zu befürchten, daß auch diesmal eine ähnliche Schädigung der Volksgesundheit durch den Krieg und in seinem Gefolge eintreten wird? Man kann, glaube ich, diese Frage getrost und mit Bestimmtheit verneinen. Nirgends hören wir von einer Erhöhung der Sterblichkeitsziffer, die sogar in manchen Gegenden geringer ist als in den Vorjahren; nirgends sind in der Umgebung der Gefangenenlager — trotz der ungeheueren, dreiviertel Millionen bereits erheblich übersteigenden Zahl von in Deutschland untergebrachten Gefangenen — größere Epidemien aufgetreten, wie das 1870/71 der Fall war. Und der ganze Zustand unseres öffentlichen Gesundheitswesens, die ganzen Errungenschaften der neuzeitlichen Gesundheits- und Wohlfahrtspflege geben uns Bürgschaft dafür, daß weder Typhus noch Ruhr, weder Cholera noch Pocken irgendwie erheblichere Ausdehnung erlangen und größere Opfer fordern werden als in Friedenszeiten, und selbst das Fleckfieber, das die russischen Gefangenen eingeschleppt haben, scheint keine größere Ausdehnung in der bürgerlichen Bevölkerung zu gewinnen. Ungemein segensreich erweisen sich in dieser Hinsicht ja gerade die Maßregeln, die das Deutsche Reich auf Grund der Erfahrungen des Krieges 1870/71 ergriffen hat. Der Vergleich der Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffern an Pocken zwischen dem preußisch-deutschen Heere, in dem die Zwangsschutzpockenimpfung größtenteils seit Jahren durchgeführt war, und denen der bürgerlichen Bevölkerung und der französischen Gefangenen führte zum Impfgesetz von 1873, dessen Segnungen jetzt vielleicht auch manche Impfgegner zugeben und preisen werden. Im deutschen Heere betrug nämlich die Zahl aller Pockenerkrankungen nur 4991, d. h. etwas über 0,5 Proz. der durchschnittlichen mobilen Stärke, mit einer Sterblichkeit von 297 = 5,95 Proz. der Erkrankten, während in Preußen 1871 etwa 420000 Menschen an Blattern erkrankten = 1,71 Proz. der Bevölkerung, und die 373000 in Deutschland untergebrachten französischen Kriegsgefangenen eine Pockenerkrankungszahl von 14178 = 3,8 Proz., mit einer Sterblichkeitszahl von 1963 = 13,8 Proz. der Erkrankten aufwiesen. Der auf Grund dieser Tatsachen seitdem im Deutschen Reiche durchgeführte Impfzwang hat das fast völlige Erlöschen dieser Krankheit, wenn nicht unmittelbar herbeigeführt, so doch zum mindesten erheblich unterstützt. Die wesentlichen Verbesserungen in der Trinkwasserversorgung der Städte und des Landes, die Fortschritte der Wohnungsfürsorge, die planmäßige Erziehung des Volkes zu größerer Reinlichkeit, die Überwachung der Lebensmittel und vor allem die gesamte wirtschaftliche Hebung unseres Volkes haben den Ausbruch größerer Volksseuchen bei uns immer mehr eingeschränkt, so daß wir ohne Zagen der Zukunft entgegensehen und wohl sicher sein können, daß eine Schädigung der Volksgesundheit durch Seuchen diesmal nicht eintreten wird.

Drohen der Volksgesundheit nicht aber noch andere Gefahren durch den Krieg? Ist nicht doch zu befürchten, daß viele unserer Krieger, die den Gefahren des Kampfes glücklich entgingen und keiner schwereren Krankheit anheimfielen, doch als dauernd an Körper oder Geist geschwächte Menschen zurückkehren oder, von Geschlechtskrankheiten zerrüttet, eine Gefahr für Frauen und Nachkommenschaft werden? Auch in dieser Hinsicht brauchen wir uns übertriebenen Befürchtungen wohl nicht hinzugeben. Freilich ist die Zahl der Verluste, die ein Volk in einem Krieg erleidet, nicht in der Zahl der Gefallenen, an Wunden und Krankheiten Verstorbenen erschöpft, sondern es kommen die hinzu, die infolge des Krieges dienst- oder sogar arbeitsunfähig („invalide") geworden sind. Im Deutsch-Französischen Kriege betrugen unsere Verluste an Toten und Verstorbenen 43182, der als Invalide bis 1884 anerkannten 69885 Mann; gewiß eine erhebliche Zahl, von der wir aber nicht anzunehmen brauchen, daß sie diesmal das gleiche Verhältnis erreichen wird. Dazu sind die Fortschritte der Krankenbehandlung und der Krüppelfürsorge zu erheblich. Schon der Umstand, daß die Kriegschirurgie heute in viel ausgedehnterem Maßstabe eine erhaltende sein kann, daß Absetzungen von Gliedern, Herausschneiden von Gelenken immer seltener geworden sind, gewährleistet uns, daß die Zahl der durch den Krieg erwerbsunfähig Gewordenen eine verhältnismäßig erheblich geringere sein wird als nach dem Kriege 1870/71. Dazu werden vor allem auch die kraftvollen Bestrebungen der Orthopäden und der Krüppelfürsorgevereinigungen beitragen, die in der verheißungsvollen Botschaft Biesalskis gipfeln: „Es gibt kein Krüppeltum mehr, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden."
Selbst die Beschränkung der Volksernährung, zu der wir durch den Aushungerungsplan Englands gezwungen sind, braucht uns bezüglich ihrer Folgen für die Volksgesundheit keine ernsthaften Sorgen zu machen. Freilich ist das Problem, einen Teil der uns fehlenden gewohnten Nährstoffe und Nährmittel auch bei der Ernährung der Massen zu sparen, weit schwieriger, als in den öffentlichen Vorträgen der letzten Wochen zugegeben ist. Der Rat, statt des

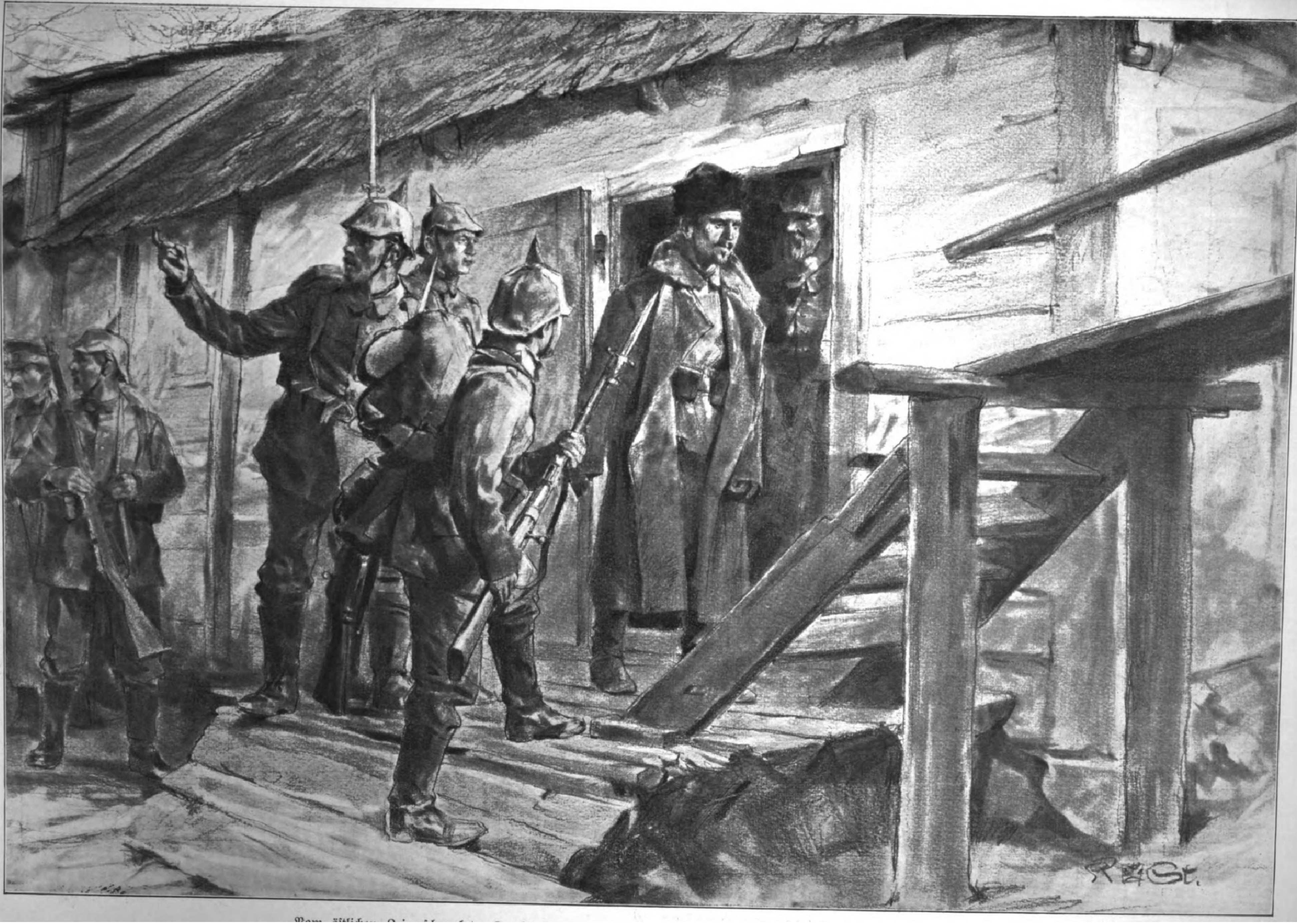


Erstürmung eines 1300 m hohen Berges in den Karpathen durch das k. u. k. Feldjäger-Bataillon Nr. 1 am 6. Mai. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers k. u. k. Oberleutnants Otto Girzik.



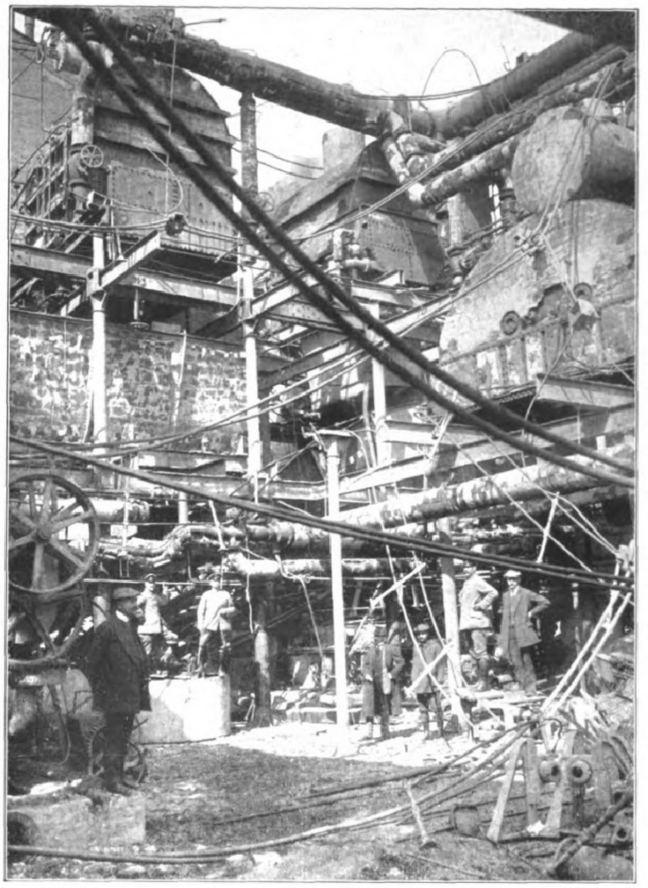
Stellung am 7., 8. und 9. Mai nach dem Sturm. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers k. u. k. Oberleutnants Otto Girzik.

Vom südöstlichen Kriegsschauplatz.



fehlenden Brotes Fleisch, Reis, Kuchen und Torten zu essen, klingt doch ein wenig nach dem Ausspruch der wohlwollenden Gräfin, die bei einer Hungersnot naiv fragte, warum die Leute keinen Kuchen äßen, wenn sie kein Brot hätten. So kinderleicht es für die wohlhabende, ja auch nur einigermaßen bemittelte Bevölkerung auch ist, das Drittel an Getreide und noch darüber einzusparen, so schwierig ist das doch für die mittellose und wenig bemittelte Bevölkerung, für die die Änderung der Lebens- und Ernährungsweise eine viel größere Umwälzung bedeutet und gewisse Grenzen an geldlichen Schwierigkeiten findet. Wo große Teile der Arbeiterschaft zum Teil aus Bequemlichkeit, zum Teil aus Sparsamkeit gewöhnt sind, fast ausschließlich von Brot, Kartoffeln und Kaffee zu leben, wird es nicht leicht sein, geeigneten Ersatz zu finden, und es werden sicher mannigfache Schwierigkeiten, die wir jetzt kaum schon übersehen können, entstehen. Aber daß dadurch eine erhebliche Zunahme der Erkrankungen und der Volkssterblichkeit sich ergeben und dauernde Gesundheitsschädigungen zurückbleiben werden, ist ganz und gar nicht zu erwarten. Denn es ist wohl sicher, daß die Änderung der Ernährungsweise und die sparsamere und zweckmäßigere Ernährung, zu der fast die gesamte Bevölkerung durch diesen Krieg gezwungen wird, gesundheitlich in vieler Hinsicht nur günstig wirken wird und der Krieg hier als heilsamer und segensreicher Lehrmeister auftritt, nicht nur weil wir wirklich ein „Volk der Dicken" wären, wie es behauptet worden ist, sondern auch weil wir wieder zu der Sparsamkeit und Kargheit der Lebensweise unserer Vorfahren zurückgeführt werden, die unser Volk und namentlich Preußen groß gemacht haben.

Wie aber endlich steht es mit den Folgen des Krieges für die Volkskraft? Müssen wir hier nicht wirklich schwarz in die Zukunft blicken? Sind es nicht die Besten aller Klassen und Berufsstände, die auf den Schlachtfeldern bluten? Sind nicht die Verluste, die unser Geburts- und Militäradel, unsere Beamten- und Lehrerschaft, unsere Landwirtschaft und Handel, Gewerbe und Industrie erlitten, ganz ungeheuerlich und unersetzlich? Muß sich nicht den Tränen und Seufzern der einzelnen, die um den Verlust ihrer Erhalter und ihrer Zukunftshoffnungen klagen, auch die Sorge des gesamten Volkes um seine geistige und körperliche Zukunft hinzugesellen?



Die Ruinen der Zuckerfabrik in Przeworsk vor Jaroslau, die die Russen am Morgen ihres Rückzuges aus der Gegend in Brand steckten. (Phot. R. Sennecke.)

Die Beantwortung dieser Fragen i gewiß sehr schwer, und wir werden sie nic lediglich durch Hinweise auf die Erfahru gen früherer Kriege und die Gegenübe stellung von Zahlen lösen können. Ve gleicht man lediglich die nackten Zahlen, s gewinnt man freilich den Eindruck, als o die Verluste, die ein Volk in Kriegen e leidet, kaum von überwältigender Bede tung sind. Vergleicht man die Zahl unsere Verluste im Deutsch-Französischen Krieg von 43182 Mann mit der 80000 Mensche betragenden Pockensterblichkeit und eine Gesamtsterblichkeit von über 1 Million Men schen im Jahre 1871, so erscheint der Ve lust erstaunlich gering. Aber diese Zahle können nicht unmittelbar miteinander ve glichen werden, weil es sich bei unsere Kriegsverlustzahlen ausschließlich u Männer im Alter von größtenteils etw 20 bis 40 Jahren handelt, während in de Zahlen über Pocken- und Gesamtsterblich keit noch alle Frauen, Kinder und Männe der anderen Altersstufen stecken. Wi anders das Bild wird, ergibt sich aus einen Vergleich, den der „Sanitätsbericht übe die deutschen Heere im Kriege gegen Frank reich 1870/71" (Berlin 1886) anstellt, w die gleichen Altersstufen verglichen sind

Von je 1000 Lebenden starben 1867 au der männlichen Zivilbevölkerung:

im Alter von	20	bis	35	Jahren		9,2
„ „ „	20	„	30	„		9,2
„ „ „	30	„	40	„		11,3
„ „ „	30	„	50	„		14,1
„ „ „	50	„	70	„		34,5

Von je 1000 Lebenden starben 1870/71 im gleichen Alter stehend:

Unteroffiziere und Mannschaften .	46,0
Leutnants	88,6
Hauptleute und Rittmeister	86,2
Stabsoffiziere	105,1
Generale	76,1

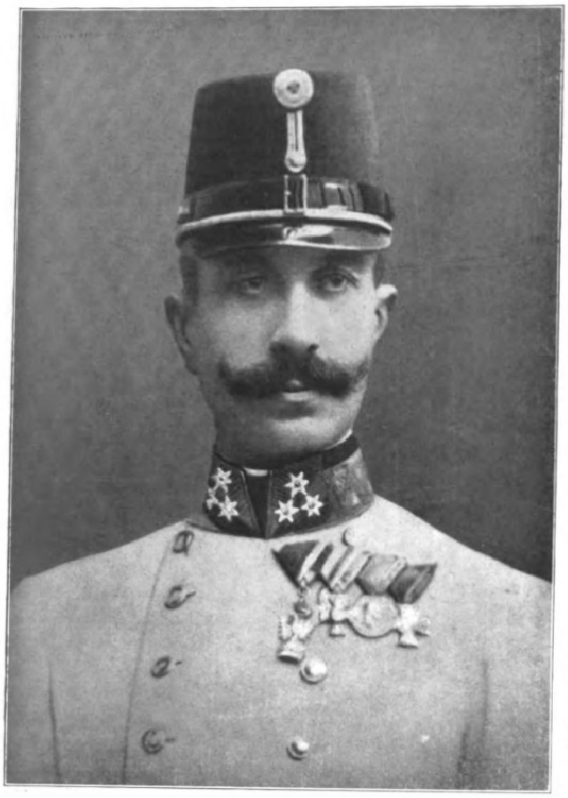
Der Prozentsatz übersteigt demnach den de gleichalterigen Zivilbevölkerung um da 5fache bei Unteroffizieren und Mannschaften, das 7fache bei den Stabsoffizieren, das 7½fache bei Hauptleuten und Rittmeistern und das 9½fache bei den Leutnants.

Es ist klar, daß wir ähnliche Vergleich für den jetzigen Krieg noch nicht machen können. Denn wenn es vielleicht auch möglich wäre, einen ungefähren zahlenmäßigen Überblick über unsere bisherigen Verluste an Toten und Verstorbenen an der Hand der Verlustlisten und anderer amtlicher Mitteilungen zu gewinnen, so wissen wir doch nicht, welche Verluste uns noch



Der Kaiser mit Generalfeldmarschall v. Mackensen (×). Rechts neben dem Kaiser Generalmajor v. Seeckt, der Generalstabschef der Armee Mackensen. (Hofphot. G. Berger.)

Vom Kriegsschauplatz in Galizien.



General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli,
der Führer der österreichisch-ungarischen II. Armee, die am 22. Juni vormittags Lemberg eroberte. An der Spitze seiner siegreichen Truppen zog der ruhmgekrönte General unter dem Jubel der Bevölkerung um 4 Uhr nachmittags in die befreite Stadt ein.



Feldzeugmeister Puhallo v. Brlog,
der Kommandant des österreichisch-ungarischen X. Korps, das am 3. Juni von Süden und Osten her in die Festung Przemysl eindrang und dann im Vormarsch gegen Lemberg weitere Lorbeeren an seine Fahnen heftete. (Phot. E. Schöfer, Wien.)

bevorstehen, und noch weniger können wir bereits übersehen, wie sich die Verluste auf die einzelnen Altersklassen verteilen, da sich zweifellos infolge der großen Zahl sehr jugendlicher und alter Kriegsfreiwilliger und der ausgedehnten Heranziehung der alten Landwehr- und selbst Landsturmjahrgänge zu den Kämpfen das Verhältnis der Altersklassen im Vergleich zu den früheren Kriegen erheblich verschoben hat. Nur das können wir schon jetzt sicher sagen: selbst wenn die Verluste im Verhältnis nicht höhere sein sollten als 1870/71, d. h. ungefähr 5 Proz. der Durchschnittsmobilstärke von Heer und Flotte, wird das Verhältnis zur Friedenssterblichkeit ungünstiger sein als damals — schon deswegen, weil die mobile Stärke sich gegen 1870 ungefähr verfünffacht, die Bevölkerung aber nicht ganz verdoppelt hat und die Friedenssterblichkeit erheblich gesunken ist (von etwa 26 aufs Tausend im Jahre 1871 auf ungefähr 16 aufs Tausend im Jahre 1910). Wir werden uns also darüber keinen Täuschungen hingeben dürfen, daß, schon allein rein zahlenmäßig betrachtet, unser Volk stärkere Verluste in diesem Kriege erleiden wird als 1870, wobei wir noch nicht berücksichtigt haben die Verluste, die die bürgerliche Bevölkerung durch den Einfall der Russen in Ostpreußen und der Franzosen in Elsaß-Lothringen erlitten hat.

Aber alle diese traurigen Zahlen sind doch nicht imstande, unsere Überzeugung zu erschüttern, daß unsere Volkskraft aus diesem Kriege ungeschwächt, ja in mancher Hinsicht gestärkt hervorgehen wird. Denn die Kraft eines Volkes beruht nicht lediglich auf seiner Kopfzahl, nicht lediglich auf der Zahl der in einem bestimmten Zeitraum vorhandenen Führer. Denn so schwer auch alle diese Verluste an Zahl und Wert wiegen, so werden sie doch in überraschend kurzer Zeit wieder ausgeglichen, wenn der Kern des Volkes gesund geblieben ist.



Brennende Naphtha-Gruben in Boryslav. Im Vordergrunde zerstörte Bohrtürme. (Kilophot G. m. b. H., Wien.)

Vom Kriegsschauplatz in Galizien.



Der Stab des Armeegruppen-Kommandos v. Szurmay während der Feldpredigt.

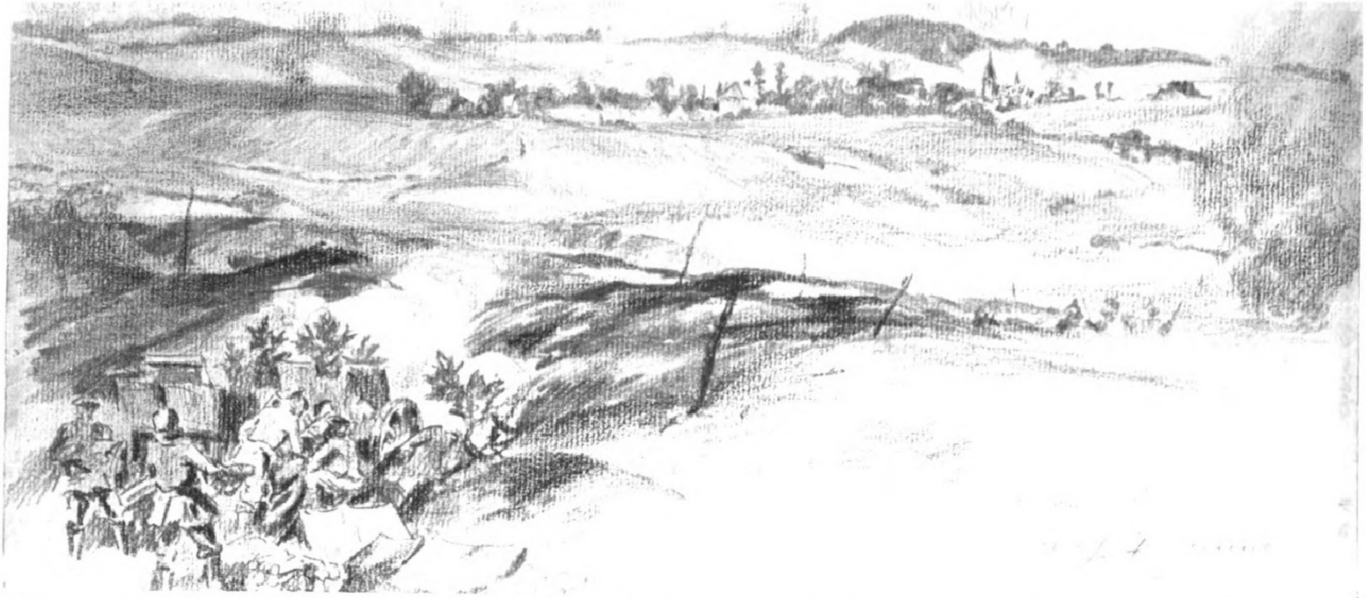


Vormarsch der berittenen Tiroler Landesschützen gegen den San.



Ordonnanz-Auto beim Überqueren eines Flusses.

Vom Kriegsschauplatz in Galizien. Nach Aufnahmen von Kilophot G. m. b. H., Wien.



Beschießung des von den Russen stark befestigten Berges Gaj und der Höhen vor Przemysl durch die Artillerie des Beskidenkorps am 3. Juni. In der Mitte das Dorf Tamanowice.

Und in dieser Hinsicht haben wir wirklich keinen Grund, zu verzagen. Der Krieg ist uns ein harter, aber wohltätiger Erzieher und Lehrmeister geworden. Es gibt wohl kaum einen Deutschen, der nicht, wenn er ehrlich gegen sich und andere ist, wird gestehen müssen, daß er durch die äußere und innere Not dieses Krieges gelernt hat und wohltätig aufgerüttelt ist, daß er manches, was ihm unentbehrlich schien, als leicht entbehrlich erkannt und einen anderen und besseren Maßstab an Menschen und Dinge zu legen sich gewöhnt hat als in Friedenszeiten. Mehr noch als bisher wird, wenn der goldne Friede erst wiedergekehrt ist, freie Bahn für das Talent, für jeden Tüchtigen im Volke sein und sich die unerschöpfliche Kraft unseres Volkes in segenbringendem Strome über unsere Nachkommen ergießen können, so daß einst als das Endergebnis der gewaltigen Erschütterung dieses Krieges die Nachwelt nicht die Tränen und Leiden, die Not und die Entbehrungen, sondern mehr den durch ihn bewirkten Aufschwung sehen wird, so daß für sie wahr werden wird das Schillersche Wort:

„Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie."

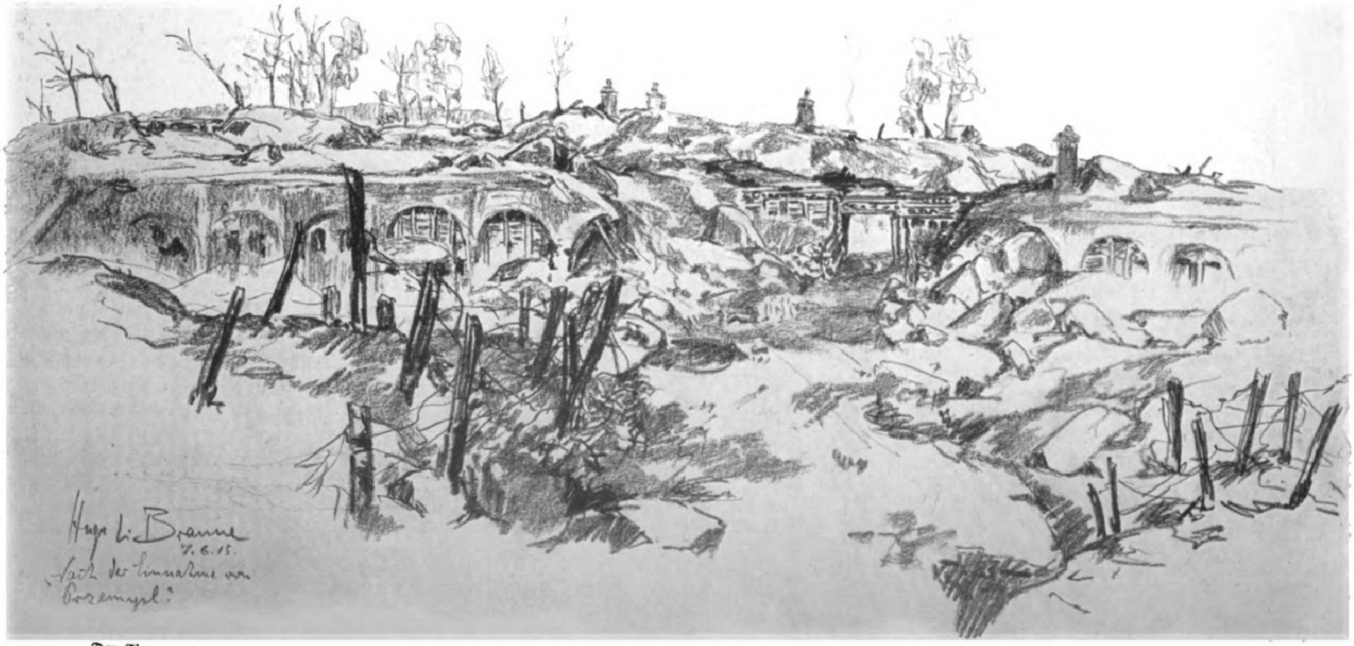


Galizische Dorfbewohner vor ihrem Heim in Bolanowice bei Przemysl nach dem Abzug der Russen.

Wie schaffen wir uns Ersatz für die Genußmittel?

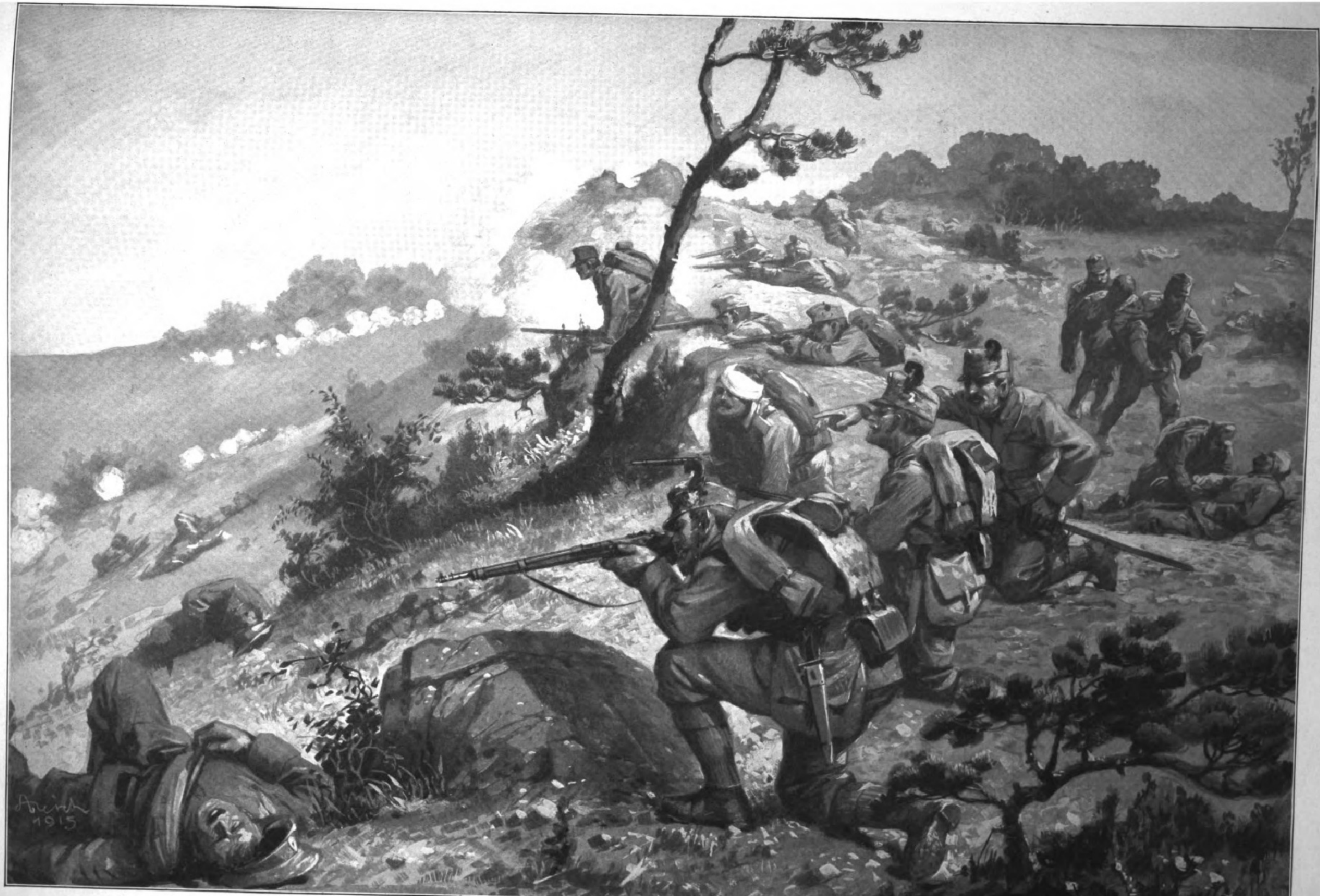
Von Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Vinzenz Czerny, Heidelberg.

Wir müssen uns für einen nochmaligen Winterfeldzug einrichten. Die Zufuhr von ausländischen Genußmitteln: Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, Gewürze, Drogen der verschiedensten Art, an die wir uns wie an eine selbstverständliche Zutat zu dem Einerlei der täglichen Kost gewöhnt haben, wird immer schwieriger, da uns auch der Zugang durch Italien verschlossen ist. Zum Glück haben unsere Altvordern auch ohne diese Genußmittel

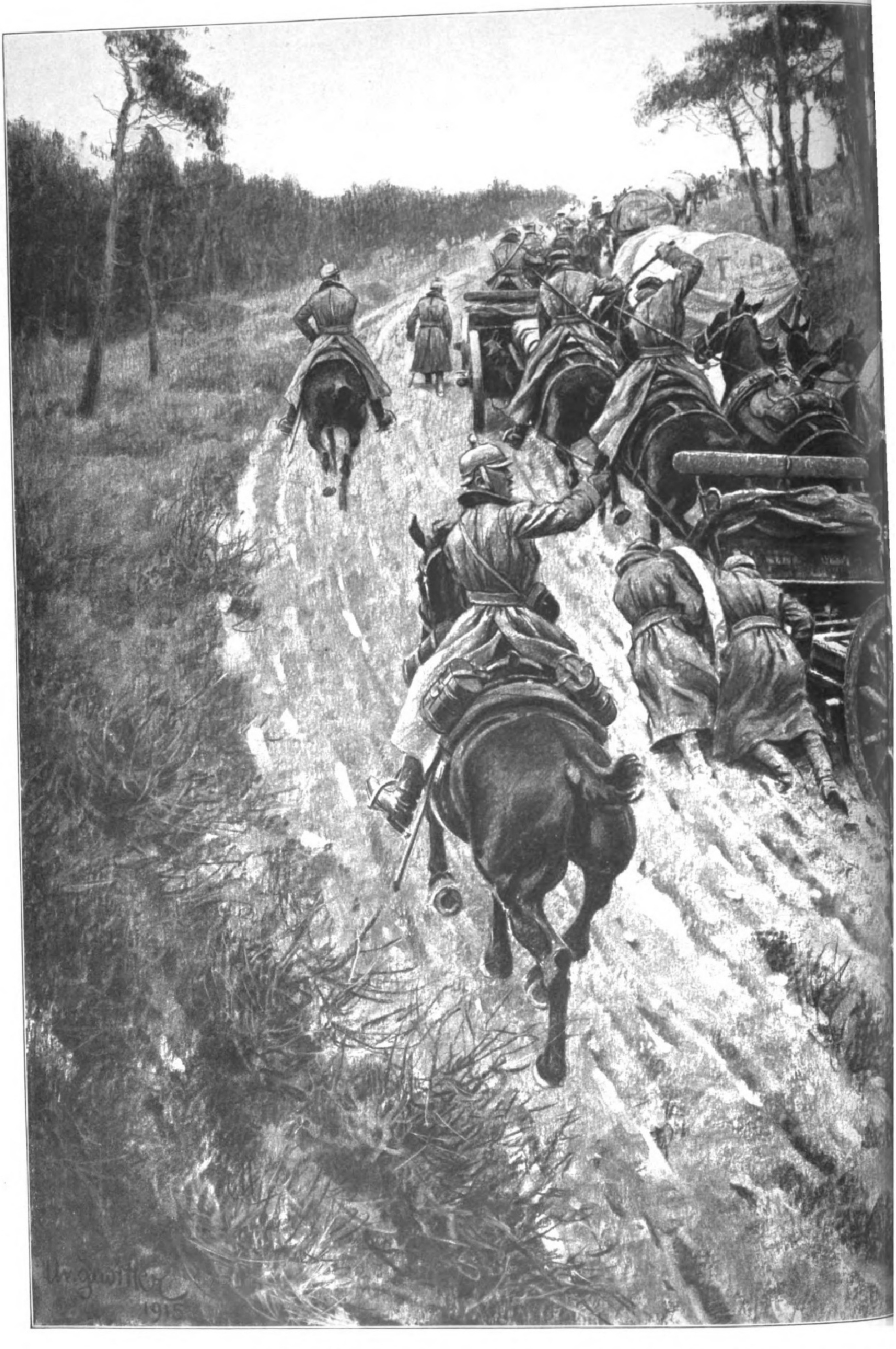


Der Eingang des am weitesten westlich gelegenen Forts von Przemysl, das am meisten unter dem Feuer der österreichischen 30,5-cm-Mörser zu leiden hatte.

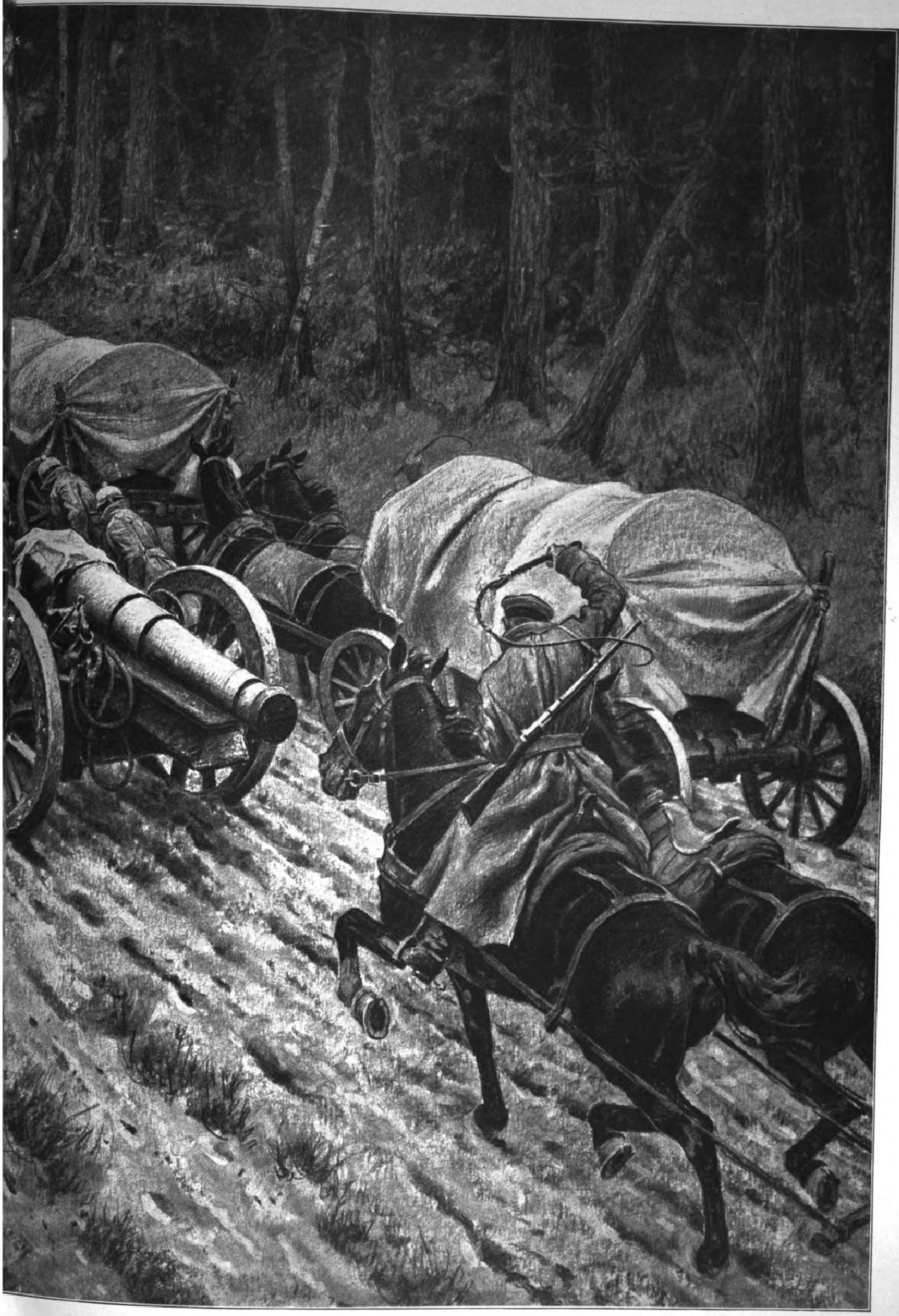
zu der Eroberung von Przemysl durch die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen am 3. Juni. Nach Zeichnungen des auf den südöstlichen Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hugo L. Braune.



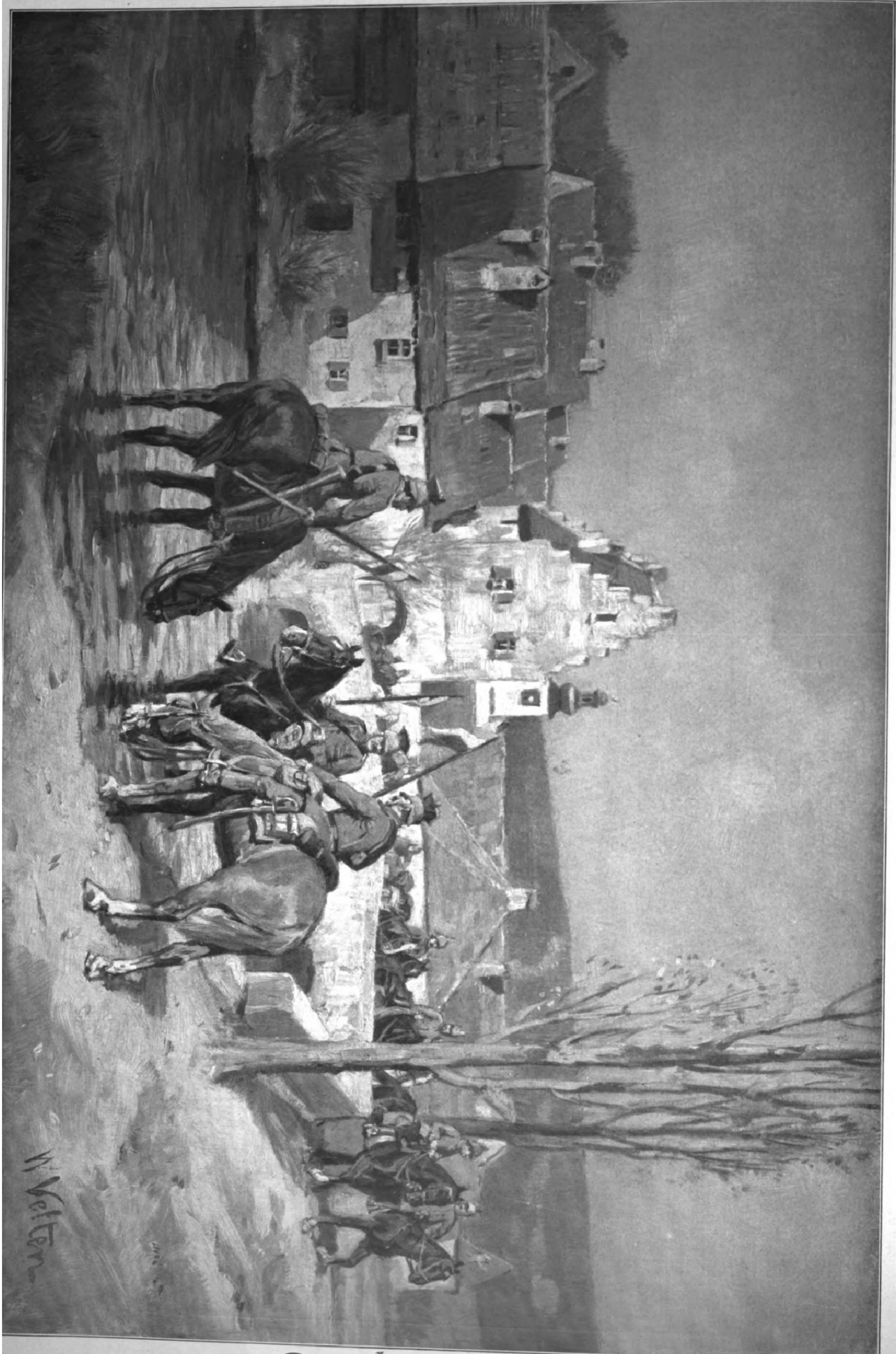
Zur Erinnerung an eine Heldentat

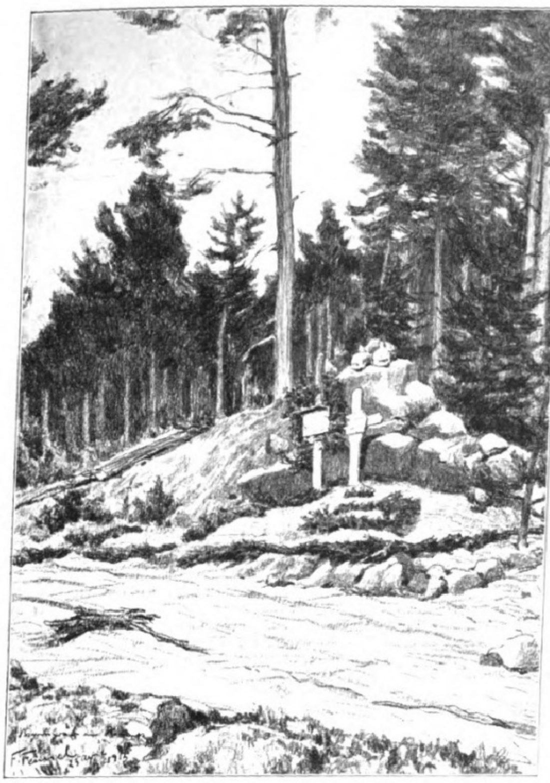


Vom westlichen Kriegsschauplatz: Transport schwerer Geschütze im Gebirge. Für di



…ziger „Illustrirte Zeitung" nach der Natur gezeichnet von Professor Hugo Ungewitter.


W. Velten



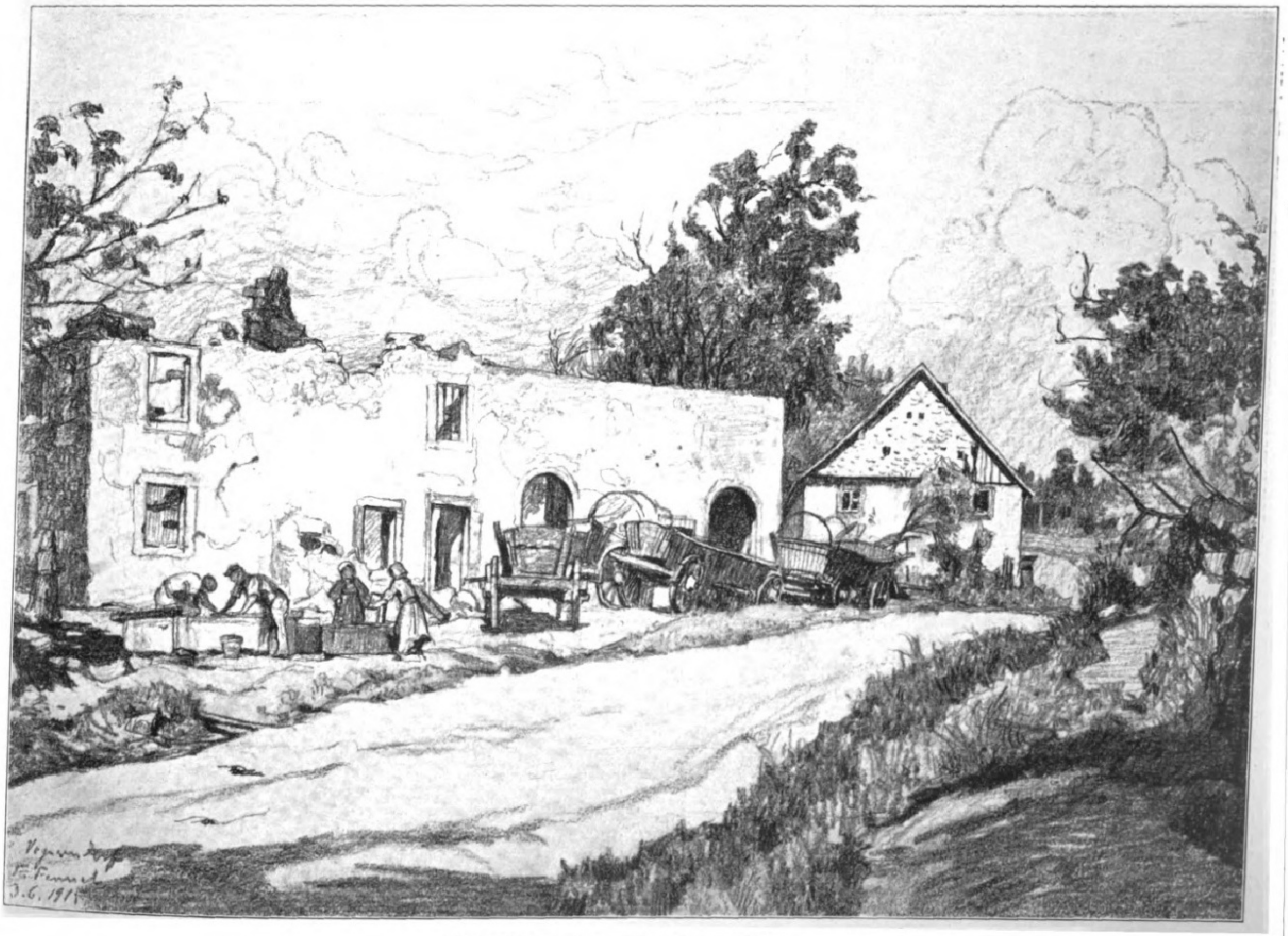
Ein Bayerngrab in den Hochvogesen.



Der Regimentsschuster eines bayrischen Regiments in seiner Werkstatt in einer oberelsässischen Dorfkirche.

existiert und waren deshalb nicht weniger kräftig und gesund als wir. Es wird also auch ohne diese Genußmittel gehen, und wir können uns vom Markte des Auslandes unabhängig machen.

Die Staatsverwaltung sorgt mit Recht in erster Linie für Nahrungsmittel, um den teuflischen Plan der Engländer, das deutsche Volk durch Hunger in die Knie zu zwingen, zunichte zu machen. Für den Ersatz der Genußmittel, deren Nährwert problematisch ist, soll die Bevölkerung selber sorgen. Unser findiger Handelsstand wird die Wege ausfindig machen, um das Bedürfnis an Genußmitteln zu decken oder Ersatzmittel zu beschaffen. So ist ja der Ersatz des Kaffees durch Cichorie, gebrannte Rüben, Malz usw. schon längst Gegenstand einer Großindustrie, die sich möglichst dem verwöhnten Gaumen anzupassen sucht. An Nährwert sind die alten Frühstücksuppen: Milchsuppe, Brotsuppe, Kübelsauer, Bier- und Weinsuppe und ähnliches dem jetzt gebräuchlichen dünnen Milchkaffee oder Tee entschieden überlegen.



Oberelsässische Dorfstraße mit zerschossenen Häusern.

Vom Kriegsschauplatz im Oberelsaß. Nach Zeichnungen des Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Friedrich Fennel.



Vom Besuch des Königs Friedrich August von Sachsen auf dem Kriegsschauplatz in Westflandern: Der König (×) mit den Offizieren eines **Reservekorps vor einem Schloß.** (Phot. Gerlach.)



Ein erbeutetes englisches Maschinengewehr. Die Engländer hatten es beim Sturmangriff mit vorgetragen, es wurde ihnen aber abgenommen und sofort gegen die englischen Schützengräben in Stellung gebracht.

Für den chinesischen Tee hat die vornehme Welt in den letzten Jahren manchmal ein Ersatzmittel in der von Paris ausgehenden Sitte gefunden, nach dem Diner noch eine Tisane, einen Tee von Kamillen, Pfefferminze, Zitronenmelisse, Lindenblüten usw., zu reichen. Die überreizten Nerven werden dadurch beruhigt und gestatten einen ruhigeren Schlaf als das in Deutschland übliche Glas Bier, das nach einem üppigen Mahle leicht Verdauungsstörungen verursacht.

Kürzlich begegnete ich in der Hirschgasse einer Frau, die mit ihrem Töchterchen junge Erdbeerblätter sammelte. Auf meine Frage: wozu? antwortete sie: „Ei, zum Tee. So weeß ma doch, was ma hot, un 's schmeckt grod so gut wie der chinesische Dreck." Tatsächlich kann ein Aufguß von jungen getrockneten Erdbeer-, Brombeer-, Heidelbeerblättern die aromatischen Anteile des chinesischen Tees ersetzen, wenn ihm auch die erregende Wirkung abgeht. Da aber die heimische Flora unerschöpflich ist an sehr different schmeckenden Teesorten, kann man dem individuellen Geschmack entsprechende Mischungen hervorbringen. Es wäre das Sache eines Geschmackskünstlers, der seine Zunge für diesen Zweck ebenso fein ausbilden könnte wie der Kellermeister des Bremer Ratskellers für die verschiedenen Weinsorten.

Nur um Sachverständige zu weiteren Mitteilungen anzuregen, erinnere ich außer den obengenannten Sorten an Krauseminze, Feldthymian (Quendel), Lavendel, Schafgarbe, Chenopodium, Waldmeister, Wollblumen (Königskerze), Hollunder usw. Von allen Hängen duften jetzt die üppigen, weißen Blütendolden des schwarzen Hollunders und werden viel zu wenig geschätzt, während der berühmte Dr. Boerhave noch vor jedem Hollunderstrauch sein Haupt entblößte, weil er durch ihn gar manches Menschenleben errettet habe. Die getrockneten Blüten geben einen aromatischen, schweißtreibenden Tee, der in dieser Beziehung mit dem Lindenblütentee wetteifert, während dieser ein feines und weniger aufdringliches Aroma hat. Im Osten werden die frischen Blütendolden des Hollunders in Mehl getunkt, in Butter gebraten und geben ein besser als Blumenkohl schmeckendes Gericht, das uns jungen Gymnasiasten von der sparsamen Pensionsmutter nicht selten zum Abendbrot vorgesetzt wurde. Schade, daß davon in den jetzigen schweren Kriegszeiten nicht häufiger Gebrauch gemacht wird.

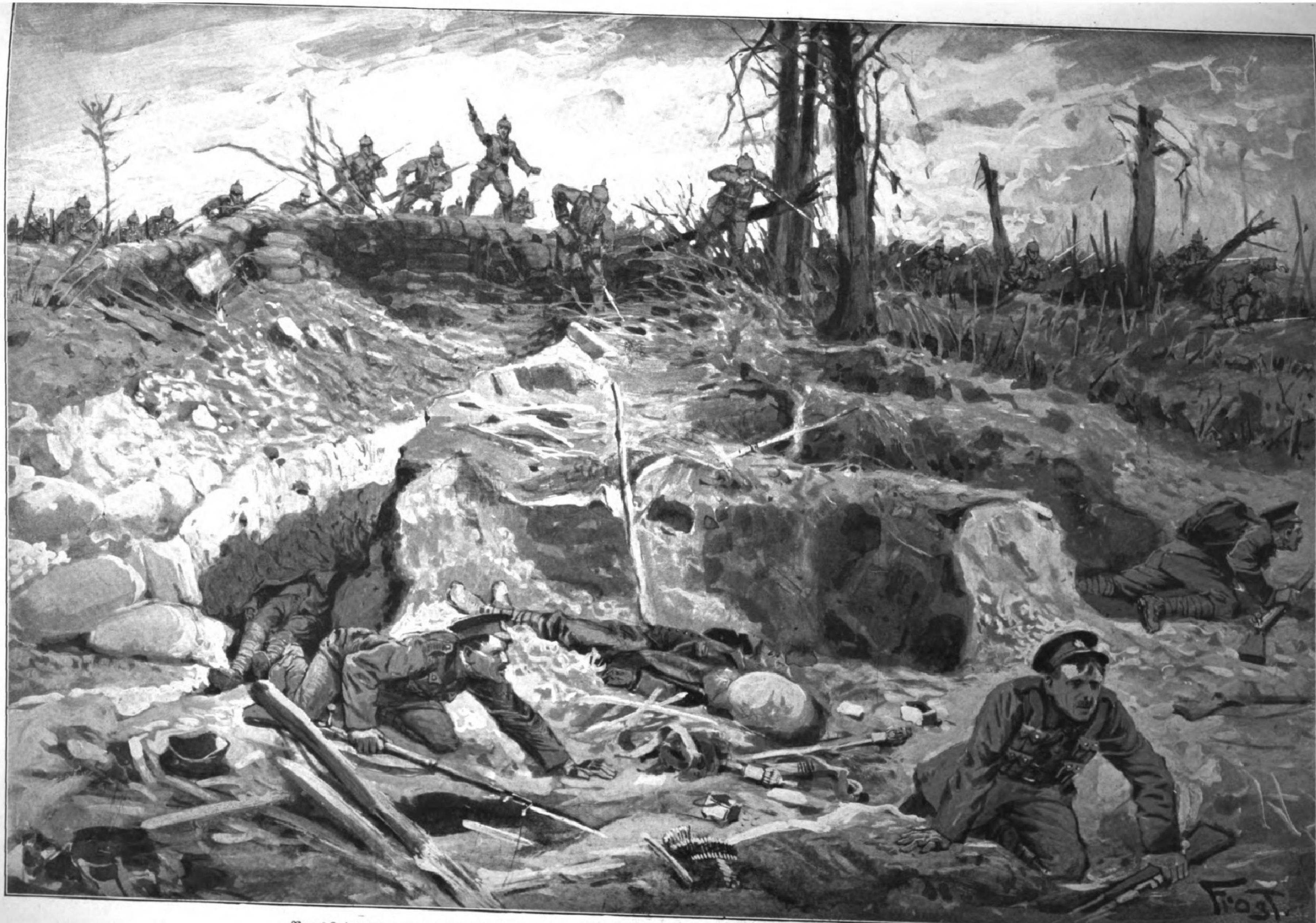
Die schwarzen Beeren des Hollunders **lassen sich im** Herbst zu einem angenehmen Mus verkochen, **der namentlich** in Verbindung mit den eingekochten **roten Beeren** des Bergholl**unders und den etwas scharf wirkenden Beeren** des Kreuzdorns (Rhamnus cathartica) **eine Marmelade** gibt, die alle ausländischen Tamarinden **ersetzen kann.** Aber ich komme damit von den **Genußmitteln zu den** heimischen Heilmitteln, die ein Kapitel **für sich bilden und** ebenfalls verdienen würden, von sachverständiger **Seite** abgehandelt zu werden, da sie leider von der **wissenschaftlichen** Arzneimittellehre ziemlich vergessen **sind, während** die schlauen Amerikaner die alten galenischen **Mittel wieder** neu entdeckt haben und sie uns meist in **Form von flüssigen** Extrakten für teures Geld aufhängen. **Um nur ein** Beispiel zu nennen, stammt die jetzt viel gebrauchte **Cascara sagrada** von der amerikanischen Abart unseres **Faulbaumes** (Rhamnus frangula), der früher in der Heilkunde **durchaus** dieselben Dienste tat wie die amerikanische **Sagrada.**

Es gibt sicher unter den deutschen **Schullehrern noch** eine Menge von Gelehrten, welche meine **dürftigen Anregungen** erweitern und verbessern könnten, **aber da gerade** die Saison beginnt, schließe ich mit der Mahnung: **Sammelt** Lindenblüten!

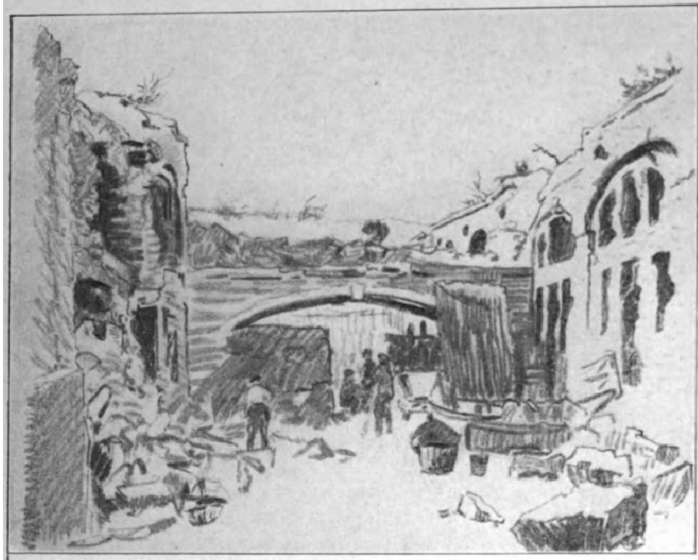


Die Schriftsteller Major Joseph v. Lauff (1) und Rudolf Herzog (2) mit dem Architekten Professor Wilhelm Kreis (3), im Kreise befreundeter Offiziere in Lustin bei Namur.

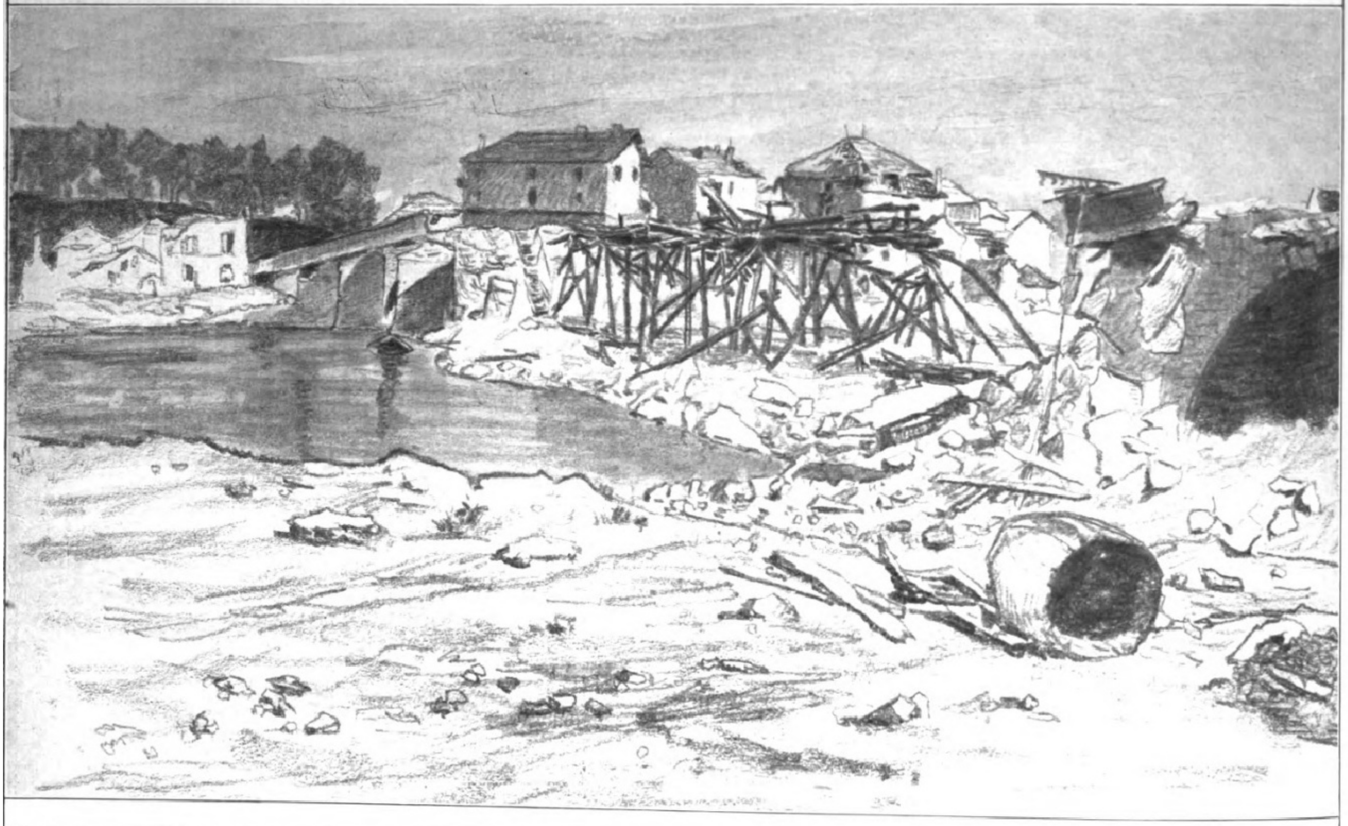
Vom westlichen Kriegsschauplatz.



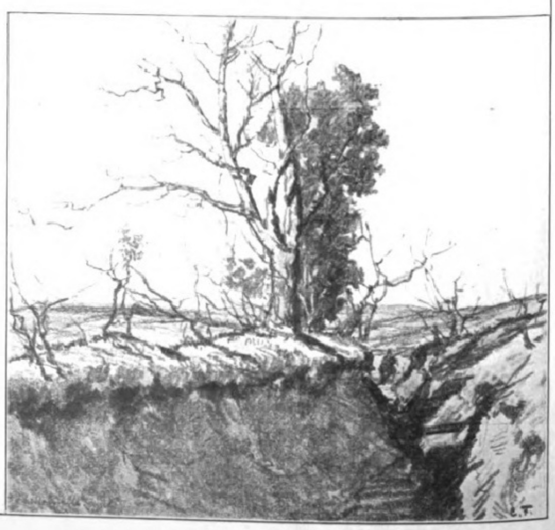
Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Der Einbruch [illegible]











Vom westlichen Kriegsschauplatz: Aus der Gegend von St. Mihiel und Camp des Romains. Nach Zeichnungen des bei den bayrischen Truppen befindlichen Kriegsmalers Carl Felber-Dachau.

Oben links: Im Fort Camp des Romains; rechts: Eine Haubitze als Fliegerabwehrgeschütz. Mitte: Brücke über die Maas. Unten links: Chauponcourt; rechts: Menonville-West.

Die Seele der Nonne Emerentia.

Eine Gespenstergeschichte aus dem Kriege. Von Georg von der Gabelentz.

Man sollte meinen, daß man im Kriege abgestumpft würde gegen jede Art von Schrecken. Ist doch der Krieg eine Kette von Ereignissen, die an unsere Nerven die höchsten Anforderungen stellen. Das unheimliche Zischen der Infanteriegeschosse, der betäubende Schlag einer krepierenden Granate, das Wutgeheul anstürmender Wilder, die als Vertreter von Englands oder Rußlands höherer Kultur gegen uns kämpfen müssen, dies und noch so vieles andere müßte den Menschen eigentlich im Laufe der Zeit ganz unempfindlich machen für Furcht und Schrecken. Ich kenne denn auch viele Offiziere und Soldaten, die sich ein herrliches Gefühl erhabener Gleichmut allen Gefahren gegenüber erworben haben. Aber ich kenne auch andere, und ich selbst gehöre zu ihnen, denen doch ein gewisser Schauer zwischen den Schulterblättern über den Rücken hinablief, wenn — nun, die Ursachen können ja sehr verschieden sein. Es muß schon stark kommen, ehe ich mich fürchte.

Ich habe einmal eine Rotte Kerle auf mich und meine Leute zustürzen sehen, sie entstammten einer Insel, auf der man an Festtagen noch den gemästeten Oheim zu verspeisen gewohnt ist. Keine Spur von Furcht konnte damals vor dem Gesindel aufkommen, wir mußten vielmehr laut lachen. Ein englischer Feldwebel, dessen Gesicht vor Zorn und Eifer krebsrot war, hetzte mit unbeschreiblich komischen Armbewegungen die armen Teufel gegen unsere Maschinengewehre. Dieser Gentleman glich aufs Haar einem Marktschreier, der einmal auf der Münchner Oktoberwiese vor einem Zelt mit fabelhafter Lungenkraft und wilden Gebärden eine Frau ohne Unterleib und ein Kalb mit zwei Köpfen anpries.

Ich habe die Beschießung eines Schützengrabens durch die Franzosen mitgemacht, in dem wir nach den Angaben des Herrn Joffre genau dreihundert Mann mehr an Toten und Gefangenen verloren haben, als Besatzung in jenem Graben lag, gewiß ein Beweis, wie schrecklich, wie ganz unerklärlich schrecklich der Feind uns zusetzte. Wir haben an jenem Ruhmestag der französischen Armee in unseren Unterständen Zigarren geraucht, wir haben zu essen und zu trinken, wir haben die beste Laune, wir haben alles, nur keine Furcht gehabt. Ja selbst die Heldenworte Peppino Garibaldis und d'Annunzios, die Reden Frenchs oder Kitcheners, Furcht? Nein, Furcht konnten sie niemand einjagen, so fürchterlich gefährlich sie auch klangen. Nur eine alte Waschfrau erzählte mir eines Tages entsetzt von Kitcheners Drohungen, aber einmal war sie Französin, und dann stellte sich auch heraus, daß die arme Greisin Kitchener für einen deutschen Wachtmeister gehalten hatte.

Ich fing also allmählich an zu glauben, daß in diesem Kriege nichts mir einen Eindruck machen könnte. Da wurde ich eines Tages auf eine ebenso seltsame wie unheimliche Weise eines Besseren belehrt, und zwar — durch ein Gespenst.

Ich will vorausschicken, daß ich selbst noch niemals ein Gespenst gesehen oder gehört hatte, daß ich mit ihnen keinerlei Erfahrungen besaß, daß ich sie auch für ganz unnötig hielt, weil — die Geister mögen es mir verzeihen — weil ihr Gebaren mir eigentlich stets unsagbar witzlos, ja albern erschien. Es gibt z. B. Gespenster, die ihre Freude daran finden, einem nachts die Bettdecke wegzuziehen, so daß ein nicht abgehärteter Mensch sich unfehlbar dabei erkälten muß. Gewisse Gespenster treiben sich an Kreuzwegen umher, ohne einen anderen Zweck, als arme Botenfrauen in der Nacht zu erschrecken, und man kann ihnen nicht einmal verwehren, sich dort aufzuhalten. Sie scheinen das Recht dazu durch Verjährung ersessen zu haben. Ich weiß mit Sicherheit von einem Gespenst, daß es im Schloß einer Tante nachts genau um die zwölfte Stunde durch die Korridore geht und mit einem Schlüsselbund rasselt. Sonst tut es nichts weiter. Meine Tante stellt ihre Uhr nach diesem Geist, und das ist der einzige Nutzen, den er stiftet. Genug, es gibt viel mehr Gespenster, als man glauben möchte, und wenn man die Gespenstergeschichten aller Völker liest, muß man erstaunen, mit welchem blöden Unsinn sich die Gespenster abgeben, die doch schon um ihres Namens willen eine bessere und nützlichere Beschäftigung suchen sollten.

Ich selbst hatte, wie gesagt, vor dem Kriege noch nie einen Spuk erlebt, das sollte mir erst in Frankreich widerfahren.

Einige Tage nach dem Überschreiten der französischen Grenze wurden wir in X. einquartiert. Meine Leute lagen mit den Pferden im Dorf, ich selbst wurde nach einem kleinen Nonnenkloster gewiesen, das am Rande des Orts innerhalb hoher Mauern und unter hundertjährigen Bäumen versteckt war, so daß man von außen fast nur die moosbewachsenen Dächer und Giebel erkannte. Sie sahen nach Armut und Verfall aus. Ein altes, eisenbeschlagenes Tor schloß sich hinter mir und meinem Burschen mit dem Knirschen, das nun einmal den Toren mittelalterlicher Gebäude und den Windfahnen verfallener Schlösser eigentümlich zu sein scheint. Sie behalten es, weil seit Jahrzehnten niemand mehr daran denkt, sie zu ölen.

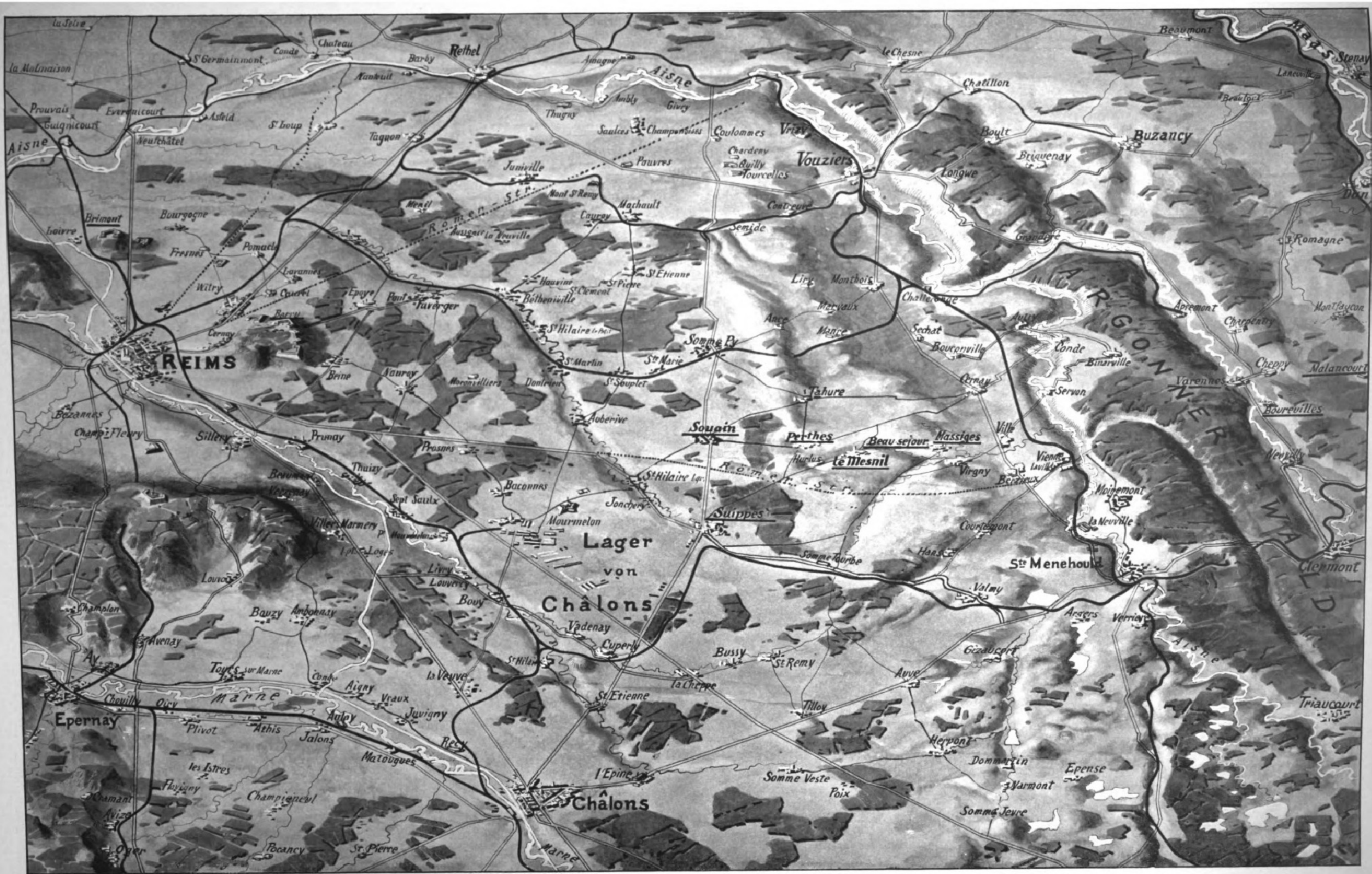
Die Nonnen waren alle aus Angst vor den deutschen Barbaren geflohen. Ich sah nur vier oder fünf Weiblein, die neben der ehrwürdigen Priorin das Gebäude hüteten und kaum viel jünger sein konnten als die dem Kloster angebaute Kirche. Die Nonnen nahmen mich und meinen Burschen freundlich auf und quartierten mich in eine leere Zelle. Das einzige Fenster dieser Zelle ging auf den Giebel der Kirche gegenüber einem sogenannten Ochsenauge, aus dem das Dunkel hervorgähnte.

Da mich alte Dome und Kapellen von jeher angezogen haben, bat ich, vor Einbruch der Dämmerung rasch noch einen Blick in die Klosterkirche werfen zu dürfen. Die Nonnen steckten die Köpfe zusammen, mein Wunsch schien ihnen nicht recht zu sein, und sie zögerten eine Weile. Vielleicht witterten sie in mir einen Ungläubigen, oder glaubten sie, ich würde irgendwelche Kostbarkeiten, am Ende gar einen geschnitzten Altar auf meine Munitionswagen laden und mit ihm davonfahren? Endlich erklärte die Priorin auf mein Drängen, sie wäre bereit, mir die Kirche aufzuschließen, freilich würde ich die Ruhe der Schwester Emerentia stören, deren Sarg vor dem Altar stünde, sie wäre vor wenigen Tagen erst gestorben. Da ich aber im Gegensatz zu den Nonnen fest davon überzeugt war, daß mein Besuch der Toten ganz gewiß nicht lästig sein werde, so beharrte ich auf der Erfüllung meines Wunsches. Die Priorin fügte sich zum Schluß. Sie schickte die anderen Nonnen weg, nahm aus den Händen der Schwester Pförtnerin den Schlüsselbund und trippelte mit ihm vor mir her. Während ich hinter ihr dreinschritt, bemerkte ich noch, daß die Augen der Zurückgebliebenen uns mit einem ganz sonderbaren ängstlichen Ausdruck folgten. Doch ich war leichtsinnig genug, dem zunächst keine Beachtung zu schenken. Erst später verknüpfte sich das seltsame Gebaren der Nonnen in wichtiger Weise mit den unerklärlichen Erlebnissen der Nacht.

Die Priorin führte mich in einen Kreuzgang. Er zeigte dieselben Spuren von Verfall, wie sie im ganzen Kloster zu bemerken waren. Überall bröckelte der Kalk von den Wänden, und in dem gemauerten Ziehbrunnen zur Seite, in dessen Tiefe eine rostige Kette hinabführte, wohnten sicherlich ganze Generationen von Unken und Molchen.

Neben einem Flügel des Gebäudes konnte ich gerade noch einen flüchtigen Blick auf den Klosterfriedhof werfen, der die eine Seite der Kirche begrenzte, da rief mich das lautere Rasseln des Schlüsselbundes an die Seite der Priorin zurück. Die Tür der Kirche ging auf, und wir traten ein.

Warum mich gewisse katholische Kirchen immer an riesige Grüfte erinnern, weiß ich nicht. Es liegt wohl an dem Dunkel in ihnen, dem dumpfen Geruch, der Moderluft. So war es auch in dieser Kirche, ja in verstärktem Maße, da mitten im Schiff unter welkenden Blumen der Sarg der Schwester Emerentia stand. Das Innere der Kirche war düster und machte einen traurigen Eindruck. Die kleinen bunten Fenster ließen wenig Licht herein, tiefe Schatten froren in den Nischen, und kalte, feuchte Luft



Zu den wiederauflebenden Kämpfen in der Champagne: Reliefkarte des Gebiets zwischen Reims und den Argonnen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor M. Zeno Diemer.

erfüllte auch das Schiff über den Bänken. Im übrigen schien die Kirche keinerlei wertvolle Dinge zu beherbergen. Die schmucklosen Bänke waren verstaubt, die Sandsteinplatten des Bodens rissig und im Lauf der Jahrhunderte abgetreten, die Barockschnitzerei des Altars war vom Holzwurm zerfressen. In einer Ecke wies die Priorin mir ein arg verschmutztes Bild, es stellte die Seele einer armen Sünderin dar, die ein abscheulich häßlicher, gehörnter, spitzbärtiger Teufel mit ebensoviel Freude als Behagen an den langen Locken gegen ein höllisches Feuer unter einem Kessel heranzerrte, während im Hintergrund aus den Wolken ein handfester Engel der Bedrängten mit einem mordsgroßen Schwert zu Hilfe eilte. Es war eine durchaus kindliche und unbeholfene, aber wohlgemeinte Malerei. Einen Schmuck der Kirche bildete die Leinwand gewiß nicht, doch war ich zu höflich, etwas zu bemerken, denn die strenge Priorin hätte zweifellos einem Deutschen gegenüber sich auf die Seite selbst ihres häßlichen Kirchenteufels geschlagen. Sie hatte übrigens absonderliche Eile, mich aus der Kirche wieder herauszuführen. Als ich auf dem Wege nach meiner Zelle die Treppe nach dem ersten Stock hinaufstieg, bemerkte ich wieder, daß von einer dunklen Ecke des Ganges aus die Blicke der Nonnen halb neugierig, halb ängstlich auf mich gerichtet waren.

Eine Stunde später brachte mir eine der Schwestern im Namen der Priorin als Abendessen eine Schale mit Birnen und ein Stück Brod. Sie erklärte, die Schwestern hätten selbst im Kloster kein Gramm Fleisch, kein Ei, keinen halben Liter Milch mehr. Die Deutschen hätten unter Androhung harter Strafen das Abliefern aller Vorräte anbefohlen. Ich traute ihr nicht ganz, doch dankte ich für das Gebotene und suchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen über das Kloster, sein Alter, die Zahl der Nonnen. Die Schwester zeigte sich ziemlich verschlossen, nur als ich von der Kirche sprach und nebenher die Bemerkung hinwarf, das düstere Innere, man könne fast glauben, daß Gespenster darin umgingen, da erblaßte sie plötzlich und sah mich einen Augenblick starr an. „Haben Sie etwas gehört?" fragte sie unvermittelt. Ich verneinte und wollte näheres wissen, aber die Nonne schüttelte den Kopf, redete irgend etwas von der Schwester Emerentia und ihrer Seele und verließ mich plötzlich mit seltsamer Eile.

Ich ließ mir die Birnen gut schmecken, ohne sehr satt davon zu werden, und lehnte mich nach einer Weile zum Fenster hinaus, eine Zigarre im Mund.

Am Horizont ballte sich ein Gewitter zusammen, ab und zu zuckte es schwefelgelb hinter Wolkenwänden auf. Der Wind raschelte in den hundertjährigen Bäumen und lärmte um den offenen Dachstuhl des Kirchturmes, in dem zwei kleine Glocken hingen. Er weckte einige Fledermäuse, die sich sofort geschäftig daran beteiligten, durch ihr lautloses Umherhuschen die Nacht unheimlich zu machen. Die Ziegel, mit denen das alte Kloster gedeckt war, klapperten, auf dem Friedhof standen einige dunkle Lebensbäume wie schwarz verhüllte Frauen an einem Grabe und bogen sich bei jedem Windstoß vornüber. Weil ich aber nichts mehr hasse, als Grabesstimmungen und Fledermäuse, so schloß ich das Fenster bald wieder, zumal mir glücklicherweise im rechten Augenblick einfiel, daß Fledermäuse sich ja, wie man sagt, den Menschen in die Haare stürzen, um sich nie wieder von dort zu entfernen. Meine Uhr zeigte die elfte Stunde, und da ich nichts Besseres zu tun wußte, ging ich zu Bett. Man kann auch im Kriege die Zeit niemals gründlicher und schneller totschlagen, als indem man sie verschläft.

Aber man weiß ja, was es heißt, sich im Kriege auf ungestörte Ruhe verlassen. Kaum mochte ich eine Stunde gelegen haben, so weckte mich ein lauter Donnerschlag. Ärgerlich blickte ich nach dem Fenster. Daß der Himmel mich aber auch mit den groben Mitteln von Blitz und Donner aus einem Traum reißen mußte, in dem ich mich gerade mit den Kameraden zu einem Diner niedersetzen wollte! Ein duftender Braten wurde eben hereingetragen. Das Fenster meiner Zelle hatte keine Vorhänge, und ich erkannte, daß das Gewitter in der Ferne sich zusammengeballt hatte und heraufgezogen war. Seine Blitze erleuchteten zuweilen hell drüben den Giebel der Kirche mit dem runden Ochsenauge.

Zwei, drei Donnerschläge folgten einander. Der Wind heulte dazu ganz überflüssigerweise in einer Esse, wie es so Art des unruhigen Gesellen ist. Schon wollte ich mir die Decke über die Ohren ziehen, da vernahm ich plötzlich vom Dachgeschoß der alten Kirche her ein ebenso merkwürdiges wie unheimliches Geräusch. Dort auf dem dunklen Boden mußten zwei einander jagen. Ganz deutlich hörte ich einige kreischende Rufe, Schreien, wie ich sie so durchdringend noch nie vernommen, dann ein Rasseln von eisernen Ketten, das Davonlaufen leichter Schritte. Irgend etwas suchte augenscheinlich zu entfliehen, und dann polterte und rannte ein zweites Wesen hinter dem anderen drein. Ich sprang aus dem Bett, öffnete das Fenster und horchte hinaus. Diese tolle Jagd und das merkwürdige Kreischen, sie setzten zuweilen minutenlang aus, dann begannen sie von neuem. Ein Schauer lief mir über den Rücken, als ich mir die Sache klarmachte. Ich entsann mich, daß die Treppe nach dem Kirchenboden um einer Reparatur der morschen Stufen willen abgebrochen worden war, die Priorin hatte mich selbst darauf aufmerksam gemacht. Unmöglich konnten demnach Menschen dort hinaufgestiegen sein. Auch kam das Gekreisch nicht aus menschlicher Kehle. Es waren also Geister.

Das nahm mich nicht wunder, es wäre geradezu lächerlich gewesen, wenn in dem Gerümpel keine Gespenster gehaust hätten. Obendrein mußten das alte Bild in der Kirche ebenso wie die Nähe des verwahrlosten Klosters und der hundertjährigen Bäume jedes normale Gespenst ganz besonders anziehen. Alle Welt kennt ja ihre Liebe zu verfallenen Häusern, zu alten Parks, Bodenwinkeln und Zimmern mit Alkoven. Ich war also nicht erstaunt über die Poltergeister auf dem Kirchboden, Gott bewahre, aber ebensowenig war mir das Lärmen in meiner Nähe angenehm.

Die Gespenster sind so sinnlos, es konnte ihnen ja jeden Augenblick einfallen, ihre Hetzjagd in meiner engen Zelle fortzusetzen, dabei aber wären unfehlbar alle meine Sachen durcheinandergefallen und mein neuer Wecker mit dem leuchtenden Zifferblatt zerbrochen.

Mir tauchen zuweilen ganz verrückte Vorstellungen auf. Woher, ich weiß es nicht. Ich muß wohl irgendwo im Gehirn einen ziemlichen Vorrat haben, und sie spazieren hervor oft zu den unpassendsten Stunden. Es kommt mir zum Beispiel bei einer ernsten Pastorenrede, an einer Trauung oder Taufe so ein verrückter Gedanke, daß ich lachen muß, wobei man dann sogleich von den feierlich gestimmten Anwesenden für taktlos und bar jedes tiefen Gefühls gehalten wird. So blitzte mir damals plötzlich die Vorstellung auf, die Seele der toten Schwester Emerentia werde drüben von dem gehörnten Teufel gejagt, dessen Porträt ich in der Kirche gesehen hatte. Man wird mir zugeben, diese Vorstellung hatte etwas durchaus Wahrscheinliches an sich, doch war sie darum nicht weniger unheimlich, und sie wurde es noch mehr. Ein greller Blitz erhellte Land, Garten und Kirche, und in seinem spukhaften Schein erschien kein anderer als der gehörnte Kopf des spitzbärtigen Teufels im Rahmen des Ochsenauges drüben. Ich versichere Ihnen, ich sah den Kopf so deutlich, wie ich mein eigenes Gesicht am Tage in einem Spiegel sehe Eine Täuschung war ganz unmöglich, denn bis zu dem Fenster hätte man mit einiger Übung einen Kirschkern hinüberspucken können. Ich befühlte mich, fuhr mir über die Stirn, ich war durchaus wach, ich war nüchtern. Auf meine Augen und Ohren konnte ich mich unbedingt verlassen.

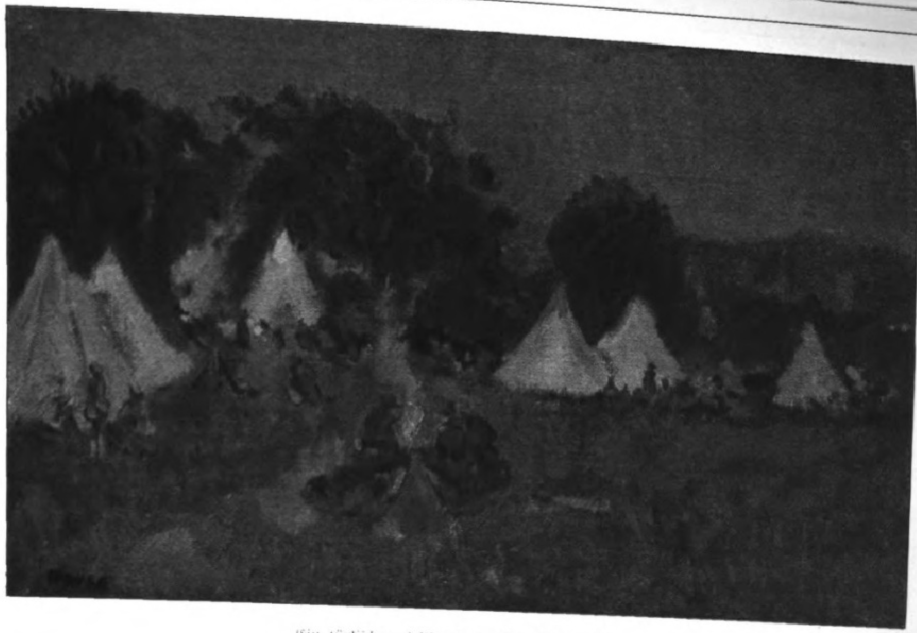
Sollte ich auflachen oder Lärm schlagen und zur Pistole greifen? Heute bin ich mir nicht mehr gewiß darüber, ob ich damals mehr erschrocken oder erfreut war. Es ist doch klar, daß sich diese beiden Empfindungen in einem Menschen zusammenfinden müssen, der den Teufel leibhaftig, wenn auch nur für eine oder zwei Sekunden, durch das Fenster einer Kirche herausschauen sieht. Vielleicht glaubte der Böse, die Seele der armen gehetzten Emerentia sei ins Freie hinausgeflattert, denn er glotzte heraus, wie ein Knabe einem Schmetterling nachstarrt, der ihm durchs Fenster entwischte. Doch wie gesagt, der Kopf erschien nur ganz kurz, dann ging das Rumoren, die wilde Jagd, das Kreischen auf dem Kirchenboden von neuem los, manchmal von einem stärkeren Donner übertönt.

Da hatte ich denn nun einen ganz gehörigen Spuk mit allen schauervollen Zugaben einer Provinzbühne. Es wäre wirklich unbescheiden gewesen, ihn noch besser zu wünschen. Wenn die flinke Seele der toten Nonne nicht bald endgültig gehascht wurde, konnte übrigens die Nacht für mich recht schlaflos ausfallen. Doch, dem Himmel sei Dank, wie das Gewitter allmählich vorüberzog, so endete auch der gräuliche Spektakel, und bald lag die Kirche wieder totenstill und dunkel da und bewahrte stumm ihr furchtbares Geheimnis. Kein Laut drang mehr zu mir aus dem finsteren Ochsenauge. Nur die Fledermäuse flatterten noch immer um die schwarzen Baumriesen und Klostergiebel.

Beruhigt legte ich mich ins Bett zurück — es war kurz nach Mitternacht — und schlief endlich wieder ein. Am andern Morgen stieß ich das Fenster auf und warf gleich zuerst einen Blick auf die Kirche. Niemand hätte ihr ansehen können, wie schrecklich es um die Geisterstunde auf ihrem



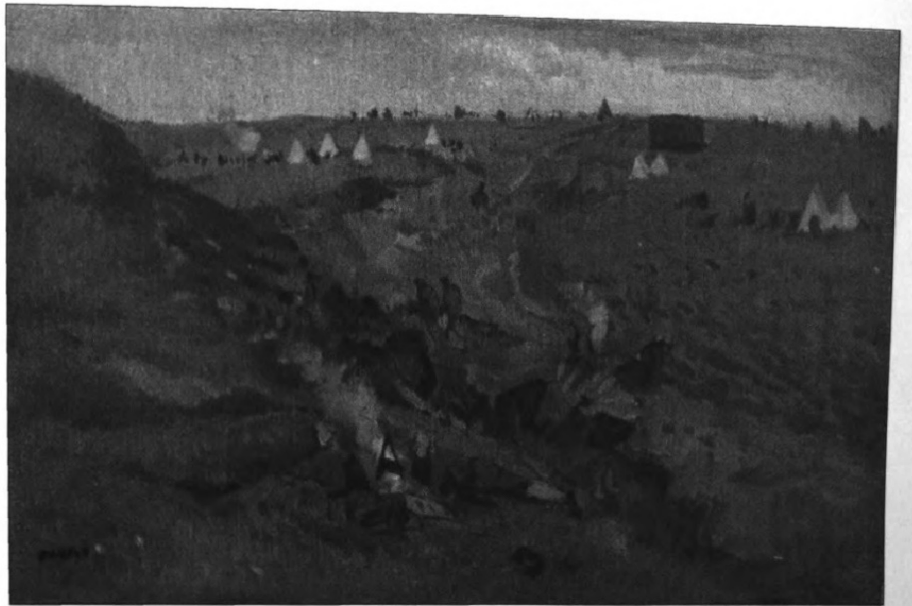
Eine Erdbatterie im Fort Hamidije.



Ein türkisches Zeltlager an den Dardanellen.



Türkische Truppen bei Kum-Kale in Erwartung des Feindes.



Türkische Truppen beim Abkochen an den Dardanellen.

Die Türkei im Weltkriege: Bei den tapferen Verteidigern der Dardanellen. Nach Gemälden des einzigen vom türkischen Hauptquartier zugelassenen deutschen Malers Amandus Faure.

Boden zugegangen war. Kurze Zeit darauf vernahm ich die Schritte der Nonnen drunten. Die Frommen traten aus dem Kloster und gingen über den Hof in das Gotteshaus, um am Sarg der Schwester Emerentia für deren Seele die vorgeschriebenen Gebete zu sprechen. Ob sie wohl etwas von dem Spuk der Nacht erlauscht oder gesehen hatten? Ich hörte sie ruhig in der verwunschenen Kirche beten und singen. Aber sie wußten sicher, daß es nachts in ihrer Kirche nicht geheuer war, daher gestern abend die sonderbare Frage der Schwester, die ängstlichen Blicke, das Tuscheln, als ich aus der Kirche zurückkam.

Ich suchte meinen Burschen auf und fragte ihn, ob er nachts den Lärm gehört habe. Er verneinte. Aber Burschen haben bekanntlich einen durch nichts zu störenden Schlaf.

Nachdem ich gefrühstückt hatte, wanderte ich in den Klostergarten hinab, denn wir hatten Rasttag. Vom Regen der letzten Nacht standen Pfützen auf den Wegen, Tropfen perlten und glitzerten an den Blättern, und der Wind schüttelte sie ab und zu aus den Kronen der alten Bäume herab. Trübselig nickten die Wipfel der Lebensbäume über den Gräbern des Kirchhofs.

Als ich um eine Ecke bog, lief mir die alte Nonne entgegen, die mir gestern zum Abend die Birnen gebracht hatte. Sie trug frischgemähtes Gras in einer Schürze, strebte der Kirche zu und erschrak sichtlich, mir unvermutet zu begegnen. Ich vertrat ihr den Weg und forschte sie aus, ob sie nachts das Rumoren auf dem Kirchenboden vernommen habe, es müsse dort spuken. Ich sei fest davon überzeugt, daß das Kloster ein rüstiges, sehr interessantes und tätiges Gespenst beherberge, und zwar sei vielleicht dieser Geist kein Geringerer als der Satan selbst. Er habe nachts eine arme Seele gejagt, vermutlich die der Schwester Emerentia. Beweisen könne ich freilich diese letzte Hypothese nicht, da ich die Seele nicht gesehen habe.

Die Nonne starrte mich eine Weile mit einem unbeschreiblich dummen Gesicht an, dann stammelte sie, daß sie mich nicht recht verstanden habe. Ich wiederholte meine Worte. Nun endlich begriff sie, trat aufgeregt hin und her und erklärte: es sei schon richtig, daß es auf dem Kirchenboden nicht richtig sei, schon öfters habe ein Gespenst mit Hörnern da oben sein Unwesen getrieben. Ob dies Gespenst der Satan selbst sei, und ob dieser die Seele der Schwester Emerentia verfolgt habe, darüber könne sie keine Auskunft geben. Ich möge um Gottes willen nicht danach forschen.

Also, da hatten wir ja die Bescherung. Nicht mir allein, auch den Nonnen war das Gespenst erschienen und auch diesen in Gestalt eines gehörnten Unholdes. Eigentlich komisch, daß die Schwestern dem frechen Geist noch nicht zu Leibe gegangen waren, jedermann weiß doch, wie wirksam die alten Mittel der Teufelaustreibung sind. Immerhin war ich recht froh darüber, daß noch nichts zur Bekämpfung des Spuks geschehen war, so konnte ich einen Plan ausführen, der mir durch den Kopf schoß, nämlich eine Aufnahme vom Geist zu machen. Eine solche mußte sich in meinem Album von Kriegserinnerungen zweifellos ausgezeichnet ausnehmen. Ich teilte der Nonne meinen Wunsch mit, worauf sie wieder dasselbe unbeschreiblich einfältige Gesicht machte wie eben und wieder gestand, daß sie mich nicht recht verstehen könne. Ich wiederholte ihr also meine Absicht, auf den Kirchenboden zu klettern und zu versuchen, mit Hilfe von Blitzlicht die Seele der Emerentia und den Geist zu photographieren, wie Schillings im nächtlichen Urwald wilde Tiere auf seine Kamera gebannt habe. Ich erzählte der Nonne von aufgenommenen Löwen und Nashörnern.

Die arme alte Schwester geriet darüber in einen Zustand der Aufregung, der sich nicht beschreiben läßt. Sie ließ das Grünfutter aus ihrer Schürze fallen und bat mit gefalteten Händen bei allen Heiligen, ein solches Wagnis in der Kirche zu unterlassen. Ich dankte ihr, daß sie durch ihre Bitten mich der Gefahr entziehen wollte, denn das Gespenst konnte zweifellos meinen Versuch übelnehmen. Aber ich blieb dabei, auf den Kirchenboden steigen zu wollen, es war ja nicht anzunehmen, daß ich sobald wieder solchen Poltergeistern begegnen würde. Und ich war immer dafür, keine Gelegenheit zu versäumen, wenn ich etwas Neues kennen lernen konnte. Also ich befahl, da die Bodentreppe nicht gangbar sei, mir zu zeigen, wo ich eine Leiter finden könne, alles Weitere solle dann meine Sorge sein. Die Nonne wehrte aber mit beiden Händen ab, sie flehte noch einmal, ich möchte von meinem frevelhaften Unterfangen abstehen. Ich beruhigte sie, mir sei ja ein Gespenst durchaus nichts Unheimliches, und ich wolle es kennen.

Da traten der Alten Tränen in die Augen, sie blickte sich scheu nach allen Seiten um, dann beugte sie sich zu mir und fragte, ob ich sie auch nicht verraten werde, wenn sie mir ein Geständnis mache. Die Priorin dürfe um alles in der Welt nichts davon erfahren, da sie ihnen allen strengste Verschwiegenheit über das Geheimnis des Klosters auferlegt habe.

Ich sagte der armen Nonne volles Stillschweigen zu, und sie flüsterte: „Unsere letzte Milchkuh ist geschlachtet worden, da hat die Priorin die beiden Klosterziegen und dazu ihren Papagei auf den Boden der Kirche versteckt, damit sie die abscheulichen Deutschen nicht auch wegnehmen und schlachten, und sie hat auch aus dem Grund selbst die Treppe abbrechen lassen. Daß sie repariert werden sollte, ist nicht wahr. Das Gewitter hat nun nachts die Tiere scheu gemacht, und sie sind auf dem Boden herumgejagt, und der Papagei hat dazu geschrien."

Daher also das Gepolter und die gehörnte Teufelsfratze an dem runden Fenster. Ein Papagei also, nicht die geängstete Seele der Schwester Emerentia hatte die Schreie ausgestoßen.

Ich gab, wie man sich denken kann, den Plan auf, die so entlarvten Klostergeister aufzunehmen, und ich ärgerte mich nur, daß mein Wunsch, das Gespenst zu photographieren, allen Spuk in nichts aufgelöst hatte. Man sollte eben den Gespenstern niemals mit solchen neuzeitlichen Apparaten auf den Leib rücken. Sie vertragen es nun einmal nicht. Es war auch das erstemal, daß ich mich geärgert habe, das Buch von Schillings gelesen zu haben. Ich hätte die Anregungen, die ich aus ihm schöpfte, nicht auf Gespenster übertragen sollen.

Die Burg im Osten. Von Emil Hadina.

II. Teil*).

Schon schien das Lied verklungen, es schwieg die Heldenmär.
Der blaue Frühlingshimmel ward grau und sonnenleer.
Und auf der Burg im Osten und ihrem Trümmerherd
Hob sich das Feindesbanner, bewacht vom Feindesschwert.

Und jubelnd scholl es wider in der verschwornen Welt:
„Die Feste ist bezwungen, der Löwe ist gefällt.
Bald rauschen wir im Maien durchs Land wie Wetterschlag —
Schon flammt im Siegesstürmen der erste Nornentag!"

Und als der Mai im Grünen die weißen Kerzen wob,
Ergrollte ein Frühlingsstürmen, das scharf durch die Lande schnob.
Da zitterte der Riese, der eben grimm gedroht —
Da flatterten hell die Banner schwarz-gelb und schwarz-weiß-rot.

Und als der Mai verglühte im heißen Junius,
Kam eine Wunderkunde als erster Sommergruß:
„Nehmt Fahnen, Fackeln, Kränze — der Herr war auf dem Plan —
Die Burg im Ost ist unser — der Nornentag bricht an!"

Die Burg im Ost ist unser — durch Sturm und offnen Streit.
Die nur der Hunger beugte, das Schwert hat sie befreit.
Das war die deutsche Klinge mit ihrem heißen Brand,
Das war die deutsche Treue, die treu zum Bruder stand.

Und sangen wir der Treue, mit der die Feste fiel,
Das war der erste Abend im großen Weihespiel.
Der Vorhang rauscht aufs neue, der zweite Teil begann:
Wir singen von der Treue, die sie zurückgewann.

So bleibt die Burg im Osten ein Bild, in Blut gemalt,
Daß man in deutschen Landen Treue mit Treue zahlt.
Und darüber die stolzen Banner schwarz-gelb und schwarz-weiß-rot,
Und ein junger Sommermorgen, aus dem Verheißung loht . . .

*) Vgl. Nr. 3747, Seite 486.

Der Geist der Volksschule und der Krieg.

Von Geh. Regierungs- und Schulrat Dr. Karl Schneider.

Die großen Tage Anfang August 1914 waren von einem Hochgefühl unerwarteten Glückes getragen. Die Siegeszuversicht war so unerschütterlich, weil eine Last abgewälzt war, die manch einen deutschen Mann noch wenige Tage vorher schwer bedrückt hatte. Deutschland war einig von ganzer Seele und in allen seinen Gliedern. Das große Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!", hatte in überraschender Weise gezündet. Die Partei, die bis dahin grundsätzlich Völkerverbrüderung gepredigt und jede Betonung des Völkischen bekämpft hatte, erwachte aus ihrem Traum und trat an die Seite ihrer wahren Brüder; auch die anderen vergaßen die mit weit gestiegener Verbitterung geführten Kämpfe untereinander. Es war eine freudige Offenbarung, daß alle planmäßigen und angestrengten Bemühungen es nicht vermocht hatten, unser Volk nach Parteien, Ständen und Bekenntnissen zu zerreißen. Man sah in ungeahnter Stärke ein allgemeines Volksbewußtsein in der entscheidenden Stunde hervorbrechen, von dessen Bestehen nur wenige gewußt, das die meisten längst ertötet geglaubt hatten. Woher es kam, wer die heilige Flamme gehütet hatte, darüber nachzudenken hatte man damals keine Zeit. Es war genug, daß die Einigkeit da war, nach der man sich heimlich so heiß gesehnt hatte, und die man darum mit jubelnder Freude begrüßte.

Wer heute der Quelle nachspürt, wird finden, daß viele Kräfte an der Erweckung und Pflege der Vaterlandsliebe gearbeitet haben. In erster Reihe nennen wir gern das Heer, daneben die großen völkischen Verbände und einen Teil unserer Presse. Es ist aber bekannt, daß Presse und Verbände immer nur an einen bestimmten Teil des Volkes herankommen konnten, bei dem andern auf scharfen Widerspruch stießen. Das Heer kam nur für den größeren Teil der männlichen Bevölkerung in Betracht. Die Bemühungen, es als volksfeindlich hinzustellen, waren zudem nicht fruchtlos geblieben. Gerade die allgemein bekannten Erfahrungen, die wir vor dem Kriege auf diesem Gebiete machen mußten, hatten einen weitverbreiteten Mangel an Vaterlandsliebe vorgetäuscht. Auch als die Frucht sorgsamer Pflege in Haus und Familie kann die Vaterlandsliebe, die sich bis zur völligen Hingabe für dessen Schutz zu steigern vermochte, leider nicht gelten. Es gab Schichten der Bevölkerung, die von ganz anderen Gedanken und Wünschen geleitet wurden. Wir danken die Einigkeit von 1914 der deutschen Schule, zumeist der Volksschule.

Das allgemeine deutsche Volksbewußtsein, in dem die Vaterlandsliebe wurzelt, ist ein Erbe von 1870/71. Der Schule war damals die Aufgabe anvertraut worden, die Begeisterung für das neue Deutsche Reich auf die kommenden Geschlechter zu verpflanzen. In Preußen schufen die „Allgemeinen Bestimmungen" des Ministers Falk eine neue Grundlage der Volksschule. Ihr Verfasser, Karl Schneider, dessen Bild auf dem Falkdenkmal in Hamm verewigt ist, nahm der Volksschule unter Wahrung des christlichen das überwiegend kirchliche

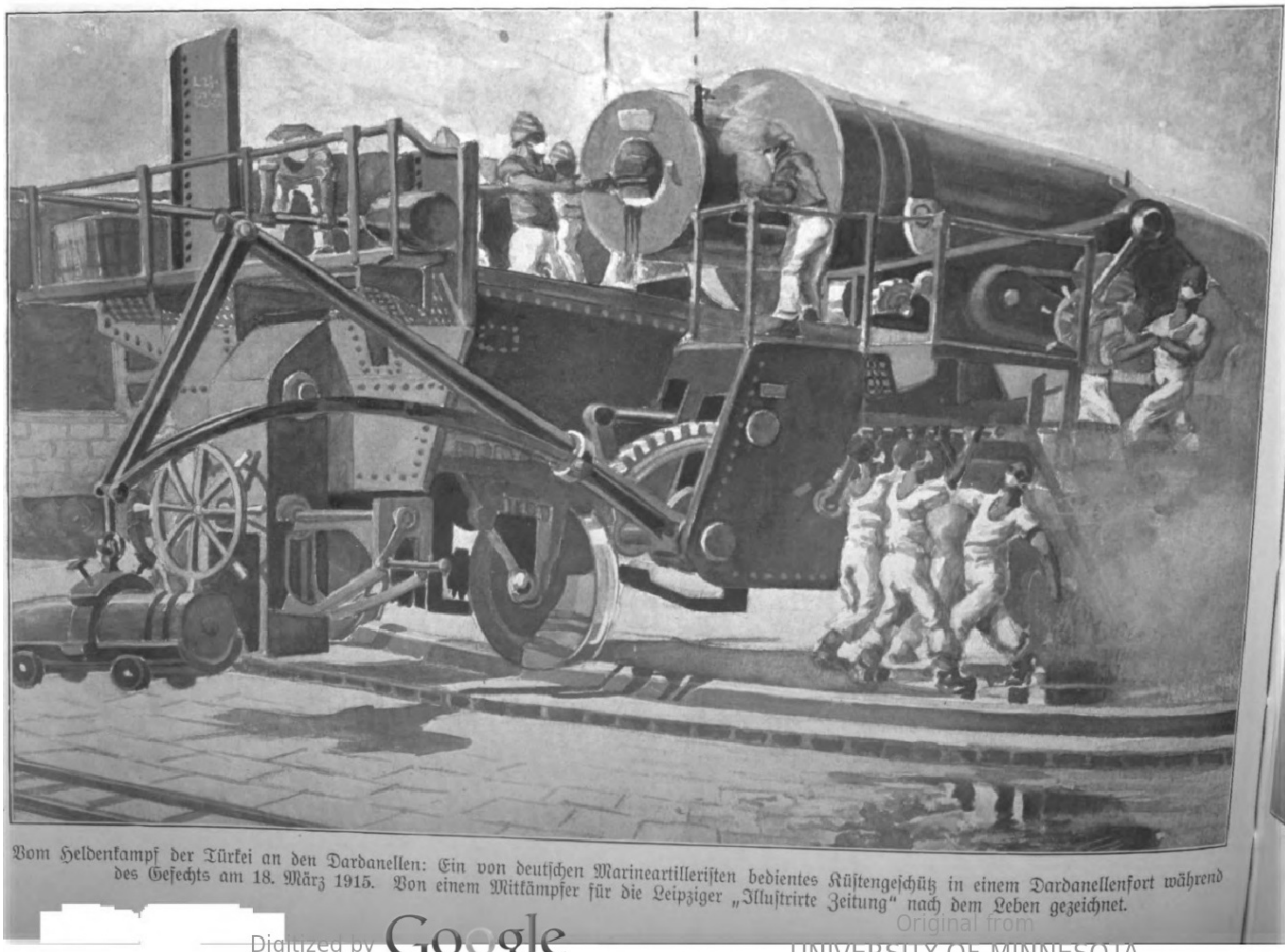


Das mit Lorbeer umkränzte Bild Mohammeds II., des Eroberers von Konstantinopel.

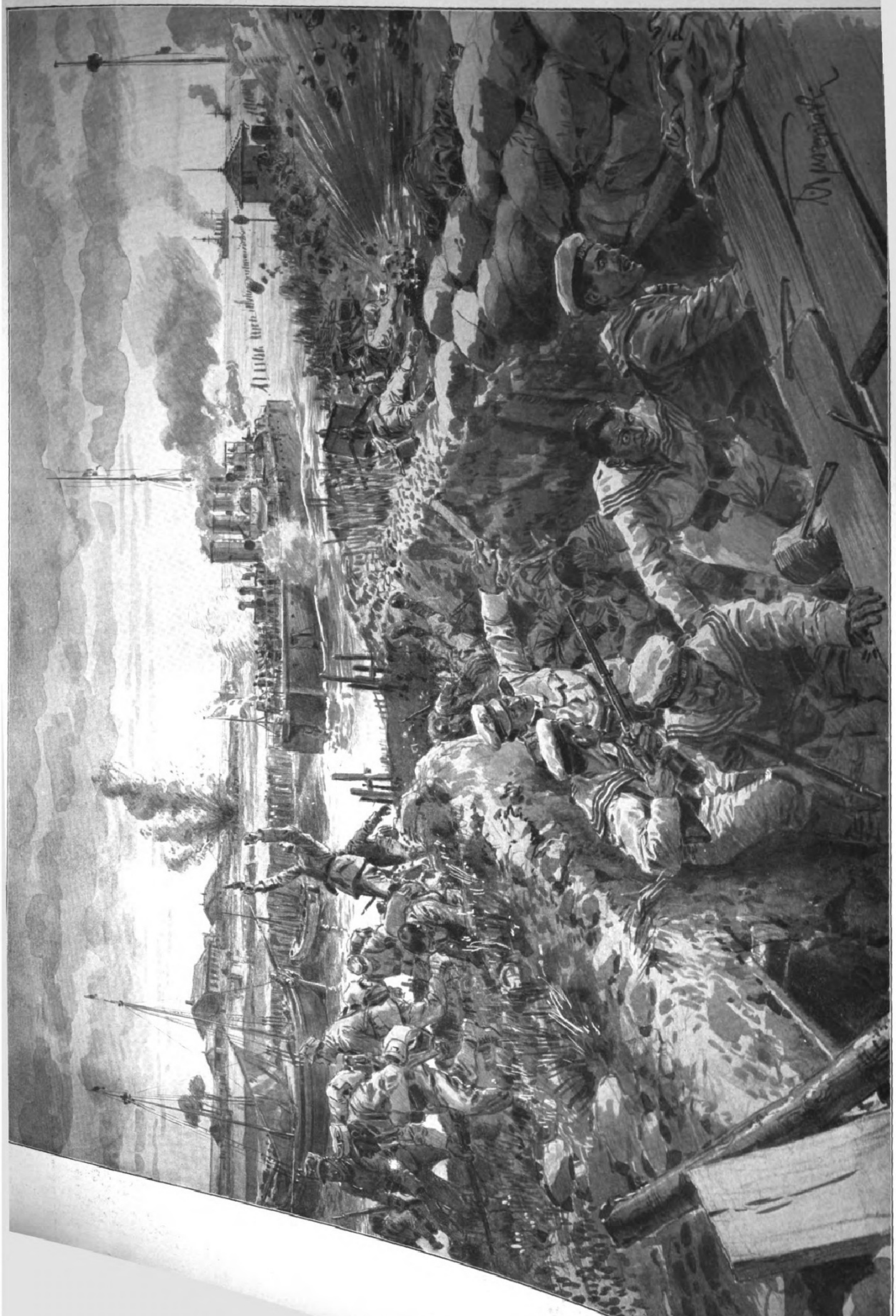


Die Janitscharen bringen den Säbel und die Eisenhaube Mohammeds II., des Eroberers von Konstantinopel.

Von der Feier der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen (29. Mai 1453) in Konstantinopel am 12. Juni 1915: Aus dem Festzuge. (Phot. Curt Kanitzsch.)



Vom Heldenkampf der Türkei an den Dardanellen: Ein von deutschen Marineartilleristen bedientes Küstengeschütz in einem Dardanellenfort während des Gefechts am 18. März 1915. Von einem Mitkämpfer für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gezeichnet.



Gepräge und legte Grundlinien fest, die im wesentlichen noch heute innegehalten werden. Aus der Elementarschule wurde die Volksschule. Von seinen Studentenjahren her für ein einiges Deutschland erwärmt, war der Verfasser bestrebt und befähigt, der neuen völkischen Aufgabe der Schule gerecht zu werden. Er stellte den deutschen Unterricht in den Mittelpunkt, schied in der Religion alles bekenntnismäßig Trennende nach Möglichkeit aus dem Schulstoff aus und führte zusammenhängenden Geschichtsunterricht ein, beschränkte ihn aber auf die preußisch-deutsche Geschichte unter Betonung der neueren Zeit. Gerade dieser Gedanke ist später weitergebildet worden und hat gute Frucht getragen. Falks „Allgemeine Bestimmungen" schufen auch einen gleichmäßig durchgebildeten Lehrerstand, der, selbst in vaterländischem Geiste erzogen, diesen auf die Jugend übertragen konnte und seiner Aufgabe in vortrefflicher Weise gerecht geworden ist. Bei der strengen Durchführung der Schulpflicht in Preußen war so dafür gesorgt, daß jedes Kind mit der Kenntnis der neueren deutschen Geschichte versehen, in deutschem Geiste erzogen und für sein weiteres wie für sein engeres Vaterland von jung auf begeistert wurde. Preußen bekam eine bewußt deutsche Kinderstube. Wie sich bei dem einzelnen Menschen in seinem ganzen Leben die Kinderstube immer wieder durchsetzt und selten ganz verleugnen läßt, so bei dem Volk als deren Summe. Als der Krieg ausbrach, da tauchten aus dem Unterbewußtsein alte Erinnerungen an die Großtaten der Väter auf, da wurden die heißen Gefühle wieder wach, die einst das Kind bei den Worten seines Lehrers durchglüht hatten. Was dazwischen lag, war versunken, vergessen, vernichtet. Alle Flammen schlugen, von einem Herde genährt, zu der großen Begeisterung zusammen, die unsere Feinde nie und nimmer erwartet hatten. — Die preußische Volksschule hätte nicht geleistet, was wir ihr nachrühmen, wenn sie einseitig Liebe zum Vaterlande entwickelt hätte, selbst dann nicht, wenn sie nach Franzosenart in den Fehler verfallen wäre, blinden Haß gegen die Nachbarvölker zu säen. Sie hat auch an ihrem Teile Deutschlands Größe vorbereiten helfen.

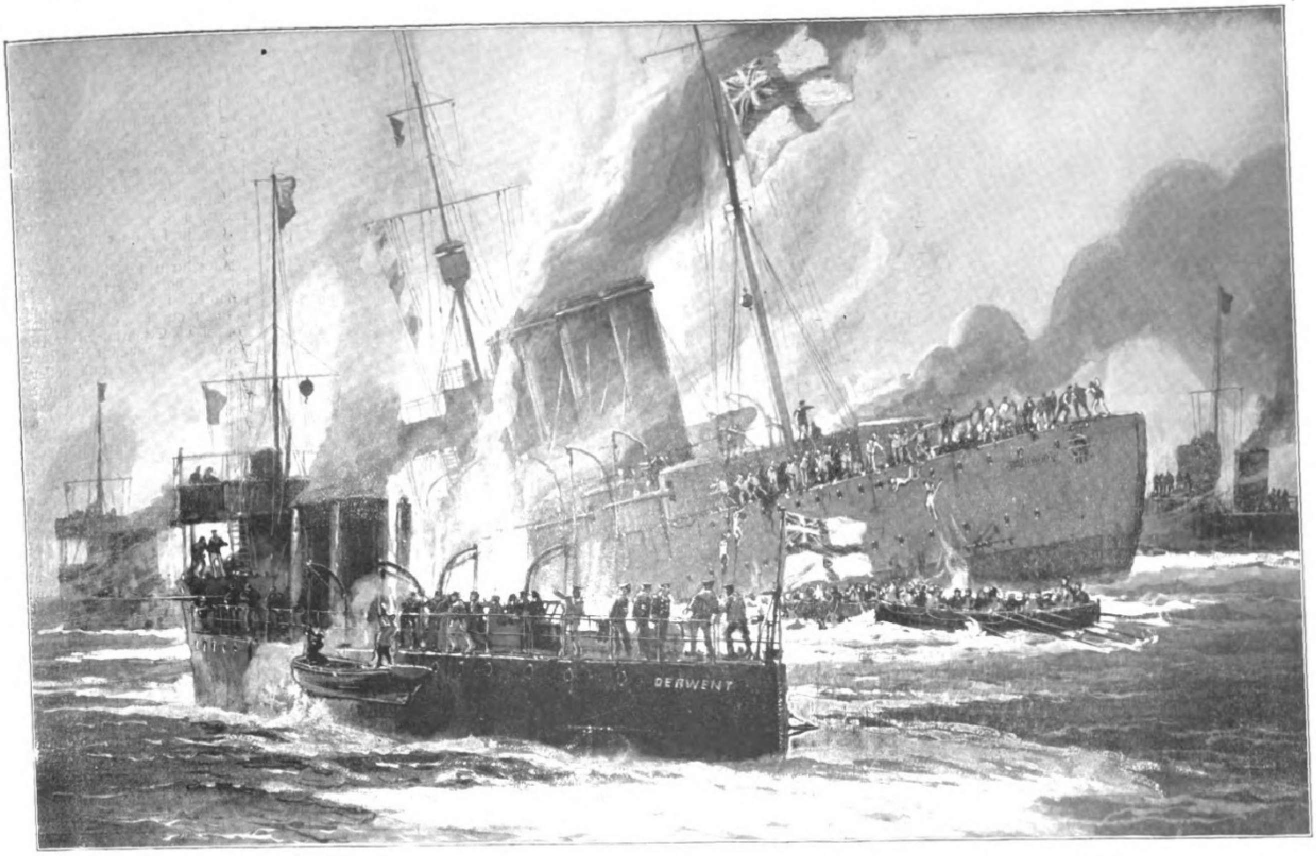
Deutscher Fleiß, deutscher Ordnungssinn und deutsche Gewissenhaftigkeit haben in der Welt überall Deutschland groß gemacht. Die Erziehung zu Fleiß und Ordnung beginnt auch in der Schule; sie hört aber dort nicht auf. In Fabrik und Geschäft, in der Amtsstube und auf dem Gutshofe im bürgerlichen Leben wie im Heere setzt sie sich fort. Die Gewissenhaftigkeit muß in der Jugend gepflanzt sein. Bismarck hat einmal gesagt, daß nur die Religion den Mann befähige, auf einsamem, gefährlichem Posten auch dann auszuharren, wenn er sich unbemerkt entfernen könnte, und einer unserer Feinde verzweifelt an dem Siege seiner Landsleute, weil sie nicht beten können. Der Krieg deckt vielen den uralten Zusammenhang zwischen Mannhaftigkeit und Gebet auf. „Wer ist ein Mann? Wer beten kann — Und Gott dem Herrn vertraut . . . Dies ist der Mann, der sterben kann — Für Freiheit, Pflicht und Recht", hat Arndt 1813 gesungen. Unter den neueren Führern auf dem Erziehungsgebiete hat Förster in überzeugender Weise dargetan, daß die innere Wahrhaftigkeit, die Gewissenhaftigkeit und die Aufopferungsfähigkeit ihre Quellen in der Religion haben, und daß diese Tugenden bei deren Versiegen allmählich von Selbst- und Genußsucht erstickt werden. So dürfen wir die Gewissenhaftigkeit, die bei der Mobilmachung und im Kriege selbst, in dem Feindes- wie im Heimatlande die hochgespannten Anforderungen übertroffen hat, auf unsere religiöse Jugenderziehung zurückführen, bei der die Schule von der Kirche wesentlich unterstützt worden ist. Mögen sich viele Erwachsene dieses Zusammenhanges nicht bewußt sein, mögen ihn andere bestreiten; das Wiedererwachen religiösen und kirchlichen Sinnes im Volke weist deutlich auf ihn hin.

Am meisten augenfällig ist ein dritter Erfolg unserer Volksschule, dessen Bedeutung das Gegenbild der russischen Massen klar hervortreten läßt, die geistige Bildung. Mit welchem Verständnis auch des gemeinen Soldaten im Felde, der einfachen Frau im Lande die Heeres- und die Staatsleitung rechnen können, ist erstaunlich. Dabei ist das



Ein bildlicher Beweis für die Befestigung von Genua, das die italienische Regierung als offene Stadt behandelt sehen will: Blick in eines der Sperrforts von Genua, die unmittelbar über dem Kriegshafen liegen. Man sieht in den Kasematten deutlich die aufgestellten Geschütze.

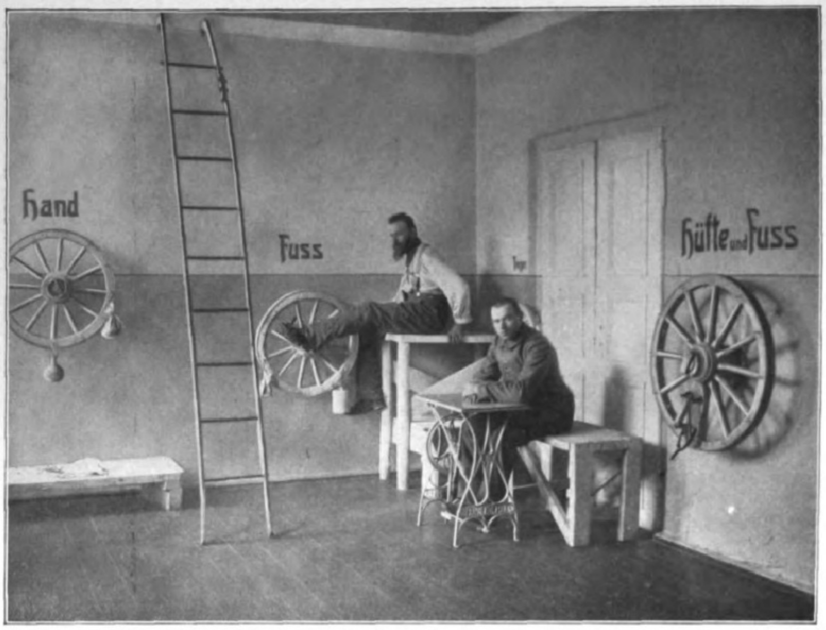
Die italienische Regierung hat durch ein Dekret bekanntgemacht, daß der Hafen von Genua nicht als Kriegshafen zu betrachten sei.



Ein neuer glänzender Erfolg der österreichisch-ungarischen Marine in der Adria: Die Vernichtung eines englischen Kreuzers, Typ Liverpool, der von sechs Zerstörern geschützt fuhr, durch das österreichisch-ungarische Unterseeboot 4 (Kommandant Linienschiffsleutnant Singule) am 9. Juni vormittags, 30 Meilen westlich des albanischen Hafens San Giovanni di Medua. Nach authentischen Angaben für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Marinemaler Alex Kircher.

Vorhandensein der erforderlichen Einsicht so allgemein vorausgesetzt worden, daß man im Gegenteil nur dann erstaunt war, wenn sie fehlte. Der ungeheure Briefverkehr ist ein Beweis hoher Bildung und einer außerordentlichen Leistungsfähigkeit der Verkehrsbeamten. Was auf irgendeinem Gebiet im Handel, im Gewerbe, bei der Herstellung und Bedienung von Kriegsmaschinen, bei der Fürsorge für die Krieger im Felde und in den Lazaretten, bei deren Verpflegung wie bei der Einführung neuer Wirtschaftsformen oder sonst gefordert wurde, ist geleistet worden. Die Meister entstammten zumeist den höher gebildeten Volksschichten, ihre Leute und Helfer den weiteren Kreisen, die auf die Volksschule angewiesen sind. Die erstaunliche geistige Regsamkeit und Vielseitigkeit der Volksmenge darf diese sich zum guten Teile als ihr Verdienst anrechnen lassen. Die schon genannten „Allgemeinen Bestimmungen“ haben durch Aufnahme der Sachfächer (Geschichte, Erdkunde, Naturlehre und Naturbeschreibung) in den Lehrstoff für diese erweiterte Bildung die Bahn frei gemacht, den reicher gegliederten Schulen ihr Recht gegeben und besondere Mittelschulen mit erweiterter Bildung ins Leben gerufen.

Vaterlandsliebe, Gewissenhaftigkeit und geistige Regsamkeit sind die reiche Ausstattung, die seit mehr als vierzig Jahren jedes preußische Kind aus der Volksschule mitnehmen konnte. Inzwischen sind diese Bahnen von vielen Meistern ausgebaut worden, damit die Ziele immer sicherer und allgemeiner erreicht werden könnten. Was 1872 nur im ersten Ansatze gefordert wurde, die körperliche Ausbildung, ist ergänzend hinzugekommen. Ein Hauptverdienst hatten daran der Abgeordnete von Schenkendorf und die Leiter der Zentralturnanstalt in Berlin. Ebenso sind die Kunsterziehung im Zeichen- und vielleicht im Gesangunterricht, die wirtschaftliche in dem Handarbeits- und dem Haushaltungsunterricht als Bereicherungen der Volksbildung und als Beweise dafür zu begrüßen, daß die Arbeit an ihr nicht stillsteht.



Orthopädische Behandlung genesender Mannschaften hinter der Front in Russisch-Polen: Eine von dem Hamburger Arzte Dr. Deutschländer im Kriegslazarett zu Grajewo mit primitiven Mitteln eingerichtete orthopädische Anstalt für Gelenkbewegungen.

Die vorstehende Herausschälung der Verdienste [der] Volksschule um den Krieg soll nicht etwa ihre Vollkomm[en]heit beweisen; auch soll durchaus nicht verdunkelt werd[en], daß ihre Vorarbeit vergeblich geblieben wäre, wenn n[icht] andere Kräfte des vielgestaltigen Volkslebens ihrerseits [den] Erfolg herbeigeführt hätten. [Es] sind aber in der letzten Zeit [so] viele Wünsche nach einseitiger [Um]gestaltung der Schule hervor[ge]treten, daß man meinen kön[nte], gerade sie sei ihrer Aufgabe n[icht] gerecht geworden. Möge sie [vor] Wunderkuren bewahrt bleiben [und] die dankbare Wertschätzung i[hrer] Freunde ihr zu freier Aus[ge]staltung auf der alten Grundl[age] helfen! Die Erfahrungen der Krie[gs]zeit scheinen zunächst stärkere [Be]tonung des haus- und volksw[irt]schaftlichen Unterrichts zu ford[ern]. Wenn endlich es noch eines weite[ren] Beweises bedürfte, daß die al[ten] Grundlagen gesund und die Ziele [der] Volksschule richtig sind, so könnte m[an] auf den Lehrerstand hinweisen. [Aus] der Volksschule selbst hervor[ge]gangen, für sie ausgebildet und [in] ihr wirkend, kann der tüchtige Leh[rer] als Vertreter ihres Geistes gelt[en]. Die allgemeine Anerkennung, die [sich] die Lehrersoldaten erworben hab[en], muß auch die Achtung vor der Vol[ks]schule steigern. Wie kein Untersch[ied] zwischen den preußischen und d[en] anderen deutschen Lehrern zu [be]merken war, so darf man auch [den] für die preußische Volksschule bea[n]spruchten Ruhmestitel der gesa[m]ten deutschen Volksschule zusprech[en]. Ein jedes Volk baut sich seine Schu[le] aus seinem Geiste und hat sie g[ut] gebaut, wenn die Schule dem neu[en] Geschlechte den starken und gesund[en] Geist übermittelt, aus dem das Vo[lk] seine Kraft sog. Die schweren Prü[f]ungstage dieses Krieges haben e[r]wiesen, daß Deutschland auf sei[ne] Schule stolz sein darf.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Das Ostsee-, Sol- und Moorbad Kolberg hat wie stets am 1. Juni seine gastlichen Pforten geöffnet. Der Badebetrieb wird auch in der jetzigen Kriegszeit in vollem Umfange aufrecht erhalten. Das warme Sonnenwetter der letzten Wochen hat alle Garten- und Parkanlagen in duftendes Grün getaucht und die Wassertemperatur erhöht, so daß schon fleißig gebadet wird. Abgesehen von dem Wegfall aller rauschenden Feste und Tanzvergnügungen, was bei der ernsten großen Zeit ja selbstverständlich ist, wird der eigentliche Kur- und Badebetrieb erheitert durch Musik, Theater und die sportlichen Spiele. Zur Zeit sind schon mehrere hundert Kurgäste in Kolberg eingetroffen.

Bad Tölz. Das Kurtheater hat seine Spielzeit mit einigen sehr wohlgelungenen Abenden eröffnet. Zwei Gastspiele des Münchener Schauspielhauses mit Halbes „Jugend“ und Schnitzlers „Anatol“, ein Gastspiel des beliebten Mitgliedes des Münchener Gärtnerplatztheaters Ludl in „Familie Schimeck“ und zwei reizende Operettenabende des Operettenensembles von Fräulein Henneberg. Bei all diesen Abenden haben sich auch die eigenen Kräfte des hiesigen Kurtheaters bestens bewährt. Desgleichen findet die Kurmusik unter Kapellmeister Freitags Leitung großen Beifall, und es sind auch die Nachmittagskonzerte am Kurhause stets sehr gut besucht.

Wildbad im Schwarzwald. Der Kurbetrieb ist in vollem Gange. Die Kurmusik spielt täglich dreimal, das Theater ist schon seit dem 23. Mai eröffnet. Der uralte Ruf Wildbads als eines Wundheilbades ersten Ranges bewährt sich auch in diesem Kriege. Anwesend ist unter anderm eine große Anzahl verwundeter Offiziere und Mannschaften, an denen der Heilquell sichtbar Wunder wirkt.

Die Heil- und Tafelwässer des feindlichen Auslandes durch deutsche Quellen zu ersetzen, ist bereits mehrfach Gegenstand der Erörterung gewesen, wobei ängstliche Gemüter die Frage aufwarfen, ob denn wirklich ohne Benachteiligung der Kranken auf alle ausländischen Quellen verzichtet werden könne. Diese Frage darf ohne weiteres bejaht werden. Es gibt in Deutschland genügend Quellen mit den verschiedensten Indikationsgebieten, auf welchen sie auch, objektiv betrachtet, tatsächlich beste Erfolge erzielen, so daß für alle Krankheiten eine wirksame Heilquelle Deutschlands verordnet werden kann: Es sei hier nur an die Quellen von Ems, Homburg, Kissingen, Wiesbaden usw. hingewiesen. Diese Quellen sind so weltbekannt hinsichtlich ihrer Heilwirkung, daß es weiterer Ausführungen hierüber nicht bedarf. Weniger bekannt noch ist eine in letzter Zeit bei einzelnen Krankheitsformen, so bei Appetitlosigkeit, chronischer Stuhlträgheit sowie auch bei den mit dieser in Zusammenhang stehenden Gallensteinbeschwerden, ferner bei Störungen der Gallenausscheidung mit sehr gutem Erfolge verwandte Heilquelle: die König-Ludwig-Quelle in Fürth i. B. Eine weitere im Bereiche des König-Ludwig-Bades in Fürth jüngst erbohrte erdig-alkalische Quelle wird auch vollen Ersatz für die wegen ihrer diuretischen Wirkung in Deutschland verwendeten ausländischen Quellen bieten, deren Hauptheilanzeigen sind: Harngrieß, Gicht, Diabetes, chronischer Katarrh der Harnwege und gewisse Arten von Gallensteinerkrankungen.

Eine patriotische Pflicht jedes Briefmarkensammlers. Unsere Zeitung hat erfahrungsgemäß unter ihren Lesern einen mehr oder weniger großen Prozentsatz von Briefmarkensammlern. Wir dürfen daher annehmen, daß folgende auf Anregung der bekannten Briefmarkenhandlung Gebrüder Senf in Leipzig geschriebenen Ausführungen bei unseren Lesern Interesse und Beachtung finden werden. Eine Anzahl der gegen unser geliebtes Vaterland kriegführenden Staaten, so Belgien, Frankreich und seine Kolonien, Rußland usw. haben sogen. Rote-Kreuz- bezw. andere Wohltätigkeits-, Kriegs-Marken usw. verausgabt, mit dem ausgesprochenen Zweck, daß ein Teil der Einnahme aus dem Verkauf dieser Marken den entsprechenden Wohltätigkeitseinrichtungen zu gute kommen solle. Solche Marken (ungebraucht oder mit Gefälligkeitsabstempelung versehen ist einerlei) darf ein Angehöriger des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten natürlich jetzt während des Krieges nicht kaufen, da er ja sonst eine feindliche Einrichtung (und wenn es auch eine Wohltätigkeitseinrichtung ist) durch Geldmittel unterstützen würde. Ebensowenig darf man jetzt ungebrauchte Postwertzeichen der feindlichen Staaten — natürlich nur soweit sie noch zur Frankatur von Postsendungen in jenen Staaten zulässig sind — ankaufen, denn man muß bedenken, daß der Ankauf solcher ungebrauchter Marken zu Sammelzwecken eine Bereicherung des betreffenden Postfiskus darstellt, ohne daß dieser eine entsprechende Gegenleistung zu machen hätte. Anders steht es mit den Wohltätigkeitsmarken der uns verbündeten Waffenbrüder in Österreich-Ungarn, mit Bosnien sowie mit den Marken der deutschen Post in Belgien und Russisch-Polen oder der österreichisch-ungarischen Feldpost in Russisch-Polen oder den gewöhnlichen Marken der uns verbündeten Länder. Alle diese Marken sind natürlich jetzt ganz besonders zum Ankauf auch in ungebrauchten Exemplaren zu empfehlen.

Ein erfreulicher, gut deutscher Zug nach dem Soliden und Bewährten geht wieder durch unser Volk und bringt auch den Schwankenden zum Bewußtsein, daß in der Bekleidungsfrage nicht Flitter und Tand, sondern gesundheitliche und wirtschaftliche Werte ausschlaggebend sind. Das hat in weitestgehendem Maße gerade in der Jetztzeit die langbewährte und allbekannte echte Dr. Lahmann-Wäsche erfahren dürfen. Wieviel Tausende deutscher Frauen und Kinder haben sich dem alten großen Anhängerstamm angeschlossen und wieviel Hunderttausende deutscher Männer im Felde draußen wie in der Heimat oder in fernen Weltteilen empfinden erneut die unübertrefflichen Wohltaten der Dr. Lahmann-Wäsche. Ungehindert aller Schwierigkeiten, sowohl in der Fabrikation, wie ganz besonders in der Beschaffung des ausgesucht feinsten und besten Rohmaterials ist die Qualität der Dr. Lahmann-Wäsche unverändert geblieben, und so gilt die Lahmann-Wäsche wie vordem als die gesündeste, praktischste und sparsamste Unterkleidung für Herren, Damen und Kinder. Ihre Vorzüge lassen sich kurz wie folgt zusammenfassen: unveränderliche, vermittelnde Durchlässigkeit, Belebung des Stoffwechsels, Hebung der Blutzirkulation und des Nervensystems; seidenartige Weichheit, keinerlei Hautreiz und doch wohltuende Erwärmung, ohne Überhitzung oder zu schnelle Abkühlung des Körpers, somit bester Schutz vor Erkältungen; keinerlei Appretur, kein Einlaufen, leichtes Waschen, durch das vorzügliche Material und seine Verarbeitung große Haltbarkeit und damit billig im Gebrauch. Erhältlich in Naturfarbe und weiß. Die alleinige Fabrik H. Heinzelmann in Reutlingen L 20 stellt auf Verlangen ihren prächtig illustrierten reichhaltigen Katalog über die verschiedensten Formen und Stärken für Herren, Damen und Kinder kostenlos zur Verfügung und weist Verkaufsstellen nach.

Der wachsende Wohlstand erhöht auch das Interesse an dem Kunsthandwerk und das Verständnis für dessen Einfluß auf die harmonische Ausgestaltung unserer Wohnräume. Die Einrichtung unseres Heims, der man jetzt eine größere Sorgfalt als früher widmet, verlangt auch ein Klavier, dessen äußere Formen die Gesamtwirkung nicht beeinträchtigen. Mehr aber noch soll die Klangschönheit des Instrumentes die gespanntesten Erwartungen erfüllen, zu denen sein verheißungsvolles Äußere berechtigt. Das allein vermag nur ein Steinway-Flügel oder -Piano, welche Instrumente der kritischen Prüfung des Musikfreundes, wie der des bildenden Künstlers im gleichen Maße standhalten. Beachtenswertes hierüber enthält die Steinway-Broschüre „Kunstgehäuse“. Man verlange solche von Steinway & Sons, Hamburg 6.

Man erhalte dem Kinde die Gesundheit und ernähre es, wenn es nicht an der Brust gestillt wird, mit „Kufeke“ und Kuhmilch. Diese bewährte Mischung sichert jedem Kinde ein vorzügliches Gedeihen, schont besonders auch Magen und Darm, so daß es vor den gefährlichen Verdauungsstörungen der heißen Zeit: Brechdurchfall und Darmkatarrh geschützt bleibt.

Der Neudruck der Kriegsnummern 1–22

(Nr. 3710—3731) ist beendet.

Damit ist die „Illustrirte Zeitung“ von der ersten Kriegsnummer an wieder vollständig zu haben. Da für den Neudruck nur eine wesentlich kleinere Auflage als die gewöhnliche Wochenauflage in Frage kommt, so war eine Erhöhung der Preise notwendig:

Kriegsnummer 1 (Nr. 3710) kostet	Mk. 2.—
Kriegsnummern 2—22 (Nr. 3711—3731) kosten je	Mk. 1.50
Der Preis der Kriegsnummern 1—22, in Heften auf einmal bezogen, beträgt	Mk. 30.—
für Kriegsnummern 1—22 (Kriegsnummern 1. Folge) in einen künstlerischen, für die Kriegsnummern besonders entworfenen Einband gebunden	Mk. 40.—
Der vierteljährl. Abonnementspreis beträgt ab Januar 1915	Mk. 9.—

Vom 1. Januar 1915 an können Abonnements zum vorgenannten vierteljährlichen Bezugspreis jederzeit nachgeliefert werden.

Wie bereits in der Nr. 3748 (Kriegsnummer 39) auf Seite 523 angezeigt, haben wir für die Kriegsnummern eine besondere künstlerische

Einbanddecke

entwerfen lassen. Die zur Aufnahme der 1. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 1—22) bestimmte Decke kann jederzeit zum Preise von Mk. 2.80 nachbezogen werden. Für die 2. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 23—47) liegt jetzt eine Decke in gleicher Ausführung zum Preise von Mk. 3.— vor.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen oder, falls keine am Orte, die

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Dr. Arthur Bloch, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Anton Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



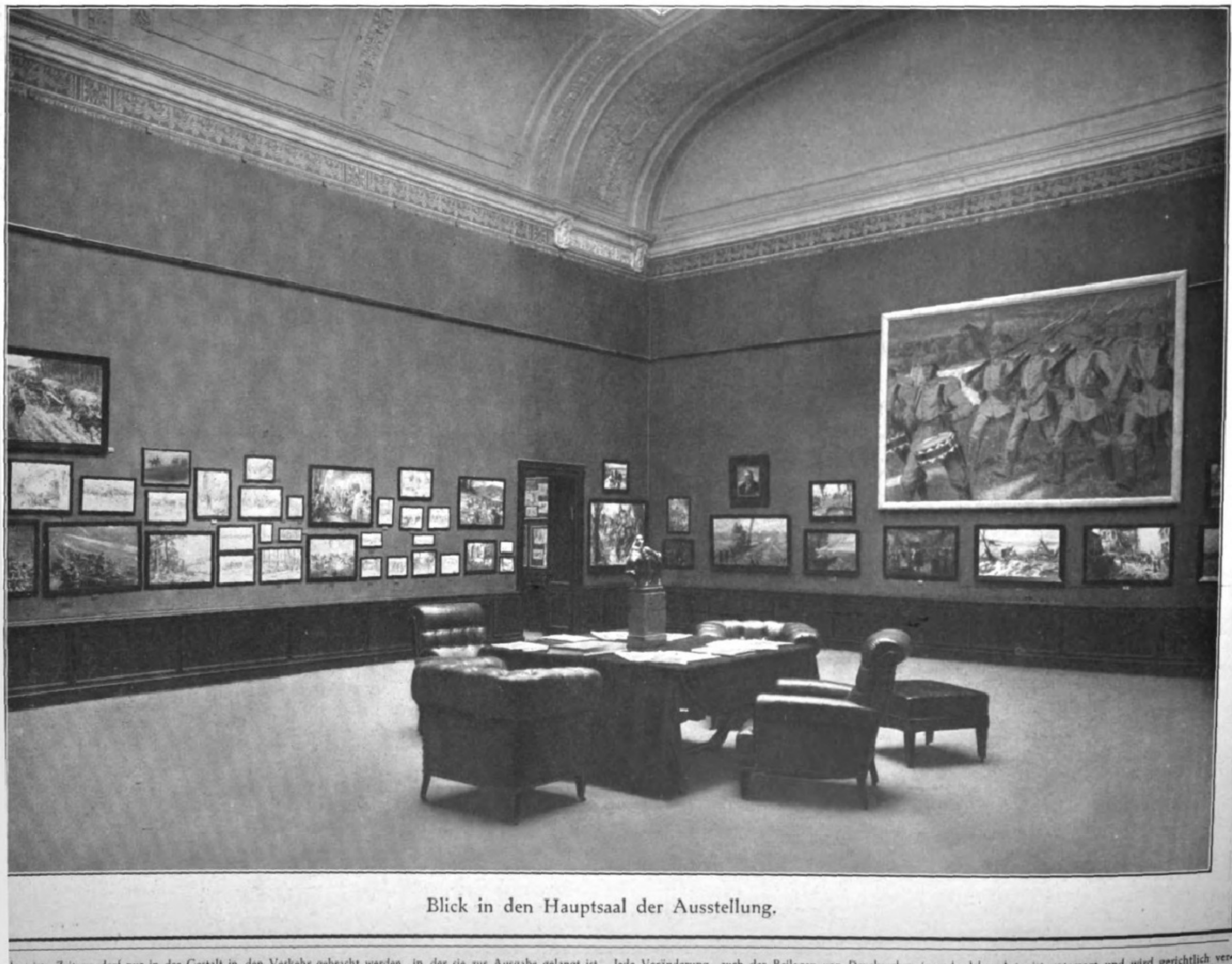
Nr. 3758.

Kriegsnummer

In den Räumen des Vereins Berliner Künstler, Berlin W., Bellevuestraße 3, ist am 26. Juni eine

AUSSTELLUNG
von
KRIEGSBILDER-ORIGINALEN
der Leipziger „Jllustrirten Zeitung“

eröffnet worden. Sie dauert bis zum 8. August. Die Ausstellung, die schon die Aufmerksamkeit aller kunstverständigen Kreise der deutschen Reichshauptstadt auf sich gelenkt hat, soll von Haus aus keine Kunstausstellung sein, sondern mehr eine patriotische Kundgebung in Gestalt von ausgewählten Schöpfungen solcher, die unter dem überwältigenden Eindruck der Kriegsereignisse den Pinsel und Zeichenstift ergriffen haben. Dadurch, daß die Bildwerke nicht in der Reproduktion, sondern im Original vorgeführt werden, wirken sie unmittelbar und packend. In der Ausstellung sind über vierhundert Originale untergebracht. Man findet darin die Namen erster deutscher Meister, aber auch junge Talente, die draußen im Feld gleichsam unter der Wucht der gewaltigen kriegerischen Ereignisse erst ihre Künstlerschaft entdeckt haben. So stellt die Ausstellung in ihrer Gesamtheit den Widerschein des mächtigen seelischen Erlebens deutscher Künstler während des großen Weltkrieges dar.

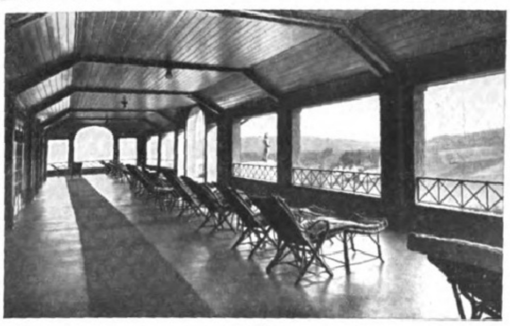


Blick in den Hauptsaal der Ausstellung.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

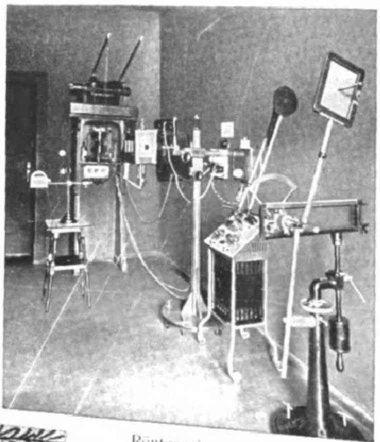
Nr. 3758. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 8. Juli 1915.



Liegehalle.



Speisesaal.



Röntgenzimmer.

Krieg und Winter haben keine Veranlassung gegeben, den Betrieb in dem bekannten Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg, Thüringer Wald, einzustellen. Nur in den beiden ersten Kriegsmonaten, die in Friedenszeiten zur sogenannten „Hochsaison" gehören, sank die Besuchsziffer auf ungefähr die Hälfte der Kurgäste herab. Seitdem hielt sie sich auf derselben Höhe wie in Friedenszeiten. Mit dem anbrechenden Frühling hat sich die Nachfrage nach Plätzen im Genesungsheim „Schwarzeck" aus den Kreisen der alten und neuen Patienten, die an nervösen oder inneren Erkrankungen leiden oder sich einer regelrechten allgemeinen Erholungskur unterziehen wollen, stark gesteigert. Am genannten Sanatorium sind ärztlich tätig der Besitzer Sanitätsrat Dr. Wiedeburg und Sanitätsrat Dr. Poensgen (früher in Bad Nassau) sowie ein ständiger Hausarzt. Ein Modellpanorama des Sanatoriums ist in der Dauerausstellung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für ärztliches Fortbildungswesen zu Berlin, Luisenplatz 2–4, dauernd täglich von 10 bis 3 Uhr der Besichtigung zugänglich. Über Einrichtungen der Wohnhäuser, des Kurmittelhauses usw. unterrichtet ein ausführlicher, bildergeschmückter Prospekt, der auf Wunsch durch die Verwaltung kostenlos verschickt wird.

Das auf einer Waldterrasse am Eingang des bekannten Schwarzatales gelegene Sanatorium verfügt über ein reichhaltig ausgerüstetes Bade- und Kurmittelhaus, zwei Laboratorien, eine große Wandelhalle, eine geräumige Waldhalle im obersten Stockwerke des Hauses, eine Reihe von Gesellschaftsräumen, zwei Speisesäle, zwei Personen-Aufzüge, einen großen mit zwei Luftbädern ausgestatteten Waldpark usw.



Seitenansicht des Sanatoriums.



Frontansicht des Sanatoriums.



Das Radiumbad in Brambach i. V. — ein Heilquell und Jungbrunnen.

Da, wo einst in der Steinkohlenzeit unserer Mutter Erde durch mächtige Faltenwürfe unter dem gleichzeitigen Empordrängen glutflüssiger Gesteinsmassen im Urboden unseres Vaterlandes sich auch jener Teil des deutschen Mittelgebirges bildete, den man heute, zwischen Fichtel- und Erzgebirge und an des Vogtlands Südrand gelegen, das Elstergebirge nennt, wo die Handelsstraße Eger-Leipzig über den westöstlich verlaufenden Bergkamm zieht, liegt das Gebiet der Brambacher Sauerbrunnen, entspringt eine der stärksten Radiumquellen der Welt. Als vorzügliches Tafelwasser ist das prickelnde Naß jener alkalisch-mineralischen Säuerlinge heute weltbekannt, sein Versand ist in drei Jahren von $^1/_2$ auf $2^1/_2$ Millionen Flaschen gestiegen. Mit der Entdeckung der Radiumquelle aber, heute Wettinquelle genannt, stieg die Bedeutung des weltabgeschiedenen Fleckchens Erde in ungeahnter Weise. Nachdem Geh. Regierungsrat Professor Dr. Fresenius-Wiesbaden im Jahre 1911 die bis dahin noch bei keiner Quelle gefundene Radioaktivität von 2270 Macheeinheiten feststellte und seit 1912 die Brambacher Sprudelgesellschaft m. b. H. durch Genehmigung der Kgl. Sächs. Staatsregierung im Besitz des Monopols der Ausnutzung jener seltenen Naturgabe und des Heilquellenschutzes ist, entstand auf dem heute fast 70 ha umfassenden Quellengelände mit seinem subalpinen Klima, seinen waldumrankten Höhen und seiner noch im weiteren Umkreise der Quellen radioaktiven Luft ein Radiumbad mit drei auch den verwöhntesten Ansprüchen genügenden Kurhäusern, einer netten Trinkhalle und dem wohl einzigartig dastehenden Emanatorium, der Einatmungshalle, wo aus den direkt von den Quellen herbeigezogenen und über Kokstürme herabrieselnden Heilwässern in einem 300 cbm großen Raume die geheimnisvolle Kraft der Radium-Emanation frei wird.





Die Bade- und Brunnenverwaltung versendet gern kostenlos — ebenso wie der Verlag der Illustrirten Zeitung — Ausführlicheres über die Einrichtung des Bades und seine Heilmittel. Es ist bekannt, daß Radiumtrink- und Badekuren besonders bei Gicht und Rheumatismus, Ischias, Neuralgie und Nierenentzündung, bei Aderverkalkung und allgemeiner Blutarmut, bei Erschöpfungszuständen, gewissen Alterserscheinungen, sowie Frauen-, endlich auch bei chronischen, aber nicht ansteckenden Hautkrankheiten angezeigt sind. Und die bei der Badeverwaltung ebenfalls umsonst erhältlichen Mitteilungen über die Heilerfolge sprechen ohne weiteres für die Empfehlung des Bades, dessen ärztliche Leitung in den Händen eines in der ganzen Gegend gesuchten und geschätzten, sehr gewissenhaften Mediziners liegt. Aus den verschiedensten Teilen unseres deutschen Vaterlandes hat das Radiumbad Brambach i. V. bereits seine Besucher gehabt. Eine große Zahl von Dankschreiben aus allen Schichten der Bevölkerung liegt vor. Und wenn die einen Patienten von ihrem ersten Aufenthalt so befriedigt waren, daß sie wiederkehrten, um die Kur zu wiederholen und völlige Heilung zu erzielen; wenn andere erzählen, daß sie nach Beendigung der Sommer- oder Herbstkur einen sehr guten Winter gehabt haben; wenn bei den die Kur gebrauchenden Gichtikern die Auflösung der in den Gelenken angehäuften harnsauren Salze, bei an Arterienverkalkung Erkrankten wie bei fast allen überhaupt der große Einfluß auf das Sinken des Blutdruckes festgestellt wurde, und wenn sogar ältere Herrschaften das Bad als einen „Jungbrunnen" bezeichnet haben, so ist damit wohl zur Genüge seine Bedeutung für die leidende und erholungsbedürftige Menschheit nachgewiesen.

Der furchtbare Weltkrieg hat die Zahl der an den obengenannten Leiden Erkrankten bedeutend vermehrt. Die aufreibenden Nervenerregungen von Kriegsbeginn bis heute, die unbeschreiblichen Strapazen unserer Feldgrauen in dem allen Einflüssen der Herbst- und Winterunbilden ausgesetzten Schützengrabenleben, auf den schier endlosen Märschen immer hinter dem Feinde her, haben Hunderten, ja Tausenden Gesundheit und Lebenskraft geraubt, Jünglinge und Männer zu Greisen gemacht. Hier aber bietet Mutter Natur in ihrer unausdenklichen Güte ihnen einen Heilquell und Jungbrunnen, der noch ganz anders bekannt zu werden verdient, als dies bis jetzt der Fall ist.

In schlichtem Reim gibt über ihn eine adlige Dame — Gattin und Mutter — die, krank an Leib und Seele, im August des Kriegsjahres 1914 hier weilte, ihr Urteil in folgenden Zeilen:

An Brambach i. V.

Im lieblichen Tal, wie sanft gebettet,
Inmitten von Wiesen und Waldesruh',
Wie vor der rauhen Welt hierher gerettet,
Liegst still verträumt, mein kleines Brambach, du!
Da sprudeln die Quellen und flüstern und raunen:
Ich heil' dich — ich heil' dich — o, glaube es nur!
Noch gibt es ja Wunder — vernimm es mit Staunen
Die herrlichsten Wunder in Gottes Natur.



Sägemühle in Brambach i. V.



Vogtländisches Bauernhaus.

BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad. Quellenemanatorium. Berühmte Glaubersalzquelle. Grosses medico-mechanisches Institut. Luftbad mit Schwimmteichen.

Große Erfolge b. Nachbehandlung von Verletzungen, bei Herz- und Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten.

Prospekte u. Wohnungsverzeichnis postfrei durch die Kgl. Badedirektion. Generalvertrieb der Heilquellen durch die Mohrenapotheke in Dresden. Versand des staatlichen Tafelwassers König-Friedrich-August-Quelle durch den Brunnenpächter Klinkert in Oberbrambach.



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, **Chemnitz 16.**

Vollkommenste und modernste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Großer alter Park, freie Höhenlage. Behagliche Wohnräume, Zanderinstitut, Badesäle, Luftbäder, Emser Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Herz-, Hautleiden, Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden usw. **Kriegsteilnehmern Ermäßigung.** Illustr. Prosp. frei. 3 Ärzte. Chefarzt: Dr. Loebell.

Besuchet **Thüringen:** *Prächtige Städte; Vortreffliche Kurorte und Sommerfrischen. Preisw. Unterkunft. Illustr. Ratgeber kostenlos gegen 10 Pfg. Portoeins. vom Thüringer Verkehrsverband Sitz Gotha.*

Deutschlands Herz!

Dr. Warda - Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

SALZUNGEN

(Thüringen)

Solbad und Inhalatorium. Solquellen von 5 und 27% Salzgehalt, **Solbäder** mit und ohne Kohlensäure. **Moorbäder. Gradierhäuser** zu Kurzwecken einzigartig eingerichtet. Gesellschafts- und Einzelinhalationen neuester Systeme (Körtings temperierbares Trockeninhalatorium). **Pneumatische Kammern.** Trinkkur. Vorzügliche Heilerfolge bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Skrofulose, Rachitis, Gicht, Rheumatismus, Herz- u. Frauenkrankheiten. — Ausgedehnte Parkanlagen u. Waldungen. Prospekte durch die **Badedirektion.**

Vierwaldstätter-See
Kurhaus Sonn-Matt
LUZERN 600 M.ü.M.
Voralpines Sanatorium u. diätet. Kuranstalt

GENF
Hotel Richemond
am See
Erstklassig • 100 Zimmer
Restaurant mit Terrasse
A. R. Armleder, Besitzer.

Friedrichsbrunn (Ostharz)
Kurhaus (610 m)
81 Zimmer. Herrl. Ruhe u. Pflege. Prosp.

Glas-Stereoskope und Laternbilder aus aller Herren Ländern. / Aktuell:
ALBANIEN
Alois Beer, Klagenfurt, K. u. K. Hof-Photograph.



Radium-Solbad Rothenfelde,

die Perle des Teutoburgerwaldes — Bahnl.: Bielefeld-Osnabrück.

Herrliche Gebirgslage, unmittelbar an meilenweiten Laub- und Nadel-Wäldern.

Radiumhaltige, stärkste kohlensaure Sole Deutschlands.

Vorzügliche Heilerfolge bei:
Herzleiden, Haut- und Frauenkrankheiten, Rheuma, Gicht, Ischias, Skrofulose, Rachitis.

Großzügige Neubauten u. Parkanlagen.

Man verlange Badeschrift u. Wohnungsanzeiger frei von der **Badeverwaltung** Abt. D 7. Kriegsteilnehmer genießen Vergünstigungen.

Sommer- und Winterkurort.

FÜRSTLICHES BAD EILSEN BEI BÜCKEBURG

Altberühmtes Schlamm- und Schwefelbad gegen Rheumatismus, Gicht, Ischias usw. In herrschaftlichen Logierhäusern elektrisches Licht. Idyllische Lage am Wesergebirge. — Saison 15. Mai bis 15. September. — Besonders geeignet und Vorzugspreise für Kriegsrekonvaleszenten.

GRAUBÜNDEN SCHWEIZ

HERVORRAGENDES TOURISTEN-, KUR- UND SPORTGEBIET
HEILKRÄFTIGES ALPENKLIMA
ZAHLREICHE BADE- UND LUFTKURORTE IN DEN HÖHENLAGEN VON 600 BIS 1800 M ü M
AUSKUNFT UND ILLUSTRIERTE BROSCHÜREN: FÜHRER DURCH GRAUBÜNDEN: DIE RHÄTISCHE BAHN: DIE BERNINABAHN DURCH DAS OFFIZIELLE VERKEHRSBUREAU IN CHUR

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige. Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.



Hotel-Verkäufe
vermitteln
Groche & Co.,
Hamburg 1.



KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
Sanatorium (Bayer. Hochgeb.)
für Innere, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Modernste, sanitäre Einrichtungen, jeglicher Komfort. Durch Neubau bedeutend vergrössert. **Kurmittelhaus.** Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Grosser Park. Prospekt. Das ganze Jahr geöffnet.
Während der Kriegsdauer in vollem Betriebe. Kriegsteilnehmern Ermässigung.

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke
Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich.
Neu-Coswig i. Sa.

Nordseebäder auf Föhr
Wyk u. Südstrand
Badebetrieb freigegeben. Auskunft und Prospekte
In Wyk: Bürgermeister. | In Südstrand: Badeverwaltung und Dr. Gmelins Nordsee-Sanatorium.

Salzbrunner Kronen Quelle
Zu Hauskuren
Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker.
Broschüren gratis.
Ueberall käuflich

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Technikum Hildburghausen
Höhere u. mittl. Maschinen- u. Elektrot.-Schule. Werkmeister-Schule. Anerkannte Hoch- und Tiefbauschule. Programm frei!
Staatskommissar. — Dir. Prof. Zizmann.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Abitur., Prim., Fähnr., Einjähr.
Dr. Schraders Mil.-Vorbild.-Anstalt
Magdeburg.

Ingenieur-Schule Zwickau Königr. Sachsen
Masch.-, Elektr.- u. Hüttentechnik
Ingenieur- und Techniker-Kurse.

Halle S. 51. Dr. Harang's Anstalt
399 Einj., 129 Abit. seit 1900. Prosp.

Echte billige Briefmarken!
100 Às., Afr., Austr. Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.
Große illustr. Preisliste gratis u. franko.

Stottern
Stammeln, Lispeln usw. beseitigt dauernd
Dr. Schraders Spezialinstitut für Stotterer, Berlin, Lützowstr. 30/2
Jeder der stotterfrei singt, ist heilbar.

Briefmarken
Zeitung Probenummer kostenfrei
20 Weltkriegsmarken Mk. 2.50
30 „ „ „ 6.—
Ankauf von Sammlungen.
M. Kurt Maier Berlin 9 W. 8.

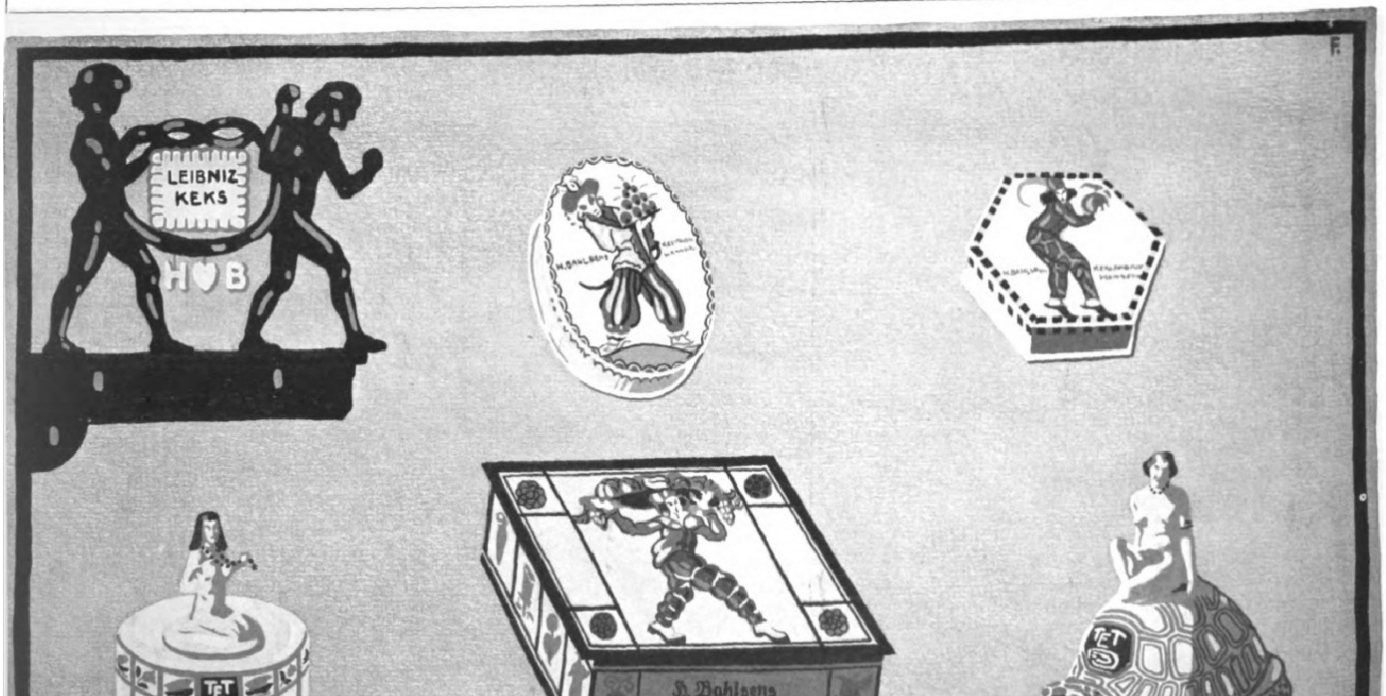
Die **Pfaff**-Nähmaschinen

sind unübertroffen hinsichtlich Güte, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit.



Über eine Million im Gebrauch
Niederlagen in allen größeren Plätzen
G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN
Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862


DALLMANN
mit den KOLA-PASTILLEN
bei den tapferen Soldaten.
Mancher tapf're Feldsoldat
Kennt und schätzt schon Dallkolat.
Freudig spricht der Füsilier:
„Lieber Dallmann komm mit mir!
Bringst mich wieder auf den Trab
Bin ich mal kaputt und schlapp!"
Und mit Kola-Dallmann geht er
Kilometer – – Kilometer – –!
Dose Mk 1.– Grosse Dose Mk. 6.50
IVO PUHONNY


LEIBNIZ KEKS
H B
H. Bahlsens Keks-Fabrik Hannover
TET
KUNSTGEWERBE
H. BAHLSENS KEKSFABRIK
· HANNOVER ·
ENTWÜRFE VON
LUDWIG VIERTHALER
· HANNOVER ·

Illustrirte Zeitung

Nr. 3758.

145. Bd.



Zum 25jährigen Besitz von Helgoland: Kaiser Wilhelm II, dessen Initiative die am 1. Juli 1890 zum Abschluß gelangten Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und England über die Abtretung Helgolands zu danken waren.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Robert F. K. Scholtz.



Der moderne Krieg und seine Neuerscheinungen.

Eine Studie von Dr. Paul Grabein*).

Der große Völkerkrieg, der nun schon bald ein Jahr wie ein schwerer Alp auf der Menschheit lastet, bedeutet nicht nur durch seinen riesenhaften Umfang — sein Schauplatz ist der ganze Erdball, und an 12 bis 15 Mill. Menschen mögen im Felde stehen — etwas Neues, das noch nie da war seit Bestehen der Welt, nein, er bringt auch sonst noch eine Fülle des Neuen, des Erstaunlichen und Überraschenden, so daß wir vielfach das Gefühl haben, hier vor einem Wendepunkt im Geschicke der Völker, zum mindesten aber in ihrer Kriegführung zu stehen.

Sieht man diesem Weltkriege forschend näher ins Antlitz, so drängt sich einem als vorherrschender Zug sozusagen eine Durchgeistigung auf im Vergleich zu der Physiognomie der Kriege vergangener Zeiten. Immer mehr ist das körperlich Brutale in den Hintergrund gedrängt worden, immer mehr gibt den Ausschlag bei der Kriegführung die überlegene Geisteskraft. Demgemäß ist denn auch die Entscheidung der Schlachten wie des ganzen Feldzuges nicht mehr die Sache kühnen Draufgehens, sondern ganz und gar die Angelegenheit stiller Sinner, kaltblütig scharfblickender Rechner und Kombinatoren geworden, die leidenschaftslos Zug um Zug voraussehen und abwägen, die vom grünen Tisch aus Regimenter, Divisionen und Korps einsetzen nicht anders wie Figuren auf dem Schachbrette. Diese kühle Ruhe, die im Augenblick nicht daran denkt, daß eine Handbewegung über Sein und Nichtsein von Tausenden entscheidet, darf indessen nicht befremden und abstoßen. Sie ist nötig. Genau so nötig wie z. B. dem Chirurgen, der auch, wenn er das Messer ansetzt, jedes Gefühl ausschalten muß. Wie sollte seine Hand auch den rettenden Schnitt führen, wenn sie zitterte bei dem Gedanken, daß sie dem Patienten wehe tun muß?

Eine äußerst anschauliche Darstellung, wie im modernen Kriege die Leitung einer Schlacht vor sich geht, wie diese Schlacht, gewissermaßen aus der Vogelperspektive gesehen, sich ausnehmen würde, hat einmal der frühere Chef unseres Generalstabs Graf v. Schlieffen gegeben, und zwar zu einer Zeit, wo wir noch im tiefsten Frieden lebten, wo niemand auch nur entfernt an den Weltenbrand von heute dachte. Um so überraschender trifft uns nun die Wahrheit dieser vorausahnenden Schilderung, die fast etwas Prophetisches an sich hat. Der frühere Generalstabschef sagte nämlich:

„So viel ist gewiß, die Gesamtschlachten wie die Teilschlachten werden sich auf Feldern und Räumen abspielen, die die Schauplätze früherer kriegerischer Taten um ein Gewaltiges übersteigen. So groß aber auch die Schlachtfelder sein mögen, so wenig werden sie dem Auge bieten. Nichts ist auf der weiten Öde zu sehen. Wenn der Donner der Geschütze nicht das Ohr betäubte, so würde nur ein schwaches Feuerblitzen die Anwesenheit der Artillerie verraten. Man wüßte nicht, woher das rollende Infanteriefeuer käme, wenn nicht ab und zu bald hier, bald dort eine dünne Linie für einen Augenblick einen Sprung nach vorn machte, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Kein Reiter ist zu erblicken. Die Kavallerie muß ihre Aufgaben außerhalb des Schauplatzes der Tätigkeit der beiden andern Waffen suchen. Kein Napoleon, umgeben von einem glänzenden Gefolge, hält auf einer Anhöhe. Auch mit dem besten Fernglas würde er nicht viel zu sehen bekommen. Sein Schimmel würde das leicht zu treffende Ziel unzähliger Batterien sein. Der Feldherr befindet sich weit zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht- und Funkentelegraph, Fernsprech- und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harren. Dort auf einem bequemen Stuhl, vor einem breiten Tisch hat der moderne Alexander auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich, von dort telephoniert er zündende Worte, und dort empfängt er die Meldungen der Armee- und Korpsführer, der Fesselballone und der lenkbaren Luftschiffe, die die ganze Linie entlang die Bewegungen des Feindes beobachten, dessen Stellungen überwachen. Auch die Schlachten der Zukunft werden, den auf großen Räumen zu verwendenden Massen entsprechend, mehrere, ja viele, wenn auch nicht vierzehn Tage wie bei Mukden in Anspruch nehmen." —

In der Tat, eine Prophezeiung, die eingetroffen ist im vollsten Umfange und aufs genaueste den modernen Krieg, die Schlacht der Gegenwart schildert — bis auf einen Punkt. Denn nicht die lenkbaren Luftschiffe sind es, wie Graf Schlieffen noch im Jahre 1909 annahm, die die beständige Beobachtung des Feindes an der Front übernommen haben, sondern die Flugzeuge. Den Zeppelinen sind eben andere Aufgaben zugedacht worden. Und noch eines hat der Chef des Generalstabes damals nicht vorhergesehen, auch wohl nicht vorhersehen können: die Entwicklung eines so langwierigen und ausgedehnten Stellungskrieges, wie wir ihn nun im Westen wie im Osten erleben mußten. Auch das ist ein Neues in der Kriegsgeschichte, zu dem allerdings schon der Russisch-Japanische Krieg ein kleines Vorspiel geliefert hatte. Daß sich die kampfführenden Völker auf Fronten bis zu 700 und 800 km Länge gegenüberliegen würden in starken, festungsähnlichen Stellungen ohne eine Entscheidungsschlacht, dreiviertel Jahr und länger noch, daß sich ganze Länder gewissermaßen durch eine Chinesische Mauer, wenn auch in höchst moderner Gestalt, feindselig gegeneinander absperren würden — das war ja wohl auch nicht vorauszusehen.

Dem Zug von Durchgeistigung, der — wie vorhin dargetan — sich an dem modernen Kriege bemerkbar macht, entspricht auch die hohe Bedeutung der Organisation, ihrer vorbereitenden Arbeit schon im Frieden und dann ihrer Wirksamkeit mit Ausbruch des Feldzuges. Unser schneller Aufmarsch im Osten und Westen, unser glänzend durchgeführter Proviant- und Munitionsnachschub, der namentlich den schnellen Vorstoß in Frankreich und Belgien ermöglichte und so den Vorsprung wieder wettmachte, den unsere Gegner durch ihre heimliche, hinterlistige Vorbereitung des Krieges im Anfang gewonnen hatten, das alles hat die ungeteilte Bewunderung der ganzen Welt wachgerufen, ja selbst unsere Feinde mußten uns das, wenn auch widerwillig, anerkennen. So haben denn manchen Sieg in diesem Kriege im Grunde die deutschen und österreichisch-ungarischen Eisenbahner gewonnen, neben den bewundernswerten Marschleistungen unserer Infanterie, und mit ihnen unsere Ingenieure, die zerstörte Brücken und Tunnels im Fluge wiederherzustellen wußten — also auch hier wieder ein Sieg überlegener Geistesarbeit.

Diese Verfeinerung des Krieges zeigt sich auch in der Wahl der Kampfmittel; neben den technischen Waffen hat man sich auch die des Geistes dienstbar zu machen gesucht. So erscheint zum erstenmal in der Geschichte als ein ganz neues Kriegswerkzeug das Telegraphenkabel, die Presse. Den Engländern war es vorbehalten, dieses Hilfsmittel des Krieges in die Weltgeschichte einzuführen; aber zugleich hat sich damit auch für alle Zeit ein unauslöschlicher Makel an ihren Namen geheftet, als der Erfinder des großen Lügenfeldzuges, mit dem sie den ganzen Erdball gegen Deutschland zu mobilisieren versuchten. Durch die Aussprengung nichtswürdiger Unwahrheiten, die die Deutschen vor den Völkern der Erde zu blutdürstigen Barbaren abstempeln sollten, durch die Unterdrückung ihrer Waffenerfolge suchten sie schwankende Völker auf ihre Seite hinüberzuziehen und so die Meute noch zu vermehren, die sich schon von allen Seiten mit gierigem Gekläff auf Deutschland und Österreich-Ungarn stürzte. Wie gesagt, die Weltgeschichte sucht in diesem Fall seinesgleichen. Aber auch dieser hinterlistige Pressefeldzug wird England nicht an das Ziel bringen, die völlige Vernichtung Deutschlands, die es so sehnlich anstrebt.

Da, wo sich der moderne Krieg technischer Kampfmittel bedient, tritt uns allenthalben gleichfalls wieder das Bemühen entgegen, auch diese Waffen und ihre Handhabung zu durchgeistigen. Dies Empfinden drängt sich einem ganz besonders auf, wenn man die Kampfmittel betrachtet, mit denen der moderne Krieg sich als Schauplatz auch die Tiefe des Meeres und den freien Äther der Lüfte erobert hat, die bisher, solange die Erde steht, noch nie das blutige Ringen der Menschen miteinander gesehen haben. Etwas Titanisches liegt darin, und wieder ist es der deutsche Geist und kühne Unternehmungssinn, der hier bahnbrechend vorangegangen ist. Den anders nicht einzuholenden Vorsprung, den England im Laufe seiner vielhundertjährigen geschichtlichen Entwicklung auf dem Meere gewonnen hatte, den hat die Kunst unserer Ingenieure, der Todesmut unserer Seeleute wieder einzubringen gewußt. Der Tag, wo auf der grauen Flut der unvergeßliche Otto Weddigen mit seinem „U 9" drei englische Kriegsschiffe auf den Meeresgrund versenkte — der Tag bedeutet einen Markstein in der Geschichte Englands. An diesem denkwürdigen Tage zerriß der Wahn, der alle Welt in seinen Bann geschlagen hatte, daß England unbesieglich sei zur See. Aber der verblendete Wahn seiner Unantastbarkeit wurde dem stolzen Inselreich noch gründlicher zertrümmert an jenem anderen Tage, wo ein Geschwader von Zeppelinen an seiner Ostküste erschien und dort mehrere befestigte Hafenorte mit seinen Bomben bewarf. Die zitternde Angst, die England schon lange vor der deutschen Luftflotte empfunden hatte, ward nun zur blassen Furcht. Und wahrlich, sie soll nicht grundlos sein! Wir alle hoffen und vertrauen ja felsenfest, daß die große Stunde unserer Zeppeline noch einmal kommen und Abrechnung halten wird mit der schnöden Selbstsucht, die aus kalter Gewinnsucht ganze Völker in Not und Verderben gehetzt hat.

Einen Triumph hat deutscher Erfindungsgeist aber auch auf artilleristischem Gebiete gefeiert mit der Konstruktion der Kruppschen 42-cm-Kanone, die einfach eine Umwälzung des bisherigen Festungskrieges bedeutet, ja ihm vielleicht für immer ein Ende macht, und der sich seit dem galizischen Sieg ebenbürtig das österreichische Geschütz gleichen Kalibers aus den berühmten Skodaschen Werkstätten bei Pilsen zur Seite stellt. Denn wozu noch Millionen über Millionen und mühselige Arbeit vieler Jahre zur Befestigung eines strategisch wichtigen Punktes aufwenden, wenn ein paar wohlgezielte Schüsse solch eines unwiderstehlichen Mörsers der ganzen Herrlichkeit ein jähes Ende machen? So haben denn die ersten Schüsse der „fleißigen Bertha", die gegen Lüttichs Mauern donnerten, dieselbe weltgeschichtliche Bedeutung wie die Stückkugeln der ersten mittelalterlichen Kanone, die Bresche legten in die zinnengekrönten Mauern der ritterlichen Trutzfeste, die bis dahin für unüberwindlich galt, und die damit über den berstenden Trümmern ein neues Zeitalter einläuteten. Um so seltsamer nehmen sich neben diesem Erzeugnis allermodernster Kriegstechnik zwei gleichfalls neue Kriegsmittel aus, die aber in Gestalt und Handhabung an alte, längst überwundene Zeiten erinnern. Ich meine die Minenwerfer, die in ihrem ganzen plumpen Bau in der Tat an mittelalterliche Wurfmaschinen gemahnen, und sodann die Handgranaten, wie sie zur Zeit Friedrichs des Großen eine beliebte Angriffswaffe waren. Beide Werkzeuge sind natürlich durch modernen Erfindergeist vervollkommnet, aber gleichviel — ist es nicht doch wie ein Beweis für die alte Behauptung, daß die Entwicklung der Menschheit, wenn auch mit einem Immerhöherschrauben, so doch wie in einer Spiraldrehung immer wieder auf denselben Punkt zurückkommt?

Nicht verwundern kann es, daß der Elektrizität im modernen Kriege ein so wichtiger Anteil zufällt. Ihre verfeinertste Anwendung bedeutet der Funkspruch. Die Elektrizität wird ferner dazu verwandt, Minen auf weitere Entfernungen hin zur Entladung zu bringen; es werden gelegentlich wohl auch Drahtverhaue zur Abwehr des Feindes mit Elektrizität geladen. Besondere Bedeutung aber hat diese für den Betrieb der Scheinwerfer, die ihrerseits wieder von großer Wichtigkeit sind, da namentlich bei dem Stellungskrieg das eigentliche Gefecht, der Sturmangriff, meistens zur Nachtzeit vor sich geht. Mehrfach ist die Elektrizität hier auch schon dazu verwandt worden, Kochanlagen zu heizen, so daß sich also die Leute in den Schützengräben auch zur Tageszeit ein warmes Essen bereiten können, was sonst mit Rücksicht auf die verräterische Rauchentwicklung nicht möglich war.

Zum erstenmal in größerem Umfange wurde in diesem Kriege auch das Auto verwendet. Bei den Kraftfahrtruppen in Gestalt von großen Lastwagen, die in der Hauptsache dazu dienen, Munition und Proviant von den End-

*) Der Verfasser ist nach 7½ Monaten der Teilnahme am Feldzug (zuletzt als Adjutant des Oberleiters beim Autopark der Obersten Heeresleitung) jetzt aus dem Felde zurückgekehrt.



Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarische Truppen schlagen am Presanella-Gletscher eine italienische Abteilung unter schweren Verlusten zurück.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Willy Moralt





punkten des Bahnnetzes hinter der Front zu den vorn stehenden Truppen zu schaffen. Sodann aber übernahmen schnellfahrende Personenwagen auch wichtige taktische Aufgaben. Dies gilt besonders von dem schnellen Einmarsch in Belgien und Frankreich, wo die genannte Autoformation nicht nur die eiligst vordrängende Heereskavallerie mit Munition und Proviant versah, sondern auch Aufklärungsfahrten und Brückensprengungen im Rücken des Feindes ausführte sowie Pioniere, Jäger und auch Mannschaften von der Infanterie schnell nach vorn warf, wie es die Gefechtslage erforderte. Auch beim Bau des Feldtelegraphen, beim Meldewesen sowie endlich, und nicht an letzter Stelle, beim Abtransport der Verwundeten vom Schlachtfelde zu den Feldlazaretten wurde der Autopark in umfangreicher Weise verwandt.

Die Bedeutung des Flugzeugs und des Fesselballons für den modernen Krieg ist schon erwähnt. Die ganze Beobachtung der Bewegungen des Feindes, namentlich beim Stellungskriege, die Erkundung seiner Feuerstellungen und Schützengräben ist heutzutage Sache unserer Flieger in erster und der Fesselballone in zweiter Linie geworden. Damit hat der Aufklärungsdienst der Reiterei eine Einschränkung erfahren, und daher hat denn auch dieser Krieg die gleichfalls neue Erscheinung mit sich gebracht, daß die Kavallerie vielfach im Schützengraben mit verwandt worden ist.

Eine ganz neue Erscheinungsform des Krieges ist aber sodann auch seine Übertragung auf das Wirtschaftsleben. Auch hier wieder hat England den zweifelhaften Ruhm, den Anstoß zu dieser Kriegführung gegeben zu haben, indem es Deutschland durch seine Flotte auf allen Meeren der Welt von jeglicher Zufuhr abzuschneiden suchte. Aber auch zu Lande hat sich, unter dem Zwang dieser Verhältnisse, ein Krieg auf wirtschaftlichem Gebiete entwickelt. Natürlich versteht es sich hierbei von selbst, daß wir die Ernährung der feindlichen Bevölkerung, soweit sie dies nicht aus eigenen Mitteln vermag, übernehmen. Aus demselben Gesichtspunkte heraus, die Kriegführung möglichst auf Kosten und mit den Hilfsmitteln des von uns besetzten feindlichen Landes vorzunehmen, werden auch die Verkehrseinrichtungen dort wiederhergestellt.

Wenn man diese Neuerscheinungen des Weltkrieges an sich vorbeiziehen läßt, darf man die Augen nicht verschließen vor einem letzten Punkte: den wildgehässigen Ausbrüchen einer zügellosen Volksleidenschaft und den barbarischen Grausamkeiten, wie wir Deutsche sie in Belgien und in unserem eigenen Lande, in Ostpreußen, ebensowie die uns verbündeten Österreicher und Ungarn seitens der einbrechenden Russen haben erleiden müssen. Ausschreitungen kommen vereinzelt natürlich in jedem Kriege vor und sind nicht zu vermeiden. Aber auf einem ganz anderen Blatte stehen doch Vorkommnisse wie die in Belgien, Ostpreußen und in den russischen Großstädten, wo es sich nicht mehr um die Ausschreitungen einzelner, sondern vielmehr um die Bekundungen von Volksleidenschaften handelt. So hat denn dieser Krieg niedergebrannte Dörfer und Städte und schlimme Gewalttaten gesehen in einem Umfang, wie es Europa seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr erlebt hat. Ein trübes Mal in der Geschichte, das denen anhaftet, die diese wilden Leidenschaften betätigt oder angefacht haben. Angesichts der schrecklichen Grausamkeiten, die von den Belgiern und Russen an schuldlosen Frauen und Kindern namentlich begangen worden sind, könnte man wirklich irrewerden an der Aufwärtsentwicklung der Menschheit. Sie lassen diesen Krieg als einen traurigen Rückfall in eine frühere, dumpfe Entwicklungsstufe der Menschheit erscheinen. Um so mehr ist der Sieg der Waffen Deutschlands und seiner treuen Verbündeten zu ersehnen, denn ihre höhere Gesittung, die solche blinden Leidenschaften nicht kennt, wird nach dem siegreichen Feldzug dazu beitragen, in ernster Kulturarbeit auch jene noch tiefstehenden Völker zu heben und dem Lichte wahrer Menschlichkeit entgegenzuführen.

Kriegschronik.

Mai 18. 1915 (Fortsetzung).

An der Dubissa wurden in Gegend Eiragola wiederum starke feindliche Angriffe abgewiesen. Gegen die südlich des Niemen herangeführten russischen Kräfte gingen unsere Truppen zum Angriff vor. Nördlich der Wysoka warf unsere Kavallerie die feindliche. Russische Angriffe auf Mariampol scheiterten. Nördlich Przemysl, von südlich Jaroslau bis zur Mündung des Wislok in den San, haben sich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Übergang über den San erkämpft. Am oberen Dnjestr sind heftige Kämpfe im Gange. Vereinzelte Vorstöße der Russen nördlich Kolomea wurden abgewiesen.

19. Mai 1915.

Nördlich von Ypern nahmen die Kämpfe auf dem östlichen Kanalufer einen für uns günstigen Verlauf. Südlich von Neuve-Chapelle setzten die Engländer zu neuen Angriffen an; sie wurden überall abgewiesen. Auf der Loretto-Höhe nahmen wir einige feindliche Gräben und erbeuteten dabei zwei Maschinengewehre. Ein starker französischer Angriff gegen den Südteil von Neuville brach unter schwersten Verlusten für den Feind in unserem Feuer zusammen. Eine aus Hannoveranern und Oldenburgern bestehende Division hat in den letzten beiden Tagen bei den Kämpfen um den Sanübergang 7000 Gefangene gemacht sowie 4 Geschütze und 28 Maschinengewehre erobert. Die auf das östliche Sanufer vorgedrungenen verbündeten Truppen warfen gestern starke russische Kräfte, die sich nordöstlich Jaroslau neuerdings gestellt hatten, bis über die Lubaczowka zurück. Sieniawa wurde erobert, der Übergang über den San auch dort erzwungen.

20. Mai 1915.

Bei Ablain wurde ein nächtlicher feindlicher Vorstoß im Nahkampf abgewiesen. Gegen Morgen gingen die Franzosen östlich Ailly in breiter Front zum Angriff vor, der überall, zum Teil in erbittertem Handgemenge, von uns abgewiesen wurde. An der Dubissa wurden russische Angriffe abgeschlagen, 900 Gefangene und zwei Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Gestern griffen wir nördlich Podubis an, nahmen die Höhen 103 und machten weitere 500 Gefangene. Die südlich des Niemen vordringenden russischen Kräfte wurden bei Gryczklabuda-Syntowty-



Oben: Das von den italienischen Truppen besetzte Städtchen Cormons bei Görz. Mitte: Dekorierung tapferer Mannschaften auf dem italienischen Kriegsschauplatz durch Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph (×). Unten: Blick von dem an der kärntnerischen Grenze gelegenen, die Zufahrtslinien nach Villach und Klagenfurt versperrenden Städtchen Tarvis gegen Süden. Das Tal gehört in das Gebiet des vielgenannten Krn-Berges (von den Italienern Monte Nero genannt), wo schon zahlreiche heftige Kämpfe stattfanden.

Der Krieg mit Italien: Zu den Kämpfen am Isonzo.



Von der Huldigung der Wiener Bevölkerung vor Kaiser Franz Joseph im Hofe des Schlosses zu Schönbrunn am 24. Juni anläßlich der Zurückeroberung Lembergs: Die Ansprache des Wiener Bürgermeisters Dr. Weiskirchner an den Kaiser.

Nach photographischen Aufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Liebing.

Neben dem Kaiser nach rechts: Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph und seine Gemahlin Erzherzogin Zita mit ihrem ältesten Sohn Erzherzog Franz Joseph Otto auf dem Arm, Erzherzogin Isabella, Erzherzogin Maria Josepha und Erzherzog Leopold Salvator.

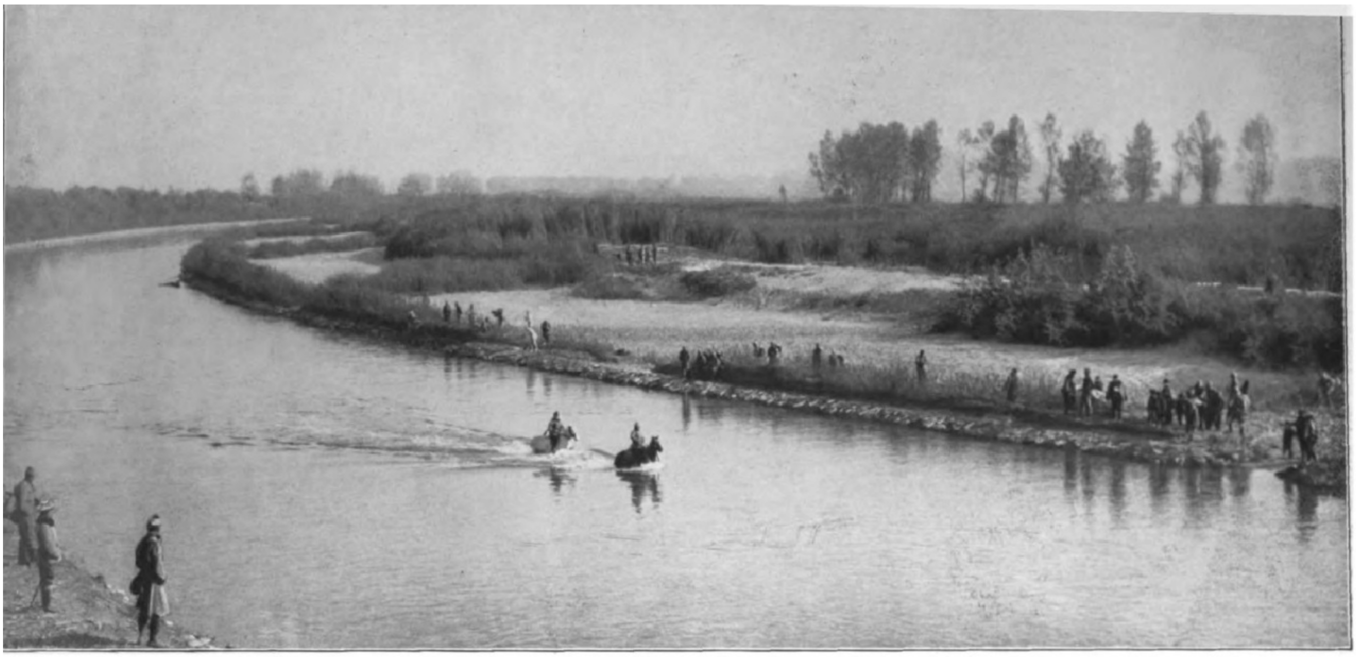


Zum Krieg mit Italien: Umzug der Standschützen nach der Eidesleistung in einem Tiroler St

Die Tiroler Standschützen setzen sich aus Männern im Alter von 17 bis 60 Jahren und aus allen möglichen Berufsklassen zusam



l. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.
iefes Korps zielsicherer Scharfschützen ist verpflichtet, sich bei Kriegsbeginn für die Landesverteidigung zur Verfügung zu stellen.



Österreichisch-ungarische Ulanen durchqueren einen Fluß.

Szaki völlig geschlagen. Unsere über den San nördlich Przemysl vorgedrungenen Truppen wurden gestern nachmittag erneut von den Russen in verzweifelten Anstürmen angegriffen. Der Feind wurde überall mit sehr erheblichen Verlusten zurückgeworfen. Heute früh gingen wir auf einem Flügel zum Gegenstoß über und stürmten die Stellungen des Gegners, der eiligst flieht. In den Kämpfen am oberen Dnjestr weitere 5600 Gefangene. Die Russen wurden in einem Abschnitt nördlich Sambor aus ihrer Hauptverteidigungsstellung geworfen, eine Ortschaft zehn Kilometer südwestlich Moscifka erstürmt. Nördlich Kolomea brachte kurzer Gegenstoß 1400 Gefangene ein.

21. Mai 1915.

Ein am späten Abend beginnender Angriff der Engländer südlich Neuve-Chapelle in Gegend La Quinque Rue brach in unserem Feuer zusammen. Ein weiterer von den Franzosen gestern nachmittag im Walde von Ailly angesetzter Angriff scheiterte unter erheblichen Verlusten für den Feind. An der Dubissa gelangte unser Angriff östlich Podubis bis Betygola, er brachte uns weitere 1500 Gefangene ein. Auch östlich Miroszajcie und Zemigola wurden die Russen über den Fluß zurückgeworfen. Von der Armee des Generalobersten v. Mackensen und den übrigen im Verbande des österreichisch-ungarischen Heeres kämpfenden deutschen Truppen wurden seit dem 1. Mai 104 000 Gefangene gemacht und 2 Geschütze sowie 253 Maschinengewehre erbeutet. Die russische Gegenoffensive über den Dnjestr in Ostgalizien kam an der Pruth-Linie zum Stehen. Die feindlichen Durchbruchsversuche bei Kolomea sind gescheitert; alle Angriffe gegen diesen Brückenkopf wurden unter schwersten Verlusten des Feindes abgeschlagen.

22. Mai 1915.

Südwestlich Neuve-Chapelle wurden mehrere englische Teilangriffe abgewiesen. Französische Angriffe, die sich gestern abend gegen unsere Stellungen an der Loretto-Höhe, bei Ablain und bei Neuville richteten, brachen meist schon in unserem Feuer zusammen. Westlich der Windau in Gegend Schawny kam es zu Reiterkämpfen, bei denen ein Regiment der russischen Ussuri-Reiter-Brigade aufgerieben wurde.

23. Mai 1915.

Dicht nördlich Ablain gelang es dem Feinde, in einem kleinen Teile unseres vordersten Grabens Fuß zu fassen. Südlich Neuville gewannen wir durch Angriff etwas Gelände, nahmen 90 Franzosen gefangen und erbeuteten Maschinengewehre. Ein Angriff des Feindes im Priesterwalde wurde abgeschlagen. In Gegend Szawle griffen wir den russischen Nordflügel an und schlugen ihn. 1600 Gefangene und 7 Maschinengewehre waren die Beute. An der Dubissa wurden stärkere gegen die Linie Misinny-Zemigola gerichtete russische Nachtangriffe abgewiesen. 1000 Gefangene blieben bei uns zurück.

Die Gesamtzahl der Kriegsgefangenen in Deutschland und Österreich-Ungarn beläuft sich bis jetzt auf 1 385 000 Mann.

Der italienische Botschafter in Wien überreichte dem Minister des Äußern die Erklärung, daß sich Italien von morgen ab als im Kriegszustand mit Österreich-Ungarn befindlich betrachte.



Deutsche Truppen auf dem Vormarsch, rechts rastende österreichisch-ungarische Truppen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz. (Kilophot, Wien.)

24. Mai 1915.

Mehrere nächtliche englische Vorstöße zwischen Neuve-Chapelle und Givenchy sowie französische Angriffe am Nordhange der Loretto-Höhe bei Ablain und nördlich und südlich von Neuville wurden unter schweren Verlusten für den Feind, der außerdem 150 Gefangene einbüßte, abgeschlagen. — In den Gefechten der letzten Tage wurden im Berglande von Kielce in Summe 30 Offiziere und 6300 Mann gefangen.

Nach Eintritt des Kriegszustandes haben an einzelnen Stellen der Tiroler Grenze kleine Kämpfe begonnen.

25. Mai 1915.

In Flandern setzten wir gestern unsere Angriffe Richtung Ypern fort, erstürmten die Vlaminghe-Ferme, das Schloß nördlich Wieltje, die Bellewaarde-Ferme und näherten uns Hooge. Bei diesen Kämpfen fielen 150 Gefangene und 2 Maschinengewehre in unsere Hand. Südlich Armentières, zwischen Neuve-Chapelle und Givenchy und nördlich der Loretto-Höhe wurden feindliche Teilangriffe blutig abgewiesen. — An der Dubissa, östlich Rossijeny, griffen unsere Truppen gegenüberstehende starke russische Kräfte an, schlugen sie und warfen sie unter empfindlichsten Verlusten über den Fluß. 2240 Gefangene und 5 Maschinengewehre wurden erbeutet. Weiter südlich scheiterten mehrere teilweise sehr heftige russische Angriffe aus Richtung Eiragola unter großen blutigen Opfern für den Gegner. Die Armee des Generalobersten v. Mackensen hat gestern nördlich von Przemysl die Offensive erneut aufgenommen. Die stark befestigten Orte Drohojow, Ostrow, Radymno, Wysocko, Wietlin, Makowisko und die Höhen nordwestlich Bobrowka sowie östlich Cetula wurden mit stürmender Hand genommen. Bisher fielen 153 Offiziere und 21 000 Mann als Gefangene, 39 Geschütze, darunter 9 schwere, und mindestens 40 Maschinengewehre den verbündeten Truppen in die Hände. Die Armeen Puhallo und Böhm-Ermolli, die südöstlich Przemysl vorstoßen, warfen den Gegner gegen die Blonia-Niederung zurück.

Das russische Panzerschiff „Panteleimon" ist im Schwarzen Meere von einem türkischen Unterseeboote versenkt worden. Im Golf von Saros ist das englische Schlachtschiff „Triumph" torpediert worden und gesunken.

26. Mai 1915.

Nordöstlich Givenchy gelang es farbigen Engländern gestern abend, sich eines vorspringenden Teiles unseres vordersten Grabens zu bemächtigen. Weiter südlich zwischen Lievin und der Loretto-Höhe setzte nachmittags ein großer, tiefgegliederter französischer Angriff ein; er ist völlig gescheitert. Nördlich und südlich der Straße Souchez-Bethune war es dem Feinde anfangs gelungen, in unsere Gräben einzudringen; nächtliche Gegenangriffe brachten uns jedoch wieder in den vollen Besitz unserer Stellung. Hundert Franzosen blieben als Gefangene in unserer Hand. Auch südlich Souchez brachen mehrfach wiederholte starke Angriffe dicht vor den Hindernissen völlig zusammen. Der Gegner erlitt überall sehr schwere Verluste. — Der Angriff der Armee des Generalobersten v. Mackensen schreitet gut vorwärts. Der Übergang über den San östlich Radymno ist erkämpft. Das österreichisch-ungarische VI. Korps erstürmte den Brückenkopf Zagrody östlich dieser Stadt. In Tirol rückte eine feindliche Abteilung in Condino (Judicarien) ein.





Zusammenstoß mit einer feindlichen Patrouille.



Eine Granate schlägt in eine Patrouille ein.

Aus den Tagen der russischen Karpathenoffensive.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem bei den Radetzky-Husaren befindlichen Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.

27. Mai 1915.

Ungeachtet ihres gänzlichen Mißerfolges vom 25. Mai erneuerten die Franzosen ihre Durchbruchsversuche zwischen Vermelles und der Loretto-Höhe. Sehr starke Kräfte wurden auf dem schmalen Raum von 10 km zum Sturm angesetzt, die Angreifer aber überall zurückgeworfen. Wir sind im vollen Besitz unserer Stellungen. Beim Friedhof von Neuville schanzten Franzosen aufrechtstehend, indem sie zur Deckung in vorhergegangenen Kämpfen gefangene Deutsche verwandten. Ein Nachtangriff wurde mit Erfolg auf die Befestigungen von Southend an der unteren Themse gemacht. Im Raume um Przemysl dringen die verbündeten Armeen in erbitterten Kämpfen weiter vor. Östlich Radymno eroberten Truppen des österreichisch-ungarischen VI. Korps den von den Russen hartnäckig verteidigten Ort Nienowice und die Höhe Horodysko im Sturm, machten neuerdings über 2000 Gefangene und erbeuteten 6 Geschütze. Südöstlich Przemysl gelang es den verbündeten Truppen, in der Gegend bei Hussakow in die feindliche Hauptverteidigungsstellung einzudringen und die



Krankenwagen der Förderbahn, mit denen Verwundete von der Front zum nächsten Etappen-Lazarett befördert werden.

Kämpfen, die mit einer schweren Niederlage der Franzosen endeten. In den Vogesen gelang es dem Feinde, in einem kleinen Grabenstück südwestlich von Metzeral sich festzusetzen. Ein französischer Angriff am Reichsackerkopf wurde leicht abgewiesen. 18 französische Flieger griffen gestern die offene Stadt Ludwigshafen an. Durch Bombenabwurf wurden mehrere Zivilpersonen getötet und verletzt, Materialschaden aber nur in geringem Maße angerichtet. — An der Dubissa nahmen unsere Truppen erneut die Offensive auf. Ein zu beiden Seiten der Straße Rossienie-Ciragola geführter Angriff brachte uns 3120 russische Gefangene ein. Von Norden herangeführte russische Verstärkungen versuchten gestern an mehreren Frontabschnitten östlich des San durch heftige Gegenangriffe das weitere Vordringen der verbündeten Truppen zum Stehen zu bringen. Die Angriffe des Feindes scheiterten. Die verbündeten Truppen konnten beiderseits der Wisznia neuerdings Raum gewinnen. Bei Sieniawa mußten schwächere eigene Abteilungen vor starken russischen Kräften auf das westliche San-Ufer zurückgehen, wobei


Paßkontrolle am Warschauer Bahnhof in Lodz.


Wie der Pfarrer von Kleszowen (Ostpreußen) sein Heim wiederfand.

Russen zurückzuwerfen. 2800 Mann wurden gefangen, 11 Maschinengewehre erobert. Gleichzeitig haben gestern Truppen der Armee Linsingen südöstlich Drohobycz und bei Stryj nach schweren Kämpfen die befestigte feindliche Frontlinie durchbrochen und die Russen zum Rückzuge gezwungen. In Tirol begann der Feind an einzelnen Punkten südöstlich Trient österreichische Grenzwerke mit schwerer Artillerie zu beschießen. Bei Caprile wurden zwei italienische Kompagnien durch Maschinengewehrfeuer vernichtet. Das englische Linienschiff „Majestic“ ist heute früh vor Sedd-ül-Bahr in den Grund gebohrt worden. Die Versenkung des „Triumph“ ist nach amtlicher türkischer Meldung durch ein deutsches Unterseeboot herbeigeführt worden.

28. Mai 1915.

Von dem im Brennpunkte des feindlichen Durchbruchsversuchs nordöstlich der Loretto-Höhe stehenden Armeekorps sind seit dem 9. Mai 14 Offiziere, 1450 Franzosen gefangengenommen und 6 Maschinengewehre erbeutet. Südöstlich des Loretto-Höhenrückens setzten gestern gegen Abend die Franzosen zu erneuten Teilangriffen, die abgeschlagen wurden, an. Auch im Priesterwalde griff der Feind abends an. Es kam zu erbitterten nächtlichen


Pferdetränke im Linkflusse in Ruda (Russisch-Polen).

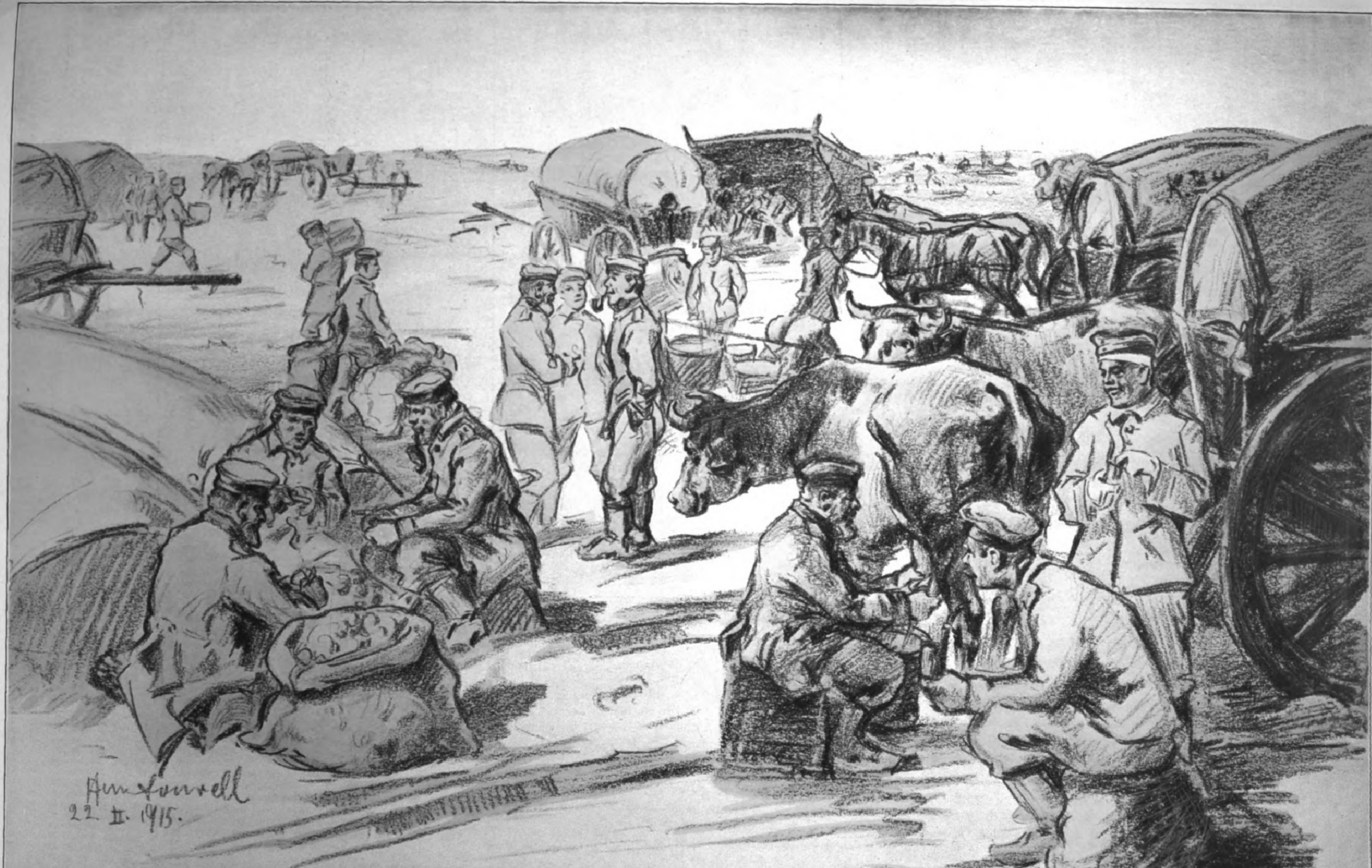
Vom östlichen Kriegsschauplatz.

einzelne Geschütze auf dem östlichen Ufer zurückblieben. Die Kämpfe bei Drohobycz und Stryj dauern erfolgreich fort. Trotz zähesten Widerstandes wurden neue russische Stellungen erobert.

Der englische Hilfskreuzer „Princeß Irene“ ist bei Sheerneß in die Luft geflogen. Nur ein Mann der Besatzung wurde gerettet.

29. Mai 1915.

Die Franzosen setzten gestern mit starken Massen zu einem Gegenangriff längs der Straße Bethune-Souchez an, wurden aber unter den empfindlichsten Verlusten auf der ganzen Front abgeschlagen. — An der oberen Dubissa griffen die Russen ohne Erfolg an. An der unteren Dubissa wurden sie an vielen Stellen über den Fluß geworfen. Auf der Front zwischen Wysznia- und Lubaczowka-Abschnitt (östlich Radymno und Jaroslau) wurden die Russen überall unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Das russische 179. Infanterieregiment ist aufgerieben. Am Ostufer des San dringen die verbündeten Truppen unter fortdauernden Kämpfen vor. Den Grenzort Ala und das Primör haben italienische Truppen erreicht. Bei Karfreit wurde ein italienisches Bataillon versprengt, bei Plava der Vorstoß eines feindlichen Detachements,



Rast einer Proviantcolonne in Polen

nördlich Görz fünf feindliche Angriffe abgewiesen. Gestern nacht unternahmen österreichisch-ungarische Marineflieger eine neue Aktion gegen Venedig. Sie warfen eine große Zahl Bomben, zumeist auf das Arsenal, ab, die mehrere ausgedehnte Brände hervorriefen.

Vor den Dardanellen ist abermals ein englisches Kriegsschiff, das wahrscheinlich der „Agamemnon“-Klasse angehört, torpediert worden.

30. Mai 1915.

Nach zehnstündiger Artillerievorbereitung griffen die Franzosen östlich des Yserkanals unsere Stellungen nördlich von de Houdt-Fme. um Mitternacht an. Der Angriff ist auf der ganzen Front unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. — Bei Illoky, südöstlich Libau, wurde eine feindliche Abteilung durch unsere Kavallerie zurückgeworfen. An der Dubissa mußte eine kleinere deutsche Abteilung den Ort Sawdyniky vor überraschendem russischen Angriff aufgeben; vier Geschütze fielen in Feindeshand. Eintreffende Verstärkungen von uns nahmen das Dorf wieder und trieben den Gegner zurück. In Gegend Szawle erlitt der Gegner schwere Verluste. Bei russischen Angriffen auf deutsche Truppen am Unterlauf der Lubaczowka, nordöstlich Jaroslau, sowie in der Gegend Stryj erlitt der Feind schwere Verluste. Die Einschließungslinie um Przemysl wurde von den verbündeten Truppen im Norden und Süden der Festung weiter vorgeschoben. Die Italiener rückten in Cortina ein. Ihre Übergangsversuche über den Isonzo bei Monfalcone wurden mühelos abgewiesen.

31. Mai 1915.

Gestern versuchten die Franzosen sowohl nördlich Arras wie im Priesterwalde mit starken Kräften unsere Front zu durchbrechen. Bei Arras hatte der Gegner sich auf der Front Neuville-Roclincourt in den letzten Tagen durch Sappen herangearbeitet. Ein Angriff auf dieser Linie erfolgte gestern nachmittag nach stundenlanger Artillerievorbereitung und führte durch die Tapferkeit rheinischer und bayrischer Regimenter zu einer gänzlichen Niederlage des Gegners. Seine Verluste sind außergewöhnlich hoch. Im Priesterwalde gelang es den Franzosen nur, in einige vorgeschobene, schwach besetzte Gräben einzudringen; im übrigen ist auch hier der feindliche Angriff gescheitert. In den Kämpfen bei Przemysl schoben sich die deutschen Truppen gestern näher an die Nord- und Nordostfront heran. In der Gegend von Stryj erstürmten verbündete Truppen in heftigem Kampfe mehrere Ortschaften und eroberten eine russische Batterie. Der Angriff eines Alpini-Regiments auf einen Abschnitt der Befestigungen auf dem Plateau von Lavarone wurde blutig abgewiesen. Östlich Karfreit versuchte der Feind vergeblich, die Hänge des Krn zu ersteigen.

Kaiser Franz Joseph hat die Charge eines Generaloberstein geschaffen und als ersten dieser Charge den Erzherzog Eugen, den Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Streitkräfte gegen Italien, ernannt.



Blick in das von den Bayern am 31. Mai erstürmte Fort 10a an der Nordfront von Przemysl.

1. Juni 1915.

Nach ihrer Niederlage südlich von Neuville am 30. Mai versuchten die Franzosen weiter nördlich gestern einen neuen Durchbruch. Ihr Angriff, der sich in einer Frontbreite von 2,5 km gegen unsere Stellungen zwischen Straße Souchez-Béthune und Carency-Bach richtete, brach meist schon in unserem Feuer unter großen Verlusten zusammen; nur westlich Souchez kam es zum Nahkampf, in dem wir Sieger blieben. Im Priesterwalde gelang es unseren Truppen die vorgestern verlorenen Grabenstücke größtenteils zurückzuerobern. Der Feind hatte wieder sehr erhebliche Verluste. Als Antwort auf die Bewerfung der offenen Stadt Ludwigshafen belegten wir heute nacht die Werften und Docks von London ausgiebig mit Bomben. — Bei Amboten, 50 km östlich Libau, schlug deutsche Kavallerie das russische 4. Dragonerregiment in die Flucht. In Gegend Szawle waren feindliche Angriffe erfolglos. Die Maibeute beträgt: nördlich des Niemen 24700 Gefangene, 16 Geschütze, 47 Maschinengewehre; zwischen Niemen und Pilica 6943 Gefangene, 11 Maschinengewehre, 1 Flugzeug. Auf der Nordfront von Przemysl sind gestern die Forts 10a, 11a und 12 mit 1400 Mann vom Rest der Besatzung und einer Bestückung von 2 Panzer-, 18 schweren und 5 leichten Geschützen durch bayrische Truppen stürmender Hand genommen. Von der Armee des Generals v. Linsingen haben die Eroberer des Zwinin — Gardetruppen, Ostpreußen und Pommern unter Führung des bayrischen Generals Grafen Bothmer — den stark befestigten Ort Stryj gestürmt und die russische Stellung bei und nordwestlich dieser Stadt durchbrochen. Bisher wurden 53 Offiziere, 9182 Mann gefangen, 8 Geschütze und 15 Maschinengewehre erbeutet. Die östlich des San vordringenden verbündeten Truppen wurden heute nacht an der ganzen Front von starken russischen Kräften angegriffen. Besonders an der unteren Lubaczowka versuchten der Zahl nach überlegene feindliche Kräfte vorzustoßen. Alle Angriffe wurden unter den schwersten Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. Auch am unteren San, flußabwärts Sieniawa, scheiterten russische Angriffe.



Durchmarsch deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen durch das wiedereroberte Przemysl. _ (Kilophot, Wien.)

Vom Kriegsschauplatz in Galizien.

Die Paßhöhe. Kriegsskizze von Otto Soyka.

Ich wollte wissen, Schwester, wie er ist; ob er der Rechte war oder nicht, wollte ich wissen. Das hat mich lange gequält.“ —

Die Pflegerin preßt den feuchten Umschlag auf die Stirn des Mannes und streicht das Tuch glatt. Sie glaubt, daß es nur das Wundfieber sein kann, das ihn zu diesen Reden treibt. Gestern war die Operation, vielleicht wird es möglich sein, das Bein zu erhalten, aber zeitlebens wird die Lähmung bleiben, wird er die Krücke brauchen müssen. Die Schwester weiß das. Sie sieht in das ernsthafte, nachdenkliche Gesicht und meint, daß es gut ist, wenn ihm das Fieber die Erinnerung an sein Unglück nimmt.

„Das wollte ich wissen, immer schon, durch all die Wochen.“ Und gehorsam dem Wunsch dieser unruhigen Augen zieht sie den Stuhl heran und setzt sich ans Kopfende des Bettes. Er aber spricht weiter.

„Ich hatte das Kommando auf der Paßhöhe. Zweihundert Landsturmmänner waren wir. Ich ließ sie graben und Verhaue anlegen. Täglich dachten wir, daß der Feind kommen könnte, und ich glaubte, meine Sache wäre in Ordnung, er könnte kommen. Da verlor ich mein Kommando. Ich bin ehrgeizig, Schwester, es sind nicht viele Unteroffiziere, die ein so schönes Kommando führten, wie meines auf der Paßhöhe war, und ich hatte gedacht, ich würde es ihnen allen zeigen. Nun sollte nichts daraus werden, weil er zu uns kam. Als ich hörte, daß ein Leutnant das Kommando übernehmen würde, ehe wir es noch mit dem Feind zu tun gehabt hatten, griff mir's an den Stolz. Ich ließ meinen Leuten nichts merken, aber am Tag, als er kommen sollte, stand ich vor dem Morgen schon auf, inspizierte meine Posten, sah mir die Gräben an und ging allein hinaus zu meinen entferntesten Drahtverhauen. Ich stand und sah die Straße hinunter und dann wieder zu meinem Lager hinauf. Dort würde der Feind kommen, hier war der Raum für seinen Hauptangriff, da unten würden die Kolonnen marschieren, ich hatte mir das alles zurechtgelegt, wie es sein muß — weil ich mir vorstellte, wie ich es an der Stelle des Feindes machen würde — und da hatte ich die Stellungen für meine Leute angelegt. Wir waren fleißig gewesen in den Wochen, die wir hier zugebracht hatten! Wie ich das sah und wieder und wieder überlegte, daß alles stimmte und in Ordnung war, daß es so werden müßte, wie ich es berechnet, da wurde mir so leicht ums Herz wie früher. ‚Komme du nur', dacht' ich mir. ‚Du kannst hier das Kommando übernehmen, dir bleibt doch nur übrig, das auszuführen, was ich vorbereitet habe. Der Sieg, den wir hier haben werden, gehört mir.'

Am Nachmittage kam er. Kam mit seinem Diener heraufgeritten und wurde von meinen Posten angehalten. Ich ließ ihn seine Legitimationen zeigen und prüfte sie erst genau, obwohl ich wußte, daß alles in Ordnung war, und sah ihn mir dabei an. Und da freute ich mich. Er war einen Kopf kleiner als ich, und jung, ein halbes Kind war er noch, und seine Stimme, die reichte auch nicht bis zu den Drahtverhauen vorn wie meine. ‚Der wird meinen Leuten nicht imponieren', dachte ich mir, und mir war's recht, daß es so war.

Dann ging er sofort zu den Gräben und zu den Hindernissen; die Leute, die angetreten waren, sah er erst gar nicht an. Fragte mich nach allem, ließ sich erklären, was ich mir da und da gedacht hatte, und machte sich Notizen in sein kleines Buch.

Ich hatte die Stellung lieb. Es klingt komisch, wenn ich es sage. Aber all die Wochen hatte ich Tag und Nacht nichts anderes gedacht als die Stellung, und wie ich sie stark und schwer angreifbar machen könnte, da war mir's jetzt fast wie ein Verrat, daß ich jemand darüber Auskunft gab und ihm die Schwächen zeigte, wenn's auch mein Vorgesetzter war — daß ich sagen mußte, warum alles so gemacht worden ist und nicht anders, welche Gefahren bedacht sein wollten, wo ich im Terrain den Angriff erwartete, wie ich ihm begegnen würde — all das, was sonst jedermann geheim bleiben mußte. Ja, ich kam mir vor wie ein Lump, als ich's sagte, aber doch wußte ich, daß es Pflicht war und ihm gebührte.

Er war zufrieden, das sagte er auch. Es war ein Lob — und ich bin immer für Lob empfänglich gewesen. Wenn der Vorgesetzte gut fand, was ich getan hatte, war's mir eine rechte Freude; aber diesmal stand ich da und hatte einen roten Kopf. Für das, was ich an der Paßhöhe gearbeitet hatte, brauchte ich kein Lob, und von ihm, der mir das Kommando abnahm, am allerwenigsten. ‚Was meine Arbeit wert ist, weiß ich selbst', dachte ich. Und der sollte erst zeigen, ob er der Rechte ist, um herzukommen und so etwas zu loben!

Damals fing es an. Ich wollte wissen, ob er der Rechte ist! Ich wollte es nicht glauben. Ich sah doch, daß er viel schwächer war als ich oder einer der Leute, daß es ihm Mühe machte, draußen zu arbeiten, wenn der Sturm ging oder die scharfe Kälte uns packte. Ich sah auch, daß er sich zusammenreißen mußte, wenn wir zum Aussichtspunkt hinaufgingen, wo das Fernrohr stand. Der Weg war schwer und ein paar Stunden lang, aber ich hatte es nie gemerkt, daß da eine Anstrengung dabei war, und hätte nie daran gedacht. Jetzt aber hatte ich den Sinn für so etwas bekommen, und wenn er beim dritten Meilenstein stehenblieb, um mich etwas zu fragen, so wußte ich, daß es bei ihm mit dem Atem nicht mehr langte, und daß er nur ausruhen wollte. Die Mannschaft ließ ich nichts davon merken, meine Arbeit machte ich so pünktlich wie sonst, aber ich konnte gar nicht anders, als ihn beobachten und daran denken, ob er der Rechte dazu war, das Kommando auf der Paßhöhe zu übernehmen.

Er schonte sich nicht, war Tag und Nacht in der Arbeit, so lange er's aushielt, aber ich hielt es länger aus. Die Leute hatten Respekt vor ihm, obgleich er schwächlicher war als sie. Die Leute merken das, wenn einer sich selbst nicht schont, und sie merken es auch, wenn einer seine Sache versteht. Er verstand seine Sache. So gut wie ich konnte er es der Mannschaft nicht klarmachen die Sprache war zu gelehrt und zu schwer. Oft genug hab' ich mir nachher, wenn er die Leute instruiert hatte, die Abteilung vorgenommen und habe dasselbe nochmals gesagt, in meiner Weise, wie sie es verstanden. Ich machte es auffällig und zeigte ihm damit, daß er nicht ausreichte. Er sagte nichts dazu.

Einmal nahm er mich beiseite und sagte mir, ich sei tüchtig und mache den Dienst für drei. Wirklich, das hat er mit diesen Worten gesagt, und riet mir, den jüngeren Unteroffizieren mehr Arbeit zu lassen. Die Leute wären auch ehrgeizig, meinte er, und einige taugten nicht schlecht. Ich sah ihm fest in die Augen und meldete ihm stramm — nie noch habe ich mit einem Vorgesetzten so stramm dienstlich gesprochen wie mit ihm — daß jeder den Dienst für drei tun müsse, wenn wir hier auf der Paßhöhe das leisten wollten, was man hier leisten könne!

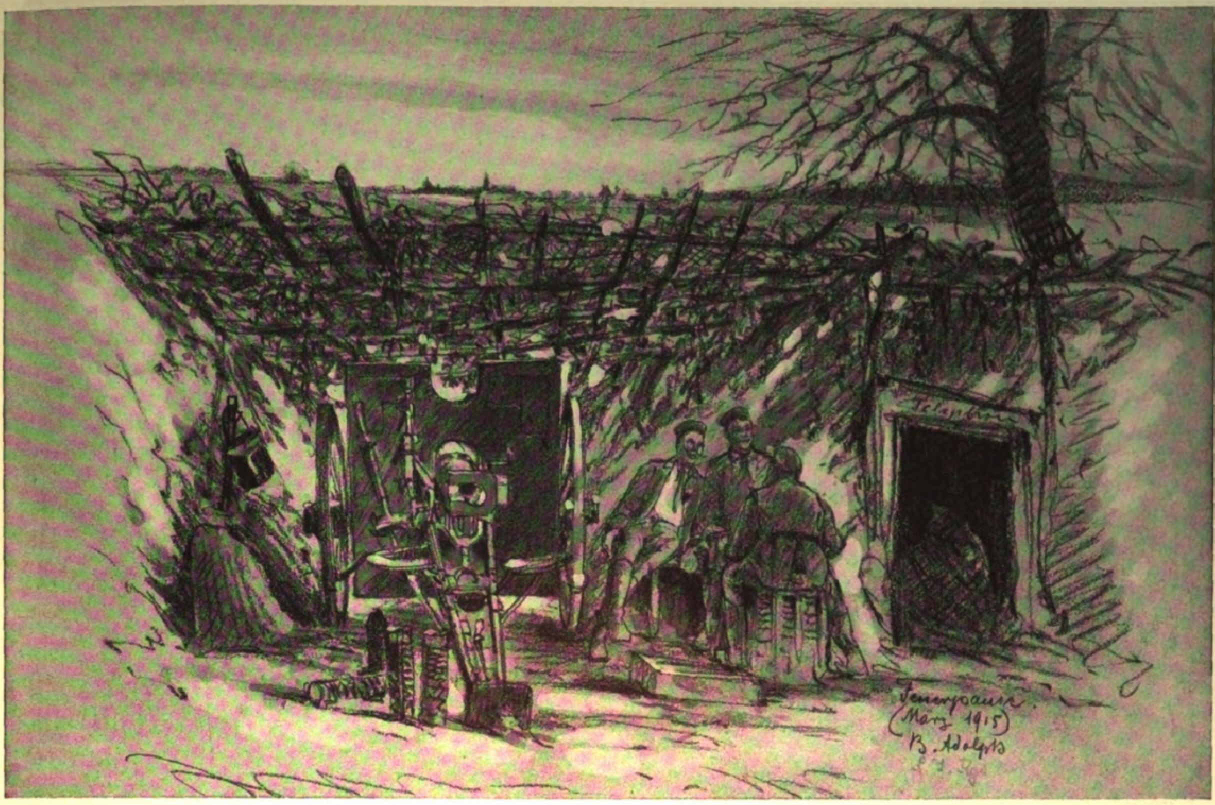
Ja, sagte er da, man könne hier wirklich viel leisten, und wenn wir noch ein wenig Material hätten, um die Stellung zu verstärken —

Da merkte ich auf. War es ihm nicht recht so, wie ich es angelegt hatte? Wollte er die Stellung ändern? Und ich stellte die gehorsamste Bitte, mir zu erklären, wo es noch an etwas fehlte.

Da gingen wir zusammen die Gräben ab, und er zeigte mir seine Stellung. Seine Stellung, wie er sie sich hier auf der Paßhöhe dachte! Es war vieles anders, als ich es angelegt, trotzdem lobte er noch immer das, was geschehen war. Mit unseren Mitteln, meinte er, hätte man es kaum besser machen können, aber — und da sah ich zum erstenmal, daß er so ein gewisses Blitzen in die Augen bekommen konnte — wenn wir mehr hätten, noch ein paar tausend Kilo Stacheldraht und Kanonen, dann hätten wir hier auf der Paßhöhe eine Position, die kein Korps unseren zweihundert Landstürmern nehmen sollte! Dort oben beim Waldplateau die Kanonen und vorne, elfhundert Meter weit, einen Wassergraben von dreihundert Meter Länge — ich wußte sofort, wie er sich alles dachte, was er vom Feinde annahm und seinen Angriffsplänen. Das war anders, als ich es gedacht hatte, ganz anders, und deshalb wollte ich ihm nicht recht geben. Als er fragte, ob ich ihn verstanden habe, stand ich stramm und sagte: ‚Jawohl', weiter nichts. Die ganze Nacht aber dachte ich darüber nach, wo der Fehler sein müßte in seinen Gedanken, wo er sich geirrt haben könnte. Ich glaubte nicht, daß sie in großen Kolonnen dort heraufkommen könnten, wie er meinte, ich glaubte nicht, daß wir die Kanonen und den Wassergraben brauchen sollten. Den Stacheldraht aber hätte ich gerne gehabt, um die Verhaue, die ich angelegt hatte, zu verstärken.

Aber in den nächsten Tagen sah ich, daß er die Stellung auf der Paßhöhe nach seinem Sinn umzuändern begann. Die Leute arbeiteten mit ihren Spaten dort unten, wo er den Wassergraben angelegt haben wollte. Er sagte, es sei nur eine Übung, aber ich wußte, daß es ihm sehr ernst damit war, und im Blockhaus, wo er seine Kanzlei hatte, fragte ich den Schreiber und erfuhr, daß er schon vor Wochen um neues Befestigungsmaterial und Kanonen an das Kommando geschrieben hatte. Da erschrak ich wirklich, denn wenn die Kanonen kamen, so war es eine andere Stellung geworden, dann war es seine, nicht mehr meine! Und ich wünschte, daß sie nicht kommen sollten. Ich glaubte auch nicht, daß sie ihm die Kanonen geben würden. Für unsere Stellung brauchten wir

(Fortsetzung auf Seite 61.)



Feuerpause. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Berthold Adolph.



Anwesenheitsfeststellung französischer Heerespflichtiger. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Schwere Artillerie auf einem durch Strohwische gekennzeichneten Fahrwege. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

keine, die Truppe, die bis zu uns heraufkam, empfingen wir mit unseren Gewehren aus unseren Gräben heraus. Da kam uns keiner durch. Dort drüben aber konnten sie nicht über das Gebirge. Das glaubte ich. Und ich ließ eine Abteilung eine Übung machen, ließ sie mit voller Bepackung den Weg marschieren, den der Feind seiner Meinung nach nehmen würde. Am Abend meldete ich sechs Marschmarode von meinem halben Zug. Ich meldete das, ohne eine Bemerkung zu machen, wie es der Dienst vorschrieb, und er wußte ja, welchen Weg wir gegangen waren, und was das hieß, wenn da solche Schwierigkeiten für unsere gut trainierten Mannschaften waren. Er sah mich an und sagte: ‚Ich glaube, Sie haben den Leuten diesmal nicht den rechten Eifer eingeflößt wie sonst.'

Durch viele Wochen ging die Arbeit fort. Täglich übte ein Teil mit Spaten beim Wassergraben, er war breit und lang geworden, die Tiefe war die rechte, und sie stachen zum Bergfluß durch. Da ist nun ein gutes Hindernis fertiggeworden, wo wir's nicht brauchen, dachte ich. Sie maßen die Distanzen vom Wassergraben zu den Schützengräben, sie legten neue Schützengräben an, von denen sie Ausschuß zum Wassergraben hatten, und maßen die Distanzen nach allen Richtungen hin, vom Waldplateau aus, wo er sich die Kanonen dachte. Ich tat nicht mit. Er gab mir nie speziellen Befehl dazu, und ich arbeitete mit meinen Leuten bei meinen alten Verschanzungen, ließ die verstärken und machte Angriffsmanöver, erklärte den Leuten immer wieder, was sie zu tun hätten, wenn der Feind hier käme, aber von dem da drüben, vom Wassergraben und dem Waldplateau sagte ich ihnen nichts. Sie wußten es auch ohne mich. Die Abteilungen übten jetzt abwechselnd unter mir bei den alten Gräben oder unter den jungen Unteroffizieren bei der neuen Flankenbefestigung. Wenn sie dann abends beisammensaßen und darüber sprachen, wie es kommen würde, und was der Feind da und dort von uns zu erwarten hätte, dann redete ich nicht mit. Ließ sie ihre Meinung sagen und von der Stellung reden, als wüßte ich nicht, um was es ginge, als hätte ich nie hier das Kommando gehabt. Aber im stillen dachte ich mir, daß es meine Gräben leisten würden, meine allein.

Und das sagte ich auch meinem Freund, dem Unteroffizier, der hier vorüberkam. Es war ja meine feste Überzeugung — und was bedeutete das, wenn ich es ihm sagte! Wenn er bei seinem Kommando Berichte erstattete, so war das lange noch nicht maßgebend. Er war ja nicht derjenige, der ein Urteil abzugeben hatte, und wenn er meinte, daß der Herr Hauptmann in der Divisionskanzlei nicht selbst herkäme, weil er Tag und Nacht zu arbeiten hätte, und froh sein würde, von ihm Näheres über die Sache zu hören, so mochte das sehr wohl eine Prahlerei sein und nichts weiter! Es mußte ja eine Prahlerei sein, aber ich sprach mit ihm, weil mich die Sache bedrückte, und so, wie ich's wirklich dachte, sprach ich.

Eines Morgens kamen Wagen mit Stacheldraht, der Schreiber aber hatte mir's gesteckt, daß wir keine Kanonen bekämen. Kanonen brauchten wir nicht auf unserer kleinen Paßhöhe. So war ich's zufrieden. Dann hatte auch der Wassergraben nicht viel Sinn, denn gerade den sollten die Kanonen vom Waldplateau aus unter Feuer nehmen, die neuen Schützengräben taten es nicht allein. Das verstand ich sehr gut. Die anderen begriffen es nicht recht. Da hielten manche viel von dem großen Graben, weil sie Tage und Nächte hindurch daran gearbeitet hatten. Nun meinten sie auch, er müsse die Hauptsache sein. Vom neuen Draht, den man spannte, kamen v i e l e hundert Meter zum Wassergraben hin. Mir war es leid darum, ich hätte ihn bei meinen Stellungen noch brauchen können.

Von den Kanonen sprach er kein Wort mehr. Aber ich wußte, daß es ihn quälte, denn das verstand ich ja sehr gut, was es hieß, die Paßhöhe zu halten und nicht seine eigene Stellung aus ihr machen zu können.

Dann waren sie da.

Vom Ausguck oben sahen wir eine Woche lang ihre Reiter in der Ebene schwärmen. Uns kamen sie nicht nah, aber jeder wußte, wenn nicht heute, so wird es morgen sein. Zweimal gab es Alarm, weil der Mann vom Fernrohr große Truppenkolonnen im Anmarsch sah, und beidemal galt es nicht uns. Endlich galt es uns.

Und alle wußten, daß es diesmal ernst sein würde, wußten es mit Bestimmtheit, trotz aller vergeblichen Spannung der letzten Zeit. Um drei Uhr morgens war Alarm, dann standen wir an den Gewehren und warteten. Dieser Morgen! — Aufsatz zwölfhundert schossen wir, und meine Hindernisse hielten stand. Da kam keiner hinüber. Ich lag neben meinen Leuten im vordersten Graben, langsam fiel Schuß auf Schuß, in Pausen, wie ich es sie gelehrt. Am liebsten hätte ich gejubelt: Jetzt halte ich die Paßhöhe! Und dann —

Er hatte mich rufen lassen, stand drüben bei seinen neuen Gräben und hatte das Glas an den Augen. Er sprach kein Wort, als ich kam, als ich neben ihm stand, zitternd vor Stolz, daß es gekommen, wie ich's gedacht, daß ich die Paßhöhe hielt — sprach kein Wort und reichte mir das Glas. Ich brauchte eine Sekunde, nicht mehr, das Terrain kannte ich gut und wußte, wo ich zu suchen hatte. Dann war's mir, als griffe mir einer in die Brust und drückte mir das Herz zusammen. Ich stand nicht mehr fest auf den Füßen, und der Arm mit dem Glas sank herab. Erklären mußte er mir nichts. Dort kamen sie, es war so, war möglich trotz allem, dort kam ihr Hauptstoß gegen uns heran, und wir hatten nichts als den Wassergraben und die paar Schützengräben hier. ‚Die Paßhöhe —' ist verloren, hatte ich sagen wollen, aber ich brachte es nicht hervor unter seinen Augen, ich würgte und würgte an dem Wort — ‚Schwer wird sie jetzt zu halten sein', sagte ich bloß.

Er war ganz ruhig und sah mich an — und hatte das Flimmern in den Augen — und sagte mit seiner leisen Stimme, die nie zu den vordersten Schanzen gereicht hatte: ‚Ich halte die Paßhöhe.' Ich stand vor ihm und dachte nichts, sah ihm auf die Lippen und wartete auf den Befehl, denn der da war jetzt der Kommandant, der wirkliche Kommandant hier oben.

‚Da hinten in den Dörfern muß Artillerie einquartiert sein. Wenn ich bis Mittag Kanonen am Waldplateau habe —' Er sagte nichts mehr, und ich hatte meinen Befehl.

Hinter mir hörte ich sie schießen, langsam, Schuß auf Schuß, in Pausen, wie ich sie es gelehrt, ich leitete ihr Feuer nicht mehr, ich hatte meinen Befehl. Zwölf Kilometer waren ins nächste Dorf. Der Weg war steil. Ich brauchte nicht lang. Artillerie war keine dort, aber ein Hauptmann gab mir die Auskunft, daß im Meierhof, etwa eine Stunde weiter, eine Batterie einquartiert sei. Dort fand ich sie. Die Leute, die ich ansprach, hielten mich für verrückt, ich sah etwas sonderbar aus, das denke ich mir. Ein Offizier kam, dem ich erzählte. Er sah mich von oben bis unten an, ich hielt mich an einem Pfeiler an, während ich sprach. Das Stehen wurde mir schwer, und ich weiß auch nicht, was ich sprach, aber ich glaube, er verstand mich. ‚Kommen Sie mit', sagte er rasch, dann war ich in einem hellen sonnigen Zimmer, wo ein Hauptmann bei einer Karte saß und zeichnete, stand an der Tür und sah den Leutnant, der mit mir gekommen, eindringlich mit seinem Hauptmann reden. Ich hörte kein Wort, in den Ohren sauste es mir, und jetzt, wo ich nicht mehr selbst die Sache führte, glaubte ich, umfallen zu müssen vor Erschöpfung. Ich sah, wie der Hauptmann den Kopf schüttelte, hörte ein knappes ‚Unmöglich', sah, daß der andere sich zu ihm herabneigte und leise sprechend auf mich wies. Dann kamen beide auf mich zu. ‚Ich habe meine Aufgabe', sagte der Hauptmann. ‚Ich habe keine Kanonen übrig.' — Der Leutnant machte mir Zeichen, daß ich reden sollte, ich versuchte es und konnte nicht Die Kleider, die vom Schweiß durchnäßt waren, klebten an mir und drückten mir die Brust zusammen. Mühsam brachte ich ein paar Worte hervor. ‚Bis Mittag — bis Mittag hält sich die Paßhöhe —' Weiter kam ich nicht.

Der Hauptmann sah an mir vorüber. ‚Es ist unmöglich', schrie er mich plötzlich wütend an. ‚Unmöglich, hören Sie!' Ich hörte, aber ich konnte es nicht fassen. ‚Bis Mittag', begann ich wieder. Auch der Leutnant stand weiter an seinem Platz und wartete. Plötzlich drehte uns der Hauptmann den Rücken und stand wieder an der Karte. ‚Herr Leutnant' — der war neben ihm und sah ebenfalls auf die Karte — ‚hier und hier, sehen Sie, hier sind die Punkte, wo wir auffahren werden. Ihr Zug ist detachiert und geht von hier direkt in die Flügelstellung.' — ‚Wann bin ich feuerbereit, Herr Hauptmann?' — ‚Sobald wir andern, die von hier aus mit der Kolonne marschieren, in unseren Stellungen sind. Um vier Uhr.' — Der Leutnannt salutierte und machte kehrt. Er nahm mich am Arm und zog mich aus dem Zimmer. Draußen begann er zu laufen und zog mich mit. Ich sah, daß sein Gesicht vor Freude strahlte, und verstand nichts davon. Da preßte er meinen Arm und rief mir zu: ‚Er hat mir fast fünf Stunden Zeit gegeben —'

Acht Minuten später brach er mit seinem Zuge auf. Mich hatten sie, in Decken gewickelt, auf einen Wagen gelegt. Sie gingen im scharfen Trab vorwärts, Kilometer auf Kilometer nahmen sie. Zwei Stunden fehlten noch bis Mittag.

Dann aber kam die böse Strecke den Berg hinauf. Ich war sie früher hinuntergelaufen, springend, fallend, wie immer, nur vorwärts, jetzt zwangen die Pferde mühsam Schritt um Schritt ihre Last aufwärts. Ich lag nicht mehr in den Decken, vorne stemmte ich mich in die Speichen eines der Räder und drückte es vorwärts. Vor und hinter mir, überall Männer, die das gleiche taten, keuchend, vom Schweiß triefend — meterweise arbeiteten sie ihre Kanonen vorwärts. Von oben aber hörten wir die Gewehre der Paßhöhe.

Der Leutnant war vorausgeritten, zum Waldplateau. Nach wenigen Minuten kam er zurückgaloppiert, war mit einem Sprung vom Pferde und stemmte sich neben mir in die Speichen des Rades. Vorwärts!

Die erste Kanone war in Stellung, ich lief zurück und schob an den Rädern der zweiten. Da passierte es mir, die Speichen glitten uns aus den Händen, die Kanone rollte zurück, ich stemmte das Knie in das Rad, der Knochen sollte halten, wenn die Muskeln nicht mehr konnten. Der Knochen war nicht stark genug. So blieb ich dann am Wege liegen. Aber andere Hände griffen wieder ein und drehten vorwärts.

Der Knochen hatte nicht gehalten, aber ich wußte es damals kaum. Ich lag und horchte. Und da hörte ich ins Gewehrfeuer hinein das scharfe Krachen der Kanonen. Einmal — zweimal — sechsmal. — Das waren drei Schuß Einzelfeuer von jeder, dachte ich. Dann hörte ich eine Stimme, die ich kannte, und hörte das Kommando. ‚Aufsatz zwölfhundert!' Da wußte ich, sie waren wieder hinter dem Wassergraben, und sie würden die Paßhöhe niemals nehmen. Denn der, der ihnen gegenüber das Kommando hatte, war der Rechte."



Erste Gebirgs-Maschinengewehrabteilung mit Mauleseln.

Die völkischen Verhältnisse in den tirolisch-italienischen Grenzgebieten.

Von Dr. Wilhelm Rohmeder, München.

Tirol den Tirolern — Von Kufstein bis zur Berner Klause." Dies Wort habe ich seinerzeit dem Tiroler Volksbund bei seiner Gründung (1905) als Leitspruch mitgegeben. Und zwar als Hinweis auf den Zweck des Bundes: den Kampf des geeinten landes- und staatstreuen Tirolertums, ohne Unterschied der Sprache und der Abstammung, gegen die Italia irredenta und deren Losreißungsbestrebungen.

In den mannigfachsten Formen wurde es seitdem in deutscher, ladinischer und italienischer Sprache dem Volk eingeprägt und bei den verschiedensten Gelegenheiten in seiner Bedeutung dem Volksempfinden nahegebracht. Heute ist es ein Bestandteil des tirolischen Volksbewußtseins. Seit kurzem aber auch ein Kampf- und Schlachtruf in des Wortes eigenster und wirklichster Bedeutung. Denn es ist zugleich ein Hinweis auf die Einheit des Landes Tirol und auf die Einheit des tirolischen Volkstums. Wenn jüngst der Wiener Bürgermeister **Dr. Weiskirchner** in seiner vor einer großen Versammlung gehaltenen Rede die „unantastbare Einheit des heiligen Landes Tirol" grüßend hervorhob, so war dies weit mehr als eine schöne rednerische Wendung. Es war der Ausdruck eines politischen Glaubensbekenntnisses eines jeden wahrhaften Tirolers, und zwar gleichfalls ohne Unterschied der Sprache und der Abstammung.

Tirol, seit fünfeinhalb Jahrhunderten dem Hause Habsburg in dem Gewissen seiner Bevölkerung so enge verbunden wie kaum ein anderes österreichisches Kronland, bildet politisch und wirtschaftlich eine geschlossene Einheit. Aber ebenso ist es in geographischer und militärischer Hinsicht ein untrennbares Ganzes. Nicht auf dem Weg allmählicher Eroberung und gewaltsamer Zusammenfassung entstanden, hat es vielmehr seine gegenwärtige Ausdehnung und Begrenzung wie aus sich selbst heraus, gewissermaßen organisch erlangt.

Seit den vorgeschichtlichen Zeiten ein Durchzugsland ersten Ranges vom Norden Europas zu dessen Süden und umgekehrt, ist es zugleich das wichtigste Bindeglied zwischen den östlichen und den westlichen Alpenflügeln. Aber nur die Herrschaft über das ganze Land, über den Norden und den Süden, sichert ihm auch die Vorteile seiner Lage und Bodengestaltung. Diese Erkenntnis ist dem Tiroler sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen.

Deshalb flammte es auch in heiligem Zorn im Gemüt der Tiroler auf, als es hieß, daß Tirol zerrissen, daß ein Teil des Landes dem gehaßten „Welschen" überlassen werden sollte. Der Tiroler empfindet das Verhältnis zu seinem Landesherrn, dem Kaiser, gewissermaßen als ein persönliches: der Kaiser ist eben sein Kaiser! Man wollte und konnte die umlaufenden Gerüchte von einer bevorstehenden Zerreißung des Landes nicht glauben. Ich habe in den Wochen und Tagen unmittelbar vor dem 20. Mai, dem Tage der Parlamentseröffnung in Rom, das tirolisch-italienische Grenzgebiet vom Gartsee bis zum Suganertal, das im Laufe der letzten drei Jahrhunderte größernteils italienischsprachig geworden ist, durchwandert, und zwar streckenweise zwischen mächtigen Stacheldrahtwänden, fertigen Schützengräben und anderen Abwehrvorrichtungen. Daß das Volk in diesen Tälern und auf diesen Bergen kaisertreu ist bis in das Mark der Knochen und nichts von Italien wissen will, ist eine bekannte Tatsache. Aber dies Volk hat zugleich auch ein feines Empfinden dafür, daß die Treue ein sittliches Band ist, das beide Teile gleichmäßig verpflichtet. Die Äußerungen der Landes- und Staatstreue, die ich während dieser Wanderungen zu hören bekam, waren erhebender Art, oft geradezu stürmisch und kampfbereit: „Wir glauben es nicht, daß unser Kaiser es zugibt, daß wir verschachert werden", — „Wir lassen uns nicht verschachern", — „Eher soll alles zugrundegehen, und wir ziehen als Bettler aus unserer Heimat fort", — „Unsere Leute kämpfen in Galizien



Am Fronleichnamstage in einer von Deutschen geschmückten Kirche.



Ein Straßenidyll in einem französischen Dorfe.

Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen. (Phot. Max Wipperling.)

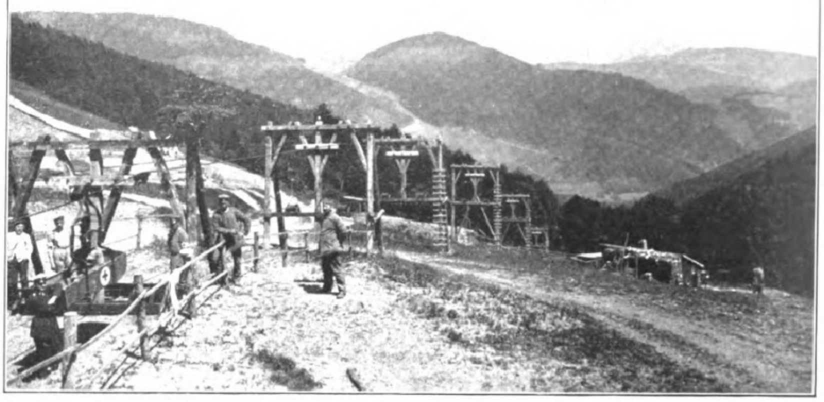


Eine Kaffeemühle.

auch für Tirol, und wenn sie vielleicht als Krüppel wiederkehren, sollte ihre Heimat ein fremdes Land für sie geworden sein?"

Aus Hunderten von italienisch-sprachigen Gemeinden und Ortschaften sind in den letztvergangenen Monaten Majestätsgesuche an den Kaiser abgesandt worden, in denen darum gefleht wurde, nicht darein willigen zu wollen, daß sie an Italien abgetreten werden. — Wie eine Erlösung von einem häßlichen Alpdruck wurde es aufgenommen, als endlich eine klare Lage geschaffen war. „Nun kann es losgehen! Sie sollen es spüren! Wir schlagen ihnen die Schädel achteckig."

Nicht anders natürlich in den deutschen Sprachinseln an der Südgrenze des Landes und überhaupt auch in Deutsch-Südtirol. Wenn die Tiroler singen: „Gut und Blut für unseren Kaiser", so ist dies keine bloße Gefühlsäußerung. Es ist der Ausdruck eines Entschlusses. So konnte man denn auch in diesen Tagen, z. B. in Bozen, sehen, wie aus den benachbarten Tälern die Volkshaufen, welche zu den Waffen eilten, förmlich herausquollen: vom siebzehn- und achtzehnjährigen Burschen durch alle Altersstufen bis zu den graubärtigen und weißhaarigen Alten. Man wurde an des Tirolers Defregger „Letztes Aufgebot" erinnert. Die jüngst, wohl schon mit Rücksicht auf den damals bereits in sichere Aussicht genommenen Krieg mit Italien erfolgte Ausdehnung der Landsturmpflicht ruft die achtzehn- bis fünfzigjährigen Felddiensttauglichen zum Heere, und die dem Land Tirol eigentümliche Einrichtung des Standschützenwesens ermöglicht den sechzehn- bis sechzigjährigen Schützen den freiwilligen Dienst mit den Waffen zur Verteidigung des Landes unter Führern, die der Kaiser ernennt. Aber auch Siebzig-, Fünfundsiebzig- und Sechsundsiebzigjährige ließen sich trotz aller Abmahnungen nicht zurückweisen: „Was sechzig oder siebzig: Bal's gen die ‚Walschen' geht, fragt neamd, wie alt d' bischt. Wer laufen kann, lauft mit." Am Ende der ersten Woche nach der Kriegserklärung Italiens hatten sich mehr als 1500 Kriegsfreiwillige gemeldet, die über sechzig Jahre alt waren.



Eberhardt-Bahn zur Beförderung von Verwundeten.

Das Standschützenwesen ist in Deutsch- und Welschtirol gleichmäßig durchgeführt. Auch der Zudrang der Jungen und der Alten zum Kampfe gegen die Italiener war hier wie dort der gleiche.

Welschtirol heißt man im Deutschen bekanntlich diejenigen Landschaften Südtirols, in denen heutzutage nicht die deutsche, sondern entweder ladinische oder italienische Mundarten die vorherrschende Umgangssprache der Bevölkerung bilden. Eine bestimmte (geographische) Grenze zwischen Deutsch-Südtirol und Welsch-Südtirol gibt es ebensowenig wie eine solche zwischen Ladinisch- und Italienisch-Tirol. Nur gegen das mittlere Etschtal bildet das Mendelgebirge eine natürliche Grenze zwischen dem rätoromanischen Nonsland und dem deutschen Sprachgebiet und so etwa auch der Latemar und der Rosengarten gegen das ladinische Faschatal. Sonst aber (auf dem Nons, in Gröden, in Enneberg usw.) greifen Deutsch und Ladinisch unvermerkt ineinander über.

Noch viel weniger aber läßt sich eine bestimmte Grenzlinie zwischen den ladinischen und den italienischen Mundarten festsetzen.

Deutsch und Italienisch berühren sich bloß im Etschtal und längs des Gebirgzuges, der die nördliche Wasserscheide des Nefiser Baches (Avisio) bildet. Aber auch hier lassen sich keine scharfen Grenzlinien ziehen. Man bezeichnet gewöhnlich Salurn als Sprachgrenzort. Dies ist nur in sehr bedingtem Sinne richtig. Es leben Tausende von Italienisch- oder auch Ladinischsprachigen nördlich von Salurn, wie umgekehrt Tausende von heute noch deutschsprachigen Tirolern südlich von diesem Grenzort. Nur so viel ist richtig: Kirche, Schule und Amt sind im Etschtal oberhalb Salurns, im sogenannten „Bozener Unterland", vorherrschend deutsch, unterhalb Salurns vorherrschend italienisch. Bei der letzten Volkszählung (31. Dez. 1910) zeigte sich indes im Bozener Unterland ein merklicher Rückgang des Italienischen und Ladinischen gegenüber den beiden vorangegangenen Volkszählungen. Während sich z. B. im Jahre 1890 in diesem Raum fünf Ortschaften mit welschen Mehrheiten fanden (Branzoll, Buchholz, Laag, Leifers und Pfatten), konnte 1910 nur noch eine festgestellt werden (Branzoll). Oberhalb Salurns leben eben Welsche unter Deutschen, unterhalb Salurns Deutsche unter Welschen.

Zu diesen letzteren Deutschen gehören auch die Bewohner der Deutschen Sprachinseln. Man nennt deren gewöhnlich vier, nämlich: die vier deutschen Gemeinden auf dem im übrigen rätoladinischen Nonsberg (mit zusammen 1600 Bewohnern), die zwei deutschen Gemeinden in Fleims (zusammen rund 900 Bewohner), dann die entweder unmittelbar an der südlichen Landesgrenze oder nahe derselben gelegenen deutschen Sprachinseln auf der Hochebene (Lusern, St. Sebastian usw., rund 1800) und im Fersental (1800 Bewohner). Neue deutsche Sprachinseln sind am Norduſer des Gartsees (in Arco und Riva) und im oberen Suganertal (bei Persen) im Entstehen begriffen. Hier handelt es sich indes um junge deutsche Niederlassungen und Ansiedlungen. In den vier erstgenannten dagegen lebt altes, ja zum Teil uraltes Deutschtum weiter, das seinen Bestand erwiesenermaßen bis auf die Langobardenzeit zurückzuführen vermag (z. B. im Fersental). Die Nonsberger und Fleimser deutschen Gemeinden sind nur im uneigentlichen Sinn „Sprachinseln", da sie auf Sprachkarten nach zwei Seiten als mit deutschen Sprachgebieten zusammenhängend erscheinen. Sie gehören aber zu welschen Verwaltungs- und Gerichtsbezirken, und die vier Nonsländer Gemeinden können überdies nur auf langen und beschwerlichen Paßübergängen ins deutsche Sprachgebiet gelangen.

Welschtirol zählt (rund) 400000 Bewohner. Davon bedienen sich 9000 des Deutschen, gegen 100000 ladinischer Mundart und der Rest (also etwa 290000) italienischer Mundarten als Umgangssprache. Die Deutschen leben in den deutschen Sprachinseln und zerstreut in den verschiedenen Städten und Märkten Welsch-Tirols (besonders Arco, Levico, Umgebung von Persen, Riva usw.). Anerkannt ladinische Sprachgebiete sind die um die Marmoleda herumliegenden Dolomitentäler (Buchenstein, Enneberg, Fascha, Gröden und Hayden), das vordere Nonsland und einzelne Täler in Judikarien. Das übrige wird gewöhnlich als italienisches Sprachgebiet bezeichnet. — Da eine scharfe Sprachgrenze zwischen Italienisch und Ladinisch nicht gezogen werden kann, muß die Anzahl der noch ladinisch redenden Tiroler durch Berechnung gefunden werden. Je nach den hierfür gewählten Grundlagen, d. h. je nachdem man mehr rassenphysiologische und geschichtliche oder vorherrschend sprachliche Gesichtspunkte berücksichtigt, kommt man natürlich zu verschiedenen Ergebnissen. Der bedeutendste italienische Sprachforscher der Gegenwart, der Senator Ascoli, ist bei seinen mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit durchgeführten Untersuchungen zu Ergebnissen gelangt, die dem Geltungsbereich der italienischen Mundarten viel engere Grenzen zuweisen, als in der angegebenen ziffernmäßigen Übersicht angenommen wurde. Nur vom Etschtal und vom Westrand des Sulzberges einerseits, des Fleimser Tales anderseits gibt er zu, daß dort die italienische Sprache Eingang gefunden hat. Für die unmittelbare Umgebung von Trient und ebenso für das Suganertal stellt er eine Vermengung des Italienischen mit dem Ladinischen fest. Nur die Umgebung von Rofereit (Rovereto) und Riva nimmt er ausdrücklich von dem Gebiet aus, wo das Ladinische herrscht oder mindestens noch nach Geltung ringt.

Diese nur nach sprachlichen Gesichtspunkten erfolgten Festsetzungen Ascolis werden durch die geschichtlichen und sprachgeschichtlichen Forschungen und durch volkskundliche Tatsachen bestätigt.

Die starke völkische Unterschicht der Bewohner Welschtirols und auch darüber hinaus bis zur oberitalienischen Tiefebene bildet, wie in ganz Tirol, das rätoromanische Element. Während der sogenannten Völkerwanderung machten sich dann deutsche Stämme zu Herren des Landes: Bayern im Norden und im größeren Teil des Südens, Langobarden im übrigen Südtirol. Daneben haben auch andere deutsche Stämme, besonders Schwaben und Franken, teils schon vorher, teils und besonders aber nachher,



Schützengraben und Grabensperre 40 m vom Feinde. Bei Eindringen des Gegners wird der über dem Graben schwebende „Spanische Reiter" heruntergelassen und der Feind aus den Blenden in der Mitte beschossen.

Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen. (Phot. Max Wipperling.)



Aus der Vergangenheit Welschtirols: Kaiser Maximilian I. hält zu Trient am 8. April 1508 in Gegenwart der Bundesfürsten über deren Truppen Heerschau.
Nach einem Gemälde von Carl Pippich.



Eine Erinnerung an die Oktoberkämpfe 1914 bei La Bassée: Der Sturm des 16. Infanterie-Regiments (Cöln a. Rh.) auf das von den Engländern verteidigte Dorf Herlies bei La Bassée am Vormittag des 22. Oktobers 1914.

Nach einer Zeichnung des Kriegsmalers Hans Weinberg.

Der Angriff endigte mit der Inbesitznahme des Dorfes Herlies und der Straße La Bassée-Lille.

zum Aufbau des heutigen tirolischen Volkstums beigetragen. Die deutsche Beimischung ist indes, wie durch geschichtliche und anthropologische Forschungen unzweifelhaft festgestellt werden konnte, im Süden stärker als im Norden, und je weiter nach Süden, desto stärker. Deshalb ist auch die deutsche Sprache in Südtirol, besonders in den leicht zugänglichen Landschaften Welschtirols und der heutigen politischen Grenzgebiete, früher und allgemeiner durchgedrungen als in Nordtirol. Nur entlegene und schwer zugängliche Landschaften (wie z. B. das hintere Judikarien, der Nons, einzelne Dolomitentäler) sind von dieser allgemeinen Feststellung auszunehmen. Mit dem Ausgang der Hohenstaufenzeit (Mitte des dreizehnten Jahrhunderts) war diese völkische Umwandlung im großen und ganzen vollzogen.

Indes in einzelnen Grenzlandschaften, z. B. auf der erst im dreizehnten Jahrhundert durch den großen deutschen Trienter Fürstbischof Friedrich von Wangen (1208 bis 1218) besiedelten südtirolischen Hochebene, finden wir ein von fremder Blutmischung viel reineres Deutschtum als in Nord- und Deutsch-Südtirol, wenn auch von den ungefähr 7000 Bewohnern derselben heute nur noch ungefähr 1800 sich des Deutschen als Umgangssprache bedienen. Man kann nur darüber lächeln, wenn einzelne irredentistische Gelehrte oder die irredentistische Tagespresse sich krampfhaft abmühen, die Welt glauben zu machen, daß diese blonden, blauäugigen Riesen der Hochebene und des Paneidertales, die heute als Standschützen in erfolgreichem scharfen Kampfe gegen die italienischen Alpini die Grenze des Landes schützen, oder diese starkknochigen und breitschultrigen, helläugigen Frauen von Gereut und Eichleit (Fersental) Italiener und Italienerinnen seien.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß es ein in sich abgeschlossenes italienisches Sprach- und Volksgebiet in Südtirol überhaupt nicht gibt.

Aber ebensowenig gibt es dort ein bodenständiges Italienertum. Bis zum Ausgang des Mittelalters war den Italienern die dauernde Niederlassung und der Erwerb von Grundbesitz usw. im ganzen heutigen Südtirol überhaupt verboten. Was an wirklich italienischem Blut in Südtirol vorhanden ist, ist erst durch allmähliche (einzel- oder familienweise) Zuwanderung im Laufe der letzten dreieinhalb bis vier Jahrhunderte dahin gekommen. Soweit nicht Blutmischungen mit der bodenständigen (deutschen oder rätoromanischen) Bevölkerung stattgefunden haben, können als wirkliche Italiener nur die Abkömmlinge dieser Eingewanderten gelten. Ihre Anzahl wird auf 60000 geschätzt. Manche nehmen mehr an, andere weniger. Einzelne mir bekannte Familien rühmen sich heute noch, weil sie jede Blutmischung mit den einheimischen bodenständigen Bevölkerungselementen stets vermieden haben, ihres „rein venezianischen Blutes“.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Gesperrte Dorfstraße, die im Bereich des feindlichen Feuers liegt.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Berthold Adolph.

Mit dem Beginn dauernder italienischer Niederlassungen in den Grenzgebieten — noch im sechzehnten Jahrhundert nur durch besondere landesherrliche oder unter Umständen auch kaiserliche Genehmigung in jedem Einzelfalle gestattet — hängt auch der Anfang der sprachlichen Verwelschung eines Teiles der alten bodenständigen Elemente zusammen. Sie vollzog sich jedoch sehr langsam und ist bis zum heutigen Tage nicht völlig durchgedrungen. Dies beweisen die heute noch vorhandenen deutschen Sprachinseln. Noch vor hundert Jahren konnte man indes von Fleims und Zimmers über das Gebirge nach Vicenza und Verona wandern, ohne sich einer anderen als der deutschen Sprache bedienen zu müssen.

Ganz Südtirol einschließlich Welschtirols ist alter deutscher Reichsboden. Zu Italien (von der napoleonischen Zuteilung von 1810 bis 1812 abgesehen) hat Welschtirol nie gehört.

Von „geschichtlichen“ und „rechtlichen“ Ansprüchen Italiens auf Südtirol oder auf Teile desselben kann deshalb ebensowenig die Rede sein wie von Ansprüchen, die man mit dem sogenannten „Nationalitätsprinzip“ begründen will.



Während der Sturmtage in der Nordsee Mitte Mai: Die Rettung der Besatzung der schwedischen Galeasse „Wega" aus Skärham durch ein deutsches Vorpostenboot. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Marinemaler Kapitän Paul Teschinsky.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Das Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg-Thüringerwald gibt auf Seite 39 der vorliegenden Nummer einen anschaulichen Einblick in seinen Betrieb, den wir allseitiger Beachtung empfehlen.

Bad Elster. Der Zuzug von Kurgästen hält weiterhin in erfreulichem Maße an, wenn er auch nicht ganz so stark ist wie vor dem Kriege. Wohnungen stehen jederzeit in allen Preislagen und in großer Auswahl zur Verfügung. Die Anzahl der täglich verabreichten Bäder steht gegen die gleiche Zeit des Vorjahres nur um ein Fünftel zurück. Die guten Zugsverbindungen nicht nur nach Nord- und Mitteldeutschland, sondern auch nach Süddeutschland und Österreich kommen dem Bade sehr zu statten. Es ist auffallend, wie viele reichsdeutsche Kurgäste diesmal die von deutscher Seite oft bevorzugten ausländischen Bäder meiden, sei es, daß sie den Paßzwang scheuen, sei es, daß sie die durch die Briefzensur an der Grenze eingetretenen schlechten Postverbindungen mit der Heimat oder ihren im Felde stehenden Angehörigen meiden wollen. So zeigen sich auf den hiesigen Kurwegen manche wohlbeleibte Gestalten, die früher anscheinend anderswohin gingen, nun aber die Moorbäder und besonders die Salzquelle des Bades Elster als vorzüglichen Heilschatz erkannt haben. Bei Behandlung verwundeter und erkrankter Kriegsteilnehmer werden mit den hiesigen Kurmitteln fortgesetzt die günstigsten Erfolge erzielt.

Wer den Schwarzwald aufzusuchen beabsichtigt, sollte nicht verfehlen, eine Fahrt mit den täglich mehrmals verkehrenden Kraftwagen von Titisee oder Waldshut nach St. Blasien zu unternehmen. Auch zur Jetztzeit werden alle in den Fahrplänen ersichtlichen Kurse gefahren, die es ermöglichen, St. Blasien in ungefähr einer Stunde zu erreichen, um von da in leichter Weise über den Feldberg, woselbst wieder Kurautos zur Verfügung stehen, zurückzukommen. Bietet doch der Schwarzwald hier das Interessanteste seiner Art. In St. Blasien ist für alle Behaglichkeit gesorgt. Neben den aufs angenehmste eingerichteten Hotels stehen den Gästen zahlreiche Anstalten, Fremdenheime und Privatwohnungen, die insbesondere für längeren Kuraufenthalt eingerichtet sind, zur Verfügung, während für die unzähligen Möglichkeiten von Rundgängen durch die St. Blasien umgebenden Wälder wohlgepflegte und bequem angelegte Fußwege führen. Nicht zu beschreiben sind alle die Reize, die die Natur hier in so verschwenderischer Weise vereinigte in abgeschlossenen Tannenhainen, fernsichtbietenden Ausblicken, bis in die Schweiz, während der Wald selbst mit seinen zerklüfteten Felspartien, schäumenden Bächen, weidenden Kühen und melodischem Vogelsang unvergeßliche Momente hervorzaubert. Hieraus ergeben sich schon die Vorzüge St. Blasiens als Höhenluft-, Wald- und Terrainkurort, die es vermöge seiner klimatischen Heilkräfte zu einem Kurorte ersten Ranges machten und ihm seiner unerreichten Heilerfolge wegen auch jetzt, fern von jeder Kriegsgefahr, den vollen Kurbetrieb gestatten. Wer nun die Reise über Waldshut fortsetzt, hat die Möglichkeit, auch die aussichtsreiche, abwechselnde Fahrt über den Höchenschwander Berg zu genießen und mit sofortigen Bahnanschlüssen längs des sagenreichen Oberrheins in vom Kriege unbeschränkter Weise wieder zurückzukommen.

Bad Ilmenau, das einst Goethe Gleichgewicht der Seele und Spannkraft der Nerven zurückgab, streng geschieden von der gleichnamigen Stadt und doch mit ihrer schönsten Geschäftsstraße bequem verbunden, bewährt auch dieses Jahr seinen Ruf als Nervenkurort und Sommerfrische. Das, was Ilmenau auszeichnet: die ebenen Spazierwege neben den sanft ansteigenden Bergpfaden, die modernen Wohnungen für Fremde und die vortreffliche Verpflegung, wird ihm immer mehr neue Freunde zuführen. Wenigen ist bekannt, daß Ilmenau eins der schönsten, wenn nicht das schönste Waldspieltheater Thüringens besitzt. Die Kurtaxe ist ermäßigt worden, Kriegsteilnehmer sind von ihr befreit. Erheblich ist in diesem Jahre die Nachfrage nach Wohnungen mit Küche; auch in dieser Beziehung kann Bad Ilmenau jeden Wunsch befriedigen.

Bad-Nauheim. Unlängst spielte der Großh. Hess. Kammervirtuos Wilhelm Backhaus hier im Konzerthaus, und es darf der Abend als ein Ereignis im gesellschaftlichen Leben Bad-Nauheims bezeichnet werden. Trotz des herrlichen warmen Sommerabends war der Saal sehr gut besetzt. Der treffliche Pianist, der die schlichte graue Uniform eines Landsturmmanns trug, wurde mit Begeisterung empfangen, und diese Begeisterung steigerte sich während seines Spiels immer mehr, so daß er am Schluß des Konzerts mit Ehren und Blumen überhäuft den Musikraum verließ. Für die nächste Zeit sind verschiedene Wohltätigkeitsveranstaltungen geplant, darunter auch ein Rosenverkauf auf der Terrasse. Die Rosen blühen hier jetzt in üppiger Pracht und die ganze Luft ist von ihrem Duft erfüllt. Dadurch, daß bei dem warmen, trockenen Wetter die Kurgäste sich fast den ganzen Tag im Freien aufhalten können, wurden die günstigen Erfolge der Kuren sehr wesentlich gefördert. Der Park und der reizende Frauenwald laden zum stillen Verweilen ein, alles atmet Ruhe und Frieden, also das kostbarste, was in Kriegszeiten gefunden werden kann.

Oberwiesenthal i. S., Deutschlands höchstgelegene Stadt, bietet Rekonvaleszenten und Sommerfrischlern köstlichen Erholungsaufenthalt in mehr als 1000 m Seehöhe. Die herrliche, reine Luft wirkt hier balsamisch, wohltuend auf Herz und Gemüt, während behagliche Hotels und Privatwohnungen das ihre zum Wohlbefinden der Gäste beitragen. Das schmucke Städtchen hat in der Touristen- und Wintersportwelt guten Ruf und bildet für das Fichtel- und Keilberggebiet die Zentrale des Fremdenverkehrs. — Prospekte versendet kostenfrei das Bürgermeisteramt.

Ein blühend hübsches Mädchen, ein in Gesundheit strahlendes Knabengesicht, wie reizend blickt uns oft ein solches an, das wir dann mit einem Gefühle der Enttäuschung und des Bedauerns betrachten, wenn wir in dem lachend geöffneten Munde eine Reihe schadhafter und durch Krankheit entstellter Zähne erblicken. Es ist heute eine erwiesene Tatsache, daß schwere Magenerkrankungen die Ursache in schlecht gepflegten Zähnen haben, ganz abgesehen davon, daß viele Infektionskrankheiten durch eine nicht gehörig desinfizierte Mundhöhle in unseren Körper eindringen. Um diesen Übelständen erfolgreich zu begegnen, ist ein stets frisch bleibendes, der Zersetzung nicht unterworfenes, desinfizierend wirkendes Zahnputzmittel bestens anzuraten. Ein Zahnreinigungsmittel in Tuben, wie es Sarg's Kalodont darstellt, können wir nicht genug empfehlen, da es alle angeführten guten Eigenschaften vereinigt. Kalodont erfrischt die Mundhöhle, festigt das Zahnfleisch und erhält die Zähne rein, weiß und gesund.

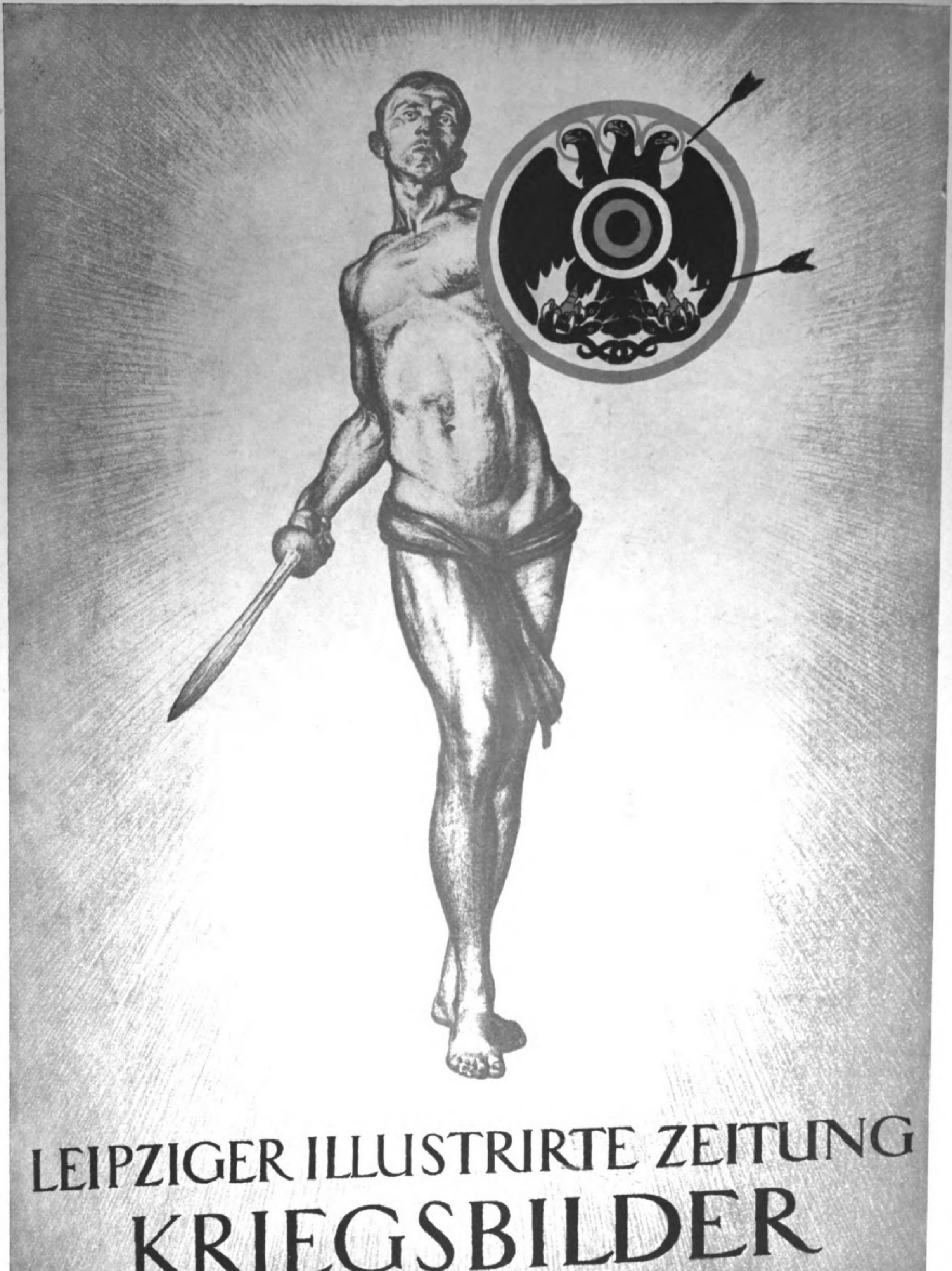
Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3759. Kriegsnummer 50. Preis 1 Mark.


LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG
KRIEGSBILDER
ORIGINALE
AUSGESTELLT
27.6.-10.8.
BERLIN. KUENSTLERHAUS. BELLEVUESTR.3
Lippel

Illustrirte Zeitung

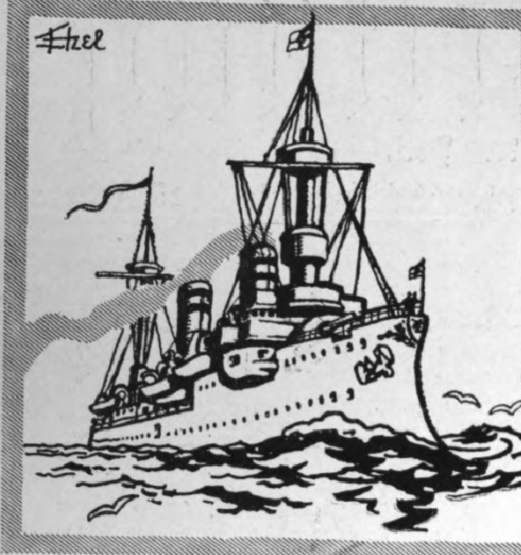
Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3759. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 15. Juli 1915.



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.





MANOLI
Wimpel
Die führende 5 ₰ Zigarette

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
(In Oesterreich-Ungarn verboten)

800000 200000
500000 150000
300000 100000

und namentlich viele Mittelgewinne.
Gesamthöhe d. Gew. 1.—5. Kl. 20 801 000 Mk.
Davon in 1. Kl. ausgesp. **nur** 621 000 Mk.



Ziehung 2. Kl. 21. u. 22. Juli
(Hauptziehung Oktober)
1/10 **10**, 1/5 **20**, 1/2 **50**, 1/1 **100 Mk.**
Vollose, für alle Klassen gültig:
1/10 **25**, 1/5 **50**, 1/2 **125**, 1/1 **250 Mk.**
Versand, a. Wunsch u. Nachn., d. d. Kgl. Koll.
Hermann Straube, Leipzig,
Lortzingstrasse 8.
Postscheckkonto Leipzig 7516. Bankkonto Deutsche Bank.
Zusendung der amtl. Gewinnlisten und Auszahlung schnellstmöglich.



Akkumulatoren

Haupt- oder Reserve-Stromquelle für
Gleich-, Wechsel- u. Drehstrom-Anschlüsse

für 10 Lampen 16 Kerzen M. 120.—
für 25 Lampen 16 Kerzen M. 192.—
für 50 Lampen 16 Kerzen M. 480.—

Fertig gelötete Plattensätze Batterie kann jeder gebildete Laie selbst montieren. Listen, Kosten-Anschläge Schaltungsskizzen gern **kostenlos.**

Alfred Luscher, Dresden-A.I.
*Akkumulatorenfabrik * Grünestraße 18-20.*

Briefmarken für Sammler billigst. Preisliste 24 und Briefmarkenzeitung sendet kostenlos **August Marbes in Bremen.**

Krankenpflege im Hause.
Von Dr. med. Paul Wagner.
Mit 71 Abbild. In Orig.-Leinenbd. 4 Mk.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Jeder spielt sofort Klavier und Harmonium!
Ohne Notenkenntnisse — ohne fremde Hilfe — in kürzester Zeit kann jeder nach der „Tastenschrift" flott vom Blatt Klavier und Harmonium spielen. Glänzend begutachtet, über 500 Musikalien erschienen. Vollständiger Lehrgang mit 25 Musikstücken Mark 5.—, Probestücke mit Aufklärung 50 Pfg.
Musik-Verlag Euphonie, Friedenau 23 bei Berlin.





Sanatogen

Von 21000 Aerzten anerkanntes Kräftigungsmittel für Körper und Nerven. Sanatogen schafft einen Kräftevorrat, aus dem jeder Mehrverbrauch an Körper- und Nervenkraft ersetzt werden kann. **So bietet es also auch für unsere im Felde stehenden Krieger eine unvergleichliche Möglichkeit zur Erhaltung der Gesundheit und Widerstandskraft.** — Sanatogen-Feldpostbrief-Packungen in allen Apotheken und Drogerien. — Die Sanatogenwerke, Berlin 48 / Q 9, Friedrichstraße 231, versenden kostenlos aufklärende Schriften über:

Sanatogen als Kräftigungsmittel

1. bei Nervenleiden
2. **bei Rekonvaleszenz** und Schwächezuständen aller Art
3. bei Magen- und Darmleiden
4. bei Lungenleiden
5. bei Bleichsucht u. Blutarmut
6. bei Kinderkrankheiten
7. bei Frauenleiden
8. bei Verdauungsstörungen

ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen.

Wer Sanatogen noch nicht kennt, **verlange eine Gratisprobe** von der obengenannten Firma.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3759. 145. Bd.



Die Verletzung der Neutralität Schwedens durch Rußland: Das deutsche Minenschiff „Albatroß“ im Gefecht mit russischen Panzerkreuzern bei der schwedischen Insel Gotland am 2. Juli.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor Willy Stöwer.

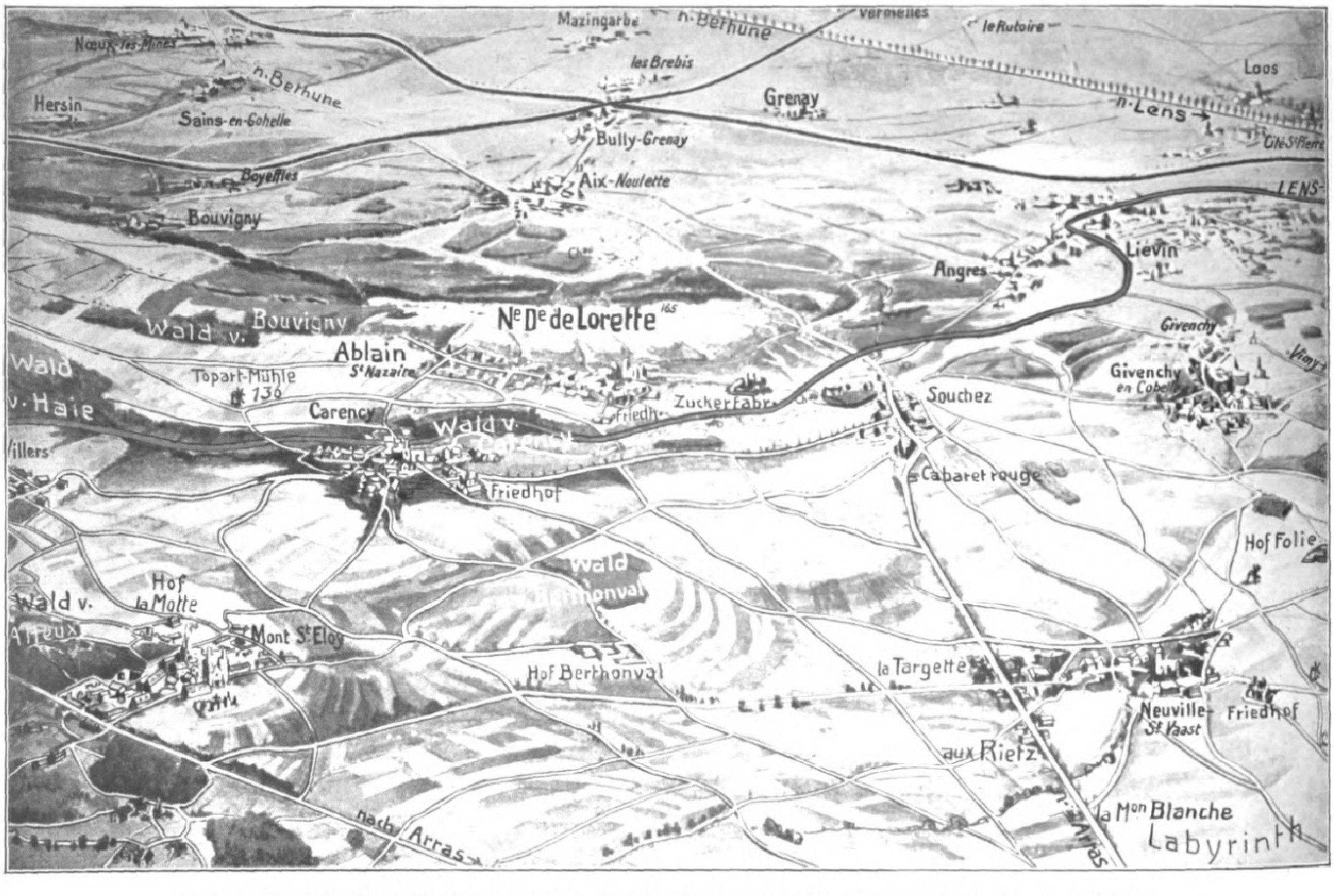
Unser „ritterlichster“ Feind.

Von Professor Dr. Otto Gramzow, Berlin.

Der deutsche Haß hat sich vornehmlich gegen England gekehrt, weil es aus verwerflichsten Beweggründen den Krieg heraufbeschwor und den schlimmsten Verrat an der germanischen Völkerfamilie beging. Überweise Leute haben uns belehren wollen, daß wir nicht hassen dürfen! Ihnen sei erwidert: wer hier nicht hassen kann oder will, der leidet an einem bedenklichen Mangel, ihm fehlt die Kraft des Hasses, wie ihm wahrscheinlich auch die Kraft zu lieben fehlt. —

„Tausend Zungen sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen.“

Eine Welt von Verbrechern ist mit heimlicher Tücke und raffiniert ausgesonnenen Lügen am Werke, dem deutschen Volke seine Ehre abzuschneiden und immer mehr Feinde gegen sein nationales Dasein ins Feld zu führen. Die Glut unseres Hasses muß verzehrend solche Feinde treffen. Und über dem Haß gegen den einen Feind soll der Haß gegen die anderen nicht verlöschen. Höchst merkwürdig ist es, daß der deutsche Haß gegen die Franzosen bei weitem weniger emporgelodert ist als gegen die Engländer. Noch immer findet man Leute, die davon träumen, die Franzosen durch unsere hohe Kultur zu gewinnen und sogar ein Bündnis mit ihnen schließen zu können. Sie haben Mitleid mit Frankreich, möchten ihm Demütigungen ersparen und heben rührend hervor, daß

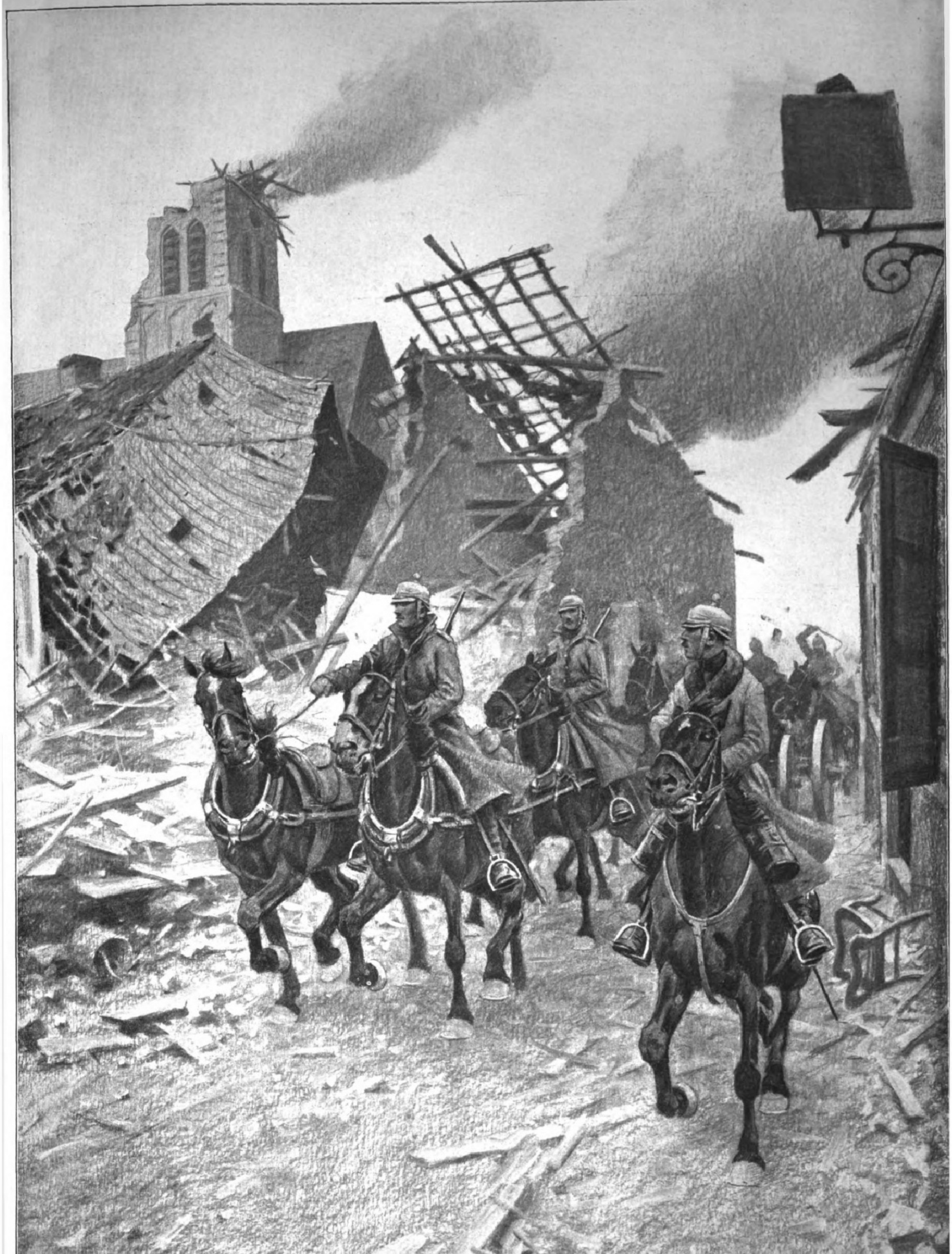


Zu dem gescheiterten französischen Durchbruchsversuch bei Arras: Karte des Kampfgebiets an der Loretto-Höhe.

die Franzosen die einzigen offenen Feinde gewesen sind, die aus ihren Racheplänen nie ein Hehl gemacht haben. Unsern „ritterlichsten“ Feind hat man Frankreich in diesen Kriegstagen oft genannt. Nur unentwickeltes politisches Denken kann zu solchen Urteilen gelangen. **Frankreich ist der erste und eigentliche Urheber dieses Weltbrandes.** Ohne sein fortgesetztes Hetzen und seine stete Bereitwilligkeit, sich jedem Feinde Deutschlands helfend an die Seite zu stellen, hätten weder Rußland noch England den Kampf gegen uns gewagt. Nie wird ein freundschaftliches oder auch nur erträgliches Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich möglich sein.

Die Franzosen sind ein Mischvolk. Den stärksten Anteil an der Mischung hat das keltische und das germanische Blut. Am Beispiel seines eigenen Volkes kam der Urheber der Rassentheorie, Graf Gobineau (1816—1882), zu der Ansicht, daß es keine moderne Zivilisation ohne germanisches Element gebe. Unmittelbar nach Cäsars Eroberung verfiel Gallien der Romanisierung. Damit war ein äußerliches Einheitsband um die Völker und Stämme des Landes geschlungen. Allein zu einer völlig homogenen Blutmischung gelangte die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit nicht. Noch heute stellt das sogenannte französische Volk ein Blutchaos dar, das sich nicht nur in den Verschiedenheiten der Sprache, sondern auch und vornehmlich in dem Wirrwarr offenbart, den die französische Volksseele im Laufe der Zeit immer wieder gezeigt hat. Die Unterschiede zwischen Nord- und Südfranzosen sind so groß, daß sie jedem Reisenden auffallen. Aber selbst zwischen den Bewohnern benachbarter Landesteile gibt es große Verschiedenheiten der intellektuellen Veranlagung, der Lebensauffassung, des Fühlens, des Temperaments und Charakters. Eine unüberbrückte Kluft gähnt zwischen den Bewohnern der größeren Städte und dem Landvolk. Von letzterem berichtete Gobineau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß es sich weigere, lesen und schreiben zu lernen, und einen unbesiegbaren Widerwillen gegen die Kultur hege. Er gab an, daß von 31 Millionen Franzosen 11 Millionen im Sinne moderner Kultur wirkten, während 20 Millionen dazu weder Lust noch Fähigkeit besäßen. Dies Zahlenverhältnis mag sich im Laufe der nachfolgenden Jahrzehnte geändert haben; aber der Prozentsatz der Analphabeten im französischen Heere ist auch jetzt noch auffallend groß. Er betrug 1913 nicht weniger als 3%, während er zu gleicher Zeit in Deutschland nur 0,04% betrug. Sicher ist, daß das französische Landvolk auch heute noch keinen bedeutenden selbständigen Einfluß auf Kultur und Politik ausübt. Paris hat man mit gutem Grunde den Kopf Frankreichs genannt. Von der Hauptstadt ist alles ausgegangen, was in den letzten Jahrhunderten für die Entwicklung und das Geschick Frankreichs bestimmend gewesen ist. Die anderen französischen Großstädte eiferten Paris nach. Die Pariser, die Bevölkerung der anderen Großstädte und ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz des Landvolkes bilden das französische Volk im engeren Sinne, das für Kulturentwicklung und Politik maßgebend gewesen ist.

Der Sozialist Proudhon (1809—1865) nannte die Franzosen un peuple femme. Auch Bismarck bezeichnete sie als eine weibliche Nation. Gobineau unterschied zwischen männlichen und weiblichen Völkern und suchte deren Merkmale festzustellen. Das Hauptkennzeichen der männlichen Völker ist die Richtung auf das Nützliche. Der materielle Trieb, getragen von Kraft und Kraftbewußtsein, waltet vor. Verbunden damit sind kluges Erwägen und Voraussicht, rastlose Arbeit und entschlossenes Handeln. Ordnung ist ein unentbehrliches Lebenselement. Die weiblichen Völker dagegen haben eine ausgesprochene Neigung für das Übersinnliche, für Romantik und Schwärmerei. Sie sind kampflustig und tapfer. Äußerer Schein und geistige Faktoren können den materiellen Trieb, der natürlich auch bei ihnen vorhanden ist, zeitweilig zurückdrängen. Die Franzosen im engeren Sinne zeigen nicht nur diese Grundeigenheiten, sondern besitzen von Natur und durch geschichtliche Entwicklung noch andere, sehr scharf ausgeprägte Eigenschaften. Vorwiegend sanguinischen oder cholerischen Temperaments, sind sie lebhaft, übermütig, oberflächlich, prahlerisch, wenig ausdauernd, schnell wechselnd in Neigungen, Meinungen und Stimmungen. Die Ordnung ist ihnen nicht unentbehrlich, weswegen wir nicht selten Schmutz und ungeregelte Lebensführung bei ihnen finden. Die Neigung zur Unordnung und Regellosigkeit tritt auch in ihrem politischen Leben hervor. Ein gewisses Streben nach Ritterlichkeit ist nicht zu verkennen. Häufig ist es nur auf äußeren Eindruck berechnet. Noch häufiger wird es durch Haß und Grausamkeit unmöglich gemacht. Deutsche, die in Frankreich ansässig waren, gefangene deutsche Ärzte, Pfleger, Krankenschwestern, Offiziere und Soldaten haben das in diesem Kriege am eigenen Leibe erfahren müssen. Eine Unzahl von Beispielen französischer Unritterlichkeit und Barbarei ist glaubwürdig bezeugt. Ein französischer Arzt verstieg sich sogar zu der Roheit, einen deutschen Offizier mit den Worten zu ohrfeigen: „Das ist für die Beschießung der Kathedrale von Reims!“ — Entsprechend ihrer übermäßigen Wertschätzung des Scheins sind die Franzosen sehr empfänglich für die großartige Pose und schöne Geste. Ihr Verstand ist scharf, und ihre rednerische Veranlagung tritt stark hervor. In Gallien bestanden schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. zahlreiche römische Rednerschulen. Auch die heutigen Franzosen sind weit mehr ein Volk der großen Worte als der Tat. Leicht erliegt die Menge dem Wortrausch. Unter den Völkern des europäischen Festlandes sind die Franzosen zuerst zu gesteigertem politischen Bewußtsein erwacht und haben eine neue Epoche des Rechts und der Staatenverfassung heraufgeführt. Ihr nationaler Größenwahn setzte unter dem Sonnenkönig kräftigere Keime an, wuchs durch die große Revolution und entfaltete sich völlig nach den Erfolgen, die das Volk unter der Führung Napoleons I. errang. Seitdem hat es sich stets selbst die „grande nation“ genannt und ist von leidenschaftlichem Verlangen nach „gloire“ beseelt gewesen. In jeder Hinsicht fühlte es sich allen anderen Völkern überlegen, namentlich hielt es sich für vornehmer und ritterlicher.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Deutsche Artillerie passiert das brennende Passchendaele bei Ypern.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gezeichnet von Professor Hugo Ungewitter.

Der weibliche Volkscharakter hat die ganze französische Geschichte bestimmend beeinflußt. Die Lage ihres Landes bot den Franzosen von vornherein, was andere Völker oft erst in blutigen Kriegen erringen müssen: den Zugang zum Meere. Wären sie männlichen Charakters gewesen, so hätten sie sich leicht zum ersten seefahrenden Volk Europas entwickeln können. Den Engländern gegenüber hätten sie den Vorteil eines großen, an Fruchtbarkeit und Bodenschätzen reichen Landes gehabt. Sie gingen den Weg nicht, den ihnen Lage und Natur ihres Landes vorzeichneten, sondern wandten ihre Kraft hauptsächlich nach Osten und wurden uns zum Erbfeind. Das weltgeschichtliche Geschehen aber rollt von Morgen nach Abend. Diesem Grundsatz haben die Franzosen andauernd zuwidergehandelt. Das sogenannte Mittelland, das alte Lotharingien von den Quellen der Maas und Mosel bis an die Nordsee, ist immer von neuem der Schauplatz des Ringens zwischen Deutschen und Franzosen gewesen. Der Gegenstand der Kämpfe war nicht nur das Land, sondern auch die alte Rheinstraße, deren Besitz vor Erfindung der Eisenbahnen und der gewaltigen technischen Mittel des modernen Krieges die wirtschaftliche und strategische Vorherrschaft in Mitteleuropa bedeutete. Die Franzosen hielten auch nach der napoleonischen Zeit daran fest, daß der Rhein ihnen gehören müsse.

Die Franzosen sind stets sehr stolz gewesen auf die Erfolge der großen Revolution. In jener blutigen Verkündigung der „Menschenrechte“ stecken jedoch die Wurzeln des großen Verderbens, in das die Nation gefallen ist. Schon **1861** führte Heinrich v. Treitschke in seiner berühmten Abhandlung über „Die Freiheit“ aus, daß man in Frankreich immer nur die Gleichheit, nie aber die Freiheit gekannt habe. Jedoch erst nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs hat die Republik den vollen Beweis geliefert, daß es keinen gefährlicheren Feind der Freiheit gibt als die falsch verstandene Gleichheit. Jedem Bürger, einerlei, ob er zu selbständigem politischen Urteil fähig war oder nicht, wurde der Gedanke eingeimpft, daß er die Geschicke seines glorreichen Volkes mitzubestimmen habe. Darum konnten die lächerlichsten Persönlichkeiten eine große Rolle spielen, wenn sie es nur verstanden, der Eitelkeit des Bürgers zu schmeicheln und den nationalen Ehrgeiz aufzustacheln. Daß ein Volk von solcher Veranlagung und geschichtlicher Entwicklung dem Revanchegedanken ganz anheimfallen konnte, ist verständlich. Das verlorene Land und die verlorene Waffenehre wiederzugewinnen, wurde Hauptstrebensziel. Die Hetzer, die in der Boulevardpresse und in Versammlungen das große Wort führten, fachten das Rachegelüst immer stärker an. Wie hypnotisiert starrte das Volk auf das „Loch in den Vogesen“. Der Revanchegedanke erlangte solche Überwertigkeit, daß er die Grundlagen des politischen Urteilens und Fühlens völlig verschob. Das Volk wurde buchstäblich „verrückt“. Die breiten Volksschichten wurden außerdem noch dadurch in Furcht versetzt, daß man ihnen einredete, Deutschland rüste nur, um bei guter Gelegenheit über Frankreich herzufallen. Kein Gefühl der Gerechtigkeit gegen uns konnte mehr aufkommen. Der internationale Anstand und die politische Würde gerieten ins Wanken. Die französische Volksseele wurde so stark pathologisch, daß kein Mann von politischer Bedeutung es wagen durfte, eine Mahnung zu freundlicherem Verhalten gegen Deutschland auszusprechen. Noch weniger durfte einer den Verlust Elsaß-Lothringens als endgültig anerkennen. Selbst Jaurès wagte das nicht bedingungslos. Er hoffte nur, dadurch den Krieg vermieden zu sehen, daß die gutmütigen deutschen Genossen für freiwillige Rückgabe der Reichslande sorgen würden. Die Franzosen warfen sich jedem an den Hals, von dem sie hofften, er könne und werde ihre Rachepläne unterstützen. Ein Freudentaumel brach aus, als es nach längerem Werben gelungen war, die russische Bundesgenossenschaft zu erlangen. Das französische Volk hatte kein Gefühl mehr für das Unwürdige, Entehrende dieses Bündnisses. Die Republik, deren geistige Väter als Verkündiger der Menschenrechte aufgetreten waren, im Rachebündnis mit dem Zarismus, der keine Menschenrechte anerkennt! Die Selbstbesinnung kam auch dann nicht, als die Russen das Bündnis ebenso klug wie rücksichtslos ausnutzten und die Gelder der französischen Kapitalisten und Sparer in ihre Reichskassen leiteten. Im Gegenteil: die Franzosen fühlten sich durch die Ansprüche ihres Verbündeten geehrt und ließen sich ihre Freundschaft ein gutes Stück Geld kosten. Nach und nach begaben sie russische Anleihen im Werte von fast 20 Milliarden. Schließlich litt die französische Industrie unter diesem Goldabfluß. Die Leidenschaft verleitet nur allzu leicht zur Torheit. Die Franzosen handelten heillos dumm. Hätten sie jetzt ihrem Verbündeten nicht kriegerischen Beistand leisten wollen, so wäre ihr Geld von vornherein als verloren zu betrachten gewesen. Die an Rußland verborgte Riesensumme ließ ihnen keine Wahl mehr, obwohl sich die Kriegsfurcht unmittelbar vor der Entscheidung in förmlichen Hilferufen an unsern Kaiser zeigte. Sehr bezeichnend für die Lage und den französischen Charakter war der Rat, den politische und Finanzblätter den Russen gaben: die 20 Milliarden sich von Deutschland zu holen und damit ihre Schuld an Frankreich zu bezahlen! Dazu tat sich die gallische Grausamkeit gütlich an dem Gedanken, daß die zarischen Millionenheere Deutschland „dampfwalzenartig“ zerdrücken würden.



Begrüßung der aus England infolge Austausches zurückgekehrten deutschen Schwerverwundeten durch die Tochter unseres Kaisers, Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg, in Lüttich am 1. Juli.
(Phot. Aug. Klauke Iserlohn.)



Goethes „Iphigenie auf Tauris“ vor deutschen Soldaten und Verwundeten auf der Freilichtbühne in Namur am 4. Juli.

Die Freilichtbühne in Namur befindet sich hoch über der Stadt auf der Zitadelle. Die Leitung der Aufführung lag in den Händen des Majors Joseph v. Lauff und des Hauptmanns Grafen Pocci. Die Darsteller gehörten der Königlichen Hofbühne in Wiesbaden an und waren zu diesem Zweck nach Namur gekommen. Der Ertrag der Vorstellung floß dem Wohltätigkeitsfonds des Gouvernements zu.

Abgesehen von Elsaß-Lothringen, gab es zwischen Deutschland und Frankreich keinen Streitpunkt. Wir hatten nichts gegen die Franzosen, sondern hätten sie gern in unser Bündnis mit der Donaumonarchie hineingenommen. Das wäre der Friede Europas für absehbare Zukunft gewesen. Schon Bismarck versuchte, einer solchen Entwicklung vorzuarbeiten, indem er die kolonialen Bestrebungen Frankreichs unterstützte. Unser Kaiser hat dem Lande und einzelnen Franzosen bei sich bietender Gelegenheit Aufmerksamkeiten erwiesen. Wiederholt gab Deutschland politischen Wünschen Frankreichs nach. Alles vergeblich! Haß und Frechheit der Franzosen wuchsen. Schuljugend und Soldaten wurden planmäßig auf den Rachekrieg hin erzogen. Je mehr die französische Presse uns herabsetzte, desto höher stiegen Selbstgefälligkeit und Größenwahn der Franzosen. Wir selbst steigerten den französischen Größenwahn, indem wir Moden und Sitten des Feindes aufnahmen und uns eifrig mit seiner Sprache und Literatur beschäftigten.

Nie wird die Gesinnung der Franzosen gegen uns in ihr Gegenteil umschlagen. Dazu hat sich der Krankheitsprozeß zu lange und zu tief in die französische Volksseele eingefressen. Stets werden dort politische Industrieritter zu Lenkern der Volksgeschicke berufen werden. Immer wird sich dieses Volk jedem Feinde Deutschlands verbinden. Heute ist der Haß noch weit stärker als vor dem Kriege. Französische Offiziere und Soldaten, die von der Front kommen, dürfen es nicht wagen, Anerkennung für die deutschen Feinde auszusprechen. Die Stimme der Vernunft wird in Frankreich nicht mehr gehört. An diesem Volke vollzieht sich die Logik der Weltgeschichte als zerschmetternde Gerechtigkeit. Wir haben keinen Grund, angesichts der furchtbaren Tragödie Mitleid zu empfinden.



Von den schweren Kämpfen um die Loretto-Höhe: Das Kampffeld nördlich Arras von Givenchy bis Liévin am 16. Juni.

Nach einer Zeichnung des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hayek.

Kriegschronik.

2. Juni 1915.

Die Zuckerfabrik westlich Souchez, in die im Laufe des gestrigen Nachmittags die Franzosen eingedrungen waren, ist von uns wiedergenommen. Ein französischer, in den Abendstunden auf unsere Stellungen bei und südlich Neuville unternommener Angriff wurde abgeschlagen; nur ein kleines über die Straße Neuville-Ecurie vorspringendes Grabenstück ist vom Feinde besetzt. Zwei weitere Werke an der Nordfront der Festung Przemysl sind gestern erstürmt. Nach dem Siege bei Stryj drangen die verbündeten Truppen gestern in Richtung Medenice vor. Im Laufe des Monats Mai sind auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze 863 Offiziere, 268 869 Mann zu Gefangenen gemacht, 251 Geschütze und 576 Maschinengewehre erbeutet worden. Hiervon entfallen auf die dem Generaloberst v. Mackensen unterstellten verbündeten Truppen: 400 Offiziere, darunter 2 Generale, 152 254 Mann Gefangene, 160 Geschütze, darunter 28 schwere, und 403 Maschinengewehre. Einschließlich der auf dem östlichen Kriegsschauplatze gemachten Gefangenen beträgt demnach die Summe der im Monat Mai in die Hände der verbündeten Truppen gefallenen Russen etwa 1000 Offiziere und über 300 000 Mann.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz blieben alle Unternehmungen des Feindes ohne Erfolg.



Abwehr eines französischen Angriffs auf eine Sappe nördlich Beauséjour am 21. Februar 1915. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Wilhelm Buddenberg.

3. Juni 1915.

In der Gegend nördlich von Arras war die Kampftätigkeit auf der Front Souchez-Neuville und südlich wieder sehr lebhaft. Die Franzosen setzten dort nachmittags und in der Nacht mehrfach zu größeren Angriffen an, die an einzelnen Stellen zu erbitterten Nahkämpfen führten. Überall erlitten die Franzosen die schwersten Verluste, ohne irgendwelche Vorteile zu erringen. Um den Besitz der Zuckerfabrik bei Souchez wird noch dauernd gekämpft. Die Festung Przemysl ist heute früh genommen. Deutsche Truppen erstürmten nachts die russischen Stellungen der Nordfront von Przemysl und drangen heute um 3 Uhr 30 Min. vormittags von Norden her in die Stadt ein. Von Westen und Süden ist das österreichisch-ungarische X. Korps eingedrungen. Die Armee des Generals v. Linsingen dringt in Richtung auf Zydaczow, nordöstlich von Stryj, vor und kämpft um den Dnjestr-Abschnitt westlich Mikolajow. Die Beute der Schlacht bei Stryj ist auf 60 Offiziere, 12175 Mann Gefangene, 14 Geschütze und 35 Maschinengewehre gestiegen.

4. Juni 1915.

Schloß und Ort Hooge (östlich Ypern) sind bis auf wenige Häuser am Westrande von uns gestürmt. Englische Gegenangriffe wurden blutig abgewiesen. Östlich Givenchy gelang es gestern abend englischen Truppen in unsere Stellung einzudringen, ein Gegenangriff warf den Feind unter schweren Verlusten wieder hinaus. Drei englische Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Die Stellung ist lückenlos in unserem Besitz. Die Zuckerfabrik Souchez ist nach hin- und herwogendem Kampf von uns besetzt. Ein starker feindlicher Angriff auf unsere Gräben bei und nördlich Neuville brach im Artilleriefeuer zusammen. Im Priesterwalde ist es uns gelungen, den größten Teil der verlorenen Gräben wiederzugewinnen. 22 km östlich von Przemysl stürmten deutsche Truppen unter General von der Marwitz die Höhen beiderseits Myslatycze. Im Laufe des Tages wurde Przemysl vom Feinde gesäubert, der in östlicher Richtung zurückging und auf den Höhen südwestlich Medyka Widerstand zu leisten versucht. Der Armee Boehm-Ermolli ist es gelungen, von Süden her die russische Verteidigungsstellung zu durchbrechen und in der Richtung auf Mosciska vorzustoßen. Auch der Angriff der Armee Linsingen hatte neuen Erfolg. Die Russen sind seit heute früh vor dieser Armee in vollem Rückzuge.

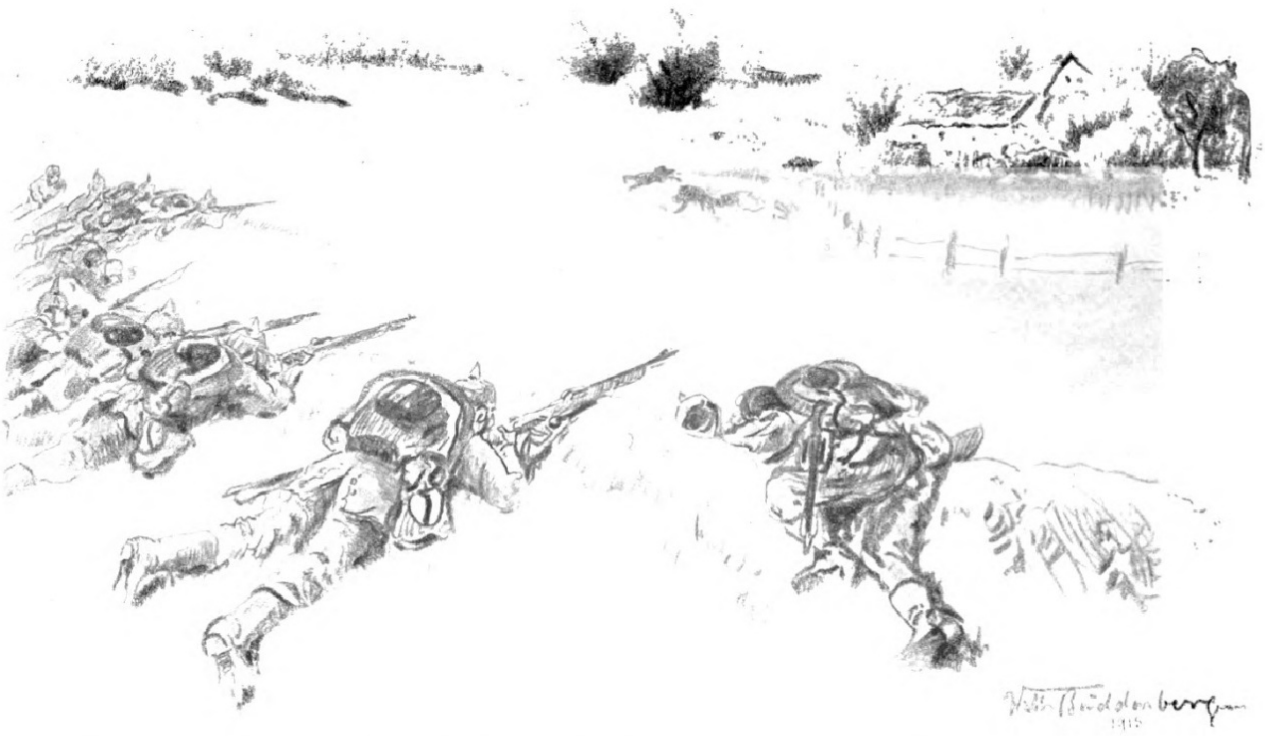
5. Juni 1915.

Um die Reste der Zuckerfabrik bei Souchez wird weiter gekämpft; zurzeit ist sie wieder im Besitz der Franzosen. Im Anschluß an die gestern bei Rawdijany und Sawdyniki abgeschlagenen russischen Angriffe stießen unsere Truppen vor, warfen den Gegner, der den Brückenkopf Sawdyniki räumte, und machten 1970 Gefangene. Östlich Przemysl befinden sich die Truppen des Generals von der Marwitz im Verein mit österreichisch-ungarischen Kräften im Vorgehen in Richtung Mosciska. Die Armee des Generals v. Linsingen hat den Feind auf Kalusz und Zurawno (am Dnjestr) zurückgeworfen. Die Kämpfe am Pruth dauern fort. Der Gegner griff hier an mehreren Stellen heftig an, wurde aber an den Fluß zurückgeworfen. Am 4. Juni hat ein deutsches Unterseeboot einen russischen Minenkreuzer



Mißglückter französischer Angriff auf die Höhe 196 nördlich Le Mesnil. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Wilhelm Buddenberg.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Aus den Kämpfen in der Champagne.

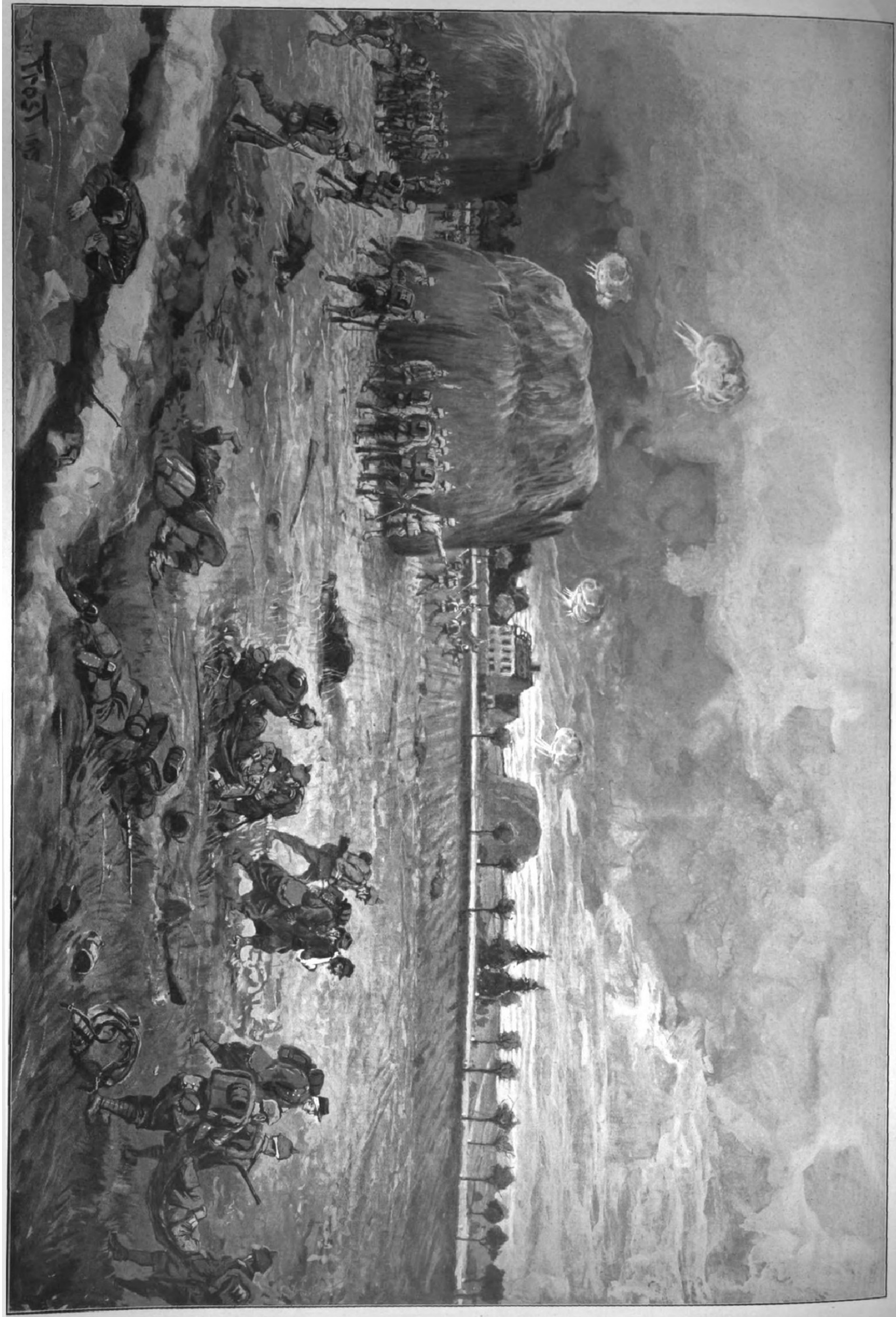


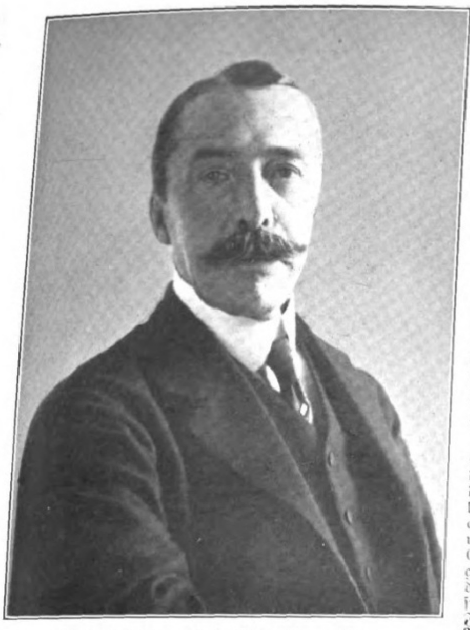
Aus der Schlacht bei Neufchâteau am 23. August 1914: Bei Houdremont nahe Dinant. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Wilhelm Buddenberg.



Eine Kompagnie eines Reserve-Infanterieregiments verteidigt am 20. Dezember 1914 während der Winterschlacht in der Champagne ihren Schützengraben auf Höhe 196 gegen die mit großer Übermacht angreifenden Franzosen. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Wilhelm Buddenberg.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Aus den Kämpfen in Südbelgien und in der Champagne.





Ernst Fürst zu Hohenlohe-Langenburg,

der den infolge seiner Erkrankung auf mehrere Wochen beurlaubten deutschen Botschafter in Konstantinopel, Freiherrn v. Wangenheim, vertreten wird. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Talaat-Bei,

türkischer Minister des Innern, einer der Organisatoren der neuen Türkei. (Phot. Sébah & Joaillier, Konstantinopel.)

der „Amur“-Klasse bei Baltisch-Port versenkt. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni führten unsere Marineluftschiffe Angriffe gegen die befestigte Humbermündung und den Flottenstützpunkt Harwich aus. Die Hafenanlagen von Harwich wurden ausgiebig und mit gutem Erfolge mit Bomben belegt. Zahlreiche starke Brände und Explosionen wurden beobachtet. Unsere Luftschiffe sind wohlbehalten zurückgekehrt.

Vom 18. Februar bis 18. Mai sind durch unsere Unterseeboote 111 feindliche Schiffe mit 233049 Tonnen Gehalt vernichtet worden.“

6. Juni 1915.

Angriffe gegen unsere Stellung am Ostabhang der Loretto-Höhe wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Nur um wenige vorspringende Grabenstücke wird noch gekämpft. Die Reste der Zuckerfabrik Souchez sind noch im Besitz der Franzosen. Im Dorfe Neuville gingen zwei Häusergruppen verloren. Unsere Offensive in Gegend Sawdyniki gewann nach Osten weiter Boden. Weiter südlich bei Ugiany wurde der Angriff einer russischen Division abgewiesen. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen haben östlich Przemysl den Feind bis in die Gegend nordwestlich und südwestlich von Mosciska zurückgeworfen. Die Armee des Generals v. Linsingen hat den feindlichen Brückenkopf bei Zurawno gestürmt und ist im Begriff, den Dnjestr-Übergang bei diesem Ort zu erkämpfen. In den Gefechten am Krn hatten die Italiener erhebliche Verluste. Auch ein Versuch des Gegners, bei Sagrado den Isonzo zu überschreiten, wurde blutig abgewiesen.

Nach vier eidlichen Aussagen deutscher Reservisten hat die „Lusitania“ versteckte Geschütze geführt.

7. Juni 1915.

Am Osthange der Loretto-Höhe erneuerten die Franzosen in den Nachmittags- und Abendstunden ihre Angriffe, die in unserem Feuer völlig zusammenbrachen. Weitere Angriffsversuche in der Nacht wurden im Keime erstickt. Ein breiter französischer Angriff nordwestlich Moulin-sous-Touvent (nordwestlich von Soissons) wurde größtenteils sofort abgewiesen; nur an einer Stelle erreichte er unsere vordersten Gräben, um die noch gekämpft wird. Unsere Stellung bei Vauquois (südöstlich von Varennes) wurde gestern abend angegriffen. Mit schweren Verlusten flutete der Feind in seine Gräben zurück. Nördlich Kurschany erzwang unsere Kavallerie den Übergang über die Windau und stieß in südöstlicher Richtung vor. Südöstlich Kurtowiany und in der Gegend östlich Sawdyniki machte unsere Offensive gute Fortschritte. Bei den Kämpfen um Przemysl wurden 33808 Gefangene gemacht. Östlich Przemysl warfen die verbündeten Truppen den Feind nordwestlich Mosciska auf die Wysznia zurück. Teile der Armee des Generals v. Linsingen haben bei Zurawno den Dnjestr überschritten und die Höhen auf dem nordöstlichen Ufer erstürmt. In der Nacht vom 6. zum 7. Juni führten unsere Marineluftschiffe erfolgreiche Angriffe gegen die Docks von Kingston und Grimsby am Humber aus. Sie kehrten trotz starker Beschießung unbeschädigt zurück.

8. Juni 1915.

Am Osthange der Loretto-Höhe scheiterte ein feindlicher Angriff gänzlich. Der Angriff nordwestlich von Soissons, bei Moulin-sous-Touvent, ist durch unseren Gegenangriff zum Stehen gebracht. Bei Ville-au-Bois, nordwestlich von Berry-au-Bac, erlitt der Feind bei einem erfolglosen Versuch, seine im Mai verlorene Stellung zurückzuerobern, starke Verluste. Auf den Höhen bei Nowoszyn, nordöstlich von Zurawno, haben die Truppen des Generals v. Linsingen den Feind erneut geschlagen.

Das italienische Luftschiff „Citta di Ferrara“ wurde auf der Rückfahrt von Fiume heute früh 6 Uhr von dem österreichisch-ungarischen Marineflugzeug „L 48“ (Führer Linienschiffsleutnant Glasing, Beobachter Seekadett v. Fritsch) südwestlich Lussin in Brand geschossen und vernichtet. 2 Offiziere, 5 Mann der Besatzung gefangengenommen. Das österreichisch-ungarische Marineflugzeug „L 47“ (Führer Fregattenleutnant Banfield, Beobachter Seekadett v. Strobel) hat heute morgen Venedig, und zwar die Ballonhalle, Murano, Campalto sowie feindliche Zerstörer erfolgreich mit Bomben belegt und einige Brände erzeugt.

Das rumänische Ministerium hat beschlossen, weiter neutral zu bleiben, da das Angebot Rußlands unannehmbar sei. — Staatssekretär Bryan hat nach einer Reutermeldung sein Amt niedergelegt.

9. Juni 1915.

Am Osthange der Loretto-Höhe zum Angriff ansetzende feindliche Kräfte wurden gestern nachmittag durch unser Feuer vertrieben. Am Südosthange derselben Höhe scheiterte ein feindlicher Angriff. Im Priesterwalde wurde ein feindlicher Angriff blutig zurückgewiesen, nur um ein kleines Stück unseres vordersten Grabens wird noch gekämpft. Auf dem östlichen Windauufer wurde Kubyli nordöstlich Kurschany genommen. An der Dubissa wurde der feindliche Nordflügel durch umfassenden Angriff in südöstlicher Richtung geworfen. Unsere vorderste Linie erreichte die Straße Betigola-Ilgise. Südlich des Niemen traten die Russen nach hartnäckigen Kämpfen bei Dembowa, Ruda und Kozliszki den Rückzug auf Kowno an. Südlich des Dnjestr verloren die Russen neuerdings an Boden. Unter vielfachen Verfolgungskämpfen siegreich vordringend, erreichten die Verbündeten gestern nördlich Kolomea die Linie Kulaczkowce-Korszow, gewannen die Höhen von Ottynia, nahmen abends Stanislau in Besitz und drangen weiter gegen Halicz vor. Der erste größere Angriff italienischer Truppen in der Stärke einer Infanteriedivision, gegen den Görzer Brückenkopf angesetzt, wurde unter schweren Verlusten der Italiener abgeschlagen. Das gleiche Geschick ereilte feindliche Angriffsversuche bei Gradisca und Monfalcone. An der serbischen Grenze fanden da und dort Plänkeleien und auch Artilleriekämpfe ohne Bedeutung statt. Bei Korlito wurde eine montenegrinische Bande in österreichisch-ungarischen Uniformen zersprengt.

10. Juni 1915.

Westlich von Souchez, in der Nähe der Zuckerfabrik, erlangten die Franzosen kleine Vorteile. Feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich von Neuville brachen zusammen. Im Grabenkampf südlich von Neuville behielten wir die Oberhand. Ein feindlicher Vorstoß südöstlich von Hebuterne scheiterte. In der Champagne setzten wir uns nach erfolgreichen Sprengungen in Gegend Souain und nördlich von Hurlus in Besitz mehrerer feindlicher Gräben. Gleichzeitig wurden nördlich von Le Mesnil die französischen Stellungen in Breite von 200 m erstürmt und gegen nächtliche Gegenangriffe behauptet. Südwestlich Szawle setzten die Russen gestern unserem Vorgehen lebhaften Widerstand entgegen. Es wurden nur kleinere Fortschritte gemacht. Gegen unsere Umfassungsbewegung östlich der Dubissa setzte der Gegner aus nordöstlicher Richtung Verstärkungen an. Vor dieser Bedrohung wurde unser Flügel in die Linie Betygola-Zoginie zurückgenommen. Aus der Gegend von Mikolajow-Rohatyn (südlich und südöstlich von Lemberg) sind neue russische Kräfte nach Süden vorgegangen. Ihr Angriff wird von Teilen der Armee des Generals v. Linsingen in Linie Ottynia (nordöstlich Drohobycz)-Dnjestr-Abschnitt bei Zurawno abgewehrt. Die Armee Pflanzer-Baltin gewinnt weiter Raum nach Norden. Ihre Angriffskolonnen sind unter fortwährenden Kämpfen bis Obertyn und bis auf die Höhen südlich Horodenka vorgedrungen. Dem erfolgreichen Vorgehen der auf galizischem Boden fechtenden Teile der Armee hat sich nun noch eine Gruppe in der Bukowina angeschlossen, die gestern den Pruth überschritt und starke russische Angriffe südwestlich Kotzmann zurückwarf. An der Isonzo-Front wurden neuerliche Übergangsversuche des Feindes bei Plava, Gradisca und Sagrado abgewiesen. Ein feindlicher Angriff im Tonale-Gebiet scheiterte. Ein österreichisch-ungarisches Fliegergeschwader belegte gestern früh das Arsenal und das Pyrotechnische Institut von Kragujevac (Serbien) erfolgreich mit Bomben. Zwei Brände wurden konstatiert. Die Flieger sind wohlbehalten zurückgekehrt. Das österreichisch-ungarische Unterseeboot 4 (Kommandant Linienschiffsleutnant Singule) hat am 9. d. M., vormittags, 30 Meilen westlich von San Giovanni di Medua einen englischen Kreuzer, Typ „Liverpool“, der von 6 Zerstörern geschützt fuhr, torpediert und versenkt.

(Fortsetzung der Kriegschronik siehe Seite 87).



Zur Wiederherstellung des Sultans Muhammed V. El Ghazi, Kaisers der Osmanen: Professor Dr. Israel aus Berlin mit den türkischen Ärzten, die ihn bei der am 24. Juni mit vollem Erfolg vorgenommenen Blasenstein-Operation des Sultans unterstützten:

1. Dr. Orkhan-Bei. 2. Hakri-Pascha, Erster Leibarzt des Sultans. 3. Professor Dr. Israel. 4. Nouman-Pascha 5. Sabit-Bei, Erster Garderobenverwalter des Sultans. 6. Dr. Hadji Haki-Bei.

Nach einer im Jildis-Palast nach der Operation gemachten Aufnahme der Hofphotographen A. Samandji & Gulmez Frères, Pera.



Aus der neutralen Schweiz: Grenzwacht in den Schweizer Bergen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Militärmaler J. C. Kaufmann, Luzern.

Der Schlosser von Talham.

Kriegsanekdote von Georg Hirschfeld.

Pater Maurice ging noch einmal durch seine Kirche. Wie leer und unfestlich war es nun darin! Alle wertvollen Stiftungen waren im Kellergewölbe verschwunden. Kein silbernes Meßgerät, keine vergoldete Monstranz, keine bestickte Seidenfahne war mehr zu sehen. Nur die Bilder hingen noch an den getünchten Wänden — wenn auch einige durch ihr Alter Wert hatten, die Barbaren würden sie hängen lassen, die verstanden nichts davon. Aber es sollte auch zu keinem Bilderraub kommen. Dafür hatte der Plan des Pater Maurice gesorgt. Es war ein guter Plan, ein teuflischer Plan, hätte der Pater fast gedacht, wenn er nicht in seiner Kirche zur Ausführung hätte kommen sollen und durch die Kirche geheiligt worden wäre. Um den Preis des Gelingens durfte die Verunstaltung stattfinden. Übrigens leuchteten die Pfeifen der Orgel wie sonst; Pater Maurice sandte ein Lächeln boshafter Befriedigung hinauf.

Seufzend wandte er sich dann zur Statue des heiligen Hilarius. Die stand auch noch fest auf den Altarstufen. Der Pater sank in die Knie, und ein Stoßgebet kam aus seiner Seele: „Oh, Saint Hilair! Laß es gelingen! Laß uns Vergeltung üben, Rache an den Barbaren! Gib unserer bescheidenen, frommen Gemeinde, die dich immer verehrt hat, diesen Ruhm vor ganz Frankreich!"

Der Pater hörte ein Geräusch hinter sich und fuhr auf. Da sah er den Maire stehen und seine Vertrauten, drei angesehene Ackerbürger. „Nun? Ist alles bereit?" fragte er, wieder ganz in das Weltliche zurückgekehrt. — „Ja, mein Vater. Die Barbaren befinden sich noch im Walde. Zwei mutige Schulbuben, die sich im Gebüsch versteckt hielten, haben es mir berichtet." — „Wie viele sind es?" — „Das weiß man leider nicht, da die Buben davongelaufen sind, als sie die schweren Stiefel der Barbaren hörten. Aber unser Plan oder vielmehr Ihr Plan, ehrwürdiger Vater, ist so ausgezeichnet, daß es uns gleichgültig sein kann, wie viele kommen. Ich denke, wir schließen uns jetzt ein, damit alles still ist, wenn die Barbaren auf den Acker hinaustreten und unser Städtchen erblicken." — Der Pater nickte. „Ja, Herr Maire. Aber das Städtchen muß nicht nur still sein, sondern auch verlassen, gänzlich ausgestorben. Auch das Vieh muß eingesperrt werden — kein Hund darf bellen, kein Hahn darf krähen. Nur dann werden die Barbaren arglos einziehen. Sie werden unsern Ort für ebenso verlassen halten wie die Nachbarn hinter dem Walde; daß wir nicht so feige sind, unser Hab und Gut im Stich zu lassen, werden sie nicht vermuten, diese Tölpel." — „Ganz richtig, mein Vater. Und dann?" — „Wenn wir sie erst im Ort haben, geht alles gut. Sie werden durch die Gassen marschieren und müssen an der Kirche vorbei. Wenn wir sie hören —" — „Könnten wir sie nicht auch weiterziehen lassen?" unterbrach ihn ein alter Bürger, der mit dem Pater nicht gut stand. „Sie werden eine verlassene Ortschaft einfach ignorieren." — „Meinen Sie, Herr Barthélemy?" fragte der Pater heftig. „Einfach ignorieren und weiter in unser schönes Frankreich hineintrampeln lassen?! Das nenne ich patriotisch gesprochen! Aber dem Himmel sei Dank, Sie stehen mit dieser Ansicht allein! Außerdem würden die Barbaren uns nicht ignorieren, sondern alles rauben, was in den ‚verlassenen' Häusern zu finden ist!"

Der Alte schwieg. Die anderen sahen ihn unwillig an. Dann fragte der Maire: „Sie wurden unterbrochen, mein Vater. Was soll geschehen, wenn alle in der Kirche sind und die Barbaren kommen? — „Dann schleiche ich mich zur Orgel und beginne einen Choral. Ihr könnt dazu singen. Das soll anfangen, sobald die Deutschen sich der Kirche nähern. Sie werden gänzlich überrascht sein, daß sie uns finden und in solcher ahnungslosen Friedlichkeit. Wenn sie nämlich, ohne uns zu hören, die Kirche öffneten, würden sie kaltblütig ihre Gewehre auf uns richten." — „Das glaube ich nicht", sagte der alte Bürger. — „Schweigen Sie endlich, Herr Barthélemy! Jetzt habe ich zu sprechen und kein anderer! Hier liegt der Kernpunkt meines Planes! Die Barbaren werden sentimental werden, wenn sie Gesang und Orgel hören! Das ist immer so bei ihnen! Sie werden wie Kinder sein, stehen bleiben und zaghaft das Hauptportal öffnen! In diesem Augenblick öffnen wir die Sakristeipforte und fallen ihnen in die Flanke! Haben alle Männer Gewehre?" — „Alle, mein Vater!" — „Gut! Ich gehe voraus! Ich fürchte mich nicht! Aber ihr müßt auf Tod und Leben meinen Befehlen gehorchen! Frauen und Kinder bleiben hinter euch! Auch die Greise natürlich! Die können mit Stöcken und Steinen helfen!"

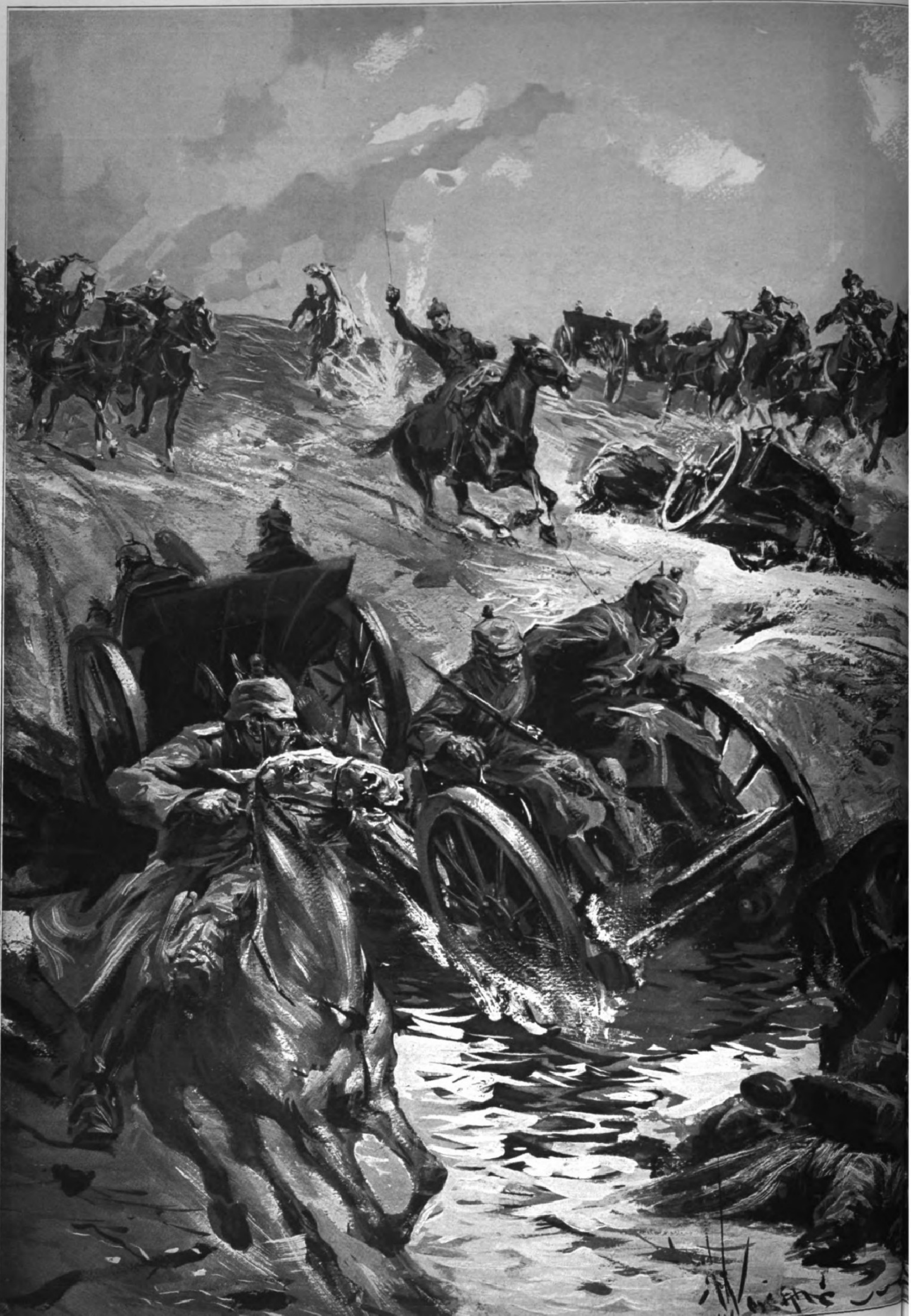
Pater Maurice bannte die Männer. Kopfschüttelnd blieb auch der Alte in der Kirche, obwohl sie für sein Gefühl entweiht war. Dann wurde der Plan des Paters ausgeführt. Eilig und schweigsam zogen alle Menschenwesen, die der Ort enthielt, in das Gotteshaus. Es waren nicht allzu viele, doch die Kirche wurde gepfercht. Frauen und Kinder schleppten Stöcke, Mistgabeln und Dreschflegel. Jeder Greis hatte einen granitenen Pflasterstein. Aber das alles blieb in der Nachhut. Seine „Garde" stellte Pater Maurice in der Sakristei auf. Die Gewehre waren geladen. Kein Laut wurde vernehmbar. Man wartete, man freute sich schon auf die große Tat . . .

Aus dem Walde, der eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt den Höhenzug bedeckte, trat die bayrische Kolonne. Es waren ihrer wirklich nicht viele, aber lauter starke, wohlgelaunte Männer aus den deutschen Alpen. Der Schlosser von Talham führte sie, Korbinian König, ein herkulischer, aber gutmütiger und nachdenklicher Mann. Er war erst vor kurzem zum Feldwebel aufgerückt und leitete heute sein erstes Unternehmen. Viel war nicht dabei zu „holen" — das wußte Korbinian. In diesen Tälern waren seit dem Rückzug keine feindlichen Truppen mehr, und wo noch Einwohner in den Ortschaften waren, hatte stets eine friedliche Übergabe stattgefunden. Was hätte auch den armen Leuten der Widerstand genützt? Zeigten sie sich gutwillig, so hatten sie an den bayrischen Landwehrmännern milde Sieger. Die waren selbst schon so lange aus der Heimat fort — die hatten Verständnis für geplagte Bürger, ängstliche Weiber und Kinder. Außerdem hatte man von Franktireurstücken lange nichts mehr gehört.

Der Schlosser von Talham — unter diesem Namen war der starke Mann in der ganzen Brigade bekannt — ließ seine Feldgrauen haltmachen. Er richtete, bevor man in den Ort hinunterging, eine Ansprache an sie. „Also da schaut's her, Kinder! Da hama also Sankt-Hilair suss la Forett! Ob's akkrat aso heißt, kann ich euch net sag'n, aber dös is ja Wurscht! Da is halt der Ort, wo wir okkupier'n soll'n! Wann die Leut' net mehr drin sein — gut! Dann nehma, was wir brauch'n, und gehn weiter! Sein's aber noch drin — dann fordern wir's ruhig zur Übergabe auf und tun ihn' nix, verstand'n — na, ihr wißt's ja eh', wie wir's immer g'halt'n hab'n! Alsdann — vorwärts Marsch!"

Man marschierte heiter und ohne sonderliche Spannung hinunter. Hier war wirklich nichts von der grausigen Blutluft der Schlachtfelder, von denen man kam. Wie friedlich war doch dieser kleine französische Ort im Aprilsonnenschein, mit hellen Dächern und knospenden Obstbäumen! Erst als man sich den Häusern näherte, fiel es auf, daß der Friede ungewöhnlich war. So still waren selbst die verlassensten Ortschaften hinter dem Walde nicht gewesen. Man hörte wahrhaftig keinen Hund, keinen Hahn. Wie verzaubert lag das alte Nest . . .

In dem Schlosser von Talham regte sich ein Gefühl, von dem er nicht wußte, ob es Staunen oder Argwohn war. Jedenfalls wurde er sich seiner Herkuleskraft wieder bewußt und ließ nichts aus den scharfen, überbuschten Augen. Dann hallten die schweren Stiefel der Barbaren durch die Gassen. Nichts, wirklich nichts . . . Ausgestorben war der Ort. Die Bayern sahen trotzdem in bedrückter Erwartung ihrem Führer nach. War das ein Spuk oder ein Abenteuer? Redete es nicht um sie her mit bösen, zischenden Stimmen in der warmen, muffigen Luft?



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Auffahrende Artillerie unter feindlichem Feuer. Nach [illegible]



Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

„Hinter der Kirch'n requerier' ma", sagte der Schlosser von Talham. „Dann geh' ma weiter. Hier g'fallt's mir net." — Die Soldaten nickten, von ganzer Seele einverstanden.

Bald näherten sie sich der Kirche. Da geschah etwas Wunderbares und gänzlich Unerwartetes. In der tiefen Stille ertönte schön und voll, wie längst verklungener Heimatklang, eine Orgel. Das kam aus dem Gotteshaus. Gebannt und ohne den Befehl abzuwarten, blieb die Kolonne stehen. Die zweite Strophe wurde gar von einem Chor gesungen. Also das war die Lösung des Rätsels! Wer hätte das gedacht! In der Kirche steckten die Leute von Saint-Hilair sous la forêt!

„Was heißt 'n dös nacha?" flüsterte der Schlosser von Talham. „Ham's die wieder mit der Angst, der dummen, und sind da 'neing'schlupft? Oder ham's überhaupt ka Idee von uns und werden ganz narrisch vor Staunen sein, wann wir vor der Tür stehn? Schön singen's übrigens, und der Meßner spielt die Orgel recht gut." — Korbinian senkte den starken Kopf und lauschte. Jetzt zog ihn ein Traum zur Heimat hin. Er war bewegt, er fühlte ein Brudergefühl zu den ahnungslosen Franzosen. Etwas Ähnliches empfanden auch seine Leute. Die plötzliche, wundersame Feldandacht vor der Kirche wurde zwei Minuten lang durchgeführt. Dann fragte ein Unteroffizier: „Was tu' ma jetza?" — Der Feldwebel fuhr auf: „Ja, ja! . . . Wann's da drinnen san, da gehma halt 'nein!" — „Klopf'n aber zuvor mit'n Kolben an?" — „Na, na! . . . Net so grob! Mir brauch'n die Leut' doch net zu erschreck'n! . . . Dös san brave Leut! . . ." — Die Soldaten nickten, aber sie schauderten ein wenig. Dann verstummten Orgel und Gesang. Jetzt legte der Schlosser von Talham seine schwere Hand auf die Klinke des Hauptportals. Behutsam drückte er sie nieder. In demselben Augenblick wurde ein kaum beachtetes Pförtchen zu seiner Rechten aufgerissen. Jäh fuhren die Augen der Bayern dorthin. Zwanzig Gewehrläufe starrten ihnen entgegen. Die ganze Kirche schien von Bewaffneten angefüllt — keine Uniform zeigte sich, nur Bürger, Bürger. Allen voran aber, bleich und schwarz, wie Satan, stand ein Priester.

Erst namenloses Staunen — dann namenlose, bayrische Wut. „Also dös habt's ihr g'spüllt!" brüllte der Schlosser von Talham. „Dös Lied habt's ihr g'sung'n! Ihr Saubazi, ihr Malefizen elendigen in eurer schändlichen Kirch'! Jetzt sollt's ihr uns amal sing'n hör'n!"

Der Plan des Pater Maurice kam doch noch ins Stocken. Er hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit dem plötzlichen Anblick der Barbaren. Dieser fürchterliche, graue Riese mit der dröhnenden Berserkerstimme machte ihn zittern. Er konnte sein Gewehr nicht halten, er schlotterte und drückte nicht ab. Dem Maire und den Bürgern aber sollte er Mut geben. Sie standen mit ihren drohenden Büchsen und warteten auf etwas, das vom Himmel niederfallen sollte. — „Kommandierst kan Feuer, Schlosser?!" schrie jetzt der Sergeant, ganz gegen die Subordination. — Einen Augenblick schwieg noch der Feldwebel. Dann aber schwenkte er plötzlich den Kolben zuoberst, sein Gewehr und rief: „Ah, was! Die san unsere Kugeln net wert! Da spar' ma Munizion, Kinder! Wart's, ich hau's euch alle alleinig zammen!"

Der graue Riese schlug und boxte und stieß — er warf sich wie eine ungeheure Granate in die gepferchte Kirche. Schreiend purzelte alles durcheinander — Männer, Greise, Weiber, Kinder. Ernste Verletzungen gab es kaum — nur der Pater lag mit einem Kolbenschlag stöhnend an der Sakristeitür. „Schmeißt's die Waffen weg!" brüllte dann der Schlosser von Talham, steil aufgerichtet. Es geschah. Niemand behielt eine Wehr. „So! Und jetza tragt's die Waffen 'naus, Kinder — die nehma mit, und die Malefizen da sperr' ma ein! Dann können's aus die Fenster von ihre sauberne Kirch'n klettern! Gute Unterhaltung!"

Bald war es wieder ganz still in Saint-Hilair sous la forêt. Die gesamte Gemeinde hockte ja, ohne Gesang und Orgelspiel, in der Kirche, und die Barbaren hatten aus den verlassenen Häusern mitgenommen, was sie brauchten. Schon zogen sie lustig ins Nebental. Der Schlosser von Talham aber fühlte zum ersten Male einen Dank gegen sich selbst in der Brust, denn es war in der „saubernen Kirch'n" über ihn gekommen, auszuspucken, und diesem Triebe hatte er widerstanden. Eine Kirche war es trotz allem, und viele Gebete reiner Seelen mochten darin schon erklungen sein. Zu seinem Gott fand sich der Schlosser von Talham unter dem glühenden Abendhimmel, während die Landwehrmänner ein deutsches Lied sangen.

Vielhunderttausend . . . Von Friedrich W. Wagner.

Vielhunderttausend zogen,
Ein Mann, in den heiligen Krieg.
In vielhunderttausend Mienen
Glomm ein Wort: Tod oder Sieg!

Vieltausend liegen verstümmelt,
Stöhnend auf nassem Stroh . . .
Vieltausend liegen begraben
In fremdem Land, irgendwo . . .

Vieltausend aber noch harren
Brennend, fiebernd darauf,
Hinaus in die blutige Feldschlacht
Zu stürmen in siegendem Lauf.

Nach dem Gefecht. Von Max Bittrich.

Schwer ging der Schnitter durch den Tag
Und nahm sich seine vollen Garben,
Und was ihm nicht zu Füßen lag,
Trug seiner Sichel erste Narben
Und stieg, gleichwie die Sonne sank,
Zum dunkeln Schacht vom Kampfgewühle:
„Die heiße Stirn vor neuem Gang,
Kühle sie, Mutter Erde, kühle!"

Und Gegner hockten, eng vereint,
Blutend und müd an manchem Graben:
„Jetzt ruht der Kampf, und auch der Feind
Mag sich an unserm Trunke laben!"
Der Sturm vergrollte in der Ferne,
Und wo die Pulse fieberwild
Gezuckt, da bebten nur die Sterne
Noch über dampfendem Gefild.

Ein grauer Spielmann lag im Feld,
Der hat den Balsam frischer Wunden,
Das Herz von lieber Kunst geschwellt,
Im frohen Liederborn gefunden.
Er muß so Freund wie Feind sein Lied
In die bewegte Seele singen,
Und deutscher Sang und fremder zieht
Von dannen auf des Abends Schwingen.

Da stieg von Freund und Feind ein Sang
Empor zum ewigen Gefilde,
Die blaue Sternenkuppel trank
Nach lauten Kämpfen eitel Milde,

Und wie der Springbrunn lichtdurchglüht
In Jubelfarben seine Quelle
Zum Sonnenheiligtume sprüht,
So zog zu Gott des Liedes Welle.

Nachruf. Von Fritz Sänger.

Er war ein Bub, frisch und gesund
Und echt bis auf die Knochen,
Und jedes Wort aus seinem Mund
War gut und brav gesprochen.

Und als der große Krieg brach an,
Da half kein freundlich Mahnen,
Er wollte sein als wie ein Mann
Und eilte zu den Fahnen.

Er hatte von dem Glück der Welt
So wenig erst genossen,
Doch stand er seinen Mann im Feld
Als wie aus Erz gegossen.

— — und liegt mit hundert andern
In einem Grab in Flandern.

Kriegschronik.

11. Juni 1915. (Fortsetzung von Seite 81.)

Feindliche Vorstöße nördöstlich der Loretto-Höhe sowie wiederholte Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich und südlich von Neuville scheiterten. Die in der Champagne am 9. Oktober eroberten Gräben versuchten die Franzosen uns gestern abend wieder zu entreißen. Mit starken Kräften und in breiter Front griffen sie nördlich von Le Mesnil bis nördlich von Beausejour Fe. an. Der Angriff brach unter schwersten Verlusten für den Feind gänzlich zusammen. An der unteren Dubissa, nordwestlich Eiragola wurden mehrere russische Angriffe abgewiesen. Truppen der Armee Pflanzer haben den Gegner aus seinen Stellungen nördlich Ottynia bei Obertyn und Horodenka zurückgeworfen und sind im Vordringen an den Dnjestr, dessen Süduser die Russen noch zu halten versuchen. Knapp östlich Czernowitz, an der einzigen Stelle, an der die Russen noch am Pruth stehen, wiesen unsere Truppen einen Angriff des Feindes nach kurzem Kampfe ab. Vorgestern und gestern wurden sämtliche Angriffe der Italiener an allen Fronten abgewiesen. Das italienische Unterseeboot „Medusa" wurde durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot in der nördlichen Adria torpediert und versenkt. Zweiter Offizier, 4 Mann gerettet und gefangen.

Auch die türkische Flotte hat wieder einen Erfolg davongetragen. Bei einem Gefecht in der letzten Nacht im Schwarzen Meere versenkte der türkische Kreuzer „Midilli" einen großen russischen Torpedobootszerstörer und kehrte unbeschädigt nach Konstantinopel zurück. — Die Verluste der Engländer und Franzosen während det letzten Schlacht bei Sedil Bahr beziffert man auf mehr als 15000.

12. Juni 1915.

Feindliche Angriffe in den Dünen nordöstlich von Nieuport und bei Mannekensvere, am Osthang der Loretto-Höhe und gegen Souchez wurden abgeschlagen. In dem Nahkampf nördlich Ecurie (Labyrinth) setzten die Franzosen gestern zweimal frische Kräfte zum Angriff ein. Es gelang, den Feind am Nachmittag vollkommen aus unseren Stellungen zu werfen; ein abends einsetzender neuer Vorstoß der Franzosen brach im Infanteriefeuer zusammen. Der zurückflutende Feind erlitt sehr erhebliche Verluste. Bei Serre (südöstlich Hebuterne) sind wir aus unseren rückwärtigen Stellungen wieder im Vorgehen.

An der Dubissa in Gegend Zoginie und Betygola mißlangen russische Vorstöße. Nördlich Przasnysz griffen unsere Truppen an, stürmten eine russische Stellung und nahmen 150 Gefangene, einige Maschinengewehre und Minenwerfer. An der Rawka, halbwegs Bolimow-Sochaczew, brachen wir in die feindliche Stellung ein. Bis jetzt wurden 500 Russen gefangen. Die Armee des Generals v. Linsingen hat den von Norden her gegen ihre Flügel vorgehenden Feind angegriffen; Zurawno, das vor dem Anmarsch russischer Kräfte vorgestern geräumt war, ist wieder genommen und der Gegner in die Brückenköpfe bei Mlinißka (nordwestlich Zurawno) und Zydaczow zurückgeworfen. Feindliche Angriffe bei Halicz und auf Stanislau wurden abgewiesen. Zwischen Dnjestr und Pruth bekämpften die Truppen der Armee Pflanzer neuerdings mehrere russische Stellungen. Die Orte Jezierzany und Niezwiska, nördlich Obertyn, wurden erstürmt. Zaleszczyki wurde genommen. Gegen diese Stadt richteten die Russen abends und während der Nacht verzweifelte Angriffe, die alle unter den schwersten Verlusten des Feindes abgewiesen wurden. In der Bukowina mußten die Russen auch die letzten Stellungen am Pruth aufgeben. Die gestrigen Kämpfe der Armee Pflanzer brachten an 5000 Gefangene ein. Die Einzelgefechte und Artilleriekämpfe am Isonzo dauern fort. Bisher haben die Italiener auf dem östlichen Flußufer nur bei Monfalcone und Karfreit Fuß gefaßt. Gestern erstiegen gegnerische Abteilungen bei Morgengrauen bei Plava die östlichen Uferhöhen, wurden aber wieder hinabgeworfen. An der kärntnerischen Grenze wurden feindliche Angriffe auf die Übergänge in der Gegend des Monte Paralba abgewiesen Ein Versuch der Italiener, den Monte Piano wiederzugewinnen, scheiterte.



Der Kaiser genießt an der Front die Mannschafts-Erbsensuppe. (Phot. R. Sennecke.)

13. Juni 1915.

Nordwestlich Szawle machten unsere Angriffe gute Fortschritte. Kuce wurde im Sturm genommen. 8 Offiziere, 3350 Mann und 8 Maschinengewehre waren unsere Beute. Unserem Einbruch in die feindliche Linie südlich Bolimow folgten in der Nacht russische Gegenangriffe, die sämtlich erfolglos blieben, die gewonnenen Stellungen sind fest in unserer Hand. Der Brückenkopf von Sieniawa wurde gestern wieder gewonnen. Der Gegner ließ über 5000 Gefangene in unserer Hand. Truppen des Generals v. Linsingen haben Mlyniska genommen. In Südgalizien dringen die Truppen der Armee Pflanzer weiter siegreich vor. Nach hartnäckigen Kämpfen wurden gestern Tysimenica, Tlumacz und die Höhen nördlich Olesza genommen. Beim Vordringen aus der Bukowina über die Reichsgrenze wurden mehrere Orte Beßarabiens besetzt. Am Isonzo fanden in den beiden letzten Tagen, namentlich bei Plava, ernstere Gefechte statt. Der dort am 11. Juni von der Brigade Ravenna unternommene Versuch, die östlichen Uferhöhen zu gewinnen, endigte mit dem Rückzuge dieses Feindes. Gestern früh überschritten die Italiener erneut den Fluß. Nach heftigen Kämpfen gelang es, den sich fortwährend verstärkenden Feind zurückzuwerfen.

14. Juni 1915.

Auf der Front zwischen Liévin und Arras erlitten die Franzosen eine schwere Niederlage. Nachdem im Verlaufe des Tages mehrmals die zum Vorgehen bereitgestellten Sturmkolonnen durch unser Artilleriefeuer vertrieben waren, setzten gegen abend zwei starke feindliche Angriffe in dichten Linien gegen unsere Stellungen beiderseits der Loretto-Höhe sowie auf der Front Neuville-Roclincourt ein. Der Gegner wurde überall unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Sämtliche Stellungen sind voll in unserem Besitz geblieben. In der Nähe von Kucowimia, nordwestlich Szawle, wurden einige feindliche Stellungen genommen. Südöstlich der Straße Mariampol-Kowno erstürmten unsere Truppen die vordersten russischen Linien. Die Armee des Generaloberſten v. Mackensen ist in einer Breite von 70 km aus ihren Stellungen zwischen Czerniawa (nordwestlich Moscisca) und Sieniawa zum Angriff vorgegangen. Die feindlichen Stellungen sind auf der ganzen Front erstürmt. 16000 Gefangene fielen gestern in unsere Hand. Auch die Angriffe der Truppen des Generals von der Marwitz und des Generals v. Linsingen machten gute Fortschritte. Nördlich Zaleszczyki griffen die Russen nach 11 Uhr nachts in einer 3 km breiten Front, vier Glieder tief, an. Unter großen Verlusten brach dieser Massenvorstoß im Feuer zusammen. In dem Kampfe bei Plava am 12. Juni ließ der Feind über 1000 Tote und sehr viele Verwundete vor den österreichisch-ungarischen Stellungen liegen. Gestern spät abends wurde ein abermaliger Angriff gleich allen früheren abgewiesen.

Weltkrieg und Theaterkultur.

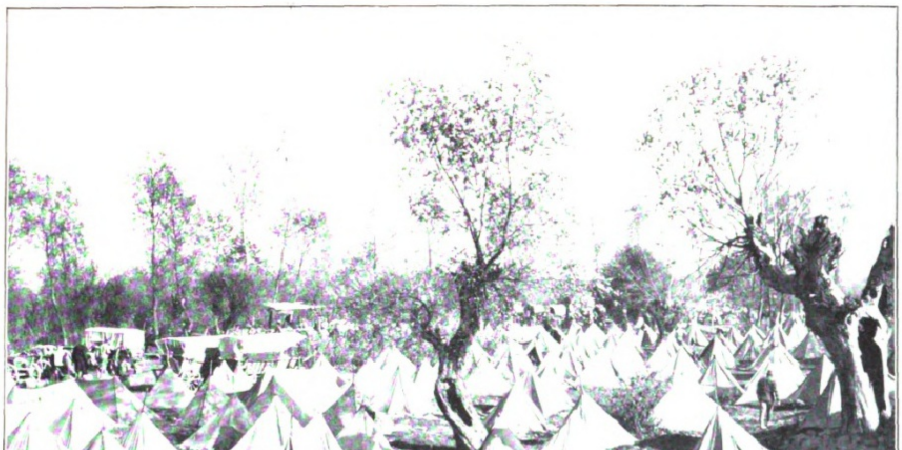
Von Univ.-Professor Dr. Hugo Dinger, Leiter der Hochschulkurse für dramatische Kunst zu Jena.

Daß der gegenwärtige Weltkrieg nicht nur ein politischer, sondern auch ein „Kulturkampf" ist, dessen ist man in allen Lagern überzeugt. Aber es ist charakteristisch: während unsere Feinde die Mission zu haben glauben, ihre Kultur dem Gegner mit dem Schwerte aufzudrängen, zum Wohle, Fortschritte usw. der Menschheit, setzen wir Deutsche das kulturelle Kampfziel lediglich in uns selbst, sehen wir es in einer Vertiefung und Verinnerlichung des eigenen Wesens, in einer geistigen Erstarkung und Vermehrung unserer eigenartigen völkischen Kraft. Es mag etwas von Buße-Stimmung darin liegen, ganz sicher aber zeugt solcher Wille zu einem Auf- und Umschwung von der Unversehrtheit des Kernes unserer Nation.

Die Ziele dieser neuerwachten deutschen Geistesbewegung sind mannigfach, sie erstrecken sich nicht zum mindesten auch auf die Kunst, und hier wiederum auf diejenige, welche die lebhafteste Wirkung auszuüben vermag, die dramatische.

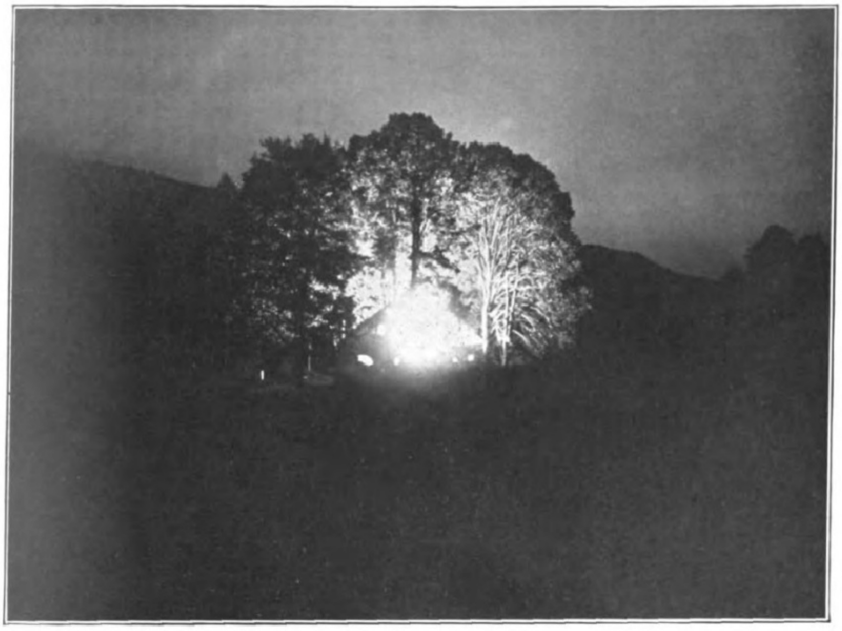
Auch von ihr wird Neues, Fruchtbares im nationalen Sinne erwartet, eine Vertiefung ihres Wesens, eine Erhöhung ihr Leistungen.

Bei all diesen gerechten Wünschen und Hoffnungen darf aber nicht Ungeduld walten. Es



Ein Pionierbiwak an der Biala. (Phot. Kleinschmidt.)

Vom Kriegsschauplatz in Galizien.



Das Platzen der einschlagenden Leuchtraketen vor einem russischen Bauerngehöft.

muß zuvor in Betracht gezogen werden, daß der große Krieg das deutsche Theater jäh in eine schwere Notlage versetzte, in eine wirtschaftliche wie auch künstlerische. Als er ausbrach, war zunächst eine Abkehr von der Kunst, insbesondere vom Theater, deutlich zu spüren: gegen die gewaltigen Erlebnisse und ernsten Pflichten der Wirklichkeit mußten Schein und Spiel verblassen. Dazu kam auch eine plötzliche künstlerische Ernüchterung. Ein großer Teil dessen, was vor dem Kriege zur Zerstreuung gedient und Beifall gefunden und den Spielplan beherrscht, erregte jetzt bei der ernster gewordenen Sinnesrichtung Mißfallen. Es konnte nur ein kleiner Kreis in Deutschland übrig sein, der z. B. sich an den Erzeugnissen der modernen Operettenindustrie noch zu ergötzen vermochte. Wohl traten, um den Notstand der Künstler zu lindern, die Berufsorganisationen hilfreich ein und unterstützten die Behörden nach Kräften ihre ständigen Bühnen; aber solange der Krieg noch dauern wird, wird auch die wirtschaftliche Lage des deutschen Theaters im Zeichen der Not verbleiben.

Zwar wich die rigorose Stimmung im Laufe der Monate: wie man ein gesteigertes Bedürfnis nach edler Musik empfand („musikalische Kriegsandachten" in überfüllten Kirchen), so auch nach dramatischer Kunst. Wenn nun hier, durch die Geschmacksrichtungen der unmittelbaren Vergangenheit verursacht, wiederum der große Moment ein schwaches Geschlecht fand und es gerade zu einer Spielplannot kam, die noch verschärft wurde durch die Unmöglichkeit, Dramatiler des feindlichen Auslandes aufzuführen, so lege man das nicht allein dem Theater zur Last, denn auch das Publikum trägt seinen reichlichen Anteil an jener Geschmacksrichtung, die dem Ernste der Zeit nun nicht mehr standhielt. Was aber plötzlich als neue „Kriegsdramatik" erschien, war zumeist der alte Moder, mit ein paar patriotischen Fähnchen und Uniformstücken aufgeputzt, doppelt widerlich.

Die erfreuliche Tatsache aber, daß jetzt die Öffentlichkeit hohe und erweiterte Ziele dem Theater stellt und auf deren Verwirklichung hofft, ist ein Zeichen dafür, daß im deutschen Volke noch genug vom Schillerschen Geiste lebt, um eine nationale deutsche Theaterkultur zu erzielen. Möge das endlich gelingen! Aber immer muß man sich dabei vor Augen halten, daß solche nicht allein vom Theater gefordert, sondern vielmehr vom ganzen Volke, also auch vom „Publikum" mit errungen und geschaffen werden muß.

Schon das Problem einer „Theaterkultur" ist ein eigentlich deutsches, sofern man es im aktiven Sinne versteht, nicht in dem, daß die Bühne nur ein äußerer Ausdruck, ein Niederschlag des geistigen Lebens von Rasse, Volk und Zeit sei, sondern vielmehr als ein Werkzeug zu nationaler Kultur und deren Veredelung. Fassen andere Nationen das Theater, wie alle Kunst, nur als ein Mittel des — wenn im einzelnen auch veredelten — „Vergnügens" auf, so entsprang der Gedanke, die Kunst in den Dienst der Kultur zu stellen — „Erziehung" — allein dem deutschen Geiste. Er ward in der idealistischen Ästhetik der Deutschen geprägt. Und um ihn in seiner Tiefe wie Weite der Gegenwart wieder aufzuschließen, könnte es schon genügen, die theoretischen Schriften Schillers und Richard Wagners lebendig zu machen und deren Ideen ins Volk zu tragen.

Wenn sich auch künstlerische Saat und Kunstentwicklung durch graue Theorie weder erzeugen noch beeinflussen lassen, so ist doch die Aufstellung von Richtlinien immerhin berechtigt, sie stellen Ziele auf und weisen Wege. Und an solchen Forderungen und Leitgedanken ist auch heute kein Mangel.

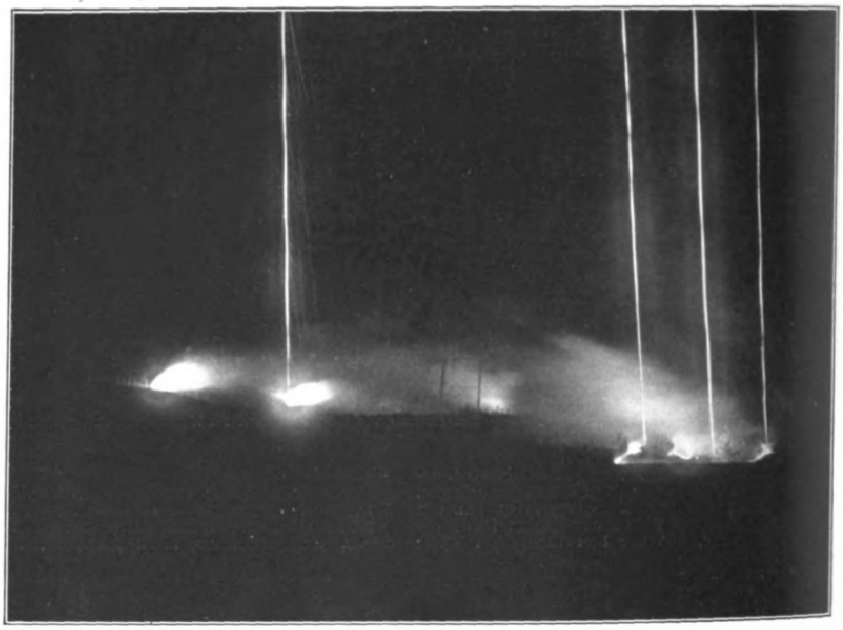
Im Vordergrunde steht natürlich das Verlangen nach einer nationalen Dramatik, nach nationaler Bühnendichtung. Nur darf man diesen Begriff nicht äußerlich und zu eng fassen, weder in politischer noch stofflicher Hinsicht. Generalintendant zu Putlitz hat auf der letzten Tagung des Bühnenvereins sehr treffend gesagt, daß das deutsche Theater nach wie vor die Pflicht erfüllen müsse, die Perlen der Weltliteratur vorzuführen. Wie töricht war schon die Frage, ob man Shakespeare noch aufführen dürfe, da er Engländer gewesen!

Auch im „Stoffe" liegt das Nationale nicht ganz. So dankens- und erstrebenswert die Verarbeitung deutscher Geschichte und Mythe auch sei, entscheidend ist das nicht. Schillers „Jungfrau von Orleans" ist trotz des französisch-englischen Stoffes deutsch, Voltaires Epos nicht.

Es kommt hierbei lediglich auf ein imponderabiles Wertmaß an, auf den Geist. Wird der Geschmack des Publikums so weit erzogen und gefestigt sein, daß er zwischen natürlich gewachsenen Perlen und literarischer Basarware sicher zu unterscheiden vermag, so wird die richtige Linie sich hier von selbst einstellen. Der berechtigte Kampf gegen das wuchernde französische „Sittendrama" würde vergeblich sein, wollten wir irgendwelche äußerliche Maßnahmen gegen ausländische Bühnenwerke ergreifen — denn sofort würden innerhalb der Reichsgrenze einheimische Schreiber die Lieferung übernehmen. Das Entscheidende ist die Nachfrage.

Die neue nationale, geist- und kraftvolle deutsche Dichter-Schule, die not tut, hängt zunächst ab von der Gnade der Götter; das Theater vermag sie wohl zu erziehen und zu pflegen, aber der Geist des Volkes muß sie gebären. Und sie kann nur langsam erwachsen, nicht zur erbetenen Stunde plötzlich auf dem Marktplatze erscheinen.

Allein das Literarische erschöpft durchaus nicht das Problem einer nationalen Theaterkultur, dieses liegt vielmehr wesentlich mit darin, daß das Interesse an dramatischer Kunst über den rein



Das Einschlagen von Leuchtraketen in eine russische befestigte Stellung.

literarischen Standpunkt hinausgeführt werde. Gerade hier liegt Neuland vor uns: wir leiden durch das Einseitig-Literarische Mangel an einem ausgebildeten („kultivierten") Geschmacke und Verständnisse für die Darstellung auf der Bühne und deren mögliche künstlerische Verfeinerung, für die Kunst des Schauspielers wie die der Szene, ein Mangel, der in der Allgemeinheit noch kaum gefühlt wird, und der am leichtesten verständlich gemacht werden kann durch Vergleich mit anderen Künsten. Man denke sich eine Beethovensche Symphonie für eine Dorfkapelle in Noten „eingerichtet" und von dieser gedudelt, ein edles Violinkonzert von einem Anfänger gestümpert, ein Schubertsches Lied von einer schlechten Stimme oder ohne Verständnis vorgetragen. Der in Deutschland hochentwickelte Sinn für Musik würde das unerträglich finden. Aber wenn auf der Bühne einer Mittelstadt — so sich einer besonders großen Zahl von Gebildeten rühmt, sich ausgezeichneter Konzerte erfreut, und allwo Kunstvereine sich bemühen, jede neue malerische



Das Einschlagen von Leuchtraketen hinter einem russischen Bauerngehöft

Augenblicksbilder vom östlichen Kriegsschauplatz. (Phot. A. Groß.)


RUSSLAND
RUSSISCH-GALIZISCHE GRENZE
LEMBERG
PRZEMYSL
Sokal
Belz
Tomaschow
Rawaruska
Lubaczow
Jaworów
Żółkiew
Gródek
Kamionka-strumiłowa
Radziechów
Busk
Brody
Złoczów
Bóbrka
Brzezany
Rohatyn
Chodorów
Halicz
Stryj
Drohobycz
Sambor
Dobromil
Chyrów
Tarnopol
Zbaraz
Skałat
Trembowla
Podhajce
Kopyczynce
Kremenez
Dubno
Luck
Kowno
Bug
Styr
Dniester



Gesamtansicht des wiedereroberten Lemberg von einer vor der Stadt gelegenen Höhe aus. (Phot. A. Groß.)

Richtung auszustellen — Aufführungen von dramatischen Werken ersten Ranges (Shakespeare, Schiller, Ibsen) vor sich gehen dürfen, die bar jeglicher geistigen Auffassung und künstlerischer Ausgestaltung sind, ohne daß das Publikum aus einfachstem Gefühle des Geschmacks sich dagegen auflehnt, so wird verständlich sein, was ich meine.

Man geht ins Theater, „um das Stück" kennen zu lernen, man schickt die Schulen ohne weiteres in Klassikervorstellungen, des Stückes wegen. Der Musiker wird uns sagen können, daß durch die Dorfmusikanten das Beethovensche „Stück" in seiner Kunst weder erfaßt noch genossen werden kann. Und die einfachste Schulung des Auges lehrt uns, daß das Werk Raffaels nicht aus einem rohen-Kalender-Buntdruck aufgeht. Es gibt auch in der dramatischen Kunst „Stile": Stile des Sprechens, Stile der Gebärde, Stile der Inszenierung. Über die Stile der neuen Malerschulen, der Architektur und des Kunstgewerbes sucht sich der Gebildete von heute zu unterrichten, er lebt sich auch ästhetisch in sie ein. Ein solches Gefühl für die dramatische Kunst, kurz gesagt, die ästhetische Würdigung der Einzelheit, zumal der persönlich-schauspielerischen Leistung, fehlt in der Mehrheit noch fast ganz. Das gilt es, zu entwickeln, wenn wir zu einer wirklichen Theaterkultur gelangen wollen.



Es fehlt an Raum, die weiteren Folgerungen daraus, z. B. auf den Spielplan, zu ziehen. Mit solcher Erhöhung des Geschmacks, des Verständnisses für die einzelne und feinere Leistung der Bühne werden aber auch die Anforderungen wachsen, die der ausübende Künstler an sich stellt, und die auch das Publikum an ihn stellen wird. Mit der bloßen Routine und dem handwerksmäßigen Komödiantentum wird dann ebensowenig mehr auszurichten sein wie mit dem Musikantentum. Es ist erfreulich, zu sehen, wie der dramatische Künstler von heute, zumal der Spielleiter — analog dem Musikdirigenten — sich immer mehr bestrebt, eine höhere geistige Bildung zu erwerben, von der er weiß, daß sie, wenn auch nur indirekt, seiner künstlerischen Arbeit zugute kommt und für diese schließlich notwendig ist. Für solche geistige Arbeit legte auch die neu erstandene Fachpresse Zeugnis ab, man sieht deutlich, daß die „Dramaturgie" heutzutage viel mehr und etwas ganz anderes geworden ist als noch vor ungefähr dreißig Jahren, da man darunter zumeist nur Analyse und Kritik von Dramen oder philosophische Gedanken über Tragisches usw. verstand. Sie ist heute ein wissenschaftlich und künstlerisch-technisches Fach für sich, und umfaßt ein weites Gebiet von bereits Geleistetem und noch zu Leistendem.

Nun ist aber auffallend, daß, während für alle anderen Künste, für bildende Künste und Musik staatliche Hochschulen bestehen und die höchsten Bildungsanstalten die einzelnen Künste auch als wissenschaftliches Fach anerkennen (Musiktheorie, Musikgeschichte), die dramatische Kunst, die ihrer ganzen Art nach viel mannigfaltiger ist, noch **gänzlich leer ausgeht. Aber auch hier sind Wünsche und Ziele ausgesprochen worden und Unternehmungen im Gange, die nichts weiter bedürfen als Verständnis und Förde**rung von seiten der Öffentlichkeit. Es ist leicht einzusehen, daß auch der Laie, das „Publikum" davon Nutzen haben muß, denn es wird mit der Kunst vertrauter und dadurch zu dem feineren Verständnisse geschult werden. Überhaupt: zu einer wirklichen Theaterkultur gehört eine wachsende Verständigung, eine innigere Verbindung zwischen ausübender Kunst und Laientum. Bis jetzt trennte der Vorhang Bretter und Publikum wie zwei entfernte Welten für sich. Ebenso eifrig, wie echte Künstler sich bemühen, diese Kluft zu überbrücken, ist das Komödiantentum darauf bedacht, sie möglichst offen zu halten, um in der Pose und dem Mantel des „Fachmannes" sich in respektvoller Entfernung ungestört erhalten zu können. Selbst manche Behörde glaubt gut zu tun, sich möglichst wenig „einzumischen", d. h. mit dem Betrieb des Theaters möglichst wenig zu tun zu haben; man überließ — mit oder ohne Subvention — diesen einfach einem Pächter, als „Unternehmer". Auch die Einrichtung des „Unternehmer"-Theaters wird jetzt kritischer Betrachtung unterworfen. Es ist ein Kapitel für sich, die geschichtliche Entwicklung des deutschen Theaterwesens aufzuweisen. Vom Standpunkte der deutschen Kunstauffassung muß das Theatergesetz vom Jahre 1869, das die Kunst lediglich als „Gewerbebetrieb" auffaßte, als ein Mißgriff angesehen werden. Ebenso wie der ärztliche Beruf unter der Unterordnung gegen das „Gewerbe"-Gesetz leidet, ebenso, ja noch viel mehr, die dramatische Kunst, sofern sie eben unter dem Gesichtswinkel der „Kultur" aus betrachtet werden soll. Man klagt über die „Merkantilisierung" des Theaters,



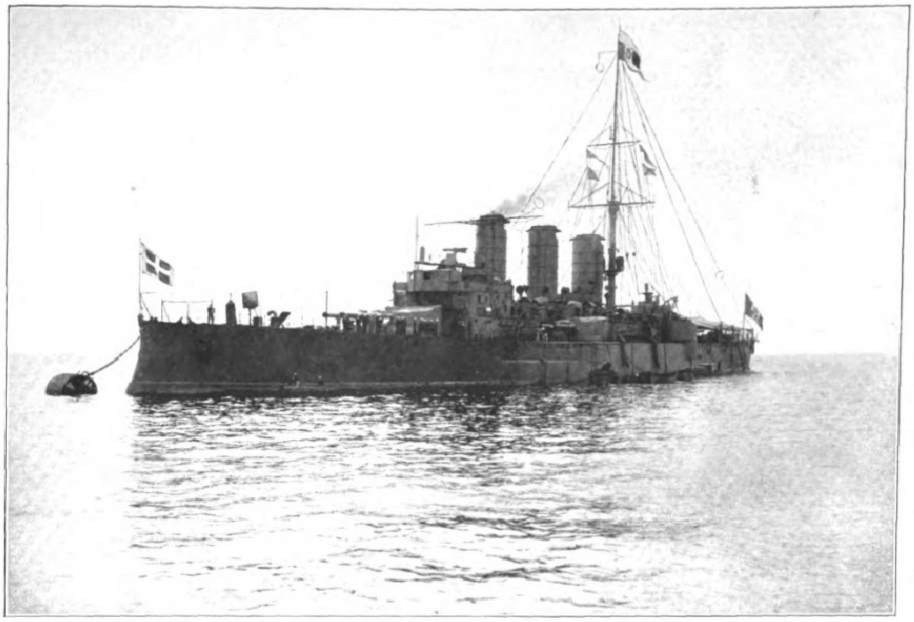
Erbeutete russische Kanonen. In der Mitte: Ein Fliegergrab. (Phot. Felix Schmal.)

über „Theater-Spekulantentum", und verlangt womöglich in jeder Kleinstadt die Erfüllung der höchsten „idealen Aufgaben". Aber man macht sich nicht klar, wo die Wurzel des Übels liegt. Wer auf eigene Rechnung und Gefahr, zumeist unter Risiko des eigenen Vermögens, den oft sehr kostspieligen Betrieb auf sich nehmen muß, im Kampfe gegen eine — wenigstens theoretisch — schrankenlose Konkurrenz, von dem kann nicht anders erwartet werden, als daß er in erster Linie „Kaufmann" ist, ja sein muß, und daß es aus der Natur der Sache folgen muß, wenn der „Geschäftsmann" an Stelle des Künstlers steht. Es ist darum nur doppelt hoch anzuerkennen, wenn Direktoren sich von hohen, höchsten künstlerischen Zielen leiten lassen und diese auch erreichen. Aber immerhin wäre die Ersetzung des „Geschäftstheaters" durch eine andere Ordnung des Theaterwesens ein Gewinn. Die Bedenken, die man dagegen hegt: Beschränkung der künstlerischen Freiheit, finanzielle Defizite der Gemeinden, halten nicht stand. Die Freiheit der Kunst wird gewiß nicht beeinträchtigt, ebensowenig wie die der Wissenschaft und der Lehre, wenn die Anstalt unter der Verwaltung einer Behörde oder Gemeinschaft steht. Der Direktor eines städtischen oder staatlichen Museums ist in der Berücksichtigung der einzelnen Richtungen völlig frei, und sicherlich freier, als wenn er als gewerbsmäßiger „Schausteller" aus eigener Tasche zu wirtschaften hätte und dann wahrscheinlich in Abhängigkeit vom Kunsthandel geriete. Die in der Theorie vorhandene „Freiheit" des Theaters ist vielmehr praktisch



Erbeutete russische Maschinengewehre. (Phot. Felix Schmal.)

Vom Kriegsschauplatz in Galizien.



Der von einem österreichisch-ungarischen Unterseeboot am 7. Juli morgens in der Nordadria torpedierte und versenkte italienische Panzerkreuzer „Amalfi“.

Das Schiff hatte bei einer Schnelligkeit von 23 Seemeilen eine Wasserverdrängung von 10600 t. Die Bestückung bestand aus vier 25,4-cm-, acht 19-cm-, sechzehn 7,6-cm- und zwei 4,7-cm-Geschützen sowie zwei seitlichen und einem Hecktorpedorohr für 45 kalibrigen Torpedo. Die Besatzung zählte 684 Mann, von denen nach italienischen Berichten etwa 180 ertrunken sind.

bereits bedenklich eingeengt durch den sich immer mehr auch auf diesem Gebiete wirksam zeigenden Kapitalismus. Dieser erstreckt sich, der Öffentlichkeit fast unsichtbar, nicht nur auf den Bau von Theatergebäuden und auf „Finanzierung“ von Theaterunternehmen, sondern auch auf den Verlag und Vertrieb von Bühnenwerken und macht die Bühnenleiter sich immer mehr untertan, sogar sein Einfluß auf den Spielplan ist für den Kundigen nicht zu verkennen; und die Vertrustung des deutschen Theaters ist eine Gefahr, auf die schon hier und da in der Presse hingewiesen wurde. Auch die finanzielle Frage ist nicht so schlimm, wie besorgte Stadtväter oft befürchten. Wenn der private Unternehmer eine sorgfältige Veranschlagung der Einnahmen und Ausgaben machen muß, warum soll der verantwortliche angestellte Direktor das nicht können? Und wenn städtische Gemeinschaften gewerbliche Unternehmen wie Brauereien und dergleichen auf eigene Rechnung führen, warum nicht auch die Bühne? Aber auch hier wäre das Werk nicht getan, wenn nach altgewohnter Art nur allein nach „Staatshilfe“ gerufen würde. Es handelt sich hier um Werte und Dinge, die zuerst gefühlt werden müssen, die ins Herz des Volkes zu tragen sind, und für die das öffentliche Leben geweckt werden muß. Überall bestehen „Kunst“-Vereine, über das ganze Reich breitet sich ein Netz aus von Vereinigungen, die für bildende Kunst und für Musik Interesse und Pflege fordern; Fachzeitschriften aus diesen Gebieten liegen in der Mappe fast jedes Lesezirkels und dringen in Haus und Familie ein. Aber in welcher Stadt gibt es einen Verein für dramatische Kunst, der in gleic[he] Richtung wie die Kun[st]vereine, die Bild[er]ausstellungen und V[or]träge veranstalten, [sich] mit der Pflege des Th[ea]ters befaßte? Ich mei[ne] — um Mißverstän[d]nissen zu begegnen, sei gesagt — hier nicht V[er]eine, die selbst Komöd[ie] spielen. Solche Lie[b]habervereinigungen si[nd] reichlich über das gan[ze] Reich verbreitet und [so]gar organisiert. Sie si[nd] auch anzuerkennen u[nd] zu unterstützen, denn a[b]gesehen davon, daß [sie] Freude und Interesse a[n] der Kunst erwecken, kan[n] dem Laien, wenn er a[ls] Dilettant versucht, [sie] selbst auszuüben, bewu[ßt] werden, wie schw[er] eigentlich die Arbeit i[n] der Kunst ist. Wie leic[ht] fällt dem Publikum da[s] Urteil über Bilder — abe[r] nehmt erst selbst einm[al] Bleistift oder Palette i[n] die Hand...! Aber trot[z]dem habe ich eine an[]dere Vereinstätigkeit i[m] Auge: solche, die de[n] Zweck verfolgen, für aus[]gereifte, höhere Kunst In[]teresse und Verständni[s] zu erwecken, aufzuklären und zu erziehen; un[d] natürlich nicht nur fü[r] das „Literarische“, son[]dern vor allem für da[s] Darstellerische, für di[e] Kunst der Bühne.

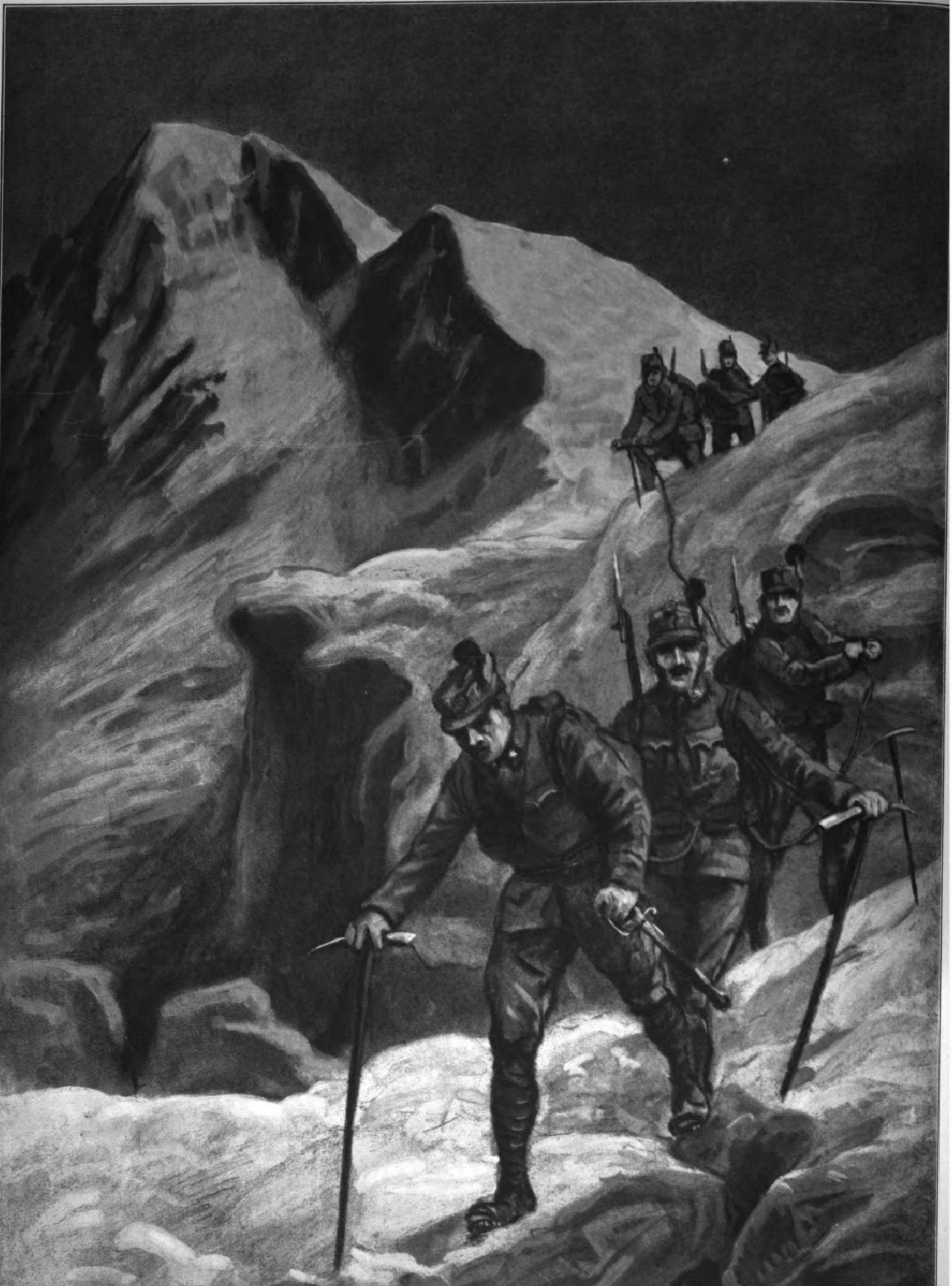
Es sind viele un[d] verschiedenartige Aufgaben zu erfüllen, wenn wir zu eine[r] deutschen Theaterkultur gelangen wollen. Aber das Wor[t] Richard Wagners gilt noch heute: „Wenn Sie wollen, s[o] haben Sie eine deutsche Kunst!“ Möge der Weltkrieg dazu beitragen, diesen Willen neu zu stärken.



Die Vernichtung des italienischen Unterseeboots „Medusa“ durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot in der nördlichen Adria am 10. Juni. Nach authentischen Angaben für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alex Kircher.

Die Torpedierung eines U-Boots durch ein U-Boot ist eine Neuerscheinung im Seekrieg. Von dem italienischen Unterseeboot wurden der zweite Offizier und vier Mann gerettet und gefangen.

Vom Krieg mit Italien: Die glänzenden Erfolge der österreichisch-ungarischen Marine in der Adria.



Der Krieg mit Italien: Österreichische Offizierspatrouille (Tiroler Landesschützen) bei Überschreitung eines Gletschers im Südtiroler Grenzgebiet.
Nach der Skizze eines Kriegsteilnehmers für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Carl v. Dombrowski.

Im Pferdelazarett. Von Stabsveterinär d. L. Rühm aus München.

Die Pferdelazarette (Pferdesammelstellen) im Felde sind zur Aufnahme kranker Pferde, deren Heilung längere Zeit und eine gründliche tierärztliche Behandlung erfordert, bestimmt. Zur Einrichtung eines solchen Lazaretts eignen sich am besten möglichst nahe der Front gelegene Kasernen, in denen größere Stallungen zur Verfügung stehen. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht können von den Truppenteilen verwundete oder kranke Pferde eingebracht werden. Pferde, die nicht mehr gehen können, werden auf eigenen Transportwagen durch das Personal der Sammelstelle aus der Front abgeholt. Da das Pferdelazarett mit den Truppenteilen in telephonischer Verbindung steht, so erfolgt das Abholen der Patienten auf Anruf so rasch wie möglich, was in eiligen Fällen (z. B. Gefahr der Verblutung usw.) für die Wiederherstellung der Kranken von großer Wichtigkeit ist.

Die Pferde werden bei ihrer Ankunft unter besonderer Berücksichtigung der Seuchen genau untersucht und je nach der Art der Erkrankung in verschiedenen Stallabteilungen untergebracht. Über jedes Pferd, das zugeht, wird genau Buch geführt. Als Erkennungszeichen erhält jedes Pferd auf dem linken Vorderhuf eine laufende Nummer und auf dem rechten Vorderhuf ein besonderes Zeichen der Sammelstelle eingebrannt. Um ein rasches Erkennen eines bestimmten Pferdes während des Stehens im Stalle zu ermöglichen, wird jedem Pferd die laufende Nummer in die Mähnen- oder Schwanzhaare eingeflochten. Den Truppenteilen ist es freigestellt, das eingelieferte Pferd sich reservieren zu lassen. Die Genesung des reservierten Pferdes wird dann dem Truppenteil durch das Lazarett mitgeteilt. Nicht reservierte Pferde werden je nach Bedarf nach ihrer Wiederherstellung an die Truppenteile abgegeben.

Unter den Pferdeseuchen sind besonders der Rotz, die Brustseuche und die Räude zu erwähnen. Mit Rücksicht auf diese sehr ansteckenden Krankheiten müssen in jedem Pferdelazarett drei untereinander und von den anderen Stallungen vollkommen getrennte Seuchenställe bereitgestellt sein.



Ein mit Tragkörben ausgerüstetes Maultier und sein Fohlen.

Die Feststellung der Rotzkrankheit*) bereitet gewisse Schwierigkeiten, doch hat uns die Wissenschaft zwei ausgezeichnete Hilfsmittel, die Malleïnaugenprobe und die Blutprobe, zur Feststellung äußerlich nicht erkennbarer Formen des Rotzes an die Hand gegeben. Pinselt man einem Pferde eine Malleïnlösung (ein Präparat aus Rotzbazillen) in die Bindehaut der Augenlider, so kann man bei einem rotzkranken Pferde schon nach zwölf Stunden einen eitrigen Augenausfluß bemerken, während rotzfreie Pferde daraufhin gar keine Erscheinungen zeigen. Die Augenprobe kann auch im Felde leicht vorgenommen werden. Die Untersuchung des Blutes (auf Komplementbindung und Agglutination), die noch genauere Resultate gibt als die Augenprobe, kann nur in besonderen Laboratorien vorgenommen werden. Die Rotzkrankheit gehört in Friedenszeiten im Deutschen Reiche, dank unserer Veterinärpolizei, zu den Seltenheiten. Im Felde aber kann sie leicht durch ausländische Beutepferde eingeschleppt werden. Deshalb werden alle im Feindesland erbeuteten Pferde der Augen- und Blutprobe unterzogen, eine Aufgabe, die auch den Pferdelazaretten zufällt.

*) Die Ursache des Rotzes ist der Rotzbazillus. Bei der Rotzkrankheit kommt es zur Bildung von Knoten und Geschwüren an allen möglichen Körperstellen, hauptsächlich aber in den Atmungsorganen. Der Mensch ist für Rotz sehr empfänglich, das Leiden endet immer tödlich.

Rotzkranke Pferde werden zur Vermeidung einer Verschleppung der Krankheit sofort getötet und durch Verbrennen oder Vergraben unschädlich beseitigt.

Die Rotzkrankheit ist außerordentlich leicht übertragbar; namentlich sind die neben einem rotzkranken stehenden Pferde sehr gefährdet. Wird bei einem Pferde Rotz festgestellt, so werden auch sofort die Nachbarpferde in den Beobachtungsstall gebracht und der Augen- und Blutprobe unterzogen.

Um nun jederzeit feststellen zu können, welche Pferde nebeneinander gestanden haben,



Kranke Stute mit Fohlen.

wird ein Verzeichnis aller Pferde in der Reihenfolge angelegt, in der sie in den Stallungen untergebracht sind. Die einzelnen Stände sind in Übereinstimmung mit dem Verzeichnisse mit fortlaufenden Nummern versehen. Bei jedem Wechsel wird ein Vermerk gemacht, so daß immer zu ersehen ist, in welchem Stande ein Pferd zu einer bestimmten Zeit gestanden hat, und welche Pferde neben ihm untergebracht waren.

Die Erkennung der Brustseuche (es ist dies eine ansteckende Lungenbrustfellentzündung, die auf den Menschen nicht übertragbar ist) bereitet keine Schwierigkeiten. Das Auftreten der Brustseuche äußert sich, noch bevor besondere Krankheitserscheinungen zu merken sind, im Ansteigen der Körpertemperatur. Um nun den Ausbruch der Brustseuche rechtzeitig ermitteln zu können, wird bei sämtlichen Pferden des Lazaretts täglich einmal die Körpertemperatur mit einem Thermometer gemessen. In jedem Stall wird eine eigene Fieberliste geführt, in die die abgelesene Temperatur eingetragen wird. Diese Listen werden von den Veterinären regelmäßig durchgesehen.

Wird bei einem Pferd eine auffallende Steigerung der Körpertemperatur gemeldet, so wird es sofort in einem eigenen Beobachtungsstall isoliert und genau untersucht. — Die Behandlung der Brustseuche erfolgt durch Einspritzung von Neosalvarsan in die Blutbahn. Durch diese Behandlungsweise wird die Sterblichkeitsziffer ganz erheblich herabgedrückt.

Die Räude, eine sehr hartnäckige und ansteckende Krankheit der Haut, erfordert eine gründliche und gewissenhafte Behandlung mit milbentötenden Mitteln. Der Nachweis der Räudemilben erfolgt in Zweifelsfällen mit Hilfe des Mikroskops.

Um den Ausbruch und die Weiterverbreitung von Seuchen zu verhüten, wird der ganze Pferdebestand regelmäßig alle acht Tage und jedes einzelne Pferd bei seinem Abgang eingehend untersucht (sogenannte Pferdevisitationen).

Seuchenfrei befundene Pferde werden je nach der Art der Erkrankung bei ihrem Zugang entweder in die Abteilung für äußere oder innere Krankheiten untergebracht; auch die lahmen Pferde werden in einem besonderen Stall aufgenommen.

Unter den inneren Erkrankungen stehen die chronischen Erkrankungen des Herzens und der Lunge obenan. In den außerordentlichen Anforderungen, die an die Leistungsfähigkeit der Tiere, namentlich im Gebirgskrieg, gestellt werden, sind die Ursachen für diese Leiden zu suchen. Dank der vorzüglichen Pflege und Fütterung sind die Erkrankungen der Verdauungsorgane verhältnismäßig selten.



Behandlung eines brustseuchekranken Pferdes mit Neosalvarsan.

Die Erkennung der Lahmheiten (Krankheiten des Hufes, der Gelenke und Sehnen) und ihre Behandlung erfordert große Sachkenntnis und Erfahrung. Die Behandlung erfolgt durch kalte Wickel, Massage, scharfe Einreibung und Brennen. Durch zweckmäßiges Vorgehen erzielt man selbst bei chronischen Fällen oft überraschende Erfolge, besonders wenn ein tüchtiger Fahnenschmied für einen kunstgerechten Beschlag sorgt.

Unter den äußeren Erkrankungen sind außer schweren Verletzungen durch Schüsse und Hufschläge besonders die Erkrankungen des Widerrists und des Hufes zu nennen. Infolge Sattel- oder Geschirrdruckes kommt es oft zu tiefgehenden Eiterungen in der Gegend des Widerrists, so daß in vielen Fällen das Nackenband und die abgestorbenen Dornfortsätze der Wirbelsäule mit dem Messer abgetragen werden müssen. Namentlich Pferde, die im Gebirgskrieg als Tragtiere verwendet werden, sind häufig mit diesen Leiden behaftet. Eiterungen im Hufe veranlassen nicht selten Zerstörung des



Eine Widerristfistel-operation im Notstand.

Welche Werte können in einem Pferdelazarett gerettet werden! Man überlege nur, daß ein großer Teil der Patienten im Felde zugrunde gehen müßte, da die Behandlung der Umstände wegen nicht eingeleitet werden kann.

Ein großer Vorteil der Pferdelazarette ist auch der Umstand, daß Truppenteile, die infolge eines Gefechts oder aus anderen Ursachen einen plötzlichen Ausfall an Pferden haben, sich jederzeit aus der Sammelstelle mit Pferden versehen können und so marschfähig bleiben.

Außer der Wiederherstellung der kranken Pferde hat die Sammelstelle auch noch andere Aufgaben zu lösen. Da in der Sammelstelle Depots für Hufeisen und Pferdeausrüstungen eingerichtet sind, so können die Truppen sich hier Ersatz an diesen Ausrüstungsgegenständen holen. Ferner wird in der Sammelstelle die Anfertigung von Krankenstühlen und Tragkörben für Munition und Proviant bewerkstelligt. Zum Transport dieser Gegenstände im Gebirgskrieg werden Maultiere, Maulesel und Esel verwandt. Es sei noch hervorgehoben, daß auch der Ankauf von Pferden, Maultieren und Eseln durch die Sammelstellen erfolgt.

Jedenfalls bedeuten die Pferdelazarette eine wichtige Einrichtung, und die Arbeit der darin tätigen Veterinäre bringt reichen Nutzen. Mit Recht wird in der Militärveterinärordnung ausgesprochen: „Durch sachgemäße Beratung der militärischen Vorgesetzten, besonders bei Erhaltung der Marschfähigkeit der Truppenpferde und bei Verhütung des Ausbruchs von Seuchen, erwirbt sich der Veterinäroffizier ein großes Verdienst um die Schlagfertigkeit des Heeres."

Die militärische Führung und Verwaltung des Pferdelazaretts ist meist einem Kavallerieoffizier, der als erfahrener Pferdekenner bekannt ist, übertragen. Den Veterinärdienst leitet ein Oberstabs- oder Stabsveterinär, dessen Hauptaufgabe die Feststellung und Bekämpfung der Seuchen ist. Die Behandlung der kranken Pferde erfolgt durch mehrere in der Chirurgie erfahrene Veterinäroffiziere. Außerdem werden auch Studierende der Veterinärmedizin zwecks Ausbildung als Feldunterveterinär zum Feldlazarett kommandiert, da die große Zahl und Verschiedenartigkeit der Fälle eine selten günstige Gelegenheit zum Studium der Pferdekrankheiten bieten.

Die Tätigkeit der Veterinäre wäre nicht so nutzbringend, würden sie nicht durch die Unteroffiziere und Mannschaften der Sammelstelle in ihrer Arbeit treu unterstützt. Kranke Pferde erfordern naturgemäß eine ganz andere Warte und Pflege als gesunde, die vielen Stallwachen in den Krankenställen, das Abholen der Patienten aus der Front mit dem Transportwagen, der Umgang mit den kranken Pferden erfordert große Geduld und Liebe zu den Tieren.

Aus diesen Ausführungen dürfte ohne weiteres hervorgehen, daß auch der militärische Leiter einer solchen Anstalt eine hohe Verantwortung trägt, denn die Organisation und Verwaltung eines solchen Betriebes, die Erhaltung der militärischen Disziplin unter den Untergebenen und die Regelung des Dienstes erfordern Umsicht, Tatkraft und große Sachkenntnis. Ferner können die Freunde der Tierwelt und Anhänger des Tierschutzes daraus auch entnehmen, daß die Heeresleitung das Möglichste tut, um unseren vierbeinigen Kriegskameraden die Leiden zu erleichtern und ihre Gesundung herbeizuführen; nicht nur für praktische, auch für ideale Zwecke arbeiten die Pferdelazarette.

Hufknorpels und der Beugesehnen; nur die rechtzeitige Operation führt hier zum Ziele. Häufig trifft man auch Pferde mit Kehlkopflähmungen (sogenannte Roarer). Um die Pferde vom Erstickungstod zu erretten, wird der Luftröhrenschnitt gemacht und eine Kanüle in die Luftröhre eingesetzt, so daß die Atemluft einen neuen Weg findet. Die Kanüle bleibt liegen, und das Pferd kann nach einigen Wochen wieder arbeiten.

Außer den angeführten, häufig vorkommenden Operationen werden noch alle möglichen chirurgischen Eingriffe vorgenommen, wie Zahnextraktionen, Trepanation der Kopfhöhlen, Kastrationen bösartiger Hengste, Bruchoperationen usw.

Kleinere, weniger schmerzhafte Operationen finden im Notstand unter Anwendung von örtlich schmerzstillenden Mitteln statt. — Die langandauernden und großen Operationen werden am niedergelegten und gefesselten Pferd unter Anwendung der Chloroformnarkose ausgeführt.



Nach einer Hufoperation am liegenden und chloroformierten Pferd.

Daß bei der Durchführung der tierärztlichen Behandlung alle Fortschritte der Wissenschaft und besonders der Chirurgie Anwendung finden, ist selbstverständlich.

Vollkommen genesene Pferde werden sofort an die Truppen abgegeben. Solche Tiere, die eine tierärztliche Behandlung nicht mehr verlangen, aber noch schonungsbedürftig sind, werden in ein sogenanntes Erholungsheim gebracht, wo sie mehrere Wochen auf der Weide gehen können.

In geeigneten Fällen werden die schonungsbedürftigen Tiere auch an vertrauenswürdige Landwirte zur leichten Feldarbeit ausgeliehen. Diese Pferde müssen aber in bestimmten Zeitabständen in dem Pferdelazarette zur Untersuchung vorgeführt werden, damit ihre Felddienstbrauchbarkeit festgestellt werden kann.

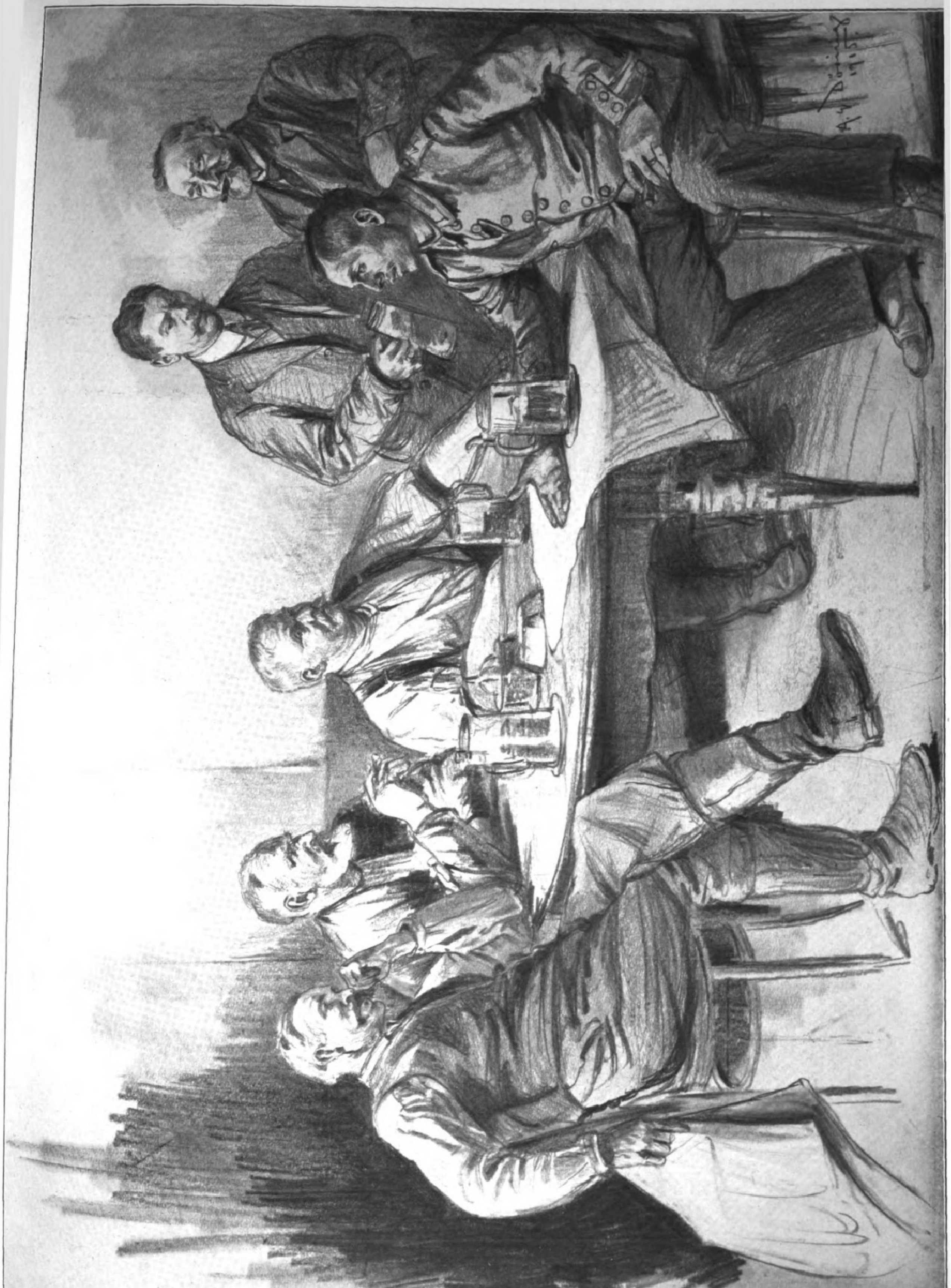
Geheilte, aber felddienstunbrauchbare Pferde werden an Landwirte versteigert; doch nur ungern und nur nach genauester Untersuchung wird ein Pferd als felddienstunfähig erklärt. Damit aber die als kriegsunbrauchbar verkauften Pferde von gewissenlosen Händlern nicht wieder anderen Dienststellen verkauft werden können, werden diese Pferde mit einem Brand in Kreuzform am linken Oberschenkel gekennzeichnet; so tragen auch unsere stummen Helden ein Denkzeichen für geleistete Kriegsdienste.

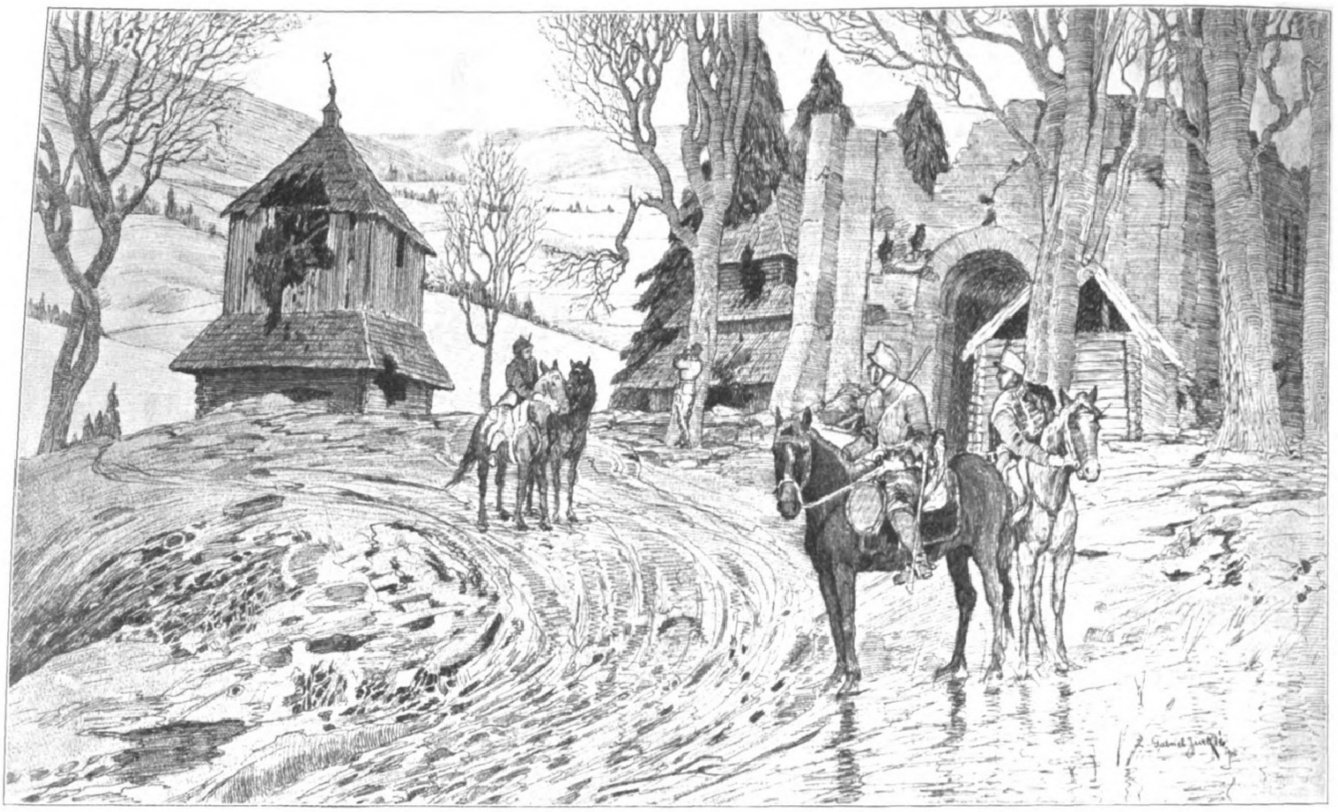
Endlich sei noch erwähnt, daß auch die tragenden Stuten zum Abfohlen in die Sammelstellen gebracht werden. Je nach der Entwicklung der Fohlen werden diese in einem Alter von zwei bis drei Monaten abgesetzt und verkauft. Die Mutterstuten gehen dann wieder an die Truppen zurück. Die Stuten und Fohlen erfreuen sich der besten Pflege und können sich den ganzen Tag im Freien bewegen, was der Entwicklung der Fohlen sehr förderlich ist.

Was die Erfolge der tierärztlichen Behandlung anbelangt, so kann man im allgemeinen sagen, daß etwa 80 Proz. der Pferde, wenn auch manchmal erst nach monatelanger Kur, wieder vollkommen felddienstfähig werden, etwa 15 Proz. können wenigstens so weit hergestellt werden, daß sie in der Landwirtschaft noch jahrelang Dienst tun können, und nur etwa 5 Proz. gehen als unheilbar ab.



Ein mit Maultieren bespannter Tiertransportwagen bringt einen verwundeten Patienten in das Pferdelazarett.





Aus den letzten Kämpfen in den Karpathen: Eine österreichisch-ungarische Patrouille bei einer zerschossenen ruthenischen Kirche.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Gabriel Jurkić.

Paul, der Bursche. Skizze des Kriegsteilnehmers Leutnants H. S.

Es geht auf den Morgen. Kühler streicht von Calais her der Küstenwind. Das vereinzelte Gewehrfeuer der Nacht ist nun ganz verstummt. Eine kleine Ohreule streicht klagend zu Nest — hin über die breite Wasserfläche des ausgetretenen Baches, dessen Spiegel sich unter dem kräftig fegenden Wind zitternd kräuselt. Noch eben verklang der Anruf der Patrouillen, die auf dem rechten Flügel eines sächsischen Schützengrabens und dem rechts umbiegenden Laufgraben bayrischer Landwehr über den tiefen Tümpel des ausgetretenen Baches sich vergewisserten.

Es ist nun ganz still, nur das eilende Wasser der Ablaufgräben murmelt der Bachmulde zu.

Da knackt es im Gehölz, das dem Bach nach der englischen Seite zu sich vorlagert. Es knistert noch einmal auf und ein drittes Mal, dann gleiten drei dunkle Körper

geschmeidig ins gurgelnde Wasser; Arme, die krampfhaft das Gewehr über sich halten, fahren auf und nieder über dem zerkrausten Wasserspiegel. Leises Schnaufen, wie von Köpfen, die atemholend auftauchen, Glucken und Plätschern, immer dem Lauf des Baches nach, der scharf rechts umbiegt und rauschend im beengten Bett der zerschossenen Wasserferme zueilt, die mit verworrenen Konturen fahl aus dem Mattdunkel heraussteht.

Dort plätschert es im Bach plötzlich kurz auf. Eine verwilderte Katze, die auf Wasserratten lauerte, springt in langen Sätzen davon. Drei Gestalten krauchen, vorsichtig im Schlamm tappend, die Bachböschung hinauf, verhalten lauschend und schlüpfen davon, hinter die Ferme.

Feindliche Patrouille hinter der Front!

100 m voran liegt der deutsche Schützengraben. Man sieht die Horchposten der Gruppen sich erheben und ablösen. Und der Ostwind streicht kühl vom Meere. Er trägt den fernen Klang schweren Geschützdonners verhallend mit sich.

* * *

Im Keller der Wasserferme liegen die Offiziere der Reservekompagnie, die bei britischem Angriff sich in die Aufnahmegräben einer rückwärtigen Stellung zu verziehen hat, als Flankenschutz zugleich der Haubitzenbatterie, die dort noch immer den schwersten englischen Kalibern trotzt und eine Patrouille hinter die Front schon lohnt. Trotz Wasser und deutschen Kugeln.

Oh, der Keller, das ist ein bombensicherer. Eisenbahnschienen, ganze Lagen von Ziegelschutt liegen zum Überfluß noch darüber. Da mag nur getrost der Brite seine schweren Aufschlagschrapnells draufwerfen.

Ein schwaches Öllicht glimmt in dem tiefen Raume. So ein Krankenlichtchen, wie man's früher hatte. In seinem ängstlich sich vor dem gähnenden Schwarz verkriechenden Schein könnte Menschenauge die drei schlafenden Leutnants sehen, die sich in ihre Ziegenpelze vermummt haben. Während das Feldbett, auf dem der Hauptmann nach nervösem Schlummer gerade tiefen Schlaf fand, fast mit dem schwarzen Gemäuer verwächst. Vorn, wo die Treppe sich ins Gewölbe schlängelt, liegt Paul, der Bursche. Er hat sich im Winkel von Mauer und Treppe ein Strohnest gewühlt und atmet tief vor sich hin.

Aber er schläft nicht. Ihn friert. Die dünne Bagagedecke hält nicht dicht und langt nicht hin und her. Irgendwo muß ein nasser Fleck im Stroh sein. Grundwasser!

Und Paul, der Bursche, wandelt im Halbwachen mit seinen Gedanken halb zwischen kräftigen Soldatenflüchen über dieses gottvergessene Schlammland und diese Zwitterart der Kriegführung, die allen Künsten ehrlicher deutscher Strategie Hohn spreche. Und verstohlen tasten seine Wünsche sich hinüber zur Zukunft, dem Land der Sehnsucht, Deutschland.

Da hört er's draußen rascheln. Die Rattenkatz der Wasserferme ist das nicht, die kennt er schon. Iltis und Marder huschen auch nicht so, und ein Mann der Kompagnie, der zu seinem Stall zurücktrottet, ist's auch nicht. Donnereins, wer hat denn da was zu suchen? Na, warten wir's ab! Man hat ja seine Knarre neben sich.

Jetzt rollen Steine. Es hält was jäh stille. War das nicht ein Flüstern? Ja, zum Donnerkiel, was wird denn das?



Von der Kriegstrauung der Tochter Isa des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg mit dem Legationssekretär Oberleutnant Dr. jur. Grafen Julius v. Zech-Burckersroda auf Hohenfinow, dem Gute des Reichskanzlers, am 5. Juli: Der Reichskanzler mit der Braut, dahinter der Bräutigam mit seiner Mutter, auf dem Wege zur Kirche.

Paul, der Bursche, will sich scharf aufrichten. Aber das müßte nur rascheln und verrät nur fremden Ohren, was sie nicht hören sollen. Also warten wir's ab. Wenn man nur das elende Lichtel auspusten könnte! Das muß nun brennen bleiben.

Jetzt verdunkelt sich oben der Eingang. Es zögert noch, das Fremde, was da oben steht — Menschen! Das weiß Paul, der Bursche, nun ganz genau, preßt sich flach an die Treppenwand und zieht geräuschlos das Weidmesser. Zum Gewehr kann er mit der Linken langen.

Nun steigt es herab, ganz vorsichtig. Großartig leise, denkt der Bursch und sieht lange, dünne Beine, gamaschenumwickelt, schmutzgelb. Von der Farbe, die ihm so in die Seele hinein zuwider ist wie ihr Träger.

Also die sind's. Hat man sich's doch gleich gedacht! Was die wollen! Sind die denn ganz des Deiwels in ihrer unverschämten Frechheit? Hier hinter der Front, in deutschen Linien?

Das soll euch schlecht bekommen, Gesindel! Könnt' euch wohl so passen, vier Offiziere auf einen Ruck heimtückisch kaltzumachen! Denn anders kriegt ihr sie doch nicht. — Und ein zärtlich besorgter Blick aus Pauls, des Burschen, blaugrauen Augen fliegt hinüber zur linken Ecke. Da liegt „seiner", der so gut ist zu ihm, und den er schon einmal rausgeholt hat aus dem Granatloch, wo er sicher drin versoffen wäre!

Merkwürdig — wie frei Paul zumute ist! Beinah lachhaft. Er denkt an Hoffmanns Wilhelm und Jordans Emil aus dem Dorf an der Mulde, beim burgumkrönten Mönchsberg. Wenn die mitwären! So ein Spaß! [illegible] zuzusehen! Denn das wär' gelacht, wenn er mit denen nicht alleine fertig würde.

Jetzt stehen die drei Englischmann ganz drin und orientieren sich. Am Zucken ihres Nackens kann's Paul, der

Bursche, ihnen ansehen, wie sie den Jubel über ihre Entdeckung unterdrücken.

Sollt am letzten gejubelt haben, Freundchen! Schade, daß man euch nicht lebendig fangen kann.

Jetzt hat er seinen Schlachtplan fertig: Geschossen wird nicht. Erstens verrät das, daß in der Ferme Truppen liegen, und dann fliegen morgen Volltreffer rein ... ade, du schöne Welt. Außerdem sind Rückpraller an der hinteren Kellerwand viel zu gefährlich für unsere Offiziere. Demnach werden wir sie von hinten fassen, ohne daß es knallt. Darüber wird zumindest „meiner" wach, und hernach nehmen wir sie in die Zwickmühle.

Da fuhr Paul, der Bursch, mit seinem Kneif dem langen Kerl vor ihm ganz langsam, aber mit Nachdruck in die Wade. Mit einem schmerzlichen „**damned**" fuhr der Verwundete herum. Mit ihm schreckten die zwei anderen zusammen und machten schußbereit und kehrt.

Paul, der Bursche, hatte schon richtig kalkuliert. „Seiner" wurde munter, sah die khakifarbenen Gesellen, griff nach dem Revolver und dann nach dem Säbel. Auf von der Matratze wie ein Löwe und dem mittleren einen Achselhieb, daß der stöhnend in die Knie brach. Den Wadwunden, der auf den deutschen Offiziersburschen abdrücken gewollt, hielt Paul mit dem gezogenen Seitengewehr in Schach. Der rasende Schmerz in der Wade tat das übrige – und sie ergaben sich. Die drei anderen Offiziere wurden erst darüber wach, als das Geschrei des Verhörs seinen Anfang nahm.

Der Ostwind strich von Calais herbe, wundersame Seeluft, die Sterne verblaßten, und irgendwo bellte ein einsamer Hund. Drinnen im düstern Keller, bei verlöschendem Öllicht, wehrte Paul, der Bursche, dem Lobspruch der Offiziere. „Das ist nu so, Herr Hauptmann. Wir machen's wie die Katz' mit solchen Wasserratten. Man lauert und fängt sie, wenn sie's zu frech treiben. Außerdem habe ich nun meine Geburtstagsüberraschung."



Ein englischer Infanterist.



Ein französischer Alpenjäger.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Typen unserer Feinde. Nach Zeichnungen des Kriegsteilnehmers Ernst Busch.



Ein Turko.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Freigabe von deutschen Nordseebädern. Das Öffentliche Verkehrsbüro in Berlin W. 8, Unter den Linden 14 schreibt uns: In Verfolg der vom Kriegsministerium erlassenen Verfügung, gemäß welcher der Badeverkehr auf sämtlichen Nordseeinseln verboten ist, hat das zuständige stellvertretende Generalkommando von seiner Ermächtigung, für den Besuch der auf dem Festlande gelegenen Bäder Erleichterungen zu gewähren, in entgegenkommender und wohlwollender Weise ausgiebigen Gebrauch gemacht. Es hat die Nordseebäder St. Peter-Ording, Büsum sowie die Insel Föhr mit den Bädern Wyk, Südstrand und Nieblum neuerdings für den Badebetrieb freigegeben und gleichzeitig auch den Vertrieb der Badeführer gestattet. Weder für den Badebetrieb noch für das Wattenlaufen sowie für das Strandleben sind irgendwelche Beeinträchtigungen auferlegt worden. Für den Aufenthalt in diesen Bädern, welche wegen ihrer Lage vom Krieg und den militärischen Maßnahmen unberührt sind, besteht keinerlei Gefahr. Die Reiseverbindungen sind wie vordem regelmäßig. Nach der Insel Föhr ist der Landweg über Niebüll-Dagebüll und von dort mit Dampfschiff in dreiviertelstündiger Fahrt bis Wyk a. Föhr der kürzeste und während des Krieges allein benutzbare. Die Hotels, Pensionen und Logierhäuser sind ohne Einschränkung in gewohnter Weise zur Aufnahme von Kurgästen vorbereitet. Für gute Verpflegung sowie auch für Unterhaltung, wie sie der Zeit entspricht, ist bestens gesorgt. Auf Grund des Brotkartenabmeldescheins erhält jeder Gast ohne weiteres seine Brotkarten. Die Mitführung eines mit Photographie versehenen Passes ist für den Besuch der Nordseebäder nicht erforderlich. Es genügt vielmehr ein kostenloser Ausweis der Heimatspolizei mit näheren Angaben über Namen, Stand, Wohnort, Straße, Geburtsdatum, Geburtsort, Zweck der Reise und Beglaubigung über die politische Unverdächtigkeit.

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger), errichtet 1830. Die diesjährige ordentliche Generalversammlung der Gesellschaftsmitglieder, die am 28. Juni abgehalten wurde, genehmigte die Jahresrechnung für 1914 und die Verwendung des Überschusses von Mk. 14 002 014,42 nach dem Vorschlage des Aufsichtsrats. Darnach wurden Mk. 1 000 000 dem Ausgleichungsfonds, der dadurch auf 6 300 000 erhöht wird, der Rest dem allgemeinen Sicherheits- und Dividendenfonds der Versicherten zugewiesen. Die Dividenden für die vor dem 1. Juni 1907 abgeschlossenen Versicherungen sind auch für 1916 wiederum auf 55 % (bis 1907 42 %, 1908 43 %, 1909 bis 1914 50 %, 1915 55 %) der ordentlichen (lebenslänglichen) Jahresprämien festgesetzt. Bei Dividendenplan A erhalten die Versicherten diese den Vorjahren gegenüber erhöhte Dividende unmittelbar, bei Dividendenplan B in Form entsprechend erhöhter Einheitsdividendensätze. Die seit dem 1. Juni 1907 abgeschlossenen, mehr als 5 Jahre bestehenden Versicherungen erhalten zunächst noch! die nach den neuen Rechnungsgrundlagen für sie vorgesehenen Grunddividenden; die erstmals nach 10 und dann von 5 zu 5 Versicherungsjahren vorgesehenen Zusatzdividenden, die zum erstenmal 1917 zur Verteilung kommen werden, können nach den jetzigen Überschußverhältnissen mit 25 ‰, anstatt wie bisher mit 15 ‰ in den Vorjahren, angenommen werden. Die Einrichtungen der Gesellschaft ermöglichen es, trotz dem Kriege bei dem alten wie bei dem neuen Bestand diese Dividenden zu verteilen und in Aussicht zu nehmen. Die Ergebnisse des verflossenen 84. Geschäftsjahres waren nicht unbefriedigend. Die Kriegsversicherungs-Bedingungen ermöglichten es der Gesellschaft, ihren Versicherten, die bei Kriegsausbruch noch nicht gegen die Kriegsgefahr versichert waren, deren nachträglichen Einschluß in die Versicherung auf Antrag zu gewähren und weiter neue Versicherungen unter Einschluß der Kriegsgefahr abzuschließen. Die Gesellschaft hatte infolgedessen, namentlich in den ersten Kriegsmonaten, noch einen nicht unbedeutenden Neuzugang zu verzeichnen, so daß die im ganzen Jahr neu abgeschlossene Versicherungssumme von rund Mk. 75 800 000 nur um 2½ Millionen Mark hinter der des Vorjahres zurückgeblieben ist. Der Versicherungsbestand der Gesellschaft beträgt am Ende ds. Jahres Mk. 1 089 230 401. An Versicherungsbeiträgen wurden im Jahre 1914 Mk. 44 401 842, an Zinsen Mk. 17 402 362 vereinnahmt. Während ihres 84 jährigen Bestehens sind von ihr infolge Todesfalls oder Ablaufs der Versicherungsdauer fällige Versicherungssummen von insgesamt 401 Millionen Mark ausgezahlt worden; außerdem konnten 190 Millionen Mark Dividenden an die Versicherten zurückvergütet werden. Die zur Erfüllung künftiger Verpflichtungen angesammelten Deckungsmittel haben jetzt den Betrag von 424 Millionen Mark erreicht.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Nr. 3760. Kriegsnummer 51. Preis 1 Mark.


LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG
KRIEGSBILDER
ORIGINALE
AUSGESTELLT
27.6.-10.8.
BERLIN. KUENSTLERHAUS. BELLEVUESTR.3

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3760. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 22. Juli 1915.



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.



Bad Elster



Glaubersalz-, Eisenquellen, Kohlensaure Stahl- und Moorbäder.

Mild anregendes Gebirgsklima, bequeme Waldspaziergänge.

Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Bes. geeignet zur Nachbehandlung von Krankheiten u. Wunden des Feldzugs.

Das **Sanatorium** mit **heilgymnastischem (Zander-) Institut** und allen sonstigen **therapeutischen Einrichtungen** bietet jeglichen Komfort. Zahlreiche Gesellschaftsräume, Wandelgänge, ärztl. überwachte **Diätkuren.** **Man verlange Prospekt.**

San.-Rat Dr. **P. Köhler**

BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad. Quellenemanatorium. Berühmte Glaubersalzquelle. Grosses medico-mechanisches Institut. Luftbad mit Schwimmteichen.

Große Erfolge b. Nachbehandlung von Verletzungen,

bei Herz- und Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten.

Prospekte u. Wohnungsverzeichnis postfrei durch die **Kgl. Badedirektion.** Generalvertrieb der **Heilquellen** durch die **Mohrenapotheke** in **Dresden.** Versand des **staatlichen Tafelwassers** König-Friedrich-August-Quelle durch den Brunnenpächter Klinkert in Oberbrambach.



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, **Chemnitz 16.**

Vollkommenste und modernste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Großer alter Park, freie Höhenlage. Behagliche Wohnräume, Zanderinstitut, Badesäle, Luftbäder, Emser Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Herz-, Hautleiden, Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden usw. **Kriegsteilnehmern Ermäßigung.** Illustr. Prosp. frei. 3 Ärzte. Chefarzt: Dr. Loebell.

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge (Wesergebirge). Physik. diätet. Kuranstalt. Vorzügl. Heilerfolge bei Gicht-, Rheuma-, Magen-, Darm-, Frauenleid. etc. Schwefelbäder eig. Quellen. Wald, Geb. Dr. Netter.

Friedrichsbrunn (Ostharz) Kurhaus (610 m) 81 Zimmer. Herrl. Ruhe u. Pflege. Prosp.

GENF
Hotel Richemond
am See
Erstklassig • 100 Zimmer
Restaurant mit Terrasse
A. R. Armleder, Besitzer.

Vierwaldstätter-See
Kurhaus Sonn-Matt
LUZERN 600 M. ü. M.
Voralpines Sanatorium u. diätet. Kuranstalt

Chemnitz.

325000 Einwohner (mit Bezirk der Königlichen Kreishauptmannschaft Chemnitz rund eine Million Einwohner, dicht bevölkertster Kreis im Königreich Sachsen). **Großstadtleben!** Besuchenswertestes Reiseziel! Lohnend für jedermann! Die Stadt ist Sitz hoher Behörden, zahlreicher höherer Schulen, Fachschulen usw., weltbekannt durch seine Maschinen- und Textil-Industrie, hervorragendste städtische und private Bauten, Promenaden- und umfangreiche Waldparkanlagen. Mittel- und Ausgangspunkt für alle Touren in das landschaftlich ganz hervorragende Erzgebirge (Fichtelberg, Keilberg) und seine überaus romantischen, mit Burgen und Schlössern geschmückten Flußtäler (Lichtenwalde, Augustusburg, Rochsburg, Kriebstein, Scharfenstein usw.). Ab Dresden und Leipzig zu erreichen in 1–2 Stunden. Über alles Wissens- und Wünschenswerte erteilt kostenfreie Auskunft der

Verein für Fremdenverkehr zu Chemnitz.
Jakobikirchplatz 1, I; Fernruf 6414.

Das Badner Land

mit seinen reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten (Schwarzwald, Odenwald, Rhein u. Bodensee) bietet auch während des Krieges Heilbedürftigen, Erholungsuchenden u. Wanderern angenehmen u. ungestörten Aufenthalt

Kriegsteilnehmer geniessen überall weitgehende Vergünstigungen

Führer und Unterkunftsverzeichnisse kostenlos durch den Fremdenverkehrsverband in Karlsruhe (Baden).

St. Blasien südl. Schwarzwald, 800 m ü. M., von der Hauptbahn-Station Freiburg i. B. ca. 2½ Std. Sommerfrische, Höhenluft-Wald-Jahreskurort. Subalpines Klima. Glänzendste Heilerfolge bei Erkrankungen der Nerven, Atmungsorgane, Herz-, Magen- und Darmleiden, Kriegserholungsbedürftigen. Anstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen. Während der Hauptkurzeit Kurkonzerte. Herrl. Spazierwege mit Alpenfernsicht. Schnellste u. günstigste Verbindung durch täglich zweimalige Kraftwagen-Kursfahrten mit den Stationen

Titisee ab morgens 7.00 u. nachm. 3.15 Uhr.
Titisee an mittags 12.00 u. abends 6.20 Uhr.
Waldshut ab nachm. 5.00; an vorm. 11.45 Uhr.

Fahrzeit jeweils ca. 1 Stunde. Einfacher Fahrpreis Mk. 3.50. Angenehmste und genußreichste Fahrt mit reizendem Blick auf liebliche Bergseen, zerklüftete Hochtäler und die höchsten Berge des Schwarzwaldes. Auskunft und Prospekte durch die Kurverwaltung.

Bezirkskrankenhaus Leichtlungenkranke. Zimmer einschließl. voller Verpflegung Mk. 6.— bis Mk. 8.—. Röntgenzimmer. Gr. Bezirksarzt Dr. Kautzmann.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
Sanatorium (Bayer. Hochgeb.)

für Innere, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Modernste, sanitäre Einrichtungen, jeglicher Komfort. Durch Neubau bedeutend vergrössert. Kurmittelhaus. Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Grosser Park. Prospekt. Das ganze Jahr geöffnet.

Während der Kriegsdauer in vollem Betriebe. Kriegsteilnehmern Ermässigung.

GRAUBÜNDEN SCHWEIZ

HERVORRAGENDES TOURISTEN-KUR- UND SPORTGEBIET
HEILKRÄFTIGES ALPENKLIMA
ZAHLREICHE BADE- UND LUFTKURORTE IN DEN HÖHENLAGEN VON 600 BIS 1800 M/M
AUSKUNFT UND ILLUSTRIERTE BROSCHÜREN, FÜHRER DURCH GRAUBÜNDEN: DIE RHÄTISCHE BAHN: DIE BERNINABAHN DURCH DAS OFFIZIELLE VERKEHRSBUREAU IN CHUR

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke
Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich **Neu-Coswig i. Sa.**

Dr. Warda · Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Klösterle Natürlicher Lithion-**Sauerbrunn**
Vornehmstes Heil- und Tafelwasser.

Durch Erlaß seiner Exzellenz des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 19. März 1907 den Behörden zur Benutzung empfohlen.

Deutsches Bäderbuch

bearbeitet unter Mitwirkung des Kaiserl. Gesundheitsamtes.

648 Seiten in Quart mit 13 farbigen Tafeln graphischer Darstellungen von Quellenanalysen, einer Übersichtskarte und der Hellmannschen Regenkarte. In Originalleinenband 15 Mark.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1-7.

Besuchet **Thüringen:** Prächtige Städte: Vortreffliche Kurorte und Sommerfrischen. Preisw. Unterkunft. Illustr. Ratgeber kostenlos gegen 10 Pfg. Portoeins. vom Thüringer Verkehrsverband Sitz Gotha.

Deutschlands Herz!

SALZUNGEN
(Thüringen)

Solbad und Inhalatorium. Solquellen von 5 und 27% Salzgehalt, **Solbäder** mit und ohne Kohlensäure. **Moorbäder. Gradierhäuser** zu Kurzwecken einzigartig eingerichtet. Gesellschafts- und **Einzelinhalationen** neuester Systeme (Körtings temperierbares Trockeninhalatorium). **Pneumatische Kammern.** Trinkkur. Vorzügliche Heilerfolge bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Skrofulose, Rachitis, Gicht, Rheumatismus, Herz- u. Frauenkrankheiten. — Ausgedehnte Parkanlagen u. Waldungen. Prospekte durch die **Badedirektion.**

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), **nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige.** Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.



ZEISS TESSARE
Unerreicht für Porträt-Moment-Landschaft
Zu beziehen durch photograph. Geschäfte
BERLIN HAMBURG LONDON MAILAND — CARL ZEISS JENA — PARIS ST. PETERSBURG TOKIO WIEN
Prospekt P 9 kostenfrei

Batſchari rein deutſch!

Von einer über das ganze Deutſche Reich verbreiteten Bankgruppe wurde ſämtliches in unſerer Firma angelegte ausländiſche Kapital übernommen.

Nachdem unſere Firma hierdurch ein

rein deutſches Unternehmen

geworden iſt, wurde durch Erlaß der Großh. Badiſchen Regierung vom 17. Mai 1915 die Staatsaufſicht aufgehoben.

In gleichem Sinne haben das Kgl. Preuß. Kriegsminiſterium (Erlaß vom 2. Juni 1915), das Reichs-Marineamt (Erlaß vom 11. Juni 1915), das Kgl. Bayriſche und das Kgl. Sächſiſche Kriegsminiſterium den Vertrieb unſerer Cigaretten

bei Heer und Flotte wieder zugelaſſen.

Der Kenner und Freund einer guten Cigarette kann ſich demnach jetzt ruhig und frei von nationalen und ſonſtigen Bedenken an dem Genuſſe unſerer vorzüglichen Qualitäts-Marken erfreuen.

A B C
A·BATSCHARI CIGARETTEN

A. B. C.
Tacos
Sleipner
Cyprienne
Mercedes
Horizont
Fürst Fürstenberg

A. Batſchari, Cigarettenfabrik G. m. b. H.
Baden-Baden.



Illustrirte Zeitung

Nr. 3760. 145. Bd.



Generaloberst Freiherr Conrad v. Hötzendorf,

der hochverdiente Chef des Generalstabs der österreichisch-ungarischen Armee. — Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Erich Heermann.

In dem Handschreiben des Kaisers Franz Joseph an seinen Generalstabschef heißt es: „Die ruhmvolle Eroberung Lembergs ist der erfolgreiche Ausdruck der groß angelegten Operationen, die die verbündeten Heeresleitungen entworfen und die tapferen Armeen durchgeführt haben. In dankbarster Anerkennung dieser Verdienste ernenne ich Sie zum Generaloberst.“

Die Neutralen in diesem Kriege.

Von Graf E. Reventlow.

Es hat wohl selten einen Krieg gegeben, während dessen Dauer von Anfang an und ohne Unterbrechung die Politik und ihr Mittel, die Diplomatie, eine so große und spannende Rolle gespielt haben wie in diesem Weltkriege. Das bekannte Wort des Generals v. Clausewitz: der Krieg sei nichts anderes als die Fortsetzung der Politik mit ihrem anderen Mittel, hat sich in diesem Kriege nur zum Teil als wahr gezeigt, nur insofern, als die politischen und diplomatischen Beziehungen zu den Staaten, mit welchen wir Krieg führen, aufgehört haben. Im übrigen arbeitet die Politik angestrengter denn je, ja, sie arbeitet auch hinsichtlich unserer Feinde insofern, als die Arbeit der deutschen Waffen häufig nach rein politischen Gesichtspunkten bald nach der einen, bald nach der anderen Seite stärker oder weniger stark, hauptsächlich oder nebensächlich zur Verwendung gebracht werden, je nachdem, wie die Politik es als vorteilhaft erscheinen läßt. Natürlich sind solche Möglichkeiten einer Kriegspolitik nur dann vorhanden, wenn die rein militärische Möglichkeit es gestattet. Beispielsweise war die englisch-französische Dardanellenunternehmung im wesentlichen dem politischen Hauptzwecke untergeordnet: den Orient und den Balkan von Deutschland und Österreich-Ungarn abzusprengen und dann gegen ihn zu richten. Nach dem Kriege wird man noch manche solcher militärischer Operationen und Unternehmungen namhaft machen, deren Zweck weniger die Niederwerfung des hauptsächlichen Feindes war als die Gewinnung, zum mindesten die Umstimmung von neutralen Mächten.

Neutrale Mächte in einem Kriege können selten über einen Kamm geschoren werden, schon deshalb, weil ihre Neutralität für sie selbst und für die Kriegführenden von ganz verschiedener Bedeutung ist. Die Neutralität der Vereinigten Staaten bedeutet in sich etwas ganz anderes als die Neutralität z. B. Hollands oder Dänemarks, und die Neutralität Schwedens ist von ganz anderen Erwägungen abhängig, als z. B. diejenige Rumäniens es war und, im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, es ist.

Einzigartig in diesem Kriege ist die Tatsache, daß alle Großmächte außer den Vereinigten Staaten von Amerika am Kampfe als Kriegführende teilnehmen; China rechnen wir dabei nicht als Großmacht. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind die mächtigsten von allen Neutralen und deshalb für beide kriegführenden Parteien von hoher Bedeutung. Schon diese Begründung dürfte eigentlich nicht möglich sein, denn nach dem Begriffe der Neutralität ist eine Macht neutral, wenn sie weder die eine noch die andere kriegführende Partei begünstigt noch benachteiligt. Normalerweise müßte eine neutrale Macht also für beide kriegführenden Parteien gewissermaßen das gleiche Gesicht und das gleiche Verhalten zeigen. Die Vereinigten Staaten hätten das bei der großen Unabhängigkeit ihrer wirtschaftlichen und geographischen Lage am allerleichtesten. Sie haben ja nicht einmal nötig gehabt, ihre Land- und Seestreitkräfte in Bereitschaft zu setzen und so zu halten, wie alle neutralen Mächte in Europa ohne Ausnahme es jetzt seit zwölf Monaten tun. Die Vereinigten Staaten sind wirtschaftlich selbständig; sie erzeugen alles, was sie brauchen, können es jedenfalls. Der Krieg trifft sie nur an ihrer Ausfuhr und ihrem Handel überhaupt nach Europa. Bei Kriegsbeginn machte sich Mißstimmung in den Vereinigten Staaten geltend, weil man voraussah, er würde in vielen Beziehungen das Geschäft schwer stören. Dann kam die alles überflutende Einfuhr infamster Lügen von unseren europäischen Feinden in die Vereinigten Staaten hinein. Wir konnten sie nicht parieren, weil uns die Verbindungsmittel im Kriege abgeschnitten waren, wie bekannt. So nahmen die Dinge ihren Lauf, und vornehmlich deshalb entstand in den Vereinigten Staaten eine Durchschnittsstimmung, welche vom Geiste der Neutralität zu Deutschlands Ungunsten weit abwich. Starke englische Sympathien und Verwandtschaften, Geschäftsbeziehungen, Gemeinsamkeit der Sprache, Unkenntnis des deutschen Wesens und Abneigung gegen dasselbe taten den Rest. So standen die Dinge, als die immer größer werdenden Kriegsmateriallieferungen aus den Vereinigten Staaten an unsere Feinde steigende Entrüstung in Deutschland erregten. Aus Amerika kam die trockene Antwort: wir würden auch euch Deutschen Kriegsmaterial verkaufen, aber ihr beherrscht ja die See nicht genügend, um solche Sendungen entgegennehmen zu können. „Frei ins Haus" zu liefern, dazu können wir uns nicht verpflichten. Diese Auffassung zu Washington war unneutral, denn sie unterstützte die eine Partei auf Kosten der anderen, sie lieferte unseren Gegnern direkt die Mittel zur Führung des Krieges, weil es ihnen daran fehlte. Wahrhaft neutral seitens der Vereinigten Staaten wäre es gewesen, die Waffenlieferungen zu verbieten oder durch Druck unsere Gegner zu zwingen, ebensolche Lieferungen, wie sie selbst erhielten, auch nach Deutschland durchzulassen. Im Laufe des vergangenen Winters trat dann der deutsche U-Bootskrieg gegen den britischen Handel hinzu, und als die englische „Lusitania" vernichtet wurde, erhob Amerika die bekannte Beschwerde, welche vor anderthalb Wochen von der deutschen Regierung beantwortet worden ist. Wir hoffen, daß die Antwort der Vereinigten Staaten mehr Billigkeit und mehr Verständnis zeigen wird als ihre bisherigen Äußerungen zu diesem Kapitel. Die Vereinigten Staaten haben sich alle englischen Verletzungen des Seerechts und alle Mißhandlungen der neutralen Schiffahrt, obgleich sie ganz unerhört waren und sind, ruhig gefallen lassen. Sie haben es auf der anderen Seite ignoriert, daß die deutsche Regierung bei Beginn des Krieges ausdrücklich erklärte, sie würde bereit sein, alle bisher nicht ratifizierten seekriegsrechtlichen Abmachungen zu ratifizieren, um die Rechte der Neutralen und die neutrale Schiffahrt in diesem Kriege zu sichern. Als dann aber Deutschland in berechtigter Notwehr gegen den englischen Aushungerungskrieg seinen U-Bootskrieg gegen den britischen Handel nach loyaler Ankündigung führte, da nahmen die Vereinigten Staaten erbittert Stellung gegen uns. Wie gesagt, man muß hoffen, daß der Geist der Unparteilichkeit und Billigkeit in Washington die Oberhand gewinne. Deutschland weiß, daß es sein Recht vertritt und von Anfang des Krieges an aufrichtig bereit gewesen ist, die Rechte der Neutralen zu achten und zu schützen.

Die Vereinigten Staaten wären dazu geschaffen gewesen, vom Beginn des Krieges an die seefahrenden neutralen Staaten um sich zu vereinigen und mit ihnen einen Bund zu bilden zum Schutze des von England mit Füßen getretenen neutralen Rechts und der neutralen Schiffahrt. Norwegen, Schweden, Dänemark und Holland hätten es Amerika gedankt, und sie zusammen hätten einen mächtigen Bund gebildet, vor dem auch Großbritannien Respekt hätte haben müssen. Großbritannien ist ja wirtschaftlich ganz abhängig von den Vereinigten Staaten. Auch daraus ist nichts geworden wegen Amerikas Hinneigung zu unseren Feinden, und so haben die kleinen neutralen seefahrenden Staaten Europas Schlimmes von England über sich ergehen lassen müssen. Die englische Regierung sagte ihnen: wir bedauern, wenn ihr leidet, aber es ist besser, ihr leidet, als daß Großbritannien litte. Während die Vereinigten Staaten im übrigen durch den Krieg große Vorteile haben und nach dem Kriege Großbritanniens wirtschaftliche und finanzielle Weltstellung zu einem großen Teile abgelöst haben werden, während Nordamerika nach dem Kriege frisch und unerschöpft mit gewaltig geschwollenem Scheckbuch dastehen wird, haben die seefahrenden Neutralen Europas magerere Tage denn je. Dazu kommt, daß Großbritannien steigend auf jeden von ihnen drückt, damit er seine Neutralität aufgebe. Am wichtigsten wäre den Briten Holland und Dänemark, und um so anerkennenswerter ist die bisherige Haltung dieser Staaten. Sie ist freilich weder in Dänemark noch in Holland Ergebnis einer Zuneigung für Deutschland; davon ist keine Rede. Diese kleinen Staaten haben aber Selbstgefühl, und sie begreifen, daß Anschluß an Großbritannien ihre Unabhängigkeit tatsächlich für immer vernichten würde. Weniger wichtig ist Norwegen, welches immer stark unter britischem Einflusse stand. Ganz anders als bei diesen drei Mächten zeigt sich die Lage Schwedens. Hier finden wir ausgesprochene Sympathie für Deutschland und ausgesprochene Abneigung und Furcht Rußland gegenüber. Rußlands von langer Hand auch durch Bahnbauten vorbereitete Absicht: bei günstiger Gelegenheit Schweden zu überfluten, es zu einem zweiten Finnland zu machen und an der Westküste Norwegens einen atlantischen Hafen zu gewinnen, hat schon längst in Schweden steigende Besorgnis erregt. Die schwedische Regierung hat gleichwohl vorgezogen, gewissenhaft neutral zu bleiben, und wir Deutschen achten diesen Entschluß ebenso, wie wir die Loyalität der schwedischen Neutralität rückhaltlos anerkennen. Wie sich hier im Norden die Verhältnisse bei weiterem Fortschritte des Krieges gestalten mögen, steht dahin. Sobald die eine kriegführende Partei unzweifelhaft die Oberhand erlangt hat, sobald die andere unwiderruflich unterlegen ist, oder wenn beide kriegführenden Parteien bis zu einem gewissen Grade der Erschöpfung gelangt sind, kann sich die Haltung vieler Neutralen, sei es freiwillig, sei es gezwungen, nicht mehr aufrechterhalten lassen. In einem extremen Falle greift der Neutrale aus Not zu den Waffen, um seine Unabhängigkeit zu verteidigen; im anderen schließt er sich, ebenfalls gezwungen, dem Sieger an, weil das Gegengewicht auf der andern Seite fehlt und Widerstand seine Lage nur verschlimmern könnte. Eine einzige neutrale Macht in Europa gibt es, die nach menschlichem Ermessen von solchen Krisen und Gefahren nicht bedroht werden kann: die Schweiz. Mitten auf dem europäischen Festlande liegend, ohne Verbindung mit der See, in beinahe unangreifbarer Stellung, stets wehrkräftig, nach allen Seiten unabhängig, hat die Schweiz es stets verstanden, das Ideal der Neutralität ohne Schaden für sich selbst zu verkörpern. So ist es auch in diesem Kriege. Wirtschaftlich leidet die Schweiz allerdings schwer durch die englisch-französisch-italienische Blockade der europäischen Küsten. Außerdem machen sich im Schweizer Bundesgebiete die Sympathien und Antipathien der verschiedenen Nationalitäten in bezug auf die kriegführenden Parteien bemerkbar; das ist aber bis jetzt eine Erscheinung von minderer Bedeutung, und man darf nach wie vor annehmen, daß die Schweiz im Sinne des Wortes unparteiisch bleiben und jede Verletzung ihrer Neutralität durch kriegführende Parteien kräftig mit der Waffe zurückweisen wird. Die Neutralität der Schweiz ist eine nach außen in jedem Sinne uninteressierte Neutralität.

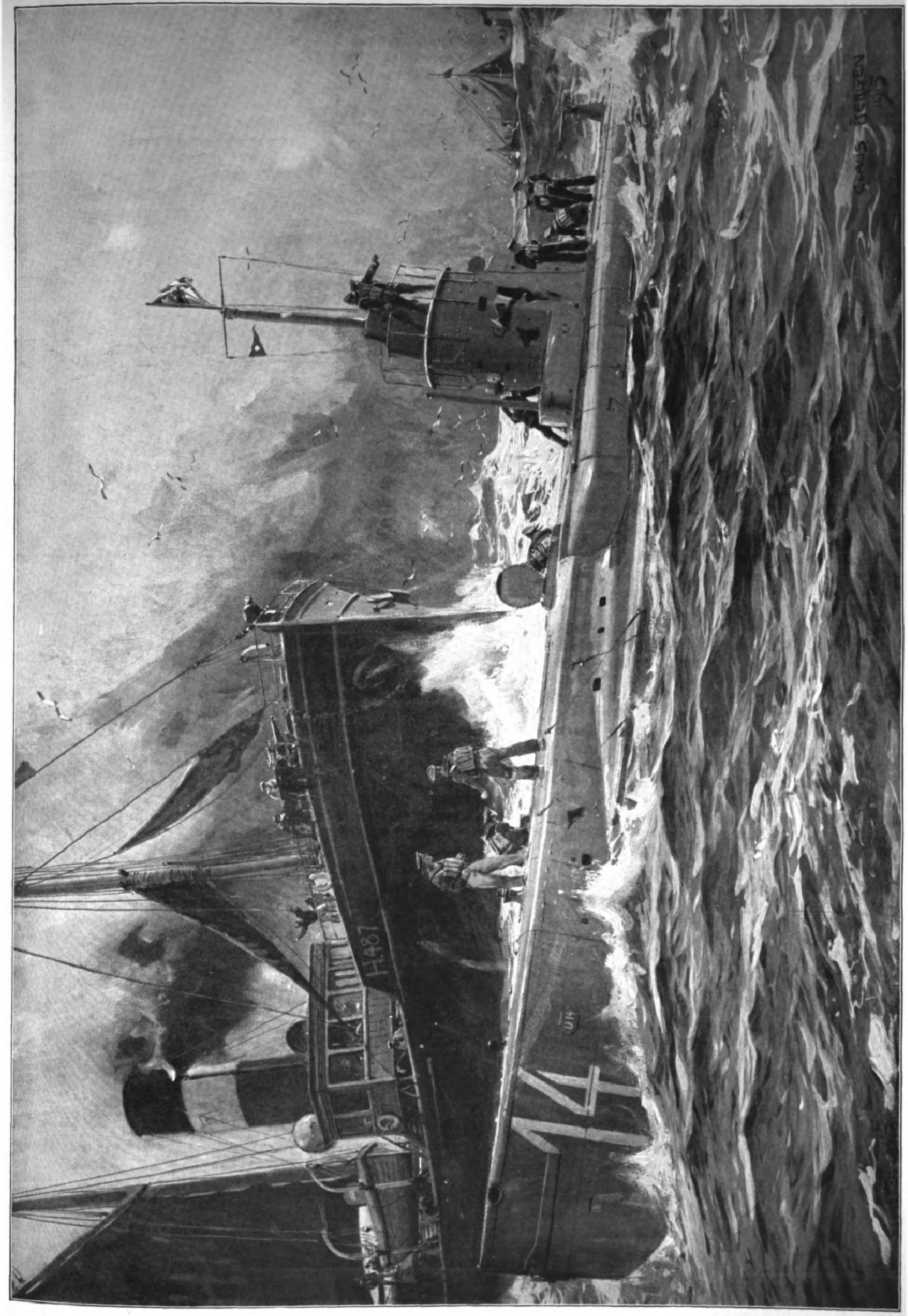
Das Gegenteil solcher Uninteressiertheit finden wir auf der Balkanhalbinsel. Hier konzentrieren sich bekanntlich beinahe seit Beginn des Krieges politische Fragen von höchster Wichtigkeit. Auf der Balkanhalbinsel ergeben das Durcheinander und Ineinander der Staaten, ihre verwickelten völkischen und nationalen Verhältnisse, ihre Beziehungen zu den europäischen Großmächten und ihre Erweiterungsbestrebungen ganz außerordentlich verwickelte Verhältnisse. Wir können diese im Rahmen eines Aufsatzes nur andeuten und nur unter dem Gesichtspunkte des deutschen und des österreichisch-ungarischen Interesses.

Auf der Balkanhalbinsel finden wir zwei uns und unserem Bundesgenossen offen feindliche Mächte: Serbien und Montenegro. Rumänien, Bulgarien und Griechenland sind neutral. Rumänien und Bulgarien bilden, solange Serbien nicht unterworfen ist, die Landbrücke, ja die Verbindung überhaupt zwischen Österreich-Ungarn und unserem dritten Verbündeten, der Türkei. Rumänien war bei Beginn des Krieges seit Jahrzehnten geheimes Mitglied des alten Dreibundes: Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien. Ebensowenig wie Italien hat Rumänien seiner Bundespflicht genügt, ja, es ist nicht einmal wohlwollend neutral geblieben. Das zeigte sich darin, daß auf Geheiß des benachbarten Rußlands die rumänische Regierung ein Ausfuhrverbot nach Österreich-Ungarn erließ und gleichermaßen verbot, daß Munition und anderes Kriegsmaterial von der ungarischen Grenze durch Rumänien hindurchgeführt würde, um dann durch Bulgarien nach der Türkei zu gelangen. Die Stimmung in Rumänien war dank den Bemühungen unserer Gegner schon seit Jahren derart gegen Deutschland und Österreich-Ungarn eingenommen worden, daß der König und deutschfreundliche Staatsmänner nicht dagegen ankonnten. Dazu kam der in Rumänien und auf dem ganzen Balkan so gewaltige Nimbus der unbezwinglichen und unwiderstehlichen Macht Rußlands. Man wagte nicht, gegen ein Verbot Rußlands zu handeln, weil man überzeugt war, Rußland werde siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Weiter kam dazu die alte Mißstimmung Rumäniens gegen Ungarn und die Bestrebungen auf Angliederung desjenigen Teiles von Ungarn, der vorzugsweise von Rumänen bevölkert ist. Daneben gab und gibt es freilich auch besonnene Rumänen, die wissen, daß ein Sieg Rußlands Rumänien rettungslos zum russischen Vasallenstaate machen würde, und daß daher ein Anschluß an die beiden europäischen Zentralmächte schon deshalb das Gegebene sein müßte, weil diese ein starkes und unabhängiges Rumänien wünschen. Bis zur Stunde hat Rumänien sich noch nicht entschieden, und es ist nicht abzusehen, wie seine Entscheidung ausfallen wird. Für wahrscheinlich möchte ich halten, daß auch hier die Machtfrage in der einen oder anderen Weise mit diesen oder jenen Mitteln die Entscheidung bringen wird.

Etwas anders liegen die Dinge mit Bulgarien. Dieser Staat hatte beim Beginn des Krieges besonders mit Österreich-Ungarn intime Beziehungen, war im Zweiten Balkankriege durch seine vereinigten Balkangegner niedergeworfen, großer Gebiete beraubt worden und war voll Erbitterung gegen Rußland. Nachdem der Krieg begonnen hatte, versuchten unsere Gegner, sich Bulgarien wieder zu nähern und ihm große Versprechungen auf Kosten der Türkei und auf Kosten Griechenlands zu machen, wenn Bulgarien das Schwert zöge und auf die Seite unserer Feinde träte, insbesondere, wenn es die Türkei angriffe. Bulgariens Bestrebungen sind aber mehr auf Gebiete gerichtet, die Serbien ihm zum Teil fortgenommen hat, teils schon lange besitzt. Deutschland und Österreich-Ungarn, deren Feind Serbien ist, würden naturgemäß nichts dagegen haben, wenn Bulgarien sich diese Gebiete nähme. Aber auch in Bulgarien ist noch der Nimbus russischer und britischer Macht vorhanden und wirksam. Es gibt Bulgaren, die heute noch fürchten, Österreich-Ungarn könne geschlagen werden, und dann würden die Großmächte das bulgarische Gebiet unter die Balkanmächte verteilen. So sehen wir auch hier, wie nur Unsicherheit und Parteiströmungen bis jetzt Neutralität gehalten haben. Weder Rumäniens noch Bulgariens Neutralität ist uninteressiert. Sie kann es auch nicht sein, wohl aber ist Bulgariens Neutralität bisher loyaler gewesen als die Rumäniens. Auch in Griechenlands Brust wohnen mehrere Seelen. Die eine personifiziert der charakterfeste König Konstantin, die andere der französischen und englischen Einflüssen dienstbare Staatsmann Venizelos. Dieser wollte im vergangenen Winter Griechenland in den Krieg stürzen, und zwar gegen die Türkei. Man hatte Griechenland dafür türkische Inseln und Küstenstriche versprochen. Unter diesem Vorwande wollten Frankreich und Großbritannien griechische Truppen gegen Konstantinopel und nach Gallipoli als Kanonenfutter entsenden und versprachen dabei den Griechen Dinge, die erst erobert werden mußten. Da legte sich der König ins Mittel, der Ministerpräsident Venizelos wurde gestürzt, und die Neutralität Griechenlands blieb erhalten. So steht es heute und wird es weiter sein, wenn der König gesund bleibt. Diese Politik ist ohne Zweifel die weitsichtigere, denn sie setzt Griechenland keinem Risiko aus und sichert ihm anderseits die tätige Dankbarkeit der Zentralmächte nach siegreichem Ausgange des Krieges.

Aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß die Neutralität der jetzt neutralen Balkanmächte sich im Stande des labilen Gleichgewichtes befindet. Von ihrer Entscheidung hängt für den Verlauf des Krieges außerordentlich viel ab, während man anderseits sagen muß, daß ebendiese Entscheidung durch den Gang der militärischen Ereignisse wesentlich beeinflußt werden wird. Hier besteht mithin eine Wechselwirkung, die vorauszusehen unmöglich ist. Unsere Gegner wünschen und verlangen, daß die drei Balkanmächte für sie das Schwert ziehen. Das Deutsche Reich verlangt nur Neutralität. Das Deutsche Reich und seine Verbündeten verlangen vor allem freie Verbindung zwischen Ungarn und der Türkei. Daraus ergibt sich dann das übrige von selbst.

Die Neutralen und ihre Neutralität in diesem Kriege bilden ein ebenso wichtiges wie verwickeltes Kapitel: wegen ihrer eigenen Bestrebungen, Stimmungen und Unstimmigkeiten und wegen der Interessen und Bestrebungen der kriegführenden Parteien.


H487
14
CLAUS BERGEN 1915

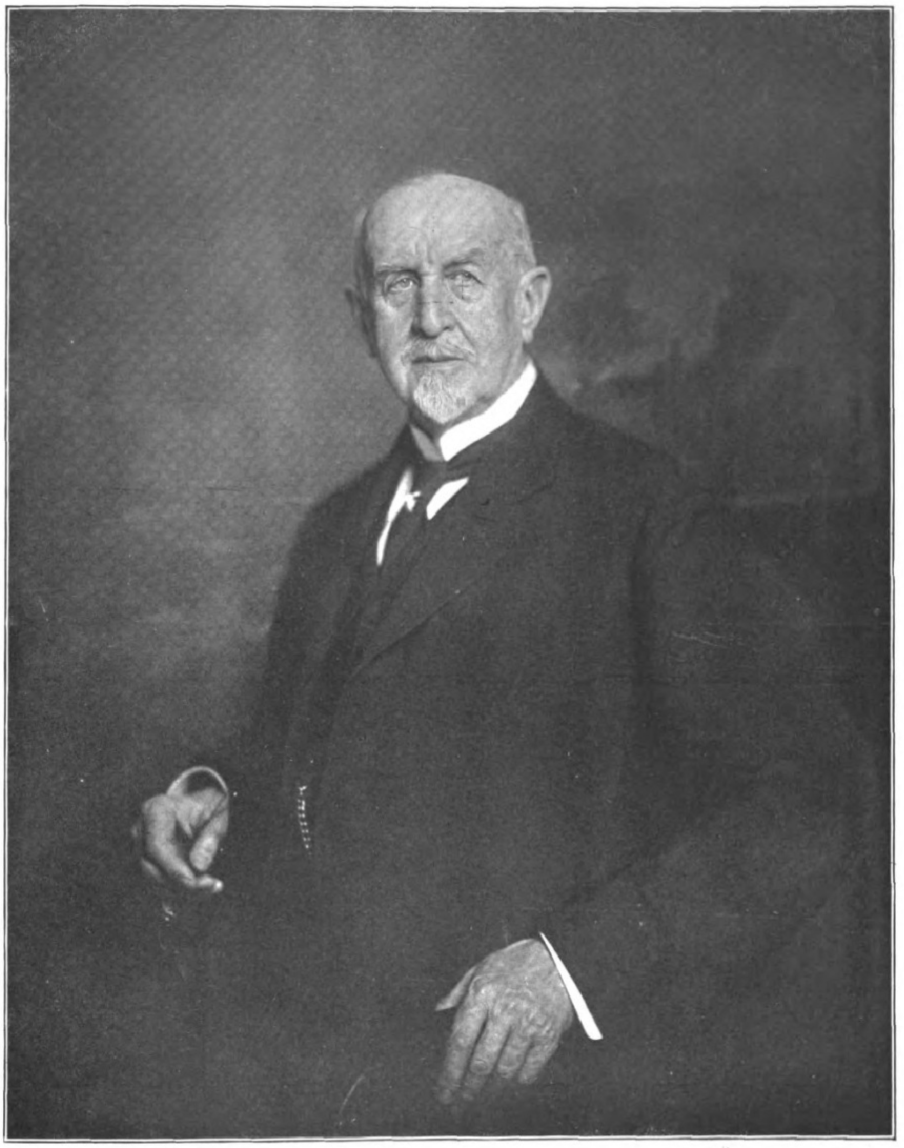


Wilhelm v. Wedel-Piesdorf.

Von Josef Feuder.

In den Nachmittagstunden des 11. Juli ist in Berlin der Präsident des Preußischen Herrenhauses und frühere Minister des Königlichen Hauses Wilhelm v. Wedel-Piesdorf hochbetagt gestorben. Ein langes, an Arbeit und Segen reiches Leben ist damit zu seinem Abschluß gekommen; das Vaterland betrauert in dem Heimgegangenen einen seiner treuesten und besten Söhne.

Am 20. Mai 1837 in Frankfurt a. O. geboren, studierte Wedel in Heidelberg und Berlin die Rechte, wurde 1858 Auskultator in Berlin, um dann als Regierungsreferendar in Erfurt und später als Regierungsassessor in Magdeburg Verwendung zu finden. Seine weitere dienstliche Laufbahn führte ihn nach Wolmirstedt und Eisleben, wo er als Landrat wirkte. Im Jahre 1876 nahm er seinen Abschied, um sich der Bewirtschaftung seines Gutes Piesdorf bei Belleben zu widmen, kehrte aber bereits 1881 in den Staatsdienst zurück und wurde Regierungspräsident in Magdeburg, ein Posten, den er bis zu seiner 1888 erfolgten Ernennung zum Minister des Königlichen Hauses bekleidete. Seine parlamentarische Tätigkeit begann Wilhelm v. Wedel, der politisch auf dem Boden der deutschkonservativen Partei stand, im Jahre 1879, wo ihn der Wahlkreis Sangershausen-Eckartsberga ins Preußische Abgeordnetenhaus entsandte; von 1884 bis 1890 gehörte er für Mühlhausen-Langensalza dem Deutschen Reichstag an, dessen Präsident er vom Spätherbst 1884 bis zum Sommer 1886 war. Als Reichstagspräsident führte Wedel unseren Kaiser in die Angelegenheiten des Deutschen Parlaments ein. Aus dieser Unterweisungstätigkeit entwickelten sich zwischen dem damaligen Prinzen Wilhelm und Herrn v. Wedel bald nähere Beziehungen, die in der Folge zu Wedels Berufung an die Spitze des Hausministeriums führten, das er zwanzig Jahre hindurch, bis 1908, leitete. Bereits im Jahre 1885 wurde Wedel als Vertreter der Familie v. Wedel in die Preußische Erste Kammer berufen, in die er 1886 eintrat; am 15. Januar 1912 wurde er, weil der schwererkrankte bisherige Präsident Freiherr v. Manteuffel eine Wiederwahl ablehnte, mit der Leitung der Präsidialgeschäfte des Herrenhauses betraut. Nur wenige Jahre war es ihm vergönnt, dieses verantwortungsreichen Amtes zu walten, aber alle, ohne Unterschied der Partei, die unter seiner Ägide arbeiten durften, werden seine Umsicht und Sachkenntnis, werden vor allem auch seinen Gerechtigkeitssinn und seine unbedingte Unparteilichkeit in Ehren halten, Eigenschaften, die man ihm in besonderem Maße auch als Präsidenten des Deutschen Reichstages nachzurühmen berechtigt war. Exzellenz v. Wedel-Piesdorf, den seit 1898 das Band des hohen Ordens vom Schwarzen Adler schmückte, war ein Konservativer von altem Schrot und Korn, dabei von verbindlichsten Umgangsformen, und als Gegner jeder Fronde sah er eine seiner vornehmsten Aufgaben darin, die aufeinanderplatzenden Geister zu versöhnen, die politischen Gegensätze auszugleichen. In seiner letzten Herrenhausrede trat er entschieden dafür ein, daß die Aussprache über die Kriegsziele noch zurückzustellen sei, ohne andererseits mit seiner allgemeinen Anschauung über diese Ziele hinter dem Berge zu halten. Die sterblichen Überreste des Verewigten haben auf seinem Stammsitze Piesdorf ihre letzte Ruhestatt gefunden. Unter den zahllosen Beileidskundgebungen, die der Witwe Wedels aus allen Teilen des Reichs und auch vom Kriegsschauplatze zugingen, war auch eine ganz besonders herzlich gehaltene von Kaiser Wilhelm II.



Präsident des Preußischen Herrenhauses Wilhelm v. Wedel-Piesdorf,
ehemaliger Minister des Königlichen Hauses, † am 11. Juli in Berlin im 79. Lebensjahre. (Hofphot. Nicola Perscheid, Berlin.)

Kriegschronik.

15. Juni 1915.

Die Franzosen holten sich gestern eine neue Niederlage. Trotz der am 13. Juni erlittenen schweren Verluste setzten sie ihren Durchbruchsversuch auf der Front Liévin-Arras mit großer Zähigkeit fort. Die mit einem ungeheuren Munitionsaufwand vorbereiteten und in dichten Wellen vorgetragenen französischen Angriffe brachen abermals unter den schwersten Verlusten ausnahmslos zusammen. Gestern ist die offene Stadt Karlsruhe, die in keinerlei Beziehung zum Kriegsschauplatz steht und nicht die geringste Befestigung aufweist, von einem feindlichen Flugzeug-Geschwader mit Bomben beworfen worden. Soweit bisher bekannt, fielen 11 tote und 6 verwundete Bürger dem Überfall zum Opfer; militärischer Schaden konnte natürlich nicht angerichtet werden. Westlich Szawle stürmten deutsche Truppen das Dorf Dankfze und wiesen danach mehrere russische Gegenangriffe ab. 4 Offiziere, 1660 Mann wurden gefangengenommen. Unsere neugewonnenen Stellungen südlich und östlich der Straße Mariampol-Kowno wurden gestern wiederholt von starken feindlichen Kräften vergeblich angegriffen. Wir stießen aus der Front Lipowo-Kalwarja vor, drangen in die russischen Linien ein und eroberten die vordersten Gräben. Auch am Orzyc gelang es unseren angreifenden Truppen, das Dorf Jednorozec (südöstlich von Chorzele), die Czerwona Gora und die Brücke östlich davon im Sturm zu nehmen. Feindliche Angriffe gegen unsere Einbruchsstellen nördlich von Bolimow scheiterten. Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand haben Schloß und Meierhof Piskorowice erstürmt, zahlreiche Gefangene gemacht. Unter erbitterten Kämpfen dringt die Armee des Generaloberşten v. Mackensen beiderseits Krakowice und bei Oleszyce vor. Anschließend greifen die Truppen des Generals v. Boehm-Ermolli die Russen östlich und südöstlich Mosciska an. Südlich des oberen Dnjestr halten starke russische Kräfte die Brückenköpfe von Mikolajow, Zydaczow und Halicz gegen die vordringenden verbündeten Truppen der Armee Linsingen, während flußabwärts die Truppen des Generals v. Pflanzer-Baltin vor Nichmiow und Czernelice stehen und das eroberte Zaleszczycki gegen alle russischen Angriffe halten. Teile dieser Armee haben in Beßarabien zwischen Dnjestr und Pruth die dort stehenden russischen Kräfte erneut zum Rückzug gezwungen und sie gegen Chotin und entlang des Pruths zurückgedrängt.

Neuerliche Versuche der Italiener, bei Tolmein und Plava vorzurücken, blieben wieder ohne Erfolg. An der kärntnerischen Grenze erstürmte steirischer Landsturm den Kl. Pal, östlich vom Plöcken-Paß, und wies drei Gegenangriffe des Feindes auf diesem Grenzberg ab.

Nach einer Mitteilung des Ersten Lords der britischen Admiralität im Unterhause Anfang Juni wurde ein deutsches Unterseeboot von den Engländern zum Sinken gebracht und die ganze Besatzung gefangengenommen. Es handelt sich um „U 14".

16. Juni 1915.

Wieder einmal veranlaßt durch die russischen Niederlagen, griffen Franzosen und Engländer gestern an vielen Stellen der Westfront mit starken Kräften an. Den Engländern gelang es bei Ypern, die deutsche Stellung nördlich des Teiches von Bellewaarde etwas zurückzudrängen. Dagegen sind zwei Angriffe von vier englischen Divisionen zwischen der Straße Estaires-La Bassée und dem Kanal von La Bassée vollkommen zusammengebrochen; die tapferen westfälischen Regimenter und dort eingetroffene Teile der Garde wiesen den Ansturm nach erbitterten Nahkämpfen restlos ab. Der Feind hatte schwere Verluste; er ließ mehrere Maschinengewehre und einen Minenwerfer zurück. Ein feindlicher Durchbruchsversuch in den Vogesen zwischen den Bachtälern der Fecht und Lauch scheiterte: dort wird nur noch nordwestlich von Metzeral und am Hilsenfirst gekämpft. Im übrigen sind die Angriffe schon jetzt abgeschlagen.

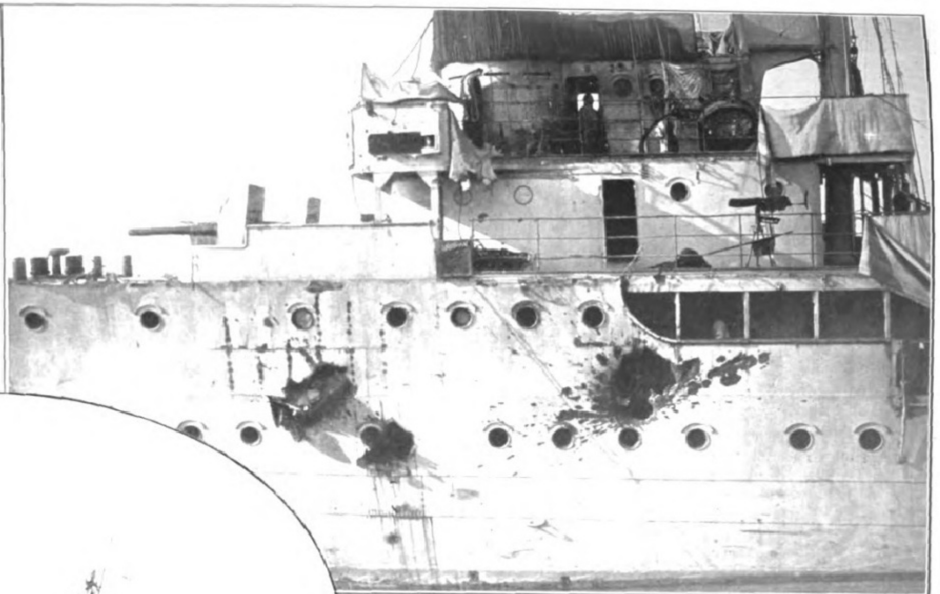
Der deutsche Vorstoß auf der Front Lipowo-Kalwarja gewann weiter Boden. Mehrere Ortschaften wurden genommen, 2040 Gefangene und drei Maschinengewehre erbeutet. Nördlich der oberen Weichsel wiesen die Truppen des Generaloberşten v. Woyrsch russische Angriffe gegen die Stellung ab, die wir am 14. Juni den Russen entrissen haben. Die geschlagenen russischen Armeen versuchten gestern auf der ganzen Front zwischen dem San, nördlich von Sieniawa, und den Dnjestr-Sümpfen, östlich von Sambor, die Verfolgung der verbündeten Armeen zum Stehen zu bringen. Am Abend waren sie überall aus ihren Stellungen Cieplice (nördlich von Sieniawa), südwestlich Lubaszow-Cabadowke, Abschnitt südwestlich Niemirowo westlich Jaworow, westlich Sadowa-Wisznia nach hartem Kampf geworfen.

Südlich der Lemberger Straße hat die Armee Boehm-Ermolli heute nacht die russischen Stellungen auf der ganzen Front erstürmt und den Feind über Sadowa-Wisznia und Rudki zurückgeworfen. Vom 1. bis 15. Juni ergibt sich als Gesamtsumme: 108 Offiziere, 122300 Mann gefangen, 53 Geschütze, 187 Maschinengewehre und 58 Munitionswagen erbeutet. Truppen der Armee Pflanzer haben gestern früh Nizniow genommen.

Die Italiener versuchten neue vereinzelte Vorstöße, wurden aber allenthalben abgewiesen; so am Isonzo bei Monfalcone, Saarado und Plava, an der Kärntner Grenze in der Gegend östlich des Plöcken, im Tiroler Grenzgebiet bei Peutelstein.



Abtransport der gelandeten Verwundeten nach Oestergarn.



Teilansicht des „Albatroß“ mit Schußlöchern.





Die letzte Ruhestätte der Gefallenen am 3. Juli. Die unbesiegte Schiffsflagge bedeckt das gemeinsame Grab.

Das Bergen des Schiffsinventars 4 bis 5 Stunden nach dem Auflaufen des Kreuzers. Der „Albatroß“ liegt knapp 150 m vom Strande entfernt.



Die Vertreter der schwedischen Militärbehörde mit dem deutschen Konsul in Visby (rechts mit dem Hute in der Hand) am Grabe der gefallenen Helden.

Zu der Strandung des deutschen Minenkreuzers „Albatroß“ in der Nähe der Insel Gotland am 2. Juli infolge neutralitätswidriger Beschießung durch vier russische Panzerkreuzer in den schwedischen Gewässern.



Divisions-Munitionspark.

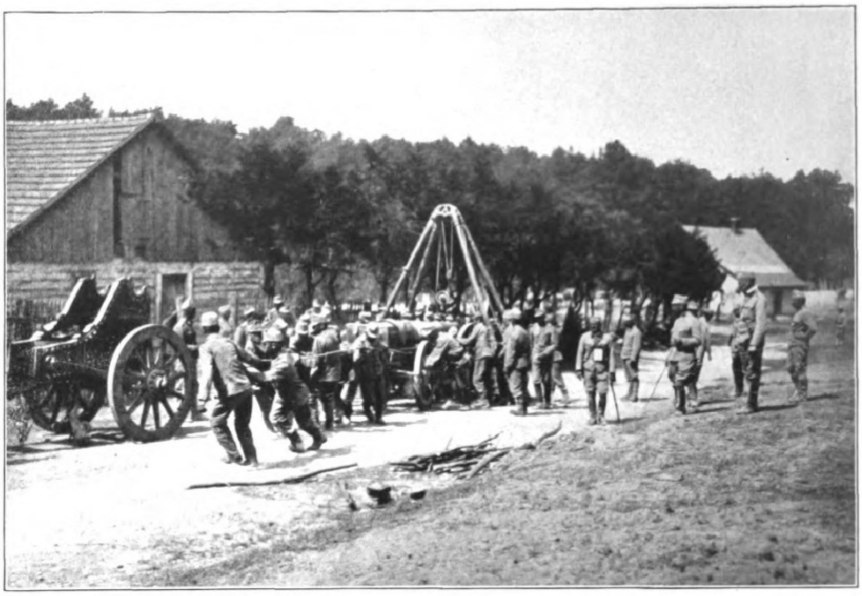
17. Juni 1915.

Nördlich des Teiches von Bellewaarde wurden die vorgestern verlorenen Grabenstücke zum größten Teile zurückerobert. Die Engländer und Franzosen setzten gestern ihre Durchbruchsversuche fort. Die unter größtem Munitionseinsatz und ohne Rücksicht auf die schwersten Verluste geführten Angriffe haben somit wiederum mit einer Niederlage der Franzosen und Engländer geendet. Bei Moulin-sous-Touvent wurden 5 Offiziere und 300 Franzosen gefangengenommen. In den Vogesen dauerten die lebhaften Kämpfe zwischen Fecht- und Lanchtal gestern noch an, kamen aber am Abend zum Stillstand. Abgesehen von einem kleinen Geländeverlust nordwestlich Metzeral behaupteten die Deutschen alle Stellungen. 100 Gefangene fielen in unsere Hände.

Auch gestern konnten die geschlagenen russischen Armeen nirgends standhalten. In Mittelgalizien setzten sie auf der ganzen Front, durch starke Nachhuten gedeckt, den Rückzug in nordöstlicher und östlicher Richtung fort. Die verbündeten Armeen verfolgen scharf. Nördlich Sieniawa drangen österreichisch-ungarische Truppen über Cieplice und Cewkow vor und haben gestern starke russische Kräfte, die noch auf galizischem Boden kämpften, unter schweren Verlusten über die Reichsgrenze zurückgeworfen. Östlich anschließend erreichten verbündete Truppen Lubaczow, entrissen den Russen nach heftigem Kampfe Niemirow und dringen weiter auf Janow vor. Truppen der Armee Boehm warfen starke russische Nachhuten bei Wolczuchy noch in den Abendstunden über die Wereszyca und erstürmten mitternachts den Westteil von Grodek. Auch südlich Grodek wurde das Westufer der Wereszyca vom Feinde gesäubert.

An der Isonzofront wurden bei Plava wieder mehrere Angriffe unter schweren Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Im Felsgebiet des Krn dauern die Kämpfe der Gebirgstruppen fort. In Tirol wurden feindliche Vorstöße gegen das Tilliacher Joch, im Tofanegebiet bei Tre Sassi, Buchenstein und bei Monte Coston östlich Folgaria zurückgewiesen.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juni haben deutsche Marineluftschiffe einen Angriff auf die Nordostküste Englands ausgeführt. Ein befestigter Küstenplatz wurde mit Bomben beworfen, durch die eine Reihe industrieller Anlagen, darunter ein Hochofenwerk, in Brand gesetzt und zum Teil zerstört wurde. Die Luftschiffe wurden stark beschossen, besonders von einer Strandbatterie. Letztere wurde angegriffen und zum Schweigen gebracht. Die Luftschiffe erlitten keinerlei Beschädigungen.



Montierung einer Festungskanone in fünf Minuten. (Phot. F. E. Kleinschmidt.)

18. Juni 1915.

Die Feinde setzten ihre Durchbruchsversuche nördlich Arras vergeblich fort. Die Engländer erlitten nördlich des Kanals von La Bassée eine neue Niederlage; ihre Angriffstruppen wurden aufgerieben; nur einzelne Leute flüchteten sich zurück. Westlich Angres, beim Kirchhof südlich Souchez und nördlich Ecurie sind Franzosen in kleine Teile der vorderen deutschen Stellung eingedrungen; hart nördlich von der Loretto-Höhe wird ein im umfassenden Feuer liegendes Grabenstück planmäßig aufgegeben. Im übrigen wurden die feindlichen Angriffe abgeschlagen. Seit 16. Juni nahmen die deutschen Truppen auf dem Kampffelde nördlich Arras 17 Offiziere, 647 Mann gefangen.

Vordringende russische Abteilungen wurden von deutscher Kavallerie über den Szymsza Abschnitt (östlich der Straße Cytowiany-Szawle) zurückgeworfen. Ein von starken feindlichen Kräften gegen die Dawina-Linie vorgetragener Angriff scheiterte.



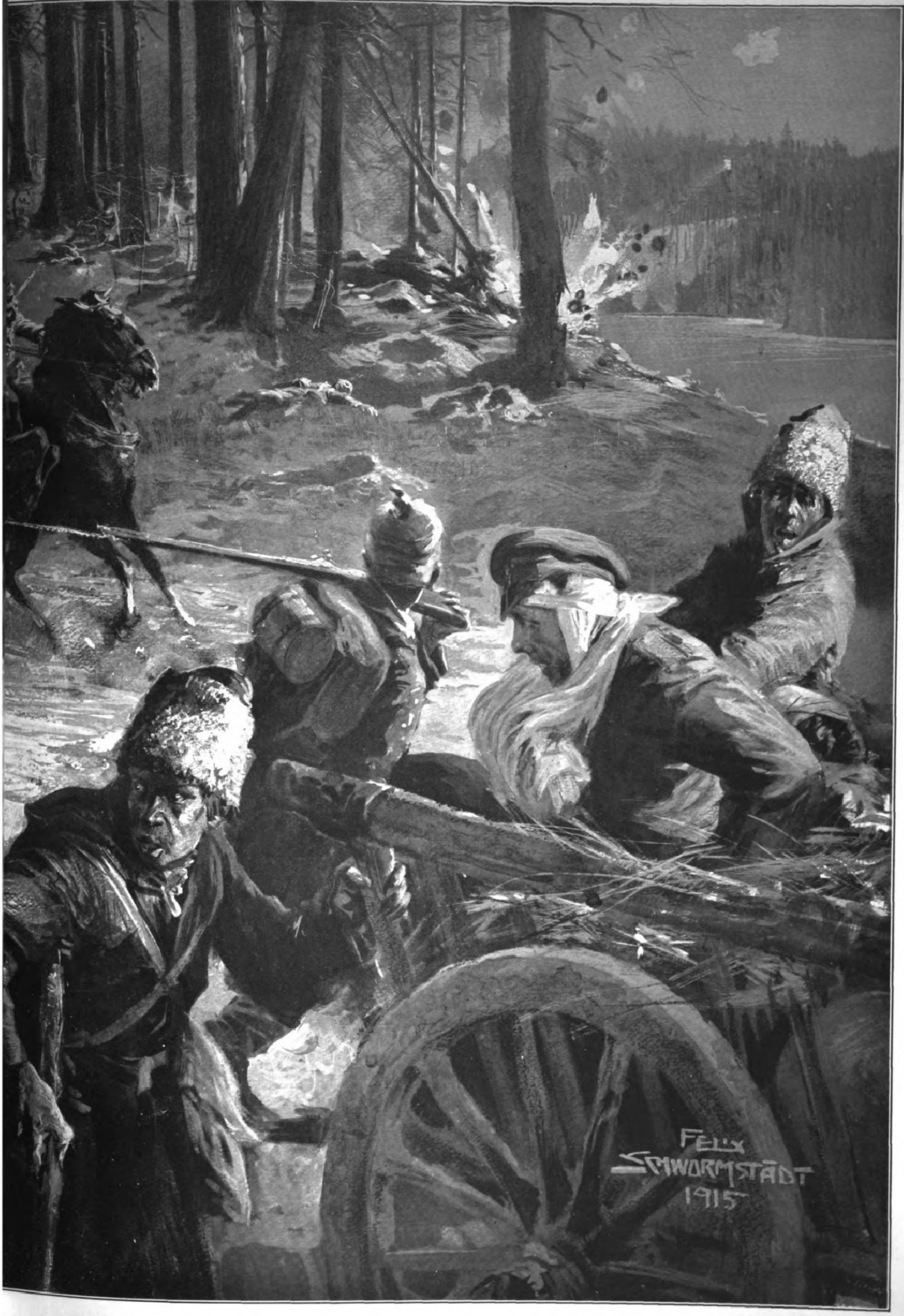
24-cm-Mörser-Batterie. (Phot. F. E. Kleinschmidt.)

Vom Kriegsschauplatz in Galizien.



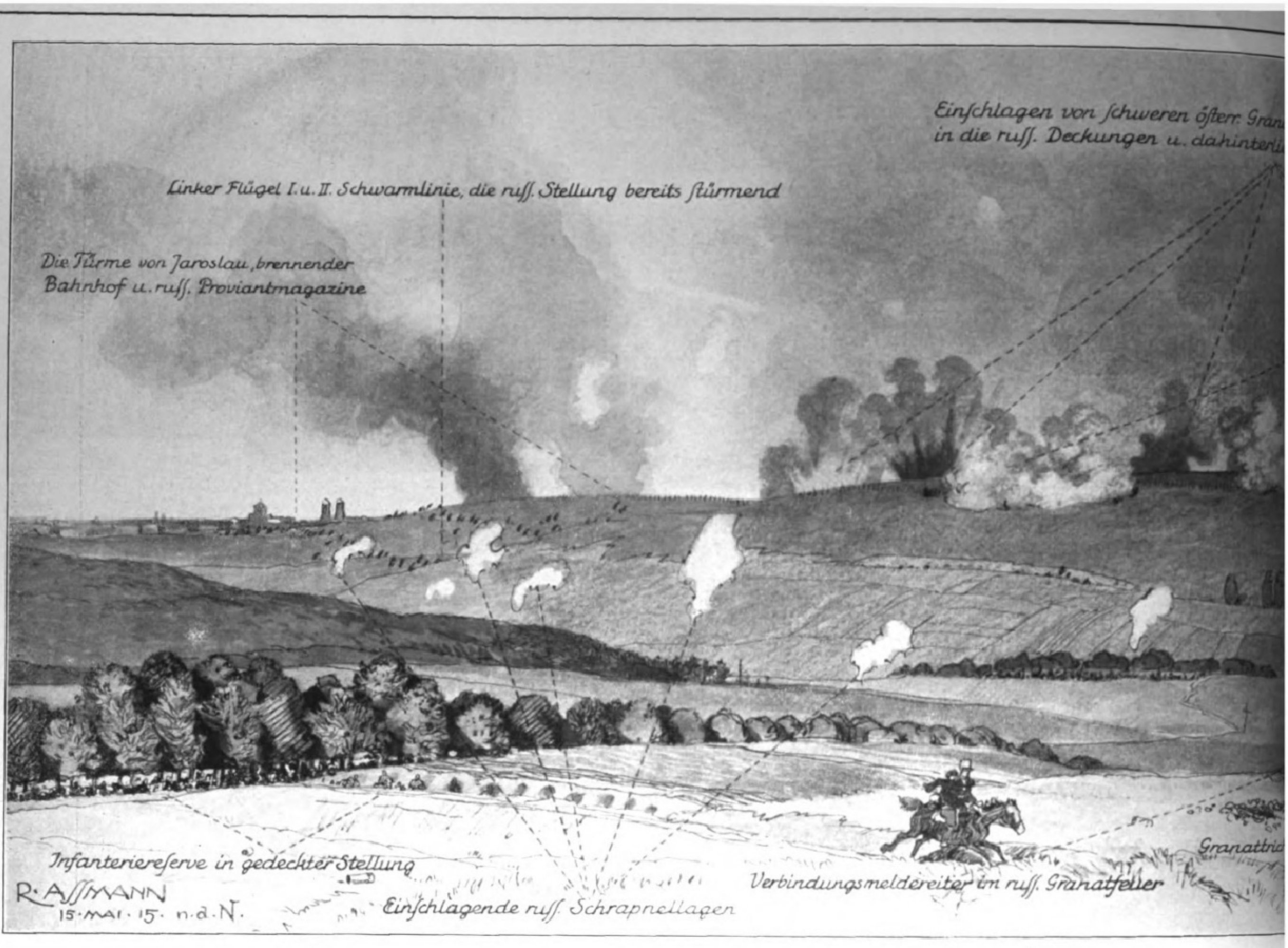
Vom östlichen Kriegsschauplatz: Siegesbeute, Gefangene und von den Russen verschlepptes Vieh

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners



...nde deutsche Kolonne wird im Wald von Augustowo von feindlichem Artilleriefeuer überrascht.

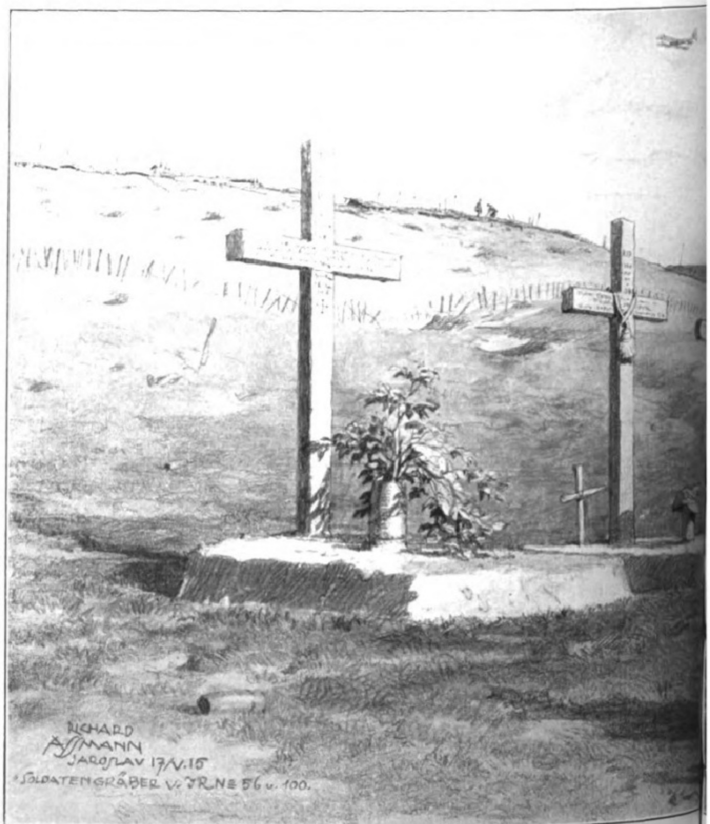
...Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.



Die Erstürmung von Jaroslau am 15. Mai. Gesehen aus 1200 m Entfernung bei der Brigade des

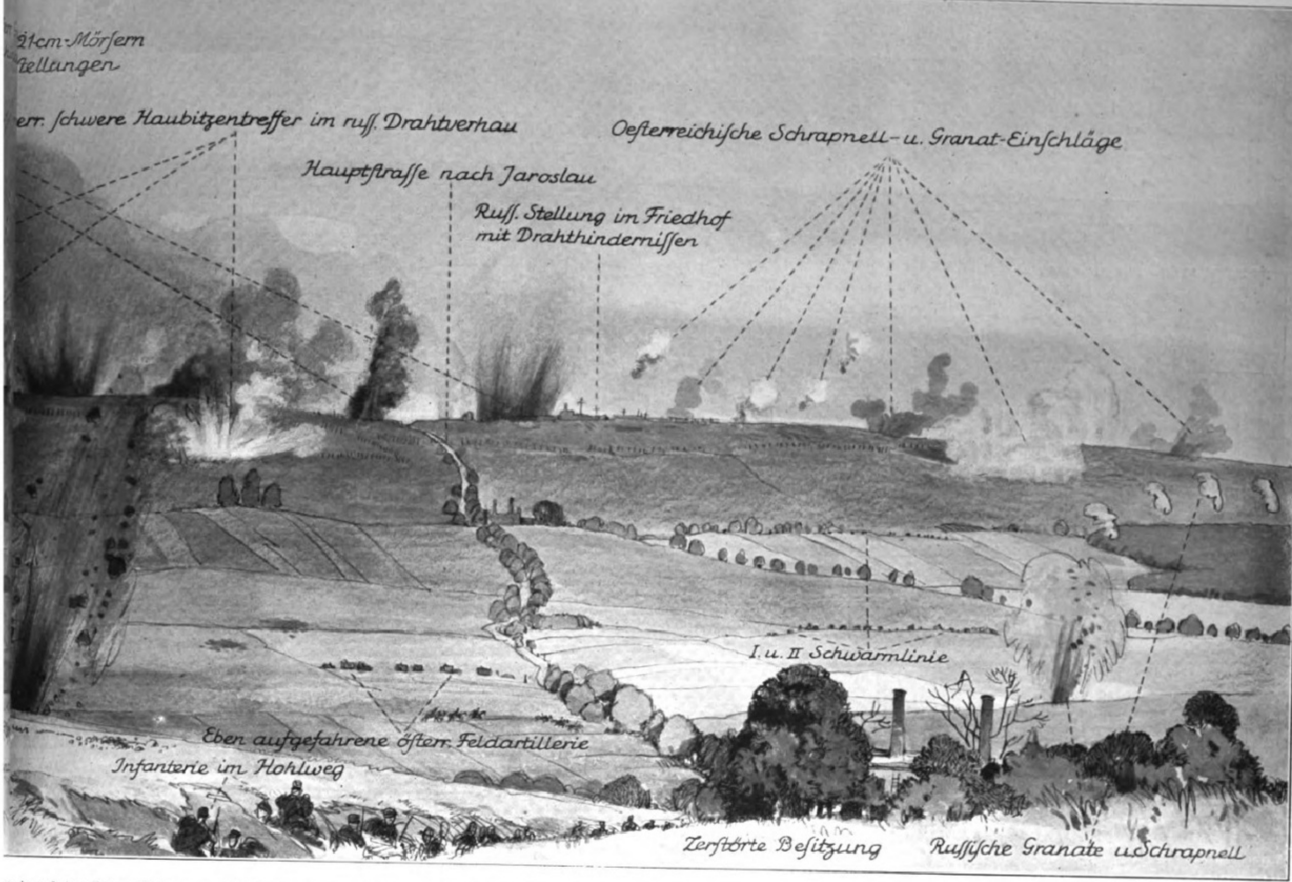


Ein russischer Flugzeugjäger.

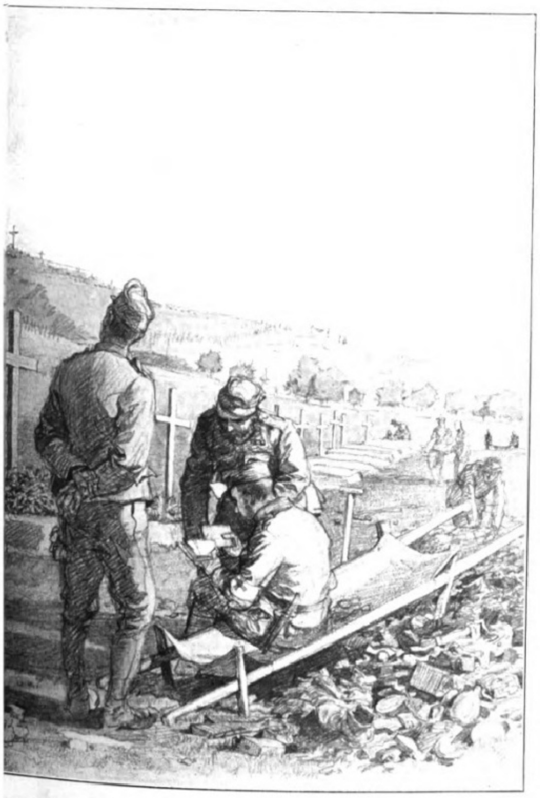


Österreichisch-ungarische Sanitätssoldaten beim Sammeln der Legitimation

Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg I. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Lei



and nach der Natur skizziert um 6 Uhr abends kurz vor dem eigentlichen Infanteriesturm.



r Aufnahme der Habseligkeiten der Gefallenen.



Im Gefecht.

rirten Zeitung" Richard Aßmann, der den großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

Das Testament. Kriegserzählung von August Trinius.

Endlich befreit aus des Winters Bann und eisigen Fesseln, kam vom Gebirge hernieder der wilde Taubach in tollen Sprüngen jauchzend zu Tale gestürmt. Über Kiesel und Geröll ging sein Weg. Forellen standen da in der Sonne und huschten erst blitzähnlich unter das Gestein, sobald vom Ufer her ein Schatten über den Wasserspiegel glitt. Droben in dem erst zart erschlossenen Buchenwalde lärmten die ersten Frühlingssänger. Hier unten aber im Tale, das sich immer breiter nach dem offenen Lande hin erschloß, hatte der Sonne milde Hand bereits einen bunten Blumenflor auf den das Wildwasser begleitenden Matten aufgeweckt. Weiße Tauben flügelten in der Luft, und an den Fichtenspitzen der nahen Bergwände hatte die Morgensonne goldene Girlanden geheftet. Ein paar Sägemühlen lagerten sich malerisch im Grunde, dann schoben sich die Dorfhütten in das Tal, während jenseits der Siedelung noch eine vereinzelte Sägemühle erstanden war.

Die oberste dieser Mühlen gehörte dem alten Bruckner. Sie war in ihrer Gesamtanlage die wohlhabendste und behäbigste von allen. Das allein bewies das stattliche Wohnhaus, das mit seinem Fachwerk halb aus Kletterrosen und wildem Wein so einladend hervorlugte. Hier traten bereits die Talwände enger zusammen, und der Hochwald rauschte Tag und Nacht seine heimlichen Grüße in die Fenster. In dem heute halb offenen Arbeitsraume kreischten die Sägen, Späne flogen, Bretter schoben und teilten sich, um dann aufeinander gestapelt zu werden. Der Altgeselle hantierte da mit einem jüngeren Arbeiter. Er hatte die Mütze tief in das braune Haar zurückgeschoben und pfiff während der Arbeit Lied um Lied. Jetzt hielt er für ein paar Sekunden in seiner Tätigkeit inne. Er zwinkerte dem anderen mit den bergklaren Augen eigenartig zu und sagte halblaut:

„Hm! Der Alte hat sich heute wie ein Dachs in seinen Bau verkrochen! Da geht was vor. Besuch war auch schon da."

„Der Notar aus der Kreisstadt!"

„So, der Notar? Donnerwetter, zum Sterben schaut's doch hier wahrlich nicht aus! Meister Bruckner nimmt's noch mit dreien auf, wenn er will."

Da hatte der Jüngere bereits wieder einen Fichtenstamm eingeschoben, und die Säge setzte ein, um pfeifend das frische, herb duftende, gelbleuchtende Holz zu durchschneiden. —

Drinnen in seinem Allerheiligsten aber hockte Meister Bruckner am Tische, vor sich einen großen Papierbogen. Die mächtig umbuschten Augen starrten wechselnd auf das frisch Geschriebene. Dann hoben sie sich wieder und irrten hinaus in das Tal mit seinen junggrünen Wänden. Doch in dieser Stunde sah der einsame Mann nicht den frohen Morgengruß, der wie Feuer von Berg zu Berg lief, noch die Schönheit dieses Frühlingstages. Auf seinem strengen Gesicht lagen tiefe Schatten, und im Herzen bohrte der Wurm des Zornes.

Was hatte der Notar gesagt, der ihn erst vor fünf Minuten verlassen hatte?

„Herr Bruckner! Bei einem Testament habe ich kein Recht, dreinzureden. Tu' es auch nicht. Fragen Sie mich aber als Mensch, dann kann ich nur sagen: Es ist hart, was Sie da als letzten Willen verfügt haben."

Hahaha! Hart! Was wußte der Advokat von alledem, was dieses Testament seinem Herzen gekostet hatte! Er hatte zuerst auffahren wollen. Dann aber hatte er nur die Achseln gezuckt und erwidert:

„Schreiben Sie nur. Ich weiß, was ich tu', und werde es zu verantworten wissen."

Nun war der Mann gegangen. Und vor ihm lag, was er über seinen einzigen Sohn, sein einzigstes Kind verfügt hatte. Streng, aber gerecht. Was das Gesetz verlangte, das war geschehen. Alles Übrige ging nur ihn allein an. Und wieder verfiel er in Grübeln. Als würden die Buchstaben vor ihm lebendig. Als höben sich anklagend zwei frische, blaue Augen ihm entgegen. Und das waren die Augen seines Berthold. Die hatte er von der nun auch längst toten Mutter geerbt. Der Sägemüller sprang heftig auf, nahm den Bogen und verschloß ihn sicher in einem Schubfach seines birkenen Sekretärs. Dann trat er ans Fenster. Dort lag das Dorf. Unsichtbar seinen Blicken baute sich noch tiefer im Tale die Sägemühle auf, in der nun sein eigen Fleisch und Blut Gesellendienst verrichtete, nachdem der Alte ihn von Haus und Hof verwiesen hatte.

War er damals nur seinem zornig aufwallendem Blute gefolgt? Nein! Gewiß nicht. Die Überlieferung seines Hauses hatte allein sein Handeln bestimmt. Von Sohn zu Sohn war stets das stattliche Anwesen übernommen worden, und jeder einzelne hatte wiederum ein Mädchen ins Haus gebracht, dessen Mitgift den Wert der Besitzung erhöhte, die Mittel gab, nach außen hin das Geschäft des Bretterhandels zu heben. Auch er hatte einst eine andere geliebt, glaubte ohne diese nicht weiter leben zu können. Und es war dennoch gegangen. Er hatte die für ihn Bestimmte geheiratet, und die Leute meinten weit im Umkreise, daß er ein glücklicher Mann geworden sei. Eine stille Sonne hatte sie über sein Leben gebreitet. Aber heute fühlte er wieder, daß er niemals ihr das gedankt hatte, was sie an nimmer ruhender Geduld und herzlicher Hingabe ihm fast zwei Jahrzehnte geschenkt hatte. Sanft wie ihr Wesen war auch ihr Heimgang gewesen. Ihr letzter Blick galt ihm, als wollte er fragen: Hab' ich dich glücklich gemacht? Und er hatte sich bezwungen und hatte sie in diesem Glauben hinfahren lassen.

In seinem Herzen aber war dann der Entschluß gereift, seinen Jungen fest als einen Mann zu erziehen, der ohne Reue einst das Gesetz des Hauses achten und befolgen würde. Und dann war es doch anders gekommen. Er hatte geglaubt, alle Fäden seines Planes in den Händen zu halten. Wenn die Stunde da war, sollte sich erfüllen, was er so fein und geschickt gesponnen hatte. Reich und stattlich war sie. Was konnte da der Junge einzuwenden haben?

Dann kam die Stunde der Auseinandersetzung. Nach der Heimkehr aus der Kirche war es. Er hatte es sich bequem gemacht, saß auf dem Sofa und blies vergnüglich aus der kurzen Pfeife Dampfwolken vor sich hin. Der Junge stand am Fenster und blickte halb ins Tal hinab. Erst vorsichtig tastend hatte er seinen Plan entwickelt, um dann mit allem schweren Geschütz heranzurücken.

„Du wirst der einflußreichste Mann im ganzen Umkreise werden, Berthold! Zum Schultheiß wird man dich machen; sobald die Frist für den jetzigen abgelaufen ist. Auch unseren Landrat habe ich gewonnen. Danken wirst du es mir noch einmal." Er nahm die Pfeife aus dem Munde und wartete der Antwort. Eine kurze Pause war eingetreten. Man hörte nur das Ticken der alten Schwarzwalduhr.

Da wandte sich Berthold jählings um. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Trauer und Zorn zugleich malten sich energisch in seinen Zügen. Heftig stieß er die wenigen Worte hervor:

„Verkaufen lass' ich mich nicht, Vater! Daß du es weißt."

„Verkaufen?"

„Ja, verkaufen! Denn weiter ist dies nichts. Ich habe dir allen Gehorsam geleistet, soweit dies meine Pflicht war. In diesem Punkte muß es jedem Manne überlassen bleiben, selbst seine Wahl zu treffen."

„Ich habe mich auch einst dem Willen meines Vaters gebeugt, weil dieser es so für vernünftig hielt. Alle unsere Vorfahren taten es. Willst du eine Ausnahme machen?"

„Ja!" Fest und hart klang es. „Im übrigen bin ich bereits heimlich versprochen."

„Oho! Und darf man wissen, mit wem?"

„Mit der Dorothee Fichtner!"

„Der Tochter des Schulmeisters? Mit dieser armen Kirchenmaus?"

„Vater! Das dulde ich nicht. Das kann und will ich nicht hören!"

„Weil es wahr ist! Selbstverständlich wirst du davon zurückkommen. Wenn's dem Mädchen ums Geld zu tun, so bin ich gern bereit, ihm eine Abfindungssumme auszusetzen."

Da war der Sohn an den Sofatisch herangetreten. Schwer schlug seine Hand auf dessen Platte. Es funkelte in seinen Augen.

„Das nimmst du zurück! Das ist eine Beleidigung. Das kann und werde ich nicht dulden!"

„Ich bleibe bei meiner Meinung."

„Dann gibt es für mich nur den einen Ausweg. Dann sind wir geschiedene Leute."

„Du wirst ja am besten wissen, was du zu tun hast."



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Gefangenentransport in Lille.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gemalt von Georg Macco.

Hinter dem Hinauseilenden schlug heftig die Tür zu. —

Ein paar Tage darauf, der alte Bruckner kam gerade aus dem Walde, fand er auf seinem Sekretär ein paar Zeilen, die ihm mitteilten, daß Bernhard mit seiner kleinen Habe das Haus verlassen und drunten in der Mühle am Ausgange des Dorfes den Dienst als Geselle angenommen habe.

Das war vor zwei Jahren gewesen. Der alte Bruckner hatte als Ersatz für den verlorenen Sohn einen Altgesellen angenommen. Dann hörte er, daß Berthold geheiratet und eine kleine Wohnung in einem Nebengebäude der Sägemühle seines Herrn bezogen habe. Vater und Sohn hatten sich bis dahin nicht wieder gesehen. Als sich die Wahrheit der Heirat ergab, da machte der alte Bruckner, der immer noch heimlich auf einen Umschwung in den Gefühlen seines Jungen gehofft hatte, einen dicken Strich unter sein Leben.

Dem verlorenen Sohne das ihm nach dem Gesetzbuche zustehende Recht am Vermögen. Alles andere wollte er an milde Stiftungen und ein paar weitläufige Verwandte überschreiben. So stand es fest in seinem Sinn. Und heute hatte der Herr Notar alles schwarz auf weiß niedergeschrieben, und er selbst hatte, ohne zu zittern, das Testament unterzeichnet. —

Der Frühling war aus dem Berglande gewandert und hatte dem Sommer die Herrschaft überlassen. Munter rauschte das Wasser über die Räder der Sägemühle, auf den Matten blühte es in seliger Pracht, bis unter der Sensen pfeifendem Klang alles Blühen und Grünen leise seufzend niedersank. Draußen aber im offenen Lande wiegte sich im lauen Sommerwinde das jeden Tag goldener leuchtende Korn. An den Grenzen Deutschlands aber hoben sich immer tiefer schattende Wolken. Ein wachsendes Aufhorchen und Bangen erfüllte die Gemüter. Und dann scholl es von Gau zu Gau: „Krieg! Mobilmachung!“

Hoch aus den Bergnestern des Gebirges, aus den betriebsamen Tälern, von allen Seiten strömten Männer und Jünglinge begeistert zu den Fahnen, auf dem Felde der Ehre für das Ansehen und die Sicherheit des Vaterlandes Blut und Leben einzusetzen. Auch Berthold war unter den sofort Einberufenen. In des Vaters Haus aber war er nicht zurückgekehrt. Von Weib und Kind hatte er schweren Abschied genommen. Der alte Bruckner war der einzige geblieben, der seinen Sohn ohne Segen hatte fortgehen lassen müssen. Als er eine Woche darauf mal durch das nun so still gewordene Dorf schritt, da begegnete er seltsamen Blicken, und er meinte, alle Hände streckten sich nach ihm aus und wiesen mit Fingern auf ihn. Da hob er noch einmal so stolz den harten Nacken. —

Nun ging die erregte Zeit an. Allabendlich saß er allein in seinem Allerheiligsten und studierte Karten und Tagesblätter. Ins Wirtshaus zu gehen hatte er sich längst abgewöhnt. Er kannte das Regiment, in dem Berthold wieder eingetreten war, und wenn von dessen tapferen Taten erst im Westen, dann im Osten die Rede war, da schloß er unwillkürlich die Augen, und ein seltsames Träumen kam über ihn. Er sah rauchende Dörfer und zertretene Ackerfluren. Die Luft war mit Pulverdampf erfüllt, und Kugeln und Granaten sausten in schauerlichen Tönen zwischen den feindlichen Heeresmassen. Dann ging's zum Sturme. Voran sein Junge.

„Unsinn!“ rief er einmal aus, und erschrak vor seiner eigenen Stimme. „Ich habe gewußt, was ich tat!“ Und er sprang auf und schritt erregt in dem kleinen Raume auf und nieder.

Und dann überbrachte eines Tages der Briefbote von einem Bekannten an ihn eine kurze Benachrichtigung, die besagte, daß Berthold Bruckner schwer verwundet in einem Lazarett liege. Er habe sich so rühmlich hervorgetan, daß er zum Unteroffizier ernannt sei und auch das Eiserne Kreuz erhalten habe.

Wieder und wieder überflogen die umbuschten, grauen Augen diese Kunde. Dann stülpte der Alte seine Mütze auf, griff zum Knotenstock und stürmte mit mächtigen Schritten in den nachbarlichen Hochwald. Und als er eine freie Höhe erklommen hatte, da blieb er tief aufatmend stehen und bohrte die Blicke fest in die Ferne nach Osten, und seine Lippen murmelten undeutliche Worte. —

Am nächsten Sonntag saß der alte Sägemüller wieder auf seinem gewohnten Platz in der hellen Dorfkirche. Als er sich da in die Reihenbank hineinschob, war es ihm wieder, als höben sich die Köpfe, und Augen voll Vorwurf und Staunen hefteten sich an ihn. Doch teilnahmlos strich sein Blick über die Menge. Er schlug das Gesangbuch auf, rückte sich noch einmal zurecht, um dann, nachdem die Orgel im kurzen Vorspiel erklungen war, kräftig in den Choral einzustimmen.

Jetzt stand der Pfarrer auf der Kanzel, eine frische, blonde Erscheinung. Herzlich und vertraut ging sein Auge in der Runde um. Wie hatten doch die schweren Monate seine Gemeinde wieder zusammengeschweißt! Da war kaum einer, der jetzt daheimblieb. Auch heute wieder ward seine Predigt ein Triumphgesang auf das so herrlich geeinte deutsche Vaterland, auf die Helden, die draußen unter Entbehrungen und Mühsalen, mit Einsetzung ihres Lebens in unerhörten Waffengängen noch einmal Deutschland eroberten, damit wir daheim friedlich unserem Tagwerk nachgehen können. Dank, Dank, immer wieder heißen Dank schulden wir diesen Helden, Männern oder begeisterten Jünglingen, die da singend in die Schlacht stürmten. Die einst wieder heimkehren, werden wir mit weiten Armen jubelnd empfangen, und die den Weg zur Ewigkeit gingen, denen bleibt der Ruhm weit über das ferne Grab hinaus. Und noch ein Großes hat dieser Krieg gebracht. Was feindlich sich daheim gegenüberstand, was Zorn, Schuld und Haß trennten: allüberall kam es wie Frieden über die Seelen gegangen. Im Angesicht des heiligen, großen Krieges hielten die Friedensengel in deutschen Gemütern siegreichen Einzug.

Der Sägemüller hatte tief das Haupt zu seinem Gesangbuche gebeugt. Galt das ihm? War er der einzige in seinem Dorfe, der die große Mahnung an das Herz überhört hatte? Wie traf doch dieser schlichte junge Pfarrer da oben vor ihm den Ton, der wie lauer Frühlingswind über die vereiste Seele fuhr! Halb nur noch hörte er hin. Wie im Traume vernahm er jetzt auch den Namen seines Jungen, auf den fortan das Dorf mit gerechtem Stolze blicken würde, so Gott es fügte, daß er geheilt die Heimat wieder schauen sollte.

Unter dem Brausen der Orgel leerte sich das Gotteshaus. Einer der letzten war Bruckner. Als er soeben aus einer Seitentür den geweihten Raum verlassen wollte, stand der junge Pfarrer vor ihm. Er reckte dem verwirrt aufschauenden Sägemüller frei und offen die Hand hin.

„Nehmen Sie auch von mir den Glückwunsch zu ihrem heldenhaften Sohne. Wir wollen hoffen, daß wir ihn eines Tages wieder in unserem Tale begrüßen dürfen. Die Namen der Helden mit dem Eisernen Kreuze werden nach dem Friedensschluß alle auf einer Tafel hier im Gotteshause aufgezeichnet. Ein besseres Denkmal kann unser Dorf nicht geben.“

Bruckner hatte die dargebotene Hand ergriffen und geschüttelt. Er wollte etwas erwidern und fand in dieser Stunde doch nicht das rechte Wort. Dann aber hob er den Kopf, und seine Augen suchten die des Pfarrers. Halblaut kam es von seinen Lippen:

„Ich dank' Ihnen für Ihre freundlichen Worte. Auch für das von vorhin in der Kirche. Es hat mich . . . noch ist's ja nicht zu spät . . . Sie sollen von mir hören.“ Noch ein Blick, ein flüchtiger Gruß. Dann trat Bruckner auf den kleinen Gottesacker, der sich um die Kirche legte, während der Pfarrer in der Sakristei verschwand.

Die Gemeinde hatte sich inzwischen verlaufen. Der alte Sägemüller stand vor dem Grabe seiner Frau, tief den Kopf gesenkt. Zuweilen schien es, als bewegten sich seine Lippen. Dann gab er sich einen Ruck. Aufrecht, fest und gerade schritt er dahin. Doch das Starre in seinen Mienen war gewichen. Wie aus weiter Ferne schimmerte ein heimliches Leuchten aus den Augen.

Als sein stattliches Anwesen unter den Uferbäumen ihn grüßte, blieb er ein paar Augenblicke stehen. Dann murmelte er:

„Frieden erst daheim wieder! Sonst könnte ich mich des kommenden großen Friedens nicht freuen. Meiner Reue wird keiner spotten!“

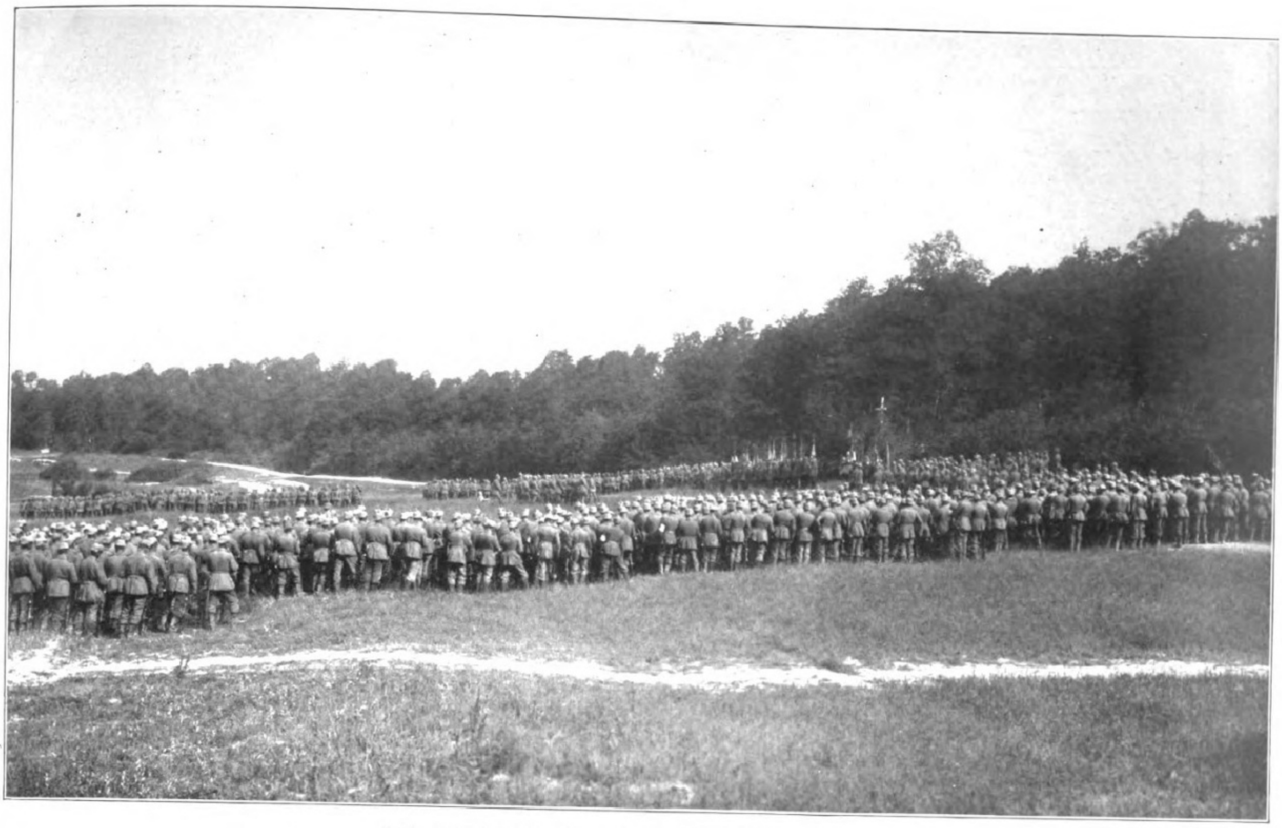
Er trat ins Haus und gab der dienenden Frau Anweisung, das Essen aufzutragen. Als diese in die Küche zurückgekehrt war, schüttelte sie den Kopf. Im halben Selbstgespräch kam es über ihre Lippen:

„Mit dem Alten ist etwas vorgegangen. Das war ein anderer Ton wie sonst! Hilf Gott, daß er doch noch den richtigen Weg findet. Aber von allein. Für jeden andern wär's gefährlich.“ —

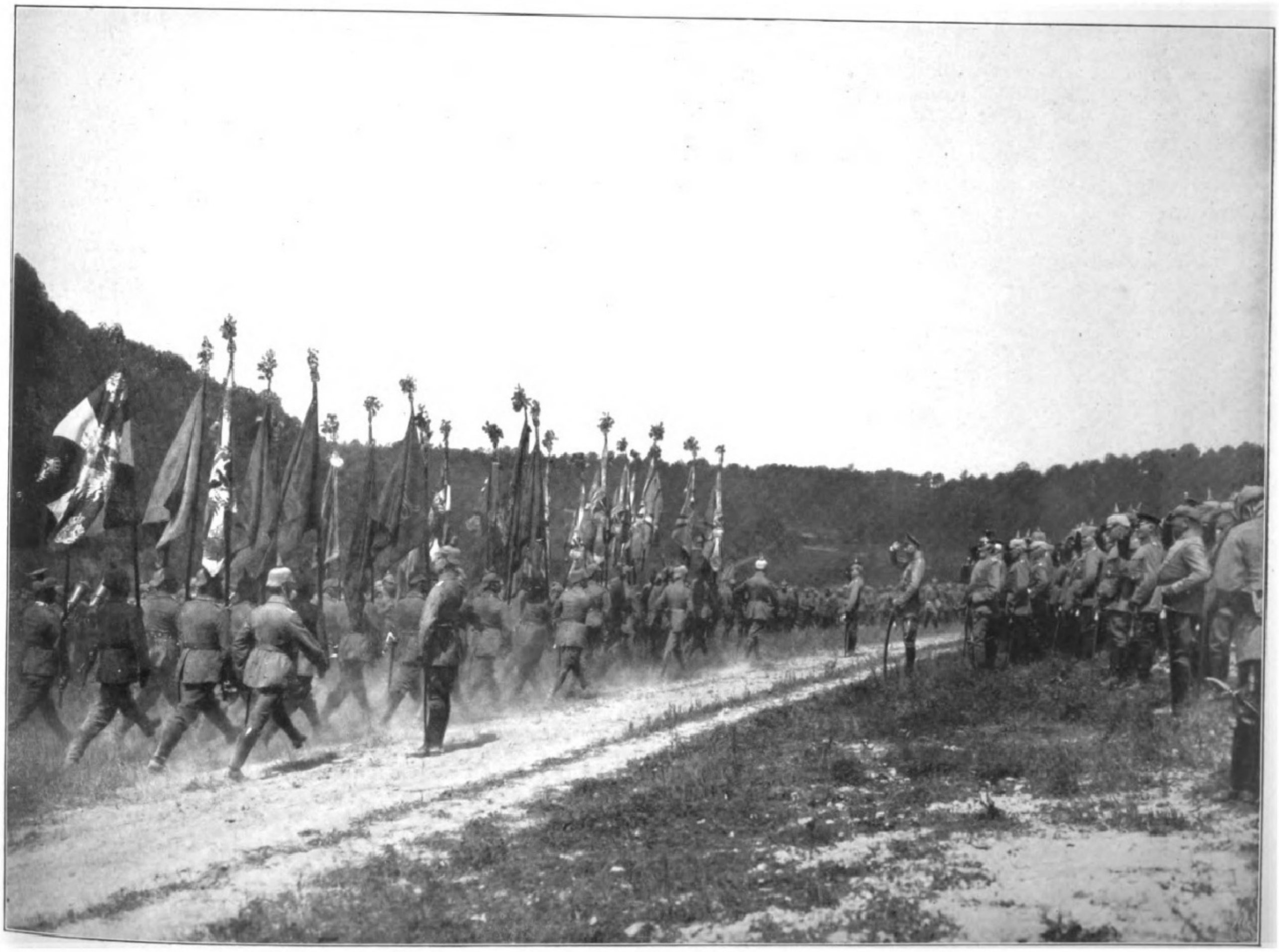
In der unteren Sägemühle am Ausgange des Dorfes schien am Nachmittage dieses Sonntags alles Leben erloschen. Der Müller mit Familie war auf ein Nachbardorf zu Besuch gegangen; die beiden Gesellen saßen im Wirtshause. Nur die junge Frau Dorothee Bruckner saß in dem kleinen Stübchen, das in Verbindung mit einer Schlafkammer die schlichte Wohnung in einem Seitengebäude ausmachte. Sie saß am Fenster, den dunklen Kopf in die Hand gestützt, und ließ die Augen mit wehen Blicken über das Tal schweifen. Doch diese Blicke hafteten nirgends. Sie gingen weit, weit in die Ferne, hin zu dem geliebten Manne, der nun schwer verwundet irgendwo lag, und dessen Gedanken vielleicht in der gleichen Stunde zu ihr wandern mochten.

Und dann dachte sie wieder daran, was der Sägemüller ihr heute nach der Kirche erzählt hatte, wie warm und schön der Herr Pfarrer über ihren Mann gesprochen, und wie er ihn, den nun das Eiserne Kreuz schmücke, vor der ganzen Gemeinde gelobt hatte. Unwillkürlich hob sie leise die Hände. Es war wie Dank an den fernen Mann, daß er nun auch sie so geehrt hatte, und war ein stilles Bitten zu Gott, ihr den Liebsten doch wieder gesund heimzusenden. Dann kam eine stille Ruhe über sie. Sie lehnte sich zurück und schloß träumend die Augen.

Da schreckte sie ein Klopfen an der Tür auf. Sie rieb sich die Augen. Sie sprang auf, rief „Herein!“ und blieb mitten im Zimmer stehen. Langsam



Dankgottesdienst der siegreichen württembergischen Regimenter am 9. Juli.



Parade der siegreichen württembergischen Regimenter vor dem Deutschen Kronprinzen am 9. Juli. Hinter ihm Generalfeldmarschall Graf v. Haeseler.

Zu den letzten großen Erfolgen der Armee des Deutschen Kronprinzen in den Argonnen.

ging die Tür auf. In ihrem Rahmen stand der Sägemüller Bruckner. Er grüßte freundlich, doch die Stimme des sonst so harten Mannes hatte fast etwas Wartend-Zagendes. Sie nickte nur stumm, und als er ihr die Hand reichen wollte, sah sie daran vorbei. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und die von dunklem Haargeflecht eingerahmte Blässe ließ sie in diesem Augenblicke noch schöner erscheinen. Das schien auch der Alte zu empfinden. Denn ehe er weiter redete, heftete er fest und in leiser Bewunderung die umbuschten Augen auf ihr Gesicht.

Die junge Frau war stumm geblieben. Sie schob nur einen Stuhl näher, wischte ihn noch einmal mit der Schürze ab und machte dann eine kurze Handbewegung, den Alten zum Sitzen bittend. Doch der Sägemüller blieb stehen. Noch einen Streifblick durch den engen Raum, dann sprach er:

„Erst gestern abend erfuhr ich, daß Berthold schwer verwundet und ob seiner Tapferkeit ausgezeichnet worden ist."

Frau Dorothee blieb stumm. Sie zuckte nur schwach die Schultern und ließ die Augen starr zum Fenster gehen.

„Sie werden nun auch in Sorgen sein. Das tut mir unendlich leid."

„Ich bin gewöhnt worden, meine Sorgen allein zu tragen."

„Aber eines Tages wird es Ihnen doch zu viel werden . . ."

Sie schüttelte fast unwillig den Kopf.

„Die beiden letzten Jahre haben meinen Mann und mich stark gemacht. Wir haben getragen, was uns aufgebürdet wurde, und Gott wird helfen, daß ich die Kraft behalte, auch weiter für mich zu sorgen, selbst wenn das Schlimmste eintreten sollte." Sie fuhr sich leicht mit der einen Hand über das Gesicht, als wollte sie jede aufkeimende Weichheit zurückbannen.

„Sie sollten aber doch mich hören."

Ihre Antwort wurde gehemmt durch ein leises Weinen, das jetzt aus der anstoßenden Kammer ertönte.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick." Sie verschwand nebenan, um bald darauf mit einem hellen Krauskopf auf dem Arme zurückzukehren. Als das Kind den fremden Mann erblickte, barg es das Köpfchen an der Brust der Mutter. Der Sägemüller war zusammengezuckt. Waren das nicht die lichtblauen Augen seiner Frau gewesen? Ein heimliches Beben schüttelte ihn. Wie er doch die junge Frau in diesem Augenblicke beneidete! Der Kleine hatte sein Gesicht wieder dem Alten zugewandt. Unwillkürlich reckte der alte Bruckner seine schwielige Hand dem Enkel hin. Doch wie dessen Mutter vorhin, so weigerte sich jetzt auch der Bube, die Hand zu ergreifen. Er schien sogar Miene zu machen, in ein Weinen auszubrechen.

„Artig, Ernst, artig! Ein Junge darf nicht weinen." Da streichelte der Kleine liebkosend die Wangen der blassen Mutter.

„Ernst heißt er?" Der Sägemüller stieß es fast hervor.

„Ja! Mein Mann hat ihn nach dem Namen seiner Mutter taufen lassen. Sie hieß Ernestine."

Warum betonte diese junge Frau dies ihm gegenüber, als nähme sie an, er hätte doch sein Weib längst vergessen? Und wie sie vor ihm stand, als wäre er der Bittende. Und doch war alles aus seinem Herzen entschwunden, was ihn sonst mit aufbegehrendem Zorne erfüllt hatte. Er war machtlos diesen so sanften und doch so streng richtenden Augen gegenüber. Und wieder setzte er an.

„Ich möchte noch einmal meine Bitte wiederholen, und ich möchte, daß Sie diese nicht zurückweisen. Lassen Sie mich für Sie weiter denken ... weiter sorgen . . ."

Ihre Blicke richteten sich jetzt gespannt auf den Mann.

„Ich bin eigens hierher gekommen, Ihnen heute meine Unterstützung anzubieten, heute und für kommende Tage. Wir wissen alle nicht, was die Zukunft bringen kann. Ich habe Ihnen eine Summe mitgebracht und werde diese jeden Monat erneuern." Er tastete nach der Brusttasche.

Sie war noch einen Schritt weiter zurückgetreten. Das Kind an der Brust haltend, streckte sie nun den freien Arm aus und rief laut, während es in Entrüstung in ihrem Gesicht aufflammte:

„Bemühen Sie sich nicht! Heute nicht und auch künftig nicht. Es würde mich beleidigen. Und ich will das Andenken meines Mannes auch nicht beleidigen lassen. Wir sind bisher ausgekommen. Mein Mann hat mich nicht hungern lassen. Unserer Hände Arbeit brachte uns immer noch durch. Und wir waren über alle Maßen glücklich! Ich spreche im Sinne meines Mannes, wie ich es ihm schuldig bin. Behalten Sie Ihr Geld. Unser Glück war auf Liebe aufgebaut. Und wird meinem Jungen der Vater doch noch genommen . . droben der Himmel wird weiter für uns sorgen, wie er uns bis heute geholfen hat." Sie neigte den Kopf nieder zu dem Kleinen und vergrub ihn in seinem rosigen Gesicht. „Gelt, Ernst?"

Und der Junge schlang beide Ärmchen um den Hals der Mutter und liebkoste sie innig.

„Soll ich wirklich so wieder gehen?"

„Ja! Um meines Mannes willen, dessen Namen ich mit Stolz trage!"

Da blickte der Alte sie noch einmal an und verließ schweren Schrittes die Stube. Sie lauschte seinen Tritten, bis unten die Haustür ins Schloß fiel. Dann sank sie weinend auf einen Stuhl nieder. —

Es war am Nachmittage des nächsten Tages. Da sah man den Sägemüller Bruckner gerade und fest durch das Dorf schreiten. Aus seinen Augen ging es wie ein heimliches Leuchten. Als er über die Wiesen gekommen war und nun die durch den Hochwald ansteigende Straße einschlug, die sich jenseits der Bergwelle zur Kreisstadt senkte, da blieb er noch einmal stehen.

Tief atmete er auf. Er blickte zurück nach dem Tale, auf dessen Grunde sich die dörfliche Heimat hinzog, wo das Anwesen seiner Väter sich barg. Und dann stand plötzlich das Bild jener jungen Frau vor ihm, abweisend und in ihrem Stolze doch so schön und zur Versöhnung zwingend. Nichts hatte sie angenommen, alles ausgeschlagen. Und mit dieser herben Zurechtweisung hatte sie im Sturme sein ganzes Herz erobert. Das war Blut von seinem Blute. Da war ein Charakter, der ihn zur Achtung und Bewunderung zwang. „Jungen weinen nicht!" So klang es ihm noch in den Ohren. Auch sein Junge hatte nicht geweint noch geklagt, sondern war davongegangen in Entbehrung und halbe Armut. Aber er trug in sein armes Heim ein Glück, einen Stern der Liebe, der ihm nun auch fern in Feindesland leuchten durfte. Auch dann noch, wenn sich vielleicht die Schatten des Todes über ihn senkten.

Wie gern hätte er ihr gestern den Buben aus den Armen gerissen und an sein eigenes Herz gedrückt, nur einmal wieder warmes, liebes Blut sich nahe zu fühlen! Wie gern hätte er den Kleinen jauchzend in die Luft gehoben, immer wieder seinen Namen rufend, der ihn erinnerte an jene, die auch einmal stilles Licht über sein Dasein ausgegossen hatte!

Gutmachen, wieder gutmachen! Noch war's nicht zu spät!

Und der alte Sägemüller schritt die Bergstraße empor. Die dunklen Tannen blickten dem hastenden Manne verwundert nach, und durch ihre schweren Kronen sang der Herbstwind ein Lied vom Scheiden. —

Der Rechtsanwalt und Notar saß dem alten Bruckner gegenüber.

„Also das Testament wollen Sie noch einmal einsehen, Herr Bruckner?" Ein feines Lächeln spielte um den Mund des Mannes. Bald darauf breitete er das Gewünschte vor dem Besucher aus.

„Und nun? Was gedenken Sie zu ändern?"

„Alles, Herr Notar! Vernichten Sie es, bitte. Setzen Sie ein neues auf. Und darin vermache ich meinem Sohne Berthold Bruckner all mein Hab und Gut und setze im Falle seines Todes dessen Frau als Universalerbin ein."

Eine kurze Pause trat ein. Dann reichte ihm der Notar die Hand über den Tisch.

„Lassen Sie mich Ihnen danken und Sie zugleich beglückwünschen. Ich wußte, daß Sie doch noch einmal kommen würden. Ich hoffe mit Ihnen, daß Sie noch mit Stolz Ihren Sohn gesund ins Vaterhaus führen dürfen." —

Es war gegen Abend. Die Räder der unteren Mühle rauschten, die Wasser quirlten und stäubten. Der Kleine schlief, und seine Mutter saß im Zwielicht am Fenster und strickte. Da klopfte es wieder an der Stubentür. Und wieder trat der alte Bruckner herein.

Eine freie Heiterkeit lag heute auf seinen Zügen. Er trat fest auf die junge Frau zu.

„Sie sehen mich noch einmal hier. Und jetzt müssen Sie mich hören. Ich komme nicht mehr mit einer Unterstützung. Ich komme zur Erbin meines Anwesens. Ich habe Berthold heute nachmittag in einem neuen Testament für später alles verschrieben, und sollte es Gott gefallen, den braven Helden zu sich zu nehmen, so sind Sie zur Universalerbin eingesetzt worden." Es wetterte in seinen Zügen. Er wartete still der Antwort. Statt dessen drang ein Schluchzen an sein Ohr.

Dann trat die junge Frau zu ihm heran. Sie reichte ihm bebend die Hand. Ihre Lippen bewegten sich, doch noch immer wollte sich kein rechtes Wort formen. Nun trocknete sie sich die Augen. Klarheit drang daraus hervor, Dank und tiefste Bewegung.

„Um meines Mannes willen, tausend Dank! Nicht um meinetwillen. Aber Sie müssen mich nun auch mit in Kauf nehmen."

„Wenn Sie mich als Schwiegervater haben wollen?"

Da lächelte Frau Dorothee und nickt dem Alten freundlich zu. Der aber fuhr fort:

„Nun komme ich gleich mit einer Bitte. Geben Sie den Kleinen übermorgen zu Ihren Eltern. Es trifft morgen aus der Stadt ein Koffer und auch sonst noch mancherlei bei Ihnen ein. Dann packen Sie für ein paar Wochen ein, was Sie brauchen. Wir beide wollen zu Berthold fahren. Freude soll ja auch heilsam sein. Einverstanden?"

Sie fand keine Antwort. Sie duldete, daß er sie leise an sich zog und küßte.

„Nun soll uns nichts mehr trennen!"

„Nichts mehr!" —

Skizzen vom westlichen Kriegsschauplatz.



Brücke in St.-Mihiel. Nach einer Zeichnung des bei den bayrischen Truppen befindlichen Kriegsmalers Carl Felber-Dachau.



An der Lys. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hayek.



Die Kirche in St.-Mihiel.



Wache am Ortsausgang.



Eine Straße in St.-Mihiel.



Französische Gefangene.

Aus St.-Mihiel an der Maas. Nach Zeichnungen des bei den bayrischen Truppen befindlichen Kriegsmalers Carl Felber-Dachau.



Lustige Fahrt. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Truppen beim Verladen der Fourage. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.



Offiziersburschen bei der Morgenarbeit. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Deutscher Sanitätsdienst im Kriege.

Von Stabsarzt Weineck im Königlich Preußischen Kriegsministerium, Medizinalabteilung.

Im großen und ganzen sind es zwei Aufgaben, die der Sanitätsdienst im Kriege zu bewältigen hat: erstens die Versorgung der Verwundeten und Kranken, zweitens die hygienische Fürsorge für das gesamte Heer.

Der Sanitätsdienst erstreckt sich auf das Operationsgebiet, das Etappengebiet und das Heimatgebiet.

Seine Sicherstellung im deutschen Heere erfolgt durch ein enges Zusammenwirken der leitenden Behörde im Operations- und Etappengebiete, des Chefs des Feldsanitätswesens im Großen Hauptquartier, kurz Feldsanitätschef genannt, einer Stelle, die in diesem Kriege durch den derzeitigen Generalstabsarzt der Armee Exzellenz Professor Dr. v. Schjerning besetzt ist, mit den leitenden Behörden im Heimatgebiete, den Medizinalabteilungen der zuständigen Kriegsministerien.

Für einen Teil des Ostens ist insofern noch ein besonderer Zustand geschaffen, als hier — entsprechend dem Oberbefehlshaber Ost — auch ein besonderer Feldsanitätschef Ost ernannt ist.



Bäderwagen im Betrieb.

Dem Feldsanitätschef unterstehen die Armeeärzte der einzelnen Armeen, diesen wieder die Korpsärzte und Divisionsärzte.

Ebenso wie der Feldsanitätschef der Berater der Obersten Heeresleitung in allen Fragen des Sanitätsdienstes ist, so ist es der Armeearzt für das Armeeoberkommando, der Korpsarzt für das Generalkommando seines Armeekorps, der Divisionsarzt für den Divisionskommandeur.

Bei den leitenden Sanitätsdienststellen befindet sich ein Stab von technischen Beratern, Chirurgen, inneren Medizinern, Hygienikern, alles entweder dem Heere im aktiven oder Reserveverhältnis angehörende oder der Heeresverwaltung verpflichtete deutsche Fachärzte, Universitätslehrer oder Leiter großer Kliniken und Institute.

Die Versorgung der Verwundeten und Kranken ist in erster Linie abhängig von der taktischen und strategischen Lage.

Im Westen, wo das Heer im Stellungskriege liegt, haben sich Verhältnisse herausgebildet, die denen im Frieden in mancher Beziehung ähneln; im Osten dauerte der Bewegungskrieg erheblich länger an, hier war die Versorgung der Verwundeten schon deshalb bedeutend schwieriger, dazu kam der fast gänzliche Mangel an guten Wegen und Eisenbahnverbindungen, während im Westen überall ein ausgezeichnetes Weg- und Eisenbahnnetz zur Verfügung steht.

Die erste Versorgung der Verwundeten ist naturgemäß überall dieselbe. Für den ersten Verband sind die beiden Verbandpäckchen bestimmt, die jeder Angehörige des Feldheeres in einem bestimmten Täschchen seines Rockes bei sich trägt. Die Verbandpäckchen haben sich erneut als die zweckmäßigste und durchdachteste Maßnahme für den Verband in vorderster Linie bewährt. Ihre Anwendung ist einfach, sämtliche Leute sind darin unterrichtet; vermag ein Mann sich nicht mehr selbst zu versorgen, so hilft der Kamerad, Kranken- oder Hilfskrankenträger, der Sanitätsunteroffizier oder der anwesende Arzt. Eine weitere Hilfe bei schwereren Verletzungen erfolgt durch das mit ausgiebigerem Material ausgerüstete Sanitätspersonal der Truppe selbst, durch die mit schmerzstillenden Mitteln versehenen Ärzte.

Im Stellungskriege ist eine derartige Hilfe verhältnismäßig einfach; erheblich schwieriger ist sie im Bewegungskriege, wo das feindliche Feuer am Tage eine Versorgung oft unmöglich macht, in der Nacht die anfängliche Verwendung der Patrouillenlampen das feindliche Feuer wiederum auf sich zog, so daß das sofortige Aufsuchen der Verwundeten stellenweise nicht stattfinden konnte.

Hier genügt nicht mehr die Hilfe des eigenen Sanitätspersonals, es müssen besondere Sanitätsformationen eintreten, deren Einsetzung auf Veranlassung des dem Divisionskommando beigegebenen Divisionsarztes erfolgt.

Diese Formationen, die Sanitätskompagnien, haben möglichst in Anlehnung an eine Ortschaft nahe der kämpfenden Truppe — aber gegen feindliches Infanteriefeuer tunlichst gedeckt — den Hauptverbandplatz einzurichten, auf dem die Möglichkeit einer ausgiebigeren Versorgung der Verwundeten als in der vorderen Linie besteht. Sie sind reichlich mit Sanitätsmaterial und Lebensmitteln ausgerüstet, führen acht Krankenwagen zum Verwundetentransport und eine Feldküche mit sich; ihr Personal besteht aus Ärzten (unter ihnen möglichst ein Chirurg), Sanitätsunteroffizieren und Krankenwärtern, ferner 224 Krankenträgern, die dazu bestimmt sind, die Verwundeten aufzusuchen und sie zuerst auf Tragen, dann möglichst unter Zuhilfenahme der Krankenwagen dem Hauptverbandplatze zuzuführen.



Generalstabsarzt der Armee Professor Dr. Otto v. Schjerning, Chef des Feldsanitätswesens.

Eine neue Errungenschaft während dieses Krieges ist die planmäßige Einführung von Sanitätshunden und Sanitätshundführern bei allen Sanitätskompagnien.

Die Hunde haben sich im allgemeinen bewährt bei der Nachsuche in schwierigem Gelände, z. B. in den Karpathen, wo sie Verwundete an sonst den Krankenträgern schwer zugänglichen Stellen auffanden und im Winter vor dem Erfrieren retteten.

Auf dem Hauptverbandplatze erfolgt die Sonderung der ankommenden Verwundeten. Es werden geschieden: marschfähige, transportfähige und nicht transportfähige Verwundete.

Der meist schon anliegende erste Verband wird besichtigt, gegebenenfalls verstärkt; Operationen werden im allgemeinen außer Noteingriffen nicht vorgenommen. Ist der Verwundete verbunden, so wird er gespeist und erquickt.

Alle Verwundeten erhalten Wundtäfelchen, auf denen ihr Name und die Art der Verwundung verzeichnet ist. Falls starkwirkende Arzneien verabfolgt sind, ist das besonders vermerkt.

Die marschfähigen Verwundeten werden unter Führung in Trupps zu den Leichtverwundetensammelplätzen geschickt und von da unter Führung weiter rückwärts der Etappe zugeleitet.

Die transportfähigen Verwundeten sollen auf Wagen der Sanitätskompagnie, beigetriebenen Wagen oder Kraftwagen dem nächsten Feldlazarett überwiesen werden; die Nichttransportfähigen müssen zunächst unter Bewachung liegen bleiben.

Hauptaufgabe der Sanitätskompagnie ist jedenfalls, sämtliche Verwundete so schnell wie möglich mit Schutz- und Stützverbänden versehen unter Dach zu bringen.

Nach Möglichkeit wird versucht, zu ihrer Übernahme gleich ein Feldlazarett heranzuziehen, damit die Sanitätskompagnie sich nach Verpackung ihres Materials sofort loslösen und der Truppe wieder folgen kann.

Die Feldlazarette sind für die Aufnahme von 200 Verwundeten eingerichtet, können jedoch durch Ausnutzung örtlicher Hilfsmittel noch erweitert werden. Ihre Aufgabe ist es, den vom Schlachtfelde herangebrachten Verwundeten



Verbandabteilung einer Sanitätskompagnie.

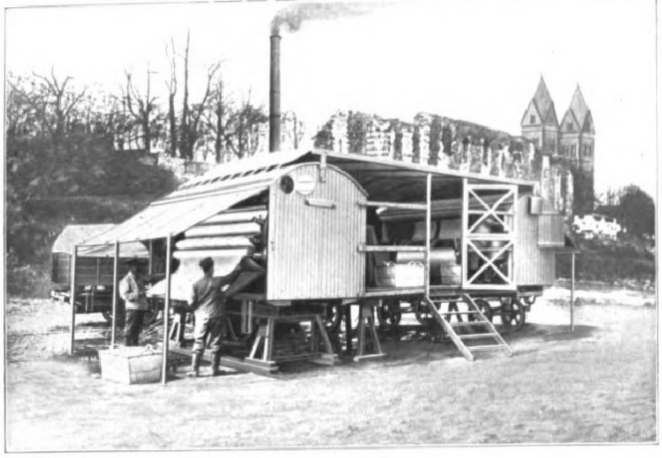


Transport auf Handschlitten.

so lange Lazarettpflege angedeihen zu lassen, bis ihr Zustand die weitere Rückbeförderung gestattet oder die Etappenbehörde die Fürsorge übernimmt. Ihre Einsetzung erfolgt auf Veranlassung des Korpsarztes, bei den einzelnen Divisionen zugeteilten durch den Divisionsarzt.

Das Feldlazarett ist der Ort der ersten großen chirurgischen Eingriffe; unter seinen Ärzten befindet sich nach Möglichkeit immer ein Chirurg, außerdem wirkt in ihnen der schon oben erwähnte, dem Korpsarzt beigegebene beratende Chirurg. Der Chefarzt des Feldlazaretts hat jedoch alsbald nach Einrichtung des Lazaretts selbständig mit den Etappenbehörden in Verbindung zu treten, damit möglichst bald der weitere Abtransport seiner Verwundeten vor sich gehen und das Feldlazarett wieder verwendungsfähig seinem Armeekorps folgen kann.

Im allgemeinen ist zu sagen, daß auf diese Weise eine sachgemäße Behandlung der Verwundeten und Kranken gewährleistet ist; freilich ist auch hier manchmal Not am Mann, wenn nur wenige, oft schmutzige und verwahrloste Hütten für die Errichtung des Feldlazaretts zur Verfügung stehen und der Zugang an Verwundeten das Fassungsvermögen eines Lazaretts um das Mehrfache überschreitet. Die größte Schwierigkeit liegt besonders im Osten — wie schon oben gesagt — im Transport, doch auch hier hat sich Findigkeit und Tatkraft des Arztes zu helfen gewußt und in vielen Fällen Bewunderungswürdiges geleistet.



Felddampfwäscherei im Betrieb.



Wagen einer Sanitätskompagnie auf der Fahrt.

Während so im Operationsgebiete alles in ewigem Fluß ist und als oberstes Gesetz gilt, nach möglichst schneller Versorgung der Verwundeten und Kranken alles zu neuer Verwendung bereitzumachen, nimmt der Sanitätsdienst im Bereiche der Etappeninspektion schon beständigere Formen an.

Seine Leitung ist nach den Anordnungen des Etappeninspekteurs Sache des Etappenarztes, der einerseits dem Armeearzte untersteht, aber auch in bezug auf Etappenangelegenheiten dem Feldsanitätschef unmittelbar unterstellt ist.

In der Etappe findet eine Scheidung der Verwundeten und Kranken nach folgendem Gesichtspunkte statt. Alle diejenigen, deren Wiederherstellung voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nimmt, werden in die Heimat abgeschoben, die übrigen im Etappengebiete untergebracht. Hierzu dienen in erster Linie die unter Leitung eines Kriegslazarettdirektors stehenden Kriegslazarettabteilungen, welche die aus den freigemachten Feldlazaretten kommenden Kranken und Verwundeten aufnehmen. Ihnen sind bestimmte Bezirke des Etappengebietes zugewiesen, in denen sie die Einrichtung der Kriegs- und Etappenlazarette vorzubereiten haben.

Im Anschluß an Etappenlazarette werden Leichtkrankenabteilungen gegründet; treten Seuchen auf, so sind besondere Seuchenlazarette anzulegen.

Im Etappengebiet entfalten ihre Haupttätigkeit die beratenden inneren Kliniker und sonstigen bedeutenden Spezialärzte.



Innenansicht eines Verwundeten-Anhängewagens.

Der Wunsch, Offiziere sowohl wie Mannschaften ohne Überführung in die Heimat möglichst schnell wieder geheilt der Truppe zuzuführen, hat in diesem Kriege zu einer Ausgestaltung der Etappe geführt, wie sie früher nicht in diesem Maße erfolgt ist. Überall sind Genesungsheime für Offiziere und Mannschaften gegründet, etwa vorhandene Kliniken sind ausgebaut, mit den modernsten mediko-mechanischen und klinischen Apparaten ausgestattet, Möglichkeiten für allerlei Bäder geschaffen, und an diesen Anstalten wirken ausgewählte deutsche Fachärzte.

In der Etappe entfaltet auch die unter Leitung des Kaiserlichen Kommissars und Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege im Hauptquartier stehende freiwillige Krankenpflege ihre Tätigkeit. Sie unterstützt den Kriegssanitätsdienst durch Gestellung von männlichem und weiblichem Pflegepersonal, von Krankenträgern und Depotpersonal, die unter Leitung bestimmter Delegierten nach den militärärztlichen Anordnungen arbeiten und den militärischen Einrichtungen eingegliedert sind.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Etappe ist der Nachschub des an der Front verbrauchten Sanitätsmaterials. Hierfür sind die Etappensanitätsdepots aufgestellt, die dauernd von der Heimat aufgefüllt werden und ihr Material an die Sanitätsformationen des Operationsgebietes, die Truppenteile und die Etappenformationen auf Anforderung abgeben.

Hier befinden sich auch die Feld-Röntgenwagen und Röntgenkraftwagen, die bis an die Feldlazarette herangezogen werden können und in der Lage sind, sowohl angeschlossen an bestehende elektrische Einrichtungen wie aus eigener Kraft ausgezeichnete Röntgenbilder zu liefern.

In den Kriegslazarettwäschereien, modernen Dampfwaschanstalten, bestehend aus Kraftwagen und Anhängern, wird die Wäsche der Feld- und Kriegslazarette gewaschen. Die Wäscherei wird an passender Stelle eingerichtet, was etwa in einer Stunde erfolgen kann, und die Kraftwagen mit ihren Anhängern holen aus der Umgebung die der Reinigung bedürftige Wäsche zusammen.

Eine neue Einrichtung sind auch die Etappensanitätskraftwagen-Abteilungen, deren Kraftwagen zur Beförderung für Verwundete vom Armeearzt bis zur Front angefordert werden können, die im übrigen dem Krankentransport und dem von Sanitätsmaterial in der Etappe dienen.

Für den Kranken- und Verwundetentransport in die Heimat sind in erster Linie die staatlicherseits schon im Frieden fertiggestellten oder vorbereiteten Lazarettzüge und Hilfslazarettzüge und die dank hochherzigen Spendern zahlreich vorhandenen Vereinslazarettzüge bestimmt. Sie sind völlig ausgestattet und führen ihre Last unmittelbar in das ihnen vom Etappenarzt zugewiesene im Heimatgebiete gelegene Reserve- oder Vereinslazarett. Außerdem werden noch Krankenzüge aus leeren Wagen zusammengestellt, deren Kranke beim Übergang über die deutsche Grenze von den Sanitätstransportkommissaren übernommen, versorgt und weitergeleitet werden. Das Einladen der Kranken und Verwundeten wie die Herrichtung der Krankenzüge erfolgt durch die zur Etappe gehörende Krankentransportabteilung.

Die gleichmäßige Verteilung der im Heimatgebiete eintreffenden Verwundeten findet in der Weise statt, daß die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums den Feldsanitätschef dauernd über die Anzahl der freien Lagerstellen in den einzelnen Korpsbezirken auf dem laufenden erhält und dieser wieder den Etappenärzten die für ihren Bezirk nötigen Angaben zukommen läßt.

Im Heimatgebiete ist wie überall erste Pflicht, die voraussichtlich wieder dienstfähig werdenden Verwundeten möglichst bald wieder geheilt dem Ersatztruppenteile und dem Feldheere zuzuführen. Die übrigen verbleiben so lange im Lazarett, bis ein möglichst hoher Grad der Erwerbsfähigkeit für sie erreicht ist. Dabei herrscht das Bestreben, sie in ein Lazarett ihrer näheren Heimat zu überführen, damit sie dort auf heimischem Boden ihre alten Beziehungen wieder anknüpfen und der Übergang in das Zivilleben ihnen erleichtert wird. Für die Lazarette des Heimatgebietes sind ebenso wie für das Feldheer auf Veranlassung des Kriegsministeriums Fachärzte verpflichtet, die für besondere Fälle zu Rate gezogen werden.

Auf Veranlassung des Kriegsministeriums sind hauptsächlich an den Orten, wo eine große Anzahl von Lagerstellen zur Verfügung stand, unter fachärztlicher Leitung stehende Sonderstationen eingerichtet; so bestehen Lazarette mit großen mediko-mechanischen Einrichtungen, Stationen für Kieferverletzte, Lazarette und Heilstätten für Lungenkranke. An die Lazarettbehandlung schließt sich in vielen Fällen noch ein Kuraufenthalt in Bädern und Luftkurorten, in denen, abgesehen von den staatlich vorbereiteten Stellen, auch viele Anstalten und Privateigentümer das innige Bestreben haben, unseren verwundeten Kriegern die Möglichkeit völliger Genesung zu verschaffen.



Verwundeten-Anhängewagen mit Zugautos.

Schließlich schweben zurzeit noch Verhandlungen mit den maßgebenden Behörden der Zivilverwaltung, um darüber hinaus die nicht mehr dienstfähigen Kriegsteilnehmer, die infolge ihrer Verletzung nicht in der Lage sind, ihrem früheren Berufe nachzugehen, zu einem neuen Berufe zu erziehen. Hier wetteifern Militär- und Zivilverwaltung mit der hochherzigen Gebefreudigkeit des Volkes, alles aus dem Gedanken heraus, daß

es Ehrenpflicht der Gesamtheit ist, denen, die für uns geblutet haben, auch weiterhin beste Existenzmöglichkeiten zu schaffen.

Von ausschlaggebenderer Bedeutung noch als die Versorgung der Verwundeten und Kranken ist für das Heer die Fürsorge in hygienischer Beziehung, insofern als hierdurch die militärischen Operationen unmittelbar beeinflußt werden können.

Aus der Geschichte sind uns viele Fälle von schweren Kriegsseuchen bekannt; eines der markantesten Beispiele stammt aus dem letzten bulgarisch-türkischen Kriege, wo der Angriff der Bulgaren auf die Tschataldscha-Linie durch das explosionsartige Auftreten der Cholera zusammenbrach.

Abwehr der Seuchen geht Hand in Hand mit der Sorge für gutes Trinkwasser und zweckmäßige Ernährung wie für gesundheitsmäßige Unterbringung und sachgemäße Kleidung. In diesen Fragen den leitenden Sanitätsdienststellen mit ihrem Rate zur Seite zu stehen, ist hauptsächlich Sache der beratenden Hygieniker.

Das gesamte Heer ist gegen Cholera, Typhus und Pocken geimpft worden, und durch diese Maßnahmen wie durch planmäßiges Vorgehen gegen Infektionsherde in durchseuchten Gegenden des Ostens und Westens ist erreicht, daß es wohl zum Auftreten einzelner Fälle dieser Kriegsseuchen, aber niemals zu größeren Epidemien gekommen ist, die den Gang der militärischen Handlungen in nachteiliger Weise hätten beeinflussen können. Als schwere Plage hat sich in diesem Kriege das Ungeziefer — besonders die Kleiderlaus — herausgestellt, der jedenfalls im Osten wohl niemand ganz entronnen ist. Ganz abgesehen von der sehr unangenehmen und widerlichen Belästigung des einzelnen sind die Kleiderläuse gefährlich als praktisch einzige Überträger des Fleckfiebers.

Hier ist es gelungen, durch Ausbau und Umbau vorhandener Fabriken zu Bade- und Desinfektionsanstalten, durch Einrichtung kalter und warmer Brausebäder, durch Bereitstellung von fahrbaren Desinfektionsapparaten wie auch neuerdings durch Einführung von Bäderwagen dicht hinter der Front für die Truppenteile, die kurze Zeit aus dem Kampf gezogen waren, die Möglichkeit des Badens und zugleich völliger Entlausung zu schaffen.

Dem gleichen Zwecke dienen im Osten errichtete große Sanierungsanstalten; hier ist der Betrieb folgender: „Sie werden feldmarschmäßig betreten. An einem Schalter werden die Wertsachen abgegeben, und jeder Mann erhält ein Paar Pantoffeln. Die Ledersachen kommen für 6 Stunden in eine Heißluftkammer von 90 Grad; die Kleidungsstücke, in Netze verpackt, in einen Desinfektionsapparat mit gespanntem strömenden Dampf von etwa 105 Grad. Der entkleidete Soldat wird gründlich geschoren und bekommt ein Brausebad von 15 Minuten Dauer. Alsdann erhält er frische Wäsche sowie seine keimfrei gemachte Kleidung zurück und wird gespeist.“ Das Maschinenhaus liefert Dampf und Hitze für viele tausend Mann in 24 Stunden.

Das Wasser ist vielfach so schlecht, daß es nicht ohne Gefahr zum Waschen und Brausen benutzt werden kann. Infolgedessen wird es durch einen Filter in ein großes Bassin geleitet und durch chemische Desinfektion gebrauchsfertig gemacht.

Zur Schaffung guten Trinkwassers können Abessinierbrunnen angefordert werden; im Westen sind Wasserleitungen gebaut, in vorderster Linie haben die fahrbaren Trinkwasserbereiter sich ausgezeichnet bewährt, mit denen jedes Wasser, wenn es nicht gerade morastig ist, schnell in ein gutes Trinkwasser verwandelt werden kann. Bei diesen Trinkwasserbereitern wird das Rohwasser durch eine Pumpe gehoben, gefiltert und auf 108 Grad zur Sterilisierung erhitzt, hierauf gekühlt und durch Vermischung mit Luft wieder schmackhaft gemacht. Es verläßt den Apparat nur 3 bis 4 Grad wärmer, als es eingetreten ist.

Den Wert der Feldküchen für die Ernährung des Soldaten kann nur der ermessen, der sich bei einem Truppenteil befunden hat, wo — wenigstens im Anfang des Krieges — noch keine vorhanden waren. Das allgemeine Bedürfnis ist schnell erkannt und durch große Nachbeschaffungen und Verwendung der erbeuteten befriedigt worden.

Bei der Beschaffung des frischen Fleisches in Ländern, die der Fleischbeschau nicht unterliegen, sind zum Schutz vor Trichinenkrankheit auf ärztlichen Rat den Truppenteilen Mikroskope zur Fleischbeschau zur Verfügung gestellt worden.

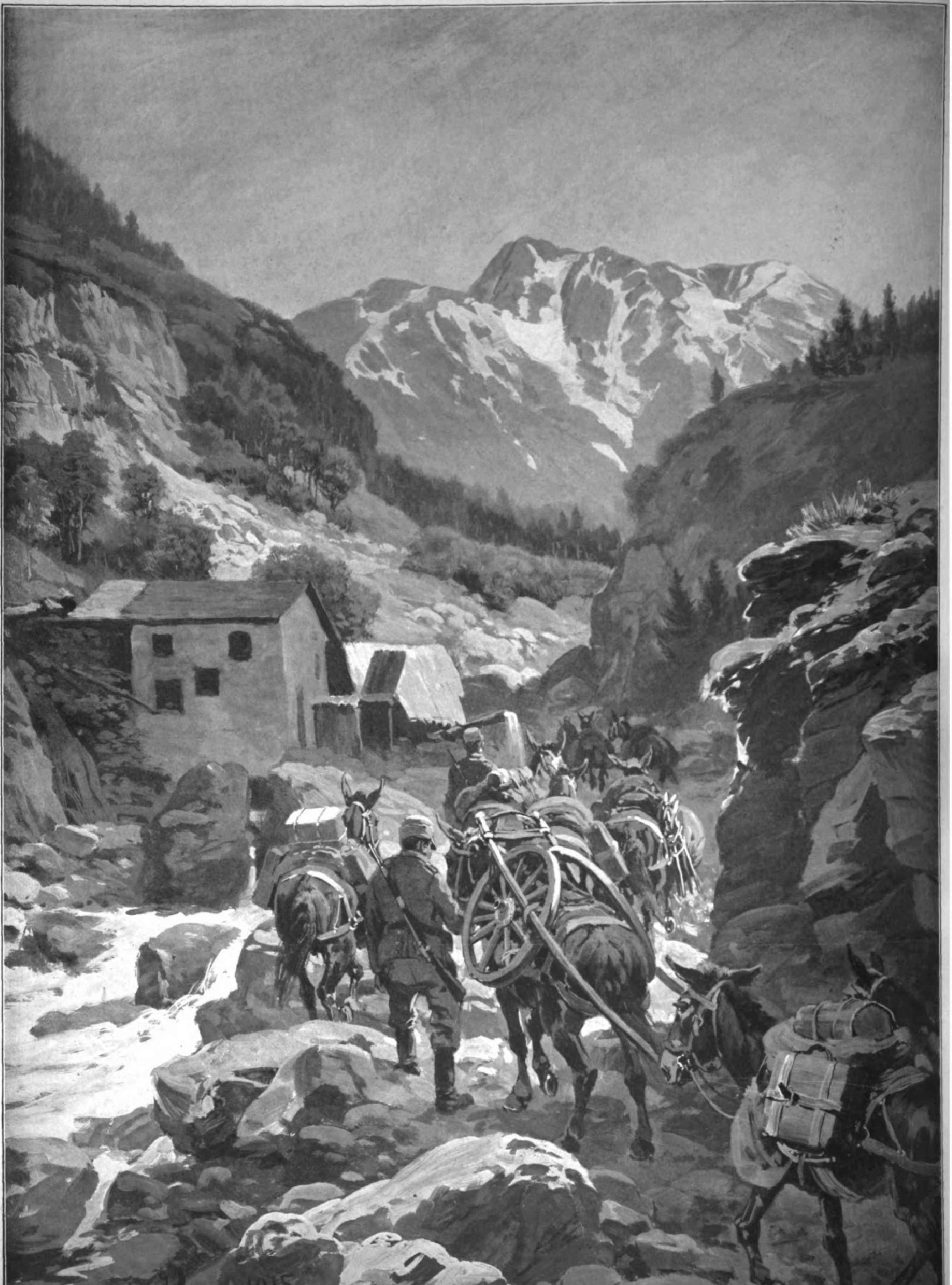
Im Winter wurde es nötig — besonders für die im Osten kämpfenden Armeen — vor Kälte schützende Kleidung zu liefern. Das ist in größtem Umfange geschehen, und jetzt werden die überflüssigen warmen Wollsachen waggonweise zurückgeschafft, in den obengenannten Sanierungsanstalten werden Läuse, Motten und etwa anhaftende Krankheitskeime abgetötet und die Sachen dann der Heimat zugeführt, um hier zu neuer Verwendung wieder vorbereitet zu werden.

Dem Zusammenwirken aller dieser Maßnahmen haben wir bisher zu danken, daß es gelungen ist, schwere Epidemien fernzuhalten, daß es gelungen ist, den größten Teil unserer Verwundeten dem Heere wieder zuzuführen, daß es gelungen ist und in noch ausgedehnterem Maße gelingen wird, die nicht mehr dienstfähigen Verwundeten auch weiterhin als nützliche Mitglieder unseres Staatswesens zu erhalten, die mit allen anderen mutig und hoffnungsfroh weiter mitarbeiten an der Größe unseres Vaterlandes.



Die Deutsche Kronprinzessin mit ihren Söhnen auf einem Fest für verwundete Krieger im Ostseebad Zoppot.

Nach einer photographischen Aufnahme von Heuer & Kirmse in Berlin.



Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarischer Munitionstransport auf befestigte Höhen an der italienischen Grenze.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Fritz van der Venne.

Aus dem großen Schlammloch zwischen Lys und Yser.

Wieder einmal fällt die frühe Dunkelheit eines mürrischen Januartages ein. Das Sausen des Küstenwindes, der eifersüchtig jedes Nebengeräusch übertobt, schwillt zum zornigen Nachtsturm an. In der Hauptstraße des grausig zerschossenen Ortes am Lyskanal entwickelt sich mit Einbruch der Nacht ein fieberhaftes Leben. Von Lille her ziehen die Kolonnen die Heerstraße nach Ypern — unablässig; eintönig rattern plumpe flandrische Gefährte, klappern die Hufe, Lämpchen blitzen auf, und Kommandos verhallen. Zwischendurch drängt die Marschkolonne zum Abrücken fertiger Infanterie, die ihre achtundvierzig Stunden „Ruhe“ in den Kellern eingestürzter Häuser, in zugigen Kammern und Ecken wieder einmal hinter sich hat und in die Gefechtsgräben zur Ablösung marschieren soll.

Der Hauptmann winkt dem vordersten Glied, ein schwerbepackter Offiziersbursche wirft noch rasch Pelze und Schlafdecken auf den Bagagewagen, der auf dem Rückwege Stroh und Hafer für die Kompagniegäule faßt, und lautlos tritt die stumme Schar ihren Weg an.

Anmarsch!

Es geht der Bahn längs, die den Ort durchschneidet; links blinken noch die strohverkleideten Erdlöcher englischer Anschlagstände. Wo ein riesiges Granatloch mit tückischer Schlammflut das Gleis auf Meter gesprengt hat, schlängelt sich die lange schwarze Linie mit stummer Selbstverständlichkeit rechts und links zur Seite und schließt sich wieder im Weitergleiten. Einmal schneidet ein Weg mit geisterhaft hohen, schmalwipfligen Bäumen von einer Art, wie man sie in Deutschland nicht kennt und nicht haben möchte, die Schienen. Da geht es rechts ab zwischen quellenden Tümpeln hin, und nach einer Weile nochmals rechts und wieder rechts, im Viereck fast zum Ausgangspunkt zurück. Aber man darf die große Straße nicht benutzen, die bleibt für die Fuhrkolonnen und die Artillerie.

Wände mit Überbleibseln von Sparrenwerk, das, wie im Schreck erstarrt, sein zerfetztes Gebälk weit hinaufreckt ins Schwarz, tauchen auf und verschwinden. Die Rundlöcher riesiger Küstengranaten begleiten die stumme Schar mit tückischem Blinzeln ihres Wasserauges. Und endlich hält der lange Zug am Wege still, da, wo linkerhand ein künstlich getretener Pfad abzweigt. Still löst sich Glied um Glied, beugt sich nieder und schwankt mit langem Brett beladen weiter. Wenn vorn zur Rechten und Linken das harte Licht einer Rakete aufflammt und mit fahlen Schlagschatten im Verglimmen über die stumme Schar huscht, sieht man die fast endlose, schmale Kette der Bohlenträger mühsam der dunklen Masse eines Gehöftes zustreben, das die scharfen Zacken stehengebliebener Ecken und Stallwände in die verbleichende Helle zeichnet.

Das ist die Ferme, in der die Reservekompagnie liegt, die, eben abgespeist, noch ihre Feldküche umlagert. Das stolze Anwesen mit Vieh und schweren Rübenfeldern, nun das Opfer britischer Geschütze, darf nie und nimmer als Unterschlupf einer ganzen Kompagnie Verdacht erregen. Schlimmer zusammengepfercht als die Hammel, die hier einst in Frieden hausten, verquälen sich hier an die hundertsechzig Mann ganze zwanzig Stunden, ohne sich mucken, ohne sich gegen Sturm und Regen, die durch die geborstene Decke drängen, schützen zu können, nach harter vierstündiger Schanzarbeit, meist bis über die Knie im eiskalten Schlamm. Daß sie in diesem hoffnungslosen Zustande der meisterlich gehandhabten Mundharmonika, deren dünne, fast melancholische Klänge in den Tönen eines sehnsüchtigen Volksliedes unterdrückt aus den dunklen Ecken und Ruinen in die unfreundliche Nacht eines von Gottes Zorn gestraften fremden Landes verflattern, andächtig lauschen können, spricht für die kindliche, unzerstörbare Zufriedenheit und Willigkeit dieses Menschenschlages, der auch dem zürnenden Ares noch ein Lächeln auf die Lippen zaubert und ihn sich einseitig geneigt macht.

Im Weinkeller des einstigen Herrenhauses sitzen bei dürftigem Kerzenlicht die Offiziere der zwei Austauschkompagnien. Nur der Pinsel eines Rembrandt, eines Jan Steen vermöchte den großen Rinaldo-Rinaldini-Reiz dieses Helldunkels mit seinen verwegenen Gestalten auf Lagerstroh und um den wackligen Tisch auszuschöpfen. Und in die schwarzgeteerte widerhallende Wölbung dringt seltsam gedämpft melodisch geheimnisvoll das kurztaktige „pack—pack“ gewechselter Patrouillen- und Horchpostenschüsse oder der herrische Dreitakt eines kurzen Warnungsfeuers von Maschinengewehren, die ihr Mündungsfeuer mit stärkerer Schußzahl



Schottische Offiziere.

Wie wir „Barbaren“ unsere Gefangenen behandeln: Augenblicksbilder aus dem Offiziers-Gefangenenlager in Bischofswerda. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Emil Limmer.



Der „Dreiverband“ oder: Verwandte Seelen finden sich.

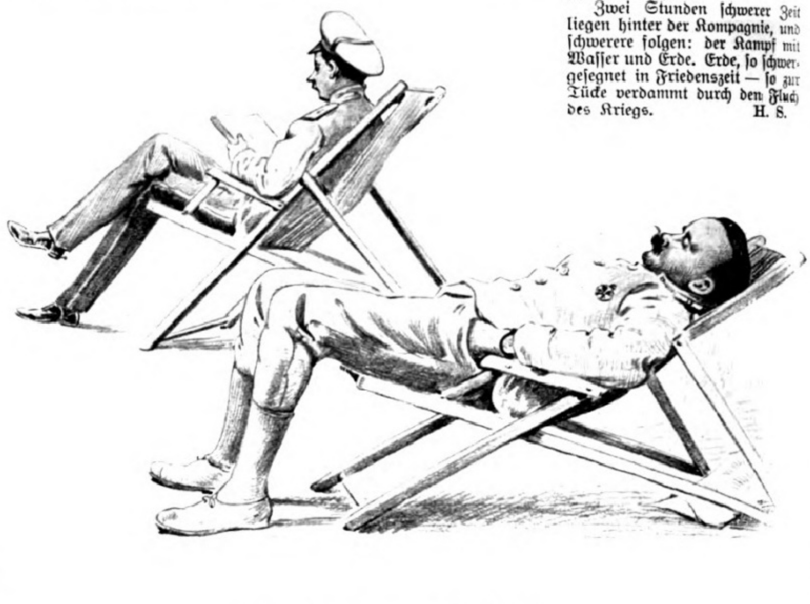
dem Gegner nicht zeigen wollen. — Die Offiziere trennen sich, lautlos schieben sich die Kompagnien aus den entgegengesetzten Toren der zerstörten Ferme ihren Zielen zu: die eine zum Lys-Ort hinter der Front — die andere zu den Gefechtsgräben. Achthundert Meter sind's nur bis dahin, aber welcher Höllenweg!

Es ist nun ganz dunkel geworden. Trotz des wohlbekannten Geländes tasten in der pechschwarzen, drückenden Finsternis Hand und Fuß. So mögen in den Tagen germanischer Urzeit die Trolle durch Norwegens Hochgebirge in den Eddanächten getappt sein, hilflos dem Führer nach, der das eine Leuchtauge hatte. — Schlamm, greulicher Schlamm überzieht halbmeterhoch das weite Gefild, das einst so saftgrün als Weideland behäbiger, buntscheckiger Kühe, umhegt von Pappel und Erle, prangte, durchzogen von wasserreichen Gräben, die alle dem stattlichen Bach im Grunde zueilen, nun aber, treue Glieder der geschändeten Flur, noch immer versuchen, den fremden Fuß im Quellschlamm zu hemmen.

Längst sind die Bohlen der einstigen Brücke zusammengebrochen, jetzt liegt das eiserne Gittertor der vorderen Gutspforte darüber, und die vielhundert deutschen Solldatenfüße scharren und knirschen. Totes Vieh streckt kläglich die Beine halb aus dem Sumpf. — Wieder stauen sich die massigen Mauern einer Ferme, die noch schöner, wohlhäbiger in das sanfte Hügelland geschaut haben muß als das Gut dahinter. Jetzt ist sie ein Chaos von Steinhaufen, grundlosem Schmutz und verpesteter Luft!

Hier sammelt sich die verstreute Schar, geräuschloser, eiliger noch, und dann schlüpfen die Gruppen, die stumm ihr Schanzzeug aus einem stehengebliebenen Keller geholt haben, rechts und links hinaus, den Gefechtsgräben zu, die sich, kaum erkennbar, mit Böschungen und mattem Lichtschimmer nach rückwärts dem Gelände anschmiegen. Und wäre die Nacht nicht so erschreckend schwarz — man könnte die flüchtigen Gestalten der Einrückenden und Heraushuschenden auftauchen und wie vom Erdboden verschlungen verschwinden sehen.

Zwei Stunden schwerer Zeit liegen hinter der Kompagnie, und schwerere folgen: der Kampf mit Wasser und Erde. Erde, so schwergesegnet in Friedenszeit — so zur Tücke verdammt durch den Fluch des Kriegs. H. S.



Mittagsschläfchen eines russischen Offiziers.

Wie wir „Barbaren“ unsere Gefangenen behandeln: Augenblicksbilder aus dem Offiziers-Gefangenenlager in Bischofswerda. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Emil Limmer.



Ein Lese- und Plauderstündchen kanadischer Offiziere, die bei Ypern gefangengenommen wurden.

Wie wir „Barbaren“ unsere Gefangenen behandeln: Augenblicksbilder aus dem Offiziers-Gefangenenlager in Bischofswerda. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Emil Limmer.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahntal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus, und die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses genügen selbst den verwöhntesten Ansprüchen. Ein großer, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm, die großen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heißen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden und stehen völlig auf der Höhe der Zeit. Auskunft erteilt bereitwilligst die Verwaltung des Kurhauses.

Neuzeitliche Einrichtung. Bad Tölz hat seine Heilschätze wesentlich bereichert durch Eröffnung eines Medico-mechanischen Turnsaals. Einer Anregung des bekannten Orthopäden und Vorstandes der Kgl. orthopädischen Klinik in München folgend, wurden in erster Linie Pendel und Zugapparate für aktive und passive Heilgymnastik sowie Heißluftapparate und Massageeinrichtungen aufgestellt, wie sie vor allem für die Nachbehandlung Verwundeter gerade jetzt in hohem Maße nötig werden. Da Bad Tölz durch seine Jodquellen, die bekannte Seifenmassage und Jodlaugenapplikation, verbunden mit Moorbädern und Moorpackungen, sich ganz besonders für Aufsaugungsprozesse, Beseitigung von Kontrakturen, Kräftigung atrophischer Gliedmaßen, Tabes u. a. eignet, bilden diese Apparate, die nun auch eine mechanische Behandlung ermöglichen, eine wertvolle Bereicherung der mannigfachen Kurmittel des weltbekannten Jodbades und Luftkurortes im bayerischen Hochlande.

Eine beliebte Erfrischung. In den heißen Sommermonaten bieten uns unvergorene Säfte von allen Sorten Früchten eine beliebte Erfrischung. Man genießt sie je nach Geschmack und Säuregehalt mit einer mehr oder weniger großen Menge Wasser, Zucker oder Saccharin (für Zuckerkranke) vermischt. Rhabarber, Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Waldbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren und alle Sorten Kernobst liefern vorzügliche erquickende Säfte. Wer sie gut und billig haben will, stellt sie am besten selbst her. Man benutzt dazu den Weck-Fruchtsaftgewinner zur Herstellung klarer, erquickender, unvergorener Säfte durch Dämpfen der Früchte, den das Haus J. Weck G. m. b. H. in Öflingen W. 13 (Baden) zu niedrigem Preise anbietet. Die gewonnenen Säfte brauchen nicht sofort genossen zu werden, sondern können im Weck-Apparat durch Pasteurisieren (Erhitzen auf etwa 80°) in den zierlichen Weckflaschen unbegrenzt lange haltbar gemacht werden. Da die meisten Haushaltungen den Weck-Apparat schon für die Frischhaltung von Obst und Gemüse benutzen, verursacht die Anschaffung des Weck-Fruchtsaftgewinners nur geringe Auslagen, die sich überdies in kurzer Zeit reichlich bezahlt machen. Die Einrichtung ermöglicht vollständige Ausnutzung des Dampfes und gewährleistet eine möglichst starke Auslaugung der Früchte. Sie faßt etwa 10 Pfund Früchte. Weder diese noch der gewonnene Saft kommen mit Metall in Berührung. Ein Verfärben des Saftes ist deshalb ausgeschlossen.

Eine Nervenqual ist das Zuwerfen der Zimmertüren. Verhindert wird dieses durch den Türpuffer der Firma C. Hülsmann in Freiburg i. Br. 2. Hunderttausende von diesen an jede Tür mit Leichtigkeit anzubringenden praktischen und billigen Apparaten sind schon zur größten Zufriedenheit im Gebrauch. Wegen eines Prospekts wolle man sich an genannte Firma wenden.

Der

Neudruck der Kriegsnummern 1-22

(Nr. 3710–3731) ist beendet.

Damit ist die „Illustrirte Zeitung" von der ersten Kriegsnummer an wieder vollständig lieferbar.

Da für den Neudruck nur eine wesentlich kleinere Auflage als die gewöhnliche Wochenauflage in Frage kommt, so war für die nachgedruckten ersten 22 Kriegsnummern eine Erhöhung der Preise notwendig:

Kriegsnummer 1 (Nr. 3710) kostet . . . . Mk. 2.—
Kriegsnummern 2–22 (Nr. 3711–3731) kosten . . . . je Mk. 1.50
Die neugedruckten Kriegsnummern 1–22 werden nur gegen Einzelberechnung abgegeben.

Der Preis der Kriegsnummern 1–22, in Heften auf einmal bezogen, beträgt Mk. 30.—

für Kriegsnummern 1–22 (Kriegsnummern 1. Folge = August–Dezember 1914) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 40.—

für Kriegsnummern 23–47 (3732–3756) (Kriegsnummern 2. Folge = Januar–Juni 1915) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 30.—

Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt ab Januar 1915 . . . . Mk. 9.—

Vom 1. Januar 1915 an können Abonnements in Heften zum vorgenannten vierteljährlichen Bezugspreis von Mk. 9.– jederzeit nachgeliefert werden.

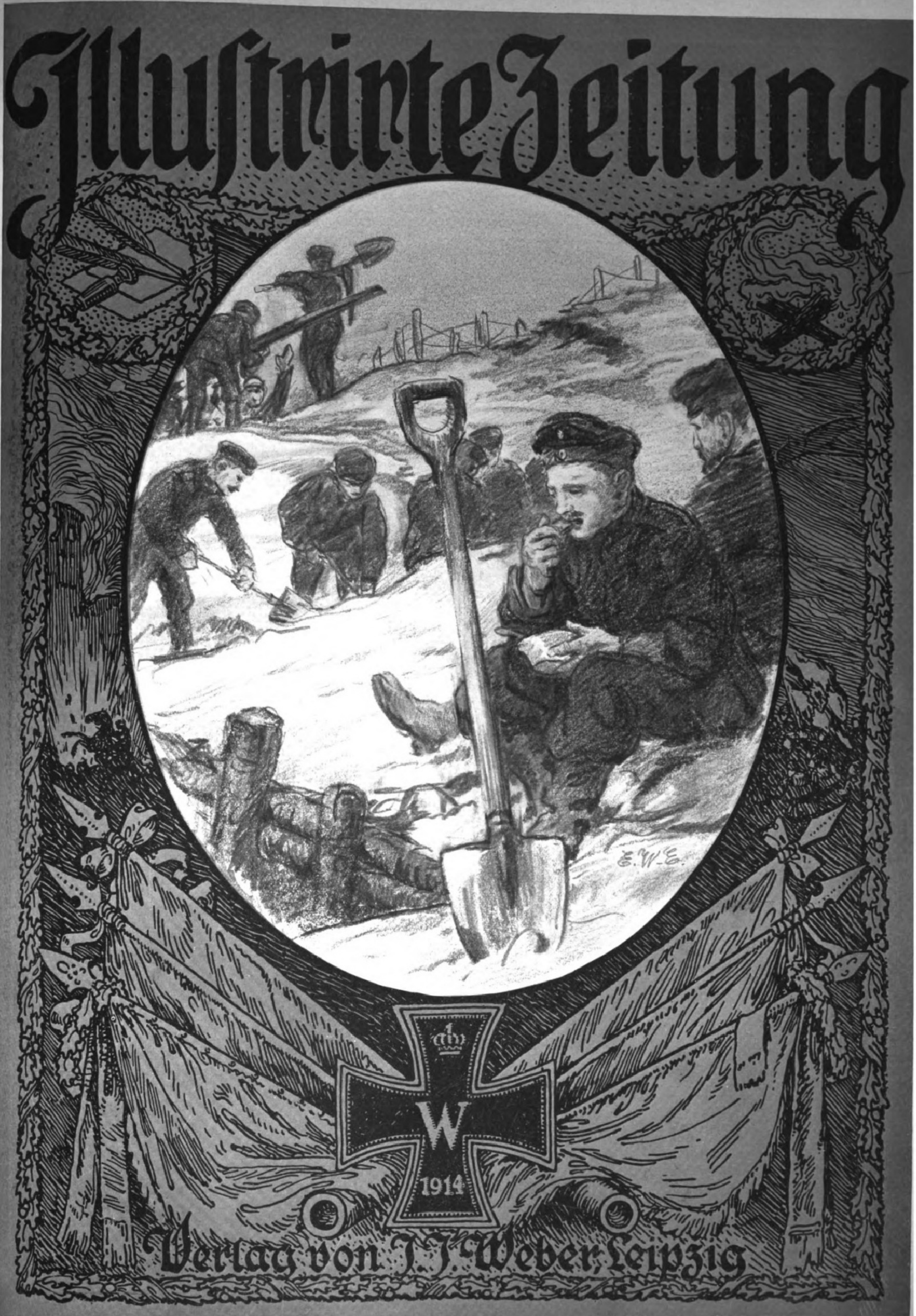
Die bereits in der Nummer 3748 (Kriegsnummer 39) auf Seite 523 angezeigte besondere künstlerische

Einbanddecke für die Kriegsnummern

die zur Aufnahme der 1. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 1–22) bestimmt ist, kann jederzeit zum Preise von Mk. 2.80 nachbezogen werden. Für die 2. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 23–47) liegt jetzt eine Decke in gleicher Ausführung zum Preise von Mk. 3.– vor.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen oder, falls keine am Orte, die

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.



Nr. 3761. Kriegsnummer 52. Preis 1 Mark.

Allgemeine Notizen.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahntal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus, und die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses genügen selbst den verwöhntesten Ansprüchen. Ein großer, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm, die großen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heißen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden und stehen völlig auf der Höhe der Zeit. Auskunft erteilt bereitwilligst die Verwaltung des Kurhauses.

Neuzeitliche Einrichtung. Bad Tölz hat seine Heilschätze wesentlich bereichert durch Eröffnung eines Medico-mechanischen Turnsaals. Einer Anregung des bekannten Orthopäden und Vorstandes der Kgl. orthopädischen Klinik in München folgend, wurden in erster Linie Pendel und Zugapparate für aktive und passive Heilgymnastik sowie Heißluftapparate und Massageeinrichtungen aufgestellt, wie sie vor allem für die Nachbehandlung Verwundeter gerade jetzt in hohem Maße nötig werden. Da Bad Tölz durch seine Jodquellen, die bekannte Seifenmassage und Jodlaugenapplikation, verbunden mit Moorbädern und Moorpackungen, sich ganz besonders für Aufsaugungsprozesse, Beseitigung von Kontrakturen, Kräftigung atrophischer Gliedmaßen, Tabes u. a. eignet, bilden diese Apparate, die nun auch eine mechanische Behandlung ermöglichen, eine wertvolle Bereicherung der mannigfachen Kurmittel des weltbekannten Jodbades und Luftkurortes im bayerischen Hochlande.

Eine beliebte Erfrischung. In den heißen Sommermonaten bieten uns unvergorene Säfte von allen Sorten Früchten eine beliebte Erfrischung. Man genießt sie je nach Geschmack und Säuregehalt mit einer mehr oder weniger großen Menge Wasser, Zucker oder Saccharin (für Zuckerkranke) vermischt. Rhabarber, Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Waldbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren und alle Sorten Kernobst liefern vorzügliche erquickende Säfte. Wer sie gut und billig haben will, stellt sie am besten selbst her. Man benutzt dazu den Weck-Fruchtsaftgewinner zur Herstellung klarer, erquickender, unvergorener Säfte durch Dämpfen der Früchte, den das Haus J. Weck G. m. b. H. in Öflingen W. 13 (Baden) zu niedrigem Preise anbietet. Die gewonnenen Säfte brauchen nicht sofort genossen zu werden, sondern können im Weck-Apparat durch Pasteurisieren (Erhitzen auf etwa 80°) in den zierlichen Weckflaschen unbegrenzt lange haltbar gemacht werden. Da die meisten Haushaltungen den Weck-Apparat schon für die Frischhaltung von Obst und Gemüse benutzen, verursacht die Anschaffung des Weck-Fruchtsaftgewinners nur geringe Auslagen, die sich überdies in kurzer Zeit reichlich bezahlt machen. Die Einrichtung ermöglicht vollständige Ausnutzung des Dampfes und gewährleistet eine möglichst starke Auslaugung der Früchte. Sie faßt etwa 10 Pfund Früchte. Weder diese noch der gewonnene Saft kommen mit Metall in Berührung. Ein Verfärben des Saftes ist deshalb ausgeschlossen.

Eine Nervenqual ist das Zuwerfen der Zimmertüren. Behindert wird dieses durch den Türpuffer der Firma C. Hülsmann in Freiburg i. Br. 2. Hunderttausende von diesen an jede Tür mit Leichtigkeit anzubringenden praktischen und billigen Apparaten sind schon zur größten Zufriedenheit im Gebrauch. Wegen eines Prospekts wolle man sich an genannte Firma wenden.

Der

Neudruck der Kriegsnummern 1-22

(Nr. 3710–3731) ist beendet.

Damit ist die „Illustrirte Zeitung" von der ersten Kriegsnummer an wieder vollständig lieferbar.

Da für den Neudruck nur eine wesentlich kleinere Auflage als die gewöhnliche Wochenauflage in Frage kommt, so war für die nachgedruckten ersten 22 Kriegsnummern eine Erhöhung der Preise notwendig:

Kriegsnummer 1 (Nr. 3710) kostet . . . . Mk. 2.—
Kriegsnummern 2–22 (Nr. 3711–3731) kosten . . . . je Mk. 1.50

Die neugedruckten Kriegsnummern 1–22 werden nur gegen Einzelberechnung abgegeben.

Der Preis der Kriegsnummern 1–22, in Heften auf einmal bezogen, beträgt Mk. 30.—

für Kriegsnummern 1–22 (Kriegsnummern 1. Folge = August–Dezember 1914) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 40.—

für Kriegsnummern 23–47 (3732–3756) (Kriegsnummern 2. Folge = Januar–Juni 1915) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 30.—

Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt ab Januar 1915 . . . . Mk. 9.—

Vom 1. Januar 1915 an können Abonnements in Heften zum vorgenannten vierteljährlichen Bezugspreis von Mk. 9.– jederzeit nachgeliefert werden.

Die bereits in der Nummer 3748 (Kriegsnummer 39) auf Seite 523 angezeigte besondere künstlerische

Einbanddecke für die Kriegsnummern

die zur Aufnahme der 1. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 1–22) bestimmt ist, kann jederzeit zum Preise von Mk. 2.80 nachbezogen werden. Für die 2. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 23–47) liegt jetzt eine Decke in gleicher Ausführung zum Preise von Mk. 3.– vor.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen oder, falls keine am Orte, die

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3761. Kriegsnummer 52. Preis 1 Mark.

Allgemeine Notizen.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahntal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus, und die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses genügen selbst den verwöhntesten Ansprüchen. Ein großer, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm, die großen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heißen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden und stehen völlig auf der Höhe der Zeit. Auskunft erteilt bereitwilligst die Verwaltung des Kurhauses.

Neuzeitliche Einrichtung. Bad Tölz hat seine Heilschätze wesentlich bereichert durch Eröffnung eines Medico-mechanischen Turnsaals. Einer Anregung des bekannten Orthopäden und Vorstandes der Kgl. orthopädischen Klinik in München folgend, wurden in erster Linie Pendel und Zugapparate für aktive und passive Heilgymnastik sowie Heißluftapparate und Massageeinrichtungen aufgestellt, wie sie vor allem für die Nachbehandlung Verwundeter gerade jetzt in hohem Maße nötig werden. Da Bad Tölz durch seine Jodquellen, die bekannte Seifenmassage und Jodlaugenapplikation, verbunden mit Moorbädern und Moorpackungen, sich ganz besonders für Aufsaugungsprozesse, Beseitigung von Kontrakturen, Kräftigung atrophischer Gliedmaßen, Tabes u. a. eignet, bilden diese Apparate, die nun auch eine mechanische Behandlung ermöglichen, eine wertvolle Bereicherung der mannigfachen Kurmittel des weltbekannten Jodbades und Luftkurortes im bayerischen Hochlande.

Eine beliebte Erfrischung. In den heißen Sommermonaten bieten uns unvergorene Säfte von allen Sorten Früchten eine beliebte Erfrischung. Man genießt sie je nach Geschmack und Säuregehalt mit einer mehr oder weniger großen Menge Wasser, Zucker oder Saccharin (für Zuckerkranke) vermischt. Rhabarber, Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Waldbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren und alle Sorten Kernobst liefern vorzügliche erquickende Säfte. Wer sie gut und billig haben will, stellt sie am besten selbst her. Man benutzt dazu den Weck-Fruchtsaftgewinner zur Herstellung klarer, erquickender, unvergorener Säfte durch Dämpfen der Früchte, den das Haus J. Weck G. m. b. H. in Öflingen W. 13 (Baden) zu niedrigem Preis anbietet. Die gewonnenen Säfte brauchen nicht sofort genossen zu werden, sondern können im Weck-Apparat durch Pasteurisieren (Erhitzen auf etwa 80°) in den zierlichen Weckflaschen unbegrenzt lange haltbar gemacht werden. Da die meisten Haushaltungen den Weck-Apparat schon für die Frischhaltung von Obst und Gemüse benutzen, verursacht die Anschaffung des Weck-Fruchtsaftgewinners nur geringe Auslagen, die sich überdies in kurzer Zeit reichlich bezahlt machen. Die Einrichtung ermöglicht vollständige Ausnutzung des Dampfes und gewährleistet eine möglichst starke Auslaugung der Früchte. Sie faßt etwa 10 Pfund Früchte. Weder diese noch der gewonnene Saft kommen mit Metall in Berührung. Ein Verfärben des Saftes ist deshalb ausgeschlossen.

Eine Nervenqual ist das Zuwerfen der Zimmertüren. Behindert wird dieses durch den Türpuffer der Firma C. Hülsmann in Freiburg i. Br. 2. Hunderttausende von diesen an jede Tür mit Leichtigkeit anzubringenden praktischen und billigen Apparaten sind schon zur größten Zufriedenheit im Gebrauch. Wegen eines Prospekts wolle man sich an genannte Firma wenden.

Der

Neudruck der Kriegsnummern 1–22

(Nr. 3710–3731) ist beendet.

Damit ist die „Illustrirte Zeitung" von der ersten Kriegsnummer an wieder vollständig lieferbar.

Da für den Neudruck nur eine wesentlich kleinere Auflage als die gewöhnliche Wochenauflage in Frage kommt, so war für die nachgedruckten ersten 22 Kriegsnummern eine Erhöhung der Preise notwendig:

Kriegsnummer 1 (Nr. 3710) kostet . . . . Mk. 2.—
Kriegsnummern 2–22 (Nr. 3711–3731) kosten . . . . je Mk. 1.50

Die neugedruckten Kriegsnummern 1–22 werden nur gegen Einzelberechnung abgegeben.

Der Preis der Kriegsnummern 1–22, in Heften auf einmal bezogen, beträgt Mk. 30.—
für Kriegsnummern 1–22 (Kriegsnummern 1. Folge = August–Dezember 1914) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 40.—
für Kriegsnummern 23–47 (3732–3756) (Kriegsnummern 2. Folge = Januar–Juni 1915) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 30.—
Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt ab Januar 1915 . . . . Mk. 9.—
Vom 1. Januar 1915 an können Abonnements in Heften zum vorgenannten vierteljährlichen Bezugspreis von Mk. 9.– jederzeit nachgeliefert werden.

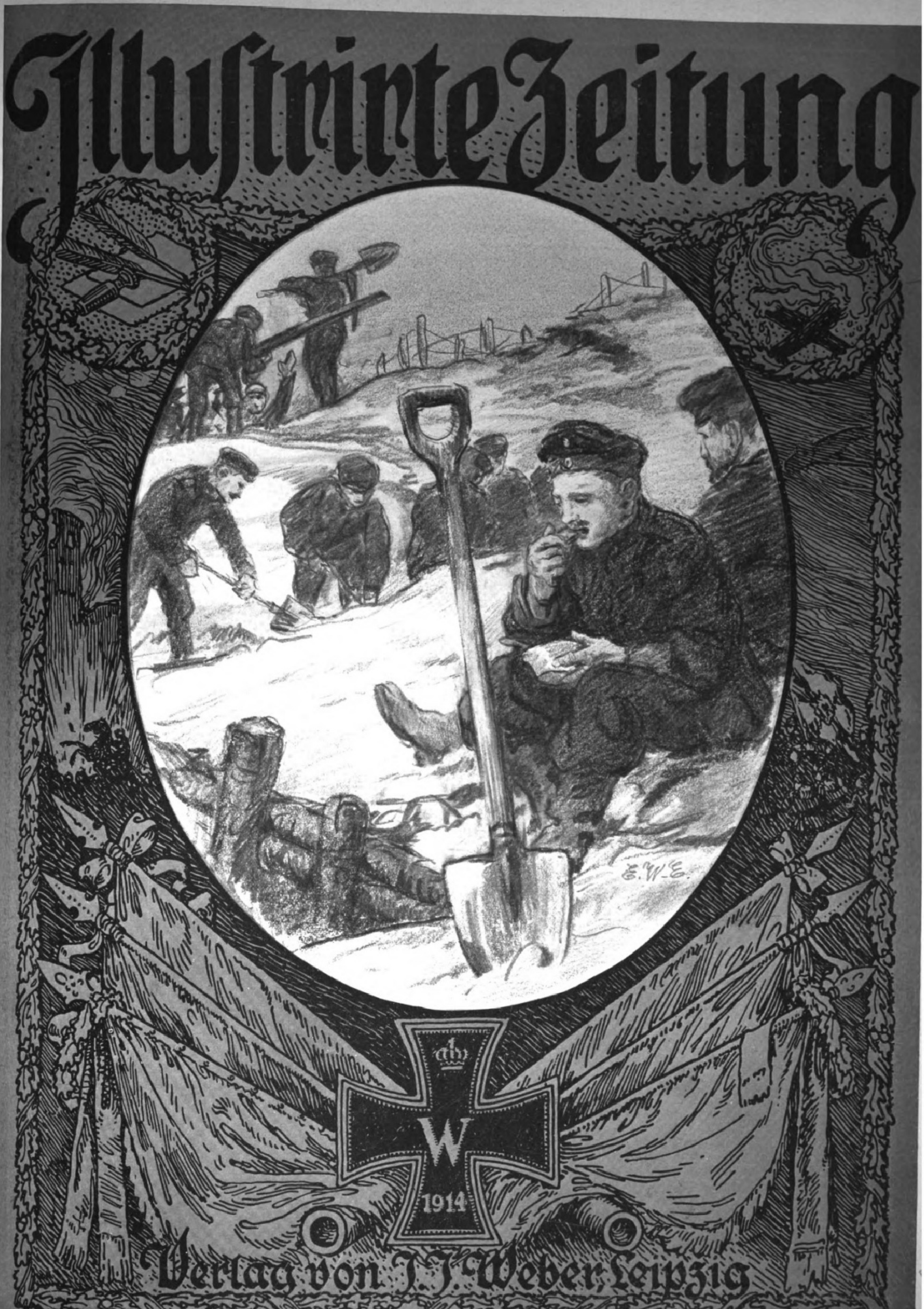
Einbanddecke für die Kriegsnummern

Die bereits in der Nummer 3748 (Kriegsnummer 39) auf Seite 523 angezeigte besondere künstlerische Einbanddecke, die zur Aufnahme der 1. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 1–22) bestimmt ist, kann jederzeit zum Preise von Mk. 2.80 nachbezogen werden. Für die 2. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 23–47) liegt jetzt eine Decke in gleicher Ausführung zum Preise von Mk. [illegible] vor.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen oder, falls keine [illegible]

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung J. J. W[illegible]

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Wedel; bei[illegible]
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in [illegible]



Nr. 3761. Kriegsnummer 52. Preis 1 Mark.

Allgemeine Notizen.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahntal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus, und die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses genügen selbst den verwöhntesten Ansprüchen. Ein großer, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm, die großen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heißen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden und stehen völlig auf der Höhe der Zeit. Auskunft erteilt bereitwilligst die Verwaltung des Kurhauses.

Neuzeitliche Einrichtung. Bad Tölz hat seine Heilschätze wesentlich bereichert durch Eröffnung eines Medico-mechanischen Turnsaals. Einer Anregung des bekannten Orthopäden und Vorstandes der Kgl. orthopädischen Klinik in München folgend, wurden in erster Linie Pendel und Zugapparate für aktive und passive Heilgymnastik sowie Heißluftapparate und Massageeinrichtungen aufgestellt, wie sie vor allem für die Nachbehandlung Verwundeter gerade jetzt in hohem Maße nötig werden. Da Bad Tölz durch seine Jodquellen, die bekannte Seifenmassage und Jodlaugenapplikation, verbunden mit Moorbädern und Moorpackungen, sich ganz besonders für Aufsaugungsprozesse, Beseitigung von Kontrakturen, Kräftigung atrophischer Gliedmaßen, Tabes u. a. eignet, bilden diese Apparate, die nun auch eine mechanische Behandlung ermöglichen, eine wertvolle Bereicherung der mannigfachen Kurmittel des weltbekannten Jodbades und Luftkurortes im bayerischen Hochlande.

Eine beliebte Erfrischung. In den heißen Sommermonaten bieten uns unvergorene Säfte von allen Sorten Früchten eine beliebte Erfrischung. Man genießt sie je nach Geschmack und Säuregehalt mit einer mehr oder weniger großen Menge Wasser, Zucker oder Saccharin (für Zuckerkranke) vermischt. Rhabarber, Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Waldbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren und alle Sorten Kernobst liefern vorzügliche erquickende Säfte. Wer sie gut und billig haben will, stellt sie am besten selbst her. Man benutzt dazu den Weck-Fruchtsaftgewinner zur Herstellung klarer, erquickender, unvergorener Säfte durch Dämpfen der Früchte, den das Haus J. Weck G. m. b. H. in Öflingen W. 13 (Baden) zu niedrigem Preise anbietet. Die gewonnenen Säfte brauchen nicht sofort genossen zu werden, sondern können im Weck-Apparat durch Pasteurisieren (Erhitzen auf etwa 80°) in den zierlichen Weckflaschen unbegrenzt lange haltbar gemacht werden. Da die meisten Haushaltungen den Weck-Apparat schon für die Frischhaltung von Obst und Gemüse benutzen, verursacht die Anschaffung des Weck-Fruchtsaftgewinners nur geringe Auslagen, die sich überdies in kurzer Zeit reichlich bezahlt machen. Die Einrichtung ermöglicht vollständige Ausnutzung des Dampfes und gewährleistet eine möglichst starke Auslaugung der Früchte. Sie [illegible] etwa 10 Pfund Früchte. Weder diese noch der gewonnene Saft kommen mit Metall in Berührung. Ein Verfärben des Saftes ist deshalb ausgeschlossen.

Eine Nervenqual ist das Zuwerfen der Zimmertüren. Behindert wird dieses durch den Türpuffer der Firma C. Hülsmann in Freiburg i. Br. 2. Hunderttausende von diesen an jede Tür mit Leichtigkeit anzubringenden praktischen und billigen Apparaten sind schon zur größten Zufriedenheit im Gebrauch. Wegen eines Prospekts wolle man sich an genannte Firma wenden.

Der

Neudruck der Kriegsnummern 1-22

(Nr. 3710–3731) ist beendet.

Damit ist die „Jllustrirte Zeitung" von der ersten Kriegsnummer an wieder vollständig lieferbar.

Da für den Neudruck nur eine wesentlich kleinere Auflage als die gewöhnliche Wochenauflage in Frage kommt, so war für die nachgedruckten ersten 22 Kriegsnummern eine Erhöhung der Preise notwendig:

Kriegsnummer 1 (Nr. 3710) kostet . . . . Mk. 2.—
Kriegsnummern 2–22 (Nr. 3711–3731) kosten . . . . je Mk. 1.50
Die neugedruckten Kriegsnummern 1–22 werden nur gegen Einzelberechnung abgegeben.

Der Preis der Kriegsnummern 1–22, in Heften auf einmal bezogen, beträgt Mk. 30.—

für Kriegsnummern 1–22 (Kriegsnummern 1. Folge = August–Dezember 1914) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 40.—

für Kriegsnummern 23–47 (3732–3756) (Kriegsnummern 2. Folge = Januar–Juni 1915) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 30.—

Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt ab Januar 1915 . . . . Mk. 9.—

Vom 1. Januar 1915 an können Abonnements in Heften zum vorgenannten vierteljährlichen Bezugspreis von Mk. 9.– jederzeit nachgeliefert werden.

Die bereits in der Nummer 3748 (Kriegsnummer 39) auf Seite 523 angezeigte besondere künstlerische

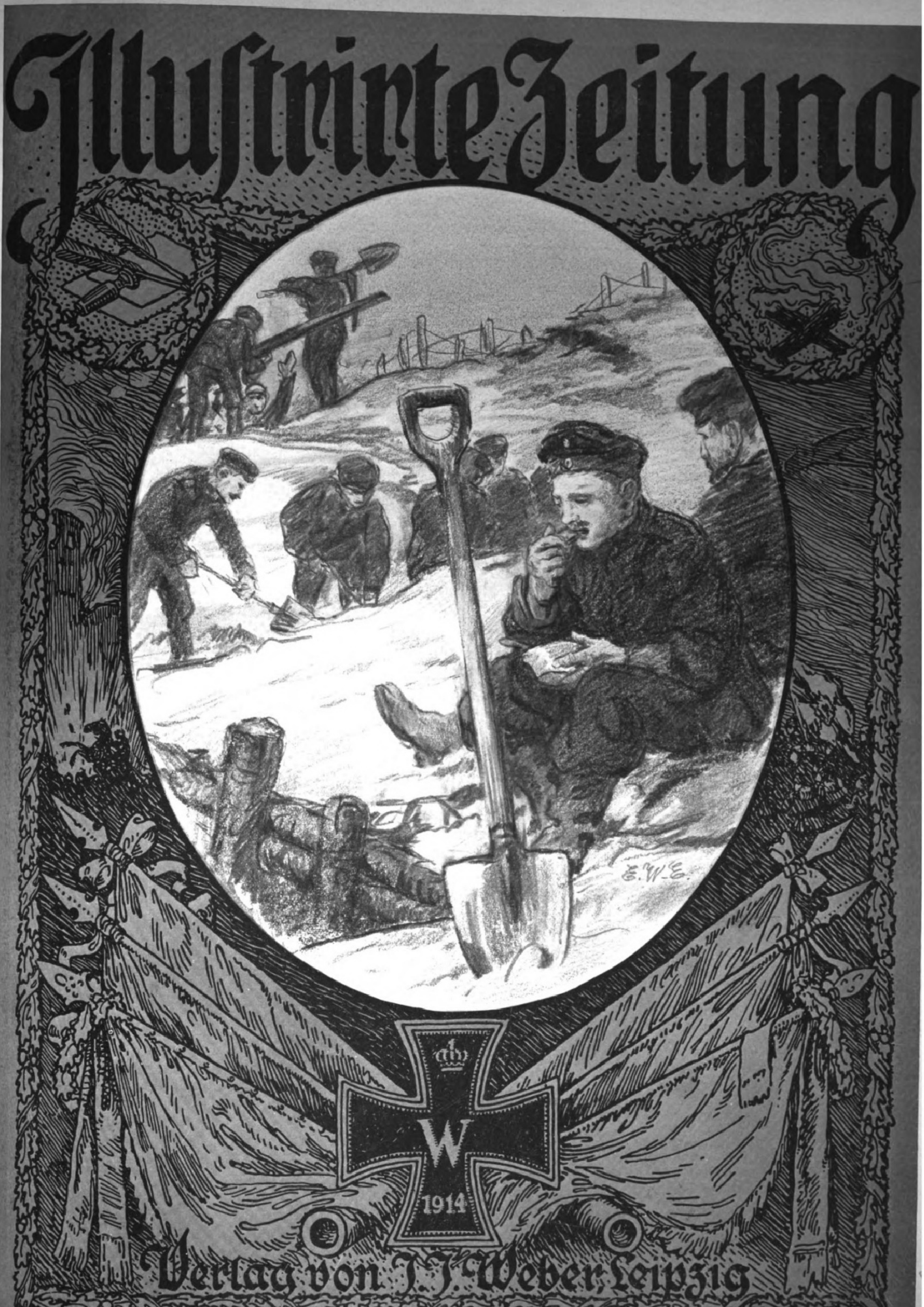
Einbanddecke für die Kriegsnummern

die zur Aufnahme der 1. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 1–22) bestimmt ist, kann jederzeit zum Preise von Mk. 2.80 nachbezogen werden. Für die 2. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 23–47) liegt jetzt eine Decke in gleicher Ausführung zum Preise von Mk. 3.– vor.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen oder, falls keine am Orte, die

Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.

…rateteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag …



Nr. 3761. Kriegsnummer 52. Preis 1 Mark.

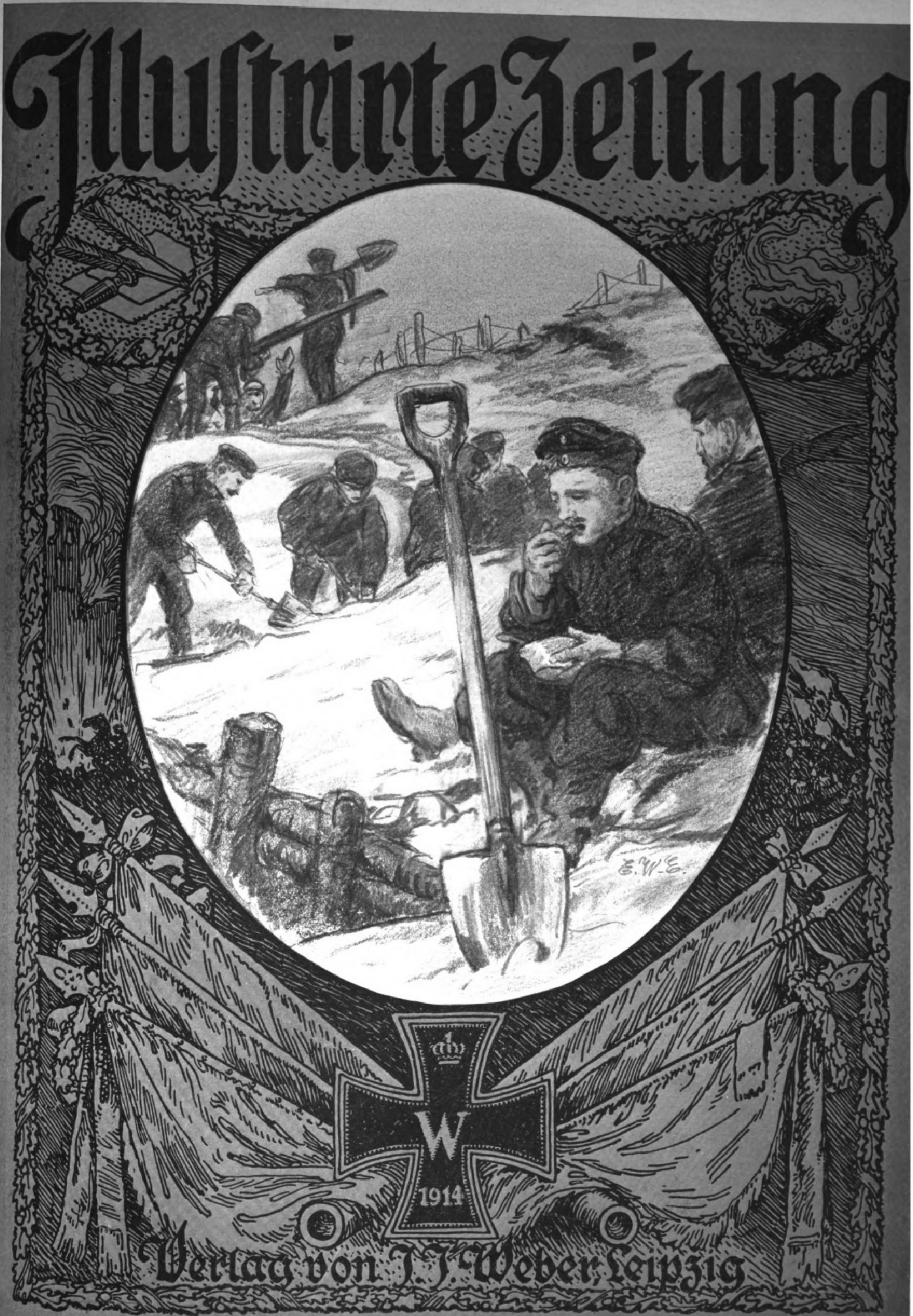
Allgemeine Notizen.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahntal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus, und die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses genügen selbst den verwöhntesten Ansprüchen. Ein großer, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm, die großen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heißen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden und stehen völlig auf der Höhe der Zeit. Auskunft erteilt bereitwilligst die Verwaltung des Kurhauses.

Neuzeitliche Einrichtung. Bad Tölz hat seine Heilschätze wesentlich bereichert durch Eröffnung eines Medico-mechanischen Turnsaals. Einer Anregung des bekannten Orthopäden und Vorstandes der Kgl. orthopädischen Klinik in München folgend, wurden in erster Linie Pendel und Zugapparate für aktive und passive Heilgymnastik sowie Heißluftapparate und Massageeinrichtungen aufgestellt, wie sie vor allem für die Nachbehandlung Verwundeter gerade jetzt in hohem Maße nötig werden. Da Bad Tölz durch seine Jodquellen, die bekannte Seifenmassage und Jodlaugenapplikation, verbunden mit Moorbädern und Moorpackungen, sich ganz besonders für Aufsaugungsprozesse, Beseitigung von Kontrakturen, Kräftigung atrophischer Gliedmaßen, Tabes u. a. eignet, bilden diese Apparate, die nun auch eine mechanische Behandlung ermöglichen, eine wertvolle Bereicherung der mannigfachen Kurmittel des weltbekannten Jodbades und Luftkurortes im bayerischen Hochlande.

Eine beliebte Erfrischung. In den heißen Sommermonaten bieten uns unvergorene Säfte von allen Sorten Früchten eine beliebte Erfrischung. Man genießt sie je nach Geschmack und Säuregehalt mit einer mehr oder weniger großen Menge Wasser, Zucker oder Saccharin (für Zuckerkranke) vermischt. Rhabarber, Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Waldbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren und alle Sorten Kernobst liefern vorzügliche erquickende Säfte. Wer sie gut und billig haben will, stellt sie am besten selbst her. Man benutzt dazu den Weck-Fruchtsaftgewinner zur Herstellung klarer, erquickender, unvergorener Säfte durch Dämpfen der Früchte, den das Haus J. Weck G. m. b. H. in Öflingen W. 13 (Baden) zu niedrigem Preise anbietet. Die gewonnenen Säfte brauchen nicht sofort genossen zu werden, sondern können im Weck-Apparat durch Pasteurisieren (Erhitzen auf etwa 80°) in den zierlichen Weckflaschen unbegrenzt lange haltbar gemacht werden. Da die meisten Haushaltungen den Weck-Apparat schon für die Frischhaltung von Obst und Gemüse benutzen, verursacht die Anschaffung des Weck-Fruchtsaftgewinners nur geringe Auslagen, die sich überdies in kurzer Zeit reichlich bezahlt machen. Die Einrichtung ermöglicht vollständige Ausnutzung des Dampfes und gewährleistet eine möglichst starke Auslaugung der Früchte. Sie faßt etwa 10 Pfund Früchte. Weder diese noch der gewonnene Saft kommen mit Metall in Berührung. Ein Verfärben des Saftes ist deshalb ausgeschlossen.

Eine Nervenqual ist das Zuwerfen der Zimmertüren. Verhindert wird dieses durch den Türpuffer der Firma C. Hülsmann in Freiburg i. Br. 2. Hunderttausende von diesen an jede Tür mit Leichtigkeit anzubringenden praktischen und billigen Apparaten sind schon zur größten Zufriedenheit im Gebrauch. Wegen eines Prospekts wolle man sich an genannte Firma wenden.



Nr. 3761. Kriegsnummer 52. Preis 1 Mark.

Ausstellung von Kriegsbilder-Originalen der Leipziger Jllustrirten Zeitung vom 27. Juni bis zum 10. August in Berlin, Künstlerhaus, Bellevuestraße 3.

Pressestimmen:

Die „Neue Preußische Zeitung", Berlin:

Besonders stark sind die Schilderungen von dem westlichen Kriegsschauplatze. Es reihen sich an der östliche Kriegsschauplatz, die Taten unserer Bundesgenossen im Osten, der Krieg gegen Serbien und Montenegro, die Kämpfe zur See, die Kämpfe in der Türkei und das Ringen zwischen Österreich und Italien. Endlich lernen wir auch die Selbstbildnisse der beteiligten Künstler kennen . . . Eine lange Reihe dieser Blätter werden höheren Ansprüchen gerecht. Wohl die besten und lebendigsten schuf Hans v. Hayek, der sich im Gefolge des Kronprinzen Rupprecht von Bayern befindet. Neben ihm zeichnet sich Fritz Grotemeyer, ebenfalls auf dem westlichen Kriegsschauplatze, aus. Auch Wilhelm Gause, K. Olbertz, M. Rabes sind zu nennen. Einige folgen der Armee als Künstler, andere sind Kämpfer und entwerfen ihre Skizzen in den Stunden ihrer Muße.

Der „Deutsche Kurier", Berlin:

Dem echt deutsch-familiären Charakter des Blattes entspricht es, wenn die Mitarbeiter jahrzehntelang im Redaktionsverbande der Zeitschrift verbleiben, ebenso wie es daraus sich ergibt, daß z. B. wieder im gegenwärtigen Riesenkriege nicht etwa bloß die wohl akkreditierten Künstler ihre Eindrücke von den Schlachtfeldern schildern dürfen, sondern daß auch junge Künstler sich inmitten des ungeheuren Erlebnisses ihrer Künstlerschaft innewerden . . . . Es mag vielleicht ein wenig ungerecht sein, wenn wir „Heimkrieger" es wagen, unter den vielen Zeichnern einige hervorzuheben, deren Darstellungen uns besonders erschüttern, aber die Art und Weise, wie etwa Schwormstädt oder Gause oder Richard Assmann den Krieg nicht etwa nur sehen, sondern wie sie dem Krieg auch die letzte Larve vom wutentzerrten Antlitz reißen, diese Art hat etwas so Geniales, die Zeiten Überdauerndes in sich, daß uns die an sich ebenso ehrlichen Arbeiten anderer Künstler, etwa die hervorragend sicheren Zeichnungen v. Hayeks oder die kolorierten Skizzen von Folkerts, nur wie sachliche Mitteilungen anmuten. Aber wie schon angedeutet, ein Blatt für sich bilden die Impressionen der Kriegsteilnehmer selbst.

Die „National-Zeitung", Berlin:

Wider Erwarten fand man neben Bleistift- und Kohlezeichnungen auch Originalradierungen, wie das Bildnis des Generalobersten Erzherzog Eugen von Heermann, und manches ausgezeichnete Ölbild, wie die Portraits von Hindenburg und Mackensen von Professor A. Jank. Zwischen den Arbeiten namhafter Künstler, wie z. B. die von Professor Hans v. Hayek, Professor Ludwig Koch, Professor Hugo Ungewitter und den populären Bildern von Illustrationszeichnern, bemerkt man vereinzelte treuherzige, naive Bleistiftzeichnungen, die von schwerer Kriegerhand mit Liebe und Fleiß entstanden. Als Geschichtsdokumente für den Geist unseres Heeres sind diese im Schützengraben gebornen Arbeiten gleich wertvoll.

Die „Kölnische Zeitung", Köln:

Die zeichnerische Berichterstattung unserer Kriege hat der Leipziger Illustrirten schon manchen volkstümlichen Erfolg gebracht; es sei an August Beck erinnert, der für sie in dem Feldzug von 1870 arbeitete. Nun sandte sie für unsere beiden Kriegsschauplätze im Westen und im Osten eine ganze Anzahl Illustratoren hinaus, und deren Werke, bisher fast 400, bedecken die Wände des Künstlerhauses. Est ist begreiflich, daß sie große Teilnahme beim Publikum finden. Haben auch die Künstler manchmal etwas einem äußerlichen Pathos geopfert, es schadet nichts, der starke Eindruck haftet doch, und die Erlebnisse von ganz Europa seit vorigem Sommer sind so dramatisch, daß der Künstler mit nüchternem Realismus nicht immer durchkommt.

Die „Post", Berlin:

Das reiche Material (es handelt sich um etwa 400 Originalbilder) ist gut und übersichtlich nach den verschiedenen Schauplätzen des Krieges geordnet. In teilweise erschütternden und erhebenden, teilweise humoristisch anmutenden, aber immer spannenden Bildern zieht das große Weltgeschehen, das wir alle mit gesteigerten Sinnen durchleben, an unserem Auge vorüber . . . Was die Darstellungen besonders interessant macht, ist der Umstand, daß neben den bewährten Künstlern auch Mitkämpfer ihre Eindrücke festgehalten haben, deren Talent der Krieg oft zu schneller Reife gebracht hat.

Der „Reichsbote", Berlin:

Es handelt sich natürlich in der Hauptsache um Zeichnungen, nur vereinzelt ist das Farbenbild vertreten. Aber es sind die Originale der Zeitung, die zur Ausstellung gelangten, und ihre Zeichner sind zumeist Künstler von Rang, deren Arbeiten in jeder Beziehung die höchsten hier zu stellenden Ansprüche befriedigen. Obschon auch die temperamentvolle Skizze vertreten ist, überwiegt das ausgereifte zeichnerische Bild und läßt an Eindringlichkeit keinen Wunsch unbefriedigt. Arbeiten von Schwormstädt, Braune, Grotemeyer, Olbertz, v. Hayek, Lebrecht, Folkerts, Liebich, Storch, Stein, Rabes, auch Aßmann, Schramm, Gause und Wintorowski wirken mit der plastischen Kraft ihrer Licht- und Schattenbehandlung fast so lebendig wie Farbenbilder und vermitteln Eindrücke von höchster Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit. . . . Besondere Anerkennung verdient auch die Einteilung und Gliederung des Ganzen. Das überreiche, alle erdenklichen Phasen und Situationen des Kampfes wie seiner Vorbereitung und Folgezustände widerspiegelnde Bildermaterial ist mit schöner Übersichtlichkeit geordnet. . . . Das Kriegsthema beherrscht so aller unser Denken und Empfinden, daß wohl jedes weitere Wort zur Empfehlung des Besuches dieser dankenswerten illustrierten Kriegschronik überflüssig ist. Schon der Tag der Eröffnung ließ das erkennen.



Der dritte Saal der Ausstellung; rechts die Wand mit den Bildnissen von Sonderzeichnern der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3761. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 29. Juli 1915.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3761. 145. Band.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Maschinengewehre gegen feindliche Flieger in Tätigkeit.

Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hermann Sourell.

Krieg und Schule. / Von Professor Walter Stahlberg.

Ohne die allgemeine, jeden einzelnen erfassende Schule können wir uns alle ein gesundes Volksleben gar nicht mehr vorstellen. Den Krieg aber hielten viele für eine Erscheinung, die in dem Ablauf des Völkerlebens sehr wohl fehlen könnte; ja sie wünschten und vermeinten gar, durch eine richtig geleitete Schule die Völker dahin bringen zu können, daß sie dem Kriege abschwören und im Zustand ewigen Friedens ihr Dasein führen. Nun hat die Wirklichkeit wieder einmal gesprochen, und das mit einer Eindringlichkeit wie nie zuvor. Sie hat dem Kriege sein Recht gegeben. An uns ist es, für die Zukunft die Lehre daraus zu ziehen.

Die Schule hat in besonderem Maß die Verpflichtung dazu. Sie soll das neue Geschlecht heranbilden, daß es gesund sei und stark, des Friedens froh und des Krieges gewärtig. Gesunder Wirklichkeitssinn soll es leiten, daß es nicht auf die falschen Propheten höre, die mit ihren entkräftenden kriegsscheuen Lehren wieder auferstehen werden, sobald der unmittelbare Eindruck von der erhabenen Größe unserer Tage verwischt ist. Ihnen gegenüber muß die deutsche Schule das neue Geschlecht so ausrüsten, daß es den Krieg als eine der mannigfachen Beziehungen zwischen den Völkern tatsachengemäß in den Ablauf des menschlichen Geschehens einzuordnen und zu werten weiß. Jeder, der durch unsere Schulen gegangen ist, soll imstande sein, den Krieg als geschichtliche Notwendigkeit in seiner sittlichen Berechtigung zu begreifen oder doch wenigstens zu fühlen und zu achten.

Nicht einmal die Beziehungen der zu einer Rechtsgemeinschaft im Staat zusammengeschlossenen Bürger lassen sich unbedingt ohne Waffengewalt regeln, obgleich doch der Staat mit seiner Machtfülle diese Regelung verbürgt. Sie hat des öfteren erst erfolgen können, nachdem Bürger im blutigen Kampf gegen ihre Mitbürger den eigenen Staat zertrümmert und ihn anders erst wieder aufgebaut hatten. Und da sollte die Schule dem Aberglauben Vorschub leisten, daß aller Widerstreit unter den Völkern und unter den Staaten sich unwiderruflich soll beheben lassen in friedlicher Erörterung nach Paragraph soundso eines vereinbarten Völkerrechts? Da sollte man den Unterschied zwischen dem objektiven „Recht", hinter dem die Gewalt des Recht schaffenden Staates steht, und dem nur mit gleichem Wort bezeichneten, ganz anders gearteten Begriff des Völker-„Rechts", das eben nur Verträge aus freien und daher jederzeit nur subjektiv verbindlichen Vereinbarungen selbstherrlicher Staaten umfaßt — da sollte die Schule diesen Unterschied nicht zu einem Gemeingut der deutschen Bildung machen? „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten", sagt Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen", „ist eben eine bedingte, sobald sie in dem Kampf ums Dasein auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Und diese Wahl kommt immer wieder, kommt von Zeit zu Zeit für jedes Volk und für jeden Staat; und immer wieder hat jeder Großstaat diese Wahl selbst zu treffen, nach eigenem Ermessen, in voller Freiheit seiner verantwortlichen Staatsmänner.

Die Schule kann diese grundlegende Tatsache an keinem Beispiel besser erläutern als an dem dieses Weltkrieges, in dem wir stehen. So gewaltig und groß er ist, so klar liegen doch schließlich bei allem Durcheinander der Geschehnisse die Gründe zutage, weshalb dieser Krieg entstand und entstehen mußte. Und so ist gerade die Wirklichkeit dieses Krieges als die uns nächstliegende und deshalb verständlichste geeignet, in dem heranwachsenden Geschlecht die Anschauungen über das Verhältnis von Krieg und Frieden zu klären und damit eine der wichtigsten Grundlagen staatsbürgerlicher Erziehung zu bereiten.

Gewiß wäre dieser Krieg zu vermeiden gewesen, wenn unserm Volk willig von den andern die Stellung zugebilligt worden wäre, die seiner tatsächlichen innern Kraft entspricht. Solange Deutschland seine Volksgenossen in großen Scharen über die eigenen Grenzen hinaus abgab, zu uneigennützigem Dienst an andere Volksgemeinschaften, so lange war man zur Anerkennung der deutschen Tüchtigkeit sehr wohl bereit. Diese Anerkennung wurde dem Volk der Denker und Dichter willig gegeben; denn sie war billig und traf schließlich in den praktischen Folgen immer nur den einzelnen. Noch diese Tage der Deutschenverfolgung in England waren uns dafür lehrreich. Sperrt sie ein, diese Deutschen, wurde aufgeregt gerufen und gefordert; aber die Sache hatte ihren Haken darin, daß die Deutschen im englischen Arbeitsleben ein recht Erhebliches bedeuteten. Daß man trotzdem auf sie losschlug, galt schließlich praktisch genommen gar nicht diesen einzelnen, sondern umgekehrt nunmehr wirklich dem deutschen Volk. Insbesondere trifft das zu auf die grundsätzliche Schädigung, die man an den Deutschen in Übersee allerorten in geschäftlicher und auch in gesundheitlicher Beziehung übte. Das deutsche Volk soll eben in seiner Kraft vernichtet werden. Denn seitdem die deutsche Kraft durch den Zusammenschluß unserer Stämme zu großer staatlicher Gemeinschaft immer gesammelter, immer zielbewußter und erfolgreicher für unser eignes Wirtschaftsleben eingesetzt werden konnte, seitdem das deutsche Volk den Lohn seiner Arbeit in immer höherem Maße selbst erhielt und in immer kräftigeren Wettbewerb mit den anderen trat: seitdem ist von der erprobten Tüchtigkeit dieses Volkes in der öffentlichen Meinung der uns feindlichen Völker nicht mehr die Rede; im Gegenteil, man machte uns schlecht, verleumdete uns in der Welt, wo es nur immer anging, verlegte uns aller Ecken und Enden den Weg und versuchte auf diese Weise niederzuhalten, was sich immer drängender entwickelte und entwickeln mußte. Und weil alle Versuche mit diesen Mitteln, die man als „friedliche" zu bezeichnen beliebt, schließlich doch nicht zum Ziele führten, eben darum entschloß man sich, es nun mit dem längst vorbereiteten „Krieg" zu versuchen.

In Wirklichkeit ist eben dieser Krieg schon lange da; unsere Feinde sind nicht erst seit den ersten Augusttagen des Jahres 1914 unsere „Feinde". Ihre Taten nach dieser Zeitwende und ihr Handeln vorher stehen durchaus in dem Verhältnis, das in der Bergpredigt von der äußerlichen Erfüllung der Gebote und ihrer Achtung im Geist und in der Wahrheit gesetzt ist und jedesmal eingeleitet wird: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist ..."

Da sind wir nun auf den Punkt gestoßen, wo mit einem Schein des Rechts eingewendet wird, unsere Kultur ruhe auf dem Christentum, und die Verkündigung des „Friede auf Erden" und das christliche Gebot: „Liebet eure Feinde" verpflichteten die Schule, unsere deutsche christliche Jugend gegen den Krieg zu erziehen. Nicht ohne Reiz ist es, daß die größere Zahl derer, die diesen Einwand, tönender Worte voll, erheben, sonst gar nicht so sehr bereit sind, den Lehren des Christentums nachzuleben. Wir haben in diesen Zeiten tätiger Bejahung des Krieges eine große Zahl tiefgründiger Erörterungen über Kriegspflicht und Feindesliebe in Büchern, Aufsätzen und Reden zu verzeichnen. Ob in den bequemeren Zeiten des Friedens Schule — und auch Kirche — in dieser Beziehung immer auf der Höhe gewesen sind, mag dahingestellt bleiben. Daß die deutsche Schule die Frage mit Klarheit und überzeugender Kraft behandeln muß, erscheint als ein selbstverständliches Gebot nationaler und christlicher Erziehung.

Tatsächlich wird der Einwand selbst zu Unrecht erhoben. Sehen wir von der kasuistischen Widerlegung ganz ab, die sich aus der genauen Übersetzung des Weihnachtsevangeliums ergibt; das Entscheidende bleibt, daß Jesus in seinem ganzen Leben und Sterben das erhabene Vorbild gegeben hat dafür, daß wir in allen Lebenslagen uns in der Hand unseres Gottes fühlen und eben aus diesem Innesein heraus die Kraft der Bewährung finden. Sein Evangelium hat das Verhältnis des inneren Menschen zu Gott im Auge, und statt bestimmte Weisungen für Entscheidungsfragen zu geben, wie sie die Wirklichkeit des Lebens mit ihren verschiedenen Forderungen an uns stellt, weist es immer wieder auf die Urkraft der inneren Gewißheit unserer Gotteskindschaft hin, aus der wir selber unserm Leben den Sinn und unserm persönlichen Handeln die Richtung zu geben haben.

Die Frage „Krieg und Frieden" ist durchaus eine Frage der irdischen Welt, die hoch über den Kopf des einzelnen hinweggeht; die Völker stehen unter ihr wie unter den andern über sie hinweggreifenden Gewalten der Schöpfung, und durch die Tatsachen der Menschheitsgeschichte ist unwiderleglich dargetan, daß sie aus der Ordnung dieser Welt nicht zu entfernen ist. Auch der Mensch unterliegt den Gesetzen des Lebens, und immer wieder ist es die lebensvolle Betätigung ihrer eigenen Entwicklung, Weiterbildung und Ausbreitung, die die einzelnen Völker und Staaten immer wieder gegeneinander zwingt.

Das eine aber sollte bei den Erörterungen über „Krieg und Frieden" klaren Verstandes immer gebührend betont werden, was man so selten beachtet findet, daß die landläufige Scheidung zwischen Krieg und Frieden recht oberflächlich danach getroffen wird, ob die Waffen klirren und donnern und Blut fließen machen oder nicht. Wenn Wasser sich in Eis verwandelt, tritt uns in der Natur auch ein Bruch im Ablauf vieler Erscheinungen entgegen, und unsere Aufmerksamkeit wird besonders beansprucht. Aber es ist weder richtig, daß bei der Temperatur unter dem Gefrierpunkt alles Leben erstirbt, noch daß es bei solcher über ihm allzeit gedeiht. Mit dem Leben der Völker steht es nicht anders. Ob die blutigen oder die unblutigen Waffen vom sittlichen Standpunkt aus höher zu bewerten sind, darüber haben wir doch gerade in diesem Weltkrieg unsere eigenen Gedanken. Und daß mit den unblutigen Waffen der Lüge und der Verleumdung der Krieg gegen uns bereits lange Jahre geführt wird, darüber sollte, wie gesagt, auch bei den neuen Geschlechtern, die unsere Schule heranbildet, keine Unklarheit bestehen bleiben. Dann wird aber die Frage nach der sittlichen Berechtigung dieses Krieges und damit des Krieges überhaupt auch von dem Gesichtspunkt der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden ihre Bejahung finden.

Wenn die Tatbestände, die zum Ausbruch dieses Krieges geführt haben, im einzelnen belegt werden — und die Fülle der Beweise, die aus den wirtschaftlichen und politischen Zeitungen und Zeitschriften unserer Gegner und aus den Berichten unserer Kaufleute und Industriellen in dem letzten Jahrzehnt gesammelt werden kann, ist groß — dann wird auf jeder, auch auf der einfachsten Volksschule ein lebendiges Verständnis für die Ursachen dieses Krieges geweckt werden können; und deutlich wird die innere Ursache unterschieden werden von dem äußern Anlaß, den das vorgeschobene Serbien abgeben mußte. Dann muß aber auch klar werden, daß dieser Krieg eben schließlich nicht zu vermeiden war, wenn wir nicht zurückkehren wollten zu der alten schwachen Zeit unsres Volkslebens, in der wir als Kulturdünger, wie Bismarck sagte, nur die getreuen Knechte der anderen Völker waren. Das ganze Gerede aber über Weltfrieden und gegenseitige Gerechtigkeit in der Anerkennung der Kulturvölker untereinander wird dann von selbst an dem natürlichen Gange der geschichtlichen Entwicklung auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt werden.

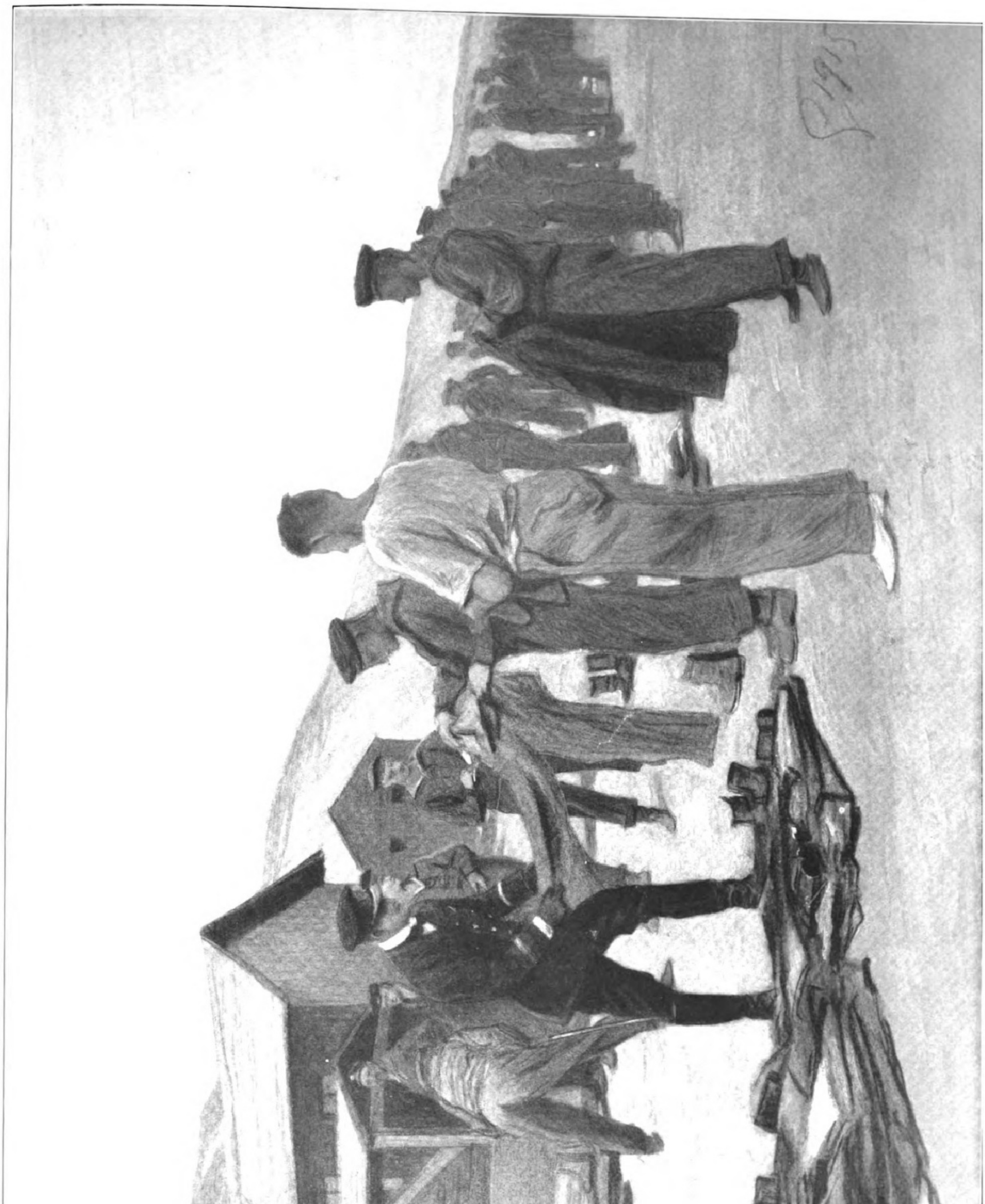
Mit dieser Erkenntnis wird unmittelbar auch jedem Denkenden die Gewißheit gegeben, daß bei weiterer Entwicklung unserer Volkskraft und der mit uns im Wettbewerb stehenden andern Völker immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen kommen können und kommen werden, Kriege, die den Ausrottungscharakter noch viel stärker tragen mögen als dieser Krieg, an dem wir eben diese Seite doch schon mit besonderem Schaudern erleben; man braucht ja nur an die Weiten und Tiefen der Entwicklungsmöglichkeiten des derzeitigen Russischen Reiches zu denken. Und so wird jedes deutsche junge Blut die Schule mit der Überzeugung verlassen, daß unser ganzes Volksleben nur gedeihen kann, wenn die Macht unseres Staates auf voller wirksamer Höhe gehalten wird, daß wir daher im Frieden nie aufhören dürfen, neben und vor all den drängenden Aufgaben unserer staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung für die Stärkung unserer Wehrkraft zu sorgen. Die erste und wesentlichste Anforderung an eine wirklich staatsbürgerliche Einsicht ist damit gegeben.

Und auch die zweite, die eines starken und lebendigen Nationalgefühls, wird eben damit gewonnen sein. Wenn die großen Völker rings um uns sich alle zusammentun, um uns als Ganzes zu vernichten, so werden sie doch wohl etwas ganz Besonderes und Bedeutungsvolles in dem deutschen Volk und seinem Staate sehen. Um Unwesentliches nimmt man doch nicht so große Mühewaltung auf sich, und gegen bedeutungslose Staatsbildungen wird man doch nicht alle Völker der Erde in Bewegung setzen. Da muß schon jedem Deutschen die Bedeutung, die unser deutsches Wesen und unser Deutsches Reich in der Welt haben, zu stolzem Bewußtsein kommen, und unsere deutsche Jugend wird innewerden, daß wir als Volk neben anderen Völkern einen eignen hohen Wert besitzen, den wir bis dahin gar nicht so gewürdigt haben, wie er offenbar von den andern eingeschätzt wird; ihr Wille wird wach werden und wachsen, als Deutsche nun auch bewußt deutsch zu fühlen und zu denken. Wir kehren uns ab von dem törichten Gebahren, in jedem Fremden von vornherein und ungeprüft das Muster zu sehen, dem eignen Geist aber mit besonderem Mißtrauen und Zweifel gegenüberzustehen. Wo aber dieses Bewußtsein lebendig ist, da wird es auch nach einem Ausdruck suchen. Es wird ihn in der Schule andauernd finden in der sorglichen Pflege unserer deutschen Sprache, unserer deutschen Sitten und Gebräuche, unserer deutschen Geschichte; und es wird sich besonders geltend machen bei gemeinsamen vaterländischen Feiern. An solchen Tagen die Vaterlandsliebe zu wecken und zu pflegen, wird wohl nach diesem Kriege keinem Lehrer mehr als Hurrapatriotismus erscheinen, sondern als eine heilige Verpflichtung, die seines Amtes ist.

Es ist mit allen Schlagwörtern eine eigene Sache und mit dem vom Hurrapatriotismus erst recht. Daß man an bestimmten Tagen bestimmte Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringt, das ist ja wohl auch sonst im Leben der Fall, und wenn an Geburtstagen, Stiftungsfesten oder sonstwann Reden mit einem Hoch schließen, so sieht man darin eben eine der Formen gemeinsamen Ausdrucks gleicher Gefühle und Wünsche. Warum soll das nun ausgerechnet unserem Vaterland und unserem Reich, unserem Volk und unserem Kaiser gegenüber etwas Gezwungenes, etwas Äußerliches, wohl gar Gemachtes haben? Es ist doch die natürlichste Sache von der Welt, daß wir unserer herrlichen Volks- und Staatsgemeinschaft und des Trägers ihrer Macht an bestimmten Tagen uns besonders bewußt werden wollen. Und an jedem einzelnen von uns ist es und wird es nach diesem Kriege erst recht sein, dieses Bewußtsein zu einer Höhe zu entwickeln, die dem Gegenstande solcher Feier würdig ist. Welch eine Fülle vaterländischer Werte bietet sich dazu dar aus dem großen Geschehen dieses Krieges, an begeisternden Taten des großen und des kleinen Heldentums, an tiefstem Miterleben und Mitfühlen, an wackerem Mitschaffen und Mithelfen zum endlichen Erfolg an der Front und in der Heimat, an edelstem Liebesdienst jeder Art im Felde, im Lazarett, in der Familie!

Bleiben wir uns auch darüber klar, daß in jedem solchen Gemeinschaftsbewußtsein, das wir bei nationalen Feiern wecken, eine Gegensätzlichkeit gegen andere Völker mehr oder weniger gefühlt wird und gefühlt werden muß. Das liegt eben in dem, was Fichte als eine andere Spiegelung des göttlichen Geistes aus jedem Volksgebilde der Menschheit heraus bezeichnete. Wir deuteten es bereits oben an, als wir von „Christentum und Krieg" sprachen. Ob sich andere Völker durch dieses Gefühl des Unterschiedes verletzt fühlen, darf für uns nicht maßgebend sein, wenn wir uns nur in unserm Gefühl wahrhaftig halten. Vor solchen Entgleisungen wie dem Sturmlauf auch von Lehrern gegen das den Franzosen anstößige Sedanfest werden wir nach dem Kriege doch frei bleiben wollen. Allerdings muß es trübe stimmen, wenn kürzlich eine Schulbehörde einen kühlen sachlichen Bericht über Erlebnisse unserer kriegsgefangenen Kameruner Frauen deshalb vor Schülerinnen geben zu lassen ablehnte, weil dadurch Haßempfindungen gegen England in den kindlichen Seelen geweckt werden könnten; daß vor allem Deutschempfindung daraus emporsprießen müßte und würde, das scheint nicht so schwer in die Wage amtlicher Erwägung gefallen zu sein.

Die Schule ist und bleibt eine gewaltige Macht, die aus ihrem engen Raum weit hinaus erziehlich wirkt in alle unsere Häuser hinein. Gerade dadurch, daß sie den Sinn für deutsche Werte jeder Art nach diesem Kriege noch bewußter pflegen wird als bisher, kann sie in der Zukunft unserm Volk auch in manchen Dingen helfen, die man wohl oft als kleinlich hinstellt, und die wir doch nicht unterschätzen sollten; viele Keime, die jetzt unter dem Wetter des Krieges allerorten zu sprießen beginnen, werden dann nicht wieder absterben und vergehen wie schon so oft, sondern weiterwachsen und gedeihen. Wenn wir



in der Schule auf eine saubere, von fremdem Tand befreite Sprache halten, so wirkt das unfehlbar auf die Familie zurück und schafft eine Verjüngung des deutschen Sprachgeistes im ganzen Volk. Aufmerksam gewordene Kinder pflegen gute Beobachter und eifrige Mahner zu sein. So können und werden uns bei richtiger Anleitung gerade in unserer Jugend auch fleißige Helfer bei der sprachlichen Säuberung unserer Geschäftsanzeigen und Straßenschilder erstehen. Sie werden auch dafür sorgen können, daß bei so manchem Bedarf des täglichen Lebens die Ware deutscher Herkunft und deutscher Bezeichnung den Vorzug vor andern findet, wenn nicht besondere Gründe für das ausländische Erzeugnis ins Gewicht fallen. Durch die Kinder endlich wird es auch am leichtesten erreicht werden, daß jede Familie ihre deutsche Fahne habe, und sei es auch nur ein bescheidenes Fähnchen, auf daß es mit seinen Farben in den festlichen Fahnenschmuck der Häuser und Wohnungen eingehe, auf den ein nationalbewußtes Volk an vaterländischen Tagen halten sollte. Der schöne Gedanke, einem neu sich gründenden deutschen Hausstand deutsche Fahnen als Hochzeitsgabe zu bieten, scheint ja noch nicht weiter verbreitet zu sein.

Alle solche nationale Kleinarbeit, die von der Schule ausgehen kann, ist allerdings nur möglich, wenn die Lehrerschaft sich aufs freudigste aus eigenem innersten „Trieb zum Vaterlande“ ihrer heiligen Aufgabe hingibt, ein bewußt deutsches Geschlecht heranzubilden, und wenn sie selber auch in diesen Dingen im Kleinen treu ist. Wenn ein Glied unseres Volkskörpers durchaus frei sein muß von den Bestrebungen eines international verschwommenen Weltbürgertums, so ist das die deutsche Lehrerschaft; denn sie hat mit der Jugend unseres Volkes Zukunft in der Hand. Man braucht doch wahrhaftig deshalb nicht in Chauvinismus zu verfallen. Aber man soll auch nicht aus Angst vor dem Chauvinismus gegen berechtigte nationale Arbeit voreingenommen denken und handeln. Ein lehrreiches Beispiel für solche abwegige Beurteilung nationaler Erziehungsarbeit sei hier mitgeteilt, weil es gerade durch die Möglichkeit seiner Prüfung an den Geschehnissen dieses Krieges von Wert ist. In einem Museum, dessen ausgesprochene Aufgabe unter andern auch die Weckung und Förderung des Verständnisses für die nationale Bedeutung gewisser Tatbestände ist, waren verschiedene anschauliche Darstellungen über die Verteilung des Besitzes an Seekabeln auf die Welthandel treibenden Völker geschaffen, und dazu war neben unmittelbaren Erläuterungen eine gedruckte Tafel ausgehängt, die unter der Überschrift: „Nationale Bedeutung der Seekabel“ zehn geschichtliche Tatsachen verzeichnete und dann schloß: „Daraus folgt: Selbständige Völker können ihre politische und wirtschäftliche Unabhängigkeit nur dann aufrechterhalten, wenn sie über freie Nachrichtenwege verfügen.“ Das erschien angesichts dessen, daß doch auch Ausländer das Museum besuchten, einem deutsche Jugend bildenden Herrn als bedenkliches Hervorkehren nationaler Regungen an falscher Stelle. — So etwas sollte nach diesem Krieg doch nicht mehr möglich sein.

Wir müssen in unserem Volk zu tieferem nationalen Schauen und zu bewußtem nationalen Wollen kommen. Dazu wird dieser Krieg mit der Eindringlichkeit seiner Tatsachensprache uns helfen, wenn wir an ihn auf allen höheren Schulen — und als solche wird man sachgemäß alle diejenigen zu rechnen haben, die ihre Arbeit an der schon reiferen Jugend tun, vor allem also auch die Fortbildungsschulen — planmäßig die staatsbürgerliche Erziehung anknüpfen. Hier ist nur eine Seite dieser Erziehung berührt worden; ein gleiches gilt aber für fast alle. Durch eine breite Behandlung dieses Krieges in der Schule ist eine geradezu einzigartig günstige Möglichkeit geboten, klare staatsbürgerliche Einsicht und gesundes staatsbürgerliches Streben zu wecken und zu stärken.



Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin.
(Hofphot. Ferd. Esch, Ludwigslust.)



Großherzog Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz.
(Hofphot. R. Knöfel, Neustrelitz.)



Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha.
(Hofphot. W. Jnk & Sohn, Gotha.)

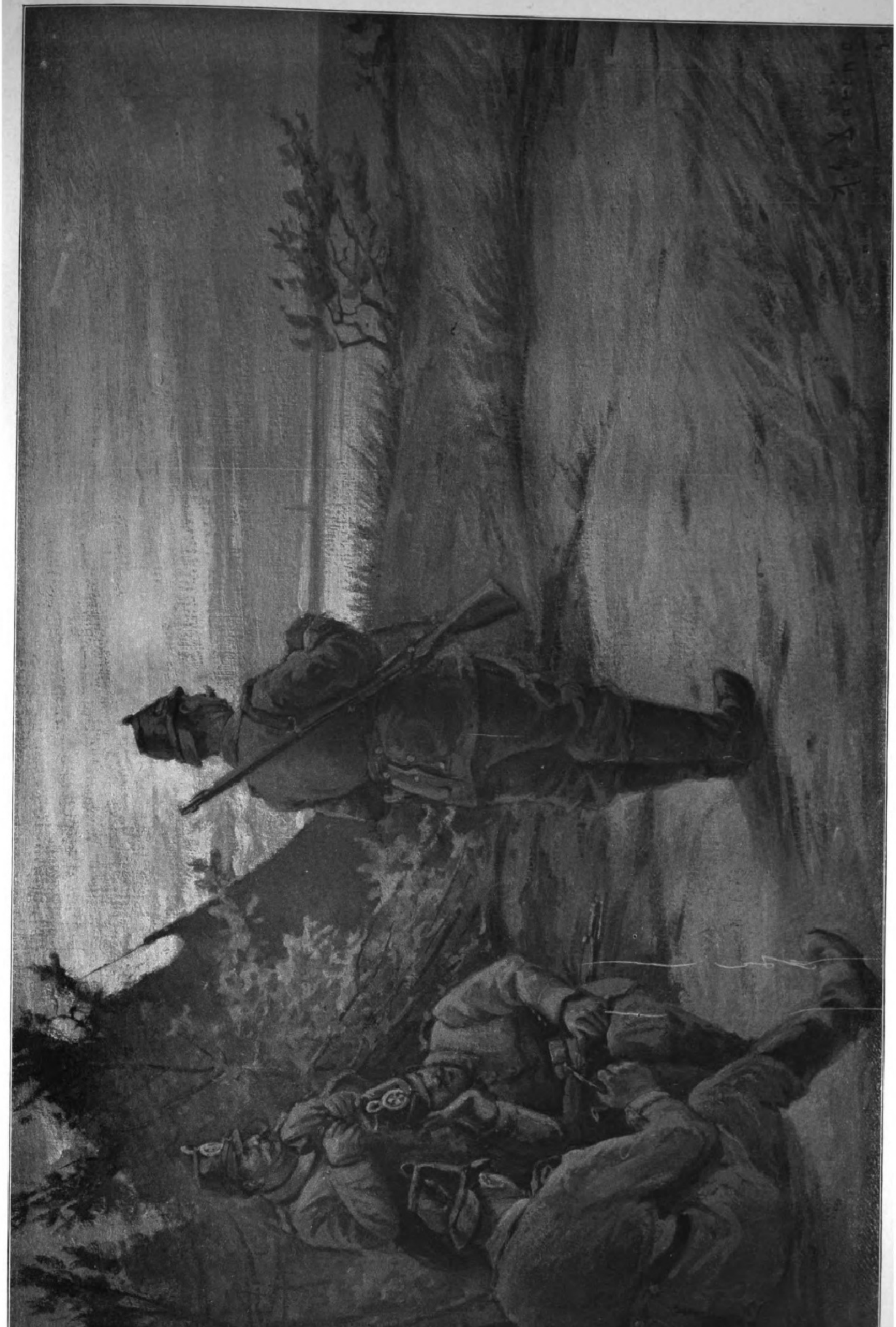
Deutsche Fürsten im Felde.

Das Doppelantlitz des russischen Wesens.

Von Dr. Valerian Tornius.

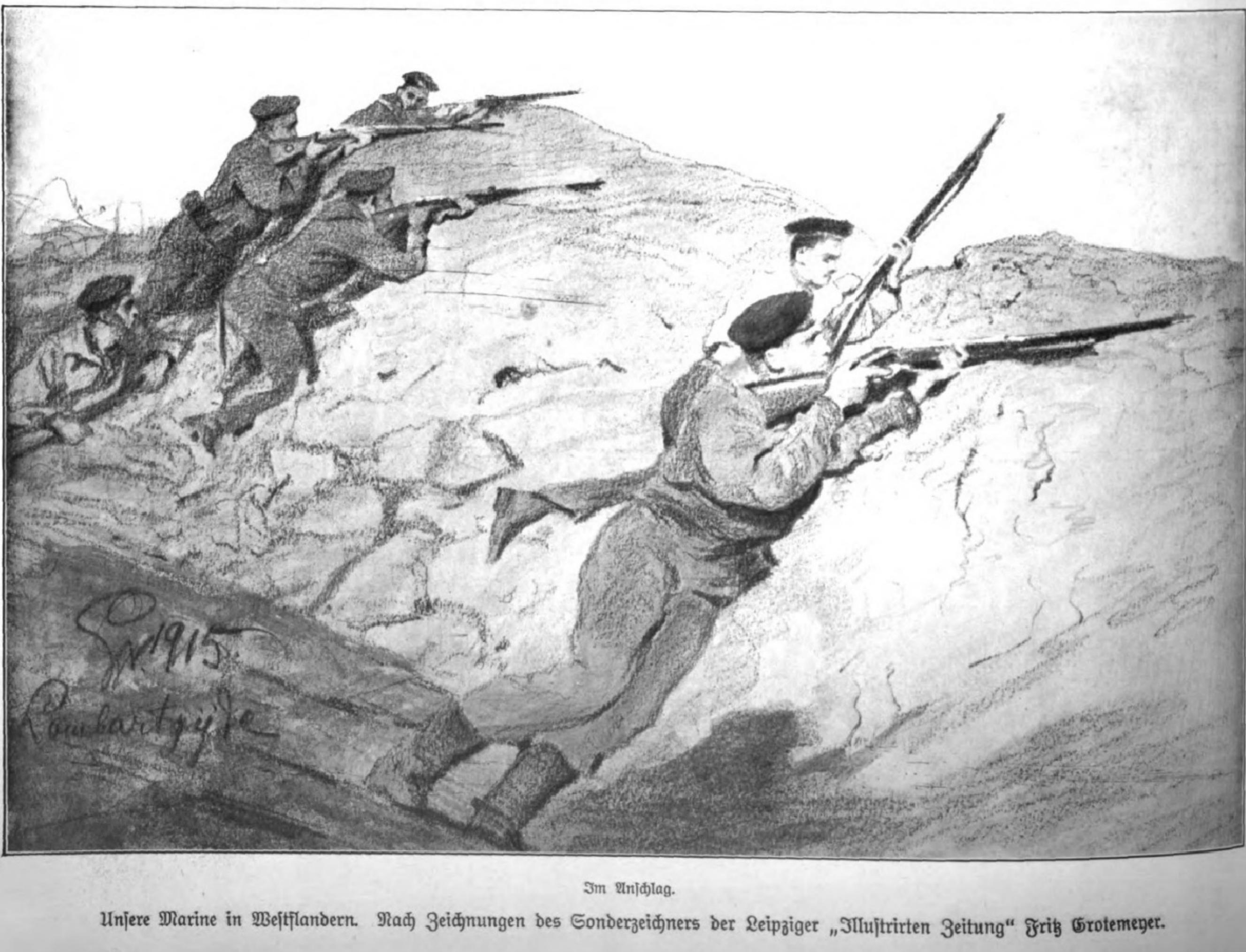
Es gibt heute kein Volk unter der Sonne, das solche Extreme in sich vereinigt, wie das russische. Auf der einen Seite rücksichtsloser Despotismus, ausbeutende Beamtenwillkür; auf der anderen niedriger Knechtsinn, vollkommene politische Indolenz. Hier Reichtum, Wohlleben, Luxus; dort Armut, Not und Elend. Hier Anarchismus, Nihilismus und andere zersetzende Anschauungen über das Staatswesen; dort bedingungsloser Glaube an die allein beglückende Autorität der zarischen Gewalt. Hier religiöser Skeptizismus, der sich bis zur Kirchenverachtung steigert; dort eine ans Mittelalter gemahnende Gottergebenheit und Frömmigkeit. Hier niedrigste Instinkte und Leidenschaften wie Grausamkeit, Zerstörungswut, Bestechlichkeit; dort erhabene Tugenden: ein geradezu antiker Heroismus im Sterben, schier unerschöpfliche Kraft im Verzeihen und Vergessenkönnen erlittener Übeltaten, Seelengröße im Ertragen des Leides, Bruderliebe. Hier Analphabetismus, Aberglauben, Unbildung; dort wiederum ein kultureller Aufstieg zu einer Höhe künstlerischer Leistungen, die ihren Einfluß auf die gesamte zivilisierte Welt erstrecken, wie die Beispiele Dostojewsky, Tolstoi es erweisen. Kurzum überall Extreme, überall die größten Widersprüche! Ja, es scheint fast, als ob dieses Volk nur aus Widersprüchen bestände, als ob es nur in solchen Widersprüchen leben könne.

Selbst die einzelne Persönlichkeit des Russen ist widerspruchsvoll zusammengesetzt. Man sehe nur Tolstoi sich näher an, der, wie kein anderer russischer Dichter, das Wesen seines Volkes verkörpert. Als Künstler ist er der Verfechter des hohen Idealismus, der Dichter der Menschenliebe, der Verkünder des menschlichen Leides, der unzerstörbaren menschlichen Unschuld und ihrer unausbleiblichen Vergewaltigung auf dieser Erde. Der Denker Tolstoi steht dagegen in vollem Widerspruch zu dem Dichter Tolstoi. Der Denker hat nicht nur die Liebe zu der Menschheit verloren, nein, er verachtet sie sogar, d. h., mit anderen Worten ausgedrückt, er will durchaus den Menschen zur Befolgung seines Sittenkodex zwingen, widrigenfalls er ihm mit seiner Verachtung droht. Der Dichter Tolstoi ist liberal, tolerant, kennt keine nationalen Unterschiede, kennt nur Menschen, während der Denker Tolstoi sich als radikaler Nationalist offenbart, der die ganze Menschheit zu einer einzigen russischen Bauern-





Am Nordseestrand.



Im Anschlag.

Unsere Marine in Westflandern. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Schanzenbau in den Dünen.



Gefechtsordonnanz.

Unsere Marine in Westflandern. Nach Zeichnungen unseres Sonderzeichners Fritz Grotemeyer.

gemeinde machen möchte. Und liegt nicht auch darin ein ungeheurer Widerspruch, daß der ehemalige Revolutionär Peter Kropotkin, der das russische Regime glühend haßte, nun auf einmal — wie der schwedische Soziologe Gustaf Steffen in seinem sehr lesenswerten Buche „Krieg und Kultur“ mitteilt — in dem despotischen Rußland das für „Demokratie und Freiheit“ kämfende Land erblickt? — Wir erleben hier die gleiche Erscheinung wie bei Tolstoi: der Denker äußert sich ganz anders wie der Dichter, d. h. in weiterem Sinne, der fühlende Mensch oder, besser gesagt, der Theoretiker des Anarchismus verblaßt völlig hinter dem plötzlich zu starkem Nationalbewußtsein erwachten Menschen. Dies zeigt aber nur, daß Kropotkin selbst in seinem siebenunddreißigjährigen Exil seine Doppelnatur nicht aufzugeben vermocht hat. Sie wirkte immer in ihm, und als das Erfordernis an ihn herantrat, da brach das eine Extrem ebenso leidenschaftlich in ihm durch wie früher das andere.

Aber fragen wir uns, wo die psychologische Ursache dieser Eigentümlichkeit des russischen Volkes zu suchen ist. Die Antwort fällt nicht schwer: sie liegt in der Übermacht des Gefühlslebens. Es steht unzweifelhaft fest, daß der Russe über eine außerordentliche Reizbarkeit des Gemütes verfügt. Er vermag die Dinge nur mit dem Gefühl zu erfassen. Das trifft auf sämtliche russische Dichter zu. Eine Verstandeskultur in dem Sinne, wie das westliche Europa sie erzeugt hat, besitzen die Russen nicht. Sie haben auch keinen Philosophen, der ein einigermaßen brauchbares System hervorgebracht hätte. Alle ihre philosophischen Schriften sind entweder kompilatorisch, aus deutschen, englischen und französischen Denkern zusammengelesen, oder aphoristisch im Sinne von Sammlungen verstreuter Geistesblitze oder auf das Gefühl bezogene und aus dem Gefühl geschöpfte Dogmata. Daß ein Gefühlsmensch leicht zu Extremen neigt, ist eine allbekannte Tatsache. Der Gefühlsmensch vermag selten eine Mittelstellung einzunehmen, die meistens, wie jeder Liberalismus, ein Resultat reiflicher Überlegung ist. Daher kommt es, daß der russische Volkscharakter, sobald er zur Herrschaft gelangt, den Despoten herauskehren, im entgegengesetzten Falle sich zum devotesten Sklaven herunterdrücken lassen kann. Dadurch wird es begreiflich, daß neben so viel äußerem Glanz das tiefste Elend einherschreitet, daß neben so viel Roheit und Härte so viel Edelsinn und Größe besteht, daß es ungemein viele Zweifler, aber noch mehr wahrhaft Gläubige gibt. Und damit läßt sich auch der Zwiespalt in dem einzelnen erschließen, den der Impuls des Gefühls überwältigt und von dem einen in das andere Extrem treibt.

Wenn nun eine solche seelische Veranlagung dem russischen Volke eigentümlich ist, warum mußte sie dann notwendig zu einem so ausgeprägt widerspruchsvollen Dualismus des russischen Wesens führen? Auch bei den romanischen Nationen hängt das Erfassen der Umwelt mehr vom Gefühl als vom Verstande ab, und doch hat die Entwicklung dort nicht solche Extreme gezeitigt. Hier müssen wir die Geschichte zu Rate ziehen, denn sie allein vermag uns Auskunft darüber zu geben. Die Geschichte ist die Erzieherin eines Volkes, und der Methode ihrer Erziehung verdankt ein Volk schließlich seinen Charakter. Nun zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß die Geschichte für Rußland eine sehr schlechte Erzieherin war, indem sie die gefährliche Veranlagung des russischen Volkes zum Dualismus nicht hemmte, sondern im Gegenteil förderte. Die gesamte Geschichte Rußlands spitzt sich nur auf diesen Gegensatz der Extreme zu.

Die erste schlimme erzieherische Erfahrung, die dem russischen Volk in dieser Hinsicht zuteil wurde, war das zweihundertjährige Tatarenjoch. Hier liegt bereits der Kern zu dem großen Leid, das seitdem der unzertrennliche Begleiter Rußlands geblieben ist, liegt auch der Ursprung aller von Regierung und Bureaukratismus im Laufe der Jahrhunderte mißbrauchter Machtbefugnis. Hier begann sich jene unüberbrückbare Kluft zwischen dem offiziellen und inoffiziellen Rußland aufzutun, die jenes eigentümliche Doppelantlitz des russischen Wesens später schuf. Das furchtbare Erlebnis des Tatarenjochs bestand darin, daß es den indogermanischen Russen einen mongolischen Charakter aufzwang, teils durch Vermischung der beiden Völker untereinander, teils durch Übertragung der asiatischen Sitten und Anschauungen des Eroberers auf den Eroberten.

Die moskowitischen Großfürsten waren im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nur tributpflichtige Vasallen des tatarischen Großkhans. Gleichzeitig waren sie aber auch seine Beamten, denn sie erhielten von ihm das Recht, Steuern einzutreiben, und natürlich bemaßen sie diese so hoch, daß genügend für sie übrigblieb. So wurde das Volk allmählich daran gewöhnt, in dem Großfürsten den Stellvertreter des Khans zu sehen. Dabei bemühte sich der Großfürst auf jede erdenkliche Weise um die Gunst des Khans. Vor ihm beugte er sich wie ein unterwürfiger Sklave, aber seine eigenen Untertanen ließ er die rohe Gewalt seiner Herrschaft fühlen. Da sich diese Art stellvertretender Regierung als ein äußerst rentables Geschäft erwies, so suchten die moskowitischen Großfürsten sie immer mehr zu befestigen. Dimitri, der Schlaueste unter ihnen, hinterließ seinen Söhnen sogar das Vermächtnis, daß sie in jedem Falle, auch wenn die Tataren aus Rußland verjagt werden würden, die Steuern weiter eintreiben sollten. Diese Bestimmung wurde denn auch von den Nachfolgern Dimitris treu und ausgiebig befolgt. So bildete sich schließlich jener ungeheure Beamtenstab aus, der im



Schnelle Überwindung eines Steilhanges.

Namen des Zaren das Volk bedrückte, es bis aufs Blut aussog und ins Elend stürzte; und so entstand jene große duldende Masse, die das Sklavenlos auf sich nahm und damit zugleich ein Dasein, das Leiden heißt. Das zweihundertjährige Tatarenjoch hatte das Volk so gedemütigt, so an die Unterdrückung gewöhnt, daß es alle Kraft der Selbstbestimmung verlor und willig einer habgierigen Schar Gefolgschaft leistete.

Und dieser Gegensatz zwischen der Staatsregierung — zu der im weiteren Sinne außer Zar, Ministerium und Senat das mächtige Beamtentum gehört — und der Masse des Volkes, die an Zahl wohl zwanzigfach die erste Gruppe überragt, dieser Gegensatz zwischen dem offiziellen und inoffiziellen Rußland hat sich im Laufe der Jahrhunderte keineswegs gemildert, sondern im Gegenteil außerordentlich verschärft. Zwischen ihnen spielt sich der ganze politische Kampf ab.

Der Ausländer lernt ja nur selten das inoffizielle Rußland kennen. Obwohl der Wille in „Petrograd" diktiert wird, und obwohl es außer diesem einen Willen keinen andern geben darf, so gibt es Tausende und Hunderttausende kleiner Willen, die — ganz nach dem Verfahren der moskowitischen Großfürsten dem tatarischen Khan gegenüber — nach oben hin sich sklavisch dem einen großen Willen unterwerfen, nach unten hin jedoch über den kleinen Kreis ihrer Untergebenen despotisch selbstsüchtig herrschen. So sieht jenes ruchlose, mit bewunderungswürdigem Raffinement und fabelhaft schlauer Rücksichtslosigkeit großgezogene bureaukratische System aus, das in den Jahrhunderten so tief in das russische Volk hineingewachsen ist, daß es nunmehr einer Riesenkraft bedarf, um dieses sehnige Element aus dem Volkskörper loszureißen.

Allen Bestrebungen eines geringen Teiles der Intelligenz, die große Masse von den Knechtsfesseln des Bureaukratismus zu befreien, stellt sich die Indolenz der russischen Bauernschaft als schweres Hemmnis entgegen. Es ist die fromme Ergebenheit, mit der alle Armut, alle Not, alles Elend von den Bauern ertragen wird. Diese hat schon nicht mehr den Charakter der Langmut und Geduld, sondern ist eine tief im Herzen wurzelnde Überzeugung geworden. Der russische Bauer betrachtet sein Los als eine Schickung, in die er sich fügen müsse. Grollt er auch im einze'nen der Willkür der Beamten, so tröstet er sich andererseits wieder damit, daß Zar-Väterchen schon seinen Quälgeist bestrafen werde, denn Zar-Väterchen könne ihm nur wohlgesinnt sein, ist er doch von Gott eingesetzt und das Prinzip der Gerechtigkeit.

Ein solcher regungsloser Fatalismus hat die neunzig Millionen Bauern eben zu jener politischen Gleichgültigkeit verurteilt, die das von freiheitlicher Seite erstrebte Reformwerk so gründlich erschwert, wenn nicht gar aussichtslos macht. Solange dieser Zustand anhält, wird man kaum eine Besserung der Verhältnisse in Rußland erwarten können. Ehe nicht die Erkenntnis der Vergewaltigung durch Regierung und Bureaukratie zu einer allgemeinen tiefinneren Überzeugung der Bauernschaft sich auswächst, eher wird das russische Wesen sein Doppelantlitz nicht verlieren. —

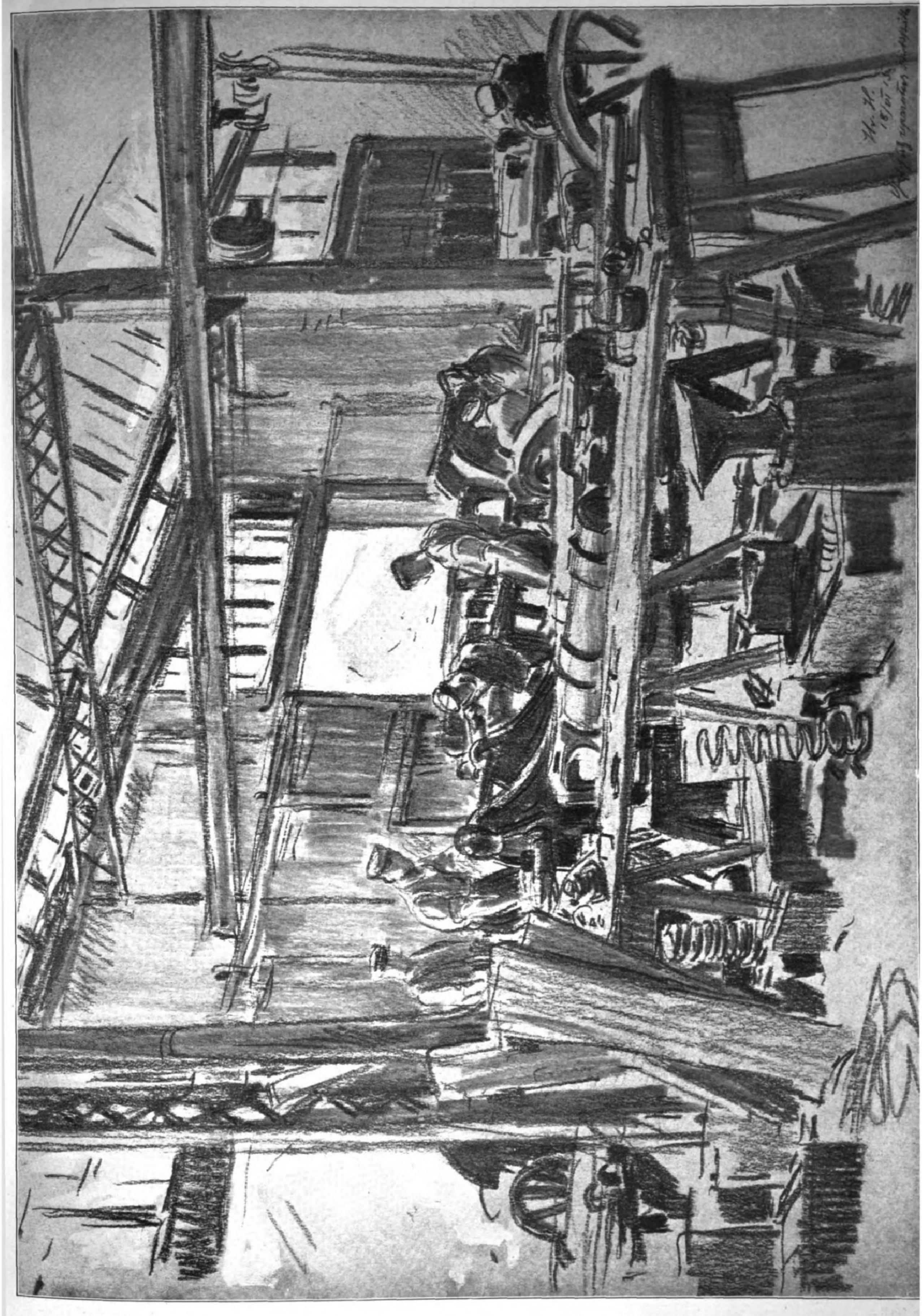


Bayrischer Radfahrer, fertig zum Marsch.

Unsere Radfahrer-Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Lille als Erholungs- und Etappenstation für die deutschen Truppen in Nordfrankreich: Blick auf den Großen Platz mit der Säule zur Erinnerung an die Belagerung von 1792.



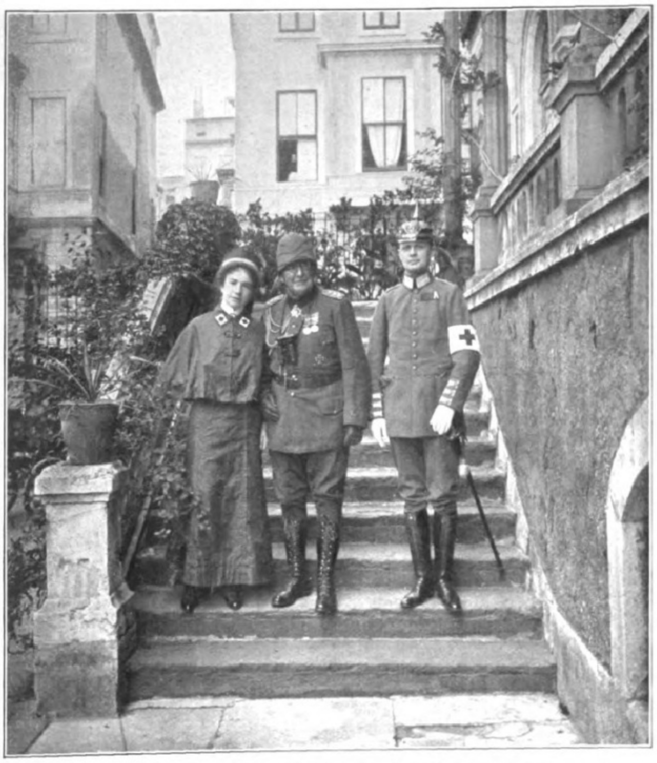
Die Deutsch-Osmanische Sanitätsmission.

Unter allen türkischen Krankenhäusern und Hilfshospitälern, in denen im Schutz des Roten Halbmondes und Kreuzes Berufskrankenpfleger und Personen, die, getrieben von Menschenliebe und Barmherzigkeit, sich der Sorge um die Verwundeten widmen, macht das Zeineb-Kiamil-Krankenhaus wohl den freundlichsten und — wenn dieses Wort am Platze ist — den elegantesten Eindruck. Es liegt auf kleinasiatischem Boden zwischen dem alten Türkenstädtchen Skutari und dessen weltberühmtem Friedhof, auf dem im Dunkel hundertjähriger Zypressen tausende Osmanen schlummern, auf dem zwischen Gräbern und den ehrwürdigen alten Stämmen glutäugige, heißlebige Zigeunermädchen in grellfarbigen Gewändern lauern, wo allerhand lichtscheues Gesindel Unterschlupf findet, und wo in hohen Wipfeln der Totenvogel in schwarzen Massen haust.

Dieses Krankenhaus ist der Stützpunkt der Deutsch-Osmanischen Krankenmission. Wer sich ihm zum erstenmal naht, glaubt in dem graziösen einstöckigen Bau mit den hohen Fenstern



Krankensaal in der armenischen Schule zu Skutari.



Besuch bei Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz-Pascha.



Vor dem Konak der Schwestern.

und marmornen Treppen einen vornehmen Herrensitz zu sehen, der im Schatten breit ausladender Zedern zwischen herrlich duftenden Rosen sein verträumtes Dasein führt. Trotzdem ist das Haus aber von Anfang an als Hospital gedacht. Es ist eine Stiftung der ägyptischen Prinzessin Zeineb, einer Tante des gegenwärtigen Großwesirs, die an der Seite ihres Gemahls in einer stimmungsvollen Türbe (tempelartiges Grabgebäude) im Garten beigesetzt ist. Bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges war das Zeineb-Kiamil-Haus eine Frauenklinik, die ihre Tätigkeit einstellen mußte, weil die zu ihrem Unterhalt benötigten Mittel von den in Ägypten lebenden Erben nicht mehr geschickt werden konnten.

Als gegen Ende des April die bereits genannte Mission in Konstantinopel eintraf, wurde es ihr mit Genehmigung des Großwesirs von dem Chef des türkischen Militär-Medizinalwesens, Dr. Suleiman Numan-Pascha zur Verfügung gestellt. Mit dieser Maßnahme hatte die Behörde nach zwei Seiten hin gewirkt. Die Mission hatte ein schönes Hospital, in dem sie nach Belieben schalten und walten konnte. Das in diesem aber noch lebende Personal, bestehend aus dem Hodscha, dem Apotheker, Sekretär, Gärtner, zwei Sanitätsgehilfen und sieben österreichischen, dem Orden der katholischen Barmherzigen Schwestern angehörende Pflegerinnen, wurde mit einem Male aus seiner täglich unangenehmeren Lage befreit. Es mußte bei Ausbezahlung seiner bisherigen Bezüge mit übernommen werden, was für die Mission wiederum zur Folge hatte, daß für das eigene Personal in der Nähe gelegene Wohnungen gemietet werden mußten.

Die Deutsch-Osmanische Sanitätsmission ist ein Privatunternehmen, das durch Beiträge edler Menschenfreunde erhalten wird, und das sein Entstehen Herrn Trützschler v. Falkenstein, Hauptmann im Kaiser-Alexander-Garderegiment, zu danken hat. Herr v. Trützschler traf mit seinen Ärzten, zwölf Schwestern des Zehlendorfer Diakonissenvereins, drei Pflegern und einer bis ins kleinste durchdachten Lazaretteinrichtung und dem dazugehörenden Sanitätsmaterial gerade ein, als der erste große Verwundetentransport aus Gallipoli Konstantinopel überflutete. Am 28. April wurde das Zeineb-Kiamil-Haus von drei Ärzten der Mission, den Herren Sanitätsrat Dr. Weiler-Charlottenburg (der nach Deutschland zurückgekehrt ist und durch eine andere Kraft ersetzt werden soll), Dr. Aschheim-Charlottenburg und Dr. Schwalbe-Charlottenburg, übernommen. Schon am Tage darauf erfolgte die Aufnahme einer größeren Zahl von Verwundeten, und bald war nicht allein das ganze Haus belegt, sondern auch zwei nicht sehr weit entfernt liegende Schulgebäude mußten ebenfalls zu provisorischen Lazaretten umgewandelt werden. Sie sind als Zweigunternehmen zur Unterbringung Leichtverwundeter dem Zeineb-Krankenhaus angegliedert, werden von der Mission mit dem nötigen Material versorgt und von deren Ärzten regelmäßig besucht.

Da das Zeineb-Kiamil-Haus im wesentlichen mit Bedarfsmaterial versehen war, die Mission daher einen Teil ihres Personals und Materials entbehren konnte, wurde der Gedanke rege, von hier aus der Etappe Unterstützung zukommen zu lassen. Herr v. Trützschler schiffte sich daher am 1. Mai mit einem Teil seines Personals und der für ein Feldlazarett nötigen Einrichtung auf



Eine Gruppe Schwerverwundeter.

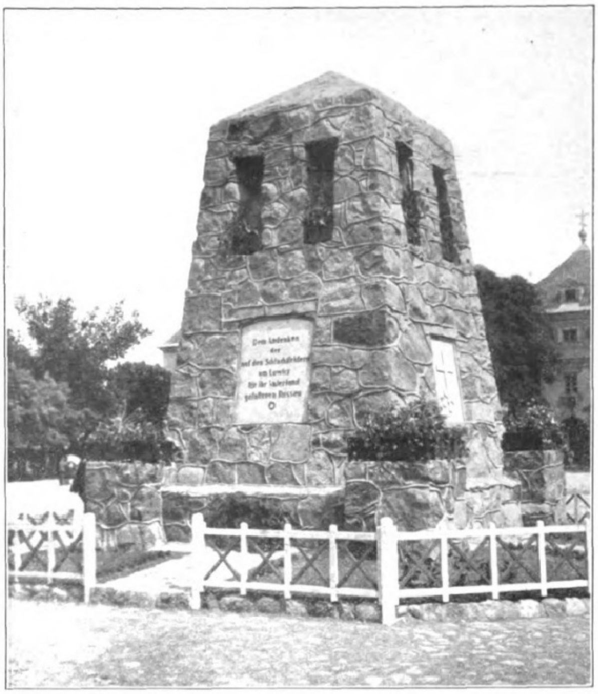
dem „Edramit“ ein, um sich im Gefolge eines in die Dardanellen abgehenden Geschwaders dem Hauptquartier zur Verfügung zu stellen. Die Fahrt war lang und beschwerlich. Die Anwesenheit feindlicher Unterseeboote in den türkischen Gewässern und heftige Bombardements zwangen zur Vorsicht. Wiederholt mußte angehalten und umgekehrt werden. Inzwischen war vom Hauptquartier die Weisung ergangen, daß die Expedition sich mit dem Lazarettschiff „Gülné Hall“ nach Rodosto zu begeben, zuvor aber in .... Verwundete aufzunehmen habe. Wieder und immer wieder geriet das Schiff in Gefahr und mußte seine Fahrt unterbrechen. Am 5. Mai bei Einbruch der Dunkelheit ging der „Gülné Hall“ mit abgeblendeten Lichtern weiter. Bei vollständiger Finsternis, die nur ab und zu durch die eigenen und die feindlichen Scheinwerfer durchleuchtet wurde, nahm er 350 Verwundete auf, verließ gegen Mitternacht unter Volldampf die Gefahrzone und nahm am nächsten Tag den Kurs auf Rodosto. Am 5. Mai war Rodosto erreicht, und in fieberhafter Arbeit wurde hier das Dr. Gundelfinger unterstellte Etappenlazarett errichtet.

Wie in allen Lazaretten, in denen Deutsche wirken und schaffen, fühlen sich auch in den Lazaretten von Rodosto und Skutari die Verwundeten überaus wohl und geben ihrer Dankbarkeit in der kindlich-naiven Art des türkischen Volkes Ausdruck. Sie bemühen sich, deutsche Worte zu behalten, sich in die ihnen gänzlich ungewohnten Anordnungen zu fügen und gehen gern auf kleine Scherze ein. Die meisten von ihnen sind junge Burschen aus dem tiefsten Anatolien und Arabien, die gewöhnt sind, sich ihr Lager auf dem Boden auszubreiten und noch nie in einem Bett geschlafen haben. Man kann sich daher denken, mit was für erstaunten Augen sie die zierlichen, weißlackierten eisernen Bettgestelle des Zeineb-Kiamil-Hauses betrachten, auf denen sie sorgfältig gebettet sind. Des Neuen und Überraschenden gibt es überhaupt auf beiden Seiten genug zu schauen — bei den türkischen Soldaten und ihren deutschen Freunden. Die braunen Jungen, die von ihren Müttern an viele Zärtlichkeitsbeweise gewiß nicht gewöhnt worden sind, lassen sich das tröstende Streicheln mitleidiger Frauenhände gern gefallen. Wahrscheinlich bilden sich manche ein, schon im Paradiese zu sein, wohin die gefallenen Helden, die „Schehid“, alle kommen, und wo die schönsten Frauen eigens da sind, um sie zu bedienen. Auch die Deutschen wundern sich über vieles. Wie ihre Pfleglinge selbst bei schweren Verwundungen, anstatt ruhig zu liegen, am liebsten in ihren Betten hocken, daß sie sich gleich Kindern über jede Kleinigkeit freuen, wie sie manchmal sogar nach echter Kinderart mit dem zärtlich an die Brust oder die rauhe Wange gepreßten geschenkten Gegenstand friedlich einschlafen. Am meisten setzt sie aber doch die Genügsamkeit hinsichtlich der Ernährung in Erstaunen. Gutes Brot und frisches Wasser verlangt der Soldat. Auf alles andere kann er verzichten. Eine Schüssel Gemüse oder Reis mit kleinen Stücken Hammelfleisch zusammen gekocht, das sogenanten „Ragout“, oder ein Teller Pilaf (Reis) befriedigt seine weitest gehenden Wünsche. „Es ist ja gar kein Krieg,“ hat letzthin ein Verwundeter gesag „wir haben ja keinen Hunger, sondern so viel zu essen, wie w wollen.“ Dagegen verzichtet sowohl der gesunde wie d kranke Soldat nur schwer auf seine Zigarette. Sie ist ih unter allen Liebesgaben die erwünschteste. Aber au eine Schüssel Joghurt oder einige Bonbon und sind diese in den Zipfel eines schöne rot oder gelb gemusterten Taschentuchs g knüpft, um so besser, sie lassen ihn für Sekunde selbst den brennendsten Schmerz vergesse

Bekanntlich üben diejenigen Unterne mungen den größten Einfluß aus, die in de Weltabgeschiedenheit der Kleinstadt Wurz schlagen. Deshalb hat auch die Gründun des Herrn v. Trützschler in kurzer Zeit ein erstaunliche Popularität erlangt. Die Be völkerung, unter der es schnell bekannt ge worden ist, wie gut man es bei den „Al manlar“ (Deutschen) hat, kommt mit ihre Kranken von weit und breit, um für si Heilung und Arznei zu erbitten.

Im Zeineb-Kiamil-Haus wurde letzthi auf den Wunsch einer armen Frau ihr kranke Söhnchen aufgenommen. Wie groß nun de Einfluß ist, der von dem Krankenhaus aus geht, beweist folgender spaßige Vorfall. Den Jungen wurden Sonnenbäder verordnet. Al die besorgte Mutter sich neulich nach seinem Be finden erkundigen wollte und ihren Sprößling im Adamskostüm erblickte, wollte sie ihn i ihrer Empörung sofort mit sich nehmen. Denn wenn die Deutschen ihm nicht einmal Kleide geben können, wäre er bei ihr doch besser auf gehoben. Die brave Anatolierin hat sich abe eines Besseren belehren lassen und schwör jetzt auf die Methode der deutschen Ärzte

Durch derartige Vorkommnisse wird di Mission in ihrer schon anfänglichen Absicht eine Kinder- und Frauen-Poliklinik zu er öffnen, immer mehr bestärkt. Denn Leite wie Ärzte fühlen sehr gut, daß das Ver trauen und der Glaube an das deutsch Können, die auch in den weitesten Kreise des kleinen Volkes Wurzel fassen müssen der festeste Kitt für die deutsch-türkisch Freundschaft sind und in wirksamster Weis jeder ferneren Kulturarbeit die Wege ebnen Die Durchführung der Pläne der Deutsch-Osmanischen Sanitätsmission ist aber nich leicht. Die pekuniären Anforderungen, die an das Unternehmen gestellt werden, sind eben groß. An die Ausführung der Errichtung einer Poliklinik kann daher erst dann gedach werden wenn für die Kriegsverwundeten alles Erforderliche da ist. Dazu bedarf es abe großer Mittel, die hoffentlich bei der Wichtigkeit der humanitären, der kulturellen und der politischen Aufgaben, die diese Krankenhäuser zu erfüllen haben, diesen von neuem gespendet werden. Frau Elfriede Grunwald.

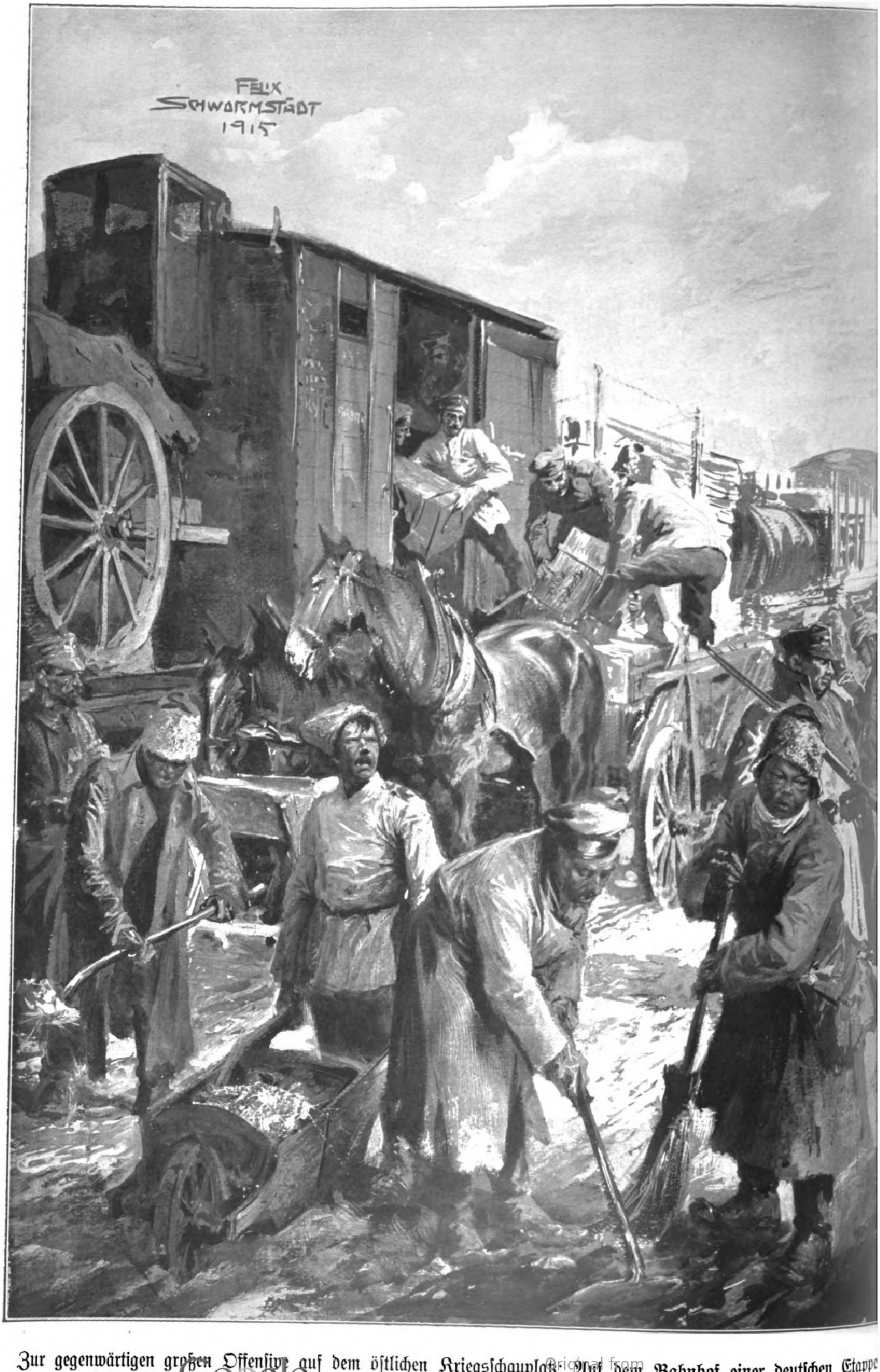


Wie die „deutschen Barbaren“ ihre tapferen Feinde ehren: Ein für die bei den Kämpfen um Lowicz gefallenen Russen in dieser Stadt errichtetes Kriegerdenkmal.

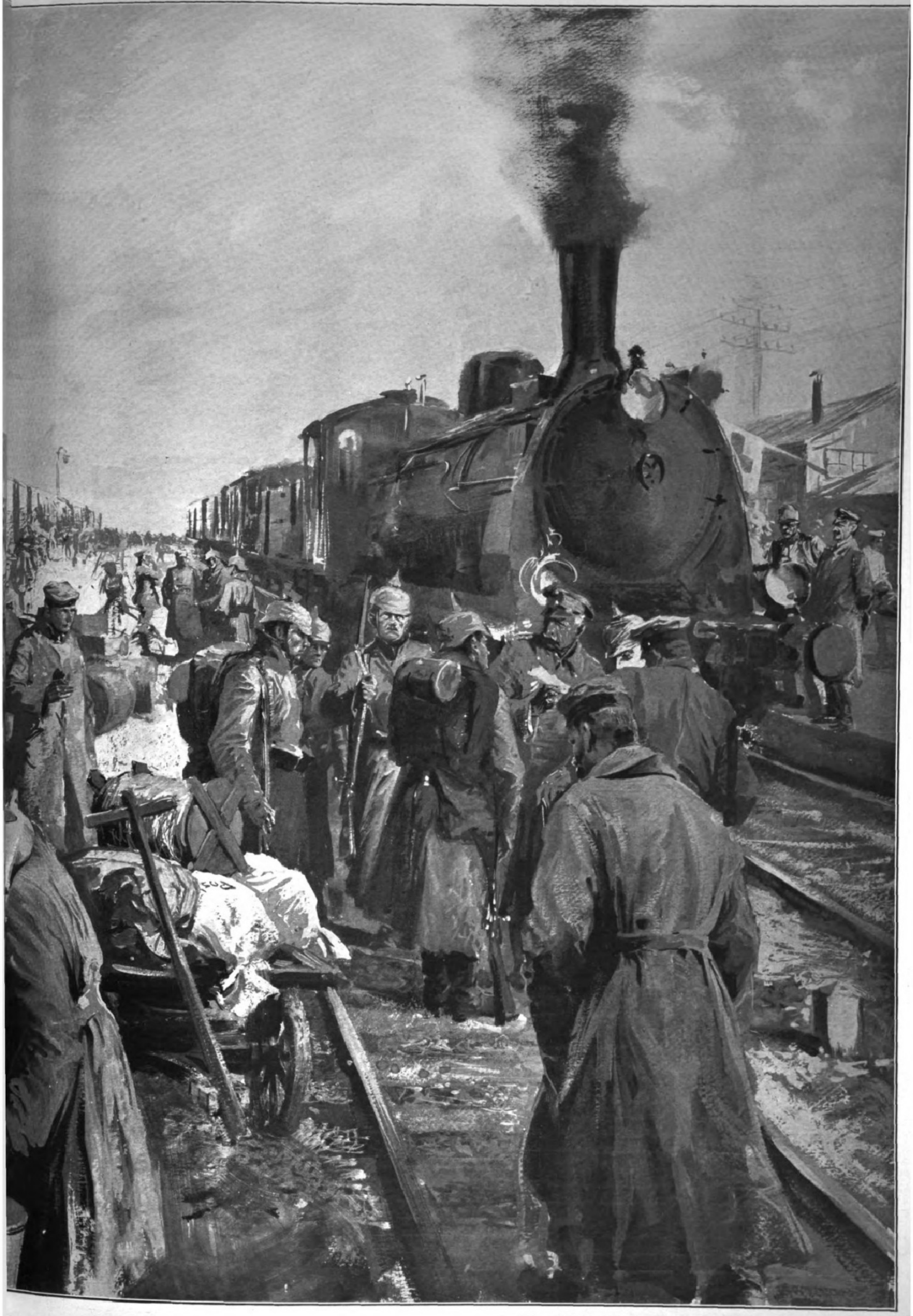


Deutsche Dragonerpatrouille im Hof eines russischen Schlosses in Polen vor dem Ausritt. Rechts eine mit Beschlagen und Putzen der Pferde beschäftigte Abteilung. (Phot. Leipziger Presse-Bureau

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Zur gegenwärtigen großen Offensive auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Auf dem Bahnhof einer deutschen Etappe



Russisch-Polen. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

In schwerer Zeit. Skizze aus Estland von E. Albrecht-Doussin.

Wollt ihr die Wölfe heulen hören?" fragte Frau Edda mit ihrer weichen Stimme.

Gottfred schnellte auf, daß die wunderschöne Kathedrale aus Bauklötzchen polternd zusammenstürzte auf seinem kleinen Tisch.

Die Mutter hob den stopfenden Kola, samt seinem Rosinenwecken, vom Teppich auf den linken Arm. An die rechte Hand nahm sie Gottfred, der ihr mit dem goldigen Scheitel schon bis zur Brust reichte.

„Kommt, die Wölfe heulen hören —"

Wie zu sich selber sagte sie es, die Tür zur Küche aufstoßend.

Singend saß die Magd neben dem riesigen Ziegelkamin. Sie putzte Kupfergeschirr und bespiegelte sich das Gesicht in dem feurigen Glanz.

Aber sie hörte auf mit Singen und Putzen, als die junge Baronin hell und schlank, den Kopf umsteckt mit ihren goldig blonden Zöpfen, in den kleinen Ohren glitzernde Sternchen, mit ihren Kindern durch die schwarze Küche ging.

„Guten Tag, Hannu!" sagte Gottfred ritterlich. Im Vorzimmer steckte die Mutter die Knaben in ihre Pelzchen.

Dann führte sie sie durch den verschneiten Apfelgarten hinter dem Haus bis zum Staketzaun.

Eine hölzerne Laube drückte sich hier zitternd in den Winkel, der Wind fuhr ihr durch alle Gitter. Man sah es ihr nicht mehr an, wie bunt umblüht, wie leuchtend und duftend in Phloxfülle sie sommers hier geprunkt hatte.

Der Schnee trieb an gegen Laube und Zaun, als wollte er alles begraben, was noch dunkel war.

Vom Thuddohochmoor kam scharf und hell und die Haut nadelnd der Wind gepfiffen.

Und der Wind brachte Töne mit.

Aber das war nicht das Heulen eines Wolfes. Die Füchse bellten im Aspengehölz und den verfilzten Legföhrenbeständen. Der Hunger stieß sie an die Gutshöfe heran. Der Hunger ist eine wilde Knute.

Gottfred hatte den Zaun erklettert. Er horchte gespannt mit witternd erhobenem Näschen.

„Ach", machte er enttäuscht. Füchse bellten jeden Tag.

„Wo sind die Wölfe?" fragte er herrisch.

„Sie sind noch nicht da", sagte die Mutter. Ihre Blicke erstarrten in der weiß dämmernden Ebene.

Die pelzbehandschuhten Knabenhände rüttelten den Zaun: „Sie sollen kommen! Vater soll eine Wolfsjagd machen!" Die Mutter antwortete nichts.

„Sieh mal!" rief er, in das Feld zeigend. Dort schien sich der Schnee zu bewegen, beim starren Hinsehen in kleinen Klümpchen über die weiße Fläche fortzurollen.

Eine Kette Schneehühner.

„Ach — weiter nichts? Die Wölfe sollen kommen, Mutter!"

Das Kind überlegte sekundenlang. Und in einer naheliegenden Ideenverbindung sagte es altklug: „Aber Vater ist in Reval, fünfzehn deutsche Meilen weit von uns, denkt mal."

Die Mutter hörte ihn nicht. Sie blickte plötzlich, wie geblendet vom Schneelicht, vor sich nieder. Ihre Wimpern warfen zarte, dunkle Schatten auf die Wangen.

Man schrieb das Jahr 1858. Das erste Jahr der schweren Zeit, die über den deutschen Landadel in Estland ging, wo es in der Bauernschaft unablässig gärte, die Ablösung der Bauerndienste und die Auflösung der Dörfer in Ansiedlungen der Bauern auf eigenen Besitz, der von den Rittergütern abgezweigt werden sollte, in der Luft lag.

Gottfred sprang zurück, daß ihm das glattgeschnittene Blondhaar aufstob und er auf die Hacken zu stehen kam und beinahe hintenüber in den Schnee gefallen wäre.

Er faßte die Mutter beim Arm. „Mutter, ist er jetzt schon unterwegs? — Schon bis Wesenberg vielleicht? — Mutter, ist er heim, eh es dunkel wird, und werden ihn unsre Bauern nicht sehen? Mutter, hör' doch!"

Sie schüttelte den Kopf.

Sein feines, kleines, kühnes Gesicht rötete sich vor Eifer.

„Mutter, wo ein Wolf ist, sind auch zwei, sind gleich viele, ganz viele, fürchtest du dich? Mutter, hör' mich doch!"

„Vor diesen Wölfen nicht", sagte sie langsam.

„Und Vater schon gar nicht! Er hat Pistolen im Schlitten und doppelte Relaispferde. Die Wölfe können nicht schneller laufen als unsre Pferde, bloß länger. Mutter, fünfzehn deutsche Meilen fährt Vater in elf Stunden."

Der Kleine auf ihrem Arm fing an zu weinen vor Kälte und Ungeduld. Er warf den zerkrümelten Wecken in den Schnee und riß mit beiden Händchen an seiner Kappe.

„Komm doch," forderte Gottfred, „wir wollen lieber in die Gesindestube gehen zu den Merrimehed (Meermänner), nachher fahren sie schon wieder fort."

Sie gingen zurück. Eine Schneefahne flog weiß und breitgebläht vom Dach des niedrigen, langen, gelbverputzten Hauses aus Sprotholz.

In dem überkuppelten Vorbau stockte Frau Eddas Fuß. Es zwang ihr das Gesicht noch einmal herum in den Hofraum zur Klete (Kornspeicher), wo die finnischen Schlitten, schon beladen mit Spiritusfässern, standen.

Stimmen kamen von dort.

Ihre Züge spannten sich, die lichten Augen gingen schmal zusammen in atemlosem Hinhorchen.

Da war der Kubjas (Schaffer) und der Schilter (Wächter) und Jan, der Gärtner — Janus Doppelkopf nannte ihn der Gutsherr wegen seiner Unaufrichtigkeit.

Und bei ihnen stand, die Daumen im Pelzriemen, ein Bauernwirt und verschwand, als er die Gutsfrau gewahrte.

Warum verschwand er?

„Komm doch, Mutter!" drängte Gottfred und stieß und donnerte mit dem kleinen Fuß gegen die Glastür.

Über ihn hinweg öffnete die Mutter in tiefen Gedanken.

In der Küche ließ sie Kola von ihrem Arm gleiten und befahl Hannu, mit ihm in das Kinderzimmer hineinzugehen.

Gottfred stürmte ihr mit fliegendem Samtkittelchen voran in die Gesinderäume.

Dort beleuchtete die Deckenlampe das Treiben hoher, abenteuerlicher finnländischer Gestalten, der Merrimehed, die in ihren kleinen, charakteristischen Schlitten über das Meereis kamen, Spiritus auf den Gütern zu kaufen. Zwei Tage wurden sie dort gut verpflegt. Nicht ungefährlich war ihre Schlittenfahrt über den Finnischen Meerbusen. Klaffen und Sprünge mußten oftmals weit umfahren werden, wenn die mitgeführten dicken Bohlen nicht genügten, eine rasche Brücke über den Wasserspalt zu schlagen.

Diesmal hatten sie einen jungen Seehund mitgebracht. Gebraten lag er vor ihnen auf der Holztischplatte.

Die Mägde stellten ihnen Brot, Grütze und Strömlinge dazu. Ihren Grog würzten sie sich mit Pfeffer und gebratenen Zwiebeln.

Die ganze Nacht hatten sie getrunken, geraucht, Karten gespielt.

Gottfred rannte auf die Fensterbretter los. Dort hatten die Meermänner ihre Kompasse, Seestiefel, Pelze, Waffen, einläufige Flinten und Harpunen liegen; lauter Dinge, die ihm die Knabenaugen groß aufstrahlen machten.

Er wußte gar nicht, wohin und wonach zuerst greifen.

Die Mutter verwehrte es ihm. Aber die Begier ging mit ihm durch, und sie schlug ihm die raschen Hände.

Da fuhr Görans Troika auf den Hof. Die Bracke in ihrem strohumlegten Verschlag heulte freudig auf.

Die junge Baronin erglühte und erblühte wie eine Rose vor Freude.

Sie eilte ins Vorzimmer.

Der Platz vor der Klete war wie leergefegt, als der Gutsherr aus dem Schlitten stieg.

Sie half ihm aus den Pelzstücken, warf sie beiseite und hing die Arme um seinen Nacken.

„Oh, Göran! Du bist da", sagte sie mit einem kinderfrohen, lieblichen Lächeln. Sein Schnurrbart war eine gefrorene Kruste, doch sie

zog ihm den Kopf nieder und drückte warm und rot ihre Lippen hinein und spürte die Eisluft seiner Kleider wie einen unnennbaren Schutz.

„Ist etwas geschehen, Liebe?" fragte er an ihrem Mund.

Sie schüttelte den Kopf. Aber eine nervöse Bewegung zitterte ihr um die Nasenflügel.

„Edda?" Er hob ihr Kinn, blickte ihr mit forschender, ruhiger Innerlichkeit in das junge Gesicht. „Edda, es ist doch etwas geschehen!"

„Nicht bei uns", wich sie aus.

Sollte sie ihm das liebe Hausglück gleich verdunkeln?

„Wo?"

„Auf Mella und Kundi, Göran."

„Was — die Bauern?"

„Sie haben in Kundi den alten Freiherrn erschlagen wollen, Göran!"

Nun übermannte es sie doch. „Göran, sie kamen in Übermacht, da mag einer noch so stark und mutig sein, es hilft ihm nichts. Der alte Freiherr war so gut zu allen Leuten — wie Wölfe haben sie ihn überfallen; seine eigenen Diener standen ihm nicht bei."

„Das Gutsein vergessen sie jetzt," sagte Göran ruhig, „sie haben nur noch eins im Kopf, das Schlagwort: Los von der Fron! Ganz genau wissen die meisten nicht, was sie eigentlich wollen; ein Hetzer, hundert Schreier. Sie wollen nicht abwarten, was doch nur noch eine Frage der Zeit ist."

Edda schlug dunkel die Augen zu ihm auf.

„Ich hab' heut den Frauen das Garn abgewogen, und keine ist es sich holen gekommen."

Göran bückte sich und küßte ihre Hände.

„Liebe!" tröstete er.

„Ach, Göran, wollen wir nicht doch, ehe es zu spät ist — —"

„Um Hilfe schreien?" vollendete er mit leisem, lächelndem Spott.

Um Eddas Mund zuckte es leidenschaftlich, aber sie sagte nichts mehr.

Ja, das war Göran: stark, trotzig, verwegen!

„Ich bin müde und hungrig; kann ich etwas zu essen haben, Edda?"

Sie ging in die Küche.

Und während er im Schlafzimmer die Pelzstiefel vertauschte, trug Hannu zu dem runden Eßtisch am Kachelofen eine heiße Weinsuppe, Brot und kaltes Schneehuhn. Eine Kanne brausenden Met setzte sie auf das eingemauerte Büfett.

Aber Edda kam und machte sich am Samovar zu schaffen und zog die Lampe tiefer über den Tisch, damit er alles fände, wie er es gern hatte.

Dann setzte sie sich ihm gegenüber. Aber sie aß nicht. Unter dem Tischtuch faltete sie die Hände auf den Knien.

Göran erzählte von seinen Geschäften in Reval. Ruhig, knapp und zuweilen mit einer humoristischen Wendung erzählte er.

Sie horchte mit gekrausten Brauen, mit gesenkten Lidern, aber nicht auf seine Worte. Hinaus in den Hof und hinein in sich selbst lauschte sie.

Etwas in ihr wollte sich zu einem heißen, festen Wollen auswachsen, aber es wurde noch dumpf beunruhigt von zweifelnden Fragen über die volle, unerbittliche Notwendigkeit.

Der Verstand warnte hier — und befahl dort, befahl drohend, gebieterisch.

Man hörte, wie der große Kachelofen vom Flur aus frisch gefeuert wurde.

Man hörte die Finnländer vom Hof fahren, Janus Doppelkopfs weisende Stimme und darauf lastende Stille.

Und in diese Stille hinaus zwang es die junge Frau wie mit suggestiver Macht.

„Verzeih, Göran, Kola schreit hinten im Kinderzimmer", sagte sie zur Erklärung für ihr Aufspringen.

Ehe er noch widersprechen konnte, hatte sie die Türklinke in der Hand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Regungslos, in den dunklen Schutz des Gemäuers gedrückt, überspähte sie den vom Schnee schwach erhellten Hof.

Ein Pferd wieherte. Nichts sonst. Nichts? Drüben, in der Richtung der Badstube, die Schattenrisse menschlicher Gestalten.

Ihre Augen weiteten sich. Ihr war, als träte ihr Feuer hinein, so konzentrierte sie den Blick.

Da riß der scharfe Luftzug zwischen Badstube und Klete einem Männermund trunkene Worte fort: „Niemand schonen . . . Aber nicht eher, als bis die Lampe in der Schlafstube ausgelöscht ist . . . Was? Ja, die Kinder auch —"

Ihr Gesicht war wie versteint. Sie atmete mit offenen Lippen.

Wölfe, Wölfe. Jawohl: schläft der Herr, schlafen die Pistolen!

Mit einem Male ging ihr der Kopf in den Nacken mit trotzigem Ruck.

Sie ging wieder hinein zu Göran: „Du, ich habe noch zu ordnen in den Gesinderäumen, wir werden also das Garn wieder verwahren. Da du müde bist, wirst du bald zu Bette gehen; Göran, lösch' mir die Lampe nicht, bis ich nachkomme!"

„Gut, gut," sagte er, und dann, mit einem Lachen in den Augen: „kleine, liebe, feige Frau du!"

Auch ihr irrte ein Lächeln um die Lippen.

Sie half Hannu die Kinder zu Bett bringen.

Dann stellte sie die vollgefüllte Lampe auf den niedrigen Frisiertisch zwischen den Fenstern und ließ die weißen Rollgardinen herab.

„Du kannst jetzt gehen, Hannu", sagte sie.

Nun riß sie in Hast und Eile Pelzjacke, Schal und Mütze aus der Garderobe und schlich durch die hintere Haustür nach dem Pferdestall. Die Knechte aßen jetzt. Niemand sah sie. Rot stach die Stallaterne durch den scharfen Dunst.

Sie halfterte ihr gewohntes Reitpferd ab, sattelte es, führte es durch den Hofschnee am Gartenzaun hin auf den verwehten Weg nach Wesenberg.

Jetzt saß sie auf, gebrauchte die Gerte und jagte davon.

Es war kein Wind mehr. In schimmerndem Silbernebel hing der Mond über dem Legföhrengehölz, alle Wege und Weiten öffnend, alle Dickichte lichtend, es gab kein Dunkel mehr in dieser seltsam hellblau-silbernen estnischen Mondwinternacht.

Krachend zersplitterte der Pferdehuf das hohle, dünne Blaueis der eingetrockneten Moorpfützen. Schnaufend dampfte der Atem aus den geblähten Nüstern, sonst nicht Laut, nicht Leben weit umher.

Sie galoppierte dahin, Gott im Herzen, Gott auf den Lippen, in einem fast ekstatischen Mut. Vor ihren Augen stand das friedliche Bild der großen, niedrigen Schlafstube mit der brennenden Lampe auf dem Frisiertisch zwischen den glitzernden roten Kristallgeräten.

Die Lampe wird brennen . . . brennen. Die Bauern in der Badstube werden warten . . . warten . . . sich auf die Pritschen werfen . . . Branntwein trinken . . . einschlafen. Wieder das Haus umschleichen, warten, trinken, einschlafen. Und inzwischen ist sie zurück mit der Kosakeneskorte des Hakenrichters von Wesenberg.

Im Krug von Titters klopfte sie den Wirt heraus, wechselte sie das zitternde Pferd.

Und weiter —

Als die Hufe das Wesenberger Pflaster klappten, warf die Turmuhr elf blanke Töne dem kleinen Städtchen auf die verträumten Dächer.

Als die Baronin zwischen trappelnden Kosakenpferden den Heimritt antrat, war es zehn Minuten später.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Uhr.

Göran erwachte. Er setzte sich steil auf und starrte wesenlos auf Eddas unberührtes Bett.

Die Lampe brannte.

Unter seinem weißen Wiegenvorhang rief Kola energisch nach Milch. Seine Beinchen hoben strampelnd das Deckbett, kamen in ganzer, runder, rosiger Kindlichkeit zum Vorschein.

Göran sammelte seine Gedanken, die in Schlaf und Traum zurückfallen wollten wie seine Glieder.

Und hörte draußen Geräusche, Geräusche, die noch nicht dem Morgen angehören konnten.

Pferde hörte er — und Stimmen.

Edda! Es durchfuhr ihn. Er wurde blaß.

Im Moment warf er sich in die Kleider, griff er zur Pistole und Laterne, die ihm immer erreichbar waren, und eilte hinaus.

Der Schlüssel schrie im Haustürschloß, der Querbalken wuchtete zurück.

Er trat in den Hof. Und stand wie erstarrt.

Der weite Raum war durchfahren von Laternen. Und — nein, das ist keine Halluzination! Kosakenplehts klatschten —

Kosakenplehts droschen Strohbündel vor der offenen Klete —

Und die Strohbündel hatten Stimmen, ächzende, sehr lebendige, sehr menschlich fluchende.

Der Hakenrichter machte, gleich an Ort und Stelle, den Empörern kurzen Prozeß, indem er sie einfach gehörig durchprügeln ließ.

Aber der Baron brauchte eine Weile, bis ihm der Vorgang vollkommen klar war.

Edda — Edda hatte —

Das Gesicht wurde ihm langsam heiß, und heiß und kalt ging es ihm über den Rücken.

Da löste sich aus der ungewissen Beleuchtung ein blonder Frauenkopf.

Da lag sie ihm schon mit einem schluchzenden Laut im Arm.

„Du" — rief er dumpf und hob sie empor und preßte sie an sich, und seine vor innerer Bewegung kargen Worte wurden zu einem Stammeln unter seinen Küssen.

Kriegschronik.

18. Juni 1915. (Fortsetzung.)

Beiderseits Tarnogrod warfen die verbündeten Truppen in der Nacht den Feind gegen den Tanew-Abschnitt zurück. Die anderen Armeen des Generalobersten v. Mackensen haben die geschlagenen Russen bis in die vorbereitete Grodek-Stellung (Linie Narol-Miasto-Magierow-Wereszyca-Bach bis zur Einmündung in den Dnjestr) getrieben. Die zwischen dem unteren San und der Weichsel stehenden russischen Kräfte wichen an mehreren Stellen zurück. Zifzanow und die Höhen nördlich des Ortes wurden genommen. Im Berglande östlich Niemirow sowie in der Gegend bei Janow haben sich starke russische Kräfte gestellt. Südlich des oberen Dnjestr mußten die Russen nach heftigem Kampf aus den Stellungen bei Litynia gegen Kolodruby zurückweichen. Die Ostgruppe der Armee Pflanzer wies gestern zwischen Dnjestr und Pruth acht Sturmangriffe der Russen blutig ab. Der Feind, der verzweifelte Anstrengungen machte, um die österreichisch-ungarischen Truppen in die Bukowina zurückzuwerfen, erlitt im Artilleriefeuer schwere Verluste und ging fluchtartig zurück.



Eine Gruppe österreichisch-ungarischer Offiziere bei der Beobachtung der italienischen Vorbereitungen zu einem Angriff auf die in die Karstfelsen eingesprengten Gräben unserer Bundesgenossen. (Phot. H. Rieder.)



Österreichisch-ungarische Offizierspatrouille im Karstgebiet. (Phot H. Rieder.)

8 Offiziere, 1002 Mann wurden gefangengenommen, 3 Maschinengewehre erbeutet.

Bei Plava schlugen Dalmatiner Truppen die Angriffe einer italienischen Brigade ab.

19. Juni 1915.

Die Fortsetzung der Angriffe auf die deutsche Front nördlich Arras brachte dem Feinde weitere Mißerfolge: nördlich des Kanals von La Bassée wurde ein englischer Vorstoß mühelos abgewiesen. Mehrere französische Angriffe an der Loretto-Höhe, beiderseits Neuville und nordöstlich von Arras brachen zusammen. Einige früher verlorene Grabenstücke werden vom Feinde gesäubert. Nordöstlich von Luneville wurde der von den Franzosen befestigte und besetzte Ort Emberménil überfallen und genommen. Nach Zerstörung aller französischen Verteidigungsanlagen gingen die deutschen Truppen unter Mitnahme von etwa 50 gefangenen französischen Jägern in ihre alten Stellungen zurück. In den Vogesen wird noch an einzelnen Stellen des Fechttales gekämpft. Am Hilsenfirst wurden über 200 Franzosen gefangengenommen. In der Gegend Szawle, im Dawina- und Szlawanta-Abschnitt wurden russische Vorstöße abgewiesen. Südwestlich von Kalwarja machten die deutschen Truppen Fortschritte, das Dorf Wolkowizna wurde im Sturm genommen.

Im Ansturm gegen die zusammenhängende russische Verteidigungsstellung an und nördlich der Wereszyca erkämpften die Truppen der verbündeten Armeen Stellung um Stellung. Grodek und Komarno sind genommen. An der Nordfront wurde das südliche Tanew-Ufer vom Feinde gesäubert, Ulanow nach heftigem Kampfe besetzt. Südlich des oberen Dnjestr schreitet der Angriff der verbündeten Truppen fort. Die Ostgruppe der Armee Pflanzer hat neue schwere russische Angriffe wieder blutig zurückgeschlagen.

Ein gestern nachmittag wieder bei Plava angesetzter feindlicher Angriff wurde schon im Keime durch Geschützfeuer erstickt. Im Tiroler Grenzgebiet wurden italienische Abteilungen, die gegen die Gebirgsübergänge östlich des Fassatales vorzugehen versuchten, allenthalben abgewiesen. Der erfolglose Angriff auf die Plateaus Folgaria und Lavarone wurde vom Feinde eingestellt.

20. Juni 1915.

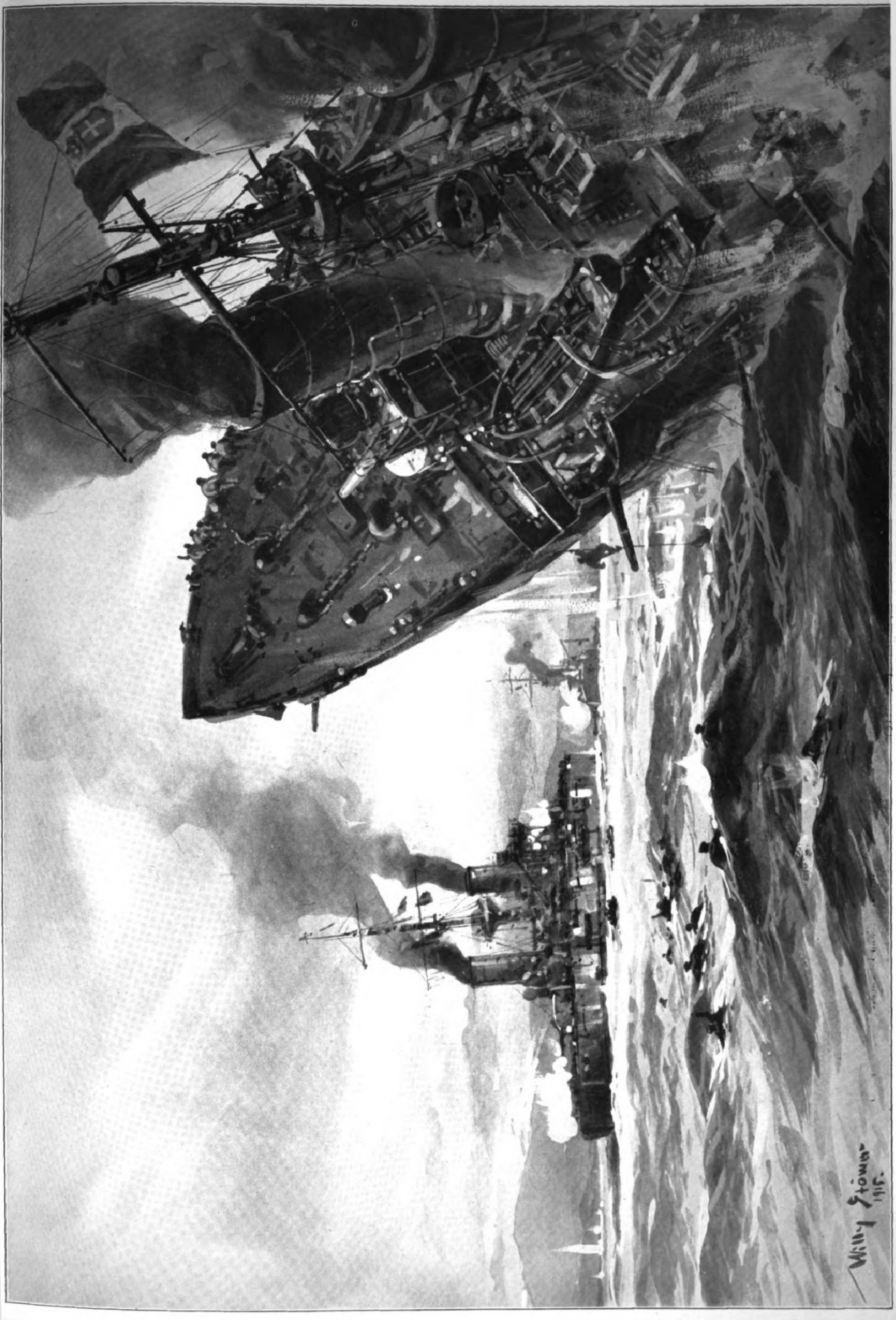
Nördlich des Kanals von La Bassée und auf der Front nördlich Arras wurden mehrere feindliche Teilangriffe der dortigen Verbündeten blutig abgewiesen. In den Vogesen wird Münster von den Franzosen heftig beschossen. Erneute feindliche Angriffe im Fechttale und südlich waren erfolglos.

Russische Angriffe in Gegend Szawle und Augustowo wurden abgeschlagen. Deutsche Vorstöße kleiner Abteilungen führten zur Wegnahme der feindlichen Vorstellungen bei Budy Przysieki und Zalesie (östlich der Straße Prasnysz-Myszyniec).

Südlich der Pilica nahmen Truppen des Generalobersten v. Woyrsch in den letzten Tagen mehrere feindliche Vorstellungen. Die Fortsetzung der kraftvollen Offensive der verbündeten Armeen führte gestern in der Schlacht bei Magierow-Grodek zu einem neuerlichen vollen Siege über die feindlichen Armeen. Nach der Forcierung des San und nach der Wiedereroberung von Przemysl erzwangen die Erfolge der verbündeten Truppen in der Durchbruchsschlacht zwischen Lubaczowska und dem oberen Dniestr am 15. Juni den weiteren Rückzug des mittlerweile durch Heranführung zahlreicher Verstärkungen wieder schlagfertig gewordenen Feindes. Er wich damals unter schweren Verlusten in östlicher und nordöstlicher Richtung zurück. In den folgenden Tagen brachte die russische Oberste Heeresleitung zur Deckung der galizischen Landeshauptstadt nochmals die Reste der geschlagenen Armeen zusammen, um in der durch das Terrain starken und gut vorbereiteten Wereszyca-Stellung unser Vordringen endlich zum Stehen zu bringen. Nach heftigem Kampfe hat der Ansturm der verbündeten Truppen auch diesmal wieder die ganze russische Front zum Wanken gebracht. Schon in den Nachmittagsstunden war die feindliche Stellung im Angriffsraum der Armee des Generalobersten v. Mackensen um Magierow durchbrochen. Der Feind begann gegen Rawaruska und Zolkiew zurückzugehen, während er an der Wereszyca noch erbittert Widerstand leistete. Nachts erstürmten Teile der Armee Boehm-Ermolli die feindlichen Stellungen beiderseits der Lemberger Straße. Gleichzeitig drangen die übrigen Korps dieser Armee überall in die feindliche Hauptstellung ein. Die Russen sind auf der ganzen Schlachtfront im Rückzuge, sowohl in der Richtung auf Lemberg als auch nördlich und südlich davon. Am oberen Dnjestr beginnt der Feind seine Stellungen zu räumen. An der Front der Armee Pflanzer griff er an mehreren Stellen erneut an, wurde jedoch unter sehr bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen.



Feldmarschalleutnant Goiginger (×), der Führer einer starken österreichisch-ungarischen Heeresgruppe im Kampfe gegen Italien, mit seinem Stabe. (Phot. Az Est.)


Willy Stöwer 1915.



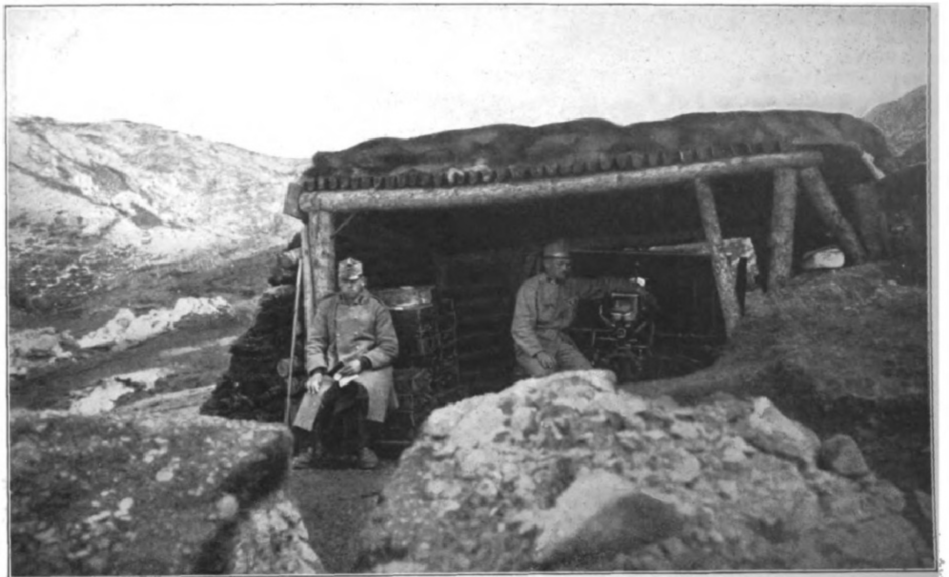
Blick auf ein gegen Fliegersicht geschütztes Lager am Isonzo von einer angrenzenden Höhe aus. (Phot. E. Frankl.)



Ruhestündchen in einem gegen Fliegersicht geschützten Lager am Isonzo. (Phot. E. Frankl.)



Nach einem Nachtgefecht am Isonzo: Abtransport gefangener Italiener. (Phot. E. Frankl.)



Artilleriestellung in Südtirol. (Phot. Az Est.)

Der Krieg mit Italien.

21. Juni 1915.

Gegen die Front nördlich Arras beschränkte sich der Gegner hauptsächlich auf Artilleriefeuer. Nur nördlich Souchez erfolgte ein französischer Infanterieangriff, der abgewiesen wurde. Im Westrande der Argonnen gingen die Deutschen zum Angriff über. Württemberger und norddeutsche Landwehr erstürmten auf 2 km Frontbreite mehrere hintereinanderliegende Verteidigungslinien und fügten den Franzosen bei ihren vergeblichen Gegenangriffen die schwersten Verluste zu. Die Beute dieser Kämpfe beträgt an Gefangenen 6 Offiziere, 623 Mann sowie drei Maschinengewehre und drei Minenwerfer.

Auf den Maashöhen richteten die Franzosen gegen die Stellungen an der Grande Tranchée, westlich Les Eparges, abends fünf stärkere Angriffe, die westlich der Straße in unserem Feuer zusammenbrachen; östlich der Straße drang der Gegner in Teile der deutschen Stellungen ein. Er ist zum Teil bereits wieder verjagt unter Verlust von 79 Gefangenen. In den Vogesen wurden feindliche Angriffe im Fechttale und südlich blutig abgeschlagen. Nachts wird zur Vermeidung unnützer Verluste planmäßig der Ort Metzeral geräumt, der von der französischen Artillerie in Trümmer geschossen ist.



Einzug der Montenegriner in Skutari mit der berittenen albanischen Gendarmerie an der Spitze.



Eine von zwei Majoren geleitete montenegrinische Vorhut beim Einmarsch in Skutari.



Die neuen montenegrinischen Behörden beim Verlassen der orthodoxen Kirche in Skutari nach dem Dankgottesdienst anläßlich der feierlichen Besitzergreifung der Stadt.

Albanien als Zankapfel für unsere Feinde: Der unter dem Widerspruch Italiens, Englands und Frankreichs erfolgte militärische Spaziergang der Montenegriner nach dem von ihnen heißersehnten Skutari.

Die Armeen des Generalobersten von Mackensen kämpfen um Lemberg und Zolkiew. Rawaruska ist in der Hand der Verbündeten. Westlich Rawaruska wurde der Feind gestern von deutschen Truppen angegriffen und geworfen. Am 19. und 20. Juni wurden auf dem Kampffelde zwischen Janow und nördlich Magierow rund 9500 Russen gefangengenommen, 8 Geschütze und 26 Maschinengewehre erbeutet. Truppen der Armee Pflanzer schlugen heftige Angriffe der Russen südwestlich Potok-Zloty und bei Zaleszczyki und im bessarabischen Grenzgebiet wieder unter schwersten Verlusten des Feindes zurück.

In der Nacht auf den 20. Juni wurden bei Plava wieder zwei italienische Angriffe abgewiesen. Im Gebiete nordwestlich des Krn wurde der Feind aus einer Sattelstellung geworfen, wobei sich Abteilungen des Debrecziner Honved-Infanterie-Regiments besonders auszeichneten.

Am 20. Juni griff ein deutsches Unterseeboot, etwa 100 Seemeilen östlich von Firth of Forth, einen englischen Panzerkreuzer, anscheinend von der „Minotaur"-Klasse, an. Der Torpedo traf, seine Wirkung konnte aber von dem Unterseeboot nicht mehr beobachtet werden.

22. Juni 1915.

Auf den Maashöhen dauerten die Nahkämpfe unter schwerem Artilleriefeuer den Tag über an. Heute früh gegen 3 Uhr schritten wir zum Gegenangriff und säuberten unsere Gräben vom eingedrungenen Feinde fast vollständig und machten 130 Gefangene. In den Vogesen haben wir heute nacht unsere Stellungen planmäßig und ungedrängt vom Feinde auf das östliche Fechtufer, östlich von Sondernach, verlegt. Am Hilsenfirst erlitt der Feind bei erneuten Angriffen wieder ernste Verluste.

Die Kämpfe um Lemberg und die russischen Stellungen nördlich und westlich davon dauern fort. Die russische Verteidigungsstellung südlich der Stadt wurde gestern im Raume westlich Dornfeld durchbrochen und die Übergänge über den Szczerzek-Bach an mehreren Stellen in die Hand genommen. Einzelne Befestigungsanlagen an der West- und Nordwestfront von Lemberg sind nach heftigen Kämpfen, in denen sich die Wiener Landwehr besonders tapfer schlug, von österreichisch-ungarischen Truppen in Besitz genommen worden. Deutsche Truppen erstürmten die Höhen westlich Kulikow und schlugen alle Gegenangriffe der Russen unter schwersten Verlusten des Feindes zurück. Die deutschen Truppen und das in ihrer Mitte kämpfende österreichisch-ungarische Armeekorps haben seit dem 12. Juni, dem Beginn der letzten Offensive aus der Gegend von Przemysl und Jaroslau, 237 Offiziere, 58800 Mann zu Gefangenen gemacht, 9 Geschütze und 136 Maschinengewehre erbeutet.

23. Juni 1915.

Gestern nahmen wir die Festung Dünkirchen sowie feindliche Truppenansammlungen bei den Ortschaften Bergues, Hondschoote, Furnes und Cassel unter Feuer. Auf den Maashöhen setzten die Franzosen ihre Durchbruchsversuche ohne den geringsten Erfolg fort. Sämtliche Angriffe wurden unter erheblichen Verlusten für den Feind abgeschlagen. Bisher



Österreichisch-ungarische Gebirgskolonne auf dem Marsch.

Vom südöstlichen Kriegsschauplatz.



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg II: Die Cupajowkahöhe, der Brückenkopf von Jaroslau, am Morgen des 16. Mai zwei Stunden nach der Erstürmung durch Honvedtruppen und das galizische Infanterieregiment Nr. 56 nach der Natur gezeichnet von Richard Aßmann, der als Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ die großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an mitgemacht hat.

machten wir 280 unverwundete Franzosen, darunter 3 Offiziere, zu Gefangenen und erbeuteten 7 Maschinengewehre sowie 20 Minenwerfer. In den Vogesen stürmten wir die seit Monaten heiß umstrittene, die Umgebung beherrschende Höhe 631 bei Ban-de-Sapt. 193 Gefangene, 3 Maschinengewehre und anderes Material waren unsere Beute.

Lemberg wurde gestern nachmittag durch österreichisch-ungarische Truppen im Sturm genommen, daran anschließend nachts die Szczerzek-Stellung zwischen dem Dnjestr bei Mikolajow und Lemberg. Weiter nördlich ist in der Verfolgung die Linie östlich von Lemberg-Zoltance-Turynka (nordöstlich von Zolkiew) erreicht. Bei Rawaruska und westlich davon ist die Lage unverändert. Im San-Weichsel-Winkel und links der oberen Weichsel beginnen die Russen zu weichen.

In dem abgelaufenen ersten Kriegsmonat haben die Italiener keinen Erfolg erzielt. Die österreichisch-ungarischen Truppen im Südwesten behaupten wie zu Beginn des Krieges ihre Stellungen an oder nahe der Grenze. An der Isonzo-Front, im befestigten Grenzraum Flitsch-Malborgeth, am Karnischen Kamm und an allen Fronten von Tirol brachen sämtliche Versuche feindlichen Vordringens unter schweren Verlusten zusammen.



Schwieriger Transport von Bagage durch eine Furt beim Vormarsch unserer Truppen in Galizien. (Hofphot. G. Berger.)

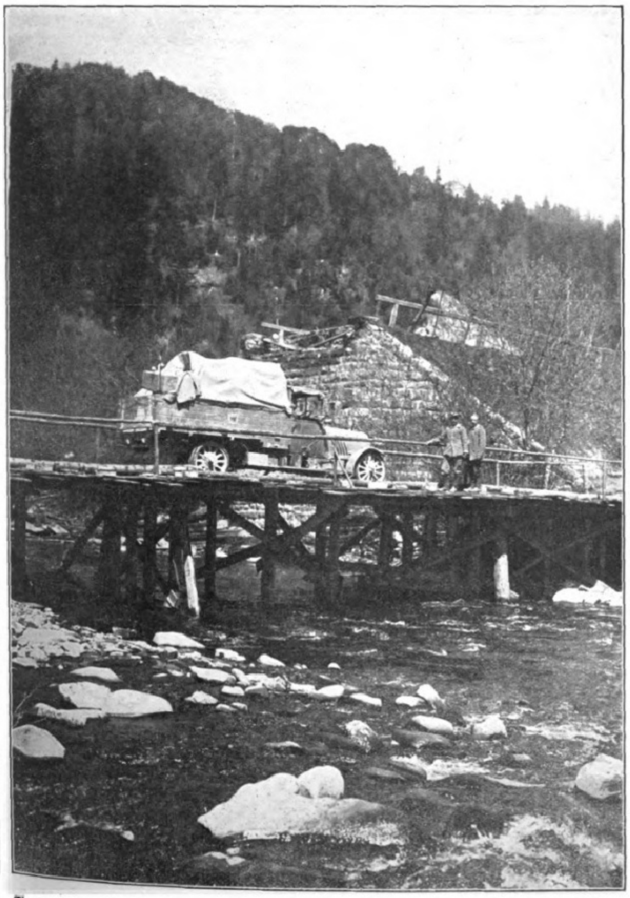
Maschinengewehre.

Von Georg Schmitz.

Niemand, der das eintönige „Tack—tacktacktack—tack—" der Maschinengewehre zum ersten Male im Gefecht hört, vermag sich der niederdrückenden, nervenzerrüttenden Wirkung dieses Eindrucks zu entziehen. Es klingt, als schlüge der Tod mit knöchernen Fingern seine Werbetrommel, und die Macht des Eindrucks wächst beim Anblick der vielen, allzuvielen, die ihrem Rufe folgen müssen. Denn nirgends auf dem weiten Schlachtfeld hält der Tod reichere Ernte als vor den Läufen der Maschinengewehre, den furchtbarsten Werkzeugen dieses an mörderischen Waffen reichen Krieges.

Das Maschinengewehr bedeutet die Erfüllung eines Lieblingstraumes der Waffentechniker, die fast zwei Jahrhunderte lang daran gearbeitet haben, die Wirkung der Feuerwaffen durch maschinenartige Einrichtungen zu verbessern. Diesen Bestrebungen verdankten z. B. die dänischen Espingolen ihr Dasein, die unsere Väter und Großväter vor Düppels Schanzen kennen lernten, und die Mitrailleusen, mit denen die Franzosen 1870 die deutschen Heere niederzumähen hofften.

Ein durchschlagender Erfolg blieb all diesen Versuchen, die Feuergeschwindigkeit der Feuerwaffen zu erhöhen und auf engem Raum einen dichten Geschoßhagel zu vereinigen, versagt, bis im Jahr 1883 dem Amerikaner Sire Hiram Maxim die Konstruktion eines Gewehres gelang, das unter Ausnutzung des beim Schießen entstehenden Rückstoßes das Laden und Abfeuern selbsttätig besorgte. Merkwürdigerweise hat die Maximsche Erfindung sich nur langsam durchzusetzen vermocht, und selbst als die Einführung des rauchlosen Pulvers die volle Ausnutzung der Feuergeschwindigkeit gestattete, verhielten sich die militärischen Kreise der neuen Waffe gegenüber ablehnend. Lange Jahre herrschte die Meinung vor, Maschinengewehre seien zwar in Kolonialkriegen gegen wilde Völkerschaften mit gutem Nutzen zu verwenden, könnten aber für die gänzlich anderen Verhältnisse moderner Armeen und moderner Kampfesweise nur von untergeordneter Bedeutung sein. Erst die Kämpfe der Engländer gegen die Buren, vor allem aber die Schlachten des Russisch-Japanischen Krieges führten einen völligen Umschwung in der Schätzung des Maschinengewehres herbei, und mit Staunen lernten jetzt selbst die schärfsten Gegner der neuen Waffe ihre furchtbare Wirksamkeit auch gegen europäisch geschulte und kämpfende Truppen kennen.



Ein deutsches Militärautomobil beim Passieren einer provisorischen Holzbrücke über einen Fluß in Galizien. (Phot. Gebr. Haeckel.)



Wirkung eines 30,5-cm-Motor-Mörsergeschosses in einer Fabrikanlage bei Stryj. In dem niedergelegten Schornstein befand sich ein russischer Beobachtungsposten. (Phot. Gebr. Haeckel.)

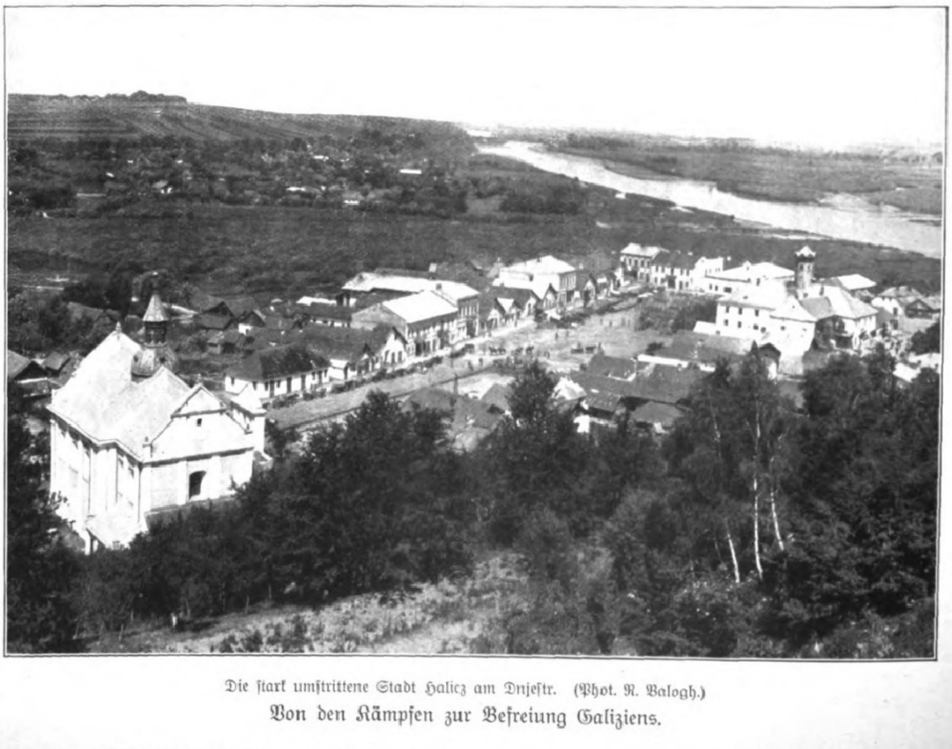
Von den Kämpfen zur Befreiung Galiziens.

Die unmittelbare Folge dieser veränderten Wertschätzung des Maschinengewehres war seine allgemeine Einführung in den Heeren aller europäischen Großstaaten und die Schaffung eigener Maschinengewehrabteilungen und -kompagnien. Heute gehört das einstmals über die Achsel angesehene Maschinengewehr zu den wirkungsvollsten Waffen, über die unsere Truppen und unsere Gegner verfügen.



Einzug der österreichisch-ungarischen Truppen in ein von den Russen neun Monate lang besetztes Dorf. (Phot. R. Balogh.)

So verschieden die Systeme auch sind, die die einzelnen Staaten eingeführt und ausgebildet haben, in ihrer Konstruktion gehen fast sämtliche Maschinengewehre auf die Maximsche Erfindung zurück, deren Wesen in der genial einfachen Ausnutzung des bis dahin nur als kräftige Begleiterscheinung empfundenen Rückstoßes der Pulvergase zur Ausführung der gesamten Lade- und Schießbewegungen beruht. Dadurch, daß Maxim den Lauf seines Gewehres beweglich gestaltete, machte er es möglich, die bis dahin vom Schützen ausgeführten Bewegungen der Waffe selbst zu übertragen: der unter dem Druck der Pulvergase zurückgleitende Lauf öffnet den Verschluß, wirft die leere Hülse aus, spannt den Verschluß von neuem, entnimmt, von einer kräftigen Feder wieder vorgezogen, dem Patronengurt eine Patrone, schiebt sie in die Kammer, schließt diese und feuert endlich ebenso selbsttätig den Schuß ab. Ist das Gewehr einmal in Betrieb gesetzt, so wiederholt sich dieser Vorgang, wenn ihm nicht äußere Umstände Halt gebieten, ohne Unterlaß mit unheimlicher Geschwindigkeit. Fünfhundertmal und öfter in der Minute gleitet der Lauf hin und her, und fünfhundert und mehr Geschosse verlassen in derselben Zeit das Rohr, ein Stillstand tritt erst ein, wenn der Schütze den Mechanismus abstellt, oder wenn Patronenmangel und Überhitzung des Gewehres ein Weiterfeuern unmöglich machen. Für die ununterbrochene schnelle Patronenzufuhr sorgen lange, mit Infanteriemunition gefüllte Gurte oder Metallstreifen, und die Überhitzung des Laufes sucht man durch Kühleinrichtungen zu vermeiden oder wenigstens herabzumindern. Maxim legte zu diesem Zweck um den Lauf seines Gewehres einen mit Kühlwasser gefüllten Mantel, der sich auch später, trotz seines hohen Gewichtes, von allen Kühlvorrichtungen noch am besten bewährt hat. Trotz dieser Einrichtung ist die Erhitzung auch bei den Maximgewehren noch so stark, daß schon bei einem Dauerfeuer von knapp zweitausend Schuß das Kühlwasser zu sieden und ein dichter Dampfstrahl dem Ventil zu entweichen beginnt. Eine Zeitlang galt dieser Dampfstrahl als ein gefährlicher Feind des Maximgewehres, da er seine Stellung schon auf weite Entfernung verriet. Neuerdings hat man diese Gefahr dadurch zu bannen gewußt, daß man den Dampf durch einen Schlauch eine Strecke weit fortführt und dann in den Boden leitet.



Die stark umstrittene Stadt Halicz am Dnjestr. (Phot. R. Balogh.)

Von den Kämpfen zur Befreiung Galiziens.

Neben der Wasserkühlung ist die, namentlich bei den in der französischen Armee benutzten Hotchkiß- und Puteauxgewehren zu hoher Vollendung ausgebildete Kühlung durch Lamellen, die den Lauf ringförmig umgeben, am gebräuchlichsten. Die Waffe wird dadurch zwar bedeutend leichter und handlicher als bei der Wasserkühlung, der Erfolg bleibt aber auch weit hinter der z. B. beim Maximgewehr erreichten Kühlung zurück. So wird der Lauf der Hotchkißgewehre schon bei einem Dauerfeuer von etwas mehr als tausend Schuß rotwarm, und an dem mit einer ähnlichen Kühlvorrichtung ausgestatteten Colt-Maschinengewehr kann man sich schon nach etwa fünfhundert Schuß eine Zigarette anzünden.

Die Schwierigkeiten der Kühlung sind es neben denen der Munitionsbeschaffung vor allem, die eine volle Ausnutzung der vollen Feuergeschwindigkeit des Maschinengewehres unmöglich machen. Obwohl bei den meisten Konstruktionen die Abgabe von neunhundert Schuß in der Minute wohl erreichbar wäre, begnügt man sich fast durchweg mit vierhundert bis fünfhundert Schuß. Auch hierbei ist die Beanspruchung der Läufe noch eine außerordentlich starke, und wenn man auch durch häufige Feuerpausen eine Überhitzung zu vermeiden sucht, ist man doch oft genug genötigt, von den mitgeführten Reserveläufen, die sich in wenigen Augenblicken gegen einen schadhaft gewordenen Lauf auswechseln lassen, Gebrauch zu machen.

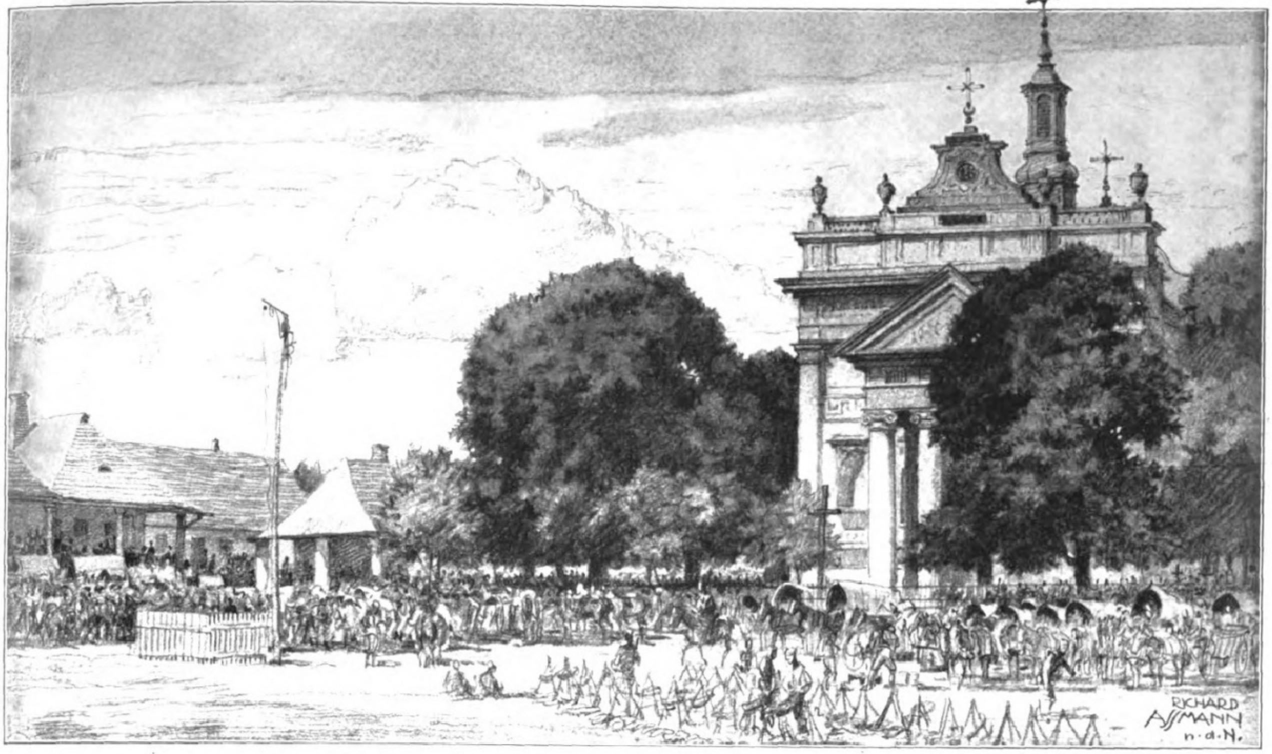
Die weiteste Verbreitung von allen Maschinengewehrkonstruktionen hat die von Maxim gefunden, die auch im deutschen Heere benutzt wird. Sie zeichnet sich durch Leistungsfähigkeit und Betriebssicherheit aus. Ihr Gewicht ist in Anbetracht der Wasserkühlung außerordentlich gering; beträgt es doch bei den neuesten Ausführungen nur mehr wenig über 15 kg. Die Maschinengewehre der deutschen Armee ruhen auf einem schlittenartigen Schießgerüst, das ein Ziehen oder Tragen des Gewehres in gleich leichter Weise gestattet. Gerade dem Ausbau der Lafette und dem Transport des Maschinengewehres hat man, wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Die deutschen Infanterie-Maschinengewehre werden auf protzenartigen Fahrzeugen fortgeschafft, in denen sich gleichzeitig ein ausreichender Vorrat an Munition mitführen läßt. Die Patronengurte sind in Kästen untergebracht, und je sechs dieser Kästen ruhen in einem schlittenartigen Gerät, auf dem sie leicht in die Feuerlinie gezogen oder getragen werden können. Das Gewehr ist mitsamt seinem Schießgerüst so auf der Protze untergebracht, daß es im Notfalle direkt von ihr aus abgefeuert werden kann, wodurch namentlich die Abwehr plötzlicher Angriffe, z. B. durch Kavallerie, außerordentlich erleichtert wird. Bei den Maschinengewehrabteilungen der Kavallerie oder der Gebirgsinfanterie erfolgt die Beförderung in den meisten Heeren durch Tragtiere, die den Vorteil der größeren Beweglichkeit und der Unabhängigkeit vom Gelände hat.

Die belgische Armee benutzt für die Fortbewegung ihrer Hotchkiß-Maschinengewehre leichte von Hunden gezogene Karren mit Pneumatikrädern und erreicht dadurch eine geringe Sichtbarkeit und große Geräuschlosigkeit des Transportes. Die Franzosen und Engländer haben ihre Maschinengewehre zum Teil in die Anhänger von Motorzweirädern eingebaut, ohne daß ihre hohen Erwartungen, die sie an diese Beförderungsart knüpften, bisher in Erfüllung gegangen wären.

Das Bestreben, die Maschinengewehre möglichst leicht und handlich zu machen, hat zur Konstruktion von automatischen Gewehren geführt, die samt der Munitionsausrüstung von einem Mann getragen werden können, so daß sie auch in schwierigstem Gelände zu benutzen sind. Zu diesen leichten Maschinengewehren gehört z. B. die nur 7 kg schwere französische Mitrailleuse portative Hotchkiß. Dieses Gewehr weist in allem Wesentlichen die Konstruktion des in der französischen Armee gebräuchlichen schweren Hotchkiß-Maschinengewehres auf, das nicht durch den Rückstoß, sondern durch die Kraft der Pulvergase selber betätigt wird: unter dem Lauf liegt ein Kolben, der durch einen engen Kanal mit dem Gewehrrohr in Verbindung steht und, beim Schuß durch einen Teil der Pulvergase vorwärtsgetrieben, das Schloß und die Patronenzuführung betätigt. In den letzten Jahren ist das französische Hotchkißgewehr in dem jetzt allgemein eingeführten Puteauxgewehr bedeutend verbessert worden, vor allem was die Kühleinrichtung anbelangt; sie besteht beim Puteauxgewehr aus zahlreichen ringförmigen Rippen, die vom Patronenlager bis zur Laufmündung reichen, während das Hotchkißgewehr nur wenige starke Wülste in der Nähe der Kammer aufweist.

Bei richtiger Anwendung ist das Maschinengewehr eine der furchtbarsten Waffen, über die die modernen Heere verfügen. Wir kennen vom Frieden her das Beispiel des von einem Maschinengewehr gefällten Baumes: in 15 Sekunden legt ein Maschinengewehr auf 450 m Entfernung einen 30 cm starken Baum um! Entsprechend dieser erstaunlichen Leistung gegen tote Ziele ist auch ihre Wirkung gegen lebende. Ein gut aufgestelltes und bedientes Maschinengewehr ist im Feuerkampf einer 50 bis 60 Mann starken Schützenlinie mindestens gleichwertig. Schon von 1500 m ab können selbst dünne aufrechte Schützenlinien ohne ungeheure Verluste im Maschinengewehrfeuer nicht mehr vorwärtskommen; sie müssen sich hinwerfen und versuchen, sich unter Ausnützung jeder Deckung in gebrochenen Linien heranzuarbeiten und das Maschinengewehr, das ein schwer erkennbares Ziel bietet, niederzukämpfen.

So wirksam das Feuer der Maschinengewehre auch ist, die natürlichen Grenzen alles Menschlichen sorgen doch auch hier dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel



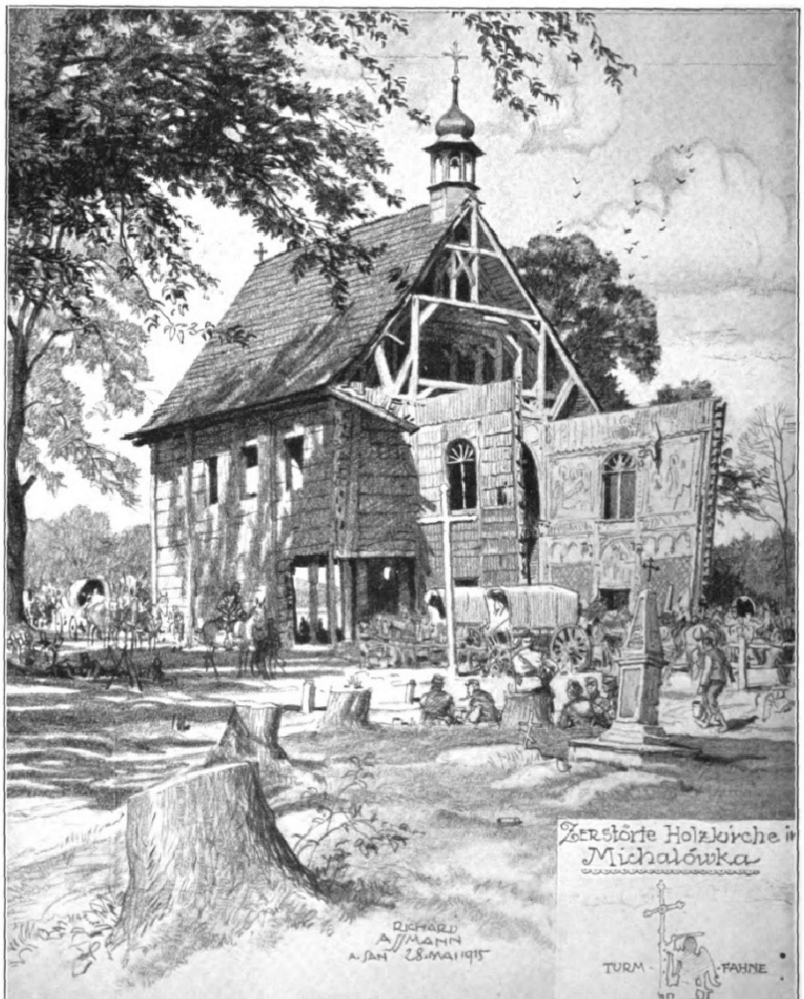
Der Ringplatz in Krakowiec mit einrückenden Truppen am 15. Juni, dem Tage der Einnahme durch die Verbündeten.

wachsen. Denn einmal ist der Munitionsverbrauch dieser Waffen ein so ungeheurer, daß sie leicht in die Gefahr geraten, sich zu verschießen; sie sind also gezwungen, mit ihrem Patronenvorrat sparsam umzugehen und ihre Tätigkeit meist auf die Höhepunkte des Kampfes zu beschränken. Außerdem zwingt die schnelle Erhitzung des Laufes die Schützen zu häufigen Unterbrechungen des Dauerfeuers, oft gerade in Augenblicken, wo es besonders wirksam sein könnte. Und dann ist das Schießen mit Maschinengewehren eine Kunst, die wohl gelernt sein will. Ihre Streuung ist nur gering, und deshalb bleibt bei falscher Visierstellung die Wirkung oft völlig aus. Es gehört für den Richtschützen die Anspannung aller Sinne und Kräfte dazu, das dauernd rückende Gewehr in der Gewalt zu behalten. Gute Leistungen sind nur dann möglich, wenn die Schützen fast bis zur Vollendung gelernt haben, ihre Waffe in jeder Körperstellung zu handhaben, das Ziel schnell zu erfassen und festzuhalten und die Entfernung sicher zu ermitteln. Deshalb können als Maschinengewehrschützen nur Leute in Frage kommen, die körperlich, geistig und moralisch den höchsten Anforderungen entsprechen. Auch der Sieg im Kampf mit diesen fast ganz selbsttätig arbeitenden Waffen ist eine Menschen- und Nervenfrage. Sind die Maschinengewehre in ihrer Leistungsfähigkeit auch bei uns und unseren Gegnern im wesentlichen gleich, so dürfen wir doch wohl auch hier ohne Überhebung das bessere Menschenmaterial für uns in Anspruch nehmen.

Zwischen den Angeln der flandrischen Front.

Von Hans Schoenfeld, Kompagnieführer im Westen.

Das sind die Geschütze von Loretto-Höhe! Schwere deutsche Rachegeschütze, die Stunde um Stunde unablässig ihre Lagen gegen den feindlichen Angreifer donnern, der sich schon des sichern Sieges vor den Toren Lilles rühmte.



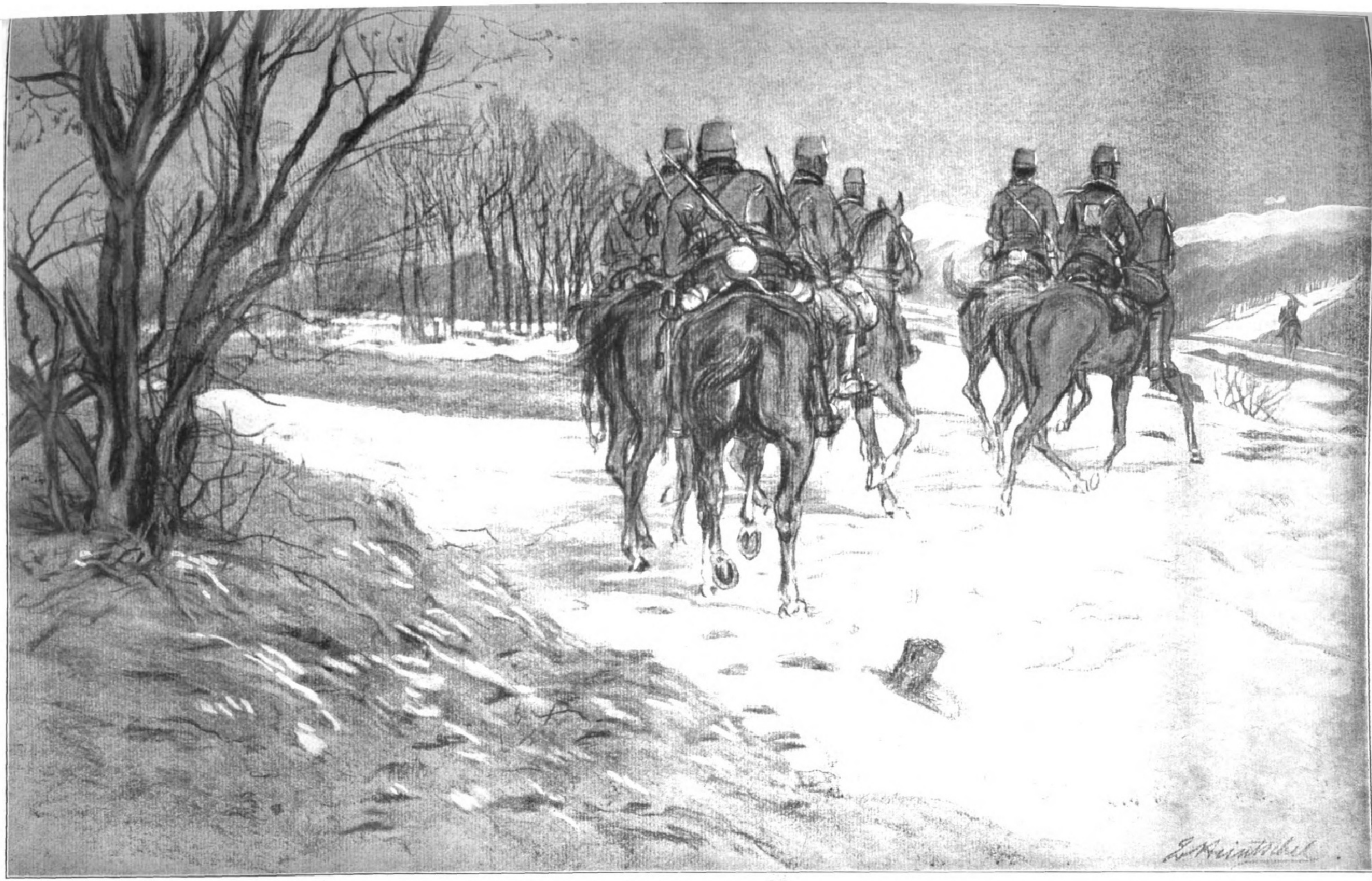
Vor der zerstörten Holzkirche in Michalowka.

Mit den verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg: II. Nach Zeichnungen unseres Sonderzeichners Richard Aßmann.

Ich sitze hier am anderen Ende der deutschen Kampffront diesseits und jenseits der Lys, die Französisch- und und Belgisch-Flandern scheidet. Mein Blick geht aus der geteerten Bretterbaracke, die vor Hitze dampft und nachts von den schweren Granaten des bösen Kemmelberges umtost wird, hin zu den zarten Linien des Hügelrückens, deren höchste Erhebung der technische Ausdruck so lakonisch mit „Höhe 60" bezeichnet. Wo sonst die dumpfen Knalle der schneeweißen in die Laufgräben und die gewaltigen Trichter der englischen Sprengung vom 17. April einschlagenden Pulver- und Schwefelgranaten ins weite Tal mit den klassischen Ruinen des Lustschlosses Hollebeke, von Zandvoorde bis Houthem und Tenbrielen krachten . . . ist es jetzt ganz still, als lausche dort oben Freund und Feind gleich erwartungsbang der Entscheidung, die auf dem anderen Angelpunkt im Bereich zweier Armeen auf knappen 60 km Frontbreite fallen soll, und in deren Mittelpunkt die längst historisch gewordene Loretto-Höhe als beherrschender Koloß steht.

Und es werden Bilder in der kampfgewohnten, still gewordenen Seele wach . . . Bilder von einer Großartigkeit und Wildheit, die nur mit Schauern und tieffrömmigen Wünschen an die armen Truppen denken lassen, welche dort das blutige Lorbeerreis zum Ruhme der eigenen Truppe, zum Schutze einer geliebten Heimat sich pflücken müssen.

Man erinnert sich wohl noch: Anfang März hörte man zum erstenmal Näheres von dieser jähragenden Höhe nordwestlich Arras im Grubendistrikt Frankreichs. Da hatten deutsche Pioniere an siebzehn Stellen auf der gewaltigen Hochfläche des berühmten Wallfahrtsberges Minengänge viele hundert Meter weit unter die französischen Stellungen getrieben und gesprengt. Mit ganz geringen Verlusten nahmen darauf die stürmenden süddeutschen Regimenter die beherrschenden Gräben, wodurch sie das mächtige Plateau in deutschen Besitz brachten. Dann kam die Rache. Stunden um Stunden belegten die Franzosen



Aus den Tagen der großen Karpathenschlacht: Österreichisch-ungarische Husarenpatrouille vor dem Feind. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem bei den Radetzky-Husaren befindlichen Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.

die hufeisenförmig aus der deutschen Front vorspringende Höhe flankierend von allen Seiten mit ihren zusammengezogenen mehr als hundert Geschützen, deren Geschosse ganze Grabenteile einebneten, ihre deutschen Besatzungen verschütteten und zerschmetterten, so daß der Gegner die ihm entrissenen Gräben fast ohne Sturm bis auf Teile nehmen konnte. Da wurden Jägerbataillone herangezogen, die in kräftigen Stürmen mit Handgranaten, Schulter an Schulter mit Grenadieren, die alte Front zurückgewannen und allen Granaten, Minen, Hand- und Gewehrgranaten zum Trotz hielten. Was die Pioniere dort oben geleistet haben, grenzt ans Unglaubliche. Sie hatten die über Tag von den zahlreichen Granaten systematisch zerschossenen Laufgräben, Sappen, Minengänge, all die Unterstände und Hindernisse in Ordnung zu halten, hatten bei jedem Angriff mit Handgranaten voranzugehen, Minenwerfer zu bedienen, Gewehrgranaten abzufeuern, Barrikaden zu türmen. Der französische Bericht vom 13. Mai spricht mit Recht von einer wahren deutschen Festungsanlage dort oben im Bereich der Gnadenmutter von Loretto, zu der die Gläubigen im September jedes Jahres wallfahrteten.

Fast gleichzeitig setzte damals die bekannte englische Offensive ein. Das nahe Neuve Chapelle, dieses englische Massengrab, dehnt sich im Bereich der Loretto-Höhe. Givenchy liegt dazwischen, ebenfalls vielumkämpft. Und links der Höhe, am Kreuzpunkt wichtiger Straßen, Carency, das die Deutschen jetzt nach hartem Widerstande während einer ganzen Nacht dem Gegner lassen mußten. Gewaltig ist der Blick von diesem Hochplateau, das nach Norden und Nordosten der vielgenannte Bois de Bouvigny mit seinen Hüttenlagern für rasch abgelöste Reserven und Aix-Noulette abschließen, während nach Westen das Gelände jäh sich senkt, um jenseits der großen Chaussee zu einem neuen, etwas niedrigeren Hügel zu steigen. Herrlich dehnt sich mit seinen belebten Bodenwellen, seinen sanft eingeschmiegten Dörfern und malerischen Einzelgehöften, geborgen im Wall schlanker, hochgipfliger Wasserpappeln, das flandrische Land zu den Füßen dieser luftigen Freistatt der heiligen Jungfrau.

Und dann, wo es in die flacheren, wasserreichen Distrikte von La Bassée und Béthune zugeht, sitzen die Engländer. Sie haben dort den Deutschen schon oft zu schaffen gemacht und versuchten auch hier in den Maikämpfen, den französischen Vorstoß durch wahnwitzige Angriffe zu unterstützen. Auch sie gelüstet es auf Lille, von dem zu diesen hart umkämpften Orten von weltgeschichtlicher Bedeutung direkte Straßen führen. Aber Lille ist fest. Fester noch steht die deutsche Soldatenmauer in ihren Schützengräben.

Es geht auf Armentières zu, die anmutige Lysstadt, die vor dem Anmarsch überlegener englischer Kräfte in den blutigen Oktobertagen geräumt ward und noch in Händen der Briten ist, wenn auch von deutschen Granaten fast zerstört. Die Landschaft trägt hier den Charakter der welligen, sanften Kleinhügelnatur. Weite Ackerflächen, zahllose Rinnsale, malerische, baumumhegte Weiher, pittoreske Giebel und Firsten, Strohdächer und Holzbauten. Jetzt steht da auf weite Strecken die Kohlrübe in voller Blüte. Ein niegesehener Anblick für Einheimische und Eindringlinge: herrliches Gelb, das, in satten Strichen leuchtend, in falscher Pracht die Landschaft durchstreicht und den Gegnern in ihren Gräben viel zu schaffen macht als Schußfeldhindernis und gefährliches Versteck für Schleichpatrouillen oder gar angreifende Linien. Aus dem Grün herrlicher Baumbestände blinken und winken jetzt noch die weißen, schloßartigen Villen in alten Zierparken, in denen jetzt eroberte belgische Festungsbatterien stehen. Aber die Ortschaften liegen meist ganz in Trümmern, die Bewohner sind nach der Schweiz oder über die Grenze gebracht, und nur das vorsichtige Treiben deutscher Soldateska verleiht dem Schweigen und dem Zwiespalt einer üppigschönen Frühlingsnatur rings um jämmerlichen Verfall einiges Leben.

Und von Armentières setzt die historisch gewordene Gegend der hart umkämpften Flüsse und Kanäle ein. War es um Arras die muntere Deule, die westlich der Loretto-Höhe entspringt, die Liller Bastionen speist und über das oft genannte Quesnoy, ein arg mitgenommenes, unschönes Landstädtchen am Kampfgefild von Deulemont, ihre Mündung in die Lys findet, so ist es um Armentières-Warneton die sorglich kanalisierte Lys, die anmutig durch weite Wiesengründe sich schlängelt und auf Comines zuströmt — als habe sie im Januar und Februar nicht so wild wohl tausend Meter breit über die Ufer geschäumt und das ganze Land in einen großartigen See verwandelt, dessen fernen Horizont die Silhouetten kleiner alter flandrischer Kirchlein auf bescheidenem Hügel abschlossen.

Schön, unendlich zart und friedvoll ist diese Landschaft um Warneton und Comines, die hüben französisch, drüben belgisch längs der Lys sich zieht. Herrliche alte Fermen, wahre Prachtstücke für die Pinsel altflämischer Meister, breiten sich am Flusse oder auf einer ringförmig umflossenen Insel. Dort ragen jetzt von den schweren Novemberangriffen der Gardekavallerie stille, von treuen Kameradenhänden frühlingshaft hergerichtete Gräber, und darüberhin gaukeln die ersten zaghaften Falter in der sonnenlichten Stille, die nur selten ein Schrapnell oder der dumpfe Einschuß stinkender Schwefelgranaten entweiht.

Das wissen auch die Engländer von den Photoaufnahmen ihrer zahlreich kreisenden, frechen Flieger, die sich unentwegt dem lebhaften, oft wirkungsvollen Feuer der Fliegerbatterien aussetzen. Und öfters kann man das Bild sehen, daß auf der Straße von einem Etappenort her Feldgendarmen hinter einem langsam streichenden, tiefgehenden und schlingernden feindlichen Flugzeug galoppieren, so daß in den kleinen Nestern, durch die die wilde Jagd geht, die Reservemannschaften alle „Fliegerdeckung!“ vergessen und schreiend, schußbereit hinterdreinstürzen.

Da wo die flinke Douve vom vielbefeuerten Ploegsteert-Wald in anmutigem Grunde an Rossignol vorbeirauscht, um hinter dem malerischen Kirchhügel von Warneton am Fuße eines gänseblümchenübersäten alten belgischen Brückenkopfes gegen Frankreich sich mit der Lys zu vereinen, schaut herbe und wuchtig die herrliche Silhouette des zerschossenen Messines durch einen Flor schlanker Pappeln herüber, ein Bild, das die zahlreichen Künstler unter den Kriegsfreiwilligen der vielen Truppenteile, die hier wechselten, besonders entzückt, vor allem flandrisch anmutet; die mittelalterliche kleine Stadt muß wohl Belgiens Landschaftsperle gewesen sein. Wundervolle gotische Kirchen, ein Königliches Mädchenkloster, ein adliges Fräuleinstift verleugnen auch in ihrer Zertrümmerung den Edelstil einer Hochkultur nicht.

Dort bricht die deutsche Front stark links aufwärts nach NNO. Und Namen von blutigen Kampfgefilden fallen: Wytschaete, St. Eloi. Es geht auf Ypern, ins Bereich einer andern deutschen Armee. Bei St. Eloi läuft dann das deutsche Grabenmeer hart nach Ost. Und aus dem welligen Gefilde ersteht das Doppelmassiv der furchtbaren „Höhe 60“, zwischen der die malerische Bahn von Comines nach Ypern führt. Der Vergleich mit Loretto-Höhe, diesem gewaltigen Gegenpol, drängt sich dem, der hier und dort mitkämpfen durfte, immer stärker auf. Doch gewaltiger noch als auf Loretto geht hier nach den englischen Sprengungen des 17. April der Kampf um das Ypern beherrschende Massiv, dem sich zu Füßen der Zillebeker See wie ein dreieckiges Riesensegel schmiegt. Die Höhe 60 war einmal. Ungeheure Trichter gähnen dort. An ihrem Rand kleben die deutschen Stellungen, gehalten trotz schwerer Artillerie vom verhaßten Kemmel, der die Front von Warneton bis Ypern bestreicht, trotz listigster Minentreiberei und Quälerei seitens der Briten. Wer Sinn hat für Größe der Situation und einer ohnegleichen zerwühlten, wilden Landschaft, den muß, trotz all eigener Erschöpfung und ständiger Gefährdung, diese Art härtesten Stellungskrieges, der im beschränkten Raum doch steten Wechsel schafft und alle Mittel von List und Gewalt sich dienstbar macht, mit fortreißen ... Und die kostbare Beute winkt: Ypern, herrlich über dem See gelegen, massig und edel mit der Silhouette seiner Kirchen und des Gildehauses. Ein anderer See, südwestlicher gelegen, „Étang de Dickebusch“, gibt sein Wasser für die Bastionen der Stadt.

Dreitausend Meter nur! Droben an seiner Schießscharte, treu und unentwegt, steht der deutsche Musketier — späht auf die frech schanzenden Briten und träumt von der flandrischen Stadt, die wie eine Fata Morgana vor dem engen, kameragleichen Schlitz seines gefährlichen Guckloches steht, und um die seit Monaten so viel edles deutsches Blut fließen muß. Und jedem von den ganz wenigen, die diesen wilden Krieg von den ersten jauchzenden Tagen des sieghaften Draufgehens an mitgemacht haben, wird es schwer ums Herz, denkt er an diese Kanalkämpfe zwischen Lys und Yser. Und wie oft denkt er daran! Er hat ja Zeit genug in vierundzwanzig Stunden bei Tag und Nacht, denn Unterstand und Schlafen kennt Höhe 60 nicht. Links hinten lacht ihm der Park von Hollebeke, eines überreichen Verschwenders köstlichen Sommerschlosses — aber er muß die Stirn krausen, denn dort und am idyllischen Kanalknie weiß er sich manchen guten Kameraden, der ihm die Hand im heißen Kampf dorten nit mehr geben konnt'! Der Kuckuck ruft aus den kläglich zerschossenen Wäldern, die mit ihren Stummeln noch sieghaft grünen. Ihm ruft der Kuckuck nur die Sehnsucht nach daheim, nach deutschem Lenz wach.

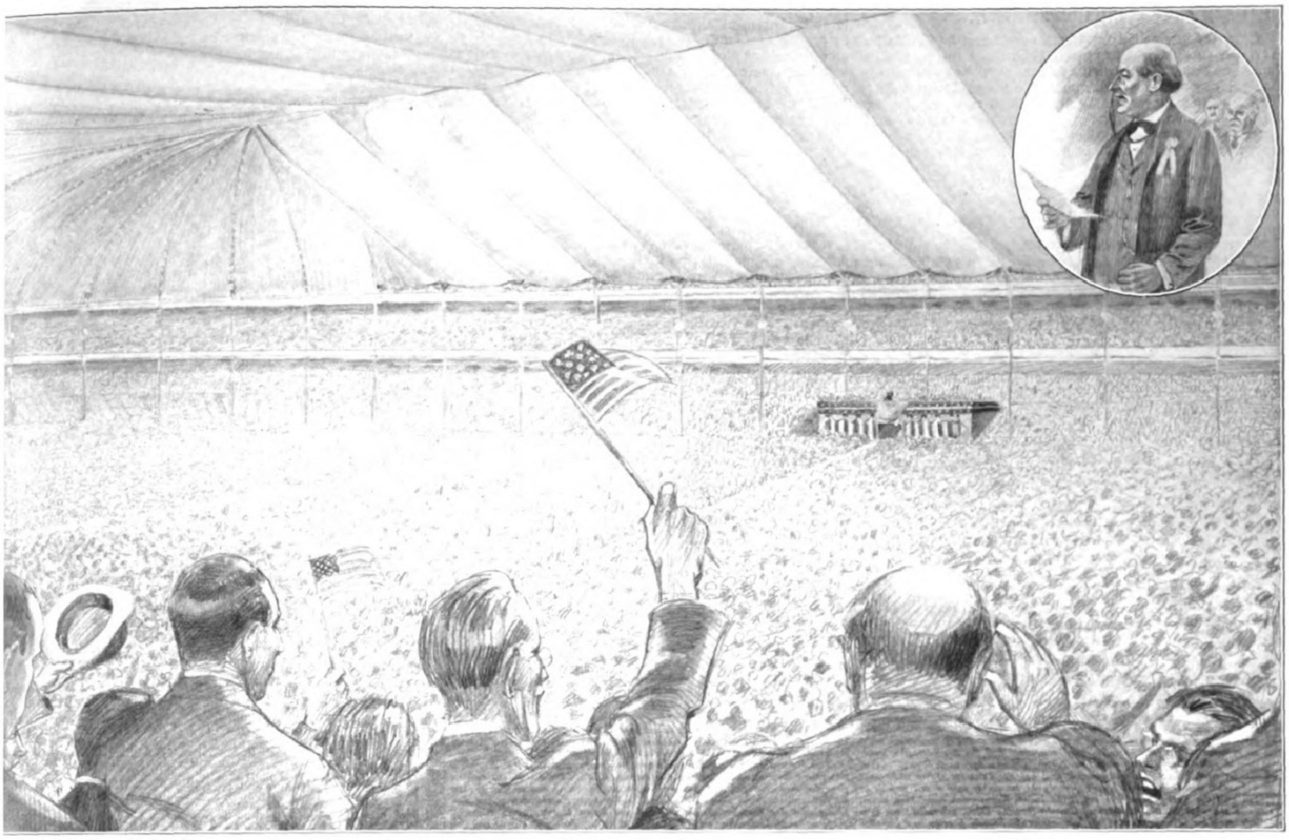
Wir wollen das den glorreichen, namenlos leidenden Regimentern vor Ypern nicht vergessen: Stilles Heldentum offenbart sich hier hundertfach Tag um Tag. In Rußland brachen unsere Brüder jauchzend vor und trieben den Russ' zu Paaren. Ganz Deutschland jubelt ihnen zu. Uns jauchzt keiner, um uns bangen nur liebe Nächste. Darum aber tun die um Ypern nicht weniger treu ihre Pflicht: Halten um jeden Preis.

Aber Land Flandern, altes Kampfgefilde — dich vergessen sie nie. Sie lieben deine Landschaft, deiner Menschen Werke — aber sie hassen dich um des deutschen Blutes.



Nach der Eroberung von Przemysl: Im Innern des am weitesten westlich gelegenen Forts. Nach einer Zeichnung des auf den südöstlichen Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hugo L. Braune.

Die Außenseite und den Eingang dieses Forts, das am meisten unter dem Feuer der österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Mörser zu leiden hatte, haben wir bereits in Nr. 3757 auf Seite 16 abgebildet. Unsere und die österreichisch-ungarischen Batterien waren auf den Bergen im Hintergrunde postiert. Im Mittelgrund an den Drahtverhauen fanden furchtbare Nahkämpfe statt, da die Russen die Festung in jeder Weise zu halten suchten. Während die Verbündeten das Fort schon besetzt hatten, leisteten die Russen in den Schützengräben vor dem Eingang noch Widerstand.



ine amerikanische Friedens- und Neutralitätsdemonstration im Madison Square Garden zu Neuyork am 24. Juni, der mehr als 100 000 Freunde strengster Neutralität der Vereinigten Staaten in dem gegenwärtigen Krieg beiwohnten. Oben rechts der Hauptredner Ex-Staatssekretär William Jennings Bryan.

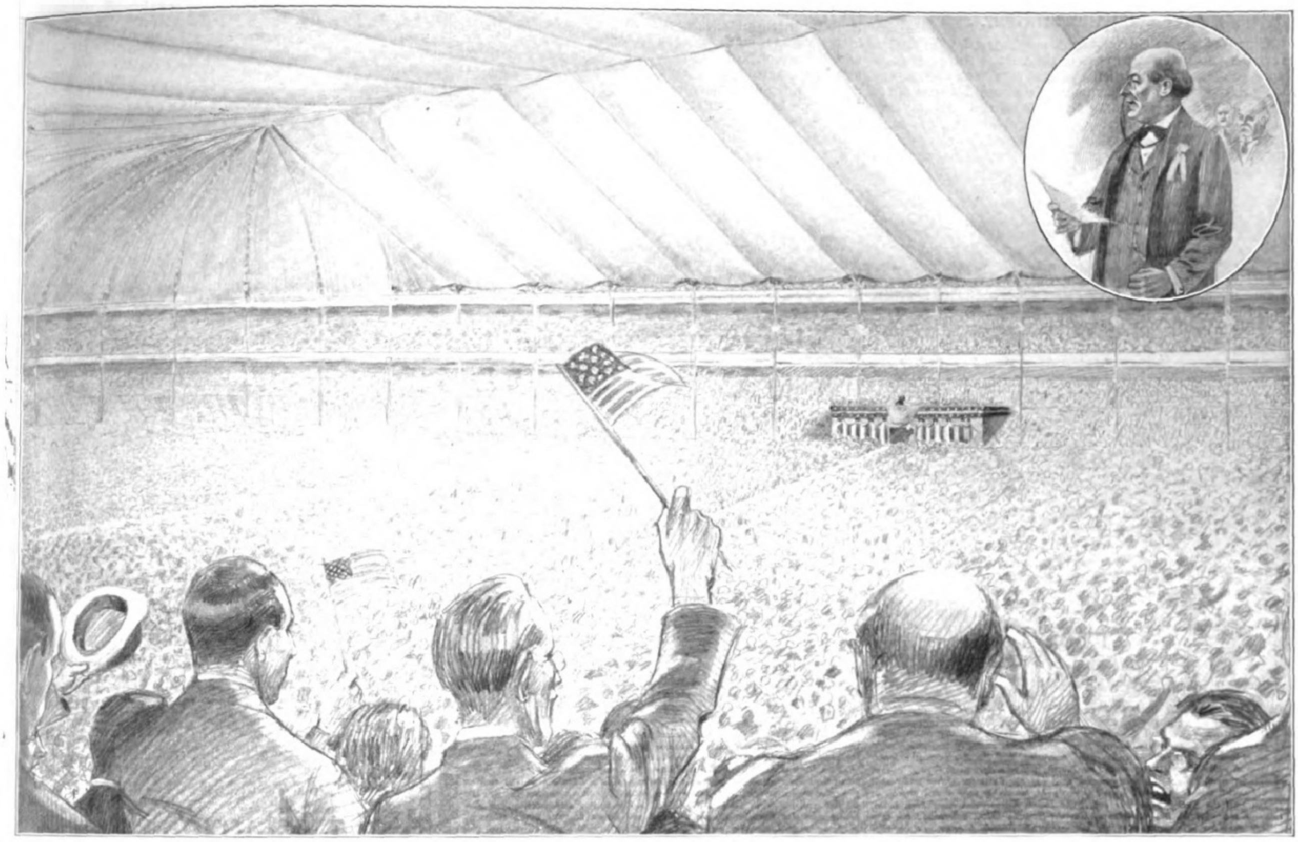
Nach einer im Auftrag der Leipziger „Illustrirten Zeitung" von einem Versammlungsteilnehmer geschaffenen Zeichnung.

Ende des redaktionellen Teils.



Nach der Eroberung von Przemysl: Im Innern des am weitesten westlich gelegenen Forts. Nach einer Zeichnung des auf den südöstlichen Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hugo L. Braune.

Die Außenseite und den Eingang dieses Forts, das am meisten unter dem Feuer der österreichisch-ungarischen 30.5-cm-Mörser zu leiden hatte, haben wir bereits in Nr. 3757 auf Seite 16 abgebildet. Unsere und die österreichisch-ungarischen Batterien waren auf den Bergen im Hintergrunde postiert. Im Mittelgrund an den Drahtverhauen fanden furchtbare Nahkämpfe statt, da die Russen die Festung in jeder Weise zu halten suchten. Während die Verbündeten das Fort schon besetzt hatten, leisteten die Russen in den Schützengräben vor dem Eingang noch Widerstand.



Eine amerikanische Friedens- und Neutralitätsdemonstration im Madison Square Garden zu Neuyork am 24. Juni, der mehr als 100 000 Freunde strengster Neutralität der Vereinigten Staaten in dem gegenwärtigen Krieg beiwohnten. Oben rechts der Hauptredner Ex-Staatssekretär William Jennings Bryan.

Nach einer im Auftrag der Leipziger „Illustrirten Zeitung" von einem Versammlungsteilnehmer geschaffenen Zeichnung.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Eine hochherzige Stiftung fand vor kurzem im Beisein der Herzogin von Altenburg ihre Weihe: das Krieger-Waisenhaus und Schwestern-Erholungsheim vom Roten Kreuz in Saasa-Eisenberg (Sachsen-Altenburg); ein menschenfreundliches Werk des Altenburger Staatsbürgers G. Pabst (Inhaber der rühmlichst bekannten Konservenfabrik Türk & Pabst in Frankfurt a. M.). Das schloßartige Wohltätigkeitsheim, zu dessen inneren Ausstattung auch Kommerzienrat von Schroedel auf Friedrichstanneck beitrug, ist prächtig eingerichtet und bietet 36 Waisenkindern und 50 Erholungsschwestern ganz vorzügliche Unterkunft. Dem edlen Menschenfreunde Herrn Pabst und dem Roten Kreuz für ein glückliches Gedeihen der Anstalt unsre besten Segenswünsche!

Sommerreisen in der Schweiz. Die Amtliche Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen im Öffentlichen Verkehrsbüro, Berlin W. 8, Unter den Linden 14, teilt uns mit: Über die Saisonverhältnisse in der Schweiz im Kriegssommer 1915 sind im Ausland vielfach unrichtige Vorstellungen verbreitet. Sämtliche Bergbahnen und alle Hotels haben den normalen Betrieb aufgenommen. Die Zufuhr an Lebensmitteln ist zusammen mit der einheimischen Erzeugung reichlich genug, um keinerlei Notstand befürchten zu lassen. Infolgedessen sind die Hotels überall in der Lage, Mindestpreise für Touristen und Kurgäste zu gewähren, so daß Reisen und Aufenthalt in der Schweiz kaum je wohlfeiler waren. Die Formalitäten an der Grenze bestehen in einer einfachen Paßkontrolle und der üblichen Zollrevision; das Visum der Pässe besorgt jedes der in den meisten deutschen Großstädten vertretenen Schweizer Konsulate. Die herrlichen Partien des Schweizerlandes, seine Gebirge mit ihren Hochtälern und Felsgipfeln, die Gestade seiner tiefblauen Seen, die herrlich-grünen Matten seiner Vorberge sind dazu angetan, den leidenden Kriegern Genesung, den Erholungsuchenden neue Kräfte zu bringen.

Bad Salzbrunn i. Schl. Der in Berlin, Görlitzer Bahnhof, 10^{35} vormittags abgehende Schnellzug D 191, der in Görlitz um 2^{15} weiterfährt und in Fellhammer 5^{08} eintrifft, hat unmittelbaren Anschluß von Fellhammer nach Bad Salzbrunn (elektrische Vollbahn) und erreicht Bad Salzbrunn um 5^{25} nachmittags. Die Fahrtdauer von Berlin bis Bad Salzbrunn beträgt mithin nur 6 Stunden 50 Minuten. Ebenso sind unmittelbare Anschlüsse zu den Schnell- und Eilzügen von Breslau nach Bad Salzbrunn und Bad Salzbrunn nach Berlin und Breslau vorhanden.

Karlsruher Lebensversicherung auf Gegensei[...] 50jähriger ununterbrochen glücklicher Entwickelun[...] versicherungsbetriebs dieser Anstalt hat der Weltkri[...] fortschreitenden Ausdehnung eine vorübergehen[...] gebracht, ihren starken Innenbau aber nicht erschü[...] In den 7 Friedensmonaten des Jahres 1914 ist ei[...] an Lebensversicherungen von 35 Millionen Mark e[...] in den folgenden 5 Kriegsmonaten ein solcher vo[...] Mark. Am Ende des Jahres 1914 hat der Be[...] Lebensversicherung 163691 Versicherungen über 8[...] Mark betragen, wozu noch etwas über 3 Millionen [...] Versicherungen treten. Der vorzeitige Abgang mit[...] mittleren Versicherungsbestandes ist sogar noch u[...] des Friedensjahres 1913 geblieben. Durch Tod un[...] Endtermins sind $22^2/_3$ Millionen Mark fällig geword[...] befanden sich Kriegssterbefälle über 7 Millionen M[...] Karlsruher war für alle rechtzeitig abgeschlossenen V[...] die Kriegsgefahr bedingungsgemäß übernommen, [...] irgend welcher Anzeige oder sonstiger Förmlichkeiten [...] Nach vorschußweiser Deckung der Kriegssterbefälle au[...] reserve verblieb ein Jahresüberschuß von $11^1/_4$ Mil[...] Alle Überschüsse der Anstalt kommen den Versiche[...]

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Preis 1 Mark.

Kriegsnummer 53.

„Die Wacht am Rhein.“

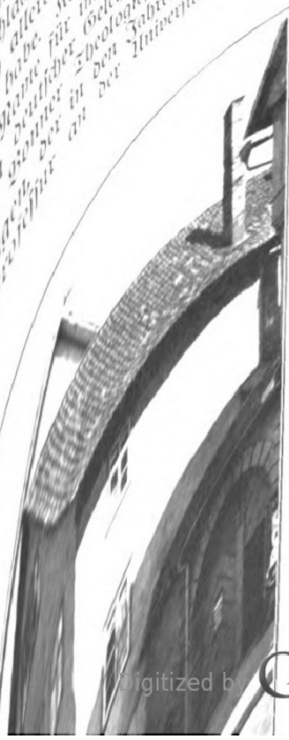
Von Josef Feuder.

Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale, sondern auch Liedern sind sie beschieden. Vor fünfundsiebzig Jahren dichtete ein jugendlicher Deutscher, dessen Elternhaus im württembergischen Schwarzwald stand, fern von der Heimat ein vaterländisches Lied, das er „Die Rheinwacht“ nannte; es sollte nach eigenem Ausspruch „eine deutsche Verwahrung gegen welsche Rheingelüste sein“. Erst dreißig Jahre war der Dichter alt, als er starb, und bald war sein Name vergessen. Nicht so sein Lied! Ihm hatte ein anderer Deutscher, thüringischen Stammes, die Flügel des Gesanges



Karl Wilhelm, der Komponist der „Wacht am Rhein“.

[illegible]liehen, und ungezählte Tausende erfreuten sich an der [illegible]rlichen Weise, ohne sich im übrigen um den Dichter [illegible] Komponisten weiter zu kümmern. [illegible]s wurde anders, als in dem denkwürdigen Jahre [illegible] dieser völkische Hochgesang auch das allgemeine [illegible]d Kriegslied der deutschen Heere geworden war, [illegible] zündenden Klängen unsere braven Truppen [illegible] Schlacht, von Sieg zu Siege eilten. Nun [illegible]ich allerorts, wer denn wohl das wunder[illegible] habe. Keiner wußte es, und vielleicht [illegible]kannte für immer verschollen geblieben, [illegible] deutscher Gelehrter der Vergessenheit [illegible] Theologieprofessor Dr. Karl [illegible] in den Jahren 1834 bis 1847 [illegible] an der Universität in Bern [illegible]



Von Hundeshagen erfuhr die Mitwelt, daß Max Schneckenburger aus Talheim in Württemberg, der Teilhaber einer unter der Firma „Schnell und Schneckenburger“ neugegründeten Eisengießerei in Burgdorf im Kanton Bern, der Verfasser des Gedichtes sei; die Entstehung des Liedes fällt in das Jahr 1840, als Thiers an der Spitze des französischen Kabinetts einen europäischen Krieg zu entfachen suchte, der Frankreich die ihm durch die letzten Friedensschlüsse verlorengegangene Rheingrenze wieder verschaffen sollte. Aus der damaligen Begeisterung der Deutschen für den Schutz des bedrohten vaterländischen Bodens, der unter anderen das berühmte Rheinlied von Nikolaus Becker: „Sie sollen ihn nicht haben“ entsprang, ging auch Schneckenburgers „Die Wacht am Rhein“ hervor.

Schneckenburger war eine warm und vaterländisch fühlende Kernnatur, ein treuer, aufopfernder Freund, voll unerschütterlichen Gottvertrauens; sein ganzes Wesen atmete echt deutsche Biederkeit. In seinem Nachlaß fand sich eine Reihe von Briefen, Tagebüchern und politischen Aufsätzen, die den hohen sittlichen Ernst und den klaren, oft wahrhaft prophetischen Blick des Verfassers ins hellste Licht rücken. Schneckenburger war eine Dichternatur, und von seinen „Deutschen Liedern“ sagt Karl Gerok, daß sie alle „echte Lieder sind, Kinder des Augenblicks, musikalisch, volkstümlich, dem Herzen entsprungen, zum Herzen gesungen“.

Schneckenburger bat den damaligen Organisten und Gesanglehrer Dr. J. Mendel in Bern, das Lied, dessen Überschrift „Die Rheinwacht“ er schon frühzeitig in „Die Wacht am Rhein“ umgewandelt hatte, in Musik zu setzen. Mendel war bereit und bearbeitete es sofort für den Männerchor. Schneckenburgers Lied hatte ursprünglich keinen Kehrreim, sondern jede der sechs Strophen bestand aus vier Zeilen, und erst die letzte schloß mit den Worten: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein — Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“ Mendel machte nun diese beiden Schlußzeilen zum Kehrreim für jede Strophe und fand hierfür wie noch für einige andere Textänderungen die Zustimmung des Dichters. So kam das Lied mit der Singweise Mendels in die Öffentlichkeit; doch wurde auf Schneckenburgers besonderen Wunsch sein Name auf dem Titelblatt nicht genannt, sondern nur mit den Buchstaben „M. Sch.“ bezeichnet. Seine erste



Das Denkmal des Komponisten auf dem Marktplatz seiner Vaterstadt Schmalkalden.

musikalische Aufführung fand in Bern in dem Hause des preußischen Gesandten v. Bunsen vor einer zahlreichen, besonders eingeladenen Zuhörerschaft durch einen kleinen Sängerchor statt und erzielte vielen Beifall.

Im Jahre 1853 erhielt Wilhelm Greef in Mörs, der Herausgeber der „Männerlieder“, eine andere Komposition des Liedes zur Aufnahme in seine Sammlung zugeschickt. Greef sagte diese Singweise, die verlorengegangen zu sein scheint, nicht zu, und er sandte 1854 den Text des Schneckenburgerschen Gedichtes seinem Freund Karl Wilhelm, der, am 5. September 1815 in Schmalkalden geboren, von 1840 bis 1865 die Liedertafel in Krefeld leitete, mit dem Ersuchen, ihm eine neue Musik für das Lied zu machen. Wilhelm war ein ebenso bedeutender Dirigent wie fein empfindender Tonsetzer, doch hat sich seine große Kompositionsgabe fast ausschließlich in kleineren Formen betätigt. Wir kennen von ihm neben reizvollen Liedern für einzelne Singstimmen und Männerchören insbesondere noch Quartette für gemischten Chor, Klavieretuden und Salonstücke edleren Stils. Der allgemeine Charakter seiner Gesangskompositionen ist eine natürlich fließende, melodiöse Einfachheit des Liedes, dessen Behandlung sich an die besten ältesten Muster anschließt. Um nun auf „Die Wacht am Rhein“ zurückzukommen, so wurde Wilhelm, wie es in der von Georg Scherer und Franz Lipperheide zum Besten der Karl-Wilhelm-Dotation und der deutschen Invalidenstiftung herausgegebenen Schrift „Das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres [illegible]“ heißt, von dem Inhalt des ihm von Greef übersandten Schneckenburgerschen Liedes so ergriffen, „daß es [illegible] in seiner musikalischen Form vor ihm stand“, und in der ersten Stunde schrieb er die Singweise für den Männerchor nieder. Dank ihres prächtigen [illegible] Tones und ihres unbedingten musikalischen [illegible] sich die Komposition schnell in den ver[illegible] einen Eingang; zur ersten Aufführung [illegible] großen Konzert zur Feier der silbernen

Hochzeit des Prinzen Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I., und seiner Gemahlin Augusta am 11. Juni 1854 in Krefeld, wo sie „mit stürmischem Beifall da capo verlangt wurde“. Und als vor fünfundvierzig Jahren der Rhein abermals von den Franzosen bedroht wurde und sich das ganze deutsche Volk wie ein Mann zum heiligen Kampf wider den Erbfeind erhob, da war „dieses Lied das rechte Wort zur rechten Zeit und zündete, wie selten ein Dichterwort gezündet hat“; lange schon, bevor Frankreich den Krieg an uns erklärt hatte, war „Die Wacht am Rhein“ die Losung für die deutschen Heere geworden, die aus den entferntesten Gauen an die Grenze rückten, um Deutschlands Strom und Deutschlands Grenze zu schützen. Zug um Zug brauste heran; jubelnd



Max Schneckenburger, der Dichter der „Wacht am Rhein“.

scharten sich die Krieger um ihre Fahnen und Standarten, und mit dem Rufe: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ überschritten sie sieges- und todesmutig Frankreichs Grenze.

Auch mit den Ereignissen der gegenwärtigen großen Zeit ist und bleibt „Die Wacht am Rhein“ unlöslich verbunden. Auch heute haben die allgemeine Begeisterung und der Wille, mit dem letzten Blutstropfen einzustehen für unseres Vaterlandes Heil und Ehre, in der „Wacht am Rhein“ den unmittelbarsten Ausdruck gefunden; und wie damals, so ist Karl Wilhelm durch sein Lied den deutschen Heeren in Wahrheit auch jetzt ein „musikalischer Herzog“ geworden. Mit den Helden der Kriege werden auch der Dichter und der Komponist, die diesen Kriegen ihr Lied gegeben haben, fortleben im Gedächtnis der künftigen Geschlechter.

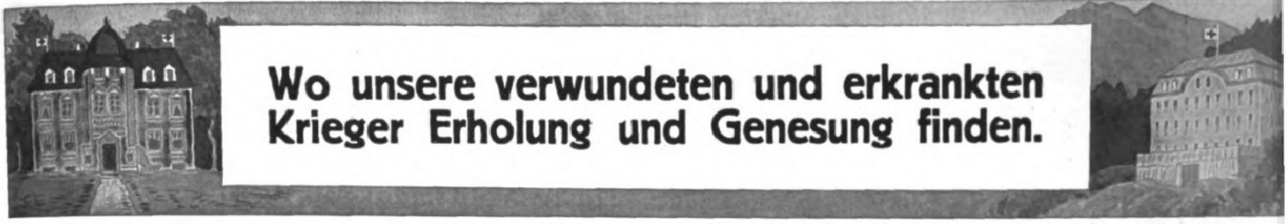


Das Gasthaus zum Adler (×) in Schmalkalden, [illegible] ponist die letzten Jahre bis zu seinem [illegible]

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3762. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 Pf. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 Pf, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 5. August 19



Bad Elster



Glaubersalz-, Eisenquellen, Kohlensaure Stahl- und Moorbäder.

Mild anregendes Gebirgsklima, bequeme Waldspaziergänge.

Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Bes. geeignet zur Nachbehandlung von Krankheiten u. Wunden des Feldzugs.

Das **Sanatorium** mit heilgymnastischem (Zander-) Institut und allen sonstigen therapeutischen Einrichtungen bietet jeglichen Komfort. Zahlreiche Gesellschaftsräume, Wandelgänge, ärztl. überwachte **Diätkuren.** Man verlange Prospekt.

San.-Rat Dr. P. Köhler

BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad. Quellenemanatorium. Berühmte Glaubersalzquelle. Grosses medico-mechanisches Institut. Luftbad mit Schwimmteichen.

Große Erfolge b. Nachbehandlung von Verletzungen, bei Herz- und Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten.

Prospekte u. Wohnungsverzeichnis postfrei durch die Kgl. Badedirektion. Generalvertrieb der Heilquellen durch die Mohrenapotheke in Dresden. Versand des staatlichen Tafelwassers König-Friedrich-August-Quelle durch den Brunnenpächter Klinkert in Oberbrambach.

Sanatorium Lindenbrunn b. Co… bri… (Wesergebirge). Physik. diätet. Kuran… Vorzügl. Heilerfolge bei Gicht-, Rhe… Magen-, Darm-, Frauenleid. etc. Sch… bäder eig. Quellen. Wald, Geb. Dr. N…

Hotel-Verkäufe vermitteln **Groche & Co.,** Hamburg 1.

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Sanatorium Am Goldberg.

Bad Blankenburg — Thüringer Wald.

Von Professoren u. Ärzten gut empfohlen. Sommer- u. Winter-Kuren. Höchstzahl **50** Kurgäste. Prospekt kostenlos. Tel. 44. Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Dresden

die Kunst- und Fremdenstadt

Unentgeltliche Auskünfte u. illustr. Schriften durch den **Fremdenverein,** Dresden, Hauptbahnhof, und durch alle Reisebüros.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld** bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirche[n] **Sanatorium** (Bayer. Hochgeb…)

für Innere, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Modernste, sanitä… Einrichtungen, jeglicher Komfort. Durch Neubau bedeutend vergrössert… Kurmittelhaus. Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Grosser Par… Prospekt. Das ganze Jahr geöffnet.

Während der Kriegsdauer in vollem Betriebe. Kriegsteilnehmern Ermässigung.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz, umgebaut u. zeitgemäß erneuert. Großer Garten und Terrassen.



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz 16.

Vollkommenste und modernste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Großer alter Park, freie Höhenlage. Behagliche Wohnräume, Zanderinstitut, Badesäle, Luftbäder, Emser Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Herz-, Hautleiden, Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden usw. Illustr. Prosp. frei. 3 Ärzte. Kriegsteilnehmern Ermäßigung. Chefarzt: Dr. Loebell.

Dr. Warda - Villa Emilia Heilanstalt für Nervenkranke **Blankenburg** in Thüringen (Schwarzatal)

Das Badner Land

mit seinen reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten (Schwarzwald, Odenwald, Rhein u. Bodensee) bietet auch während des Krieges Heilbedürftigen, Erholungsuchenden u. Wanderern angenehmen u. ungestörten Aufenthalt

Kriegsteilnehmer geniessen überall weitgehende Vergünstigungen Führer und Unterkunftsverzeichnisse kostenlos durch den Fremdenverkehrsverband in Karlsruhe (Baden).

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke Neu-Coswig i. Sa. Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich.

„Deutscher Nationalring"



Das Sinnbild deutscher Kampfbegeisterung!

Im Besitze S. M. des Deutschen Kaisers u. and. Fürstlichkeiten

Bronze oxyd. und versilb. Mk. 1.85; in 800/ Silbe[r] oxyd. Mk. 4.—; 800/ Silber vergold. Mk. 4.25 14 kar. Gold von Mk. 25.— bis 34.— je nach Weite

Bei allen Juwelieren zu haben. Direkter Versand ins Feld gegen Voreinsendung des Rechnungsbetrages auch durch die Hauptvertriebsstelle:

Höhne & Friedewald, Hamburg 1, Brandsende 15/17

Salzbrunner Kronen Quelle Zu Hauskuren Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker. Broschüren gratis. Ueberall käuflich

Hand und Fuß. Von Sanitätsrat Dr. med. J. Albu. Mit 30 Abbild. Geb. Mk. 2.50. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.



Alle Beinkrümmung. deckt eleg. nur mein … **Bein-Regulier-App[arat]** ohne Polster oder K… D. R. G. M. 142 25… **Neu! Katalog grat[is]** H. Seefeld, Radebeul-Dresden

St. Blasien

südl. Schwarzwald, 800 m ü. M., von der Hauptbahn-Station Freiburg i. B. ca. 2½ Std. Sommerfrische, Höhenluft-Wald-Jahreskurort. Subalpines Klima. Glänzendste Heilerfolge bei Erkrankungen der Nerven, Atmungsorgane, Herz-, Magen- und Darmleiden, Kriegs-erholungsbedürftigen. Anstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen. Während der Hauptkurzeit Kurkonzerte. Herrl. Spazierwege mit Alpenfernsicht. Schnellste u. günstigste Verbindung durch täglich zweimalige Kraftwagen-Kursfahrten mit den Stationen

Titisee ab morgens 7.00 u. nachm. 3.15 Uhr.
Titisee an mittags 12.00 u. abends 6.20 Uhr.
Waldshut ab nachm. 5.00; an vorm. 11.45 Uhr.

Fahrzeit jeweils ca. 1 Stunde. Einfacher Fahrpreis Mk. 3.50. Angenehmste und genußreichste Fahrt mit reizendem Blick auf liebliche Bergseen, zerklüftete Hochtäler und die höchsten Berge des Schwarzwaldes. Auskunft und Prospekte durch die Kurverwaltung.

Bezirkskrankenhaus Leichtlungenkranke. Zimmer einschließl. voller Verpflegung Mk. 6.— bis Mk. 8.—. Röntgenzimmer. Gr. Bezirksarzt Dr. Kautzmann.



Rheumasan ist eine schmerzstillende ableitende Einreibung (patentiert) von Aerzten u. Kliniken hervorragend begutachtet bei Jschias, Nervenschmerzen und bei Rheumatismus. Tube Mk. 2.10 u. 1…

Thüringer Waldsanatorium Dr. Lots Friedrichroda. (Offizier-Genesungsh.) Hervorr. Lage, Südseite. Physik. diät. Therapie. Eigene bewährte Kur bei all. nervös. Erkrankungen. Prosp. San.-Rat Dr. Lots.

Natürlicher Lithion-Sauerbrunn … Tafelwasser.


DALLMANN
mit den KOLA-PASTILLEN
bei den tapferen Soldaten.
Mancher tapf're Feldsoldat
Kennt und schätzt schon Dallkolat.
Freudig spricht der Füsilier:
„Lieber Dallmann komm mit mir!
Bringst mich wieder auf den Trab
Bin ich mal kaputt und schlapp!"
Und mit Kola-Dallmann geht er
Kilometer – – Kilometer – – !
In Apotheken u. Drogenhdlg. immer Kola-Dallmann fordern!
Dose Mk 1.– Grosse Dose Mk. 6.50 (etwa 8fach Inhalt)
IVO PUHONNY


BAHLSENS FRÜCHTE u. PASTEN KÜNSTLICH
BERGGARTEN-PASTEN
HANNOVER

Illustrirte Zeitung

Nr. 3762. 145. Bd.



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Eine österreichisch-ungarische Landsturm-Fahrküche in einem Walde östlich der Pilica.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.

Die sittliche Rechtfertigung unseres Sieges.

Von Professor Dr. J. Petzoldt.

Es gibt eine oberflächliche Beurteilungsweise menschlichen Handelns, die noch immer so weit verbreitet ist, daß man sie geradezu die gewöhnliche nennen kann. Vor Jahrzehnten fand sie einmal einen die literarisch gebildete Welt nicht wenig erregenden Ausdruck in den Darlegungen eines unserer bedeutendsten Physiologen über Goethes „Faust". Du Bois-Reymond, der wiederholt mit großem, wenn in der Tat auch nicht eben tief begründetem Erfolg philosophisches Gebiet betrat, tadelte an Goethes „Faust" das unmoralische Verhalten des Helden im ersten Teil. Faust hätte nach seiner Ansicht Gretchen heiraten sollen. Als ob das so vielfach verschlungene Leben einer Seele von so verwickeltem Bau, wie Goethe sie darstellen will, sich immer nach den einfachen Abstraktionen sittlicher Lehren richtete; als ob Faustische Naturen nicht durch Dunkel und Niederungen zu den Höhen und zum Licht emporstiegen; als ob es dem Dichter verwehrt wäre, die grausame, harte Wirklichkeit zu zeichnen, wenn er nur ihre ästhetischen Werte festhält und zur vollen Wirkung bringt — und wo wäre jemals das Furchtbare des wirklichen Lebens mit einer größeren Kunst seiner kalten Schrecken beraubt worden!

Die Welt, in die wir uns mitten hineingestellt finden, ist ein in Entwicklung begriffenes Ganzes von sehr komplizierter Struktur, in dem die sittlichen Forderungen nur einen Faktor neben vielen anderen, sehr häufig mächtigeren bedeuten. So wichtig er ist, und so gewiß er zu immer größerer Macht gelangen wird, so verfehlt ist es doch, immer nur ihn allein in den Vordergrund zu stellen und darüber die Untersuchung und das Verstehenlernen der übrigen zu vernachlässigen.

Wird immer nur er betont, so ist das auch keineswegs das beste Mittel, sittlich hohen Anschauungen zu immer größerer Ausbreitung zu helfen. Im Gegenteil: es wächst damit die Gefahr, in ungerechtes und liebloses Urteilen zu verfallen und das Verständnis für das Werden sittlicher Kraft und sittlicher Gewohnheiten zu verlieren. Von Hause aus ist der Mensch vom sittlichen Idealzustand sehr weit entfernt, und nur in kleinen Schritten kann er sich ihm annähern. Der moralpredigende Eiferer unterschätzt diese geringen Besserungen, weil die unablässige Betrachtung seines Ideals ihm den Sinn für die Wirklichkeit verdirbt. So hat geradezu die entmutigende Lehre entstehen und große Ausbreitung gewinnen können, daß das Menschengeschlecht wohl an Kenntnissen und technischer Beherrschung der Naturkräfte wachse, trotz allen Glanzes der Zivilisation aber sittlich überhaupt nicht fortschreite. Der sittliche Charakter des einzelnen Menschen sei etwas schlechthin Gegebenes, von Geburt an Bestehendes und im Grunde Unabänderliches. Wie man auch den höchsten Begriff der Ethik, das Gute, als keiner Entwicklung zugänglich und keines Kompromisses fähig, als ein Absolutes ansah.

Diese unerbittlichen Anschauungen gehen alle, bewußt oder unbewußt, auf Platon und seine Schüler zurück. Seine Ideenwelt ist ihm absolut vollkommen und weit, unendlich weit abgerückt von allem, was wir als wirklich kennen. Denn das Prinzip dieser Wirklichkeit, die Materie, ist das Unvollkommene, Schlechte. Alles, was Raum und Zeit erfüllt, die Natur, ist böse von Grund aus. Die Ideen sind jenseits von Raum und Zeit; wollen wir uns ihnen nähern, so müssen wir uns soviel wie möglich von der Materie befreien, das Fleisch abtöten.

Hier haben auch die Lehre vom irdischen Jammertal und aller Pessimismus bis auf Schopenhauer und seine Anhänger herab die eine ihrer Wurzeln. Hier auch die furchtbare Lehre von der ewigen Verdammnis der großen Mehrzahl, und daß nur wenige Auserwählte zur ewigen Seligkeit, zum Guten gelangen werden, nicht durch eigene Kraft, sondern nur durch die Gnade jener seltenen Begabung mit einem guten Charakter. Wo aber gut und böse als solche unvermittelbaren Gegensätze gelten, da geht nur allzuleicht die Saat der Unduldsamkeit, des Pharisäertums und des Fanatismus auf, wie die Geschichte der Religionen und Konfessionen das bis auf den heutigen Tag zeigt, und die Göttinnen der wahren Menschenliebe und des versöhnenden Humors verhüllen trauernd ihr Haupt.

Es ist wahr, die großen Vertreter platonischer und platonisierender Auffassungen — wie Augustin, Luther, Schiller — sind überwiegend sympathische Persönlichkeiten gewesen. Aber doch nur, weil zu jenen Anschauungen noch ganz andere kraftvolle psychologische Komponenten hinzutraten, die sich nicht unterjochen ließen. Trotzdem kann der Reichtum einer Persönlichkeit uns nicht über ihre Unausgeglichenheit hinwegtäuschen. Ein Goethe hätte sich nie auf platonischer Grundlage aufbauen können. Solche Harmonie und Abgeklärtheit konnte nur durch liebevollstes Versenken in Natur und Menschenleben entstehen.

Eindringender Erforschung der Natur und alles tatsächlichen Geschehens überhaupt war der Boden der Platonischen Philosophie nicht günstig, und noch heute müssen wir uns vor Rückfällen in die Scholastik hüten, wenn wir die menschheitliche Entwicklung tendenzfrei betrachten und verstehen wollen. Wie die Naturwissenschaft hat sich denn auch die Geschichtswissenschaft in weitem Maße von jenen ethisierenden Beurteilungsweisen frei gemacht. Sie will heute nur darstellen, was geschehen ist, und will die Ereignisse so viel wie möglich nach ihren Ursachen und Bedingungen, nach den hauptsächlichen im Menschen liegenden treibenden Kräften und nach der Lage und Natur seiner Wohnsitze zu verstehen suchen; nicht aus dem, was vielleicht einmal die ferne Zukunft bringt, sondern aus dem, was rückwärts liegt, was gegenwärtig gegeben ist und aus den nächsten Zwecken.

Hier droht nun aber die entgegengesetzte Gefahr. Verfiel man vorher einem übertriebenen Idealismus, so entgeht man jetzt nicht einer einseitigen realpolitischen Beurteilungsweise. Man hat die Macht der materiellen, wirtschaftlichen Interessen der Völker erkannt und ist nun geneigt, alles, was durch diesen gewaltigen Faktor geschieht, als ganz natürlich, unausweichlich und berechtigt anzusehen. Es war richtig und historisch notwendig, daß Rom den lästigen Konkurrenten Karthago vernichtete. Und so begegnet man heute nicht selten der Anschauung, daß eine „tiefere" Auffassung Rußland oder Serbien den Drang nach dem offenen Meere zugestehen müsse; ebenso den Engländern den Versuch, sich ihres mächtig gewordenen Nebenbuhlers zu entledigen; daß man Japan zubilligen müsse, den günstigen Moment für die Ausdehnung seiner Herrschaft in Ostasien auszunutzen, und Amerika könne es im Grunde nicht verdacht werden, wenn es seiner durch den Weltkrieg doch ebenfalls schwer leidenden Industrie die Waffenlieferungen an unsere Feinde gestatte. Gewöhnlich wird bei solchen Erörterungen, die heute allerdings noch nicht in der Presse stattfinden, hinzugefügt: Wir würden in der gleichen Lage gewiß nicht anders handeln.

Es läßt sich mancherlei zugunsten dieser Meinungen anführen. Die Kriege sind fast ausnahmslos zur Erringung größerer Reichtümer und höherer internationaler sozialer Stellung, oder wie man gewöhnlich sagt: um der Steigerung der Macht und des Ruhmes willen geführt worden. Wo wäre jemals ein Sieger nicht mit größerem und gefestigterem Besitz und mit größerem Ansehen aus dem Kampfe hervorgegangen? In prähistorischer und früher historischer Zeit sind es die ganzen Stämme, die um dieser Ziele willen den Kampf beginnen; später die Dynastien und ihr aristokratischer Anhang, überhaupt die herrschenden Schichten der Staaten und Städte. Auf dieser Stufe steht heute z. B. noch Rußland; bei den heutigen höchsten Kulturvölkern aber sind es die Majoritäten der gesamten Nationen, die im Grunde um der gleichen Ziele willen die Kriegsfurie entfesseln — nur daß heute Macht und Ruhm in erster Linie nicht mehr von der Größe des Landbesitzes und der Einwohnerzahl, sondern von der Höhe der Industrie und des Handels abhängen: wird doch sogar die Landwirtschaft mehr und mehr industrialisiert und dadurch der Bodenwert vervielfacht. Drängt der Wettbewerb um die Märkte für die Erzeugnisse der Industrie zum Kampfe mit konkurrierenden Industrievölkern, so sind an diesem Kriege nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Arbeitermassen aufs lebhafteste interessiert, da die Höhe ihrer Lebenshaltung von der Weltstellung der Industrie ihres Landes abhängt. Je weiter der Einblick der Arbeiter selbst in diese Zusammenhänge reicht, desto mehr werden sie selbst gegebenenfalls den Krieg wollen.

Weiter könnten die Anhänger solcher Anschauungen für sich geltend machen, daß sie damit durchaus auf dem Boden der modernen Entwicklungslehre stehen. Es ist der Kampf ums Dasein in seiner gewaltigsten Form, somit natürlich und berechtigt und völlig im Sinne der Höherentwicklung der Menschheit gelegen. Wie in der untermenschlichen Natur wird auch hier der Siegespreis dem Stärkeren zufallen, und so werden immer tüchtigere Völker oder Völkerbünde an die Spitze der Menschheit treten, ihre Weise, die Kultur zu fördern, immer mehr verallgemeinern, bis etwa im letzten großen Kampfe nur noch ein Volk oder Völkerbund übrig bleibt, der relativ tüchtigste. Dann wird der Krieg in der Welt beseitigt sein, wie er seit Jahrzehnten z. B. innerhalb Deutschlands beseitigt ist. So tötet der Krieg schließlich selbst den Krieg, der Kampf ums Dasein zwischen den Völkern wird durch ebendiesen Kampf selbst ausgeschaltet. Zwar kann der gegenwärtige Krieg noch nicht der letzte sein, aber die Reihe der künftigen ist doch schon absehbar. Und diese ganze Entwicklung nur dadurch, daß die Völker mit Entschiedenheit, unter Umständen rücksichtslos ihre wirtschaftlichen Interessen verfolgen.

Dieser Gedankengang ist gewiß bestechend. Näherem Zusehen hält er aber nicht stand. Schon darum nicht, weil er einen großen Unterschied zwischen dem menschlichen und dem vormenschlichen „Kampf ums Dasein" gar nicht beachtet. Selbst das zweifellos tüchtigste Volk kann durch eine Überzahl verbündeter feindlicher Völker überwunden und vernichtet werden. Wer weiß, ob Deutschland und Österreich-Ungarn einige Jahre später — unsere Gegner wollten uns ja eigentlich erst 1916 überfallen — noch imstande gewesen wären, den Sieg zu erringen. Wo wäre also dann das „Überleben des Tüchtigsten" geblieben? Oder sollten etwa im Sinne jener Lehre Brutalität, Gemeinheit und Tücke das Ziel der Menschheitsentwicklung sein und jedes Emporsteigen von Rücksicht, Vornehmheit und Geradheit durch einfache Majorität verhindern? Das könnte doch nur der eingefleischte Pessimist meinen.

Es wird eben in solchen Anschauungen — und das ist der hauptsächliche Grund gegen sie — jener andere Faktor menschlicher Beziehungen vernachlässigt, im Gegensatz zu dessen früherer Überschätzung sie entstanden sind. Es ist nicht wahr, daß die Menschen immer nur oder doch in erster Linie immer nur ihre persönlichen wirtschaftlichen Interessen im Auge haben. Das hat nicht einmal Adam Smith gelehrt, der zuerst die Theorie von der Harmonie jener Interessen aufstellte. Das ist vielmehr erst, vielleicht nicht ohne den Einfluß der ebenfalls einseitigen materialistischen Geschichtsauffassung, weit mehr wohl aber unmittelbar unter dem Eindruck des schnellen mächtigen Heranwachsens von Handel und Industrie zu einer mehr instinktiven als bewußt ausgebauten und begründeten Denkgewohnheit geworden.

Alles Denken — das wissenschaftliche wie das vorwissenschaftliche und überhaupt außerwissenschaftliche — ist ganz natürlicherweise zur Einseitigkeit geneigt. es besteht, soweit es für uns hier in Betracht ko der Anwendung gewohnter oder — in selteneren F neu entstehender Begriffe und allgemeiner Sätze psychologischen Gebilde heben aber stets nur einzeln der unter sie fallenden Wirklichkeit hervor unter V lässigung der anderen. Nur unter diesem Absehe dieser Abstraktion von anderen Eigentümlichkei Dinge und Vorgänge gewinnen sie ihren Sinn aber zugleich nur im Gegensatz zu anderen Begrif Sätzen, die sich auf die anderen Merkmale der komplizierten Wirklichkeit stützen. Durch einseitige Denkgewohnheit geht dieser logische Zusammenha sehr häufig verloren, und damit kommt es zu e seitigen Verallgemeinerungen und Theorien. So b man gelegentlich der Ansicht, daß zuletzt die Er den Menschen mache, während nach der Über anderer die Beanlagung ausschlaggebend ist. So hin ausgesprochen sind beides einseitige Auffa Übertreibungen. Der Mensch ist vielmehr stets d dukt von Anlage und Erziehung. Haben zwei M gleiche Anlagen, so wird die Erziehung entscheiden sie gleiche Erziehung, die Anlage. Man kann si klar genug machen, daß die Natur immer manni verwickelt, zusammengesetzt, niemals einfach ist. Er unser Denken wird sie in einfache Komponenten und bei diesen Zerlegungen werden wir uns nur s vor Irrtümern schützen können, wie wir nicht ve daß eine Komponente nie das Ganze ist. Die ei Wissenschaften geben von der Wirklichkeit imm Seiten, und oft genug liegen die Fehler der große anschauungen darin, daß man eine solche Seite Ganze nehmen, z. B. alles Naturgeschehen in Ath auflösen oder die Welt zur bloßen Vorstellung wollte.

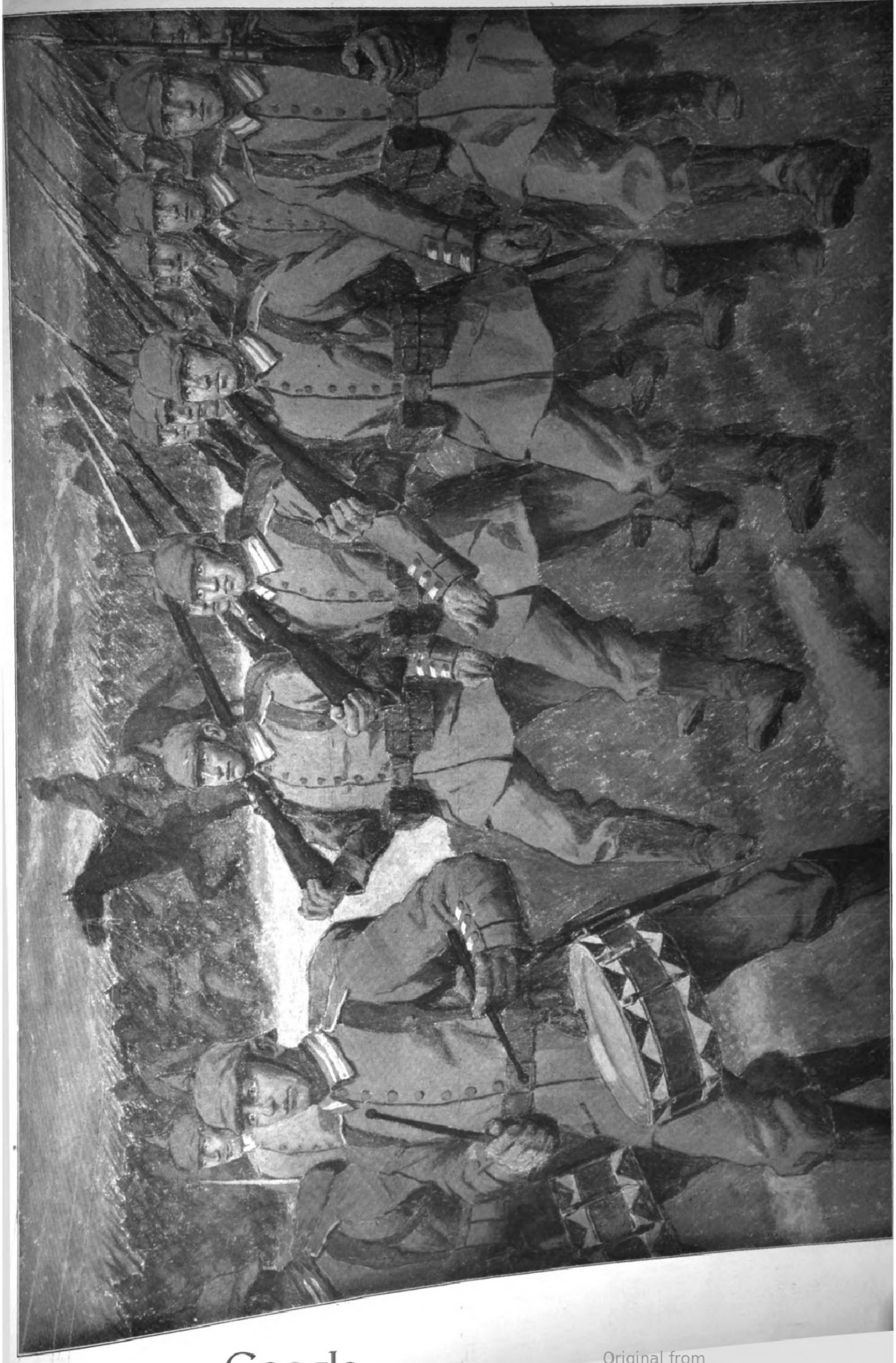
So ist es nun eben auch eine solche große Einse den ganzen weltgeschichtlichen Prozeß aus einer Komponenten verstehen zu wollen: wie die einen daß Ideen die Geschichte machten, die anderen, die blinden nächsten Interessen seien, durch die die M heit zu immer höheren Stufen emporgeleitet werd Wirklichkeit sind es ebensowohl unsere höheren intelle und sittlichen wie unsere materiellen Interessen, du die Geschichte bestimmt wird.

Räumen wir für den Augenblick ein, daß eine ethik nicht in erheblichem Maße herrscht, so kan niemand leugnen, daß wenigstens die Forderung solchen mit großem Nachdruck erhoben wird. Die rungen, die sich am meisten der Lüge bedienen, nicht auf zu versichern, daß sie die lautere W sprächen, und welsche Tücke sucht ihre Blöße mi Mantel deutscher Treue zu bedecken; sie alle wür als Zynismus empfinden, wenn sie sich zu dem bek was sie wirklich tun. In diesem Verhalten liegt d erkennung der Macht, die der Gedanke der sittliche derungen auch für die internationalen Beziehung wonnen hat. Und darauf kommt sehr viel an. was allgemein verlangt wird, mag es auch noch n weitem Umfange geschehen, hat große Aussicht, mel mehr verwirklicht zu werden. Auf keinem anderen ist die Blutrache beseitigt, Kampf und Unsicherheit halb der Reichsgrenzen überwunden, der hygienische der gewerblichen Arbeiter errungen worden usw. Ziel ist erst nur Wunsch. Wie sehr aber die Menschheit einen internationalen sittlichen Zustand w das bezeugt seit dem Beginn des Weltkrieges jede Z jeden Tag: keine Maßnahme der Machthaber, die ethisch gewertet würde, und nichts wird mit größer haltender Anteilnahme erörtert als die Frage na Schuld an dem furchtbaren Drama. Mögen daher m vellistisch gesinnte Staatsmänner mit noch so höhn Augurenblick ihrer Verachtung der dummen Welt druck geben, die getäuscht werden will, das wird da langen nach sittlichen Zuständen für den Verkeh Völker nicht mehr stören, als das gleiche Verhalte Schurken innerhalb eines und desselben Volkes die derungen der Individualethik zuschanden machen

In der Tat: wer überhaupt sittliche Forderung berechtigt und notwendig anerkennt, kann damit vor gesellschaftlichen und Staatengebilde haltmachen. Zusammenleben von Menschen ist nicht möglich, nicht ein Minimum von sittlichen Forderungen erfü und ebensowenig ein Zusammenleben von Völkern. M Völkerrecht und Völkerethik noch so oft niedergen werden, sie müssen sich immer von neuem erheben, denn, daß die Völker sich hermetisch gegeneinande schlössen.

Wirklich besteht auch internationales sittliches Ha und keineswegs in so geringem Umfang, wie der pl sierende Pessimismus uns suggerieren will. Verdien Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-U nicht das schöne Wort von der Nibelungentreue? müssen nicht auch unsere Gegner untereinander auf lichkeit, Erfüllung von Versprechungen und Wa halten, wenn ihr Bund überhaupt nur bestehen Könnte doch nicht einmal eine Räuberbande exist wenn ihre Mitglieder einander betrögen.

Das internationale Verhältnis ist immer so lan träglich, wie keine zu starken Interessengegensätze auft Hierin unterscheidet es sich aber gar nicht so sehr vo gegenseitigen Verhältnis der einzelnen Menschen große materielle Interessen auf sittliche, so siegen auc dem Gebiete der Individualethik meistens die mater und wir heben durch hohes Lob die Fälle hervo denen der einzelne seine materiellen Interessen der lichen opferte. Darum muß der oberste Grundsatz



Privat- und Staatslebensweisheit sein: laßt es nicht zu allzu starken Interessengegensätzen kommen; opfert also beizeiten Kleineres, um die großen Opfer von Streit und Kampf zu vermeiden. Man darf daher eine Besserung des interindividuellen und des internationalen sittlichen Verhaltens nicht nur dadurch herbeiführen wollen, daß man die Geister für das Hohe und Hehre der sittlichen Ideale zu gewinnen sucht, sondern muß ebensosehr darauf bedacht sein, die Gelegenheiten zu unsittlichem Handeln fortgesetzt zu verringern. Wer sich die Förderung ethischer Kultur zur Aufgabe macht, darf also keineswegs die materiellen Interessen verachten, muß ihnen vielmehr die größte Aufmerksamkeit zuwenden und muß sie so lenken und zu organisieren suchen, daß es womöglich zu sittlichen Konflikten gar nicht erst kommt.

In diesem Kernpunkt müssen wir uns noch einmal gegen den lähmenden Einfluß der uns noch so tief im Blute sitzenden platonisierenden Denkweise wenden. Mit ihrer Verachtung der übrigens erst von ihr zur materiellen gestempelten Seite der Welt wirkt sie geradezu hemmend auf den sittlichen Fortschritt, wie sie dessen gewaltige seit den Zeiten des griechischen Altertums gewonnene Größe nicht zu erkennen vermag und überhaupt ableugnet.

Dieser Fortschritt liegt eben zunächst in der ganz außerordentlichen Besserung der „materiellen" Bedingungen des sittlichen Verhaltens. Namentlich naturwissenschaftlich begründete Technik und die Ansammlung mächtiger Kapitalien hat die Menschen in einem Maße zur Arbeit erzogen, das wieder für ihre sittliche Bildung von größtem Werte ist. Wenn Müßiggang aller Laster Anfang ist, so ist fleißige Arbeit der Beginn aller Tugenden.

Ursprünglich galt die Arbeit, wie noch heute bei den Völkern auf prähistorischer Kulturstufe, als etwas Niedriges, als ein notwendiges Übel, als etwas, womit man Frauen und Sklaven bepackt, das aber des freien Mannes unwürdig sei. Um dieser Arbeit willen, die alle höhere geistige Entwicklung bei jedem, der sie ausübt, verhindern



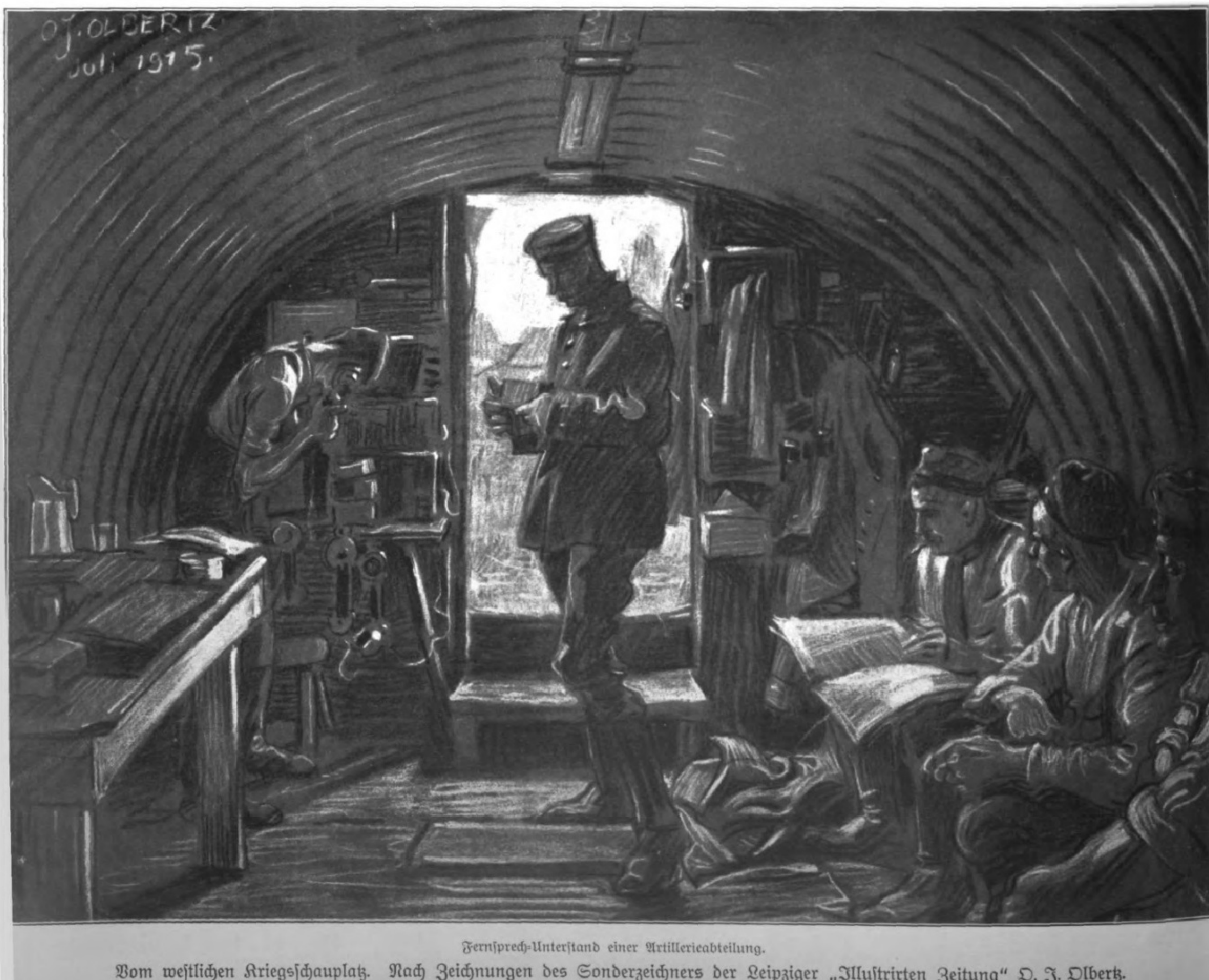
Schwere Artillerie in gedeckter Feuerstellung.

muß, können sich die weitestblickenden Köpfe der Antike, kann sich nicht einmal ein Denker wie Platon die Welt ohne Sklaven denken. Wenn ihm einer vorhergesagt hätte, daß einst die Könige, um die Arbeit zu ehren, ein Handwerk lernen, und daß in kommenden Zeiten in allen Schulen Werkunterricht erteilt werden würde, er hätte dem hoffnungslosen Phantasten den Rücken gekehrt. Wo gibt es eine größere Umwertung eines Wertes, als sie der Wert Arbeit erfahren hat und noch immer erfährt? Welcher Einsichtige wird nicht den tüchtigen Arbeiter ehren, mag seine Arbeit sein, welche sie will? Erziehen wir unsere Jugend zur Arbeit, so legen wir in ihr einen festen Grund zu allem Guten. Ja, in unserer Schätzung vermag heute einer manchen sittlichen Fehler einigermaßen auszugleichen, wenn er ein fleißiger Arbeiter ist.

Allerdings ist mit der Arbeit nicht selten ein sittlicher Fehler verbunden, der sie sofort weit entwertet. Arbeit führt zu Wohlstand und schließlich zu Reichtum und Luxus. Wird sie nur um dieser Dinge willen betrieben, so kann sie, statt der Anfang aller Tugenden zu sein, von neuem zum Laster führen dadurch, daß sie sich selbst tötet, den Besitzer des von ihr Hervorgebrachten ihr selbst entwöhnt, zu ihrem Verächter macht und so zum Hochmut erzieht.

Zum Glück birgt die Arbeit ein starkes Schutzmittel gegen diese Entartung in sich selbst. Jede zweckvolle Arbeit, vor allem aber solche, die den Anlagen des Ausübenden entspricht, wird mehr und mehr um ihrer selbst willen zum dringenden Bedürfnis. Wächst dabei die Einsicht des Arbeitenden in den großen Zusammenhang, in dem seine Fähigkeit steht, gehört er selbst als Glied einer großen arbeitenden Organisation an, so hat das eine steigende Hingabe der Person an die Sache zur Folge: der sittliche Wert der Arbeit wird immer größer, die materiellen und die geistigen Interessen durchdringen sich zu einer immer vollständigeren Einheit.

Diese Entwicklung zu einer geschlossenen harmonischen Persönlichkeit durch die Zucht der Arbeit findet aber nicht isoliert statt, sondern im Zusammenhang mit der ähnlichen



Fernsprech-Unterstand einer Artillerieabteilung.

Vom westlichen Kriegsschauplatz. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" O. J. Olbertz.



Aus den Kämpfen in der Champagne 1914: Abwehr eines französischen Überfalls auf eine unserer Sappen nördlich Beauséjour.

Nach einer Skizze des Kampfteilnehmers Wilhelm Buddenberg für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Karl Wagner.

2. Juli von der Armee des Deutschen Kronprinzen ein schöner Erfolg bei Four de Paris erfochten. Die feindliche Linie wurde in einer Breite von 3 km und in einer Tiefe von 200 bis 300 m eingedrückt.

In den Vogesen hat der Maulwurfskrieg, der ganz gewaltige Zähigkeit von unseren Truppen fordert, auch einige größere Kämpfe gezeitigt, so bei Niederaspach, auf dem Reichsackerkopf, am Hartmannsweilerkopf, in der Linie Linekopf-Barrenkopf (nördlich Münster) usw. Fest steht am Ende des ersten Kriegsjahres die deutsche eherne Mauer im Westen. Nicht bloß sind alle Angriffe abgewiesen worden, sondern es wurden auch stellenweise deutsche Fortschritte gemacht. Die Rolle des Amboß, der alle Hammerschläge aushält, möchte auch dort gerne mit der Aufgabe des Hammers vertauscht werden, um die Feinde zu zerschmettern und in die Weltgeschichte Kämpfe einzuzeichnen, welche das Völkerringen beenden. Möge das zweite Kriegsjahr den Helden im Westen bringen, was das erste Kriegsjahr ihnen nach den ersten großen Vorwärtsbewegungen versagt hat.



Aus den französischen Vogesen: Beim Kegelspiel 10 m hinter dem Schützengraben. (Phot. Max Wipperling.)



Der Kronprinz verteilt Ehrenpreise an Mannschaften, die im Schnellaufen und Tauziehen siegreich waren.



Über die Hürde im Puppenrennen.



Moment aus dem Hindernisrennen.

Der Sport als Erholungsmittel zwischen den Kämpfen bei der Armee des Deutschen Kronprinzen in den Argonnen.
(Nach photographischen Aufnahmen von A. Menzendorf.)

Helgoland.

Von Dr. W. Stockmann,
Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Regierungspräsident a. D., Kiel.

Am 10. August 1915 sind 25 Jahre verflossen, seit über Helgoland die deutsche Flagge weht. Die Erwerbung dieses kleinen Felseneilandes für das Deutsche Reich sollte für das heutige gewaltige Völkerringen von größter Bedeutung werden, und so liegt jetzt um so größere Veranlassung vor, dieses Jahrestages zu gedenken, als seinerzeit der Vertrag vom 1. Juli 1890, durch welchen wir Helgoland von England erwarben, keineswegs allgemeine Zustimmung fand. Es gab große deutsche und namentlich koloniale Kreise, welche der Ansicht waren, daß die überdies der Zerstörung entgegengehende Insel mit der fruchtbaren, unserem Deutsch-Ostafrika vorgelagerten Insel Sansibar und dem von den Brüdern Denhardt erworbenen wertvollen Sultanat Witu viel zu teuer bezahlt sei. Mindestens die Walfischbai und Ausdehnung der Grenze unserer Kolonie Togo bis zum Voltaflusse hätte England hinzufügen müssen, das sich im übrigen nur freuen könne, die Sorgen für die fast ertraglose Nordseeinsel loszuwerden. Aber auch in England stieß der Sansibarvertrag vom 1. Juli 1890 vielfach auf Widerspruch, während Lord Salisbury ihn damit rechtfertigte, daß der kleine Sandsteinfelsen Helgoland für England eine äußerst geringe Bedeutung habe, so daß man ihn nicht einmal der Befestigung für wert gehalten habe, und daß England im Vergleiche damit durch die Erweiterung seiner Besitzungen in Ostafrika und durch die gleichzeitige Beilegung der mit Deutschland bestehenden Streitpunkte ein gutes Geschäft mache. Heute bedauert unzweifelhaft England ungemein, den Stützpunkt vor Deutschlands Toren fortgegeben zu haben, und Deutschland hat alle Ursache, seinem weitblickenden Kaiser für diesen Erwerb dankbar zu sein. Wie der Kaiser unser deutsches Volk aufs Wasser hinausgewiesen, ihm allen Widerständen zum Trotz unter treuer Mitarbeit des Großadmirals von Tirpitz eine starke Kriegsflotte geschaffen und die fast sagenhaft gewordene alte deutsche Seegeltung wiederhergestellt hat, so erkannte er auch mit scharfem Blicke den großen Wert Helgolands für den Schutz unserer Nordseeküsten und als Stützpunkt für unsere Kriegsflotte und zögerte deshalb nicht, den von England geforderten Preis zu



Zur Erinnerung an den ersten [illegible]

bewilligen, um die Insel für das Deutsche Reich zu erwerben. Zu der feierlichen Übergabe an die deutsche Verwaltung und Hissung der deutschen Flagge auf Helgoland am 10. August 1890 erschien der Kaiser persönlich, auch dadurch den großen Wert bekundend, den er dieser Besitzergreifung beilegte. Durch sie wurde zugleich ein Teil dem Deutschen Reiche hinzugefügt, der, obgleich er seiner örtlichen Lage und der Abstammung seiner friesischen Bevölkerung nach durchaus deutsch ist, bis dahin doch niemals zu ihm gehört hatte. Heute würde es in ganz Deutschland als unerträglich, als ein Pfahl im deutschen Fleisch empfunden werden, wenn Helgoland sich im Besitze einer fremden Macht befände; vor 1890 wurde bei dem damals noch viel schwächer entwickelten deutschen Nationalgefühl die englische Herrschaft über Helgoland als etwas Gegebenes betrachtet, mit dem man sich abzufinden habe, und hierin war auch nach den Erfahrungen von 1848, 1864 und 1870 kaum eine Änderung eingetreten. Diese heute fast unbegreifliche Gleichgültigkeit erklärt sich aus der Geschichte Helgolands. Die einzelnen Ereignisse derselben finden sich in dem schönen Buche des Medizinalrats Dr. Lindemann „Das deutsche Helgoland" sorgfältig verzeichnet.

Die älteste Geschichte ist in sagenhaftes Dunkel gehüllt; es darf aber als sicher angenommen werden, daß Helgoland einst mit dem hannoverschen und holsteinischen Festlande verbunden gewesen und erst durch gewaltige Sturmfluten, wie auch die anderen deutschen Nordseeinseln, von diesem getrennt worden ist. Im Jahre 689, als der von dem fränkischen Heere bei Dorstedt geschlagene Friesenfürst Ratbod nach Helgoland flüchtete, und Mitte des neunten Jahrhunderts, als der Missionar Liudger dort das Christentum einführte, sowie Mitte des 11. Jahrhunderts, als der von Seeräubern gejagte Bischof Eilbert auf ihr landete, muß die Insel noch einen ziemlich bedeutenden Umfang gehabt haben. Gegenwärtig besteht sie nur aus dem aus Buntsandstein und Zechstein geschichteten Felsen, den vor vielen Jahrtausenden gewaltige Vorgänge im Innern unserer Erde durch die ihn bedeckenden Kreideschichten emporgeschoben haben, und der als Badestrand dienenden Düne, die auf den Kreideklippen ruht, welche die Insel weithin umgeben, sie bis zum Jahre 1711 durch die sogenannte Wittklipp mit der Düne verbanden und auch den verschwundenen Teilen der größeren Insel als Fundament gedient haben, bis sie durch die Meereswogen freigespült wurden. Im Jahre 1062 verfügte der dänische König Sven Estridson über Helgoland zugunsten des Bischofs Sivard von Schleswig, und 1231 wird die Insel im Erdbuch des Königs Waldemar II. mit dem Zusatz „des Königs Hus" aufgeführt. Später ist Helgoland wechselnd im Besitz der dänischen Könige und der schleswigschen Herzöge gewesen, bis es im Jahre 1714 durch die dänische Flotte unter dem Kommandeur Paulsen zuletzt für Dänemark erobert wurde. Die dänische und schleswigsche Herrschaft haben aber nicht verhindern gekonnt, daß die Insel, wie schon den Normannen, so auch späteren Seeräubern als Unterschlupf diente, so daß 1402 Hamburg sich gezwungen sah, durch die Gefangennahme und Hinrichtung der bekannten Seeräuber Gödeke Michael und Klaus Störtebecker diesem Treiben ein Ende zu machen. Als während der Kontinentalsperre den Engländern der Besitz Helgolands als Stützpunkt für ihren Kampf gegen Napoleon wertvoll war, nahmen sie es 1807 durch ihre Flotte und machten es zum Hauptstapelplatz für ihren Schleichhandel nach dem Festlande, indem sie ungeheuere Vorräte an Kolonialprodukten und englischen Manufakturwaren dort anhäuften. Im Kieler Vertrage von 1814 mußte ihnen dann Dänemark die Insel endgültig abtreten, die bis zum 10. August 1890 auch unter britischer Herrschaft blieb. Auch in dieser letzten Zeit zeigten sich die Nachteile der Fremdherrschaft über die deutsche Insel für unser Vaterland, als sie als neutrales Land 1864 der verbündeten österreichisch-preußischen Flotte im Kampfe mit der dänischen Flotte hinderlich war und 1870 der französischen Flotte die Möglichkeit gewährte, unter ihrem Schutze ankernd mehrere Wochen die Weser- und Elbmündungen zu blockieren.

Nachdem Helgoland durch das Reichsgesetz vom 15. Dezember 1890 dem Deutschen Reiche einverleibt und durch das preußische Gesetz vom 18. Februar 1891 vom 1. April 1891 an mit der preußischen Monarchie für immer vereinigt und in bezug auf die staatliche Verwaltung der Provinz Schleswig-Holstein und dem Kreise Süderditmarschen zugeteilt war, haben das Reich und der preußische Staat nicht gezögert, die erforderlichen großen Mittel zu bewilligen, um einerseits die Insel zu einer starken Seefestung auszubauen und andererseits durch großartige Schutzbauten der weiteren Zerstörung des Eilandes durch die nimmer rastenden Wogen der Nordsee einen Damm entgegenzusetzen. Schon am 28. Juli 1891 erließ der Reichskanzler die nach dem Gesetz über die Beschränkung des Grundeigentums in der Umgebung von Festungen erforderliche Bekanntmachung, daß die Neubefestigung von Helgoland in Aussicht genommen sei, und heute steht dank dem fördernden Interesse des Kaisers, der fast jährlich die Insel besuchte und sich vom Stande der Arbeiten überzeugte, Helgoland als eine starke Seefeste da, deren Nähe die englische Flotte in dem gegenwärtigen großen Kriege bisher sorgfältig vermieden hat, die unserer Kriegsflotte aber in der Verteidigung unserer Küsten einen äußerst wertvollen Stützpunkt bietet, und deren Wert für unsere Flotte noch steigen wird, wenn erst der im Bau begriffene Kriegshafen vollendet sein wird. Es ist damit schon jetzt in Erfüllung gegangen, was der Kaiser in seiner Ansprache bei Besitzergreifung der Insel am 10. August 1890 betonte: „Das Eiland ist dazu berufen, ein Bollwerk zur See zu werden, den deutschen Fischern ein Schutz, ein Stützpunkt für meine Kriegsschiffe, ein Hort und Schutz für das deutsche Meer gegen jeden Feind, dem es einfallen sollte, auf demselben sich zu zeigen." Durch seine Lage beschützt und beherrscht das befestigte Helgoland die Mündungen des Jadebusens, den Bismarck im Jahre 1857 in einem Briefe an den General v. Gerlach noch ein totes Wasserloch genannt hatte, der Weser, der Elbe und der (
macht eine Blockade derselben durch eine feindliche
fast unmöglich und verleiht dem am Jadebusen gele
Kriegshafen Wilhelmshaven und dem die Nordsee
die Ostsee verbindenden Kaiser-Wilhelm-Kanal fü
Kriegsfall erst ihren vollen Wert.

Aber auch der Wunsch, den der Kaiser ebenfall
10. August 1890 in seiner Proklamation an die Be
rung Helgolands aussprach: „Möge die Rückkehr zu De
land und die Teilnahme an seinem Ruhme, seiner l
hängigkeit und Freiheit euch und euren Nachkomm
stetem Segen gereichen", geht seiner Verwirklichung
gegen. Die Arbeiten, die zur Sicherung der
gegen die zerstörende Wirkung der Naturkräfte
nommen worden sind, haben schon jetzt den Erfolg
zuweisen, daß die Verringerung des Oberlandes
nach Lindemann in den Jahren 1845 bis 1892 jä
202 qm betrug, in
zwanzig Jahren
1892 bis 1912 auf
lich 107 qm z
gegangen ist, un
wird noch mehr
nehmen, wenn ers
im Jahre 1911 b
nene Bau einer die
Westseite der Insel
fassenden Ringm
vollständig ausge
sein wird. Ferner
man der Abbröck
des Oberlandes
das Sickerwasser e
reich Einhalt zu
indem neuerdings
gefährdeten Stellen
Felsens mit einer Lö
von Flußspat und
getränkt, dadurch
härtet und wese
widerstandsfähiger
macht werden. Un
Düne, dieser „Le
nerv des Helgolä
Badelebens", hat
den sehr kostspie
Bau von acht gr
Buhnen eine gr
Sicherung gegen
Sturmfluten der No
erhalten. Auch son
vieles für die Wohl
der Bevölkerung un
Hebung des Seeb
mit dem Erfolge
schehen, daß die
wohnerzahl der
nicht unbeträchtlich
genommen hat un
Zahl der die Inse
suchenden Gäste
12700 Personen
Jahre 1890 auf 3
im Jahre 1911 gesti
war. Durch dies
ist erreicht, daß die H
länder, deren Mehr
schon immer de
freundlich gesinnt
und denen man
lichst die heimischen
setze und Gewohnh
gelassen hat, sich u
fühlen unter der
schen Flagge und g
einstimmen in die
ihrem Eilande ge
teten Worte Hoffm
v. Fallersleben: „Deu
land, Deutschland
alles". Bezeichnend
für ist auch, daß sich m
fach junge Helgolä
freiwillig zum Mil
dienst gemeldet ha
obgleich sie, vor
1. Juli 1890 geboren,
der Erfüllung der
tärpflicht befreit wa

So dürfen wir
dankbarer Genugtu
am fünfundzwanzig
Jahrestage der Er
bung Helgolands
denken. Erst durch sie ist die Nordsee ein wahr
deutsches Meer geworden, und mit dem Jubiläumsw
„Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." dürfen wir sa
„Unsere Stellung in der Nordsee vermag uns kein S
mehr zu nehmen ohne einen Kampf auf Leben und
und die Nordsee ist unsere Pforte zum Weltmeer!"



Zur Erinnerung an die Erwerbung Helgolands vor 25 Jahren: Begrüßung Kaiser Wilhelms II. durch Helgoländer Ehrenjungfrauen in Nationaltracht am 10. August 1890 nach der Abtretung der Insel durch England.

Nach einer zeitgenössischen Zeichnung von A. Kircher aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Kriegschronik.

24. Juni 1915.

Am Ostrande der Loretto-Höhe warfen wir den F
aus einem von ihm vor einigen Tagen eroberten Gra
stück. Südlich von Souchez wurden die Kämpfe für
erfolgreich fortgesetzt. Die Labyrinth-Stellung südlich
Neuville wurde gegen einen nachts einsetzenden sta
Angriff im zähen Nahkampf gehalten. Auf den M
höhen kam es zu weiteren erbitterten Zusammenstö
Wir nahmen noch 150 Franzosen gefangen. Der F
erlitt bei zwei fehlgeschlagenen Angriffen starke Verl

Nordöstlich Kurschany ließen die Russen bei einem
uns abgeschlagenen Angriff über 100 Gefangene zu
Am Omulew führte ein deutscher Vorstoß zur Fortna
des Dorfes Kopaczyska. In Polen südlich der Wei



Generalmajor v. Stolzmann, Chef des Generalstabes der unter dem Oberbefehl des Generals v. Linsingen stehenden Deutschen Südarmee; erhielt den Orden pour le mérite.

von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt worden.

An der Kärntner Grenze wurde beim Kl. Pall ein Angriff starker italienischer Truppen abgewiesen. Angriffe der Italiener bei Gradisca und Monfalcone scheiterten.

25. Juni 1915.

Wiederholte feindliche Vorstöße gegen die Labyrinth-Stellung wurden abgeschlagen. Am Westrand der Argonnen brach der Angriff eines französischen Bataillons gegen unsere vorgeschobenen neue.. Stellungen unter schweren Verlusten zusammen. Im Nachstoß entrissen wir dem Feinde noch einen Graben mit zwei Blockhäusern; 3 weitere Maschinengewehre und 3 Minenwerfer fielen in unsere Hände. Auf den Maashöhen scheiterten die westlich der Tranchée angesetzten französischen Angriffe vollkommen; östlich der Tranchée eroberten wir einen vom Feinde zäh verteidigten Verbindungsgraben zurück.



General der Artillerie v. Gallwitz, der Führer der über den Narew gegen den Bug vorgedrungenen Armee; erhielt den Orden pour le mérite.



Generaloberst v. Woyrsch, der Führer der gegen Iwangorod vorgegangenen Armee. (Phot. Nicola Perscheid, Berlin.)

wurden mehrere feindliche Angriffe zum Scheitern gebracht.

Die Armee des Generals v. Linsingen hat den Dnjestr überschritten. Zwischen Halicz, das vom Feinde noch gehalten wird, und Zurawno steht sie im heftigen Kampfe auf dem Nordufer. Anschließend bis zur Gegend östlich von Lemberg und von Zolkiew wurde die Verfolgung fortgesetzt. Zwischen Rawaruska und dem San bei Ulanow hat sich nichts Wesentliches ereignet. Im San-Weichsel-Winkel sind die Russen bis hinter den San-Abschnitt zurückgegangen. Auch auf dem linken Weichselufer südlich von Ilza weichen sie nach Norden aus. Ostrowice und Sandomierz sind

26. Juni 1915.

Die seit Tagen ununterbrochen geführten Nahkämpfe um die noch in der Hand des Feindes befindlichen Teile unserer Stellungen nördlich von Souchez und halbwegs Souchez-Neuville sind abgeschlossen. Heute nacht wurden die letzten Franzosen aus unseren Gräben geworfen. Zu ihrer Unterstützung hatte der Feind noch gestern abend frische Kräfte sowohl beiderseits der Loretto-Höhe wie südlich Souchez zum Angriff vorgeführt; sie wurden abgeschlagen. Auf den Maashöhen westlich Combres wurde hart gekämpft. Dort setzte der Gegner beiderseits der Tranchée viermal mit stets neuen Kräften in einer Frontbreite von etwa

Das vorgestern eroberte Dorf Kopaczyska wurde wieder geräumt. Südöstlich Chorzele in der Nähe des Dorfes Stegna drangen unsere Truppen nach hartnäckigen Nahkämpfen in einen Teil der feindlichen Linie ein und setzten sich darin fest.

Die Truppen des Generaloberſten v. Woyrsch haben in der Verfolgung das Waldgebiet südlich Ilza durchschritten. Die Lage bei den Armeen des Feldmarschalls v. Mackensen ist im wesentlichen unverändert. Nordwestlich von Halicz mußten Teile der Armee des Generals v. Linsingen vor überlegenem feindlichen Gegenangriff bei Martinow auf das Süduſer des Dnjestr zurückgenommen werden. Weiter stromauf sind wir im fortschreitenden Angriff. Der linke Flügel der Armee steht bei Chodorow.

Das südliche Sanufer ist vom Feinde frei.

Im küstenländischen Grenzgebiet wurden in den Morgenstunden östlich Ronchi zwei feindliche Angriffe abgewiesen. Gegen den Brückenkopf von Görz und den Höhenrand des Plateaus von Comen richtete sich heftiges Artilleriefeuer.

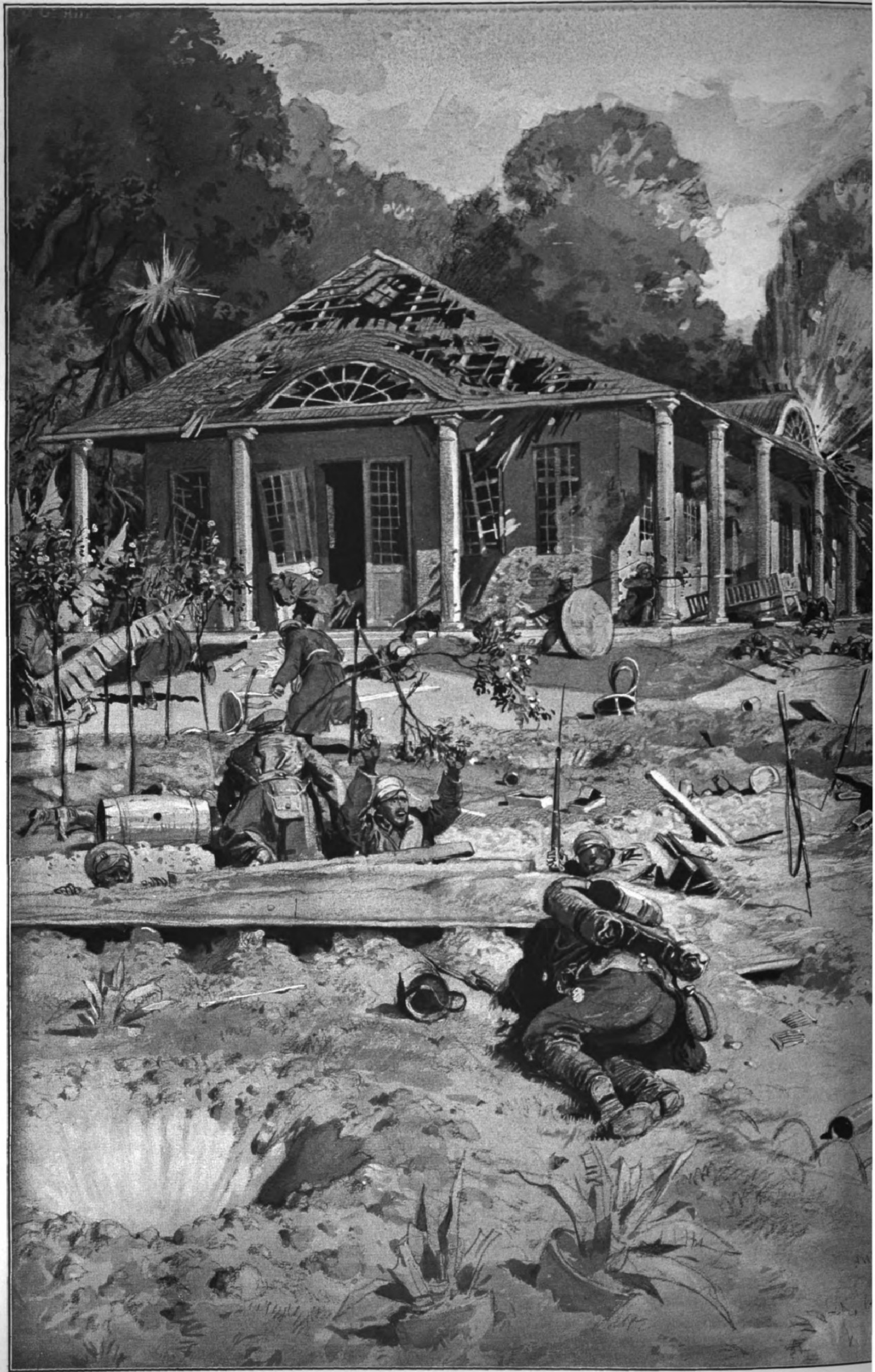


General der Infanterie v. Below, der Führer der in Kurland vordringenden Armee. (Hofphot. Paul Tellgmann, Cassel.)



General der Artillerie v. Scholtz, der Führer der von Kolno her die Russen verfolgenden Truppen. (Hofphot. Ciolina, Frankfurt a. M.)

Zu der großen deutschen Offensive im Osten: Unsere siegreichen Heerführer.



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg: III. Der Sturm preußischer Garderegimenter

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten



und das Schloß des Grafen v. Schieminski, den Schlüsselpunkt der russischen Verteidigungslinien vor Jaroslau, am 16. Mai.

, der den großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

3 km zu tief gegliederten Angriffen an. Diese brachen fast überall schon in unserem Feuer zusammen. Wo der Feind in unsere Gräben drang, wurde er mit großen Verlusten im Handgemenge zurückgeworfen. Im Nachstoß eroberten wir westlich der Tranchée eine vorgeschobene feindliche Stellung; östlich derselben hält der Feind noch ein kleines Stück des am 20. Juni eroberten Grabens. Seit Beginn des großen Ringens bei Arras kämpfen dort unsere Flieger mit ihren Gegnern um die Vorherrschaft in der Luft. Beiden Teilen hat der Kampf Verluste gekostet; die unseren waren nicht vergeblich; seit einigen Tagen haben wir sichtlich die Oberhand gewonnen.

Württembergische Regimenter erstürmten südöstlich Oglenda (nördlich Prasnysz) beiderseits des Murawka-Baches russische Stellungen und hielten sie gegen mehrere, auch nächtliche, Gegenangriffe. Die Beute beträgt 636 Gefangene und 4 Maschinengewehre.

Die Armee des Generals v. Linsingen ist im fortschreitenden Angriff auf dem nördlichen Dnjestr-Ufer. Das rechte Ufer wird vom Gegner noch bei Halicz gehalten. Seit Beginn des Angriffes über diesen Fluß am 23. Juni nahm die Armee 3500 Mann gefangen. Zwischen Dnjestr und der Gegend östlich von Lemberg wird weiter verfolgt. Die Ostgruppe der Armee Pflanzer schlug zwischen Dnjestr und Pruth den Ansturm weit überlegener russischer Kräfte neuerdings ab. Im Verlaufe dieser Kämpfe gelang es dem Feinde, unsere Front an einer Stelle zu durchbrechen. Eingetroffene Verstärkungen warfen nach schweren Kämpfen die Russen aus den Stellungen wieder zurück und nahmen mehrere hundert gefangen. Die österreichisch-ungarische Gefechtsfront ist vollkommen unverändert geblieben. In Russisch-Polen haben sich an der Linie Zawichosz-Sienne-Ilza Kämpfe entwickelt. — Mehrere Angriffe auf de[n] Görzer Brückenkopf wurden wieder unter großen Verlusten de[r] Italiener abgeschlagen.



Fürst Heinrich XXVII. Reuß Jüngerer Linie. Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“.



Erbprinz Heinrich XLV. Reuß Jüngerer Linie. Nach einer Sonderau[f]nahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“.

27. Juni 1915.

Nachdem wir auf den Maashöhen in den letzten Tagen die Versuch[e] des Feindes, sich in Besitz des ihnen am 24. Juni entrissenen Ge[]ländes beiderseits der Tranchée zu setzen, vereitelt hatten, überraschte[n] wir den Gegner gestern mit einem Angriff auf den Höhenrücken har[t] südwestlich von Les Eparges. Er war nach kurzem Kampf in unsere[r] Hand. Der Gegner machte während der ganzen Nacht Anstrengungen den Rücken wieder zu nehmen; all seine Angriffe schlugen fehl. Unser[e] Beute bei Ban-de-Sapt hat sich auf 268 Gefangene, 2 Revolverkanonen 5 Maschinengewehre, 7 größere und kleinere Minenwerfer erhöht



Ankunft des Königs Ludwig III. von Bayern in dem wiedergewonnenen Lemberg. (Kilophot, Wien.)

Unsere Fürsten im Felde: II.

Deutsche Truppen haben nach hartem Kampf die Höhen des nördlichen Dnjestr-Ufers zwischen Bukazowce (nordwestlich von Halicz und Chodorow) gestürmt und in der Verfolgung die Gegend von Hrehorow (halbwegs Zurawno-Rohatyn) erreicht. Feindliche Stellungen nordwestlich von Rawaruska wurden von hannoverschen Truppen genommen. Wir machten dabei 3300 Gefangene und erbeuteten mehrere Maschinengewehre.

Nach der Niederlage bei und südlich von Lemberg zogen sich die Russen mit den Hauptkräften in östlicher Richtung zurück und stellten sich auf den Höhen östlich der Dawidowka, östlich Miklaszow und bei Jariczow-stary neuerlich mit starken Kräften. An dieser Front sind die österreichisch-ungarischen Truppen nach mehrtägigen Kämpfen an zahlreichen Stellen in die feindliche Hauptstellung eingedrungen. Seit heute früh sind die Russen wieder auf der ganzen Front im Rückzuge. In den Kämpfen der letzten Tage hat die Armee Boehm-Ermolli allein vom 21. bis 25. Juni 71 Offiziere und 14100 Mann gefangengenommen und 26 Maschinengewehre erbeutet.

Am Kanal von Monfalcone wurde gestern ein feindlicher Angriff südlich Sagrado abgeschlagen.

28. Juni 1915.

Im Westteile der Argonnen versuchten die Franzosen gestern abend ihre verlorene Stellung wiederzunehmen. Trotz Masseneinsatzes von Artillerie scheiterten ihre Angriffe gänzlich. Dasselbe Ergebnis hatte auf den Maashöhen ein zwei Kilometer breiter Infanterieangriff beiderseits der Tranchée. In den Vogesen überfielen unsere Truppen die Besatzung einer Kuppe hart östlich von Metzeral; 50 Gefangene und ein Maschinengewehr blieben in unserer Hand.

Russische Angriffe nördlich und nordöstlich von Prasnysz, die sich hauptsächlich gegen unsere neue, am 25. Juni eroberte Stellung südöstlich von Oglenda richteten, brachen unter großen Verlusten für den Gegner zusammen.

Halicz wurde von uns besetzt; der Dnjestr ist heute früh auch hier überschritten worden. Damit ist es der Armee des Generals v. Linsingen gelungen, auf ihrer ganzen Front nach fünftägigen schweren Kämpfen den Übergang über diesen Fluß zu erzwingen. Weiter nördlich verfolgen unsere Truppen den geschlagenen Feind gegen den Gnila-Lipa-Abschnitt. Seit dem 23. Juni nahm die Armee Linsingen 6470 Russen gefangen. Nordöstlich von Lemberg nähern wir uns dem Bug-Abschnitt. Weiter westlich bis zur Gegend von Cieszanow sind die verbündeten Truppen im weiteren Vorgehen; sie machten mehrere tausend Gefangene und erbeuteten eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre. Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand erstürmten gestern Plazow, südwestlich Narol, und drangen heute nacht in die feindlichen Stellungen auf den Höhen nordöstlich des Ortes ein. Die Russen sind im Rückzuge über Narol.

Österreichisch-ungarische Marineflieger haben am 27. Juni bei Villa Vicentina einen feindlichen Fesselballon beschossen und zum Niedergehen gezwungen, am 28. Juni mitten im feindlichen Artilleriepark S. Canciano schwere Bomben mit verheerendem Erfolge abgeworfen, einen Dampfer in der Sdobba durch Bombe schwer beschädigt, so daß der Achterteil auf Grund sank.

29. Juni 1915.

Auf den Maashöhen griff der Feind die von uns am 26. Juni gewonnenen Stellungen südwestlich von Les Eparges im Laufe des Tages fünfmal an. Unter großen Verlusten brachen diese Angriffe — ebenso wie ein nächtlicher Vorstoß östlich der Tranchée — erfolglos zusammen. Östlich von Lunéville gelangten drei von mehreren feindlichen Bataillonen ausgeführte Angriffe gegen unsere Stellungen am Walde Les Remabois und westlich von Leintrey-Gondrexon



Ein österreichischer Schütze beobachtet die feindlichen Linien an der Nida. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Kunstmalers Robert Hofmann, k. u. k. Leutnants i. d. Res.



Gedienter Landsturm im Quartier. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Paul Schneider.

Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen.

nur bis an unsere Hindernisse. Der Feind flüchtete unter unserem Feuer in seine Stellungen zurück.

In Ostgalizien sind die verbündeten Armeen in der Verfolgung bis an die Gnila Lipa und den Bug bei Kamionka Strumilowa vorgedrungen. Die in dieser Linie stehenden russischen Kräfte werden angegriffen. Busztyn wurde gestern genommen. Starke feindliche Kräfte, die bei Sielec, nordwestlich Kamionka Strumilowa, standen, wurden heute nacht nach heftigem Kampfe unter großen Verlusten auf Krystynopol zurückgeworfen. Nördlich Rawaruska und nördlich Cieszanow drangen die verbündeten Truppen auf russisches Gebiet vor. Tomaszow ist besetzt. Heute nacht räumte der Feind seine Stellungen am nördlichen Tanew- und nördlichen San-Ufer und begann den Rückzug in nordöstlicher Richtung; er wird überall verfolgt.

30. Juni 1915.

Bei Arras fanden größere feindliche Unternehmungen



Idyllisch angelegte Blockhäuser.



Das Brausebad im Felde.

Das Bild zeigt eine Regentonne als Badewanne; eine durchlöcherte Konservenbüchse, die in den Boden eines Waschzubers eingefügt ist, stellt die Brause dar. Das Wasser muß eimerweise in den Zuber gegossen werden, wenn das Brausebad benutzt wird. (Originalaufnahme von Sanitätsunteroffizier Brünnlein.)

auch gestern nicht statt. Hingegen machten wir in der Vertreibung des Gegners aus den Grabenstücken, die er im Laufe seiner wochenlangen Anstrengungen uns zu entreißen vermochte, weitere Fortschritte. Ein feindlicher Vorstoß am Labyrinth (nördlich Ecurie) wurde abgewiesen. Durch fast ununterbrochene Angriffe auf den Maashöhen westlich von Les Eparges versucht der Gegner seit dem 26. Juni abends vergeblich, die von uns eroberten Stellungen wiederzugewinnen. Auch gestern unternahm er vier heftige Vorstöße, die sämtlich unter großen Verlusten scheiterten.

Der Angriff an der Gnila Lipa und am Bug abwärts Kamionka Strumilowa macht Fortschritte. Östlich und nordöstlich von Lemberg ist die Lage unverändert. Zwischen dem Bug und der Weichsel erreichten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die Gegend von Belz, Komarow, Zamocz und den Nordrand der Waldniederung des Tanew-Abschnitts. Auch auf dem linken Weichselufer in der Gegend von Zawichost und Ozarow hat der Feind den Rückzug angetreten.

Nach mehrtägiger Pause entfalten die Italiener wieder eine lebhafte Tätigkeit an der Isonzo-Front. Vorgestern abend wurde ein Angriff bei Plava abgewiesen. Im Abschnitt Sagrado-Monfalcone folgte mehreren kleineren vergeblichen Vorstößen des Feindes in der vergangenen Nacht ein allgemeiner Angriff. Auch dieser wurde überall zurückgeschlagen. Ebenso erfolglos für den Gegner blieben heute morgen neuerliche Angriffsversuche bei Selz und Monfalcone. Als Antwort auf einen von den Serben durchgeführten Überfall auf Sabac bombardierte ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader gestern früh die Werft Belgrad und das Truppenlager Orasac südwestlich Obrenovac mit sehr gutem Erfolg.

1. Juli 1915.

In erbitterten Kämpfen haben die Truppen des Generals v. Linsingen gestern die russischen Stellungen östlich der Gnila-Lipa zwischen Kunicze und Luczynce und nördlich von Rohatyn gestürmt. 3 Offiziere, 2328 Mann wurden gefangengenommen und 5 Maschinengewehre erbeutet. Auch östlich von Lemberg sind österreichisch-ungarische Truppen in die feindliche Stellung eingedrungen. Die Armeen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen sind im weiteren Vordringen zwischen dem Bug und der Weichsel. Auch westlich der Weichsel weichen die Russen, teilweise nach hartnäckigen Kämpfen. Die verbündeten

Truppen drängen
seits der Kamiena n
Gesamtbeute im D
trägt im Monat J
Offiziere, 219695 M
Geschütze, 416 Ma
gewehre, 6 Minen
78 Munitionswage
Feldbahnwagen un
reiches Kriegsgerät.

Der gestern nac
von mehreren feindli
fanteriedivisionen e
allgemeine Angriff
die österreichisch-ung
Stellungen am Ra
Plateaus von T
wurde überall unte
ren Verlusten der I
abgeschlagen. Der
stoß des Feindes
sich gegen die Fro
grado-Monte Cosich
östlich Monfalcone)
Höhen des Monte
sind mit italienischen
bedeckt. Ein abend
setzter Vorstoß geg
Höhen östlich Monf
ein Angriff nordöstl
grado und mehrere
Vorstöße gegen den
Brückenkopf brachen
falls zusammen.

2. Juli 1915.

Im Westteil der
nen hatten Teile der
des deutschen Kronprinzen einen schönen Erfolg. Die feindlichen
und Stützpunkte nordwestlich von Four de Paris wurden in
Breite von 3 km und einer Tiefe von 200 bis 300 m von wi
bergischen und reichsländischen Truppen erstürmt. Die Beute
25 Offiziere, 1710 Mann gefangen, 18 Maschinengewehre, 40 Minen
1 Revolverkanone erbeutet. Die Verluste der Franzosen sind beträ

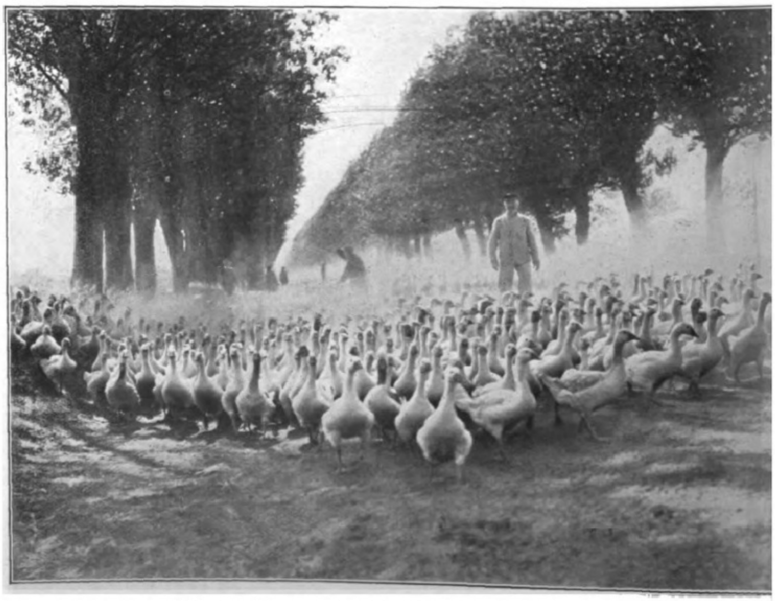
Südöstlich von Kalwarja wurde dem Feinde nach heftigem K
eine Höhenstellung entrissen. Dabei machten wir 600 Russen zu Gefan

Nach Erstürmung auch der Höhe südöstlich von Kurostowice,
lich von Halicz, sind die Russen auf der ganzen Front in
Mariampol bis nördlich von Firlejow zum Rückzug gezwungen w
General v. Linsingen folgt dem geschlagenen Gegner. Die Beute e
sich bis gestern abend auf 7765 Gefangene, darunter 11 O
und 18 Maschinengewehre. Die Armeen des Generalfeldmar
v. Mackensen haben den Gegner westlich von Zamosz unter andau
Kämpfen über den Labuka- und Por-Abschnitt zurückgedräng
diesen bereits mit Teilen überschritten. Weiter westlich ist die fei
Stellung in Linie Turobin-Krasnik-Jozesow (an der Weichsel) e
Vorstellungen bei Stroza und Krasnik und diese Orte selbst w
noch gestern abend genommen. Westlich der Weichsel hatten die
unter dem Druck des Angriffs die Brückenkopfstellung bei Tarlow r
müssen. Das südliche Kamienna-Ufer ist vom Feinde gesäubert.
Truppen des Generalobersten v. Woyrsch haben in erfolgreichen Kä
die Russen aus ihren Stellungen südöstlich von Sienno und bei
geworfen und dabei 700 Gefangene vom Grenadierkorps gemacht

Gestern wiederholte sich der italienische Angriff auf das P
Doberdò. Nach mehrstündiger Vorbereitung durch schweres Geschü
setzten nachmittags und abends mehrere Vorstöße zwischen Sdr
und Vermigliano ein; alle wurden wieder unter großen Ver
abgeschlagen.

3. Juli 1915.

Auf der Rückkehr von einer Vorpostenstellung traf am 2. J
Teil unserer leichten Ostseestreitkräfte, die ihrer Aufgabe gemäß i
gelöster Ordnung fuhren, zwischen Gotland und Windau bei stri
unsichtigem Wetter auf russische Panzerkreuzer. Es entspanne
Einzelgefechte, in denen unsere schwächeren Streitkräfte versuchte



Auftrieb von Gänsen, die eine besondere Abwechslung im Speisezettel unserer Feldgrauen bilde

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Gegner in den Bereich der Unterstützungen zu ernsterem Kampf zu ziehen. Im Verlaufe dieser Einzelgefechte vermochte S. M. S. „Albatroß“ nicht den Anschluß an die eigenen Seestreitkräfte wiederzugewinnen. Nach zweistündigem schweren Kampfe gegen vier Panzerkreuzer, die mit der Beschießung auch innerhalb der schwedischen Hoheitsgewässer fortfuhren, mußte das Schiff infolge zahlreicher Treffer in sinkendem Zustande bei Oestergarn auf Gotland auf den Strand gesetzt werden.

In Ostgalizien dringen die verbündeten Truppen in der Verfolgung östlich Halicz und über die Narajowka vor und sind nördlich anschließend in erfolgreichem Angriff auf die Höhen nordöstlich Janczyn. Zwischen Weichsel und Bug gewinnen die verbündeten Truppen unter heftigen Kämpfen stetig Raum. Str. Zamosc wurde gestürmt, westlich hiervon wurden die Russen überall über die Por-Bach-Niederung zurückgeworfen, der Übergang über den Bach an mehreren Stellen erkämpft. Östlich Krasnik, um das noch gekämpft wird, wurde Studzianki genommen; ebenso wurde westlich Krasnik der Ort Wyznica erstürmt. Auch hier wurde der Feind vom Südufer der Wyznica überall zurückgeschlagen und nördlich des Baches schon aus einigen Stellungen geworfen. Am Por-Bach und bei Krasnik wurden gestern 4800 Gefangene und drei Maschinengewehre eingebracht.

Der gestrige Tag brachte den Italienern an der küstenländischen Front eine neue Niederlage. Nach vergeblichen Vorstößen bei Sagrado und Polazzo begann gegen Abend wieder ein von mindestens zwei Infanteriedivisionen geführter Angriff gegen den Abschnitt des Doberdó-Plateaus von Polazzo bis zum Monte Cesich. Die kampfbegeisterten österreichisch-ungarischen Truppen schlugen den Feind, wie immer, überall zurück. Seine Verluste waren auch gestern schwer. Gegen den Görzer Brückenkopf, südwestlich des Monte Sabotino, angesetzte feindliche Angriffe wurden gleichfalls blutig abgewiesen. An der Kärntner Grenze wurde in den letzten Tagen um den Großen Pal (östlich des Plocken-Passes) gekämpft. Der Berg blieb schließlich im Besitz unserer Bundesgenossen.

4. Juli 1915.

In den Argonnen haben unsere Truppen die Offensive fortgesetzt. Die Beute hat sich erheblich erhöht, sie beträgt für die beiden ersten Julitage 2556 Gefangene (darunter 37 Offiziere), 25 Maschinengewehre, 72 Minenwerfer, 1 Revolverkanone. Auf den Maashöhen wiederholte der Feind trotz aller Mißerfolge viermal seine Versuche zur Wiedereroberung der verlorenen Stellungen bei Les Eparges. Wir wiesen die Angriffe glatt ab. Nordwestlich Regniéville eroberten wir die französischen Stellungen in 600 m Breite und entrissen nördlich von Fey-en-Haye dem Feinde ein Waldstück. Deutsche Flugzeuge bewarfen das Landguard-Fort bei Harwich sowie eine englische Zerstörerflottille und griffen das befestigte Nancy, die Bahnanlage von Dombasle und das Sperrfort Remiremont an.

Die Russen, die gestern in Ostgalizien zwischen Narajowka und Zlota-Lipa sowie nördlich anschließend mit starken Kräften Widerstand leisteten, wurden von der Armee des Generals v. Linsingen angegriffen und nach stundenlangen Kämpfen auf der ganzen Front gegen die Zlota-Lipa geworfen. 3000 Gefangene und 3 Maschinengewehre wurden erbeutet. Auch in der Gegend von Przemyslany und Glinisny ist der Feind im Rückzug gegen Osten. In Russisch-Polen kam es an mehreren Flußabschnitten zu heftigen Kämpfen, da die Russen unter Einsatz von Verstärkungen zu Gegenangriffen übergingen. Alle diese Versuche, verlorene Terrains zurückzuerobern,



General der Infanterie Svetozar Boroević v. Bojna,

der Führer der österreichisch-ungarischen Truppen am Isonzo. (Phot. E. Schöfer, Wien.)

scheiterten vollständig. Am Pora-Bach und an der Wyznica dauern die Kämpfe fort. Beiderseits Studzianki drangen österreichisch-ungarische Truppen in einer Frontausdehnung von mehreren Kilometern in die Hauptstellung des Gegners ein und warfen den Feind unter schweren Verlusten zurück. Hierbei wurden über 1000 Gefangene gemacht, 3 Maschinengewehre, 3 Geschütze erbeutet. Die Höhen nördlich von Krasnik wurden ebenfalls von österreichisch-ungarischen Truppen in schwerem Kampfe genommen.

Die Italiener erneuerten auch gestern wieder ihre Anstrengungen, am Rande des Plateaus von Doberdó Fuß zu fassen. Nach einer den ganzen Tag dauernden Beschießung des Abschnitts von Redipuglia mit schweren Geschützen setzte hier nachmittags ein Angriff von mindestens 4 Infanterieregimentern ein, der zu heftigen Nahkämpfen führte. Ein Gegenangriff der tapferen Verteidiger warf schließlich den Feind von den Höhen hinunter. Das italienische Torpedoboot „17 O S“ ist am 2. Juli abends in der Nordadria vernichtet worden.

5. Juli 1915.

Beiderseits Croix des Carmes (am Westrande des Priesterwaldes) stürmten unsere Truppen gestern die feindliche Stellung in einer Breite von etwa 1500 m und drangen durch ein Gewirr von Gräben bis zu 400 m vor. Unter schweren Verlusten mußten die sich verzweifelt wehrenden Franzosen Graben auf Graben räumen und etwa 1000 unverwundete Gefangene (darunter einen Bataillonsstab), 2 Feldgeschütze, 4 Maschinengewehre, 3 leichte sowie 4 schwere Minenwerfer in unserer Hand lassen. Ebenso gelang ein gleichzeitig ausgeführter Überfall auf eine französische Blockhausstellung bei Haut de Ricupt (südlich von Norroy an der Mosel), die mit Besetzung und eingebauten Kampfmitteln in die Luft gesprengt und dann planmäßig wieder geräumt wurde. Unsere Flieger bewiesen erneut im Luftkampf ihre Überlegenheit.

Die verbündeten Truppen unter dem Befehl des Generals v. Linsingen haben auf ihrer ganzen Front die Zlota-Lipa erreicht; das Westufer ist von den Russen gesäubert. Die Armee hat Außerordentliches geleistet. In fast vierzehntägigen Kämpfen erzwang sie angesichts einer starken feindlichen Stellung den Übergang über den Dniestr und trieb den geschlagenen Gegner von Stellung zu Stellung vor sich her. Am Bug-Abschnitt räumte der Feind heute nacht den Brückenkopf Krylow. Beiderseits des oberen Wieprz wird gekämpft. Verbündete Truppen warfen den Feind aus seinen Stellungen nördlich des Por-Baches und drangen bis gegen Plonka vor. Westlich anschließend hat die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand die russische Kampffront beiderseits Krasnik in mehrtägigen Kämpfen durchbrochen, die Russen unter großen Verlusten in nördlicher Richtung zurückgeworfen und in diesen Kämpfen 29 Offiziere, 8000 Mann gefangen, 6 Geschütze, 6 Munitionswagen und 6 Maschinengewehre erbeutet.

Die Kämpfe am Rande des Plateaus von Doberdó wiederholten sich gestern mit gleicher Heftigkeit, ohne dem Angreifer irgendwelchen Nutzen zu bringen. Auch bei Woltschach und im Krn-Gebiet griff der Feind wieder vergeblich an.

Am 4. Juli versuchten die Engländer, einen größeren Flugzeugangriff gegen die deutschen Stützpunkte in der deutschen Bucht der Nordsee anzusetzen. Deutsche Luftschiffe stellten die anmarschierenden englischen Streitkräfte in Stärke von mehreren Flugzeug-Mutterschiffen, begleitet von Kreuzern und Torpedobootszerstörern, bereits bei Tagesanbruch in der Höhe der Insel Terschelling fest und zwangen sie zum Rückzuge.

6. Juli 1915.

Durch die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand in der zweiten Schlacht bei Krasnik geworfen, ziehen sich die Russen in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurück. Die Armee dringt nach gelungenem Vormarsch unter neuen erfolgreichen Kämpfen weiter vor und hat gestern die Gegend von Gielchew und die Höhen der Wyznica erkämpft. Unter dem Drucke dieses Vorgehens wich der Gegner auch am Wieprz über Tarnogora zurück. Die in diesen Kämpfen eingebrachte Beute hat sich auf 41 Offiziere, 11 500 Mann und 17 Maschinengewehre erhöht.

Die Kämpfe im Görzischen, die in den letzten Tagen immer größeren Umfang angenommen hatten, entwickelten sich gestern durch den allgemeinen Angriff der italienischen III. Armee zur Schlacht. Etwa vier feindliche Korps gingen unter mächtiger Artillerieunterstützung gegen die österreichisch-ungarische Front vom Brückenkopf bis zum Meere vor. Sie wurden vollständig zurückgeschlagen und erlitten furchtbare Verluste.

7. Juli 1915.

Nördlich von Ypern drangen englische Truppen gestern in einen unserer Schützengräben ein; sie waren am Abend wieder vertrieben. Bei der Beschießung feindlicher Truppenansammlungen in Arras geriet die Stadt in Brand. Zwischen Maas und Mosel herrscht lebhafte Kampftätigkeit. Südwestlich von Les Eparges setzte der Feind seine Anstrengungen, die ihm unlängst entrissenen Stellungen wiederzuerobern, fort. Bei dem ersten Angriff gelangten die Franzosen in einen Teil unserer Verteidigungslinien. Ein Gegenstoß brachte die Gräben bis auf ein Stück von 100 m wieder in unsere Hand. Der Feind ließ ein Maschinengewehr zurück. Zwei weitere Vorstöße des Gegners, ebenso wie ein Angriff an der Tranchée scheiterten völlig. Halbwegs Ailly-Apremont wurde unsererseits angegriffen. Wir eroberten die feindliche Stellung in einer Breite von 1500 m und machten mehr als 300 Franzosen zu Gefangenen.

Der stark befestigte Wald südlich Biale-Bloto ist gestern von unseren Truppen erstürmt worden. Dabei wurden 7 Offiziere und 800 Mann gefangengenommen; ferner gingen 7 Maschinengewehre und ein reichhaltiges Pionierlager in unsern Besitz über. In Polen südlich der Weichsel eroberten wir die Höhe 95 östlich Dolowatka (südlich Borzymow). Die russischen Verluste sind sehr beträchtlich. Erbeutet wurden 10 Maschinengewehre, eine Revolverkanone und viele Gewehre.

Westlich der oberen Weichsel wurden gute Fortschritte gemacht. Auf der Verfolgung zur Zlota-Lipa am 3. bis 5. Juli machten wir 3850 Gefangene. An der Front der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand dauern die Kämpfe fort.



Generalmajor Dr. Karl Bardolff,

Generalstabschef der II. österreichisch-ungarischen Armee, die unter dem Kommando des Generals der Kavallerie v. Böhm-Ermolli Lemberg wiedereroberte.



General der Infanterie Hermann v. Colard

der neue Statthalter von Galizien. (Phot. J. Harkányi, Wien.)

Diätetik in der Kriegszeit.

Von Sanitätsrat Dr. W. Hanauer, Frankfurt.

Wenn auch die Ausstreuung unserer Feinde, daß wir am Hungertuch nagen, eine lächerliche Fabel ist, die uns nur ein zufriedenes Lächeln entlocken kann, wenn auch die Gefahr, daß wir zu einem Hungerfrieden gezwungen werden können, dank der weisen Fürsorge unserer Regierung als ausgeschlossen gelten darf, so hat doch der Krieg, dieser große Umwerter aller Werte, uns eine einschneidende Reform unserer Ernährung gebracht, die im Frieden von vielen Ärzten, Physiologen und Hygienikern längst erstrebt, sich niemals so rasch hätte durchsetzen können, wenn nicht der harte Zwang der Verhältnisse, wenn nicht die staatliche Gesetzgebung hier regelnd eingegriffen hätten. Der Staat hat zwar viele Zweige des Gesundheitswesens gesetzgeberisch behandelt, von Eingriffen in diätetische Verhältnisse hat er sich bisher aber ängstlich ferngehalten, wenn man von den Vorschriften über Verfälschung der Nahrungsmittel absieht; man muß schon zur altjüdischen Speisegesetzgebung mit ihren minuziösen diätetischen Vorschriften zurückgreifen, um ein Analogon mit unserer staatlichen Kriegsküche von heute zu haben.

Zwei Fragen erheben sich nunmehr in diesem Zusammenhang: einmal, worin bestehen diese Veränderungen unserer Ernährung in physiologischer und hygienischer Hinsicht, und sind diese nicht nachteilig für die Gesundheit, andererseits, ist unsere Ernährung trotz dieser Abweichungen eine ausreichende, und entspricht sie auch sonst den Anforderungen, die man an die Verdaulichkeit, Schmackhaftigkeit und Abwechslung der Nahrung stellt?



Zu den Kämpfen am Isonzo: Überschreiten des Flusses durch österreichisch-ungarische Truppen. (Phot. Frankl.)



Ein österreichisch-ungarischer Schützengraben in Südtirol. (Phot. Az Est.)

Die Veränderungen unserer Ernährung bestehen, wie dies Geh. Medizinalrat Schmidt in Halle kurz und treffend charakterisiert, darin, daß wir uns im Konsum der liebgewordenen und wohlschmeckenden Speisen, speziell der Fleisch-, Eier-, Butter- und Mehlspeisen, die zugleich die leichtverdaulichsten und nahrhaftesten sind, einschränken und uns dafür an den minder begehrteren und gröberen Dingen, namentlich Schwarzbrot, Kartoffeln, Gemüse und Obst, satt essen müssen. Es erfolgt unter dem Zwang der Verhältnisse die Rückkehr von der zellulosearmen und eiweißreichen vorwiegenden Fleischkost, der wir uns mit zunehmendem Wohlstand immer mehr ergeben haben, zu der mehr vegetabilen Kost unserer Vorfahren, eine Rückkehr, der schon längst der Wunsch vieler Ernährungsphysiologen, vor allem Rubners, gewesen ist.

Noch kürzlich hat Professor Lichtenfelt in seinem Buche über die „Geschichte der Ernährung" den Nachweis zu führen gesucht, daß die Leistungsfähigkeit des einzelnen und ganzer Völker parallel geht mit der Menge des verzehrten tierischen Eiweißes, und auch Professor Noorden hält an der völkergeschichtlichen Erfahrung fest, daß kräftige Völker, die germanische Rasse voran, immer starke Eiweißverzehrer waren; aber die überwiegende Mehrheit der Autoren vertritt doch heute den Standpunkt, daß eine Erniedrigung der Eiweißmenge sich wohl vertrage mit Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Organismus, und daß man, wie zahlreiche Versuche ergeben, weit unter die sogenannten Voitschen Zahlen heruntergehen kann. Es wird darauf hingewiesen, daß vor hundert Jahren dreieinhalbmal so wenig Fleisch pro Kopf konsumiert wurde wie heute, und daß trotzdem unsere Väter die Befreiungskriege durchgekämpft haben.

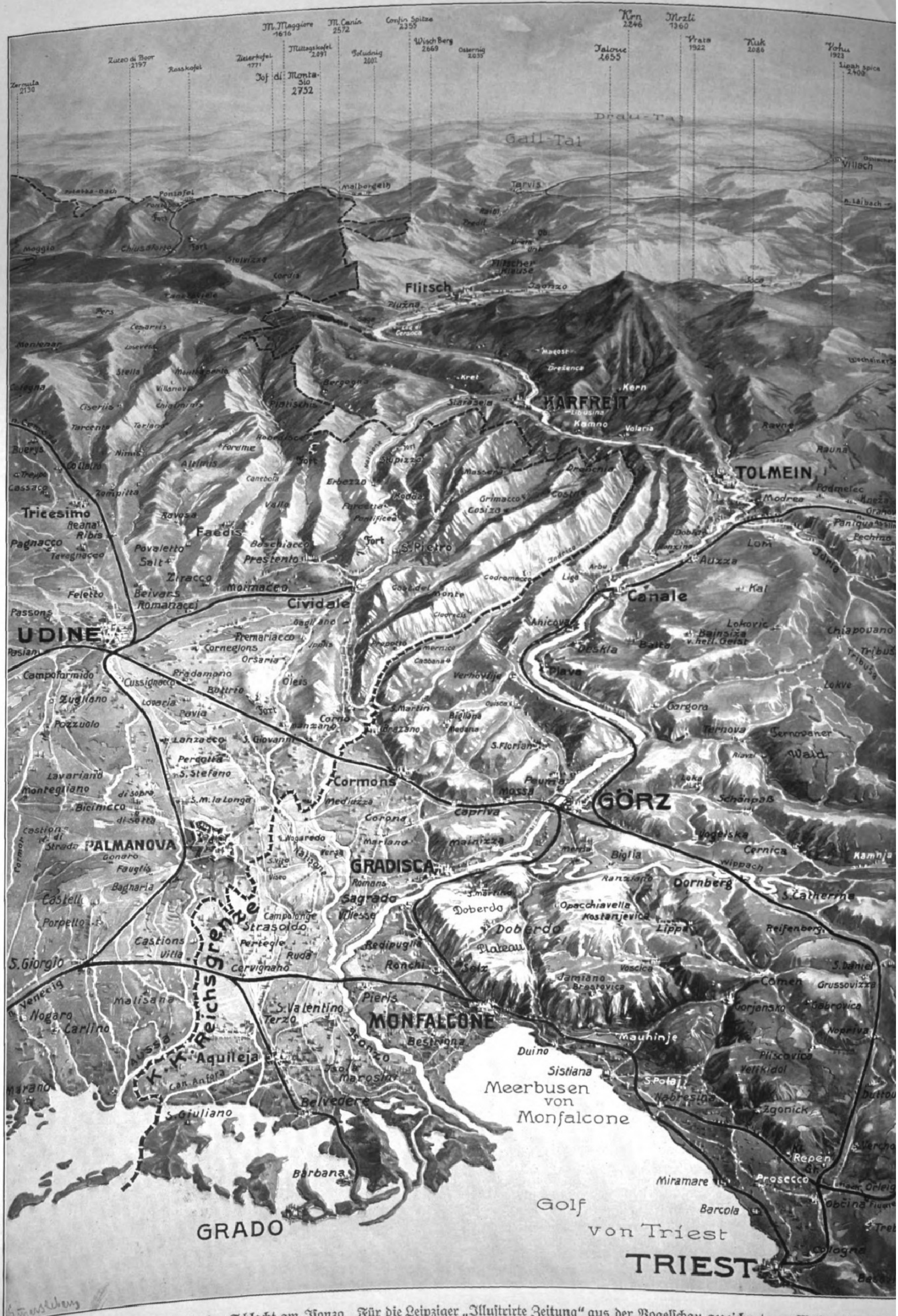
Das Sündenkonto des zu reichlichen Fleischgenusses ist ja Ärzten und Laien wohlbekannt; die sogenannten Konstitutionskrankheiten: Fettsucht, Gicht, werden auf ihn zurückgeführt, die zunehmende Nervosität und die Adernverkalkung sollen mit demselben in Zusammenhang stehen, Darmträgheit wird infolge der mit der Fleischnahrung verbundenen geringen Schlackenbildung und des Fehlens der als Darmreiz wirkenden Zellulose sicher in vielen Fällen verschuldet. Es ist zweifellos, daß eine eiweißärmere und zellstoffreichere Nahrung imstande ist, diese Gesundheitsschädigungen einzudämmen. Nun ist aber die Befürchtung aufgetaucht, daß die Fähigkeit der Zelluloselösung, von der die Verträglichkeit der groben Kost abhängt, den der bisherigen Kost Gewöhnten abhanden gekommen ist. Doch dürfte diese Befürchtung unbegründet sein; denn der gesunde Darm ist weitgehender Anpassung fähig, und so wird mit zunehmendem Zellulosereichtum der Kost sicher auch diese Fähigkeit wieder eine langsame Steigerung erfahren.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln nimmt das „Kriegbrot" in diätetischer Hinsicht die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Bekanntlich müssen nach behördlicher Vorschrift die Mehle stärker ausgemahlen werden; sie sind daher gröber, dunkler und zellulosereicher; dieses Mehl wird schlechter ausgenutzt wie feines Mehl, der Verlust bei Roggen ist dabei größer wie bei Weizen. Es ist aber dabei, wie Professor Rosenheim in den Berliner Verhandlungen über die Bekömmlichkeit des Kriegsbrotes ausführte, von Vorteil, daß beim Gebrauch der groben Mehle die Gebäcke eiweißreicher und nährstoffhaltiger sind. Es ist richtig, daß sich viele Menschen erst wieder an den Genuß dieses Brotes gewöhnen müssen, aber seine Verdaulichkeit nimmt bei längerer Fortdauer des Genusses zu. Sie wird noch erhöht, wenn langsam gegessen und gut gekaut wird, wenn das Brot nicht in frischem Zustande, sondern altbacken oder geröstet genossen wird, und endlich wenn es einwandfrei gebacken

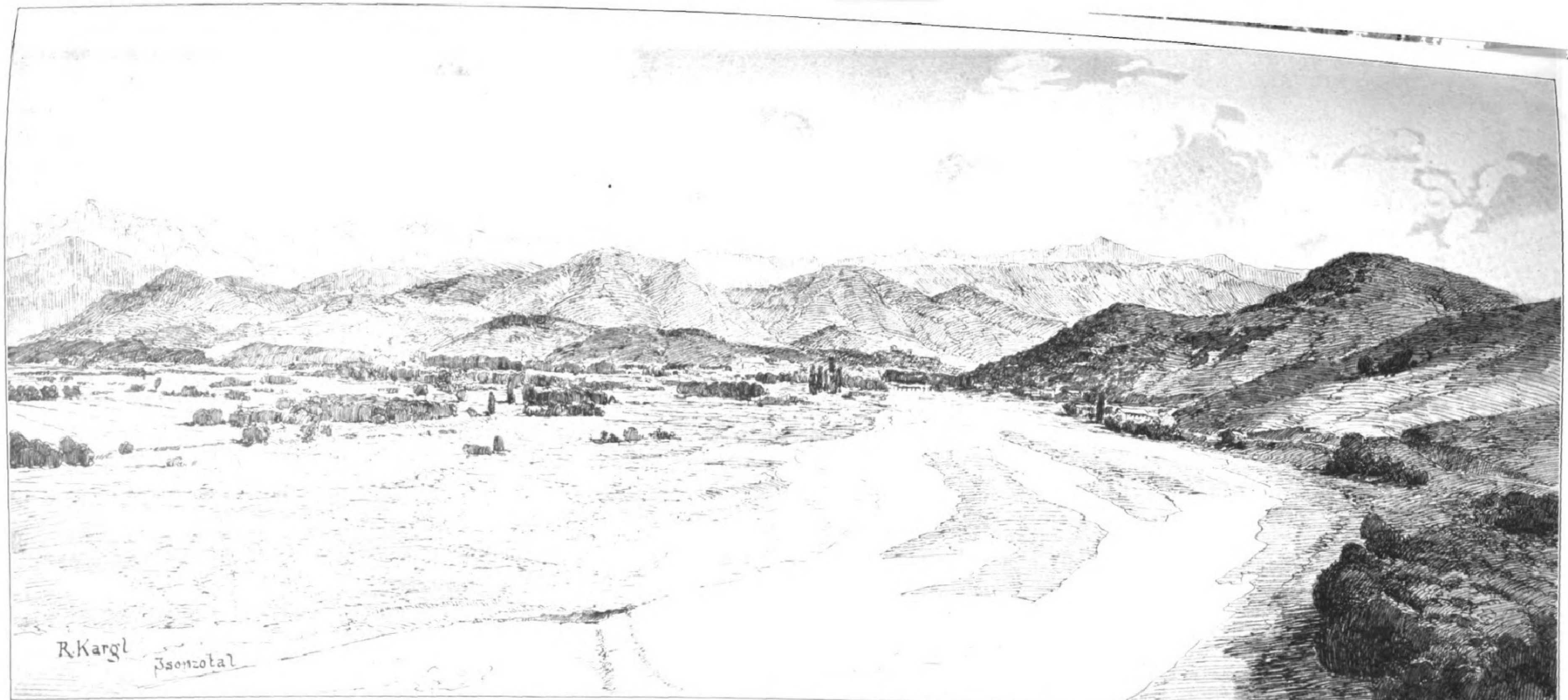


Österreichisch-ungarische Offiziere beim Mittagessen im Gletschergebiet Südtirols. (Phot. Az Est.)

Der Krieg mit Italien.



Der Krieg mit Italien: Das Gebiet der Schlacht am Isonzo. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" aus der Vogelschau gezeichnet von Walter Emmersle[...]



Zu der heldenmütigen Abwehr der italienischen Angriffe am Isonzo durch die österreichisch-ungarischen Truppen: Das Isonzotal; Blick von Sagrado gegen Görz.
Nach einer Federzeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Kargl.

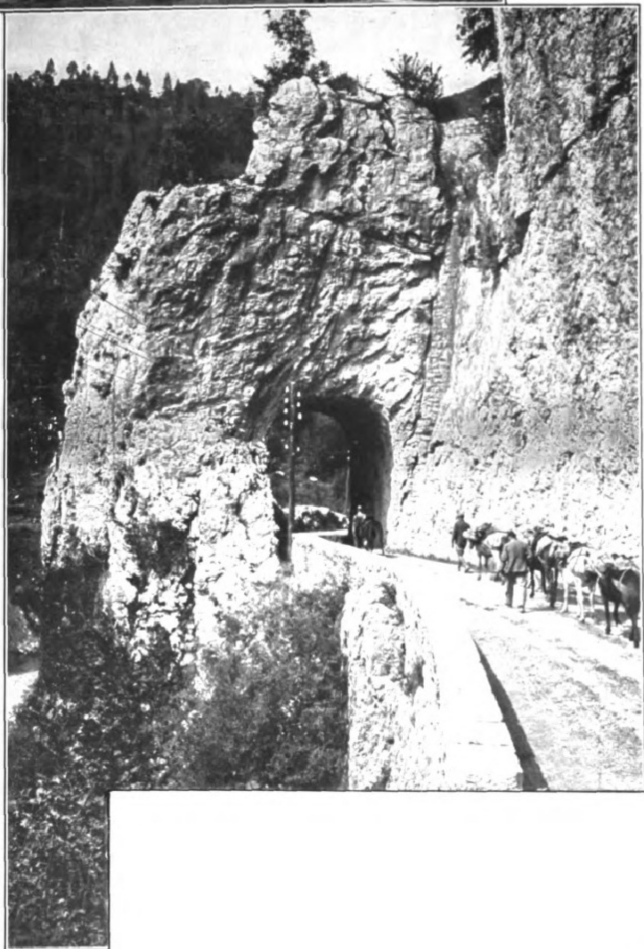
wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Bäcker sich nicht sofort und allgemein auf die Technik des Backens verstanden. Sie mußten erst Erfahrungen sammeln und lernen, und so erklärt es sich auch, daß vielfach in den ersten Wochen das Kriegsbrot erhebliche Unterschiede im Aussehen, in Konsistenz und Bekömmlichkeit aufwies, Erscheinungen, die jetzt fast durchweg geschwunden sind. Man hat wahrgenommen, daß das Kriegsbrot öfters Verdauungsbeschwerden macht bei Menschen mit sitzender Lebensweise, und daß diese Beschwerden verschwinden, wenn diese Personen sich nach dem Essen reichlich Bewegung verschaffen.

Des weiteren ist das Kriegsbrot charakterisiert durch den Zusatz von Kartoffeln. Nach einem Gutachten des Reichsgesundheitsamts sind gegen diesen Zusatz, der bisher vielfach schon üblich gewesen ist, vom nahrungsmitteltechnischen Standpunkt Bedenken nicht zu erheben. Es gelingt, bei geeignetem Backverfahren, aus Roggenmehl mit mäßigen Zusätzen von Kartoffelerzeugnissen bis zu 20 Proz. Brote herzustellen, die in Aussehen, Farbe, Konsistenz, Geruch und Geschmack dem reinen Roggenbrot nicht nachstehen, insbesondere auch genügend lockere Beschaffenheit besitzen. Der Gesamtnährwert des Kartoffelbrotes ist nur unerheblich geringer als der des reinen Roggenbrotes; der Mindergehalt an Eiweiß ist bei geringen Zusätzen der Kartoffel unerheblich und bei größeren Zusätzen nur dann ins Gewicht fallend, wenn kleiereiches Roggenmehl verwendet wird. Aber auch in diesen Fällen ist bei gemischter Kost ein Eiweißmangel nicht zu befürchten. Nach alledem ist Kartoffelbrot als ein nicht nur notdürftiger, sondern fast als vollwertiger Ersatz des reinen Roggenbrotes anzusehen. Die physiologischen Untersuchungen der letzten Jahre haben ergeben, daß die Kartoffel in viel höherem Maße vom Darmkanal ausgenutzt wird, als man früher annahm; Voraussetzung allerdings ist, daß sie gründlich gekocht und möglichst zerkleinert werde, andernfalls ein großer Teil des wertvollen Materials ungenützt den Körper wieder verläßt. Dies gilt aber nicht allein für die Kartoffel, sondern für sämtliche Vegetabilien, namentlich der Gemüse, sie sind um so bekömmlicher und werden um so besser verwertet, je vollkommener und gründlicher sie zerkleinert werden. Dies geschieht durch sorgfältiges Kauen, aber auch durch die Zerkleinerung in der Küche.

Damit kommen wir zu einem Problem, das gerade in der jetzigen Kriegszeit von besonderer Bedeutung ist, nämlich dem Küchenproblem. Viele sachverständige Ärzte sind der Ansicht, daß die Kunst des Kochens sehr heruntergekommen ist, sowohl in den Familien der oberen Schichten wie in den Arbeiterhaushalten; es gibt wenig Frauen und Köchinnen, die ein Gemüse schmackhaft und nahrhaft zubereiten können. Geheimrat Schwalbe meint, daß der Prozentsatz der Frauen, die für ihre Kranken eine schmackhafte Kost bereiten können, die ein einigermaßen ausreichendes Verständnis für schwere und leichte Speisen besitzen, die die Ernährung genügend abwechslungsreich gestalten können, nicht groß sei, und er hält es für dringend wünschenswert, daß namentlich auf Grund der jetzigen Erfahrungen die Behörden den hauswirtschaftlichen Unterricht der Mädchen möglichst fördern und damit die Volkswirtschaft und im allgemeinen die Ökonomie der Familie heben.

Wie steht es nun aber mit der Ernährung der Kranken? Leiden vor allem Magen- und Darmkranke nicht durch die neuen Ernährungsvorschriften? Ist noch die Möglichkeit gegeben, Diätkuren, die bei vielen Krankheiten ärztlich verordnet werden, durchzuführen? Diese Fragen können glatt bejaht werden. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen waren die erwachsenen Schwierigkeiten ganz unbedeutender Art. Schädigungen sind bisher nicht beobachtet worden, und sie werden höchstwahrscheinlich auch nicht eintreten. Wenn Beschwerden kamen, so gingen diese meist von Neurasthenikern aus, denn die meisten Menschen, die über Verdauungsbeschwerden klagen, haben nicht ein organisches Magen- oder Darmleiden, ihr Leiden ist vielmehr eine Teilerscheinung der allgemeinen Neurasthenie. Wenn diese Menschen daran erinnert werden, daß es heute nicht an der Zeit sei, ihre kleinen Beschwerden in den Vordergrund zu stellen und viel Aufhebens von ihnen zu machen, wenn man sie darauf hinweist, daß Millionen von Volksgenossen heute ganz andere Beschwerden auszuhalten haben, so hat dies meistens genügt, ihre Klagen verstummen zu lassen, und sie konnten alsdann das Kriegsbrot sehr gut vertragen. Auch bei den ernstlich Magenkranken wird das veränderte Brot fast ausnahmslos gut verdaut, wenn sie angewiesen werden, wie sie es zu verarbeiten haben; es muß in fein zerkleinerter, manchmal gerösteter Form gereicht und gut gekaut werden. Denn bei Magendarmkranken ist Sorgfalt in der Zubereitung des Nahrungsmittels wichtiger als das Nahrungsmittel selbst. Nur selten ist der Darm so empfindlich, daß er unbedingt der reinen Weizenbrötchen bedarf. Gebäcke können außerdem aus Kartoffel-, Mondamin- oder Reismehl hergestellt werden. Fast alle notwendigen diätetischen Maßnahmen, z. B. bei Fettsucht, Zuckerkranken, Nierenkranken, können genau so wie bisher durchgeführt werden, nur sind diese Kuren, entsprechend den gestiegenen Lebensmittelpreisen, natürlich teurer. Möge der Krieg dazu beitragen, die Sünden in unserer Ernährung, die eine lange Friedenszeit gezeitigt hat, die in der Hast und Unruhe des Lebens, vielfach aber auch in einem gesteigerten Luxus ihre Wurzeln fanden, gründlich zu beseitigen, mögen Einfachheit und Anspruchslosigkeit auch auf diesem Gebiet in den uns hoffentlich bald erblühenden Frieden hinübergerettet werden zur Gesundung unserer Nation und zur [illegible]





Der italienische Volkscharakter.

Von Professor Reinhold Schoener.

Dem Fremden, besonders dem ernsten Nordländer, der Italien betritt, fällt unter den ersten gewinnenden Zügen des südlichen Volkscharakters das ungezwungene, gewandte, entgegenkommende Wesen, die heitere Gesprächigkeit und das höfliche Verhalten auf, das ebenso weit von steifer Zurückhaltung und von Mißtrauen wie von taktloser Aufdringlichkeit und Indiskretion entfernt ist. Diese „gentilezza", von den Einheimischen selber als ein schätzenswertes Erbteil ihrer alten Kultur und als eine Nationaltugend angesehen, nimmt den Fremdling rasch — oft mehr als gut ist — gefangen und läßt ihm in der Erinnerung die Italiener als das „liebenswürdige", „höfliche" Volk par excellence erscheinen.

Wer länger in Italien gelebt, mit den Bewohnern viel verkehrt, vielleicht engere geschäftliche, berufliche, nachbarliche Beziehungen gehabt hat, pflegt ganz andere Eigenschaften als die allgemeinsten und hervorstechendsten zu bezeichnen: Eigennutz, Gewinnsucht, Unwahrhaftigkeit, Unzuverlässigkeit, Mangel an äußerer und innerer Sauberkeit, Ränkesucht, Falschheit. Der „liebenswürdige" Italiener ist eine ebenso bekannte — und nicht nur rhetorische — Figur wie der „falsche" Italiener; beide sind nach dem Leben gezeichnet und häufig nur zwei Seiten derselben Gestalt.

Bevor wir diese Gestalt und ihre scheinbaren Widersprüche einer näheren Betrachtung unterziehen, muß darauf hingewiesen werden, daß die verschiedenen Landesteile ebenso starke Unterschiede im Charakter der Bewohner wie in der Rassenzugehörigkeit, Abstammung und Kultur aufweisen. Wenige Länder Europas sind von einer so gemischten Bevölkerung bewohnt wie Italien. Zu den Ureinwohnern sind in geschichtlicher Zeit Phönizier, Griechen, Normannen, Araber, Goten, Franken, Langobarden, Franzosen, Spanier usw. hinzugekommen, die sämtlich ihre Spuren in der körperlichen Erscheinung wie in Geist und Sitte, in Anschauungen, Neigungen, Begabungen, Vorzügen und Fehlern zurückgelassen haben.

Kein Wunder, daß die italienischen Volksstämme auch in den Charaktereigenschaften stark voneinander abweichen. Welcher Unterschied zwischen dem Piemontesen und dem Toskaner! Jener, der „Preuße Italiens", ernst, etwas trocken und pedantisch, pflichtbewußt, voll Ehrgefühl, als Soldat und Beamter unerreichbar, ordnungsliebend, diszipliniert, nüchtern, loyal, mit Aufopferung dem Ganzen dienend; dieser, der Nachkomme der Etrusker, epikureisch veranlagt, mehr dem „Leben und Lebenlassen" als der strengen Disziplin und harten Arbeit zugeneigt, mehr geistig als gemütlich ausgestattet, witzig, mokant, boshaft, von rascher und sch fassung, neuigkeitslüstern und doch von merkwürdig geri ständnis für das Fremde.

Nicht mindere Gegensätze bieten Genuesen und Venez Der Bewohner der Lagunenstadt und auch der terra den unteren Alpenflüssen zeigt im Charakter etwas von und Weichheit der Luft über den Lagunen, von der B und träumerischen Gemächlichkeit der langsam sich dem windenden Flüsse. Die lange Fremdherrschaft in diesem Geb lähmend auf Selbstbewußtsein, Unternehmungsgeist, Energ liche Tatkraft gewirkt zu haben, wie wir sie bei den Genues die heute wie seit Jahrhunderten als kühne Seefahrer, unte kluge Kaufleute und Gewerbtreibende, aller Sentimentalitä rücksichtslose Rechner, aber auch unermüdliche Arbeiter, i zwischen Meer und Gebirge eingeklemmte Landschaft zu ei triebsamsten und wohlhabendsten Italiens gemacht haben.

Den fortgeschrittensten Teil Italiens bildet die Lombar aus deutschem Blute entsprossene Bewohner durch zähen Flei liche Tüchtigkeit, solide Charaktereigenschaften, vielseitige Beg Landschaft zur kultiviertesten und reichsten, ihre Hauptstadt M einem Gewerbs- und Kulturzentrum von europäischer Bede zur „moralischen Hauptstadt" Italiens gemacht haben. Bürge dität und Ehrenhaftigkeit, geschäftliche Zuverlässigkeit und st männische Moral, im übrigen Italien mehr oder weniger n werden in der Lombardei und in Piemont vielleicht am meist und geübt.

So zeigen auch die übrigen, durch Volkstum und jahrhun staatliche Trennung voneinander geschiedenen Landesteile weichende Züge des Volkscharakters. Jeder der Römer überheblich, eingebildet, vergnügu auf materiellen Genuß bedacht, allem Gei hold, ohne Gemüt, oft brutal und rach daß im Volke der Abruzzen noch vielfach Sitte, Biederkeit, Gastfreundschaft, ungemei samkeit zu finden ist, daß der Neapol Männlichkeit, das Selbstbewußtsein und die Ehrlichkeit, Ausdauer, Strebsamkeit vern und auf Schleichwegen vorwärtszukommen daß den Sizilianer stolzer Ernst, empfindl und tiefes Familiengefühl, Leidenschaftli heiße Heimatsliebe kennzeichnen. Und eb deckt der aufmerksame Beobachter und Fo sondere Züge bei den Sarden, den Kalabr liern usw.

Haben wir nun noch vorausgeschickt, d redend niemals alle Bewohner einer Lands Typus entsprechen werden, und daß es in alle teilen, Schichten und Klassen viele Individ die ganz besondere Züge aufweisen, ferner überall in Italien in jedem Betracht herv musterhafte, prächtige Menschen finden kann, wir zur Feststellung der im wesentlichen de Volke eigentümlichen Charaktereigenschaften i

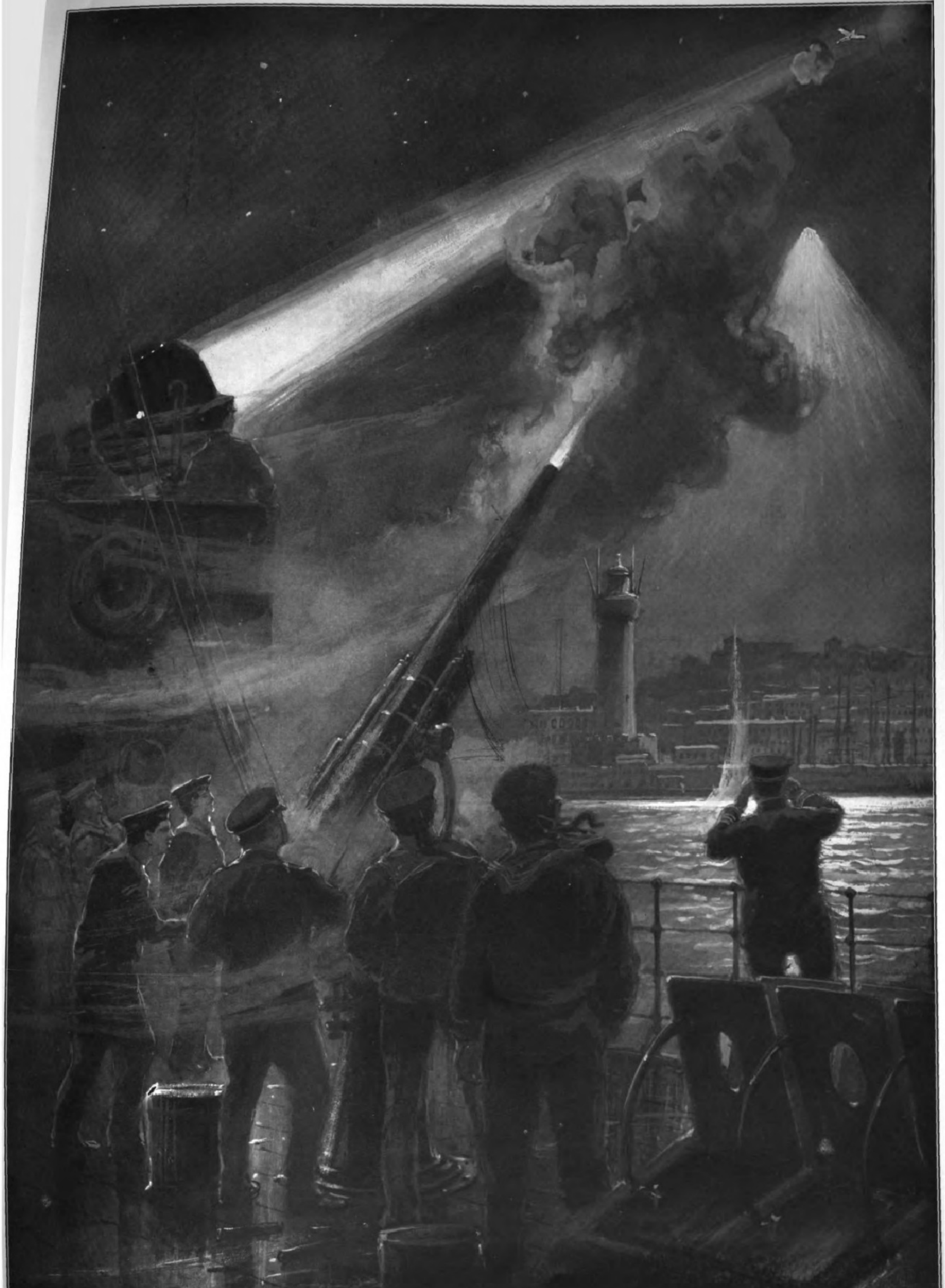
Die allgemeinsten, weil der großen M unteren Schichten, namentlich des Landvol hörigen, müssen als rühmlich bezeichnet we gehören dazu der sehr entwickelte Familien Liebe zwischen Eltern und Kindern, die Ge Arbeitsamkeit und — bei der Masse des elend Landvolkes erstaunliche — Genügsamkeit, und rücksichtsvolle Benehmen unter Gleich das von Unterwürfigkeit entfernte achtungsv halten gegen Vorgesetzte und Höherstehende fällige Dienstfertigkeit — wennschon sie ni ganz uneigennützig ist — endlich die Hilfsb und die allgemeine Nachsicht gegenüber den und Vergehungen anderer — falls man dies den löblichen Eigenschaften rechnen kann.

Ihnen stehen nun freilich weit mehr ins Gewic Untugenden des Nationalcharakters oder — un ganze Nation verantwortlich zu machen — der den bürgerlichen Klassen gegenüber. Sie sind de der unteren Schichten großenteils verlustig geg haben dafür Charakterzüge angenommen, die, u



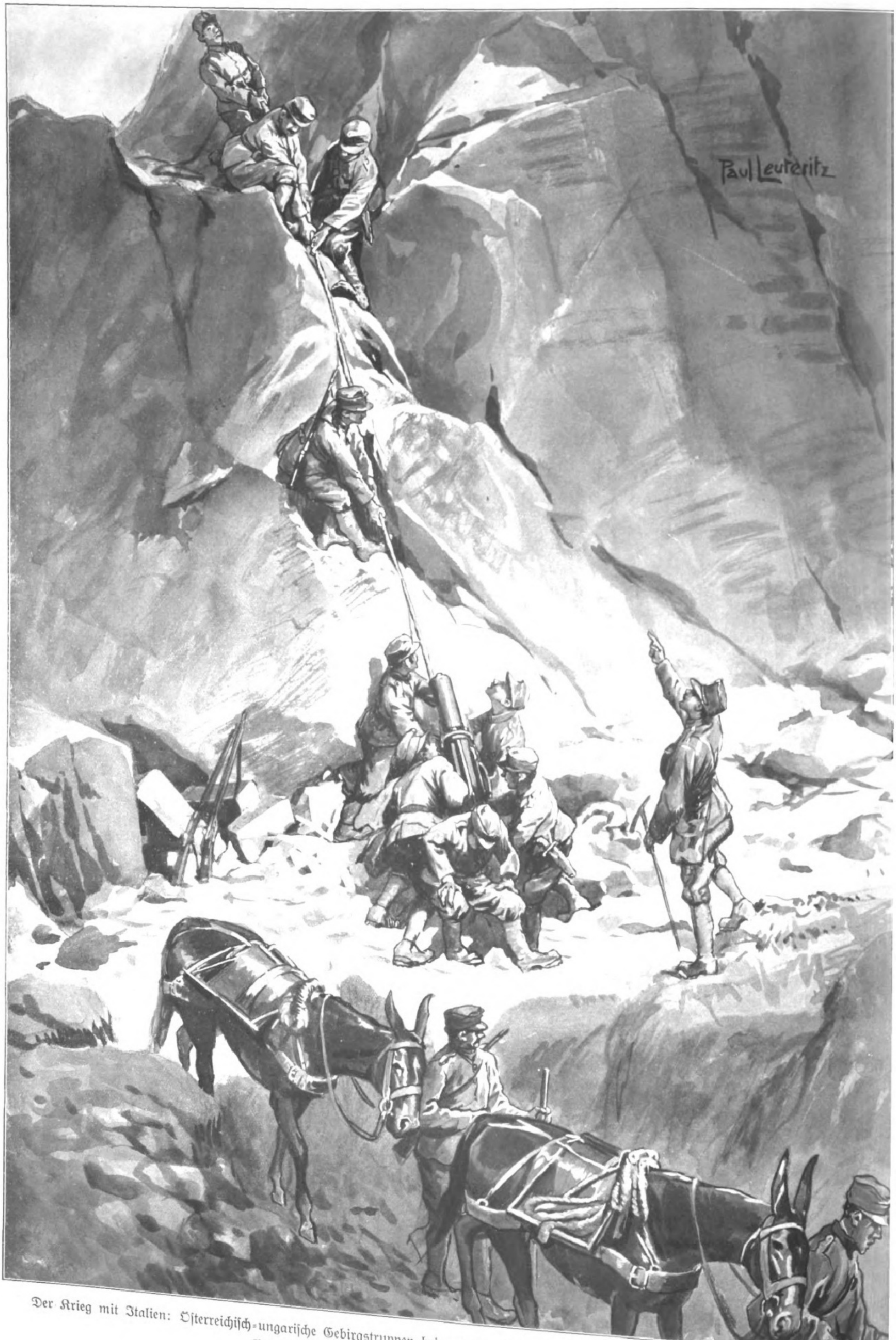
Oben: Blick auf das von den Italienern seit Wochen heftig beschossene Grenzstädtchen Malborgeth in Kärnten. Mitte S an der Baća im Küstenland. Unten: Das Tal von Tarvis in Kärnten mit dem heißumstrittenen Krn-Berg (Mont

Zum Krieg mit Italien: Bilder aus den Grenzgebieten Kärntens und des Küstenlandes.



Der Krieg mit Italien: Ein italienischer Luftangriff auf den Hafen von Triest wird von österreichisch-ungarischen Marinetruppen mit Erfolg abgewiesen

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach der Natur gezeichnet von Marinemaler Alex Kircher.



Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarische Gebirgstruppen bringen Maschinengewehre in den südlichen Dolomitenwänden in Stellung.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Paul Leuteritz.



Von der heldenmütigen Verteidigung der Dardanellen: Eine türkische Maschinengewehrabteilung in Schützenlinie auf der Gallipoli-Halbinsel.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem türkischen Maler Salih Munir Bey.

gearteten Nordländern wenigstens, nur anstößig und verwerflich erscheinen können.

Die Ursachen dieser Erscheinung festzustellen, würde eine eigene langwierige Untersuchung erfordern. Selbstverständlich wird der Italiener die folgende Anklageakte für ungerecht halten. Er übt die schlimmsten seiner Untugenden naiv und unbewußt oder hält sie für berechtigte, notwendige oder löbliche Eigenschaften.

Es sei mit der schwersten Anklage begonnen: Man kennt in Italien kein Gerechtigkeitsgefühl. Im Geburtslande des römischen Rechtes herrscht der Buchstabe des Gesetzes, aber es mangelt das Rechtsgefühl, und das Gesetz wird lediglich als ein Mittel betrachtet, sich Vorteile zu verschaffen. Wer den Buchstaben des geschriebenen Rechtes für sich hat — sei es der Staat, der Beamte, der Rechtsanwalt, die Vertragspartei, der Geschäftsmann — der nutzt ihn aus, auch wenn er damit ungerecht und unsittlich handelt. Nirgends wird so viel prozessiert, nirgends gibt es so viel Advokaten wie in Italien, weil Gerichte und Gesetze nicht benutzt werden, um dem Recht zum Siege zu verhelfen, sondern um recht zu behalten, auch wenn man unrecht hat. Der geriebene Sachwalter, der der schlechten Sache zum Siege zu verhelfen weiß, ist der geschätzteste und gesuchteste. Der Rechtsstreit — und so das Verhältnis des Bürgers zum Staat und Gesetz, des Beamten zu seinem Amte, des Angestellten zu seinem Chef, des Arbeiters zum Arbeitgeber, des Geschäftsmannes zu Konkurrenten und Kunden — wird als eine Art Duell aufgefaßt, worin dem Stärkeren, Klügeren, Gewandteren, Rücksichtsloseren von Rechts wegen der Sieg zukommt. Mag der Gegner, der Brotgeber, der Partner, der Kontrahent, sich wehren; es ist seine Sache, sich vor Schaden zu hüten; ich denke nur an *meinen* Vorteil, und ich würde töricht sein, wenn ich nicht jede gesetzliche Handhabe benutzte, den andern um seinen Vorteil, auch um sein Recht zu bringen.

Aus dieser Grundquelle entspringen fast alle die schweren, von einsichtigen und ehrlichen Italienern oft genug beklagten und gerügten nationalen Untugenden und Krebsschäden im öffentlichen und privaten Leben. Das mangelnde Rechtsgefühl, das seinerseits die Wurzel in Eigennutz und Gewinnsucht hat, findet zunächst sein Gegenstück in mangelhaftem Pflichtgefühl, das die schleppende, kostspielige Verwaltung, die Trägheit vieler Beamten, die Gunstwirtschaft und Bestechlichkeit, die Mängel der Rechtspflege, der Erziehung und des Unterrichtswesens, die Umgehung und Verhöhnung der Gesetze und Ordnungsvorschriften, die Korruption der Presse, die Entartung des Parlamentarismus usw. verschuldet.

Das mangelnde Rechts- und Pflichtgefühl ist der Nährboden für alle öffentlichen und privaten Untugenden: für Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, für das Streben, sich Vorteile auf unerlaubte Weise, durch Gunst, Schliche und Ränke zu verschaffen. Am weitesten sind Harmlosigkeit, Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Sitteneinfalt, Zuverlässigkeit noch unter dem niederen Volke, namentlich auf dem Lande, verbreitet. Aber schon von dem kleinen Handwerker und Hausierer an, der den Kunden grundsätzlich zu übervorteilen sucht, bis zu dem Großindustriellen, der wucherische Lieferungskontrakte mit dem Staate abschließt, dem Advokaten, der sich von bestochenen oder umgarnten Wählern das Parlamentsmandat erteilen läßt, um es im persönlichen Interesse oder zum Vorteil eines Klüngels auszunutzen, und dem Zeitungsleiter, der gegen bares Geld die Interessen der Nation verrät, sind die das geistige und wirtschaftliche Italien vertretenden Schichten verseucht von der Sucht nach mühelosem Gewinn einerseits, von der Überzeugung, daß jedes nicht strafbare Mittel zu diesem Zwecke erlaubt sei, anderseits.

Nichts konnte vollständiger und deutlicher den italienischen Volkscharakter enthüllen als die Art, wie der Verrat an den beiden Verbündeten vorbereitet, ausgeführt, entschuldigt, ja gerühmt worden ist. Die Nation, weit überwiegend dem Kriege abgeneigt, zum Teil von der Verwerflichkeit des Bundesbruches überzeugt, hat sich durch die gleisnerische Dialektik der leitenden Männer und der käuflichen Presse überzeugen lassen, daß zuerst die Neutralität, dann der Überfall auf die Verbündeten ein besseres Geschäft sein werde als die Bundestreue. Dies genügte für die ganze Nation, einschließlich der Krone und der zahlreichen Freunde des Dreibundes unter den Gebildeten, den Staatsmännern, Senatoren, Deputierten, jedes Gefühl für Recht, Treue, Ehre, Dankbarkeit zu ersticken. Um den Verrat zu rechtfertigen, wurden wider besseres Wissen die schwersten Anklagen gegen die beiden Verbündeten erhoben. Man ist in Italien bis in die unteren Schichten hinab viel zu intelligent, um an die behauptete maßlose Herrschsucht der beiden Zentralmächte, an ihre finsteren Absichten auf Knechtung Europas, Aufrichtung einer Militärtyrannei, Versklavung der angelsächsischen, lateinischen, slawischen Rasse zu glauben. Noch weniger glaubt man an die deutsche „Barbarei", „Brutalität", „unmenschliche Kriegführung", den „Kulturhaß", die „teutonische Wildheit", und was sonst die von deutscher Kultur und Wissenschaft genährten geistigen und politischen Führer des Volkes an der deutschen Seele entdeckt haben wollen. Sie alle wissen, daß sie schmähen und verleumden. Tut nichts: es dient dem gegenwärtigen Vorteil!

Zu den Erwägungen, die uns trösten können, gehört die, daß es im Handumdrehen wieder anders werden kann. Die Italiener schreien heute in alle Welt hinaus, daß sie uns hassen und verabscheuen. Es ist nicht wahr! Sie beneiden und fürchten uns. Sie werden uns unbedenklich wieder, wie früher, ihrer Achtung und Bewunderung und Dankbarkeit versichern, wenn sie uns brauchen werden.

Aber keinerlei Lieb' und keinerlei Treu',
Hingegen viel Falschheit ist allweil dabei.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Bad Tölz. Die Silberne Medaille nebst Ehrendiplom wurde dem Seifensiedermeister Jean Weber der Krankenheiler Jodquellen-A.-G. für treugeleistete 25jährige Dienstzeit verliehen und demselben durch das Bezirksamt Tölz im Beisein des Direktors der genannten Gesellschaft v. Koch überreicht. Weber stellt seit 25 Jahren die weltbekannten Krankenheiler Jodseifen her. Ihre vorzügliche, stets gleichmäßige Zusammensetzung und ihre durch den Gehalt an Tölzer Quellsalzen bedingten, seit Jahrzehnten bewährten Wirkungen haben den Krankenheiler Jodseifen einen Weltruf begründet, so daß der jährliche Absatz 250 000 Stück schon übersteigt. Wertvolle Gutachten von Prof. Dr. Walter in Gießen und Prof. Dr. Kionka in Jena bestätigen die vorzüglichen Wirkungen dieser Jodseifen, besonders bei der Verwundetenpflege.

Neue Modebilder für Lindener Köper-Samt hat die Mechanische Weberei in Hannover-Linden herausgegeben, von der sie erhältlich sind, falls sie in den betreffenden Verkaufsläden des einen oder andern Ortes nicht eingesehen werden können. Die Bilder bringen außerordentlich ansprechende Damenbekleidung zur Anschauung. Für Herbst und Winter wird Lindener Samt (Velvet) schon deshalb stark begehrt werden, weil Woll- und Baumwollgewebe äußerst knapp sind. Die Bekleidungsverfertiger haben Lindener Samt sehr stark gemustert, sowohl für ganze Kleider als auch für Blusen. Für letztere werden neben einfarbigen auch bedruckte Lindener Samte in klassischen und mehrfarbigen Mustern sehr stark verwendet. Gerippte Lindener Samte sind ebenfalls sehr beliebt. Die Hauptfarben für Herbst und Winter sind schwarz, marine, grün, neger, maulwurf, lila. Gangbarste Breiten sind 55 bis 80 cm.

Ein großer Irrtum ist es, wenn viele meinen, daß für d Klavierunterricht eines Kindes ein minderwertiges Instrume genüge und mit den Jahren erst ein neues und besseres a gebracht ist. So unerläßlich aber ein tüchtiger Lehrer für d ersten Unterricht erscheint, in welchem der Grund zu einer g diegenen oder mangelhaften Ausbildung gelegt wird, so g wöhnen sich auch Ohr und Geschmack an den schönen od schlechten Klang eines Klaviers, das die schlummernden Anlag eines Kindes erwecken, es zum steten Üben ermuntern und f die Musik begeistern soll. Kein anderes Fabrikat erfüllt dies Zweck aber besser als ein Steinway-Flügel oder -Pianino, dess Tonzauber nicht allein jeden Erwachsenen bestrickt, sonde seine wunderbare Macht auch schon auf das Kind ausül Man verlange die Steinway-Tonbroschüre „T“ von der Fab Steinway & Sons, Hamburg 6.

Im Felde ein Schuß

Asbach-Cognac

in das Trinkwasser

macht es bekömmlich, wohlschmeckend, erfrischend.



Bevorzugte Marke:

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

Weitere beliebte Marken:

Asbach „Echt" und Asbach „Alt".

Verkaufsstelle für Oesterreich:

Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I., K. K. Hofburg.

A. Batschari



Cigaretten

Illustrirte Zeitung



Nr. 3763.

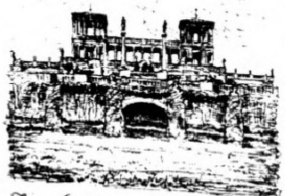
Kriegsnum



Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.



Darum rufe ich Euch, deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf.



Zum Besten des Roten Kreuzes
Verlag v. Amsler & Ruthardt, Berlin W8

Vivat Zollern!

Nicht mit Flöten und Schalmeien,
Mit dem Klang von Stahl und Erz,
Blut und Leben dir zu weihen,
Kommen deines Volkes Reihen,
Kommt zu dir das deutsche Herz,
Vivat Zollern!

Schwarzer Adler, deine Schwingen
Wuchsen über märkschem Sand,
Deines Fluges rauschend Klingen
Zieht, wie Heldenliedersingen,
Über See nun, über Land.
Vivat Zollern!

Ferne überm Reich der Balten
Wuchtet schon dein Flügel schwer,
Eisenfeste Wacht zu halten,
Dräuend will er sich entfalten
Über Englands freiem Meer.
Vivat Zollern!

Mit dir, als ein Schwertgeleite,
Deines Landes Blüte geht,
Und lebendig dir zur Seite
In der Völker Sturm und Streite
Deutsche Treu in Waffen steht.
Vivat Zollern!

Zollern, mögst du stets gewinnen
Heldenherzen hart und kühn,
Weiser Denker hohes Sinnen;
Frauenmilde Königinnen
Mögen deinem Stamm entblühn!
Vivat Zollern!

Vivat Zollern! Deiner Sonnen
Glorreich Leuchten lösche nie!
Bleibe immerdar der Bronnen,
Dran in Tagen, die verronnen,
Reich das deutsche Glück gedieh —
Vivat Zollern!

Kurt v. Rohrscheidt.



Zum Besten des roten Kreuzes.
Verlag von Amsler & Ruthardt Berlin W8

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3763. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 12. August 19



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.



Illustrirte Zeitung

Nr. 3763. 145. Bd.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Kronprinz Rupprecht von Bayern mit seinem Generalstabschef.
Nach dem Leben gemalt von dem zur Zeit im Felde befindlichen Porträtmaler Fritz Reusing.

Krieg und soziale Fürsorge.

Von Dr. Dr. Paul Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungsamts.

Die zukünftigen Geschichtsschreiber des weltgeschichtlichen Dramas, das wir schaudernd und staunend durchleben, werden den inneren Zusammenhängen zwischen Deutschlands Siegeszug und seiner sozialen Fürsorge besondere Beachtung schenken müssen. Die in Friedenszeiten in ihrer kraftsteigernden und staatserhaltenden Bedeutung viel zu wenig gewürdigte, ja sogar wegen der ihr wie jedem Menschenwerk anhaftenden Mängel nicht selten gescholtene Sozialpolitik hat sich in diesen Tagen der Prüfung als eine der Kräfte erwiesen, „die zu der gigantischen und sieghaften Mobilmachung der deutschen Nation ebenso erfolgreich beigetragen haben wie der Generalstab, die Reichsbank und die Eisenbahn." In den Daseinskämpfen der Nationen entscheiden nicht allein Kriegskunst, Menschenmassen oder toter Besitz. Hinter den Kanonen müssen starke Seelen stehen. Der kulturelle Wert eines Volkes bestimmt die Größe der geschichtlichen Stunde. Die stolze Kraft und Gesundheit unserer Feldgrauen, alt und jung, die erhebende Einheit und Einmütigkeit unseres Volkes, bei der jeder einzelne restlos in die Allgemeinheit aufgeht, das Bewußtsein auch des Arbeiterstandes, wie sein Schicksal mit dem der ganzen Nation unlöslich verknüpft ist — alles das danken wir zu einem guten Teile unserer langjährigen, weitverzweigten sozialen Fürsorge. Der Krieg hat den Beweis erbracht, daß auch überwiegend gewerblich tätige Völker stark und wehrkräftig bleiben, wenn zielbewußte Sozialpolitik sich ernstlich bemüht, die Schäden der neuzeitlichen industriellen Entwicklung nach Möglichkeit zu verhüten oder auszugleichen.

Die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, besonders nach dem Kriege von 1870/71 fast fieberhaft schnell verlaufende wirtschaftliche Wandlung in Deutschland, in ihrem Gefolge ungeahnte Fortschritte von Technik und Industrie und eine stürmische Eroberung des Weltmarkts, hatte zu einer Umgestaltung aller sozialen Verhältnisse geführt. Die Landbevölkerung war von der Scholle weggezogen, Massen von Arbeitern wurden an den Industrieplätzen und in den Großstädten zusammengedrängt. Mehr und mehr hatten sich die Gegensätze zwischen den Bevölkerungsklassen verschärft. Einem überlegenen Unternehmertume stand ein immer zahlreicherer Industriearbeiterstand gegenüber, dem es an ausreichender Fürsorge in den Fährnissen des neuzeitlichen Erwerbslebens fehlte. Wehe dem Lande, das einem einseitig überspannten Industrialismus zutreibt! Schwere Erschütterungen unseres Staatskörpers wiesen drohend auf die Unzulänglichkeit der bisherigen Wirtschaftsauffassung hin. Die bequeme Lehre vom Gehenlassen, das alte Ideal des „Nachtwächterstaats" hatten sich überlebt. Für die aufwärts drängende Schicht des Volkes waren neue Lebensformen zu schaffen. Bloße Abwehrmaßregeln konnten die sozialen Schäden nicht heilen. Ein Ausgleich der Gegensätze durch tatkräftige Förderung des Wohles der Arbeiter mußte das Ziel sein.

Am 17. November 1881 erging jene denkwürdige Kaiserliche Botschaft, die der Gesetzgebung zugunsten der wirtschaftlich Schwachen neue Bahnen wies. Sie verkündete zum erstenmal in der Weltgeschichte die Betätigung werktätiger Nächstenliebe als sittliche Pflicht des Staates. Die Novemberbotschaft nahm eine öffentlichrechtliche Versicherung der Arbeiter gegen die durch Krankheit, Unfall, Erwerbsunfähigkeit und Alter herbeigeführten Notlagen in Aussicht. Die vorwärtstreibende sieghafte Kraft des unvergeßlichen Fürsten Bismarck brachte es zuwege, daß schon 1883 die Kranken-, 1884 und 1889 die Unfall- und die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter eingeführt wurden. In den folgenden Jahren ist die Versicherung auf immer weitere Klassen der arbeitenden Bevölkerung bis tief in die ihr wirtschaftlich nahestehenden Kreise des Mittelstandes ausgedehnt worden. Im Jahre 1911 erging die Reichsversicherungsordnung, die auch eine Hinterbliebenenversicherung eingeführt hat und in Verbindung mit einer neuen Zwangsversicherung für die in gehobener Stellung Beschäftigten, der Angestelltenversicherung, die Gesetzgebung auf diesem Gebiete vorläufig zum Abschluß bringen sollte.

An der Wiege der Arbeiterversicherung standen ein ihr stark mißtrauendes Unternehmertum und eine ihr vielfach abgeneigte Arbeiterschaft. Für alle ein Neuland. Daß schon bald die Widerstände überwunden wurden, ist in erster Linie der Einführung des Versicherungszwanges zu danken. Ein wohlabgewogenes Ausmaß staatlichen Eingriffs in die wirtschaftliche Ungebundenheit ist nicht zu entbehren. So wurde es nicht dem Belieben des einzelnen Arbeiters überlassen, ob und wie er für seine Zukunft sorgen will. Kraft Gesetzes und ohne sein Zutun, selbst gegen seinen Willen, nur vermöge seiner Beschäftigung ist er versichert. Mit gleichem Zwange wurden Unternehmer und Arbeiter angehalten, sich den besonderen, zur Durchführung der Versicherung geschaffenen Einrichtungen anzugliedern und ihnen die erforderlichen Mittel zuzuführen. Das war kein Hinabgleiten in den Staatssozialismus. Ohne das feste Rückgrat des allgemeinen Versicherungszwanges wäre das Problem einer umfassenden öffentlichrechtlichen Versicherung gar nicht zu lösen gewesen. Eine freiwillige Versicherung hätte trotz aller Opfer und Liebesmüh den breiten Massen gegenüber versagt. Mit Unrecht hatte auch manchesterliche Scheu vor der „Allmacht des Staates" vom Versicherungszwang eine Schwächung des pflichtbewußten Spartriebs unserer Arbeiter besorgt. Die Höhe der Einzahlungen bei den deutschen Sparkassen und die Verbreitung der sogenannten Volksversicherung in Kreisen der Arbeiterschaft beweisen, wie stark der Versicherungszwang ihren Sparsinn angeregt und sie zu einer Ergänzung der öffentlichrechtlichen Fürsorge durch lebendige Selbsthilfe erzogen hat.

Zur Durchführung des neuen Werkes schuf man nicht neue Behörden, sondern faßte entschlossen die „realen Kräfte des Volkslebens" in Körperschaften von Unternehmern und Arbeitern mit ausgedehnter Selbstverwaltung, in Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten, zusammen. Was in ihnen Unternehmer und Arbeiter hingebend und opferfreudig geleistet haben, hat die hochgespannten Erwartungen des Gesetzgebers noch übertroffen. Die selbstverwaltenden Versicherungsträger haben zum Schutze von Leben und Gesundheit der deutschen Arbeiter umfassender und nachdrücklicher eingegriffen, als es behördliche Anordnungen gewagt hätten.

Zwar hat die soziale Fürsorge Deutschland schwere, lange Zeit wachsende Lasten auferlegt. Wir haben sie zu tragen vermocht. Sie haben auch nicht, wie manche befürchtet hatten, unsere Volkswirtschaft erdrückt. Im Gegenteil. Die soziale Fürsorge wurde eine mitbestimmende Ursache für unsere beispiellose wirtschaftliche Aufwärtsbewegung, und die Aufwendungen für sie haben sich auf diese Weise schon in Friedenszeiten zum großen Teile bezahlt gemacht.

Bei Ausbruch des Krieges, also über dreißig Jahre seit Einführung der Arbeiterversicherung, waren von einer Gesamtbevölkerung von über 66 Millionen rund 18 Millionen gegen Krankheit, 25 Millionen gegen Unfall und 16 Millionen gegen Invalidität und Alter versichert. Bis zum Schlusse des Jahres 1914 wurden nahezu 11,7 Milliarden ℳ Entschädigungen (Krankenfürsorge, Renten usw.) an etwa 127 Millionen Versicherte und deren Angehörige gezahlt, wozu die Versicherten selbst etwa 6,4 Milliarden ℳ beitrugen. Der tägliche Aufwand in den drei Versicherungszweigen belief sich 1914 auf über 2,4 Millionen ℳ. Diese Zahlen reden vernehmlich, wie unsere Sozialversicherung zum Besten weitester Kreise wirtschaftlich ausgleichend gewirkt hat. Aber nicht hierin, sondern in der Verhütung von Schäden, nicht in der Zuführung immer größerer Scharen risikoloser Menschen an die Staatskrippe, sondern in der Gesunderhaltung des Volkes liegen ihre letzten Ziele. Das allmählich gegenüber der Rentengewähr immer mehr in den Vordergrund gerückte schadenverhütende Wirken der deutschen Versicherungsträger gehört zu den wertvollsten Abschnitten ihrer Tätigkeit. Hier hat ein Geist gewaltet, der den toten Buchstaben des Gesetzes überwunden und lebendige Kraft geschaffen hat.

Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten haben mit Unterstützung unserer ausgezeichneten Ärzteschaft unzähligen Versicherten eine Heilbehandlung kostenlos gewährt, die den Anforderungen der neuesten Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft und Erfahrung entspricht. Die Berufsgenossenschaften bemühten sich auch, die aus der Behandlung entlassenen Unfallverletzten zu geregelter Arbeit mit ihren wohltätigen wirtschaftlichen und seelischen Einflüssen zurückzuführen, um möglichst bald „den Geheilten froh den neuen Weg des frischen Lebens gehen" zu lassen. In der Unfallverhütung haben die Berufsgenossenschaften durch Erlaß mustergültiger Vorschriften und durch ihre nachdrückliche Durchführung in den einzelnen Betrieben für die Minderung der Zahl der Unfälle und für die Milderung ihrer Folgen Treffliches geleistet. Ohne das kraftvolle Eintreten der Versicherungsanstalten wäre der erfolgreiche Kampf gegen die Volksseuchen, besonders die verheerende Tuberkulose, unmöglich gewesen. Ihrem unermüdlichen Wirken ist zum großen Teile die auch im Ausland bewundernd anerkannte Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit in Deutschland zu verdanken. Schadenverhütend wirkte auch die Art, wie die Versicherungsanstalten über ihr großes, mehr als 2,1 Milliarden ℳ betragendes Kapitalvermögen verfügt haben. Es ist nicht als toter Schatz dem Verkehr entzogen worden. In den verschiedensten Formen hat es als Mittel zur Erhöhung der Gesundheit und Wohlfahrt der Nation Verwendung gefunden. Bis Ende 1914 wurden, um nur eines zu erwähnen, rund 533 Mill. ℳ für den Arbeiterwohnungsbau ausgeliehen.

Die uns in der Sozialreform gestellten Aufgaben erschöpften sich aber nicht in wirtschaftlichen Daseinsfragen. Auch auf die geistige Förderung der Arbeiter, ihren Schutz gegen die aus Art und Dauer der Beschäftigung drohenden Gefahren für Leben, Gesundheit, Sittlichkeit und Familienglück, sowie auf die Schaffung geeigneter Einrichtungen zur friedlichen Regelung ihrer Beziehungen zu den Unternehmern mußten sie gerichtet sein. Es ist das eigenste Verdienst Kaiser Wilhelms II., diesen Zweigen der sozialen Fürsorge neue Wege vorgezeichnet zu haben. Seine von dem Geiste des Vertrauens und der Versöhnung getragenen Erlasse vom 4. Februar 1890, eine wertvolle Ergänzung der Novemberbotschaft des erlauchten Großvaters, eröffneten besonders für den lange Zeit zum Stillstand gekommenen Arbeiterschutz eine neue, fruchtbare Entwicklung. Sie hat dazu geführt, daß die Sonntagsruhe jetzt ein gesichertes Gut unserer Arbeiterschaft ist. Der Gefahr wird vorgebeugt, daß die Gegenwart Kräfte vergeudet, die erst ausgereift der Zukunft zur Verfügung stehen sollen. Die Arbeiterinnen, besonders in ihrer Eigenschaft als Hausfrauen und Trägerinnen des künftigen Geschlechts, genießen weitgehenden Schutz. Eine gesundheitlich einwandfreie Einrichtung der Betriebsräume sowie Anstand und gute Sitte bei der Arbeit sind gewährleistet. Für Gewerbe, in denen durch übermäßige Dauer der Arbeitszeit die Gesundheit gefährdet wird, kann auch die tägliche Arbeitsdauer für erwachsene Arbeiter beschränkt und ein „Sanitärer Maximalarbeitstag" festgesetzt werden.

Alles, was einem Volkskörper durch soziale Fürsorge Gutes getan wird, trägt Zins und Zinseszins. Das zeigte sich auch in der sozialen Fürsorge. Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz sind zu einem Eck- und Grundstein für unsere Wohlfahrtspflege und zu einer sozialpolitischen Schule für die Nation geworden. Der soziale Gedanke regte auch viele Unternehmer, die sich um das persönliche Wohl ihrer Arbeiter bemühten und den Weg zu ihren Herzen zu finden suchten, an, die soziale Fürsorge freiwillig weit über ihren gesetzlichen Rahmen auszudehnen. Auf über $1\frac{1}{2}$ Milliarden ℳ sind die verdienstvollen Aufwendungen deutscher Unternehmer für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen veranschlagt worden. In der regen sozialen Betätigung staatlicher sowie gemeindlicher Verbände und in dem vielverzweigten gemeinnützigen Wirken unserer Zeit zum Wohle der ärmeren Volksschichten traten weitere erfreuliche Begleiterscheinungen der neuen Gesetzgebung zutage. Eine in ihrer Gesamtlage über das Daseinsmindestmaß gehobene widerstandsfähige Arbeiterschaft, die zur Stärkung unserer Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt beigetragen hat und jetzt Handel und Industrie vor ihrer Vernichtung schützen hilft, war der Lohn dieser Fürsorge. Als zahlenmäßig greifbare Ergebnisse seien angeführt der Rückgang der allgemeinen Sterblichkeit von 288 auf 10000 Einwohner im Jahrzehnt 1870/80 auf 164 im Jahre 1912. Die Tuberkulosesterblichkeit ist in Deutschland von 25,9, auf 10000 Lebende berechnet im Jahre 1892, auf 14,3 im Jahre 1913 gesunken. Die mittlere Lebensdauer wurde nicht unwesentlich verlängert. Die erwerbstätigen und wehrfähigen Volkskräfte bleiben heute im Durchschnitt etwa drei Jahre länger arbeitsfähig als vor 30 Jahren. Das sind außerordentliche volkswirtschaftliche Gewinne. Die Schlacht von Königgrätz hat bekanntlich der deutsche Schulmeister gewonnen. Jetzt siegen deutsche Schul- und Sozialpolitik.

Die segensreichen Folgen der sozialen Gesetzgebung zeigten sich nicht bloß in der Erhaltung und Steigerung unserer Volkskraft. Auch für die innere Festigung des Reichs, die sich in diesen Tagen so überwältigend offenbart, wurde sie von hoher Bedeutung. Die in den Berufsgenossenschaften gewonnene Kameradschaft der Unternehmer hat den Ausgleich zwischen den deutschen Stämmen erleichtert. Sie trug viel dazu bei, daß die Mainlinie überwunden wurde. Aber auch Unternehmer und Arbeiter hat die gemeinsame Tätigkeit bei der Arbeiterversicherung menschlich und sachlich näher gebracht. Durch Teilnahme an ihrer Verwaltung und Rechtsprechung ist die wirtschaftliche Einsicht der Arbeiter, auch für die Grenzen des Erreichbaren, erhöht worden. Sie überzeugten sich, daß das Staatswesen nicht bloß eine notwendige, sondern auch eine wohltätige, auf die Hebung der Lage der Arbeiter bedachte Einrichtung ist, die auch ihnen unsere Kulturgüter sichert, und an deren Erhaltung jeder Staatsbürger persönlich interessiert ist.

Nachdem eine langjährige aufbauende Tätigkeit in der Sozialreform den Boden vorbereitet hatte, öffnete deshalb der Krieg weit die Herzen der Arbeiter. Vergeblich horchten unsere Feinde bei seinem Ausbruch auf den dröhnenden Schritt vaterlandsloser deutscher Arbeiterbataillone. Das Vaterland stand auf und kämpft wie ein Mann. Niemals im Laufe seiner langen und schicksalsreichen Geschichte ein so einiges Volk von Brüdern.

Hoffentlich wird dieser köstliche Gewinn einer großen Zeit, insbesondere der Zusammenklang der Arbeiterseele mit dem Fühlen der ganzen Nation, uns im Frieden erhalten bleiben und immer da, wo wirtschaftliche Gegensätze später auszutragen sein werden, der Blick auf das Ganze gerichtet sein mit dem Glauben an die Aufrichtigkeit aller in ihrer Liebe zum Vaterlande. Echter, lebendiger Gemeinsinn, Einheit des Volkstums, kein unduldsamer Sondergeist einzelner sozialer Klassen und Berufsstände. Nicht mehr von Haß und Mißtrauen erfüllte Parteikämpfe, Achtung vor jeder ehrlichen Gesinnung. Möge es einer weitschauenden und beharrlichen Staatskunst gelingen, diese innere Wiedergeburt unseres Volkes und die für sie, weil jetzt langsamer und schwerer als zu Beginn des Krieges erkämpft, noch fruchtbringenderen Siege der deutschen Waffen im rechten Sinne zum Wohle des Vaterlandes auszunutzen.

Die Einrichtungen der sozialen Fürsorge haben die schwere Belastungsprobe des Krieges ohne empfindliche Störungen bestanden. Daß ihr tief eingreifendes Räderwerk seinen Gang ruhig fortsetzt wie im Frieden, ist wieder ein Zeichen der unserem Volke innewohnenden Kraft. Es war aber nicht bloß der Fortgang der sozialen Fürsorge während des Krieges sicherzustellen. Die großen, besonders finanziellen Kräfte ihrer Organisationen mußten auch zur Linderung der Folgen des Krieges und der durch ihn neugeschaffenen wirtschaftlichen Notlagen möglichst nutzbar gemacht werden. Diese „Mobilmachung" der Versicherungsträger, die das Reichsversicherungsamt für die ihm unterstellten Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten alsbald nach Ausbruch des Krieges in die Wege leitete, ist ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte unserer sozialen Fürsorge. Die Versicherungsträger stellten, soweit sie es nicht schon im Frieden getan, der Heeresverwaltung sofort ihre Krankenhäuser, Genesungsheime und Lungenheilstätten zur Verfügung. Als eine Vorschule für die Behandlung der Kriegsverletzten hat sich die langjährige hingebende Arbeit der Berufsgenossenschaften im Interesse bestmöglicher Heilung von Unfallschäden und tunlichster Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit der Unfallverletzten erwiesen. Der Förderung, welche Chirurgie und Orthopädie durch die Unfallversicherung erfahren haben, ist es mit zu danken, daß die Zahl der rasch genesenen und für den Dienst in der Front wieder tauglichen Verwundeten gegen früher so erfreulich gestiegen ist. Viel größer als die der Verletzten oder Verstümmelten wird aber die Zahl derer sein, die infolge der außerordentlichen Kriegsstrapazen an ihren Nerven Schaden gelitten haben, deren Herz oder Lungen den Anstrengungen nicht gewachsen waren, die mit schweren rheumatischen Leiden oder Nierenerkrankungen aus den feuchten Schützengräben heimkehrten. In der Öffentlichkeit, die sich fast nur mit der „Kriegskrüppelfürsorge" beschäftigt,



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Eine deutsche Proviantkolonne durchquert an einer seichten Stelle einen Fluß in Russisch-Polen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Paul Leuteritz.

wird dies oft übersehen. Für die Behandlung der erkrankten Krieger sind die vielseitigen Erfahrungen bei dem Heilverfahren der Krankenkassen und Versicherungsanstalten von Wert. Durch Überweisung aller verfügbaren Barmittel an die Reichsbank stärkten die Versicherungsträger unsere ausgezeichnete Finanzrüstung. Eine der schärfsten Waffen gegen Kriegsnot in ihren Händen wurde der bisher nur in stiller Friedensarbeit erprobte § 1274 der Reichsversicherungsordnung. Für die durch ihn umgrenzten Aufgaben der Kriegswohlfahrtspflege haben die Versicherungsanstalten auf Vorschlag des Reichsversicherungsamts Mittel bis zu 5 vom Hundert ihres Vermögens, also einen Betrag bis zu mehr als 105 Mill. ℳ zur Verfügung gestellt. Aus ihm flossen, um nur einiges anzuführen, bis Ende Mai 1915 fast $2^1/_2$ Mill. ℳ an das Rote Kreuz, darunter rund 400000 ℳ zur Ausrüstung von Lazarettzügen. Nahezu $1^3/_4$ Mill. ℳ wurden dem Kriegsausschusse für warme Unterkleidung überwiesen und über 100000 ℳ zur Einrichtung von Bade- und Desinfektionswagen für das Heer beigesteuert. Zur Unterstützung solcher Versicherten und ihrer Familien, die durch den Krieg arbeitslos geworden und in eine Notlage geraten sind, sowie zur Förderung der Kriegsversicherung wurden $6^1/_4$ Mill. ℳ hingegeben. Über $2^1/_2$ Mill. ℳ sind als besondere Dankes- und Ehrengaben für die Hinterbliebenen der Gefallenen bestimmt worden. Weiter haben die Versicherungsanstalten mit Zustimmung des Reichsversicherungsamts durch Lombardierung von Wertpapieren bis zu 200 Mill. ℳ flüssig gemacht, um sie als Darlehen zu erleichterten Bedingungen an bedrängte Gemeinden, Kreise usw. auszuleihen. Dabei sollte auch auf Bekämpfung der für die Volksgesundheit nachteiligen Folgen der Arbeitslosigkeit Bedacht genommen werden. Bisher wurden solche Darlehen, die auch zahlreichen dem Mittelstand angehörenden erwerbslosen Personen von Vorteil gewesen sind, in Höhe von 56 Mill. ℳ gewährt. Endlich beteiligten sich neben erheblichen Zeichnungen der Krankenkassen die Versicherungsanstalten mit über 289 und die Berufsgenossenschaften mit rund 95 Mill. ℳ an der Aufbringung der beiden Kriegsanleihen. Auch die Angestelltenversicherung steuerte 100 Mill. ℳ bei. Auf die Versicherungsträger entfällt hiernach etwa ein Fünfundzwanzigstel der bisher gezeichneten Beträge. Alles das verhalf dazu, daß wir wirtschaftlich stark blieben im Rücken unserer kämpfenden Heere, und daß die „silbernen Kugeln“ der englischen Tartüffs, der von schnödem Krämergeiste geleiteten ränkevollen Regisseure dieses Weltkriegs, die auch das neueste Schelmenstück, den unerhörten Treubruch Italiens, mitverschuldet haben, Deutschland nicht überwinden werden.

Wir stehen vor den Toren einer neuen Zeit. Die Lehren des Krieges weisen auch für die soziale Fürsorge auf neue Ziele hin. Das bisher Erreichte werden wir in besonnenem Fortschritt weiter entwickeln und ausbauen müssen in dem Geiste weitblickender, echt humaner Staatsweisheit, die in den sozialen Erlassen Kaiser Wilhelms I. und II. ihren klassischen Ausdruck gefunden hat. Die lebendigen Wertquellen unseres Volkes möglichst schonend zu behandeln, durch eine weise Menschenpflege unsere Verluste an Kraftreserven infolge des Krieges tunlichst auszugleichen, wird eine der wichtigsten Aufgaben nach dem Friedensschluß sein. Eine stetig vorwärtsschreitende Sozialreform und Sozialethik muß ein unangreifbarer Besitzstand des deutschen Volkes bleiben — fortan noch mehr als zuvor.



Der Eroberer von Warschau: Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern,

Führer einer Armee im Osten, erhielt den Orden pour le mérite verliehen. (Phot. Elvira, München.)



Dr. med. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern;

wurde vom König von Bayern zum Generaloberarzt à la suite des Sanitätskorps ernannt. (Hofphot. B. Dittmar, München.)

Kriegschronik.

8. Juli 1915.

Westlich von Souchez gelang es den Franzosen, in einer Breite von etwa 800 m in unserem vordersten Graben einzudringen; durch einen Gegenangriff wurden sie wieder vertrieben. Ein zweiter Angriff des Feindes brach im Feuer zusammen. Um ein kleines Grabenstück, in dem Franzosen noch sitzen, wird mit Handgranaten gekämpft. Gegen die von uns genommenen Stellungen westlich Apremont dauerten die feindlichen Angriffe Tag und Nacht hindurch ohne jeden Erfolg an. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere und über 400 Mann erhöht.

In Russisch-Polen östlich der Weichsel dauern die Kämpfe fort. Zahlreiche heftige russische Gegenangriffe wurden blutig abgeschlagen. Vor überlegenen feindlichen Kräften, die, zur Deckung von Lublin herangeführt, zum Gegenangriff vorgingen, wurden die Vortruppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand beiderseits der Chaussee auf die Höhen nördlich Krasnik zurückgenommen. Wes[...] Weichsel wurden einige russische Vorstellungen erstürmt.

Auf den Grenzhöhen östlich Trebinje hat in der Nacht zum 7. Juli der Kampf g[...] Montenegriner erneut begonnen. Da der Gegenangriff der Montenegriner am Tag[...] mißlungen war, versuchte der Feind nachts noch einen Vorstoß, der jedoch im öster[...] ungarischen Infanterie- und Artilleriefeuer völlig zusammenbrach. Nunmehr herrscht de[...] — Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat am 7. Juli morgens den ital[...] Panzerkreuzer „Amalfi“ in der Nordadria torpediert und versenkt.

9. Juli 1915.

Östlich anschließend an unsere neu gewonnenen Stellu[...] Priesterwalde stürmten wir mehrere französische Grab[...] in einer Breite von 350 m, machten dabei über 250 Ge[...] und erbeuteten 4 Maschinengewehre. Nach starker A[...] vorbereitung griff der Feind die von uns am 2[...] erstürmte Höhe 631 bei Ban de Sapt an; wir [...] die völlig verschütteten Gräben auf der Kuppe [...] In Russisch-Polen wird auf den Höhen nörd[...] Krasnik weitergekämpft. Wie an den vorh[...] den Tagen wurden auch gestern an m[...] Stellen der Front äußerst heftige russis[...] griffe zurückgeschlagen. Ein Angriff[...] zweier italienischer Bataillone auf d[...] di Lana bei Buchenstein wurde abg[...]

10. Juli 1915.

Nachts wurde in der Champagne[...] westlich von Beauséjour-Ferme ein v[...] gender französischer Graben erstürm[...] lich anschließend unternahmen wi[...] erfolgreiche Sprengungen. Im P[...] walde verbesserten wir durch eine[...] stoß unsere neuen Stellungen. S[...] 4. Juli sind in den Kämpfen zwische[...] und Mosel 1798 Gefangene, d[...] 21 Offiziere, gemacht, 3 Geschütze, [...] schinengewehre, 18 Minenwerfer e[...] Bei Ossowiec wurde ein feindlicher [...] zurückgeschlagen. Nördlich Kras[...] neuerten die Russen in der verga[...] Nacht nochmals ihre resultatlose[...] griffe. Gegen den Col di Lana [...] vorgestern nachmittag mehrere itali[...] Bataillone abermals erfolglos vor.

11. Juli 1915.

Nördlich von Ypern wiederholten di[...] länder gestern ihren Versuch vom 6. [...] sich in Besitz unserer Stellung am Ka[...] setzen; der Angriff scheiterte unter erhe[...] Verlusten für den Feind. Der gestern [...] nordwestlich von Beauséjour-Ferme dem [...] entrissene Graben ging am frühen Morge[...] der verloren, wurde heute Nacht jedoch [...] gestürmt und gegen fünf Angriffe behauptet[...] Priesterwalde brach unter starken Verlusten fü[...] Feind ein durch heftiges Artilleriefeuer vorber[...] Angriff dicht vor unseren neuen Stellungen zusam[...] Ein Angriff auf die deutsche Stellung östlich und süd[...] von Sondernach wurde zurückgeschlagen. — In [...] letzten Tagen fanden in der Gegend von Krasnostaw [...] liche Gefechte statt; sie verliefen für uns überall gü[...]



General v. Gerok,

württembergischer General der Infanterie; erhielt den Orden pour le mérite verl[...] (Phot. E. Walsleben, Breslau.)



Die „Dreikaiserecke" bei Bolmin und Chojny an der Nida.

Die zusammengeschossene Ortschaft im Hintergrunde (Bolmin) war, als die Zeichnung angefertigt wurde (20. April 1915), in russischem Besitz, der Wald in der Mitte in deutschem, rechts in österreichisch-ungarischem.

Ludwig Heßhaimer.

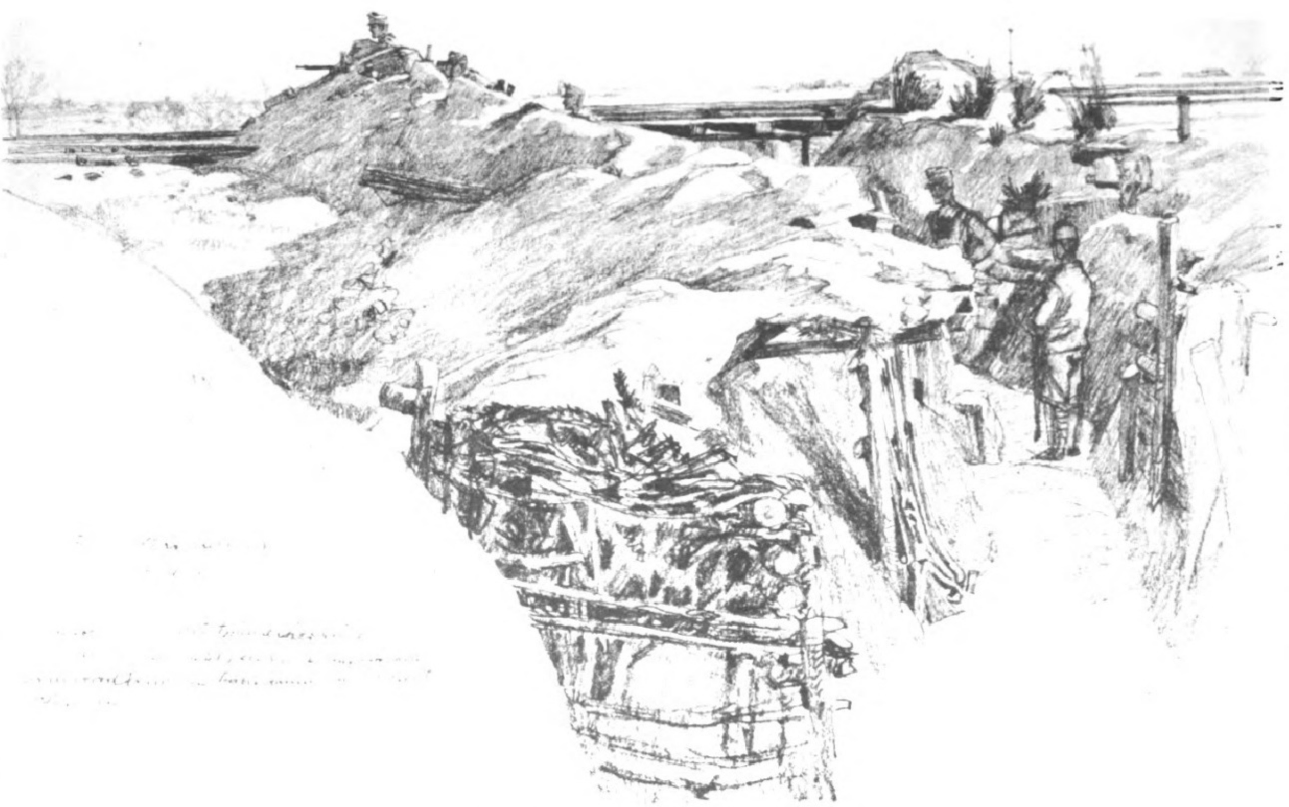
Die Skizzen Ludwig Heßhaimers sind, künstlerisch genommen, das Stärkste, was uns die österreichische Kriegszeichnung bisher gebracht hat. Auf den Schlachtfeldern der Karpathen und Galiziens, in der vordersten Front, inmitten vorgeschobener Artilleriestellungen und in den äußersten Schützengräben sind sie von einem Mitkämpfer, einem k. und k. Hauptmann, niedergeschrieben. Schon das verbürgt ihre Unmittelbarkeit, ihre unbestechliche Wahrhaftigkeit. Aber auch die besondere Art des wahrnehmenden Auges und der festhaltenden Hand müssen hier ein Gleiches erwirken. Denn dieser Künstler ist aus sich selber geworden, ohne Schule und ohne Atelier. Eine echte, innere Begabung kam hier zur Selbstentfaltung, der der Radierer Ludwig Michalek nur ungefähr zum handfertigen Umgange mit dem Darstellungsmittel half. Auch deshalb ist ihre Redeweise so unverblümt und markig und greift, ungeschwächt durch Manier und virtuose Leichtfertigkeit, an den Nerv der kriegerischen Erscheinung. Jede Linie hat Bewegung und bildende Bedeutung. Das flüchtige Andeuten ist diesem Zeichnerwesen fremd. Es vergräbt sich in das, was es sieht, und was es sieht, ist das Wesentliche. Die wetterharten Kaiserjäger, die kuriosen Zimmerungen in den Schützenständen, die verdeckten Stellungen der Kanonen, die Trainlager, die mannigfachen Verwüstungen russischer Raubzüge, das alles fesselt ihn zunächst wohl für sich, als körperliche Erscheinung, die wiedergebildet sein will. Aber dann sieht er den Raum, der die Einzelerscheinung zum Ausschnitt des Kriegsganzen, die Skizze zum Bilde macht, die zerklüfteten Klippen des nördlichen Karpathensaumes, die milden Vorberge Galiziens und seine weiten, niedersteigenden Ebenen unter freier Himmelswölbung. Und indem er so den Blick aus der Nähe in die Fernsicht richtet, wächst die Sprache seines Griffels und nähert sich der umfassenden Macht jenes erbitterten Kriegswesens, das dort oben Heimstatt erworben. Dann wird der graue Stift fähig, Farbe und strömendes Licht zu geben.



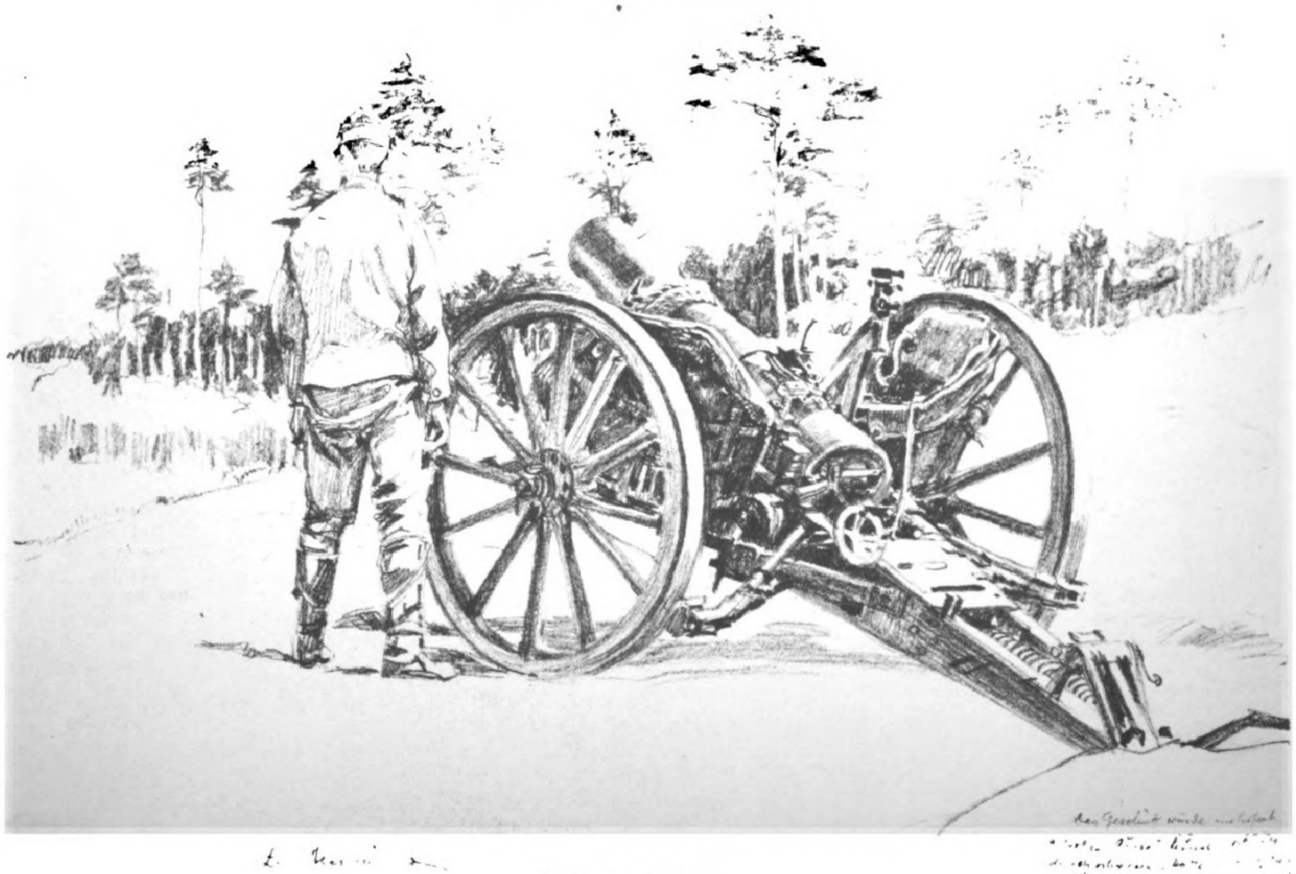
Im Schützengraben.

Und mit dem Können der Hand steigt sein inneres Vermögen: ohne Absicht und Aufdringlichkeit, in rein sachlicher Niederschrift, vom nieversagenden Heldentum der verbrüderten Heere zu berichten. Das Ganz- und das Großsehen und dazu diese unmittelbare innere Redeweise machen Heßhaimer zu einer rühmlichen Ausnahme unserer Kriegszeichnung und lassen erwarten, daß er am Werke seiner Kriegertage zu den wenigen heranreifen wird, die nach den Dokumenten auch das künstlerische Abbild dieses Weltgeschehens in seiner ganzen Würde geben werden.

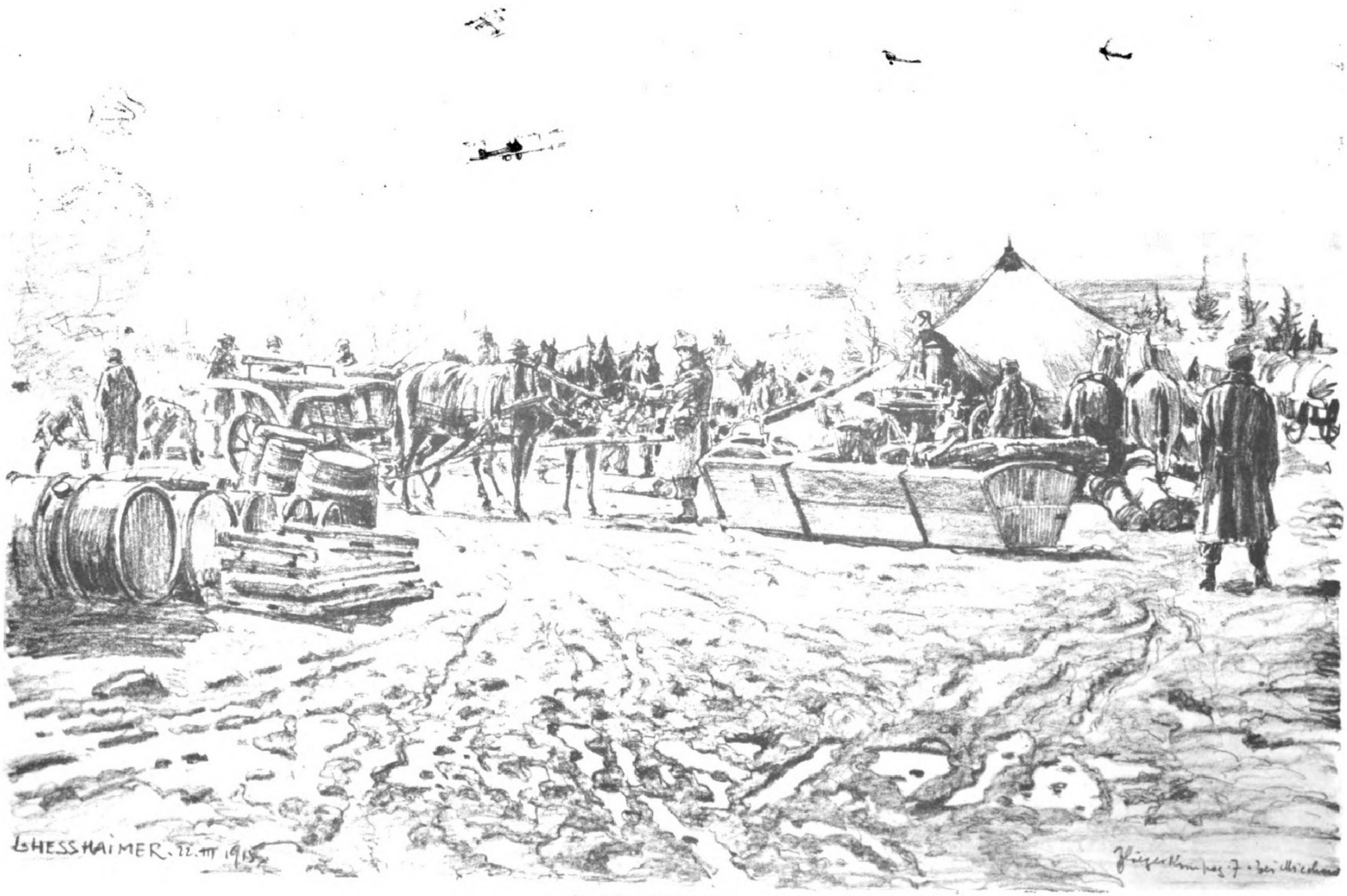
Wien. Professor Dr. Max Eisler.



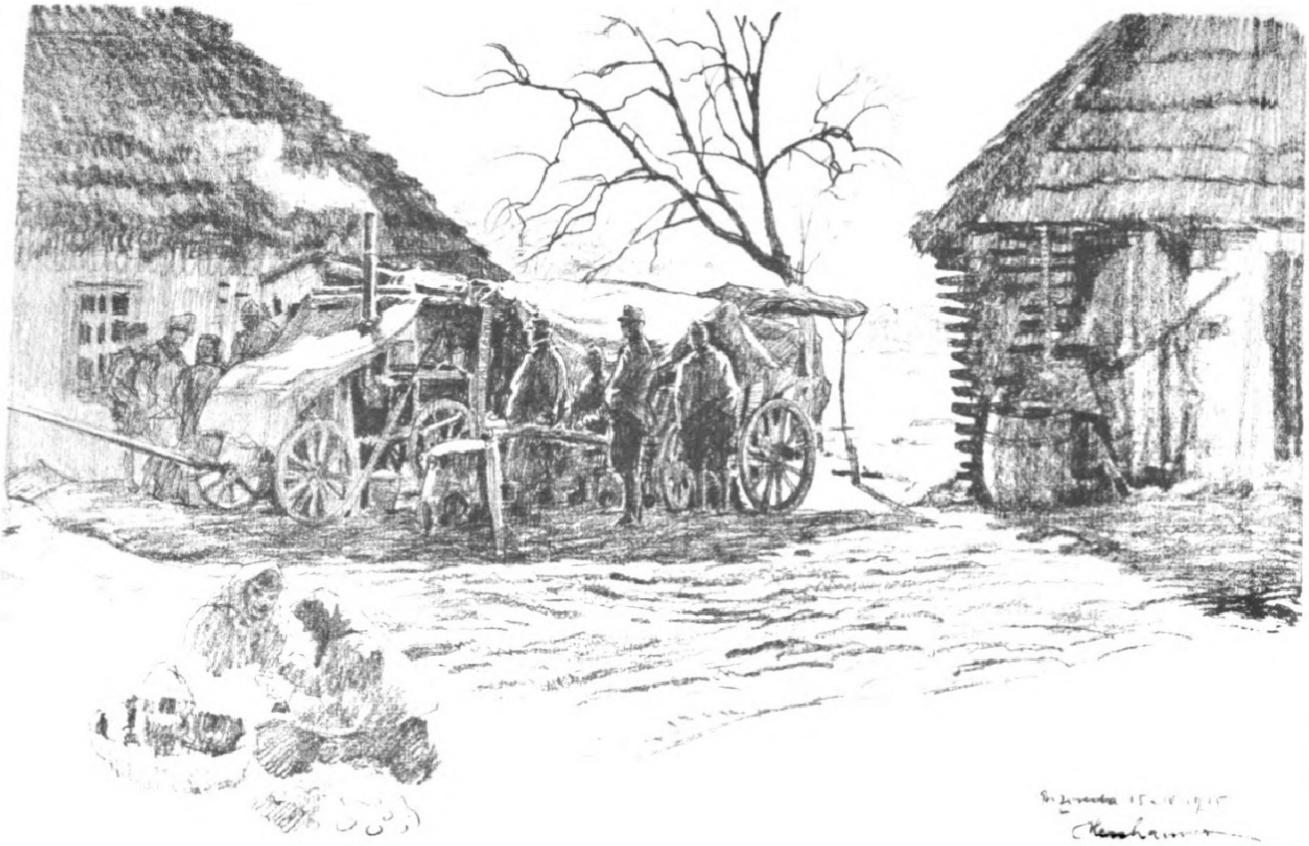
Die sogenannte „Deutschmeisterburg".



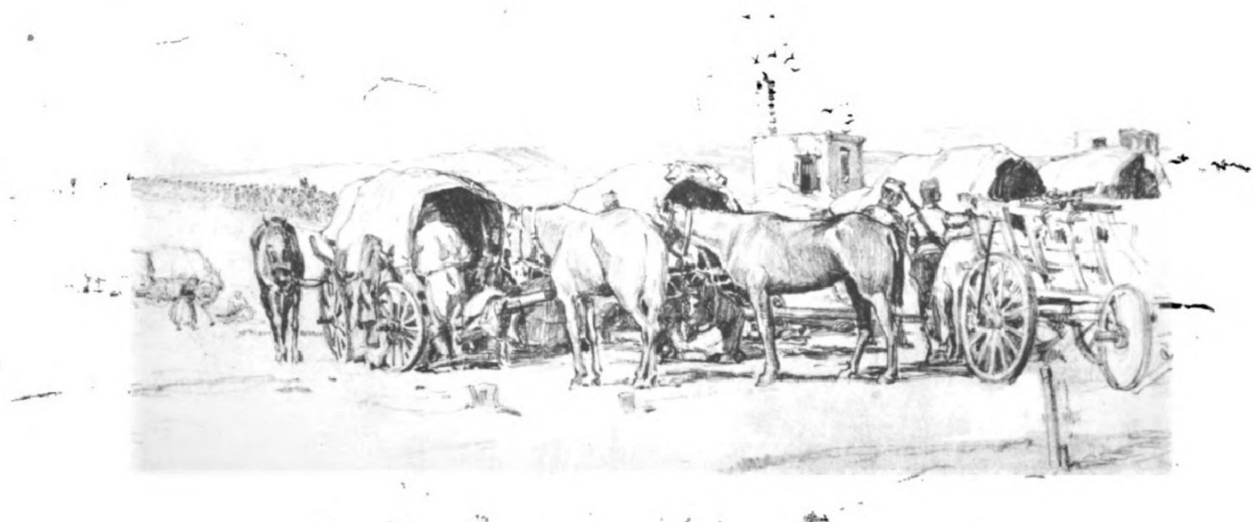
Motiv aus Bizorenda.



Im Fliegerlager bei Miechow.



Eine Batteriestellung.



Ein Truppentrain am Osteingang von Tarnow.

Das Erlebnis des Leutnants Vahlen.

Eine Kriegserzählung von Rudolf Heubner.

Hui, flogen die Pferde in langem Galopp durch den herbststillen, braungoldenen Wald, über weichen Moosboden und über die kleinen Lichtungen, auf denen die bunten Gräser zitterten. Die Stämme standen weit, in heiterer Feierlichkeit, eine luftige Halle, über der sich der ruhige Himmel, nur von wenigen leichten Wölkchen durchsegelt, aufwölbte.

Es war ein Ritt um des Reitens willen. Der junge Ulanenoffizier im verblichenen Feldgrau saß zusammengesunken, mit vorgestrecktem Kopfe, auf seinem schlanken schwarzbraunen Vollblut wie ehedem in der Heimat, wenn er in Hoppegarten oder Iffezheim die Bahn durchflog.

War das ein Segen, daß er als zweites Pferd seinen preisgekrönten Sperber mit ins Feld genommen hatte! Sie mochten ihn drum auslachen, es war doch gut so. O die Bewegung, die das Leben war. Was wäre das sonst für ein Dasein gewesen hinter der Front! — Hui — wenn wieder einer der vielen Gräben kam, die den Wald durchzogen, und in denen das rote eisenhaltige Wasser stand . . .

Bis hierher drang das wilde Getöse der monatelangen Schlacht nicht. Nur dumpf murrten weit im Westen die großen Ungeheuer, die den Hagel der Granaten schleuderten. Niemand hörte mehr darauf. Freilich, es sollte anders werden; in ein paar Tagen sollte deutsche schwere Artillerie in die Gegend kommen, und dann gab es wohl was zu hören.

Der Reiter sah auf und warf im Dahinjagen einen scharfen Blick westwärts, wo blutrote Streifen den Himmel färbten und aus dem Gedünst, kaum erkennbar, die schattenhafte Gestalt eines langgestreckten Höhenzuges trat. — Dort wurde gekämpft.

Die späten Blumen schauerten im kühlen Hauch, der dicht über die Erde strich. — Und weiter jagte der Reiter und hundert Schritte hinter ihm der einzelne Ulan, dessen Gaul schnaubend die Mühe verriet, die es ihm machte, den gleichen Abstand zu halten.

Das Gehölz lichtete sich. Nur in kleinen Gruppen ragten die Bäume aus dem feuchten Grasboden.

Der Reiter zog den Zügel an, hielt und sah nach der Uhr am Handgelenk. Er ließ das Tier langsam im Kreise gehen und klopfte ihm auf den Hals, während der Ulan sein Pferd in einen behaglichen Trab fallen ließ und auch herankam.

„Umkehren, Springer, es ist Zeit; und im Schritt die erste Viertelstunde. Verstanden?"

„Befehl, Herr Leitnant."

Der Offizier warf noch einen Blick auf diese stille, vom Kriege nie berührte Welt. Stundenweit entfernt zur Linken und zur Rechten waren die siegreichen Heersäulen auf den großen Landstraßen vorgegangen, in endlosem Marsche. Aber diese tiefe Einsamkeit wußte davon nichts.

Da schlug plötzlich ein Hund mit hellem Gekläffe an, und der scharfe Laut zerriß das große Schweigen.

Jähe Spannung straffte die Körper der beiden Reiter, die dunkeln Leiber der Pferde, die ein rascher Zügelruck zur Seite riß.

Ein Wink, ein Nicken. Durch das nächste Gebüsch glitten die Späher wie Katzen.

Ein friedliches Gehöft lag da im Abendgolde. Grau, verwittert, wie mit dem Boden verwachsen; das Strohdach griff fast bis auf die Erde herunter. Ein Stück Garten auf der einen Seite, Rübenfelder und ein paar Reihen leerer Furchen auf der andern.

Besetzt? — Unsinn, hinter der Front! — Sporen ein und mit einem frischen Anlauf drauflos. Im nächsten Augenblick hielten sie vor der niederen Tür.

Die alten Leute waren schon auf das Gebell lebendig geworden und kamen eben hervor. Aber sie liefen sogleich in hellem Entsetzen wieder zurück.

— Ulanen! — Oh mon dieu! mon dieu! Der Teufel! Ulanen!

Drinnen zeterte und jammerte es in allen Tönen weiter.

Die Reiter sprangen mit herzlichem Gelächter aus den Sätteln und straften das Hündchen, das an der Kette hüpfte wie ein Hanswurst und sich heiser schrie, mit Verachtung.

Was nun? Hineingehen und das Entsetzen vergrößern? — Oder ohne einen Schluck für den Durst zurück? Niemals! —

Da wurde die Tür wieder aufgestoßen, und ein hohes, dunkles Weib trat furchtlos auf die Schwelle. Ein junges Weib, zu Ende der Zwanzig vielleicht. Schön war sie gar nicht, aber das scharfe, bleiche Gesicht mit dem entschlossenen Ausdruck hatte was Besonderes, das unscheinliche Kopftuch über den tiefbraunen Strähnen war mit nachlässiger Gefälligkeit geknüpft, und sie trug die abgestoßenen Bauernkleider verächtlich und stolz wie eine dienende Königin.

Die Blicke der deutschen Reiter ruhten erstaunt und neugierig auf ihr. Das schien sie zu verdrießen, da sie sich auf Anrede und Frage gerüstet hatte. Sie verzog die dünnen Lippen zu einem bitteren Spotte, dem das Lächeln fremd war, und ihre schwarzen Augen verfinsterten sich.

„Was wollen Sie?" — sagte sie hart, in einem schlechten Bauernfranzösisch.

Wozu erst fragen? Man wußte ja, was diese Barbaren wollten. Vieh, Geld, alles, schließlich auch das Leben, und dann würden sie das elende Gehöft in Brand stecken und hohnlachend davonreiten. So war es bekannt gemacht worden, Jahre her in den Schulbüchern und Zeitungen, so war es von Mund zu Mund geflogen, als dieser entsetzliche Krieg anfing. Aber Antoinette Garnier sollten diese blutgierigen Ulanen nicht zittern sehen, und sich selber würde sie zu verteidigen wissen.

Leutnant Vahlen machte eine sehr nette Verbeugung und bat, den Überfall zu entschuldigen.

Das war neu und unerhört. Sie zuckte die Achseln, ohne eine Miene zu verziehen.

Die beiden grauhaarigen Alten waren, zwischen Todesangst und Neugier hin und her geworfen, aus ihrem Versteck gekommen und starrten aus dem dunkeln Flur wie große entsetzte Kinder. Aber das junge Weib scheuchte sie, als wären es wirklich solche, mit ungeduldiger Hand zurück, den Blick nicht von den Feinden ihres Landes wendend.

Was sie wollten, trotzte sie noch einmal.

„Oh, nichts. Nur einen halben Eimer Wasser für die Pferde und einen Schluck für sich selber, irgend etwas. Zuerst aber müßten sie das Haus durchsuchen."

Sie trat beiseite. Und der ehrliche Springer war schon mit einem Satz über die Schwelle, ehe der Offizier den ersten Schritt getan hatte. — Mit einem neuen Achselzucken ließ es das junge Weib geschehen.

Ob saure Ziegenmilch gefällig wäre, fragte sie.

Der Offizier nickte dankend, aber mit einem schmerzlichen, vielsagenden Lächeln. Da lächelte sie auch ein wenig, mit düsterem Gesichte, und besann sich. „Sogleich, Monsieur."

Sie drehte sich in dem engen Türloche noch einmal halb zurück und wies mit kurzem Fingerzeige auf einen alten wackeligen Tisch, der im Grase stand. Dann ging sie.

Der Offizier warf sich, den Zügel noch um den Arm geschlungen und die Hand am Revolver, auf einen gebrechlichen Stuhl und hielt den Blick auf die Tür gerichtet.

Der ferne Donner schwieg nun oder drang nicht bis herüber. Um die Wipfel jagten die Fledermäuse; Abendruhe weit umher.

Der erste, der erschien, war der brave Springer. „Nischt, Herr Leitnant. Das Mächen, die beeden Ollen und en buckliger Kerl, was wohl der Knecht is."

„Gut. Kannst es dir bequem machen."

Dann erschien das Weib wieder mit einem Wassertopfe, zwei Gläsern und einem kleinen Kruge, aus dem der Duft starken Wacholdergeistes stieg. Sie mischte bedächtig, schob das eine Glas dem Offizier hin und rückte das andere an die Kante; auf einen Wink holte sich's der Ulan ohne Zögern.

Nun stand sie, die Hände fest auf den Tisch gestemmt, und sah zu, wie der Offizier mit langem Zuge trank.

Aber diese prüfende Haltung der Feindin behagte dem Reiterleutnant nicht. Prüfen? Das war seine Sache. Er lehnte sich belustigt zurück und sah sie recht behaglich und in fröhlichem Vertrauen an.

Wie sie hieße . . .

„Antoinette Garnier", sagte sie. In einem Ton! Nun ja, Antoinette Garnier. Als müßte er das wissen.

So. — Verheiratet?

Nein. Gewesen. Ihr Mann war vor einem Jahr als Bahnwärter verunglückt. Da drüben an der Linie Reims-Verdun. Sie deutete in die Richtung.

Kinder? — Und die beiden Alten? Und was sonst?

Sie schüttelte den Kopf. — Seitdem sie Witwe geworden, war sie wieder zu Hause. Die alten Leute waren ihre Eltern. Eh bien! Was weiter?

Ob sie jemand bei der französischen Armee hätte?

— — — „Nein — niemand."

Und dann fragte sie rasch, was nun Schlimmes mit der Ferme La Boise geschehen würde.

Oh, gar nichts, sie könnten ganz ohne Sorge sein.

Das beruhigte sie sehr, und sie rief es gleich mit ein paar unverständlichen Worten in ihrer rauhen Mundart in das Haus zurück, wo die Alten lauerten.

Damit war das Gespräch zu Ende. Noch einen Schluck von dem kühlenden Getränk, und die Reiter stiegen in die Bügel. Der Knecht, der die Pferde getränkt hatte, schlich mit seinen Eimern davon und blieb aller drei Schritte stehen, um sich mit begierigen Augen umzusehen.

Es war spät geworden und der Rückweg nicht kurz. Aber das blasse Licht hielt wohl noch eine Weile. In langem Trabe ritten sie durch den totenstillen Wald, über die einsamen Weideflächen zurück.

Der junge Offizier, dem die Lebens- und Tatenlust in allen Adern pochte, hielt die entsicherte Waffe in der herabhängenden Hand und lugte scharfäugig voraus und zur Seite.

Er lachte in sich hinein. Ein Abenteuer, und doch so gar keins. — Verfluchtes Frauenzimmer! Unter hundert Menschen wäre sie einem unbemerkt vorübergegangen. Aber so! Was die für eine Faustinengestalt hatte, sehnig und mager wie ein gutes Rennpferd; und was die für Augen und Lippen hatte! Zu andrer Zeit hätte so was entzücken und entzünden können; aber im Kriege und hier! Bah —

Und dann kam mit einemmal eine ganz andere Stimmung über das brave, deutsche Jungenherz, das da hinter den Rippen des berühmten Rennreiters schlug. Ein kindliches Vergnügen über das friedliche Erlebnis, eine ganz reine Freude, daß es da noch Leute hinter der Front gab, die ihren alltäglichen Beschäftigungen nachgingen, und ein Fleckchen Erde, das der grauenvolle Krieg noch nicht zerstampft hatte, eine Zuflucht des Lebens inmitten einer so stillen, unentweihten Natur . . .

Das war einfach schön. Und das sollte so bleiben. Das sollte sein Schutzgebiet sein. Famos. Und Antoinette Garnier und ihre Höhlengeister sollten alle Ruhe haben. Was wußten diese Menschen von den Tücken des verwünschten Gesindels in Paris in den Ministersesseln und Zeitungs-Giftbuden!

„Springer?"

Der Ulan trabte näher heran.

„Alles in Ordnung —?"

„Jawoll, Herr Leitnant."

„Ich denke auch. Nun mal einen flotten Galopp, die Gäule können's schon wieder schaffen."

Hallo — und keine Sorge mehr um rechts und links.

— —

Ein in den Kämpfen des Vormarsches zusammengeschossenes Dorf war das Standquartier der Schwadron. Die Pferde waren teils im Gehölz in notdürftigen Baracken, teils in ein paar stehengebliebenen Schuppen und Scheunen untergebracht, die Mannschaft hatte sich in Mauerhöhlen eingenistet, so gut es ging. Ein leidlich unversehrter Keller war Offiziersquartier und Kasino zugleich.

„Ordonnanz!" rief der lange Oberleutnant, der mit ausgestreckten Beinen auf einer alten Bank in der Ecke saß, „was steht heute auf dem Küchenzettel?"

Vom Gelächter der Kameraden erdröhnte das staubige Ziegelgewölbe, an dem eine schlechte Öllaterne schaukelte.

„Lassen Sie sich zu einer Proviantkolonne stecken, Papendiek", sagte der Rittmeister, der verkehrt auf einem Strohsessel saß, die Arme auf die Lehne gestemmt, — „Konserven, wie zu Mittag, — was, Ellern?"

Der Adjutant, der eben das neugekaufte Rotweinfäßchen anzapfte, brummte Bestätigung.

Aber Papendiek ließ sich nicht irremachen. „Nee," sagte er und wedelte mit der Generalstabskarte durch die Luft, „ich verlasse mich auf meine Nase. Das ist — na, was denn — Ordonnanz?"

„Hammelfleisch mit weißen Bohnen — Befehl", schnarrte der Bursche, der zugleich Koch war, aus der letzten Tiefe des Raumes und nahm mit dem Holzlöffel Stellung.

„Na ja, natürlich — das gab es nämlich immer auf dem Gute meine Tante Klaffenbach, wenn wir als Jungen 'rauskamen, und seitdem ist da ein Leibessen von mir."

„Also Prosit, die Tante Klaffenbach", sagte Rittmeister Zur Mühle und prüfte das erste Glas Rotwein. „Ausgezeichnet! — Sind wir vol zählig?"

Aus den Winkeln tauchten noch etliche Gestalten, die sich da herum gedrückt hatten, ein paar Leutnants, der Veterinär und der Vizewacht meister.

Der Oberleutnant kam an die blanke Holztafel herüber, wo die Telle mit der zugeteilten Mahlzeit aufgetragen wurden, und reckte sich behag lich. „Nee — Vahlen fehlt noch . . ."

„Natürlich — Leutnant Vahlen, natürlich — ist wieder auf dem Tu mit seinem Sperber." Und der Oberleutnant murrte: „Der Teufel soll' holen, wenn das Hammelfett kalt wird."

„Gibt's nicht," rief der Rittmeister, „zu Tisch, meine Herren, ma nachexerzieren, wenn er nicht pünktlich sein kann."

„Ist das ein Leben hier", seufzte der Adjutant, als er das dampfend Gericht vor sich sah. „Wenn man's noch verdient hätte. Die vorn haben's besser, die haben wenigstens den Feind vor der Nase und wisser wofür sie von der Feldküche gefüttert werden."

„Abwarten, Ellern," sagte der Rittmeister im Einhauen, „sie hole uns schon, wenn es Zeit ist."

„Kavallerieangriff — bei der Lage?"

„Nein, aber in den Gräben", antwortete der Rittmeister und tran sein Glas aus.

„Nicht möglich."

„Na, wenn ich's Ihnen sage, von den Königsulanen sind schon zwe Herren —"

Da wurde die Kellertür aufgerissen, und Leutnant Vahlen polterte di ausgetretenen Stufen herunter, gebückt, um nicht an die Deckensteine de Kellerhalses zu stoßen.

Unten nahm er Stellung und setzte sich dann auf seinen Platz.

„Kamerad, was haben Sie denn?" fragte Papendiek. „Der Kerl mach ein Gesicht, als wenn er wunder was erfahren hätte."

„Weiß Gott", rief auch der Rittmeister. „Aber erst essen lassen. — Ordonnanz! Haben wir noch was von dem Hammeljemüse?"

Der prächtige Rotwein fand Zuspruch, während der junge Rennreite mit vollen Backen kaute und der Schwadronchef ihm Gesellschaft leistete

„So, nun Bericht erstattet. Also was gibt es?"

„Gar nichts", sagte Leutnant Vahlen und setzte sich zurück. „Ha jemand Zigarren?"

Der Vizewachtmeister holte die gemeinschaftliche Kiste aus dem Winkel

„Rein gar nichts, und doch was sehr Nettes." Und Leutnant Vahler erzählte sein Erlebnis, während sich's die andern rund umher so bequen machten, wie es ging.

Als er fertig war, folgte ein kurzes Schweigen.

„Bravo", nickte dann der Rittmeister mit dienstlichem Wohlwollen.

Oberleutnant Papendiek war anderer Meinung. „Weiter nichts? — Also 'n Frauenzimmer. — Wie zu Hause."

Leutnant Vahlen sah ruhig vor sich hin und lächelte. „Ein sonderbares Stück von einem Weib in diesem Aufzug und dieser Umgebung. Zum Henker, ob ihr mir's glauben mögt oder nicht: es lag mir immer auf den Lippen, als müßte ich Gnädige Frau zu ihr sagen."

Da glitt wohl ein Lächeln über die gebräunten Gesichter, aber kein kühner Scherz erhob sich und kein Spottgelächter schlug an die Wölbung.

Leutnant Vahlen freute sich. Es war ja so selbstverständlich. Diese Kameraden! Jeder Kerl ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. — Er sah nachdenklich zu, wie der Bursche das Glas aus einem Kruge vollgoß, und trank es dann langsam aus.

„Aber das war es ja wohl schließlich nicht, was ich sagen wollte. Ich weiß nicht — es war mir wie ein schönes Geschenk. Der ungestörte Friede, und Leute, die mit dem Feind da vorn so wenig zu schaffen haben und sich doch auf den Tod fürchten, daß es ihnen an den Kragen geht."

Und auf einmal schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Gottverfluchtes Gesindel, diese Revanchebrüller in Paris, und dreimal verdammt die Lumpenhunde in London, die ein fremdes Volk in Qual und Verderben jagen und sich zwischen ihren Geldschränken die Hände reiben!"

Der wilde Ausbruch dieses ehrlichen Ingrimms weckte lauten Widerhall. Stimmengewirr, eisernes Klirren der Sporen auf dem zerbröckelten Ziegelboden.

„Meiner Seele," sagte Rittmeister Zur Mühlen und packte das volle Glas, als wollte er's zerdrücken, „ich bin mit ganzer Leidenschaft in



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Russischer Raubzug. Nach einer Zeichnung für die [illegible]

diesem Kriege, der einem braven Soldaten einmal das volle Leben gibt, aber die Verruchtheit der Dunkelmänner drüben, ihn anzuzetteln und auf solche Weise, die möcht' ich nicht zu verantworten haben. — Meine Herren, auf das, was wir wünschen! Prosit."

Während die Gläser noch klirrten, kam wieder einer die Treppe herunter. Ein Meldereiter vom Regiment.

Der Rittmeister riß den Befehl auf. „Na endlich," sagte er, „jetzt kriegen wir Leben. Morgen kommen die schweren Batterien knapp vor uns. Die Schwadron hat das Gelände gegen die Einwohner zu sichern. Beständige Patrouillenritte. — Aber es wohnt ja beinahe kein Mensch mehr weit und breit. Schadet nichts; Karten her . . ."

Im Nu war der Tisch bedeckt. Dicht darüber gebeugt, Buch und Stift in den Händen, folgten die Offiziere den Anweisungen des Rittmeisters, der das Feld verteilte.

„Hier Sie, Papendiek, bis an die Kapelle bei Troisponts — von da an sichert die zweite Schwadron — hier ich selbst, vorwärts und rückwärts, hier Sie, Leutnant von Kage, hier nach Norden noch zwei Abschnitte, Leutnant Bock und Leutnant Vahlen . . ."

„Ich bitte um den äußeren Abschnitt", sagte Leutnant Vahlen.

„Aha, Antoinette Garnier", murmelte der Rittmeister so nebenher mit ernsthaftem Gesicht, und alles lachte.

Aber Leutnant Vahlen blieb ganz ruhig, während er die Aufgabe in seiner Karte und seinem Buche eintrug.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Taufrische streiften die Ulanenpatrouillen durch das ganze Hinterland. Und als die rote Herbstsonne über dem dünnen Gehölz im Osten stand, trabte Leutnant Vahlen an der Spitze von zwölf kernfesten grauen Lanzenreitern wieder vor die Tür der Ferme La Boise.

Sein Gebiet war das, kein anderer sollte es haben, und er allein wollte dafür einstehen.

Mit einer wunderlichen Freude im Herzen war er durch die Felder und Haine geritten, immer vor Augen, daß er zuletzt in La Boise halten würde, dem äußersten Punkte seines Patrouillenfeldes, gerade auf der Grenze des Abschnitts.

Die guten Leute kamen sogleich in heller Angst unter die Tür, als das Pferdegetrappel um den Brunnen klang, und diesmal erschrak auch Antoinette Garnier, als sie die Zahl der Reiter sah, deren Führer so überraschend schnell zurückkehrte.

Der Offizier lachte, während schon ein paar fixe Burschen abgesprungen waren und das Gehöft und seinen Umkreis bis in den letzten Winkel durchsuchten.

„Oh mon dieu! Was hat das zu bedeuten? Wir sind keine Verräter."

„Wirklich?" fragte Leutnant Vahlen scharf und sah ihr in die Augen, die sie ruhig und fest auf ihn richtete. — „Ich weiß, und ich glaube Ihnen. — Sie bürgen mir für die beiden Alten?"

„Wohl, ich bürge", antwortete sie und legte die Hand auf das Herz, die andere halb, wie zum Schwure, erhoben.

„Sie wissen, daß wir die Ferme räumen und Sie fortbringen lassen können bei dem geringsten Verdacht?"

„Ich weiß es."

„Schön — und nun einen Trunk im Bügel für die Leute. Schnell, schnell . . ."

Er grüßte leicht mit einem herzlichen Kopfneigen und wandte das Pferd, als die flinken Burschen, von der Suche zurückkehrend, wieder auf die Gäule kletterten. Da fiel sein Blick auf den Buckligen, der mit einem Bündel Holz mühsam über den Hof schlürfte.

„Bonne femme, wie steht's mit diesem?" fragte er halblaut, aus dem Sattel herabgebeugt, und deutete mit der Reitpeitsche.

Antoinette Garnier lachte verächtlich. „O der? Gregoire? — das ist ein Bettler, der froh ist, wenn man ihm kein Leid tut und er ein dürres Stück Brot hat. Er war früher einmal Knecht hier, der Krieg hat ihn zurückgetrieben, halb verhungert, da haben wir ihn aus Mitleid aufgenommen. Weiter nichts."

„Sehr gut. Sie stehen auch für ihn."

„Oh", sagte sie und hob den Kopf, sehr beleidigt, daß man das b ihr gegenüber einem solchen Menschen für nötig hielt. „Es versteht sic von selbst — natürlich."

Leutnant Vahlen nickte befriedigt. Aber er überlegte noch. Bess ist besser; es ist das einzige bewohnte Gehöft weit umher.

„Wir werden zwei Mann hier lassen. Nur der Ordnung wegen. D ist auch gut für Sie! —"

„Wie Sie befehlen, Monsieur", sagte sie gemessen und ging, ohne sic umzusehen.

„Springer", rief Leutnant Vahlen. „Obacht hier. Aufpassen — und g behüten, das Gehöft untersteht mir. Verstanden?"

Der Bursche hatte verstanden. Er sollte das Vaterland gegen die Bewohn der Ferme — und Antoinette Garnier gegen jeden Verdacht in Schutz nehme

Noch ein leichter Gruß mit der Gerte gegen das Haus, in dem sic niemand mehr zeigte. Befehl zum Ausschwärmen. Und nun auf einsame Wegen zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die schweren Batterien hatten ihre Stellungen hinter sanften Hüge wellen, gedeckt durch das verstreute Gehölz, eingenommen, die Fernsprec verbindungen mit den Beobachtern vorn waren hergestellt, und täglich un nächtlich, in unregelmäßigen Zwischenräumen, zischten die Granaten hinüb nach den unsichtbaren Stellungen des Feindes. Der schwere Donner d Abschusses wurde bald zum gewohnten Getöse in der Gegend. Und bal antworteten auch die großen Feuerschlünde von drüben.

Inzwischen jagten die Ulanenpatrouillen durch Wald und Feld, stöberte durch jede verlassene Hütte, jedes verfallene Gemäuer, fanden aber nirgen etwas Verdächtiges.

Leutnant Vahlen kam jeden Tag, die Ferme „Antoinette" zu besichtige wie er das Gehöft getauft hatte. Es wurde ihm zur Gewohnheit, ein Morgentrunk Wacholder dort zu nehmen, und zuletzt verschmähte er au die saure Ziegenmilch nicht. — Das flüchtige Gefallen an Antoinet Garnier war verflogen; ein vertieftes, vergeistigtes Behagen ließ ihn de Ritt so gern wiederholen. Das heitere Zutrauen war es, das ihm Freud machte, der Friede über diesem winzigen Stückchen Erde, die schön Menschlichkeit, die da inmitten wütender Feindschaft über den täglich Verkehr gebreitet war.

Der ehrliche Springer und sein Kamerad waren bald vertraute Gäst des Hofes geworden, und auch Antoinette Garnier hatte ihre kühle Zurüc haltung und ihren finsteren Trotz vergessen.

Eines Tags, als der Leutnant schon wieder im Sattel saß, trat sie au der Hintertür, die Hand unter der Schürze, und bat mit einiger Befange heit um ein kurzes Gehör.

Sie habe am ersten Tage aus Angst die Wahrheit verschwiegen, da sie einen Bruder beim französischen Heere habe, um den sie und d alten Leute in großer Sorge seien; er habe nicht mehr geschrieben un sei vielleicht verwundet oder gefallen. Dabei brachte sie einen Brief hervo an Herrn Charles Berthelot, Soldat im 67. Infanterieregiment in Soissons. —

Leutnant Vahlen nahm das Schreiben herauf und sah sie erstaunt an Es war offen.

„Natürlich", sagte sie. „Sie würden doch glauben, daß wir etwa Verbotenes schreiben wollten."

„Tut mir leid", antwortete der Offizier und gab es zurück. „Ic kann den Brief ebensowenig durch die Feuerlinie bringen wie Sie . . . Aber ich werde anfragen, ob Ihr Bruder unter den Gefangenen in Deutschland ist. Das ist alles, was ich tun kann."

Da drängte sie sich heran und faßte in heißer Dankbarkeit nach seine Hand, sie zu küssen.

„Holla, Sperber", rief der Reiter und riß das Pferd herum.

Als er im Gehölze war, ließ er das Tier in Trab fallen, schüttelte den Kopf und lachte vor sich hin.

Unsinn. — Er, Herbert Vahlen und Antoinette Garnier. — Zu närrisch!

Und er nahm sich vor, von morgen ab den Vizewachtmeister diesen Weg zu schicken und selber einen anderen Patrouillenweg in seinem Abschnitt zu reiten. —

(Schluß folgt.)

Vor einem Feldkreuz. Von Otto Michaeli.

Wir gingen oft an deinem Kreuz vorüber.
So mancher hat kaum nach dir hingesehn.
Gleichgültig sahn wir dein verstummtes Flehn,
Kaum wurden Blick und Herz dabei uns trüber.

Wir mußten deine Martern erst durchgehn
Und mühsam uns der Gegenwart entwinden,
Um deiner Leiden Tiefe zu empfinden,
Um deines Schmerzes Wesen zu verstehn.

Nun leben wir dein Leiden täglich mit.
Der Erde Schönheit hängt am Kreuz zerschunden,
Die Menschheit blutet aus Millionen Wunden,
Sie fühlt zu spät, warum ihr Heiland litt.

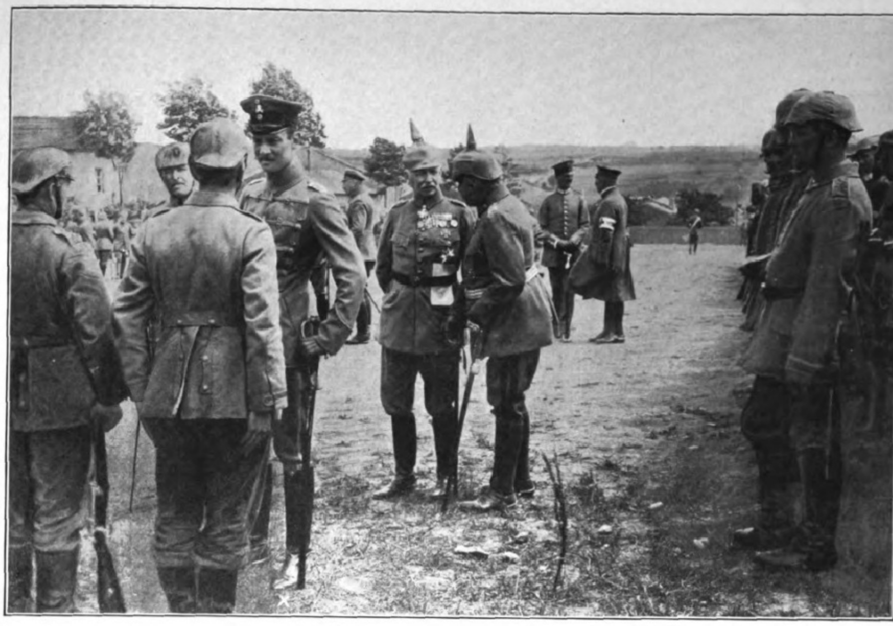
So ward der Wunder größtes uns beschieden,
Dein steinern Leid uns menschlich nahgebracht.
Und wir empfinden deines Wortes Macht:
Der Erde schönstes Kleinod ist der Frieden.

Rückschau auf das erste Kriegsjahr. II*).

Von Oberstleutnant a. D. K. Freiherrn v. Lupin.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz, den Russen gegenüber, waren unsere Grenzschutztruppen zunächst zu schwach, um den Krieg auch hier auf feindliches Gebiet zu tragen. Dort stand anfangs nur die Armee unter General v. Prittwitz, der bald durch den General v. Hindenburg ersetzt wurde. Gegenüber standen drei etwa 500000 Mann starke russische Armeen unter dem Großfürsten Nikolai.

Am 17. und am 20. August errang das preußische I. Armeekorps schöne Erfolge, mußte aber vor stärkeren russischen Kräften allmählich in Richtung nach Königsberg zurückweichen. Nun aber wurde die russische Narewarmee in der Linie Allenstein-Tannenberg-Gilgenburg am 26. August von Hindenburg auf beiden Flügeln umfassend angegriffen. In dreitägigen Kämpfen wurde diese Armee vernichtet und in die dortigen Seen und Sümpfe gedrängt, so daß nur ein einziges Korps entkam. Nach dieser glänzenden Waffentat wendete sich Hindenburg gegen die Njemenarmee, deren linkem Flügel er am 9. September an den Masurischen Seen bei Angerburg eine Niederlage beibrachte. Ein Vorstoß der Grodnoer Reservearmee brach bei Lyck zusammen. Ost- und Westpreußen waren vom Feinde frei. An der galizischen Grenze waren die Einfälle der russischen Kavallerie, die schon am 6. August begannen, zunächst abgewiesen worden. Dort standen 900000 Russen den Österreichern und Ungarn unter Erzherzog Friedrich gegenüber, die vier Armeen und zwei Flankenkorps in Westgalizien bildeten. Die Truppen in der Bukowina beschränkten sich auf den Grenzschutz. Die Armeen in Westgalizien drangen auf dem linken Weichselu gemeinsam mit dem auf Czenstochau vorgerückten preußischen Landwehrkorps v. Woy vor. Am 23. August stieß die Armee Dankl bei Krasnik auf den Feind und warf in dreitägiger Schlacht auf Lublin zurück. Am 27. August wurden die Russen wieder geworfen. Auch der Armee Auffenberg gelang es, den Gegner vom 25. August 1. September bei Kor row zu schlagen. D waren dies nur T erfolge, denn die r sischen Hauptkräfte w deten sich gleichzei gegen die über Lemb vorgegangene Arm Boroevic und mit ihr linken Flügel gegen Armee Böhm-Erm bei Halicz, 100 km s östlich von Lemberg. D Schlacht dehnte sich üb 300 km aus. Die r sische Übermacht war groß. Nach erbittert Kämpfen wurden a 3. September Lembe und Halicz von d Russen besetzt. Boroe und Böhm-Ermolli gi gen zwar am 8. Se tember wieder vor, doch vergeblich. Auffe berg, der herankam u die Russen umfass sollte, wurde selbst m Umfassung bedroht u mußte der Übermac ebenfalls weichen. Au gegen Dankl setzten d Russen neue Kräfte ei so daß am 11. Se tember der Rückzug na Westgalizien befohle werden mußte. D Zurückgehenden führte 60000 Gefangene un 300 eroberte Geschüt mit sich. Die Russen b lagerten Przemysl un fielen in Ungarn ei Nun mußten die Ve bündeten in Polen au zurück.



Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg (×) während eines Besuchs auf dem westlichen Kriegsschauplatz im Gespräch mit Mannschaften.

Nach den Siegen in Ostpreußen ließ Hindenburg die Armee unter General v. Françoi auf dem preußischen Kriegsschauplatz, während eine neugebildete Armee unter Genera v. Mackensen nach der oberschlesischen Grenze verlegt wurde. Von hier aus trat Hinder burg in den letzten Septembertagen den Vormarsch gegen die Linie Warschau-Iwangoro an. Gleichzeitig ging das österreichisch-ungarische Heer zum Entsatz von Przemysl vo

*) I. siehe vorige Nummer.



Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach (×) auf dem östlichen Kriegsschauplatz. (Hofphot. Kühlewindt.)

Unsere Fürsten im Felde: III.

Die Russen wurden durch dieses Vorgehen überrascht und ihre Kavallerie zurückgeworfen. Am 10. Oktober erreichten die Deutschen die Weichsel südlich Warschau. Die Österreicher entsetzten Przemysl. Östlich der Festung entwickelten sich am 12. Oktober heftige Kämpfe, in welchen die Österreicher Sieger blieben. Am 14. Oktober wurden von den Deutschen auf der Linie Iwangorod-Warschau acht russische Korps zurückgewiesen. In den ununterbrochenen Kämpfen wurde durch das erfolgreiche Eingreifen österreichisch-ungarischer Truppen bei Iwangorod am 22. Oktober die Verbindung wiederhergestellt, so daß sich die Schlacht von den Nordabhängen der Karpathen bis Sochaczew westlich Warschau ausdehnte. Die hier eingesetzten russischen Truppen waren aber nur die Vorläufer von sechs neuen russischen Korps. Die Deutschen, in der Front und in der linken Flanke angegriffen, mußten dem übermächtigen Drucke weichen. Den Feind immer wieder zur Entwicklung zwingend, gingen sie, unter Zerstörung aller Straßen, Brücken, Eisenbahnen und Telegraphen, auf Czenstochau zurück. Natürlich mußten auch unsere Verbündeten zurückgehen; sie taten es in der Richtung auf Krakau. Nun wälzten sich fünf russische Armeen, etwa 800000 Mann, von der Weichsel gegen die Grenzen von Posen und Schlesien heran.

Przemysl wurde zum zweitenmal von den Russen eingeschlossen.

Hindenburg ließ eine neugebildete Armeeabteilung unter General v. Woyrsch bei Czenstochau stehen. Sie hatte den Anschluß an die österreichisch-ungarische Armee zu sichern, Oberschlesien zu decken und den Feind in der Front aufzuhalten, während die Hauptkräfte, die Armee unter General v. Mackensen, nordwärts nach dem Grenzgebiet Kujawien verlegt wurde, um von hier aus gegen die rechte Flanke des russischen Zentrums vorzustoßen. Kavallerie verschleierte diese Bewegung, so daß dieser Hindenburgische Flankenstoß am 13. November überraschend ein russisches Armeekorps bei Wloclawek zurückwarf.

Der Rückzug in die Linie Krakau-Thorn wurde zu einer glänzenden strategischen Leistung umgestaltet durch die zweite deutsche Offensive, durch die Siege bei Lipno, Plozk und Kutno in Russisch-Polen. Das Zweimillionenheer der Russen, welches uns bei Berlin den Gnadenstoß geben sollte, wurde zurückgeschlagen, ehe es die schlesische und posensche Grenze erreichte. Lodz wurde von den Deutschen am 6. Dezember besetzt. Der Angriff, den General v. Hindenburg gegen den russischen rechten Flügel richtete, während das österreichisch-ungarische Heer im Verein mit deutschen Truppen den linken Flügel angriff, hat die Russen unter schweren Verlusten gegen die Weichsel zurückgeworfen. Der zum Feldmarschall ernannte General v. Hindenburg wurde zum populärsten Manne. Er hat die hochgespannten Hoffnungen unserer Feinde auf die russische Flutwelle gründlich zerstört. Widrige Witterungsverhältnisse und grundlose Wege haben der Ausnützung des Sieges, der Verfolgung, Hindernisse in den Weg gelegt, das Vordringen verlangsamt und unter fortwährenden blutigen Gefechten zu Positionskämpfen von der Bzura bis zum Dunajec und in den Karpathen geführt. In Galizien haben die Österreicher, unterstützt von deutschen Truppen, am unteren Dunajec eine lebhafte Tätigkeit entwickelt. In den Karpathen gingen die österreichisch-ungarischen Truppen erfolgreich vor. Ungarn ist vom Feinde gesäubert. Die Karpathenpässe sind den Russen entrissen. Große Kälte und Schneefall hat die dortigen Vorwärtsbewegungen zeitweise zum Stillstand gebracht, die Karpathenschlacht war noch unentschieden. In der Bukowina haben die Österreicher die Russen zurückgedrängt.

Auf die lügnerischen und prahlerischen Reden der russischen Minister in der Duma haben die Deutschen in der ersten Hälfte Februar die richtige Antwort gegeben. In der neuntägigen Winterschlacht in Masuren wurde die russische X. Armee, bestehend aus mindestens 11 Infanteriedivisionen und mehreren Kavalleriedivisionen, vernichtet. Der Kaiser wohnte den entscheidenden Gefechten in der Mitte unserer Schlachtlinie bei. Hier im Osten, wo noch Bewegungskrieg stattfindet, zeigte sich die geniale Heerführung, die es versteht, hinreichend starke Kräfte an einem Punkt zu versammeln und den Feind überraschend anzugreifen, seine Flügel zu umgehen, ihn sogar einzukreisen. Hindenburg versteht es, die Schlachtpläne des Jahres 1870 auf größere Räume und größere Heeresstärken zu übertragen. Die ganz außerordentlichen Marschleistungen der zum Teil aus jungen Mannschaften bestehenden deutschen Truppen haben die Durchführung der Pläne Hindenburgs in riesiger Winterschlacht ermöglicht. Solche Leistungen vollbringt nur ein Heer, das bis zum jüngsten Manne entflammt ist von heiliger Vaterlandsliebe. Diese Winterschlacht war ein Triumph der deutschen über die russische Heerführung, ein Sieg der tüchtigeren, leichter beweglichen Truppen über die Massen eines schwerfälligen Gegners. Die Russen sind von der ostpreußischen Grenze weggefegt.

Nun war die Frage, ob die Russen ihre Stellungen vor der Weichsel aufgeben und sich auf der ganzen Linie zurückziehen würden, ob diese Winterschlacht eine Entscheidungsschlacht war. Da zeigte sich nun aber die Zähigkeit der Russen. Trotz der fürchterlichen Niederlage erneuerten sie ihre Angriffe auf mehreren Punkten im nördlichen Polen. Wir wollen hiervon nur die Kämpfe bei Grodno und Prasnysz anführen, in welchen die Russen Vorteile errungen haben, die aber wieder ausgeglichen wurden dadurch, daß die von den Russen aus drei Armeekorps neugebildete X. Armee bis Mitte März ebenfalls geschlagen und zum Rückzuge gezwungen wurde. Die Russen erkannten wohl, daß, wenn ihr rechter Flügel im nördlichen Polen und ihr linker Flügel in der Bukowina und in Galizien zurückgedrängt waren, ihre starke Front westlich der Weichsel, ihr Zentrum, ins Wanken geraten und auch zurückgehen müsse. Wir sehen hier einen einheitlichen Feldzugsplan durchleuchten, der uns zu der



Das für die in den Kämpfen an der Loretto-Höhe gefallenen Deutschen der 28. Infanteriedivision auf dem deutschen Friedhof bei Loretto errichtete Denkmal.

stillen Hoffnung berechtigte, daß Warschau fiele o[d…]
selbst überlassen werden müsse, und daß die [F…]
Przemysl entsetzt würde.

Diese Hoffnung ist damals noch nicht erfüllt [w…]
Przemysl hat sich schon am 22. März wegen Lebens[…]
mangels ergeben. Die Besatzung hat bis zuletzt [...]
gekämpft. Ehrenvoll unterwarf sie sich der Gefange[n…]
Die Ergänzung der Lebensmittel in der Zeit von [...]
Oktober bis 9. November 1914, während [...]
die Einschließung der Festung aufgehoben [...]
auf Schwierigkeiten gestoßen, die eine leh[…]
Kriegserfahrung bilden werden. Nach Zei[…]
nachrichten soll die Festung mit veralteten Ge[…]
ausgerüstet und ihre Festungsbauwerke solle[n…]
mehr zeitgemäß gewesen sein, eine Mahnun[…]
Volksvertretungen, die den Forderungen de[…]
tärischen Autoritäten nicht rechtzeitig nachko[…]
Der vielbeklagte Fall von Przemysl gab den [...]
zu einer Kräftevermehrung und zu einem [...]
Verbündeten glücklichen Ausgang.

In den Karpathen wurde den ganzen [...]
über unter unglaublichen Mühsalen gekämpf[t…]

Am 11. und 12. März hatten die österre[…]
ungarischen Truppen einige wichtige Höhe[…]
Cisna und Baligrod genommen und östlic[h…]
Uzsoker Paß Erfolge erzielt. Die Russen d[…]
in Gegenangriffen bis Volocz vor, wurden [...]
mit ungeheuren Verlusten zurückgeworfen. [...]
den Fall von Przemysl konnten die Russen [...]
etwa 100000 Mann auf den Kampfplatz [...]
Karpathen werfen, und sie beschlossen, einen [...]
bruch auf der ganzen Linie erneut zu unterne[…]
Die Karpathenschlacht gewann dadurch eine [...]
Bedeutung, daß weitere deutsche Truppen zu[…]
gesendet werden mußten, um den Durchbru[ch…]
Russen nach Ungarn zu verhindern. Die [...]
Osterschlacht begann in der Linie Baniavölg[…]
Lupkow- und von da zum Uzsoker Paß, w[…]
die deutsche Südarmee anschloß. Die Russen [...]
andauernd heftig an, aber die Karpathenfront [...]
sich als unerschütterlich erwiesen. Die stelle[…]
hin- und herschwankenden Kämpfe können i[m…]
zelnen hier nicht geschildert werden, erwähnen[…]
ist die Wegnahme des Zwinin (nördlich Tu[…]
am 9. April durch die deutschen Truppen, wa[…]
ganz hervorragende Waffentat war. Deuts[…]
hat an Österreich-Ungarn hier den Dank abge[…]
für die Opfer, welche gebracht wurden, u[…]
russische Flut von Schlesien abzuhalten.

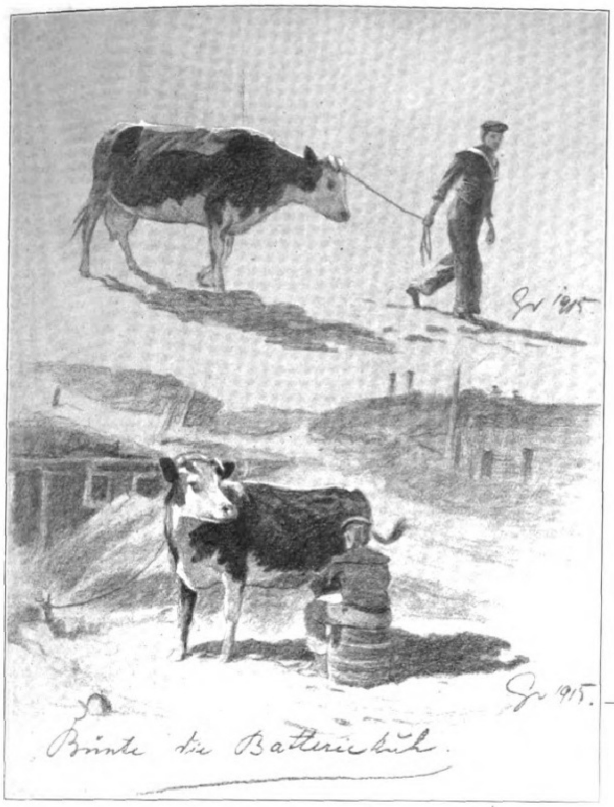
Die russische Heerführung packte den Sti[…]
den Hörnern, indem sie das Vorgehen dur[…]
Karpathen unternahm. Von mancher Seite [...]
dies so gedeutet und als Wahnsinn bezeichne[…]
war eine falsche strategische Rechnung. Die [...]
glaubten, mit den an Zahl schwächeren Österre[…]
leicht fertig zu werden, sie rechneten aber nic[…]
der Treue der deutschen Verbündeten und deren [...]
tegie, nicht mit dem Geist, der die Verbündete[…]
seelte. Der Geist siegte über die Masse. Das [...]
diesem numerisch ungleichen Riesenkampf das entschei[…]
Merkmal. Und dieser Geist wird auf das Endergebn[…]
Krieges, wie die Weltgeschichte lehrt, auch entscheidend [...]
Die Karpathenschlacht hatte nicht bloß den Vormarsc[h…]
Wien vereitelt, sie hatte auch die Offensive der Verbün[…]
eingeleitet. Diese Offensive zur Vertreibung der [...]
aus Galizien schloß sich an die gewonnene große [...]
digungsschlacht in den Karpathen sofort an. Der A[…]
war genial ausgedacht, sorgfältig geheimgehalten un[…]
vorbereitet. Der Vorstoß erfolgte nördlich der Karp[…]
gegen die Mitte der russischen Linie an einer Stell[…]
die Russen, gut verschanzt, ihn nicht erwarteten. De[…]
wegungskrieg wird hier Herr über den Stellungs[…]
trotz numerischer Überlegenheit der verschanzten R[…]

Ehe wir auf den [...]
bruch der russischen [...]
am Dunajec ein[…]
müssen wir noch den [...]
falls überraschenden [...]
erfolgreichen Vorsto[ß…]
Deutschen gegen Lib[au…]
Kurland erwähnen, [...]
sich an die Vertrei[…]
der russischen Räube[r…]
den aus Memel ans[…]
Auch hier ein ge[…]
Erfassen der auge[n…]
lichen Lage. Der ru[…]
Kriegshafen Libau [...]
unter Mitwirkung [...]
deutschen Kriegssc[h…]
am 8. Mai einge[…]
men, die Eisenbahn [...]
Wilna unterbrochen [...]
Eisenbahnverbindun[g…]
Petersburg nach War[…]
bedroht. Das vorlä[…]
Ziel war, die Dubissa-[…]
zu besetzen und Liba[…]
nehmen. Das Endzi[el…]
Operation ist noch [...]
Dunkeln. Der G[…]
wurde veranlaßt, [...]
Kräfte dorthin zu w[…]
seine Blicke wurden [...]
Norden gelenkt, kur[z…]
dem Einbruch in des [...]
des Mitte am Dun[…]
wohin wir nun w[…]
zurückkehren wollen.

Am 2. Mai ist [...]
den verbündeten Tru[ppen…]
gelungen, die ru[ssische…]
Front zwischen Karpa[…]
und mittlerem Dunaj[ec…]
durchbrechen, im U[…]
lauf' den Fluß zu [...]
schreiten. Am 3. [...]


Rückkehr von Sanitätsmannschaften mit Verwundeten nach dem Krankenwagen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Die Batteriekuh.



Strandwachtposten.



Knie beugt, Arme vorwärts streckt!

war die Stadt Biecz in deutschen Händen, während die Österreicher unter Erzherzog Joseph Ferdinand über die Biala setzten und in Richtung Tuchow Gelände gewannen. Die Russen standen noch im Banne ihrer am 2. Mai erlittenen Niederlage, ihre Verbände vermischten sich, ihre Leitung war nicht einheitlich. Der Armeeführer Dimitriew war mit seinem Stabe in Automobilen nach Rzeszow entflohen. Am 4. Mai führten die Russen etwa 4 bis 5 Infanterie- und 4 Kavallerie-Divisionen dem Angreifer entgegen, aber es herrschte doch schon solche Planlosigkeit, daß die Widerstand leistenden Truppen bei den Nebenabteilungen keine Unterstützung fanden, und so verloren die Russen ihre dritte Hauptstellung westlich Jaslo. In Tarnow hielten die Russen zähe stand, bis diese Stadt südlich umgangen war. Ihre Eroberung durch die Truppen des Erzherzogs Joseph Ferdinand war nicht leicht. Der rechte Flügel der Armee Mackensen drang bis fast an die Wisloka heran. Der taktische Durchbruch war vollendet. Es war ein Stoß ins Herz der feindlichen Linie, ein Stoß, der sich natürlich bald fühlbar machte bei den südlich noch im Gebirge stehenden russischen Korps. Die am weitesten bis in die Gegend von Zboro vorgedrungene russische Beskiden-Armee war zuerst in die Umklammerung geraten, da auch im Süden die österreichisch-ungarische Armee unter Boroevic aus den Karpathen nachdrängte. Und in dem Maße, als die Verfolgung zwischen dem Duklapaß und der Weichsel vorschritt, wurde der Lupkower Paß, gegen den das deutsche Beskidenkorps unter General von der Marwitz vorstieß, für die Russen unhaltbar, und auch die russischen Stellungen bei Uzsok sind ins Wanken geraten. Der Kampf bei Uzsok greift hier auf die Armeegruppe Szurmay über, die den Westflügel von General v. Linsingens Südarmee bildete. Diese behauptete ihre vorgeschobenen Stellungen auf dem Zwinin und Ostry im Orawatal. In der Bukowina wurden nördlich von Czernowitz die Höhen von Zaleszczyki erobert.

Die Verfolgung nördlich der Karpathen erreichte trotz eines von Sanok herkommenden russischen Gegenangriffes am 10. Mai den San-Abschnitt in Linie Sanok-Dynow.

Wie der Erfolg bei Gorlice und Jaslo sich auf die Karpathenfront übertrug, so beeinflußte der Durchbruch der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand bei Tarnow und Debica die Lage in Russisch-Polen. **Die stark befestigte Nidafront wird von den Russen geräumt. Die Truppen des Generalobersten v. Woyrsch rückten vor und haben am** 12. Mai die Gouvernementsstadt Kielce besetzt. Der Durchbruch machte sich dadurch bereits auf einer Frontbreite von 300 km geltend. In zehntägigen Verfolgungskämpfen wurden die russische III. und VIII. Armee bis zur Vernichtung geschlagen. Die Karpathen wurden das Grab der Russen, welche Raubbau trieben mit ihrem Menschenreichtum. Die Beute war ungeheuer groß. Den Siegern sind in elf Tagen rund 150000 Mann nebst 100 Geschützen und 350 Maschinengewehren in die Hände gefallen. Die Niederlage hat bis dahin den Russen mindestens 200000 Mann gekostet, ebensoviel wird die vorausgegangene Karpathenschlacht gekostet haben. Viele bekanntgewordene Einzelheiten bezeugten die Auflösung der vorgenannten russischen Armeen.

Der in früheren Kriegen weniger hervorgetretene Offensivgeist der Russen brachte neue Kräfte heran, teils westlich, teils östlich des San, und unternahm Gegenangriffe, aber ohne Erfolg.

Am San trat bei den Verbündeten eine kurze Pause ein, um Atem zu schöpfen und den Nachschub zu regeln. Am 24. Mai wurde die unterbrochene Offensive wieder aufgenommen, stellenweise unter heftigen Gegenangriffen der Russen. Diese brachten anscheinend eine Armee heran, die bei Odessa für die Kriegführung gegen die Türkei bereitgehalten wurde. In Przemysl hielten sich die Russen noch hartnäckig, aber dieses fiel doch überraschend schnell am 3. Juni. Eine der schönsten Taten haben hier die verbrüderten deutschen und österreichischen Heere vollbracht. Bayern waren unter den Ersten, die vom Norden her in Przemysl eindrangen und dem von Süden her eindringenden österreichischen X. Korps die Hände reichten, dem Korps, das im Frieden Przemysl als Standort innehatte. Die Einnahme von Przemysl nach einer Belagerung von nur vier Tagen und kurzer Beschießung war ein Erfolg, der auch eine besondere moralische Wirkung auf unsere Feinde und die Neutralen ausübte. In einem Monat sind die Russen in einer Frontbreite von 300 km etwa 150 km in der Tiefe zurückgedrängt worden, was in der Kriegsgeschichte einzig dasteht.

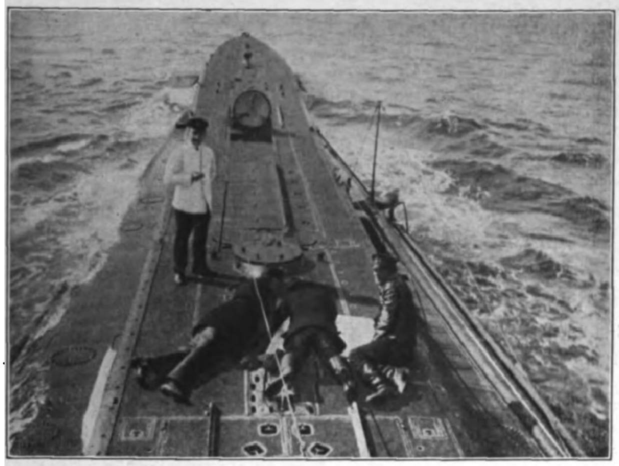
Das nächste Ziel war Lemberg. Die allgemeine Offensive wurde am 13. Juni fortgesetzt. **Die Armeen Mackensens schritten aus der 70 km breiten Front Czerniava (nördlich von Mosciska) — Sieniawa zum Angriff auf die ihnen gegenüberstehende**



Drahttransport.

Bei unserer Marine in Westflandern.

Nach Zeichnungen des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



An Bord eines unserer Unterseeboote: Beim Studium der Karte in der Irischen See.

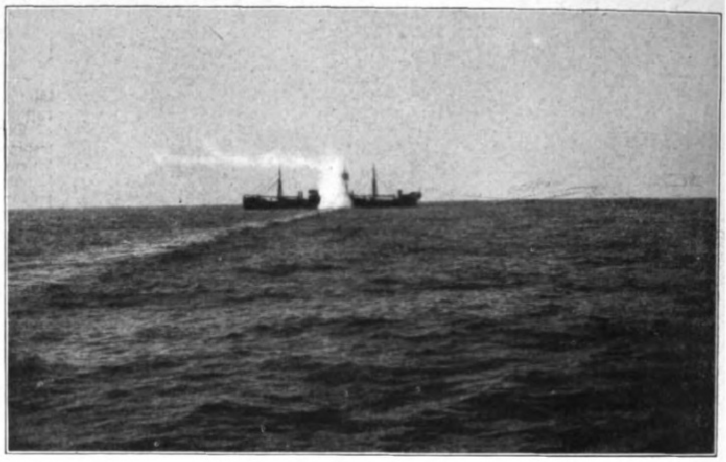
russische Hauptmacht, die sie schlugen. Es gelang den zurückweichenden Russen nicht, in der vorbereiteten Grodek-Stellung, westlich Lemberg, standzuhalten. Am 19. Juni wurde diese erstürmt, am 22. Juni die galizische Hauptstadt von der zweiten österreichisch-ungarischen Armee Böhm-Ermolli genommen. Heller Jubel erschallte in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reiche! Seit 4. Dezember 1914 in russischem Besitz und mit großem Gepränge schon in Rußland einverleibt, ist dieser Verkehrsmittelpunkt nicht bloß von politischer, sondern auch von hoher militärischer Bedeutung. Nun drängten die Armeen Mackensens die Russen östlich und nordöstlich weiter zurück. Am 28. Juni näherten sie sich dem Bug-Abschnitt, die linke Flügelarmee Mackensens unter Erzherzog Joseph Ferdinand überschritt bereits die Reichsgrenze.

Seit die Russen aus den Karpathen zurückgeworfen wurden, bildete der Dnjestr die natürliche Schutzwehr der russischen linken Flanke. Die Armee des Generals v. Linsingen erkämpfte am 6. Juni den Übergang über den Strom bei Zurawno, mußte aber am 20. Juni vor sehr überlegenen feindlichen Kräften zurückgehen. Erst am 23. Juni, nachdem tags zuvor die Russen über Lemberg zurückgeworfen waren, gelangte die Armee Linsingen in vollen Besitz der Stromübergänge und konnte sich nun in gleiche Höhe mit dem rechten Flügel Mackensens setzen. Am 24. Juni warf Linsingen auf der ganzen Front Halicz—Firlejow den Feind über die Gnila-Lipa zurück. Unterhalb Halicz hielten sich die Russen noch am Dnjestr, nur der Übergang bei Zaleszczyki war seit 11. Juli im Besitz der Armee des Generals Pflanzer-Baltin.

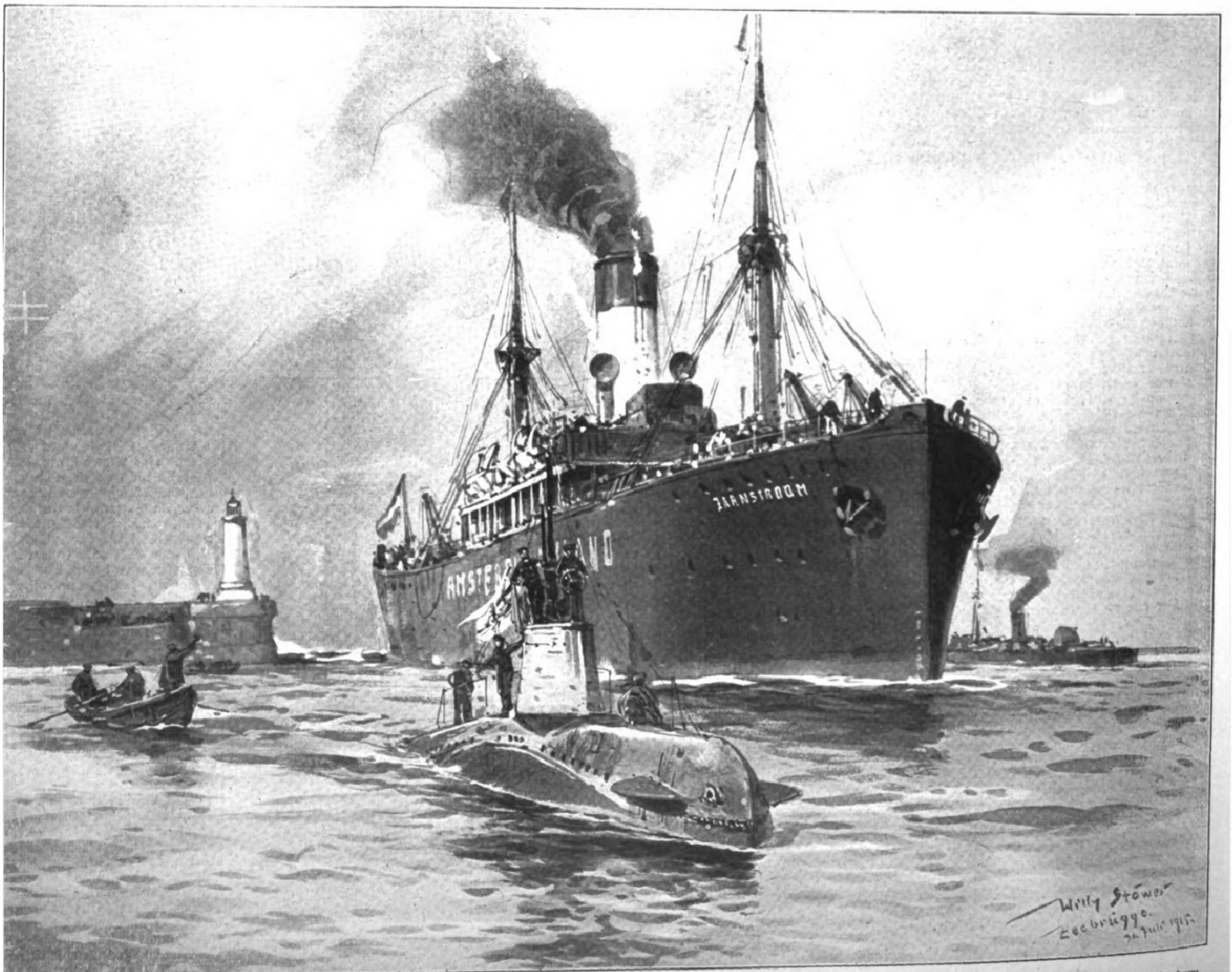
Infolge der Ereignisse in Galizien hatten sich die Russen auf dem linken Weichselufer in Polen südlich der Pilica vor den Armeen Woyrsch und (vormals) Dankl bis an die Weichsel zurückgezogen. Westlich von Warschau blieb die Lage vorerst noch unverändert.

Nördlich der Weichsel, in den Gebieten des Narew, des Bobr, des Njemen und der Dubissa, an dieser fast 450 km langen Front, haben verhältnismäßig schwache deutsche Truppen unter Hindenburgs bewährter Leitung das eroberte Grenzgebiet von Russisch-Polen, Litauen und Kurland ungeschmälert in zahlreichen Zusammenstößen gehalten.

Der Deutsche Kaiser weilte während der Kämpfe um Przemysl, um Lemberg und weiterhin im Osten, wo sich noch viel größere Ereignisse vorbereiten, nämlich eine Umfassung der russischen Armee östlich von Warschau, der gewaltigsten strategischen Umfassung, die die Welt bis jetzt erlebte. Während die Armeen Mackensens nach der Einnahme Lembergs vom Süden her gegen die Linie Lublin-Cholm, unter heftiger Gegenwehr der Russen vorgingen, brach Hindenburg überraschend vom Norden her gegen die Russen bei Prasnysz vor und warf sie auf einer 170 km langen Linie gegen den Narew zurück, indessen westlich der Weichsel in Richtung gegen Iwangorod Generaloberst v. Woyrsch siegreich vordrang, wodurch auch der Feind nördlich der Pilica gegen die Weichsel zurückwich. Die Russen erlitten zwischen Bug und Weichsel eine Niederlage und traten in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli den Rückzug von Süden



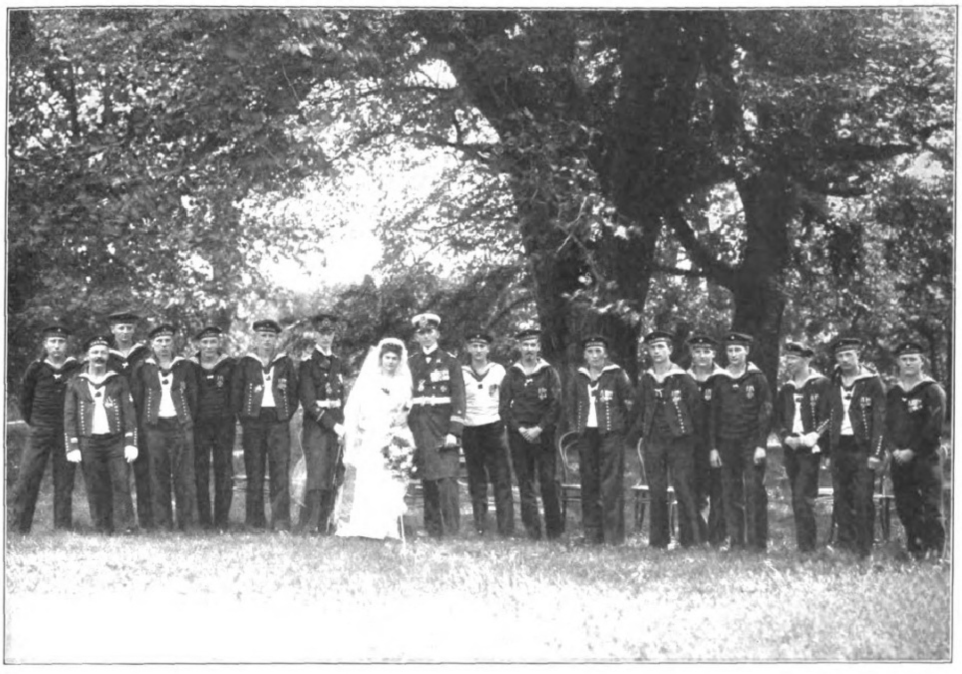
Wassersäule beim Auftreffen des Torpedos auf einen Dampfer.



Ein Unterseeboot, mit seiner Beute in Zeebrügge einlaufend. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Willy Stöwer, jetzt auf dem Kriegsschauplatz in Flandern.

Vom Unterseekrieg.

nach Norden an. Die Verbündeten rücken vom Süden, vom Westen und vom Norden in einem Bogen vor, dessen Mittelpunkt Brest-Litowsk ist. Die Umklammerung der Russen ist eingeleitet. Eine große Bedeutung gewinnen unsere Bewegungen gegen die feindlichen Flanken. Am 23. Juli wurden am Narew die kleinen Festungen Rozan und Pultusk von der unter Hindenburg stehenden Armee des Generals v. Gallwitz erobert und der Übergang über diesen Fluß erzwungen. Der Anmarsch von Norden her ist von einem großen Hindernis befreit. Größere Gefahr droht der ungedeckten Südflanke der Russen, darum haben sie wohl ihre Hauptstärke zwischen Weichsel und Bug eingesetzt. Die Russen befinden sich auf der sogenannten inneren Linie, die bald da, bald dort angreifen und abwehren kann. Ob sie die Vorteile derselben auszunutzen verstehen, oder ob sie immer mehr auf begrenztem Raume zusammengedrängt, mit viel ungangbaren Gelände im Rücken, rechtzeitig das Feld räumen oder einer größeren Katastrophe entgegengehen, das wird mit Beginn des neuen Kriegsjahres klar werden. Wir können das gewaltige kriegerische Schauspiel hier nicht mehr zu Ende führen. Berichten wollen wir nur noch, daß auch in Kurland die Armee v. Below den Feind 40 km östlich von Schaulen (Schawli) geschlagen hat, und daß hierdurch die befestigte Flußlinie Njemen-Narew nördlich von Kowno umgangen ist.



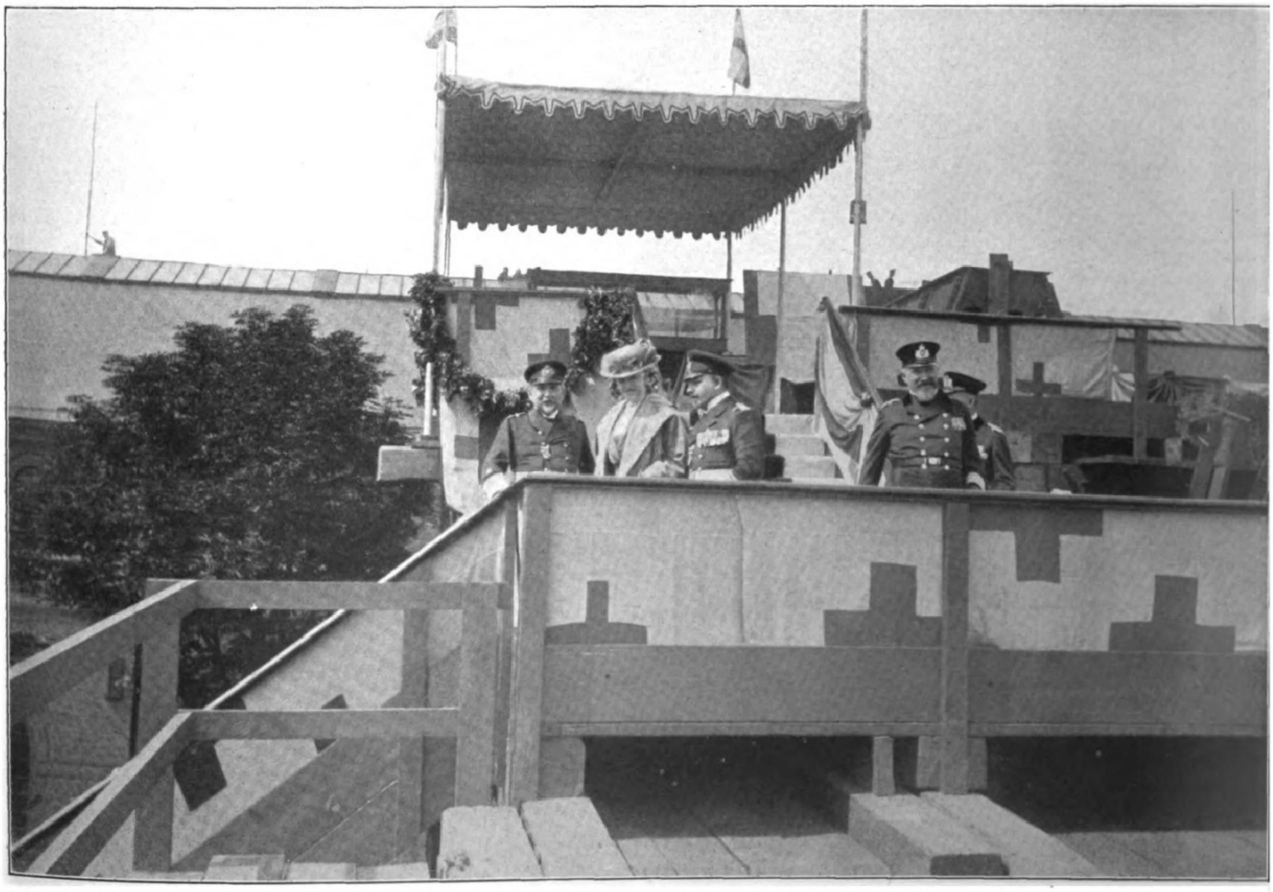
Von der Vermählungsfeier des Helden der „Ayesha", Kapitänleutnants Helmut v. Mücke, mit Fräulein Carla Finke am 3. August: Das junge Paar mit der Mannschaft der „Ayesha" im Park des Gutes des Vaters der Braut zu Oslebshausen bei Bremen. Links von Frau v. Mücke Leutnant zur See Gyßling. (Phot. Willy Dose, Bremen.)

Im Geiste des Altmeisters Moltke beherrschen die deutschen und österreichischen Hee führer Raum, Zeit und die Heerscharen in noch nie dagewesenen Größenverhältnisse Noch ist der Weltkrieg nicht zu Ende, aber was auch kommen mag, wir werden al Schwierigkeiten übe winden durch Eini keit und mit de durch Seelenstärke g stählten Willen zu Sieg.

Wir eilen auf eine anderen Kriegsscha platz. Der Zweibun hat sich seit 11. N vember 1914 wied zum Dreibund e gänzt durch Eintri der Türkei in de Weltkrieg. Die Trag weite des Eingreifen der Türkei und di Erklärung des He ligen Krieges ist u ermeßlich, da dam alle Mohammedane die in Gebieten un serer Feinde wohner zum Kampfe au gerufen sind.

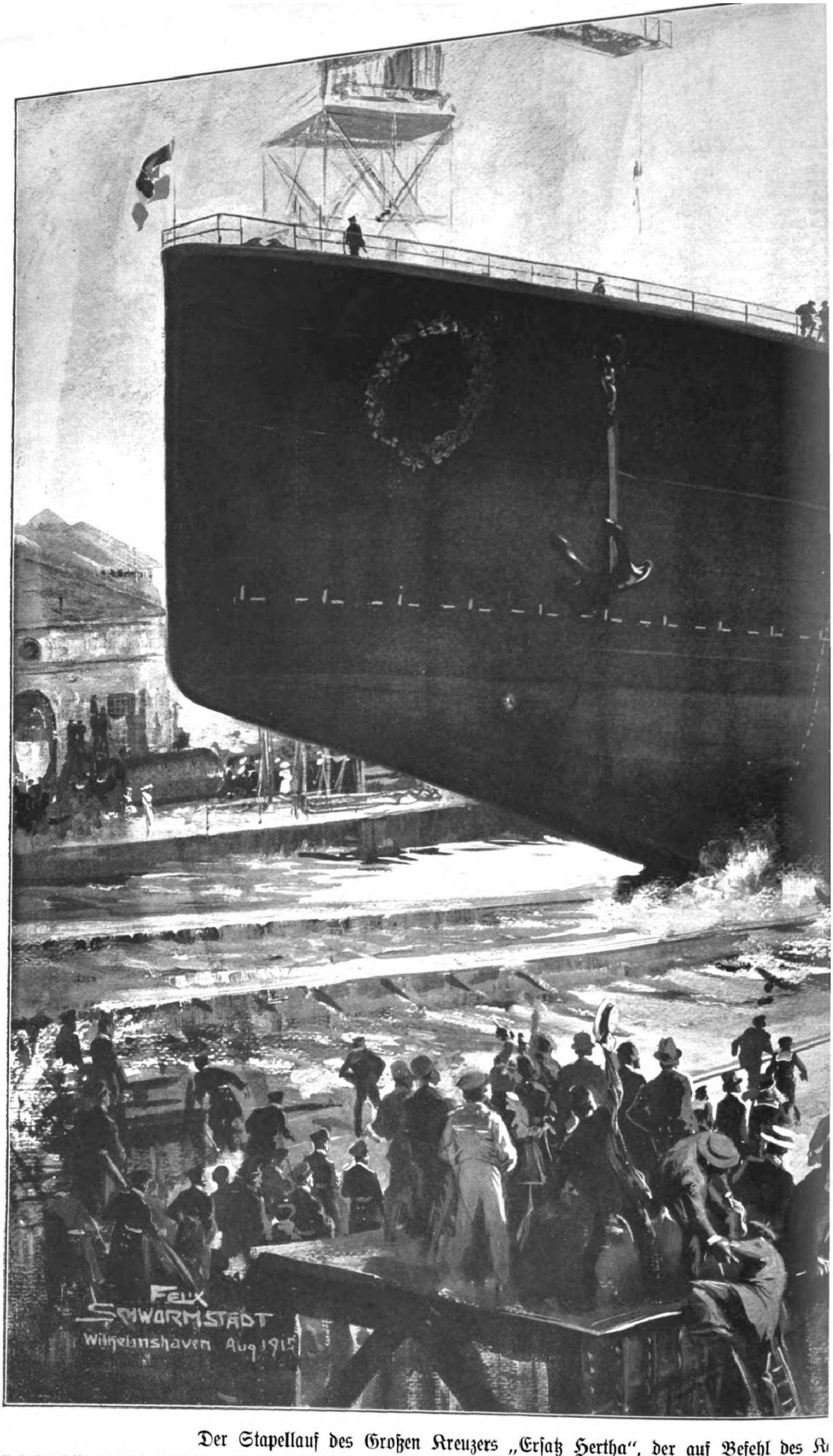
Die Türken kämp ten zuerst im Schwa zen Meere sowie i Kaukasusgebie gegen die Russen, i Mesopotamien un am Suezkanal gege die Engländer.

Der russische Za befahl schon a 2. November 191 der russischen Kau kasusarmee, in tür kisches Gebiet einzu fallen. Als diese etw 50 km weit einge drungen war, ginge die Türken zum An griff vor und warfe die Russen in mehr tägigen Kämpfen zu rück, am 19. Novembe bei Asap. Die Russe haben im armenische Hochland starke Be festigungen angelegt. Das veranlaßte die Türken zu einer Umgehung über Olti, welch zur Zurückwerfung der Russen gegen Kars führte. Gleichzeitig mit dem Vorgehen gege Kars, auf dieser mittleren Linie, hatten die Türken auch auf dem rechten und linke



Vom Stapellauf des Großen Kreuzers „Ersatz Hertha", der auf Befehl des Kaisers den Namen „Hindenburg" erhielt, auf der Kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven am 1. August: Auf der Taufkanzel nach dem Taufakt.

Von links nach rechts: Chef der Nordseestation Admiral v. Krosigk; Frau v. Hindenburg, die Gemahlin des Generalfeldmarschalls, die die Taufe vollzog; Oberwerftdirektor Konteradmiral Kraft; Schiffbaudirektor Geheimrat Schirmer.



Der Stapellauf des Großen Kreuzers „Ersatz Hertha“, der auf Befehl des K

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt. — Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat anläßlich des S
tiefempfundenen, ehrerbietigsten Dank dafür alleruntertänigst zu Füßen legen zu dürfen, daß ein stolzes Schiff Eurer Majestät Marine fortan meinen Namen trage



...des ...n „Hindenburg“ erhielt, auf der Kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven am 1. August.

...gramm an den Kaiser gerichtet: „Eure Kaiserliche und Königliche Majestät bitte ich, heute, als am Tage des Stapellaufs des Großen Kreuzers ‚Ersatz Hertha‘, meinen ... des ...nsche werden den Kreuzer stets in der festen Zuversicht geleiten, daß er überall, wo er auftritt, als treuer Diener seines kaiserlichen Herrn über die Wohlfahrt, Sicherheit und ...en ...hen wird.“

Flügel den Vormarsch gegen die russische Grenze aufgenommen. Der rechte Flügel kam trotz siegreicher Kämpfe bei Karakilissa nur langsam vorwärts, dagegen errang der linke Flügel Erfolge bei Artwein usw., die zur Berennung von Batum führten. Zur Deckung der Operation gegen Batum war es erforderlich, den Straßenknotenpunkt Ardahan einzunehmen. Nach heftigen Kämpfen gelang dies am 29. Dezember 1914. Die Bevölkerung, die dort meist aus Türken und Kurden besteht, begrüßte die Sieger mit Begeisterung. Zur Vertreibung der in Nordwest-Persien stehenden russischen Truppen rückte eine türkische Armeegruppe in Aserbeidschan ein; sie errang Erfolge in der Gegend des Urmiasees. Die Jahreszeit und die Witterungsverhältnisse haben dort einen gewissen Stillstand mit



Blick auf Warschau von der Vorstadt Praga aus.

...engen... Wenn es dem Drei-, Vierverband geli... sollte, Konstantinop... erobern, was nach... bisherigen Mißerfo... unwahrscheinlich ist,... ist es immer noch... lich, ob Rußland... einzieht, oder ob... stantinopel zum ... apfel der Vierverb... mächte wird. Zun... sollte für Rußland... Durchfahrt durch... Dardanellen erzwun... werden, um Waffen... Kriegsgerät nach ... land auf kürzestem ... senden und Getreide... aus Rußland exporti... zu können. Der An... auf die Dardanellen ... auch die neutralen M... meermächte und die... tralen Balkanstaaten... Aufgabe ihrer Neu... lität veranlassen. ... 18. März brachte ... siebenstündiges ... bardement aller ... danellenwerke ... fünfzehn englische



Teilansicht von Warschau.



An der Weichsel in Warschau.

Zur Eroberung von Warschau am 5. August durch die Armee des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. (Phot. Dr. Trenkler & Co., Leip...

Teilkämpfen eintreten lassen. Die Türken kämpften im Kaukasusgebiet weiterhin glücklich, doch ist der Schwerpunkt der türkischen Kämpfe seit Februar 1915 an die Dardanellen verlegt. Auch die Russen haben ihre dortigen Kräfte vermindert. Es ist ein Nebenkriegsschauplatz geworden, der ablenkend und abwehrend, aber nicht entscheidend wirken kann.

In Mesopotamien sind die Engländer zurückgeschlagen worden. Am Suezkanal wurde am 31. Januar 1915 gekämpft, englische Kolonialtruppen erlitten empfindliche Verluste. Das Unternehmen der Türken, durch die Wüste gegen Suez vorzudringen, ist schwierig. Am Suezkanal wird England in sein koloniales Herz getroffen. Das Unternehmen wird durch die Kämpfe um die Dardanellen aufgehalten. England ist an der Hinausschiebung des Kampfes am Suezkanal wahrscheinlich mehr interessiert als an der Einnahme der Dardanellen. Am 28. Mai hat die Pforte angekündigt, ihre Feindseligkeiten auch auf den Suezkanal ausdehnen zu wollen.

Seit 26. Februar kämpfen Engländer und Franzosen um die Einfahrt in die Dardanellen und machten dort und bei Smyrna Landungsversuche, die im März und April unter großen Verlusten für die Angreifer mißlangen, ebenso wie die russischen Angriffe auf den Bosporus. Die Türken zeigten sich wohlvorbereitet, und ihre Artillerie hatte große Erfolge. Die Dardanellenfrage ist wieder aufgerollt, das Kriegsziel Rußlands ist Konstantinopel. Militärisch betrachtet, erscheint diese Unternehmung als eine nachteilige Kräftezersplitterung. Auch in diesem Weltkriege wird die Entscheidung auf den Hauptkriegsschauplätzen im Westen und Osten fallen. „Constantinople c'est l'empire du monde", sagte Napoleon I. Das hat zu dem Grundsatze geführt, daß keine der großen Weltmächte in den unbeschränkten Besitz Konstantinopels

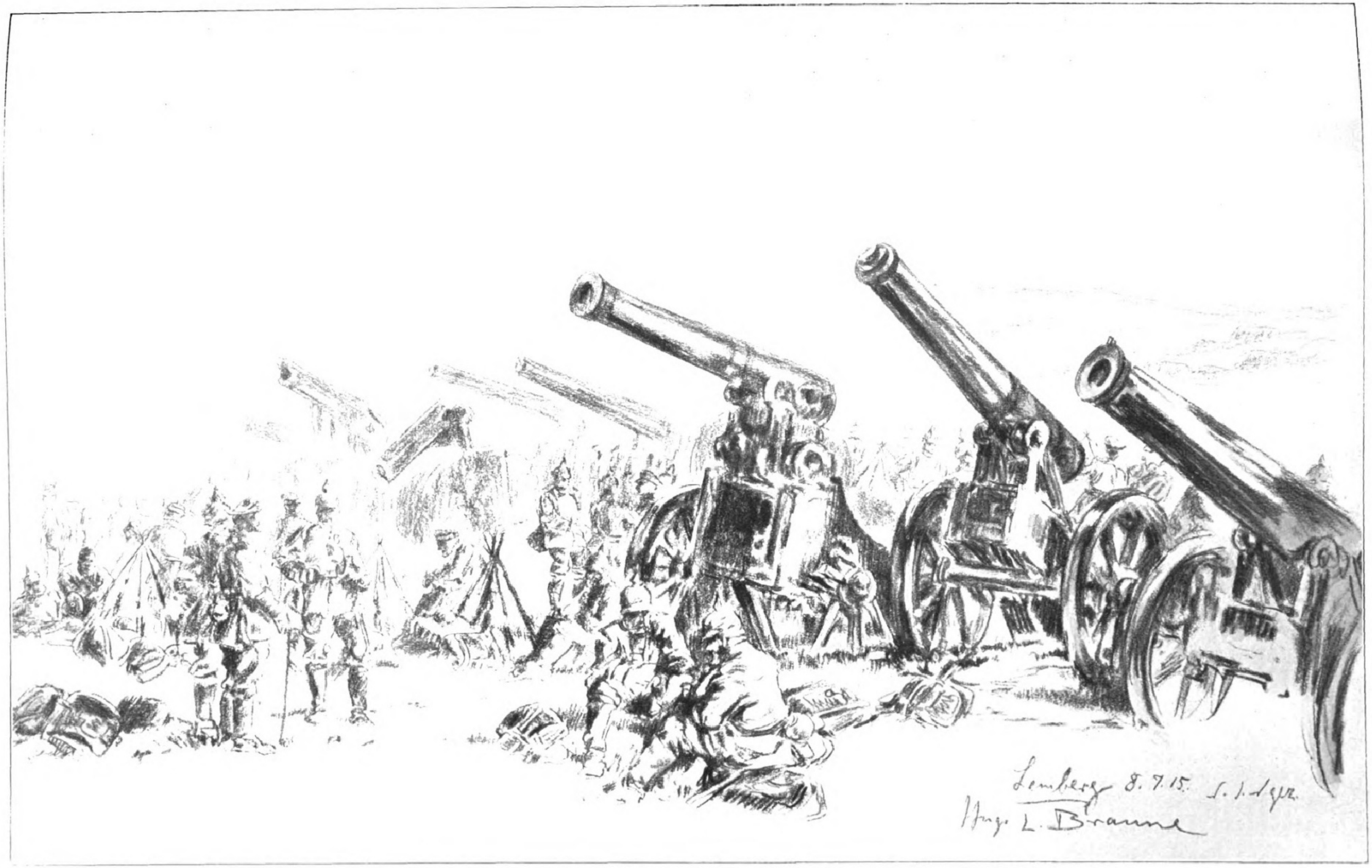
französische Linienschiffe der türkischen Meerengen...teidigung einen Sieg. Der Mißerfolg wirkte auf ... Angreifer sehr ernüchternd. Nach einem am 27. A... mißglückten Landungsversuch auf Gallipoli ist es ... Feinden Anfang Mai gelungen, nach Ansetzen mehr... Landungskorps an drei Punkten bei Ari-Burun, Se... Bahr und Kaba Tepe an der Küste sich zu halten, konnten aber nicht we... ins Innere vord...gen. Türkische Tapfer... bannte sie an die L...dungsstellen. Nur u... stärkstem Feuer der Schi...artillerie waren die L...dungen gelungen, a... unter fürchterlichen V...lusten. Türkische Gesch... zerstörten englische ... französische Schiffe, ... nachdem deutsche Un...seeboote auch bei den D...danellen sich zeigten ... dort bis jetzt acht Krie...schiffe versenkten, zo... sich die Schiffe teilwe... wenigstens bei Tage, ...rück. Die Franzosen, we... auf dem asiatischen D...danellenufer landet... mußten sich zurückzieh... ihr Befehlshaber d'Am... wurde zurückberufen. ... russische Flotte dem...strierte im Bosporus du... Beschießung harmlo... Dörfer dicht an der b...garischen Grenze. ... Gallipoli entwickelte ... ein Stellungskrieg, ... welchem die Verbünde... fortgesetzt angreifen, a... stets zurückgeschlagen w...den. Italien, das ... 23. Mai in den Weltkr... eingriff, hat sich bis j... an der Unternehmu... noch nicht beteiligt.

Die Truppenmacht ... Verbündeten bei den D...danellen wird auf 80... Mann, ihre Verluste ... 60 000 Mann geschätzt,



Übergang einer Proviantkolonne über die von den Deutschen erbaute Kriegsbrücke über den Narewfluß. (Hofphot. Kühlewindt.)

Von der großen deutschen Offensive im Osten.



Aus den Tagen der Eroberung Przemysls: Rast deutscher Truppen an der Straße Przemysl-Lemberg bei den von den Russen zurückgelassenen österreichisch-ungarischen Festungsgeschützen, die seinerzeit vor der Übergabe Przemysls von der österreichisch-ungarischen Besatzung gesprengt worden waren.

daß fortgesetzt Ersatz an Mannschaften und Material sowie Verstärkungen benötigt werden. Die Türken sollen 200000 Mann entgegenstellen können, die unter einem deutschen Führer, dem General Liman v. Sanders, stehen. Deutscher Geist, in der Person des Generals von der Goltz, hat den sieghaften Widerstand auf Gallipoli vorbereitet.

Serbien, das den Ausbruch des Krieges hervorgerufen hat, wurde anfänglich siegreich bekämpft, seine Hauptstadt Belgrad wurde von den Österreichern eingenommen. Dann wendete sich dort das Kriegsglück. Die Österreicher mußten unter großen Verlusten den Rückzug antreten. Die Ursachen werden einer späteren Aufklärung vorbehalten sein. Seit Räumung von Serbien und Montenegro herrscht dort, auf diesem Nebenkriegsschauplatz, verhältnismäßige Waffenruhe. Der Tod hat gleichwohl seine Ernte durch Seuchen gehalten, die Heer und Volk dezimierten. Das Weltgericht erreichte dies Land auch ohne Waffengang.

Aus unseren Kolonien, die vom Mutterlande nicht unterstützt werden können, kommen spärliche Nachrichten, aber sie bekunden alle, daß der deutsche Geist auch unter anderen Zonen hoch über den räuberischen Einfällen steht, die uns Kiautschou, Togo, Teile von Kamerun, Südwest-Afrika, die Besitzungen in Neu-Guinea, auf den Marschallinseln, den Marianen, in Samoa usw. weggenommen haben. Diese Kolonien sind für uns aber nicht verloren; um ihren Besitz wird im Westen und Osten von Europa gekämpft. Wir werden nicht Frieden schließen, ohne daß diese mit deutschem Blut und Geld erworbenen Besitzungen zurückgegeben werden.

Das treulose, länderschachernde, nicht durch eigene Erfolge groß gewordene Italien steht mit Deutschland noch nicht im Kriege. Wir können warten, werden ihm aber wohl in seine linke Flanke fallen, wenn es ihm einfallen sollte, unsere Feinde im Westen durch Truppensendungen unterstützen zu wollen.

Die Erfolge der Italiener nach zwei Monaten sind negativ. Dies fällt um so mehr auf, als Italien fast zehn Monate Zeit zur Vorbereitung auf den Krieg gehabt hat und auch den für die Kriegserklärung geeignetsten Zeitpunkt hätte wählen können. Statt einer zielbewußten, starken Offensive tastete die italienische Heerführung anfänglich an den Grenzen von Tirol, Kärnten und am Isonzo vorsichtig mit Scharmützeln herum, um erst am 5. Juni in dem ersten größeren Angriff am Isonzo bei Görz und auf die Hochfläche von Doberdò ihre III. Armee, aus vier Armeekorps bestehend, zurückgeschlagen zu sehen. Heldenhaft wie die Deutschen bei Arras stehen den Italienern die in Galizien erübrigten österreichisch-ungarischen Truppen gegenüber. Wie seine neun Verbündeten hat auch Italien seinen Gegner unterschätzt. Es hat den geraden Weg nach Wien und Ungarn zum Angriff gewählt, kommt aber zu spät mit seiner Hilfe für Rußland. Aus der Kriegsgeschichte hätten die Italiener entnehmen können, daß am Isonzo zu kämpfen nicht leicht ist. Am 18. Juli haben sie ihre Angriffe dort fortgesetzt, aber nach zehntägigem Kampfe ohne Erfolg.

Das verräterische Unternehmen wird den Italienern keine Lorbeeren bringen.

Auf das erste Kriegsjahr rückschauend, müssen wir vor allem Gott danken, daß die Feinde nicht in unserem Lande sind und die Kriegslage sich für uns so günstig gestaltet hat. Der Luftkrieg, der Unterseekrieg, die waffentechnischen und Verkehrsfortschritte, die Massenheere haben die Kriegführung verändert. Aber auch dieser Krieg wird zeigen, daß die höhere Moral siegt. Aus der Seele jedes Deutschen hat unser Kaiser gesprochen in seiner Kundgebung „An das deutsche Volk“ am 31. Juli mit dem Bekenntnis, daß sein Gewissen rein am Entstehen dieses Krieges ist, mit dem Danke an die heldenmütigen Kämpfer und an jene, die für das Vaterland geblutet, mit dem Gedenken derer, die in fremder Erde oder auf dem Grunde des Meeres ruhen, mit der Zuversicht, daß wir den großen Kampf für Deutschlands Recht und Freiheit, wie lange er auch dauern mag, in Ehren bestehen und den Sieg erringen werden, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet. Nicht bloß das deutsche Volk, sondern die ganze Welt wird die Kaiserworte verstehen als den Ausdruck der festen Entschlossenheit, die ungehemmte Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat wie auf dem freien Meere für die Zukunft zu sichern, ohne Überhebung, aber im Gottvertrauen und im Bewußtsein unserer Kraft.



General der Infanterie Köveß v. Köveßháza,

der Kommandant des siebenbürgischen Korps, das am 1. August vor der Westfront von Iwangorod einen glänzenden Erfolg erzielte. Acht etagenförmig angelegte betonierte Stützpunkte der Russen wurden mit dem Bajonett dem Feinde entrissen, über 2300 Gefangene gemacht, 32 Geschütze, darunter 21 schwere, und 11 Maschinengewehre erbeutet. (Phot. Fischer, Hermannstadt.)

Wirkt der Krieg auf unser Wetter ein?

Von Dr. Richard Hennig, Berlin.

Als im letzten Winter die meisten Monate neben recht mildem Wetter auch ein überreiches Maß von Regen brachten, der den braven Kriegern in Ost und West mit seinen schlimmen Begleiterscheinungen mehr zu schaffen machte, als es selbst ein strengerer Frost getan hätte, da tauchten Stimmen auf, die behaupteten, die erhöhte Neigung zu Niederschlägen und die zum Teil damit in Verbindung stehende milde Witterung möchten vielleicht zusammenhängen mit den ungeheuren Erschütterungen der Atmosphäre, die das unausgesetzte, rasende Artilleriefeuer in den verschiedensten Teilen Mitteleuropas hervorrufe. Selbst in wissenschaftlichen Kreisen fand diese zum mindesten unbewiesene und voreilige Annahme vereinzelte Anhänger. So brachte im April die sonst durchaus ernste und vorsichtige „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ von fachmännischer Seite einen Aufsatz, der einen Zusammenhang der angedeuteten Art für möglich und für diskutierbar erklärte.

Als dann im Mai und Juni der Himmel „ehern“ wurde und der von der Landwirtschaft zur Kriegszeit noch viel dringender als sonst ersehnte Regen lange Wochen hindurch entweder ganz ausblieb oder nur in ganz ungenügenden Mengen fiel, da



Eine Offiziersmesse bei dem Eroberer Lembergs, General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli, Führer der II. österreichisch-ungarischen Armee.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von Professor St. Rejchan.

Von links nach rechts: Oberstleutnant v. Kundegraber; Major Graf Andrassy; Generalmajor Dr. Bardolff, Generalstabschef der II. österreichisch-ungarischen Armee; General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli; Rittmeister v. Beöthy; Fürst Maximilian Egon zu Fürstenberg.



Italienische Drahthindernisse. (Phot. Az Est.)

fanden sich abermals kluge Leute und legten dar, daß die bedenklich langanhaltende Dürre offenbar eine Wirkung des Krieges sei, da der stetige Artilleriedonner die Bildung der Wolken über weiten Landstrichen erschwere und vereitele, so daß kein Regen zustande kommen könne. Auch diese Begründung klang für jeden, der physikalisch nicht aus sich selbst heraus urteilen kann, durchaus einleuchtend.

Beide Behauptungen stehen natürlich im schärfsten Widerspruch zueinander, denn es ist nicht gut möglich, daß im Winter Wolkenbildung und Regen durch das Artilleriefeuer hervorgerufen und verstärkt, im Frühjahr aber durch denselben Anlaß unterdrückt werden. Welche von beiden Annahmen ist nun als zutreffend zu erachten? Oder muß man gar allen beiden mit Unglauben oder doch mindestens mit Skepsis gegenüberstehen?

Die Frage, ob starkes und anhaltendes Schießen, insbesondere der Artillerie, einen Einfluß auf das Wetter auszuüben vermag, ist nicht erst durch diesen Krieg angeregt worden, sondern wird schon seit mindestens hundert Jahren viel umstritten. Der berühmte französische Physiker und Meteorologe Arago nahm das Problem bereits im Jahre 1816, also ziemlich genau vor einem Jahrhundert, wissenschaftlich in Angriff, und zwar auf dem einzig gangbaren Wege der Statistik, wenn er auch nur ein lokal beschränktes und nicht allzu beweiskräftiges Material verfügbar hatte. Er stellte nämlich volle dreißig Jahre hindurch, von 1816 bis 1845, fest, wie die Witterung sich an denjenigen Tagen gestaltete, an denen in nächster Nähe seiner Wohnung Artillerieschießübungen stattfanden. In den dreißig Jahren gab es insgesamt 662 derartige Tage. Arago ging von der Anschauung aus, das Schießen müsse die Wolken zerteilen, und er erwartete daher, daß die Tage, an denen eine artilleristische Betätigung stattfand, eine geringere Niederschlagshäufigkeit und Niederschlagsmenge bringen würden, als es dem Durchschnit entsprach. Gerade das Gegenteil zeigte sic aber, und nach dreißigjährigem Studium ge langte Arago zu dem Ergebnis: „Das Ab feuern von grobem Geschütz zerteilt die Wolke keineswegs, sondern bewirkt eher, daß sie sich zu sammenziehen."

Diese Ansicht steht also in schroffem Wider spruch zu der weitverbreiteten Lehre des „Wetter schießens", das ja gerade die Bildung von Un wettern durch Böllerschüsse vereiteln zu könne meint. Es muß ausdrücklich betont werden, da Aragos Vermutung, die übrigens mit der große Vorsicht des echten Forschers ausgesprochen wurde von der heutigen Fachwissenschaft durchaus nich anerkannt wird. Trotzdem hat durch Arago di Anschauung, daß starkes Schießen von Artilleri Regen hervorrufe, lange Zeit hindurch ein wesentliche Stütze erfahren. Des weiteren wies man in der Folge, zur Stütze der Aragoscher Hypothese, auf folgende Ereignisse der neuerer Kriegsgeschichte hin.

Als im Mai 1849 während des ungarischen Aufstandes die Österreicher Ofen, die ungarischen Rebellen Pest besetzt hielten, entwickelten sich zwischen ihnen am 13. und 14. Mai starke Artilleriekämpfe. Das Wetter war damals seit Wochen schön und klar gewesen. Vierundachtzig schwerkalibrige Geschütze waren in Tätigkeit: die Österreicher unter Hentzi beschossen fünf Stunden lang Pest, und die Ungarn unter Görgei antworteten. Am Abend des 14. Mai bewölkte sich nun der bis dahin heitere Himmel, und um Mitternacht begann ein schwacher Regen zu fallen. Alsdann klärte sich der Himmel abermals auf, aber am Abend des 17. Mai ging ein ausnehmend



Durch ein Stacheldrahthindernis in der ersten Linie am Isonzo. (Phot. Frankl.)

schweres Gewitter in der Budapester Gegend nieder.

Noch unmittelbarer schien die Wirkung des Schlachtengetöses auf die Witterung am Tage von Solferino, 24. Juni 1859, zu sein. In der dritten Nachmittagsstunde endete die hitzige und sehr blutige Schlacht mit der Erstürmung der Hauptstellung der Österreicher in Solferino durch die Franzosen, und die Österreicher traten den Rückzug an, der aber in der fünften Stunde durch ein gewaltiges Gewitter mit schwerem Wolkenbruch empfindlich erschwert wurde. — Im amerikanischen Sezessionskriege glaubte man abermals wahrzunehmen, daß einige große Kanonaden auf dem Mississippi, am Potomac, am York River, am James River und bei Korinth bedeutende Regengüsse nach sich zogen. Auch den ungewöhnlich großen Regenreichtum des August 1870 in Mitteleuropa wollte man in Zusammenhang bringen mit den gewaltigen Schlachten desselben Monats auf elsässischem und lothringischem Boden, wobei die Erinnerung angebracht schien, daß auch in den großen Kämpfen des August 1813 und des Juni 1815 gegen Napoleon I. außergewöhnlich starke und ergiebige Regengüsse niedergingen.

Im Russisch-Japanischen Krieg 1904/5 schien der Zusammenhang zwischen Schlachtentätigkeit und Witterung so einleuchtend, daß selbst ein amtlicher russischer Bericht darauf hinwies. Am 16. Oktober 1904 berichtete nämlich Kuropatkin in einer Depesche an den Zaren über den Vortag, den achten Tag der sogenannten Schlacht am Schaho: „Wie dies auch bei Liaujang der Fall war, brach gestern infolge der vielen Schüsse ein starkes Gewitter aus, und ein heftiger Regen ging hernieder."



Tiroler Schützen beim Marsch über einen Steg im Gebirge. (Phot. Az Est.)

Der Krieg mit Italien.


ALEX KIRCHER



Kronprinzessin Cecilie in Ostpreußen: Die Frau Kronprinzessin (×) bewirtet am 29. Juli im Hofe des Schlosses zu Allenstein 150 verwundete Soldaten.
(Phot. A. Gems, Allenstein.)

Nimmt man nun hinzu, daß auch im jetzigen Kriege sowohl die Schlacht von Tannenberg als auch die erste Schlacht bei Lemberg unter Regenfällen zu Ende gingen, daß ferner, wie schon erwähnt, der regenreiche und milde Winter 1914/15 als eine Folge des unablässigen Artilleriefeuers selbst von fachmännischer Seite wenigstens vermutungsweise angesprochen wurde, so scheint kaum noch ein Zweifel möglich, daß in der Tat die Witterung in entscheidender Weise durch den Krieg beeinflußt werden kann.

Wer ein wenig mit der Kriegsgeschichte vertraut ist, wird vielleicht auch unschwer aus älterer Zeit einige Beispiele nennen können, die diese Behauptung zu stützen geeignet scheinen. Es sei nur erinnert an die gewaltigen Regenfälle, welche die römische Niederlage im Teutoburger Wald begleiteten und fühlbar schrecklicher machten. Und ähnliche Ereignisse kennt die Kriegsgeschichte des Altertums und Mittelalters noch in nicht ganz kleiner Zahl. Muß man daraus nicht mit Sicherheit den Rückschluß ziehen, daß die Witterung in der Tat durch kriegerische Ereignisse infolge Erschütterung der Luft durch das Schießen der Artillerie beeinflußt wird? Aber wie? In der Schlacht im Teutoburger Wald und in den anderen Schlachten des Altertums und Mittelalters gab es ja noch gar keine Artillerie, deren Schießen man für die nachfolgenden Regengüsse und Gewitter verantwortlich machen konnte! Kamen trotzdem in älterer Zeit, wo man das Schießpulver noch nicht erfunden hatte, nicht eben allzu selten im Anschluß an kriegerische Vorgänge Unwetter und Regenfälle vor, so liegt darin nur ein Beweis für die von vornherein zu erwartende Tatsache, daß ein nicht ganz geringer Prozentsatz von Schlachten und Gefechten bei Regen und Gewitter stattfinden oder solchen atmosphärischen Vorgängen unmittelbar vorausgehen wird, ohne daß das Zusammentreffen eine andere als eine rein zufällige Ursache hat. Wir müssen uns demnach sorgsam hüten, jeden Regen und jedes Gewitter, das unmittelbar auf eine Schlacht folgt, ohne weiteres als eine Folge der artilleristischen Tätigkeit zu betrachten; die zeitliche Aufeinanderfolge allein kann noch nicht im mindesten den inneren Zusammenhang beweisen. Erst wenn man statistisch feststellen könnte, daß es nach schweren Geschützkämpfen neuerdings merklich häufiger regnet als nach den geräuschloseren Treffen alter Zeit, darf man an einen inneren Zusammenhang zwischen Geschützdonner und Niederschlag glauben. Eine solche Statistik zu erbringen, ist aber unmöglich. Einzelne willkürlich zusammengestellte Beispiele aus der Kriegsgeschichte vermögen jedenfalls gar nichts zu beweisen, denn man wird einer Aufzählung von Fällen, in denen auf eine Schlacht oder ein Bombardement Regen und Unwetter folgten, wohl mindestens ebenso viele Beispiele gegenüberstellen können, in denen dieselben Folgen ausblieben. In solchem Fall von Ursache und Wirkung zu sprechen, ist aber höchst leichtfertig und unwissenschaftlich.



Augenblicksbild vom westlichen Kriegsschauplatz. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ O. J. Olbertz.

In der Tat zerflattert denn auch die auf den ersten Blick anscheinend so hohe Beweiskraft der oben aufgeführten Beispiele bei schärferer kritischer Betrachtung vollständig. Man denke nur: für die artilleristische Tätigkeit bei Budapest am 13. und 14. Mai 1849 wird ein am 17. Mai eingetretenes Gewitter als Beweis für die Beeinflussung des Wetters herbeibemüht! Wo soll bei einer derart „weitherzigen“ Beweisführung die Grenze der angeblichen Wirkung des Artilleriefeuers sein? In Berlin gab es z. B. am 2. Juni 1849 ein Gewitter — war auch dies vielleicht noch eine Folge der Budapester Vorgänge vom 13. und 14. Mai? Oder wenn wir weiter hören, daß die großen Schlachten des August 1813 erst am Abend des 22. August begannen, daß aber der tagelang strömende Landregen, der sie begleitete, und der angeblich eine Folge des gesteigerten Schießens war, schon bei den ersten Schüssen des 22. August in der Trebbiner Gegend in vollster Stärke seit geraumer Zeit herniederfloß, so erkennt man ohne weiteres, auf wie schwachen Füßen jene künstlichen Konstruktionen innerer Zusammenhänge zwischen Krieg und Witterung stehen, und wie ungemein vorsichtig man in seinem

Urteil sein muß, ehe man einen Beweis als geglückt ansieht. Auch das Kuropatkinsche Gewitter fand bemerkenswerterweise gerade an dem Tage der Schlacht am Schaho statt, der eine verhältnismäßig nur schwache artilleristische Tätigkeit brachte. Im übrigen ist es wohl auch kaum als auffällig zu bezeichnen, daß während einer modernen Schlacht, die bei warmer Sommerwitterung fast zwei Wochen lang währt, ein Gewitter zur Entladung kommt.

Will man aber trotzdem das mitgeteilte geschichtliche Material noch für beweiskräftig genug ansehen, daß man weiterhin mindestens mit der Wahrscheinlichkeit einer Wetterbeeinflussung durch den heutigen Krieg rechnet, so erkläre man zunächst einmal die wichtige Tatsache, wie es kommt, daß der August 1914 trotz einer Tätigkeit der Artillerie, gegen die das Schießen in den früheren Kriegen von 1813 bis 1904 zu einem Nichts zusammenschrumpft, daß dieser August trotzdem sich in ganz Mitteleuropa durch eine geradezu auffällige Trockenheit auszeichnete. Von siebenundsechzig Berliner Augustmonaten der Jahre 1848 bis 1914 haben nur sechs den August 1914 an Niederschlagsarmut erreicht oder übertroffen. Wie wäre dies logisch zu rechtfertigen, wenn in den Jahren 1813 und 1870



Vom zweiten Austausch deutscher und französischer kriegsgefangener Schwerverwundeten und Sanitäter über die Schweiz: Prinz Max von Baden (×) mit einem Teil der Austauschkommission und der Ausgetauschten auf dem Bahnhof in Konstanz.

Links vom Prinzen Max Frau Oberst Bohny, rechts der schweizerische Oberst Bohny, die sich beide der heimkehrenden Deutschen in hochherziger Weise annahmen. (Phot. Jos. Fischer, Konstanz.)

der viel kleinere Artilleriekrieg schuld gewesen sein soll an den beiden ungewöhnlich ergiebigen Regenmassen der damaligen Augustmonate? oder wenn im Winter 1914/15 der durchaus nicht auffällige und sich vollständig in oft gewohnten Grenzen haltende Regenüberschuß durchaus als eine Folge des Artilleriekrieges angesprochen werden soll? Beachtet man nun weiter, daß auch der Mai und der Juni 1915, die bei Anhalten der sonstigen Gefechtstätigkeit gelegentlich der großen Durchbruchsschlachten in Galizien einen ganz unerhört großen Munitionsverbrauch brachten, sich fast überall in Europa durch außergewöhnliche Trockenheit, ja, man muß sagen, vielfach durch eine beunruhigend langdauernde und vollständige Dürre auszeichneten, so muß man rundweg zugeben, daß die vielmonatigen Erfahrungen des Weltkriegs auch nicht den geringsten Anhalt dafür ergeben, daß sich der Wettermacher St. Petrus im geringsten durch die Kriege der Menschen ins Handwerk pfuschen läßt. — Sowohl die statistische als auch die theoretische Erfahrung spricht unter allen Umständen dagegen, daß der Krieg überhaupt und der jetzige Weltkrieg im besonderen irgendeine noch so leichte Wirkung auf unsere Witterung ausübt.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Charakterbeurteilungen des Schriftstellers Liebe, die t der landläufigen Handschriftendeutelei nichts gemein haben, den in wissenschaftlichen und behördlichen Kreisen immer mehr achtung. Die großzügigen, lebendigen Seelenschilderungen bes tragen viel zur Erlangung des inneren Friedens bei. rr Schriftsteller Paul Liebe in Augsburg I sendet auf An- ge die Bedingungen für seine Charakterbeurteilungen und e nachhaltig anregende Broschüre kostenfrei.

Das Pädagogium Neuenheim-Heidelberg mit kleinen mnasial- und Realklassen und modern bewährten Einrich- ngen für körperliche und geistige Erziehung — Kurzstunden, andern, Sport, Spiel, Gartenarbeit, Fluß- und Hallenbäder, milienheim ohne kasernenmäßige Einrichtungen — hat den hresbericht für 1914/15 herausgegeben. Über Schulerfolge rd darin unter namentlicher Aufführung der Schüler mitge- t, daß im Kriegsjahr 1914/15 alle 37 zu der Einjährigen- er- und Herbstprüfung entlassenen Sekundaner diese bestanden ben, und daß in die Obersekunda und Prima (7./8. Klasse) Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen 17 Sekun- er übergeleitet wurden. Kleine Klassen, erfahrene, seit vielen hren an der Anstalt bewährte Lehrkräfte, gewissenhaft geleitete beitsstunden, gute Verpflegung, haben den Erfolg gezeitigt, ß auch die mittelmäßig begabten und körperlich schwachen d erholungsbedürftigen Schüler ihr Ziel erreichten und daß die teren sich auch körperlich erholten und kräftigten (Anstaltsarzt).

Bad Elster weist zur jetzigen Hochsaison den unter den heu- en Verhältnissen denkbar besten Besuch auf. Die Zahl der gegenwärtig verabreichten Bäder ist sogar höher als in der Hochsaison des Jahres 1913. Eine Zählung hat ergeben, daß zurzeit 3800 Fremde anwesend sind und noch etwa 310 Zimmer freistehen. Unter den Kurgästen befinden sich etwa 60 Offiziere und 80 Mannschaften. Von den letzteren ist hier ein Schützengraben erbaut worden, der von den Kurgästen, den Schulen und Jugendwehren der Umgebung mit großem Interesse besichtigt wird. Infolge des regen Kurlebens werden fast alltäglich mannigfache, allerdings dem Ernste der Zeit entsprechende Unterhaltungen geboten. Die rege Nachfrage nach den Badeschriften läßt auch einen günstigen Verlauf der Nachsaison erwarten. Die Zahl der Besucher des Bades war am 25. Juli d. Js. 9784 Personen gegen 12508 im Jahre 1914 und 11752 im Jahre 1913.

Franzensbad. Der Kurort erfreut sich auch in diesem Jahre eines guten Besuches. Die Ziffer von 5000 Badegästen ist erheblich überschritten, ein Ergebnis, das in Rücksicht auf den Ausfall der Besucher aus den feindlichen Staaten sowie auf die verminderte Frequenz aus den durch die kriegerischen Ereignisse unmittelbar betroffenen Kronländern der Österreichisch-ungarischen Monarchie als ungemein befriedigend bezeichnet werden muß. Vom Krieg und seinen Begleitumständen ist an dieser, der Gesundung, Kräftigung und Erholung gewidmeten Stätte kaum etwas wahrzunehmen. Herrliches Wetter, gute Musik, ein vorzügliches Theater sowie abwechslungsreiche gesellschaftliche Zerstreuungen gestalten den Aufenthalt angenehm und kurzweilig. Die Aufenthaltsbedingungen und Verpflegungsverhältnisse lassen hier ebenfalls nichts zu wünschen übrig. Auch die Brotfrage wurde glänzend gelöst, da den Kurgästen nebst ausgezeichnetem Brot auch Weißgebäck aus reinem Weizenmehl in hinreichender Menge zur Verfügung steht.

Wildbad im Schwarzwald. Die große Heilkraft der Wildbader Warmquellen bei rheumatischen Leiden und solchen nervöser Natur hat durch neuere Forschungen eine eigenartige Erklärung gefunden: Die Quellen haben bekanntlich genau die Temperatur der menschlichen Blutwärme. Sie brauchen weder gewärmt, noch gekühlt zu werden, treten vielmehr direkt aus den Quellbohrlöchern in die über diesen gelegenen Badzellen. Der Badende sitzt so gewissermaßen in der Quelle selbst, wodurch die von ihr entwickelte Radium-Emanation (nach Engler-Sieveking bis 10 Mache-Einheiten pro Liter) und die sonst noch in ihr nachgewiesenen Edelgase (Helium und Argon) sich nicht verflüchtigen können, ohne auf den Badenden direkt einzuwirken, was zweifellos die bis jetzt rätselhafte und auffallende Heilwirkung unserer sonst indifferenten Thermen ausmacht. Als weiteres außerordentlich günstiges Moment ist wohl auch die der menschlichen Blutwärme entsprechende Quellentemperatur von 37° C. selbst anzusprechen, durch die der Badende beim Einsteigen ins Bad weder eine Temperaturerhöhung noch eine Abkühlung fühlt. Daher das alte bewährte Volkssprichwort: „Grad recht, wie's Wildbad".

„Ich habe mir den Magen verdorben", hört man oft klagen. Bei solchem Übelbefinden sind Erwachsenen wie Kindern die „Kufeke"-Gerichte, besonders die „Kufeke"-Suppen, zu empfehlen, denn „Kufeke" ist diejenige Nahrung, die bei gestörter Verdauung gewöhnlich gut vertragen wird und wegen ihrer verdauungsregelnden Wirkung eine wahre Wohltat bedeutet.

Dr. Reiß' Rheumasan wird bei rheumatischen Beschwerden viel gerühmt. Es ist in allen Apotheken zu 2 Mk. 10 Pf. und zu 1 Mk. 30 Pf. erhältlich.

Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

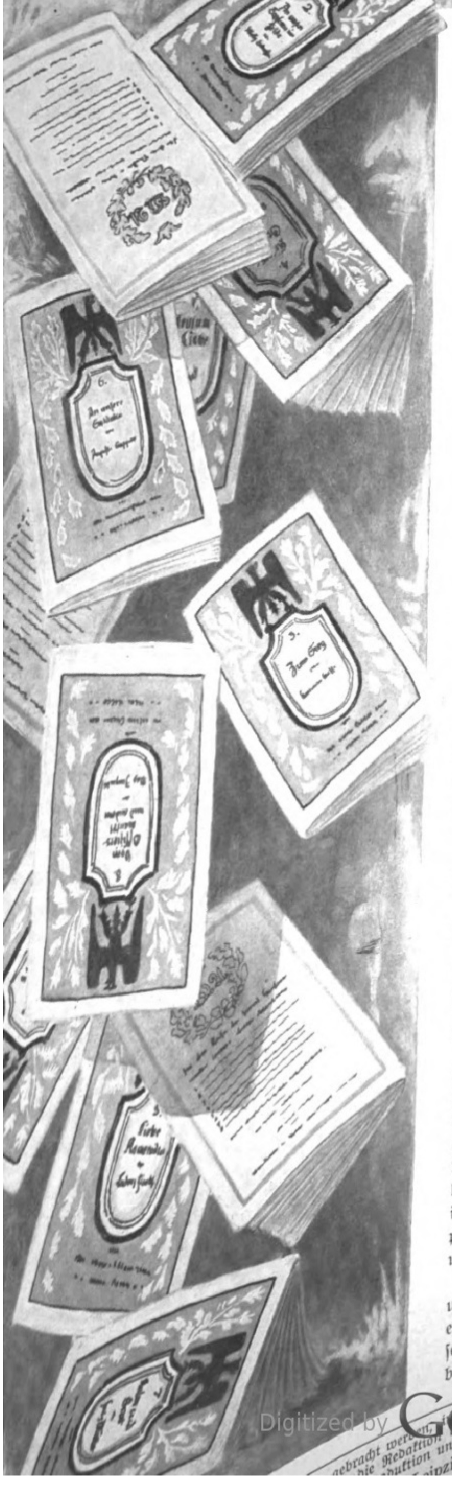


Verlag von J. J. Weber Leipzig

3764. Kriegsnummer 55. Preis 1 Mark.

Die Waldorf-Astoria-Cigarettenfabrik und unsere Feldgrauen.





Unter allen den vielen Millionen von Sendungen, die jetzt hinaus ins Feld geschickt werden, und die denen, die draußen für das Vaterland ihr Bestes, ja ihr Leben einsetzen, beweisen sollen, wie treu und dankbar die Heimgebliebenen sie mit allen Sinnen jederzeit begleiten, nimmt die Cigarette einen großen Anteil für sich in Anspruch. Fällt die Wahl der Liebesgabe, wie die Feldsendungen im jetzigen Krieg so sinnig und bezeichnend genannt werden, auf etwas Rauchbares, so weiß man immer, daß man den braven Feldgrauen eine große Freude bereitet. Es ist dies nicht verwunderlich, wenn man nur bedenkt, welche Beliebtheit sich die Cigarette in neuester Zeit überhaupt errungen hat; ist doch z. B. statistisch festgestellt worden, daß in fortgesetztem Steigen der jährliche Verbrauch allein in Deutschland einen Verkaufswert von weit über 200 Millionen Mark erreicht hat. Unzählige Menschen haben sich eben jetzt an die Cigarette gewöhnt und können sie nicht mehr entbehren. Man kann über den Tabak denken wie man will. Die Raucher wissen jedenfalls, daß sie bei den duftenden, dampfenden Wolken eine behagliche, beruhigende Stimmung überkommt. Damit ist aber eine Wirkung gegeben, die gerade für unsere Soldaten nach dem Getöse der Schlacht oder beim nervenanspannenden Wachen im Schützengraben besonders wertvoll ist.

Eine unserer bedeutendsten Cigarettenfabriken, die Waldorf-Astoria, ist nun auf die ausgezeichnete Idee gekommen, die große Verbreitung, die ihre Marken infolge ihrer besonderen Güte im Felde genießen, zu benutzen, den Soldaten gleichzeitig die von ihnen ebenso heiß ersehnte geistige Kost zu bieten. Die Firma setzte sich hierzu mit dem bekannten Verlag „Die Lese" in Stuttgart in Verbindung und ließ sich von ihm kleine Schriftchen zur Größe von Cigarettenschachteln passend liefern, die jedem solchen Kästchen, das ins Feld geht, kostenlos beigepackt werden. Die kleinen Schriften geben in ausgezeichneter Auswahl treffliche Leseproben, gleichzeitig von selbständigem Wert und geschmackvolle Wegweiser für die Wahl umfangreicherer Lektüre. Unter diesen bisher vorliegenden „farbigen Heftchen der Waldorf-Astoria" finden sich die besten Schriftsteller vertreten, so, um nur einige zu nennen: Hermann Hesse („Zum Sieg"), Fr. Lienhard („Heldentum und Liebe"), Ludwig Finckh („Liebe Kameraden"), Fritz Müller („Rosen und Brot"), Heinrich Bredow („Kriegsgedichte"), Wilh. Schussen („An unsere Tapferen im Felde").

Die Waldorf-Astoria-Cigarettenfabrik hat es schon seit Jahren verstanden, sich die Kunst der Reklame und auch die Kunst für die Reklame nutzbar zu machen. Die „farbigen Heftchen" sind, abgesehen von dem Guten was sie stiften, ein neuer Beweis für eine geschickte und geschmackvolle Werbearbeit. Hierin liegt, abgesehen von der anerkannten, hervorragenden Güte der Fabrikate, die natürlich wie immer die Grundlage für die dauernde Wirkung der Anpreisung ist, auch in sehr wesentlichem Umfang das schnelle und fortgesetzte Wachsen des Unternehmens begründet.

Nur neun Jahre hat die Waldorf-Astoria gebraucht, um sich zu ihrer Bedeutung emporzuschwingen. Denn erst am 1. Januar 1906 wurde sie als eine deutsche Gesellschaft m. b. H. mit dem Sitz in Stuttgart und Hamburg gegründet. Die Hauptfabrik befindet sich in Stuttgart, Zweigbetriebe in Zuffenhausen (Wttbg.) und in Königsberg (Pr.). In einem Hinterhaus der Cannstatter Straße 97 zu Stuttgart begann die Firma, die, nebenbei gesagt, völlig trustfrei ist, ihre Fabrikation. Aber schon nach anderthalb Jahren wurden die drei Stockwerke, die die Firma inne hatte, viel zu eng. 1907 legte sie den Grundstein zu einem eigenen Fabrikgebäude in Stuttgart in der Hackstraße 11. Im Jahre 1908 wurde die neue Fabrik bezogen. Schon nach vier Jahren machte sich jedoch ein abermaliger Erweiterungsbau notwendig, so daß denn schließlich das jetzige mächtige Fabrikanwesen entstand, das den Anforderungen der Zeit entsprechend sowohl hinsichtlich des kaufmännischen als auch des Fabrikationsbetriebes eine musterhafte Einrichtung aufweist. Ein Gang durch den Betrieb, von den Tabaklagern an, in denen von kundigen Einkäufern angekaufte Vorräte untergebracht sind, die den Bedarf auf Jahre hinaus decken, durch die verschiedenen Abteilungen hindurch, die die Cigarette während ihrer Fertigstellung durchläuft, wobei wir zahlreiche, sinnreich konstruierte Maschinen neuester Modelle in Tätigkeit sehen, bis hin zu der zur Bewältigung der großen Expedition notwendigen, in der eigenen Fabrik befindlichen Kgl. Württ. Posthilfsstelle, zeigt überall Zweckmäßigkeit, Hygiene und Sauberkeit.

Als charakteristisch für die Herstellung der Waldorf-Astoria-Cigaretten fällt das Vorwiegen der Handarbeit auf, das wiederum in dem Bestreben der Firma liegt, in erster Linie Qualitätsarbeit herauszubringen und dem Raucher nicht nur hinsichtlich der bevorzugten erstklassigen Tabake erlesener Herkunft in sachkundiger feiner Mischung, sondern vor allem auch hinsichtlich der Cigarettenarbeit das Beste zu bieten. Es ist allen Rauchern bekannt, daß sich die Waldorf-Astoria-Cigaretten, wir denken dabei z. B. an die gefälligen Packungen der Marken „Blaupunkt", „Walasco", „Graf Waldo", noch ganz besonders durch ihre geschmackvolle Ausstattung auszeichnen.

Die außerordentliche Verbreitung, die die Marken der Firma gefunden haben, ließen aber die vorgenannten Heimstätten bald nicht mehr genügen. Es werden jetzt auch Lager in Berlin und anderen Großstädten Deutschlands unterhalten, ganz abgesehen von einem weitverzweigten Vertreternetz. Aber nicht nur in Deutschland sind die Marken bekannt, selbst nach Übersee haben sie Export gefunden, ja in einer ganzen Anzahl europäischer Länder hat die Firma sogar eigene Auslandsvertretungen einrichten müssen. Infolge dieser unaufhaltsamen Entwicklung zählte die Waldorf-Astoria-Cigarettenfabrik in ihrem 9. Betriebsjahr ein Personal von über 1000 kaufmännischen und technischen Beamten, Arbeitern und Arbeiterinnen, für die eine eigene Arbeiter-Unterstützungskasse, eine Fabrik-Sparkasse, eine Kantine, eine Bibliothek sowie ein Unterhaltungs- und Bildungsverein bestehen.

Das geschäftliche Wirken der Waldorf-Astoria-Cigarettenfabrik blieb denn auch nicht ohne äußere Anerkennungen, von denen wir zum Schluß noch die Verleihung der Goldenen Medaille auf der Posener Ausstellung 1911 und des Titels „Kgl. Württ. Hoflieferanten", ferner der Schwedischen Medaille in Malmö 1914 und der Ernennung zu Hoflieferanten S. M. des Königs der Hellenen im Mai 1915 hervorheben wollen.

... sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird ...
... Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung,
... nur nach jedesmaliger vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.
... Nummer 3764. 145. Band.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3764. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 19. August 1915.



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.



Dresden
die Kunst- und Fremdenstadt
Unentgeltliche Auskünfte u. illustr. Schriften durch den **Fremdenverein**, Dresden, Hauptbahnhof, und durch alle Reisebüros.

Dresden Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz, umgebaut u. zeitgemäß erneuert. Großer Garten und Terrassen.
Hotel Bellevue

Dr. Nöhrings Sanatorium für **Lungenkranke**
Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich. **Neu-Coswig i. Sa.**

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
Sanatorium (Bayer. Hochgeb.)
für Innere, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Modernste, sanitäre Einrichtungen, jeglicher Komfort. Durch Neubau bedeutend vergrössert. Kurmittelhaus. Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Grosser Park. Prospekt. Das ganze Jahr geöffnet.
Während der Kriegsdauer in vollem Betriebe. Kriegsteilnehmern Ermässigung.

Das Badner Land
mit seinen
reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten (Schwarzwald, Odenwald, Rhein u. Bodensee) bietet auch während des Krieges Heilbedürftigen, Erholungsuchenden u. Wanderern angenehmen u. ungestörten Aufenthalt
Kriegsteilnehmer geniessen überall weitgehende Vergünstigungen
Führer und Unterkunftsverzeichnisse kostenlos durch den Fremdenverkehrsverband in Karlsruhe (Baden).

Dr. Warda · Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.



Sanatorium
v. Zimmermann'sche Stiftung,
Chemnitz 16.
Vollkommenste und modernste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Großer alter Park, freie Höhenlage. Behagliche Wohnräume, Zanderinstitut, Badesäle, Luftbäder, Emser Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Herz-, Hautleiden, Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden usw.
Kriegsteilnehmern Ermäßigung. Illustr. Prosp. frei. 3 Ärzte. Chefarzt: Dr. Loebell.

Klösterle Natürlicher Lithion-**Sauerbrunn**
Vornehmstes Heil- und Tafelwasser.

SALZUNGEN
(Thüringen)
Solbad und Inhalatorium. Solquellen von 5 und 27% Salzgehalt, Solbäder mit und ohne Kohlensäure. **Moorbäder. Gradierhäuser** zu Kurzwecken einzigartig eingerichtet. Gesellschafts- und Einzelinhalationen neuester Systeme (Körtings temperierbares Trockeninhalatorium). **Pneumatische Kammern.** Trinkkur. Vorzügliche Heilerfolge bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Skrofulose, Rachitis, Gicht, Rheumatismus, Herz- u. Frauenkrankheiten. — Ausgedehnte Parkanlagen u. Waldungen. Prospekte durch die Badedirektion.

Thüringer Waldsanatorium
Friedrichroda. (Offizier-Genesungsh.) **Dr. Lots** Hervorr. Lage, Südseite. Physik. diät. Therapie.
Eigene bewährte Kur bei all. nervös. Erkrankungen. Prosp. San.-Rat Dr. Lots.

Salzbrunner Kronen Quelle
Zu Hauskuren
Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker.
Broschüren gratis.
Ueberall käuflich

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge (Wesergebirge). Physik. diätet. Kuranstalt. Vorzügl. Heilerfolge bei Gicht-, Rheuma-, Magen-, Darm-, Frauenleid. etc. Schwefelbäder eig. Quellen. Wald. Geb. Dr. Netter.

Krankenpflege im Hause.
Von Dr. med. Paul Wagner.
Mit 71 Abbild. In Orig.-Leinenbd. 4 Mk.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Schützengraben-Respirator



gegen Rauch, Staub u. Dämpfe geg. Einsendung von 3 Mark. Wiederverkäufer gesucht.
Carl Wendschuch,
Königl. Hoflief., Dresden, Struvestr. 11.

Lauten Gitarren Mandolinen.



Sonderkatalog über Lauten, Gitarren und Mandolinen frei!
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig, Querstraße 26/28.



Unterricht, Literatur und Sammelwesen.



Korporation der Kaufmannschaft von Berlin
Handels-Hochschule Berlin
Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen im Wintersemester 1915 16 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 30 Pfg. durch den Verlag von GEORG REIMER, Berlin W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin C. 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.
Erste Immatrikulation: Montag, den 25. Oktbr., Beginn der Vorlesungen u. Übungen: Dienstag, den 26. Oktbr.
Der Rektor: Eltzbacher.

Technikum Mittweida
(Königr. Sachsen)



Reich ausgestattete elektrotechnische und Maschinenbau-Laboratorien, sowie Lehrfabrik-Werkstätten.

Direktor: Professor Holzt.
Höhere techn. Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Getrennte Lehrpläne für Elektro-Ingenieure, Maschinen-Ingenieure, Bureau- und Betriebstechniker, Werkmeister.
Programm kostenlos durch das Sekretariat.

Bekanntmachung.
Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen an der Universität München
für das Wintersemester 1915/16 ist im Drucke erschienen und kann vom Oberpedell, von der Riegerschen Universitätsbuchhandlung, München, Odeonsplatz 2, oder von der Lindauerschen Universitätsbuchhandlung, München, Kaufingerstraße 29 um den Betrag von 50 Pfg. bezogen werden.
München, am 30. Juli 1915. Universitäts-Rektorat.

Fürstliches Konservatorium in Sondershausen.
Dirigenten-, Gesang-, Klavier-, Kompositions- und Orchesterhochschule, Orgel, Harfe, Kammermusik usw. Großes Schülerorchester und Opernaufführungen, dirigiert durch Schüler. Mitwirkung in der Hofkapelle. Vollständige Ausbildung für Oper und Konzert. Reife-Prüfungen u. Zeugnisse, Freistellen für Bläser u. Bassisten. Aufnahme Ostern, Oktober u. jederzeit. Prospekt kostenlos. Gegründet 1883. Hofkapellmeister Prof. Corbach.

Königliche Bergakademie zu Clausthal i. Harz.
Die Vorlesungen des Winter-Halbjahres 1915/16 beginnen am 16. Okt. 1915. Einschreibungen erfolgen vom 16. bis 30. Okt. Vorlesungs-Verzeichnisse versendet das Sekretariat kostenfrei.

Städtisches Friedrichs-Polytechnikum Cöthen Anh.
Das Vorlesungs-Programm für das Winter-Semester 1915/16 ist erschienen und wird auf Wunsch kostenlos zugesandt. Beginn des Winter-Semesters am 18. Oktober 1915.

Halle S. 51. Dr. Harang's Anstalt
404 Einj., 129 Abit. seit 1900. Prosp.

Deutsche Fachschule
Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion-, Bau- Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie und Praxis. Studienplan frei.

Ingenieur-Schule Zwickau Königr. Sachsen
Masch.-, Elektr.- u. Hüttentechnik
Ingenieur- und Techniker-Kurse.

Stottern
Stammeln, Lispeln usw. beseitigt dauernd
Dr. Schraders Spezialinstitut für Stotterer, Berlin, Lützowstr. 30/2
Jeder, der stotterfrei singt, ist heilbar.

Rheinisches Technikum Bingen
Höhere Fachschule f. Maschinenbau. Elektrotechnik. Automobilbau. Brückenbau.
Dir.: Prof. Hoepke.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Darmstädter Pädagogium.
Erfolgreichste süddeutsche Vorbereitungsanstalt für Einjährige, Primaner, Fähnriche u. Abiturienten.
M. Elias.

Echte billige Briefmarken!
100 As., Afr., Austr Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.
Große illustr. Preisliste gratis u. franko.

Abitur., Prim., Fähnr., Einjähr.
Dr. Schraders Mil.-Vorbild.-Anstalt
Magdeburg.

BRIEFMARKEN KATALOG FREI
PHILIPP KOSACK & Co. BERLIN C. 2.

Einführung in die Theorie und Praxis des Kindergartens
von Eleonore Heerwart. Mit 37 Abb. In Originalleinenbd. Mk. 2.50.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26. Reudnitzer Straße 1—7.





Bei Staub und Hitze bei **Epidemien** usw. werden immer noch Tausende das Opfer leichterer oder schwererer Anfälle von Infektionskrankheiten. Die Erreger der Halserkrankungen, der Influenza, der Masern, des Scharlachs usw. finden ihren Eingang in den Körper besonders durch Mund und Rachen.

Die von mehr als 10 000 Aerzten empfohlenen und von Hunderttausenden von Verbrauchern langjährig erprobten

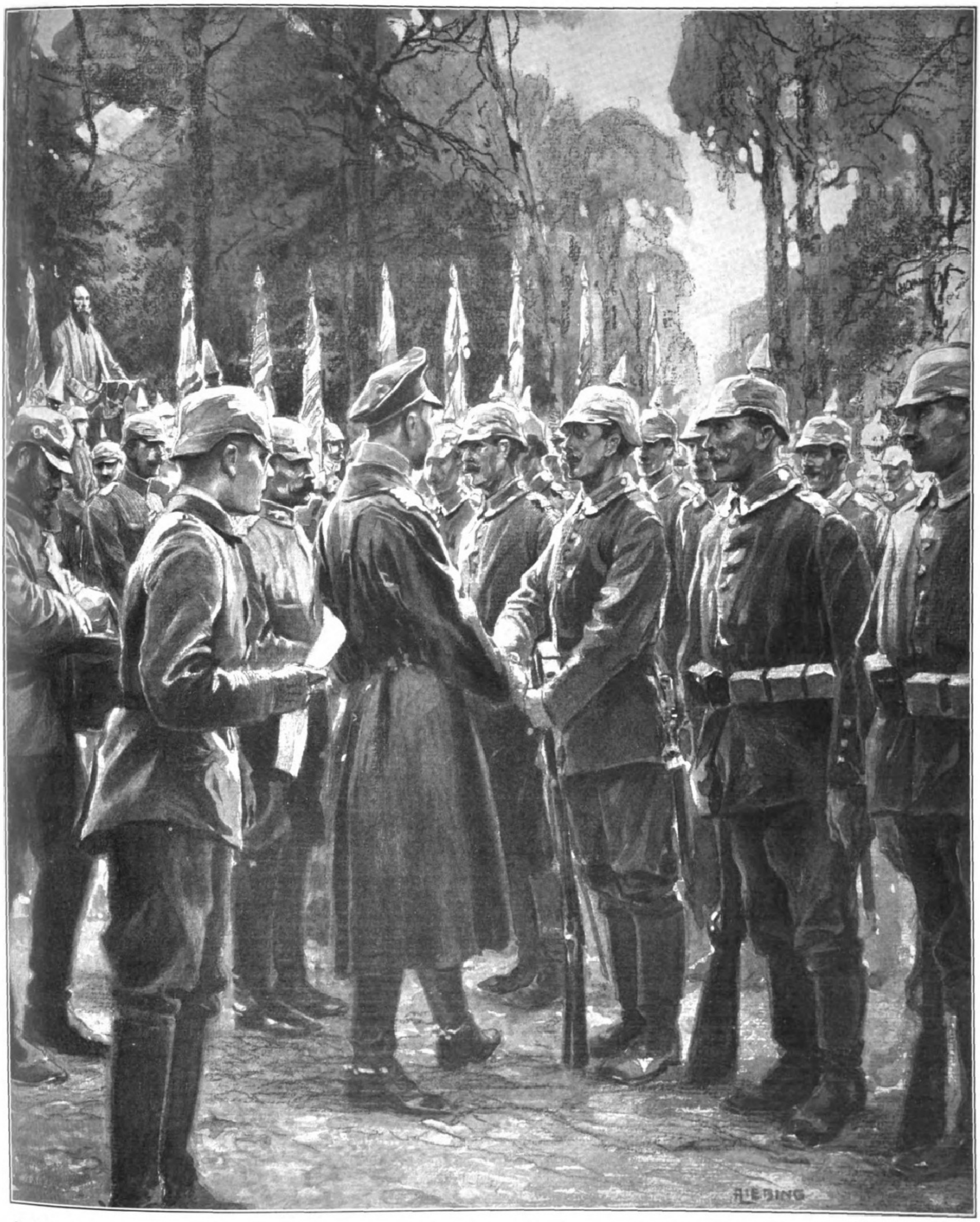
Formamint-Tabletten

dienen als bester Ersatz für Gurgelwasser und bilden das Ideal eines wirksamen Desinfektions-Mittels zum Schutze vor Ansteckung, das gleichzeitig erfrischend und durststillend wirkt.

Formamint-Feldpostbrief-Packungen erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Nachahmungen weise man zurück. Niemand versäume, die hochinteressante illustrierte Broschüre „Unsichtbare Feinde" abzufordern, welche kostenlos versendet wird durch Bauer & Cie., Berlin 48 M. 9, Friedrichstraße 231. Wer Formamint noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe.



Illustrirte Zeitung
Nr. 3764. 145. Bd.



Nach dem großen Argonnensieg des Deutschen Kronprinzen: Kronprinz Wilhelm beglückwünscht nach Überreichung des Eisernen Kreuzes an die Mannschaften, die sich besonders ausgezeichnet haben, jeden einzelnen durch Händedruck.

Auf Grund einer photographischen Aufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Alfred Liebing.

Der deutsche Sieg auch für Dänemark eine Kulturforderung.

Von Karl Gjellerup.

Mitten im zweiten Monat des Weltkrieges, als in Frankreich das schwere Ringen wütete, das zum Stellungskampf an der Aisne führte, ertönte durch den Waffenlärm eine bedeutungsvolle Erklärung der deutschen Regierung. Der Reichskanzler wandte sich gegen die Guildhall-Rede des englischen Premiers, in welcher dieser Lieblingsschüler der alten Übertante des Liberalismus die Rolle als Beschützer der kleineren und schwächeren Staaten für England in Anspruch genommen hatte. Als solche seien Belgien, Holland und die Schweiz genannt. Auffallend sei es, daß Herr Asquith sich über die skandinavischen Staaten ausgeschwiegen hatte. „Sollte Eng-:and etwa zu einem Vorstoß in der Ostsee oder für die Kriegführung Rußlands die dänische Neutralität)och nicht für ein Nolimetangere halten?"

In dieser Frage verbarg sich ein scharfer Stachel. Wußte man doch in Berlin ganz genau, daß zwischen England und Rußland vorläufige strategische und taktische Verabredungen getroffen seien, die basiert waren auf einer ganz ungenierten Benutzung der dänischen Fahrwässer, nit dem Zwecke, Norddeutschland einen vermeintlichen Todesstoß zu versetzen; in einer dieser schriftlichen Abnachungen heißt es ausdrücklich, daß man dabei dänischereits wohlwollende (lies: „belgische") Neutralität voraussetze. Daß man durch eine solche „Voraussetzung" Dänemark inem schlimmen Verdacht und unter Umständen einer ödlichen Gefahr aussetzte, hat offenbar den etwas à la Pecksniff frisierten Schirmherrn der kleineren und schwäheren Staaten wenig gekümmert.

Nachdem er mit diesem Scheinwerfer den eitlen Anspruch es Engländers heimgeleuchtet hat, schließt der Reichskanzler eine Kundgebung mit folgenden Worten: „Seit England ich mit Rußland und Japan gegen Deutschland verband, at es in einer in der Geschichte der Welt einzig dastehenden Verblendung die Zivilisation verraten und die Sache der Freiheit der europäischen Völker und Staaten em deutschen Schwert zur Wahrung übertragen."

Es ist mir zweifelhaft, ob diese hochherzigen Worte es Reichskanzlers damals in Dänemark, an welches e sich ganz besonders richteten und von wo aus der)raht sie der Welt mitteilte, nach ihrer Wahrhaftigkeit nd in ihrer vollen geschichtlichen Bedeutung gebührend eherzigt worden sind. Andererseits habe ich aber auch Grund anzunehmen, daß die seitdem verflossenen Monate ner ehernen und blutigen Zeit nunmehr dort den Boden ir ein solches Verständnis bereitet haben.

Verschiedenes mag zu einer solchen Wendung beigetragen aben. Nicht zum wenigsten die ungeheuren Waffentaten er Deutschen, die nicht umhin konnten, in jedem nicht inzlich degenerierten Herzen germanischen Blutes ein nicht ur bewunderndes, sondern auch stolzes Echo zu wecken. azu kam dann die nähere Bekanntschaft des politischen eistes Englands, sofern sich dieser nicht in Weltbefreiungsphrasen ergeht, sondern tätlich betätigt, wodurch hundertjährige Erinnerungen mit zugehörigen volkstümlichen Ausdrücken (man sang damals und noch viel später von dem Englischmann, dem verfluchten Dieb") angemessen ufgefrischt wurden. Auch mag die immer beleidigendere id drohendere Sprache der Franzosen, bei aller Vorliebe ewisser Kreise für dies Idiom an sich, durch den Vergleich it der deutschen weder an Würde noch an Lieblichkeit wonnen haben. Und dann schließlich die Russen, diese vantgarde der drei großen Kulturträger! Wenn auch e Brandschwaden des verheerten Ostpreußens nicht materiell er die Ostsee getrieben sind, so hat man sie doch deutlich nug gerochen. Selbst für die loyalsten Erinnerungen Zarenbesuche in Fredensborg dürften diese nachbarhen Mordbrände und Pogrome etwas zu zarisch-tartarisch wesen sein und werden wohl den Dänen den Unterschied ischen einer russischen Armee und einer deutschen, die an ja vor einem halben Jahrhundert im eigenen Lande tte, recht sinnfällig zu Gemüte geführt haben.

Daß freilich für Dänemark selbst eine russische Gefahr stünde, ist wohl ein Gedanke, der vor dem Kriege durch nen dänischen Kopf gegangen war, obwohl jeder sich Besitze der beiden Prämissen befand. Wußten doch e, daß Rußland fieberhaft dem offenen eisfreien Hafen strebe und unaufhörlich bald nach dieser, bald nach er Richtung seewärts vorstieße; und nicht weniger, daß änemark die Schlüssel zum Baltischen Meer in der Tasche be. Nunmehr erlaubten aber nicht so sehr der an sich on immer weckende Waffenlärm, als vielmehr die Wachfe mehrerer hervorragender Schweden diesen Prämissen ht länger, nebeneinander zu ruhen, ohne die Schlußgerung ans Licht zu fördern. Ja, dieselben schwedischen immen, denen sich wenigstens auch eine norwegische jellte, die vor dieser skandinavischen Russengefahr warnt, gemahnten auch in hochherziger Weise an die germische Stammbrüderschaft, welche die skandinavischen ilker mit Deutschland verbände und schon an sich, gesehen von realpolitischen Erwägungen, den Sieg der ferem deutschen Soldaten, die in Kampf mit fast der nzen Welt „das Schicksal der germanischen Welt auf en Bajonetten trügen", zur Herzenssache für die andinavier machen müsse.

Wie sehr man nun auch anfänglich gegen solche über n Sund herdringende Stimmen die Ohren zustopfte, f die Dauer konnten sie nicht umhin, den Widerhall es tiefliegenden Resonanzbodens zu erwecken. Aber h unabhängig davon erhoben sich selbständige dänische immen, die in demselben Sinne ihr Zeugnis ablegten. iem der dänischen Berichterstatter erging es recht sonder:. Er war natürlich nach der verkehrten Front geschickt „verkehrt" schon deshalb, weil man auf der französischglischen Seite nichts zu sehen bekam. Allein etwas sah doch. Er sah einen verwundeten Deutschen unter dem oche"-Geheul des Pöbels in Calais gefangen hineinführt werden. „Er hatte die Augen meines Stammes", t der Berichterstatter aus und gesteht, ein Gefühl des Unmuts verspürt zu haben, ihn überwunden zu sehn. Offenbar überraschte dies unmittelbare Gefühl ihn selber ebenso sehr, wie es den dänischen Durchschnittleser überrascht haben mag. Aber sehr überlegt und bewußt schrieb mir kürzlich ein dänischer Publizist, dessen Stimme recht weit in Dänemark reicht: „Und was getan werden kann, um die Augen der Leute hier zu Hause zu öffnen während dieses Kampfes auf Leben und Tod um die Zukunft der germanischen Rasse — das darf wahrlich nicht versäumt werden."

Das mögen nun allerdings zur Zeit weiße Raben sein. Indessen mit diesen verhält es sich doch anders als mit den Schwalben, von denen man ja sagt, daß eine noch keinen Sommer macht. Die Raben waren von jeher prophetische Vögel, und gar die weißen sind Wunder- und Wahrzeichen, keine lyrischen Fluggedanken wie die Schwalben. Man soll vielleicht die Bedeutung ihres Erscheinens nicht überschätzen; sicher ist, daß man sie nicht unterschätzen darf.

Was es ist, das beim dänischen Volke dem Durchbruch solcher Erkenntnis entgegensteht, das wissen wir alle. Zweifelsohne gab es besonders am Anfang des Krieges in Dänemark Leute, die als Ergebnis desselben ein von einem zerschlagenen Deutschland wiedergewonnenes Nordschleswig oder gar Schleswig ersehnten. Ich zweifle, ob sie in Mehrzahl waren, noch mehr, ob sie nennenswerten Einfluß besaßen. Viel öfter wurde die besonnene Betrachtung laut, daß ein solcher Gewinn eine stete Gefahr für Dänemark bedeute, und daß die dänischen Wünsche in Nordschleswig nur durch die freiwillige Handlung eines innerlich zustimmenden Deutschlands einer wirklich befriedigenden und ruhebringenden Lösung entgegengebracht werden können. Wer nun aber einen solchen Standpunkt einnimmt, dem dürfte es nicht schwierig fallen, einzusehen, daß ein deutscher Sieg, und zwar ein vollständiger, ganz und gar in Dänemarks Interesse liege. Je machtvoller und gesicherter Deutschland als Sieger dasteht, um so mehr ist es in der Lage, sich entgegenkommend zu zeigen. Das aus dem Weltkriege siegreich hervorgegangene Deutschland ist ein anderes als das seit seinem Entstehen fortwährend und in immer steigendem Grade bedrohte Deutschland.

Und noch eine für diese Frage wesentliche voraussichtbare Wirkung des Krieges ist hier nicht außer Acht zu lassen. Die Nordschleswiger, die aus ihm zurückkehren, werden die Welt und das Reich mit anderen Augen betrachten, als die vor einem Jahre Ausziehenden es taten. Von jeher war im Norden die „Fostbrüderschaft" das stärkste aller Bande. Man mischte das Blut in einem Graben und schwur sich darüber den Treueid. Das Blut, das in den deutschen Schützengräben gemischt wurde, wird fest binden. Und so könnte es aus verschiedenen Gründen gar wohl dahin kommen, daß dieser Weltkrieg, der so manches von Grund aus umgestalten wird, auch hier eine Wandlung herbeiführt, wo keine gründliche Umwandlung nötig ist, indem es sich vielmehr darum handelt, Ursprüngliches wiederherzustellen, dergestalt, daß Schleswig, anstatt eine Schranke zu sein, ein Verbindungsglied wird. In der Tat ist dies die ihm vom Geiste der Geschichte geographisch wie historisch zugeteilte Mission, die es denn auch in Verbindung mit dem sowohl dem deutschen Bunde wie der dänischen Monarchie zugehörigen Holstein bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein treulich ausgeführt hat.

Wenn aber in dieser Zwitterstellung Schleswigs, sobald sie richtig eingeschätzt wird, der aktivste Grund liegt, warum Dänemark den Sieg Deutschlands wünschen muß, so liegt der tiefste Grund in dem Verhältnis der dänischen Kultur zur deutschen, wie es gerade durch das Bindeglied der Elbherzogtümer bedingt war.

Wenn ich die Namen Ewald, Baggesen, Oehlenschläger, Hauch, Heiberg, Örsted, Gade, Kierkegaard und Martensen nenne, so habe ich mit diesen Punkten einen Kreis beschrieben, der die weitaus größte, glücklichste und geistig höchststehende dänische Kulturperiode umfaßt. Sowohl in ihrer Gesamtheit wie jeder für sich spiegeln diese Namen die Wurzelung des dänischen Geisteslebens in dem deutschen deutlich ab. Verbindungslinien wie diejenigen, die Ewald mit Klopstock, Baggesen mit Kant und Schiller, Oehlenschläger mit den Weimarern und den Romantikern, Örsted und Sibbern mit Schelling, Heiberg und Rasmus Nielsen mit Hegel, Martensen mit Schelling (Böhme) und den Hegelianern rechter Seite, Kierkegaard mit Hegel und (im „Augenblick") mit Schopenhauer verbinden, sind überall sehr selten in der Literaturgeschichte; als Gesamtsystem der Richtlinien einer ganzen Literatur in ihrem Goldalter aber sind sie schlechthin ohne Seitenstück. Man stöbere die Kulturgeschichte durch, kreuz und quer, vom grauesten Altertum an bis zu unseren Tagen — man wird nichts auch nur entfernt Ähnliches finden. Ein überaus charakteristischer Umstand ist der, daß gerade auch die schlimmsten Auswüchse der deutschen Philosophie und insbesondere der abstrakten deutschen Philosophen-Sprache, bei Fichte und Hegel, sich in der dänischen, und sonst nirgends in der Welt, vollkommen wiederfinden. Ja, es fehlen auch nicht fast komödienhafte Szenen, die uns bezeugen, wie devot man im damaligen Dänemark sich vor der philosophischen Mode in Deutschland verbeugte. So wenn die Sozietät der Wissenschaften in Kopenhagen mit langer Schulmeistermiene Schopenhauer die Leviten las, weil er „plures recentioris aetatis summos philosophos (Fichte und Hegel) tam indecenter commemorari, ut justam et gravem offensionem habeat" — eine Szene, die sich außerhalb Deutschlands gewiß nur in Dänemark hätte zutragen können.

Die Richtung dieser Verbindung ist nun aber einseitig, fast ausschließlich nordwärts. Nur bei Martensen und besonders, obwohl später fallend, bei Kierkegaard, kann ernstlich von einer Rückwirkung auf deutsches Geistesleben die Rede sein. Baggesens deutsche Produktion war Nebenarbeit und zu unbedeutend, um unter diesem Gesichtspunkt in Betracht zu kommen; immerhin hat er in der größten deutschen Literaturperiode eine ehrenvolle Rolle gespielt. — „Ich wünschte freilich, daß Baggesen weniger sudelte, aber ich wünschte auch, daß wir mehr solche Sudler hätten", schreibt Körner an Schiller. Wohl aber hat vor dieser Periode Holberg, nach derselben Jacobsen eine ziemliche Wirkung im großen Nachbarlande ausgeübt.

Mit einem Worte: das Verhältnis der dänischen Literatur in ihrem Goldalter (der bleibenden, unverrückbaren Grundlage ihrer gesamten Entwicklung) zur deutschen ist durchaus ein töchterliches.

Wem dies Bewußtsein schon von Kindesbeinen an in Fleisch und Blut übergegangen ist, der konnte nur eine ergötzliche Posse darin erblicken, als ein Franzose wie Clemenceau aus der Tiefe seiner typischen bodenlosen Unwissenheit von allem Nichtfranzösischen heraus sich entrüstet wunderte, weil die Dänen sich nicht beeilten, mit dem Schwert in der Hand um die Wette mit Menschenfressern aus Guinea und ähnlichen französischen Hilfstruppen der nichtswürdigen Unkultur der „Barbaren" den Garaus zu machen.

Warum also der Däne sowohl aus realpolitischen Gründen wie mit Hinblick auf vitale Zusammenhänge seines eigenen Geisteslebens den deutschen Sieg als eine Kulturforderung betrachten muß, das glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben. Hierzu gesellen sich nun natürlich die Gründe, aus denen jeder einsichtsvolle und ehrliche Mensch diese Kulturforderung anerkennen muß — wobei ich allerdings von den Staatsangehörigen der feindlichen Nationen als inkompetent absehe; unter ihnen können sich nur Persönlichkeiten vom Schlage Gobineaus und Carlyles zu einer solchen objektiven Höhe erheben — heroische Ausnahmen, mit denen natürlich nicht zu rechnen ist.

Diese allgemeinen, an keinen nationalen Gesichtswinkel gebundenen Gründe sind weder schwierig ausfindig zu machen noch darzustellen. Am überzeugendsten dürfte folgendes sehr einfache Räsonnement wirken. Die Angreifer Deutschlands sind eingestandenermaßen — besser: prahlerisch-verkündendermaßen — darauf aus, das Deutschtum auszurotten; nicht etwa nur das Deutsche Reich zu zerstückeln, nein, die deutsche Kultur zu vernichten; und unterwegs nach diesem Ziel haben sie nicht unterlassen, wenigstens zu versuchen mit Worten zu vollbringen, was ihre Kräfte nicht vermochten, indem sie mit Schmähungen pöbelhaftester Art die Kulturwelt Goethes, Kants und Beethovens in den Kot zogen. In Deutschland hingegen hat kein Mensch daran gedacht, der englischen, französischen oder russischen Kultur irgendetwas zuleide zu tun oder auch nur mit Worten sie herabzusetzen; da vielmehr ihre spezifischen Werte außerhalb ihrer eigenen Grenzen nirgends so gewürdigt werden wie dort. Ja, Gorki hat sogar seinen Landsleuten hören lassen, die Deutschen kennten und schätzten die russische Literatur besser als die Russen selber. Zeigt sich nun hierin schon eine Überlegenheit der deutschen Kultur gegenüber den feindlichen, so will ich doch hier an diesem Gesichtspunkt vorbeigehen und mich daran halten, daß in diesem Gegensatz selber, ganz abgesehen davon, welche Kultur die höhere ist, die Kulturforderung des deutschen Sieges liegt. Weil ja nämlich durch denselben kein Kulturwert in Gefahr gerät, während dagegen durch den Sieg der Gegner der deutsche, laut ihrer eigenen wohlgemeinten prahlerischen Drohungen, dem Untergang geweiht ist. Diese Konsequenz ist zwingend für jeden, der die Wahnsinnshöhe des Fanatismus nicht erklommen hat, auf welcher der weltpreisgekrönte Repräsentant der englischen Literatur steht — neben dem do. der belgischen — wenn er ebenso naiv wie brutal erklärt, je schneller und gründlicher die deutsche Kultur aus der Welt verschwände, um so besser für die Menschheit — der ja übrigens die Deutschen, laut seinem edlen (weil geadelten) Kollegen Conan Doyle, überhaupt nicht angehören.

Für diese Einsicht, daß der deutsche Sieg in der Tat eine Forderung der Kultur ist, trifft es sich nun fördersam, daß dieser Sieg sich schon sichtbar zeigt. So höchst anfechtbar auch der Hegelsche Satz ist, daß das Wirkliche schon als solches das Vernünftige sei, ist es doch nicht zu leugnen, daß die Vorzüglichkeit einer Sache durch ihre siegreiche Wirklichkeit sehr wirksam der Menge ad oculos demonstriert wird. Und er ist sichtbar da, der deutsche Sieg — das Sternbild Michaels mit dem flammenden Schwert steigt immer mächtiger über den östlichen Horizont herauf, und gegen dies Schreckenszeichen helfen nicht mehr die rechnerischen Beschwörungskünste John Bulls, der immer aufs neue Freunden und Feinden vorzählt: „Wir sind doch — by Gad, Sir! — wir sind doch über 300 Millionen gegen 120 Millionen, wie kann da ein vernünftiger Mensch an unserem endgültigen Siege zweifeln?" Ja, es ist an dem — sie zweifeln, die Vernünftigen, und die Vernünftigsten zweifeln nicht einmal mehr, sie sehen ein, daß die Kultur durch die Waffen des deutschen Kaisertums, nicht durch eine Vereinigung von „Republiken und Kosaken" zu siegen beabsichtigt. Zwar beherrschen Zahlen die Welt in einem gröberen Sinne als die alten Pythagoräer sich's dachten, aber doch nicht in einem so groben, wie die modernen Engländer glauben, das zeigt jeder Tag dieses Kriegsjahres.

Aber noch bevor mit dem ersten Maitag die entscheidende Wendung einsetzte, schrieb mir ein dänischer, in Deutschland ansässiger Gelehrter, der sich seit einiger Zeit in Dänemark aufhielt: „Auch hier fängt man jetzt an einzusehen, daß die deutschen Waffen auch für die skandinavischen Länder kämpfen." Und in der Tat sollte diese Einsicht einer seefahrenden Nation nicht schwer fallen, da Deutschland „Mare liberum" auf seine Fahne geschrieben hat und die einzige Macht ist, die das Motto durchsetzen kann. Der Holländer wußte wohl, was er tat, als er sich die Seemannshände rieb, so oft ein deutsches Unterseeboot ein englisches Kriegsschiff herunterholte.

Und so könnte es wohl sein, daß jene weit widerhallenden Worte, die der Kanzler des Deutschen Reiches vor elf Monaten an die Welt, vor allem aber an seinen kleinen nördlichen Nachbar richtete, zwar zur Sturmzeit, aber nicht in den Wind gesprochen waren.



Vom siegreichen deutschen Vordringen in Kurland: Deutsche Truppen weisen in einem Wäldchen vor Schaulen (Schawli) den Angriff überlegener russischer Kräfte zurück.
Nach der Skizze eines am Kampfe beteiligt gewesenen Offiziers für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.

Deutschland und Italien.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hans Prutz, München, Mitglied der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften.

So außerordentlich und ohne Seitenstück in der Geschichte aller Zeiten und Völker wie der Treubruch, den Italien gegen die beiden ihm ein Menschenalter hindurch verbündeten Mächte verübt hat, indem es erst sich auf nichtige Vorwände hin der Erfüllung der wiederholt feierlich eingegangenen Verpflichtungen im entscheidenden Augenblick in scheinbar übertriebener Gewissenhaftigkeit entzog und dann der einen von ihnen nach Brigantenart meuchlerisch in den Rücken fiel, ist auch das Verhältnis, in das es infolgedessen zu dem Deutschen Reich getreten ist.

Während es Österreich-Ungarn, das ihm in einer kaum recht verständlichen Langmut und Versöhnlichkeit territoriale Zugeständnisse gemacht hatte, die über das weit hinausgingen, was es im Fall eines glücklichen Krieges irgend zu hoffen gehabt hätte, den Krieg erklärt hat und bereits mit den Waffen in der Hand entgegengetreten ist, hat es den bei einiger Konsequenz notwendigen, ja eigentlich selbstverständlichen gleichen Schritt dem Deutschen Reich gegenüber bisher unbegreiflicherweise noch nicht getan. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Rom und Berlin sind abgebrochen, die beiderseitigen Gesandten haben ihre Posten verlassen, deutsche Schiffe werden in den italienischen Häfen mit Beschlag belegt, deutsche Staatsangehörige sind mit Hab und Gut der sinnlosen Wut des Mailänder Pöbels zum Opfer gefallen: aber ein Kriegszustand besteht zwischen beiden Staaten bisher offiziell noch immer nicht. Denn auch das Deutsche Reich hat dem eidbrüchigen einstigen Alliierten den Krieg bisher nicht erklärt. Zwar ist in den Tagen der entscheidenden Krisis offiziös gesagt worden, der Krieg gegen Italien werde nach dem Geschehenen „automatisch" eintreten. Bisher aber ist das nicht geschehen, wenn auch kein Zweifel darüber besteht, daß Deutschland auch dort an die Seite seines Alliierten treten wird. Wann dieser Augenblick eintreten und Deutschland den Krieg mit Italien als „automatisch" ausgelöst betrachten und demgemäß handeln wird, steht noch dahin und wird von dem Gange, den die Ereignisse an der italienisch-österreichischen Grenze weiterhin nehmen werden, abhängen.

Diese zuwartende Haltung Deutschlands wird, wenn nicht alles trügt, im Süden der Alpen nun aber ganz besonders peinlich empfunden. Man fühlt sich dort je länger je mehr von Deutschland als „quantité négligeable" behandelt, als einen minderwertigen Gegner eingeschätzt, dessen heimtückischen räuberischen Überfall gebührend zurückzuweisen und zu züchtigen Österreich-Ungarn, obgleich ein großer Teil seiner Kräfte im Osten und Südosten beschäftigt ist, allein imstande sein wird — und der bisherige Verlauf des Kampfes, der den großen Worten der Italiener so gar nicht entspricht, scheint die Richtigkeit dieser Annahme vor aller Welt in der für die Italiener demütigendsten Weise zu bestätigen und kann die besten Hoffnungen für den Fortgang erwecken. Kommen die Dinge aber so, dann wäre bereits auch für eine fernere Zukunft ein politisch hochwichtiges Moment gesichert: von Österreich allein, ohne tätiges Eingreifen Deutschlands besiegt, empfinge Italien eine Lehre, wie sie demütigender nach dem, was voraufgegangen, kaum gedacht werden könnte. Es erführe eine Züchtigung, so wohlverdient und so empfindlich, daß es sie ein Menschenalter lang nicht würde verwinden können, welche das von Helden der Gasse irregeleitete und von einer gewissenlosen Regierung mißbrauchte Volk diese seine jüngste Vergangenheit in einem ganz neuen Lichte sehen und auch über seine Zukunft vielleicht anders denken lehren würde. Denn wenn Italien seinen unter den denkbar günstigsten Umständen unternommenen Angriff auf Österreich-Ungarn von diesem aus eigener Kraft blutig abgewiesen sieht und sich überzeugen muß, daß der angeblich morsche und allmählich zerbröckelnde Kaiserstaat ihm nach wie vor überlegen ist, so wird es schließlich doch wohl mit dem törichten, in längst vergangenen Zeiten wurzelnden Haß, den eine sinnlose Agitation sehr zur Unzeit von neuem hat emporlodern lassen, endgültig brechen und, durch schwere Erfahrungen innerlich geläutert, in Zukunft andere Wege zu wandeln vorziehen.

Das aber setzt freilich voraus, daß es die Krisis, die es selbstmörderisch über sich heraufbeschworen hat, überhaupt überdauert und am Ausgang des gegenwärtigen Krieges noch als monarchischer Einheitsstaat besteht. Denn darüber darf man sich nicht täuschen, daß die auswärtige Verwicklung für Italien zugleich eine höchst bedenkliche innere Komplikation bedeutet, die nicht bloß der Dynastie, sondern auch der Einheit verhängnisvoll werden kann. Ein ernstes Mißgeschick im Felde, eine schwere Niederlage der ohne Begeisterung in den in der Stille auch von ihr als unnötig verurteilten Kampf ziehenden Armee — und alles wird sich mit leidenschaftlicher Erbitterung gegen die selbstsüchtigen und gewissenlosen Schreier wenden, die das im Erwachen begriffene öffentliche Gewissen systematisch durch die nichtswürdigsten Mittel betäubt und dieses die Grundlagen des nationalen Daseins gefährdende Abenteuer verschuldet haben. Eine solche Wendung zu vermeiden liegt vielleicht im Interesse Europas, besonders Deutschlands, und man darf daher möglicherweise vermuten, die langmütige Schonung, welche das Reich dem treubrüchigen Bundesgenossen gegenüber bisher walten läßt, habe in derartigen Erwägungen ihren Grund. Es kommt dazu, daß ein wirklicher, ernsthaft geführter deutsch-italienischer Krieg auch ganz unschätzbare Kulturwerte, die, im Laufe von Jahrhunderten aufgesammelt, ein kostbarer Gemeinbesitz beider Völker geworden sind und eine unendliche Fülle verheißungsvoller Keime für die Zukunft enthalten, wenn nicht endgültig vernichten, so doch auf unabsehbare Zeit um alle Lebenskraft bringen und zum Verdorren verurteilen würde. Es hat fast den Anschein, als ob ideelle Rücksichten dieser Art bei der schonenden Langmut mit im Spiele seien, welche die deutsche Politik Italien gegenüber noch immer walten läßt — nicht ganz nach dem Sinn weiter Kreise des deutschen Volkes, die jetzt gegen die verräterischen Italiener von einer ähnlichen Erbitterung erfüllt sind, wie sie gleich zu Beginn des Krieges gegen die Engländer zum Ausbruch kam.

Oder sollten unsere Diplomaten etwa gar mit der Möglichkeit rechnen, daß Italien den begangenen schweren Fehler nach den ersten Mißerfolgen einsehen und ihn rückgängig zu machen suchen werde, indem es gegen seine neuen Bundesgenossen so handelt, wie es eben gegen den alten gehandelt hat? Zuzutrauen wäre den Italienern bei dem niedrigen Stand ihrer politischen Moral allerdings auch das!



Schloß Opinogura. Nach einer Zeichnung des an der Front befindlichen Landsturmmanns W. Starcke.



Stabsquartier der Brigade Graf v. Pfeil während der Kämpfe um Warschau. Nach einer Zeichnung des an der Front befindlichen Landsturmmanns Wilhelm Starcke.

Zur gewaltigen deutschen Offensive in Russisch-Polen.



Möge uns der Geist von 1914/15 erhalten bleiben!
von Hindenburg.

Im Hauptquartier Ost.

Mit fünf im Auftrag der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ hergestellten Sonderaufnahmen von Hofphotograph Hoenisch, Leipzig.

Ein unglaubliches Menschengedränge am Bahnhof Zoo in Berlin, Hunderte von Zivilisten und Tausende von Feldgrauen stürmten den Zug, um sich ein Plätzchen zu sichern — mit preußischer Pünktlichkeit verließ trotzdem die unendlich lange Wagenreihe den Bahnhof — eine leidlich gute Nacht im Schlafwagen in Gesellschaft des Photographen der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ und prompte Ankunft am hellen, lichten Morgen in X.

Ein Teil der Feldgrauen war schon unterwegs ausgestiegen, und die letzten verließen ohne Schwierigkeit das Nachtquartier, froh, ihre Glieder nach zehnstündiger Fahrt nach Belieben ausdehnen zu können.

Ein feldgraues Auto brachte uns in kürzester Zeit ins Generalstabsgebäude. Große Pakete von Zigarren und Zigaretten verschafften mir einen Liebesgabenempfang, wie ich ihn mir liebenswürdiger nicht denken konnte, und bei dem ganzen in tiefer Arbeit sitzenden Stabe war ob dieser Überraschung eitel Freude.

Der Oberstleutnant H., eine Hüne unter den Hünen, empfing mich mit vollendeter Liebenswürdigkeit, um mir anzukündigen, daß der Feldmarschall gerade einer Konferenz präsidiere, aber bald zu meiner Verfügung sei, um seine Züge durch den mächtigen Apparat des Leipziger Photographen vervielfältigen zu lassen. — „Seine Exzellenz lassen bitten“, — und ich stehe, nicht ohne innere Erregung, vor Photographien Exzellenz Ludendorff aufdrücken? Ein offenes, bezwingendes Lächeln empfängt den Besucher, und eine lebendige Konversation läßt die Minuten blitzschnell verschwinden. — Zur Seite des Chefs des Generalstabes durchschreite ich die Straßen der kleinen Stadt, die vor dem Kriege kaum dergleichen buntes Leben gekannt hat. Die grauen Militärautos sausen über das holprige Pflaster, und Wachkommandos, Meldereiter und Furagekolonnen wechseln in den engen Straßen miteinander ab; von Zeit zu Zeit durchziehen russische Gefangenentransporte, geleitet von einem einzigen Landwehrmann mit aufgepflanztem Seitengewehr, das Städtchen — keine Gefahr, daß einer von diesen merkwürdig stumpfsinnig aussehenden Untertanen des Zaren daran denkt, das Weite zu suchen — zum zweitenmale riskieren, sich totschlagen zu lassen!

Der ganze Stab versammelt sich hinter dem Kasino und wird von unserem Hofphotographen tadellos „geknipst“.

Der Feldmarschall zieht mich in ein längeres Zwiegespräch und läßt sich von mir Auslandserinnerungen und hannoversche Familiensouvenirs erzählen; auch interessiert ihn die Stimmung in Berlin, die ich ihm als äußerst vertrauensvoll schildere; es freut ihn sichtlich, zu hören, daß das nörgelnde Geschlecht der „Miesmacher“ für den Augenblick erledigt zu sein scheint.

Wer sollte auch nicht im Angesicht dieser ernsten prachtvollen Männer, die



Generaloberst v. Eichhorn, Oberbefehlshaber einer Armee, mit seinem Generalstabschef Oberst Hell.

dem Nationalhelden des jetzigen Krieges, dessen markvolle Erscheinung auf mich einen tiefen Eindruck macht.

Wie oft habe ich den Feldmarschall porträtiert gesehen; jeder Salon und jedes Stübchen hat heute seinen Hindenburg, und jeder Deutsche weiß, was er dem Manne schuldig ist, der, aus seiner ruhigen Existenz auf hannoverschem Boden urplötzlich herausgerissen, der Welt ein so erstaunliches, bewundernswertes militärisches Talent gezeigt hat, für welches das Wort genial nicht zu hoch gegriffen ist. Aber alle bisher gesehenen Porträte sind kaum imstande, den Eindruck von natürlicher, gelassener Ruhe, Undurchdringlichkeit, fast möchte ich sagen, niedersächsischer Schroffheit, gemischt mit unverkennbarem Wohlwollen, wiederzugeben, welcher der ganzen Person des Marschalls entströmt; sein durchdringendes Auge mustert den Ankömmling zwischen halbgeschlossenen Wimpern und sein Blick geht mir durch Mark und Bein; der Mann erscheint mir gewöhnlichen Sterblichen als unwiderstehbar — man fühlt, eine solche Natur muß siegen.

Die Photographen liebt Seine Exzellenz nicht, und unser Hofphotograph hat wohl nie in seinem Leben, angefeuert durch einige sarkastische Bemerkungen über die Unverfrorenheit seiner Kollegen, so fabelhaft schnell operiert, aber er kennt sein Geschäft, und Exzellenz behandeln den Künstler leidlich wohlwollend — technische Bemerkungen über vorliegende große Hände und dergl. läßt sich dagegen kein preußischer Feldmarschall gefallen.

Sein berühmter Generalstabschef unterzieht sich der notwendigen Operation „avec la meilleure grace du monde“ — wie man vor dem Kriege gesagt haben würde. — Eine warme Empfehlung eines gemeinschaftlichen Freundes, den leider Krankheit verhindert, seinen ihm durch jahrelange Tätigkeit in militärischer Stellung im Auslande gesicherten Posten im Großen Generalstabe auszufüllen, verschafft mir eine herzliche Aufnahme. Wo ist der gestrenge Ausdruck, den alle bisherigen Deutschlands Wehr im östlichen Preußen darstellen, vertrauensvoll gestimmt werden — wem sollte nicht jeder Zweifel über einen glücklichen Ausgang dieses Weltkrieges schwinden, wenn er hört und sieht, in welch aufopfernder Weise diese besten Vertreter des preußischen Militarismus von morgens bis abends im Dienste des Vaterlandes arbeiten und schaffen. — Als ich spät abends an dem rotziegeligen Hause vorbeiging, welches den Stab der Armee beherbergt, brannte Licht von oben bis unten, und das Klappern der zahlreichen Morseapparate zeigte, wie hier für Deutschlands Verteidigung gearbeitet wird. — Ein einfaches Mittagessen vereinigt die sämtlichen Mitglieder des Stabes; Seine Exzellenz präsidiert dem Haupttisch, umgeben von hohen militärischen Persönlichkeiten, deren Namen durch die Ereignisse der letzten Wochen verewigt worden sind. Die Unterhaltung ist äußerst zwanglos, und nach getaner Arbeit ist wohl jeder froh, durch ein Wort, welches zu den ernsten Arbeiten des roten Hauses an der Moltke-Brücke nicht in geringster Beziehung steht, sich geistig etwas zu entspannen. Exzellenz sollen manchmal, wurde mir erzählt, einem „Bonmot“ nicht abhold sein, und einige seiner Rätsel sind mit Erfolg aus der Tafelrunde an die Öffentlichkeit gelangt. „Wie heißt der größte Baumeister?“ frägt der Feldmarschall seine Gäste und wendet sich zuerst an einen fürstlichen Adjutanten, dem die Lösung nicht in den Sinn kommen will; auch die Kameraden hüllen sich in Stillschweigen, so daß Exzellenz schließlich hervorbricht: „Der größte Baumeister ist eben Fürst X., dem fällt nichts ein!“

Am frühen Morgen transportierte uns ein feldgraues Auto, unter Führung eines feschen Berliner „Benzinleutnants“, der in Friedenszeiten Nationalökonomie studiert, an die ostpreußische Grenze — in der letzten Grenzstation hält noch einer unserer gefeiertsten Generalobersten mit seinem Stabe Wacht. Auch Exzellenz v. E. hat mit seinem Generalstabschef, Obersten H., die große Güte, unserem Photographen Gelegenheit zu einigen seiner besten Aufnahmen zu geben.

Jetzt geht's im Tempo von 60 bis 70 Kilometern der russischen Grenze zu. Welch schauerliches Bild bietet das letzte preußische Städtchen kurz vor der Grenzlinie! Kein einziges Haus existiert mehr, nur Ruinen über Ruinen — ganz methodisch hat der Russe auch die kleinste Bauernhütte abgebrannt — alles im Namen der berühmten Zivilisation.

Beim Eintritt in Rußland überkommt einen ein Gefühl des Unbehagens — immense Flächen unkultiviert, kein Haus, nur hin und wieder niedrige Strohdächer; endlose Kiefernwälder, häuserhoch, begleiten die Straßen und bringen in ihrer Unendlichkeit dem einsamen Fremden einen ersten Eindruck des so oft beschriebenen und doch noch so unbekannten mystischen Zarenreiches bei.

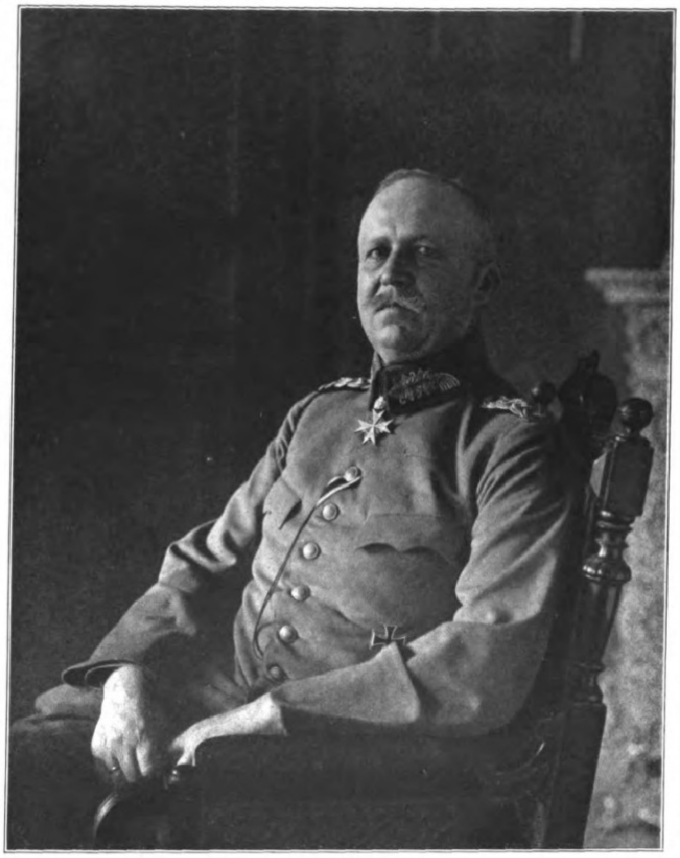
Der Grenzwächter in Gestalt eines deutschen Landwehrmannes paßt auf; der Geleitschein wird Wort für Wort geprüft, auch sieht er sich die Reisenden genau an — es könnte sich doch ein verkleideter „Rußki" einschleichen.

Suwalki wimmelt von deutschen Feldgrauen — Furagewagen und Munitionskolonnen wechseln miteinander ab — Soldaten schlendern gemütlich durch die Straßen, und die jüdisch-polnische Bevölkerung hat sich schon an die „Barbaren" gewöhnt; nicht sehr anziehend, diese wenig gepflegten Bewohner der ersten russischen Stadt; mit den nackten Beinen und Füßen, den geschminkten Backen macht der weibliche Teil der Bevölkerung schon eher einen orientalischen Eindruck. Kirchen und Regierungsgebäude stehen in ihrer reichen Ausführung im krassen Gegensatz zu den ärmlichen Wohnstätten und Häusern des russischen Städtchens.

Auf nach Augustowo und dann heran an die Unterstände des deutschen Heeres; ein prächtiger Major empfängt uns in seiner Bergbehausung, idyllisch möbliert aus hellen Birkenstämmen, die künstlerisch veranlagte Pioniere zu gemütlichen Sesseln, bequemen Betten usw. verarbeitet haben. Ausgezeichnet schmecken Bier und Aufschnitt, und man fühlt sich, hundert Kilometer in Feindesland, äußerst gemütlich im Kreise unserer Feldgrauen, die mit Interesse unseren Erzählungen aus der Hauptstadt zuhören, denn sie liegen schon seit Monaten auf dieser fernen Wacht. — Ein russisches, etwas morsches Wägelchen führt uns in die nahen Schützengräben, wobei zwei schneidige Kavallerieleutnants uns den Weg zeigen. Es hat seit Monaten nicht geregnet, die Gräben sind in tadellosem Zustande, die Gewehre blitzen an ihren Ständen, Masken gegen Stinkgase und zugehörige Fläschchen mit chemischer Substanz sind in die Erde eingegraben — durch die Schießscharten sehen wir die russischen Verhaue auf hundert Meter vor uns — nichts rührt sich. Es fehlt dem Feinde an Leuten und an Munition. Seit Wochen wird hin und wieder ein Schuß gewechselt. Galizien scheint bis auf weiteres die ganzen verfügbaren Kräfte des russischen Heeres verschlungen zu haben.

Ein herzlicher Abschied von unseren liebenswürdigen Wirten, und zurück nach Ostpreußen. Die unwirtlichen Wege durch den russischen Wald machen unseren soliden Benzwagen erbeben, aber die ausgezeichnete Führung unseres Leutnants bringt uns aus der Gefahr, im neuesten Zipfel deutschen Bodens übernachten zu müssen. Unter Blitz und Donner kommen wir nach X. zurück; es waren prachtvolle Tage, und unauslöschlich bleiben die Eindrücke von dem Schaffensmut unserer Heerführer, der Opferfreudigkeit unserer Soldaten und der Tatkraft der Bevölkerung Ostpreußens.

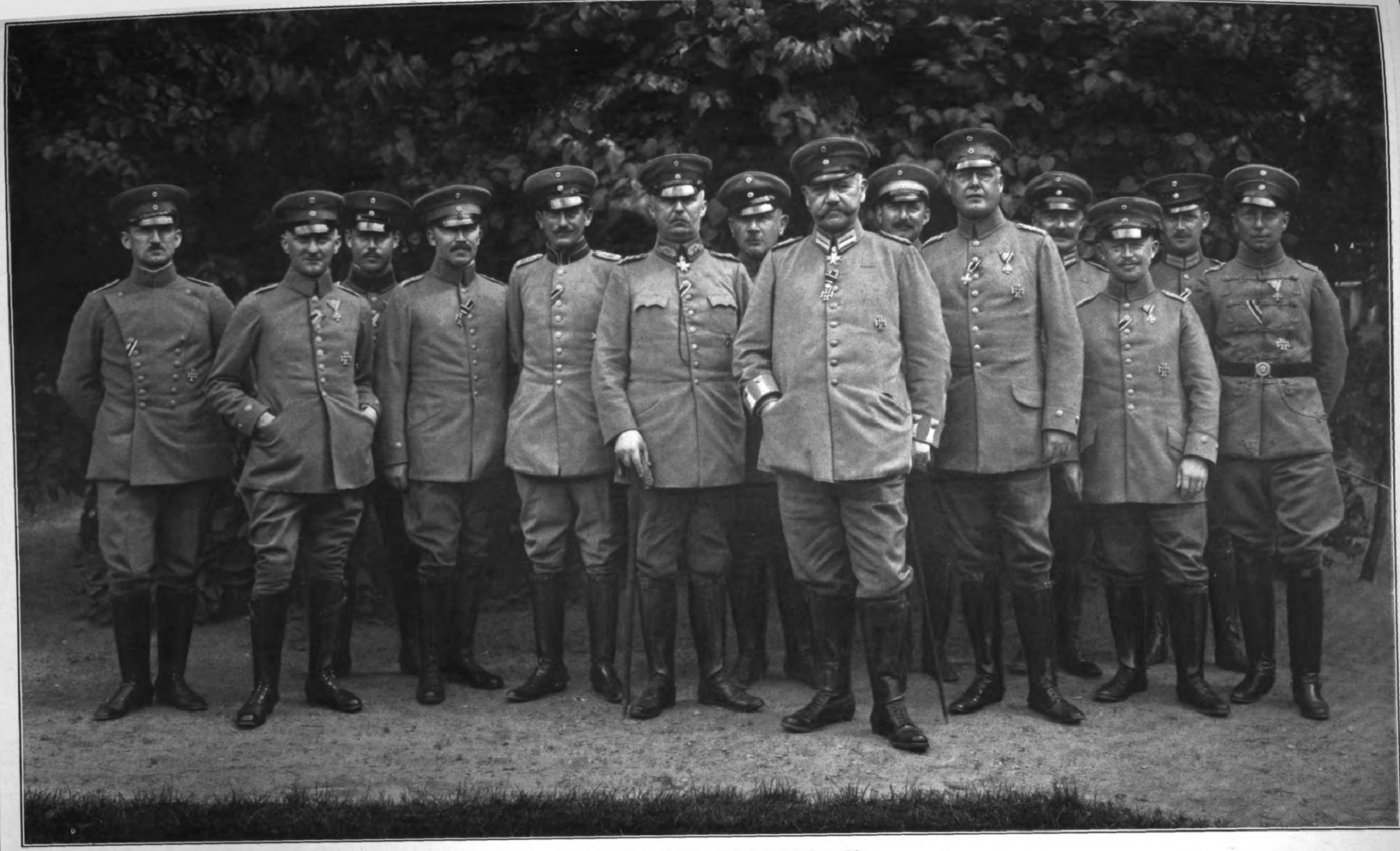
B. — v. K.



Generalleutnant Ludendorff,
Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost.



Oberstleutnant Hoffmann im Generalstabe des Oberbefehlshabers Ost mit Major v. Bockelberg.



Das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost.

Von links nach rechts: Rittmeister Steinicke (Ordonnanzoffizier) Hauptmann im Generalstab v. Waldow; Hauptmann Drück (Ordonnanzoffizier); Hauptmann im Generalstab Hofmann; Major v. Baehr (Kommandant des Hauptquartiers) Generalleutnant Ludendorff, Chef des Generalstabes; Major Caemmerer (1. Adjutant); Generalfeldmarschall v. Hindenburg, Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Streitkräfte im Osten; Rittmeister de la Croix (Ordonnanzoffizier); Oberstleutnant im Generalstab Hoffmann; Oberstleutnant Rostock (Feldmunitions-Chef); Major im Generalstab v. Bockelberg; Rittmeister Freiherr v. Maltzahn (persönlicher Adjutant des Prinzen Joachim) Prinz Joachim von Preußen (Ordonnanzoffizier).

Das Erlebnis des Leutnants Vahlen.

Eine Kriegserzählung von Rudolf Heubner.

(Schluß.)

Die Kameraden von der Artillerie, die sich ein Stück weiter vorn in einem verlassenen Forsthaus ihr Stabsquartier eingerichtet hatten, kamen nun zuweilen in das Ulanenkasino unter der Erde, verhauene Kerle mit wilden Redensarten, denen unter dem Brüllen der Geschütze alle zarte Lebensgewohnheit abhanden gekommen war. Aber zumeist hausten sie für sich in Laubhütten und Unterschlupfen wie die Waldmenschen und rumorten mit ihrem Kriegswerkzeug, daß es kein Ende hatte.

Da klirrte eines Abends der Artillerieoberst als Gast in den Keller, aber nicht aufgeräumt wie sonst, sondern in einem Dunstkreis von Groll und übler Laune, ein wolkiger Zeus. Als er, noch auf den Stufen, seinen Gruß herausgeknurrt hatte, warf er sich in den einzigen Stuhl, der seiner Bärengestalt gewachsen war, besänftigte sich mit einem Schoppen Rotwein und brachte dann seine innere Bewegung zum Vorschein.

„Der Teufel soll es holen, ich weiß nicht, was das ist — wir haben unsere Stellungen schon viermal gewechselt — zum Blutschwitzen war es für die Kerle — aber wir kriegen das verfluchte französische Granatfeuer jedesmal wieder in zwei Stunden todsicher auf den Pelz. Ein paarmal haben sie uns die Rohre aus den Lafetten gehauen und die Unterstände zusammengewühlt, aber heute hatten wir bei der dritten Batterie einen Volltreffer, der mir ein halbes Dutzend Leute hingeschmissen hat. Zwei Tote, drei Schwer- und zwei Leichtverwundete. Scheußlich. — Sie haben hier die Sicherung, Herr Kamerad. Halten Sie es für möglich, daß Spione im Gelände sind?"

„Nein," sagte der Rittmeister, „wir sind hinterher wie die Teufel. Fragen Sie meine Herren selbst. Da sind sie."

„Unmöglich", riefen die Offiziere. „Karten her. Da sind die Abschnitte. So werden sie bei Tag und Nacht abgepirscht. Rein unmöglich."

„Wir werden aber noch ein schärferes Auge darauf haben, Herr Oberst, und uns keine Stunde Ruhe lassen. Ich hoffe, daß es ein unglücklicher Zufall war."

„Danke", sagte der Artillerist, stürzte den Rest hinunter und stülpte den Helm auf. „Das hoffe ich auch. Wir werden heute nacht die Stellungen wieder wechseln. Guten Abend, meine Herren."

Und noch wilder jagten die grauen Lanzenreiter durch Holz und Heide. Aber sie brachten nichts zurück als hungrige Magen und müde Gäule...

Leutnant Vahlen ärgerte sich insgeheim über das Auftreten des ungehobelten Artilleristen und wurde doch den Gedanken nicht los, daß hier etwas nicht richtig sei. Im ersten Nebelgrauen ritt er nach der Ferme. Antoinette Garnier sollte ihn kennen lernen, wenn sie es mit dem Feinde hielt.

Auf dem abgejagten Sperber preschte er frühzeitig in den Hof. — Aber da lag alles in tiefem Frieden. Der erste Mensch, den er sah, war der bucklige Gregoire, der ein paar angekohlte Wurzelstöcke nach dem Schuppen schleifte, um sie zu zerhacken. Dann traf er seine beiden Ulanen an der Hausecke schon bei munterer Arbeit, halbgeflicktes Sattelzeug auf den Knien. Sie sprangen auf und nahmen Stellung.

„Was vorgekommen hier, Springer?"

„Jar nischt, Herr Leitnant. Alles hibsch ruhig."

Nun also!

Dann kam Antoinette zum Vorschein und zeigte ihr Erstaunen über den frühzeitigen Besuch des Reiters. Aber als sie seine verdrossene Miene sah, trat sie erstaunt zur Seite und machte sich mit den Hühnern zu schaffen.

Der Offizier stieg nicht aus dem Sattel. Er fühlte sich unbehaglich, weil er da doch so etwas wie einen Argwohn mitgebracht hatte. Mit kurzem Gruße wendete er das Pferd und ritt davon.

Der Lärm des Geschützkampfes klang jetzt drohend durch den stillen Wald herüber. — Den ganzen Vormittag gab es kein Aufhören — es mußte etwas Großes vorn im Gange sein.

Da kam zu Mittag der General mit seinem Adjutanten wie das böse Wetter in das Ulanenquartier im Dorfe gefahren. Ein grauhaariger, schnauzbärtiger Leutefresser, ein wahrer Feuerteufel gegen den umwölkten Oberst von der Artillerie.

„Herr Rittmeister Zur Mühlen!" schnurrte er, jedes Wort betonend, ganz Leidenschaft und helle Aufregung. „Geben Sie mir eine Erklärung dafür: Die Artillerie kriegt wieder den ganzen Segen von drüben in die neuen Stellungen. Der Henker soll es holen! Was geht hier hinten vor? Nennen Sie das Sicherung? — Werden hier hinten von den Einwohnern Zeichen gegeben?"

„Vollkommen unmöglich, Herr General!" sagte der Offizier, totenblaß, sich mit Mühe bemeisternd, „wir können nicht mehr auf der Hut sein, als wir es sind."

„Ach was", rief der General und riß seine Karte heraus. „Wie sind die Abschnitte verteilt? Haben Sie bewohnte Höfe herum?"

„Nur die Ferme La Boise."

„Wer patrouilliert in dem Abschnitt?"

„Leutnant Vahlen."

„Wo ist er?"

Der junge Offizier trat vor. — Oho! Es galt ihm!

„Was ist dort los? Warum ist die Ferme nicht besetzt?"

„Sie ist besetzt, Herr General."

„Wieviel?"

„Zwei Mann."

„Ah, wirklich? — Herr Rittmeister, zwei Mann! Warum nicht zwanzig?"

„Es ist dort gar nichts zu besorgen", sagte Leutnant Vahlen ruhig. „Ich kenne die Leute genau."

„Warum sind die nicht abgeführt?"

„Weil ich mich überzeugt habe, daß sie ganz friedfertig sind, und ich ihrer guten Gesinnung gewiß bin. Ich lege meine Hand für sie ins Feuer."

„Jawohl," rief der General, „und wir haben die Granaten. — Herr Rittmeister Zur Mühlen, die Ferme ist von heute nachmittag an stark belegt!" Er mäßigte sich und gab den Herren die Hand. „Ich will ja nicht sagen, daß es gerade von dort kommen muß. Obacht überall, verstehen Sie — Obacht überall!"

Damit stieg er auf und fuhr wie das Unheil von dannen.

Eine Viertelstunde später ritt der Vizewachtmeister mit fünfundzwanzig Ulanen nach der Ferme und nahm dort Quartier.

Da in dem Hause kein Platz war, wurden Scheunen und Heuboden belegt; die Pferde trieben sie in der Hürde zusammen.

Die Ulanen zogen die Röcke aus, krochen überall herum und machten sich's bequem.

„Heda, ist hier kein Knecht, der einen Pferdestriegel schaffen kann?"

Der bucklige Gregoire rollte gerade mit gleichgültigem Grinsen ein Regenfaß heran, das er frisch mit Pech ausgestrichen hatte und ausbrennen wollte, denn es standen dunkle Wolken am Himmel, die Wasser verhießen.

„Ist der Kerl verrückt?" riefen die Ulanen. „So einen Qualm machen, den man auf zwanzig Meilen sieht! Nichts da."

Der Knecht grinste sie verständnislos und bösartig an, als sie ihn umringten. Da trat ihm einer kurzweg mit derbem Stiefel das Faß zusammen, daß die Reifen lossprangen und die Dauben über den Boden flogen.

Darauf gingen sie und suchten sich selber, was sie brauchten, während der Bucklige die Faßstücke zusammenlas und hinter das Gehöft in den Garten trug.

Er lachte. Was wußten die davon, daß er schon alle die Tage her so ein Stück Brandarbeit verrichtet hatte — bald hier Baumstöcke aus dem Boden geglüht, bald dort ein Stück Heide ausgesengt, als wäre es so zum Beforsten, bald da einen Kübel Teer gesotten, jedesmal im letzten Dämmerlicht oder im ersten Tagesgrauen, wenn niemand auf den feinen Rauchstreif achthatte, als wer eben sollte, und immer gerade in der Gegend, wo es nötig war.

Darum lachte er. Und er trug die gepichten Holzstücke ein paar Schritte in den Wald hinein. Brennen sollten sie doch. So eine Menge Ulanen endlich im Feuerbereich, was kam da auf das Haus und die Leute darin an. Das sollte ein Aufwachen geben morgen früh. Es würde ja ein gutes Stück Geld dafür setzen.

Rittmeister Zur Mühlen jagte in das Stabsquartier des Regiments und erstattete Bericht. Er kam noch wütend zurück und wollte sich nicht beruhigen. — Am Vormittag sollte ein scharfes Verhör in La Boise gehalten werden.

Leutnant Vahlen fand keinen Schlaf diese Nacht. Er fühlte sich verantwortlich und sah doch nichts, was den Verdacht rechtfertigte. Aber immer und immer wieder überlegte er, jeden Eindruck, jeden Vorgang, jede Frage und Antwort . . . Und zuletzt bildete er sich doch ein, daß ihm das letzte Mal an Antoinette Garnier eine seltsame Unruhe aufgefallen wäre, und daß er es nur wieder vergessen hätte. — Da war es vollends aus mit der Ruhe. Daß dieses Stück Friede und Menschlichkeit nur ein Trugbild, eine Falle hätte sein sollen . . .? Unmöglich, ganz unmöglich.

Zuletzt hielt er es nicht mehr aus und sprang auf, noch im halben Nachtgrauen hinauszureiten, um nach seinen Leuten zu sehen und sich selber Klarheit zu verschaffen, ehe der Rittmeister kam.

Durch die silberne Frühe trieb er sein edles Pferd. Kaum ein Hauch von Röte färbte den fernsten Osten. Der Regen, der am Abend niedergegangen war, hing noch in den Blättern, die zuweilen nickten, wenn ein schwerer Tropfen fiel. Grau, wie bereift, stand der Grasboden der Lichtungen, verschwommen, von Dunst eingesponnen, ragten die kleinen Gehölze. Nur in der Höhe war langsam beginnende Klarheit.

Totenruhe lag über dieser Welt, den dumpfen Hufschlag verschlang sogleich das Schweigen.

Aber gegen Westen grollten die Geschütze, näher und ferner, noch zögernd, in langen Zwischenräumen.

Da auf einmal, als er das letzte Drittel des Weges durchflog, kam ein Heulen und Pfeifen hoch durch die ruhige Luft und gleich darauf von vorn her ein scharfer, schwerer Schlag — Und nun noch einmal das ferne Grollen, das Heulen, der dröhnende Aufschlag.

Granaten? — Er begriff nicht — Nur vorwärts, vorwärts. Die niederen Büsche knickten unter dem rasenden Huftritt — mit halbem Bewußtsein sog der Reiter einen leichten brandigen Dunst ein, der durch die Morgenluft zog.

Da jagte ihm, ein paar hundert Schritte vor dem Ziele, ein Ulan entgegen, auf dem Wege nach dem Quartier der Schwadron.

„Holla, was gibt es?"

Sie rissen die Zügel an, daß sich die Pferde beinahe niedersetzten.

„Befehl, Herr Leutnant, Granatfeuer. Verrat, wie es scheint, aber die Ferme ist halb zusammengeschossen."

„Mannschaftsverluste, Kerl?"

„Nein. Es ging in das Haus. Die Mannschaft ist gleich aus der Scheuer in den Wald gesprungen, die beiden Alten haben wir mit, sie sind leicht verwundet . . . Aber die Frau —"

„Was ist mit der Frau?"

„Die junge Frau ist tot."

„Reite weiter, was du kannst! — Vorwärts, Sperber!"

Im nächsten Augenblicke fuhr der Offizier aus dem Wald ins Freie.

Es kam ihm noch nicht ganz zum Bewußtsein, was da mit dem einen harten Worte gesagt war: tot. So tief hatte ihn die Aufregung gepackt, der wilde Eifer, selbst zu sehen und zu wissen — Gott sei Dank, keine Mannschaftsverluste, keiner von seinen braven grauen Kerls. Wie das die Brust weit machte, als wären lauter Brüder gerettet! Und doch in den Ohren immer das Wort: tot!

Die französische Batterie da drüben in der unsichtbaren Ferne schwieg, als wartete sie auf das Feuer des Gegners, zum Zeichen, daß sie ihr Ziel gefunden hatte.

Der Offizier sprang aus dem Sattel, an der Ecke des halb zusammengestürzten Hauses trat ihm der Vizewachtmeister entgegen.

„Melde gehorsamst: Ich kam bei Tagesanbruch von den Posten im Wald, als ich auf einen Brandgeruch aufmerksam wurde, dem ich im Gehölz nachspürte, ohne jedoch die Ursache finden zu können. Als ich an das Haus herankam, trat mir die junge Frau, die ich um diese Zeit noch nicht wach vermutete, sehr rasch entgegen. Sie hatte aber kaum zwei Schritte von der Tür weg getan, als die erste Granate im Hof neben dem Birnbaum einschlug und platzte, daß einem Hören und Sehen verging. Ich weiß nicht, wie ich vor den Splittern davongekommen bin, aber bis auf den Fleischriß da am Arm hat es nichts gemacht. Die Frau lag, als ich zur Besinnung kam, tot hingestreckt; das Sprengstück muß ihr in die Herzseite gefahren sein. Sonst war keine Verletzung zu erkennen. Ehe ich mich weiter um sie kümmern konnte, schlug die zweite Granate in das Haus. Ich ließ sofort alles räumen und die Mannschaft und die Alten im Walde in Deckung bringen. Eben komme ich zurück, weil ein Pferd fehlt."

„Es sind keine Verluste sonst? Wirklich?"

„Niemand."

„Wo liegt die Frau?"

Der Vizewachtmeister führte ihn die wenigen Schritte um die Ecke.

Da lag sie hingestreckt, halb auf die Seite gewandt, die eine Hand auf der Brust zusammengeballt, die Augen geschlossen, die Blässe des Todes auf dem scharfen Gesicht. Zwischen den Brauen war noch die drohende Falte und um den Mund ein trotzig-unwilliger Zug, beredt und voll erstarrter Leidenschaft.

Leutnant Vahlen stand, auf den schwarzen Säbel gestützt, daneben und sah finster auf dieses seltsame Antlitz nieder, in dem noch Leben und Tod miteinander zu ringen schienen, und das doch so marmorblaß und ruhig war.

„Hat sie mit Ihnen noch gesprochen?" fragte er dann kurz.

„Sie wollte — ‚Monsieur', sagte sie und erhob die Hand — aber dann war der Schlag da und alles abgeschnitten und zerrissen."

In diesem Augenblicke hatte die französische Batterie ihr Feuer wieder eröffnet und nach der kurzen Pause der Erwartung heftiger als zuvor. Rascher zischten die Granaten herüber und platzten vor und neben dem Gute, Staub und Sand hoch emporspritzend.

„Schnell, hier ist keines Bleibens!" schrie der Vizewachtmeister.

Aus dem Getöse sprangen die Männer in den Wald, die Deckung zu erreichen.

Als sie hinter einem dicht bewachsenen Hügel auf die Mannschaft trafen, brachten ein paar Ulanen den elenden Gregoire durch das Dickicht geschleppt. Der ganze Trupp umringte sofort den Gefangenen.

„Da haben wir ihn, Herr Leutnant", schrie der wackere Springer und saß ab. Er packte den Verräter an den Schultern und schob ihn gerade vor seinen Offizier. Der Kerl sah schauerlich aus: abgehetzt, mit Laub und hängenden Dornranken bedeckt, zusammengeknickt und schlotternd.

„Heraus, was ist das?" schrie Leutnant Vahlen, aus der Spannung der letzten Minuten auffahrend.

„Befehl, Herr Leutnant. Ich schlief in der Scheune zu oberst im Heu, im Rocke, wie ich war, als die Granate einschlug. Hui, fahr' ich mit dem Kopf aus der Luke und seh' im Tagesgrauen aus den Baumkronen hinter dem Gehöft eine Flamme flackern und pechschwarzen Rauch drüber her. Alarm geschrien und die Stiege hinunter zu den Pferden, ich weiß nicht, wie ich unten angekommen bin. Das ist der helle Verrat, denke ich, und fahre in den Wald, das heimtückische Pack zu finden! Aber zwischen den Stämmen war gar nichts. Da seh' ich auf ein Knacken hinauf und seh' eine verfallene Hirschkanzel droben zwischen den Ästen, und da oben steht ein alter Korb voll Gerümpel und brennt lichterloh. Da hatt' ich's; aber kein Kerl war mehr zu sehen. Er muß an den Ästen hinüber sein und an einem andern Baum herunter, wie ein Eichhorn, denk' ich und pfeif' mir ein paar Kameraden heran, und nun im Galopp durch die Büsche nach, kreuz und quer. Draußen an dem Moorgraben haben wir ihn gekriegt."

„Brav, Springer, das soll dir nicht vergessen werden", rief Leutnant Vahlen und nahm dann den Verräter ins Verhör.

Der heulte und schrie, gab aber keine Antwort.

„Verwünschte Kröte!" rief der Offizier und wandte ihm den Rücken.

Nach einer halben Stunde stellten die Franzosen das Feuer ein. Sie schienen unsicher, ob sie ein Ziel getroffen hatten, das der Beschießung wert war, oder glaubten, ihr Werk getan zu haben.

Der Rittmeister und der Artillerieoberst ließen nicht lange auf sich warten. Eine Viertelstunde später war der heimtückische Gregoire erschossen. Die alten Leute, die heulend ihre Unschuld beteuerten, hörte der Oberst achselzuckend an; dann wurden sie, da man ihnen glauben wollte, in das nächste Dorf abgeschoben.

„Machen Sie, daß Sie bald fertig werden", sagte Rittmeister Zur Mühlen kurz, während er in den Bügel stieg. „Sie wissen nun, was von derlei Friedfertigkeit zu halten ist."

Der Leutnant griff an die Tschapka und schwieg. Als die Reiter verschwunden waren, stampfte er zornig auf. Aber der Groll verflog bald. Tiefer wurmte ihn die Ungewißheit, die über dem finsteren Erlebnis lag.

Was nun? Wer löste das Rätsel? Vergiftete die wahnwitzige Rachsucht, die dort von Paris die Welt durchwütete, alles? Den ehrlichen Kampf und den Verkehr mit Waffenlosen, denen der vertrauende Mann freundlich entgegentrat? — Hatte Antoinette Garnier um die bösartige Heimlichkeit des Knechtes gewußt und sie gefördert — hatte sie lauernd auf Posten gestanden und war hervorgekommen, um das aufsteigende Mißtrauen des Wachtmeisters zu beschwichtigen, seine Aufmerksamkeit abzulenken und sich und die Ihrigen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen? — Hatte sie aus Furcht geschwiegen, oder hatte sie gar nichts gewußt und, erst durch einen Zufall belehrt, die Eingelagerten im Augenblicke der Gefahr zu warnen und sich selbst zu retten versucht?

Niemand würde die dunkle Hülle heben. — Er würde das Gift des Zweifels durch diesen ganzen Krieg, durch sein ganzes Leben tragen und niemals wissen, ob sie selbst Verräterin gewesen, ob sie als ein Opfer des Verrats durch das tödliche Geschoß dahingerafft worden war.

Und er ballte die Faust, in der aufbrausenden Erregung seines ehrlichen Herzens, im wilden Zorne über diese Kriegführung niedriger Feinde, die Bürger und Bauern zu Werkzeugen feiger Hinterlist entwürdigte und den Besitz, das Leben der eigenen Landesgenossen nicht schonte.

Das Gehöft lag ganz in Trümmern, Haus, Stall und Scheuern, ein grauenvolles Bild der Verwüstung.

Neben Antoinette Garnier, deren Mund keine Antwort mehr geben konnte, war ein schweres Stück der Hauswand hingestürzt, Kalk und Steinchen waren über ihren Rock verstreut.

Auf seinen Wink warf einer einen alten Ulanenmantel über ihren Kopf und ihren Körper.

„Sollen wir sie dort drüben mit dem Knecht in eine Grube legen? Wir sind mit dem Graben fertig."

„Nein, hier im Garten, in der weichen Erde."

Als sie eingebettet war, stand der Zug Reiter zum Abrücken bereit. Leutnant Vahlen sah zurück. Da hatte der brave Springer ein ausgebrochenes Fensterkreuz, das aus dem engen Mauerloche gefallen war, in das frische Grab gesteckt und einen heruntergestürzten Blumenstock daneben gesetzt.

„Der Kerl hat ja sein Teil," sagte er entschuldigend, „man weiß es doch nicht, ob die mit dahintergesteckt hat."

Leutnant Vahlen wandte den Blick von der verwüsteten Ferme weg in den ruhenden Wald, in dem die Morgensonne hing.

„Vorwärts, Burschen — nach dem Quartier, Trab!"

Von da an hatte die französische Artillerie kein Glück mehr. Sie schoß ohne Ziel, aufs Geratewohl, und hatte keine Treffer. — Nach ein paar Tagen war sie von den versteckten deutschen Batterien zum Schweigen gebracht.

Eine Woche später wurde das Regiment nach Norden geworfen, mit vielen anderen braven Reitern dem großen Umfassungsversuche des Feindes zu begegnen.

„Na, lassen Sie sich die Geschichte von der Ferme nur nicht mehr im Kopfe herumgehen," sagte der Rittmeister, als sie in Aufregung und hellem Tatendrange abzogen, „wollen froh sein, daß wir die Mannschaft beisammen behalten haben. Es gibt da unten für Sie und für uns alle Gelegenheit zur Auszeichnung genug."

„Danke," antwortete Leutnant Vahlen zähneknirschend, die Linke am Säbel, „ich denke dem Teufelspack meine deutsche Quittung zu geben."

Die Verwendung von betäubenden Gasen.

Im Auslande wird die deutsche Armee wegen der kriegsmäßigen Verwendung von betäubenden Gasen noch immer mit Vorwürfen überhäuft. Man will die deutsche Kriegführung mit allen Mitteln verächtlich machen, um die Augen der Welt von den zahlreichen Verletzungen des Kriegsgesetzes abzulenken, die unsere Feinde sich zuschulden kommen lassen.

Die wahre Sachlage ergibt sich aus der folgenden Erklärung des Großen Hauptquartiers, die am 22. April durch Wolffs Telegraphenbureau verbreitet wurde: „In einer Veröffentlichung vom 21. d. M. beklagte sich die englische Heeresleitung darüber, daß deutscherseits ‚entgegen allen Gesetzen zivilisierter Kriegführung' bei der Wiedereinnahme der Höhe 60 südöstlich von Ypern Geschosse, die beim Platzen erstickende Gase entwickeln, verwendet worden seien. Wie aus den deutschen amtlichen Bekanntmachungen hervorgeht, gebrauchen unsere Gegner seit vielen Monaten dieses Kriegsmittel. Sie sind also augenscheinlich der Meinung, daß das, was ihnen erlaubt sei, uns nicht zugestanden werden könne. Eine solche Auffassung, die in diesem Kriege ja nicht den Reiz der Neuheit hat, begreifen wir, besonders im Hinblick darauf, daß die Entwicklung der deutschen Chemiewissenschaft es uns natürlich gestattet, viel wirksamere Mittel einzusetzen als die Feinde, können sie aber nicht teilen. Im übrigen trifft die Berufung auf die Gesetze der Kriegführung nicht zu.

Die deutschen Truppen verfeuern keine ‚Geschosse, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten' (Erklärung im Haag vom 29. Juli 1899), und die beim Platzen entwickelten Gase sind, obschon sie sehr viel unangenehmer empfunden werden als die Gase der gewöhnlichen französischen, russischen oder englischen Artilleriegeschosse, doch nicht so gefährlich wie diese. Auch die im Nahkampf von uns verwendeten Rauchentwickler stehen in keiner Weise mit den ‚Gesetzen der Kriegführung' in Widerspruch. Sie bringen nichts weiter als die Potenzierung der Wirkung, die man durch ein angezündetes Stroh- oder Holzbündel erzielen kann. Da der Rauch auch in dunkler Nacht deutlich wahrnehmbar ist, bleibt es jedem überlassen, sich seiner Einwirkung rechtzeitig zu entziehen."



Prinz Sigismund, der zweite Sohn des Prinzen Heinrich von Preußen.

Nach dem Leben gezeichnet von dem auf dem flandrischen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Wenn trotz dieser Erklärung unsere Feinde die Anschuldigungen weiterverbreiten, so ist dagegen im wesentlichen nur noch der ausführliche **Nachweis zu führen**, daß die Franzosen und Engländer tatsächlich **lange vor uns** Stickgase zur Anwendung gebracht haben. Auch wird man etwas näher auf die Geschichte und den Sinn der Haager Erklärung von 1899 eingehen können, um die „Entrüstung" unserer Gegner ins rechte Licht zu setzen.

Seit vielen Monaten gebrauchten die Franzosen und die Engländer Geschosse, die beim Platzen erstickende Gase entwickeln, und es ist festzustellen, daß auf ihrer Seite die Verwendung von Stickgasen nicht etwa ab-, sondern erheblich **zunahm**, ja, daß **umfassende, systematische Vorbereitungen** dafür getroffen wurden. Wir erinnern zunächst an die deutschen Hauptquartierberichte vom 13., 14., 16. und 17. April, in denen amtlich gemeldet wird, daß die Franzosen bei Suippes und bei Verdun, die Engländer bei Ypern wieder Geschosse, Minen und Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung angewendet haben.

Wer trotzdem noch an der Tatsache zweifelt, der entnehme den Nachweis für die **planmäßige Vorbereitung** dieser Kampfart durch die Franzosen der nachfolgenden Mitteilung des französischen Kriegsministeriums, geschrieben am 21. Februar 1915. Sie lautet in deutscher Übersetzung:

Kriegsministerium. 21. Februar 1915.

„Die sogenannten Geschosse mit betäubenden Gasen, die von unserer **Zentralwerkstätte** hergestellt werden, enthalten eine Flüssigkeit, die nach der Explosion Dämpfe ausströmt, die Augen, Nase und Kehle reizen.

Es gibt zwei Arten: Handgranaten und Patronen. (Es folgt dann eine ausführliche Anweisung über deren Konstruktion und Anwendung, um fortzufahren: Ihr Zweck ist, die Umgebung der Stelle, an der sie platzen, unhaltbar zu machen. Ihre Wirksamkeit wird durch starken Wind erheblich beschränkt.

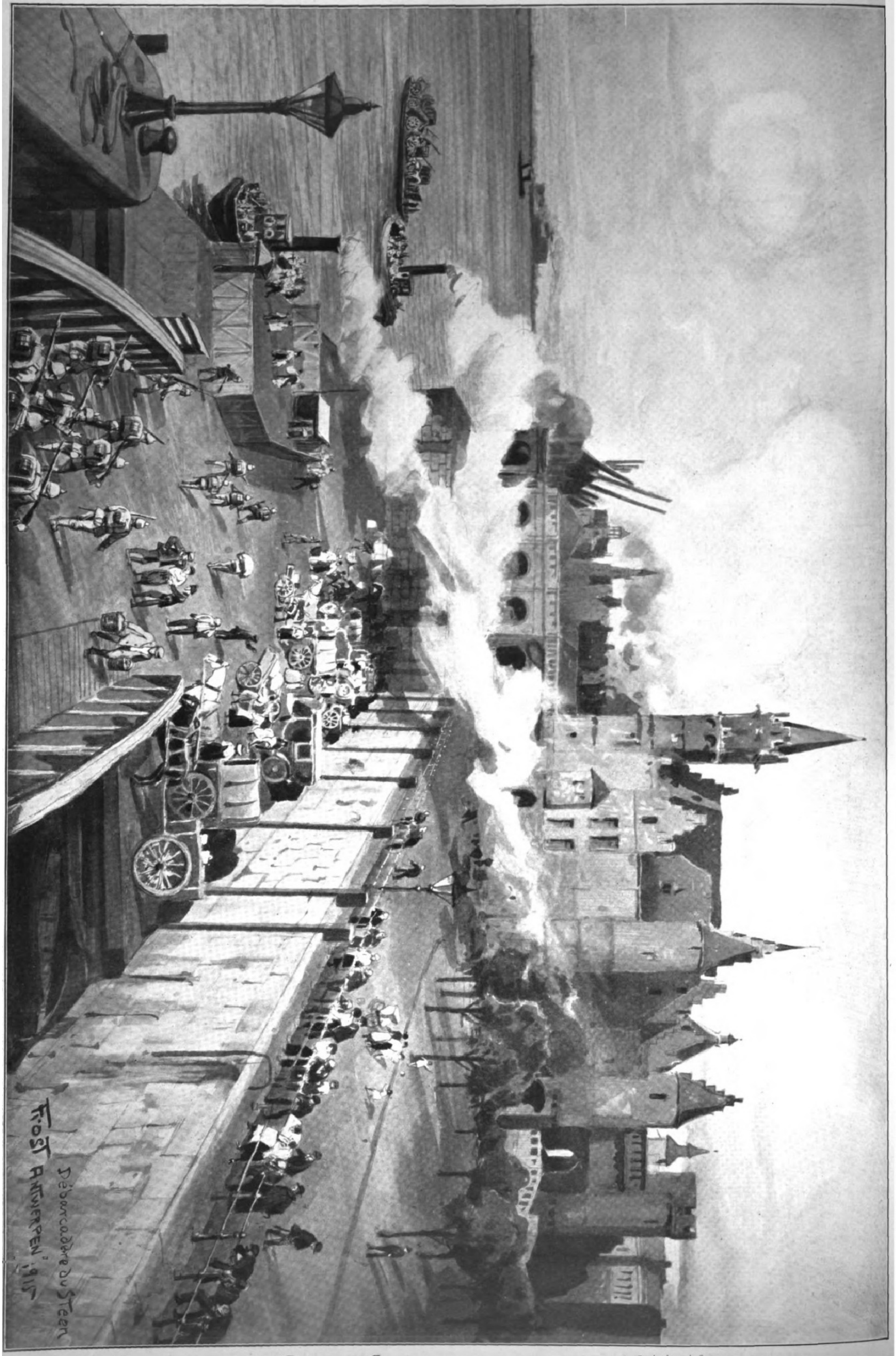
Die Patronen haben den gleichen Zweck wie die Handgranaten, aber infolge der ganz geringen Flüssigkeitsmengen muß man sie in größerer Anzahl gleichzeitig abfeuern.

Anzuwendende Vorsichtsmaßregeln bei Angriff auf Schützengräben, in die man solche Geschosse mit Erstickungsgasen geworfen hat.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Vor dem Generalkommando des deutschen Marinekorps in Brügge.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Willy Stöwer, zur Zeit auf dem Kriegsschauplatz in Flandern.

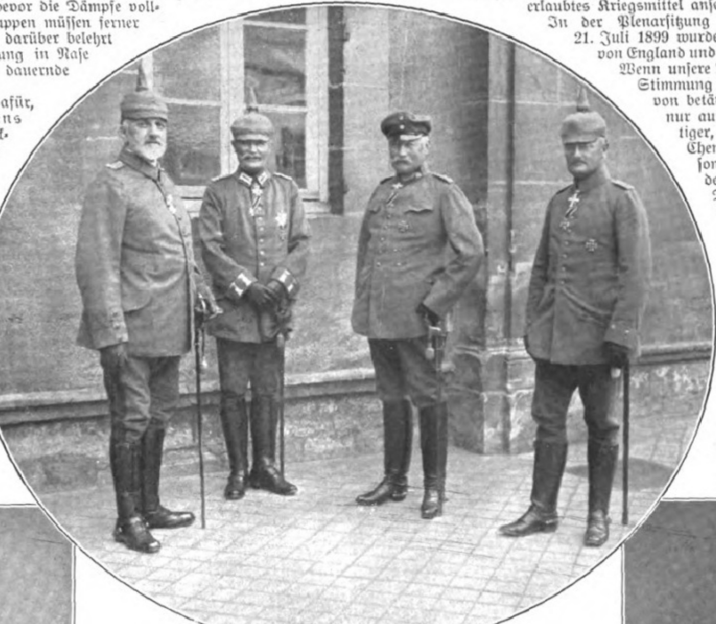

Débarcadère du Steen
Frost Antwerpen 1915

ie durch die Geschosse mit Erstickungsgasen verbreiteten Dämpfe sind nicht tödlich, stens bei geringen Mengen, und ihre Wirkung ist nur augenblicklich, die Dauer der ung hängt von den Luftverhältnissen ab. — Es empfiehlt sich daher, die Schützen- n, in die solche Handgranaten geworfen wurden, und die der Feind em nicht geräumt hat, anzugreifen, bevor die Dämpfe voll- ig verschwunden sind. Die Sturmtruppen müssen ferner Schutzbrillen versehen und außerdem darüber belehrt en, daß die unangenehme Empfindung in Nase Kehle ungefährlich ist und keine dauernde ung zur Folge hat."

ier haben wir den bündigen Beweis dafür, die Franzosen schon vor mindestens m halben Jahre Geschosse mit Stick- in staatlichen Werkstätten her- lt haben. Die Anzahl muß so groß en sein, daß sich das französische sministerium schließlich veranlaßt chriftliche Anweisungen über die zung dieser Kampfmittel auszu- n. Welche Heuchelei, wenn die- n Leute sich hierüber „entrüsten", die Deutschen viel später auf vorgezeigten Wege nachgefolgt Sehr bezeichnend ist die Wen- in der amtlichen französischen eisung: „Die durch die Geschosse Erstickungsgasen verbreiteten pfe sind nicht tödlich, wenig- s bei geringen Mengen." erade diese Einschränkung ent- das unzweideutige Eingeständ- daß die französischen Stickgase ich wirken.

völkerrechtswidrig bezeichnet. Das waren sie ja wohl nun freilich nicht. Verbietet doch die Haager Erklärung von 1899 nur die Verwendung von Geschossen, deren einziger Zweck es ist, erstickende und giftige Gase zu verbreiten. Da die Lydditgranaten außerdem auch eine Sprengwirkung ausübten, muß man dieselben mithin als erlaubtes Kriegsmittel ansehen.

In der Plenarsitzung der Haager Friedenskonferenz vom 21. Juli 1899 wurde jene Erklärung gegen die Stimmen von England und den Vereinigten Staaten angenommen. Wenn unsere Feinde jetzt versuchen, auch in Amerika Stimmung gegen uns wegen der Verwendung von betäubenden Gasen zu machen, so ist nicht nur auf die amerikanischen Lieferungen giftiger, zur Erzeugung solcher Gase bestimmter Chemikalien an unsere Gegner hinzuweisen, sondern vor allem auch auf den entschiedenen Widerspruch der amerikanischen Delegierten von 1899 gegen das Verbot dieses Kampfmittels. In der Marineunterkommission, wo die Erklärung über die Stickgase verfaßt wurde, sprach sich der bekannte amerikanische Kapitän zur See Mahan energisch gegen deren Annahme aus. Geschosse mit Stickgasen könnten, so sagte er, menschlicher wirken als andere, die den Körper mit Metallstücken zerfetzten. Eine nutzlose Grausamkeit liege bei jenen nicht vor, und man könne nicht wohl von einem verbotenen Kriegsmittel reden. Der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten hat in der Hauptkommission selbst sein ablehnendes Votum fol-



Vor dem Hauptquartier des Generaloberſten v. Heeringen auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz.

Von links nach rechts: Generaloberst v. Heeringen, General d'Elſa, General v. Zwehl, der Eroberer von Maubeuge, und Oberst Borries.



General der Infanterie v. Claer,

al vom Ingenieur- und Pionierkorps im Großen Haupt- er, bisher Kommandierender General eines Armeekorps, erhielt den Orden pour le mérite. (Hofphot. H. Noack, Berlin.)



General der Kavallerie Freiherr v. König,

Führer der deutschen Truppen, die in der Nacht vom 20. zum 21. Juli die von den Russen als uneinnehmbar bezeichnete Außenstellung der Festung Iwangorod eroberten; erhielt den Orden pour le mérite.

Wir erinnern ferner daran, daß in amerikanischen Blättern — dem „Cincinnati Enquirer" und später sogar in den „New York Times" — die Behauptung eines als maßgebende Persönlichkeit bezeichneten amerikanischen Chemikers veröffentlicht worden ist, wonach sich auf der „Lusitania" 250000 Pfund Zinntetrachlorid befunden haben, die zur Herstellung von Stickgasen dienen sollten. Die Sendung war nach der Angabe des amerikanischen Gewährsmannes für die französische Regierung bestimmt! Diese hat also nicht nur vor Monaten in Amerika große Bestellungen auf Chemikalien zur Herstellung von Stickgasen gemacht, sondern sie hat auch die

ntwortung für den der Lusitania- giere mit zu tra- von denen viele die bei der Torpe- ng freigewordenen fe des Zinntetra- ds umgekommen ollen.

an erinnere sich uch der skrupello- reude, mit der die che und die ameri- e Presse schon im ngenen Herbst rtige französische ungen ankün- die es möglich n sollten, die Ver- ngskraft der Ar- geschosse durch gif- Gaswirkung zu n.

h alledem muß Ehrliche es für rständlich erklä- ß auch das deutsche sich nicht länger wendung dieses Kampfmittels ent- nicht länger seine rigen mit un- n Waffen gegen sichtsloseren Geg- pfen lassen durfte. ß neu ist übri- die Verwendung ickgasen im Kriege

on die Buren sich bitter über ützlichen Gase der en Lydditgrana- hwert und sie als

gendermaßen begründet: „Den Einwand, daß eine Kriegsmaschine barbarisch sei, hat man immer gegen die neuen Waffen erhoben, die nichtsdestoweniger schließlich angenommen worden sind. Im Mittelalter sind es die Feuerwaffen gewesen, denen man den Vorwurf der Grausamkeit gemacht hat. Später sind die Granaten und vor kurzem die Torpedos an die Reihe gekommen. Es scheint mir nicht bewiesen zu sein, daß Geschosse mit erstickenden Gasen unmenschliche oder unnütz grausame Kriegsmaschinen sind und kein entscheidendes Ergebnis herbeiführen werden."

Man ersieht hieraus, daß die Meinungen über die Haager Erklärung von Anfang an geteilt waren, und wird bei ruhiger Überlegung dem Standpunkt der Amerikaner eine gewisse Berechtigung nicht absprechen mögen. Kapitän Mahan ging von der Feststellung aus, daß ja in engen Schiffräumen die Gase aller Explosivgeschosse eine erstickende Wirkung ausüben. In der Tat ist das Kohlenoxyd, das sich bei der Explosion der früher allgemein üblichen Pulverladung bildete, ein außerordentlich giftiges Gas, das in geschlossenen Räumen betäubend, ja tödlich wirkt. Es handelt sich also um die Frage, ob man diese Erscheinung des See- wie Festungskrieges auch in den Feldkrieg verpflanzen darf. Das Gefühl wird sich dagegen sträuben, wenn eine Massentötung beabsichtigt wird, der niemand entrinnen kann. Und das ist ja auch der Grundgedanke der Haager Abmachungen, unnötige Grausamkeiten und unnötiges Töten zu verhindern, wenn ein milderes Außergefechtsetzen des Feindes genügt und möglich ist.

Von diesem Standpunkt aus ist das Entwickeln von Rauchwolken, die sich bei



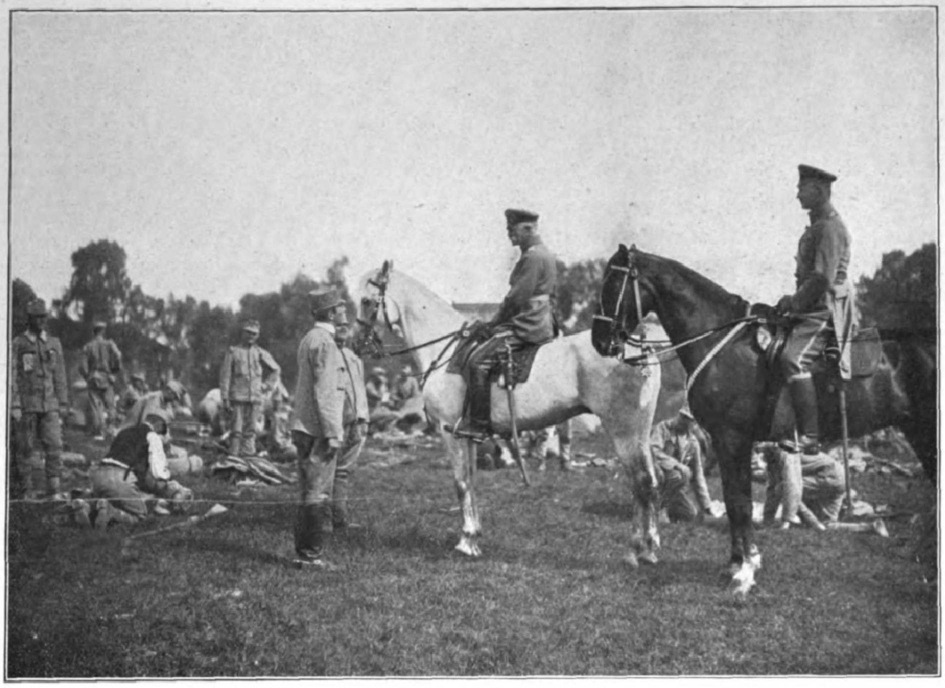
Die Feier des Falles von Warschau in München am 6. August: Die ungeheure Menschenmenge (etwa 70000 Personen) auf dem Königsplatz während der Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. v. Borscht.

schwachem Winde ganz langsam auf den Feind hin bewegen, ein nicht nur völkerrechtlich erlaubtes, sondern außerordentlich mildes Kriegsmittel. Gibt es dem Gegner doch die Möglichkeit, sich der Rauchentwicklung durch Räumung der Stellung zu entziehen.

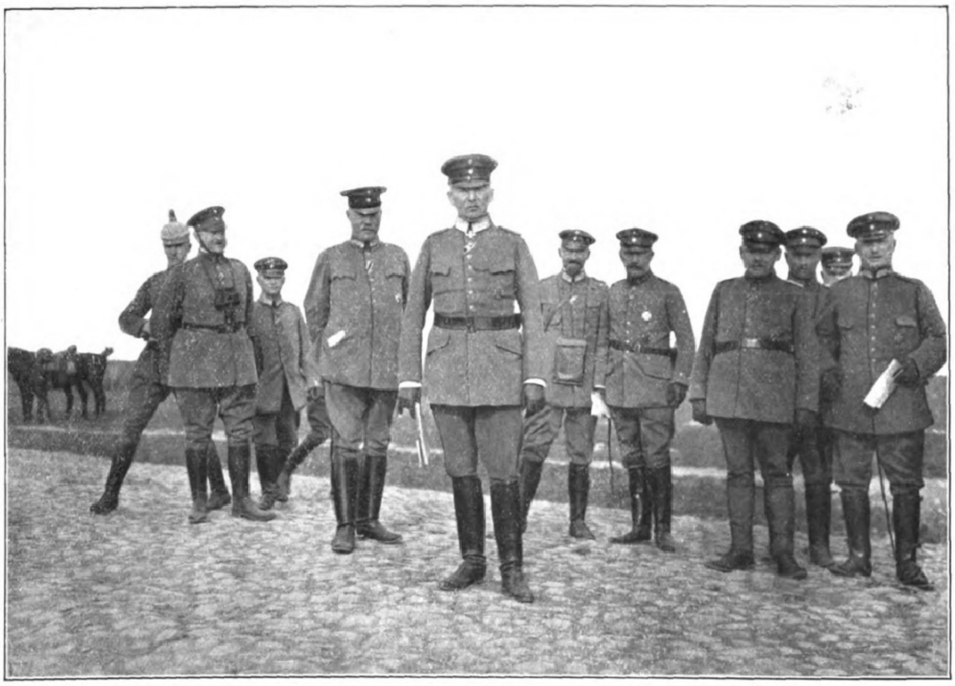
Wer die Zumutung, daß der Feind diesen Ausweg einschlagen solle, vom militärischen Standpunkt aus anstößig findet, dem sei entgegengehalten, daß es zu allen Zeiten als ein erlaubtes Kriegsmittel gegolten hat, den Feind durch künstlich verursachte Überschwemmung seiner Stellungen zu deren Räumung zu zwingen. Was für ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dieser kriegsmäßigen Anwendung des flüssigen Elementes und der des gasförmigen bestehen soll, ist wirklich nicht recht einzusehen. Wer sich nicht entrüstet, ja nicht einmal gewundert hat, als unsere Gegner in Flandern die Gewalt des Wassers gegen uns zu Hilfe riefen, der hat auch keinen Grund, empört zu sein, wenn wir uns statt dessen die Luft zum Bundesgenossen machen und sie benutzen, um unseren Feinden betäubende Gase entgegenzutragen.

Man wende nicht ein, daß dies dasselbe sei wie die Anwendung von Geschossen mit ausschließlicher Betäubungswirkung, die der Haager Konvention widerstreite. Was die Konvention verhüten wollte, war die unentrinnbare Massenvernichtung von Menschenleben, die zustande kommen würde, wenn man Geschosse mit giftiger Gaswirkung in Menge über den wehrlosen Feind herniederhageln ließe, der sie nicht kommen sähe und ihnen auch deshalb rettungslos preisgegeben wäre. Die bloße Ausübung eines Zwanges zum Verlassen der Kampfstellung, wie sie unseren Gasentwicklern ebenso eigen ist wie der Überschwemmung unserer Gegner, läßt sich damit gar nicht vergleichen.

Die wandelbaren Formen der Kriegsführung machen immer neue Kriegsmittel notwendig. Aus der Gestaltung des Schützengrabenkrieges mußte die Kriegstechnik ihre Folgerungen ziehen. Wer einmal eine lebendige Schilderung der Hölle gelesen hat, die ein von Artilleriegeschossen, Handgranaten, unterirdischen Minen und Fliegerbomben bearbeitetes Schützengrabenstück darstellen kann, der wird eine sich langsam nähernde Rauchwolke sicherlich nicht für unmenschlicher halten als die anderen Kriegsmittel, um den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben — und das allein ist auch der Grund, weshalb unsere Gegner solch ein Wehegeschrei erheben. Die deutsche Wissenschaft und Technik haben eben wieder einmal alle Mitbewerber aus dem Felde geschlagen, obschon diese sich länger um die Lösung der Aufgabe heiß bemüht hatten.



Generalfeldmarschall v. Mackensen in einem österreichisch-ungarischen Biwak.



General der Infanterie Freiherr v. Scheffer-Boyadel, der Gouverneur von Warschau, mit seinem Stabe vor dem genommenen Fort 6 der Festung Warschau.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Kriegschronik.

[illegible]. Juli 1915.

Der Nahkampf am Weststrande von Souchez schreitet vorwärts. Der südlich von Souchez an der Straße nach Arras gelegene, vielumstrittene Kirchhof ist wieder in unserem Besitz; er wurde gestern abend nach hartem Kampfe gestürmt. 2 Offiziere, 163 Franzosen wurden gefangengenommen, 4 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer erbeutet. Bei Combres und im Walde von Ailly ging der Gegner gestern abend nach starker Artillerievorbereitung zum Angriff vor; auf der Höhe von Combres gelang es dem Feinde, in unsere Linien einzudringen; er wurde wieder hinausgeworfen; im Walde von Ailly brach die feindliche Infanterie bereits vor unserer Stellung in unserem Feuer zusammen.

An der Straße von Suwalki nach Kalwarja in der Gegend von Lipina stürmten unsere Truppen die feindlichen Vorstellungen in einer Breite von 4 km.

An der küstenländischen Front versuchten die Italiener wieder einige Angriffe, die, wie immer, abgewiesen wurden, so bei Vermegliano, Redipuglia und an mehreren Punkten südlich des Krngipfels. Im Kärntner Grenzgebiete dauern die Geschützkämpfe fort. Auch gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf den Grenzbergen nordöstlich des Kreuzbergsattels und gegen einzelne Tiroler Werke richtet sich feindliches Artilleriefeuer. Neuerliche Angriffe des Gegners auf den Col di Lana scheiterten gleich allen früheren. — In letzter Zeit entwickelten die Montenegriner an der herzegowinischen Grenze eine lebhaftere, jedoch ganz erfolglose Tätigkeit.

13. Juli 1915.

Ein französischer Handgranatenangriff bei der Zuckerfabrik von Souchez wurde abgewiesen. Im Anschluß an den Sturm auf den Kirchhof wurde darüber hinaus unsere Stellung in einer Breite von 600 m vorgeschoben und auch das an der Straße nach Arras gelegene Cabaret Rouge genommen. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere, 215 Mann erhöht. Verschiedene Ansätze zu feindlichen Gegenangriffen wurden unter Feuer genommen; ihre Durchführung wurde dadurch verhindert. Zwischen Maas und Mosel entwickelte der Feind lebhafte Artillerietätigkeit. Viermal griff er im Laufe des Abends und der Nacht unsere Stellungen im Priesterwalde an. Die Angriffe brachen unter großen Verlusten vor unseren Linien im Feuer zusammen.

An der küstenländischen Front fanden gestern stellenweise heftige Artilleriekämpfe statt. Ein Angriff mehrerer italienischer Infanterieregimenter bei Redipuglia wurde abgewiesen.

14. Juli 1915.

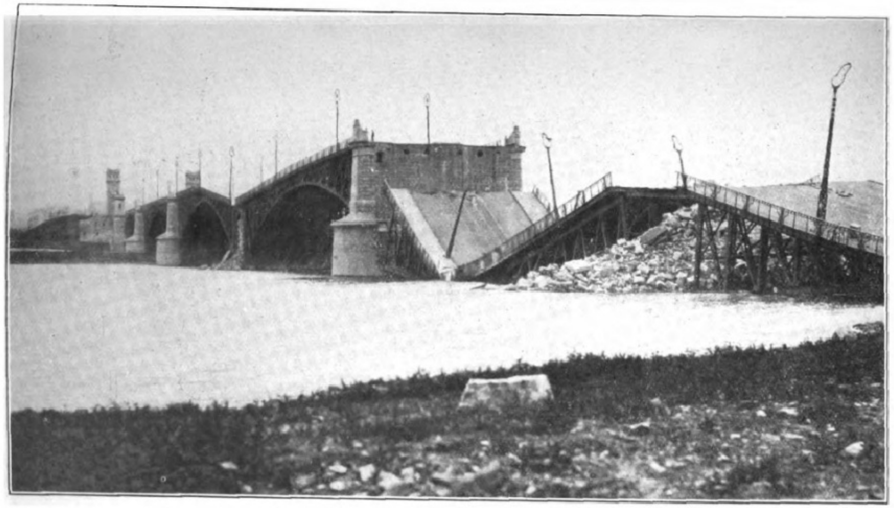
Die Franzosen sprengten in der Gegend von Troyon (westlich von Craonne) und von Perthes (in der Champagne) erfolglos einige Minen. Unser Handgranatenfeuer hinderte sie, sich an den Sprengstellen festzusetzen. In den Argonnen führten deutsche Angriffe zu vollem Erfolge. Nordöstlich von Vienne-le-Chateau wurde etwa in 1000 m Breite die französische Linie genommen; 1 Offizier, 137 Mann wurden gefangen, 1 Maschinengewehr, 1 Minenwerfer erbeutet. Südwestlich von Boureuilles stürmten unsere Truppen die feindliche Höhenstellung in einer Breite von 3 km und einer Tiefe von 1 km. Die Höhe 285 (La Fille-Morte) ist in unserem Besitze. An unverwundeten Gefangenen fielen 2581 Franzosen, darunter 51 Offiziere, in unsere Hände. Außerdem wurden 300 bis 400 verwundete Gefangene in Pflege genommen. 2 Gebirgsgeschütze, 2 Revolverkanonen, 6 Maschinengewehre und eine große Menge Gerät wurden erbeutet. Unsere Truppen stießen bis zu den Stellungen der französischen Artillerie vor und machten 8 Geschütze unbrauchbar, die jetzt zwischen den beiderseitigen Linien stehen.

Zwischen Niemen und Weichsel haben unsere Truppen in Gegend Kalwarja, südwestlich Kolno, bei Prasnysz und südlich Mlawa einige örtliche Erfolge erzielt.

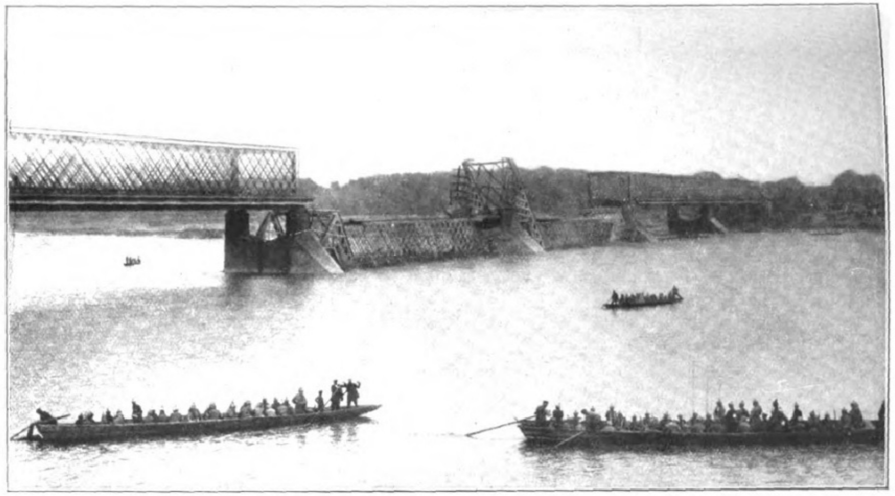
15. Juli 1915.

Die Franzosen machten gestern bis in die Nacht hinein wiederholte Versuche, die von uns eroberten Stellungen im Argonner Walde zurückzuerobern. Trotz Einsatzes großer Munitionsmengen und starker, auch neu herangeführter Kräfte brachen sich ihre Angriffe an der unerschütterlichen deutschen Front. An vielen Stellen kam es zu erbitterten Handgranaten- und Nahkämpfen. Mit ungewöhnlich hohen Verlusten bezahlte der Gegner seine ergebnislosen Anstrengungen. Die Zahl der französischen Gefangenen hat sich auf 68 Offiziere, 3668 Mann erhöht. Der Erfolg unserer Truppen ist um so bemerkenswerter, als nach übereinstimmenden Gefangenenaussagen die Franzosen für den 14. Juli, den Tag ihres Nationalfestes, einen großen Angriff gegen unsere Argonnenfront vorbereitet hatten. Auch östlich der Argonnen herrschte gestern erhöhte Gefechtstätigkeit. Im Walde von Malancourt wurden Angriffsversuche des Feindes durch unser Feuer verhindert. Im Priesterwalde brach ein französischer Vorstoß verlustreich vor unseren Stellungen zusammen.

In kleineren Gefechten an der Windau abwärts Kurschany wurden 2 Offiziere, 425 Russen zu Gefangenen



Die von den Russen gesprengte große Weichselbrücke, die Hauptverkehrsader zwischen Warschau und der auf dem rechten Weichselufer gelegenen Vorstadt Praga. (Phot. R. Sennecke.)



Übergang deutscher Truppen über die Weichsel nach Praga in der Nähe einer der von den Russen zerstörten Weichselbrücken. (Hofphot. Kühlewindt.)

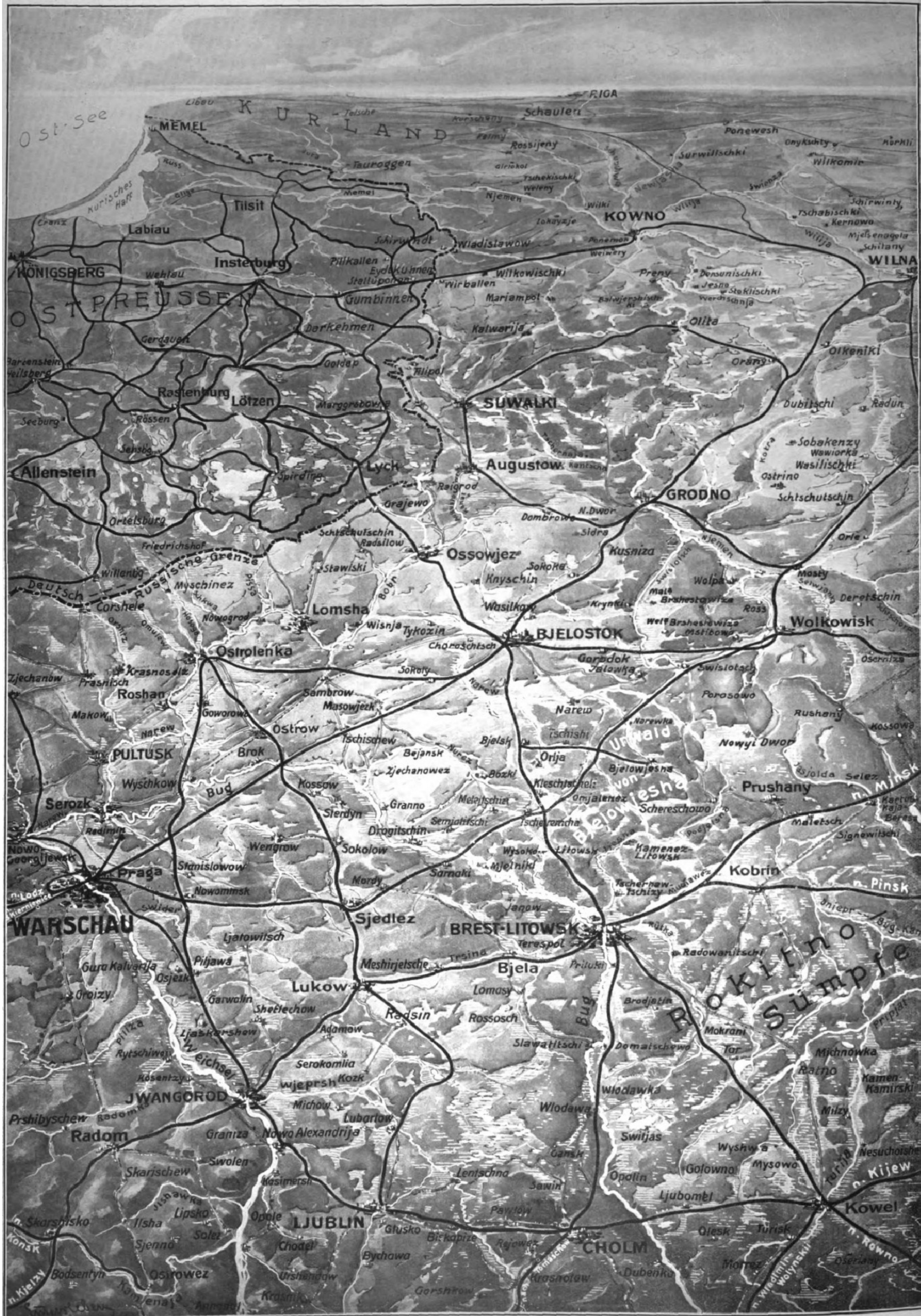


Ein russisches Armierungsbataillon verläßt Warschau vor der Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen.



Russische Rückzugstransporte aus Warschau über eine Weichselbrücke vor der Besetzung durch die Deutschen.

Zur Eroberung der polnischen Hauptstadt Warschau am 5. August.



Zum Vormarsch der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen auf Brest-Litowsk: Reliefkarte des Gebietes zwischen Warschau und Brest-Litowsk. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Walter Emmersleben.

gemacht. Südlich des Niemen in der Gegend von Kalwarja eroberten unsere Truppen bei Francisʒkowo und Osowa mehrere russische Vorstellungen und behaupteten sie gegen heftige Angriffe. Nordöstlich Suwalki wurden die Höhen von Olszanka von uns erstürmt, 300 Russen gefangengenommen und 2 Maschinengewehre erbeutet. Südwestlich Kolno nahmen wir das Dorf Krusca sowie feindliche Stellungen südlich und östlich dieses Dorfes und südlich der Linie Tartak-Lipniki. 2400 Gefangene und 8 Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Die Kämpfe in der Gegend von Prasnysz wurden erfolgreich fortgeführt. Mehrere feindliche Linien wurden von uns genommen und die in den letzten Februartagen heiß umstrittene und von den Russen stark ausgebaute Stadt Prasnysz selbst von uns besetzt.

Am Dnjestr, abwärts Nizniow, kam es am nördlichen Flußufer an mehreren Stellen zu erfolgreichen Kämpfen der österreichisch-ungarischen Truppen, wobei 11 Offiziere und 550 Mann des Feindes gefangengenommen wurden.

Gegen einzelne Stellen des Plateaus von Doberdó unterhalten die Italiener wieder ein lebhafteres Geschützfeuer. Sie versuchten auch mehrere Infanterieangriffe, namentlich zwischen Straussina und Polazzo, wurden aber, wie immer, unter großen Verlusten zurückgeschlagen.

16. Juli 1915.

Wiederholte Versuche der Franzosen, uns die in den Argonnen erstürmten Stellungen zu entreißen, schlugen fehl. Die Stellungen sind fest in unserer Hand. Die gestern und vorgestern hart westlich der Argonnen geführten starken französischen Angriffe scheiterten gegenüber der tapferen Verteidigung durch norddeutsche Landwehr, die dem Feinde in erbitterten Nahkämpfen große blutige Verluste zufügte und ihm 462 Gefangene abnahm. — Seit dem 20. Juni haben unsere Truppen in den Argonnen und westlich davon mit kurzen Unterbrechungen erfolgreich gekämpft, neben dem Geländegewinn und der Materialbeute ist bisher die Gesamtzahl von 116 Offizieren, 7009 Mann französischer Gefangener erreicht worden. Auf unserer an die Argonnen östlich anschließenden Front fanden lebhafte Feuerkämpfe statt. Feindliche Angriffe wurden mühelos abgewehrt.

Nördlich von Popeljany haben unsere Truppen die Windau in östlicher Richtung überschritten. Südwestlich von Kolno und südöstlich Prasnysz machten wir unter siegreichen Kämpfen weitere Fortschritte.

Die Kämpfe am Dnjestr dauern an. Die Versuche der Russen, die auf das Norduser des Flusses vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Truppen durch heftige Gegenangriffe zu werfen, blieben ohne jeden Erfolg. Dabei wurden von unseren Bundesgenossen 12 Offiziere und 1300 Mann zu Gefangenen gemacht und 3 Maschinengewehre erbeutet. In der Gegend bei Sokal kam es gleichfalls auf beiden Seiten zu regerer Gefechtstätigkeit.

An der Dolomitenfront wurden mehrere italienische Bataillone, die die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Rufreddo und im Gemärk an der Straße Schluderbach-Peutelstein angriffen, unter bedeutenden Verlusten abgewiesen.

17. Juli 1915.

Die vor einigen Tagen unter Oberleitung des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg auf dem östlichen Kriegsschauplatze begonnene Offensive hat zu großen Ergebnissen geführt. Die Armee des Generals der Infanterie v. Below, die am 14. Juli bei und nördlich Kurschany die Windau überschritten hat, blieb im siegreichen Fortschreiten. Unsere Kavallerie schlug mehrfach die feindliche aus dem Felde. 11 Offiziere, 2450 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, 3 Geschütze, 5 Maschinengewehre erbeutet. Unter den gefangenen Offizieren befindet sich der Kommandeur des 18. russischen Schützenregiments. Die Armee des Generals der Artillerie v. Gallwitz griff die seit Anfang März mit allen Mitteln neuzeitiger Befestigungskunst verstärkte russische Stellung in der Gegend südlich und südöstlich von Mlawa an. In glänzendem Ansturm wurden drei hintereinander liegende russische Linien nordwestlich und nordöstlich Prasnysz durchbrochen und genommen, Dzielin und Lipa erreicht. Durch den von beiden Stellen ausgehenden Druck erschüttert und erneut angegriffen, wichen die Russen nach Räumung von Prasnysz am 14. Juli in ihre seit langem vorbereitete und ausgebaute rückwärtige Verteidigungslinie Ciechanow-Krasnosiele. Schon am 15. Juli stürmten die hart nachdrängenden deutschen Truppen auch diese feindliche Stellung, durchbrachen sie südlich Zielona in einer Breite von 7 km und zwangen den Gegner zum Rückzuge. Sie wurden unterstützt von Truppen des Generals der Artillerie v. Scholtz, die von Kolno her in der Verfolgung begriffen

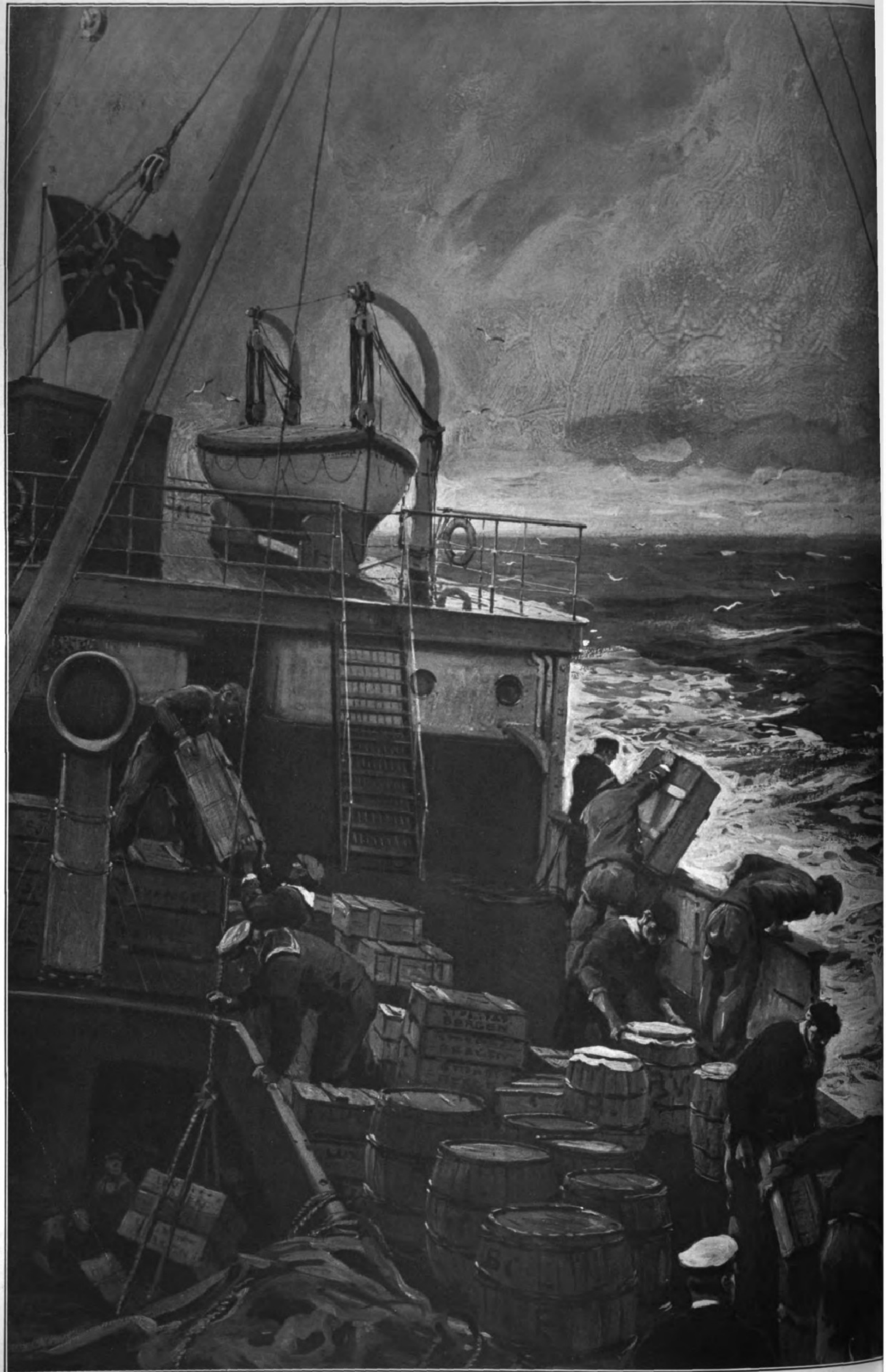


Deutsche Kavallerie rückt in Warschau ein. (Hofphot. Kühlewindt.)

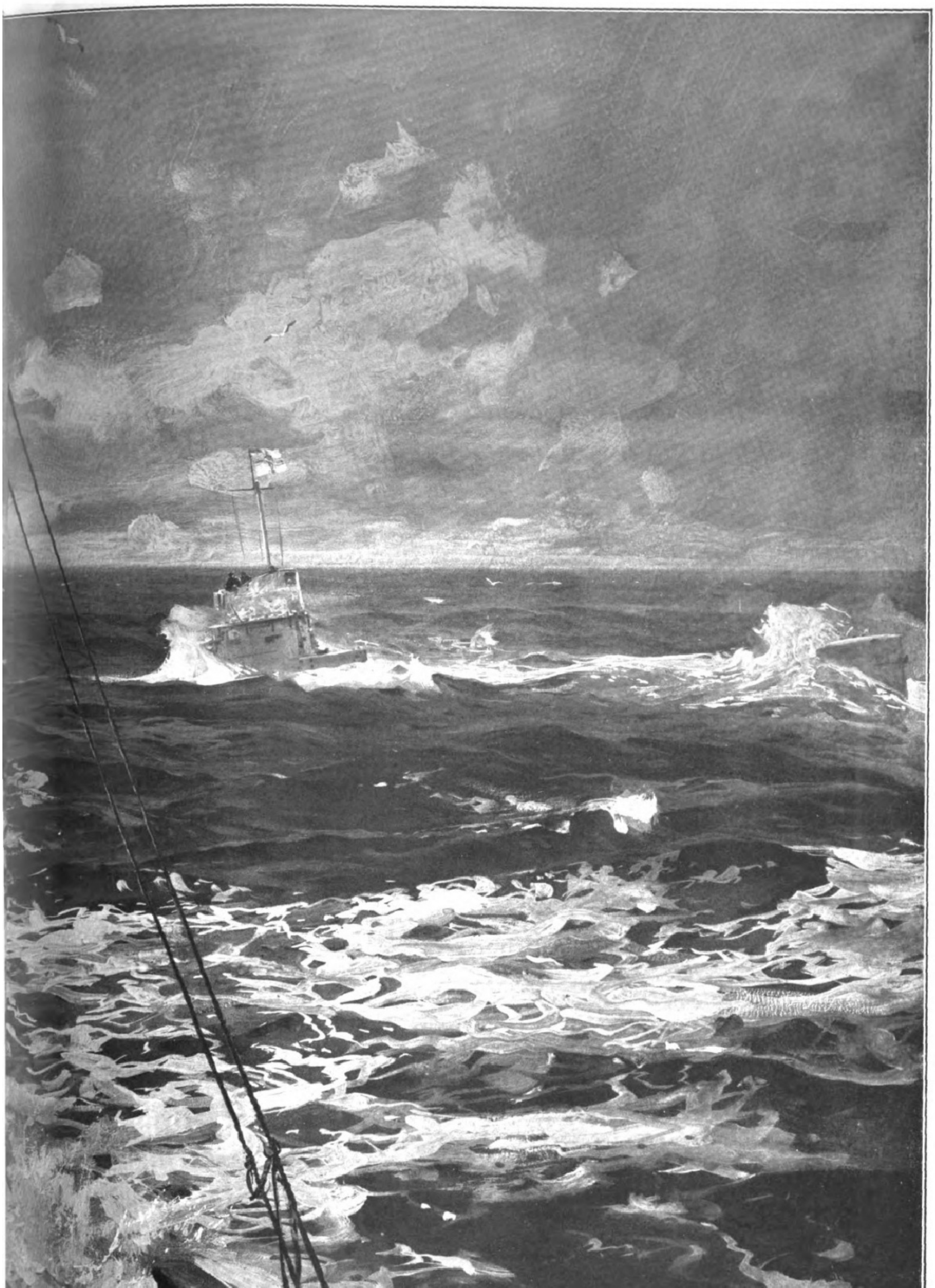


Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern nimmt am 9. August auf dem Sachsenplatz die Parade über seine siegreichen Truppen ab. Im Hintergrunde die berühmte russisch-orthodoxe Kirche. (Phot. R. Sennecke.)

Zur Eroberung der polnischen Hauptstadt Warschau am 5. August.



Der Unterseebootskrieg: Die Ladung eines neutralen Dampfers wird auf Befehl eines deutschen Unter



ns Meer geworfen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Claus Bergen.

ind. Seit gestern ziehen die Russen
uf der ganzen Front zwischen Pissa
nd Weichsel gegen den Narew ab.
)er Gewinn dieser Tage beträgt: Bei
er Armee des Generals v. Gallwitz
8 Offiziere, 17 500 Mann gefangen,
3 Geschütze (darunter ein schweres),
0 Maschinengewehre, 7 Minenwerfer
rbeutet. Bei der Armee des Generals
. Scholtz hat er sich auf 2500 Gefan-
ene, 8 Maschinengewehre erhöht.

Nachdem die verbündeten Truppen
ı den letzten Tagen am Bug und
vischen Bug und Weichsel eine Reihe
ıssischer Vorstellungen genommen hat-
n, haben sich gestern auf dieser ganzen
ront unter Führung des General-
ldmarschalls v. Mackensen größere
ämpfe entwickelt. Westlich des Wieprz,
ı der Gegend südwestlich Krasnostaw,
ırchbrachen deutsche Truppen die
indlichen Linien. Bisher fielen
} Offiziere und 6380 Russen als Ge-
ngene in unsere Hand, 9 Maschinen-
:wehre sind erbeutet. Auch westlich
:r oberen Weichsel, bei der Armee
:s Generaloberſten v. Woyrsch, ist die
ffensive wiederaufgenommen.

In der Nacht auf den 16. Juli
urden wieder mehrere Vorstöße der
:aliener gegen das Plateau von
oberdó abgewiesen.

. Juli 1915.

Teile der Armee des Generals
Below schlugen eiligst herangeführte
:rstärkungen der Russen bei Alt-Auz,
ıhmen ihnen 3620 Gefangene, 6 Ge-
üße und 3 Maschinengewehre ab und
rfolgen sie jetzt in östlicher Richtung.
eitere Teile der Armee stehen nord-
tlich Kurschany im Kampfe. Östlich
:ses Ortes wurde die vorderste feind-
he Stellung im Sturm genommen.
vischen Pissa und Weichsel setzten die
ıssen ihren Rückzug fort. Die Trup-
n der Generale v. Scholtz und v. Gall-
ꝫ folgen dicht auf. Wo der Gegner
vorbereiteten Stellungen noch Wider-
nd leistete, wurde er angegriffen
:d geworfen. So stürmten Reserve-
:d Landwehrtruppen des Generals
v. Scholtz die Orte Poremby, Wyk und
Ploszczyce. Regimenter der Armee des
Generals v. Gallwitz durchbrachen die
stark ausgebaute Stellung Mlodzia-
nowo-Karniewo. Die Zahl der Gefan-
genen mehrt sich erheblich, weitere
4 Geschütze wurden erbeutet. Auch
nördlich der Pilica bis zur Weichsel
haben die Russen rückgängige Be-
wegungen angetreten. Unsere nach-
drängenden Truppen machten bei kurzen
Verfolgungskämpfen 620 Gefangene.

Die Offensive der Armee des Gene-
ralobersten v. Woyrsch führte zum Er-
folg. Unter heftigem feindlichen Feuer
überwanden unsere Truppen am Vor-
mittag des 17. Juli an einer schmalen
Stelle das Drahthindernis vor der mit
allen Mitteln ausgebauten feindlichen
Hauptstellung und stürmten, durch diese
Lücke vorbrechend, die feindlichen Grä-
ben in einer Ausdehnung von 2000 m.
Im Laufe des Tages wurde die Durch-
bruchsstelle im zähen Nahkampfe er-
weitert und tief in die feindliche Stel-
lung vorgestoßen. Am Abend war der
Feind — das Moskauer Grenadier-
korps — von unseren Landwehr- und
Reservetruppen geschlagen; er trat in
der Nacht den Rückzug hinter den
Ilzanka-Abschnitt (südlich von Zwolen)
an. Dabei erlitt er schwere Verluste:
2000 Mann wurden gefangengenom-
men, 5 Maschinengewehre erbeutet.
Zwischen oberer Weichsel und dem Bug-
Abschnitt dauern die Kämpfe unter
Führung des Generalfeldmarschalls
v. Mackensen an. Die Russen wurden
durch deutsche Truppen von den Höhen
zwischen Pilaszkowice (südlich von
Piaski) und Krasnostaw hinunter-
geworfen; beide Orte sind gestürmt;
ein frisch in den Kampf geworfenes
sibirisches Armeekorps konnte die Nie-
derlage nicht abwenden; es wurde ge-
schlagen. Wir machten mehrere tausend
Gefangene.

Eins der österreichisch-ungarischen
Unterseeboote hat südlich von Ragusa
den italienischen Kreuzer „Giuseppe
Garibaldi" torpediert und versenkt. Der
Kreuzer sank in 15 Minuten.

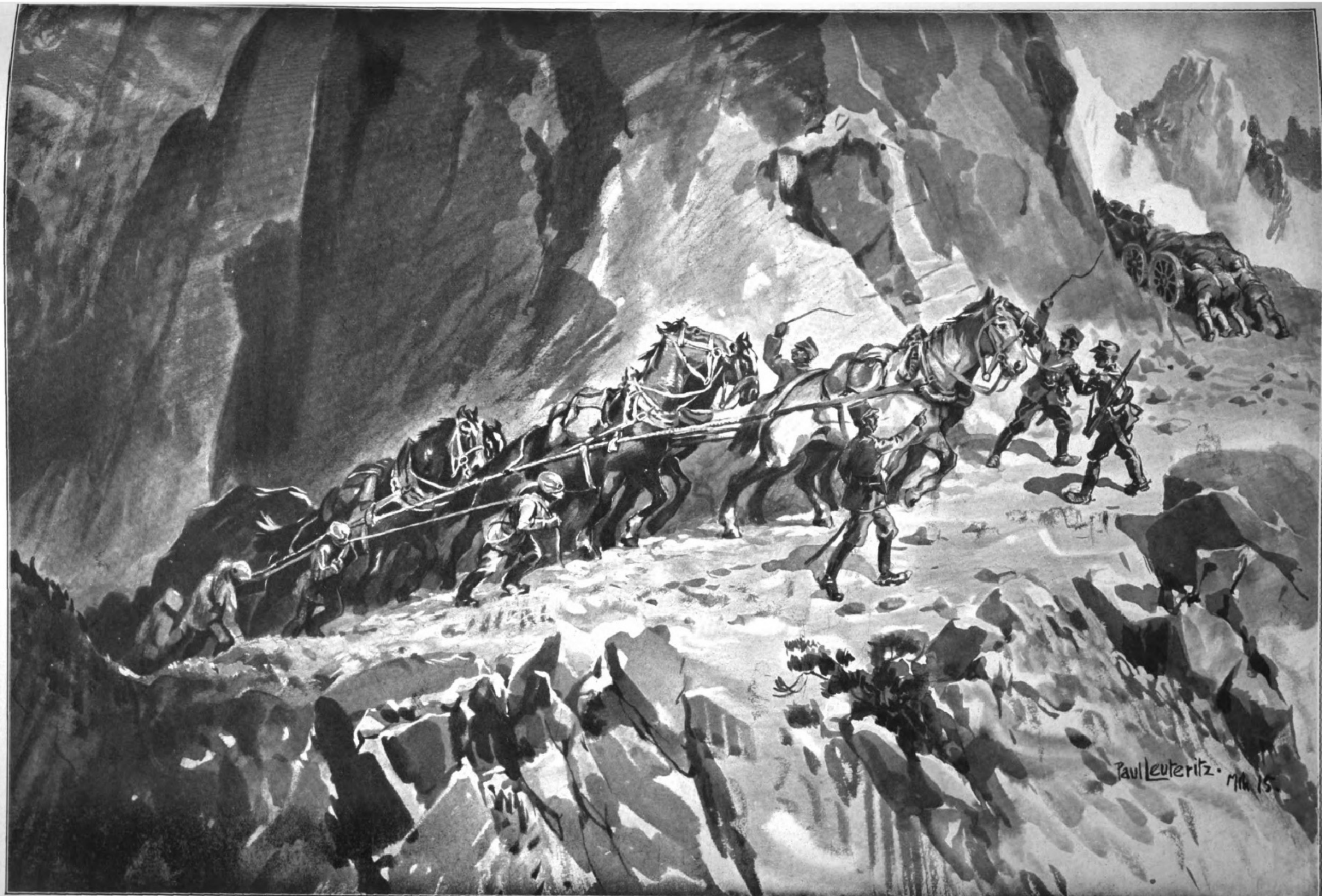


Zerstörtes Bauernhaus in Dunkowice.



Die Holzkirche in Krakowiez.

Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg: IV. Nach Zeichnungen von Richard Aßmann.



Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarischer Geschütz- und Munitionstransport auf schwierigen Wegen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Paul Leuteritz.

19. Juli 1915.

Auf den Maashöhen südwestlich von Les Eparges und an der Tranchee wurde mit wechselndem Erfolge weitergekämpft, unsere Truppen büßten kleine örtliche Vorteile, die am 17. d. errungen waren, wieder ein. Wir nahmen 3 Offiziere, 310 Mann gefangen.

Deutsche Truppen nahmen Tuckum und Schiurt. Windau wurde besetzt. In der Verfolgung des bei Alt-Auz geschlagenen Gegners erreichten wir gestern die Gegend von Hofzumberge und nördlich. Westlich von Mitau hält der Gegner eine vorbereitete Stellung. Östlich von Popeljany und Kurschany wird gekämpft. Zwischen Pissa und Szkwa räumten die Russen ihre mehrfach von uns durchbrochenen Stellungen und zogen auf den Narew ab. Hier fechtende deutsche Reserve- und Landwehrtruppen haben in den Kämpfen der letzten Tage in dem jeden feindlichen Widerstand begünstigenden Wald- und Sumpfgelände Hervorragendes geleistet. Die Armee des Generals v. Gallwitz drang weiter vor. Sie steht jetzt mit allen Teilen an der Narewlinie, südwestlich von Ostrolenka-Nowo-Georgiewsk. Wo die Russen nicht in ihren Befestigungen und Brückenkopfstellungen Schutz fanden, sind sie bereits über den Narew zurückgewichen. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 101 Offiziere, 28 760 Mann erhöht. Auch in Polen zwischen Weichsel und Pilica blieben die Russen im Abzuge nach Osten.

Der am 17. Juli in der Gegend nordöstlich von Sienno von der Armee des Generaloberſten v. Woyrsch geschlagene Feind versucht, in seinen vorbereiteten Stellungen hinter dem Ilzanka-Abschnitt die Verfolgung zum Stehen zu bringen; die feindlichen Vorstellungen bei Ciepilow wurden von der tapferen schlesischen Landwehr bereits im Laufe des gestrigen Nachmittags gestürmt; dieselben Truppen sind in der Nacht in die dahinterliegende feindliche Hauptstellung eingedrungen. Ebenso beginnt die feindliche Linie bei Kasanow und Baranow zu wanken. Zwischen oberer Weichsel und Bug dauerte der Kampf der unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls v. Mackensen stehenden verbündeten Armeen den ganzen Tag über in unverminderter Heftigkeit an. An der Durchbruchsstelle der deutschen Truppen bei Pilaszkowice-Krasnostaw machten die Russen die verzweifeltsten Anstrengungen, die Niederlage abzuwenden; eine ihrer Gardedivisionen wurde frisch in den Kampf geworfen und von unseren Truppen geschlagen. Weiter östlich bis in die Gegend von Grabowice erzwangen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen den Übergang über die Wolica; bei und nördlich Sokal drangen österreichisch-ungarische Truppen über den Bug vor. Unter dem Zwange dieser Erfolge ist der Feind in der Nacht auf der ganzen Front zwischen Weichsel und Bug zurückgegangen; nur an der Durchbruchsstelle westlich von Krasnostaw versuchte er, noch Widerstand zu leisten. Die Russen haben eine schwere Niederlage erlitten. Die deutschen Truppen und das unter Befehl des Feldmarschalleutnants v. Arz stehende Korps haben allein vom 16. bis 18. Juli 16250 Gefangene gemacht und 23 Maschinengewehre erbeutet. Nach gefundenen schriftlichen Befehlen war die feindliche Heeresleitung entschlossen, ohne jede Rücksicht auf Verluste die nun von uns eroberten Stellungen bis zum äußersten zu halten.



Ismail Hakki-Pascha,
der neue türkische Botschafter in Berlin, ehemaliger türkischer Großwesir.
(Phot. Sébah & Joaillier, Konstantinopel.)

Zum Wechsel der türkischen Botschafter in Berlin im Hinblick auf die deutsch-türkische Politik.

Von Generalleutnant z. D. Imhoff, Berlin.

Der für viele in Deutschland gerade zu dieser Zeit vielleicht überraschend gekommene Wechsel der türkischen Botschafter in Berlin erregt natürlich das Interesse weitester Kreise. Selbstredend sind, wie nicht anders zu erwarten, die verschiedensten — teils berechtigten, teils unberechtigten — Mutmaßungen damit verknüpft worden, welche sich zum Teil mit Personal-, zum Teil mit politischen Fragen beschäftigen und aus dem Verlaufe der Dinge im Orient ihre Schlüsse ziehen wollten. Gewiß hat sich mancher gefragt: Was bedeutet dieser Wechsel der Personen?

Für den Fernstehenden läßt sich zur Zeit nicht übersehen, welches die inneren Gründe für dieses Ereignis gewesen sind. Jedenfalls kann aber mit Sicherheit behauptet werden, daß Gründe der äußeren Politik mit diesem Personenwechsel in keinem Zusammenhange stehen. Man kann die „Vermutung“ aussprechen, daß seitens der Türkei ein Wechsel für angebracht erachtet wurde, um bei Ende des Krieges und den dann in mancherlei Beziehungen, so insbesondere in diplomatischer, finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht, auftauchenden wichtigen neuen Fragen einen aus der diplomatischen Schule hervorgegangenen Vertreter an Stelle des im Kriege bewährten Generals zu sehen.

Nach wie vor wird selbstverständlich die Politik der beiden treuverbündeten Staaten dieselbe Richtung innehalten, die sich seit langen Jahren als die richtige erwiesen hat und für beide Teile von Vorteil gewesen ist. Regierung und Volk der Türkei haben erkannt, daß das Heil des Reiches auf dem engen Anschluß an die verbündeten Zentralmächte beruht, und daß im Hinblick auf die Erfahrungen mit anderen interessierten Staaten gerade Deutschland, als wahrer, uninteressierter Freund des Osmanischen Reiches, demselben die besten Garantien für die weitere kraftvolle Entwicklung nach Beendigung des Krieges bietet.

Der bisherige Botschafter Mahmoud Moukhtar-Pascha war bei Ausbruch der türkischen Revolution im Jahre 1908 zweiter Chef des Infanteriedepartements und wurde dann Oberbefehlshaber der I. Armee*) in Konstantinopel.

Nach der Gegenrevolution übernahm er zum zweitenmal das Kommando der I. Armee, wurde bei Revision der Offiziersgrade in den Oberstenstand zurückversetzt

*) Die I. Armee bestand aus vier aktiven Infanteriedivisionen inkl. der in Tripolis befindlichen, aus einer Artillerie und einer Kavalleriedivision sowie zwei Brigaden Festungstruppen nebst vier Redifdivisionen-Cadres. Die Angabe ist für die umfassende Tätigkeit Mahmoud Moukhtar-Paschas in den Jahren 1908 bis 1909 kennzeichnend.



Bei den tapferen Verteidigern der Dardanellen: Eine türkische Kavalleriepatrouille auf Gallipoli.
Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.



Eine zur Verpflegung der Truppen bestimmte Schlachtviehherde auf Gallipoli.

und dann zum Generalgouverneur des Wilajets Aidin (Smyrna) ernannt. Aus dieser Stellung als Marineminister unter dem Kabinett Hakki-Pascha nach Stambul berufen und zum zweitenmal zum General befördert, trat Mahmoud Moukhtar-Pascha beim Sturze Hakki-Paschas von seinem Posten zurück. Im Jahre 1911 ging er in außerordentlicher Mission nach Livadia, übernahm 1912 zum zweitenmal das Marineministerium, dann beim Ausbruch des Balkankrieges das Kommando des III. Armeekorps, später beim Rückzug den Oberfehl über die II. Ostarmee und befand sich in der Tschataldjalinie in gleicher Eigenschaft auf dem dortigen rechten Flügel, woselbst er schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung kam Mahmoud Moukhtar-Pascha am 1. April 1913 als türkischer Botschafter und Nachfolger von Osman Nisami-Pascha nach Berlin, woselbst seine Ernennung von seinen vielen dortigen Freunden, insbesondere bei seinem früheren Truppenteil, mit Freude begrüßt wurde. Er hat sich überraschend schnell in dem neuen Wirkungskreis eingelebt und eine ersprießliche Tätigkeit im Interesse seines Vaterlandes entwickeln können, da seine Kenntnis der deutschen und türkischen Verhältnisse in vorteilhaftester Weise Verwendung fanden. Er suchte und fand die Gelegenheit, bei Kräftigung der gegenseitigen Beziehungen tätigen Anteil zu nehmen und diesen zu der heutigen Entfaltung zu verhelfen. Nicht zu vergessen ist, daß der Kaiser ihm stets besonders gnädig gesinnt war, und daß er bei Hofe immer ein gern gesehener Gast gewesen ist. Mit größtem Bedauern erfuhren die zahlreichen Freunde des hochbegabten Paschas die Nachricht von seinem Scheiden aus Berlin und werden ihm, dessen kann er sich versichert halten, immer ein treues Gedenken bewahren.

Mahmoud Moukhtar-Pascha ist ein alter Schulkamerad seines Nachfolgers, mit dem er, wie oben erwähnt, schon einmal in demselben Kabinett als Marineminister zusammen gearbeitet hat; er steht zu ihm in den besten persönlichen Beziehungen, ist mit ihm sogar eng befreundet und tut seiner stets mit dem Ausdruck größter Hochschätzung Erwähnung. Durchdrungen von der Überzeugung, daß der neue Vertreter des Sultans in dem bisherigen Fahrwasser weiterarbeiten kann und wird, gab der scheidende Botschafter seinen herzlichen Gefühlen für das Wohlergehen desselben lebhaften Ausdruck.



Ein junger türkischer Held: Ein zum Unteroffizier beförderter 15jähriger Soldat, der sich als Bombenwerfer bei Ari Burnu auszeichnete.

Der neue Botschafter, der frühere türkische Großwesir Ismail Hakki-Pascha, ist am 18. April 1863 in Konstantinopel als Sohn des verstorbenen Mehmed Remzi Effendi, Präsidenten des Präfekturrates der Stadt, der aus der angesehenen türkischen Familie Pamuktschizade stammte, und dessen ebenfalls verstorbenen Gattin Mirat Hanum geboren. Er verheiratete sich 1884 mit der 1897 vorstorbenen Suad Hanum. Aus der Ehe stammt eine Tochter, welche mit dem seit Ende 1913 in Berlin befindlichen türkischen Militärattaché und Oberstleutnant im Generalstabe Djemil-Bei verheiratet ist.

Nach Besuch der Ruschdijéhschule in Beschiktasch und der Mülkijéhschule schied Hakki-Pascha am 12. August 1882 mit dem Diplom aus der letzteren. Im September 1882 bereits Mitglied des Korrespondenzbureaus im Auswärtigen Amte, wurde er im folgenden Jahre Sécrétaire interprète im Jildis. Am 9. Dezember 1886 zum Professor an der Rechtsschule ernannt, fand er von 1892 bis 1893 Verwendung als türkischer Generalsekretär auf der Ausstellung in Chicago. Im Mai 1894 Mitglied des obersten Sanitätsrates, wurde er im Juli desselben Jahres Conseiller légiste bei der Hohen Pforte, von wo er 1898 als Delegierter an der antianarchistischen Konferenz in Rom teilnahm.

Vom 10. Juli bis zum Dezember 1908 (1324) Minister des Innern, ging er im Dezember dieses Jahres als Gesandter nach Rom, von wo er am 30. Dezember 1909 (1325) als Großwesir nach Stambul berufen wurde und dieses Amt bis zum 16. September 1912 verwaltete. Im Jahre 1913 nach Berlin und 1914 in diplomatischer Mission nach England gesandt, nahm er nach Beendigung seiner Tätigkeit in London die Verhandlungen über das deutsch-türkisch-wirtschaftliche Abkommen in Berlin auf und weilte auch noch später daselbst.

Mittelgroß, von gedrungener Gestalt, dabei etwas zur Korpulenz neigend, hat Hakki-Pascha ein von graumeliertem, kurz gehaltenem Vollbart umrahmtes Gesicht, lebhafte, klug blickende Augen und geistvolle, Energie verratende Züge. Herb und zurückhaltend erscheinend, hat sein ganzes Wesen etwas Geschlossenes, das sich aber im näheren Verkehr mildert und den näheren persönlichen Umgang mit ihm sehr angenehm gestaltet. Als ernster, gewissenhafter Arbeiter allseitig anerkannt, will er persönlich nicht mehr, als unbedingt nötig ist, hervortreten. Ein Besucher äußerte einst: „Er prätendiert keine Aureole und ist aus der Abgeschlossenheit der früheren Wesire herausgetreten.“ Dabei ist der Pascha jedoch der richtige Steuermann im Amte gewesen, den die Türkei nötig hatte. Er wollte nicht Vieles und Unerreichbares, sondern begnügte sich mit Wenigem, aber reell Nützlichem und Durchzudrückendem.

Akademisch durchgebildet und mit durchdringendem Verstande begabt, besitzt der in jeder Hinsicht bedeutende Mann eine hervorragende Rednergabe und ist als gediegener, lauterer Charakter sowie als energisch und gerechtigkeitsliebend bekannt.

Liberal und verfassungstreu, liebt Hakki-Pascha Kürze und Schmucklosigkeit des Ausdruckes, wie dies besonders in seiner Programmrede als Großwesir zutage trat, die — an sich nüchtern erscheinend — außerordentlich durch die Fülle des Inhalts gewann und unter anderm das Recht der dem Großwesir zustehenden Exekutivgewalt in Anspruch nahm, ohne das Parlament um seine Mitwirkung zu bemühen. Der Zug nach Klarheit in der Abgrenzung der Funktionen verriet den nüchternen, die Begriffe scharf erfassenden Rechtsgelehrten, und die Neigung, die unvermeidlichen Härten des neuen Regimes zu mildern, trat in seinem Bestreben zutage, die Beziehungen zu den Anhängern des alten Regimes möglichst zu verbessern.

Gerade zur Zeit der Amtstätigkeit Hakki-Paschas als Großwesir haben sich die Beziehungen zwischen der Türkei und den Zentralmächten, insbesondere zu Deutschland, immer enger gestaltet. Möge die jetzige Stellung dem neuen Botschafter, der nach wie vor den Titel „Hoheit“ hat, Gelegenheit geben, seine bekannte Schaffensfreudigkeit und hohe Intelligenz im Interesse seines Vaterlandes und der mit diesem in treuer Waffenbrüderschaft Schulter an Schulter kämpfenden Verbündeten zu betätigen.



Türkische Arbeitssoldaten beim Schanzenbau.

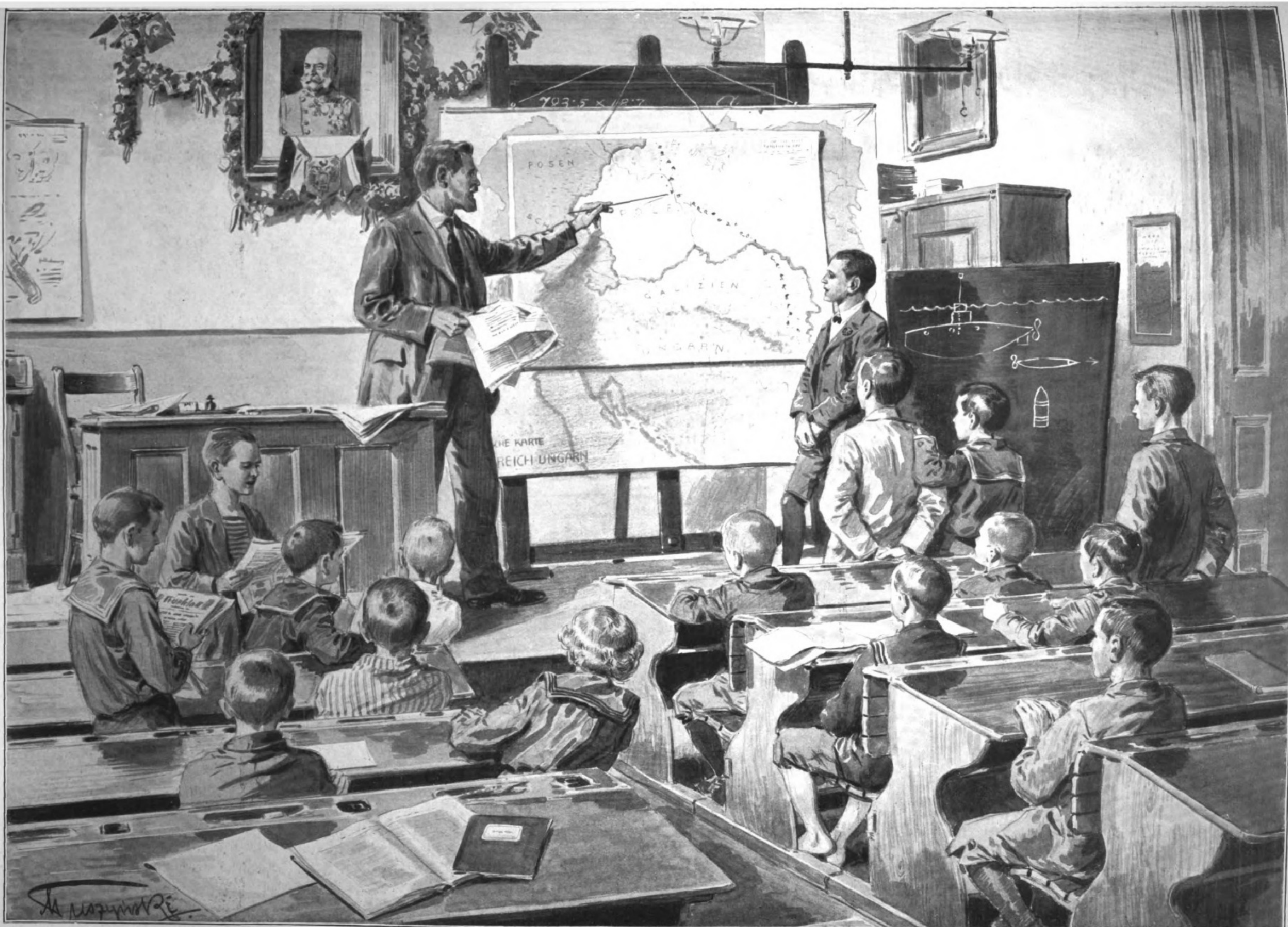
Bei unseren türkischen Bundesgenossen an den Dardanellen.

Nach Zeichnungen des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

Krieg und Mode.

Von Clara Wolff, Frankfurt a. M.

Ein Seitenstück zu dem Aushungerungsplan der Engländer ist die Absicht der Franzosen, uns durch das Fehlen der Pariser Neuheiten in Verlegenheit zu bringen. Die deutsche Mode-Industrie sollte ins Stocken geraten, die deutsche Frau in der Kleidung heimischer Modeprodukte vor dem Auslande lächerlich erscheinen und somit gleichsam kulturell herabgedrückt werden. Die Berechnung der Franzosen hat sich als ebenso irrig erwiesen wie die der Engländer: Gewiß: unsere Modekultur stand vor Ausbruch



Der Krieg und die Jugend: Vorlesen und Besprechen der



Aus den Tagen der deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive in Galizien: Vor Lemberg. (Im Hintergrunde die Stadt mit dem charakteristischen Lubelska-Hügel.) Nach einer Zeichnung des auf den galizischen Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hugo L. Braune.

s Krieges geschmacklich nicht auf hoher Stufe. Einerseits
ıtte ein längst fühlbar gewordenes Reformbedürfnis zu
ilweiser Annahme einer höchst unvorteilhaft kleidenden
cacht geführt; anderseits hatte die Nachahmungssucht der
utschen Damen und die blinde Gutheißung des Pariser
:ode-Importes in der Großkonfektion manche abschreckenden
:odebilder bei uns ver-
sacht. Deshalb scheint
verständlich, wenn die
canzosen ihre Glossen
ıchten, als ihnen die
:hebung des deutschen
olkes zur modischen Selb-
indigkeit bekannt wurde.
:r Krieg mußte kommen,
ı dem deutschen Publi-
m die Augen zu öffnen,
ı ihm darzutun, daß
: Mode nicht nur mate-
lle Werte innewohnen,
ıdern daß diese auch
elle Schätze berge, die
heben sich wohl der
ühe lohne. Nicht allein
plötzlich erwachter na-
naler Begeisterung, nein
s der sachlich ruhigen
kenntnis heraus, daß
Mode in ihrer kultu-
len Erscheinung ernster
trachtung wert sei, er-
chs die Bewegung:
s von Paris!

Man hat eingesehen,
ȝ die Mode mehr ist
ein flüchtiger Zeitver-
ib putzliebender Frauen
d ein Ausnutzungs-
ekt für spekulative In-
strielle. Zahlen, die
atistiker über den Im-
:t und Export von
odewaren und der in
: Mode-Industrie be-
iftigten Arbeiter und
beiterinnen aufstellten,
ben einen überraschen-
ı Einblick in die volks-
ctschaftliche Bedeutung
: Mode. Doch nicht
ene Kräfte waren es, die den Ansporn und die Grund-
e zu dem gedeihlichen Modeschaffen gaben, aus frem-
n Gut wurde geschöpft, ohne daß nur der Versuch
nacht worden wäre, selbständig Eigenes zu geben. Da
ıchte nun der Gedanke auf: sollte es nicht möglich
ı, unser erfolgreich geübtes technisches Können durch
rbindung mit der Kunst auf eine höhere Stufe zu
ıren, dabei der Mode den Stempel unserer Eigenart
fzuprägen? Sollte es nicht erreichbar sein, Summen, die
wir dem Nachbarland für Modelle zuführten, dem Inland
zu erhalten?

Wohl ward man sich zugleich der großen Schwierig-
keiten bewußt, und dennoch gab man die Idee nicht auf.
Ein vielhundertjähriger Kulturvorsprung ist freilich nicht
so leicht einzuholen. Auch fehlten uns manche Vorbe-
dingungen, vor allem ein Mittelpunkt des Luxus, der
Kunst und des stets bewegten internationalen Lebens,
wie ihn Paris bot. Was dort gleichsam spielerisch aus
der Fülle vorhandenen Materiales und mit Hilfe hand-
werklich wie künstlerisch bewährter Kräfte ausführbar war,
muß bei uns erst in ernster Arbeit erlernt werden. Um
dauernde Modegüter zu schaffen, genügt nicht die bei
uns gut ausgebildete Technik, künstlerisches Handwerk muß
dazu kommen, künstlerisches Empfinden für Stil und Farben,
auch Phantasie und Erfindungsgabe. Das Verständnis für
die hohe Bedeutung einer Modekultur müßte in weitere
Kreise getragen werden, um ihr die Mitwirkung der Damen
von Rang und Geschmack zu sichern. Bisher verhielten sich
diese zum größten Teil ablehnend, teils in dem Gedanken,
daß man nur den Frieden abzuwarten brauche, um das
gewohnte Verhältnis wie-
derherzustellen, teils aus
der Idee, daß es frivol sei,
sich in ernster Kriegszeit
mit der Mode zu befassen.
Es wäre ein nie wieder
gut zu machendes Ver-
säumnis, den Frieden für
die deutschen Modebestre-
bungen abzuwarten. Wäh-
rend des Krieges soll für
den Frieden gerüstet wer-
den, sind die Organi-
sationen vorzubereiten,
die uns befähigen, im
Frieden einen Handels-
krieg mit der Aussicht
auf siegreichen Ausgang
aufzunehmen.

Aus dieser Idee her-
aus erwuchs im Kriegs-
jahre 1915 die Gründung
einer Akademie für Mode-
kunst in Frankfurt a. M.
Hier sollen junge Kräfte zu
selbstschöpferischer Mode-
tätigkeit und zu verständ-
nisvoller Mitwirkung bei
einer deutschen Mode her-
angebildet werden, von
hier mögen die neuen
Formen für den Mode-
stil unserer Zeit ausgehen.
Nur künstlerisch und tech-
nisch gleich gut vorgebil-
dete Modeschöpfer und
ein Zusammenwirken von
Kunst, Handwerk und In-
dustrie bieten Gewähr für
eine gedeihliche deutsche
Modezukunft. Andere
Städte schließen sich dem
„Modebund Frankfurt"
zur Mitarbeit an, weitere
Modeverbände, die ähnliche Ziele verfolgen, bleiben damit in
enger Fühlung, der „Deutsche Werkbund" will die Be-
strebungen kräftig unterstützen und fördern, auch Staat
und Stadt stehen dem Unternehmen sympathisch gegenüber.

Durch die Gründung einer Akademie für Modekunst
sind allerdings noch nicht alle Schwierigkeiten aus dem
Wege geräumt. Es gilt, Vorurteile gegen unsere Mode
zu überwinden. Nicht nur im Auslande, nein auch bei
uns. War doch bisher in der Mode alles willkommen,



Augenblicksbild vom westlichen Kriegsschauplatz. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" O. J. Olbertz.

was aus Paris kam, nicht zum wenigsten, weil es aus Paris kam. Ein Nimbus umschwebte das Pariserische. Einst mit Recht, seit etwa vier Jahren mit Unrecht. Seitdem war eine starke Dekadenz in der Pariser Mode wahrnehmbar. Armut an Ideen und Mangel an Erfindungsgabe hatten sich in beifallüsterne und aufsehenerregende Routine umgesetzt. Einstige Lobredner der Pariser Mode bei uns wurden nun zu Warnern. Umsonst. Mit Entrüstung beobachtete man, wie die geschmacklosen Kleider bei uns Eingang fanden, wie die Berliner Großkonfektion die grotesken Modeformen noch übertrieb; eine Mode, die dem Anstand und guter Sitte Hohn sprach. Selbst die feine Modewelt Frankreichs hatte sich dagegen aufgelehnt, daß die Schneider es wagten, ihr eine Kokottenmode zu bieten. Zu gleicher Zeit drangen Anregungen vom deutschen Kunstgewerbe in die Pariser Modehäuser, deutsche Geschäftsleute traten an die Spitze von Modellfirmen, österreichische Schneider verfertigten die überaus begehrten Jackenkostüme, und die in der Mode stark bevorzugten Pelze führte man aus Leipzig ein. Und trotz alledem fuhr man fort, in Deutschland nur das als vollwertig anzuerkennen, was von Paris kam. Gleichviel wie es ausschaute, gleichviel ob es aus der ehrsamen deutschen Hausfrau eine Dirnenfigur machte. Erwiesenermaßen gingen deutsche Waren über die Grenze, um, durch den Zoll verteuert und mit dem Nimbus des Fremdländischen umkleidet (und dadurch leichter verkäuflich), wiedereingeführt zu werden. Erzeugnisse Frankreichs, die in der Mode mit Recht geschätzt sind, betreffen handgearbeitete Artikel. Die Kunst der Handarbeit auf dem Modegebiet zu heben, wäre eine der Hauptaufgaben unserer neuen Modekunst.

Der Begriff „deutsche Mode“ ist durch frühere, nicht erfolgreiche, weil geschmacklich minderwertige Bemühungen zur Einführung einer deutschen Tracht in Mißkredit geraten. Aus volkswirtschaftlichen Gründen ist an eine gesonderte deutsche Kleidung, die aus dem Rahmen des allgemein Üblichen fällt, nicht zu denken. Im Anschluß an die bisherige Mode ist vorerst weiterzuarbeiten. Doch in langsamer Umwandlung läßt sich diese wohl von uns künstlerisch beeinflussen. Da nicht, wie bisher, fremder Geist, sondern deutscher Geschmack zum Ausdruck kommt, wird der Stil unserer Zeit dabei gewahrt bleiben. Die Mitwirkung der Künstler wird sich vorerst wohl auf die Musterung von Stoffen, Spitzen und anderen Besätzen sowie auf die Zusammenstellungen von Farben in der Industrie zu beschränken haben. Aus dem Handwerk müssen die neuen Gestaltungen der



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Flieger über der Stellung.
Nach einer Skizze des Kriegsteilnehmers Berthold Adolph.

Frauenkleidung entstehen. Durch die Verwendung des neuen Materials wird sich der Stil finden lassen, und so kann die Mitwirkung der Künstler (auch wenn sie im Hintergrund bleiben) von weittragendem Einflusse sein. Sind diese so gefundenen Moden geschmackvoll, und drückt sich in ihnen eine neue eindrucksvolle Modesprache aus, so ist nicht einzusehen, weshalb sich das Ausland nicht zu unserer neuen Modeäußerung bekennen sollte. Ein Austausch der Mode-Ideen zwischen den Nachbarländern, wie sie bisher mit Waren bestand (d. h. eine Konkurrenz, die Qualitäten gegen Qualitäten, Preise gegen Preise abwägt), wäre für die Zukunft denkbar. Dann wird es sich ja zeigen, wer die vorteilhaftesten Modeprodukte zu bieten hat.

Auch in politischer Beziehung scheint die Gründung einer deutschen Mode bedeutungsvoll. Nach Dr. Norbert Stern liegt es jeweils in der Macht der Sieger, den Moden den Stempel aufzudrücken. In dem Kapitel „Die Weltmode als politisches Machtinstrument“ in seiner Flugschrift „Die Weltpolitik der Weltmode“ lautet der Leitsatz: „Weltmoden standen ohne Ausnahme im politischen Dienste weltbeherrschender Staaten; ihre Welterfolge stehen einzig da.“ Der Verfasser führt dann aus, wie die Politik Frankreichs es verstanden habe, durch die Moden die Welt zu bevormunden und politische Freundschaften zu finden. So stellt Stern seine Betrachtungen über die wechselnden Moden unter politische Gesichtspunkte, während Dr. Alexander Elster den Hauptantrieb für den Modewechsel in der Erotik sieht. In seiner Schrift „Zur Psychologie und Wirtschaft der Mode“ äußert sich der Verfasser: „Neben dem Nachahmungstrieb und dem Wunsche sozialer Differenzierung durch die Mode, steht als wichtigstes Moment das erotische Variationsbedürfnis; die Geschmacksänderung nicht aus Gründen der materiellen Zweckmäßigkeit oder des Kulturfortschrittes, sondern die Geschmacksänderung aus dem Liebesideal der Zeit.“

Also: Gehen wir als Sieger aus diesem unheilvollen Weltkriege hervor, so wird auch unsere Mode ihre Macht ausnutzen können und Modebilder bieten, die den Geschmack unserer Zeit und unseres Landes verkörpern. Aber auch in erotischer Hinsicht mag sich die Mode ändern, denn unsere Helden, die den Schrecken des Krieges ausgesetzt waren, wollen bei ihrer Heimkehr in ihren Frauen nicht die tändelnden Kleinmädchen-Gestalten sehen, wie sie die Mode letzthin schuf. In der Tat ist die Kleidung der deutschen Frauen und Mädchen während der Kriegszeit würdiger geworden, ohne deshalb an Grazie eingebüßt zu haben.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Eine Kriegszeitung für ihre Angestellten im Felde gibt die Fabrik für Prof. Junkers Apparate zur Warmwasser-Versorgung, Heizung, Kühlung und Heizwert-Bestimmung Junkers & Co. in Dessau heraus. Hell leuchtet aus dieser Zeitung die warmherzige Fürsorge genannter Firma für ihre Kriegsteilnehmer und deren Angehörigen hervor, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit der Firma und ihrer Angestellten und deren Familien, wie es in dieser großzügigen Liebestätigkeit einzig dastehen dürfte.

Das Städtische Friedrichs-Polytechnikum in Cöthen (Anhalt), eine staatlich unterstützte Lehranstalt akademischen Charakters, die mit dem Wintersemester 1915/16 in ihr 50tes Semester eintritt, ist wie alle andern Unterrichts- und Studienanstalten vom Kriege hart betroffen worden und bürdet der Stadt Cöthen große Opfer auf, die aber selbstverständlich gern gebracht werden. Ja es ist sogar Vorsorge getroffen, daß die während des Krieges Studierenden eine besonders günstige Gelegenheit zum Vertiefen ihres Studiums besitzen. Nach dem Kriege wird sich der Studienbetrieb an dem mit besonderer Vorliebe besuchten Friedrichs-Polytechnikum rasch wieder beleben, schon wegen des dann zweifellos gewaltigen Aufblühens der Industrie. Es muß eben auch hier durchgehalten werden.

An der Handels-Hochschule Berlin ist die erste Immatrikulation für das Wintersemester 1915/16 auf Montag, den 25. Oktober festgesetzt. Das Nähere wolle man aus der amtlichen Bekanntmachung im Inseratenteil der vorliegenden Nummer auf Seite 231 ersehen.

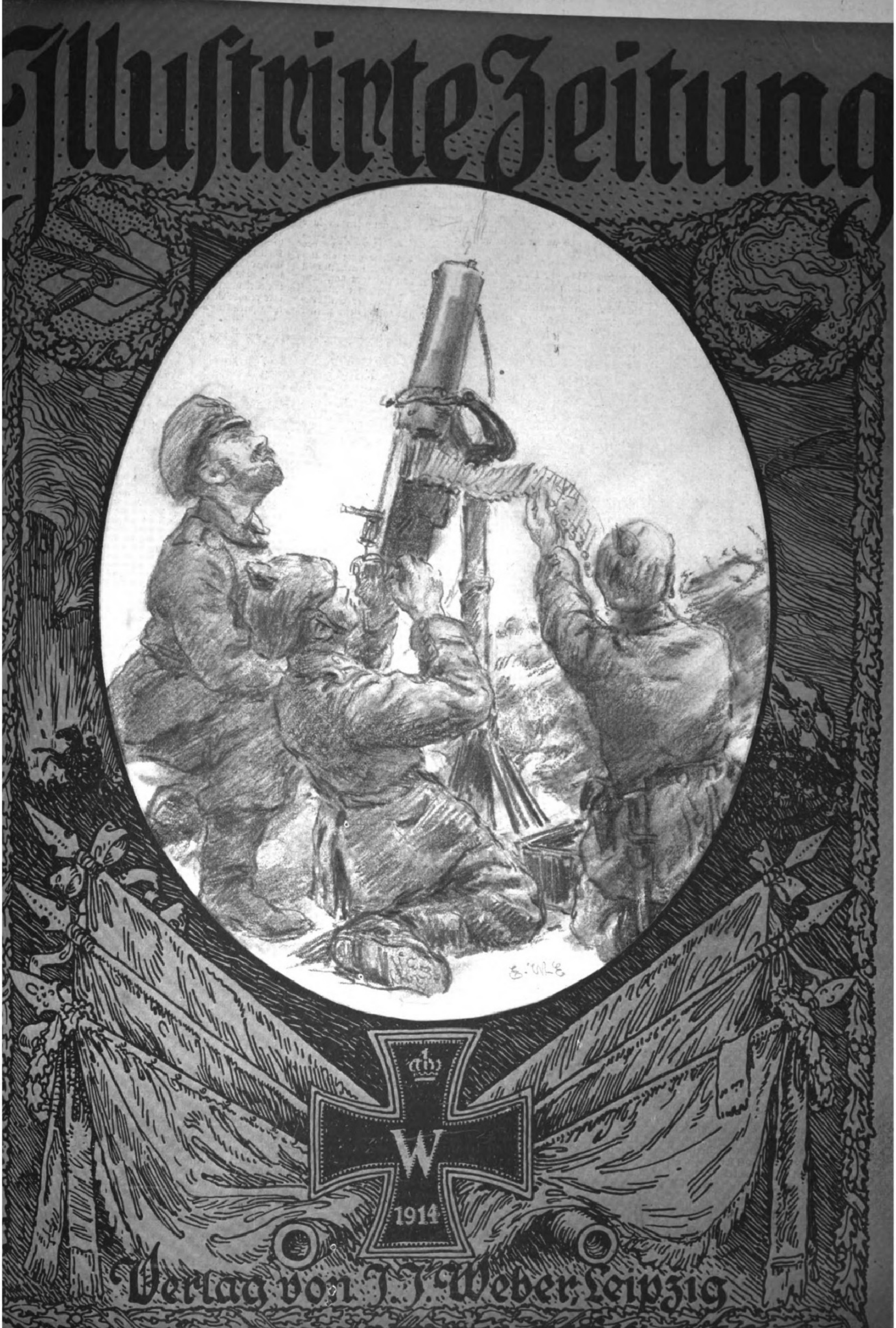
Handels-Hochschule Mannheim. Der Bericht und das Vorlesungs-Verzeichnis für das Winter-Semester 1915/16 sind erschienen und können vom Sekretariat der Handels-Hochschule unentgeltlich bezogen werden.

Bad-Nauheim. Anfangs August hat im Konzerthaus ein großes Konzert zum Besten des Roten Kreuzes stattgefunden, in dem die Pianistin Fräulein Adele aus der Ohe und die Kammersängerin Frau Annie Gura-Hummel mitwirkten. Das Konzert war sehr gut besucht und beide Künstlerinnen sowohl wie das Winderstein-Orchester, das unter seinem vorzüglichen Dirigenten u. a. Franz Liszts sinfonische Dichtung „Präludien" in meisterhafter Weise zu Gehör brachte, ernteten reichen Beifall. Der Fremdenzugang hat sich wie in den vergangenen Monaten so auch jetzt im Monat August über Erwarten gut gestaltet. Die Zahl der verabreichten Bäder in dieser Kurzeit beträgt bis jetzt über 175000. Auch die zahlreichen anderen Kurmittel, wie das Radium-Emanatorium, das Inhalatorium, das medizinisch-diagnostische Institut, das medico-mechanische Zander-Institut usw. werden eifrig benutzt und haben die besten Erfolge zu verzeichnen. Ihre Durchlaucht Prinzessin Magdalene, Reuß j. L. sowie Kammerherr von Keudell, Zeremonienmeister S. M. des Kaisers, nebst Gemahlin, sind zur Kur hier eingetroffen.

Bad Salzbrunn hat die Hochsaison mit einem verhältnismäßig sehr starken Zuzuge von Kurgästen begonnen. Trotz der Kriegszeit ist die Nachfrage nach Wohnungen eine rege und der Besuch der Kuranstalten und Bäder ein guter. Die vortreffliche Kurkapelle unter Leitung des Kgl. Musikdirektors Kaden spielt wie in Friedenszeiten; Künstlerkonzerte, Liederabende im Wäldchen und sonstige musikalische Veranstaltungen, z. B. in der Schweizerei Idahof und auf der Wilhelmshöhe, finden statt. Die von wohlgepflegten Rasenmatten und Teppichbeeten eingeschlossenen Promenaden bieten nicht zuletzt durch die Anwesenheit der zahlreichen hier zur Erholung weilenden Offiziere und Mannschaften des hiesigen Vereinslazaretts ein abwechslungsreiches Bild. In dankenswerter Weise hat die Königliche Eisenbahnverwaltung dem starken Fremdenzuzuge Rechnung getragen, indem sie mit Beginn des Monats Juli die bisherigen guten Eisenbahnverbindungen unseres Bades wiederhergestellt hat, die nunmehr die gleichen wie in Friedenszeiten sind. Wie nochmals hervorgehoben sein mag, vollzieht sich die Brotversorgung ohne Schwierigkeit, sodaß jeder Kurgast die ihm zustehende Brotmenge alsbald bei Ankunft erhält. Bis zum 3. August sind in Bad Salzbrunn 4387 Kurgäste, 4814 Durchreisende, zusammen 9201 Personen eingetroffen; außerdem wurden 47015 Tagesbesucher gezählt.

Thüringer Waldsanatorium Dr. Lots in Friedrichroda. Das bekannte Dr. Lots'sche Sanatorium für Nervöse und Erholungsbedürftige erfreut sich andauernd eines regen Besuches. Die schöngelegene Kuranstalt vereinigt alles, was notwendig ist, um Nervenkranken einen guten Erfolg zu gewährleisten. Ganz besonders hat sich der leitende Arzt Sanitätsrat Dr. Lots durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten verdient gemacht, die ganz neue Ausblicke eröffnen. Näheres darüber enthält die volkstümliche Schrift: „Nervöse Zustände, neue Wege zu ihrer Erkenntnis und Behandlung" (Verlag Otto Salle, Berlin W. 30). Ein vollständiges Verzeichnis der einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten von Dr. Lots befindet sich im Prospekt der Friedrichrodaer Kuranstalt, der kostenlos versandt wird.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



. 3765 Kriegsnummer 56 Preis 1 Mark

Kriegschronik.

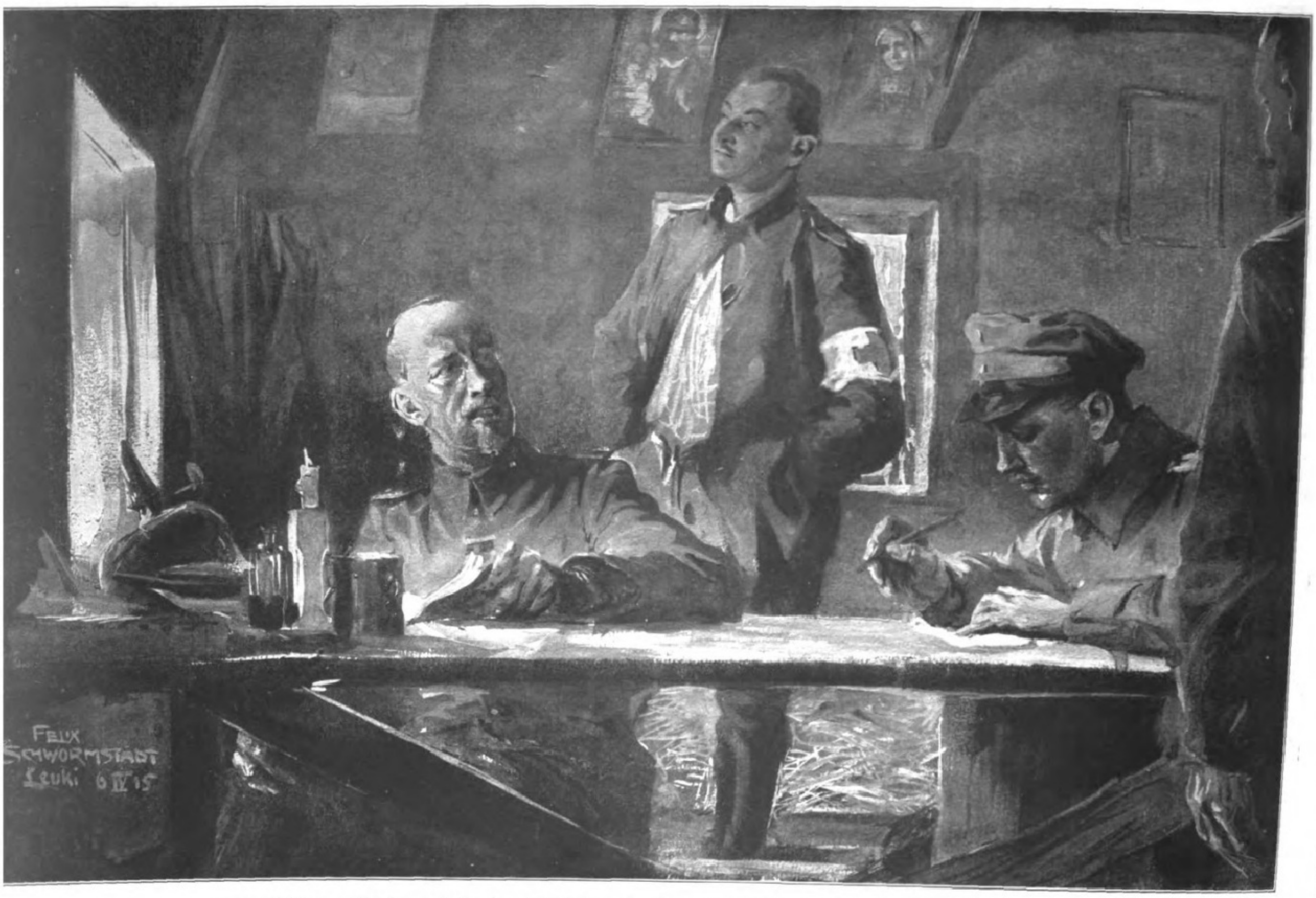
9. Juli 1915. (Fortsetzung.)

Im Görzischen begannen gestern neue große Kämpfe. Zeitig früh eröffnete die italienische Artillerie aller Kaliber gegen den Rand des Plateaus von Doberdó und den Görzer Brückenkopf das Feuer. Dieses steigerte sich mittags zur größten Heftigkeit. Sodann schritt sehr starke Infanterie zum Angriff auf den ganzen Plateaurand. In hartnäckigen, nachtsüber andauernden, vielfach zum Handgemenge führenden Kämpfen gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, die Italiener, die stellenweise unsere vordersten Gräben erreichten, allenthalben zurückzuwerfen. Die Mörser unserer Bundesgenossen brachten fünf schwere Batterien zum Schweigen. Heute morgen entbrannte der Kampf aufs neue. Vereinzelte feindliche Vorstöße gegen den Görzer Brückenkopf wurden gleichfalls abgewiesen. Auch am mittleren Isonzo, im Krngebiete und an der Kärntner Grenze entfalteten die Italiener eine lebhafte Artillerietätigkeit, die teilweise auch nachts anhielt. Im Tiroler Grenzgebiete wurde der Angriff mehrerer feindlicher Bataillone gegen die Höhenstellungen auf dem Eisenreichkamm, der Pfannspitze und der Filmoorhöhe nordöstlich des Kreuzbergsattels abgeschlagen. Gestern früh erschienen vor Ragusa Vecchia und Gravosa zusammen acht italienische Kreuzer und zwölf Torpedoboote und eröffneten das Feuer gegen die Bahn, gegen den Bahnhof Gravosa, einige Ortschaften und gegen

Die deutschen Landwehr- und Reservetruppen des Generaloberstensten v. Woyrsch haben den überlegenen Feind aus der Ilzankastellung völlig geworfen. Alle Gegenstöße eiligst herangeführter russischer Reserven wurden abgewiesen. Über 5000 Gefangene fielen in deutsche Hand. In der Verfolgung erreichten die Truppen die vorgeschobene Brückenkopfstellung südlich von Iwangorod. Ein sofortiger Angriff brachte sie in den Besitz der feindlichen Linien bei Wladislawow; um die anschließenden Stellungen wird noch gekämpft. Zwischen oberer Weichsel und Bug hat sich der Gegner erneut den Armeen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen gestellt. Trotz hartnäckigen Widerstandes brachen österreichisch-ungarische Truppen bei Skrzyniec-Niedrzwica-Mala (südwestlich von Lublin), deutsche Abteilungen südöstlich von Piaski und nordöstlich von Krasnostaw in die feindlichen Stellungen ein.

Die Schlacht im Görzischen dauert fort. Die italienischen Angriffe, die sich nun mit großer Heftigkeit auch gegen den Görzer Brückenkopf richteten, hatten am gestrigen Tage und in der Nacht auf den heutigen wieder kein Ergebnis. Nach starker, bis mittags währender Beschießung des Brückenkopfes durch die feindliche Artillerie ging die italienische 11. Infanteriedivision mit betrunkenen Truppen zum Angriff gegen den Abschnitt von Podgora vor. Der Feind drang stellenweise in unsere Deckungen ein, wurde aber wieder hinausgeworfen. Nach neuerlicher Artillerievorbereitung erfolgte um 4 Uhr nachmittags ein zweiter

Östlich von Popeljany und von Kurschany zieht der Gegner vor unseren vordringenden Truppen ab. Westlich von Szawle wurde die letzte feindliche Verschanzung im Sturm genommen und besetzt und die Verfolgung in östlicher Richtung fortgeführt. An der Dubissa östlich von Rossienje durchbrach ein deutscher Angriff die russischen Linien. Auch hier weicht der Gegner. Südlich der Straße Mariampol-Kowno führte ein Vorstoß zur Fortnahme der Dörfer Kiekierыski und Janowka; drei hintereinanderliegende russische Stellungen wurden erobert. Ebenso war ein Angriff unserer Landwehr gegen noch gehaltene feindliche Stellungen nördlich von Nowogrod von vollem Erfolg begleitet. Die Russen gingen unter Zurücklassung von 2000 Gefangenen und 2 Maschinengewehren zurück. Weiter südlich am Narew wurde ein starkes Werk der Vorstellung von Rozan erstürmt, 560 Gefangene gemacht und 3 Maschinengewehre erbeutet. Der Gegner versucht, an diesem Flusse hartnäckig Widerstand zu leisten. Seine verzweifelten Gegenstöße mit zusammengerafften Truppen aus den Brückenkopfstellungen von Rozan, Pultusk und Nowo-Georgiewsk mißlangen. Die Russen erlitten schwere Verluste. 1000 Gefangene blieben in unserer Hand. Die Blonie-Grojec-Stellung gewährte dem Feinde nur kurzen Aufenthalt. Unter dem Zwange unseres sich von allen Seiten verstärkenden Druckes begannen die Russen westlich von Grojec ihre Befestigungen aufzugeben und in östlicher Richtung zurückzugehen. Unsere Truppen folgen dicht auf.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Im Dienstzimmer eines Etappenkommandanten in Russisch-Polen.

Nach einer Zeichnung des auf den östlichen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

e Höhe bei Ragusa Vecchia. Sie gaben insgesamt etwa 00 Schüsse ab. Es wurden einige Privatgebäude leicht schädigt. Menschenverluste sind nicht zu beklagen. Auch erwundete gab es nicht. Im Anschluß hieran erfolgte e bereits gemeldete Torpedierung des Kreuzers „Giuseppe aribaldi", worauf das italienische Geschwader eilends die iterreichisch-ungarischen Küstengewässer verließ.

. Juli 1915.

Im Anschluß an eine Minensprengung bei Schloß ooge (östlich von Ypern) setzten die Engländer beiderseits r Straße Hooge-Ypern zum Angriff an. Der Angriff ach vor unseren Stellungen zusammen, teilweise kam er unserem Artilleriefeuer gar nicht zur Durchführung. ach lebhafter Feuertätigkeit ihrer Artillerie in der Gegend n Albert versuchten die Franzosen abends einen Vorstoß gen unsere Stellungen bei Fricourt. Sie wurden zurückschlagen.

In Kurland wurden die Russen bei Groß-Schmarden, lich Tuckum, bei Gründorf und Usingen zurückgedrängt. ach östlich Kurschany weicht der Gegner vor unserem ngriff. Nördlich Nowogrod (am Narew) bemächtigten die deutschen Truppen feindlicher Stellungen nördlich s Zusammenflusses der Bäche Skroda und Pisa. Nördder Szkwamündung erreichten wir den Narew, die dem nordwestlichen Flußufer gelegenen ständigen Beigungen von Ostrolenka wurden besetzt. Südlich der eichsel sind unsere Truppen bis zur Blonie-Grodecellung vorgedrungen. Bei Nachhutkämpfen verloren die ssen hier 560 Gefangene und 2 Maschinengewehre.

Angriff, der um 8 Uhr abends gleichfalls abgeschlagen war.

Um den Rand des Plateaus von Doberdó wird erbittert weitergekämpft. Ungarische Landwehr schlug gestern nachmittag einen starken Angriff gegen ihre Stellungen bei Sdraussina zurück. Auch drei weitere Massenangriffe der Italiener brachen hier zusammen. Ebenso scheiterten alle gegen den südwestlichen Plateaurand, von Polazzo, Redipuglia und Vermegliano her geführten Vorstöße sowie ein Angriff auf den Monte Cosich (nördlich Monfalcone). Der in seine Deckungen zurückflutende Feind erlitt überall schwere Verluste.

21. Juli 1915.

Im Ostteile der Argonnen stürmten unsere Truppen zur Verbesserung ihrer neuen Stellung noch mehrere französische Gräben, nahmen 5 Offiziere, 365 Mann gefangen und erbeuteten 1 Maschinengewehr. In den Vogesen fanden in der Gegend von Münster hartnäckige Kämpfe statt. Die Franzosen griffen mehrfach unsere Stellung zwischen Lingekopf (nördlich von Münster) und Mühlbach an. Die Angriffe wurden abgeschlagen. An einzelnen Stellen drang der Feind in unsere Stellungen ein und mußte in erbittertem Nahkampf hinausgeworfen werden. Südwestlich des Reichsackerkopfes hält er noch ein Stück unserer Gräben besetzt. Wir nahmen 4 Offiziere und etwa 120 Mann, zum großen Teil Alpenjäger, gefangen. Colmar wurde von feindlichen Fliegern mit Bomben beworfen, von denen zehn auf Häuser und Straßen der Stadt fielen. Ein Zivilist getötet, eine Frau verletzt.

Bei Rozana bahnte sich das österreichisch-ungarische Korps Arz im Verein mit deutschen Bataillonen den Weg in die feindlichen Linien. Südwestlich Biskupice wurden die Russen in der Nacht durch die Deutschen zum Rückzug gezwungen. Zwischen der Bystrzyca und der Weichsel stieß die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand auf starken Widerstand. Beiderseits von Borzechow entrissen österreichisch-ungarische Truppen in erbittertem Handgemenge sibirischen Regimentern ihre zäh verteidigten Stellungen. Bei dieser Armee wurden gestern 30 Offiziere und 6000 Mann als Gefangene eingebracht und 9 Maschinengewehre erbeutet. Zwischen der Weichsel und der Pilica wurde die Verfolgung fortgesetzt. Deutsche Landwehr durchbrach nordöstlich Zwolen die Vorstellung des Brückenkopfes von Iwangorod.

Im Görzischen setzten die Italiener auch gestern ihren allgemeinen Angriff fort. Am Rande des Plateaus von Doberdó und im Görzer Brückenkopf tobte die Schlacht den ganzen Tag. Abends gelang es dem Feind, den Monte San Michele (östlich Sdraussina) zu nehmen. Heute früh eroberte Generalmajor Boog mit bisher zurückgehaltenen Kräften diese Höhe zurück. Südöstlich Sdraussina behaupteten sich die österreichisch-ungarischen Truppen mit größter Zähigkeit. Ein Flankenangriff von der Ruinenhöhe östlich Sagrado her warf schließlich die Italiener auch hier zurück; sie flüchteten unter großen Verlusten in die deckenden Räume. Östlich Schluderbach griffen drei feindliche Bataillone den Monte Piano an. Sie wurden abgewiesen, fluteten zurück und verloren etwa zwei Drittel ihres Standes.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3765. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 26. August 1915.

MANOLI
Rumpler-Taube 5 ₰



Wybert TABLETTEN

sind unsern Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Liebesgabe.

Wybert-Tabletten schützen vor Husten und Katarrh bei naßkalter Witterung und helfen zugleich als durstlöschendes Mittel die Strapazen des Krieges ertragen. Bei ihrem feinen Wohlgeschmack wirken sie angenehm lösend, indem sie die Mundhöhle zugleich erfrischen.

Feldpostbriefe

mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in den Apotheken und Drogerien Mk. 2,— oder Mk. 1,—.



ZEISS TESSARE

für

Porträt-Moment Landschaft

Zu beziehen durch photogr. Geschäfte

BERLIN HAMBURG CARL ZEISS JENA WIEN BUENOS AIRES

Prospekt P 9 kostenfrei

Lehrbuch der Praktischen Photographie. Bearb. von H. Kessler. Mit 141 Abbildg. u. 8 teils farbigen Tafeln. In Originalleinenband M. 4.50. Ausführl. illustr. Prospekte unentgeltl. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

Ohne Extraprämie beim Eintritt

Deckung der Kriegsschädenbeiträge aus späteren Dividenden

Sofortige Auszahlung der Versicherungssumme

Landsturmpflichtige

die nicht eingestellt werden, brauchen Kriegsschädenbeiträge nicht zu entrichten

Die junge Frau.

Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett von Dr. Wilhelm Huber, Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig.

In vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 Mark.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1-7.

Der Rumpf gegen minderwertige Liebesgaben

Schickt keine minderwertigen Liebesgaben ins Feld!

Unseren tapferen Soldaten, welche nach allen unsäglichen Strapazen eine momentane Auffrischung ihrer physischen Kräfte und eine Aufheiterung für das Gemüt dringend nötig haben, denen sollt Ihr die echten DALLMANN schicken, die seit 25 Jahren mit ungeheuerem Erfolg beim Militär gebraucht werden. Fordert deshalb in Apotheken und Drogenhandlungen immer

Kola-DALLMANN oder DALLKOLAT

und seht darauf, dass der Name DALLMANN auf der Schachtel steht. Weist jede Nachahmung, auch wenn sie Euch als besser angepriesen wird, mit Entrüstung zurück. Die Krieger danken es Euch!

(Schachtel Mk. 1.—)

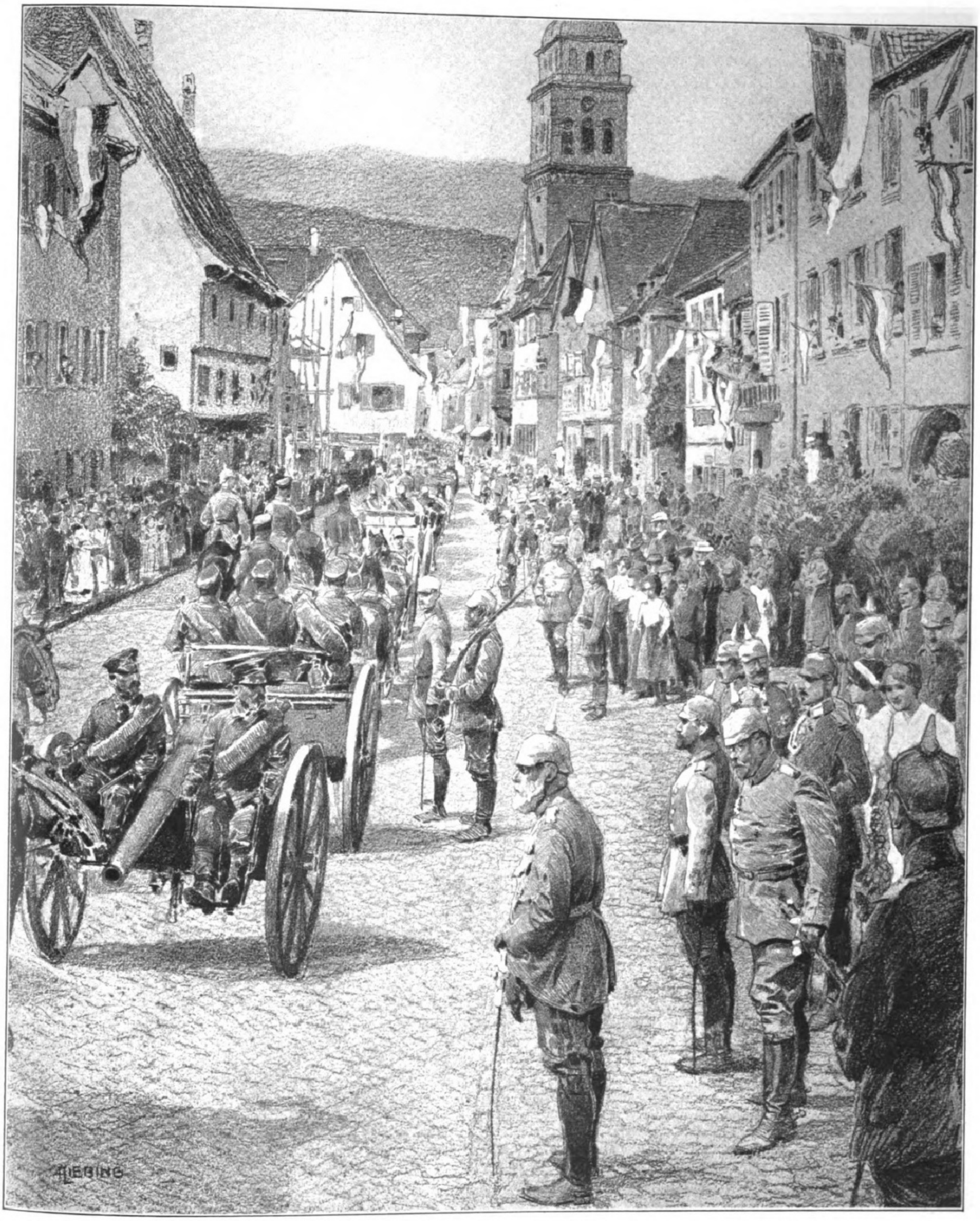
KOLA



DALLMANN

Illustrirte Zeitung

Nr. 3765. 145. Bd.



Unsere Fürsten im Felde IV: König Ludwig III. von Bayern nimmt in einem Vogesenstädtchen eine Parade über seine Truppen ab.
Auf Grund photographischer Aufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Alfred Liebing.

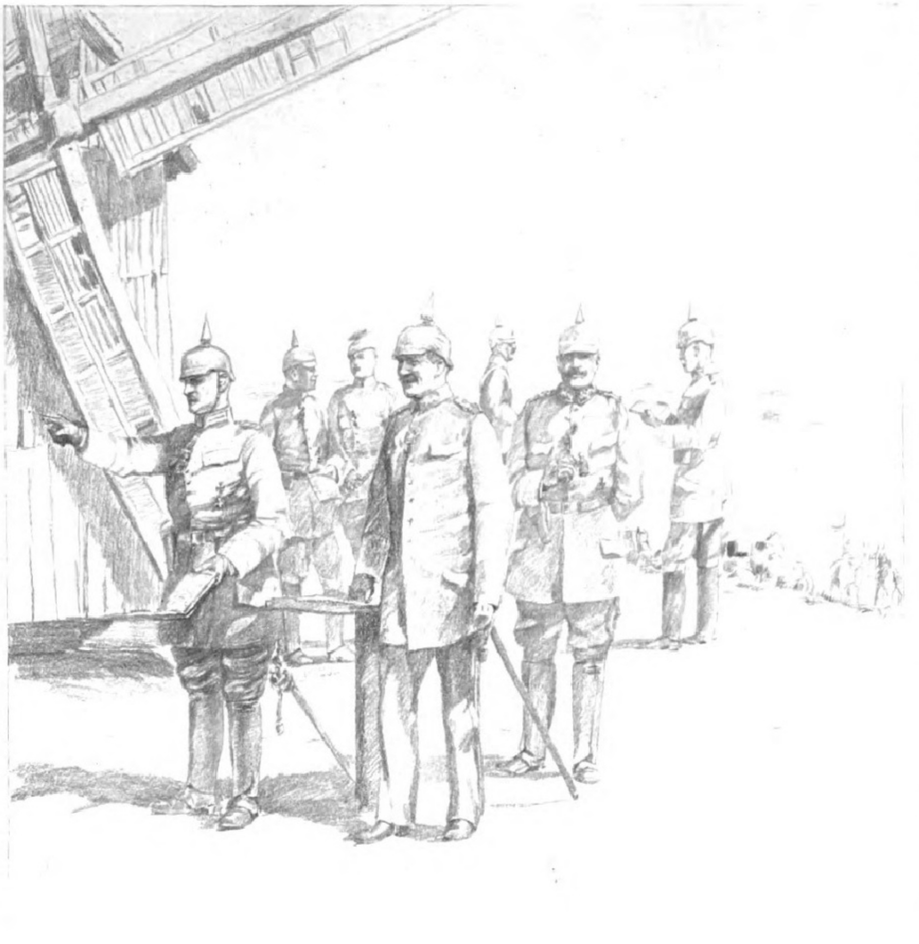
Wo ist die wahre Freiheit zu Hause?

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Im Namen der angeblich durch die deutschen „Barbaren“ gefährdeten Freiheit haben sich unsere Feinde zu einem Rütli-Schwur zusammengetan, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen. In unklaren Erinnerungsbildern an das vormärzliche Deutschland, das die Zielscheibe unserer eigenen Freiheitssänger war, wetteifern Montenegriner, Serben und Russen mit ihren westlichen Bundesgenossen, den europäischen Völkern jene Freiheit zu verheißen, die durch das Deutsche Reich bedroht sein soll. Die romanischen Freimaurer schwelgen insbesondere in der Ausmalung der Tyrannei, die von Potsdam ausgehen und alle freien Völker in ihrem Bestande gefährden soll. Zwar hat sich das Deutsche Reich seit vierundvierzig Jahren noch niemals an den Freiheiten anderer Völker vergriffen, während die Engländer indessen die Buren, die Franzosen die Marokkaner gewaltsam „befreit“ haben; aber die künstlich genährte Legende von der Befreiung aller Völker, insbesondere der kleinen neutralen Staaten, vom Joch des deutschen Bezwingers erweist sich nun einmal als zugkräftig und propagandistisch wirksam, also wird sie nach der bewährten Methode ausgeschlachtet: Verleumde nur kühnlich — es bleibt immer etwas hängen.

Wo ist denn die wahre Freiheit zu Hause? Etwa in slawischen Ländern, wo die oberen Zehntausend alle Freiheiten, die unteren Millionen aber nicht den leisesten Dämmer von Freiheit haben? Wo die befehlende Oberschicht nach dem Wahlspruch des Assassinenordens lebt: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“, während die Unterschichten knutokratisch niedergehalten und sibiriotisch gegängelt werden? Für die Denkweise und die Gefühlswelt der „herrschenden“ Kaste in Rußland ist nichts bezeichnender als ein persönliches Erlebnis, das ich mit einem russischen Hochgefürsteten vor zwei Jahrzehnten etwa in Paris hatte. Damals war das „Bündnis“ mit Frankreich für einen Großfürsten noch indiskutabel, denn die Republik war ihm ein Greuel, die Marseillaise Hochverrat. „Mit wem“, fragte der hohe Herr, „soll man sich verbünden? Wer ist denn Herr in Frankreich? Da regiert doch nur die Canaille! Wir werden uns doch nicht mit dem Abc dieses revolutionären Abschaums einlassen?“ Was dieses Abc sei? „Avocat, Bavardeur, Cocotte! Für uns ist Frankreich die finanzielle Hilfsquelle, um unser Land zu befruchten, also eine Art von ökonomischer Pumpstation. Daneben amüsiert man sich in Paris, aber man nimmt es politisch nicht ernst. Selbst die vielgerühmte ‚Freiheit‘ in Frankreich ist leere Einbildung. Denn wer leitet die öffentliche Meinung? Soldschreiber, Tintenfexe, verkrachte Existenzen, verächtliche Schmierfinken. Der wahre Meister in Frankreich ist in ruhigen Zeiten die Gasse, in aufgeregten die Gosse. Nennen Sie das Freiheit, was diese Apachen und Camelots hier auf den Boulevards für wenig Sous als Freiheit hinausschreien? Bei uns in Rußland, da weiß ‚man‘ erst, was wirkliche Freiheit ist.“ Wer ist „man“? „Natürlich wir, die herrschende Klasse!“ Und die anderen? die 160 Millionen, wo bleibt deren Freiheit? Darauf der Großfürst: „Wenn Sie in jubelnder Stimmung in aller Herrgottsfrüh über die Felder wandern: fragen Sie danach, wieviel Ameisen und Gewürm Sie dabei mit ihrem freudebeflügelten Schritt zertreten? Besuchen Sie mich in Rußland auf meinen Gütern, dann werden Sie erst erfahren, was wahre Freiheit heißt!“ Und als ich im Banne dieser niederschmetternden Worte nach dem passendsten Ausdruck rang, bestürmte mich der Großfürst mit der Frage, wann ich den besprochenen Besuch bei ihm machen wolle, und da konnte ich mich nicht entbrechen, die eisige Abschiedsantwort zu geben: „Kaiserliche Hoheit, erst nach der Revolution!“

Wo ist nun die Freiheit zu Hause? Im heiligen Rußland, wo sie das Reservatrecht der wenigsten ist, oder im unheiligen Frankreich, wo sie in die Zügellosigkeit der Gosse ausartet? Dort erfolgt die Knechtung der Massen von oben herab, hier die Knebelung der Besten von unten hinauf. Dort Ukas, hier Anarchie. Das ist nicht „die Freiheit, die ich meine“. Aber auch das klassische Land der Freiheit, jener einst geweihte Boden, auf welchem Albion die Habeaskorpusakte und vor allem die Magna Charta als Hoheslied der Freiheit der Menschheit vor Jahrhunderten vorgesungen hat, ist heute öde und wüst. Der alte Freiheitsgesang ist zur trivialen Leierkastenmelodie herabgesunken. Seitdem Kitchener mit Barnumkünsten und Zirkusspäßen klownartig um Kanonenfutter auf Straßen und Märkten wirbt, ist es um die vielgerühmte englische Freiheit geschehen. Es hat eine Zeit gegeben, da der Engländer John Stuart Mill in seiner Abhandlung „On liberty“ auf den kürzesten und knappsten Ausdruck gebracht hatte, was man unter dem Wesen der Freiheit zu verstehen habe, so daß der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, Friedrich Albert Lange, erklären konnte, das Büchlein Mills, das übrigens mehrfach in das Deutsche übersetzt wurde, habe den Inbegriff dessen, was man unter „Freiheit“ zu verstehen habe, unüberbietbar zusammengefaßt. Der englische Parlamentarismus galt als Höhepunkt jener politischen Freiheit, die sich besonders im Unterhause verkörpert. Aber wo blieb dieser Hort und Hüter der persönlichen Freiheit? Ein einziger Privatbrief des englischen Staatssekretärs Sir Edward Grey, in welchem er in gewundenen Worten Poincaré Zusicherungen für den Fall eines Krieges mit Deutschland unverbindlich gab, reichte aus, alle großen Überlieferungen Englands in Scherben zu schlagen. Wo blieb die englische Freiheit? Die Magna Charta — ein Papierfetzen, die Habeaskorpusakte — Makulatur. Was in Rußland ein Ukas, in Frankreich die Gasse, das besorgt in England die nationale Massensuggestion durch die „geheime Diplomatie“. Die Freiheit des einzelnen wird unterbunden durch die Zwangsvorstellung des imperialistischen Schlagworts. Die Freiheit des englischen Bürgers wird nicht durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht unwirksam gemacht, welche hoch und niedrig, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, blaublütig und rotblütig gleicherweise umfaßt, sondern durch Trommelwirbel und Werbelieder gelähmt, welche auf die Einbildungskraft der unteren Klassen ebenso zündend wirken, wie sie die gesättigten Klassen kalt lassen. Zuerst kämpfen die Engländer bis zum letzten Belgier und Franzosen, zuletzt bis zum letzten englischen Dockarbeiter und „Mob“.



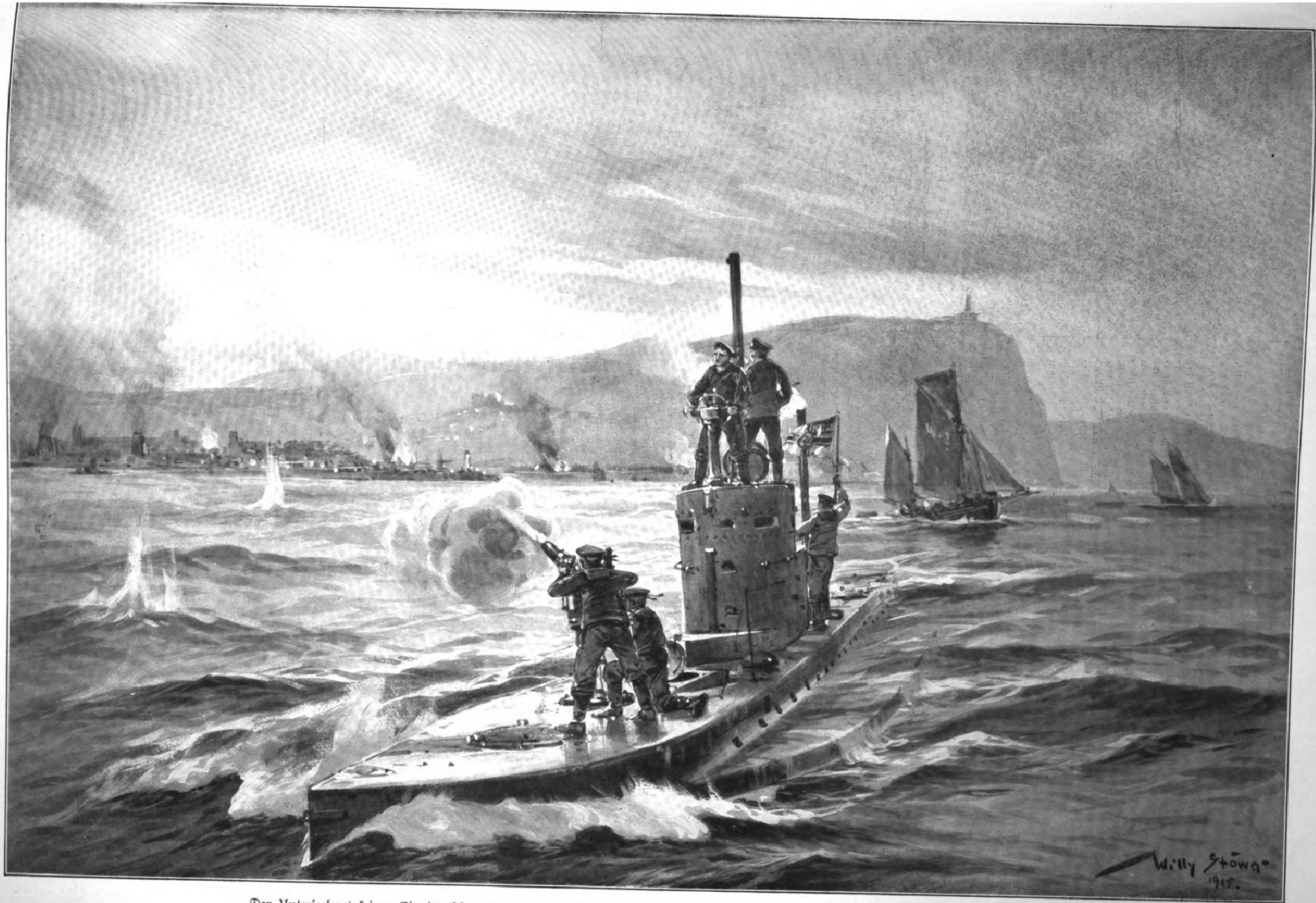
Unsere Fürsten im Felde IV: König Friedrich August von Sachsen bei seinen Truppen im Osten.

Links: Brigadekommandeur Oberst Graf v. Pfeil, dessen Brigade an der Eroberung der Festung Nowo-Georgiewsk ruhmvoll beteiligt war, während eines Vortrags über die Kämpfe im Dezember und Januar 1914/15 bei der Windmühle von Dombrowo. Hinter dem König Kommandierender General Suren. — Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.

Weder in England noch in irgendeinem lateinischen Lande, vollends nicht unter den Sarmaten ist die wahre Freiheit zu Hause, sondern einzig und allein in jenem Rechtsstaat, der in seinem Reichstagswahlrecht das weitestgehende und unbeschränkteste Wahlrecht der ganzen zivilisierten Erde seit vierundvierzig Jahren sein Eigen nennen darf. Denn alle Freiheit hat ihre oberste Grenze an der ebenso berechtigten Freiheit eines jeden anderen. Unser „Frei ist der Bursch“ will kein Vor- oder Sonderrecht zum Ausdruck bringen, sondern nur das bezwingende Wort des Freiheitsdichters Schiller umschreiben: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren.“ Nicht **der** Mensch, sondern der **Mensch** ist frei. Unsere Freiheitssänger der Befreiungskriege wie der vormärzlichen Zeit haben immer nur die Freiheit innerhalb der Gesetzmäßigkeit, nie die Fessellosigkeit verherrlicht, gemäß dem Dichterwort: „Des Gesetzes strenge Fessel bindet nur den Sklavensinn, der es verschmäht“.

Eine unbedingte Freiheit wäre in der Wüstenei vielleicht theoretisch denkbar, aber in der Wirklichkeit und in einer „Umwelt“ ist sie niemals durchführbar. In seinem eigenen wohlverstandenen Interesse wird jedermann auf einen Teil seiner angeborenen Freiheiten gern verzichten, wofern jeder andere auf die seinigen mitverzichtet. Nur unter Einsiedlern und sektiererischen Büßern, die sich von jeder Berührung mit der Mitwelt hermetisch abschließen, eben damit aber auch auf alle Vorteile des menschlichen Zusammenlebens freiwillig verzichten, ist schrankenlose Freiheit — freilich nur Menschen, nicht der Natur gegenüber — durchführbar. Bei jedem Zusammenwirken mit seinen Nebenmenschen aber, auf welche wir Kulturmenschen um so eher angewiesen bleiben, als wir unausweichlich auf ein do, ut des gestellt sind, zumal nicht jedermann sein eigener Schneider, Schuster, Koch, Zimmermann und Haarschneider sein kann, müssen wir auf einen Teil unserer ursprünglichen Freiheiten verzichten, wenn wir anders unser Eigenleben bewahren und unsere Lebensmöglichkeiten steigern wollen. Und so bleibt denn das unsterbliche Wort Spinozas in ungeschwächter Geltung: „Der vernunftgeleitete Mensch ist freier im Staatswesen, wo er nach den Regeln des Allgemeinwillens lebt, als in der Einsamkeit, wo er sich selbst zu gehorchen hat.“ Die schlimmste Form der Sklaverei ist und bleibt eben die Knechtschaft gegen sich selbst, das hemmungslose Unterworfensein unter eigene Triebe und Begierden.

Die Regelung aller dieser Affekte unter Abstimmung auf das Höchstmaß der in einem Rechtsstaat nebeneinander aufrechtzuerhaltenden Freiheiten **aller** Staatsbürger ist das große Problem des Deutschen Reiches, dessen militärische Organisation ein Maximum persönlicher Freiheit der Staatsbürger gewährleistet, wobei die garantiert neutrale Schweiz mit ihrer föderalistischen Verfassung und ihrer begünstigten geographischen Lage zum Vergleich nicht herangezogen werden darf. Unter den rivalisierenden **Großstaaten** ist die wahre Freiheit nur im Reiche heimisch. Die deutsche Freiheit, deren Widerspiegelung man in der akademischen Freiheit unserer Hochschulen findet, im Gegensatz zu dem Prüfungsnoten-System in Frankreich und der Abgeschlossenheit der „Colleges“ in England, ist der Scheitelpunkt der in einem Rechtsstaat stufenweise zu verwirklichenden Freiheit. Sie ist weder durch einen Befehl von oben aufhebbar noch durch ein Kommando von unten hemmbar. Sie ist die Freiheit innerhalb der Gesetzlichkeit. Selbst der angebliche Erzreaktionär Hegel frönt einem förmlichen „Kultus der Freiheit“. Hegel sah in der Weltgeschichte nichts anderes als den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit.



Der Unterseebootskrieg: Ein deutsches Unterseeboot beschießt am 16. August frühmorgens Whitehaven an der Westküste Englands.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Willy Stöwer.



Der Nikolai-Prospekt in Kowno.

Die Orientalen, sagt Hegel, haben nur gewußt, daß einer frei ist, der Despot, die griechische und römische Welt aber, daß einige frei sind; daß wir aber wissen, alle Menschen an sich, das heißt der Mensch als Mensch sei frei, ist auch zugleich die Einteilung der Weltgeschichte. Die Vereinigung der Freiheit und Notwendigkeit macht den Charakter der Weltgeschichte aus. Die Idee der Freiheit und das bunte Gewirr der menschlichen Leidenschaften sind gleichsam jene der Zettel, diese der Einschlag in dem ausgebreiteten Teppich der Weltgeschichte.

Ob und in welchem Umfange wir mit jenem Ausmaß von Freiheit, das wir im Deutschen Reiche mit seinem allgemeinen Wahlrecht genießen, zufrieden sind, das zu beurteilen ist unsere, nicht des Feindes Sache. Unsere Feinde brauchen sich ihre Köpfe über die deutsche Freiheit nicht zu zerbrechen. Was hier noch zu erkämpfen ist, besorgen unsere Parteien desto zuversichtlicher, je weniger sich das Ausland hineinmischt. Alle politischen Parteien im Deutschen Reiche stimmen dem Ausspruch Gustav Schmollers zu, „daß die moderne Freiheit des Individuums und des Eigentums nicht wieder verschwinden könne“, und Schmoller zählt mit gutem Fug diese Einsicht in die Unaufgebbarkeit der persönlichen Freiheit zu den wenigen gegen alle Anfechtung gefeiten Ergebnissen der Wissenschaft, über welche sich eine erfreuliche Einigkeit gebildet habe.

Wir haben im Deutschen Reiche volle Rede- und Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit, Bewegungsfreiheit (Freizügigkeit), Religionsfreiheit und zu alledem einen Rechtsschutz, der uns das verbürgte und gesetzlich festgelegte Maß von Freiheit nach oben und nach unten gewährleistet. Wir kennen weder ein Machtgebot von oben noch eine Willkür von unten, weder Knute noch Straße. Und das erst heißt wahre Freiheit.

Nicht in den Abruzzen ist die volle Freiheit zu Hause, wo das Recht des Stärkeren gilt und die Freiheit des einen durch überlegene Kraft, List oder Tücke des anderen gehemmt oder geradezu aufgehoben werden kann, sondern überall dort, wo Freiheit, wie im Deutschen Reiche, gleichbedeutend ist mit Gesetzlichkeit. Denn alle Freiheit hat Ungleichheit und alle Gleichheit hat Unfreiheit im Gefolge. Nicht in der Urwaldwildnis, sondern im geordneten Staatswesen mit seinem strengen Rechtssystem ist das Maximum menschlicher Freiheit durchführbar.

Unser Reichsgericht ist oberster Hort der „kompossibeln“, das heißt der nebeneinander bestehenden höchstmöglichen Freiheit. Vor hundert Jahren schon galt das Wort: „Il y a des juges à Berlin.“ Und da wir anerkanntermaßen das höchstentwickelte Rechtssystem der Welt haben, deshalb ist im Deutschen Reiche die wahre Freiheit zu Hause.

Das erste Jahr des Seekrieges.

Von Kalau vom Hofe, Konteradmiral z. D.

Die englische Hauptflotte hatte sich bei Kriegsausbruch zwischen Themse und Schelde aufgehalten, um die Truppentransporte nach Frankreich zu decken. Ohne daß es zu einem Kampf mit der deutschen Flotte gekommen war, verschwand sie aus der Nordsee und überließ den Schutz der Küsten Ostenglands den dafür in großer Zahl vorgesehenen Kreuzern, Hilfskreuzern, Zerstörerflottillen und Torpedofahrzeugen aller Art. Die Zugänge zur Nordsee bei Dover und zwischen Norwegen und Schottland wurden durch andere Kreuzergeschwader abgesperrt, die dort den Seehandel der Neutralen nach Deutschland in solchem Maße belästigten, wie dies bisher nur bei einer effektiven Blockade der feindlichen Küste als zulässig erachtet worden war. Aber was kehrt sich England an Völkerrecht und Rechte der Neutralen? Was es vor hundert Jahren getan, tat es mit Hilfe des Präsidenten Wilson wieder: es übte die von Gott gewollte Alleinherrschaft zur See zum Besten der Menschheit aus, und zwar in einer dieser hohen Aufgabe entsprechenden Rücksichtslosigkeit. Deutschland, so erklärten der redselige Marineminister Churchill und seine Kollegen, sollte ausgehungert werden, und da dies eine Lebensfrage für die Engländer wäre, so müßten die Neutralen schon so freundlich sein, wenn dabei ihr an sich durchaus berechtigter Handel auf das empfindlichste geschädigt würde, sich zu bescheiden. Ferner: die deutsche Flagge würde innerhalb acht Tagen vom Meere verschwunden sein, und das englische Geschäft könnte dann, unbelästigt von deutschen Kreuzern, weiter gehen wie gewöhnlich. Bekanntlich sei ja der Seekrieg immer die Zeit der reichen Ernte für England gewesen, weshalb sollte es diesmal auch anders sein? Die hinter ihren Küstenbefestigungen versteckte und von der See abgeschlossene deutsche Flotte würde eines Tages wie die Ratte aus ihrem Loch herausgeräuchert werden, wenn es im englischen Interesse angezeigt erschiene.

Diesen Zeitpunkt hat Mr. Churchill als Marineminister nicht erlebt; es ist nicht wahrscheinlich, daß er jemals eintreten wird, denn deutscherseits sind die Stützpunkte unserer Flotte gegen Ausräuchern gesichert. Im übrigen war die deutsche Flotte nicht in ihren Häfen durch die englische Flotte eingesperrt, sondern befuhr die Nord- und Ostsee, wann und wie es ihr paßte; sie schützte die deutschen Küsten vor jeder feindlichen Belästigung und hielt die Handelshäfen offen, da ja von einer vollständigen Absperrung des Seehandels trotz der riesenhaften Anstrengungen Englands nicht die Rede war. Aus unseren Kriegshäfen liefen dagegen die Kreuzer aus, welche die befestigten Häfen der englischen Ostküste (Scarborough, Whitby, Hartlepool) bombardierten, Werften und Küstenwerke zerstörten, ferner die Minenleger, welche die Zugänge zu den Stützpunkten der englischen Küstenflottillen (Lowestoft, Yarmouth) mit Streuminen verseuchten, und die Helden unserer U-Boote, welche die Engländer je länger desto mehr fühlen ließen, daß es mit ihrer angemaßten Alleinherrschaft auf See, sosehr auch der Schein die große Menge noch blendete, zu Ende ginge. Statt reicher Gewinne hat sich eine derartig schwierige Wirtschaftslage in England eingestellt, wie sie die schlimmsten Schwarzseher zur Zeit des Invasionsschrecks nicht zu malen gewagt hatten.

Es ist richtig, daß die englische Flotte die fernen Meere beherrscht, dort wo unsere Großen und Kleinen Kreuzer der Übermacht erlegen sind, und wo mangels der für die moderne Seekriegführung unentbehrlichen Stützpunkte wir wenig Aussicht hatten, dem Krieg eine entscheidende Wendung zu geben; dort, wo dies aber möglich erschien, in den europäischen Gewässern, wo die deutsche Flottenmacht für den Entscheidungskampf sich bereit hielt, hat die englische Regierung bisher nicht gewagt, das Kriegsglück herauszufordern. Solange die englische Armada sich „unverletzt“ in der Nähe Englands, aber außer dem Bereiche der deutschen Flotte hält, also von der kampfbegierigen deutschen Flotte, deren Schießfertigkeit seit den



Die Kirche am Niemenufer in Kowno.



Deutsches Militär auf dem Marktplatz der nordpolnischen Stadt Ciechanow südlich von Prasnysz. (Hofphot. Kühlewindt.)



Das Nikolai-Monument mit der alten Kathedrale in Kowno.

Zur Besetzung von ganz Polen durch deutsche Truppen und zur Eroberung der russischen Festung Kowno am 18. August: Bilder aus Ciechanow und Kowno.

Kreuzergefechten bei Santa Maria, den Falklandinseln und der Doggerbank einen so hohen Ruf erlangt hat, nicht zerschossen und versenkt werden kann, so lange bleibt sie das schwerwiegende Machtmittel Englands bei seinen politischen Geschäften. Sie hindert die kleinere deutsche Flotte daran, sich von ihren heimischen Stützpunkten über ein gewisses Maß zu entfernen und länger dauernde Operationen größeren Stils gegen die englische Flotte und die englischen Inseln zu unternehmen, und zwar ist hierbei nicht die englische Schiffs- oder Kanonenzahl das Maßgebende — denn die fürchten die Deutschen nicht — sondern die geographische Lage Englands zu unseren Küsten und die sich daraus für die englische Flotte ergebende strategisch günstigere Aufstellungsmöglichkeit, mit anderen Worten: läge Deutschland auf der Erde dort, wo jetzt Frankreich sich reckt, so würde die deutsche Flotte diesem Seekriege schon längst einen anderen Verlauf haben geben können.

Unsere Handelsschiffe, rechtzeitig gewarnt, sind zum größten Teil dem Zugriff der englischen Kreuzer entschlüpft, in neutralen Häfen liegen geblieben; die deutsche Handelsflagge ist einstweilen vom Meere verschwunden; dadurch wurde jedoch das deutsche Wirtschaftsleben in seinen soliden Grundlagen nicht erschüttert, was alle Engländer heute noch nicht begreifen können oder wollen. Deutschland kann diesen Verlust ertragen; England, dessen Handelsflotte bisher nur einen verhältnismäßig geringen Bruchteil eingebüßt hat, sieht einen völligen Zusammenbruch seiner Wirtschaft bereits drohend nahen. Mit der Aushungerung Deutschlands war es nichts; dieser Angriff und der auf unsere Industrie sind kläglich gescheitert.

Von englischen Fachautoritäten war stets versichert worden, daß die deutschen Auslandskreuzer innerhalb von acht Tagen durch eine überlegene Zahl englischer Kreuzer umstellt und entweder vernichtet oder nach einer großen Hetze und nach Aufbrauch aller Kohlen zur Übergabe gezwungen sein würden; daß sie dem englischen Handel irgendwelchen Schaden zuzufügen imstande sein sollten, wäre also ausgeschlossen. Da war das Auftreten der „Emden" ein richtiger Schlag ins Kontor. Es macht heute Vergnügen, sich zu erinnern, mit welchem Ingrimm die Nachrichten von ihren vielen Streichen an der Londoner Börse vernommen wurden, wie die hochtrabenden Versicherungen der englischen Admiralität die ausgebrochene Panik auf dem Frachtenmarkt nicht zu beschwichtigen imstande waren, wie man für Indien fürchtete. Drei Monate nach Kriegsausbruch vereinigte sich das Kreuzergeschwader an der chilenischen Küste — eine hervorragende strategische Leistung. Am 1. November 1914 vernichtete Graf Spee eines der ihn einkreisenden feindlichen Geschwader unter dem Befehl des englischen Konteradmirals Craddock bei Santa Maria. Weit erschallte der Ruf von der taktischen Überlegenheit und der sicheren Schießkunst der deutschen Seeleute, von der Heiterkeit ihres Mutes, mit der sie ihrem unausweichlichen Schicksal entgegengingen.

Am 8. Dezember versank die Mehrzahl der Schiffe des Grafen Spee bei den Falklandinseln nach einem Gefecht mit dem unter dem Befehl des Seelords der Admiralität, Vizeadmirals Sturdee, stehenden überlegenen englischen Geschwader. Nicht acht Tage dauerte es, bis die letzten deutschen Kreuzer ihre Jagd auf den feindlichen Handel einstellten, sondern acht Monate; und diese waren nicht in ehrlichem Kampf besiegt, sondern völlig erschöpft, ohne Hilfsmittel, in amerikanische Häfen eingelaufen. Weil Chile nicht imstande war, den pflichtmäßigen Schutz gegen englische Völkerrechtsverachtung zu gewähren, mußte die tapfere Besatzung der „Dresden" ihr Schiff bei den Juan Fernandez-Inseln zerstören. Unseren Kreuzern sind unerwarteterweise in den Unterseebooten die Rächer erstanden, die dem brüllenden britischen Löwen die Zufuhren vor der Nase wegschnappen, die nicht wie die Kreuzer auf den weitverzweigten Wegen des Welthandels der Seebeute nachgehen, sondern vor den Eingangstoren zu John Bulls Warenspeichern auf der Lauer liegen. Bei Kriegsausbruch wußte man nicht, wie lange der komplizierte Mechanismus der U-Boote und das in ihnen eingepferchte Personal den Strapazen eines Krieges gewachsen sein würde, welche militärischen Aufgaben außer dem rein waffentechnischen Abschießen der Torpedos ihnen



Unser Kaiserpaar bei einem Spaziergang während eines kürzlich erfolgten Zusammentreffens im Felde. (Hofphot. G. Berger.)



Der Eroberer von Nowo-Georgiewsk: General der Infanterie v. Beseler.
(Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.)
Der hervorragende Heerführer ist auch der Bezwinger Antwerpens und wurde damals für diese glänzende Waffentat mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet.

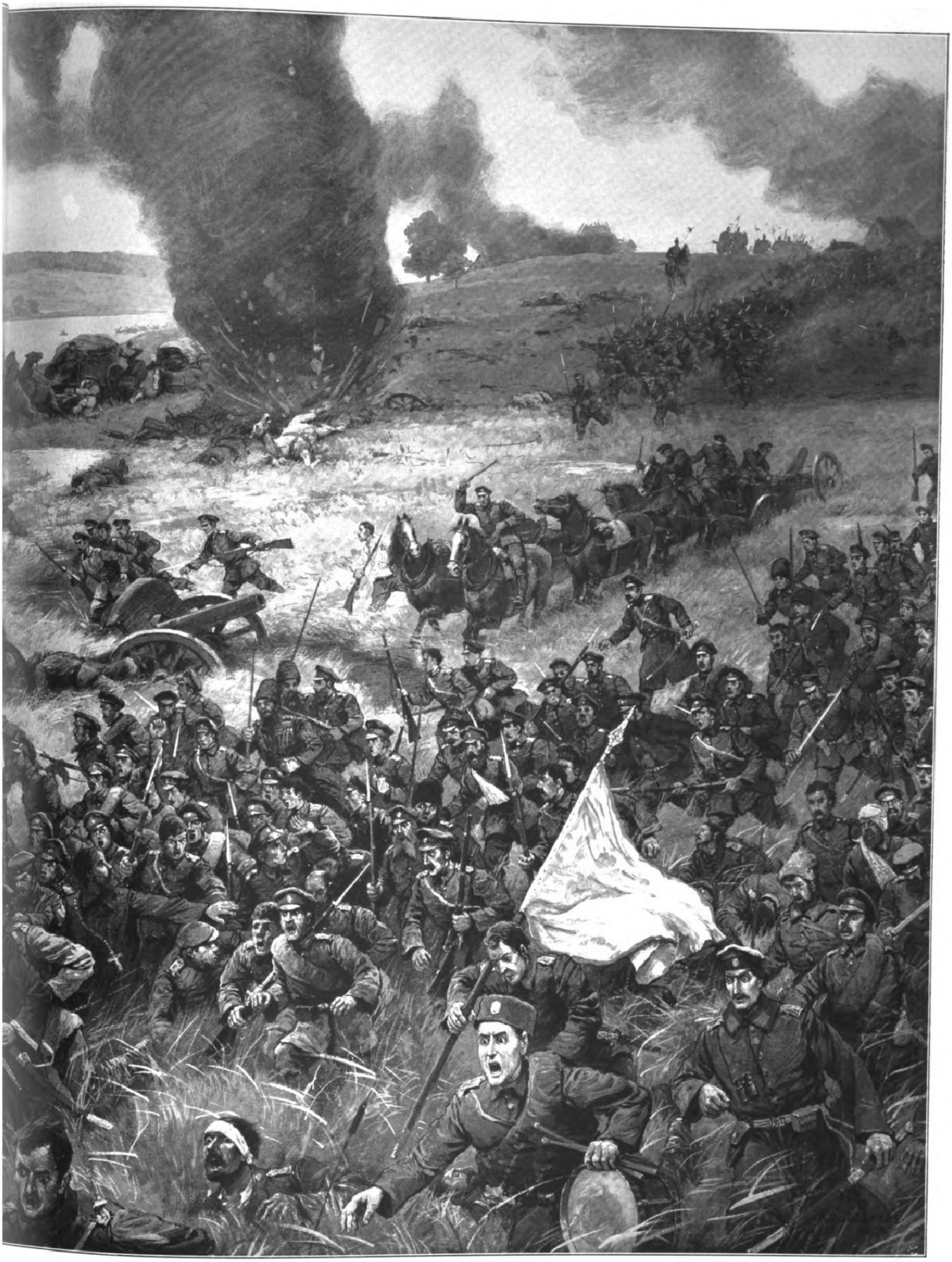


Der Eroberer von Kowno: General der Infanterie Litzmann.
(Hofphot. E. Bieber, Hamburg.)
Der verdiente General erhielt das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen. Mit dem Orden selber wurde er für seinen kühnen Durchbruch bei Brzeziny ausgezeichnet.

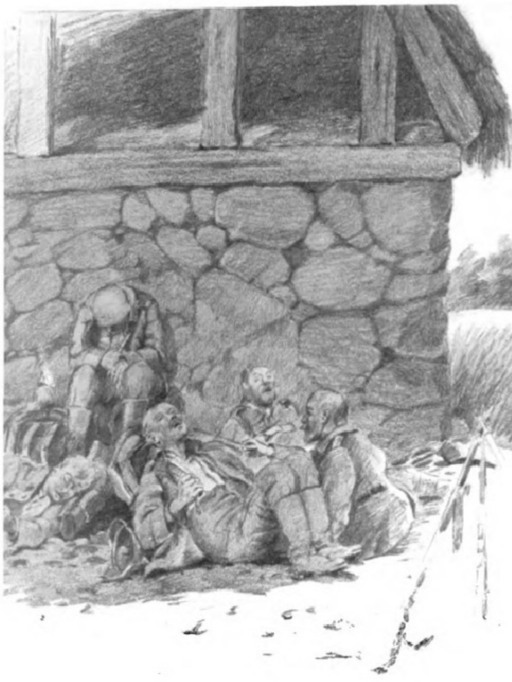


Zum Jahrestag von Hindenburgs erstem großen Russensieg: Episode aus der Schlacht bei T

Nach einer Zeichnung für die



n 27. bis zum 29. August 1914, die mit der Vernichtung der russischen Narew-Armee endete.
[...]eitung" von Robert Kämmerer.



Rast.



Ein Tor in einem Sperrfort der Festung Segrshe am Narew.

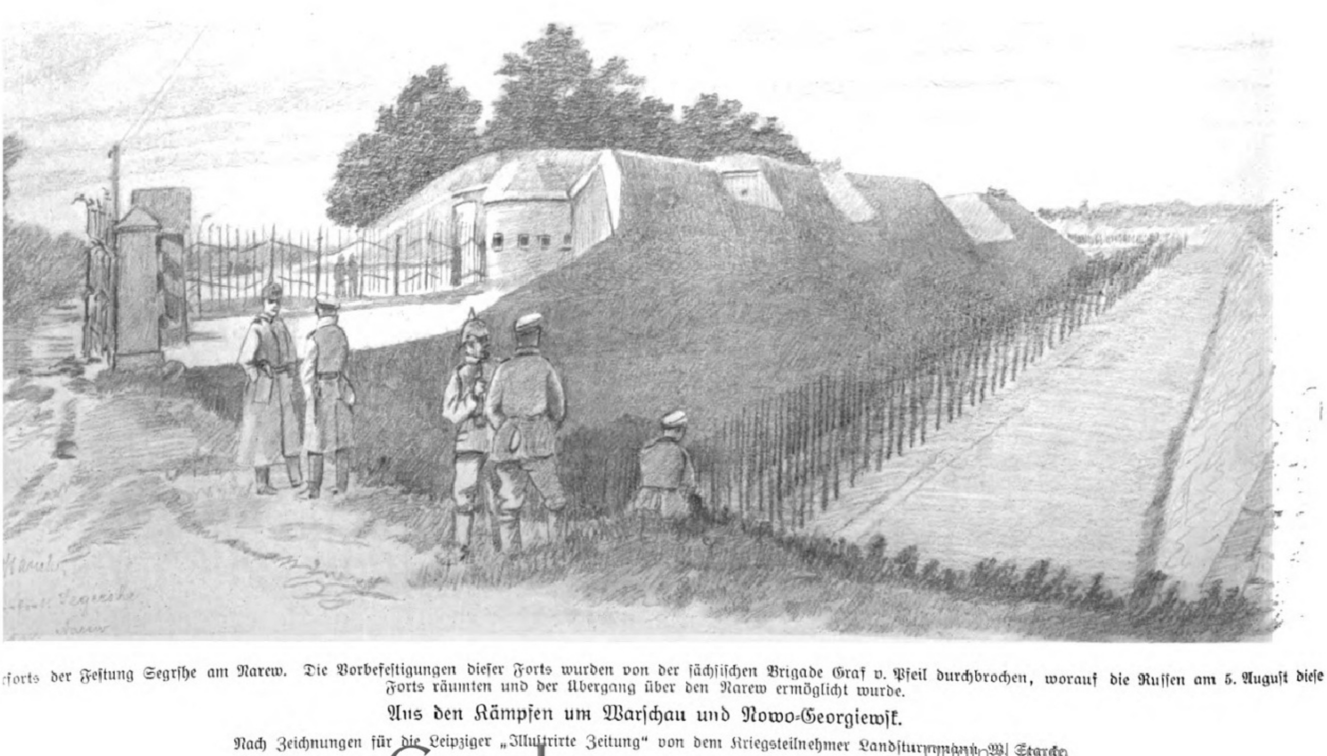
U-Boote wesentlich gesteigert worden.

Es war immer die Hoffnung der Engländer gewesen, daß sie wenigstens in der Artillerie mit einer gewissen Überlegenheit der Qualität rechnen, daß sie uns mit den großen Kalibern, die sie bevorzugten, da ihre Kanonenindustrie mit den gleichen Kalibern Krupp nicht gewachsen war, niederschlagen könnten. Der Zusammenstoß etwa gleichwertiger, das Beste der gegnerischen Flotten repräsentierender Schlachtkreuzer am 24. Januar 1915 bei der Doggerbank hat der englischen Admiralität jede Veranlassung zur Siegeszuversicht entzogen. Die beiden stärksten Schlachtkreuzer, zur „Lion“-Klasse gehörend, die an der Spitze der englischen Kiellinie standen, sind durch die deutschen 28-cm- und 30,5-cm-Granaten, die die englischen Panzerplatten überall durchschlugen, gezwungen worden, aus dem Gefecht sich zurückzuziehen. „Lion“, das Flaggschiff, hat auf Entfernungen von 18 bis 14½ km sieben, „Tiger“ zweiundzwanzig Treffer erhalten, bevor er versenkt wurde; alle fünf beteiligten englischen Schiffe sind getroffen worden. Auf deutscher Seite, abgesehen von „Blücher“, der aus bekannten Gründen in den Vergleich nicht eingeschlossen werden darf, sind nur „Seydlitz“ und „Derfflinger“ je einmal, „Moltke“ überhaupt nicht getroffen worden. Der Panzer des „Derfflinger“ ließ die englische 34,3-cm-Granate zerschellen und trug eine unbedeutende Einbeulung davon; auf „Seydlitz“ richtete der Treffer durch eine Verkettung von Zufälligkeiten größeren Schaden an, als seiner Wirkung am Ziel sonst zukam. Mit gesteigertem Vertrauen auf die Güte ihrer Schiffe und ihrer Waffen dürfen die deutschen Seeleute nach diesen Erfahrungen jedem ferneren Zusammenstoß mit der englischen Hauptflotte entgegensehen.

[…]mutet werden könnten. Nachdem Kapitänleutnant [We]ddigen mit „U 9“ die Welt in Erstaunen gesetzt hatte, [hab]en seine Kameraden das Tätigkeitsfeld der U-Boote [imm]er weiter ausgedehnt, im Norden bis an den Bereich [des] Eismeeres, im Süden durch die Straße von Gibraltar [bis] zu den Dardanellen, deren tapferen Verteidigern sie [die] lästigen Kriegsschiffe vom Halse halten, die die An[grif]fe des Landungskorps von den Flügeln her mit ihrer [Arti]llerie unterstützten. Unsere Feinde sind angesichts der [U-B]oots-Gefahr nicht müßig geblieben; sie haben allerlei [Arte]n von Sperren gegen die Boote selbst vor ihren [Häf]en angelegt, aber auch ein ungeheures Aufgebot von [Sme]llen, leichten armierten Dampfern (über 2000 Stück) [in] Tätigkeit gesetzt, die ihre mit Schutznetzen versehenen [Krie]gsschiffe begleiten und an den wichtigsten Küsten[plätz]en in solchen Massen aufgestellt sind, daß ein einzelnes [U-B]oot dort wenig Aussicht auf Erfolg hat. Die Kosten [der] englischen Kriegführung sind durch die deutschen

In der Ostsee hat sich verhältnismäßig wenig ereignet. Die russische Flotte hat sich meistens hinter den starken Minensperren des Finnischen und Rigaischen Meerbusens aufgehalten und den Deutschen, die sich in dem russischen Kriegshafen von Libau häuslich eingerichtet haben, die Herrschaft auf der Ostsee im Ernste nicht streitig gemacht. Der Seehandelsverkehr der deutschen Küstenplätze erfreute sich eines gedeihlichen Fortganges, wenn auch eine Anzahl durch den Sund in die Ostsee eingedrungener englischer Unterseeboote dort ihr Wesen trieb.

Das erste Jahr des Seekrieges hat der erstaunten Welt auf dem Gebiete des Seewesens viele Überraschungen gebracht und den Nimbus der englischen Weltmacht sowie den Hochmut der Engländer durch die junge deutsche Flotte kräftige Stöße erhalten gesehen. Scheinbar ist von den Flotten wenig geleistet worden; in der Tat aber hat die dauernde Bereitschaft eine Anspannung aller Kräfte mit sich gebracht, deren Erhaltung nur möglich war bei einer vorzüglichen Organisation und tüchtigen Arbeit auf den Flottenstützpunkten. Auch in diesem stillen, aber bedeutungsvollen Kampf werden die Güte der Nerven und die Höhe der vaterländischen Gesinnung entscheidend wirken.



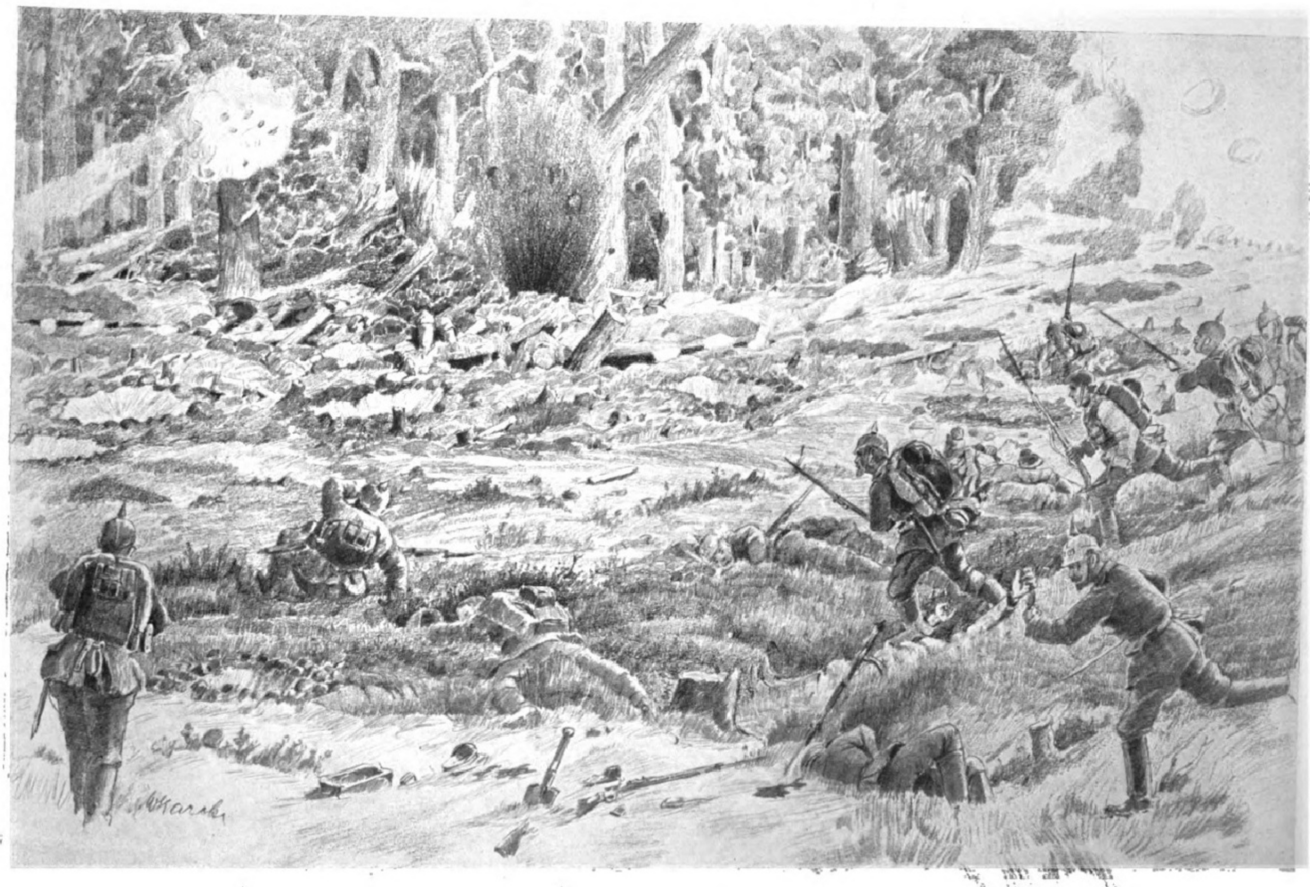
[…]forts der Festung Segrshe am Narew. Die Vorbefestigungen dieser Forts wurden von der sächsischen Brigade Graf v. Pfeil durchbrochen, worauf die Russen am 5. August diese Forts räumten und der Übergang über den Narew ermöglicht wurde.

Aus den Kämpfen um Warschau und Nowo-Georgiewsk.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.



Artillerie auf dem Vormarsch.



Angriff der sächsischen Brigade Graf v. Pfeil auf die starken Waldstellungen vor der Festung Segrshe am Narew.

Aus den Kämpfen um Warschau und Nowo-Georgiewsk.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.

Kriegschronik.

. Juli 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

Im Westteile der Argonnen machten unsere Truppen eitere Fortschritte. Südlich Leintrey brachen französische ngriffe dicht vor den indernissen unserer Vorostenstellungen zusamen. In den Vogesen iff der Feind gestern dwestlich des Reichsackerpfes sechsmal an. Er urde durch bayrische ruppen unter großen utigen Verlusten zurückschlagen. Bei einem Genstoß gewannen wir das och in Feindeshand bendliche Grabenstück zuück und machten 137 Alenjäger (darunter 3 Offiere) zu Gefangenen. Auch ei Sondernach wiesen wir bends einen feindlichen ngriff ab.

Nordöstlich Szawle achten unsere konzenrisch vorgehenden Trupen unter erfolgreichen Kämpfen 4150 Gefangene. Außerdem fielen ihnen Maschinengewehre, viele Bagagen und ein Pionierark zur Beute. Der Durchruch an der unteren Duissa führte die deutschen Stoßgruppen bis in die Gegend von Grynkiszki-Budziuny. Auf dem Wege orthin wurden mehrere eindliche Stellungen gestürmt. Die Russen weihen auf der ganzen Front vom Rakiewosee is zum Niemen. — Südich der Straße Mariamol-Kowno vergrößerten vir die entstandene Lücke nd gewannen weiter vorringend Gelände nach Osten, 4 Offiziere, 1210 Mann wurden gefangengenommen, 4 Maschinengewehre erobert. Südlich der Weichsel sind die Russen in die erweiterte Brückenkopfstellung von Warschau, in die Linie Blonie-Nadarzyn-Gora-Kalwarja zurückgedrückt worden. Die deutschen Truppen er Armee des Generalobersten v. Woyrsch vereitelten gestern durch kühnes Zufassen die letzten Versuche des Feindes, seine geschlagenen Truppen vorwärts Iwangorod zum Stehen zu bringen. Gegen Mittag war die große Brückenkopfstellung bei Lagow-Lugowa-Wola von unseren tapferen Schlesiern gestürmt; anschließend wurde der Feind unter Mitwirkung österreichisch-ungarischer Truppen auf der ganzen Front in die Festung geworfen, die nunmehr eng eingeschlossen ist. Gestern wurden über 3000 Gefangene gemacht und 11 Maschinengewehre erbeutet. Zwischen Weichsel und Bug nimmt die Schlacht unter Oberleitung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen ihren Fortgang. — Bei Chodel und Borzechow warfen Teile der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand nach hartem Ringen die Russen aus mehreren Stellungen. Die Verluste des Gegners sind groß. Die Zahl der bei der Armee des Erzherzogs eingebrachten, gestern gemeldeten Gefangenen wuchs auf 8000, die Beute auf 15 Maschinengewehre und 4 Munitionswagen.

Auch weiter östlich, gegen den Bug hin, brachen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen an mehreren Stellen in die feindlichen Linien ein. Am oberen Bug erstürmten ungarische Regimenter den Brückenkopf Dobrotwor nördlich Kamionka Strumilowa.

Auch gestern wütete die Schlacht im Görzischen mit unverminderter Heftigkeit. Das Plateau von Doberdó stand tagsüber bis zur Küste unter besonders schwerem Artilleriemassenfeuer. Die tapferen Verteidiger hielten stand und schlugen alle Anstürme des Feindes glänzend ab. Im Abschnitte von Monte Cosich bis Palazzo schoben sich die Italiener bis zum Abend näher an unsere Stellungen heran. Nachts griffen sie, zuerst bei Selz, dann in der ganzen Front zwischen diesem Ort und Vermegliano, erneuert an. Heute frühmorgens waren alle Stürme blutig abgewiesen. Der brave ungarische Landsturm hat sich hier wieder heldenhaft bewährt. Mehrere Vorstöße des Gegners bei Polazzo waren schon gestern untertags zusammengebrochen. Östlich Sdraussina schritten unsere Truppen heute früh zum Gegenangriff und bemächtigten sich aller ihrer früheren Stellungen. Der Feind ist hier im Rückzuge. Am Nordwestrande des Plateaus wird erbittert weitergekämpft. Gegen den Görzer Brückenkopf brachten die Italiener, namentlich in der Richtung gegen Podgora,



Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Walter Nernst (rechts), der berühmte Physiker der Berliner Universität, als wissenschaftlicher Beirat bei einem Stabe im Osten auf dem Wege zur Stellung. Geheimrat Nernst wurde wegen seiner bedeutenden Leistungen auf kriegsphysikalischem Gebiete kürzlich mit dem Eisernen Kreuze Erster Klasse ausgezeichnet.



us dem eroberten Warschau: Ein deutsches Maschinengewehr, zur Sicherung der Straßen in Richtung nach der seinerzeit von den Russen besetzten Vorstadt Praga aufgestellt. (Phot. Boedecker.)

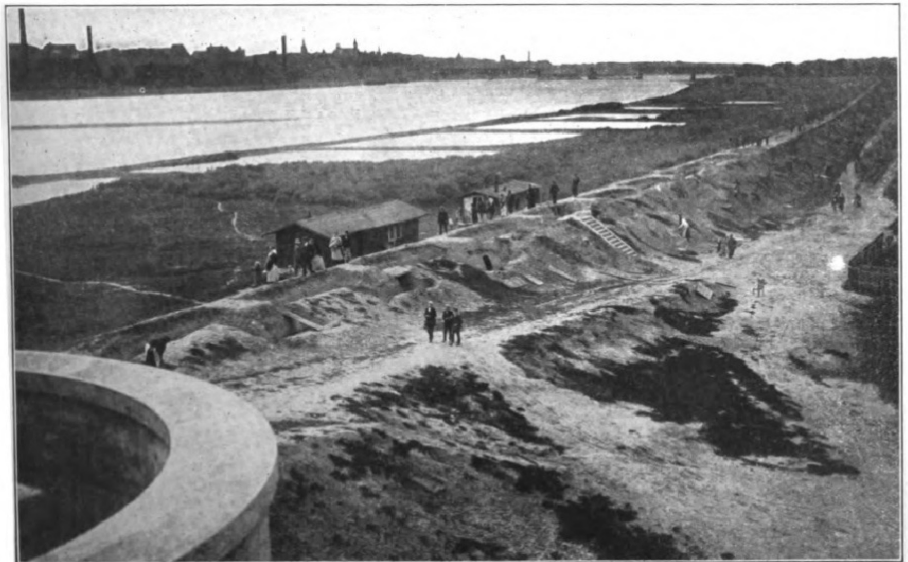
Vom östlichen Kriegsschauplatz.



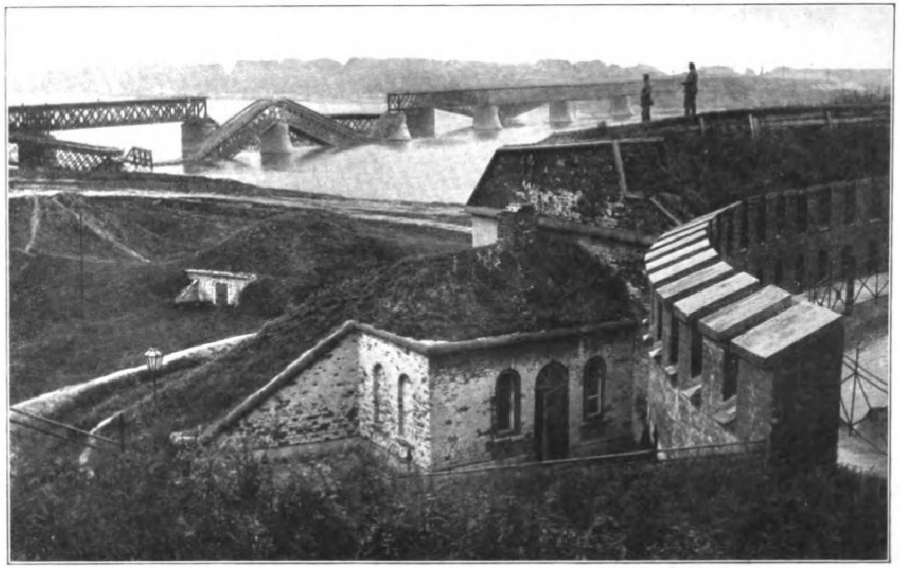
Die 1200 m lange, von drei Kompagnien in drei Tagen erbaute Kriegsbrücke bei Wyszogrod an der Weichsel.



Österreichisch-ungarische und deutsche Kavallerie überschreitet zur Verfolgung der Russen die neuerbaute Notbrücke zwischen Warschau und der Vorstadt Praga.



Die russische Weichselbefestigung in der Vorstadt Praga, von wo aus die Russen tagelang die Stadt Warschau beschossen.



Blick in ein Weichselfort bei Warschau. Im Hintergrund die von den Russen gesprengte Eisenbahnbrücke über die Weichsel.

Zur Besetzung der polnischen Hauptstadt Warschau durch die deutschen Truppen am 5. August. Nach photographischen Aufnahmen des Hofphotographen Kühlewindt.

immer neue Kräfte in die Schlacht. Zehn Infanterieregimenter griffen hier nacheinander vergebens an. Fast immer führte der Kampf zum Handgemenge. Drei Stürme scheiterten gestern vor unseren Hindernissen. In einzelne Grabenstücke gelang es dem Feind, einzudringen; nachts wurde er wieder hinausgeworfen. Ebenso scheiterten Angriffe schwächerer, mit Gasbomben bewehrter Kräfte bei Pevma. Auch zwei Vorstöße je eines Regiments auf den Monte Sabotino wurden unter flankierender Mitwirkung der Artillerie blutig abgeschlagen. Die mit einzig dastehender Begeisterung und Zähigkeit fechtenden österreichisch-ungarischen Truppen haben somit nach viertägiger Schlacht ihre Stellungen sowohl am Plateau von Doberdò als auch im Görzer Brückenkopf behauptet.

23. Juli 1915.

Nächtliche Handgranatenangriffe des Feindes nördlich und südwestlich von Souchez wurden abgewiesen. In der Champagne unternahmen wir in der Gegend Perthes umfangreiche Sprengungen und besetzten die Trichterränder. Im Priesterwalde mißlang nachts ein französischer Vorstoß. In den Vogesen dauerten die Kämpfe fort. Ein feindlicher Angriff gegen die Linie Lingekopf-Barrenkopf (nördlich von Münster) wurde nach heftigem Nahkampf vor und in den Stellungen der Bayern und mecklenburgischer Jäger zurückgeschlagen; 2 Offiziere, 64 Alpenjäger wurden dabei gefangengenommen. Auch am Reichsackerkopf griffen die Franzosen erfolglos an.

In Kurland folgen wir den nach Osten weichenden Russen unter fortgesetzten Kämpfen, bei denen gestern 6550 Gefangene gemacht und 3 Geschütze, viele Munitionswagen und Feldküchen erbeutet wurden. Gegen den Narew und die Brückenkopfstellung von Warschau schoben sich unsere Armeen näher heran. Vor Rozan wurden das Dorf Miluny und das Werk Szygi mit dem Bajonett gestürmt, in letzterem 290 Gefangene gemacht. Nächtliche Ausfälle aus Nowo-Georgiewsk mißlangen.

Das Westufer der Weichsel von Janowiec (westlich von Kasimierz) bis Granica ist vom Feinde gesäubert. Im Waldgelände südöstlich von Koziniec wird noch mit russischen Nachhuten gekämpft. Zwischen Weichsel und Bug gelang es den verbündeten Truppen, den zähen Widerstand des Gegners an verschiedenen Stellen zu brechen und ihn dort zum Rückzuge zu zwingen. Die blutigen Verluste der Russen sind außergewöhnlich groß.

Gegen die Bugstrecke Kamionka Strumilowa-Krystynopol-Sokal setzte der Feind sehr starke Kräfte an. Er arbeitete sich an einzelnen Punkten bis auf 300 Schritt an die österreichisch-ungarischen Schützengräben heran, andernorts kam es bis zum Handgemenge. Überall wurden die Russen unter großen Verlusten zurückgeworfen. Südöstlich Sokal nahm bei einem kühnen Flankenstoß das Feldjägerbataillon Koval Nr. 10 drei russische Offiziere und 342 Mann gefangen. Nordwestlich Grubieszow gewannen deutsche Kräfte bedeutend Raum. Zwischen der Bystryca und der Weichsel warfen die Truppen des Erzherzogs Joseph Ferdinand den Feind auf Belzyce und über Wronow zurück.

Die Schlacht im Görzischen ist noch immer nicht abgeschlossen. Gegen den Görzer Brückenkopf unterhielten die Italiener gestern ein mäßiges Artilleriefeuer. Ein Angriff auf den Monte Sabotino wurde abgeschlagen. Im Vorfelde von Podgora liegen Hunderte von Feindesleichen. Bei der Abwehr der zahlreichen feindlichen Stürme zeichnete sich die dalmatische Landwehr neuerdings besonders aus. Am Rande des Plateaus von Doberdò wird weitergekämpft. Gegen den Abschnitt Peteano-Sdraussina setzten die Italiener in der verflossenen Nacht drei Angriffe an, die abgewiesen wurden. Ebenso mißlang ein Versuch des Gegners, sich zwischen Sdraussina und Polazzo näher an die österreichisch-ungarischen Gräben heranzuarbeiten. Auch neuerliche Vorstöße des Feindes bei Selz, Vermegliano und gegen den Monte Cosich waren gleich allen früheren vergeblich. Im Krngebiete wiesen unsere Truppen gestern, dann nachts und heute früh Angriffe ab. Ein Nachtangriff der Italiener auf den Monte Piano scheiterte.

24. Juli 1915.

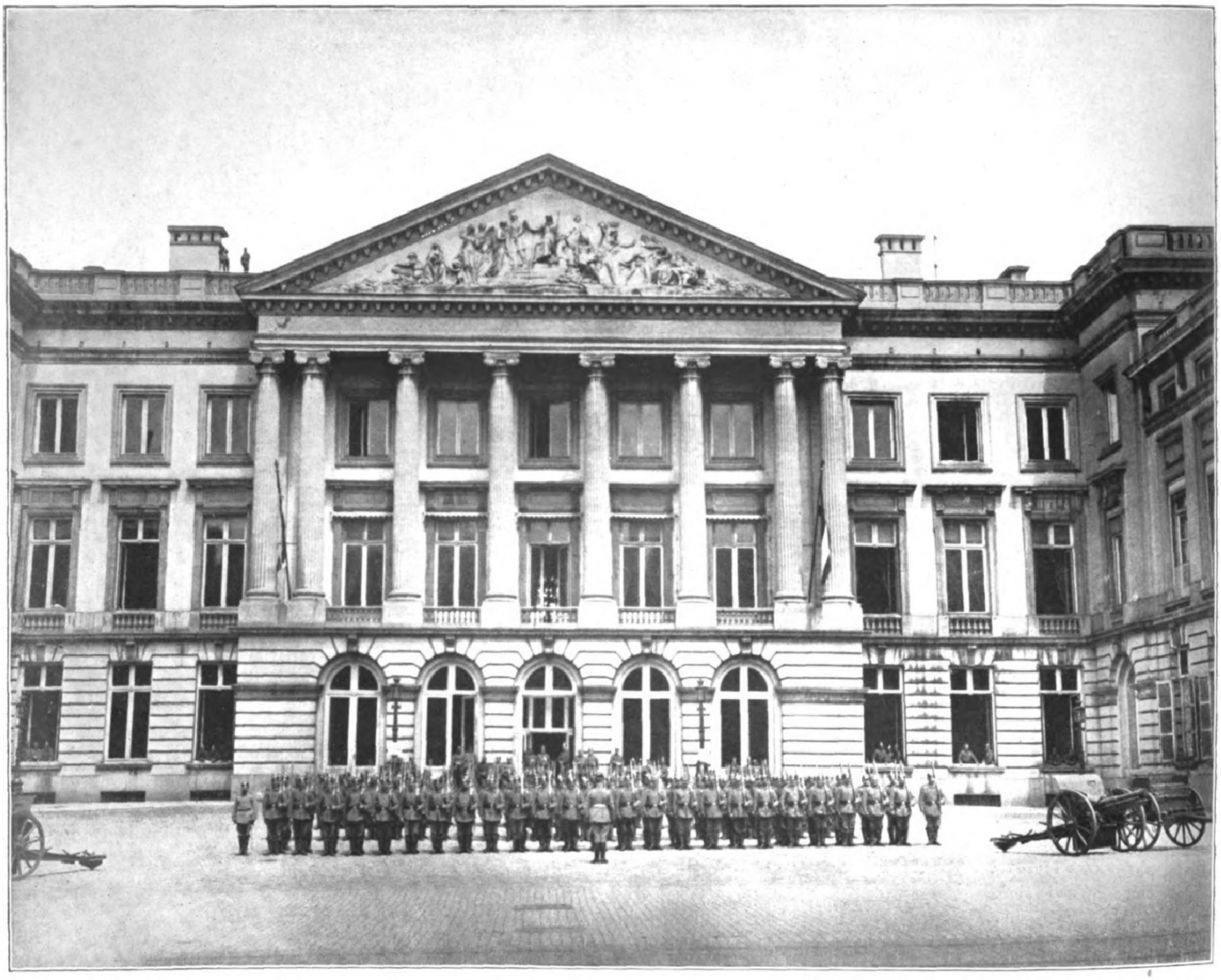
Bei Souchez wiederholten die Franzosen auch heute nacht ihre erfolglosen Handgranatenangriffe. Bei den gestern gemeldeten Sprengungen in der Champagne hat der Feind nach sicheren Feststellungen große Verluste erlitten. Seine Versuche, uns aus der gewonnenen Stellung zu vertreiben, scheiterten. Südlich von Leintrey wiesen unsere Vorposten abermals feindliche Vorstöße ab. Die in dem Berichte der französischen Heeresleitung vom 22. Juli, 11 Uhr abends, erwähnte, über die Seille geworfene starke deutsche Aufklärungsabteilung bestand aus 5 Mann, die das feindliche Hindernis durchschnitten hatten und sich unter Verlust eines Mannes zurückzogen. In der Gegend von Münster fanden gestern Kämpfe von geringerer Heftigkeit statt. Nach den Gefechten der letzten Tage sind dort vor unserer Front 2600 gefallene Franzosen liegengeblieben.

Die Armee des Generals v. Below siegte bei Schaulen (Szawle) über die russische V. Armee. Seit zehn Tagen ständig im Kampf, Marsch und Verfolgung, gelang es den deutschen Truppen gestern, die Russen in Gegend Rozalin und Szadow zu stellen, zu schlagen und zu zersprengen. Der Ertrag ist seit Beginn dieser Operation, dem 14. Juli, auf 27000 Gefangene, 25 Geschütze, 40 Maschinengewehre, über 100 gefüllte, bespannte Munitionswagen, zahlreiche Bagagen und sonstiges Kriegsgeräte angewachsen. Am Narew wurden die Festungen Rozan und Pultusk in zähem, unwiderstehlichem Ansturm von der Armee des Generals v. Gallwitz erobert und der Übergang über diesen Fluß zwischen beiden Orten erzwungen. Starke Kräfte stehen bereits auf dem südlichen Ufer. Weiter nördlich und südlich dringen unsere Truppen gegen den Fluß vor. In den Kämpfen zwischen Njemen und Weichsel wurden seit dem 14. Juli 41000 Gefangene, 14 Geschütze und 90 Maschinengewehre genommen. Was in Rozan und Pultusk an Kriegsgerät erobert ist, läßt sich noch nicht übersehen. Vor Warschau fielen bei kleineren Gefechten der letzten Tage 1750 Gefangene und 2 Maschinengewehre in unsere Hand. Nördlich der Pilicamündung erreichten deutsche Truppen die Weichsel.

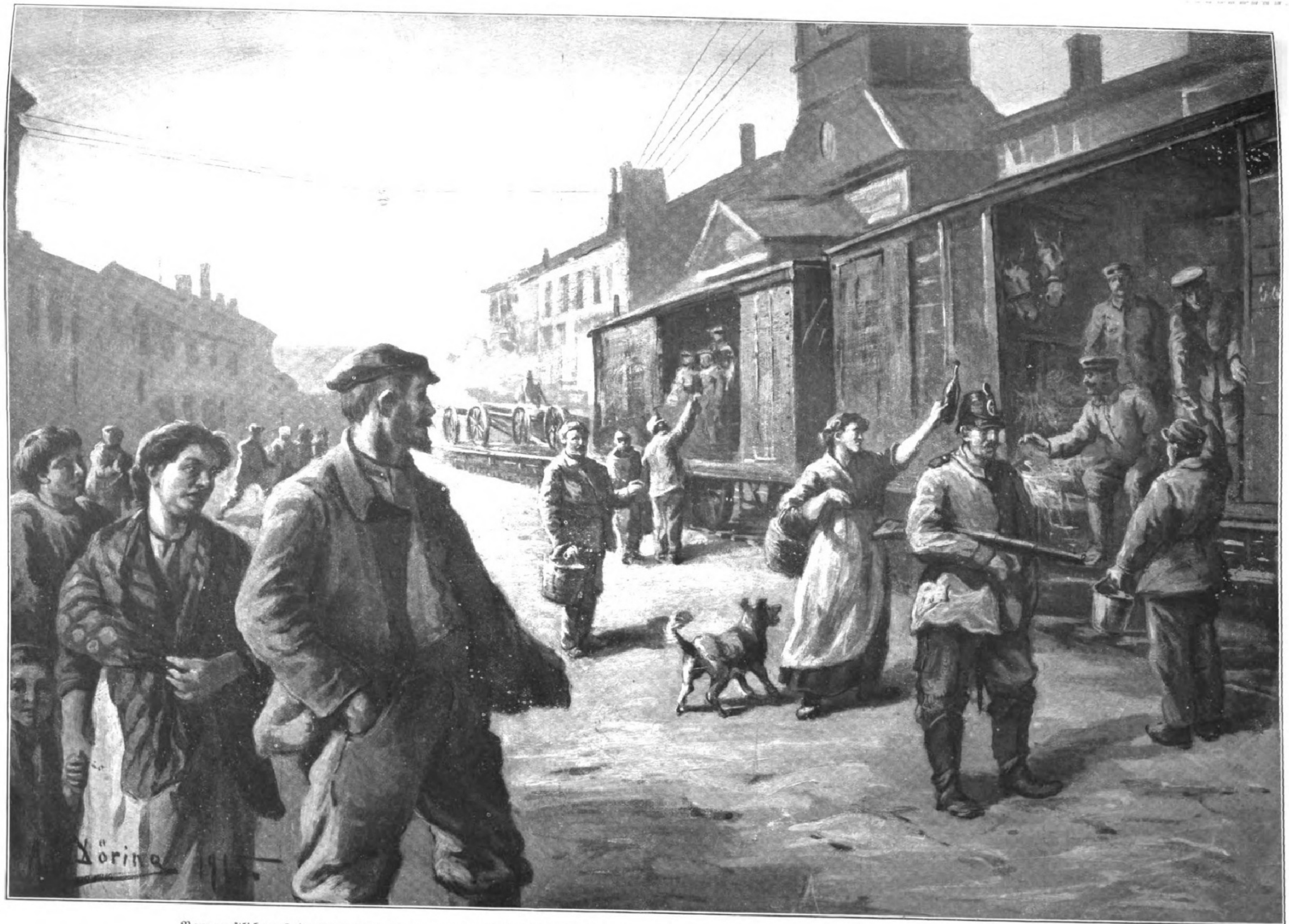
Von der Pilicamündung bis Kozienice (nordwestlich von Iwangorod) ist der Feind über die Weichsel zurückgedrückt. Vor Iwangorod schoben sich unsere Truppen näher an die Westfront der Festung heran. In der Gegend von Sokal wurden russische Angriffe gegen die Brückenkopfstellung abgewiesen; ein thüringisches Regiment zeichnete sich dabei besonders aus. Den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen der Armee des Generaloberften v. Woyrsch und der Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen fielen seit dem 14. Juli etwa 50000 Gefangene in die Hände.

Die Russen räumten gestern infolge der siegreichen Angriffe, die von der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand in den letzten Tagen geführt wurden, zwischen der Weichsel und der Bystrzyca in einer Frontbreite von 40 km ihre Stellungen und zogen sich 8 bis 10 km nordwärts in eine dort vorbereitete Linie zurück. Ihre Versuche, in gleichfalls bereits eingerichteten Zwischenstellungen festen Fuß zu fassen, scheiterten. Die Zahl der von der Armee des Erzherzogs eingebrachten, letzthin gemeldeten Gefangenen wuchs auf 45 Offiziere und 11500 Mann an. Nördlich Grubieszow drangen deutsche Kräfte in die feindliche Stellung ein.

Gegen den Görzer Brückenkopf begann gestern abend auf die Höhen von Podgora ein neuer Angriff, der schon



Aus dem besetzten Belgien: Das Ablösen der Wache vor dem Palast des Generalgouverneurs von Belgien, Generals der Kavallerie Freiherrn v. Bissing, in Brüssel. (Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.)

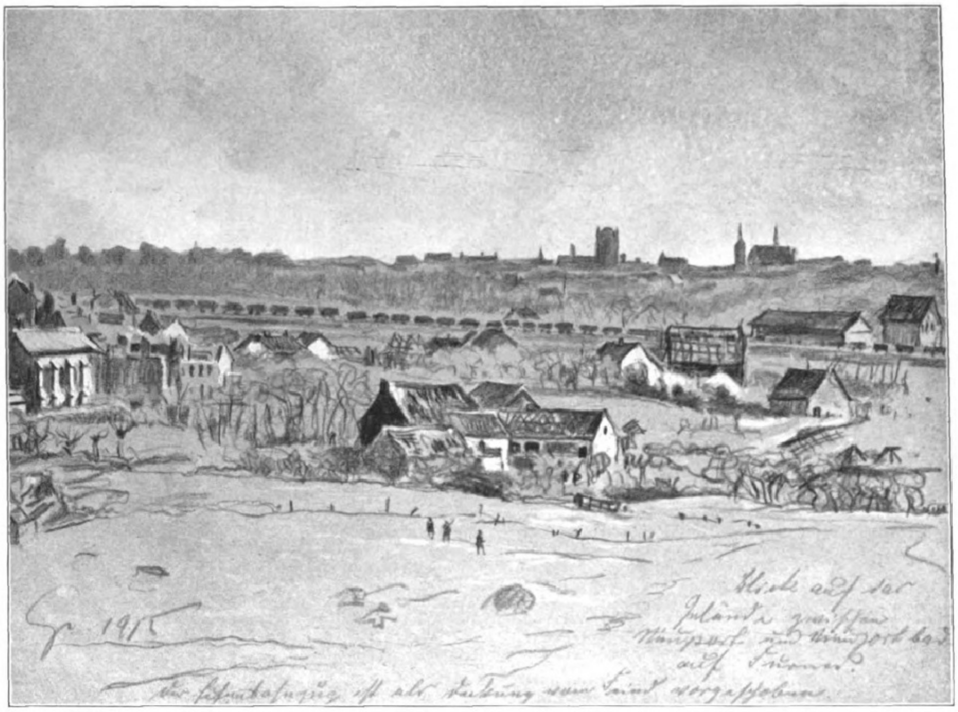


Vom westlichen Kriegsschauplatz: Transport durch Montmédy. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Adolf G. Döring.

durch Artilleriefeuer im Keime erstickt wurde. Ein Gegenangriff warf den Feind vollends zurück. Am Nordwestrande des Plateaus von Doberdò wurden die italienischen Vorstöße schwächer und seltener; nachts setzten sie ganz aus. Abermalige Angriffsversuche des Gegners in der Front Polazzo-Vermegliano wurden leicht zum Stehen gebracht. Bei Selz drang der Feind gestern vormittag in einen Teil der österreichisch-ungarischen Gräben am Plateaurande ein; ein nächtlicher Gegenangriff warf den Feind auf der ganzen Linie zurück.

Im Krngebiete wurden wieder alle feindlichen Angriffe abgeschlagen. Hierbei zeichnete sich Erzherzog-Joseph-Infanterie besonders aus.

Am 23. früh haben österreichisch-ungarische Kreuzer und Fahrzeuge die Eisenbahn an der italienischen Ostküste auf einer Strecke von über 160 km erfolgreich beschossen. Die Bahnstationen von Chienti, Campomarino, Fossacessia, Termoli und Ortona sind stark beschädigt, jene von San Benedetto und Grottammare in Brand geschossen, 4 Lokomotiven und viele Waggons demoliert, einige sind verbrannt. In Ortona wurde der Wasserturm zerschossen, der Pontonkran beschädigt und ein Schlepptender versenkt. Zwei Fabriken in Ortona und eine in S. Vito haben schweren Schaden davongetragen, alle Schornsteine sind umgelegt. Der Bahnviadukt bei Termoli ist demoliert, die Brücke über den Moro eingestürzt und außerdem eine Kaserne in San Benedetto zerschossen. Der Semaphor Tremiti wurde in Schutt gelegt, das dortige Kabel zerstört. Feindliche Seestreitkräfte wurden nicht gesichtet.



Blick auf das Gelände zwischen Nieuport und Nieuport-Bad nach Furnes zu. Der Eisenbahnzug ist als Deckung vom Feind vorgeschoben.

25. Juli 1915.

Bei Launois, südlich von Ban-de-Sapt, setzten sich die Franzosen in einem kleinen Teil unserer vordersten Gräben fest. Die Festung Dünkirchen wurde mit mehreren Bomben belegt.

Bei der Armee des Generals v. Below fanden Kämpfe mit Nachhuten des Gegners statt. Gestern wurden weitere 6000 Gefangene eingebracht. Bei Vorstößen an der Jesia südlich Kowno und in Gegend Dembowo, 10 km nordöstlich von Suwalki, wurden russische Gräben erobert. Der Narew ist auf der ganzen Front von südlich Ostrolenka bis Pultusk überschritten. Südöstlich von Pultusk nähern sich unsere Truppen dem Bug, südwestlich dieser Festung wurde trotz zähen Widerstandes des Feindes die Linie Nasielsk-Gzowo erreicht. Westlich von Blonie wurden mehrere Stellungen des Gegners genommen und südlich von Warschau die Orte Ustanow, Lbiska und Jazgarzew erstürmt.

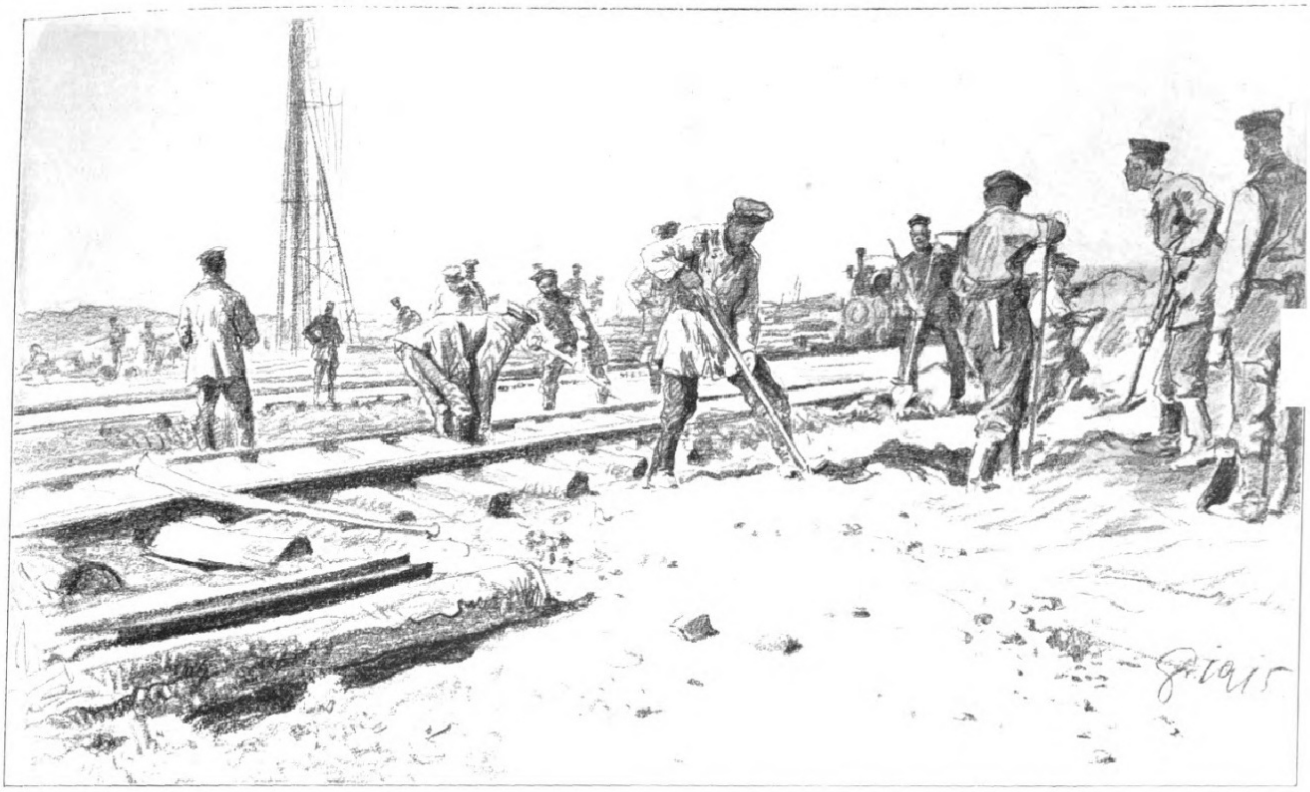
Bei Iwangorod wiesen österreichisch-ungarische Truppen einige schwache Vorstöße des Gegners ab. Südlich Krylow wurde ein russischer Übergangsversuch über den Bug vereitelt.

Im Görzischen beschränkte sich der Feind gestern tagsüber auf starkes Artilleriefeuer. Verzweifelte Nachtangriffe gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen am Rande des Plateaus von Doberdò brachen wieder unter schweren Verlusten der Italiener zusammen und konnten an der Tatsache nichts ändern, daß der Ansturm gegen die küstenländische Front vergebens ist.



Der Sieger von Langemark, General Freiherr v. Wechmar, erklärt Herren vom Stabe der I. Marinedivision die Gefechtsstellungen vor Ypern.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.



Beim Bahnbau.



Maschinengewehr-Transport in den Dünen.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.


Tirlemont d. 17/IX 1914
HWettig-Ddf. 1914

Die Rose. Eine Kriegsskizze von Wilhelm Scharrelmann.

Er hatte wirklich wenig Sonne gesehen in seinem Leben, und daran lag es wohl, daß er selbst für das bescheidenste Stück Sonnenschein so dankbar war.

Mit sechzehn Jahren hatte er bereits seine ostpreußische Heimat verlassen und war zu Verwandten nach Westfalen gegeben worden. Dort hatte er in einer Zeche zu arbeiten begonnen, und der kränkelnde Vater und seine unversorgten Geschwister hatten an jedem Zahltag ihren Anteil von seinem Lohn bekommen. Er selbst stellte keine Ansprüche ans Leben. Er arbeitete. Das genügte.

So verging ein Tag wie der andere. Steinkohlen heute, Steinkohlen morgen. Kaum daß die Sonntage eine Abwechslung brachten.

Das ging so ein Dutzend Jahre. Da gab es ein Unglück auf der Zeche. Er wurde als einziger von fünfzehn, die mit ihm im selben Stollen gearbeitet hatten, gerettet. Fast war es ein Wunder.

Damals war er ein Held, wenn auch nur für wenige Tage. Die Zeitungen nannten seinen Namen, eine brachte sogar sein Bild, und er kam sich vor wie ein Auserwählter.

Freilich war auch er nicht ohne Schaden davongekommen. Halb erstickt, mit Brandwunden an den Händen und im Gesicht hatte man ihn zutage gebracht und eilig in ein Krankenhaus geschafft. Die Zeit der Genesung, die er hier verbrachte, wurde zu einer der schönsten Erinnerungen seines Lebens.

Ein Tag besonders blieb ihm unvergeßlich.

Es war ein heller Sommermorgen mit jubelndem Finkenschlag vor den Fenstern und feierlicher Sonntagsstille. Die sauberen weißen Vorhänge vor seinem Fenster, der blanke Fußboden, ein Blumenstrauß neben seinem Bette, die freundlichen Augen des jungen Arztes, der nur für einen Augenblick den Kopf in die Tür steckte und, ihm freundlich zunickend, wieder verschwand, und dann ganz von fern in die sonntägliche Stille die Glocke von St. Katharinen hereinklingend — wirklich, die Brust war ihm nie so leicht und frei gewesen, und das Leben lag wie ein neues, unberührtes Geschenk vor ihm, als würde es in Zukunft nur noch Feier- und Freudentage für ihn bringen. Die leuchtende Sonne durchdrang ihn mit ihren Strahlen und durchwärmte ihn, und er hatte die Empfindung, als sei er noch ein Kind und das Auge seiner Mutter ruhe auf ihm, sanft und beruhigend.

Als er das Haus verließ, nahm er die Erinnerung an diese Stunde wie ein Stück inneren Glanzes mit sich hinaus. Ihm war, als leuchte ihr Licht und der innere Frieden, den sie ihm geschenkt, unvergänglich in ihm nach.

Dann begann das alte Leben von neuem. Aber er murrte nicht. Das Leben war nun mal so. Daran ließ sich nichts ändern. Auch daß die Kameraden ihn zuweilen hänselten und die Mädchen ihn über die Achsel ansahen, nahm er hin wie etwas, das sich nicht ändern ließ. Er wußte es ja längst selbst, daß er ein tölpelhafter Bursche war, häßlich mit seinen viel zu großen Händen und Füßen, seinen breiten, hervorstehenden Backenknochen und den kleinen Augen, die fast farblos waren und ohne Ausdruck. Auch das war unabänderlich. Nur machte es ihn noch stiller und verschlossener, menschenscheuer und wunderlicher. Darum ging er auch am Feierabend niemals ins Wirtshaus und mied des Sonntags die Tanzböden.

So vergingen die Jahre. Die Geschwister in der Heimat waren längst herangewachsen, die Älteste hatte bereits gefreit, die Zweite bald danach, und der alte Vater war vor einem Jahre gestorben. Er blieb, wie er immer gewesen war. Nicht mal einen richtigen Freund hatte er. Das war zu begreifen. Mit dem „dummen Karle", wie man ihn nannte, wollte niemand recht zu tun haben. Er war ihnen einfach zu dumm. In der Schule war er über das Lesen- und Schreibenlernen nicht weit hinausgekommen, hatte auch von der Welt nichts weiter gesehen als seine Grube und war bei seiner Schwerfälligkeit wirklich kein einladender Gesellschafter.

Als der Krieg ausbrach, kam er als Ersatzreservist in ein Infanterieregiment.

Bei der Ausbildung hatte man seine liebe Not mit ihm. Aber er tat seine Pflicht und ließ sich nichts verdrießen.

Bei den ersten größeren Ausmärschen kam es wie ein Aufatmen über ihn. Die schönen Sonnentage, die der Herbst noch brachte, zeigten ihm ein Stück Welt, wie er es bisher noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, zu sehen.

Dann kam etwas anderes dazu. Dieser schlichte, bisher von allen verachtete Mensch, der auf einmal ebenso wichtig und bedeutungsvoll geworden war wie jeder andere Soldat neben ihm, dieser Karle Möllmeyer, der plötzlich eine Aufgabe erfüllte, ebenso groß wie die, an der alle anderen beteiligt waren, begann langsam in der Achtung vor sich selbst zu steigen. Die Uniform, die er trug, nahm ihm gewissermaßen die Sonderstellung, zu der er sich bisher verurteilt gefühlt hatte, rückte ihn in eine Linie mit den anderen und ließ ihn innerlich froher und zuversichtlicher werden, als er es bis dahin je gewesen war.

Gesungen hatte er in seinem Leben so gut wie nie. Auch bei der Kompagnie dauerte es seine Zeit, bis er dazu kam, die Soldatenlieder mitzusingen, die die Kameraden auf ihren Ausmärschen sangen. Aber eines Tages begann er die Melodien mitzusummen, die ihm dröhnend, vom Gleichschritt der Füße unterstützt, ins Ohr drangen, und als er merkte, daß es ging, fing er an mitzusingen, stockend und zaghaft erst, aber an jedem Morgen frischer und zuversichtlicher, bis ihn der Rhythmus über sich selbst und seine Schwerfälligkeit hinwegriß.

Da hatte einer ein Lied aufgebracht:

„Du bist wie Ro—osen,
Du bist wie Ne—elken,
Die Liebe kann, ja kann
Niemals verwelken."

Er dachte nicht an ein bestimmtes Mädchen dabei, aber er sang das Lied gern. Warum eigentlich, hätte er selbst nicht sagen können.

Als die Ausbildungszeit beendet war, wurde die Kompagnie in Bürgerquartiere verlegt. Karle hatte Glück. Er kam in ein Haus, wie er es in seinem Leben noch nicht betreten hatte. Im Eingang schimmerten weiße Marmorstufen, Plüschläufer lagen auf den Treppen, und eine richtige Köchin mit weißer Haube stand in der Küche, musterte ihn herablassend und mit einer Art mütterlichen Wohlwollens und setzte ihm Speisen vor, wie er sie bisher nie gegessen.

Auch hier machte Karle dieselbe Entdeckung: es war nicht einer, der sich über ihn belustigt hätte. Der Hausbursche, der nebenbei das Auto bediente und noch nicht militärpflichtig war, behandelte ihn sogar mit unverkennbarem Respekt. Man nahm ihn ernst, zum erstenmal in seinem Leben völlig ernst. Für nichts war er dankbarer als dafür.

Von der Herrschaft sah er selten jemand. Aber auch der Hausherr, dem Karle eines Tages zufällig begegnete, als er bestäubt und schmutzig von einem längeren Ausmarsche nach Hause kam, sprach mit ihm wie mit einem guten Bekannten, als sei Karle nicht der einfache Grubenarbeiter von der Zeche Viktoria.

„Haben Sie die neuen Tagesberichte schon gelesen? Famos, was?"

Und Karle war glücklich.

Aber der größte Tag seines Lebens kam erst.

Es war vor dem Ausrücken ins Feld. Er trat in seiner grauen Uniform, feldmarschmäßig bepackt, den Helm in die Stirn gerückt, ins Wohnzimmer, um sich zu verabschieden.

„Nehmen Sie Platz, Möllmeyer", sagte der Hausherr freundlich und schob die Zeitung an die Seite, in der er gelesen hatte. „Zum Abschied trinken wir ein Glas Wein zusammen."

Karle wurde rot und blaß. Das war ihm noch nicht passiert, in seinem Leben nicht.

Er mußte auf einem Plüschsessel Platz nehmen, Wein wurde gebracht, und der Herr stieß mit ihm an: „Auf die nächsten Siege und Ihre glückliche Heimkehr."

Als Karle das Glas hob, hätte er beinahe den Wein auf den kostbaren Teppich verschüttet. Das zarte, hochstenglige Glas wollte zu seiner groben Hand nicht passen. Er bewunderte den Quartiergeber, der damit umging, als wäre es eben nichts.

Und dann kam das Unglaubliche.

Die gnädige Frau trat ins Zimmer.

Karle hatte sie bis zu dem Tage nur wenige Male und ganz flüchtig gesehen. Nun sah er plötzlich, wie schön sie war.

Sie trug ein lichtes weiches Morgenkleid, grüßte ihn und gab ihm die Hand — Karle die Hand! — löste eine der Rosen, die sie in ihrem Gürtel trug, und steckte sie ihm ins Knopfloch.

Karl Möllmeyer wagte kaum zu atmen. Er sah nur den weißen Arm der schönen, jungen Frau, der aus dem weiten Ärmel hervorleuchtete, trank verwirrt und von glühender Röte übergossen sein Glas aus, stammelte etwas von Dank und Gott vergelt's!, grüßte noch einmal militärisch und verließ wie ein Trunkener das Haus.

Die Erinnerung an diesen Tag war die schönste, die er mit sich hinausnahm ins Feld. In den rauhen, kalten Nächten in den Schützengräben in Flandern, wenn die Sterne aus der frostklaren Luft schier in überirdischem Glanze herabfunkelten und er wortkarg und still, wie er immer war, im Unterstande kauerte, ging sie wie ein Sonnenstrahl in ihm auf, der eine Landschaft durchleuchtet, und machte ihn glücklich und sehnsüchtig zugleich.

Nicht daß sich seine Gedanken zu der schönen, jungen Frau erhoben hätten, die ihm die Rose an die Brust gesteckt hatte, das wäre sündhaft und auch zu dumm gewesen, selbst für ihn, den Karle Möllmeyer. Nein, dazu war ihm seine Erinnerung an den letzten Tag im Heimatquartier zu heilig. Es war gewesen, ähnlich wie damals im Krankenhause — ein Stück Sonne, wie ein Gnadengeschenk, voll Glanz und festlicher Freude.

Natürlich sprach er nie davon. Die Kameraden hätten ihn höchstens belächelt und dumme Witze darüber gerissen.

Aber es geschah zuweilen, daß ein Lächeln über sein Gesicht huschte und seine Blicke an allem vorbeigingen, was um ihn war. Die Kameraden stießen sich an, wenn sie es merkten, und weckten ihn durch diesen oder jenen Scherz aus seiner Verträumtheit. Aber mit der Zeit gaben sie es auf. Sie hatten längst bemerkt, daß man ihn nicht ganz für voll zu nehmen brauchte, den guten Karle Möllmeyer.

So verging der Winter: drei Tage im Schützengraben, drei hinter der Front.

Im März erwachte der Frühling. Leise und zaghaft kam er über die arme, zerschossene, vom Kampfe aufgerissene Erde und löste Schnee und Nässe durch Sonnenschein und Hoffnungsfreude ab.

Aber so zaghaft er kam, seine Kraft wuchs mit jedem neuen Morgen — und eines Tages schmetterte ein Buchfink von dem Wipfel einer Erle, deren Wurzelenden wie zerrissene Bindfäden in den Schützengraben hingen, seinen Frühlingsjubel trotz Flintenläufen und Maschinengewehren in die blaue Luft hinaus.

Dieser Tag wurde Karles Schicksalstag.

Er fiel, wie Tausende fallen.

Als man auf ihn aufmerksam wurde, war er bereits tot. Er lag wie ein Schlafender.

Ein Kamerad rüttelte ihn.

„Na Karle, wat lachste denn?"

Er lächelte wirklich. Es war dasselbe Lächeln, das zuweilen über sein Gesicht geglitten war, wenn er in seine Gedanken versunken dagesessen hatte.



Ein vom Sanitätshund in einem vergessenen Geländewinkel entdeckter Schwerverwundeter auf dem Wege ins Feldlazarett.



Transport des vom Sanitätshund aufgestöberten Verwundeten.



Der vom Sanitätshund aufgestöberte Verwundete wird vom Führer des Hundes verbunden.



Sanitätshund und Sanitätshundführer geleiten einen Verwundeten zum Verbandplatz.

Der Sanitätshund im Felde. Nach Gemälden von J. A. Sailer.

Die deutschen Sanitätshunde. Von Hans Hyan.



Der Sanitätshund auf der Suche nach Verwundeten. Nach einem Gemälde von J. W. von der Heide.

Viel mehr, als je gebraucht werden konnten, meldeten sich Männer als Sanitätshundführer! Von allen Seiten boten Hundebesitzer ihre wertvollen Tiere an! Heute haben wir mehr als zweitausend Hunde an der Front, und eine wundervoll große Zahl von Kriegern, die sonst nicht die Heimat wiedergesehen hätten, ist allein durch die Sanitätshunde gerettet worden.

Der Kommandeur einer Sanitätskompagnie des Gardekorps schreibt: „Der zweite Zug der Kompagnie mit zwei Sanitätshundführern arbeitete rechts der Straße. Auf dieser Seite war das Schlachtfeld durch die Truppen-Krankenträger bereits geräumt. Außer zwei Toten, an denen die Hunde achtlos vorübergingen, wurde nichts gefunden. Wegen der Nähe des Feindes arbeiteten die Hunde ohne Kettenhalsband und Glocke. Auf der linken Seite der Straße arbeitete der erste Zug, ebenfalls mit zwei Sanitätshundführern. Hier wurden im Rübenfeld zerstreut und versteckt noch drei Verwundete durch die Hunde verwiesen. Die Arbeit dauerte bis nachts 1½ Uhr. Eine schöne Leistung der Hunde trotz des voraufgegangenen großen Marsches. Ein Zeichen für die Ausdauer und Arbeitsfreudigkeit von Hunden und Führern.

Am 6. Oktober traten die Sanitätshunde und Führer vor A. in Tätigkeit. Der erste Zug arbeitete am Bahndamm, und ein Sanitätshundführer fand hier zwei verwundete Franzosen. Darauf erhielten die Sanitätshundführer den Befehl, jenseits des Bahndammes die zerschossenen Häuser nach Verwundeten abzusuchen. Auch hier wurden drei Verwundete unter Trümmern in einem Keller aufgefunden. Ein Verwundeter lag noch etwa 20 m vor unserem Schützengraben versteckt im Rübenfeld und konnte so von den Truppen-Krankenträgern nicht gesehen und abgeholt werden. Sanitätshundführer F. erhielt den Befehl, den Verwundeten zu suchen. Mit Hilfe seines Hundes ‚Selke' ward er bald gefunden und entging so dem sicheren Tode."

Es hat eine Zeit gegeben, wo der „Polizeihund" mitten im Kampfe der Meinungen stand; wo nach anfänglich überschwenglichem Lobe seiner exzellenten Fähigkeiten urplötzlich gar nichts Gutes mehr von ihm übrigblieb. Da kam der große Krieg, das Völkerringen von 1914, und über Nacht entpuppte sich der Polizeihund als Menschenretter, als Helfer unserer tapferen Soldaten, wenn der Feind sie niedergestreckt hatte.

Die Kundigen wußten es längst, daß der vor etwa zwanzig Jahren vom Tiermaler Bongartz gegründete, dann im Jahre 1907 nach Oldenburg verlegte und dort von dem Großherzog patronisierte „Deutsche Verein für Sanitätshunde" sich mit der Verwendung des Airedales, des Dobermannpinschers und ganz besonders des deutschen Schäferhundes zu Sanitätszwecken im Kriege beschäftigte. Aber die Menschen hatten sich zu sehr an den Frieden gewöhnt, niemand glaubte mehr an die Notwendigkeit der Sanitätshunde. Erst 1913 trat das Preußische Kriegsministerium der Sache näher. Hierbei darf allerdings nicht außer acht gelassen werden, daß in früheren Kriegen mit den sogenannten „Kriegshunden", durch die man Verbandstoff und Stärkungsmittel zu den Verwundeten bringen lassen wollte, nicht besonders gute Erfahrungen gemacht worden waren.

Aber sonderbar! Kaum war der Krieg erklärt, kaum fielen sie von Ost und West wie die Raben über uns her, da hatten wir auch schon gute, brauchbare Sanitätshunde! Der preußische Minister des Innern stellte die Polizeihundstation Grünheide in der Mark mit sämtlichem Material und Dresseuren zur Verfügung, und soweit sie noch nicht vorhanden waren, entstanden unglaublich rasch in etwa fünfzig deutschen Städten Meldestellen, wo Sanitätshunde und ihre Führer ausgebildet wurden; wo Geld für dieses nur aus privaten Mitteln gespeiste und sehr kostspielige Unternehmen zu Summen gehäuft ward, die das schönste Zeugnis für die Liebe unseres Volkes zu seinem Heer ablegten.



Der Sanitätshund hat in der Einsamkeit der Schneefelder einen Verwundeten gefunden. Nach einem Gemälde von J. W. von der Heide.



Der Sanitätshund entdeckt einen Verwundeten in einer Wolfsgrube. Nach einem Gemälde von J. W. von der Heide.

„Wie verborgen der Verwundete liegen kann," berichtet ein Oberstabsarzt, „ohne daß er dem Hund entgeht, dafür lieferte ‚Harras' der Sanitätskompagnie 3 einen deutlichen Beweis. Ein Mann wurde in ein kleines Borkenhaus gelegt, das fest verschlossen wurde; weder Führer noch Hund wußten es. Der Hund umkreiste das Haus, sprang dann auf das Dach und verbellte den Verwundeten."

Die Hunde sind also vor allem dazu abgerichtet, das Feld vor dem Führer und rechts und links von ihm in schneller Gangart abzusuchen. Vermöge ihres jedem menschlichen Vermögen spottenden Geruchssinnes finden sie selbst ganz verborgene Verwundete mit Sicherheit auf, verbellen diese entweder (was im Stellungskrieg allerdings nicht mehr statthaft) oder sie „verweisen" den Gefundenen, das heißt, sie kommen zum Führer zurück, geben durch ihr Benehmen kund, daß sie gefunden haben, und bringen ihren Führer, nunmehr angeleint, zum Verwundeten hin.

Daß die Hunde aber auch jede andere, in den Grenzen ihrer Fähigkeiten liegende Arbeit prompt ausführen, das beweist die Erzählung eines Führers, der schreibt:

„Einige Tage später revierten wir in einem östlich gelegenen Walde. Ich bemerkte plötzlich ein lediges Pferd, das im vollen Galopp aus dem Walde kam. Ich eilte mit meinem ‚Treff' nach der etwa 200 m entfernten Stelle, wo das Pferd den Wald verlassen hatte, und fand die flüchtige Spur, setzte ‚Treff' auf die Fährte, und wir fanden nach etwa einhalbstündiger Suche einen Artillerieleutnant, der schwer gestürzt war . . ."

Ein anderer Führer, der in Frankreich arbeitet, teilt folgendes über seine Tätigkeit mit:

„. . . Nach einer Viertelstunde fanden wir im Straßengraben haufenweise tote Schotten. Die Leute lagen, von unserem Artilleriefeuer hingemäht, staffelweise aufeinander. Zwischen den Toten fanden die Hunde vier Verwundete. Aber vor

allem mußten wir uns nach unseren deutschen Kameraden umsehen. Ein herankommender Grenadier meinte, links im Feld müßten noch einige Verwundete liegen. Wir also los, über Sturzäcker und Rübenfelder, über verlassene Schützengräben und Verhaue hinweg und immer — wir suchen fast nur des Nachts — in der tiefsten Dunkelheit! Nach einer halben Stunde verbellte mein Hund die ersten von den Unseren, sie waren zum Teil schwer blessiert. Dann fand er einen Toten, danach wieder einen noch lebenden Grenadier, am Kopf verwundet. Und dann viele verwundete Schotten, die wir aufluden und fortbrachten ..."

Wie ernst unsere Sanitätshundführer ihre Aufgabe erfassen, dafür ist der folgende Brief ein ergreifendes Dokument. Das Schreiben hat einen preußischen Militärarzt zum Verfasser und ist an die Schwester des gefallenen Sanitätshundführers Schäfer gerichtet:

„Es ist mir eine liebe Pflicht, Ihrer Bitte um nähere Mitteilungen über den Tod Ihres Bruders Folge zu leisten, eine Pflicht, der ich mich um so freudiger unterziehe, als ich auch über die Wirksamkeit des von Kameraden und Vorgesetzten aufrichtig Betrauerten nur Rühmliches berichten kann. Nach der Kommandierung Ihres Bruders von der Sanitätskompagnie zu meinem Bataillon habe ich bald Gelegenheit gehabt, auf den Märschen der Truppe und bei unserer gemeinsamen Tätigkeit unseren Sanitätshundführer als pflichttreuen, zu jeder Zeit bereiten Helfer schätzen zu lernen, der sich in rührender Fürsorge für unsere verwundeten und gefallenen Kameraden vor keiner Arbeit scheute, und was er tat, mit Geschick und Umsicht verrichtete. An seiner ‚Liesel' hing der Verstorbene mit großer Liebe, die von dem braven Tier in gleichem Maße erwidert wurde; mit aufrichtiger Bewunderung haben wir das innige Zusammenleben und Verstehen der beiden beobachtet. Von dem großen Erfolge ihres Bruders und seines treuen Begleiters bei der Absuche des Schlachtfeldes nach der Erstürmung einer Höhe am Lysapaß wissen Sie bereits. Mir werden jene schweren Tage unvergeßlich bleiben, und mit an erster Stelle werde ich dabei immer der wahrhaft aufopfernden Tätigkeit Ihres Bruders gedenken. Denn es war eine Glanzleistung, die nicht so leicht überboten werden dürfte. Nach einem äußerst anstrengenden Aufstieg und mehr als vierundzwanzigstündigem Aufenthalt in Eis und Schnee bei über zwanzig Grad Kälte war Ihr Bruder noch imstande, eine ganze Nacht hindurch das schwierige Gelände abzusuchen und elf Verwundete, die, zum Teil leicht verletzt, abseits zusammengebrochen und bei der eisigen Kälte unbedingt dem weißen Tod der Berge verfallen waren, zu retten und der ärztlichen Behandlung zuzuführen. Danach war es rührend, wie bescheiden er alle anerkennenden Worte über diesen glänzenden Erfolg mit den Worten ablehnte, daß er nur seine Pflicht getan hätte. —

Das Unglück geschah dann eines Nachts ganz unerwartet gegen zwölf Uhr. Eine schwere Granate schlug in das Gebäude, das Ihr Bruder mit mehreren Kameraden bewohnte und dann gänzlich zertrümmert wurde. Ich eilte auf das Krachen sofort aus dem Nachbarhause hinzu und fand den Braven in bewußtlosem Zustande unter den Trümmern liegend. Die nähere Untersuchung ergab eine schwere innere Verletzung, wahrscheinlich Schlagaderzerreißung in der linken Brustseite durch Granatsplitter. Nach etwa einer halben Stunde trat dann der Tod durch innere Verblutung ein, ohne daß der Verletzte das Bewußtsein wieder erlangte. Tags darauf haben wir ihn neben Kameraden des Bataillons gebettet, deren Gräber seine geschickte Hand mit hübschen Kreuzen und zierlichen Inschriften darauf geschmückt hatte. Das Grab befindet sich in Growa, etwa 400 m nordwestlich bei der Kirche, und ist mit einem schlichten Holzkreuz und deutlicher Inschrift versehen. Der beste Freund des Verstorbenen, die treue ‚Liesel', war gleichfalls nicht unerheblich verletzt und fand sich gänzlich verstört und traurig am nächsten Morgen bei der Leiche ein. Da mit dem sonst so munteren Tiere absolut nichts anzufangen war, sandten wir es nach einigen Tagen zur Sanitätskompagnie zurück. Wir werden den beiden wackeren Helden ein treues Gedächtnis bewahren."

„'s gibt Gräber, wo die Träne schweigt" ... sagt ein Dichter ... Aber eins können, die wir hier nur trauern und bewundern dürfen, auch wir — das ist geben! Der Deutsche Verein für Sanitätshunde ist angewiesen auf die Opferwilligkeit unseres Volkes. Jede Gabe nimmt die Militärkanzlei des Großherzogs gern entgegen. Die hier wiedergegebenen Abbildungen sind als Postkarten vom Deutschen Verein für Sanitätshunde, Oldenburg (Großherzogtum) zu beziehen. Sie bilden mit drei anderen die neue Serie „Der Sanitätshund im Felde".



Bei unseren Verbündeten auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Österreichisch-ungarische Ulanen passieren einen Hohlweg. (Kilophot, Wien.)

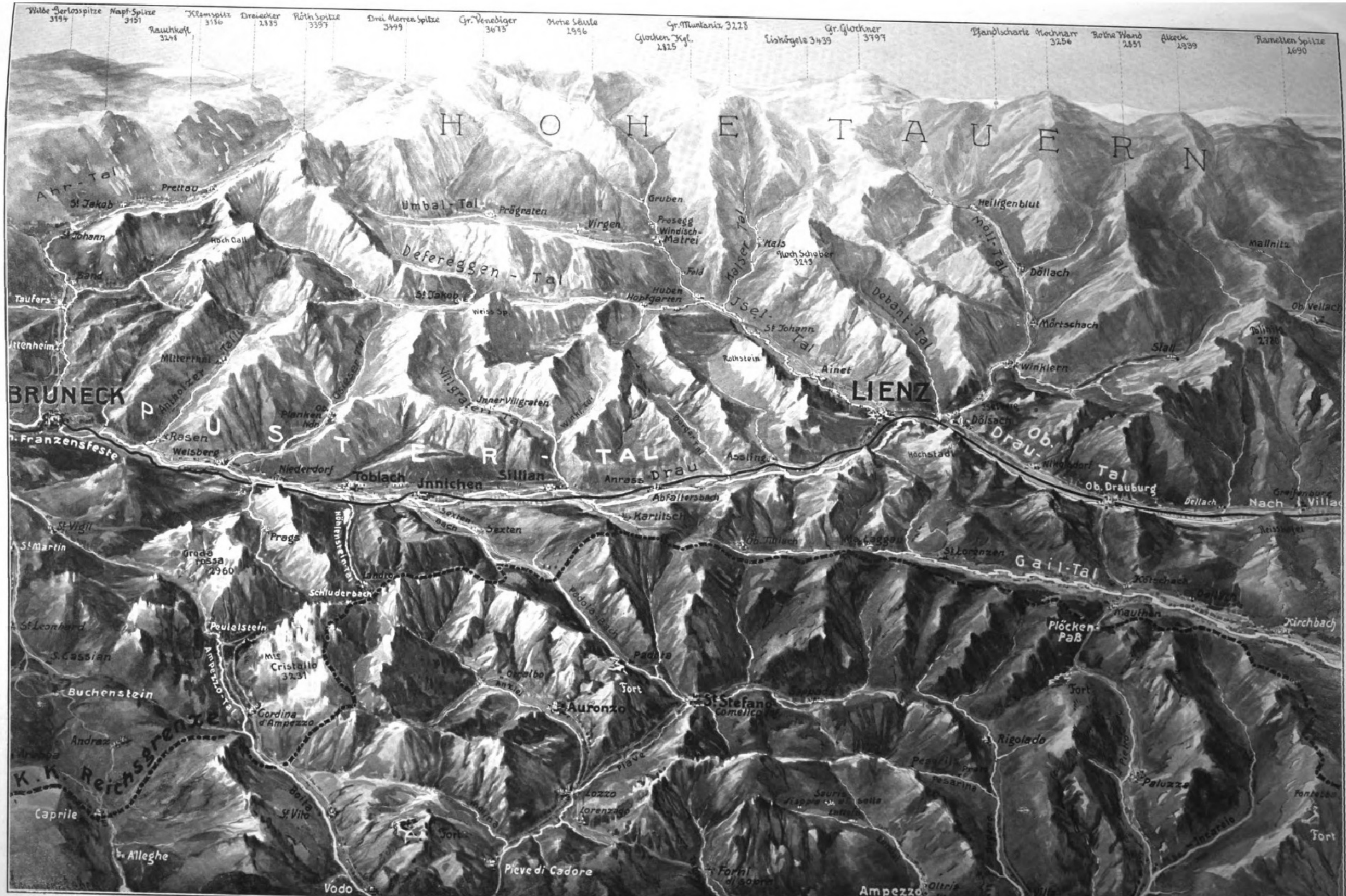
Die besondere Verwendung der Eisenbahnen im Kriege.

Von Dr. Victor Krakauer, Oberkommissär der k. k. österreichischen Staatsbahnen.

Den vielen Tausenden von Reisenden und Verfrachtern, die stündlich, ja jeden Augenblick die Eisenbahn benutzen, kommt es zumeist selten zum Bewußtsein, daß die Bahnen auch im Frieden eine vielseitige Tätigkeit entfalten, die von ihrer Hauptaufgabe, der Beförderung von Personen und Gütern, weit entfernt ist. Man braucht hierbei keineswegs bloß an gewisse, bei jeder Unternehmung vorkommende Nebenbetriebe zu denken, zu denen im Eisenbahnwesen auch Lokomotiv- und Wagenwerkstätten, Kraft und Beleuchtungsanlagen, Bahnhofschulen, Speiseanstalten, Druckereien u. a. zu zählen wären. Viele Eisenbahnen betreiben überdies durchaus selbständige Unternehmungen, sie besitzen Kohlengruben, Erzlager, Ländereien, Maschinenfabriken, Hotelanlagen usw. Die preußischen Staatsbahnen verfügen über große, schöne Fährendampfer in der Ostsee, die österreichischen Staatsbahnen über einen vollständigen Schiffspark auf dem Bodensee; in ihren Diensten stehen Schiffsoffiziere und Matrosen.

Von dieser und ähnlicher Betätigung unterscheidet sich ganz wesentlich die besondere Verwendung der Eisenbahnen im Kriege, wie sie zumal im gegenwärtigen Feldzuge in mannigfachen Formen erscheint. Zwar hat sich auch hier die Hauptaufgabe der Eisenbahn nicht geändert, sie besteht auch weiter in der Beförderung von Personen und Gütern, hauptsächlich von „Militärpersonen und Militärgütern"; je besser sie diesen Dienst versieht, eine desto wirksamere Waffe bildet sie in der Hand des Feldherrn, dergestalt, daß dem Genie Hindenburgs die Erringung eines ganz neuartigen Sieges, des Eisenbahnsieges, möglich war. Und umgekehrt, die Unzulänglichkeit im Eisenbahnwesen ist im Russenreiche nicht nur strategisch, sondern auch darin zum Ausdrucke gekommen, daß die Bereithaltung der Mittel zur Kriegführung wesentlich behindert worden ist. Dies beweist am deutlichsten der hauptsächlich in Transportschwierigkeiten zu suchende, immer bedrohlicher sich gestaltende Kohlenmangel Rußlands, der schon zur Einstellung des Betriebes in vielen Fabriken geführt hat. Hier ist, wie dies an dieser Stelle vorhergesagt werden konnte, der gefährlichste, mit zunehmender Dauer des Feldzuges immer schwieriger zu bekämpfende Krankheitskeim des russischen Riesen gelegen.

Die besondere, neben ihrer Hauptleistung vorkommende vielfältige Verwendungsart der Eisenbahnen während des Krieges hat das eine gemeinsam, daß sie stets an die Schiene gefesselt ist. So können z. B. die Panzerzüge, die in dem letzten Jahrzehnt in allen Armeen Eingang gefunden haben, nur soweit in Verkehr gesetzt werden, als dies das Vorhandensein eines unbeschädigten Unter- und Oberbaues zuläßt. Ihre Aufgabe besteht in den seltensten Fällen in der Zuführung von Proviant und Munition an die in den äußersten Punkten der Front befindlichen Truppen; sie haben vielmehr entweder Aufklärungsdienste oder Ausfälle zu besorgen und gleichen dann beweglichen Festungen, die stärkeren Geschoßwirkungen zwar nicht Widerstand leisten — dazu ist ihre Panzerhülle zu schwach — diesen aber wegen ihrer großen Beweglichkeit rasch entgehen können. Ebenso wie Panzerzüge sind auch schon vor dem jetzigen Kriege Lazarettzüge verwendet worden. Wie hat sich aber ihre Leistungsfähigkeit seitdem gesteigert! Sie kommen in zahlreichen Spielarten vor, auch als Sanitätszüge, Spitalzüge, Kranken- und Verwundetenzüge usw. Es handelt sich jetzt nicht bloß darum, die Opfer des Krieges in das Hinterland „liegend zu befördern". Vielmehr sind diese Züge, dank ihren modernen Einrichtungen, dank der sinnreichen Ausnutzung der Krankenwagen, des Apothekerraumes, der Küche, der Vorratswagen, des Offizierkasinos, dank dem Vorhandensein zahlreicher Behelfe (praktische Aus- und Einwaggonierungsvorrichtungen, Eisschränke u. dgl.) beweglichen Spitälern und Sanatorien zu vergleichen, woselbst nicht etwa bloß die erste Hilfe geleistet, sondern beinahe schon die erste ärztliche Behandlung begonnen, erforderlichenfalls auch, in einem eigenen Operationswagen, selbst eine schwierigere Operation vorgenommen werden kann. Ein technisches Meisterwerk stellt der Lazarettzug des Deutschen Museums in München dar, der, um nur einige Einzelheiten zu erwähnen, einen besonderen Sterilisationsraum, eine Röntgenabteilung, einen Baderaum u. dgl. aufweist. Die Tragbahren sind in gefederten Gestellen stoßfrei eingelegt, bei jedem Bett befindet sich ein (verstellbares) Tischchen für Eß- und Lesezwecke usw. Besondere Infektionszüge


Wilde Gerlosspitze 3394
Napf-Spitze 3151
Rauchkofl 3248
Klamspitz 3156
Dreiecker 2883
Röth Spitze 3397
Drei Herren Spitze 3499
Gr. Venediger 3673
Rote Säule 2996
Glocken Kgl. 2825
Gr. Muntanitz 3228
Eiskögele 3439
Gr. Glockner 3797
Hochnarr 3256
Rothe Wand 2851
Ankogl 2939
Ramelten Spitze 2690
H O H E T A U E R N
Ahr-Tal
St. Jakob
Prettau
Umbal-Tal
Prägraten
Virgen
Gruben
Prosegg
Windisch-Matrei
Kalser Tal
Kals
Roth Schober 3243
Heiligenblut
Möll-Tal
Döllach
Mallnitz
Defereggen-Tal
St. Jakob
Huben
Hopfgarten
Isel-Tal
St. Johann
Debant-Tal
Mörtschach
Ob. Vellach
Taufers
Mitterthal
BRUNECK
P U S T E R - T A L
Rasen
Welsberg
Niederdorf
Toblach
Innichen
Sillian
Ainet
LIENZ
Winklern
Stall
Dölsach
Ob. Drau Tal
Ob. Drauburg
Dellach
Nach Villach
Franzensfeste
Drau
Abfaltersbach
Kartitsch
Sexten
Prags
Gail-Tal
St. Lorenzen
Kötschach
Mauthen
Kirchbach
Plöcken-Paß
St. Vigil
St. Martin
Schluderbach
St. Leonhard
Peutelstein
S. Cassian
Mte Cristallo 3231
Buchenstein
Cortina d'Ampezzo
Ampezzo-Tal
Auronzo
Padola
Fort
St. Stefano Comelico
Rigolado
Paluzza
K. K. Reichsgrenze
Caprile
Alleghe
S. Vito
Lozzo
Lorenzago
Pieve di Cadore
Vodo
Forni di sopra
Ampezzo
Tolmezzo

dienen zur Beförderung von Personen, sei es aus dem Soldatenstande, sei es aus den Kreisen der in der Kampfzone befindlichen Bevölkerung, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet oder einer solchen verdächtig sind. Dadurch wird schon der ersten weiteren Verbreitung der Infektion häufig vorgebeugt; die Eisenbahn ist hier gleichsam als Isoliermittel, als Quarantäne anzusehen.

Von den erwähnten Zügen unterscheiden sich wesentlich die **Labezüge**, wie sie in dem gegenwärtigen Kriege zum erstenmal Anwendung finden. Sie bestehen aus einer Anzahl von Wagen (darin unter anderen Vorratsräume, Kessel, Küchen usw.) und haben den Zweck, erschöpfte Krieger durch Darbietung von Speise und Trank zu kräftigen. Eine überaus wohltätige Einrichtung stellen die während des Feldzuges neu errichteten **Bäderzüge** dar. Sie dienen vor allem sanitären Maßnahmen: der Bekämpfung des nicht nur lästigen und widerlichen, sondern auch die Übertragung des Flecktyphus verursachenden Ungeziefers. Jeder Zug besteht aus Wasserwagen, aus Badewagen mit Brausen, aus Ankleidewagen, Magazinwagen für reine Wäsche und Monturen, Magazinwagen für die abgelegten und zu entseuchenden Wäsche- und Uniformstücke, Desinfektionswagen und einem Wagen mit Schlafstellen für das Bedienungspersonal. Die Lokomotiven besorgen gleichzeitig die Heizung der Wagen, die Erwärmung des Badewassers und die Dampfabgabe für die Entseuchung. In wenigen Stunden kann dieses bewegliche Bad von vielen Hunderten benutzt werden, während inzwischen die Wäsche und die Uniformen der Badenden zur vollständigen Entseuchung gelangen. Der kurze Aufenthalt im Badezuge dient nicht nur den Zwecken der Hygiene und der Reinlichkeit; er bildet auch eine heitere, erfreuliche Abwechslung im harten Dasein des Soldaten. Viel Scherz und Munterkeit herrscht in diesen Räumen, und man kann unter Anwendung der Dichterworte sagen, daß es auch unsere Krieger freut, „zum frohen Zeitvertreib, zu baden und zu strecken den narbenvollen Leib.“

Außer den Bade- und Desinfektionszügen sind in einzelnen Stationen auch feststehende, aber ähnlich eingerichtete **Bade- und Desinfektionsanstalten** vorhanden, so z. B. auf dem Hauptbahnhofe in Breslau. Durch deren Benutzung soll es verhütet werden, daß die in den Abendstunden aus dem Osten ankommenden Soldaten, die in den Übernachtungsräumen auf dem Hauptbahnhofe verbleiben, letztere verseuchen und dadurch die Entstehung von ansteckenden Krankheiten begünstigen.[1]

So ist das Reich der Schiene nicht nur der Sender von Tod und Verderben, sondern es trägt auch seinen redlichen Teil dazu bei, die Verteidiger des Vaterlandes zu laben und zu stärken, zu heilen und zu erquicken Und es ist ein schönes Zeichen werktätiger Menschenliebe, daß während des jetzigen Krieges ganz neuartige Stiftungen entstanden sind: Stiftungen von einzelnen Wagen oder sogar von ganzen Zügen der gedachten Art, wobei die Stifter, Personen oder Körperschaften, nicht nur das ganze rollende Material samt innerer Einrichtung zur Verfügung stellen, sondern öfter auch die nicht geringen Kosten des gesamten Betriebes aus eigenem bestreiten. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, die Deutsche Kaiserin einen aus vierundzwanzig stattlichen Wagen bestehenden Lazarettzug gestiftet.

In einer ganz anderen Gestalt zeigen sich auch die Eisenbahnen darin, daß sie als **Stätte für Amtshandlungen** gelten. In ihnen wird oft die Auszahlung der Gebühren an die im Felde Stehenden vorgenommen; sie beherbergen, nach den verlautbarten Berichten, den russischen Generalstab und auch den Generalissimus Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, der zumeist in einem besonderen **Generalstabszug** sein Heim aufschlägt. Der Zug ist durch ein dichtes Drahtnetz telegraphisch und telephonisch mit den Generalstäben der verschiedenen Armeen, von der Ostsee bis zu den Karpathen, bis hinüber zum Kaukasus und mit der Hauptstadt des ungeheueren Reiches verbunden; er besteht aus einer langen Reihe großer blauer Wagen, die im Innern mit Generalstabskarten tapeziert sind. In dem rollenden Generalstab befinden sich auch die Wohnräume der von den verbündeten Mächten entsandten Militärattachés. Aber auch Offizieren und Beamten anderer Staaten dient der Eisenbahnzug bald als Wohnung, bald als Amtsraum. Wir sehen eine mannigfaltige besondere Verwendung der Eisenbahnen, über die naturgemäß erst die Friedenszeit eine eingehendere Aufklärung geben wird.

Auf dem Stahlnetze gleiten dahin bewegliche Festungen und Spitäler, Bäder und Apotheken, Krankenhäuser und Desinfektionsanstalten und dergleichen, und wir nehmen zu unserem Erstaunen wahr, daß der Satz, während des Kriegslärms ruhen die Musen, für die Technik keine Geltung hat. Die technische Wissenschaft und der Erfindungsgeist der Techniker rostet auch während des blutigen Völkerringens nicht, und der Krieg ist nicht nur ein gewaltiger, furchtbarer Zerstörer, sondern auch ein großartiger Schöpfer. So wie wir ihm zweifelsohne eine Ausbildung der sozialen Wissenschaften, der Rechtskunde (z. B. im Enteignungswesen), der Chemie — man denke nur an die künstliche Erzeugung von Salpeter, Stickstoffprodukten usw. — und zugleich auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Auslande zu verdanken haben werden, ebenso wird auch die jetzt beobachtete verschiedenartige Verwendung der Eisenbahnen in Friedenszeiten nicht ganz verschwinden. Es ist z. B. durchaus nicht einzusehen, warum auf langen zwischenstaatlichen Strecken die durchlaufenden Züge nicht mit Laberäumen, nicht mit Badewagen ausgestattet sein sollen, warum nicht durch deren Benutzung die langwierige, ermüdende Eisenbahnfahrt hygienischer und abwechslungsreicher gestaltet werden könnte. Das rollende Flügelrad ist, so mächtig sich schon jetzt seine Schwingen zu entfalten vermögen, fähig auch noch eines weiteren Fluges im Reiche des Fortschrittes.



Vor einem Etappenlazarett an der Front.



Eine Feldbäckerei an der italienischen Grenze.

Kriegschronik.

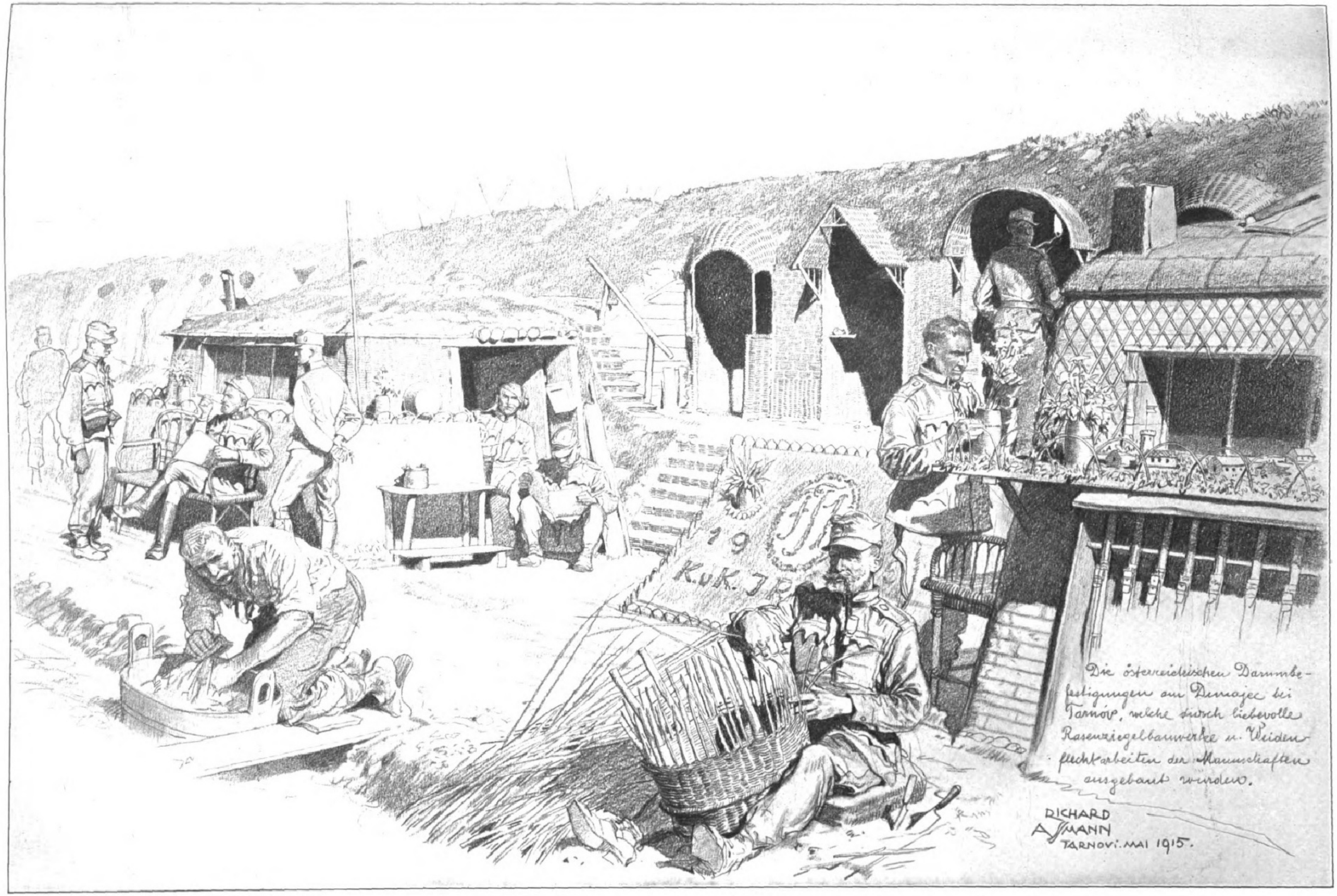
26. Juli 1915 (Fortsetzung von Seite 278).

Nördlich des Niemen erreichte die Armee des Generals v. Below die Gegend von Poswol und Poniewitz. Über 1000 Russen wurden zu Gefangenen gemacht. An der Narewfront erzwangen unsere Truppen auch oberhalb Ostrolenka



Eine Feldbatterie in einer Höhe von 2100 m.

Der Krieg mit Italien: Bei unseren tapferen Verbündeten. Nach phot. Aufnahmen von Phot. Frankl.



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg: V. Die österreichischen Dammbefestigungen am Dunajec bei Tarnow.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann, der den großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

den Übergang. Unterhalb davon drängen sie den erbitterten Widerstand leistenden Gegner langsam gegen den Bug zurück. Einige tausend Russen wurden gefangen, über 40 Maschinengewehre erbeutet. Gegen die Nord- und Westfront der Festungsgruppe von Nowo-Georgiewsk und Warschau schieben sich die Einschließungstruppen näher heran.

Nördlich der Linie Wojslawice (südlich von Cholm)-Hrubieszow (am Bug) haben deutsche Truppen in den Kämpfen der letzten Tage den Feind nach Norden weiter zurückgedrängt. Gestern wurden 11 Offiziere, 1457 Mann gefangengenommen, 11 Maschinengewehre erbeutet.

Südlich Sokal eroberten österreichisch-ungarische Truppen einen für die Brückenköpfe am östlichen Bugufer wertvollen Stützpunkt, wobei 1100 Gefangene gemacht und 2 Maschinengewehre erbeutet wurden.

Gestern entbrannte der Kampf um den Rand des Plateaus von Doberdó aufs neue. Tag und Nacht griffen die Italiener an der ganzen Front ununterbrochen mit größter Heftigkeit an. Aber auch der neue Aufwand an Kraft und Opfern war umsonst. Nur vorübergehend erzielte der Feind örtliche Erfolge; heute bei Morgengrauen waren die ursprünglichen Stellungen wieder ausnahmslos im Besitze der heldenmütigen Verteidiger.

Im Krngebiete wurde gestern nachmittag ein feindlicher Angriff im Handgemenge und mit Steinwerfen zurückgeschlagen. Die zurückgehenden Italiener erlitten im österreichisch-ungarischen Geschützfeuer starke Verluste. Ein österreichisch-ungarischer Flieger belegte Verona mit Bomben.

27. Juli 1915.

Schwache französische Handgranatenangriffe nördlich von Souchez und Sprengungen in der Gegend von Le Mesnil in der Champagne waren erfolglos. In den westlichen Argonnen besetzten wir einige feindliche Gräben.

In den Vogesen setzte sich der Feind gestern abend in Besitz unserer vordersten Gräben auf dem Lingekopf (nördlich von Münster).

Ein Vorstoß aus Mitau wurde von uns abgewiesen. Die Russen versuchten gestern, unsere über den Narew vorgedrungenen Truppen durch einen großen, einheitlich aus der Linie Goworowo (östlich von Rozan)-Wyszkow-Serock (südlich von Pultusk) angesetzten Angriff zurückzudrängen; die russische Offensive scheiterte völlig. 3319 Russen wurden gefangen, 13 Maschinengewehre erbeutet. Östlich und südöstlich von Rozan drangen unsere Truppen hinter dem geworfenen Feinde nach Osten vor; am Pruth wird noch hartnäckig gekämpft.

Nördlich von Hrubieszow warfen wir den Feind aus mehreren Ortschaften und nahmen 3941 Russen, darunter 10 Offiziere, gefangen.



Die Feier des 85. Geburtstags des Kaisers Franz Joseph im Standort des österreichisch-ungarischen Hauptquartiers am 18. August: Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich und Generalstabschef Generaloberst Freiherr Conrad v. Hötzendorf bei ihrer Ankunft auf dem Hauptplatz. (Phot. Frankl.)



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Österreichisch-ungarische Artillerie passiert mit geschmückten Geschützen die Stadt Lublin auf ihrem weiteren Vormarsch. An der Seite dem Heere folgendes Schlachtvieh.

(Phot. E. Benninghoven.)

Aus der Vergangenheit Welschtirols.

Von Ewald Paul.

Heute donnern die Kanonen auf dem Hochlande von Lafraun, das die Welschen Lavarone tauften, und ihr Echo ertönt in den Bergen der angrenzenden „Sieben Kamaun", der sieben deutschen Gemeinden des sogenannten Zimbernhochlandes in der italienischen Provinz Vicenza. Deutscher Geist des Mittelalters lebt und webt da oben. Tausende verständigen sich dort heute noch in einer Mundart, wie sie unseren Altvordern längst vergangener Jahrhunderte zu eigen war. In den Kirchen erschallen zu Ostern vielfach noch Lieder, wie sie bei uns im Mittelalter gang und gäbe waren. Den „Osterntak"-Gesang vernahm ich in Slege, dem welschen Asiago, das den Mittelpunkt des besagten Hochlandes bildet, in Rotzo und Mittebald, dem Örtchen, das unsere Vorfahren auf halbem Wege zwischen den allzuweit entlegenen Gemeinden Rotzo und Roana dazumal „mitten im Walde" anlegten, und das sich seit wenigen Jahren erst einer eigenen Kirche erfreut und das Geld zu den Kirchenglocken vom deutschen Bruderstamme erbat. Mit Stolz verwies der Kaplan, der mich herumführte, auf die reichen Spenden unseres Kaisers und anderer Großer und Mächtiger.

Jenseits der nächsten Bergkette zieht die Grenze an österreichischen Landen dahin. Und in eine Talschlucht seitwärts hinab führt ein Pfad, den man heute noch den „Glokkebeg" heißt, weil er angelegt wurde, damit auf ihm die Kirchenglocken nach Roana geführt werden könnten. Alt und jung arbeitete lange Zeit opferwillig an seiner Herstellung im schwierigen Berggelände. B sagte man damals für w, also Glokkebeg für Glokkeweg.

Das zehnte und elfte Jahrhundert hat Flutwellen deutschen Völkergetriebes in diese Gebiete geworfen. Bayern- und Niedersachsentum, mit tirolischem Einschlag und etwelchen Salzburger Versprengten, boten den Grundstock für die Bevölkerung, die sich dazumal im Suganergebiet und den Nachbartälern festsetzte und — als welsche Volksmacht zurückdrängend sich einschob — kräftige Fluten deutschen Geblütes auf die angrenzenden Welschland-Höhen hinauf rettete.

Schier unzugängliche Bergwände, denen die Technik heutiger Zeit prachtvolle Verkehrsstraßen abgerungen hat, sahen in jenen Tagen der Bedrängnis Scharen der Unsrigen hinaufklimmen ins gelobte Bergland, dem die Welschen, die aus der Ebene kamen, gern fernblieben. Diesen waren die Täler mit ihren reichen Früchtekulturen und bequemen Verbindungswegen das ersehnte Paradies, die Unsrigen aber strebten hinauf in jene Alpengebiete, die mit ihrer Wälderfülle mehr heimischen Charakter trugen, und oben, in Sicherheit vor den Nachstellungen ihrer bergunkundigen Gegner, mögen sie zufrieden hinabgeschaut haben in die kampf- und sonnendurchgluteten Tallande.

Der Zuzug unseres Volkstums erfolgte vor allem aus dem damals deutschen Fürstbistum Trient. Vorüber an der uralten Bergfeste Persen, die an 180 m über dem welschen Pergine emporsteigt. Einer Trutzstätte der Unsrigen, die im Laufe der Zeit gar oft von sich reden machte. Ihre Gründung wird in die Zeit der Langobarden verlegt. Otto der Große gab sie den Herzögen von Bayern. Später ward sie dem, wie gesagt, damals deutschen Fürstbistum Trient eingefügt, das Konrad II. um der Grenzsicherung willen geschaffen hatte. Bald darauf kamen wieder bayrische Dynastengeschlechter in den Besitz der Burg und mit ihnen bayrische Bevölkerung, aber auch Sachsentum herbei. War es nicht Heinrich der Löwe, der Gründer von München, der sich mit Vorliebe auch seinem anderen Herzogtum Sachsen widmete?

Weithin gelangten die Triebkräfte damaligen Germanentums — durch die Täler Welschtirols fluteten sie in die venezianische Ebene und noch weiter hinunter ins Lateinerland. Vicenza, Bassano, Verona, Padua und andere Orte wurden in jenen Tagen vom deutschen Wirtschafts- und Geistesleben befruchtet, was uns zahlreiche Überlieferungen verkünden und in vielen Spuren heute noch vor Augen tritt. Vor allem aber hielten die Berggelände die Unsrigen fest — in ihnen fühlten sich diejenigen zu Hause, die Alpenlanden entstammten, und hier wurzelten sie fest wie die Bäume ihrer Heimat.

Daß Italien Waldkulturen hat, verdankt es in erster Linie unseren Brüdern, die im Grenzgebiete pflegten, was an Baumbeständen da war, und Sach- und Fachkundige genugsam hinaufbrachten. Die bayrischen Lehensherren des welschen Tirols hatten ihre Forstleute herbeigerufen, und zahlreiche Holzarbeiter und diese waren es zum guten Teil, die auf die Hochlande von Lafraun, Lusern, Slege gingen und sich dort als höchst nutzbare deutsche Ansiedler betätigten. Wo anders hat denn das italienische Land noch Waldbestände von gleicher Bedeutung als die ihm von unseren Altvorderen durch die Jahrhunderte dort oben bewahrten? Waren die Welschen nicht allezeit im gleichen Maße Waldverwüster, wie wir uns Pfleger des Waldes heißen durften?



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Rast österreichisch-ungarischer Truppen bei Czelasko. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach der Natur gezeichnet von W. Gause.



Die Opfer des russischen Rückzugs in Polen: Geflüchtete polnische Juden lagern im Freien. (Kilophot, Wien.)

us dem Tagesbericht der Obersten Heeresleitung vom 13. August 1915: „Bei der Vorbewegung stoßen die deutschen Marschsäulen auf allen Straßen auf die zurückströmende arme polnische andbevölkerung, die von den Russen, als sie den Rückzug antraten, mitgeführt worden war, jetzt aber, da sie den recht eiligen russischen Truppenbewegungen natürlich nicht mehr folgen kann, im tiefsten Elend freigegeben ist."

Auch der Name der Hochlandsbewohner darf auf ihre Waldarbeit zurückgeleitet werden. Nicht Zimbern aus des Marius Zeiten waren ihre Vorfahren, sondern Holzarbeiter, die man im Mittelalter Zimberer, Zimmerer hieß — mit einem Ausdruck, der übrigens auch der Gegenwart noch hier und da in süddeutschen Alpenlanden geläufig ist. Wenn sie zu Tal stiegen, um ihre Holzgeräte, ihre „Schaffeln" u. a., gegen Erzeugnisse der Ebene einzutauschen, sagten sie: „Jetzt kemma biar Zimberer!", — jetzt kommen wir Zimberer, wir Holzarbeiter! Und das bot Anlaß zu der Verwechslung mit den Zimbern der alten Römerzeit. Aber unverfälschtes Deutschtum des Mittelalters und vor allem süddeutsche Wesenheit tritt uns in jenen Grenzlanden von Welschtirol entgegen. Alle Sprachforscher sind sich darüber einig, auch diejenigen, die ich vor wenigen Jahren im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien hinaufgeleitete, und mit denen wir die alte Mundart in ihren besten Überlieferungen, auch in Liedern und Singweisen, fürs Phonogramm-Archiv besagter Akademie festlegten.

Durch Grenzberge ziehen wir dahin. Ein Bauer mit Namen Jäckele geleitet uns. Eine spärliche Quelle „Drei Tröpfle" gibt uns einige Erquickung. An lehmigem kleinen Gewässer geht's vorbei — dem „Gelpach", dem gelben Bach. Hart an der Grenze, wo die Berge ein wenig Luft und Licht ins Tal lassen, liegt eine kleine Häusergruppe, die aus den Waldschluchten ringsum gleich einer Oase in der Wüste entgegentritt, und die die Unsrigen mit dem hübschen Ausdruck „Gertele" belegten. Gärtele, kleines Gärtchen! Und ein solches ist auch neben den paar Häusern zu sehen und erfreut unsere Augen, nachdem wir stundenlang nur Felsen und Bäume erblickten.

Ein alter „Zimber" tummelt sein Roß, er spricht in herzlichen Worten mit uns, stellt uns sein „Beib" vor und seine „Buabn", sein Weib und seine Buben. Wir sprechen von der alten Zeit und ihren hier so vielfältig festgelegten Überlieferungen. Da grüßen Berge herüber mit dem „Katzspitz" und dem „Pfaffeneck", und der Alte erzählt mir auch vom „Donderbald", dem Donnerwald, der so viel von Gewittern heimgesucht wird, vom Hexenbrunnen u. a.

Von einem Fuhrmann sprechen wir, der „Wiesekäs" hieß und eifrig das „Zimbrische" pflegte, und vom Bartkratzer „Singer", der auch oft in diese Bergeinöde kam, um den Hirten und Grenzwächtern als „Verschönerungsrat" zu dienen, und dessen Familie diesen Namen mit Fug und Recht führte, da sie sich vieler fröhlicher Mitglieder erfreute, die lustig in den Tag hinaus sangen. Auch den „Tümmler" trafen wir, den Schmied von Schlege, der ebenfalls hier draußen gerne gesehen war. Und „Tümmler" hieß dessen Familie seit langem, weil in ihr große Lärmer vor dem Herrn aufwuchsen, Leute, die gewaltig „tümmelten". So gab das Zimberntum jedem seinen passenden Beinamen.

Die Grenzpfähle haben Völker getrennt, die zusammengehören. Die Italiener pflegen dies zu sagen, wenn ihre Blicke sich über die schwarzgelben Grenzpfähle hinwegwenden. Was würden sie aber antworten, wenn wir unsere Gegenansprüche geltend machen und zu ihnen hinüberschauen, wo so viel deutsche Arbeit durch die Jahrhunderte Gutes schuf und Volksspuren von wahrlich nicht geringer Art zurückließ? Jeder, der sich in diesen Gebieten umtat, der Welschtirol und seine Nachbarlande besuchte und erforschte, wird dem wackeren alten Geschichtsforscher dieser Zonen, dem edlen Dr. A. v. Peez zustimmen, der als Tatsache hinstellt, daß zwischen dem Etschtal, Vicenza, Verona, Bassano und Feltre und noch darüber hinaus ein starker deutscher Volksteil wohnte, dessen letzte Ausläufer auf den Monti Berici, den Berici-Bergen bei Vicenza, stehen. Bis zu diesen reicht heute noch das freie Grundeigentum der Bauern, lange Zeit hindurch ein sicheres Zeichen deutscher Abkunft. Durch die Täler von Welschtirol brauste deutscher Geist, deutsche Kultur befruchtend ins Land der Italiener, weithin drängend in kräftiger Belebung. Wie sehr auf diesem Wege das Germanentum den Romanen sich überschichtete, beweist der Umfang des Venezianer Deutschtums im elften Jahrhundert. Damals sprach man in der Stadt Vicenza noch überwiegend deutsch, und in der Umgebung bewahrte man, so in den kleineren Orten Caldogno und Tonezza, unsere Sprache noch bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. In Bassano galt Deutsch als breitere Volkssprache noch im zwölften Jahrhundert, in Schio, das hart an der Grenze von Welschtirol liegt, bis zum vierzehnten und in Malo bei Schio bis zum fünfzehnten Jahrhundert. In Velo, gegen Verona zu, ward noch im achtzehnten Jahrhundert deutsch gepredigt.



Linienschiffsleutnant Egon Lerch,

der heldenhafte Kommandant des österreichisch-ungarischen Unterseeboots „U 12", das bei einer Kreuzfahrt in der Nordadria mit der ganzen tapferen Besatzung den Untergang gefunden hat. (Phot. Schrecker, Pola.)

Egon Lerch hatte als Kommandant von „U 12" am 21. Dezember 1914 in der Straße von Otranto das französische Admiralsschiff „Jean Bart" torpediert.

Jahre weilte ich drunten, eifrig das Alte sammelnd und Brücken bauend zwischen jenen Versprengten und unserem großen deutschen Volke. Damals auch sah und sagte ich jene Kämpfe voraus, die heute entbrannt sind. Auf den Grenzbergen stehend, schaute ich hinab in die scheinbar so friedlichen und doch von Hetzern dazumal bereits umgarnten Lande des Sagonertales und rückwärts und seitwärts ins italienische Gehege und erkannte die politische Bedeutung dieser Gebiete. — „Hier", so schrieb ich damals, „dürften sich in Bälde weltgeschichtliche Ereignisse abspielen, in welche unser Zeitalter der nationalistischen Krisen und Bewegungen hineindrängte. Italien rüstete sich zum Überfall auf das Land, das da unten liegt, und das es schon lange ersehnt — trotz aller amtlichen und halbamtlichen Freundschaftserklärungen und Beschwichtigungsversuche."

Nun sind die Würfel gefallen, und die Täler des strittigen Gebietes durchbraust Kriegsgetümmel. Aber bereits haben die Italiener eine bittere Ernte gehabt: Enttäuschungen schwerster Art sind über sie hereingebrochen. Gerade diese Völker, die sie zu „befreien" unternahmen, haben sich im entscheidenden Augenblick ablehnend verhalten, und der gute deutsche Kern, der in ihnen steckt, hat über der glatten Schale, den nachbarliches Lateinertum im Kampfe der Jahrhunderte um sie gelegt, triumphiert. Die nächste Zeit dürfte noch weitere Überraschungen bringen, und zwar solche, die nur für unsere neuen Gegner unangenehm sind. Denn bereits öffnen sich die Ausfallspforten für Österreichs Kriegertum, und durch sie wird deutscher Geist, deutsche Gesittung und Arbeit in welsche Lande einströmen wie dermaleinst, als unsere Sprache in Bassano herrschte und in Vicenza und Verona und noch weiter hinaus. Und das wird zum Segen sein für breite Volksmassen, die heute unter lateinischer Afterkultur seufzen.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Von der Handelshochschule zu Leipzig. Das Vorlesungsverzeichnis der Handelshochschule für das Wintersemester 1915/16, das sechsunddreißigste Semester ihres Bestandes, ist soeben erschienen. Näheres wolle man aus der Anzeige auf dieser Seite ersehen.

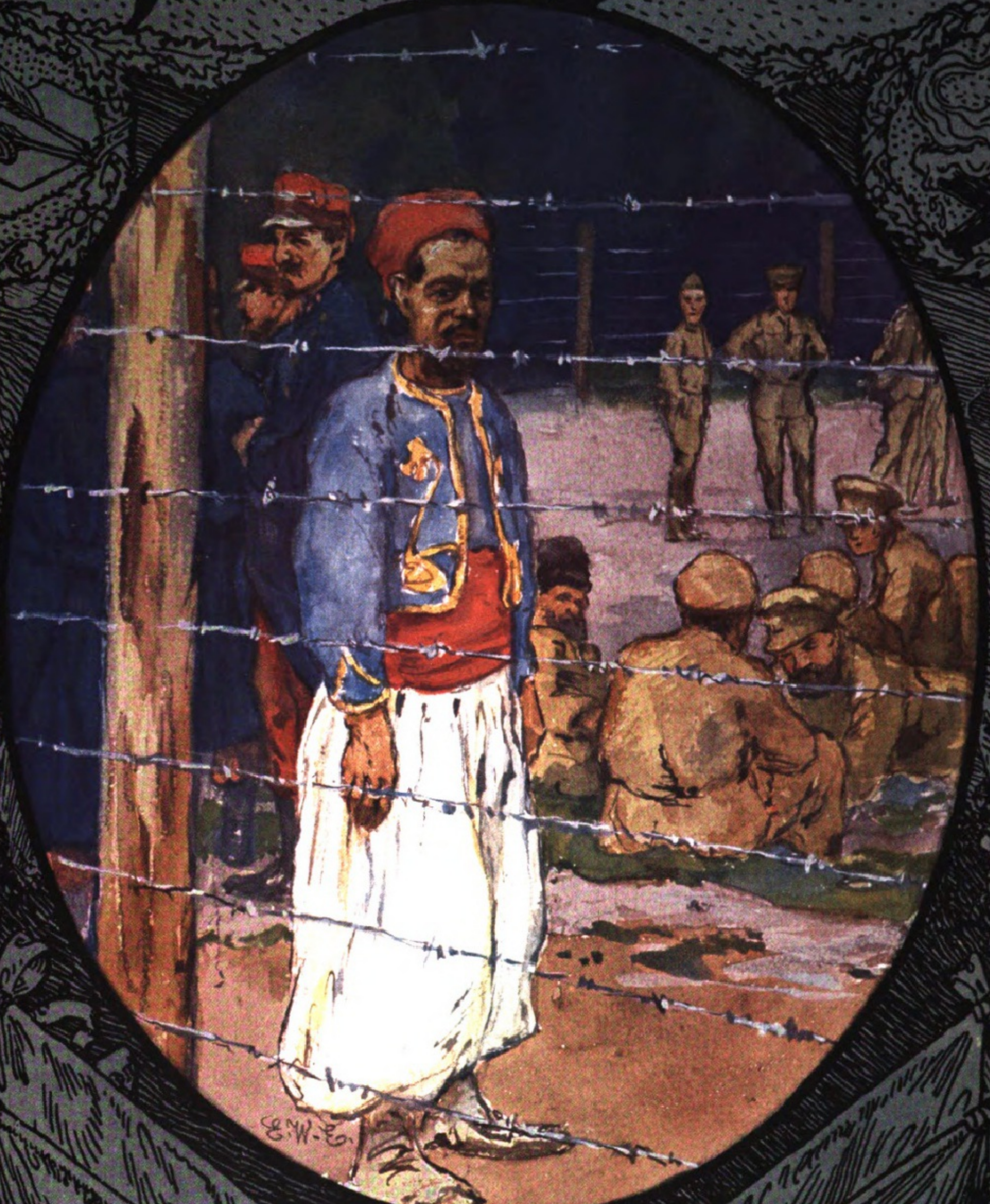
Die neuste (August-)Nummer der Manoli-Post ist erschienen und wie ihre Vorgängerinnen reich an eindrucksvollem Bilderschmuck und ansprechendem Lesestoff. Wie wir schon früher mitgeteilt haben, ist die „Manoli-Post“ eine neue Zeitschrift der Berliner Zigarettenfabrik Manoli, deren Inhaber der Kgl. Preuß. Kommerzienrat und Kgl. Bulgar. Konsul Mandelbaum, ein hervorragender Vertreter der Zigaretteninduſtrie, ist.

Bad Harzburg, angeblicher Mangel an Sommerwohnungen. Es geht die Notiz durch die Presse, daß Harzburg überfüllt sei und Sommerwohnungen nicht mehr zu haben seien. Das ist, wie uns das Herzogliche Bade-Kommissariat mitteilt, unrichtig. Zwar ist Harzburg in diesem Jahre außerordentlich gut besucht, aber Wohnungen in jeder Preislage sind in Hotels wie auch in Privathäusern immer noch zu haben. Durch Beendigung der Schulferien wird zudem das Angebot an freien Wohnungen ganz wesentlich gesteigert.

Nach einer Trinkkur mit Klösterle sind oft selbst veraltete Gicht-, Rheumatismus-, Harn- und Nierenleiden geheilt. Klösterle ist eine natürliche sauerbrunnreichhaltige Lithion- und Natronquelle und im ständigen Gebrauch berühmtester Professoren und Ärzte. Man verlange ausdrücklich Klösterle. Überall erhältlich, sonst direkt von der Brunnenunternehmung Josef Weber, Klösterle a. Eger.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3766. Kriegsnummer 57. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

8. Juli 1915.

Nordwestlich von Souchez wurden einzelne, von früheren Kämpfen her noch in der Hand der Franzosen befindliche Teile unserer Stellungen nachts von schlesischen Truppen erstürmt. Vier Maschinengewehre sind erbeutet. In den Vogesen fanden in der Linie Lingekopf-Barrenkopf erbitterte Kämpfe statt. Französische Angriffe wurden durch Gegenstoß nach mehrstündigem Nahkampf zurückgeschlagen. Dabei sind auch die vorgestern abend verloren gegangenen Gräben am Lingekopf bis auf ein kleines Stück von uns zurückgewonnen.

Zwischen Mitau und dem Njemen wurden gestern noch etwa 1000 versprengte Russen zu Gefangenen gemacht. Östlich und südöstlich von Rozan schreitet unser Angriff vorwärts; Goworowo wurde genommen.

Nördlich von Serock, beiderseits des Narew und südlich von Nasielsk setzten die Russen ihre Gegenangriffe fort; sie scheiterten völlig. Der Feind ließ hier und bei Rozan 2500 Gefangene und 7 Maschinengewehre in unserer Hand. Vor Warschau wurde westlich von Blonie der Ort Pieruнow von uns erstürmt.

Gestern ermattete der gegen das Plateau von Doberdò gerichtete Angriff der Italiener. In den Kämpfen großen Stils trat somit eine Pause ein. Wie die erste, so endete auch die ungleich gewaltigere zweite Schlacht im Görzischen mit einem vollständigen Mißerfolge des angreifenden Feindes, der diesmal in dem ungefähr 30 km breiten Raume zwischen dem Monte Sabotino und der Küste 7 Korps mit mindestens 17 Infanterie- und Mobilmilizdivisionen einsetzte und um jeden Preis, ohne Rücksicht auf Opfer an Menschen und Material, durchzubrechen versuchte. Die Gesamtverluste der Italiener sind auf 100000 Mann zu schätzen.

Am 27. Juli früh unternahmen österreichisch-ungarische leichte Kreuzer und Torpedoeinheiten einen erfolgreichen Angriff auf die Eisenbahnstrecke von Ancona bis Pesaro. Gleichzeitig belegten Seeflugzeuge den Bahnhof und militärische Objekte Anconas erfolgreich mit Bomben.

29. Juli 1915.

Westlich von Souchez wurde ein Angriff abgewiesen.

Nordöstlich von Suwalki beiderseits der nach Olita führenden Bahn besetzten unsere Truppen einen Teil der feindlichen Stellungen; sie machten dabei 2910 Gefangene und erbeuteten 2 Maschinengewehre.

An der Grenze zwischen der Bukowina und Beßarabien überfielen kroatische Landwehr und ungarischer Landsturm eine stark ausgebaute russische Stellung. Der Feind flüchtete nach einem blutigen Handgemenge, das ihm 170 Tote kostete, aus seinen Verschanzungen. Östlich Kamionka Strumilowa nahmen österreichisch-ungarische Truppen 1 Oberstleutnant, 7 Offiziere und 500 Mann gefangen.

30. Juli 1915.

Im Priesterwalde brach ein französischer Angriff beiderseits Croix des Carmes im Feuer der Infanterie und Artillerie vor unseren Hindernissen zusammen. In den Vogesen griff der Feind gestern erneut die Linie Lingekopf-Barrenkopf an.

Truppen der Armee des Generalobersten v. Woyrsch haben am frühen Morgen des 28. Juli den Weichselübergang zwischen Pilicamündung und Kozienice an mehreren Stellen erzwungen; auf dem östlichen Ufer wird gekämpft. Es wurden bisher 800 Gefangene gemacht und 5 Maschinengewehre erbeutet. Westlich des Wieprz durchbrachen deutsche Truppen die russische Stellung; sie erreichten am Abend die Linie Piaski-Biskupice und die Bahn östlich davon. Viele Tausende Gefangene und 3 Geschütze fielen in unsere Hand. Dieser Erfolg sowie weitere Vorstöße österreichisch-ungarischer und deutscher Truppen haben die russische Front zwischen Weichsel und Bug zum Wanken gebracht. Heute früh traten die Russen an der ganzen Front den Rückzug an, wobei sie alle Ansiedlungen verwüsten und selbst das Getreide auf den Feldern verbrennen.

31. Juli 1915.

Gestern früh stürmten wir die bei unserem Angriff auf Hooge (östlich von Ypern) am 3. Juni noch in englischer Hand gebliebenen Häuser am Westrande des Ortes sowie einen Stützpunkt südlich der Straße nach Ypern. Nachmittags und nachts wurden Gegenangriffe des Feindes zurückgeschlagen. Wir eroberten 4 Maschinengewehre, 5 Minenwerfer und nahmen einige Engländer gefangen.

Nordwestlich von Lomza und an der Bahn nördlich von Goworowo (östlich von Rozan) geht unser Angriff vorwärts. Gestern wurden 1890 Russen gefangen, 3 Maschinengewehre erbeutet. Die auf das rechte Weichselufer übergegangenen Truppen des Generalobersten v. Woyrsch dringen nach Osten vor. Alle Gegenangriffe scheiterten völlig. Die Zahl der Gefangenen ist auf 7 Offiziere (darunter 1 Regimentskommandeur) und 1600 Mann gestiegen. Während der Kämpfe der deutschen Truppen bei Biskupice-Piaski am 30. Juli sind 4930 Gefangene gemacht und 5 Geschütze, 8 Maschinengewehre erbeutet.

Die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand nahm gestern nachmittag von Lublin Besitz. Deutsche Truppen nähern sich von Südwest der Stadt Cholm.



Die in japanischer Kriegsgefangenschaft in Tokio befindlichen Offiziere und Mannschaften des Ostasiatischen Marinedetachements, das im Kampfe um Tsingtau an sämtlichen Gefechten teilgenommen hatte. In der Mitte der Detachementsführer Oberstleutnant Kuhlo.



Die Besatzung von S. M. Hilfsschiff „Meteor“. (Hofphot. F. Urbahns, Kiel.)

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3766. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 2. September 1915.



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.



Bad Elster



Glaubersalz-, Eisenquellen, Kohlensaure Stahl- und Moorbäder.

Mild anregendes Gebirgsklima, bequeme Waldspaziergänge.

Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Bes. geeignet zur Nachbehandlung von Krankheiten u. Wunden des Feldzugs.

Das **Sanatorium** mit heilgymnastischem (Zander-) Institut und allen sonstigen therapeutischen Einrichtungen bietet jeglichen Komfort. Zahlreiche Gesellschaftsräume, Wandelgänge, ärztl. überwachte **Diätkuren.** Man verlange Prospekt.

San.-Rat Dr. P. Köhler

Sanatorium Am Goldberg.

Bad Blankenburg — Thüringer Wald.

Von Professoren u. Ärzten gut empfohlen. Sommer- u. Winter-Kuren. Höchstzahl **50** Kurgäste. Prospekt kostenlos. Tel. 44. Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

KURHAUS Tannenfeld

für Nerven- u. Gemütskranke

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge (Wesergebirge). Physik.-diätet. Kuranstalt. Vorzügl. Heilerfolge bei Gicht-, Rheuma-, Magen-, Darm-, Frauenleid. etc. Schwefelbäder eig. Quellen. Wald, Geb. Dr. Netter.

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke

Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich.

Neu-Coswig i. Sa.

Lauten Gitarren Mandolinen.



Sonderkatalog über Lauten, Gitarren und Mandolinen frei!

Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig, Querstraße 26/28.

Sanatorium Elsterberg

für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke, Neurastheniker, Entziehungskuren, nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige. Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer

Fort mit dem



Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden: Extension, G. m. b. H., Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 232.

Thüringer Waldsanatorium

Friedrichroda. (Offizier-Genesungsh.) **Dr. Lots** Hervorr. Lage, Südseite. Physik. diät. Therapie. Eigene bewährte Kur bei all. nervös. Erkrankungen. Prosp. San.-Rat Dr. Lots.

Das Badner Land

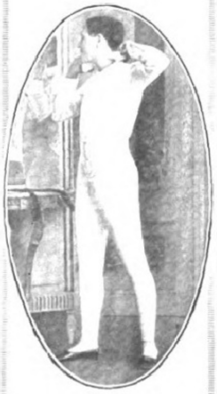
mit seinen reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten (Schwarzwald, Odenwald, Rhein u. Bodensee) bietet auch während des Krieges Heilbedürftigen, Erholungsuchenden u. Wanderern angenehmen u. ungestörten Aufenthalt

Kriegsteilnehmer geniessen überall weitgehende Vergünstigungen

Führer und Unterkunftsverzeichnisse kostenlos durch den Fremdenverkehrsverband in Karlsruhe (Baden).

Dr. Laßmann-Wäsche

für Erwachsene und Kinder



im Wettersturz ein sicherer Schutz vor Erkältungen

Glänzende Zeugnisse aus dem Feldzug

Reich illustrierter Prachtkatalog kostenlos von der alleinigen Fabrik

H. Heinzelmann, Reutlingen L. 23



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz 16.

Vollkommenste und modernste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Großer alter Park, freie Höhenlage. Behagliche Wohnräume, Zanderinstitut, Badesäle, Luftbäder, Emser Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Herz-, Hautleiden, Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden usw. Kriegsteilnehmern Ermäßigung. Illustr. Prosp. frei. 3 Ärzte. Chefarzt: Dr. Loebell.



Schwere Zöpfe flechten

Damen, die eine systematische Haar- und Kopfpflege als heilige Pflicht ansehen. Verschwundene Pracht beklagen, schafft kein Härchen zurück. Es liegt ganz bei Ihnen, beizeiten für die Erhaltung des schönsten Schmuckes, des prachtvollen Haares zu sorgen. Schenken Sie volles Vertrauen dem berühmten

Dr. Dralle's Birken-Haarwasser

Gebrauchen Sie es regelmäßig und freuen Sie sich über seine belebende Wirkung auf den Haarwuchs. Ihr Haar wird voll und geschmeidig werden und Kopfschuppen, Jucken und Haarausfall verschwinden. Sie werden glücklich sein in dem Gefühl, Ihren Haarschmuck durch Dr. Dralle's Birken-Wasser, das Ärzte und Laien loben und anwenden, zu erhalten.

Sie kaufen das echte Dr. Dralle's Birken-Wasser in Drogerien, Parfümerien, Friseurgeschäften sowie in Apotheken. Mark 1.85 und 3.70.

Dr. Warda - Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke

Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen

Sanatorium (Bayer. Hochgeb.)

für Innere, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Modernste, sanitäre Einrichtungen, jeglicher Komfort. Durch Neubau bedeutend vergrössert. Kurmittelhaus. Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Grosser Park. Prospekt. Das ganze Jahr geöffnet.

Während der Kriegsdauer in vollem Betriebe.

Kriegsteilnehmern Ermässigung. — Idealer Herbst-Aufenthalt.

Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark. Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

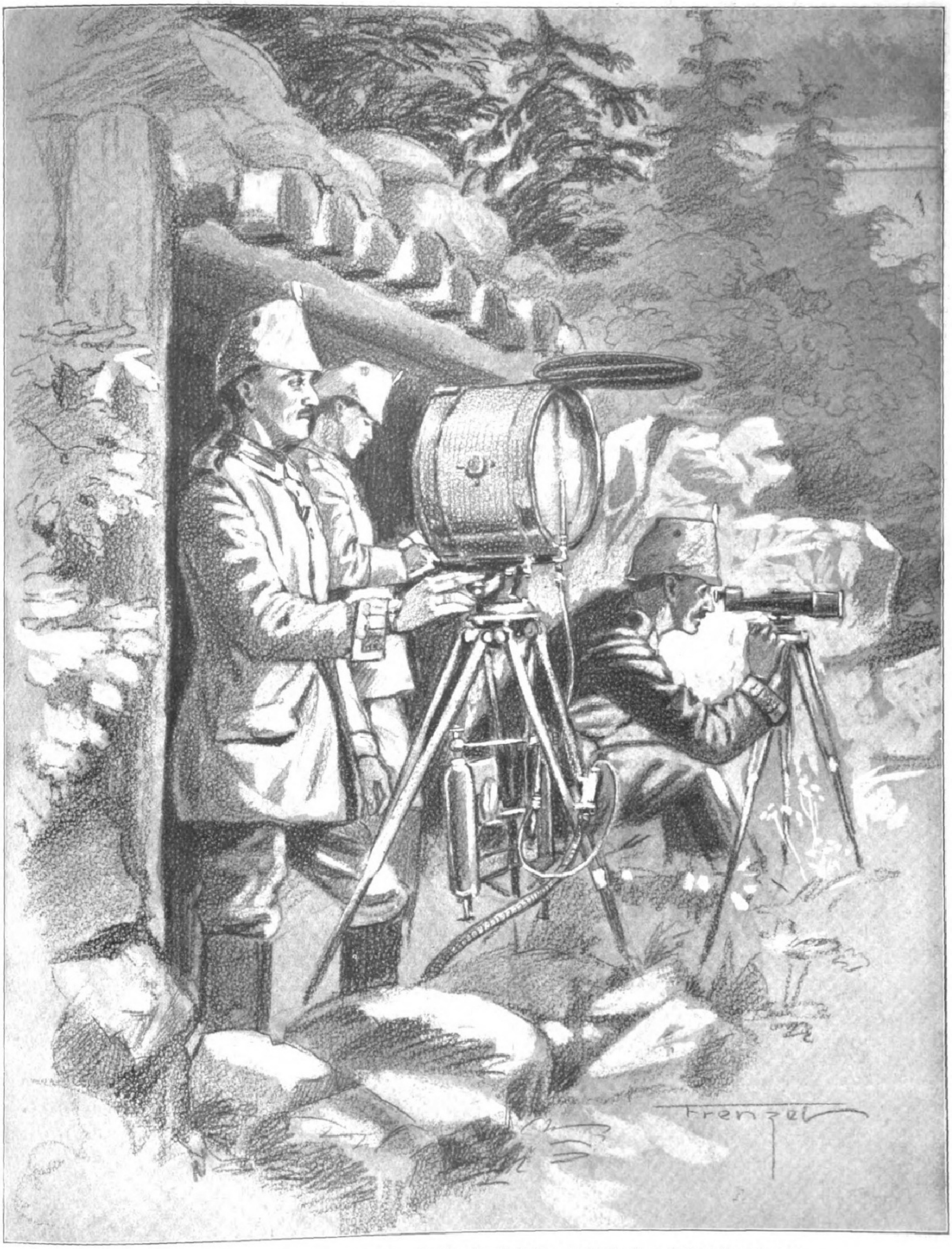
Webers Illustrierte Handbücher
Prospekt kostenlos. J. J. Weber, Leipzig 26



Alle Beinkrümmung. ver deckt eleg. nur mein mech. **Bein-Regulier-Apparat** ohne Polster oder Kissen. D. R. G. M. 142258 **Neu! Katalog gratis** [illegible]d. Seefeld, Radebeul-Dresden 10

Illustrirte Zeitung

Nr. 3766. 145. Band.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Signalstation im Gefechtsunterstand eines Infanterieregiments.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Frenzel.



Neue Momente im Weltkrieg.

Von Graf Ernst Reventlow, Berlin.

Zum zweitenmal innerhalb eines halben Jahrzehntes hat Italien an die Türkei den Krieg erklärt. Das erstemal eröffnete die italienische Kriegserklärung den Raubzug Italiens nach Tripolis, zu dem es von seinen Freunden, Großbritannien und Frankreich, autorisiert worden war. Diese beiden fanden auch den damaligen Augenblick besonders geeignet, um die Schwächung der Türkei kräftig anzubahnen. Kurz darauf setzten sie diese Versuche, bekanntlich im Vereine mit Rußland und den Balkanstaaten, fort. Heute sehen wir Italien nicht mehr als „Freund“, sondern als Bundesgenossen der Verbündeten, Großbritannien, Frankreich und Rußland, das Schwert gegen die Türkei ziehen. Wie die Zeitungen sagen, hat man Italien ein großes Stück vom Felle des türkischen Bären in Kleinasien versprochen. Keineswegs bildet dieses Versprechen aber Motiv und Anlaß für das italienische Kriegsunternehmen. Die Dinge hängen da ganz anders zusammen und entbehren nicht einer starken Komik. Als Italien an Österreich-Ungarn den Krieg erklärte, erwartete der Generalstabschef Cadorna und erwarteten mit ihm die militärischen Autoritäten des Dreiverbandes, daß unter den Schlägen einer großen und mit frischen Kräften kämpfenden italienischen Armee der österreichisch-ungarische Widerstand schnell zusammenbrechen würde. Diese Erfolge würden, so dachte man, nicht nur direkt gegen Österreich ihre Wirkung äußern, sondern indirekt auch dahin, daß Rumänien und die übrigen Balkanstaaten teils gegen Österreich-Ungarn, teils gegen die Türkei den Kampf eröffneten.

Hätte sich diese Berechnung als richtig erwiesen, so würde in der Tat wahrscheinlich die letzte Stunde der Türkei geschlagen haben, außerdem wäre Österreich-Ungarn in eine überaus gefährliche Lage gekommen. Bekanntlich haben sich die Dinge aber anders entwickelt: seit drei Monaten kämpfen die italienischen Truppen vergeblich gegen die österreichischen Befestigungen. Rumänien hat nicht, wie man hoffte, gegen Österreich-Ungarn losgeschlagen, dafür sind im Laufe dieser vergangenen drei Monate die russischen Heere einmal über das andere geschlagen worden und haben Galizien beinahe und Polen ganz unter furchtbaren Verlusten räumen müssen. Seit dem März dieses Jahres haben Frankreich und England mit Schiffen und mit Truppen versucht, die Dardanellen zu nehmen, während ihre Diplomatie bis zur Stunde die größten Anstrengungen macht, um Bulgarien zum Anschlusse an den Vierverband zu bewegen. Bulgarien bildet in der Tat gewissermaßen den Angelpunkt der Balkanlage. Es grenzt einerseits an die Türkei, könnte für sie also ein schlimmer Feind werden, anderseits an Griechenland, Serbien und Rumänien. Die Stellungnahme Bulgariens würde im Vereine mit seiner militärischen Macht entscheidend für die Entwicklung der Balkanangelegenheiten sein, darüber kann kein Zweifel obwalten.

Die italienischen Erfolge gegen Österreich-Ungarn also sind ausgeblieben. Das hat nicht nur für Italien, sondern auch für seine neuen Verbündeten eine starke Enttäuschung gebildet. Schon vor etwa anderthalb Monaten hieß es in der auswärtigen Presse, daß aus diesem Grunde Italien sich nunmehr auch auf anderen Kriegsschauplätzen beteiligen würde. Der italienische General Porro wurde nach Calais zitiert, um dort von den militärischen Autoritäten Großbritanniens und Frankreichs Weisungen zu erhalten und ihnen Rechenschaft abzulegen. Diese Weisungen sollen aber in Italien auf starken Widerstand gestoßen sein, insbesondere hätte der Generalstabschef Cadorna sich einer Beteiligung Italiens an dem Dardanellenunternehmen widersetzt. Auch der König soll dagegen gewesen sein. Salandra und Sonnino ihrerseits sind bekanntlich dem Dreiverbande politisch derart verpflichtet, um nicht zu sagen unterstellt, daß sie dessen Forderung unbedingt vertraten. Immerhin ist es den Italienern gelungen, bis heute sich der militärischen Dienstleistung vor den Dardanellen zu entziehen.

Dafür ist der Druck der Verbündeten auf Italien immer stärker geworden, insbesondere hat Großbritannien seine Kohlenlieferungen an Italien ungefähr auf die Hälfte des italienischen Bedarfes eingeschränkt, außerdem sich geweigert, den immer empfindlicher sich bemerkbar machenden italienischen Geldmangel durch Darlehen zu beheben. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die französische und großbritannische Regierung der italienischen Regierung klipp und klar gesagt haben: Schickt ihr keine Truppen und Schiffe nach den Dardanellen, so bekommt ihr kein Geld! Die neulich erfolgte Kriegserklärung Italiens an die Türkei führt sich also lediglich auf den italienischen Geldmangel und diese ihm von seinen Verbündeten gestellte Alternative zurück. Die in der Kriegserklärung selbst angegebenen Gründe sind Vorwände und werden in der italienischen Presse auch nur zu dem Zwecke behandelt, damit die Bevölkerung glaubt, Italien sei tatsächlich durch das Verhalten der Türkei schwer geschädigt und gefährdet worden. Wie sich die Bevölkerung Italiens zu dem Dardanellenunternehmen verhalten wird, bleibt abzuwarten und ist eine recht interessante Frage. Es ist der italienischen Regierung bis jetzt gelungen, die Stimmung auf einer erträglichen Höhe zu halten, aber doch nur deshalb, weil es sich um den Erbfeind Österreich-Ungarn und um die Eroberung der bekannten und populären Gebiete von Trient, Triest usw. handelte. Werden nun aber, wie anzunehmen ist, große Transporte von Truppen über das Meer nach den Dardanellen gesandt, so liegen die Dinge erheblich anders. Wir wollen aber nicht voraussagen, sondern abwarten.

Die andere Seite der Lage ist, wie immer wieder hervorgehoben werden muß, der Kampf unserer Feinde gegen die Türkei und im besonderen gegen die Dardanellen. Hier ist ihrer Ansicht nach der einzige Punkt, an dem die gesamte Kriegslage noch entscheidend beeinflußt werden könnte. Hier wird demzufolge im Laufe der nächsten Wochen, vielleicht Monate einer der Brennpunkte der Kriegführung sich befinden. Es ist vor reichlich einer Woche nach langem Hin und Her gelungen, die zwischen der Türkei und Bulgarien vorhandenen Meinungsverschiedenheiten, zumal hinsichtlich der gemeinsamen Grenze, durch ein Abkommen zu beseitigen. Ob sich dieses Abkommen auch noch auf andere Punkte bezieht, ist nicht bekannt, wohl aber geht aus der Tatsache der nunmehr vorhandenen Einigkeit über die Grenzführung einwandfrei hervor, daß beide Mächte voneinander loyale und vertrauensvolle Neutralität voraussetzen. Die Hohe Pforte würde sich zu den Zugeständnissen, welche sie Bulgarien hinsichtlich der Grenzführung gemacht hat, niemals herbeigelassen haben, wenn sie nicht festes und tatsächlich begründetes Vertrauen zum bulgarischen Nachbar hätte. Das können wir mithin als eine Tatsache annehmen, und daraus ergibt sich, daß die Balkanlage einen starken Schritt zur endgültigen Klärung gemacht hat. Ein freundschaftliches, vertrauensvolles Verhältnis Bulgariens zur Türkei schließt an und für sich ein solches mit den Gegnern der Türkei aus. Nimmt man dazu, daß die Beziehungen Bulgariens zum Deutschen Reiche und zu Österreich-Ungarn bereits seit geraumer Zeit recht freundschaftlicher Natur gewesen sind, so ergibt sich, daß das bulgarisch-türkische Abkommen gewissermaßen den letzten Stein in ein Gewölbe setzt und ihm so mit eins Festigkeit und Tragfähigkeit verleiht.

Im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, befindet sich die Tragfähigkeit des Gewölbes freilich noch unter einer schweren Belastungsprobe durch die Anerbietungen des Vierverbandes an Bulgarien. Die Diplomatie der vier Mächte setzt jetzt in zwölfter — wie wir glauben, in „dreizehnter“ — Stunde alles daran, um die Balkanlage zu ihren Gunsten und nach ihren Zielen zu bestimmen. Man bietet Bulgarien ein Stück von Griechenland und ein Stück Serbien. Griechenland sieht sich tagtäglich den stärksten Drohungen für den Fall ausgesetzt, daß es die betreffenden Gebietsteile an Bulgarien nicht abgeben wolle. Bis jetzt hat sich die griechische Regierung energisch geweigert, und an der festen Entschlossenheit des Königs ist nicht zu zweifeln. Die serbische Regierung scheint wohl bereit zu sein, ein Stück des von Bevölkerung bulgarischer Nationalität bewohnten Teiles abzugeben, hat sich jedoch noch nicht bestimmt geäußert. Griechenland soll für seine Abtretungen vom Vierverbande durch Gebietsteile in Kleinasien entschädigt werden, Serbien durch solche in Ungarn und Albanien. Diese Entschädigungsversprechen setzen aber einerseits die Niederwerfung Österreich-Ungarns voraus, andererseits die Zerschmetterung der Türkei und, ihr vorhergehend, die Einnahme der Dardanellen. Die Diplomaten des Vierverbandes erkennen wohl, wie für sie dieser Circulus vitiosus allein gelöst werden kann. Sie begreifen, daß, ganz abgesehen vom Werte der Dardanellenöffnung für Rußland, in ihr die einzige Möglichkeit besteht, die Balkanstaaten umzustimmen. Deshalb mit in erster Linie haben die Mächte des Dreiverbandes jetzt Italien gezwungen oder sind im Begriff es zu zwingen, daß es sich mit seinen Land- und Seestreitkräften an den Dardanellen beteilige. Ja, man hofft vielleicht noch mehr, nämlich, daß die Balkanstaaten zum mindesten glauben, daß die Dardanellen fallen werden. Glaubten sie das, wären sie davon überzeugt, daß der Fall der Dardanellen nur eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit sei, dann würden sie, so hofft man, die Rache des Vierverbandes fürchten, den Augenblick benutzen, um sich ihm anzuschließen, seine Anerbietungen anzunehmen und sich seinen Forderungen gefügig zu zeigen.

Naturgemäß liegt, wie kaum gesagt zu werden braucht, das Interesse des neuen Dreibundes: Deutschland-Österreich-Ungarn-Türkei, genau in der entgegengesetzten Linie. Sie alle haben ein Lebensinteresse daran, daß die Dardanellen sich halten, und nicht weniger daran, daß die Balkanmächte nicht das Gegenteil glauben. Die skizzierte Entwicklung der politischen Beziehungen Bulgariens zu den Mächten des neuen Dreibundes läßt auch weiterhin einen erfreulichen Fortgang vermuten. Verharrt Bulgarien in seiner jetzt fest eingeschlagenen Richtung, so kann kaum ausbleiben, daß es seinen alten und in jeder Beziehung berechtigten Forderungen Serbien gegenüber mit dem Schwerte Nachdruck schafft und sich die Gebiete nimmt, die Serbien ihm gutwillig zu einem kleinen Teile unter dem Drucke der Großmächte vielleicht ablassen würde. Man weiß in Bulgarien aber wohl genau, daß derartige Zugeständnisse lediglich zum Scheine gegeben worden wären, und daß Rußland, seinen historischen Balkangewohnheiten folgend, nach dem Kriege seine alte Rachsucht an Bulgarien durch Wiederwegnahme dieser und anderer Gebiete die Zügel schießen lassen würde.

Entwickeln sich mit Bulgarien die Dinge nunmehr in einer solchen Richtung, was wir natürlich nicht wissen, wohl aber für wahrscheinlich halten, so wird Rumänien wohl oder übel ebenfalls zur Stellungnahme gezwungen werden, und zwar durch den Druck der Verhältnisse allein. Die einzige Möglichkeit, daß es anders käme, könnte wieder nur im Falle der Dardanellen gesucht werden, denn daß die russische Heeresmacht sich wieder organisieren und, wieder offensiv gegen Österreich-Ungarn vorgehend, mit Rumänien Fühlung gewinnen könnte, dürften nachgerade auch die verblendetsten rumänischen Russenfreunde für unmöglich halten. So sehen wir die politische Balkanlage in ihrer entscheidenden Krisis. Mehr als diplomatische Anstrengungen und Kunstgriffe ist es die Macht, die entscheidet, im besonderen die Vorstellung, welche die Balkanstaaten von der absoluten wie von der relativen Stärke der beiden Großmachtgruppen besitzen. Je nachdrücklicher und je schneller es Deutschland und Österreich-Ungarn gelingt, die Größe ihrer Machtmittel und die Energie in deren Verwendung den Balkanmächten augenfällig zu machen, desto schneller und desto günstiger wird die Entscheidung erfolgen. Ja, nicht nur erfolgen, sondern — was nicht genug beachtet werden kann — auch beeinflußt. Unter diesen Voraussetzungen sehen wir mit Spannung, aber mit Vertrauen der Zukunft auf dem Balkan entgegen.

Während so die südosteuropäischen Neutralen in höchster Spannung vor größten Entscheidungen stehen, droht dem neutralen Nordwesten Europas ein schwerer Schlag. Großbritannien führt ihn gegen sie, und daß dieser Schlag fallen wird, hat die großbritannische Regierung bereits kundgegeben. Es ist die Erklärung, daß fortan Rohbaumwolle als Banngut (früher Konterbande) von Großbritannien und Frankreich erklärt und demzufolge als solches behandelt werden wird. Früher ist das in überseeischen Kriegen nie der Fall gewesen, und als im Winter 1908/09 die Londoner Seekriegsrechtskonferenz tagte, da waren es vor allem die großbritannischen Regierungsvertreter, die verlangten, daß Baumwolle auf die sogenannte Freiliste zu setzen sei, also unter keinen Umständen als Banngut behandelt werden dürfe. Jetzt handelt Großbritannien, unbekümmert wie immer, im entgegengesetzten Sinne. Die Erklärung der Baumwolle als Banngut soll bezwecken, daß Deutschland auch auf dem Wege über die neutralen Länder keine Baumwolle mehr erhalte. Die britischen und französischen Kriegsschiffe werden jede Baumwollenladung abfangen und auf den Verdacht hin, sie könne vielleicht indirekt für Deutschland bestimmt sein, beschlagnahmen. Die neutralen Länder bekommen dann zum eigenen Gebrauche nur so viel Baumwolle, wie Großbritannien ihnen zumessen will, und gelangen so, wie überhaupt, wirtschaftlich und damit in gewissem Sinne auch politisch unter britische Kontrolle.

Genug, es ist für die nordwesteuropäischen Neutralen eine sehr böse Sache, während Deutschland selbst nicht annähernd so darunter leiden wird, wie man in Großbritannien glaubt. Die Engländer und Franzosen bilden sich ein, Deutschland würde nach völliger Entziehung der Baumwolle gewisse Sprengmittel nicht mehr herstellen können, und halten die Maßnahme deshalb für so ungemein wichtig. Unsere freundlichen Gegner dürften sich hierin wie in so vielen ihrer früheren Berechnungen täuschen. In Deutschland bedauert man lediglich die Mißhandlung der Neutralen durch England. Das Hauptausfuhrland für Baumwolle sind bekanntlich die Vereinigten Staaten, und deren Regierung will, wie es scheint, einen diplomatischen Protest erheben, den man aber wohl als Formsache ansehen darf. Die britische Regierung hat wegen der Baumwollfrage bereits seit Wochen Verhandlungen mit der Regierung zu Washington gepflogen und würde ihre Bannguterklärung nicht abgegeben haben, ohne genau zu wissen, daß von den Vereinigten Staaten nichts Ernstliches zu fürchten sei. Das Beschwichtigungsmittel ist ein viel angewandtes, nämlich Geld. Damit will man auf diese oder jene Weise Schädigungen des amerikanischen Baumwollenexports wiedergutmachen. Die Baumwollenangelegenheit steht noch im Anfange ihrer Entwicklung, aber man darf sich von ihr nicht versprechen, daß sie etwa die guten Beziehungen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ernstlich beeinträchtigen könnte, denn hier bleibt Geschäft immer Geschäft, und die Geschäftsfreunde bleiben Geschäftsfreunde.



Der jüngste Luftangriff auf England in der Nacht vom 17. zum 18. August: Ein deutsches Marineluftschiff über der City von London.

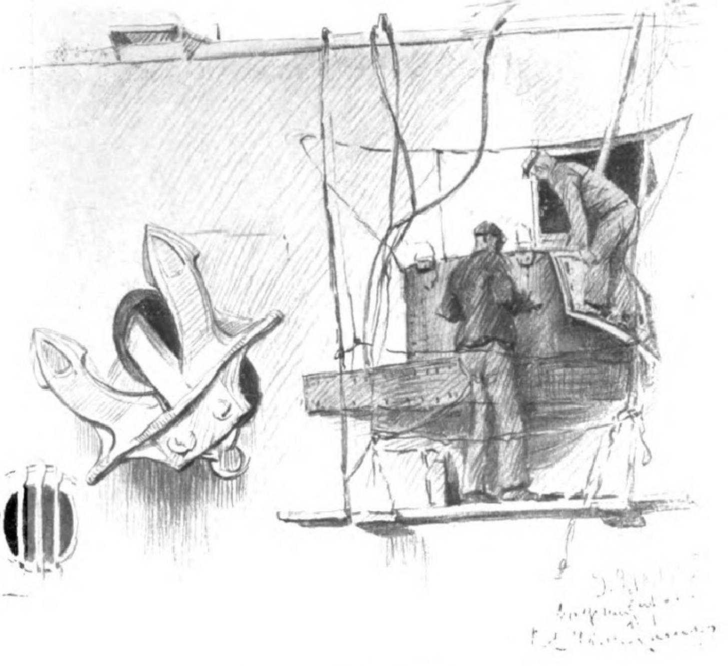
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor M. Zeno Diemer.

Die Offensive der verbündeten Mittelmächte im Osten.

Von General der Infanterie z. D. von der Boeck.

Um die bedeutungsvollen Ereignisse, die sich seit etwa vier Monaten auf dem Kriegsschauplatz im Osten abspielen, in ihrer Gesamtheit zu verstehen, ist es notwendig, sich die dortige Kriegslage um die Jahreswende 1914/15 noch einmal kurz zu vergegenwärtigen.

In den November- und Dezemberschlachten von Lodz und Limanowa wurde die russische Front in Polen und Westgalizien in einer Ausdehnung von nahezu 400 km zum Rückzuge gezwungen, wodurch der geplante russische Vormarsch scheiterte. In den ersten Monaten des



Ausbessern eines Kriegsschiffes.

Jahres 1915 haben die Russen dann ihre zahlenmäßige Übermacht aufgeboten, um über die Karpathen nach Ungarn einzubrechen und womöglich von dort den Serben die Hand zu reichen; auch dieser Plan mißlang.

Damit war für die verbündeten Mittelmächte der Zeitpunkt gekommen, in gemeinsamem Angriff ihrer sieggewohnten Truppen den mächtigen Gegner im Osten niederzuringen.

Die Ausführung dieses großzügig angelegten Planes war von der deutschen und österreichisch-ungarischen Oberen Heeresleitung in aller Stille sorgfältig vorbereitet worden, so daß die Russen vollständig überrascht wurden, als in den ersten Tagen des Mai 1915 der Angriff der Verbündeten gegen die die rechte Flanke und den Rücken der in die Karpathen eingedrungenen russischen Streitkräfte sichernde Stellung am Dunajec erfolgte.

Durch den hier am 2. Mai nach erbitterten Kämpfen unter dem Oberbefehl des Generals v. Mackensen und im Beisein des Erzherzogs Friedrich erfochtenen großen Sieg der Verbündeten wurde die russische Front von nahe der ungarischen Landesgrenze bis zur Mündung des Dunajec in die Weichsel an zahlreichen Stellen eingedrückt. Die sofort einsetzende energische Verfolgung des nach Osten zurückweichenden Feindes brachte dessen noch in den Beskiden stehende Streitkräfte in große Gefahr. Es war daher begreiflich, daß die Russen dem weiteren Vordringen der Verbündeten hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen versuchten. Dieser wurde jedoch in der Schlacht von Tarnow-Gorlice (13. Mai) gebrochen, so daß die Russen mit ihrem rechten Flügel bis hinter den San, mit dem linken Flügel bis in die Gegend der Festung Przemysl, die seit dem 22. März in ihrem Besitz war, zurückweichen mußten; an letztere zogen sie auch ihre inzwischen aus dem Westteil der Karpathen verdrängten Streitkräfte heran.

Nach einer kurzen Pause zum Ordnen der Verbände und zur Heranziehung des Nachschubes setzten die Verbündeten die Verfolgung fort. Während es der den linken Flügel bildenden Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand gelang, den Übergang über den San zu erzwingen, drängte die Armee v. Mackensen mit ihrem rechten Flügel den Feind aus der Gegend von Przemysl zurück und nahm diese Festung gleichzeitig wieder in Besitz (3. Juni). Der Feind ging mit seinem rechten Flügel in Richtung auf Lublin, mit der Mitte und dem linken Flügel teils in nordöstlicher, teils in östlicher Richtung auf Lemberg zurück. Diese durch die Kriegslage gebotene Trennung der russischen Streitkräfte barg bereits den Keim zur Niederlage der Russen in Polen.

Die vorstehend geschilderten Ereignisse in Westgalizien konnten selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Kriegslage am linken Ufer der Weichsel bleiben. Hier hatten inzwischen die Russen ihre seit Monaten innegehabten Stellungen an der Nida zwischen Weichsel und Pilica geräumt und waren in nordöstlicher Richtung gegen Radom zurückgegangen. Die dort kämpfende Armeegruppe Woyrsch folgte ihnen. Westlich Warschau hielten die Russen jedoch ihre sehr starken Stellungen zunächst noch besetzt.

Dahingegen machte sich der Rückzug der Russen auf ihren in den Ostkarpathen befindlichen linken Flügel immer mehr geltend, zumal die diesem Flügel gegenüberstehende Armee Linsingen eine lebhafte Tätigkeit entwickelte, die den Erfolg hatte, daß die dortigen russischen Streitkräfte über den oberen Dnjestr zurückgeworfen werden konnten (24. Juni). Hierdurch wurde zugleich eine Entlastung der Armeegruppe Pflanzer-Baltin erreicht, die auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten am Pruth fortgesetzten Vorstößen starker russischer Streitkräfte ausgesetzt war.

Nach Verdrängung der Russen aus West- und Mittel-Galizien hatte die Armee Mackensen die Verfolgung unaufhaltsam fortgesetzt, den Gegner bei Grodek erneut geschlagen (20. Juni) und darauf Lemberg, die Hauptstadt Galiziens, besetzt (22. Juni).

Während die Armee Linsingen und der rechte Flügel der Armee Mackensen dem eilig nach Osten abziehenden Gegner bis an die Abschnitte der Zlota-Lipa,



Einnehmen der Scheibenleinwand.

bzw. des oberen Bug folgten, wendete sich der größere Teil der Armee Mackensen nach Norden, um der dort zwischen Bug und Weichsel zurückweichenden Hauptmacht des russischen Heeres im Verein mit der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand an der Klinge zu bleiben.

Bevor wir den Bewegungen dieser beiden Armeen weiter folgen, müssen wir uns zunächst dem linken Flügel der deutschen Streitkräfte im Osten zuwenden, der inzwischen gleichfalls eine Offensivbewegung begonnen hatte, die insofern im Zusammenhang mit dem geschilderten Angriff des rechten Flügels stand, als beide den Zweck verfolgten, die sogenannte „Zentralstellung" des Gegners in Russisch-Polen von beiden Flanken her zu umfassen.

Durch die Winterschlacht in Masuren (7. und 8. Februar) hatte Generalfeldmarschall



Granaten und Kartuschen.

Unsere Marine im Weltkrieg. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gezeichnet von Marinemaler Kurt Hassenkamp.

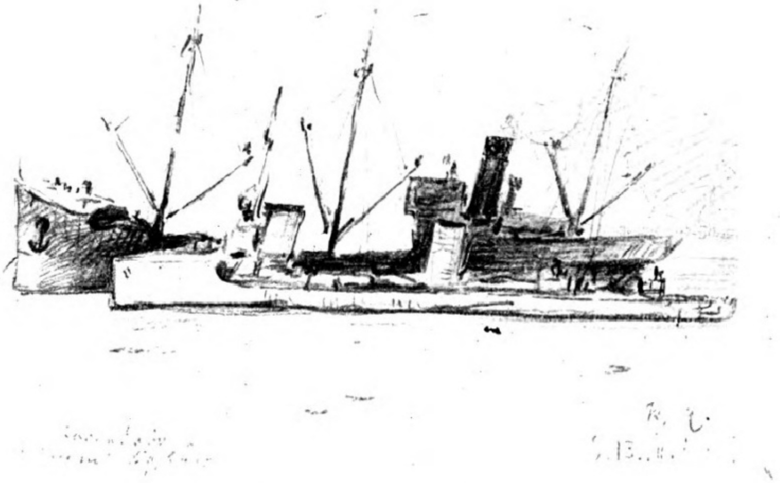
v. Hindenburg die zum zweitenmal in Ostpreußen eingedrungenen Russen erneut so empfindlich geschlagen, daß sie sich seitdem außerhalb der Provinz Ostpreußen in der stark befestigten Niemen-Bobr-Narew-Linie defensiv verhielten und nur gelegentlich durch Vorstöße unsere dortigen schwachen Deckungstruppen beunruhigten. Ein solcher Vorstoß wurde u. a. auch gegen die nordöstliche Grenzstadt Memel gemacht (17. März), der zu einer kurzen Besetzung dieser Stadt durch die Russen führte. Um sie für diesen Überfall auf eine offene Stadt zu bestrafen und für die Folge solche unliebsamen Vorkommnisse zu verhindern, wurde im nördlichen Teil von Ostpreußen eine besondere Armee unter dem General v. Below gebildet, welche den Auftrag erhielt, die nördlich des Niemen aufgetretenen russischen Streitkräfte zu vertreiben sowie Samogitien und Kurland zu besetzen. Diesen Auftrag hat die Armee, trotz hartnäckigen Widerstandes schleunigst dorthin zusammengezogener russischer Streitkräfte, im Laufe der letzten Monate ausgeführt; sie hat mit Unterstützung unserer Marine die Ostseehäfen Libau und Windau in unseren Besitz gebracht und die Russen gegen die Düna in Richtung auf Dünaburg, Friedrichstadt und Riga zurückgedrängt. Angeblich werden dieser Armee gegenüber größere russische Streitkräfte an der Düna zusammengezogen.

Den Schutz der Provinz Ostpreußen gegen die Festung Kowno und die noch westlich des Niemen befindlichen russischen Truppen übernahm die Armee Eichhorn, aus einer Aufstellung in der ungefähren Linie Augustowo-Suwalki-Kalwarja bis westlich Kowno, zugleich letzteres mit Truppen ihres linken Flügels belagernd.

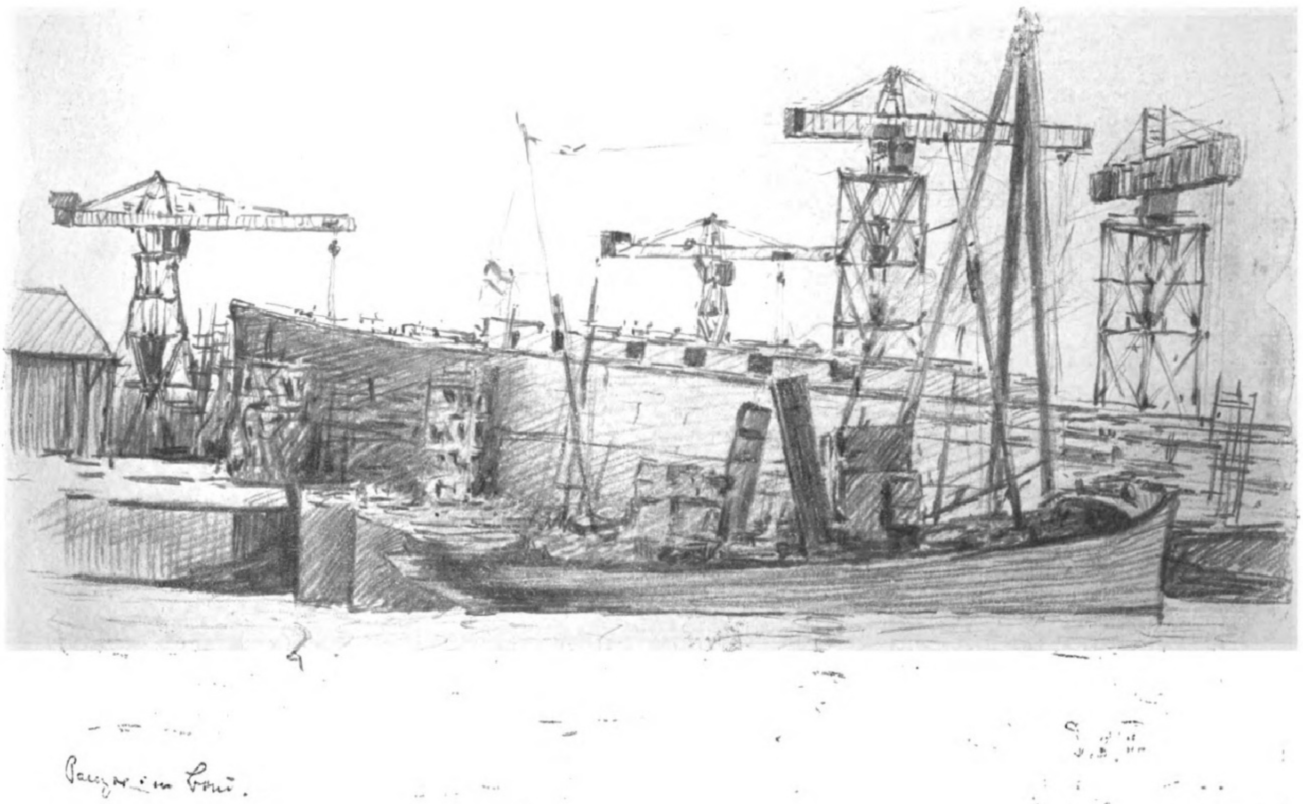
Um den Vorstößen aus ihrer stark befestigten Flußlinie des Bobr-Narew gegen die Südgrenzen von Ost- und Westpreußen wirksam entgegenzutreten und gleichzeitig die beabsichtigte Offensive gegen die rechte Flanke der „Zentralstellung“ in Russisch-Polen durchzuführen, wurden Ende Juni in Nordpolen zwei weitere Armeen unter den Generalen v. Gallwitz und v. Scholtz gebildet. In enger Zusammenarbeit warfen diese beiden Armeen zunächst die ihnen gegenüber befindlichen starken russischen Streitkräfte auf die Bobr-Narew-Linie zurück und schritten sodann zum Angriff auf diese Linie von Nowo-Georgiewsk bis Lomza. Nachdem sie in der zweiten Hälfte Juli zunächst die Befestigungen von Ostrolenka, später diejenigen von Rozan und Pultusk in ihren Besitz gebracht hatten, überschritten sie den Narew an verschiedenen Stellen; sie



Beim Anstreichen des Schiffsrumpfs.



Ein Torpedoboot nimmt Kohlen ein.



Ein Panzer im Bau.

Unsere Marine im Weltkrieg. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von Marinemaler Kurt Hassenkamp.



Ein französischer Minenwerfer. Nach einer in einem französischen Tornister gefundenen Aufnahme.

brachen dann den ihnen auf dem linken Ufer entgegentretenden starken Widerstand der Russen und setzten ihren weiteren Vormarsch zwischen Narew und Bug zunächst in südöstlicher Richtung fort. In den ersten Augusttagen wurden die Befestigungen bei Lomza und Segrshe genommen, die Festung Nowo-Georgiewsk eingeschlossen und belagert.

Nunmehr wenden wir uns wieder zum rechten Flügel, der Heeresgruppe Mackensen, die wir verlassen hatten, als sie, nach Überschreiten des San und der Einnahme von Lemberg sich nach Norden wendend, die Verfolgung der russischen Hauptkräfte zwischen Bug und Weichsel aufnahm.

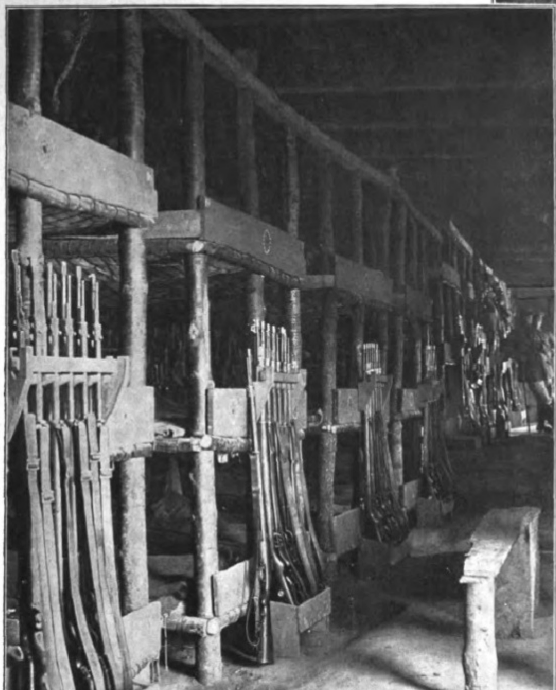
Dieser Verfolgung setzten die Russen begreiflicherweise den hartnäckigsten Widerstand unter Heranziehung frischer Truppen entgegen, denn wenn es ihnen nicht gelang, die Armeen der verbündeten Mittelmächte hier in ihrem Siegeszuge aufzuhalten, dann wurde ihre Stellung in der befestigten Weichsellinie unhaltbar. Es entwickelten sich daher im Laufe des Monats Juli südlich der Linie Cholm-Lublin schwere Kämpfe, die aber schließlich zugunsten der Verbündeten ausfielen. Nachdem es zunächst der auf dem linken Flügel der Heeresgruppe Mackensen kämpfenden Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand gelungen war, den verzweifelten Widerstand der Russen in der Gegend von Krasnik zu brechen, machte auch der rechte Flügel zwischen dem Bug und auf beiden Seiten des Wieprz Fortschritte, so daß Ende Juli die für die Russen äußerst wichtige Eisenbahn Kiew-Iwangorod-Warschau auf der Strecke von Cholm bis Lublin in den Besitz dieser Heeresgruppe gelangte. Dieser starke Druck von Süden blieb wiederum nicht ohne Einfluß auf die noch auf dem linken Weichselufer kämpfenden russischen Streitkräfte. Zunächst wich ihr linker Flügel zwischen Weichsel und Pilica weiter, und zwar hauptsächlich gegen die Festung Iwangorod zurück, von den Truppen der Armeeabteilung Woyrsch energisch verfolgt. Während der aus österreichisch-ungarischen Truppen bestehende rechte Flügel dieser Armeeabteilung sich gegen Iwangorod wendete, erzwang sich General Woyrsch selbst mit seiner schlesischen Landwehr unterhalb dieser Festung den Übergang über die Weichsel, wo er sich trotz heftiger Gegenstöße der Russen in einer schnell hergestellten brückenkopfartigen Stellung behauptete. Dieser Erfolg war für die weiteren Operationen auf dem rechten Weichselufer von großer Bedeutung.

Aber auch nördlich der Pilica zogen sich die Russen kämpfend gegen Warschau zurück und suchten schließlich, nachdem sie zum Verlassen der lange Zeit besetzt gehaltenen Blonie-Stellung gezwungen worden waren (3. August), Schutz hinter der äußeren Fortslinie von Warschau, dessen Räumung zunächst durch die Zivilbevölkerung, dann aber auch durch den größeren Teil der Besatzung von der russischen Oberen Heeresleitung bereits angeordnet worden war.

Inzwischen hatte die Verfolgung der Russen zwischen Bug und Weichsel durch die Heeresgruppe Mackensen ihren Fortgang genommen. Ihr an den Bug angelehnter rechter Flügel, der sich bereits einen sicheren Übergang über diesen Fluß bei Wladimir-Wolynski hergestellt hatte, erzwang sich nach schweren Kämpfen den Durchmarsch durch die Seenenge nordöstlich Leczna und erreichte die Linie Wlodawa-Parczew; bei ersterem Ort wurde alsbald ein zweiter Übergang über den Bug geschaffen und gesichert. Auf dem linken Flügel der Heeresgruppe Mackensen hatte die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand die ihr gegenüberstehenden starken russischen Streitkräfte bei Lubartow geschlagen und sie über den unteren Wieprz nach Norden zurückgeworfen.



Zu den Kämpfen in den Vogesen: Eine Munitionskolonne bringt auf Eseln Munition für die Gebirgsbatterien. (Hofphot. Eberth, Cassel.)



Ein von unseren Truppen dicht hinter der Front errichteter Unterstand. (Phot. A. Groß.)

Diese rastlose Verfolgung der Russen zwischen Bug und Weichsel durch die Heeresgruppe Mackensen in Verbindung mit dem oben schon geschilderten Vorgehen des rechten Flügels der Heeresgruppe Hindenburg (Armeen Scholtz und Gallwitz) gegen den unteren Bug sowie das Nachdrängen der noch auf dem linken Ufer der Weichsel befindlichen Streitkräfte der Verbündeten gegen diesen Fluß und über ihn hinaus hatten die Lage der Russen in ihrer Zentralstellung in Russisch-Polen unhaltbar gemacht, so daß nur eine Beschleunigung des bereits eingeleiteten Rückzuges sie vor Schlimmerem retten konnte, wie die sich nun Schlag auf Schlag folgenden Ereignisse klar erkennen lassen.

Am 4. August nahm und durchbrach die Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern die äußere und innere Fortlinie von Warschau, besetzte die Stadt, ausschließlich der auf dem rechten Weichselufer liegenden Vorstadt Praga, von wo die russische Nachhut Warschau noch unter Feuer nahm. Gleichzeitig nahmen und besetzten österreichisch-ungarische Truppen unter dem General v. Köveß die Festung Iwangorod und stellten bald darauf am rechten Weichselufer die Verbindung mit dem linken Flügel der Heeresgruppe Mackensen (siehe oben) her.

Durch die Besitznahme dieser beiden Weichselfestungen ist die lange Reihe von Erfolgen, die die Verbündeten seit den Maitagen am Dunajec in Galizien, in Süd- und Nordpolen und in den Ostseeprovinzen errungen haben, sozusagen gekrönt worden.

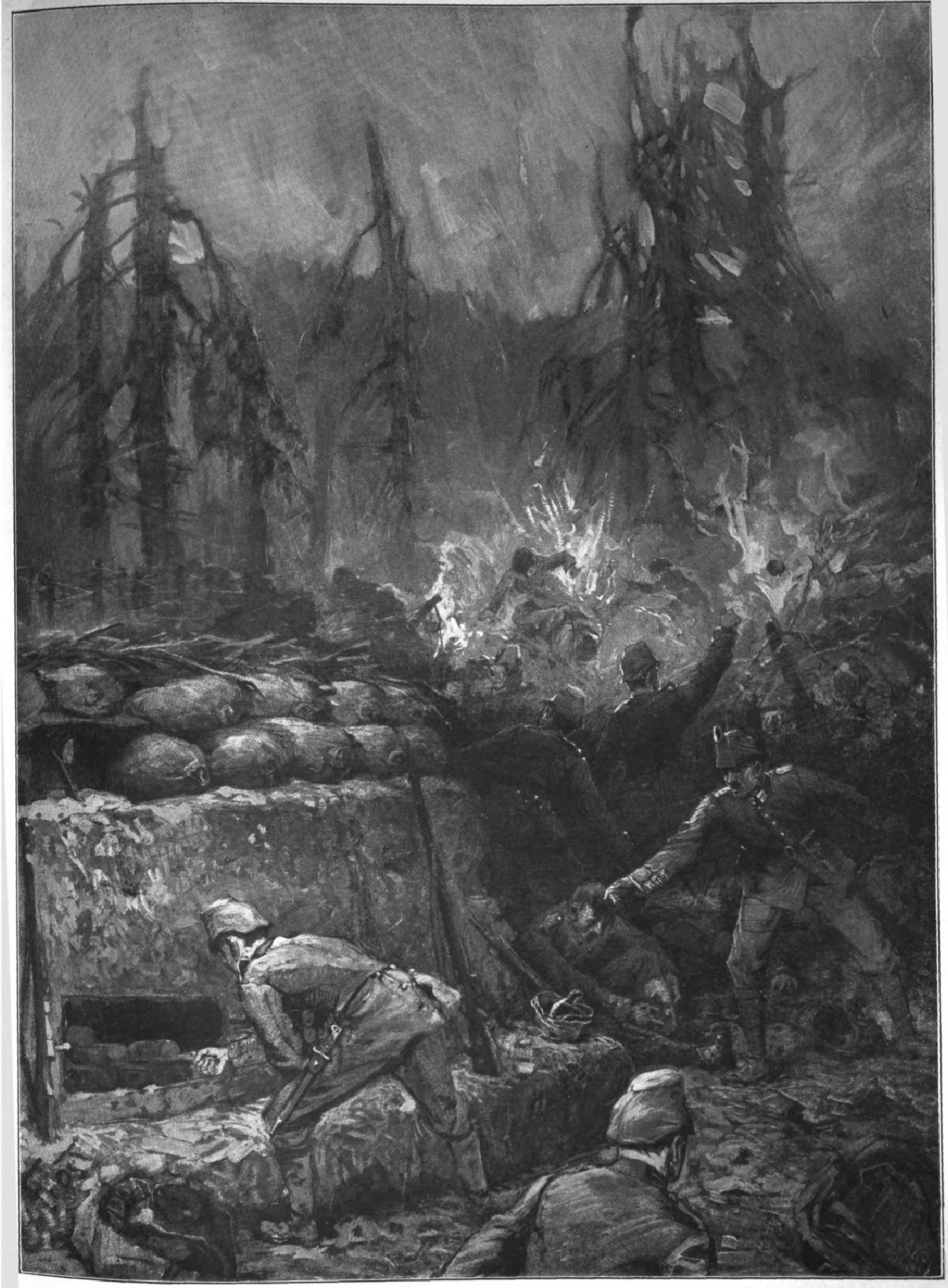
Aber lange hielten sich die Verbündeten an der eroberten Weichselfront, vor der sie monatelang gelegen hatten, nicht auf. Nachdem an Stelle der von den Russen zerstörten festen Weichselbrücken schnell andere Übergänge hergestellt worden waren, wurde von allen Seiten die Verfolgung des mit seinen Hauptkräften auf die starke Bugfestung Brest-Litowsk zurückweichenden Gegners aufgenommen. Von Süden her drängte die Heeresgruppe Mackensen, die bei Wlodawa ihren rechten Flügel alsbald auf das rechte Bugufer übergehen ließ, nach; von Westen aus der Weichselfront folgte die Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern, zu der die Armeeabteilung Woyrsch inzwischen übergetreten war.

Entsprechend dem Rückzug des Gegners war diesen Teilen der verbündeten Streitkräfte die allgemeine Richtung auf Brest-Litowsk gegeben worden, während die den rechten Flügel der Heeresgruppe Hindenburg bildenden Armeen Scholtz und Gallwitz, die nach Überschreiten des Narew anfänglich nach Südosten gegen den Bug vorgerückt waren, nunmehr eine nordöstliche Richtung etwa gegen die Linie Bielsk-Bialystok einschlugen.



Zu den Kämpfen in den Vogesen: Einladen von Geschossen auf die Feldbahn, die die Munition in die vorderste Stellung bringt. (Hofphot. Eberth, Cassel.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Von den Mai-Kämpfen in den Vogesen: Gardeschützen weisen auf dem Hartmannsweilerkopf in erbittertem Nahkampf den Versuch französischer Alpenjäger zurück, in die deutsche Stellung einzudringen.

Nach der Skizze eines Kampfteilnehmers für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.

Aus dem hartnäckigen Widerstand, den die Russen bei ihrem Rückzug zwischen Weichsel und Bug sowie nördlich und südlich von Brest-Litowsk leisteten, läßt sich schließen, daß sie nicht allein mit starken Nachhuten, sondern mit größeren Teilen ihrer vielfach geschlagenen Armee in Fühlung mit den ihnen rasch folgenden Streitkräften der Verbündeten blieben. Diese Vermutung wird außerdem durch die Tatsache bestätigt, daß im Bereich der Festung Brest-Litowsk beträchtliche Teile mehrerer russischer Armeen regellos zusammengedrängt waren. Daß begründete Hoffnung besteht, diesen Teilen des russischen Heeres noch vor Beendigung der Offensive der Verbündeten eine empfindliche Niederlage zu bereiten, wird ein zusammenfassender kurzer Blick auf die Kriegslage im Osten zeigen.

Die Heeresgruppe Mackensen stand bei Abschluß dieser Betrachtung (24. August) mit ihrem rechten Flügel, der inzwischen durch Teile der Armee Linsingen verstärkt worden, auf dem rechten Bugufer nordöstlich Wlodawa, wo sie soeben russische Streitkräfte geworfen hatte; die Mitte hatte Brest-Litowsk auf dem linken Bugufer eingeschlossen und die Russen bereits aus ihren Vorstellungen vertrieben; der linke Flügel war unterhalb Brest-Litowsk auf das rechte Bugufer übergegangen und drängte den sich dort verzweifelt wehrenden Gegner von Abschnitt zu Abschnitt in den Bereich der Festung zurück. Links, d. h. nördlich davon, drang die Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern auf dem rechten Bugufer energisch nach Osten vor und hatte bereits die Eisenbahn Brest-Litowsk-Bialystok nördlich Rasna überschritten; links von dieser Heeresgruppe war der linke Flügel der Heeresgruppe Hindenburg mit den Armeen Gallwitz und Scholtz bis in die Gegend südlich Bialystok gelangt und hatte bei Bielsk verzweifelte Gegenstöße der Russen erfolgreich abgewehrt; links von den Armeen Gallwitz und Scholtz befand sich die Armee Eichhorn im Vorgehen gegen den mittleren Niemen, schwächere russische Kräfte vor sich hertreibend. Am 26. August wurde die Festung Brest-Litowsk genommen. Die Heeresgruppe Hindenburg hat in den letzten Tagen — wie hier noch nachgeholt werden möge — zwei große Erfolge erzielt, indem die Festungen Kowno und Nowo-Georgiewsk von den Truppen der Generale Litzmann, bzw. Beseler genommen wurden; reiche Beute an Gefangenen, Geschützen und sonstigem Kriegsmaterial ist dabei in unsere Hände gefallen. Da inzwischen auch die kleine Festung Ossowiec am Bobr und die Festung Olita am Niemen von den Russen geräumt und von deutschen Truppen besetzt wurden, befindet sich zur Zeit im westlichen Grenzgebiet Rußlands nur noch die Niemen-Festung Grodno in russischem Besitz; sie dürfte in absehbarer Zeit von unseren im Stürmen von Festungen erfahrenen Truppen genommen werden.

Schließlich möge noch darauf hingewiesen werden, daß die Flanken der am Bug und Niemen kämpfenden Armeen der Verbündeten gut geschützt sind; und zwar rechts durch die Armeen Pflanzer-Baltin und Linsingen in der Linie Czernowitz am Pruth—Wladimir-Wolynski am oberen Bug, links durch die der Heeresgruppe Hindenburg angehörende Armee Below westlich der unteren Düna.

Wenn man an der Hand der vorstehend in großen Zügen geschilderten Tatsachen die Erfolge der Offensive der verbündeten Mittelmächte im Osten in den letzten vier Monaten überblickt, so steht man staunend und bewundernd sowohl vor der Großzügigkeit dieses Operationsplans als auch vor dessen zielbewußter, energischer Durchführung. Die Kriegsgeschichte aller Zeiten hat nichts Ähnliches aufzuweisen. Dementsprechend sind denn auch schon die bisher erzielten Erfolge, die in nächster Zeit noch deutlicher in Erscheinung treten werden. Militärisch kommen sie in der nicht mehr wegzuleugnenden Tatsache zum Ausdruck, daß Rußland in absehbarer Zeit nicht mehr in der Lage



Generalleutnant Wild v. Hohenborn,
preußischer Kriegsminister; erhielt den Orden pour le mérite verliehen. (Phot. R. Dührkoop, Berlin.)



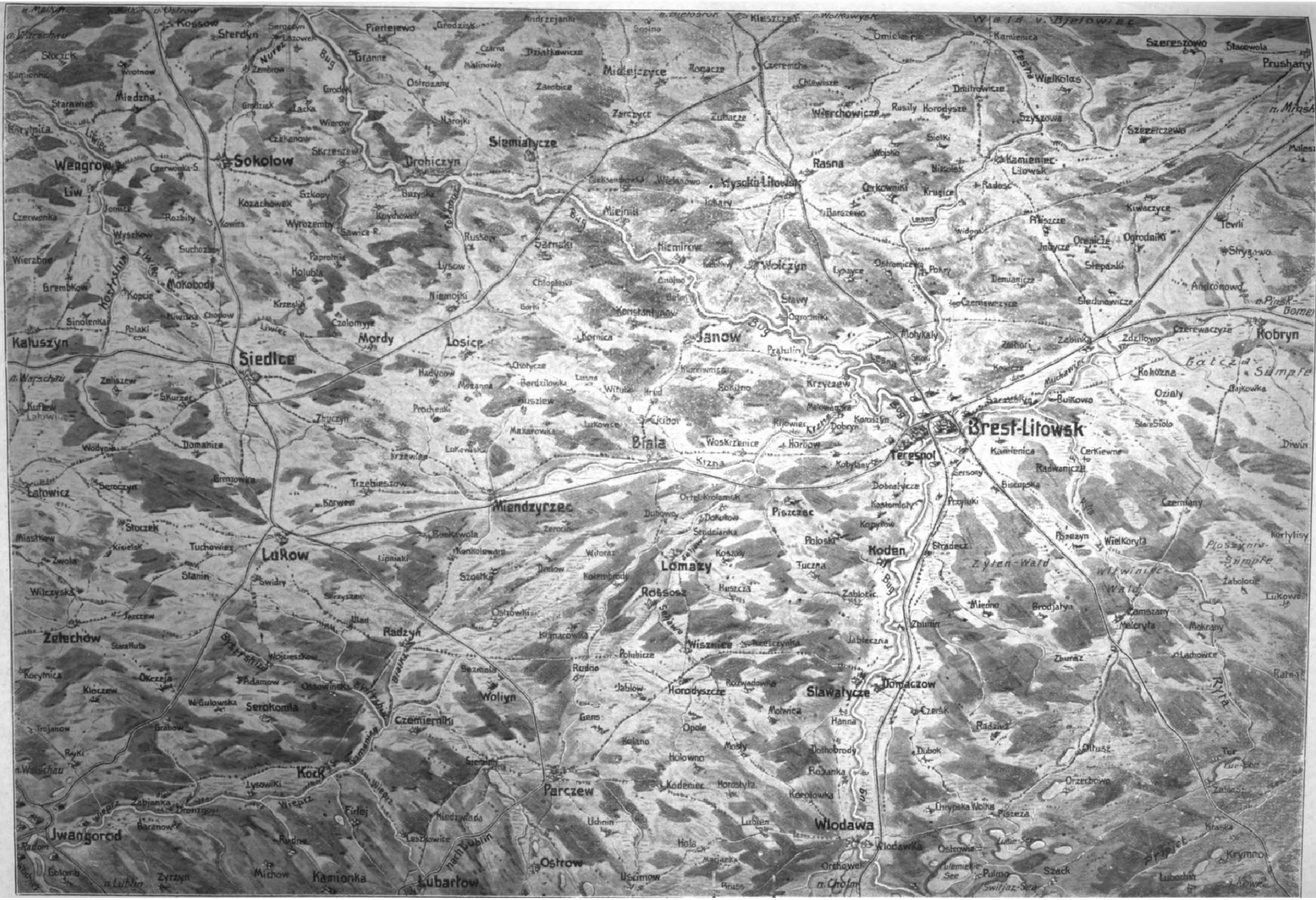
Feldgraue Reichstagsmitglieder. (Phot. Nicola Perscheid, Berlin.)

Dr. Eugen Schatz; 2. Karl v. Böhlendorff-Kölpin; 3. Dr. August Trendel; 4. Bartholomäus Koßmann; 5. Dr. Adolf Neumann-Hofer; 6. Georg Davidsohn; 7. Franz Behrens; 8. Jakob Astor; 9. Dr. Ludwig …as; 10. Dr. Fritz van Calker; 11. Otto Siebenbürger; 12. Jakob Pauly-Cochem; 13. Joseph Duffner; 14. Dr. Johannes Hoppe; 15. Johannes Rupp (Marburg); 16. Professor Dr. Conrad Ortmann; 17. Georg …ulenburg; 18. Dr. Albert Südekum; 19. Cohen (Reuß); 20. Dr. Ferdinand Werner; 21. Hans Nehbel; 22. Dr. Wilhelm Strube; 23. Schiele; 24. Dr. Friedrich Thoma; 25. Carl Laux; 26. Hermann Bruckhoff; … Sievkovich; 28. Röser; 29. Joseph Nacken; 30. Carl Diez; 31. Justizrat Dr. Johannes Junck; 32. Eugen Bolz; 33. Dr. Gerhard v. Schulze-Gaevernitz; 34. Emminger; 35. Paul Göhre; 36. Ernst Bassermann; … Wilhelm Bruhn; 38. Boß; 39. v. Böhm; 40. Dr. Oskar Cohn (Nordhausen); 41. Hermann Dietrich; 42. Franz Doerksen; 43. Baron Wilhelm Knigge; 44. Eugen Hähnle; 45. Ernst Siehr; 46. Ludwig Hasenzahl; 47. Richard Herzog; 48. Hermann Kreth.



Vom Kriegsschauplatz in Nordfrankreich: Feindlicher Feuerüberfall auf einen in die Reste eines Häuserkomplexes eingebauten Stützpunkt. Alarm. Die Mannschaften eilen auf ihre Posten.

Nach einer Zeichnung des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hayek.


Sokolow
Wengrow
Siedlce
Kaluszyn
Lukow
Zelechow
Kock
Jwangorod
Radzyn
Miendzyrzec
Biala
Losice
Mordy
Drohiczyn
Siemiatycze
Janow
Lomazy
Rossosz
Parczew
Ostrow
Lubartow
Kamionka
Wlodawa
Slawatycze
Domaczow
Koden
Terespol
Brest-Litowsk
Wysoko Litowsk
Kamieniec Litowsk
Kobryn
Prushany
Szereszowo
Wielkolas
Bug

sein wird, eine Offensive großen Stils, wie es sie von Anfang des Krieges an plante, zu unternehmen; die verbündeten Mittelmächte werden daher in der Lage sein, demnächst beträchtliche Streitkräfte auf die anderen Kriegsschauplätze im Westen und Süden zu entsenden, um auch dort eine hoffentlich ebenso erfolgreiche Entscheidung wie im Osten herbeizuführen. Aber auch politisch dürften sich die Erfolge unserer großen Offensive im Osten gerade jetzt insofern bemerkbar machen, als die von dem Vierverband umworbenen neutralen Balkanstaaten sich wohl hüten werden, seinen Verlockungen nachzugeben.

Wir aber, die wir daheim bleiben mußten und nicht auch unser Leben für das von allen Seiten bedrohte Vaterland einsetzen konnten, haben nach solchen großartigen Taten, wie sie unsere Offensive im Osten gezeitigt hat, allen Anlaß, nächst dem Herrn der Heerscharen den Führern und Truppen aufrichtig zu danken für ihre großartigen Leistungen. Diesen Dank können wir am besten betätigen, indem wir mit ihnen durchhalten, bis das Endziel dieses Weltkrieges, d. h. ein für die verbündeten Mittelmächte ehrenvoller Friede, erreicht sein wird.

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

1. August 1915.

Ein englischer Angriff gegen unsere neue Stellung bei Hooge brach völlig zusammen. Ebensowenig Erfolg hatten nächtliche Vorstöße der Franzosen gegen Souchez. Am späten Abend wurden unsere Stellungen auf dem Reichsackerkopf in den Vogesen angegriffen. Der Feind wurde zurückgeschlagen. In den Argonnenkämpfen vom 20. Juni bis 20. Juli nahmen wir 125 Offiziere, 6610 Mann gefangen und erbeuteten 52 Maschinengewehre.

Im Juli wurden zwischen Ostsee und Pilica 95023 Russen gefangengenommen, 41 Geschütze (darunter 2 schwere), 4 Minenwerfer, 230 Maschinengewehre erbeutet. Unsere nördlich von Iwangorod über die Weichsel vorgegangenen Truppen wiesen heftige feindliche Gegenangriffe ab. Beim Nachstoß eroberten wir die Höhen bei Podzawcze und machten mehr als 1000 Gefangene. Zwischen Weichsel und Bug warfen deutsche Truppen den Feind westlich von Dubienka, südlich von Cholm und südlich von Leczna. Nördlich Lublin wiesen österreichisch-ungarische Truppen starke Gegenstöße ab und setzten seither ihren Angriff fort. Bei Kurow stürmte eine im Verbande der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand stehende deutsche Division zwei hintereinanderliegende feindliche Linien. Österreichisch-ungarische Truppen erkämpften sich den Weg bis Nowo-Alexandrija. Deutsche Regimenter haben bei der Verfolgung des Feindes Cholm durchschritten. Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze fielen im Juli in die Hände der deutschen Truppen: 323 Offiziere, 75719 Mann, 10 Geschütze, 126 Maschinengewehre. Von den unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl stehenden Streitkräften wurden im Juli 527 russische Offiziere und 126311 Mann als Gefangene eingebracht, 16 Geschütze und 202 Maschinengewehre erbeutet.

Kleinere Gefechte im Tiroler und Kärntner Grenzgebiet waren von günstigem Ausgange für die österreichisch-ungarischen Waffen. Ein von Selz und drei von Vermegliano angesetzte feindliche Nachtangriffe wurden unter schweren italienischen Verlusten abgeschlagen.

2. August 1915.

Im Westteil der Argonnen setzten wir uns durch einen überraschenden Bajonettangriff in Besitz mehrerer feindlicher Gräben. Am Abend griffen die Franzosen in den Vogesen abermals die Linie Schratzmännle-Barrenkopf an. Die ganze Nacht hindurch wurde dort mit Erbitterung gekämpft. Der Angreifer ist zurückgeworfen.

Mitau wurde gestern von unseren Truppen nach Kampf genommen. Nordwestlich von Lomza erreichten unsere Truppen den Narew. 1 Offizier, 1003 Mann wurden von uns gefangengenommen. Auf der übrigen Front bis zur Weichsel ging es vorwärts. 560 Gefangene, dabei 1 Offizier, wurden eingebracht. Nördlich anschließend an die am 31. Juli eroberten Höhen bei Podzawcze drangen gestern Truppen des Generaloberſten v. Woyrsch unter heftigen Kämpfen durch das Waldgelände nach Osten vor. Der weichende Feind verlor 1500 Mann an Gefangenen und 8 Maschinengewehre.

Westlich Iwangorod haben siebenbürgische Regimenter dem Feinde acht etagenförmig angelegte betonierte Stützpunkte mit dem Bajonett entrissen. 15 Offiziere und über 2300 Mann wurden gefangen und 29 Geschütze (darunter 21 schwere) erbeutet, ferner 11 Maschinengewehre. Unmittelbar östlich der Weichsel erstürmte eine österreichisch-ungarische Division die Eisenbahnstation Nowo-Alexandrija.

Die gegen die Stellungen östlich Polazzo geführten starken italienischen Angriffe wurden durch einen Gegenangriff vollständig zurückgeschlagen.

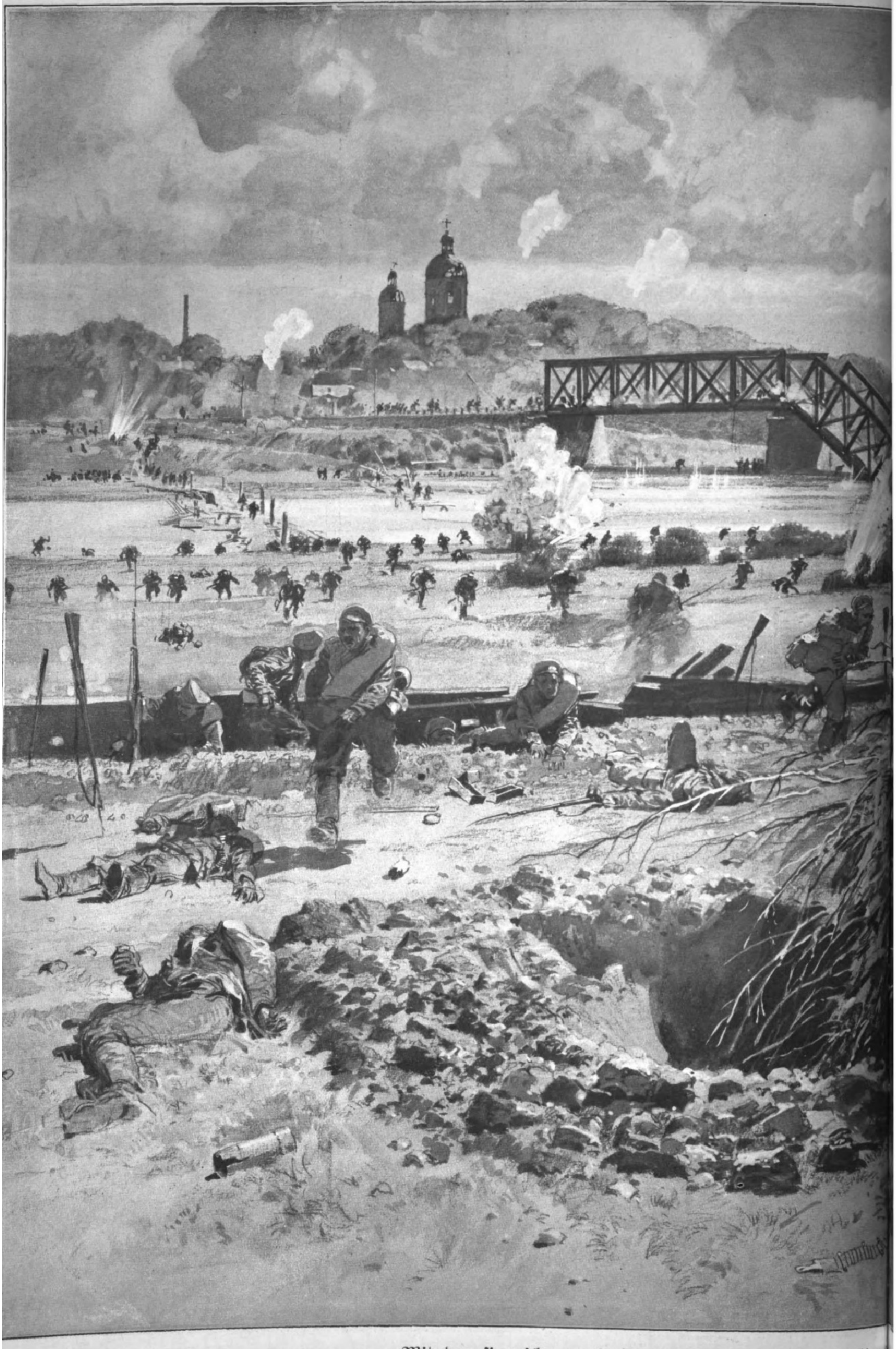


Gefangene Russen werden über die von den deutschen Truppen geschlagene Pontonbrücke aus der Festung Nowo-Georgiewsk geführt. Im Hintergrunde die Zitadelle. (Phot. R. Sennecke.)



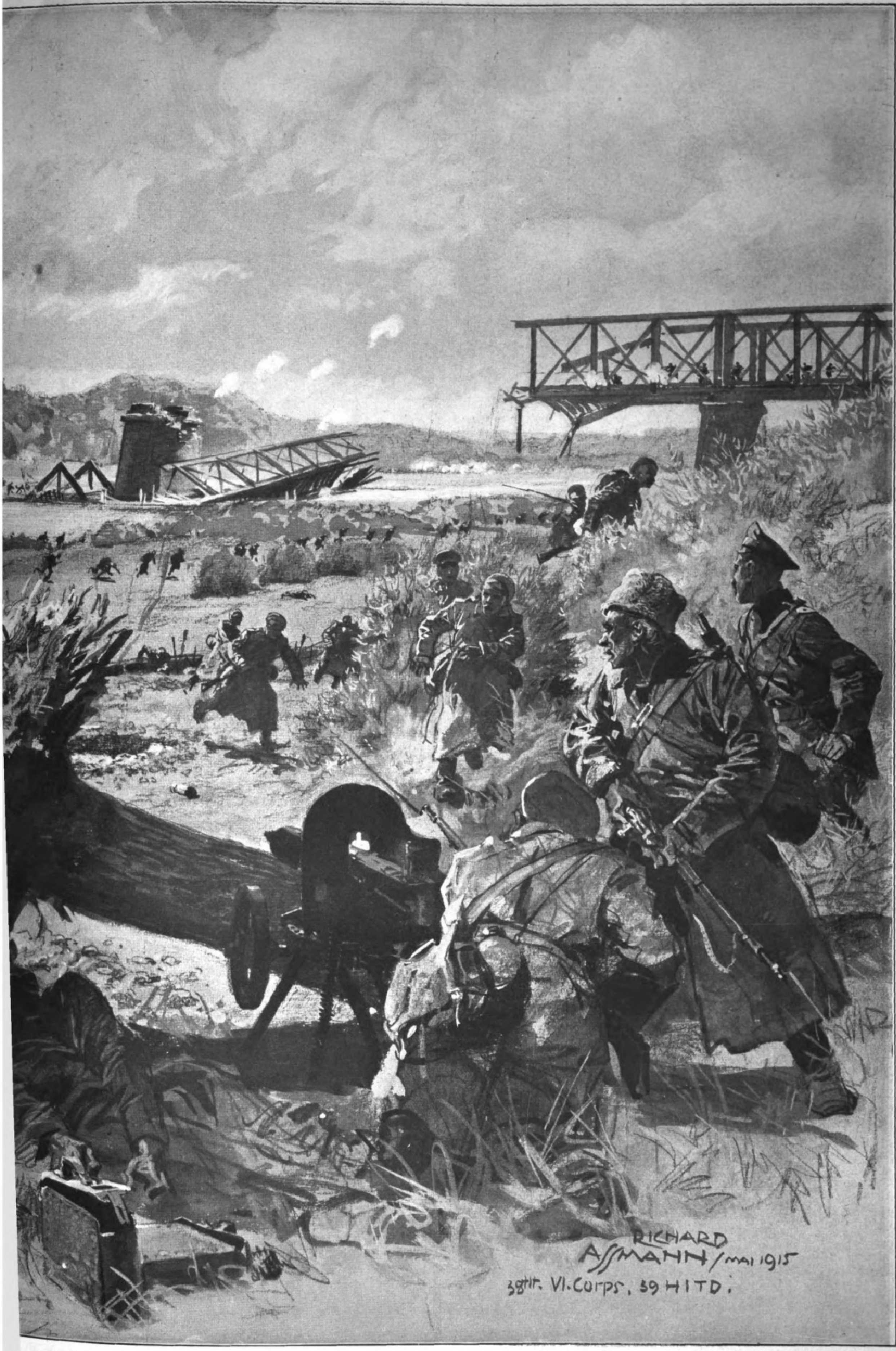
Im Hofe der Zitadelle von Nowo-Georgiewsk nach der Einnahme der Festung durch die deutschen Truppen. (Hofphot. Hoenisch, Leipzig.)

Zur Eroberung der russischen Weichselfestung Nowo-Georgiewsk durch die Armee des Generals der Infanterie v. Beseler am 20. August.



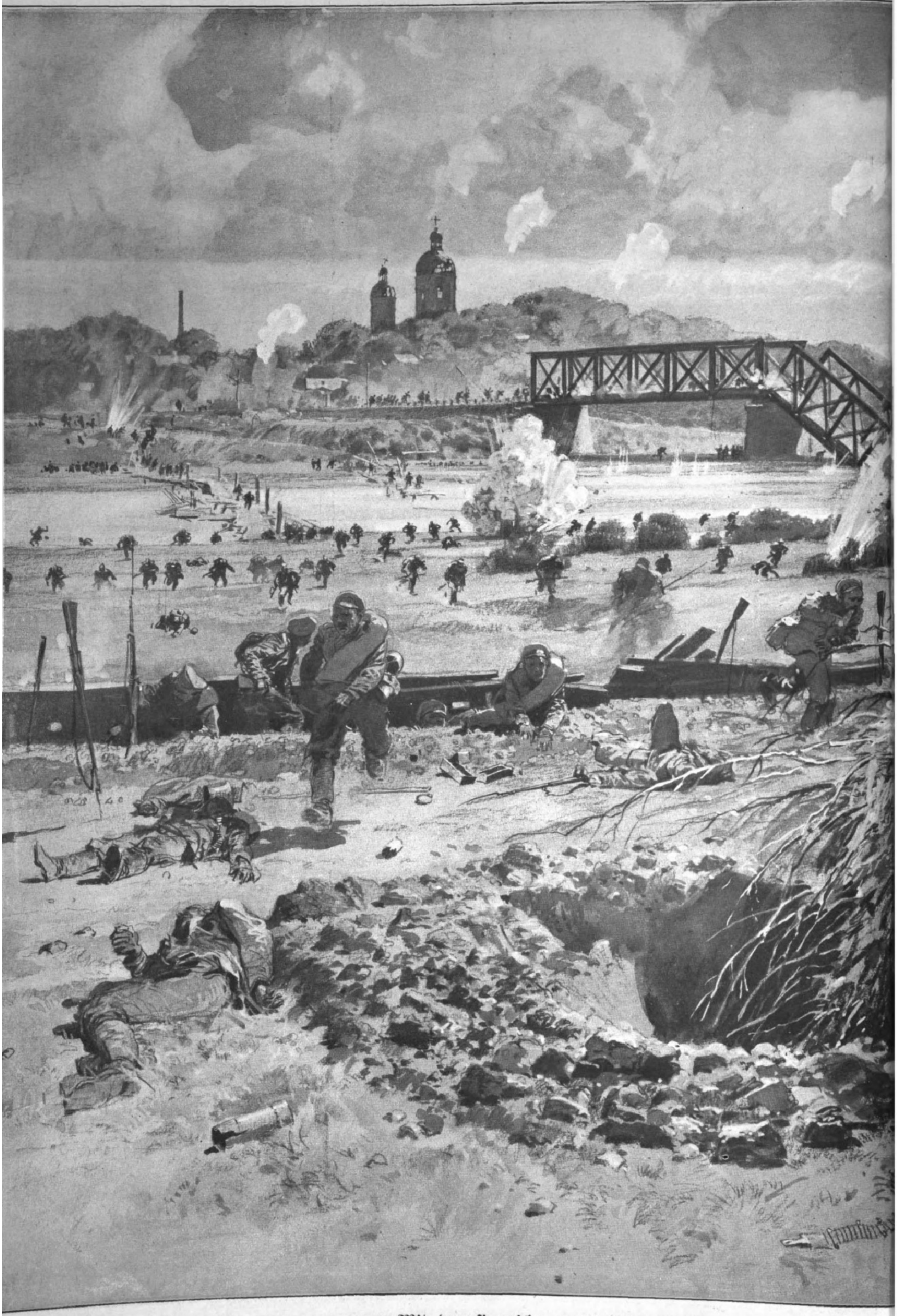
Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung"



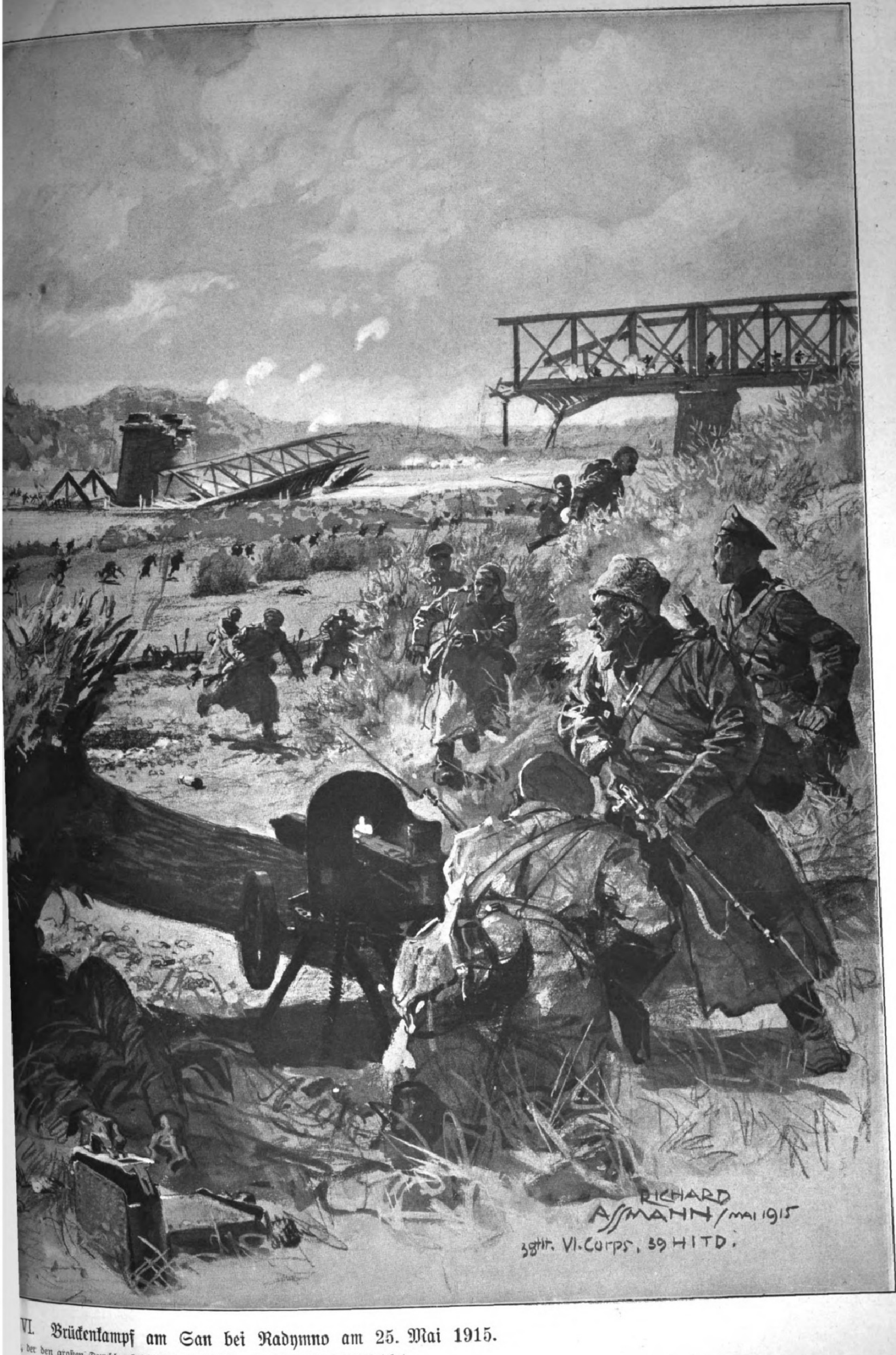
Brückenkampf am San bei Radymno am 25. Mai 1915.

großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“



VI. Brückenkampf am San bei Radymno am 25. Mai 1915.

, der den großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

…ſt 1915.

… am 30. Juli bei Hooge genommene engliſche … g iſt, entgegen dem amtlichen Bericht des eng… Oberbefehlshabers, vollſtändig in unſerer Hand. … Argonnen wurden nordweſtlich von Le Four de … einige feindliche Gräben genommen und dabei …ngene gemacht. Bei dem geſtern gemeldeten Ba…ngriff ſind im ganzen 4 Offiziere, 163 Mann ge…genommen und 2 …engewehre erbeu… …n den Vogeſen iſt … Kämpfen in der …m 1. zum 2. Auguſt …es Grabenſtück am …männle an den verlorengegangen. …ich von Poniewiez … Gegner, zum Teil …hreren Stellungen …n, in öſtlicher Rich… . Unſere Truppen …ie Straße Wobol…bocz überſchritten. … Gefangenenzahl …50 Mann, 2 Ma…ewehre erbeutet. …tung auf Lomza …unter erfolgreichen …n Raum gewon… Rund 3000 Ruſſen … gefangengenom… …nſere im Oſten zu… gezogenen Luft…unternahmen er… …e Angriffe auf …nlinien öſtlich von …u. Von den … des Generalfeld…lls v. Mackenſen … die feindlichen …ſtlich von Lenczna …dlich von Cholm …chen. Öſtlich von … wurden geſtern …iſchen Cholm und … 1. und 2. Auguſt …0 Gefangene ge…ehrere Maſchinen… erobert. Lenczna … von den öſter…ungariſchen Trup…ommen.

… Plateaurand von Polazzo griffen neuerlich ſtarke …he Kräfte an. Fünfmal ſtürmte der Feind ver…gegen die öſterreichiſch-ungariſche Infanterie, die …es Ortes und am Monte dei Sei Buſi heldenmütig …lt und dem Feinde große Verluſte beibrachte.

…ſt 1915.

…lich von Lomza wurden die Ruſſen in die vor…ne Verteidigungsſtellung der Feſtung zurückge… Oſt- und weſtpreußiſche Regimenter nahmen die …ch Feldbefeſtigungen geſchützten Narew-Übergänge …colenka nach heftigſtem Widerſtand. Mehrere tauſend Ruſſen wurden gefangengenommen, 17 Maſchinengewehre erbeutet. Vor Warſchau wurden die Ruſſen aus der Blonie-Stellung in die äußere Fortlinie geworfen.

Zwiſchen Weichſel und Bug wurde der Gegner erneut geworfen und ſetzte den Rückzug gegen Norden fort.

Angriffe der Italiener im Görziſchen, auf dem Monte dei Sei Buſi gegen die Grenzbrücke ſüdlich Schluderbach und auf den Col di Lana (Buchenſtein) wurden abgewieſen.



Zum Fall der Feſtung Kowno am 18. Auguſt: Geſamtanſicht der Stadt Kowno mit der von den Ruſſen abgebrannten Niemenbrücke (Hofphot. Kühlewindt.)

5. Auguſt 1915.

In Kurland und Samogitien ſchlug unſere Kavallerie die ruſſiſche aus dem Felde. Hierbei und bei den Kämpfen öſtlich von Poniewiez wurden 2225 Ruſſen, darunter 2 Offiziere, gefangengenommen.

Die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz blieben unter heftigen Kämpfen im weiteren Vordringen gegen die Straße Lomza-Oſtrow-Wyſzkow. 22 Offiziere, 4840 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, 17 Maſchinengewehre erbeutet. Die Armee des Prinzen Leopold von Bayern nahm geſtern und heute nacht die äußere und innere Fortlinie von Warſchau, in der ruſſiſche Nachhut noch zähen Widerſtand leiſtete. Die Stadt wurde heute vormittag durch unſere Truppen beſetzt. Öſtlich des Bug rückte deutſche Kavallerie in Wladimir-Wolynſk ein.

Iwangorod wurde geſtern von öſterreichiſch-ungariſchen Truppen beſetzt. Öſterreichiſch-ungariſche Reiterei hat Uſtilug erreicht.

6. Auguſt 1915.

An der Narew-Front ſüdlich von Lomza machten die deutſchen Armeen trotz hartnäckigen Widerſtandes der Ruſſen weitere Fortſchritte. Zwiſchen Bugmündung und Neſielſk durchſtießen Einſchließungstruppen von Nowo-Georgiewſk eine feindliche Stellung ſüdlich von Blendoſtwo und drangen gegen den oberen Narew vor. Unſer Luftſchiffgeſchwader belegte die Bahnanlage Bialyſtok mit Bomben.

Von Praga auf dem rechten Weichſelufer aus beſchießen die Ruſſen ſeit geſtern morgen das Stadtinnere Warſchaus ſtark mit Artillerie und Infanterie.

Die Armeen des Generalfeldmarſchalls v. Mackenſen ſetzten die Verfolgungskämpfe fort. Nordöſtlich von Nowo-Alexandrija wurde der Gegner von öſterreichiſch-ungariſchen Truppen, bei Sawin (nördlich von Cholm) von deutſchen aus ſeinen Stellungen geworfen.

In der Nacht zum 5. und geſtern ſcheiterten mehrere italieniſche Angriffe, von Sagrado aus gegen die Höhe von Podgora, im Plava-Abſchnitt und im Krngebiet.

Ein öſterreichiſch-ungariſches Unterſeeboot hat geſtern früh ein italieniſches Unterſeeboot Typ „Nautilus“ bei Pelagoſa anlanciert und verſenkt. Das italieniſche Luftſchiff „Città di Jeſi“ wurde um Mitternacht vom 5. auf den 6. Auguſt bei einem Verſuche, über den Hafen von Pola zu fliegen, durch Schrapnellfeuer heruntergeholt. Die geſamte Bemannung wurde gefangen.

7. Auguſt 1915.

In Flandern wurden die Belgier durch die Wirkung unſerer Artillerie gezwungen, ihre bei Heernisse (ſüdlich von Dixmuiden) über die Yſer vorgeſchobene Stellung zu räumen.

Öſtlich von Poniewice gingen die Ruſſen hinter die Jara zurück. Gegen die Weſtfront von Kowno wurden Fortſchritte gemacht. Hierbei ſind 500 Ruſſen gefangengenommen und 2 Maſchinengewehre erbeutet. Die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz haben nach heftigen Kämpfen den feindlichen Widerſtand zwiſchen Lomza und der Bugmündung gebrochen. Das Geſamtergebnis aus den Kämpfen vom 4. bis 6. Auguſt beträgt 85 Offiziere und mehr als 14 200 Mann gefangen, 6 Geſchütze, 8 Minenwerfer und 69 Maſchinengewehre genommen. Die Einſchließungstruppen von Nowo-Georgiewſk drangen von Norden her bis zum Narew durch. Das Fort Dembe wurde genommen. Von Süden her iſt die Weichſel bei Pienkow erreicht. Die Ruſſen ſetzten die Beſchießung der Stadt Warſchau von dem weſtlichen Weichſelufer aus fort. Unſere Luftſchiffe belegten die Bahnhöfe von Nowo-Minſk und Siedlce mit Bomben.

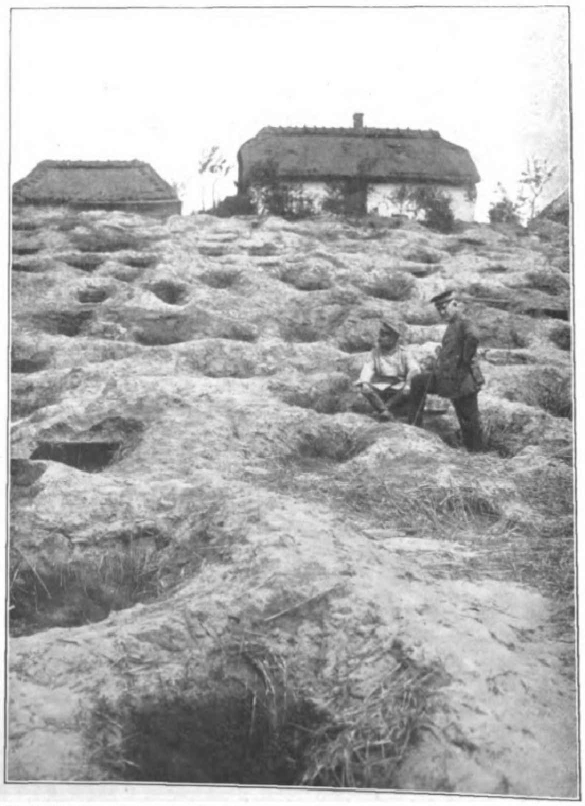
Zwiſchen Weichſel und Bug haben deutſche Truppen bei Ruſkowola (ſüdöſtlich von Lubartow) die feindlichen Stellungen geſtürmt und nordöſtlich von Lenczna den Austritt aus den dortigen See-Engen erzwungen.

Öſterreichiſch-ungariſche Truppen drangen ſüdlich von Lubartow in die feindlichen Linien ein.

Das am 5. Auguſt früh durch ein öſterreichiſch-ungariſches Unterſeeboot verſenkte italieniſche Unterſeeboot war „Nereide“.



…arke ruſſiſche Stellung bei Izbica. (Phot. E. Benninghoven.)



Staffelförmig gebaute ruſſiſche Infanterieſtellungen bei Krasnoſtaw am Wieprz. (Phot. E. Benninghoven.)

Zum ruſſiſchen Rückzug aus Ruſſiſch-Polen.



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Ehrenerweisung von Reservemannschaften vor einem verwundeten Offizier, der aus der Feuerlinie zum Verbandplatz getragen wird.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hermann Sourell.

8. August 1915.

Französische Handgranatenangriffe bei Souchez und Gegenangriffe gegen einen vorgestern dem Feinde entrissenen Graben in den Westargonnen wurden abgewiesen.

Die deutsche Narew-Gruppe näherte sich der Straße Lomza-Ostrow-Wyszkow. An den einzelnen Stellen leistet der Gegner hartnäckigen Widerstand. Südlich von Wyszkow ist der Bug erreicht. Serock an der Bugmündung wurde besetzt. Vor Nowo-Georgiewsk nahmen unsere Einschließungstruppen die Befestigungen von Zegrze. Bei Warschau gewannen wir das östliche Weichselufer.

Die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand setzte gestern im Raume zwischen Weichsel und Wieprz den Angriff fort, warf den Feind aus mehreren Linien, nahm nachmittags Lubartow und drang gegen Norden bis zu dem Flußknie vor. Auch südlich und südwestlich Miechow errangen österreichisch-ungarische Truppen einen vollen Erfolg. Der Feind wurde in Front und Flanke gefaßt und über den Wieprz zurückgetrieben. Die Zahl der bei Lubartow und Miechow eingebrachten Gefangenen betrug bis gestern Abend 23 Offiziere und 6000 Mann. Die



Erzherzog Joseph Ferdinand (×), der siegreiche Armeeführer und Eroberer von Lublin, empfängt in Lublin die kirchlichen und bürgerlichen Behörden nach der Einnahme der Stadt durch seine Truppen. (Welt-Preß-Photo.)

Bei Czernelica auf dem Südufer des Dnjestr bemächtigten sich innerösterreichische und küstenländische Heeres- und Landwehrregimenter einer brückenkopfartigen Stellung, welche die Russen bisher hartnäckig zu verteidigen wußten. Der Feind flüchtete über den Fluß und ließ 22 Offiziere und 2800 Mann als Gefangene, 6 Maschinengewehre und zahlreiches Kriegsmaterial zurück.

Drei italienische Angriffe gegen den nach Westen vorspringenden Teil des Plateaus von Doberdò und ein Vorstoß des Feindes auf Zagora (südöstlich von Plawa) wurden abgewiesen.

In der Nacht vom 9. zum 10. August führten unsere Marineluftschiffe Angriffe gegen befestigte Küsten- und Hafenplätze der englischen Ostküste aus. Britische Kriegsschiffe auf der Themse, die Docks von London, ferner der Torpedostützpunkt Harwich und wichtige Anlagen am Humber wurden mit Bomben beworfen.

11. August 1915.

Schwächere Vorstöße, die die Russen in den letzten Tagen längs der Straße Riga-Mitau machten, wurden leicht abgewiesen. Ein Angriff starker russischer Kräfte aus Kowno heraus scheiterte. Die Zahl der dort seit dem 8. August gefangenen Russen erhöhte sich auf 2116, die der Maschinengewehre auf 16. Östlich von Lomza weicht die ganze russische Front.

Die verbündeten Truppen erreichten in scharfer Verfolgung mit linkem Flügel die Gegend von Kaluczym; auf dem rechten Flügel stürmte die Armee des Generaloberstenv. Woyrsch heute früh die feindlichen Nachhutstellungen beiderseits Jedlanka (westlich von Lukow).

Die über den Wieprz vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Truppen vertrieben gestern den Feind aus der Gegend nordwestlich Kozk und setzten die Verfolgung in nordwestlicher Richtung fort.

Am Rande des Plateaus von Doberdò griffen starke feindliche Kräfte die österreichisch-ungarischen Stellungen östlich Monfalcone an. Der abgewiesene Gegner erlitt namentlich durch flankierendes Geschützfeuer schwere Verluste.

12. August 1915.

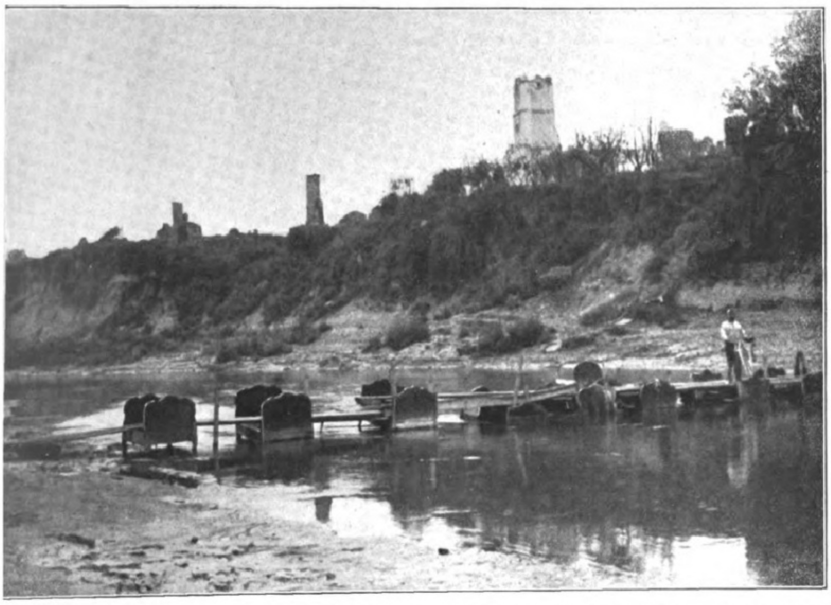
In den Argonnen eroberten wir nördlich von Vienne-le-Château eine französische Befestigungsgruppe, das „Martinswerk", machten 74 unverwundete Gefangene, darunter 2 Offiziere, und erbeuteten 2 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer. Der Feind erlitt große blutige Verluste.

Südlich des Niemen schlugen Truppen der Armee des Generals v. Eichhorn einen mit erheblichen Kräften am Dawina-Abschnitt unternommenen Angriff blutig ab. Der Gegner ließ 700 Gefangene in unseren Händen. Die Armee des Generals v. Scholtz nahm den Brückenkopf von Wizna und warf südlich des Narew den Feind über den Gac-Fluß. Seit dem 8. August machte die Armee 4950 Mann, darunter 11 Offiziere, zu Gefangenen und erbeutete 12 Maschinengewehre. Die Armee des Generals v. Gallwitz stürmte Zambrowo und drang weiter vor. Der Muchawka-Abschnitt wurde überschritten. Nachdem die verbündeten Truppen an mehreren Punkten in die zähe verteidigten feindlichen Stellungen eingebrochen waren, sind die Russen seit heute nacht auf der ganzen Front zwischen Bug und Parczew im Rückzuge.

Die nördlich des unteren Wieprz verfolgenden österreichisch-ungarischen Kräfte haben heute Lukow genommen.

An der küstenländischen Front wurde in der vergangenen Nacht ein größerer feindlicher Angriff gegen den vorspringenden Teil des Plateaus von Doberdò und zwei Vorstöße bei Zagora abgewiesen.

Am 11. August früh beschossen österreichisch-ungarische Fahrzeuge die italienischen Küstenbahnanlagen von Molfetta bis Seno San Giorgio.



Die Bettenbrücke über den Bug bei Krylow, die wegen des infolge schnellen Vorrückens eingetretenen Mangels an Brückenbaumaterial von österreichisch-ungarischen Truppen aus requirierten Bettstellen, über die sie Bretter legten, hergestellt wurde. Im Hintergrunde der abgeschossene Kirchturm, auf dem die Russen mehrere Maschinengewehre aufgestellt hatten.

Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen.

Beute belief sich auf 2 Geschütze, 11 Maschinengewehre und 2 Munitionswagen.

Starke italienische Infanterie griff am Abend des 6. August den Plateau- and im Abschnitt Polazzo-Vermegliano an und wurde zurückgeschlagen.

. August 1915.

Die Angriffstruppen von Kowno haben sich näher an die Festung herangeschoben. Auch gegen die Nord- und Westfront von Lomza machten wir unter heftigen Kämpfen Fortschritte. Südlich von Lomza wurde die Straße nach Ostrow erreicht und die Straße Ostrow-Wyszkow überschritten. Nowo-Georgiewsk wurde auch im Osten zwischen Narew und Weichsel abgeschlossen.

Gegenüber von Warschau wurde Praga besetzt. In Warschau wurden einige tausend Gefangene gemacht.

Das linke Wieprz-Ufer und das rechte Weichselufer bei Iwangorod sind vom Gegner gesäubert. Die Zahl der von der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand gemachten Gefangenen erhöhte sich auf 8000. Am Dnjestr aufwärts Usciecskow warfen österreichisch-ungarische Truppen die Russen an mehreren Punkten, wobei 1600 Mann gefangen und Maschinengewehre erbeutet wurden.

August 1915.

Östlich von Ypern gelang es stärkeren englischen Kräften, sich in den Besitz der Westteile von Hooge zu setzen.

Auf der Westfront von Kowno wurde der Angriff unter ständigen Gefechten näher an die Fortlinie herangetragen. Hierbei machten wir über einige hundert Russen zu Gefangenen, 4 Geschütze wurden erbeutet. Truppen der Armee des Generals v. Scholtz durchbrachen gestern nachmittag die Fortlinie von Lomza, erstürmten Fort IV und nahmen heute bei Tagesanbruch die Festung. Südlich von Lomza wurde die Straße nach Ostrow kämpfend überschritten.

Die Armee des Generaloberſten v. Woyrsch nahm Anschluß an den im Süden vordringenden linken Flügel der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.



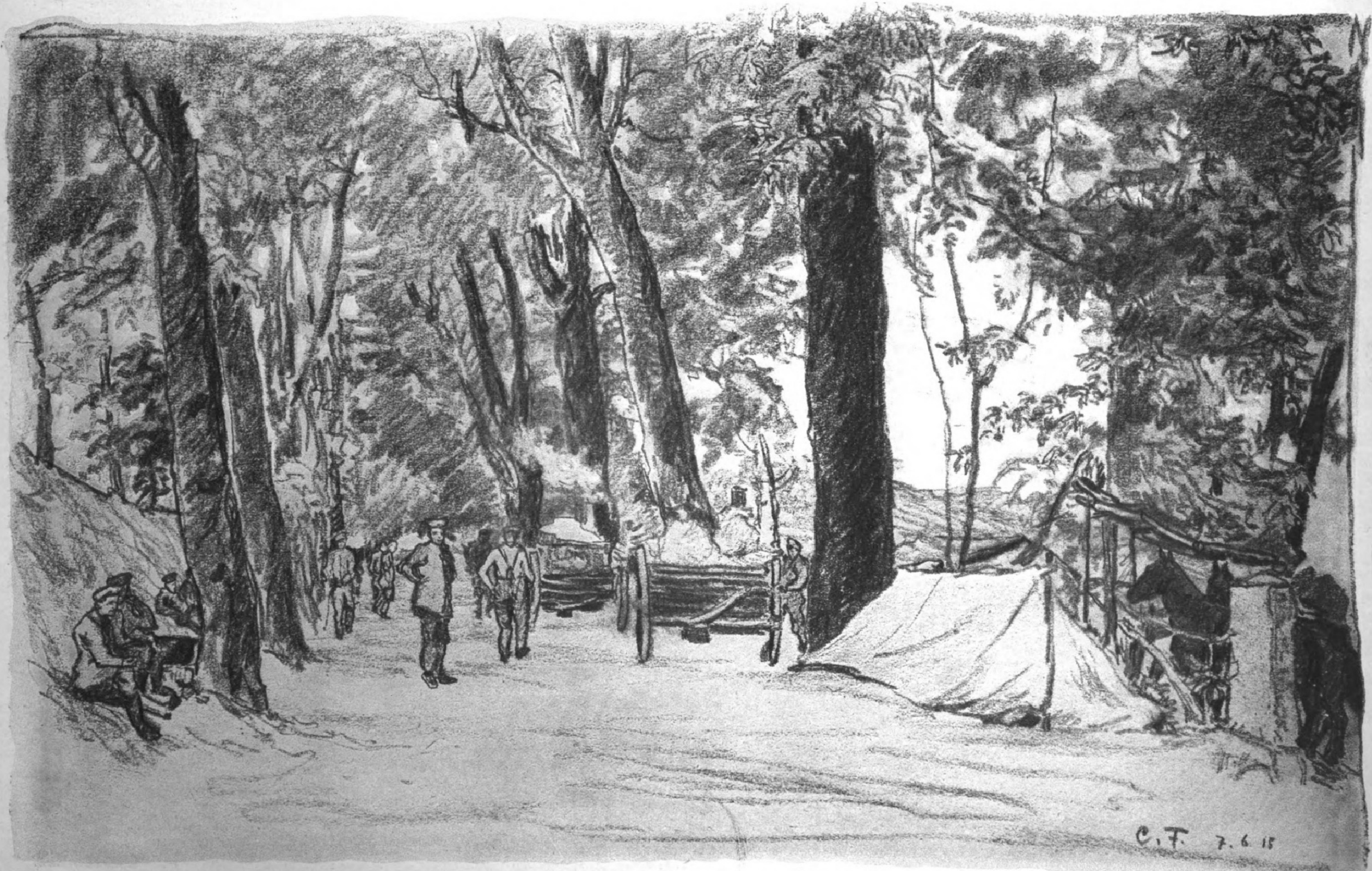
Das italienische Luftschiff „Città di Jesi", das in der Nacht vom 5. auf den 6. August bei Pola von den österreichisch-ungarischen Batterien heruntergeschossen wurde und ins Meer fiel. Die Insassen, drei Offiziere und drei Mann, wurden gefangengenommen, das Luftschiff nach dem Hafen von Pola geschleppt.

Der Krieg mit Italien.



Der Krieg mit Italien: Beschießung von Bari durch ein österreichisch-ungarisches Geschwader von Torpedobootszerstörern am 11. August frühmorgens.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Marinemaler Alex Kircher.



Hinter der Front auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Rast einer Kolonne. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem bei den bayrischen Truppen befindlichen



Beim Abholen von Proviant aus einem Magazin in Lowitsch. (Phot. Gebr. Haeckel.)

Das Etappenwesen.

Von Major v. Olberg, Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam.

Je größer die modernen Heere sind, um so bedeutender ist naturgemäß der ihnen nachgeführte Troß, der für die Verpflegung, das Sanitätswesen, die Munitionsversorgung, die Materialergänzung, das Feldpostwesen und vieles andere unbedingt erforderlich ist. Alles dies, unmittelbar den Truppen im Vormarsch folgend, bildet die Impedimente der Truppe, die wir militärisch in die Große Bagage — die Munitions-Kolonnen und die Trains — gliedern; sie sind untrennbar von der fechtenden Truppe, der sie die täglichen Bedürfnisse des Heeres nachführen; nur ihr Vorhandensein gewährleistet einen ungestörten Fortgang der Operationen, ihre Leitung, Bewegung und Ergänzung ist das Arbeitsgebiet eines besonderen Generalstabsoffiziers im Stabe des Führers.

Die Zeiten, wo eine Armee sich auf dem Operationsgebiet ernähren konnte, wo der Kriegsschauplatz alles hergeben mußte, was für Mann und Pferd gebraucht wird, sind endgültig vorüber. Die heutigen Massenheere sind vorwiegend auf den Nachschub aus der Heimat angewiesen, wenn natürlich auch alles ausgenutzt und dankbarst angenommen wird, was das besetzte Feindesland an Nahrungs- und Genußmitteln bietet. Allein bei der heutigen Strategie mit ihren zahllosen Umgruppierungen, wo Armeen von vier und fünf Armeekorps heute in Flandern stehen und morgen nach Galizien geworfen werden, kann keine Heeresleitung mehr mit der Ernährung aus dem Lande rechnen. Ebenso wie mit der Munition und sonstigem Material sind wir auch mit der Ernährung auf die beweglichen Magazine unserer Kolonnen und Trains angewiesen. Diese beweglichen Reserven sind selbstverständlich nach Zahl und Aufnahmefähigkeit sehr beschränkt. Wir können den Ersatz an Lebensmitteln, Futtermitteln und Munition nur für wenige Tage mitführen. Während sich indes der Bedarf für die Verpflegungskolonnen auf Tag und Stunde genau vorausberechnen läßt, liegen die Verhältnisse beim Munitionsnachschub weit ungünstiger. An Lebensmitteln verbraucht das Korps, die Armee Tag für Tag das gleiche Quantum, der Munitionsbedarf hingegen ist oft lange Zeit verschwindend gering, um dann in tagelangen Kämpfen außerordentlich anzuschwellen; denn der Bedarf unserer Schnellfeuerwaffen ist ganz ungemein groß, sobald wir in ernstere Gefechtshandlungen eintreten. Hier rechtzeitig Ersatz sicherzustellen, erfordert die größte Sorgfalt in der Vorbereitung. Hinter den Munitionskolonnen und Trains müssen daher dauernd von der Heimat aus Vorräte so weit nachgeschoben werden, daß sich jene jederzeit ergänzen können. Auch die Verluste an Mannschaften sind aus den heimatlichen Ersatzformationen zu ergänzen, während andererseits Verwundete, Kranke und Gefangene, Beutestücke und reparaturbedürftige eigene Geschütze und Wagen sowie tausend andere Dinge von der Armee nach rückwärts abgeschoben werden müssen.

Für all diese Zwecke dienen die rückwärtigen Verbindungen der Armee, die in der Hauptsache durch die Eisenbahnen oder Feldbahnen und nur, wo diese fehlen, durch Landstraßen oder Wasserstraßen gebildet werden. Das ganze hinter der Armee liegende Gebiet, das diese Verbindungen aufnimmt, heißt das Etappengebiet.

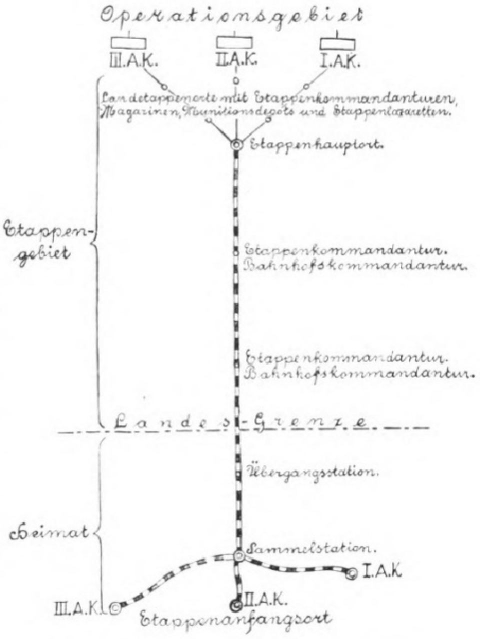
Die nebenstehende graphische Darstellung gibt einen ungefähren Überblick über die Einrichtung dieses Gebietes, das, zwischen Armee und Heimat liegend, die Etappenlinien umfaßt, die den Verkehr vermitteln und zu diesem Zwecke besonderen Etappenbehörden unterstellt werden.

Gleichwie das Herz im menschlichen Körper durch die Arterien allen Gliedern neues, frisches Blut zuführt, um den Körper frisch und lebensfähig zu erhalten, während die verbrauchten Blutkörper in den Venen zum Herzen zurückfließen, um dort verarbeitet und erneut verwendet zu werden, so führt die Etappe der Armee dauernd neue Kräfte zu und leitet verbrauchte und überschüssige zurück. Wie der Mensch ohne die Tätigkeit des Herzens nicht weiterzuleben vermag, müßte eine Armee in dem Moment versagen, wo ihre Etappe den Betrieb einstellt, z. B. weil sie der Feind an irgendeiner Stelle unterbrochen hat. Hierin liegt die ungeheure Wichtigkeit der Etappen, deren sorgfältige Sicherung daher leicht verständlich ist.

Unsere Zeichnung zeigt uns, daß wir in militärischer Beziehung drei Räume zu unterscheiden haben — das Operationsgebiet, das ist der Raum, in dem die Armee selbst sich mit ihren Truppen und Kolonnen aufhält, der augenblickliche Kriegsschauplatz; unmittelbar daran anschließend das Etappengebiet — der Raum hinter der fechtenden Truppe bis zur Landesgrenze, und das Heimatsgebiet, der gesamte Raum diesseits der Grenze.

Die Verbindung zwischen Heimat und Kriegsschauplatz stellt nun eine durchgehende Etappenlinie her.

Jeder Armee wird in der Regel eine solche Etappenlinie zugewiesen, und zwar möglichst eine zwei- oder mehrgleisige Eisenbahn. Die Bereitstellung mehrerer Bahnlinien für eine Armee verbietet sich, weil diese schlecht zu schützen wären. Die Zuweisung der Etappengebiete und Bahnlinien erfolgt bereits für den Aufmarsch der Armeen durch den Chef des Generalstabes; ist der Aufmarsch vollendet, und sind



Schematische Darstellung der Anlage von Etappen.



Die Wurstfabrik im Walde. (Phot. R. Sennecke.)

ie Bewegungen im Gange, so önnen die einzelnen Armeen elbständig über ihre Etappen-nien verfügen.

In dem heimatlichen Korps-ezirk jedes zur Armee gehören-en Armeekorps liegt dessen Etappenanfangsort, meist wohl er Generalkommando-Stand-rt; von dort aus führt eine Bahnlinie zur sogenannten Sammelstation, dies ist grund-ätzlich ein Eisenbahnknoten-unkt und der eigentliche An-angspunkt der Etappenlinie er Armee.

Außer Truppen und Muni-ion, die ohne Aufenthalt der Armee zugeführt werden sollen, vird an dieser Sammelstation lles gesammelt, was für die Armee bestimmt ist, also nicht ur die Ausrüstung, die Muni-ion und die Lebensmittel, die ienstlich geliefert werden, son-ern auch die Liebesgaben und Postsendungen. In gleicher Weise wird alles von der



Eine Etappen-Sanitätskolonne. (Phot. A. Groß.)

wie er im Heimatlande auch im Kriege besteht, in den Kriegsbetrieb mit Militärfahr-plan und militärischem Per-sonal übergeht.

Beim Vorwärtsgehen der Operationen muß der Etappen-hauptort immer möglichst nahe hinter der Armee folgen, er ist also beweglich, während Sam-melstation und Übergangs-station dauernd festgelegt blei-ben. Dieses Folgen des Etap-penhauptortes ist unbedingt erforderlich, weil sonst sehr bald die Landstraßen-Etappen-strecken so lang werden, daß selbst mit Kraftwagenkolonnen schwer dauernd der Nachschub gewährleistet werden kann. So kann die erforderliche Ver-legung des Etappenhauptortes dazu führen, daß die Heeres-bewegung langsamer geschieht, als die Heeresleitung wünschen möchte; müssen doch oft — wie jetzt in Russisch-Polen — die Bahnlinien erst ausgebaut, auf





Mitte: Ein Etappenmagazin in einer Kirche in Rußland. (Hofphot. A. Kühlewindt.)
Unten: Blick in ein Etappen-Proviantmagazin. (Phot. R. Sennecke.)

Truppe Zurückkommende hier auf die Korpsbezirke verteilt. Kranke, Verwundete, Gefangene, Kriegs-beute und zerschossenes Material.

Der Endpunkt der Etappenlinie einer Armee heißt der „Etappen-hauptort", hier teilt sich wiederum die Etappenlinie und zweigt ein-zelne Schienenstränge oder Wasser-wege als Etappenlinie ab nach dem zeitigen Operationsraum der einzelnen fechtenden Armeekorps, wo häufig von den Bahnlinien dann Land-Etappenstraßen den Armeekorps folgen, um in die Marschstraße der Truppen über-zugehen. Hier vermitteln Etappen-kraftwagenkolonnen den Nachschub von den Endpunkten der Eisen-bahnlinien bis zu den Kolonnen der Truppe.

Bemerkenswert ist innerhalb der Etappenlinie die Übergangs-station, meist die der Landesgrenze zunächstliegende Bahnstation; sie führt ihren Namen daher, daß dort der Eisenbahnfriedensbetrieb,

richtige Spurweite gebracht, Zer-störungen ausgebessert und andere Eisenbahnbauarbeiten mehr ge-leistet werden, bevor die weitere Strecke feindwärts dem Betrieb übergeben werden kann. Hier setzt die Tätigkeit unserer Arbeiter-bataillone, unserer Eisenbahnbau-kompagnien ein, die jeder Etappen-linie in größerer Zahl zugewiesen werden müssen, um die Linie dauernd betriebsfähig zu erhalten.

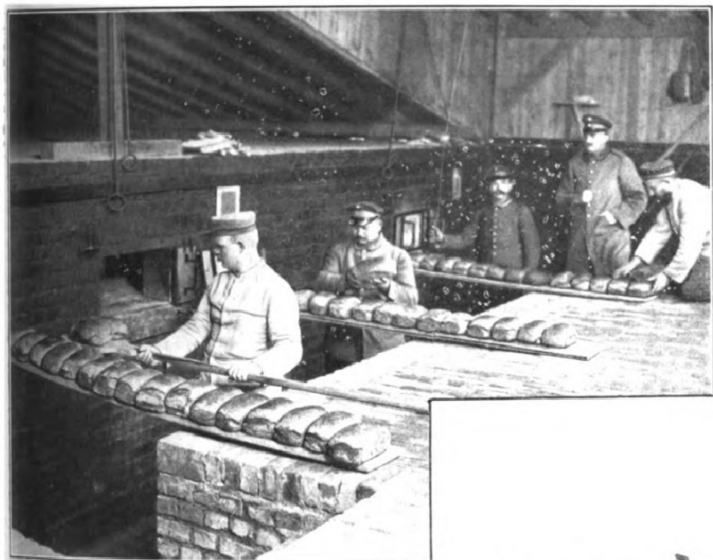
Weil der Etappenhauptort der Armee nicht folgen kann, darf aber keineswegs der Vormarsch der Truppen stocken; der Etappen-inspekteur muß Vorsorge treffen, daß der Nachschub auch ohne Bahnlinie gewährleistet bleibt. Ob er hierzu Landstraßen oder Was-serwege ausnutzt, bleibt ihm über-lassen; ob er auf den Landstraßen Feldbahnen anlegt, die er recht-zeitig aus der Heimat anfordert, oder sich auf die Ausnutzung seiner Selbstfahrerkolonnen und der vorhandenen Fuhrparkkolonnen



Blick in ein Etappen-Proviantmagazin. (Phot. R. Sennecke.)

beschränkt, die er nach Bedarf und Möglichkeit durch Beitreibungen vermehrt, ist seine Sache. Hauptsache bleibt, daß die Armee erhält, was sie braucht. Auch das Anlegen von Magazinen in einzelnen Orten der Land-Etappen, die er wieder dauernd auffüllen läßt, ist Aufgabe des Etappeninspekteurs, ebenso die Anlage von Feldbäckereien an einzelnen geeigneten Orten; denn die Brotversorgung der Truppe ist ziemlich die wichtigste Ernährungsfrage im Kriege, die um so sorgsamer zu beachten ist, als Brot nur 9 bis 10 Tage alt werden darf, andererseits aber auch erst 6 bis 24 Stunden nach dem Backen verpackt werden kann. Stehen ausnahmsweise der Etappe Feldbäckerei-Kolonnen zur Verfügung, so ist diese Frage leicht gelöst, da jede Kolonne in ihren 12 Feldbacköfen alle 24 Stunden 23000 Portionen Brot, also den Bedarf einer Division, herstellt, andernfalls muß auf örtliche Bäckereien und Behelfsbacköfen zurückgegriffen werden.

Die gesamte Verwaltung der Etappenlinie einer Armee



Eine Etappen-Feldbäckerei im Betrieb in einer als Bäckerei ausgebauten Reitbahn in Belgien. (Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.)

untersteht einem Etappeninspekteur (Offizier im Range des Divisionskommandeurs), unter ihm stehen die Etappenkommandanturen und die Etappentruppen. Das Arbeitsgebiet des Etappeninspekteurs umfaßt die Festsetzung der Land-Etappenstraßen, die Bestimmung der Ortschaften an diesen Straßen, welche als Etappenorte gelten sollen, die Anlage der Magazine, Lazarette und Depots, die Regelung der Transporte auf Feldbahnen, Wasserstraßen und Landstraßen, die Sicherung der Etappenlinien.

Etappenkommandanturen (meist Stabsoffizieren unterstellt) finden wir sowohl im Heimatsgebiet als im Operationsgebiet, in jedem wichtigen Ort der Etappenlinie, also sowohl am Anfangsort wie am Etappenhauptort, an allen bedeutenderen Bahnstationen und schließlich an allen Land-Etappenorten.

Die Tätigkeit der Etappenkommandanturen umfaßt die Regelung des gesamten Durchganges, Überweisen der Transporte an die zuständigen Eisenbahnbehörden, Sorge für Einquartierung und Verpflegung, Handhabung der Landespolizei, Sicherung der Bahn und der Telegraphen sowie der Etappenorte selbst und der dort einquartierten Transporte, schließlich die Unterstützung der Intendantur bei Aufbringung von Verpflegung durch Beitreibungen. — Zur Durchführung all dieser Aufgaben gehört naturgemäß eine beträchtliche Anzahl von Truppen. Im Heimatsgebiet übernimmt den Schutz der Bahnen der Landsturm der örtlichen Korpsbezirke, welche die Etappenlinie durchläuft, nach Überschreiten der Landesgrenze aber muß die Etappe selbst den Schutz übernehmen. Hierzu überweist der Etappeninspekteur den einzelnen Etappenorten die unbedingt erforderlichen Etappentruppen, meist Landwehrbrigaden, jedoch sind solche nur in sehr geringer Zahl vorhanden, so daß alle wichtigen Anlagen, Bahnhöfe, Viadukte usw., durch die ebenfalls überwiesenen Armierungstruppen durch verteidigungsfähige Einfriedigungen befestigt und gegen Überfälle gesichert werden müssen. Die große Menge der Etappentruppen, meist eine Brigade mit etwas Kavallerie, bleibt in einer Hand zur aktiven Sicherung der Bahnlinien, die am besten gewährleistet wird, indem diese Truppen bald hier, bald dort im Gebiete der Etappenlinie überraschend in einzelnen Etappenorten erscheint.

Sind keine Etappentruppen vorhanden, oder reichen die überwiesenen Truppen nicht aus, so müssen Feldtruppen vorübergehend angefordert werden; indessen hat es der einzelne Etappenkommandant aber auch in der Hand, durch die Verwendung von Schonungsbedürftigen, Kranken, Leichtverwundeten usw. sich eine weitere Sicherungstruppe zu schaffen.

Schließlich wäre noch der Etappenintendant zu erwähnen, dessen Aufgabe es ist, für völlige Ausnützung des Etappengebietes für die Zwecke der Armee zu sorgen. Er sorgt für die Weiterbeförderung der Vorräte aus der Heimat, ebenso für die Verwendung aller in seinem Bereich aufzutreibenden Lebensmittel. Er legt Magazine an durch Ansammeln von Vorräten und löst sie wieder auf, wenn der Bedarf es erfordert, durch Überweisung an die Kolonnen zur Nachführung an die Armee. So finden wir im Etappengebiet, in allen Etappenorten, bald kleinere, bald größere Magazine der verschiedensten Art, Feldbäckereien, Schlachthäuser und Viehdepots.

Wir sehen so, wie die deutsche Heeresleitung und ihre mustergültige Organisation auch in Bezug auf die rückwärtigen Verbindungen ihrer Armeen alles bis ins kleinste vorausbedacht und schematisch festgelegt hat, um die ungeheuren Schwierigkeiten des Nachschubes zu vermindern. Wie glänzend es unserer Heeresleitung gelungen ist, diesem toten Schematismus warm pulsierendes Leben einzuhauchen, die ganze Organisation der rückwärtigen Verbindungen biegsam und frisch zu erhalten, sie allen Erfordernissen dieses größten aller Kriege anzupassen und die fast unvermeidlich erscheinenden Reibungen des Krieges für diesen wichtigen Organisationszweig so gut wie gänzlich auszuschalten, haben wir seit Jahresfrist erlebt. Ja, voll staunender Bewunderung haben wir die gewaltigen Verschiebungen ganzer Armeen von Ost nach West, von Süd nach Nord verfolgt, und ist je einmal auf kurze Zeit in solch kritischen Tagen Mangel eingetreten oder die Post ausgeblieben, so wird doch jeder, der aus diesen Zeilen einen Einblick gewonnen hat in den gewaltigen Apparat, der als rückwärtige Verbindung einer Armee folgen muß, das Meisterstück deutscher Kriegskunst bewundern, das ernste Reibungen überall vermieden hat.



Eine Feldbahn bei der Beförderung von Kriegsberichterstattern an die Front. (Phot. Richard Guschmann.)

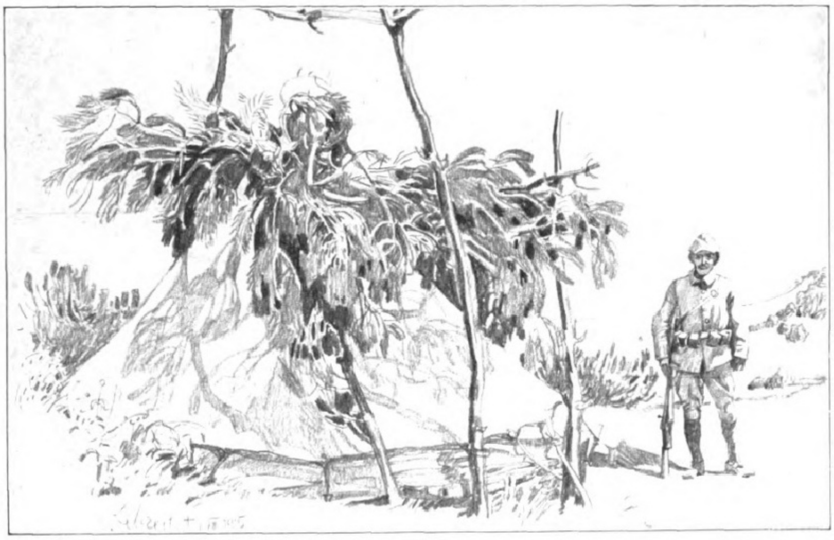


Requirierte Schafherde. (Phot. R. Sennecke.)

Wie der Staat für sein Heer sorgt.

Das alte Wort: „Der Krieg ernährt den Krieg“ hat seine Bedeutung in diesem modernen Weltkampf fast verloren. Wohl hat das deutsche Heer auf seinem Siegeszug durch Belgien und Nordfrankreich überall reiche Beute gemacht, wohl hat es im Bewegungskrieg, wenn die Fuhrparkkolonnen und Etappenstationen dem rasch vordringenden Millionenheer nicht schnell genug folgen konnten, Verpflegungsmittel gegen Barzahlung oder Empfangsbescheinigung beigetrieben, aber trotzdem war der Bedarf des Heeres nach wenigen Tagen immer zur Stelle und konnte bei der erhöhten körperlichen Leistung als Zulage ausgegeben werden.

Man erinnert sich, daß im Balkankrieg die zähe Widerstandskraft der Türkei schließlich gebrochen werden konnte, weil in entscheidenden Momenten die Verpflegung versagte, man hat jetzt die Erfahrung gemacht, daß sich französische und besonders russische Offiziere mit ihren Trupps ergaben oder gar zu uns nächtlicherweile überliefen, weil sie statt des warmen Essens tagelang nur mit Brot und Schnaps versorgt werden konnten: ein hungernder Soldat ist eben nicht leistungs- und widerstandsfähig in dem Maße, wie es dieser moderne Krieg erfordert.



Türkischer Posten an der Küste. Das Zelt in guter Fliegerdeckung, die auch Sonnenschutz ist. Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

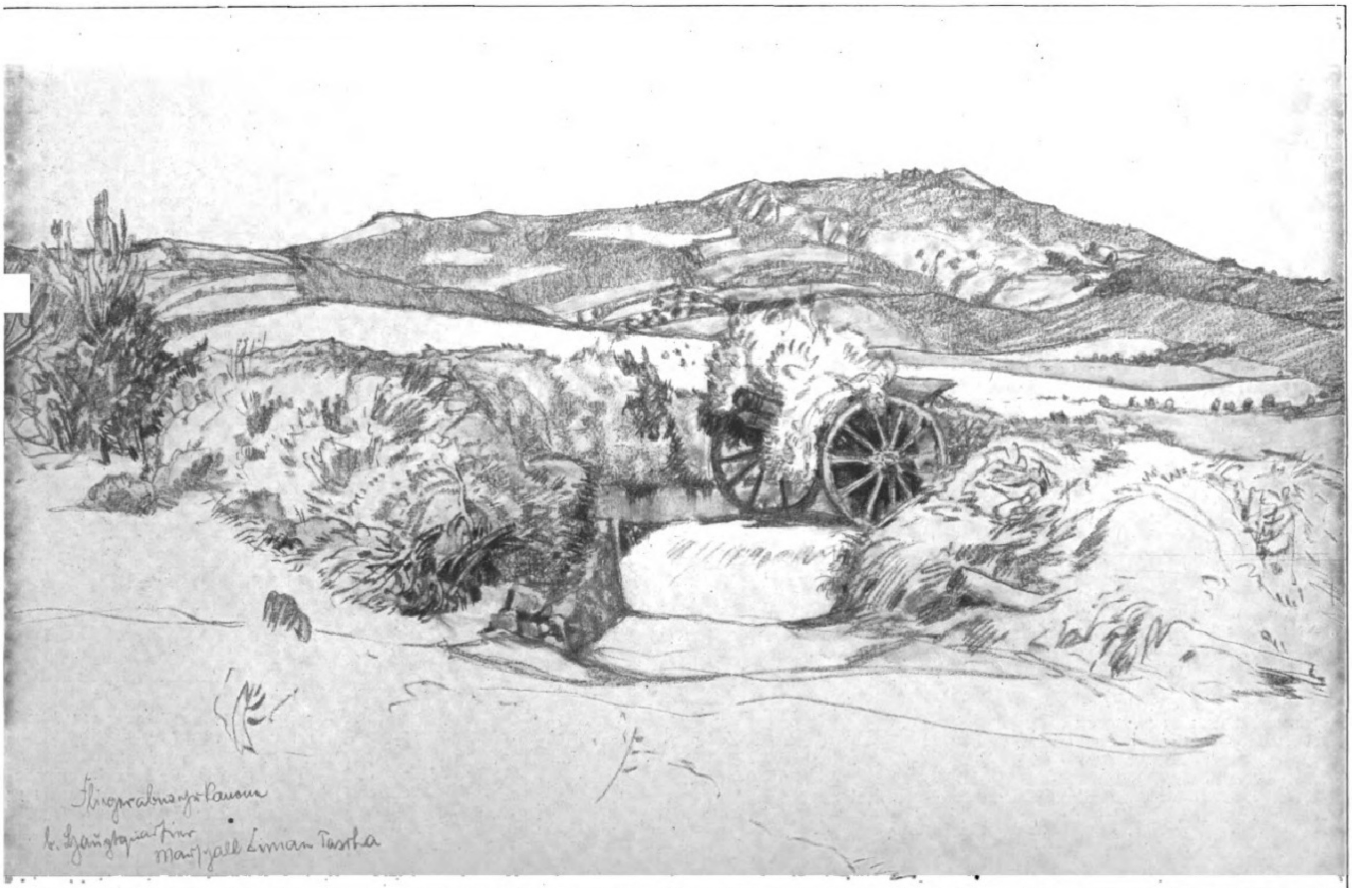
Seit dem Krieg von 1870/71 ist der Verpflegungsapparat weit schwieriger und komplizierter geworden. Es hat sich nicht nur die Zahl der zu ernährenden Mannschaften vervielfacht, auch die Lebensführung gerade des sogenannten „kleinen Mannes“ hat sich seitdem so gehoben, daß die Heeresleitung diesem Umstand heute Rechnung tragen muß; damit soll aber nicht gesagt sein, daß das deutsche Heer von heute die Entbehrungen des Heeres von 1870 nicht hätte ertragen können. Was unsere Heere in dieser Beziehung zu leisten vermögen, haben sie in der Zeit des Aufmarsches bewiesen. Auch im Anfangsstadium des Stellungskrieges lagen die Verhältnisse vielfach so, daß den kämpfenden Truppen nur einmal innerhalb vierundzwanzig Stunden Kost verabreicht werden konnte, die während des Transports in die vorderste Linie vielfach kalt geworden war. Heute, wo die Stellung von der Küste bis zur Schweizer Grenze derart ausgebaut ist, daß die trefflichen Feldküchen unter Deckung bis nahe an **die Schützengräben herangezogen werden können, sind die Verpflegungsverhältnisse günstiger.**

Wenn uns die Kriegsteilnehmer von 1870/71 oft erzählt haben, daß ihre Hauptnahrung aus Brot- oder Erbsensuppe mit Hammelfleisch bestand, so lag dies einerseits in dem Charakter der damaligen Kriegführung begründet, andererseits aber in dem Umstand, daß Industrie und Landwirtschaft damals noch nicht imstande waren, Fleisch- und Gemüsekonserven in feldbrauchbarer Vorbereitung und Verpackung in großen Mengen zu liefern. Der feldmäßigen Aufzucht von Gemüse unter größtmöglicher Ausnutzung des Bodens hat man bei uns erst seit etwa zwanzig Jahren in landwirtschaftlichen Kreisen allgemeine Beachtung geschenkt. Durch Zusatz von künstlichen Düngemitteln hat man eine Nährkraft des Bodens erreicht, die man früher gar nicht ahnte. Wir verdanken vor allem der staatlichen Überwachung und der wissenschaftlichen Beratung durch Fachmänner unsere riesigen Vorräte an Gemüse. Konservenfabriken wurden gegründet und konnten schon in Friedenszeiten umfangreiche Lieferungsverträge mit den Militärbehörden abschließen. Diese Vorräte wurden **dann für den Ernstfall angehäuft, und das wohldurchdachte Spar- und Vorratssystem unserer Regierung hat uns** vor Überraschungen bewahrt: wir wissen heute, daß es unseren zahlreichen Feinden niemals gelingen wird, Deutschland auszuhungern.

Die bloße Frage: „Wie sorgt der deutsche Staat für seine Heere?“ muß von jedem Teilnehmer dieses Feldzugs mit einem „ausgezeichnet“ beantwortet werden. Die Fürsorge war teilweise, besonders aber in den letzten Zeiten des Stellungskrieges so groß, daß wir uns nur immer fragten: „Woher das alles!“ Freilich haben die Zeiten des Aufmarsches und des unaufhörlichen Nachdrängens bis an die Festungslinien Anforderungen an den Magen gestellt, aber jeder ertrug sie gerne, und keiner hat mehr Hunger gelitten, als er sich freiwillig, z. B. auf einer mehrtägigen Gebirgstour, zugemutet hätte. Es war immer noch zum Ertragen. Sobald die Verhältnisse es jedoch erlaubten, regelte sich eine gleichmäßige Verpflegung ganz von selbst, und seit Oktober ist sie so vorzüglich, wie es sich niemand je hätte träumen lassen.

Die Feldkost besteht in einer täglichen Brotportion und einer täglichen Beköstigungsportion. An Brot werden normalerweise pro Kopf täglich 750 gr (in der letzten Zeit ganz mit Recht etwas weniger) oder 400 gr Eierzwieback oder 500 gr Feldzwieback verausgabt. Zur täglichen Verköstigungsportion gehören 375 gr Fleisch in frischem oder gesalzenem Zustand oder 200 gr geräuchertes Fleisch, bzw. ebensoviel Fleischkonserven, ferner 125 gr Gemüse: Reis, Graupen, Gries, Grütze usw., endlich 25 gr Salz und Kaffee, 3 gr Tee nebst 17 gr Zucker. Die Kriegsverpflegungsvorschrift läßt jedoch den Militärbehörden weitesten Spielraum. Es können unter Umständen als Gemüse auch Nudeln, Rüben, Bohnen, Wirsing, Sauerkohl oder Backobst verabreicht werden. Von dieser Freiheit macht zur großen Freude der Konsumenten die Feldintendantur reichen Gebrauch und erreicht damit eine willkommene Abwechslung in der Speisekarte. Seit dem Frühjahr liefert der fremde Boden frischen Salat und frisches Gemüse. Auch hier hat die Heeresverwaltung durch Abgabe von Samen für die Ernährung des Heeres vorgesorgt.

An der allgemein anerkannten guten Zubereitung der Speisen und der damit erreichten gleichmäßigen Verpflegung der



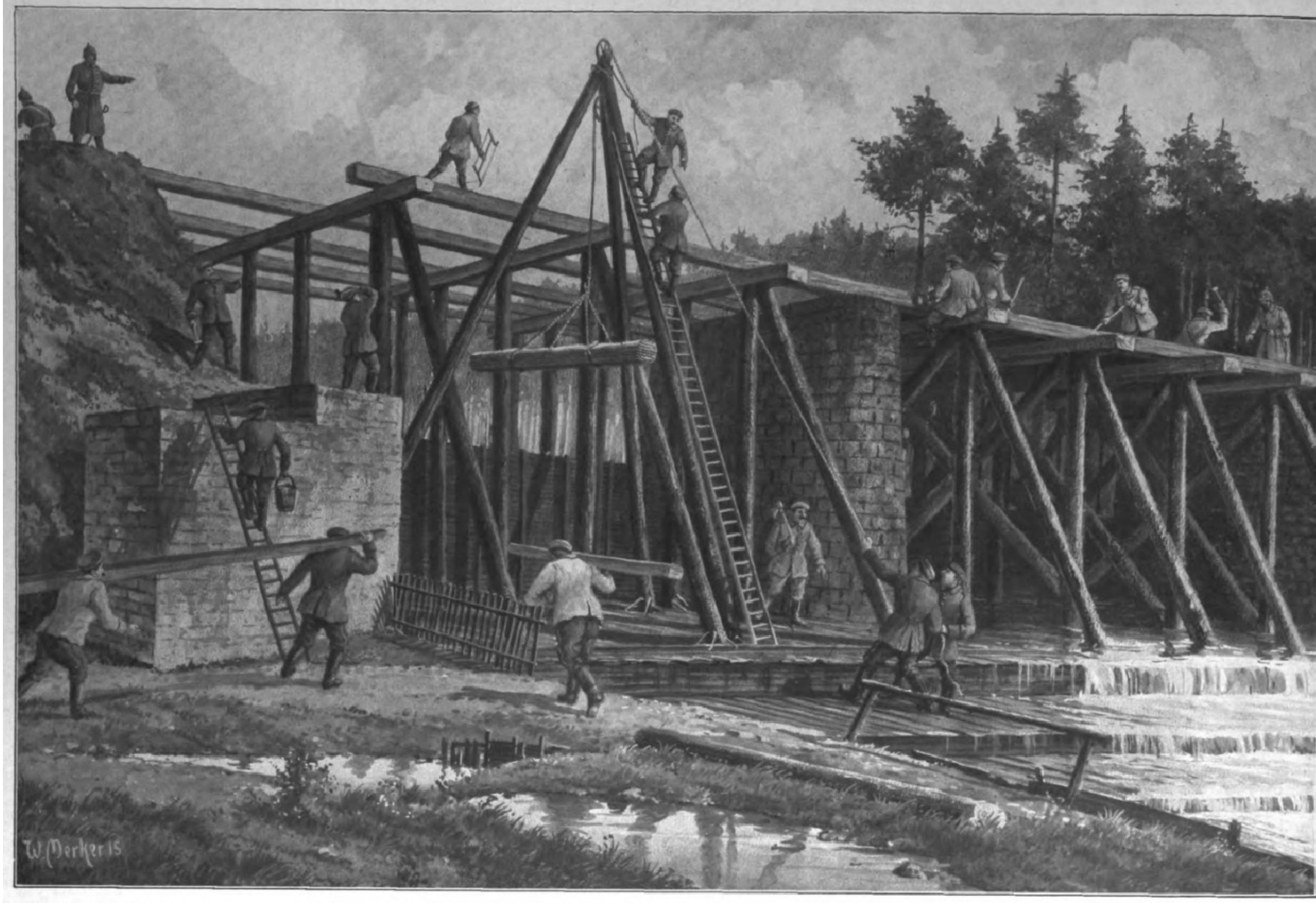
Fliegerabwehrkanone beim Hauptquartier des Marschalls Liman v. Sanders-Pascha. Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

Die Türkei im Weltkrieg.



Vom Kriegsschauplatz an den Dardanellen: Ein türkisches Wasserflugzeug vernichtet am 10. August frühmorgens um 5 Uhr 50 Minuten ein feindliches Unterseeboot an der Küste von Bulair.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem türkischen Maler Salih Munir Bey.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Deutsche Pioniere beim Brückenbau. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Walter Merker.



Der Krieg mit Italien: Demontieren und Verladen von Gebirgskanonen bei den österreichisch-ungarischen Truppen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hermann Sourell.

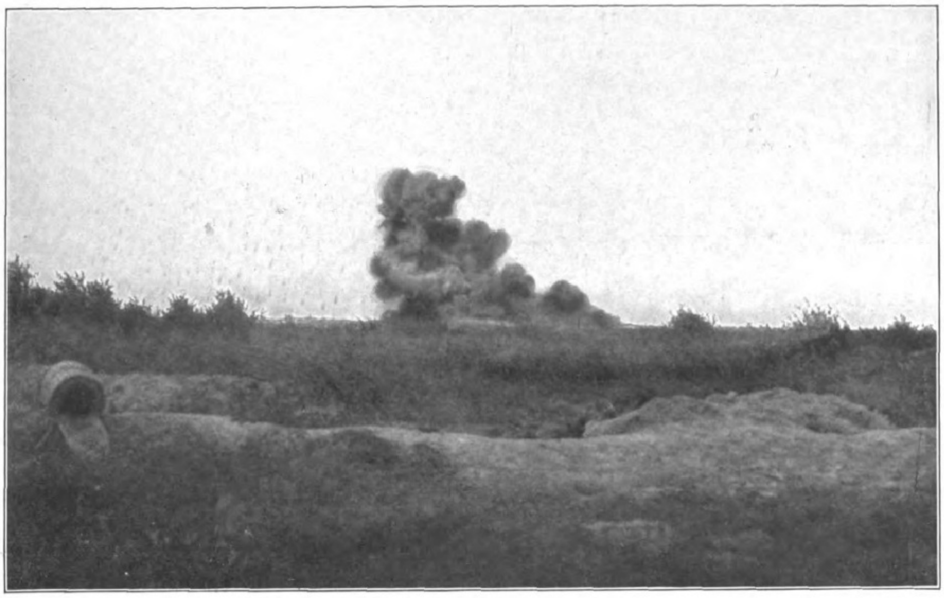
uppen hat die vielgepriesene Feldküche den Hauptanteil. her wurden jetzt auch die berittenen Truppen und die ezialwaffen mit Feldküchen ausgestattet. Das sektions- r zugweise Abkochen kommt damit in Wegfall. Die Feld- hen, die, um Heizmaterial zu sparen, Selbstkocher sind, leiten die Truppen auf dem Marsch, halten sich stets in Nähe und erhöhen da- ch die Leistungsfähig- und die Gefechtsbereit- aft der Truppe. Wäh- d früher das Abkochen ist von Dilettanten be- gt wurde, denen außer Rohmaterialien und as Pfeffer und Salz hts zur Verfügung nd, liegt jetzt die Zube- tung von Speisen in Händen von Fach- ten, die Gewürze und stiges Zubehör mit sich ren und schon während Marsches kochen. So n selbst bei kurzer Rast müden Truppen eine rme Mahlzeit, Kaffee r Tee verabfolgt wer- , nach heißen Gefechts- en können sie sich so- t bei der Feldküche rken, während sie früher ei bis drei Stunden rten mußten, bis das isch auch nur einiger- ßen genießbar war. ch die Einteilung der Verfügung stehen- Portionen ist seit- n gleichmäßiger. Früher rde die tägliche Beköfti- gsportion auf einmal ereitet, die Feldküche gegen hält haus und öglicht die Verabfol- g eines Mittags- und endbrots. Wird leben- Vieh geliefert, gibt es tags Fleisch und Suppe, eventuell Gemüse, abends haus- achte Würste und Kaffee oder Tee mit leichtem Brannt- inzusatz oder Käse. Bei der Marketenderei, die durch litärpersonen betrieben wird, versieht sich der Feldküchen- f mit Gewürzen und anderem Zubehör, der Staat liefert veilen Sauerkraut zum Schweinefleisch, Erbsen zum ed, Kohl zum Rindfleisch usw. Das Konserven- oder enannte Büchsenfleisch erscheint im Stellungskrieg nur en auf der Speisekarte, während es in der Zeit des fmarsches die tägliche Nahrung bildete. Sehr wichtig ist gerade jetzt in der Zeit des Stilliegens die Lieferung von Backobst.

Eine wertvolle Ergänzung zu der Verpflegung des Heeres bilden die Liebesgaben, die fast jeder von seinen Angehörigen oder Bekannten erhält, und der Feldpost gebührt das Verdienst, daß selbst frische Butter u. a. so rasch ins Feld kommt, daß sie ohne Bedenken genossen werden kann. Im Osten liegen die Verhältnisse allerdings anders.

Zu der Ernährung unserer Feldheere trat mit Wintersanfang für unsere Intendantur eine neue Sorge hinzu: die Unterbringung der Truppen in Winterquartieren. Selbst Frankreich ist, wie man weiß, bei weitem nicht so dicht bevölkert wie unser Deutsches Reich, und als die Franzosen von der Untugend, unbefestigte Plätze und harmlose Dörfer zusammenzuschießen, nicht ablassen wollten, mußte man an den Bau von Winterquartieren auch für diejenigen Formationen gehen, die bis dahin noch in den Dörfern und Städtchen des Operationsgebiets Unterkunft genommen hatten. Millionen deutscher Soldaten leben heute in selbstgebauten Wohnungen unter der Erde. Auch die Etappenformationen haben sich vielfach Hütten bauen müssen, da der größte Teil der hinter der Front liegenden Ortschaften zerstört ist. Nun konnten einfache Erdhöhlen auf die Dauer nicht genügen. Sie hätten die Gesundheit der Soldaten untergraben. Wohl griffen die stets erfinderischen Feldgrauen zu allen möglichen Hilfsmitteln, doch nur ein kleiner Teil des Bedarfs konnte auf diese Weise gedeckt werden. Daher nahm sich die Heeresverwaltung in weitgehendem Maße der Sache an, sorgte für Millionen von Brettern zur Ausschalung der Erdlöcher, für Fensterglas, Wellblech, Wolldecken (im Verein mit den rührigen Kriegsfürsorgekomitees), für Strohsäcke, Dachpappe sowie für leicht heizbare Öfen und sogar für Tapeten, die irgendwo beschlagnahmt wurden. Dazu kamen Nägel, Holzsägen, Klammern, kam die Häckselschneidemaschine, kurz, es fehlt an nichts, was zum Kriegführen nötig ist. Um das Essen in den Schützengräben aufwärmen zu können, benutzt man die rauchlosen Holzkohlen; als Miniaturöfen verwendet man im Bewegungskrieg erbeutete französische Kochgeschirre. Diese Kochgeschirre werden an den Seitenwänden mehrmals durchlöchert, und als Handgriff dient ein Stück Draht; durch mehrmaliges Hin- und Herschwenken erreicht man eine genügende Heizkraft, wenn erst die Kohlen etwas Feuer gefangen haben.

Man sieht mit Staunen, was ein wohlorganisierter, im Frieden ausgebauter Apparat alles zu leisten vermag, und man darf wohl behaupten, daß diese staatliche Fürsorge viel dazu beitrug, Körper und Geist unserer Heere gesund und frisch zu erhalten.

Hugo Seeger.



Der Minenkrieg auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Krepieren zweier Minen an den französischen Stellungen.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Stücke der fünfprozentigen Reichsschatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe sind bereits vor einiger Zeit ausgegeben worden. Im Laufe dieses Monats wird das Reichsbank-Direktorium von den Stücken der fünfprozentigen Reichsanleihe wieder einen größeren Teilbetrag als dritte Rate zur Verteilung bringen. Näheres ist aus der Anzeige auf dieser Seite ersichtlich.

Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur Meißen. Neue Porzellanbildnereien. Wer die ungeheure Fülle von Porzellanfiguren und Gruppen überschaut, die Meißen im 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß sie nur entstehen konnten in der Nachbarschaft eines großen üppigen Hofes. Eine so reiche Quelle fließt der Meißner Porzellankunst heute nicht mehr. Es ist daher ein glücklicher Griff, den die Leitung der Manufaktur getan hat, wenn sie aus einem großen Dresdner Künstlerfeste, das im Winter 1914 abgehalten worden ist, die schönste Einzelheit plastisch festgehalten hat. Anläßlich der Jubelfeier der Königl. Akademie der bildenden Künste fand am 6. Februar im Städtischen Ausstellungspalast in Gegenwart des ganzen Königl. Hofes ein Festaktus statt, dem ein szenischer Prolog mit klassischen Tänzen vorausging, die Damen der Aristokratie und ersten Gesellschaft aufführten. Die vier Hauptgestalten dieser Tänze und zwei kindliche Genien sind nun von der Porzellanplastik porträtmäßig bis auf die Gewandung nachgebildet worden und ergeben zusammen eine ebenso schöne wie feierliche Gruppe, die als einheitlicher Schmuck überall, sogar auf festlicher Tafel an ihrem Platze sein wird.

Bad Elster hat in diesem Kriegsjahre eine recht bemerkenswerte Zugkraft entfaltet. Die Besucherzahl hatte Mitte August bereits 12 000 bedeutend überschritten, ist also sogar höher wie die im Jahre 1913. Die noch ziemlich rege Nachfrage nach den Badeschriften läßt auch eine gute Nachkurzeit erwarten. Von Fremden, die ab 1. September in Bad Elster eintreffen, wird nur die halbe Kurtaxe erhoben, auch treten von diesem Zeitpunkte ab ermäßigte Bäderpreise in Kraft.

Das Ostseebad Warnemünde eignet sich mit seinen hervorragenden klimatischen Eigenschaften und hygienischen Einrichtungen, seinen vorzüglichen Eisenbahnverbindungen ganz besonders für erholungsbedürftige Kriegsteilnehmer, denen Befreiung von Kurtaxe und Seebäderkosten und deren Familienangehörigen halbe Kurtaxe und halbe Seebäderkosten gewährt wird. Der Warnemünder Verein vom Roten Kreuz hat außerdem für Verwundete ein Lazarett mit 50 Betten eingerichtet. Das beliebte Ostseebad Warnemünde hat 7000 Kurgäste, und das Badeleben spielt sich wie zu Friedenszeiten (Dampferfahrten usw.) ab. Hervorzuheben ist, daß der Besuch von Warnemünde nur deutschen Reichsangehörigen und Angehörigen von Österreich-Ungarn gestattet ist, aber nur wenn diese im Besitze eines von der Heimatspolizei ausgestellten, die Unverdächtigkeit bezeugenden Ausweises mit beglaubigter Unterschrift und Photographie sind. Photographische Apparate und Ferngläser dürfen nach Warnemünde nicht mitgebracht werden.

Ersatz für Streichhölzer, ein gewaltiger Sieg deutscher Industrie! Der neue gesetzlich geschützte „Streichholzersatz" ist erheblich billiger als Streichhölzer und läßt sich, fast kostenlos, in Stadt und Land von jedem spielend leicht, jederzeit und in beliebiger Menge aus einem ungefährlichen, überall erhältlichen Stoffe herstellen. Wegen seiner Gefahrlosigkeit ist „Streichholzersatz" zum Versand ins Feld zulässig. (Streng verboten sind Feldsendungen der für Transporte gefährlichen Zündhölzer, Feuerzeuge, Benzin usw. — nach Bekanntmachungen sind durch Nichtbeachtung dieser Vorschrift bisher leider 43 Feldpostbrände entstanden und über 100000 Feldsendungen vernichtet — der Absender ist haft- und strafbar.) Zur Vermeidung von Verteuerungen durch Fabrikation, Zwischenhandel usw. wird das Rezept zur Herstellung — das nur zu des Käufers persönlichem, nicht gewerblichem Zwecke gilt — nur gegen Vorhereinsendung von 2 Mark 35 Pfg. frei zugesandt, als ein für alle Zeiten wertvolles Familiengeheimnis vom Erfinder Ferdinand Dannemann, Leipzig 19, Universitätsstraße 18—24.

Wundsein der Kleinen bringt die Kinder in der Entwicklung zurück, macht sie unruhig und bildet eine stete Sorge für die Mutter. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft lassen sich Wundsein, Entzündungen und Rötungen der Haut leicht und zuverlässig verhindern, wenn das richtige Mittel angewendet wird. Vasenol-Wund- und Kinder-Puder wird von Tausenden von Ärzten als bestes Einstreumittel für kleine Kinder empfohlen, dessen regelmäßige Anwendung gegen Wundsein und Wundliegen schützt. Viele Krankenhäuser, Kliniken, Säuglingsheime wenden deshalb regelmäßig den Vasenol-Wund- und Kinder-Puder an, zumal dieser äußerst sparsam und billig im Gebrauch ist.

Eine Umwälzung im Klavierbau. Als die Firma Steinway & Sons im Jahre 1853 in Neuyork gegründet wurde, ahnte niemand, welche Veränderungen das Auftreten dieser Firma im Klavierbau hervorrufen würde. Aber schon im Jahre 1855 erregte ein von der jungen Firma ausgestelltes Tafelklavier „Kreuzsaitig und mit vollem Eisenrahmen" solches Aufsehen, daß nahezu sämtliche Pianofabrikanten der Welt von ihrer bisherigen Arbeitsweise abzugehen gezwungen wurden. Die Schrift Kl., die die deutsche Fabrik von Steinway & Sons, Hamburg 6 kostenlos versendet, enthält wissenswerte Mitteilungen über die Pionierarbeit, die Steinway & Sons geleistet haben.

Bekanntmachung.

Nachdem die Stücke der fünfprozentigen Reichsschatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe bereits vor einiger Zeit vollständig an die Zeichnungsstellen ausgegeben worden sind, werden wir im Laufe dieses Monats von den Stücken der fünfprozentigen Reichsanleihe wieder einen größeren Teilbetrag als dritte Rate zur Verteilung bringen. Dieser hoffen wir Ende September die vierte Rate und Ende Oktober den Rest folgen lassen zu können. Wir sind zwar bemüht, die Zeichner sobald als irgend möglich in den Besitz der gezeichneten Stücke zu bringen; trotzdem dürfte aber die Schlußverteilung vor dem genannten Zeitpunkt leider nicht möglich sein, weil uns der Rest der Stücke wegen der mit der Herstellung und Ausfertigung von annähernd 7 Millionen Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen und ebenso vielen Zinsscheinbogen verbundenen übergroßen Arbeit nicht früher geliefert werden kann. Wir richten daher an die Zeichner die Bitte, auf die durch die gegenwärtigen Zeitverhältnisse geschaffene Lage Rücksicht zu nehmen und sich vorläufig mit der Mitteilung ihrer Vermittlungsstelle, daß die Zeichnung für sie getätigt und der Gegenwert gezahlt ist, zu begnügen.

Berlin, im August 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

3767. Kriegsnummer 58. Preis 1 Mark.

5% Deutsche Reichsanleihe.

(Dritte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere **5% Schuldverschreibungen des Reichs** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch darüber wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank.** Zeichnungen werden

von Sonnabend, den 4. September, an
bis **Mittwoch, den 22. September, mittags 1 Uhr**

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung
der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank) und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin**, der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie
sämtlicher **deutschen Banken, Bankiers** und ihrer **Filialen,**
sämtlicher **deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände,**
jeder **deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und
jeder **deutschen Kreditgenossenschaft** erfolgen.

Auch die **Post** nimmt Zeichnungen an allen Orten am Schalter entgegen. Auf **diese** Zeichnungen ist zum 18. Oktober die Vollzahlung zu leisten.

2. Die Anleihe ist in Stücken zu 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1916, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1916 fällig.

3. Der Zeichnungspreis beträgt, wenn **Stücke** verlangt werden, **99 Mark,**
wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. Oktober 1916 beantragt wird, **98,80 Mark** für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vergl. Z. 8).

4. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

5. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

6. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Über die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.

7. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 30. September d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet: 30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober 1915
20% „ „ „ „ „ 24. November 1915
25% „ „ „ „ „ 22. Dezember 1915
25% „ „ „ „ „ 22. Januar 1916

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. **Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen diesmal nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden.** Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:

die Zeichner von Mk. 300
Mk. 100 am 24. November, Mk. 100 am 22. Dezember, Mk. 100 am 22. Januar,
die Zeichner von Mk. 200
Mk. 100 am 24. November, Mk. 100 am 22. Januar,
die Zeichner von Mk. 100
Mk. 100 am 22. Januar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzanweisungen des Reichs werden unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zu dem Tage ihrer Fälligkeit in Zahlung genommen.

8. Da der Zinsenlauf der Anleihe erst am 1. April 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen 5% Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum 31. März 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet.

Beispiel: Von dem in Z. 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab

	für Stücke	für Schuldbucheintragungen
bei Zahlung bis zum 30. September Stückzinsen für ein halbes Jahr = 2½%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	**Mk. 96,50**	**Mk. 96,30**
„ „ am 18. Oktober „ für 162 Tage = 2,25%, „ „ „ „ „ „	**Mk. 96,75**	**Mk. 96,55**
„ „ „ 24. November „ für 126 „ = 1,75%, „ „ „ „ „ „	**Mk. 97,25**	**Mk. 97,05**

für je 100 Mk. Nennwert. Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

9. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Januar 1916 ausgegeben werden.

Berlin, im August 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

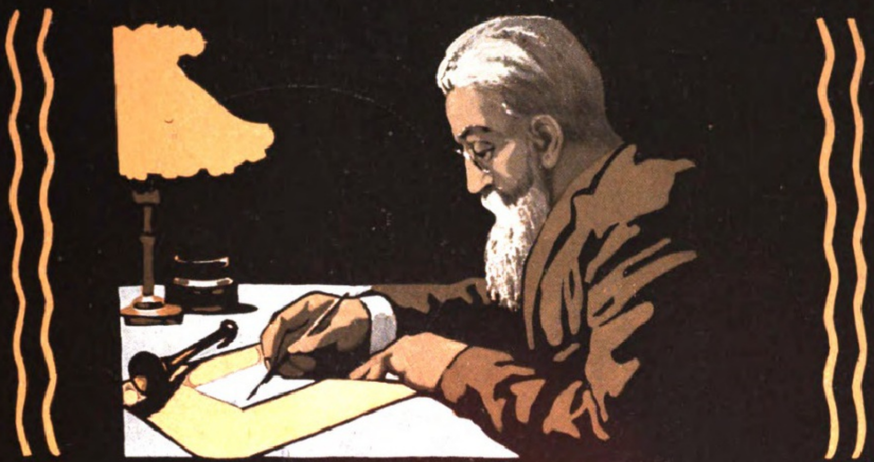
Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3767. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 9. September 1915.

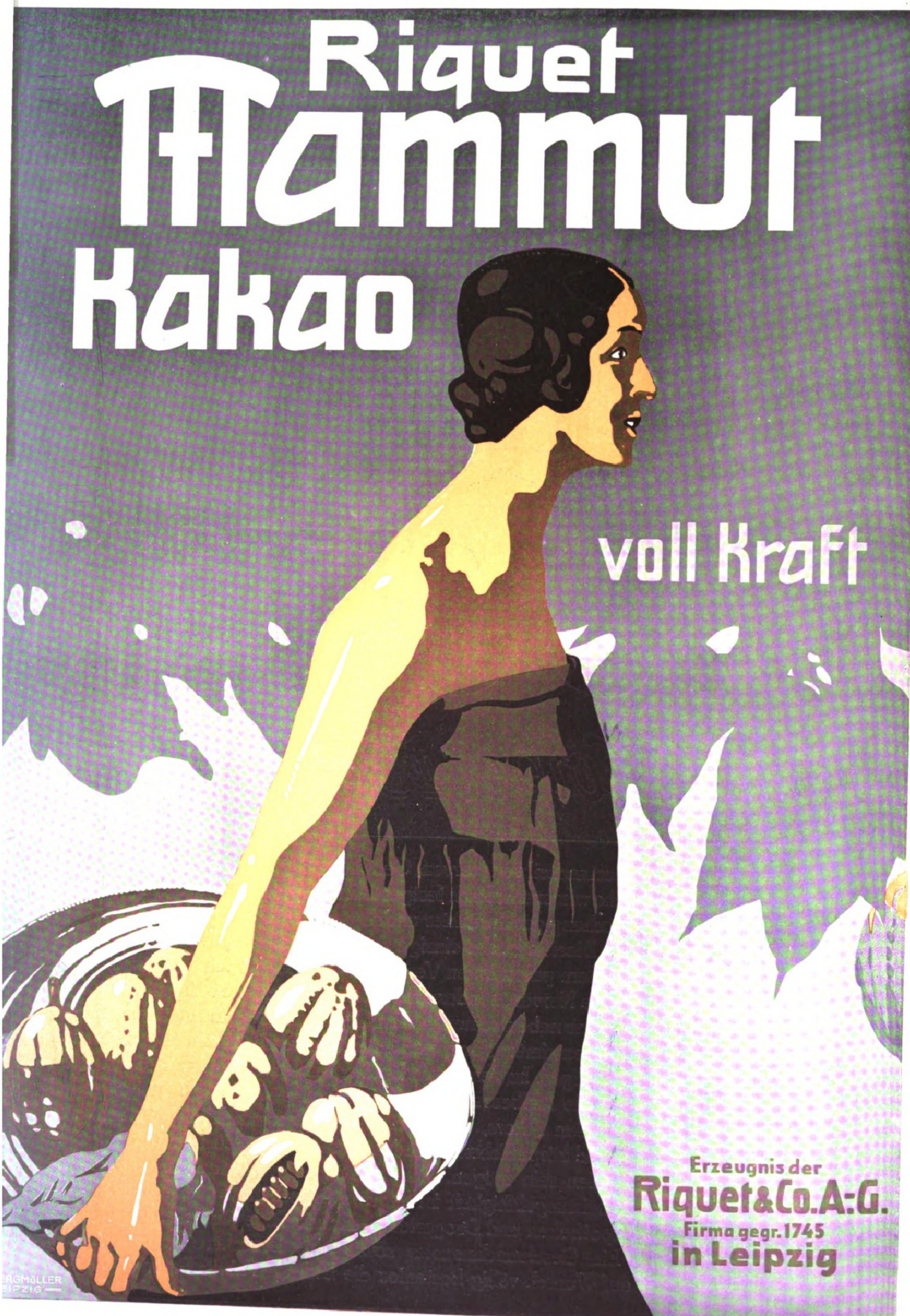
LINDENSTAEDT



BIOCITIN

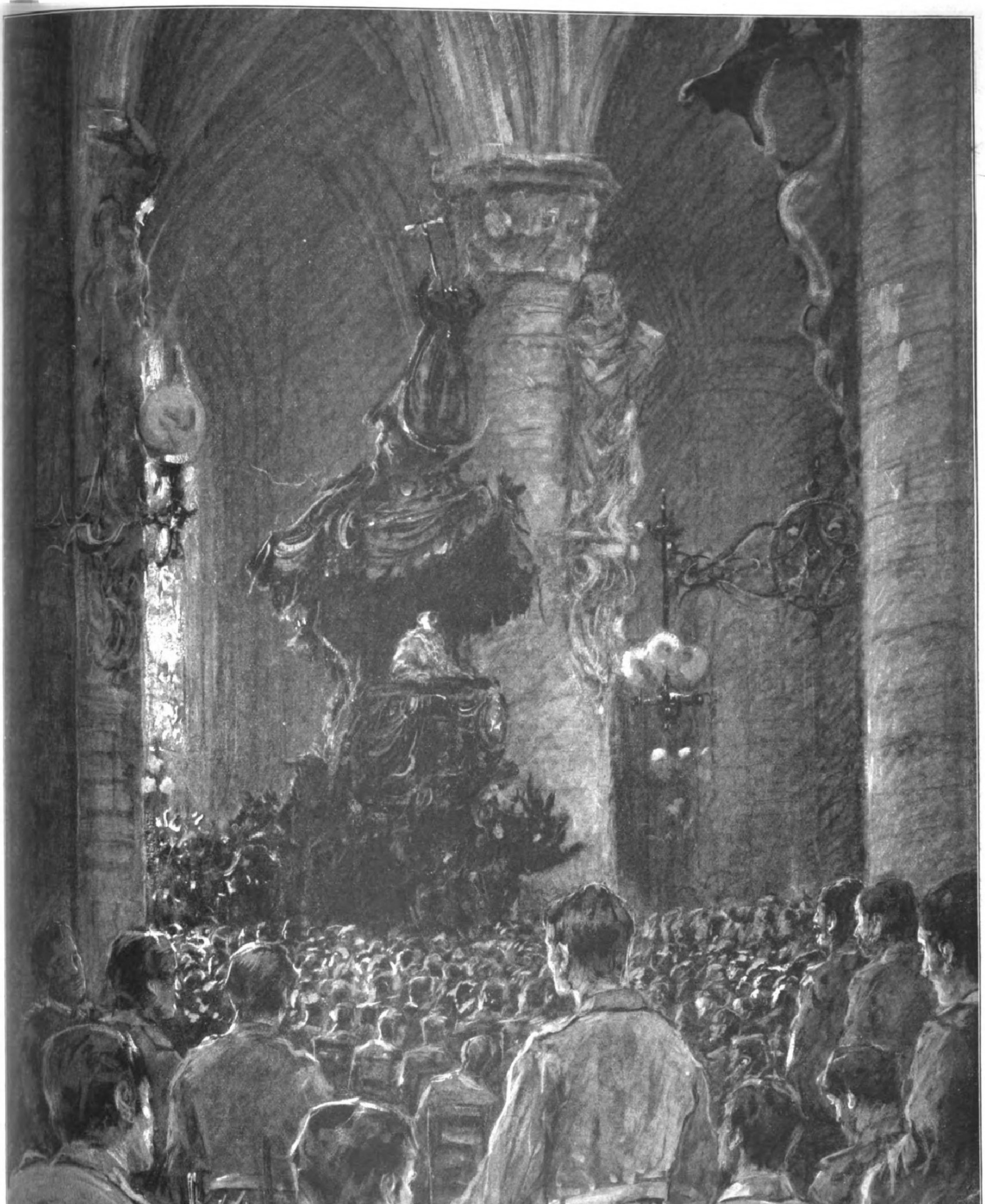
schafft Körper u. Nervenkraft

Der lebenswichtigste Bestandteil von Nerven, Gehirn und Rückenmark ist das Lecithin. Seitdem diese Tatsache wissenschaftlich festgestellt ist, verordnet der erfahrene Arzt zur Kräftigung und Auffrischung geschwächter und abgespannter Nerven das Biocitin mit vorzüglichem Erfolg, denn Biocitin ist das einzige Präparat, das 10% physiologisch reines Lecithin, hergestellt nach dem patentierten Verfahren des Herrn Prof. Dr. Habermann, enthält. Aber nicht bloß die Nerven, sondern der ganze menschliche Körper wird durch Biocitin gekräftigt, weil dieses neben seinem hohen Gehalt an Lecithin auch noch andere wertvolle Nährstoffe in konzentrierter Form enthält, die Blut und Muskeln neu bilden und den ganzen Organismus kräftigen. Im Verein mit dem Lecithin bewirken diese hochwertigen Nährsubstanzen eine schnelle Aufbesserung des Ernährungs- und Kräftezustandes bei schwächlichen Personen jeden Alters, Genesenden nach Verwundung oder schwerer Krankheit, bei geistigen und körperlichen Ermüdungszuständen, gleichviel durch welche Umstände sie hervorgerufen sein mögen. Zum Ersatz der verbrauchten Nervenkraft und zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit ist Biocitin unentbehrlich. Erhältlich nur in Originalpackungen in Apotheken und Drogerien. Minderwertige Nachahmungen bitten wir zurückzuweisen. Ein Geschmacksmuster sowie eine Broschüre über rationelle Nervenpflege sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik Berlin S. 61. J. 3.


Riquet
Mammut
Kakao
voll Kraft
Erzeugnis der
Riquet & Co. A.-G.
Firma gegr. 1745
in Leipzig

Illustrirte Zeitung

Nr. 3767. 145. Bd.



Militärgottesdienst in der Kathedrale von St. Gudula in Brüssel zur Feier des 85. Geburtstags des Kaisers Franz Joseph von Österreich am 18. August 1915.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor Max Rabes.

Unsere Großstädte im Kriege.

Von Dr. Rompel, Vorsitzendem des Statistischen Amtes der Stadt Mainz.

Mit der Mobilmachung sahen sich die deutschen Großstädte vor eine Fülle neuer und großer Aufgaben gestellt, die eine sofortige und sichere Lösung erheischten. Je mehr sich im Laufe einer langen und segensreichen Friedensperiode das gesamte wirtschaftliche und kulturelle Leben unseres Volkes in den Großstädten kristallisiert hatte, desto stärker und fühlbarer war jetzt der Ruck, der mit dem Ausbruch des Krieges den weitverzweigten und komplizierten modernen großstädtischen Verwaltungsapparat traf. Letzteren möglichst bald auf den neuen Kurs einzustellen, erforderte außerordentlich hohe Ansprüche an Tatkraft und Kaltblütigkeit zugleich, an Intelligenz und Organisationstalent. Glücklicherweise haben in diesen kritischen Zeiten die deutschen Großstädte die erforderlichen Männer besessen, sowohl unter den leitenden Beamten wie unter den berufenen Vertretern der Bürgerschaft. „Im Kriege gilt die Tat! Sie finden in dieser Vorlage keine wortreiche Begründung dessen, was geplant ist, dafür ist der Plan selbst um so bedeutungsvoller." Diese Worte, mit denen der Oberbürgermeister von Berlin, Exzellenz Wermuth, im August vergangenen Jahres eine seiner großen Kriegsvorlagen in der Stadtverordnetensitzung begründete, sind charakteristisch für die Art, wie unsere Stadtverwaltungen ihre neuen Aufgaben in Angriff nahmen und zur Durchführung brachten. Sie wurden hierbei allerdings sehr wesentlich unterstützt durch die freudig bekundete Bereitschaft der Bürger, die Opfer, die der Kampf fordert, gern zu tragen. In jenen denkwürdigen Sitzungen, die in den aufregenden ersten Mobilmachungstagen, von der Öffentlichkeit kaum beachtet, stattfanden, zeigte sich das Staatsbürgertum der Gemeinden in glänzendstem Lichte. Die Großstädte insbesondere wurden durch ihre Bereitwilligkeit zur umfassenden Hilfsarbeit die stärksten Stützen des Staates, und sie bekundeten durch die mit großer Einmütigkeit gefaßten Beschlüsse, daß der gute alte deutsche Gemeinschaftssinn, das Eintreten der Gesamtheit für den notleidenden Mitbürger, in ihnen noch recht lebendig und fruchtbringend war.

Die gesamten städtischen Kriegsaufgaben gliedern sich in vier Gruppen: in die Fürsorge für unsere Krieger, für deren Angehörige, für die sonstige notleidende Bürgerschaft und in die Mitarbeit an der Sicherstellung der Volksernährung. Für die Einquartierung durchziehender und in Ausbildung befindlicher Truppen stehen seit Kriegsbeginn neben den Bürgerquartieren Massenquartiere in größeren städtischen Gebäuden, für die Verwundeten städtische Krankenhäuser und besonders in Lazarette umgewandelte Schulgebäude, Festhallen und sonstige Gebäude den Militärbehörden zur Verfügung. In der ersten Mobilmachungszeit war auch für vorübergehende Unterbringung von Kriegsgefangenen und feindlichen Ausländern zu sorgen. Das Rote Kreuz fand und findet noch ständig bei der Verpflegung der Truppen, bei den Liebesgabensendungen seitens der Stadtverwaltungen kräftigste finanzielle Unterstützung. Die Haupttätigkeit der Gemeinden aber liegt in der Fürsorge für die Zurückgebliebenen und sonstige notleidende Kreise der Bürgerschaft. Die einschlägigen zahlreichen Maßnahmen: Unterstützung der Kriegerfamilien, Lebensmittelversorgung, Arbeitslosenfürsorge, besondere Fürsorge für die städtischen Angestellten und Arbeiter, Kredithilfe und anderes mehr sind bekannt und auch in der „Illustrirten Zeitung" Nr. 3719, S. 532 und Nr. 3752, S. 647 eingehend gewürdigt worden. Sie haben auch die Anerkennung der höchsten Reichs- und Staatsbehörden gefunden. Bei den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses im Februar dieses Jahres sprachen sowohl der Minister wie die Redner aller Parteien den Städten für deren Fürsorge ihren Dank aus. Das Haus bewilligte seinerseits weitere 110 Mill. ℳ zu den vom Reichstag gewährten 110 Mill. ℳ als Beitrag zu den Kosten der städtischen Kriegsfürsorge. Man weiß also die Leistungen unserer Selbstverwaltungskörper vollauf zu schätzen. Ein neues großes Betätigungsgebiet ergab sich für die Städte, als die Reichsregierung zu Anfang dieses Jahres umfassende Maßnahmen zur Sicherung der Volksernährung traf. Durch die Bundesratsverordnung vom 25. Januar über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl wurde den Kommunalverbänden die Verbrauchsregelung innerhalb ihres Bezirks übertragen. Dadurch stellte man unsere Großstädte in die erste Reihe im Kampfe gegen den Aushungerungsplan Englands, denn je größer die Gemeinde, je größer der Bedarf von außerhalb, desto größer waren die Schwierigkeiten der Organisation und der Deckung des Bedarfs. Die Einführung der Brotkarten, wodurch die genaueste Kontingentierung der Mehl- und Brotvorräte erreicht wurde, erforderte in den Großstädten ein Heer freiwilliger Mitarbeiter, die in uneigennütziger Arbeit in zahlreichen über alle Bezirke der Stadt zerstreuten Kommissionen tätig sind. Die Tatsache, daß wir auf Grund dieser Maßnahmen, die zuerst tastend, dann aber überall mit aus Erfahrung geschöpfter ruhiger Sicherheit durchgeführt wurden, die Ernährungssorgen glatt überwunden haben, so daß wir mit einer bedeutenden Getreidereserve in das neue Erntejahr jetzt hinübergehen, dieser große wirtschaftliche Sieg, den wir über unsere Feinde errungen haben, ist zum großen Teile der Organisationsfähigkeit der großstädtischen Verwaltung zu verdanken, deren Bürgerschaft in sehr einsichtiger und verständiger Weise auch von der Notwendigkeit der Regierungsmaßnahmen sofort überzeugt war.



Blick auf das nach dem Entwurf von Georg Marschall geschaffene Standbild Hindenburgs auf dem Königsplatz in Berlin.



Während der Ansprache des Reichskanzlers. 1. Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg; 2. Prinzessin August Wilhelm von Preußen, die im Namen des Kaisers den ersten Nagel einschlug; 3. Frau v. Hindenburg, die Gattin des großen Heerführers.

Die Einweihungsfeier des Eisernen Hindenburg in Berlin am 4. September. (Phot. Hohmann, Berlin.)

Die stärksten Einflüsse des Krieges auf den inneren städtischen Verwaltungsbetrieb zeigten sich besonders bei den Schulen, bei den Straßenbahnen und den Sparkassen. Die Durchführung des Unterrichts in den Volksschulen schien infolge der zahlreichen Einberufung der männlichen Lehrkräfte fast unmöglich. Dank der patriotischen Haltung des Lehrerstandes, der zufolge die zurückgebliebenen Lehrkräfte sich zur Ableistung von Überstunden bereit erklärten und zahlreiche schon im Ruhestande lebende Lehrer und Lehrerinnen für ihre im Feld stehenden Kollegen einsprangen, gelang es, auch trotz der Raumschwierigkeiten den Schulbetrieb völlig aufrechtzuerhalten. Ganz besonders ist anzuerkennen, daß sogar der Fortbildungsunterricht trotz des Mangels an Lehrpersonal einerseits und der berechtigten Wünsche der Arbeitgeber andererseits im Winter wieder durchgeführt wurde. Den städtischen Straßenbahnverwaltungen entzog die Mobilmachung sofort in den ersten Tagen die Hälfte bis zwei Drittel ihres gesamten Schaffner- und Wagenführerheeres. Dabei steigerten sich gerade in diesen Tagen die Anforderungen an den Straßenverkehr. Durch Einrichtung eines Notbetriebes wurde wenigstens der Verkehr auf den Hauptlinien innerhalb der Stadt aufrechterhalten. Nachdem es gelungen war, durch das ältere Fahrpersonal zahlreiche Ersatzleute auszubilden, konnte verhältnismäßig schnell wieder der normale Betrieb aufgenommen werden, was allerdings hauptsächlich den großen Arbeitsleistungen der älteren Mannschaften und der Einsicht der Militärbehörde, die vorläufig den Verwaltungen einen Teil der gedienten Landsturmleute beließ, zu verdanken ist. Später stellte man auch weibliche Ersatzkräfte ein, die sich bis jetzt anscheinend in allen Städten durchaus bewährt haben. Die städtischen Sparkassen hatten schon in den letzten Tagen vor der Mobilmachung ihre kritische Zeit. Dem Ansturm der kleinen Sparer und dem Bedürfnis weiter Kreise nach barem Gelde haben aber alle Kassen gerecht werden können, da sie stets über große Barreserven verfügen und im Notfalle die Mittel der Stadtkasse in Anspruch nehmen können. In hervorragendem Maße haben die Sparkassen es auch verstanden, ihre Geldbestände und die reichen Mittel ihrer Sparer den beiden großen Kriegsanleihen dienstbar zu machen.

Wenn man auch bei Beginn der Mobilmachung die Überwindung der Schwierigkeiten bei den städtischen Betrieben und Anstalten ziemlich allgemein als erreichbar und sicher annahm, so befürchtete man doch vielerseits starke Rückwirkungen des Krieges auf die städtische Finanzwirtschaft. Wäre allerdings die Neuorganisation des deutschen Wirtschaftslebens nicht so rasch und glänzend durchgeführt worden, dann hätte man zweifellos mit großen Einnahmeausfällen rechnen müssen. So können wir aber heute mit großer Befriedigung feststellen, daß trotz verschiedener Einflüsse auf den ordentlichen und



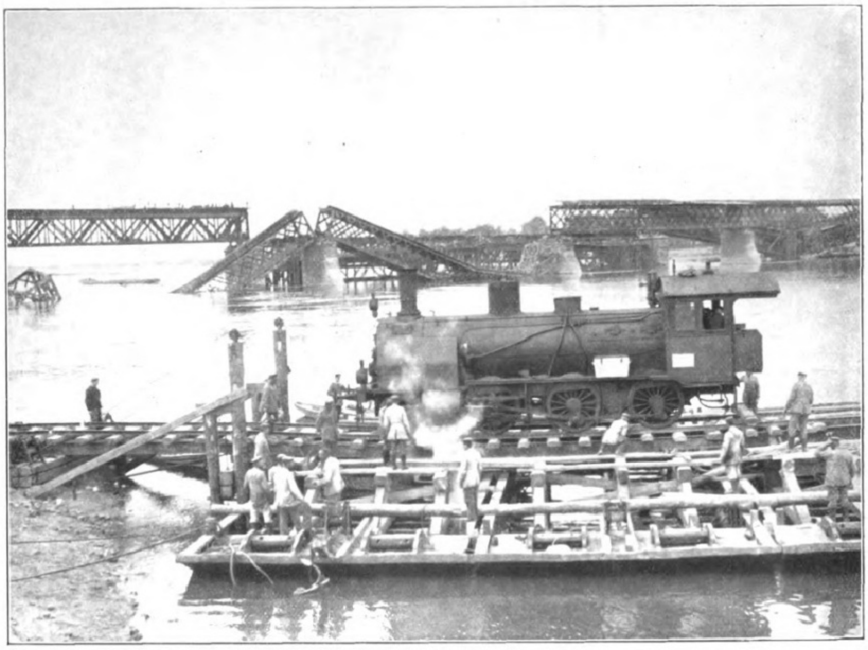
Ein deutscher Fliegerangriff auf eine englische Torpedobootszerstörer-Flottille im Kanal. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Willy Stöwer.



Biwakierende Kolonne der Armee des Generals v. Scholtz bei Rutki. (Phot. A. Groß.)

rordentlichen Gemeindehaushalt die deutschen Städte
Krieg, auch wenn er noch so lange dauert, aus-
en können, ohne eine Erschütterung ihrer Finanzen
rfahren. Den außerordentlichen Gemeindehaus-
belasten die Kosten der Kriegsfürsorge, soweit sie nicht von
Reiche den Gemeinden zurückerstattet werden. Ungleich wich-
als die Frage der endgültigen Deckung dieser Aufwen-
en durch Anleihen nach Schluß des Krieges und des Ein-
s auf den Vermögensbestand der Gemeinden ist die Frage.
en die Städte bisher und sind sie auch fernerhin in der Lage,
ich der Anleihemarkt geschlossen ist, die nötigen großen
gen Mittel zur Finanzierung ihrer Kriegsfürsorge-
gaben zu erhalten? Diese Frage ist durchaus zu bejahen.
Städten sind bei den staatlichen und privaten Banken zahl-
kurzfristige und günstige Kredite eingeräumt worden. Die
sbank bietet durch ihre Reichsdarlehenskasse eine vorzügliche
, ebenso die preußische Staatsbank, die Seehandlung, die
in Friedenszeiten in zahlreichen geschäftlichen Beziehungen
en größeren preußischen Gemeinden steht. Auch die Landes-
herungsanstalten machen ihre großen Barmittel den Städten
tbar und wissen deren gegenwärtige Aufgaben vollauf zu
igen. Es ist auch selbstverständlich, daß eine moderne
che Großstadtverwaltung zahlreiche und lebhafte Beziehun-
zu unseren Großbanken unterhält, infolgedessen ihnen
deren gewaltige Mittel jetzt zur Verfügung stehen. So
en unsere Stadtkassen während der Kriegszeit ständig große
ittel, um für alle Ansprüche gerüstet zu sein. Was unseren
tverwaltungen besonders die Durchführung des ordent-
n Haushalts seit Beginn des Krieges erleichtert, ist die
überraschende und sicherlich erfreuliche Tatsache, daß die
ern fast in demselben Umfange und zu der festgesetzten Zeit
n Friedenszeiten eingehen, ein großes Zeichen für das staats-
erliche Empfinden der Bürgerschaft und ihr Verständnis für
bedeutungsvollen Aufgaben der Gemeinden während des
ges. Welche Einflüsse der Krieg im einzelnen auf den ordent-
 Gemeindehaushalt gehabt hat, ist aus den neuen städtischen
 für 1915/16 zu ersehen, die meist in anerkennenswerter
e unter Berücksichtigung der Ergebnisse der letzten Kriegs-
ate des Jahres 1914/15 aufgestellt wurden. Wohl zeigen
einige Betriebe und verschiedene Steuerquellen Einnahme-
ausfälle. Aber trotzdem sind die deutschen Städte zweifellos
in einer viel günstigeren Lage als die Städte Frankreichs,
Englands, Rußlands und Italiens, die ihre Kriegsetats
lediglich durch stark geschwächte Steuereinnahmen bilanzieren
müssen. Die deutschen Städte besitzen in ihren vorzüglich
rentierenden Betrieben, in den Wasser-, Gas- und Elektrizi-
tätswerken, in den Straßenbahnen große Einnahmequellen,
die auch jetzt in der Kriegszeit Millionenüberschüsse zwecks
Verwendung für allgemeine Verwaltungszwecke zur Ver-
fügung stellen. Eine Durchsicht unserer neuen großstädtischen
Etats zeigt, daß die Verwaltungen unserer Städte völlig in
ihrem alten Geleise bleiben, daß alle Aufgaben und Aus-
gaben trotz ihres teilweise außergewöhnlichen Umfanges
und ihrer Größe erfüllt werden wie mitten im tiefen Frieden.
Die großen Ausgaben für das Schulwesen, für Kunst und
Wissenschaft, für öffentliche Gesundheitspflege, für soziale
Fürsorge werden in derselben Höhe wie in früheren Jahren
geleistet. Auf keine ihrer kulturellen und sozialen Aufgaben
haben die Städte verzichtet. Lediglich bei dem Bauetat, bei
dem sonst oft sehr reichliche Summen für Straßenausbau
vorgesehen wurden, ist jetzt meist mit vollem Recht etwas
sparsamer verfahren worden. Diese Tatsachen zeigen zur
Genüge die innere finanzielle Kraft unserer Groß-
städte und das durchaus berechtigte Vertrauen, das unsere
Stadtverwaltungen den Ruhmestaten unserer siegreichen
Heere entgegenbringen. Dies Vertrauen kam auch beson-
ders bei städtischen Etatsberatungen zum Ausdruck, die alle
unter dem Zeichen des Burgfriedens in harmonischster Weise
verliefen und fast ohne Debatte zur einstimmigen Annahme
der vorgelegten Entwürfe führten.

Unsere Städte haben Verwaltungsprobleme allerersten
Ranges gelöst, sie haben auch ihre finanzielle Stärke er-
wiesen, beides ein Zeichen und ein Unterpfand dafür, daß
sie, treu dem Reich zur Seite stehend im Kampfe um seinen
Bestand und seine Ehre, wirtschaftlich und finanziell kraft-
voll durchhalten können bis zu einem ehrenvollen Frieden.



Auf der Weichsel bei Warschau: Überführung einer Loko-
motive von einem Ufer zum andern auf einem Floße durch
deutsche Eisenbahntruppen. (Phot. R. Sennecke.)



Besetzung der russischen Festung Ossowiec durch deutsche Truppen am 23. August: Die Kehlkaserne im Zentralwerk
der Festung mit ihren bombensicheren Fenstern. (Hofphot. Kühlewindt.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Von der Verfolgung der Russen in Südpolen: Einmarsch in Cholm am 1. August. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach der Natur gezeichnet von dem Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Die Kaiserlampe in Damaskus. / Von Theodor Birt.

Wer kennt nicht Saladin aus Lessings schöner Dichtung „Nathan der Weise“? Als klugen und großdenkenden Mann hat ihn uns Lessing gezeichnet. In Wirklichkeit hieß dieser Sultan Salah ed din Yussuf. Er ist es, zu dessen Gedächtnis jetzt, am 7. August, unser Deutscher Kaiser, wie die Zeitungen melden, im Hof der Moschee zu Damaskus — nicht fern von Palästina — eine ewig brennende Lampe gestiftet hat: eine unscheinbare, stille Huldigung mitten im dröhnenden Weltkrieg, die aber Vergangenheit und Zukunft weite Ausblicke eröffnet. Warum spricht man davon? Was soll die Lampe? und was ist der Sinn der Sache?

Das Licht über dem Grab eines Mannes, der vor siebenhundert Jahren gestorben ist, bedeutet sein Fortleben im Geist bis heute. In der Tat: Saladins siegreicher und freidenkender Geist lebt heute im Osten wieder auf. Er war einst in Asien der beglückende Herr und Mehrer des Reichs, das sich heute Türkei nennt, wir Deutschen aber sind die Verbündeten und Schützer der Türkei.

Die Türkei ist heute nicht imstande, sich gegen die Raubsucht Rußlands und Englands selbst zu schützen, denn sie ist zu geldarm, zu ungenügend organisiert und besitzt vor allem, wie so viele Länder des Südens, keine Großindustrie, die sie im Weltkampf zum ebenbürtigen Streiter machen könnte. Die Türkei braucht also zum Helfer eine Großmacht, die im Vollbesitz des modernen Kriegsapparates ist. Unsere Kaiserliche Regierung hat ihr dazu ihre Hand und ihr Schwert geliehen.

Denn auch wir Deutschen brauchen die Türkei. Wir brauchen nach Asien hinüber dringend offenes, befreundetes Land, um mit freiem Arm in den Handel und in die Händel der großen Welt weit ausgreifen zu können. Unsere Lage in Zentraleuropa ist ohne das eine Einschnürung, in der wir schließlich ersticken würden.

Die glanzvolle Orientreise unseres Kaisers Wilhelm im Jahre 1898, die vielen nur eine Lustreise schien, war hochbedeutsam. Kaiser Wilhelm II. hat damals nicht nur in Jerusalem das Heilige Grab besucht, er war auch in Damaskus am Grabe Saladins, war auch in Konstantinopel und hat da zuerst jene Bande geknüpft, die anfangs wohl manchem noch allzu lose und wenig haltbar schienen, jetzt aber in der Not sich plötzlich eng verschlingen und für lange Zeiten fest und unzerreißbar sind.



Ein Lazarettschiff auf der Weichsel. (Phot. Eiko).

In diesem Bündnis ist der Deutsche ganz vorwiegend der gebende Teil, der Orientale der nehmende. Wir tragen deutsche Wissenschaft und Technik, deutsche Kanonen, deutsche Kriegskunst an den Bosporus. Wie anders war das einst in der Zeit Saladins! Saladins Zeit ist die Zeit der Kreuzzüge, die den Ruhm, aber auch den Zusammenbruch des Mittelalters bedeutet haben. Damals aber waren die Völker des Islam die wichtigsten Kulturträger; denn bei den Christen hatte sich die Wissenschaft seit langem in die Klöster geflüchtet, und der Deutsche hatte an geistigem Gut fast nichts als seine Ritterromane und sein Minnelied, und die Gelehrsamkeit steckte bei uns in den Köpfen weniger Geistlichen.

Nur ein großer deutscher Mann weltlicher Stellung machte dazu eine glorreiche Ausnahme; das ist die wunderbare Gestalt des Hohenstaufenkaisers Friedrich II.

Unser Kaiser Wilhelm II. kann uns in der Tat an diesen letzten großen Hohenstaufen, den merkwürdigsten deutschen Kaiser des Mittelalters, erinnern. Beide Kaiser verfolgen nach außen und innen die höchsten Ziele. Beide wenden dabei ihr Gesicht nach Osten und sind mit dem Islam befreundet; beide haben Jerusalem aufgesucht; Friedrich wurde sogar, ohne daß Blut floß, der gekrönte König Jerusalems. Hohenzollern und Hohenstaufen! Wie nahe liegen sich die Heimstätten dieser zwei genialen deutschen Fürstengeschlechter! Hart beieinander standen im zwölften Jahrhundert im schwäbischen Bergland ihre Burgen. Aber an der exzentrischen Idee vom römischen Kaisertum sind die Hohenstaufen völlig zugrunde gegangen; das rein deutsche Kaisertum der Gegenwart ist es, das unsere Hohenzollern stark und des bleibenden Erfolges sicher macht.

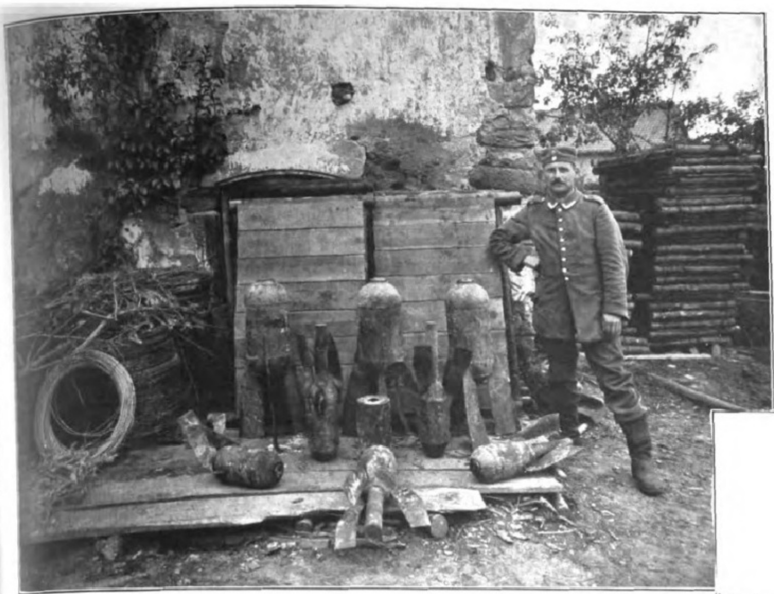
Es ist also ein Gegensatz. Friedrich II. bedeutet den letzten Höhepunkt der zum Verfall bestimmten alten Kaisermacht. Kaiser Wilhelm II. ist der Hochstieg der neuen Sonne des Glücks, die uns in seinem Großvater aufgegangen.

Man kann Friedrich ohne Saladin nicht verstehen. In Saladin tritt ein Fürst vor uns, fast wie König Salomo und Harun al Raschid, der Kalif. Von Ägypten ging er aus. Da lebte er als junger, verträumter Mensch ganz nur den Dingen der Weisheit und Gelehrsamkeit, bis plötzlich seine Tatkraft und sein politischer Sinn sich regt. Erst beseitigt er die in Ägypten herrschende Kalifenfamilie, dann besiegt er die angreifenden Christen bei Damiette. Als aber in Syrien der Sultan Nureddin stirbt, im Jahre 1174, dringt Saladin auch dorthin vor, besetzt Damaskus,



Vor der brennenden Zitadelle in Brest-Litowsk kurz nach dem Fall der Festung: Deutsche Soldaten, mit Bergungsarbeiten beschäftigt. (Phot. R. Sennecke.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Eine Sammlung französischer Minen-Blindgänger, von denen die größten über einen Zentner wiegen. (Phot. Max Wipperling.)

macht sich zu Nureddins Erben und erweitert siegreich seine Herrschaft in dem Grade, daß sie sich über lauter reiche Länder von Kleinasien bis nach Mesopotamien und zu den großen Nilfällen erstreckt. Schon umklammert sein Heer die Kreuzritter, die in Jerusalem herrschen. Im Jahre 1187 nimmt er die heilige Stadt. Den christlichen König Guido und viele Barone des Abendlands hat er da gefangengenommen; aber er gibt sie großmütig frei. Seitdem hat sein Name goldenen Klang, selbst bei den Christen. Der Herr im Turban und violetten Purpur, von Mamelucken umgeben, der Gegenstand der Huldigung aller frommen Derwische, der den Titel „Verbesserer der Welt und des Gesetzes“ führt, ist im Grunde ein milder Held, der Städte lieber aufbaut als sie in Asche zu legen, um, wie Lessing es ausdrückt, ein wahrer Gärtner Gottes zu sein.

> „Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd und einen Gott.
> Was brauch' ich mehr?“

ist das Leitwort, das der Dichter ihm in den Mund legt.

Der große deutsche Kaiser Friedrich I. Barbarossa zog sogleich im Jahre 1189 aus, um ihm Jerusalem wieder abzunehmen. Aber er ertrank im fernen Flusse Saleph, bevor er noch Saladins Reich betreten. Sein Kreuzzug verlief fast ergebnislos, und wir müssen sagen: das politische Ziel der Kreuzzüge, die Gründung eines christlichen Königtums Jerusalem, war traumhaft und konnte nicht für die Dauer verwirklicht werden. Aber das Abendland hat von diesen romantischen Glaubenskämpfen am Jordan anderen und viel größeren Gewinn gehabt. Ich meine die Erschließung eines großartigen, reichen Warenhandels aus dem Osten, der zunächst den Kaufmannsstädten Venedig, Genua und Pisa zu ihrem Glanz verhalf. Ganz Asien hat sich mit seinen Gaben seitdem für Europa aufgetan, und auch in Deutschland gelangte infolgedessen das Städtewesen, das sich vom Handel nährt, allmählich zu kräftiger Entfaltung.

Aber nicht nur der Wohlstand, der sich an den Großhandel knüpft, es gab noch wertvolleren Gewinn, das waren die Güter des Geistes, eine umfassende weltliche Bildung. Die unvergänglichen Geistesschätze, die von den alten Griechen herstammten, waren im Mittelalter bei den Arabern wieder lebendig geworden, und nur bei ihnen erfüllten sie auch das weltliche Leben. Das Bücherstudium, das die altgriechische Bildung zum Inhalt hatte, war bei ihnen seit dem neunten Jahrhundert wieder aufgeblüht; Aristoteles, der große Zusammenfasser alles menschlichen Wissens, war ins Arabische übersetzt. Averroës hieß der Philosoph ihres Stammes, der sich hierauf gründete. Er lebte in Spanien. Die Medizin, die bei uns im Abendland kläglich verfallen, wurde von den Arabern wieder zu einer wissenschaftlichen Kunst ausgebildet, und da ist Avicenna der große Name. Er lebte in Persien. Aber auch das Selbstverständlichste, die simple Rechenkunst, war von ihnen ganz neu gestaltet worden. Die zehn arabischen Zahlen kamen damals über Europa. Was wären wir heute ohne die arabische Null? Dazu die Algebra mit Sinus und Tangenten. Diese Rechenkunst griff aber auch zum Höchsten, sie griff wieder zu den Sternen hinauf. Die Astronomie wurde bei den Völkern des Islam wieder lebendig, in Bagdad wie in Spanien Observatorien, Sternwarten erbaut. Seitdem galt von neuem das Wort: „ex oriente lux“; „das Licht kommt uns aus dem Osten“, und nicht nur das Sternenlicht.

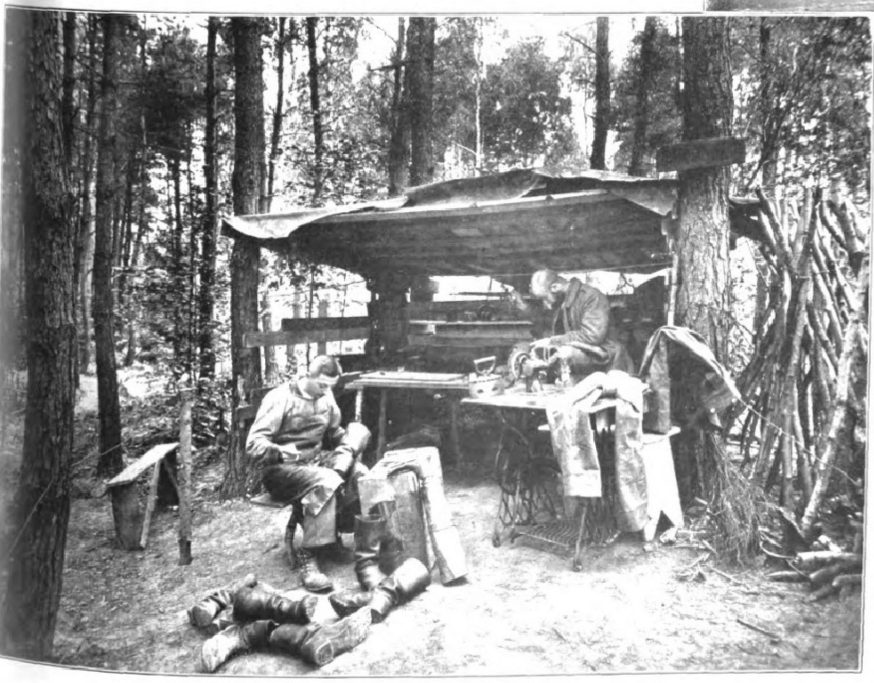
Das war das Licht, das auch den Hohenstaufen Friedrich II. erleuchtet hat. In diesem Friedrich hat sich alles, was der Ost und der West besaß, in ihm hat sich germanische Jagdliebe und persönliche Schlagfertigkeit, französische Feinheit und Geistesschwung, arabische Weisheit vereinigt und wunderbar zur Person gestaltet.

Die Phantasie des deutschen Volkes hat diesen Friedrich von früh an staunend verherrlicht, als wäre es eine Märchengestalt. War er es doch, der im Jahre 1235 die entsetzlichen Ritterfehden, die unser Deutschland verwüsteten, durch Kaisergesetz aufhob und alle Streitfälle vor ein Reichshofgericht rief. Aber das deutsche Volk sah ihn nicht. Friedrich hat Deutschland kaum je betreten. Im fernen Palermo, auf Sizilien, da hielt er Hof, in der „glückseligen“ Stadt, die zwischen prachtvollen Bergen in der reichsten aller Fruchtebenen wie in einer goldenen Muschel lag (conca d'oro).



Im Hofe einer Feldpostexpedition: die Feldpost wird in den Vogesen zum Teil auf Eseln befördert. (Hofphot. Carl Eberth.)

Als Kind schon war er in der Sonne Italiens, also zum Südländer, erzogen. Seine verwitwete Mutter Konstanze war Königin des Normannenreiches, Neapel und Sizilien, und er war ihr Erbe. Die starken und abenteuernden Normannenhelden, die Tankred-Söhne, Robert Guiskard und seine Verwandten Roger usw. hatten dies vergängliche Normannenreich gegründet, indem sie Sizilien den Sarazenen wegnahmen. Friedrich aber entwickelte sich dort, in seiner süditalienischen Monarchie, bald ins Große als ein Gesetzgeber geradezu moderner Haltung, ein Selbstherrscher nach Art Ludwigs XIV. oder nach Art des alten Kaisers Hadrian. In ihm hat sich, schon damals im dreizehnten Jahrhundert, die „Renaissance“, d. h. die Modernisierung des antiken Gedankenlebens, vollzogen, die sich bei uns hernach erst im sechzehnten Jahrhundert vollendet hat. Wie staunen wir, wenn wir lesen, wie sich Friedrich, indem er die Schäden des Lehnswesens durchschaut, ein starkes Söldnerheer und eine Flotte von Kriegsgaleeren schafft, durch Handelsmonopole und Regelung des Zoll- und Steuerwesens seinen Reichsschatz füllt, den Volkswohlstand hebt durch Förderung des Seidenbaus, der Zuckerrohr- und Baumwollenpflanzungen und endlich, nach Hadrians Muster, einen besoldeten Beamtenstand beruft, der sich regelmäßig in Landtagen zum Nutzen des Reichs versammelte! Gelehrte Juristen waren es, denen er die Rechtsprechung in die Hand gab, indem er beim Verhör die grausame Folterung einschränkte. Aus seiner Kanzlei sandte er als eifriger Publizist kaiserliche Flugschriften in die Welt, in denen er die



Handwerker im Hochwald. (Phot. Max Wipperling.)

Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen.





Marschall Liman v. Sanders-Pascha,
der Oberbefehlshaber der türkischen Streitkräfte auf Gallipoli, erhielt den Orden pour le mérite verliehen.
(Phot. Sébah & Joaillier, Konstantinopel.)



Admiral v. Usedom-Pascha,
der Leiter der türkischen Dardanellenverteidigung, erhielt das Eichenlaub zum Orden pour le mérite. Den Orden selber hatte er wegen seiner hervorragenden militärischen Leistungen während des Boxer-Aufstandes in China erhalten. (Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.)

Rechte des Staats abgrenzte, d. h. die Selbständigkeit des Staats der damals allmächtigen Kirche gegenüber verfocht.

Schon das schien damals eine Ketzerei; noch ketzerischer aber seine Duldung der Andersgläubigen, vor allem der Sarazenen. So konnte er nun aber auch die weltliche arabische Wissenschaft für sein Reich fruchtbar machen. Er gründete in Neapel die Universität (im Jahre 1224) und hob nicht nur die Rechtsprechung, sondern auch die Heilkunde in wissenschaftlichem Sinne, indem er jedem Arzt, der seinem Beruf obliegen wollte, zuvor die staatliche Prüfung auferlegte. Er selbst aber schritt in arabische Stoffe gekleidet unter Bauwerken maurisch-normannischen Stiles einher, von Sarazenen, Griechen und Franken auserlesener Bildung umgeben: ein freigeistiger deutscher Sultan des Okzidents.

Heute ist Sizilien uns ferner als je. Wer möchte als Reisender dorthin wieder den Fuß setzen? Wer aber einmal im „glückseligen" Palermo war, wird wissen, wie dort noch in der Gegenwart dieses deutschen Sultans Gedächtnis haftet. Ich denke an den mächtigen Normannenpalast, Palazzo reale, mit der uralten Sternwarte und der Schloßkapelle, der schönsten, die es gibt, die zur Verewigung orientalischer Pracht in bunten Glasmosaiken auf Goldgrund strotzt; sowie auch an den gewaltigen Dom gleichen Alters, der durch Umbau aus einer Moschee hervorging.

Von dort aus hat Friedrich endlich auch seinen Kreuzzug ausgeführt. Es geschah im Jahre 1228 der Kirche zum Trotz und unter dem Bann des Papstes, indem der Kaiser mit seiner Flotte nach Akkon segelte. Auf diplomatischem Wege erwarb er da von Saladins Nachfolger Alkamil in der Tat noch einmal den heiligen Boden und krönte sich selbst zum König Jerusalems. So trug er sechs Kronen, wie kein anderer Fürst: die Krone Siziliens, Roms, Deutschlands, der Lombardei, Burgunds und Jerusalems.

Aber schon im Jahre 1244 ging Jerusalem wieder verloren, und nur zu bald starb der sechsfach Gekrönte selbst,



Übergabefeier der vom Deutschen Kaiser für das Mausoleum des Sultans Salaheddin im Hof der Omaijadenmoschee zu Damaskus gestifteten Lampe am 7. August.
1. Generalgouverneur von Syrien Chulussi Bey, 2. Dschemal-Pascha, Oberkommandierender der IV. türkischen Armee, 3. Dr. Löytved Hardegg, Kaiserlicher Konsul, 4. Oberst Freiherr v. Kreß, Generalstabschef der IV. türkischen Armee, 5. Kaiserlicher Ministerresident z. D. Freiherr v. Oppenheim.

ierundfünfzigjährig, nach einer Fülle
on Glanz und Arbeit und Enttäu-
chungen. Im Zerwürfnis mit der
Papstgewalt hatte er sein Gold, seine
kraft und sein Genie verschwendet.
Im stillen Seitenschiff des Doms zu
Palermo, da ruht Friedrich, der
Hohenstaufe, mit seiner Mutter Kon-
tanze. Da stehen heute unter Bal-
dachinen die Königsgräber aus schwe-
em Porphyrstein beisammen. Nach
ünfhundert Jahren (im Jahre 1781)
at man den wohlverschlossenen Sarg
eöffnet und darin des Kaisers
Leiche wohlerhalten gefunden. In
rabische Gewänder gehüllt, lag er
a, auf dem Haupt die Krone, das
Reichsschwert und der Reichsapfel
eben ihm.

Seit seinem Tod stürzte das Deutsche
Reich in Wirren und Unheil ohne
Ende. Im Berg Kyffhäuser, da soll,
wie das Volk wähnte, dieser Fried-
ich, den man bald mit Friedrich
Barbarossa zusammenwarf, durch
viele hundert Jahre schlafen, um
n einer besseren Zeit wieder auf-
uerstehen.

Wie anders sind heute unsere Hoff-
nungen! Italien ist jetzt unser Feind,
und das Grab Friedrichs liegt in



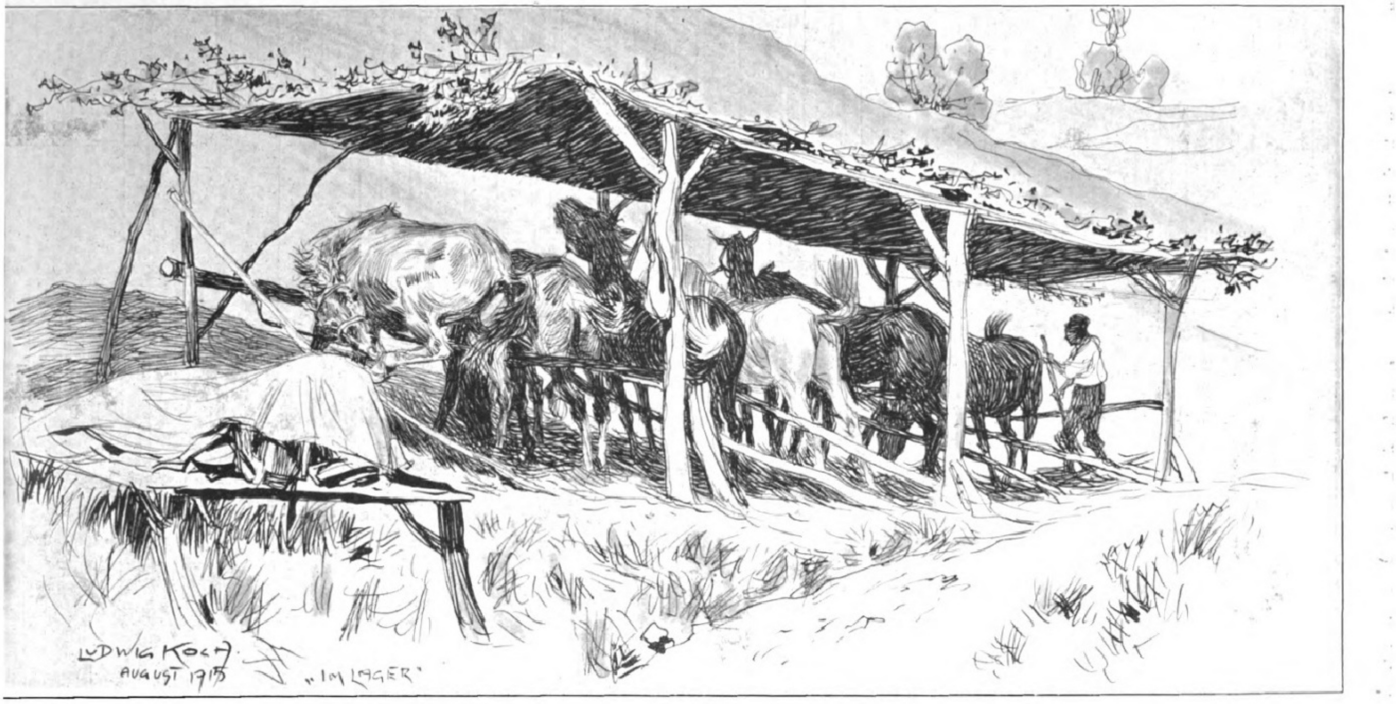
Transportkolonne in den Bergen.

Staatskunst, deren Aufgabe es ist, die Gegensätze der Völker auszugleichen.

Nun kam der Krieg. Von der Goltz leitet den Kampf an den Dardanellen. Deutsche Unterseeboote schwimmen wie Haifische im Mittelmeer. Und die Kaiserlampe in Damaskus erstrahlt über dem Grab Saladins wie ein Lichtschein der Freundschaft. Sie wird freilich nicht mit dem Öl des Friedens gespeist, sondern elektrisch; das moderne Maschinenwesen hat auch da seinen Einzug gehalten.

„Saladins Geist“, so sprach dort in Damaskus bei der Weihung der Lampe der deutsche Konsul im Namen unseres Kaisers, „Saladins Heldengeist schwebe in diesem großen Krieg den Streitern Mohammeds voran. So rein und warm wie das Licht der heiligen Lampe möge stets der Geist der deutsch-osmanischen Freundschaft sein.“

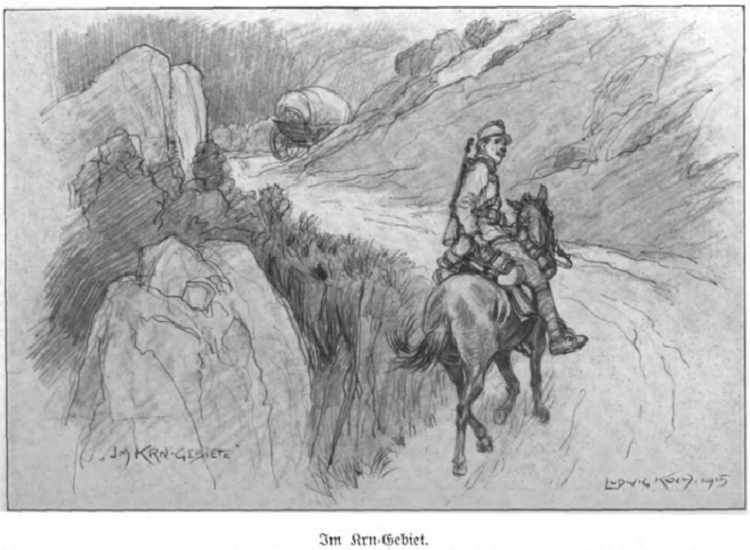
Es war im Festmonat Ramasan. Die Sonne war schon untergegangen. Der ganze Hof der Omaijadenmoschee war elektrisch erleuchtet. Türkische Offiziere, Notabeln und Scheichs, der Wali des Orts und Tausende von Eingeborenen waren zugegen. — Am Vorabend aber hatte derselbe



Unterstand für Pferde.

Feindesland! Heute wächst deutsches Glück nur auf **deutschem Boden**. Wir haben endlich nach siebenhundert Jahren des Harrens ein lebensfähiges Deutsches Reich durch die Hohenzollern gewonnen. Und heute ist gottlob die Schneide des deutschen **Geistes** ebenso scharf wie die unseres Schwertes. Deutsche Intelligenz streut ihr Licht über die Kontinente. „Ex Germania lux!“ Das Reich Saladins aber tut sich uns heute freundlich auf, und die Bagdadbahn ist von deutschem Geld durch den Orient getrieben, um uns im Warenaustausch mit dem Indischen Ozean zu verbinden.

Woher das Wohlwollen der Türkei? Weil wir, anders als England, die Türkei nie gedrückt, weil wir die mohammedanische Religion nie verfolgt und beeinträchtigt haben. Das ist der Duldungsgedanke des großen Hohenstaufen; er waltet noch heute im deutschen Kaisertum. Wo hohe Sittlichkeit ist, da mag die Form der Gottesanbetung abweichen. Die Lehre von den drei geheimnisvollen Ringen, an denen die Tugend haftet, die Lehre, die Lessing im „Nathan“ gibt, ist alt, und sie gilt vor allem für die



Im Krn-Gebiet.

Vom Krieg mit Italien. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem italienischen Kriegsschauplatz befindlichen Kriegsmaler Ludwig Koch.

deutsche Konsul im herrlichen Stadtgarten zu Damaskus, wo die Springbrunnen sprangen, ein Festmahl zu hundert Gedecken gegeben. Die Militärmusik spielte, und es wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Da fand sich auch der türkische Oberkommandierende Djemel-Pascha ein, und er trug das Eiserne Kreuz erster Klasse, das ihm, wie er dankbar erwähnte, der Kaiser von Deutschland verliehen hatte. Der Mohammedaner trug also das **Kreuz**! Das war in früheren Zeiten eine **Unmöglichkeit** und ist ein hochbedeutsames Sinnbild der tiefgehenden Befreundung unseres Christentums mit dem Halbmond, die nur auf das ganz Große zielt und über alle verengenden Unterschiede hinwegsieht.

Mitten hinein aber in die Festesfreude fiel da, an demselben 6. August, die Freudenbotschaft von der Einnahme **Warschaus**. Das war ein Jubel! Rußland, der Koloß, bricht in seinen eigenen Grenzen zusammen; England verblutet sich bei Gallipoli. Nun leuchte auf, du Lampe auf dem Grab Saladins! In dir glüht die Hoffnung der Türkei, die vom Deutschen Kaiser entzündet ist.

Der kleine flandrische Held. Eine Kriegserzählung von Norbert Jacques.

In der Nacht sollte der erste Scheldedampfer die belgischen Soldaten, die nach dem Fall Antwerpens über die holländische Grenze flohen, nach Vlissingen bringen. Auf dem Landungssteg warteten außer einigen holländischen Soldaten nur wenige Menschen. Es war eine kalte Herbstnacht. Drei Frauen standen, in Mäntel und Schals gewickelt, daß man kaum ihre Gesichter sah, an das Geländer gelehnt und sprachen manchmal in traurigem Ton einige Worte. Auf einem Haufen Schienen saß noch ein kleiner Junge. Man schaute fröstelnd und melancholisch in die Scheldemündung, in deren weiter Düsternis hier und dort die Lichter von Kriegsschiffen hart blinkten.

Und als mit dem ersten bleiweißen Schein des Tags, der über Seeland drüben die Nachtwolken durchbrach, der brutale und plumpe Dampfer kam, endlich kam, da sprangen die drei Frauen zitternd und mit kleinen Schreien vor. Aber die holländische Wache trieb sie zurück. Der Knabe schnellte von den Schienen auf und kletterte auf ein Faß, das dort stand. Der Dampfer prallte an den Steg, die Brücke schwankte, und gleich begannen die belgischen Kriegsgefangenen paarweise herauszukommen. Bleich, von Pulverdampf noch geschwärzt, mit zerrissenen Kleidern und mit Augen, die in eine tief randlose Ungewißheit schauten, trotteten sie herauf und in den Bahnhof hinein. Sie waren alle gleich verhungert und gleich verlumpt, Student und Beamter, Kaufmann und Arbeiter. Ihre Blicke fielen teilnahmlos und ohne Spannung an den etlichen Menschen dahin, an denen sie vorbeigingen.

Die drei Frauen standen so weit vorn, wie es ihnen erlaubt war. Sie riefen laute und lebhafte wallonische Worte zu den Soldaten. Die Soldaten schauten erstaunt auf. Mal lächelte einer halb verächtlich. Wenige antworteten kurz. Viele winkten trübe „nein". Die meisten zogen unbewegt den Steg hinauf. Ich verstand die Worte der Frauen nicht. Der Knabe stand auf dem Faß wie erstarrt, und gegen das anbrechende Frühlicht strahlte er schwarz und groß.

Einige hundert Belgier kamen aus dem Schiff. Das Schiff fuhr zurück und kam drei Stunden später gefüllt wieder. Und wieder riefen die Frauen und stand der Knabe wie erstarrt auf dem Faß. Ich ging frühstücken. Ein Zug fuhr gerade mit Kriegsgefangenen ab. Ich mußte ein Bad nehmen und mich für die Nacht nach einem Zimmer umsehen, denn zwei Nächte lang hatte ich in keinem Bett gelegen, sondern die erste Nacht in Breda im alten Park auf einer Bank und die zweite im soldatenüberschwemmten Bahnhof von Vlissingen schlaflos zugebracht. Alle Hotels und Häuser waren mit belgischen Flüchtlingen überfüllt. Nachmittags machte ich mich wieder zum Hafen auf. Der holländische Hauptmann sagte mir, die Transporte der Belgier seien noch lange nicht fertig. In Terneuzen lägen noch wenigstens zehntausend.

Auf dem Steg standen wieder einige holländische Soldaten. Gerade legte ein Dampfer an. Die drei Frauen waren nicht mehr da. Aber auf dem Faß erhob sich bewegungslos der Knabe. Die Belgier kamen wieder zu zwei und zwei herauf. Ich ging auf den Knaben zu. Er mochte etwa zwölf Jahr alt sein, hatte strohblondes, struppiges Haar, zerrissene Kleider und keine Mütze. Was machte er auf dem Faß? Stand er die halbe Nacht und den ganzen Tag dort? Als ich bei ihm war, fragte ich absichtslos, ob es schön droben wäre. Er schaute nur flüchtig zu mir herab und eilte mit den Augen ängstlich zurück zu den Kriegsgefangenen, die in unerschöpflicher Reihe dem Schiff entstiegen.

Da wußte ich: er sucht jemand! Ich fragte: „Suchst du deinen Vater?" — „Jo!" antwortete er trocken. — Ich trat zurück und spannte meine Augen zwischen den Knaben und die vorüberschleppenden Gefangenen. Der letzte Belgier ging vorbei. Der Knabe stieg vom Faß und legte sich ans Geländer auf den Boden. Ich holte in der Bahnhofswirtschaft drei große Brote mit Schinken und kam zu dem Knaben zurück. „Da hast du was zum Essen. Du hast Hunger!" sagte ich ihm, und gab ihm zwei von den Stullen. Er preßte eine in die Tasche, während er schon mit vollen Zähnen auf die andere biß. Er antwortete sehr spärlich auf meine Fragen, und ich bemühte mich vergeblich, mit ihm ein Gespräch in Fluß zu bringen.

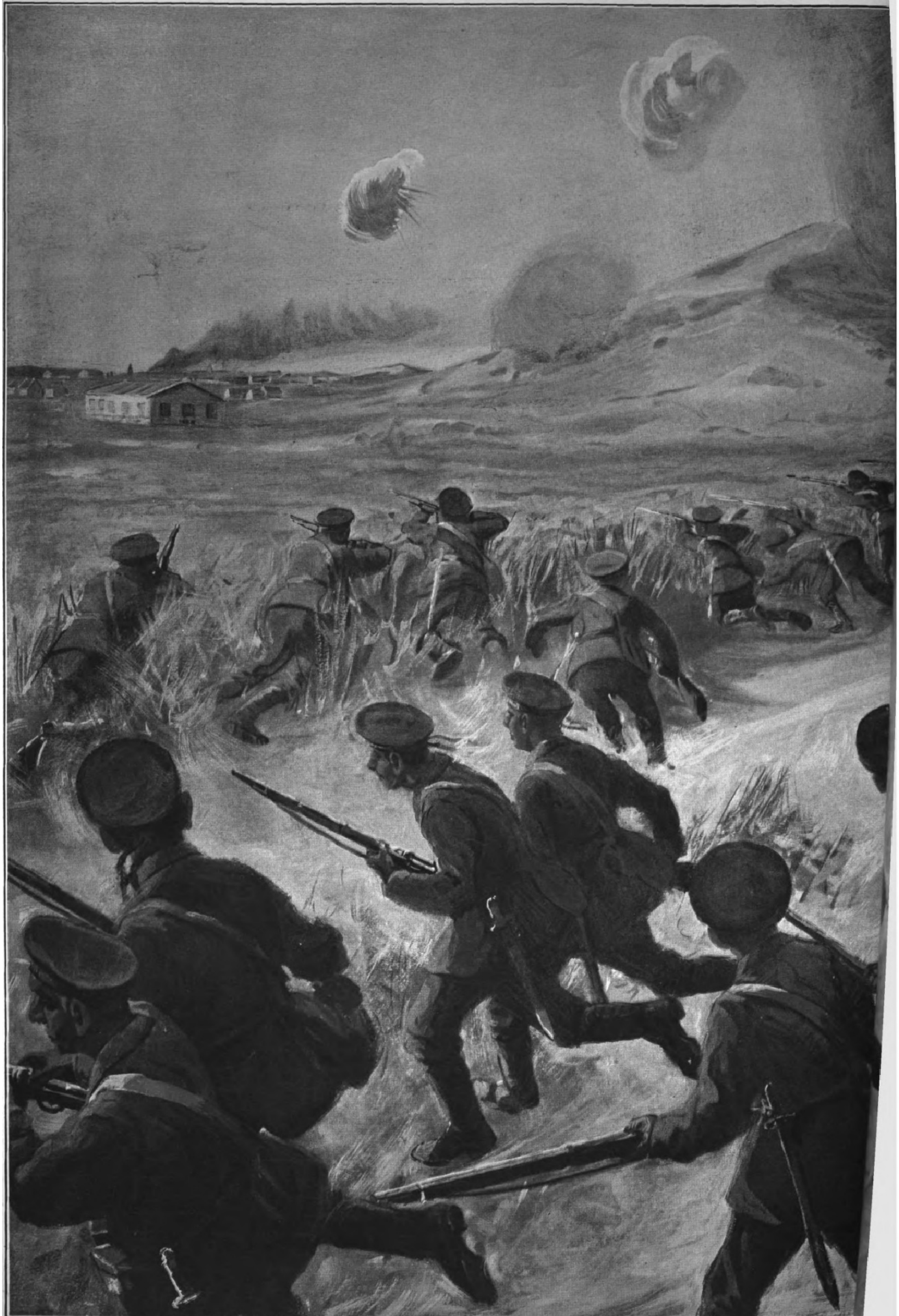
Der holländische Hauptmann kam und sagte der Wache am Steg, es kämen heute keine Transporte mehr. Da schaute der Junge traurig zu dem großen magern Offizier auf und erhob sich. Er kaute noch immer. Ich sagte ihm: „Gehst du heim?" — „Jo!" warf er kurz aus seinem mahlenden Mund. — „Wo ist das?" — „Hinten auf'm Kanal!" — „Ich geh mit dir! Nimmst du mich mit?" — „Jo, komm!" — Wir gingen.

Unterwegs fragte er auf einmal, nachdem wir schweigend die holperige Straße am Hafen entlang gegangen waren: „Von wo kommst du?" — „Aus Deutschland." — „Sind schlechte Kerle, die Deutschen!" bemerkte er kühl, ohne aufzublicken. — „Weshalb?" — Ohne zu zögern, antwortete er: „Sie vertreiben uns aus Flandern." — Ich erzählte ihm warm: „Glaub' das nicht. Du mußt nichts von allem glauben, was man jetzt überall spricht. Weißt du, wenn in der Schule einer wütend auf dich ist, weil du ihn beim Prügeln untergekriegt hast, dann geht er zum Lehrer und verleumdet dich, um sich zu rächen. So geht das jetzt. — Weißt du, wer die Engländer sind?" — „Jo, die mit ohne Bart und in Khaki!" — „Das sind die, die euch vertrieben haben. Ich hab' gefragt bei vielen Leuten aus Flandern." — „Jo, die haben auch in unserm Dorf gesagt: ‚Lauft jetzt rasch nach Holland, sonst schneiden euch die Deutschen die Nasen ab.' Da sind wir alle aus dem Dorf gelaufen." — „Wäret ihr geblieben, ihr dummen Leute, so hättet ihr eure Häuser noch und bekämt von den Deutschen zu essen." — Er antwortete nicht, und wir gingen weiter. Wir überschritten die Drehbrücke. Er sagte: „Du bist aber kein Deutscher!" — „Natürlich doch!" machte ich erstaunt. Aber er setzte dem hartköpfig entgegen: „Nein!" — „Weshalb nein?" — „Weil du mir zwei so dicke Stullen gegeben hast." — „Die hätte jeder Deutsche dir geben mögen." — Er schüttelte nur den Kopf.

Ein Stück schritten wir den Kanal hinauf. Dort lagen Scharen von alten und neuen Kanalschiffen. Die Decks waren belagert von Flüchtlingen. Männer schliefen. Weiber wuschen und hingen Wäsche auf, und Kinder spielten um die angeketteten Steuerräder. Auf eins dieser Schiffe bog der Knabe ein, und ich folgte. Der Schiffer saß auf einer Luke. Wir begrüßten uns. Er war ein alter, bärtiger Mann. Ich erklärte ihm, daß ich wegen des Knaben käme. Ich sähe ihn immer im Hafen, und ich möchte wissen, was mit ihm wäre, und helfen, wenn es ginge.

„Tjo, tjo!" machte der alte Schiffer. „Da können Sie von mir nichts erfahren, vonwegen daß ich selber nichts weiß. Das Komitee für die belgischen Flüchtlinge hat ihn hergebracht und gefragt, und er kam mit zwei kleinen Geschwistern; die da, sehen Sie, mein Herr, hatte er auf'n Rücken angebunden." — Er zeigte auf eine kleine Dreijährige, die, an ein Seil befestigt, auf den Planken herumkollerte, und ließ die zehn Finger wie Marionetten vor ihr tanzen. — „Minchen, Minchen!" rief er. Die Kleine juchzte. — „'n guter Jung, jo, gewiß! Und das ist der Bruder." — Aus dem Innern des Schiffs tauchte ein schlohgelber sechsjähriger Knabe auf und sprang auf den ältern Bruder zu. Der griff gleich in die Tasche nach dem zweiten Schinkenbrot.

„Ich möchte Ihnen gern was geben für die Kinder, mein Herr!" sagte ich zu dem Schiffer. — „No, die haben ja bei uns zu essen. Haben selber Kinder und Knecht, und 's geht in einem Topf. Ist nicht nötig!" — „Aber vielleicht für ein Wams oder so was. Wenn es jetzt kalt wird nachts." — „No!" machte der Schiffer zustimmend. „Sind Sie ein Landsmann von den Kindern?" fragte er. — „Nein, nein, ich komme aus Deutschland." — Mit einem erschrockenen: „Wa.a.as?" riß der Schiffer



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Ein Sturmangriff unserer Marine in den Dünen von Lombartzyde. Nach ein



ie Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem flandrischen Kriegsschauplatz tätigen Kriegsmaler Poppe Folkerts.

die Augen gegen mich auf. „Deutschland? Und Sie wollen Geld geben für —"

Sollte ich nun wieder eine Rede über Verleumdungssysteme diesmal für den Verstand eines holländischen Kanalschiffers zurechtdeichseln? Ich antwortete kurz und wütend: „Ja!", gab ihm, dankte und ging.

Nun mochte ich keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die Begegnung des sonderbaren Knaben mit seinem Vater zu erleben. Ich war gewiß, daß der Junge alle Transporte kontrollieren kam. Ich ging zum Bahnhof und hörte von einem Offizier, daß der nächste Gefangenendampfer aus Terneuzen morgen bei Tagesanbruch erwartet würde.

Früh im Grauen kam ich an den Steg. Ich sah als Erstes den Knaben auf dem Faß stehn. Der Dampfer hatte schon angelegt, und belgische Soldaten trotteten paarweise den Steg herauf, und auf einmal, bevor ich mich noch erst hineingefunden hatte, sah ich den Knaben wie im Flug vom Fasse streifen, in die Soldaten hineinstürzen, einem kleinen Mann um den Hals springen, und ein lauter Ruf glitt in die Morgenfrühe. Der Knabe blieb am Hals des Mannes hängen. Ich stand erschrocken still. Es war mir plötzlich, als täte ich ein Unrecht, in das Geheimnis des Knaben und in den menschlichen Zusammenhang der kleinen und heißen Ereignisse hineinsehen zu wollen. Ich drehte mich weg und schlenderte langsam und ergriffen die Brücke hinauf und in die Halle hinein. Der Zug der Kriegsgefangenen schleppte sich an mir vorbei, und dann kam auch der kleine blonde Mann und hielt den Knaben an der Hand. So gingen sie zwischen den Gefangenen nebeneinander.

Ein langer Zug stand für die Weiterreise der Kriegsgefangenen zu den Konzentrationslagern bereit. An ihm sah ich Vater und Sohn auf einmal wieder. Sie standen still und wortlos nebeneinander, und der Vater hielt noch immer die Hand des Knaben. Ich wurde durch das plötzlich einsetzende Gedränge, das durch den Aufzug einer holländischen Wache entstand, dicht an die beiden herangeschoben. Ich sah den Vater an. Er hatte auf seinen strohigen Haaren die kleine Artilleristenmütze mit dem großen, abhängenden Schirm hocken. Sein helles Gesicht war geschwärzt, und die blauen Augen schauten, noch erfüllt von den Schrecknissen der deutschen Granaten, weitläufig in jenes unbestimmbare, melancholisch verschwimmende Land, das die aus den Schlachten dieses Krieges Heimkehrenden entdeckt zu haben scheinen.

Seine Augen blieben dann an meinem Gesicht hängen, als ich an ihm vorüber mußte. Ich spürte wie in einer körperlichen Berührung nun auf einmal in diesen nahen Blicken das grausige Sausen des Todes, das, hundertmal sich stets fortgebärend, noch in den Nerven des Artilleristen auf und ab stieg. Ich mußte stehenbleiben, schaute ihn an, und indem ich ihm sagen wollte, daß ich teilnähme an dem Furchtbaren seiner Erlebnisse, brachte ich doch nichts anderes heraus als die unbeholfene, von Schauern und zurückgeschlagenen Tränen erhitzte Frage: „Es war wohl sehr fürchterlich?"

Und er sah mich nur an, hob ein wenig die Arme und fiel in ein haltloses Weinen.

Da erkannte mich der Knabe. Er zog den Kopf des Weinenden zu sich herab und sprach ihm leise von mir. Der Artillerist wischte sich hastig mit der Linken über das pulverschwarze Gesicht. Ich steckte ihm zwei Päckchen Zigaretten, die ich grade in der Tasche hatte, in die Hand. Er schaute sie erstaunt an und bemerkte dann: „Das sind wir nicht gewohnt!"

Ein kleiner, grauhaariger belgischer Geistlicher mit einem feinen französischen Gesicht kam in diesem Augenblick in die Soldaten hinein, die längs des Zuges aufgestellt waren, und rief plötzlich hitzig: „Und trotzdem, es lebe das glorreiche Belgien!" — Aber keiner der Soldaten rief mit: „Es lebe . . ." — Sie schauten nur einen Augenblick wütend und verächtlich auf und fielen wieder zurück in die nachtgraulichen Erinnerungen des tausendfachen Todes von Feuer und Eisen, dem sie tausendmal in unerkenntlicher Weise entrissen worden waren.

Der Artillerist sagte mir mit leiser Stimme: „Ach, wozu dieser Krieg? Weib und Kinder und Hof verloren . . ." — „Sie haben die beiden Knaben und das Minchen ja noch. Dies ist ein feiner Junge!" sagte ich und legte dem Knaben die Hand auf die struppigen Haare. Da sagte der Vater: „Ich muß es Ihnen erzählen . . . Im Waesland haben wir ein Haus und ein bißchen Vieh und Acker, und ich wurde eingezogen und lag zwei Monate im Fort. Und als die Engländer dann Antwerpen aufgaben und uns den deutschen Granaten allein überließen, da kamen sie auch durch unser Dorf und hetzten alle Leute vor den Deutschen über die holländische Grenze. Und meine Frau lag im Bett und sollte niederkommen. Alles ging drunter und drüber. Kein Nachbar konnte sich um die Meinigen kümmern. Die Frau war sehr krank und wollte am liebsten sterben. Dann wär' alles drauf und zum Teufel gewesen, Haus, Vieh, Weib, Kinder! Da hat sie dem Jungen das Minchen auf den Buckel gebunden und hat ihm in ein Bündel Brot und Kleider gepackt und ihm auch das angehängt, und der Junge hat den kleinen Bruder bei der Hand genommen, und so sind sie ausgewandert aus dem Waesland, mit all den anderen, und zu Fuß zur Schelde gegangen, und da hat sie ein Schiff mit nach Vlissingen genommen. Und so sind die drei wenigstens am Leben geblieben. Meine Frau . . . meine Frau . . . ob sie noch lebt?"

Er schaute wieder mit jenem neuen, rätselhaft leeren Blick unter die Hallen des Bahnhofs hinauf.

Ich sagte ihm: „Wenn die Deutschen in ihr Dorf gekommen sind, so wird ihre Frau noch leben. Denn sie haben Ärzte mit, denen der Krieg das Menschliche nicht zerstörte . . . Und Sie, mein Lieber, werden die, die heut ihre Freunde sind, einmal wilder verfluchen als die, deren Granaten sie überlebt haben. Denn nur die Engländer haben aus brutalen Propagandazwecken die Flandern in das sinnlose Unglück gestürzt, das jetzt die Leute dort vertreibt."

Er antwortete nicht. Aber ein anderer Soldat, der neben ihm stand und meine Worte gehört hatte, mischte sich in unser Gespräch: „Ja, es scheint, als ob da allerhand Schweinereien gemacht worden seien." — Der Artillerist sagte noch, aus einer Gedankenreihe heraus, die er wohl hundertmal unter den Granaten des deutschen Heeres aufgestellt hatte: „Wir hätten uns ja vertragen!"

Dann mußten die Kriegsgefangenen in den Zug. Ich ging mit dem kleinen flandrischen Helden, der seine Familie retten wollte, aus diesem Haufen von zusammengebrochenem Heldentum hinaus und der erwachenden Stadt zu. Der sprach nicht. Nur als er das Kanalschiff sah, auf dem er wohnte, fragte er: „Geschieht meinem Vater jetzt etwas?" — Ich sagte: „Nein, er ist gerettet!"

In Flandern. Von Roland Abramczyk.

Noch liegt die Stadt in stummer Nacht.
Der Tag regt erst leise die Schwingen. —
Da ist wie ein dringend Rufen erwacht
Ein schmetternd Trompetenklingen.

Und frisches Soldatenleben wacht auf
Und öffnet die Augen, die klaren. —
Schon sprengt es die Straße herunter, herauf,
Feldgrau ein Häuflein Husaren.

Das flüstert, klirrt und klappt und schäumt. —
Sie sammeln sich rasch an der Linde . . .
Und einer nimmt Abschied gefaßt und verträumt
Von einem flachshaarigen Kinde.

Schon reiten sie im Morgenrot . . .
Fernhin verhallt ihr Singen . . .
Vorm Tor . . . auf schwarzem Hengst . . . der Tod
Grüßt lächelnd Reiter, Helm' und Klingen.

Krieg ist . . . Von Friedrich W. Wagner.

Krieg ist . . .
Geigen und Flöten schweigen.
Verstummt sind Tanz und Reigen.
Fanfarenrufe steigen.
Krieg ist . . .
Wir wollen uns betend neigen.

Krieg ist . . .
Die Erde bäumt sich in Wehen.
Tausend Städte vergehen.
Tausend Leben verwehen.
Krieg ist . . .
Wir wollen Gott anflehen.



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg: VII. Eine österreichisch-ungarische Husarenabteilung bei der Verfolgung der nach der Niederlage am San fluchtartig zurückgehenden Russen in der vorher von den Russen zerstörten galizischen Ortschaft Nienowice am 27. Mai.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann, der den großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

Kriegschronik.

13. August 1915.

In den Argonnen wurden mehrere französische Angriffe auf das von uns genommene Martinswerk abgeschlagen.

Die Angriffstruppen gegen Kowno machten Fortschritte. Am Dawina-Abschnitt wiederholten die Russen ihre Angriffe ohne jeden Erfolg. Zwischen Narew und Bug ging es weiter vorwärts. Die Armee des Generals v. Scholtz machte gestern 900 Gefangene, erbeutete 3 Geschütze und 2 Maschinengewehre. Bei der Armee des Generals v. Gallwitz wurden seit dem 10. August 6550 Russen, darunter 18 Offiziere, gefangengenommen und 9 Maschinengewehre und 1 Pionierdepot erbeutet.

Die in Gewaltmärschen verfolgenden Truppen des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern haben kämpfend die Gegend von Sokolow und — nachdem die Stadt Siedlce gestern genommen war — den Liwiec-Abschnitt (südlich von Mordy) erreicht. Die verbündeten Truppen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen sind auf der ganzen Front in voller Verfolgung.

Die nördlich des unteren Wieprz vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen sind bis Radzyn gelangt.

Unsere Marineluftschiffe haben in der Nacht vom 12. zum 13. August ihre Angriffe auf die englische Ostküste erneuert und hierbei die militärischen Anlagen von Harwich mit gutem Erfolg beworfen.

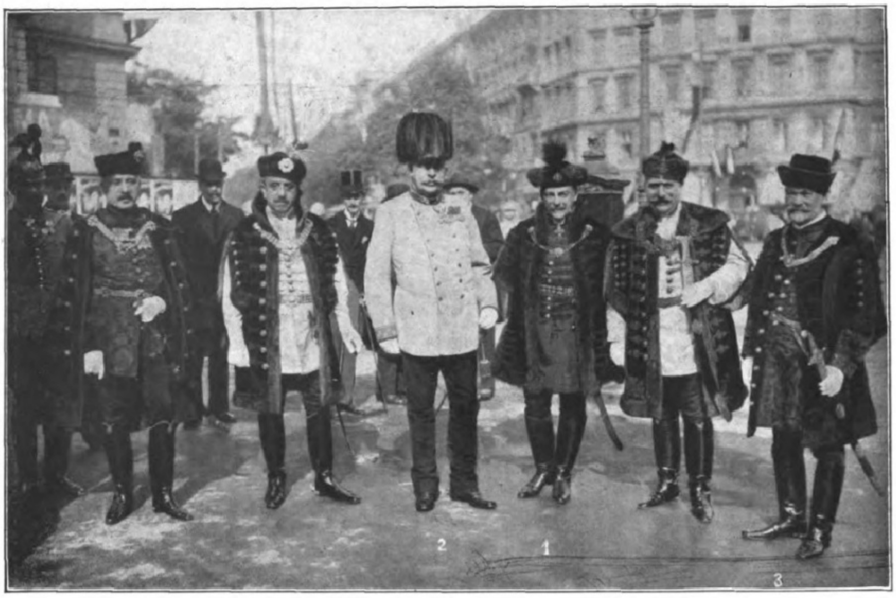
Das österreichisch-ungarische Unterseeboot „XII" wurde laut amtlicher italienischer Meldung mit der ganzen Bemannung versenkt. Am 10. August ist ein feindliches Unterseeboot im Golf von Triest durch eine Mine vernichtet worden. Von der Besatzung konnte niemand gerettet werden.

14. August 1915.

In den Argonnen wurden im „Martinswerk" neue Fortschritte gemacht. Die Zahl der Gefangenen stieg auf 4 Offiziere und 240 Mann.

Vor Kowno nahmen unsere Angriffstruppen den befestigten Wald von Dominikanka. Zwischen Narew und Bug erreichten unsere Armeen in scharfem Nachdrängen den Elina- und Nurzec-Abschnitt. Im Norden von Nowo-Georgiewsk wurde eine starke Vorstellung erstürmt. 9 Offiziere und 1800 Mann nebst 4 Maschinengewehren fielen in unsere Hände. Verbündete Truppen nähern sich dem Bug nordöstlich von Sokolow.

Feindliche Angriffe im Tiroler Grenzgebiet, an der Fedaja-Stellung und an der Bopena-Linie (südlich Schluderbach), im Görzischen, am Monte dei Sei Busi und auf den Höhen östlich Monfalcone wurden abgewiesen.



Zur Huldigungsfahrt der ungarischen und kroatischen Würdenträger zu Kaiser Franz Joseph nach Schönbrunn am 2. September: Der Oberbürgermeister von Budapest Dr. Stefan v. Barczy (1) und der Budapester Stadtrepräsentant Dr. Brody (3) mit dem österreichischen Landesverteidigungsminister Baron v. Schönaich (2) während des Besuchs in Wien. (Phot. C. Seebald, Wien.)

15. August 1915.

In den Argonnen wurde das „Martinswerk" ausgebaut.

Die mehrfache Beschießung der Stadt Münster im Fechtale beantworteten wir mit einer Beschießung des Eisenbahnviertels von St.-Dié.

Truppen des Generals v. Below warfen die Russen in der Gegend von Kupischky nach Nordosten zurück. Sie machten 4 Offiziere und 2350 Mann zu Gefangenen und nahmen 1 Maschinengewehr. Ein russischer Ausfall aus Kowno wurde zurückgeschlagen, 1000 Gefangene fielen in unsere Hände. Der Nurzec-Übergang wurde von unseren Truppen erzwungen. Die Armee des Generals v. Scholtz machte gestern über 1000 Gefangene, die Armee des Generals v. Gallwitz nahm 3550 Russen gefangen (darunter 14 Offiziere) und erbeutete 10 Maschinengewehre. Der Ring um Nowo-Georgiewsk schließt sich enger. Im Laufe des Tages gelang es, die feindlichen Stellungen bei und nördlich von Losice und halbwegs zwischen Losice und Miendrzyrzec zu durchbrechen. Der Gegner weicht. Allein die Truppen des Generalobersten v. Woyrsch machten vom 8. bis zum 14. August 4000 Gefangene, darunter 22 Offiziere, und erbeuteten 9 Maschinengewehre.

Im Abschnitt von Tolmein bis zum Krn setzte gestern früh nach starker Artillerievorbereitung ein Angriff beträchtlicher feindlicher Kräfte ein, der allenthalben abgewiesen wurde. Ein um Mitternacht unternommener Angriff gegen die österreichisch-ungarische Stellung am Kleinen Pal brach vollständig zusammen. Im Tiroler Grenzgebiet wurden mehrere italienische Angriffe abgewiesen.

16. August 1915.

Nördlich von Ammerzweiler (nordöstlich von Dammerkirch) brach ein französischer Teilangriff vor unseren Hindernissen im Feuer zusammen.

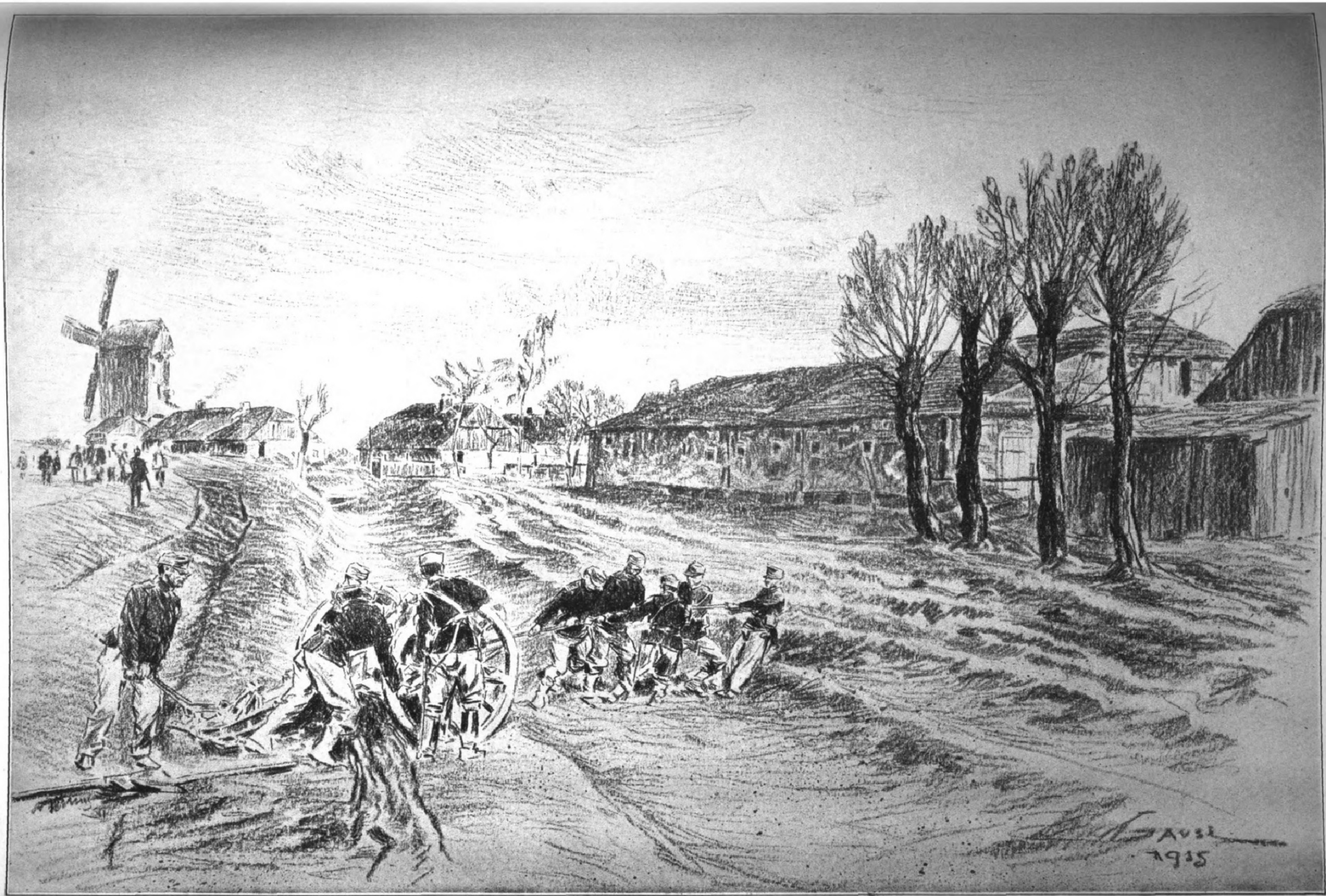
Der mit dem Nurzec-Übergang angebahnte Durchbruch der russischen Stellungen gelang in vollem Umfange. Der Gegner weicht aus seinen Stellungen vom Narew bis zum Bug. Unsere verfolgenden Truppen erreichten die Höhe von Bransk. Über 5000 Gefangene fielen in unsere Hand. Der Übergang des Bug westlich von Drohiszyn wurde erzwungen, Losice und Miendrzyrzec durchschritten, der russische Widerstand östlich von Losice durch den Angriff schlesischer Landwehr gebrochen. Biala und Slawatysze sind durchschritten. Östlich von Wlodawa dringen unsere Truppen auf das Ostufer des Bug vor.

Die Divisionen des Erzherzogs Joseph Ferdinand gewannen unter Kämpfen den Raum südlich und südwestlich von Biala, überbrückten in der Nacht die Krzna und überschritten sie heute früh. Die Truppen des Generals v. Köveß drängten den Gegner über die obere Klikawka zurück.

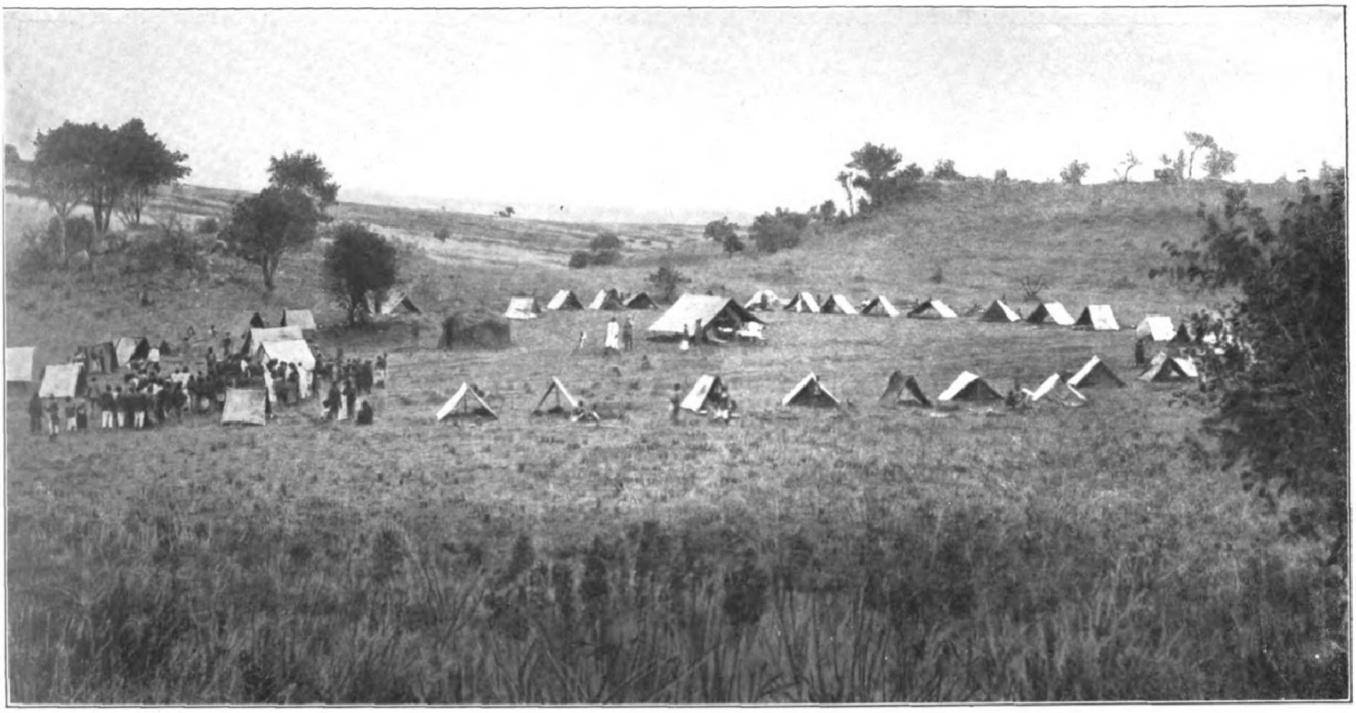


Die Feier des 85. Geburtstags des Kaisers Franz Joseph in Triest am 18. August: Aufstellung der Knabenhorte auf dem Großen Platz (Piazza grande).

Nach einer photographischen Aufnahme der Kilophot G. m. b. H. in Wien.



Aus den Kämpfen in Russisch-Polen: Österreichisch-ungarische Artillerie bringt in Zarnowiec Geschütze in Stellung. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.



Ein Zeltlager der Askari.

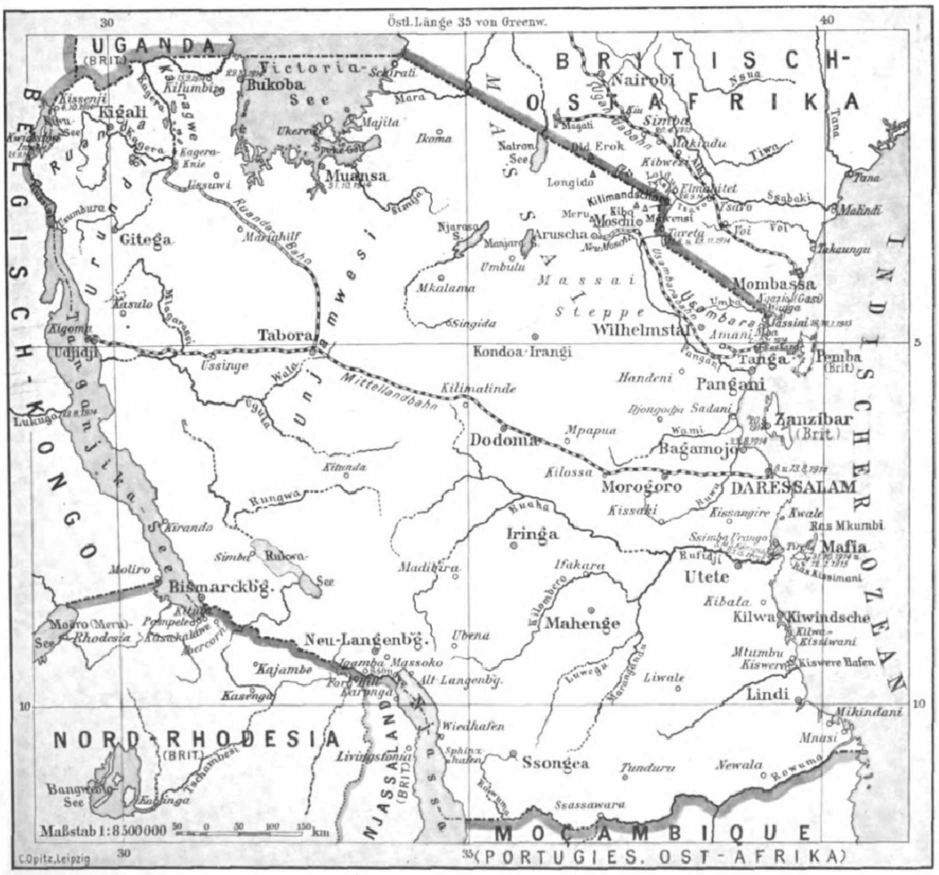
Deutsch-Ostafrika im Weltkrieg. I.

Die Kriegserklärungen Frankreichs, Rußlands und Englands haben in unserer Kolonie nichts weniger als bange, kleinliche Sorgen ausgelöst. Jeder war sich gewiß des Ernstes der Situation bewußt, jeder kannte vor allem aus langjähriger unmittelbarer Nachbarschaft den politischen und wirtschaftlichen Geist Englands. Man wußte, England würde nicht bis zur Entscheidung in Europa warten, um das Schutzgebiet anzugreifen, man wußte auch, der Krieg würde nicht in wenigen Monaten beendet sein, und unsere Truppe würde Kämpfe zu bestehen haben, für die sie eigentlich nicht gerüstet sei. Und trotzdem keine Spur von Zögern und Zagen. Vom ersten Augenblick an setzte eine zähe und zielbewußte organisatorische Arbeit ein, getragen von der gleichen Umsicht und Gründlichkeit, die uns hier zu Hause zu so gewaltigen Leistungen befähigt hat. Wer Soldat gewesen war, folgte seiner Pflicht, alle anderen formierten sich als Kriegsfreiwillige zu Schützenkompagnien und wurden auf diese Weise dem militärischen Verbande eingegliedert. Diese weltpolitische Reife, diesen Geist eines Volkes in Waffen muß man sich besonders vor Augen halten. Nur dann kann man verstehen, wie es möglich gewesen ist, daß die Kolonie mit ihren geringen Hilfsmitteln so gewaltige siegreiche Kämpfe hat ausfechten können, daß sie bis heute noch unangetastet in ihrem Bestande dasteht.

Wie das Mutterland von allen Seiten von Feinden umgeben, hat das Schutzgebiet sich nicht nur auf die Verteidigung beschränkt, sondern überallhin eine starke Offensive getragen und überall den Gegnern wuchtige deutsche Hiebe versetzt. Man kann von sieben gesonderten Kriegsschauplätzen, wenn man so sagen darf, sprechen, auf denen sich die Kämpfe, bald gleichzeitig, bald nacheinander, zum Teil in innerem Zusammenhang zueinander, abgespielt haben. Teilweise stellen sie auch Versuche dar, die unsere Feinde immer wieder nach einem mißlungenen Angriff gemacht haben, um an anderer Stelle einen Einbruch in deutsches Gebiet zu erzwingen; bis heute immer vergeblich.

1. Die Kämpfe an der Küste.

Nachdem am 5. August auch die Kriegserklärung Englands bekannt geworden war, wurde der letzte Optimist, der von England eine Zustimmung zur Neutralisierung des Schutzgebietes gemäß Art. 11 der Kongoakte von 1885 erhofft hatte, durch das Erscheinen des „Pegasus“, eines englischen Kleinen Kreuzers, vor Daressalam am 8. August eines Besseren belehrt. Der Funkenturm, der an der inneren Uferseite des Hafenbeckens stand, wurde ohne vorherige Ankündigung beschossen: freilich erfolglos. Erst nach Hissen einer weißen Flagge fand eine parlamentarische Verhandlung statt, auf Grund deren der Funkenturm von uns nach Entfernung aller wertvollen Bestandteile niedergelegt wurde. Im übrigen wurde weder Daressalam noch Tanga, wo englische Kreuzer am 17. August erschienen, von den Engländern besetzt. Die Daressalamer Hafeneinfahrt wurde durch Versenkung des Docks und des kleinen Vermessungsschiffes „Möwe“ unserer Marine von uns gesperrt. Trotzdem erklärten die Engländer die in Darassalam liegenden Handelsschiffe ebenso wie später die in Tanga liegenden als Prise. Eine Verwertung und Abtransport war aber ausgeschlossen. Die englische Erklärung hatte nur formelle Bedeutung. Am 23. August wurde die Küstenstadt Bagamoyo, die ebenfalls völlig offen war, von den Engländern mit 30 Granaten belegt. Der Zoll wurde schwer, das Bezirksamtgebäude leicht beschädigt; Verluste an Menschenleben waren nicht zu beklagen. Ihren scheinbaren Zweck, das Kabel Bagamoyo-Sansibar in ihre Gewalt zu bekommen, erreichten die Engländer jedoch nicht. Nachdem sie am 25. August und am 8. September nochmals in Daressalam und Tanga gewesen waren, wo sie fünf Leichter und einen Schlepper beschlagnahmt und weggeführt hatten, obwohl ihnen gar kein Widerstand geleistet wurde, war der erste Abschnitt der kriegerischen Unternehmungen der Engländer zur See, welche die ersten zweieinhalb Monate des Krieges umfaßten, gewissermaßen zu Ende. Inzwischen waren nämlich die Vorbereitungen unserer Schutztruppe so weit gediehen, daß ein kraftvoller Vorstoß an der Küste entlang von Tanga aus nach Mombassa, der größten englischen Küstenstadt und dem Ausgangspunkt der Uganda-Bahn, gemacht werden konnte. Am 30. August fanden bei Jassini, unmittelbar an der deutsch-englischen Grenze, die ersten Patrouillengefechte statt. Der englische Posten Wanga, der dicht dabei liegt, wurde genommen und zerstört und viel Lebensmittel, vor allem Reis, erbeutet. Ende September bis Anfang Oktober, etwa vom 22. September bis



Karte von Deutsch-Ostafrika.

7. Oktober, fanden mehrere schwere, aber für uns durchweg erfolgreiche Angriffe deutscher Truppen statt, die bis Malobeni, einem Fort dicht bei Mombassa, sich erstreckten. Führer des Detachements waren Hauptmann Baumstark, v. Böhmken und Oberleutnant (1. Referent) Methner. Nach schwerem Kampf wurde das Lager Majorini genommen und der Gegner unter erheblichen Verlusten zurückgeworfen. Die Beute waren 2 Kanonen, viel Gewehre und Kriegsmaterial. Durch eine Brandmine verloren wir einen Europäer. Geheimrat Methner wurde schwer verwundet. Da an eine Besetzung des auf einer Insel liegenden Mombassa nicht gedacht werden konnte, zog sich das Detachement Anfang Oktober wieder zurück, nachdem bei Ngazi inzwischen gelandete stark überlegene feindliche Truppen, unter denen sich namentlich viele Marinemannschaften befanden, in schwerem siebenstündigen Gefecht erneut zurückgeworfen waren. Der von Mombassa her geplant gewesene Vormarsch des Gegners war endgültig aufgehalten. Über ein Monat verstrich, ehe er nach sorgfältigster Vorbereitung erneut mit einer ungeheuren zahlenmäßigen Überlegenheit einen neuen Angriff versuchte. Am 2. November vormittags erschienen die Engländer mit zwei Kriegsschiffen und 14 Transportdampfern vor Tanga und verlangten bedingungslose Übergabe der Stadt. Als sie verweigert wurde, fuhren sie ab, kehrten aber in der Nacht zurück und landeten am äußersten Punkt bei dem Kap Ras Kazone ihre Truppen. Es waren insgesamt etwa 8000 Mann und bestanden aus 8 Kompagnien des North-Lancashire-Regiments, 8 indischen Regimentern und Marinemannschaften. Aber wir waren gerüstet. Obwohl die Kriegsschiffe mit ihren großen Geschützen in den Kampf eingriffen, wurde die gewaltige Übermacht durch unsere zunächst sehr schwachen Truppen an der äußersten Spitze der vorspringenden Halbinsel festgehalten. Schleunigst wurden noch Verstärkungen herbeigezogen, und bald tobte ein verzweifelter Kampf, den der Kommandeur der Schutztruppen, Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck, leitete. Den 8000 Mann feindlicher Truppen standen nur etwa 750 farbige Askari und 250 Europäer gegenüber. Bis zum 5. wurde fast ununterbrochen gekämpft, wobei uns zweifellos die genaue Geländekenntnis und die treue Ergebenheit der farbigen Bevölkerung wesentliche Dienste geleistet hat. Die Verluste der Feinde waren, an der Zahl der Angreifer gemessen, wahrhaft ungeheuerlich. Es sind wohl nahezu 7—800 Europäer und Inder gefallen und eine große Zahl verwundet. Am 5. zog sich der Feind völlig geschlagen zurück, nachdem auch ein englisches Transportschiff durch zwei Schüsse in Brand und leck geschossen war. Auch der Kreuzer „Fox“ erhielt einen Treffer und flüchtete auf die Außenreede. Viel Gefangene und Kriegsmaterial, darunter 8 Maschinengewehre, 300000 Patronen und zahlreiche Ausrüstungsstücke, wurden erbeutet. Den Engländern wurde jedoch gestattet, ihre Schwerverwundeten mitzunehmen.

Diese vernichtende Niederlage ist nur der heldenhaften Tüchtigkeit der Schutztruppe und aller übrigen Mitkämpfer, die, wie die Verlustliste ergibt, aus Ansiedlern und Pflanzern der Nordbezirke sowie der Tangaer Polizeitruppe sich zusammensetzt, zu danken. Auch der Kaiser hat dem in einem besonderen Telegramm Ausdruck gegeben und den wackeren Verteidigern Tangas seinen Kaiserlichen Dank ausgesprochen. In der Presse ist mit einer gewissen Hartnäckigkeit betont worden, die Deutschen hätten ihren Erfolg bei Tanga u. a. der geschickten Benutzung von Bienenkörben zu danken, deren stechlustige Insassen sie auf die englischen Truppen losgelassen hätten. Ich glaube an eine solche Kriegslist, die die Unsern wirklich nicht nötig hatten, nicht. Viel natürlicher ist folgende Erklärung. Der englische Angriff erfolgte durch die Pflanzung der Ostafrika-Kompanie (Pflanzung Moehn), in der sich, wie in allen Kautschukpflanzungen, zahlreiche wilde Bienenvölker, die den süßen Kautschuksaft und die honigreichen Blüten des Manihot sehr lieben, angesiedelt hatten. Die afrikanische Biene ist sehr empfindlich und kampflustig. Schon geringe Beunruhigungen, leiseste Erschütterungen oder dergleichen lassen sie in großer Wut über den Störenfried herfallen. In dem Tumult des Kampfes werden sie durch das Pfeifen der Gewehrkugeln und durch die Zertrümmerung ihrer Wohnstätten bald sehr erregt geworden sein und sich auf die Störenfriede gestürzt haben. Wer einmal von Bienen überfallen worden ist, was jeder Afrikaner wohl erlebt hat, weiß, daß dies allerdings ein Unheil ist, gegen das es nur ein Mittel gibt — schleunigste, wildeste Flucht. Unsere Truppen werden sich wohl — ein genauer Gefechtsbericht liegt leider noch nicht vor — jenseits des tiefen Bahneinschnitts, der Ras Kazone von der eigentlichen Stadt trennt und nur auf zwei kleinen Brücken überschreitbar ist, festgesetzt haben, so daß die Hauptangriffe der wild gewordenen Bienen allerdings vermutlich die Engländer getragen haben. Die Kämpfe gerade um den Bahneinschnitt müssen besonders hartnäckig gewesen sein, denn auf dem unmittelbar danebenliegenden Ngomaplatz wurden nachher allein 135 tote Engländer gezählt.



Die Boma Moschi am Kilimandjaro.

Nach der schweren Niederlage bei Tanga haben die Engländer bis zum Schluß des Monats November an der Küste zu keiner größeren feindseligen Handlung Lust verspürt. Die indischen Regimenter waren völlig gebrochen. Schon bei der Wiedereinschiffung sollen Meutereien vorgekommen sein. Erst am 28. November wagten die Engländer von der sichern See aus eine erneute Beschießung von Daressalam mit ihren Kreuzern „Goliath“ und „Fox“. Dabei ließen sie sich einen groben Wortbruch zuschulden kommen. Zunächst hatte „Fox“ um ein Boot zu einer Besprechung signalisiert. Ein deutscher Parlamentär begab sich an Bord, verhandelte mit den Engländern und gestattete ihnen schließlich, mit **einer** unbewaffneten Pinasse in den Hafen einzulaufen und die daselbst liegenden, früher bereits beschlagnahmten Handelsschiffe auf ihre Manövrierunfähigkeit hin zu prüfen. Statt der einen unbewaffneten Pinasse erschienen aber zwei, und nicht unbewaffnet, sondern mit Maschinengewehren und Mannschaften bespickt, die sofort an Bord der Reichspostdampfer „König“ und „Feldmarschall“ sowie des Gouvernementsdampfers „Kaiser Wilhelm“ ausgeschifft wurden und dort Sprengungen der Kessel und Maschinen vornahmen. Natürlich würde eine derartige „Besichtigung“ freiwillig nie gestattet worden sein.



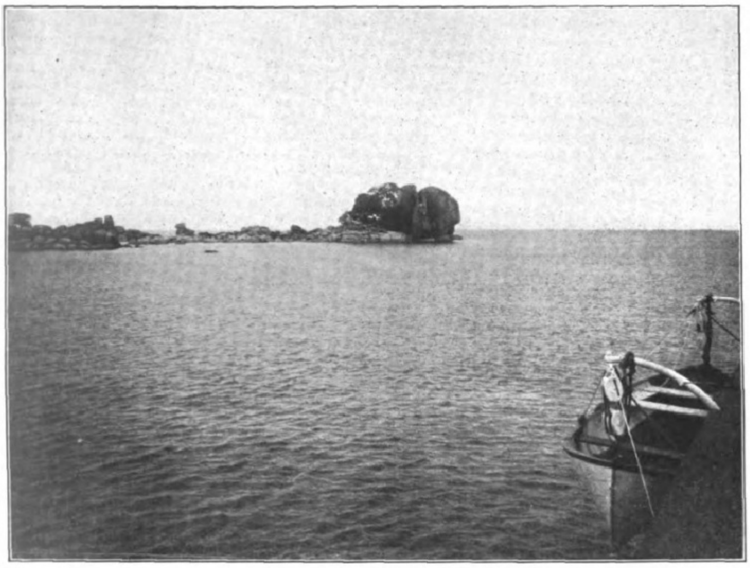
Schießübung der Askari. Links: Major v. Langenn-Steinkeller (verwundet beim Angriff auf Karonga), rechts: Feldwebel Graumann (gefallen beim Angriff auf Karonga).

Als daher eine dritte bewaffnete Pinasse einlief, wurde auf sie das Feuer eröffnet, so daß sie schleunigst die Flucht ergriff. Ebenso gelang es leider den beiden anderen Pinassen, zu entkommen, nicht ohne daß sie die harmlos an Bord der Dampfer gebliebenen Besatzungen vorher gefangengenommen hatten und nun mitschleppten. Unter diesen Gefangenen, mit denen sich die Engländer später in ihrer heimischen Presse noch brüsteten, war auch eine Stewardeß, welche freilich zwei Tage nachher wieder zurückgeschickt wurde.

Auch wir machten bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Gefangene, die sich häuslich in dem Rauchzimmer des einen Schiffes niedergelassen hatten, darunter den Ersten Offizier des „Goliath“. Aus Wut über diesen nur durch Wortbruch ermöglichten mißlungenen Streich wurde dann Daressalam mit etwa 200 Granaten aus 30,5- und 15-cm-Geschützen beschossen. Eine ganze Anzahl Häuser wurden zerstört; leider büßten auch mehrere Askariweiber ihr Leben ein oder wurden verwundet. Charakteristisch ist, daß die Engländer diese Beschießung in ihren Berichten anscheinend auf einen späteren Tag verlegt haben. Sie meldeten nämlich, erst am 15. Dezember habe die Beschießung Daressalams, und zwar zur Vergeltung für die Beschießung von Hartlepool, stattgefunden. Sie hatten wohl die Empfindung, daß sie ihren groben Völkerrechtsbruch in dieser nackten Form selbst ihren Landsleuten nicht vorsetzen könnten, und es wurde ein bißchen gefälscht. Nach den amtlichen deutschen Berichten haben dagegen erst in der zweiten Dezemberhälfte sowie Ende Januar und Anfang Februar Beschießungen von deutschen Küstenstädten wie Kilwa-Kissiwani, Kilwa-Kivinje, Tanga und Moa sowie der Insel Kwale, westlich von Mafia, stattgefunden. Weshalb diese völlig offenen und unverteidigten Städte gegen jedes Völkerrecht, meist sogar ohne jede vorhergehende Warnung, mit den schweren Geschützen der englischen Kreuzer beschossen worden sind, entzieht sich jeder Kenntnis. Fast muß man annehmen, daß nur die ohnmächtige Wut die englischen Gentlemen zu einer derartigen tapferen Handlung bestimmt hat. Die angerichteten Schäden sind freilich durchweg gering gewesen; Verluste von Menschenleben waren nicht zu beklagen.

Auf dem Land haben die Engländer sich erst wieder Ende Dezember zu betätigen gewagt. Wir hatten den Grenzpunkt Jassini besetzt und von dort aus, gewissermaßen dem Brückenkopf des Umbaflusses, versuchten die Engländer vorzustoßen. Die Unsrigen waren aber auf der Hut. Nach kleinen Vorpostengefechten kam es am 18./19. Januar unmittelbar bei Jassini zu einem schweren Kampf, der dem bei Tanga an Bedeutung kaum nachsteht. Nach dem amtlichen Bericht verlor der Feind 200 Tote. Außerdem wurden 4 Kompagnien von dem Gros der Feinde abgeschnitten und mußten sich gefangengeben. Viele Gewehre, 1 Maschinengewehr und vor allem reichliche Munition wurde erbeutet. Auch bei diesem Kampf sind wir zweifellos in der Minderheit gewesen, und nur der heldenmütigen Tapferkeit der Unseren ist der volle Sieg zu verdanken. Wie schwer der Kampf war, geht aus den Verlusten hervor, die bei uns leider viel größer waren als in der dreitägigen Schlacht bei Tanga, wo wir insgesamt nur 15 Europäer und 35 Askari verloren hatten. Eine verhältnismäßig große Anzahl Offiziere der Schutztruppe wurden verwundet oder fielen; unter diesen auch Major Kepler, dessen Heldentod wohl allgemein am tiefsten bedauert wird. In dieser zweitägigen Schlacht bei Jassini stand unsere Truppe wieder unter dem Befehl des Oberstleutnants v. Lettow-Vorbeck, der selbst leicht verwundet wurde.

Seit jener neuen Niederlage haben die Engländer anscheinend bis heute zu Land an der Küste nichts wieder unternommen; selbst die englischen Zeitungen, die gewiß jeden kleinen Erfolg in maßloser Übertreibung ausposaunt haben würden, melden nichts Derartiges. Zugegeben muß werden, daß die Engländer in Tanga wie bei Jassini in den dichten Mangroven-Sümpfen große örtliche Schwierigkeiten zu überwinden hatten; aber auch wir werden durch sie stark behindert worden sein. Daß wir ihrer Herr geworden sind, verdient besondere Anerkennung und Bewunderung.



Sphinxhafen am Njassa-See.

Als Unternehmen von der See aus ist noch die Besetzung der Insel Mafia, die am 12. Januar stattfand, zu erwähnen. Nachdem die Insel bereits am 31. Oktober ein Bombardement über sich hatte ergehen lassen müssen, machten die Engländer an dem benannten Januartag, natürlich auch mit großer Übermacht, einen Landungsversuch bei Ras-Kizimani. Der Gouvernementssekretär und Leutnant der Reserve Schiller stellte sich dem Feind mit seinem Dutzend Askari entgegen, wurde aber von der Übermacht zurückgeworfen und dabei leider schwer verletzt. Nach weiteren Verlusten sah sich die tapfere kleine Schar, über die ein Unteroffizier den Befehl übernommen hatte, genötigt, sich zu ergeben, Mafia wurde besetzt.

Mit dem 1. März verhingen schließlich noch die Engländer über die ganze Küste von Deutsch-Ostafrika die Blockade. Besondere Bedeutung hat diese formelle amtliche Erklärung natürlich nicht. Tatsächlich war die Küste durch die englischen Kreuzer von Anfang an für jede Ein- und Ausfuhr in größerem Maßstab gesperrt. Die Engländer hatten aber jetzt auch Anlaß, auf Einbäume und kleine Segelfahrzeuge der Eingeborenen zu schießen, wenn sie sich nur im Bereiche der Schiffskanonen zeigten. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß sie, die sich im ehrlichen Kampf jedesmal blutige Köpfe geholt hatten, hiervon Gebrauch machten, wo sie nur konnten, und selbst harmlose Fischerboote der Neger beschossen.

2. Der Kampf der „Königsberg".

Gesondert von den allgemeinen Kämpfen im Küstengebiet unserer Kolonie muß die Tätigkeit des Stationskreuzers S. M. S. „Königsberg" und seine Kämpfe mit den Engländern betrachtet werden. Als der Krieg ausbrach, befand er sich außerhalb der Schutzgebietszone. Nur das kleine Vermessungsschiff „Möwe" lag bei Daressalam, da es aber ohne jeden Gefechtswert war, wurde es abgerüstet und zur Sperrung der Hafeneinfahrt neben dem Schwimmdock versenkt. S. M. S. „Königsberg" war natürlich alsbald vom Kriegsausbruch unterrichtet und unternahm auf der Rückkehr zu seiner ostafrikanischen Station sehr erfolgreiche Kaperfahrten, die sich der Tätigkeit unserer übrigen kleinen Auslandkreuzer würdig an die Seite stellen.

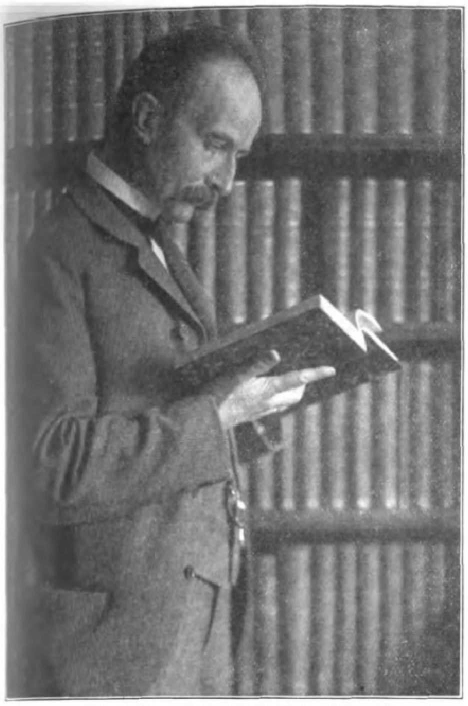
Niemand wußte, wo sie war. Da erschien sie am 20. September unvermutet vor Sansibar und versenkte dort den englischen Kreuzer „Pegasus", dem es nicht gelang, auch nur einen Treffer auf die „Königsberg" zu erzielen. Außerdem wurden noch die Funkenanlage und andere militärische Gebäude Sansibars beschossen und schwer beschädigt. Dann dampfte er wieder auf die hohe See. Inzwischen hatten die Engländer nicht weniger als drei Kreuzer von 5300—13100 Tonnen gegen die „Königsberg" aufgeboten, deren einem es gelang, am 20. Oktober die „Königsberg" vor der Rufidjimündung zu entdecken. Die „Königsberg" lief in die Mündung ein, die daraufhin von den Engländern blockiert wurde. Seitdem haben die Engländer häufig im November und Dezember und nach einigen Unterbrechungen noch einmal im Februar versucht, den Kreuzer unschädlich zu machen; aber ohne jeden Erfolg. Die Einfahrt, namentlich die sogenannte Simba-Uranga-Mündung war freilich gesperrt, nachdem die Engländer dort zwei Kohlendampfer versenkt hatten. Im übrigen war aber alle Mühe umsonst. Große Hoffnung hatten wohl die Engländer, als sie vom 22. November ab über zwei Wasserflugzeuge verfügten; aber die Freude dauerte nicht lange. Schon am 10. Dezember waren beide vernichtet. Einen größeren Versuch stellt der am 6. Februar unternommene dar, der darauf hinauslief, die Einfahrt in die Mündung zu forcieren, um auf diese Weise die gut versteckte „Königsberg" einmal direkt unter Feuer nehmen zu können. Auch dieses Unternehmen war aber ein völliger Mißerfolg. Trotz gleichzeitigem starken Bombardement durch den englischen Kreuzer „Hyacinth" gelang es sogar der tapferen Besatzung der „Königsberg", den Engländern den kleinen Küstendampfer „Adjutant", mit dem sie diesen Versuch unternahmen, mit der ganzen Besatzung, 6 Geschützen und reichlicher Munition zu nehmen. Den „Adjutant", ein kleines, flachgehendes deutsches Küstenfahrzeug, hatten die Engländer, die Hüter des Völkerrechts und die Beschützer der Neutralität kleiner Staaten, bei Ausbruch des Krieges gegen jedes Völkerrecht in portugiesischen Gewässern beschlagnahmt. Jetzt fiel er, zum Hilfskreuzer umgewandelt, wieder in unsere Hände. Endlich Anfang Juli soll es nach englischen Meldungen gelungen sein, die „Königsberg" unschädlich zu machen. Der Bericht der englischen Admiralität hierüber lautet: „Nachdem durch Flugzeuge festgestellt war, wo die ‚Königsberg' lag, fuhren die Monitore ‚Mersey' und ‚Severn' am 4. Juli den Fluß hinauf und eröffneten das Feuer. ‚Königsberg' antwortete schnell und genau aus fünf Geschützen. ‚Mersey' wurde zweimal getroffen, und dabei wurden vier Mann von einer Granate getötet. Der Kreuzer ‚Königsberg' wurde bei Gefechtsbeginn fünfmal getroffen. Bei seiner Lage mitten zwischen dichtem Gehölz war es für die Flieger schwierig, den Sitz der Schüsse festzustellen. Als sie sechs Stunden später meldeten, daß die Masten noch aufrecht ständen, wurde eine Salve abgefeuert, durch deren Wirkung das Schiff zwischen den Masten in Brand geriet. Der Kreuzer feuerte in Zwischenräumen weiter, stellte jedoch schließlich das Feuer ein, entweder weil seine Geschütze unbrauchbar geworden waren, oder wegen Munitionsmangels. Obwohl der Kreuzer nicht ganz vernichtet war, schien er doch für immer außer Gefecht gesetzt". Am 11. Juli soll dann nach weiteren englischen Berichten die „Königsberg" mit Unterstützung der Kreuzer „Weymouth" und „Pioneer" völlig zusammengeschossen sein. Eine amtliche deutsche Bestätigung dieses schmerzlichen Verlustes liegt noch nicht vor; von einer Gefangennahme der Mannschaft meldet auch Reuter nichts; man darf also annehmen, daß sie rechtzeitig an Land gegangen ist und anderweit Verwendung gefunden hat.



Das Regierungsgebäude in Mwaja am Njassa-See.



Blick auf den Massoko-See. Im Vordergrunde Major v. Langenn-Steinkeller.



Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Max Planck,
Direktor des Instituts für theoretische Physik an der Universität Berlin. (Phot. R. Dührkoop, Berlin.)



Professor Heinrich v. Angeli,
hervorragender Genre- und Porträtmaler in Wien. (Hofphot. W. Weis, Wien.)

Der große Weltkrieg und die Ukrainer.

Von Hofrat Alexander Barwinskyj, Prag.

Der große Weltkrieg, der bereits über ein Jahr den ganzen Erdball in der größten Spannung hält, wird ohne Zweifel bedeutende Änderungen in der politischen Karte Europas herbeiführen. Er hat auch die Aufmerksamkeit der politischen und diplomatischen Kreise auf manche in Westeuropa wenig bekannte oder vergessene Volksstämme gelenkt, die bei der Neugestaltung der europäischen Staatenverhältnisse in Betracht kommen könnten. Zu diesen dürfen die Ukrainer, die man in Österreich-Ungarn als Ruthenen oder Russinen, in Rußland als Klein- oder Südrussen bezeichnet, gerechnet werden. Sonderbarerweise sind über die Ukrainer bisher die verworrensten, auf falschen und tendenziösen Behauptungen beruhenden Anschauungen verbreitet worden, und erst in der neuesten Zeit ist man bestrebt, diesen Volksstamm näher kennenzulernen.

Die Ukrainer (dies ist der alte bis heute im Volksmunde und in der Volksdichtung erhaltene und jetzt allgemein auch in der europäischen Presse und Wissenschaft gebrauchte Name dieses Volksstammes) zählen rund 35 Millionen, sind demnach die sechste unter den europäischen, die zweitgrößte unter den osteuropäischen und unter den slawischen Nationen. Sie bewohnen das reichste Gebiet in Rußland, nämlich das nördliche Hinterland des Schwarzen Meeres, das größte und fruchtbarste Getreideland mit bedeutenden Mineralschätzen, von den Gestaden dieses Meeres bis an das Waldsumpfgebiet des Polessje am Pripet (rechtsseitigem Nebenfluß des Dnjepr) und bis zum Oberlauf der Desna (linksseitigem Nebenfluß des Dnjepr) im Norden. Im Osten reicht in Rußland das ukrainische Gebiet, welches 775000 qkm beträgt, bis an den Donfluß und die kaspische Wüstensteppe, im Südosten an die Kaukasuskette. Im Westen schließt es sich an das von Ukrainern bewohnte Gebiet in Österreich-Ungarn (85000 qkm) an, wo ihre Wohnsitze in einem geschlossenen Ganzen über Ostgalizien, Südwestgalizien bis an den Pograd und die Tatra, über Nordost-Ungarn und Nordwest-Bukowina sich erstrecken. In Südrußland erreichen die Ukrainer eine Einwohnerzahl von rund 28, in Österreich-Ungarn 4,5 Millionen, außerdem aber sind etwa 2,5 Millionen zerstreut in verschiedenen Ansiedlungen des europäischen und asiatischen Rußlands, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Kanada und Brasilien. — Die Ukrainer sind ein selbständiger, von den Großrussen (Moskowitern) und den Polen verschiedener slawischer Volksstamm und gehören in anthropologischer Beziehung der adriatischen Rasse, die Polen dagegen der Weichselrasse an, während die Großrussen (Moskowiter) von einer starken Mischung mit finnischen und anderen orientalischen Elementen durchsetzt sind. Die ukrainische Sprache bildet einen besonderen linguistischen slawischen Typus, der die auf diesem weiten Gebiete auftretenden Mundarten zu einem sprachlichen Ganzen vereinigt. Durch den Einfluß der Zivilisation wurden in den oberen Volksschichten die früheren charakteristischen Merkmale mehr oder weniger verwischt, aber die breiten Volksschichten der Ukrainer, die Landleute und Kleinbürger, haben ihre ursprünglichen ethnographischen und nationalen Eigenheiten in Sitte, Tracht, Sprache, ja sogar im physischen Körperbau und in ihrer Sinnesart bis heute bewahrt. Die Ukrainer sind in ihrer Masse von hohem, schlankem Wuchs, kurzköpfig, mit dunklen Haaren und Augen, gerader und schmaler Nase und weisen äußerst wenige anthropologische Ähnlichkeit mit den Polen und Moskowitern auf. Von Natur aus sind sie langsam und bedächtig, aber so ausdauernd, daß sie auch unter schwierigen Umständen das nötige Gleichgewicht zu behalten wissen. Allein trotz angeborener Gutmütigkeit und Sanftmut werden sie ungestüm, wenn sie gekränkt oder gereizt werden. Die traurige Vergangenheit, jahrhundertelange Unterdrückung, Gefangenschaft und Leibeigenschaft haben dem ukrainischen Volksstamm ein eigentümliches Gepräge gegeben. Die Ukrainer erscheinen daher melancholisch, verschlossen und mißtrauisch, zeichnen sich durch tiefes und inniges religiöses Gefühl und Toleranz gegen Andersgläubige und andere Nationalitäten, hohe poetische Veranlagung, rege Phantasie, Sinn für Naturschönheiten, gesunden Menschenverstand und Empfänglichkeit für tiefere Gedanken und Gefühle aus. Die Bestrebungen der Geistlichkeit und der Volksaufklärungsvereine haben besonders in den letzten Jahrzehnten in den ukrainischen Volksmassen in Österreich-Ungarn den Sinn für Kultur und Fortschritt, für Sparsamkeit und Nüchternheit geweckt und das Nationalbewußtsein vertieft. In der russischen Ukraine werden aber alle Fortschritte der Ukrainer von der russischen Regierung niedergehalten und die national-kulturellen Bestrebungen brutal unterdrückt. Infolge der ausschließlichen Einführung der unverständlichen russischen Sprache in den Volksschulen (nicht einmal auf der Unterstufe darf man unbekannte russische Wörter ukrainisch erklären) sind die breiten Volksschichten dem Analphabetismus preisgegeben, und der Fortschritt im Wirtschaftsleben ist gehemmt, weil ukrainische Volksbücher als staatsgefährlich verboten sind. Trotzdem besitzt auch der Ukrainer in Rußland



Kgl. bayr. Geheimer Rat Professor Dr. Hugo Ritter v. Seeliger,
Professor der Astronomie und Direktor der Königl. Sternwarte in München. (Hofphot. F. Müller, München.)

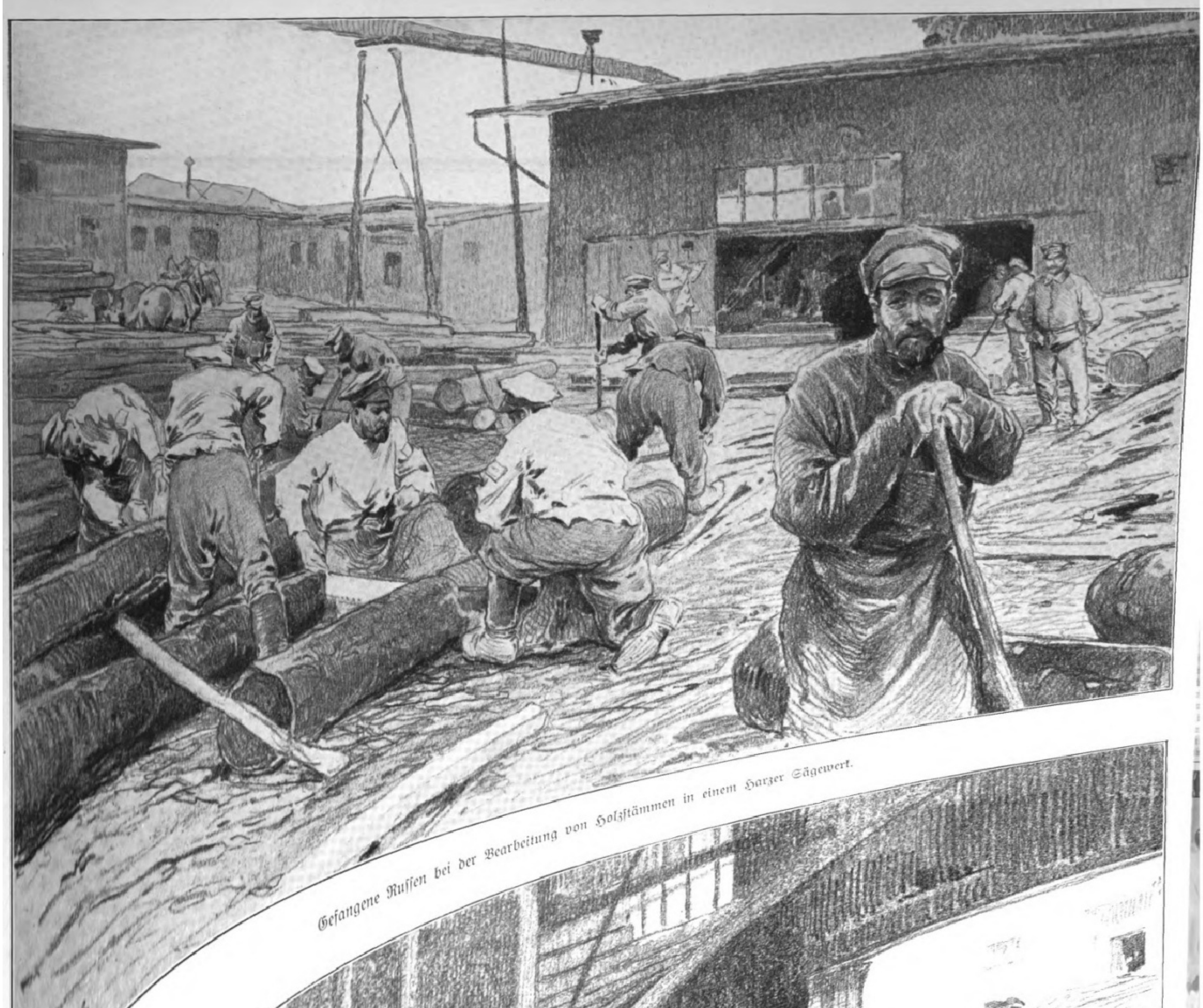


Professor Dr. Jacobus Cornelius Kapteyn,
Professor der Astronomie und Mechanik an der Universität Groningen (Holland).



Professor Dr. Santiago Ramón y Cajal,
Professor der Histologie und pathologischen Anatomie an der Universität Madrid, Inhaber des Nobelpreises für Medizin vom Jahre 1906.

Neue Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste.



Gefangene Russen bei der Bearbeitung von Holzstämmen in einem Harzer Sägewerk.



... einem Harzer Sägewerk.
... ziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von A. Liebing.

eine eigene Volkskultur und steht hinsichtlich seiner Siedlungen, Bauten, Trachten und Lebensweise bedeutend höher als die russischen und polnischen Bauern.

Gastfreundschaft und Barmherzigkeit bilden von alters her ein charakteristisches Merkmal der Ukrainer. In jeder ukrainischen Bauernhütte findet der Fremde gastliche Aufnahme und einen gedeckten Tisch mit Brot und Salz. Ebenso findet auch der Arme oder vom Unglück Getroffene jederzeit hilfreiche Unterstützung.

Bei aller Friedensliebe ist der Ukrainer ein tapferer und fahnentreuer Soldat. Die ukrainischen Regimenter haben auf vielen Schlachtfeldern glänzende Beweise der Entschlossenheit und Aufopferungsfähigkeit geliefert, und in dem großen Weltkrieg haben sich ukrainische Regimenter, die in den Reihen der österreichisch-ungarischen und verbündeten reichsdeutschen Armee mit Todesverachtung kämpfen, Lob und Anerkennung verdient. Den Tod fürs Vaterland stellt den Ukrainer im Volkslied einer Hochzeit gleich, und der auf dem Schlachtfelde sterbende Soldat gibt seiner Mutter Kunde durch den dahinfliegenden grauen Aar:

„Sag der Mutter: dein Sohn in Diensten stand ...
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid;
Eine Totengrube auf kahler Heid'."

Der verewigte österreichisch-ungarische Kronprinz Rudolf hat mit Recht „die Ukrainer ein altes Kulturvolk" genannt. Bereits im Anfang des neunten Jahrhunderts haben die Ukrainer am mittleren Dnjepr unter Mitwirkung skandinavischer Söldnerscharen (Waräger) einen Staat, das Großfürstentum Rusj mit der Hauptstadt Kiew, begründet, der im zehnten Jahrhundert das Christentum von Konstantinopel angenommen, schon im zwölften Jahrhundert einen hervorragenden Platz in der europäischen Staatenwelt sich errungen hat und an Ausdehnung das größte Reich Europas war, welches über das heutige Mittel- und Südrußland und Ostgalizien, Bukowina und Moldau bis an den Unterlauf der Donau sich erstreckte und eine große Bedeutung für Handel und Kultur gewonnen hatte, so daß es hinter seinen westlichen Nachbarn nicht allzusehr zurückstand. Hierauf in Teilfürstentümer zergliedert und durch jahrhundertelange Kämpfe mit asiatischen Horden verwüstet, fielen die ukrainischen Fürstentümer, die eine Schutzmauer für Europa gegen die Mongoleneinfälle bildeten, unter die Herrschaft Litauens, in dem das Christentum und die ukrainische Kultur Eingang fanden, so daß Litauen und die litauische Fürstendynastie ukrainisiert wurde und die altukrainische Sprache dort als Hof- und Amtssprache sich Geltung verschaffte. Durch die darauffolgende Vereinigung Litauens und der zu ihm gehörenden ukrainischen



In der Harzer Holzindustrie beschäftigte kriegsgefangene Russen in ihren Mußestunden beim Schnitzen von heimatlichen Spielsachen und Gebrauchsgegenständen. Links eine russische Kinderklapper. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gezeichnet von Alfred Liebing.

Fürstentümer mit Polen ist letzteres eine Großmacht geworden. — Die religiöse, nationale und soziale Unterdrückung der Ukrainer im Polenreich (die ukrainische Sprache wurde zugunsten der polnischen zurückgedrängt, der ukrainische Adel dem Volke abwendig gemacht) gab Anlaß zu langwierigen Kriegen mit dem trotz dieser Bedrückung und Tatarennot gegründeten neuen demokratischen Staatsgebilde, dem ukrainischen Kosakenstaat, dessen Hetman Chmelnizkij (1648) das Polenreich siegreich bekämpfte und den vollständigen Abfall der Ukraine bewirkte, aber einen politischen Fehler beging, indem er die Ukraine im Perejaslawer Vertrag (1654) als autonomen Bundesstaat dem Moskowiterreich angegliedert hatte. Die Moskowiter verstanden es, die verbrieften Freiheiten der Ukraine systematisch zu untergraben und nach dem unglücklichen Ausgang des Aufstandes des Kosakenhetmans **Masepa**, der mit Hilfe des Schwedenkönigs Karls XII. das Moskowiterjoch abzuschütteln trachtete (Schlacht bei Poltawa 1709) gänzlich aufzuheben. Mit der Vernichtung der Kosakenfestung Saporoger Ssitsch, auf einer Dnieprinsel, durch Katharina II. fiel das letzte Bollwerk der Unabhängigkeit, und die Ukraine wurde dem Russenreich einverleibt. Dennoch spielte das ukrainische Element in Rußland eine einflußreiche kulturelle Rolle, da Peter der Große die Reform mit Hilfe ukrainischer Gelehrter, die auch die Grundlagen zur Entwicklung der russischen Literatur legten, durchgeführt hat.

Der schwere Druck des moskowitischen Kolosses, der seit dieser Zeit auf der Ukraine lastet, vermochte nicht den nationalen Gedanken, das Bewußtsein der ehemaligen Unabhängigkeit und die Bestrebungen zur Erlangung derselben zu ersticken. Die dem ukrainischen Volksstamme eigene unverwüstliche Lebenskraft bewirkte es, daß auf den im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert durch Einwirkung der europäischen Renaissance geschaffenen kulturellen Grundlagen (Hochschule in Ostrog, Akademie des Metropoliten Mohyla in Kiew u. dgl.) und durch das Erblühen der Romantik an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts der unter den Trümmern der staatlichen Selbständigkeit verschüttete ukrainische nationale Quell mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wieder zum Durchbruch kam und das neue Zeitalter der nationalen Entwicklung des ukrainischen Volksstammes einleitete. Diesen nationalen Quell, aus welchem neues Leben emporkam, bildet die ukrainische Volkspoesie, in einem der „wohlklingendsten aller slawischen Dialekte und von großer musikalischer Wirkung", wie sich Friedrich v. Bodenstedt in der „Poetischen Ukraine", einer Sammlung musterhafter Übersetzungen ukrainischer Volkslieder (Stuttgart 1845), äußert. „In keinem Lande hat der Baum der Volkspoesie

reiche Früchte getragen," sagt er weiter, „nirgends hat sich r Geist des Volkes so lebendig und wahr in seinen Liedern sgeprägt wie bei den Ukrainern. Man muß in der Tat an- hmen, daß ein Volk, welches solche Lieder singen und Geschmack ran finden konnte, auf iner ganz niedrigen tufe der Bildung ge- nden haben kann."

Im Anschluß an die rainische Volkspoesie d an die westeuropä- he Romantik leiteten otlarewskyj in der ssischen Ukraine Ende s achtzehnten Jahrhun- rts und später Schasch- ewytsch in dem Öster- ich nach der Teilung olens angegliederten Ga- ien mit ihren Dichtun- n das neue Zeitalter der tionalen Entwicklung s ukrainischen Volks- mmes ein, als dessen nialer Vorkämpfer und postel der nationalen nabhängigkeitsidee der sterbliche Dichter und rvorragende akademische aler Taras Schew- chenko, Sohn eines ibeigenen, erscheint. Für e Mitgliedschaft der ge- imen Zyrill- und Me- odgesellschaft in Kiew 346), die eine födera- tische Organisation aller lawen, Abschaffung der ibeigenschaft und all- meine Volksaufklärung zweckte, und für seine gen jegliche Despotie d Vergewaltigung ge- hteten flammenden Ge- hte wurde er als Soldat lebenslängliche Verban- ng in die Kirgisen- ppen, mit dem Verbot, der lesen noch schreiben dürfen, verschickt, und f diese Art wurde seinem Leben ein vorzeitiges Ende bereitet (nach zehnjähriger Ver- bannung amnestiert, starb er bald darauf 1861). Da aber auch diese Unterdrückungen den ukrainischen Nationalgeist zu er- sticken nicht vermochten, wurde durch den Ukas vom Jahre 1876 jedwede Regung auf dem Gebiet der ukrainischen Literatu boten, dieses Verbot jetzt trotz der sog. Verfassung Jahre 1905 in Kraft erhalten und ukrainische Vereine Publikationen unterdrückt. Um aber der ukrainischen n nalen Unabhängigkeit den Todesstoß zu vers sollte auch Galizien die Bukowina, das u nische Piemont, von russischen Dampfwalze malmt und in den Mo witerbrei eingestar werden. Darum erbli sämtliche Ukrainer in jetzt tobenden Weltk einen Befreiungskrieg n nur des zivilisierten Eu pas von der mongolisch Barbarei, sondern erh fen auch vom glücklic Ausgang desselben für Zentralmächte die Dur führung ihrer national Idee, die Befreiung d Ukraine vom russisch Zarismus; denn nur d durch würde dem Zare reich der Zugang zu Schwarzen Meere und d Dardanellen versperrt, d Balkanstaaten von dem k knechtenden Druck befre und eine rationelle Lösun der Orientfrage ermöglic werden. Deswegen käm fen die Ukrainer nicht n unter den österreichisc ungarischen Fahnen m Begeisterung und Todes verachtung gegen den An sturm des russischen Ko losses, sondern sie habe eigene freiwillige ukrai nische Ssitschowerschützen korps gebildet, in dere Reihen auch einige Ukrai nerinnen kämpfen, welch Lob und Anerkennung vom Oberkommando fü ihre übermenschliche Tap ferkeit geerntet haben.



Hinter der Front in Galizien: Deutsche Flieger kaufen Eier bei galizischen Bauernkindern.
Nach dem Leben gezeichnet von Professor St. Rejchan.

Ende des redaktionellen Teils.

Schönheit und Anmut sind die Zierde unserer Frauen.

Schön und anmutig kann nur Derjenige sein, dessen Blut in gutem gesundem Zustande sich befindet. Ungesundes Blut u. mangelndes Blut sind die Ursachen von geistigen u. körperlichen Schwächen, von

Nervosität, Kopfschmerzen, Blutarmut usw.

Anstatt klarer lebhafter Augen, rosiger Wangen sind die Augen matt, die Gesichtsfarbe fahl. Durch den Gebrauch von Leciferrin wird der Appetit und die Verdauung gehoben, Müdigkeit und Schwäche verschwinden, die Wangen erhalten ein frisches, gesundes Aussehen. Rekonvaleszenten, welche durch längere Krankheiten geschwächt wurden, finden in Leciferrin ein Kräftigungsmittel allerersten Ranges.

Professor Dr. Jung, Berlin berichtete, daß die mikroskopische Untersuchung bei Verwendung des

LECIFERRIN

eine rasche Zunahme des Hämoglobingehaltes feststellte, die Patienten, welchen Leciferrin verordnet wurde, berichteten schon nach 14 Tagen, daß es den Appetit sehr anrege und eine bemerkenswerte Lebensfrische hervorrufe, und die blassen Schleimhäute nehmen ein frisches Rot an, die körperliche und geistige Schlappheit verliert sich.

LECIFERRIN wurde auf der internationalen Weltausstellung in Gent 1913 mit der Goldenen Medaille prämiiert. **LECIFERRIN** kostet die Flasche 3 Mk., 4 Kr., 4 Fr.

LECIFERRIN-TABLETTEN von derselben Wirkung wie das Flüssige Glas 2.50 Mk., 4 Kr., 4 Fr. Zu haben in den Apotheken. — Hauptdepot in Deutschland: Frankfurt a. M., Engelapotheke; in Österreich: Wien I., Schwanen-Apotheke, Schottenring 14; in Ungarn: Budapest, Apotheker Josef v. Török, Kiraly u. 12; Preßburg, Salvator-Apotheke; in der Schweiz: Basel, Nadolny & Co., Nachf., Spitalstr. 9.

„Galenus" Chem. Industrie G. m. b. H., Frankfurt a. Main.



Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig. Fernsprecher No. 108, 408 und 658

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam, Budapest, New York

Farbenlieferanten der Leipziger Jllustrirten Zeitung

Allgemeine Notizen.

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe! Abermals ergeht an das
amte deutsche Volk die Aufforderung: Schafft die Mittel
:bei, deren das Vaterland zur weiteren Krieg-
)rung notwendig bedarf! Seit mehr als Jahresfrist
it Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber, die ihm
Zahl weit überlegen sind und sich seine Vernichtung zum
l gesetzt haben. Gewaltige Waffentaten unseres Heeres und
erer Flotte, großartige wirtschaftliche Leistungen kennzeichnen
abgelaufene Kriegsjahr und geben Gewähr für einen gün-
en Ausgang des Weltkrieges, den in Deutschland niemand
oünscht hat, auf dessen Entfesselung aber die Politik unserer
itigen Gegner seit Jahren zielbewußt hingearbeitet hat. Aber
h liegt Schweres vor uns, noch gilt es, alles einzusetzen,
l alles auf dem Spiele steht. Täglich und stündlich wagen
ere Brüder und Söhne draußen im Felde ihr Leben im
Kampfe für das Vaterland. Jetzt sollen die Daheimgebliebenen neue Geldmittel herbeischaffen, damit unsere Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausgestattet werden können. Ehrensache ist es für jeden, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Und wer dem Rufe Folge leistet und die Kriegsanleihe zeichnet, bringt nicht einmal ein Opfer, sondern wahrt zugleich sein eigenes Interesse, indem er Wertpapiere von hervorragender Sicherheit und glänzender Verzinsung erwirbt. Darum zeichnet die Kriegsanleihe! Zeichnet selbst und helft die Gleichgültigen aufrütteln! Auf jede, auch die kleinste Zeichnung kommt es an. Jeder muß nach seinem besten Können und Vermögen dazu beitragen, daß das große Werk gelingt. Von den beiden ersten Kriegsanleihen hat man mit Recht gesagt, daß sie gewonnene Schlachten bedeuten. Auch das Ergebnis der laut heutiger Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums zur Zeichnung aufgelegten dritten Kriegsanleihe muß sich wieder zu einem großen entscheidenden Siege gestalten!

Die Abbildungen zu dem Artikel „Im Hauptquartier Ost" in Nummer 3764 unsrer Zeitung vom 19. August d. Js., die nach Sonderaufnahmen des Hofphotographen Hoenisch in Leipzig speziell für die „Illustrirte Zeitung" hergestellt worden sind, sind auf der Spezialporträtplatte Ultra „S" aufgenommen worden. Die Herstellerin dieser vorzüglichen Platten ist die Firma Dr. C. Schleußner, Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. 97.

Der Briefverkehr mit Zivilgefangenen in Rußland ist nur durch Vermittlung des Deutschen Hilfsvereins in Stockholm möglich. Der Verein berechnet für seine Dienste nichts, bittet jedoch, jedem Briefe für Portoauslagen zwei internationale Postantwortscheine, die zum Preise von 25 Pfg. bei den Postanstalten erhältlich sind, beizufügen. Die Briefe können in deutscher Sprache abgefaßt sein, müssen aber mit lateinischen Buchstaben deutlich geschrieben werden und sind dem Verein mit



[d]em für den Empfänger bestimmten genau adressierten und [in] offenem Umschlage einzusenden, ebenfalls in offenem Umschlage. In jedem Briefe ist der Deutsche Hilfsverein in Stockholm als Vermittler anzugeben, um dem Empfänger sofort klar zu machen, auf welchem Wege er antworten kann. Nichts schreiben, was die Kriegszensur beanstandet! Der Verein läßt jedem Absender eine Benachrichtigung über die Weiterbeförderung eingesandter Briefe zugehen. Für den Fall, daß der Verein Telegramme besorgen soll, ist gleichzeitige Einsendung des ungefähren Betrages der Kosten (das Wort nach Rußland 30 Pfg.) erforderlich. Ein etwaiger Überschuß wird auf Wunsch dem Absender zurückgesandt, sonst für die guten Zwecke des Vereins verwandt. Paketsendungen können durch den Verein nicht besorgt werden.

Herzogliche Technische Hochschule in Braunschweig. Das Programm für das Studienjahr 1915—16 ist erschienen. Beginn der Vorlesungen am 18. Oktober. Die Herzogliche Technische Hochschule umfaßt sechs Abteilungen, und zwar für Architektur, Ingenieurbauwesen, Maschinenbau (einschl. Elektrotechnik und Textilindustrie), Chemie, Pharmazie sowie für Mathematik und Naturwissenschaften. Auf Grund von Vereinbarungen mit den verschiedenen Staatsregierungen ist das akademische Studium an der Herzoglichen Technischen Hochschule in Braunschweig den anderen Technischen Hochschulen vollständig gleichgestellt, zu den Prüfungen für den Staatsdienst und im Bau- und Maschinenfache berechtigt. Nach einer Bekanntmachung des Großherzoglich Oldenburgischen Staatsministeriums vom 20. 12. 82 berechtigt das Studium an der Herzoglichen Technischen Hochschule zur Zulassung zu den oldenburgischen Staatsprüfungen in Land-, Wasser-, Straßen-, Eisenbahn- und Maschinenbau. Hinsichtlich der Diplomprüfungen im Hochbau-, Ingenieurbau- und Maschinenbaufache besteht Gleichstellung und gegenseitige Anerkennung seitens der Königlich Preußischen und der Herzoglich Braunschweigischen Landesregierung. Diplom-Ingenieure jeder deutschen Technischen Hochschule können sich der Doktorprüfung an der Herzoglichen Technischen Hochschule unterziehen.

Die Ingenieurschule in Zwickau i. S., die eine städtisch subventionierte höhere Technische Lehranstalt für die Ausbildung von Ingenieuren, Konstrukteuren, Fabrikleitern sowie von Technikern und Werkmeistern für Maschinenbau, Elektrotechnik und Betriebstechnik ist, erfreut sich durch ihre vorzüglichen Unterrichtserfolge in maßgebenden industriellen Kreisen des besten Rufes. Sie verfügt über geräumige, neuzeitlich ausgestattete Vortrags- und Zeichensäle und verwendet besondere Sorgfalt auf die Betätigung der Studierenden in den Laboratorien, von denen solche für Maschinenbau, Elektrotechnik und technische Chemie vorhanden sind. In besonderen Arbeitsräumen werden die Studierenden mit dem autogenen Schweißen und der Metallographie eingehend und in praktischer Ausübung bekannt gemacht. Man verlange unentgeltlich die Satzungen durch das Sekretariat.

Bad-Nauheim. Veranstaltung für Feldzugsteilnehmer. Eine besondere Freude hat die Kurverwaltung den zur Kur und Erholung in Bad-Nauheim weilenden Soldaten dadurch bereitet, daß sie sie jüngst zu einer Unterhaltung in den Konzertsaal des Kurhauses einlud. Unsere tapferen Krieger, Offiziere und Mannschaften, hatten sich außerordentlich zahlreich eingefunden, so daß der große über 1000 Personen fassende Saal dicht besetzt war. Der Vorstand der Bade- und Kurverwaltung, Baurat von Boehmer, begrüßte die Anwesenden und brachte auf den Kaiser, als obersten Kriegsherrn, und den Großherzog von Hessen, als Landesherrn, ein Hoch aus. Bedeutende Künstler hatten in liebenswürdiger Weise ihre Kunst zur Verfügung gestellt. Der erste Teil des Programms bestand aus Klavier-, Gesangs- und deklamatorischen Vorträgen, und es war eine Freude, zu sehen, mit welchem Interesse die Soldaten den Vorträgen lauschten und wie sie die Künstler mit Beifall überhäuften. Der zweite Teil brachte Zauberkunststücke, die große Heiterkeit erregten und den Saal oft mit dröhnenden Lachsalven erfüllten. Der Zweck der Kurverwaltung, den Kriegern ein paar schöne sorglose Stunden zu bereiten, ist in hervorragender Weise erreicht worden.

Der

Neudruck der Kriegsnummern 1-22

(Nr. 3710–3731) ist beendet.

Damit ist die „Illustrirte Zeitung" von der ersten Kriegsnummer an wieder vollständig lieferbar.

Da für den Neudruck nur eine wesentlich kleinere Auflage als die gewöhnliche Wochenauflage in Frage kommt, so war für die nachgedruckten ersten 22 Kriegsnummern eine Erhöhung der Preise notwendig:

Kriegsnummer 1 (Nr. 3710) kostet . . . . Mk. 2.—
Kriegsnummern 2–22 (Nr. 3711–3731) kosten . . . . je Mk. 1.50

Die neugedruckten Kriegsnummern 1–22 werden nur gegen Einzelberechnung abgegeben.

Der Preis der Kriegsnummern 1–22, in Heften auf einmal bezogen, beträgt Mk. 30.—

für Kriegsnummern 1–22 (Kriegsnummern 1. Folge = August–Dezember 1914) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 40.—

für Kriegsnummern 23–47 (3732–3756) (Kriegsnummern 2. Folge = Januar–Juni 1915) in den für die Kriegsnummern entworfenen besonderen Einband gebunden Mk. 30.—

Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt ab Januar 1915 . . . . Mk. 9.—

Vom 1. Januar 1915 an können Abonnements in Heften zum vorgenannten vierteljährlichen Bezugspreis von Mk. 9.– jederzeit nachgeliefert werden.

Die bereits in der Nummer 3748 (Kriegsnummer 39) auf Seite 523 angezeigte besondere künstlerische

Einbanddecke für die Kriegsnummern

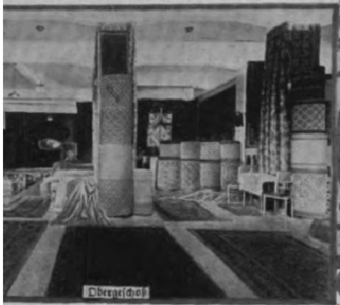
die zur Aufnahme der 1. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 1–22) bestimmt ist, kann jederzeit zum Preise von Mk. 2.80 nachbezogen werden. Für die 2. Folge der Kriegsnummern (Kriegsnummern 23–47) liegt jetzt eine Decke in gleicher Ausführung zum Preise von Mk. 3.– vor.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen oder, falls keine am Orte, die

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.



Nr. 3768. Kriegsnummer 59. Preis 1 Mark.



Obergeschoß



Sockelgeschoß



Erdgeschoß

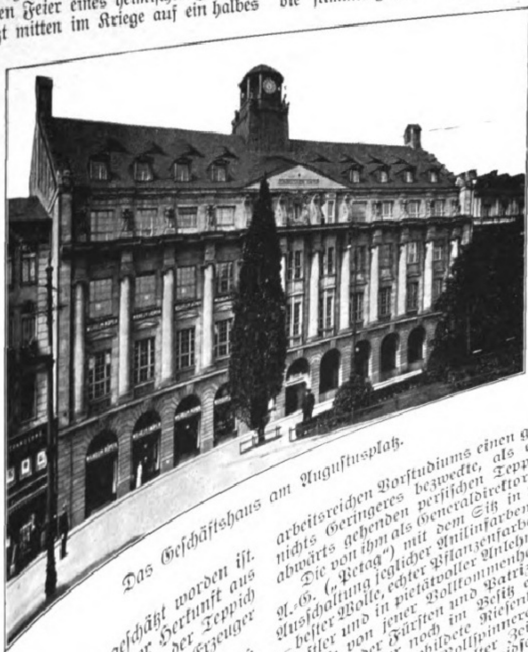
Ein deutsches Teppichhaus.

Als sichtbarstes Zeichen für den industriellen Aufschwung Deutschlands und als zwingender Beweis für seine wirtschaftliche Stärke und glänzende Organisation gelten uns heute der geordnete Fortgang von Handel und Wandel, die Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens in einem Maße, wie es bei Ausbruch des Völkerkrieges angesichts einer Welt von Feinden kaum geahnt und gehofft werden konnte.

Daß dieser Sieg auf wirtschaftlichem Gebiete in solchem Umfang erreicht und festgehalten werden konnte, ist das Verdienst derjenigen, denen es nicht beschieden ist, draußen mitzukämpfen, die aber zu Hause mit zäher Energie und verdoppeltem Pflichtgefühl dazu helfen, die Werte zu erhalten, die Deutschland in gemeinsamer Arbeit wirtschaftlich so groß gemacht haben.

Aus solchen Erwägungen heraus will es uns angebracht erscheinen, zu einer Zeit, in der uns fast jeder Tag zu einem geschichtlichen Gedenktage wird, nicht achtlos an der stillen Feier eines heimischen Handelshauses vorbeizugehen, das gerade jetzt mitten im Kriege auf ein halbes Jahrhundert rastloser Arbeit und steten Aufstiegs zurückblicken darf: Wilhelm Röper in Leipzig.

Einige Worte über diese Firma, die ihren Namen weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgetragen hat, sind um so mehr angebracht, als das dabei in Frage kommende Gebiet der Teppichkunde mit der Freude am eigenen Heim so eng verbunden ist, daß persönliches Interesse bei jedermann vorausgesetzt werden darf. Als einer der ältesten Zeugen des Kunstgewerbes, als Verschönerer und nicht mehr entbehrlicher Bestandteil unseres Heims begleitet der Teppich uns nun schon durch Jahrhunderte. In seiner Heimat, dem Orient, haben der Millionen Menschen, denen der [illegible] Farbe und fesselnde [illegible] Generationen [illegible] als [illegible] eine Legion [illegible] deren [illegible] verstanden und geschätzt worden ist. [illegible] je nach seiner Herkunft aus [illegible] geordnet [illegible] Zentralasien, spiegelt der Teppich [illegible] Vorstellungsweise seiner Erzeuger [illegible]



Das Geschäftshaus am Augustusplatz.

Als am 15. September 1865 der Hamburger Kaufmann Wilhelm Röper in der Reichsstraße 23 zu Leipzig sein Spezialgeschäft gründete, ahnte er wohl nicht, daß nach 50 Jahren ein Welthaus daraus werden würde. Seine Nachfolger, die früh verstorbenen Ado Hofmann und Eugen Stelter, letzterer als Teilhaber mit Paul Roßdeutscher zusammen, zählten zu den Besten ihres Faches in Deutschland; mit feinem Verständnis und unermüdlicher Einsetzung ihrer Persönlichkeit bauten sie weiter am Werke des Begründers. Die Ausdehnung aber über Deutschlands Grenzen hinaus verdankt Wilhelm Röper der organisatorischen Tätigkeit von Roßdeutscher, seit Stelters frühzeitigem Tode Alleininhaber der Firma. —

Ein besonderes Gebiet, das Wilhelm Röper von jeher mit großer Liebe gepflegt hat, ist die Ausrüstung von Kirchen mit künstlerisch vollendeten Teppichen nach den besonderen Entwürfen ihrer Erbauer, wie nach den gedankenreichen Vorlagen von Professor Beck. Es gibt heute keine Provinz unseres deutschen Vaterlandes, in deren Gotteshäusern nicht die stimmungsvollen Leipziger Altarteppiche vertreten sind; darüber hinaus haben sie ihren Weg auch nach dem Auslande gefunden. Sie liegen in Petersburg wie in Odessa, in der Kapstadt wie in Dar-es-Salaam, in Indien, China, Amerika, und mit Worten wärmster Anerkennung rühmen die Seelsorger auch in diesen fernen Ländern das Werk der Leipziger Firma als stimmungsvollen Schmuck ihrer Gotteshäuser.



Paul Roßdeutscher

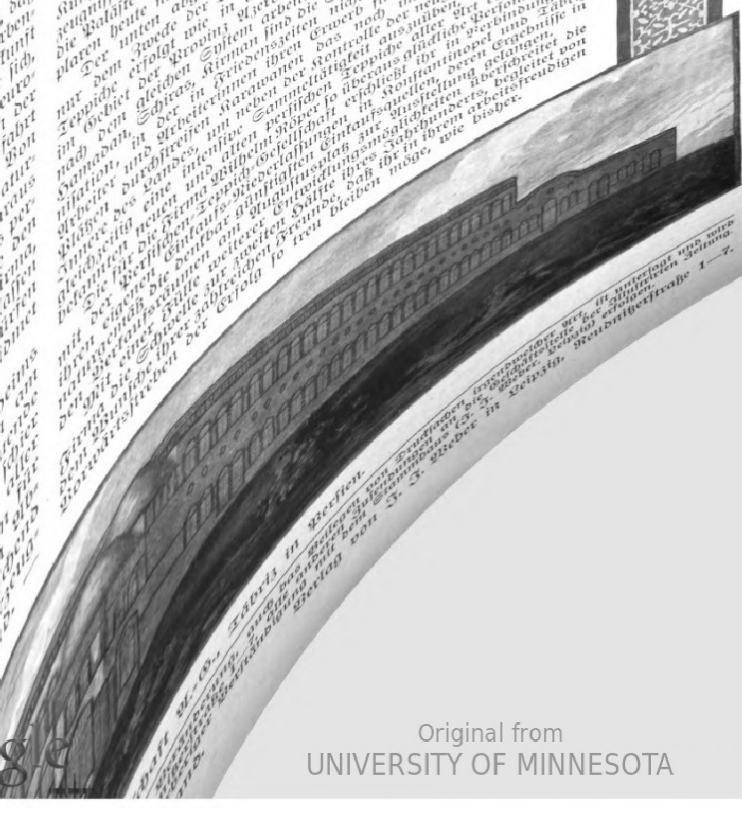
Nicht weniger rührig zeigte man sich auf dem profanen Gebiet luxuriöser Hotelbauten. Nicht nur in deutschen Hotelpalästen, in Berlin, am Rhein, in Süddeutschland, auch in Holland, der Schweiz, Südfrankreich und Italien, sogar bis nach Khartum hinunter liefern die aus Röperschen Werkstätten hervorgegangenen Teppichausstattungen Proben der deutschen Rührigkeit, die unseren englischen Vettern so bitter verhaßt ist.

Damit nicht zufrieden, brachte der jetzige Inhaber der Firma in Gemeinschaft mit rheinischen Großindustriellen nach langen Jahren arbeitsreichen Vorstudiums einen großzügigen Plan zur Ausführung, der nichts Geringeres bezweckte, als eine Art Wiedergeburt der arg bergabwärts gehenden persischen Teppichknüpfkunst.

Die von ihm als Generaldirektor geleitete Persische-Teppich-Gesellschaft, A.-G. („Petag") mit dem Sitz in Berlin, hat sich das Ziel gestellt, mit Ausschaltung jeglicher Anilinfarben durch Verwendung edelsten Materials — bester Wolle, echter Pflanzenfarben — unter der Mitwirkung feinsinniger Künstler und in pietätvoller Anlehnung an die alten Vorbilder wieder Erzeugnisse von jener Vollkommenheit zu schaffen, wie sie im Mittelalter die Paläste der Fürsten und Patrizier schmückten und in einzelnen Exemplaren heute nur noch im Besitz einiger Museen erhalten sind.

Der unten abgebildete Riesenbau der Gesellschaft in Täbriz dient dem Zwecke der Wollspinnerei und Färberei, die Knüpfung der Teppiche erfolgt wie in alter Zeit auch heute noch als Hausindustrie im Gebiet der Provinz Azerbeidschan und der Stadt Täbriz. Weitere nach dem gleichen System arbeitende Niederlassungen in Sultanabad, Hamadan, Schiras, Kirman sind die Stützpunkte für die gewaltige Organisation, in der in Friedenszeiten nicht weniger als zwanzigtausend Arbeiter und Arbeiterinnen ihren Erwerb finden. Von den genannten Plätzen durchstreifen Karawanen das noch im Urzustand befindliche Innere des Landes, um neben der Kontrolle der neugeknüpften Teppiche gleichzeitig eine intensive Sammeltätigkeit auszuüben, die sich auf die bekannten neuen und alten persischen Teppiche aller Art erstreckt.

Die für die Firma Wilhelm Röper so überaus glückliche Personal-Union mit der eigenen Teppich-Gesellschaft erschließt ihr in Verbindung mit ihren persischen Einkaufs-Niederlassungen in Konstantinopel und Täbriz die denkbar günstigsten Einkaufsquellen, deren Ergebnisse in [illegible] Ausstellung gelangen. [illegible] am Augustusplatz zur [illegible] Ausstellungsmöglichkeiten überschreitet die [illegible] Fülle zur weiteren Entwicklung ihres [illegible] Jahrhunderts, begleitet von [illegible] zweiten Hälfte [illegible] ihr in ihrem arbeitsfreudigen [illegible] zahlreichen Freunde, daß [illegible] Erfolg so treu bleiben möge, wie bisher.



[illegible] A.-G., Täbriz in Persien.

Das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird [illegible] andere Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung [illegible] mit dem Stammhause (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3768. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 16. September 1915.







Sanatogen Von 21 000 Aerzten anerkanntes Kräftigungsmittel für Körper und Nerven. Sanatogen schafft einen Kräftevorrat, aus dem jeder Mehrverbrauch an Körper- und Nervenkraft ersetzt werden kann. **So bietet es also auch für unsere im Felde stehenden Krieger eine unvergleichliche Möglichkeit zur Erhaltung der Gesundheit und Widerstandskraft.** — Sanatogen-Feldpostbrief-Packungen in allen Apotheken und Drogerien. — Die Sanatogenwerke, Berlin 48/S 8, Friedrichstrasse 231, versenden kostenlos aufklärende Schriften über:

Sanatogen als Kräftigungsmittel

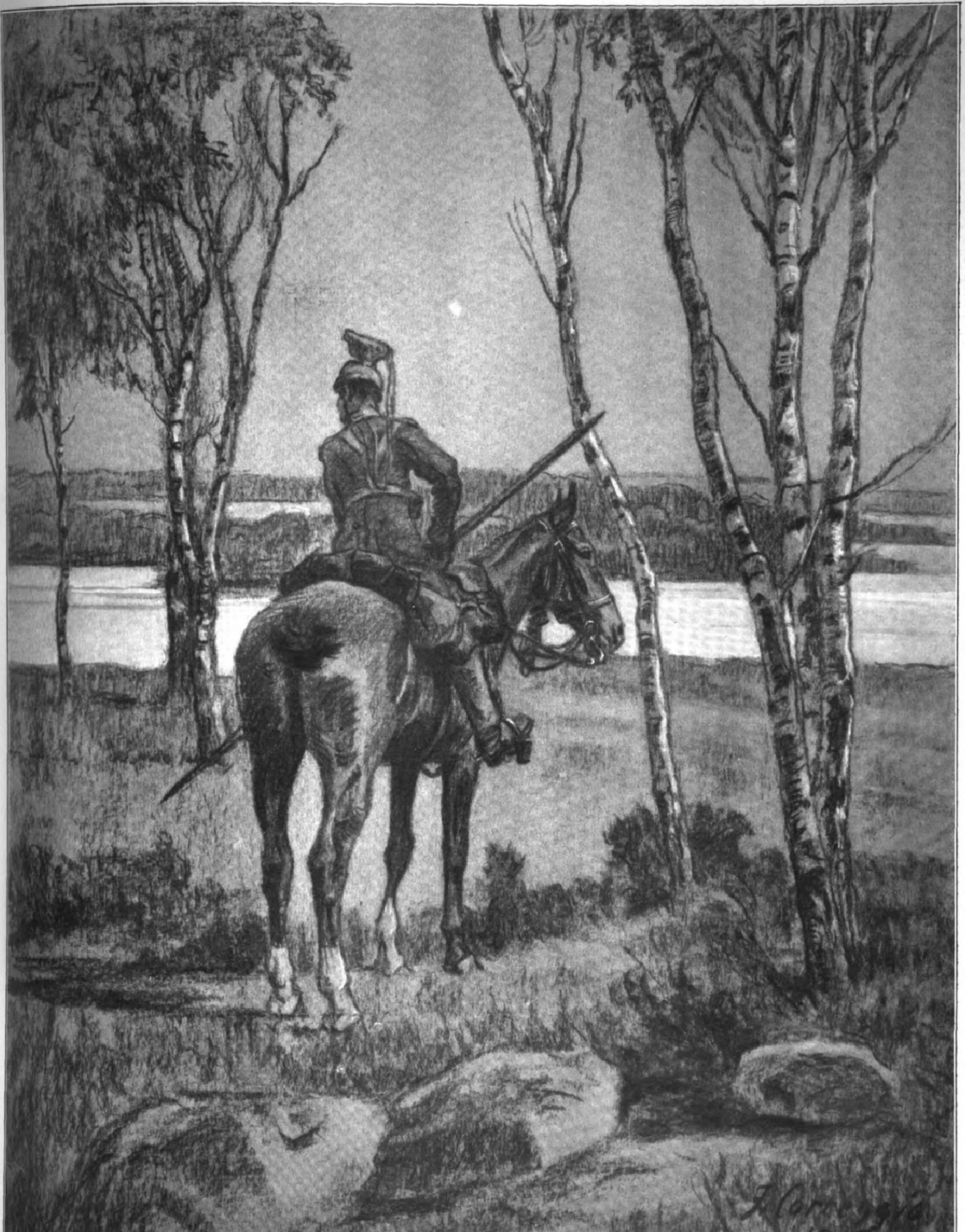
1. bei Nervenleiden
2. **bei Rekonvaleszenz** und Schwächezuständen aller Art
3. bei Magen- und Darmleiden
4. bei Lungenleiden
5. bei Bleichsucht und Blutarmut
6. bei Kinderkrankheiten
7. bei Frauenleiden
8. bei Ernährungsstörungen

ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen.

Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe von der obengenannten Firma.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3768. 145. Bd.



Weichselwacht. Nach einer Zeichnung des auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Josef Correggio.

Die Bedeutung der Religion im Völkerleben.

Von Professor Dr. Karl Dunkmann, Greifswald.

Wie auf so manches andere, wofür wir das Verständnis in einer langen Friedensperiode zu verlieren drohten, so hat uns der Krieg auch auf die Religion hingewiesen, d. h. auf die eigentümliche Bedeutung, die ihr im Völkerleben zukommt. Freilich nur dem ganz geübten Auge enthüllt sich jetzt diese Bedeutung; die große Masse wird nur flüchtig und instinktiv davon berührt, und nicht wenige sind, die wohl nachhaltig beeinflußt werden, doch aber in verkehrter Richtung und falscher Deutung der Ereignisse.

Die erste und wichtigste Frage wird ja immer die sein, ob Religion unbedingt nötig ist für ein größeres Gemeinschaftsleben, ob sie etwa dieselbe Notwendigkeit hat wie die Pflege der Kunst oder gar der Wissenschaft, an deren Wert und Bedeutung niemand mehr zweifelt. Sollten wir uns denn nicht ein durchaus gesundes und hochgelegenes Kulturniveau in einem Volk denken können, in welchem die Religion eine nur gelegentliche Rolle spielt, indem sie sich auf die zufälligen Interessenkreise zurückzieht, die ihr aus Macht der Gewohnheit noch anhangen, während das rein öffentliche oder staatliche Leben sie gar nicht mehr beachtet? Wir haben bekanntlich in Amerika eine derartige Ausschaltung der Religion aus dem staatlichen Organismus. Wir finden ein ähnliches Bild in Frankreich, wo sich die Regierung in den letzten Jahren definitiv von jeglicher Rücksicht auf die uralten tiefverwachsenen Beziehungen zur Religion losgesagt hat. Freilich sind die Beweggründe hier und dort sehr verschieden; in Amerika war es die Gespaltenheit der konfessionellen Parteien, die eine indifferente Haltung der Regierung im neuen Weltteil als ein notwendiges Ideal erscheinen ließen. Wo man ganz von vorn anfing, den neuen Gesellschaftsstaat zu bauen, konnte man unbeschadet diesen Versuch machen. Ob er geglückt ist, ob er auf die Dauer durchführbar ist, ist noch eine andere Frage. Amerika steht erst in den allerersten Anfängen seines noch ungefügen und höchst buntscheckigen Lebens. Anders in Frankreich, wo eine überlieferte Tradition von fast anderthalb Jahrtausenden gewaltsam und aus offenbarem Haß gegen die Religion seitens einer führenden Gesellschaftsschicht mit ausgesprochen positivistischem Grundzug einer hypermodernen Weltanschauung durchbrochen wurde. Ob aber nicht gerade der politische Ruin, in den diese führende Gruppe ihr Vaterland hineingelockt hat, eine Folge- oder Begleiterscheinung jenes religionsfeindlichen Geistes ist, dem es an jeder Fähigkeit offensichtlich mangelt, die Dinge und Verhältnisse ein wenig tiefer und sachlicher zu betrachten, anstatt sich mit klingenden Phrasen über Sandbänke und Klippen hinwegzutäuschen? Ob nicht, kurz gesagt, die Phrasenhaftigkeit, die diese Nation in dem gegenwärtigen Krieg vor aller Welt als senil erscheinen läßt, und an der sie militärisch und politisch scheitert, im ursächlichen Zusammenhang steht mit der Abkehr von aller Religion? Man halte sich das Gegenbild, Deutschlands ungemeine Sachlichkeit, Nüchternheit und seine gleichzeitige Frömmigkeit, nachdenklich vor Augen!

So viel ist gewiß; wenn Länder wie Amerika oder Frankreich die Religion aus dem Organismus des staatlich geleiteten und beschützten Kulturlebens ihrer Völker ausgeschaltet haben, so wird dies in keiner Weise ein günstiges Vorurteil für eine derartige Ausschließung schaffen. Denn Amerika ist noch viel zu ungelenk und ungereift in seiner ganzen Geistesart, zumal in der Politik; Frankreich aber bietet eher ein Beispiel der Abschreckung denn der Ermunterung und Nachahmung.

Vielleicht nun, daß der Krieg selbst uns eine direkte Antwort gibt bezüglich der Notwendigkeit der Religion im Völkerleben. Der Krieg ist ja eingestandenermaßen die gewaltigste Machtprobe der Stärke und Gesundheit eines Volkes. Es ist oft genug ausgesprochen, daß wir durch diesen Krieg fortan lernen müssen, nur noch kriegerische Ideale zu pflegen, und daß wir umgekehrt solche Dinge, die uns nicht unmittelbar kriegerisch erhalten, später im Frieden auch als unnützen Ballast über Bord werfen müssen. Die „Wehrhaftigkeit“ soll fortan nur noch den einzigen Maßstab für die Kultur und Gesundheit eines Volkslebens abgeben. Unter diesem Gesichtspunkt wird dann auch die Frage nach der Bedeutung der Religion zu beantworten sein.

Allein erstens wird man diese Frage niemals übereinstimmend beantworten können. Hier gehen die grundlegenden Anschauungen weit auseinander. Diejenigen, die von vornherein der Religion günstig sind, werden sie natürlich auch für die kriegerische Tüchtigkeit nicht entbehren wollen. Sie werden sagen, daß der moralische Mut der Truppe durch die Religion gestärkt wird. Sie werden Feldprediger und Kultusübungen im Felde als notwendiges Requisit erklären, obschon sie sich selbst in ihren oft reichlich geäußerten Wünschen nach dieser Richtung Mäßigung auferlegen werden. Denn darüber kann ja kein Zweifel bestehen, daß die Religion und die Kriegführung zwei von Haus aus ungeheuer verschiedene Dinge sind. Dagegen werden nun umgekehrt diejenigen, die der Religion von Haus aus abgeneigt gegenüberstehen, ihr nur widerwillig einen Platz an der Front und in den Etappen einräumen. Sie werden notgedrungen wohl eine Konzession machen, doch aber nur, weil bestimmte Teile der kämpfenden Truppen den Zuspruch der Religion nicht entbehren wollen, oder auch weil bestimmende Mächte daheim dem Kriegsministerium ihre Wünsche aufdrängen. Also ist es aussichtslos, darüber eine übereinstimmende Antwort zu erhalten, ob denn wirklich zur möglichsten Steigerung der Gefechtskraft einer Truppe auch die Religion hinzugehört. Im alten Israel — das doch gewiß in seiner idealen Gesetzgebung äußerst zartfühlend nach dieser Seite war — gab es jedenfalls ein Institut religiöser Art unmittelbar in der Truppe nicht. Die Priester waren nur beauftragt, dem ausziehenden Heer an den Toren der Stadt einen Segens- und Glückwunsch mitzugeben. Man hatte doch das deutliche Gefühl, daß gerade die Religion nicht mit hinausziehen darf in die männermordende Feldschlacht. (5. Mos. 20, 1—4.)

Man kann sich moderne Heere wahrlich auch ohne den Apparat des religiösen Kultus denken. Vielleicht wird sich später herausstellen, daß die Gesamtleistung der religiösen Pflege unseres Heeres wesentlich auf Lazarettdienste und etliche — wohl nur gelegentliche — Gottesdienste ziemlich weit hinter der Feuerlinie beschränkt war. Ungemein häufig hört man wenigstens, daß ganze Teile des Heeres monatelang kaum einen Feldprediger gesehen, kaum einen Gottesdienst mitgemacht haben. Wohin würde es auch führen, wollte man bei unseren Millionenheeren eine ausreichende Organisation auch für die religiöse Pflege beschaffen? Das würde einfach ganz unausführbar sein. Wer hier nüchtern urteilt, muß sich gestehen, daß die Gefechtsstärke eines Heeres also nicht abhängt von irgendwelchen religiösen Voraussetzungen. In dieser Beziehung hat sich die moderne Wissenschaft ganz anders nötig erwiesen als ihre ältere Schwester, die Religion. Denn das ist gar kein Zweifel, daß die Wissenschaft jetzt ihre höchsten Triumphe feiert, daß wir Deutsche dank unserer wissenschaftlichen Schulung jetzt als unüberwindlich dastehen.

Wenn man also die These aufstellt, daß wir fortan nur noch unsere Kriegstüchtigkeit und Wehrfähigkeit zum Maßstab unserer kulturellen Ziele machen, dann dürfte das Schicksal der Religion besiegelt sein. Dann dürften wir die Erziehung, z. B. unserer Jugend, unter diesem Gesichtspunkt wohl in Zukunft anders gestalten, als wir bisher gewohnt waren. Wir haben ja auch bereits in den letzten Friedensjahrzehnten, als die Kriegswolke näher und näher herankam, einen starken Gegensatz verspürt zwischen solchen Jugendidealen, die rein auf Wehrfähigkeit abzielten, und solchen, die auf sittlich-religiöse Charakterbildung aus waren!

Aber — so müssen wir doch jetzt im Ernst fragen — ist denn jene Behauptung richtig, daß die gesamte geistige Höhenlage eines Volkes fortan nur noch unter dem Gesichtspunkt der kriegerischen Tüchtigkeit gestellt werde? Wohin kämen wir damit? Wir kämen damit nicht nur zur Aufhebung der Religion, sondern selbst der Kunst und sogar der Wissenschaft! Denn daß zuerst auch die Kunst keine unmittelbare Beziehung zur Wehrhaftigkeit hat, leuchtet ein; es ist lediglich eine der Kunst übel anstehende Schwärmerei, wenn von kunstbegeisterter Seite behauptet worden ist, daß dieser Krieg durch die deutsche Kunst, durch Mozart und Beethoven, durch Wagner und Goethe gewonnen werde. Die Kunst dürfte in diesem Kriege vielmehr lernen, bescheiden zurückzutreten hinter den Leistungen der Strategie und der militärischen Gewaltmittel, mit denen sie absolut nichts zu tun hat. Aber was nun die Wissenschaft betrifft, so möchte man freilich dem entgegenhalten, was wir vorhin selbst bemerkt haben, daß es doch gerade sie ist, die ihre schönsten Triumphe in diesem Kriege feiert. Gewiß; aber man vergesse doch nicht, daß diese Triumphe nur herkommen aus jenem echt wissenschaftlichen Geist, der durch nichts anderes getrieben wird als durch das höchste Ideal der Wahrheit. Warum ist denn deutsche Wissenschaft aller anderen in der Welt überlegen? Weil ihre Eigenart jener Geist des Idealismus ist, der an die Wahrheit glaubt und das Wissen sucht um des Wissens willen. Es ist kein Zufall, daß die feindlichen Völker sämtlich dem Geist des „Positivismus“ verfallen sind, d. h. der erklärten Zweckmäßigkeit aller wissenschaftlichen Arbeit. Man könnte auch sagen dem Geist des Krämertums. Nun mag es Zweige geben in der Wissenschaft, die, wie z. B. die Technik, unmittelbar rein praktische Zweckmäßigkeitsarbeit verrichten; aber diese Zweige sind nicht die ganze Wissenschaft, sondern nur eben Zweige, und sie sind auch nicht der Stamm, noch gar die Wurzel der Wissenschaft! Was deutsche Wissenschaft, deutsche Gründlichkeit und Tiefenforschung auszeichnet, das ist der ideale Sinn. Jener Idealismus ist es, der das „Volk der Denker und Dichter“ einst leider bis zur Vergessenheit seiner vaterländischen Pflicht beseelt hat. Wenn jetzt auch die Wissenschaft realistischer, praktischer wird, so wollen wir uns dazu gewiß freuen, aber wir würden trauern als über den rettungslosen Verfall unserer Wissenschaft, wenn der Geist bloßer Zweckmäßigkeit in ihr zur Herrschaft gelangte.

Die Religion befindet sich also in durchaus guter Gesellschaft, wenn wir sie als ein notwendiges Mittel für die Wehrhaftigkeit und kriegerische Tüchtigkeit eines Volkes nicht anerkennen können.

Es gibt eben noch höhere Ideale, als der bloße Existenzkampf sie auferlegt. Selbstverständlich ist das, was aus Gründen des Existenzkampfes erforderlich ist, unbedingt geboten; es ist die Basis aller Kultur, aber noch nicht die Kultur selbst. Fassen wir alles, was zur Wehrhaftigkeit dient, unter den Begriff des „Militarismus“, so werden wir diesen als unentbehrlich betrachten; aber wir werden den Militarismus nicht als Maßstab aller anderen Güter und Werte in einem Volksleben hinstellen. Wir werden vielmehr sagen, daß der Militarismus selbst davon abhängt, wie bei der Wissenschaft deutlich gezeigt werden kann, daß es auch neben ihm andere selbständige Domänen kulturellen Lebens gibt.

Das geistige Gesamtleben eines Volkes gleicht einem unendlich wechselvollen Kaleidoskop. Wer kann die tausend Formen, die sich dort dem Auge bieten, alle unter eine Grundform bringen? Noch viel mannigfaltiger sind die Kombinationen im psychischen Leben. Da gibt es nicht eine seligmachende Formel oder gar einen einzigen seligmachenden Begriff als höchsten Maßstab. Es wäre in der Tat ein Begriff übler Art, wenn man den Militarismus in der Weise fassen wollte, daß man ihn als die Grundfunktion eines kulturtreibenden Volkes betrachtete. Es gibt geistige Bildungselemente, die unabhängig von dem Maßstab der Wehrfähigkeit dastehen.

Deutschlands geistige Größe ist die Wurzel seiner militärischen Kraft. Man darf die militärische Kraft deshalb nicht zum Ideal machen, an dem alle geistige Bildung und Höhe gemessen wird. Das liegt uns auch in Wahrheit ganz fern. Wenn unsere Feinde unseren Militarismus schmähen, so haben wir Grund, ihnen zuzurufen, daß sie ihn gar nicht verstehen, und andererseits, daß es gerade die nicht unmittelbar militärische geistige Bildung ist, durch die Deutschland allen Völkern sich überlegen zeigt.

Kehren wir von hier aus zu unserer Frage nach der Notwendigkeit wie überhaupt Bedeutung der Religion zurück, so gewinnt sie jetzt ein ganz anderes Aussehen. Die Frage lautet jetzt nicht mehr, ob Religion notwendig ist unter dem Gesichtspunkt der Wehrhaftigkeit, sondern ob sie notwendig ist für die Vollständigkeit und Vollkommenheit eines geistigen Gesamtlebens. Man muß sich klarmachen, ob die Ausschaltung der Religion eine Verkümmerung des geistigen Gesamtlebens zur Folge hat. Welches aber wird dann die Bedeutung der Religion sein für die Gesundheit des völkischen Gesamtgeistes?

Die Frage stellt uns aufs neue vor nicht geringe Schwierigkeiten. Denn wer wollte wohl behaupten, daß die Religion für das, was man Bildung oder im weiteren Sinn Kultur nennt, wirklich unentbehrlich sei? Die Religion selbst beansprucht dies auch am allerwenigsten. Vielmehr stellt sie sich mit Vorliebe auf die Seite der „Unmündigen“, der schlichten und einfachen Leute. Der große Apostel der christlichen Religion, Paulus, war es, der den Gegensatz zwischen seiner Religion und der antiken Bildung deutlich zum Ausdruck brachte, wenn er im ersten Korintherbrief davon sprach, daß die christliche Gemeinde sich zusammensetzte aus Elementen, die vor „der Welt als töricht und unweise“ gelten.

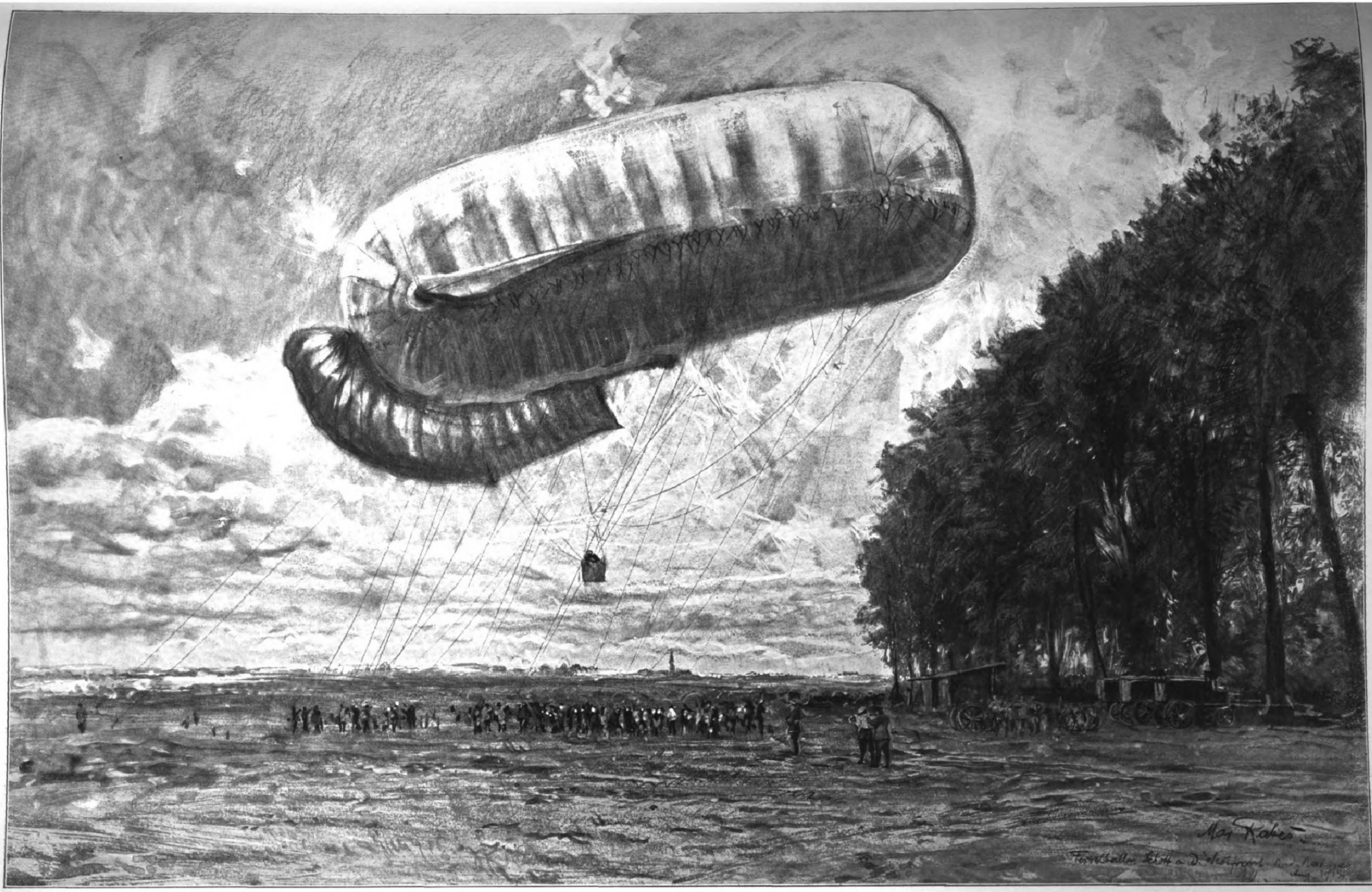
Wie denn aber nun? Weder der Maßstab der Wehrhaftigkeit noch derjenige der Bildung oder Kultur läßt uns die Notwendigkeit, ja nur die Bedeutung der Religion einsehen. Also erscheint doch ihr Schicksal besiegelt. Ein Volk braucht die Religion nicht, um sich im Kampf mit anderen zu behaupten, noch auch braucht sie sie, um an der Spitze der Bildung und Kultur zu marschieren. Was soll sie dann noch?

Nun, es könnte doch sein, daß sie trotz alledem die verschwiegene Grundlage aller Tüchtigkeit und aller Bildung bliebe! Es könnte doch sein, daß sie gerade darin ihren Wert hätte, daß sie das geistige Leben in seiner Gesamttätigkeit selbst gesund und kräftig erhielte. Mag sie im einzelnen zu den Inhalten der Geistesarbeit nichts beitragen, mag sie z. B. weder direkte Erkenntnisse der Wissenschaft darbieten, noch direkte Förderung der Kunst, noch auch direkte Steigerung der Tapferkeit vorm Feinde, so könnte es doch sein, daß sie im Gesamtorganismus des Geistes unentbehrlich wäre und darum ohne schweren Schaden im Gesamtleben eines Volkes nicht fehlen könnte. Und in der Tat, so ist es!

Das, was die Religion leistet, ist nämlich eine notwendige, unentbehrliche Selbsteinschätzung des Menschen, die seine innere Selbständigkeit zugleich begründet. Wir Menschen sind nämlich, abgesehen von der Religion, in unserem ganzen Leben unausgesetzt tätige, schaffende, produzierende Wesen. Unausgesetzt nehmen wir Lebensantriebe ein und geben sie wieder von uns; so stehen wir in einem fortwährenden Strom gegenseitiger Gemeinsamkeit durch das Werk unseres Lebens. Das, was wir Kultur nennen, ist der Inbegriff menschlicher Gesamtleistung im Werk gemeinsamer Arbeit auf den verschiedenen Gebieten des Geisteslebens, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Wandel, in Technik und Industrie, aber auch in Moral und Sitte. Indem wir nun so unausgesetzt tätig und hingebend sind, stehen wir auch in Abhängigkeit einerseits von unserem eigenen Werk, andererseits voneinander. Wir stehen unter unausgesetzter Macht der Suggestion, sowohl der Selbstsuggestion wie derjenigen der Mitwelt. Wir haben den festen Punkt nicht, den Archimedes suchte, sondern leben sozusagen fortgesetzt in einer selbstgeschaffenen Atmosphäre. Es ist nicht die Wirklichkeit der Dinge, des Universums, in der wir uns orientieren, sondern es ist eine eingebildete Welt, in der wir zu Hause sind, die Welt unserer Werke und unserer Gedanken. Darum fehlt uns die Nüchternheit und Klarheit in der Beurteilung unseres Gesamtlebens; wir leben sozusagen in den Tag hinein, wie dies wunderbar und gewaltig im 90. Psalm zum Ausdruck kommt, wenn es dort heißt: „Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.“

Hier ist es nun die sofort einleuchtende Aufgabe der Religion, daß sie dem Menschen seine Stelle anweist im Universum, in der wirklichen Welt. Indem sie ihm die Ewigkeit und Unendlichkeit des Daseins zeigt, indem sie ihm die Rätsel und Tiefen desselben aufdeckt, indem sie ihm die inneren Risse und Brüche menschlichen Lebens offenbart, zieht sie ihn in die Stille, nimmt ihm das Werk aus der nimmer rastenden Hand, heißt ihn aufschauen in eine andere, neuartige Welt, die doch die ursprüngliche ist, die aber nicht die Welt seiner „Werte“, seiner „Ideale“, seiner „Werke“ ist, sondern die wirkliche Welt, und heißt ihn fragen nach dem Sinn und Ziel seines Daseins, abgesehen von dem, was er selbst schaffen und tun kann.

Darin also besteht der eigentümliche Wert der Religion, daß sie in einem deutlichen Gegensatz steht gegenüber dem, was wir insgesamt den „Idealismus“ nennen können, d. h. aber gegenüber der Lebensauffassung aktiver Selbstbetätigung in gemeinsamer Wirksamkeit. Dieser Idealismus



Bei den Luftschiffertruppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Fesselballon „Schott" beim Aufstieg. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach der Natur gezeichnet von Professor Max Rabes.

bringt uns aber doch um den unentbehrlichen ruhenden Pol des geistigen Lebens, er führt zuletzt zur willenlosen Hingebung an die suggestiven Kräfte des Gesamtlebens. Wo in einem Volk die Religion zugrunde geht, da mag die Kultur und Zivilisation höher und höher steigen, aber da geht doch die Selbständigkeit des Geisteslebens zugrunde, da untersteht man der furchtbaren Gewalt der Verblendung. Ein solcher Untergang der Religion kann zweierlei Formen annehmen; er kann erfolgen einmal in der Gestalt einer Feindschaft und Ablehnung der Religion wie in Frankreich, sodann in Gestalt einer Entstellung und Versteinerung der Religion wie in England und Rußland. Atheismus dort, Pharisäismus und starrer Orthodoxismus hier sind die letzten Ursachen jener furchtbaren Lügenmacht, die jene Länder jetzt beweisen, und an denen sie rettungslos vor unseren Augen zugrunde gehen. Das tiefergreifende Bild aus den Evangelien, in welchem Jesus vor Jerusalem steht und in Tränen ausbricht über der Verblendung seines Volkes, zeigt zugleich in ursächlichem Zusammenhang mit dieser religiösen Verkümmerung den politischen Zusammenbruch des Volkes. Es ist die ewige wiederholte Klage der großen Propheten der jüdischen Geschichte, die dem Volk vorhält, daß sein Untergang unvermeidlich ist, es sei denn, daß es sich zurückwendet zu dem Gott seiner Väter. Der Wahrheitsgehalt dieser prophetischen Rede ist aber unzweifelhaft der, daß tatsächlich die Religion unentbehrlich ist für die innere Gesundheit und Stärke eines Volkes in dem Sinne, daß sie allein es ist, die dem Menschen ein heilsames und notwendiges Gegengewicht bietet gegen die Suggestivkräfte, die das große Kulturwerk der Menschheit, das Werk des Idealismus begleiten. Der uralte Mythus vom Turmbau von Babel gewinnt von hier aus tieferen Sinn; die Turmbauer verlieren das Augenmaß, stürzen in Selbstüberhebung und Verblendung und sterben mit dem Ruhm ihrer Kultur auf den Lippen. Es ist gewiß unsere menschliche Bestimmung auf Erden, daß wir an dem Riesenwerk der Kultur unsere beste, göttliche Kraft einsetzen, aber es ist der Wille des Schöpfers, daß wir zugleich gezwungen sind, immer von neuem den richtigen Augenpunkt zu gewinnen, von dem aus wir die perspektivischen Linien unseres Plans entwerfen; den Punkt, der außerhalb unserer Kraft, unseres Seins und Wollens liegt. Das ist aber das „Jenseits“ der Religion, des Gottesglaubens.

Ein Volk, welches nicht aufhört, sich immer wieder in seiner Kultur, in seiner Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit wie in seinem Höhengang durch die Völkergeschichte zu besinnen auf dies Jenseits menschlicher Ziele und Ideale, ein Jenseits, das uns schon der Aufblick zu den Sternen lehrt, ein solches Volk wird allein in seiner Machtentfaltung bewahrt vor dem Schicksal, an dem so viele Herrenvölker gescheitert sind, an der Macht der Selbstverblendung. Das ist aber die Gabe der Religion und ihre Aufgabe zugleich: sie fordert und sie bietet allein, was sie in ihrer eigentümlichen Sprache „Buße“ nennt, und das heißt, Selbstbesinnung auf die Wahrheit.

Denn nur in der Wahrheit ruht die Kraft, während die Lüge aus der Ohnmacht stammt und zum Untergang verurteilt. Religion kurz ist der Dienst der Wahrheit; das ist ihre Bedeutung im Völkerleben: Wahrhaftigkeit aber ist die Grundlage aller Wehrhaftigkeit.



Unsere Fürsten im Felde V: Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen.

(Hofphot. Alex Krajewsky, Berlin.)

Kriegschronik.

16. August 1915 (Fortsetzung).

Angriffsversuche italienischer Infanterie an der Tonalestraße und auf die Popena-Stellung, südlich Schluderbach, und im Dreizinnengebiet wurden abgewiesen. Im Gebiete südlich des Krn wurde ein Vorstoß gegen den vorspringenden Teil des Plateaus von Doberdò abgeschlagen.

Ein österreichisch-ungarisches Seeflugzeug belegte am 15. August nachmittags vier Küstenforts von Venedig mit Bomben und kehrte trotz heftiger Beschießung durch die feindlichen Kriegsschiffe und Forts wohlbehalten zurück. Laut amtlicher italienischer Veröffentlichung ist das österreichisch-ungarische „U 3“ am 12. August in der südlichen Adria versenkt worden. Der zweite Offizier und 11 Mann des Unterseebootes wurden gerettet und gefangengenommen.

17. August 1915.

Vor Ostende vertrieb unsere Küstenartillerie zwei feindliche Zerstörer. In den Ost-Argonnen wurde bei La Fille Morte ein französischer Graben genommen.

Weitere Kämpfe in der Gegend von Kupischky waren erfolgreich. Truppen der Armee des Generalobersten v. Eichhorn unter Führung des Generals Litzmann erstürmten die zwischen Niemen und Jesia gelegenen Forts der Südwestfront von Kowno. Über 4500 Russen wurden zu Gefangenen gemacht, 240 Geschütze und zahlreiches sonstiges Gerät erbeutet. Die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz warfen unter fortgesetzten Kämpfen den Gegner weiter in östlicher Richtung zurück. 1800 Russen wurden gefangengenommen, ein Geschütz und 10 Maschinengewehre eingebracht. Auf der Nordostfront von Nowo-Georgiewsk wurden ein großes Fort und zwei Zwischenwerke im Sturm genommen. Es wurden 2400 Gefangene gemacht, 19 Geschütze und sonstiges Material erobert.

In scharfer Verfolgung des unablässig weichenden Gegners sind von den österreichisch-ungarischen Truppen die unter dem Kommando des Feldmarschalleutnants v. Arz stehenden bis Dobrynka, 20 km südwestlich von Brest-Litowsk, vorgedrungen. Eine russische Nachhut, die bei Piszczac Stellung gefaßt hatte, wurde von ungarischer Landwehr geworfen. Die von Erzherzog Joseph Ferdinand geführten Kräfte sind im Vorrücken auf Janow am Bug. General v. Köveß hat den Feind in der Gegend von Konstantinow über den Bug geworfen.

Italienische Infanterieabteilungen, die im Val Sugana bis Garzano (nordöstlich Borgo) vorgekommen waren, wurden über den Maso-Bach zurückgeworfen. An der küstenländischen Front wurden Italiener zwischen dem Krn und Tolmein blutig abgewiesen.

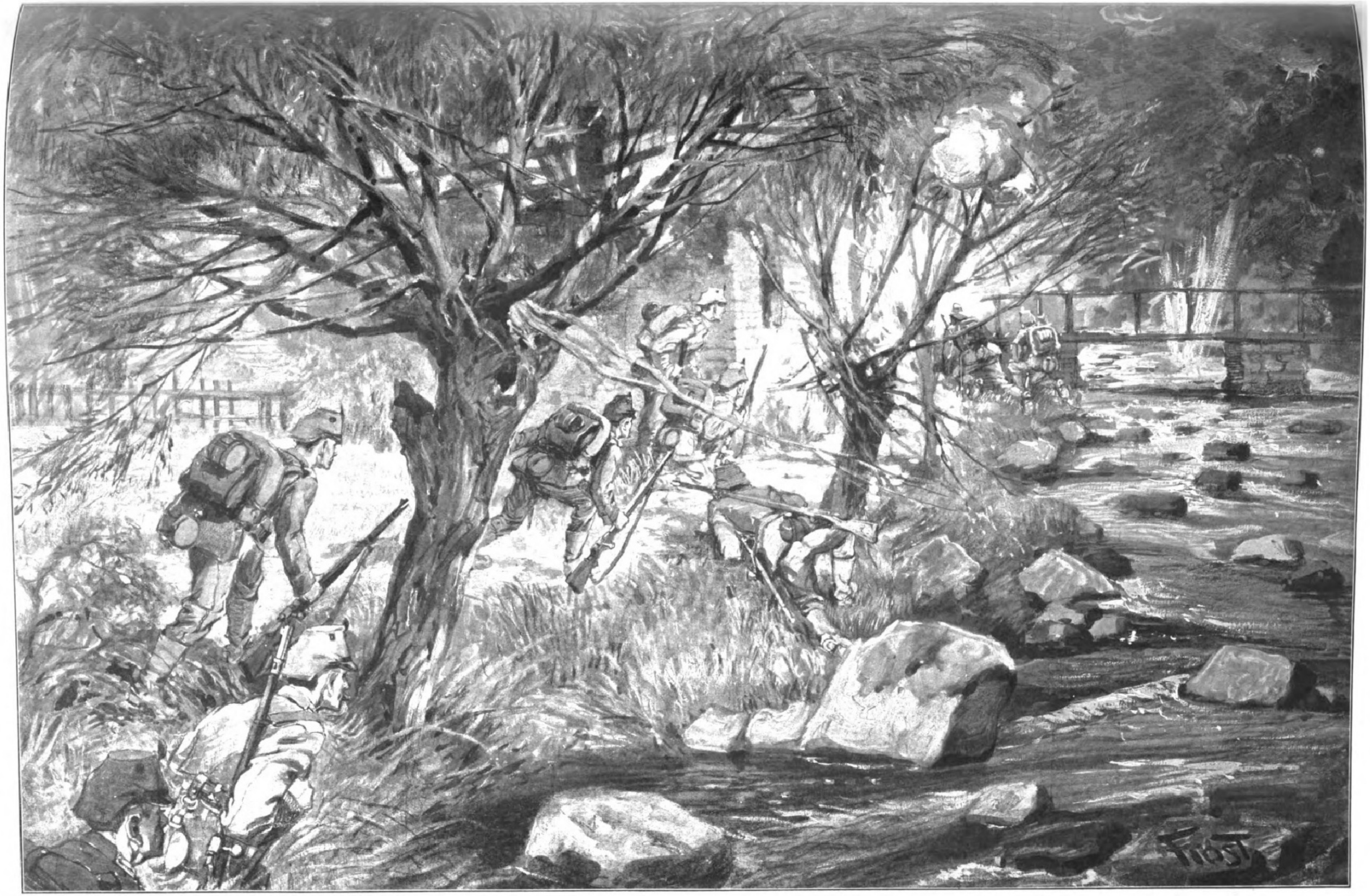
18. August 1915.

In den Vogesen erfolgten französische Angriffe gegen Schratzmännle (nördlich von Münster) und unsere Stellung südöstlich von Sondernach. Durch Gegenstöße wurden eingedrungene feindliche Abteilungen aus unseren Gräben zurückgeworfen. Südöstlich von Sondernach sind völlig zerschossene kleinere Grabenstücke im Besitz der Franzosen geblieben.

Die Festung Kowno mit allen Forts und unzähligem Material, darunter weit mehr als 400 Geschützen, ist seit heute Nacht in deutschem



Aus dem besetzten Belgien: General der Kavallerie Freiherr v. Bissing (×), der Generalgouverneur von Belgien, besichtigt die Drahtsperren an der belgisch-holländischen Grenze. (Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.)



Von den Kämpfen in den Vogesen: Gardeschützen, zur Verstärkung der Infanterie angesetzt, gehen in starkem feindlichen Granatfeuer im Fechttal in Stellung.

Nach der Skizze eines Augenzeugen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Martin Frost.

Besitz. Sie wurde trotz zähesten Widerstandes mit stürmender Hand genommen. Die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz nähern sich der Bahn Bialystok-Bielsk. Vor Nowo-Georgiewsk wurden zwei weitere Forts der Nordostfront erstürmt, 600 Gefangene gemacht und 20 Geschütze erobert.

Der Übergang über den Kamionka-Abschnitt beiderseits Siemiatycze und dem Bug bei Fürstendorf wurde erzwungen, der Feind geworfen. Östlich von Wlodawa dringen unsere Truppen über die Bahn Cholm-Brest-Litowsk nach Osten vor. — Die österreichisch-ungarischen Truppen des Feldmarschalleutnants v. Arz trieben, während deutsche Kräfte längs des linken Bugufers vorgingen, die Russen beiderseits der von Biala heranführenden Straße in den Bereich der Festungsgeschütze von Brest-Litowsk zurück. Der Einschließungsring auf dem westlichen Ufer ist geschlossen. Im Raume von Janow säuberte die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand das Südufer des Bug vom Feinde.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz wurde gestern an der küstenländischen Front heftig gekämpft. Im Görzischen wurden vier gegen San Martino geführte Angriffe der Italiener abgeschlagen. Am Brückenkopf von Tolmein scheiterten vier feindliche Angriffe. Ebenso mißlangen alle Vorstöße des Gegners gegen die Höhenstellung nördlich des Tolmeiner Brückenkopfes. Im Tiroler Grenzgebiet wurden italienische Angriffe auf den Toblinger Riedl (Dreizinnengebiet) und gegen Milegna (Plateau von Folgaria) abgewiesen.

Am 17. August, 10 Uhr abends, griffen fünf Boote einer unserer Torpedobootsflottillen bei Hornsriff-Feuerschiff an der jütischen Westküste einen englischen modernen Kleinen Kreuzer und acht Torpedobootszerstörer an und brachten den Kreuzer und einen der englischen Zerstörer durch Torpedoschüsse zum Sinken. Unsere Streitkräfte hatten keinerlei Verluste.

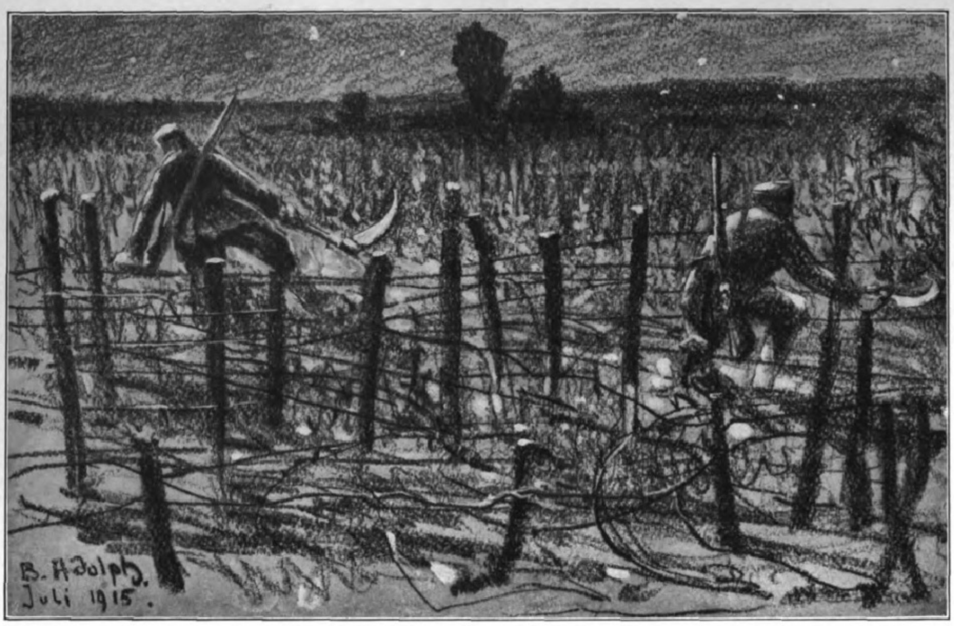
In der Nacht vom 17. zum 18. August griffen unsere Marineluftschiffe wiederum London an. Es wurden die City von London und wichtige Anlagen der Themse ausgiebig mit Bomben belegt. Außerdem wurden Fabrikanlagen und Hochofenwerke bei Woodbridge und Ipswich erfolgreich mit Bomben beworfen. Die Schiffe erlitten trotz starker Beschießung keinerlei Beschädigung und sind sämtlich zurückgekehrt.

Am 17. früh beschoß eine österreichisch-ungarische Flottille zum drittenmal die von den Italienern besetzte Insel Pelagosa, während zugleich ein Flieger über der Insel mit Bomben, Maschinengewehren und Fliegerpfeilen operierte. Es wurden gute Erfolge erzielt.

19. August 1915.

Zwischen Angres und Souchez drang der Gegner stellenweise in unsere vordersten Gräben ein und hält in der Mitte des Angriffs-Abschnittes einen Teil noch besetzt, ist auf der übrigen Front aber bereits geworfen. In den Vogesen ist der Feind nach vorübergehendem Vordringen bis in einzelne unserer Gräben auf dem Lingekopf überall zurückgeschlagen.

(Fortsetzung der Kriegschronik auf Seite 371.)



Eine gefährliche Arbeit. In der Nacht wird durch das Abmähen des hohen Rübenkrauts vor den Drahtverhauen freies Schußfeld geschaffen. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Berthold Adolph.



Ausnützung der Wasserkraft einer Mühle, an die ein Dynamo angeschlossen ist. Auf diese Weise werden die Ortsunterkunft und der Graben mit elektrischem Licht versorgt. Nach einer Zeichnung des auf dem Kriegsschauplatz in Nordfrankreich befindlichen Kriegsteilnehmers Berthold Adolph.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Aus der Geschichte unseres türkischen Bundesgenossen: Das von dem Sultan Mohammed dem Eroberer 1452 als erster Stützpunkt auf dem europäischen Ufer des Bosporus erbaute Kastell Rumeli Hissar.
Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Georg Macco.

Die dritte Kriegsanleihe.

Von Bankdirektor Dr. Weber.

Wenn heute im vierzehnten Monat nach Ausbruch des Weltkrieges die deutsche Reichsregierung sich an das deutsche Volk, an jeden einzelnen Bürger, an den reichen und den armen, den Bauern, den Kaufmann, den Arbeiter und den Beamten wendet, um neue Mittel für die Kriegführung herbeizuschaffen, so hat sich, was bei Ausbruch des Krieges niemand erwartet hat, die Lage im Reiche in wirtschaftlicher Beziehung so gestaltet, daß man die größten Erwartungen auf einen glänzenden Erfolg der dritten Kriegsanleihe setzen darf. Ganz im Gegensatz zu den mit uns kriegführenden Mächten hat bei uns die Volkswirtschaft eine Entwicklung genommen, die uns in finanzieller Beziehung von Tag zu Tag stärker werden läßt.

England glaubte, durch die Absperrung Deutschlands vom Meere nicht allein uns aushungern zu können, sondern uns auch so zu schwächen, daß wir finanziell nicht imstande sein würden, den Krieg durchzuhalten. Wie oft ist in den letzten Monaten in der englischen und französischen Presse über die organisatorischen Maßnahmen in unserem Volke gespottet worden! Wie hat man unsere Regierung verhöhnt, daß sie bestrebt war, Gold in die Kassen der Reichsbank zu führen, und jetzt sehen England sowohl als Frankreich ein, daß alle unsere finanziellen Rüstungsmaßnahmen besser gewesen sind als ihre eigenen Methoden. Die Absperrung vom Auslande hat Deutschland gezwungen, sich wirtschaftlich auf sich zu stellen, im Lande alles für die Kriegführung Erforderliche herzustellen, und hat uns davon abgehalten, sorglos aus dem Auslande zu beziehen, was heranzuholen gewesen wäre. Darin liegt — gegenüber England und auch Frankreich — unsere wirtschaftliche Stärke. Ganz abgesehen von Rußland und Italien, die wir aus dem Bereich unserer Betrachtung lassen können, haben Frankreich und England sich in immer steigendem Maße an das Ausland wenden müssen, sind von Monat zu Monat stärker verschuldet, und selbst England sieht sich heute gezwungen, sich an Amerika zu wenden, um dort eine Anleihe unterzubringen. In England und Frankreich Moratorien jeder Art, bei uns freie Betätigung von Handel und Industrie, soweit dies unter den veränderten Verhältnissen nur möglich ist. Die Versuche, französische Kriegsanleihen aufzunehmen, haben mit großem Mißerfolg geendet, und wenn auch zuzugeben ist, daß es England gelang, größere Beträge in Anleiheform aus dem Lande in die Reichskassen überzuführen, so waren es doch in England insbesondere die Banken, die in den letzten Tagen der Zeichnung sehr große Summen Kriegsanleihe aufbringen mußten, um die bei uns freiwillig aufgebrachten Anleiheziffern auch dort zu erzielen. Das reiche Frankreich bedient sich lieber der Notenpresse, als daß es aus dem Kreise der Sparer des Landes seine Staatsbedürfnisse deckt, und wie wir aus Ausführungen ernsthafter englischer Blätter erkennen können, dämmert es allmählich auch in London den Führern der Volkswirtschaft, daß unsere wirtschaftliche und finanzielle Stärke der englischen mindestens ebenbürtig, derjenigen unserer anderen kriegführenden Gegner indessen weit überlegen ist.

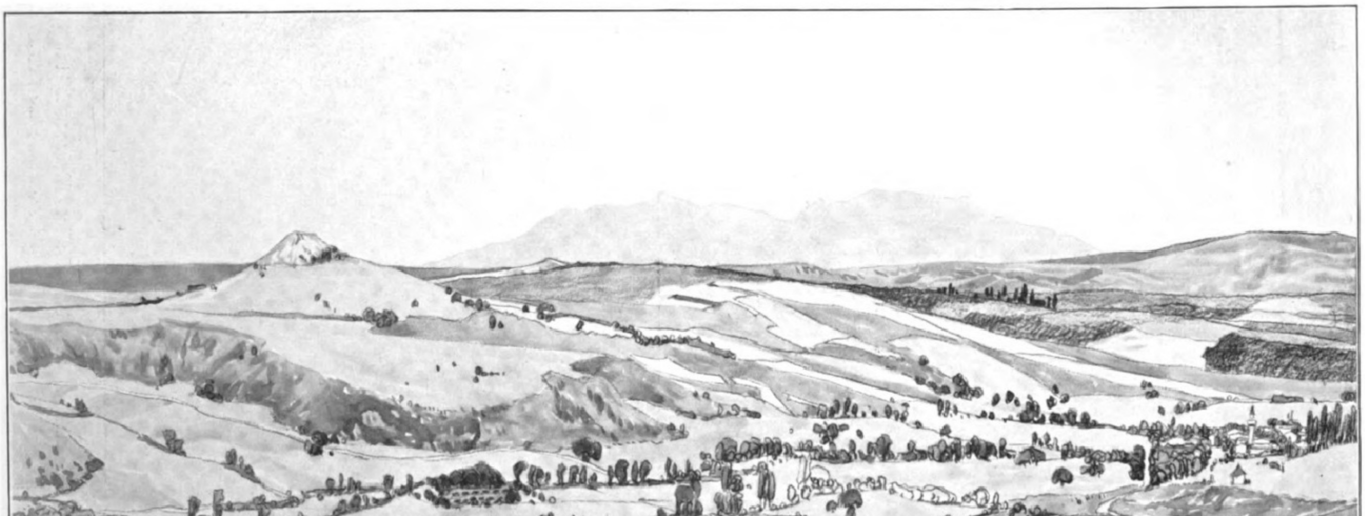
Im September des vorigen Jahres erfolgte die Zeichnung auf die erste Kriegsanleihe. Eine Schar von **1177235** Zeichnern beteiligte sich an der Anleihe. Gewiß ein glänzendes Resultat, besonders wenn man in Berücksichtigung zieht, daß jeder von vornherein wußte, daß ihm der volle Betrag seiner Zeichnung zugeteilt werden würde. Jede Spekulation war absolut ausgeschaltet. Bereits damals hatte das deutsche Volk nach dem glänzenden Durchmarsch durch Belgien, nach der Besetzung Nordfrankreichs, nach der Befreiung Ostpreußens durch unseren Nationalhelden Hindenburg begriffen, daß unsere Gegner uns nicht besiegen



Im Festungslazarett Tschanak-Kalé.

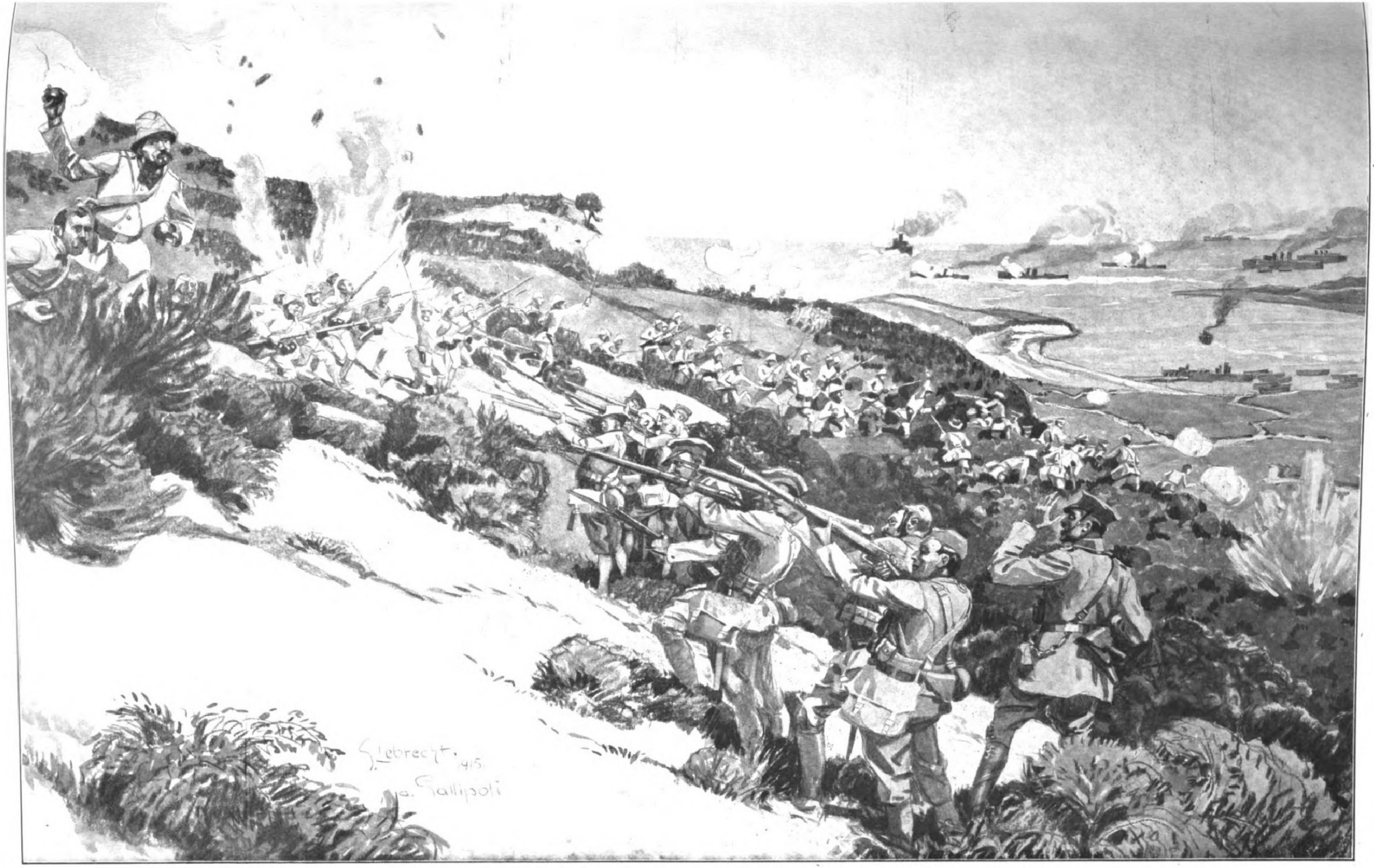


Türkischer Artilleriebeobachter.



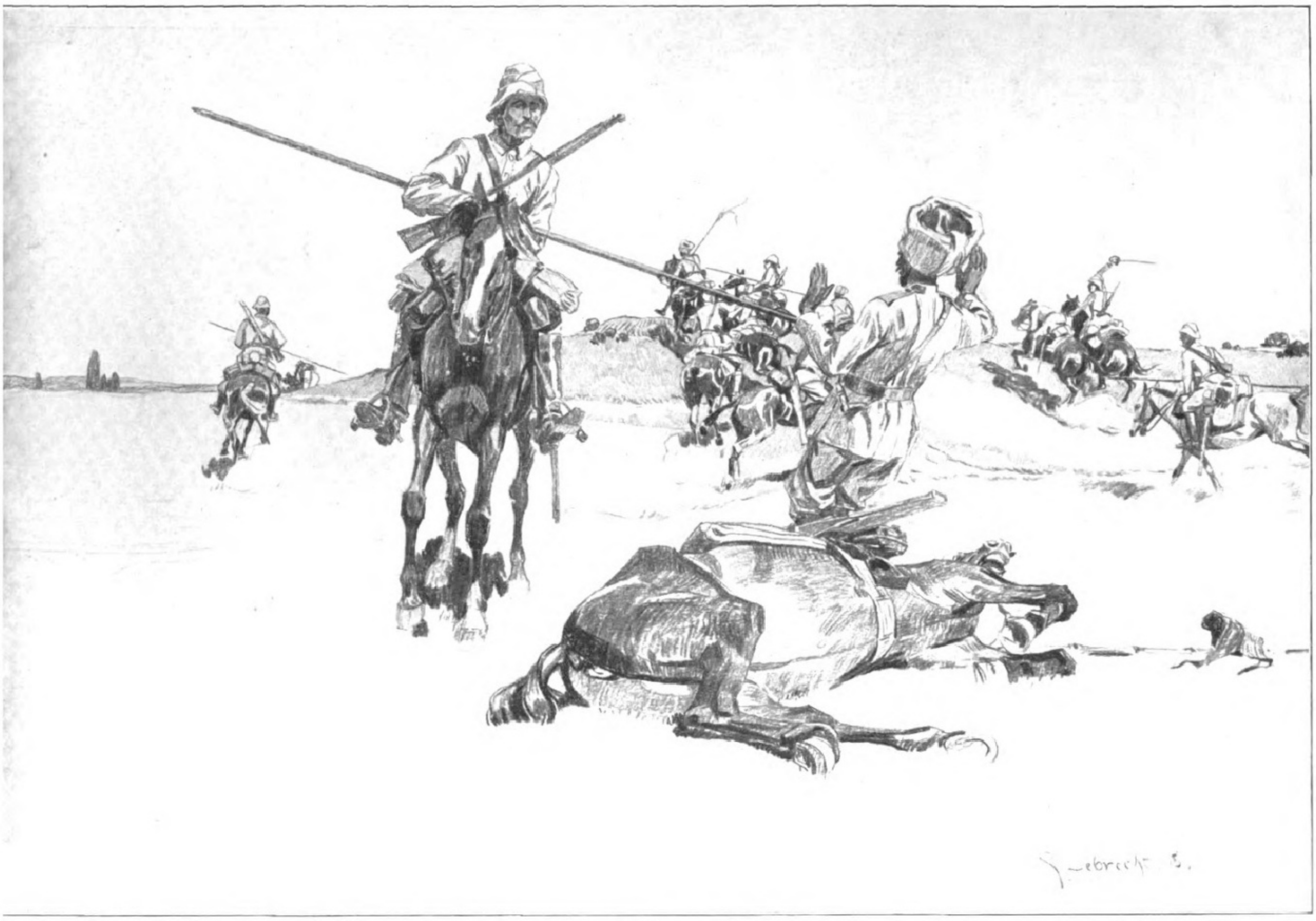
Landschaft bei Ari Burnu; im Hintergrund die Insel Imbros.

Von den Kämpfen an den Dardanellen. Nach Zeichnungen des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.



Von der heldenmütigen Verteidigung der Dardanellen durch unsere türkischen Bundesgenossen: Ein Kampf an der neuen Landungsstelle der englischen Expeditionstruppen bei Anaforta auf Gallipoli.

Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Georg Lebrecht.

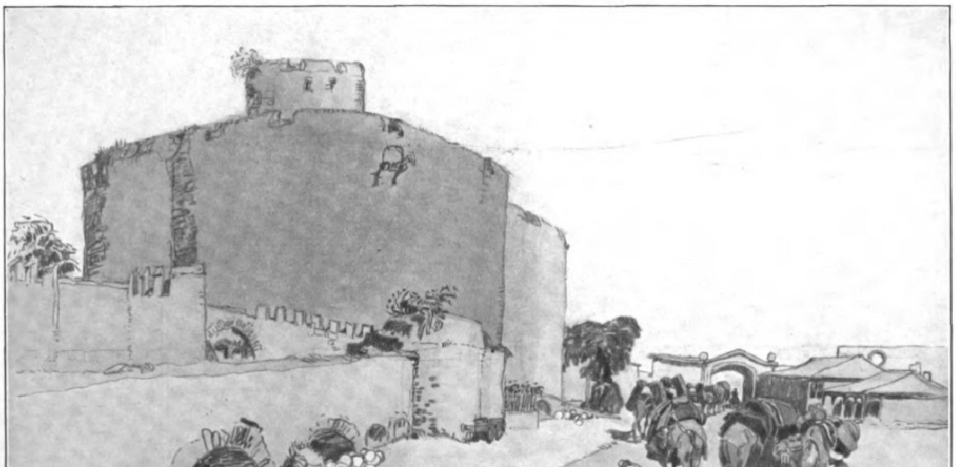


Ein Reitergefecht zwischen Türken und Anglo-Indern.

ürden. Es folgte dann der schwere Winterfeldzug; die arpathen waren noch von den Russen besetzt, und schwer urde im Osten und im Westen um die militärische Vorerrschaft gerungen. Trotzdem erbrachte im März die zweite riegsanleihe die nie geahnte und in Kriegszeiten unfaßare Summe von 9 Milarden und 60 Millinen ℳ, die aufgebracht urde von insgesamt 691 060 Zeichnern aus llen Schichten der Beölkerung, ohne daß wie anderen Staaten it den alten Anteilen unststücke, wie Hinufsetzen des Zinsßes usw., vorgenomen wurden.

Inzwischen ist der ngjährige Bundesgeosse, das perfide Itaen, zu unseren Gegnern bergegangen. Die Hoffungen, die die letzteren n den Eintritt dieses andes in die Zahl der ämpfer knüpften, sind itel geblieben. Erfolge nd seitdem auch nur ei uns erzielt. Im Besten sind die schweren, ür die Gegner verlustringenden Versuche, unre eiserne Mauer zu urchbrechen, blutig abewiesen. Im Osten ist s dem Ansturm der veründeten deutschen und sterreichisch-ungarischen rmeen gelungen, Galiien vom Feinde zu efreien, ganz Polen, itauen und Kurland zu esetzen, eine russische Festung nach der aneren zu erobern, und anz Deutschland ist sich ach diesen glänzenden Waffentaten, die in der Weltgeschichte unerreicht astehen und unerreicht leiben werden, darüber lar, daß wir unbesiegbar bleiben.

In solchem Stadium der Kriegführung wird die dritte Kriegsanleihe aufgelegt, nicht in der Form einer Zwangsnleihe, wie spottend immer behauptet wird von unseren Gegnern, sondern in der Gestalt eines Appells an die gesamte deutsche Bevölkerung, freiwillig die finanzielle Rüstung des Reiches weiter zu kräftigen und freiwillig neues Geld für die Kriegführung aufzubringen. Durch seine Beschaffung während des Krieges werden starke steuerliche Lasten und Belastungen, wie England sie neben Rußland bereits hat einführen müssen, bei uns vermieden.



Eine Kamel-Karawane in der Festung Kilid-Bahr. (Die links sichtbaren Kugeln bestehen aus Marmor, die Geschützrohre sind alt.)

Von den Kämpfen an den Dardanellen. Nach Zeichnungen des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

Es ist eine Ehrensache für jeden einzelnen, der irgendwelche Mittel besitzt, sich an dieser Kriegsanleihe zu beteiligen. Wenn draußen unsere Väter, Brüder und Söhne das Beste, was sie herzugeben haben, ihr ganzes Sein, einsetzen für die Sache des Vaterlandes, dann können sie verlangen, daß die Daheimgebliebenen nicht zögern, alles herzugeben an Geld und Gut, was den Kämpfern draußen die schwere Zeit erleichtert und unserer Regierung die Möglichkeit bietet, den Krieg siegreich zu Ende zu führen. Wer draußen liegt, riskiert mehr als Geld, er riskiert sein Leben.

Liegt denn aber überhaupt irgendein finanzielles Opfer, irgendein Risiko in der neuen Kriegsanleihe? Das Deutsche Reich, von dem wohl jeder sagen wird, daß es heute der beste und sicherste Schuldner in Europa ist, der unter den kriegführenden Staaten zu finden sein dürfte, bietet seinen Sparern 5 Proz. Zinsen und verzichtet bei diesem hohen Zinssatz auf die Zeit bis zum 1. Oktober 1924, also auf volle 9 Jahre, auf jede Kündigung der Anleihe und jede Herabsetzung des Zinssatzes. Kann es eine bessere Kapitalanlage geben als diese? Eine enorme Höhe haben die Kriegskosten erreicht. Der Staatssekretär des Reichsschatzamts Helfferich hat sie für das Deutsche Reich auf 2 Milliarden ℳ für den Monat berechnet, in England belaufen sie sich auf $2\frac{1}{2}$ Milliarden, also mehr als bei uns. — Sie müssen bei uns aufgebracht werden für die Dauer des Krieges; denn daß wir nachher unseren Gegnern, auch England, eine Rechnung für unsere Kriegskosten, an denen sie keine Freude haben werden, aufstellen wollen und werden, darüber hat die Regierung in den letzten Tagen des Reichstags keinen Zweifel gelassen.

Wer sich deshalb an der Zeichnung auf die Kriegsanleihe beteiligt, der bringt kein Opfer; er nützt seinen



Generaloberst v. Falkenhausen,

Führer einer Armeeabteilung.
(Hofphot. M. L. Meier, Straßburg i. E.)

eigenen Interessen und dient damit direkt dem Vaterlande. Wenn mit Recht von den ersten beiden Zeichnungen gesagt wurde, daß jede für sich eine gewonnene Schlacht bedeute, so wollen wir auch diesmal eine siegreiche Schlacht schlagen. Darum ergeht an alle, an Reiche und Wenigerbemittelte, der Ruf:

Zeichnet die neue Kriegsanleihe!

Rüttelt sie auf, alle diejenigen, von denen ihr wißt, daß sie die Mittel besitzen. Gewaltige Ziffern sollen und werden unseren Gegnern auch diesmal wieder beweisen, daß es nichts ist um den Traum der Engländer, uns finanziell zu ruinieren. Jeder im Lande wird und muß zu dem glänzenden Erfolge beitragen. Wie bei den ersten beiden Kriegsanleihen, so muß es auch diesmal sein. Darum alle, die ihr es könnt, zeigt den Brüdern im Felde, daß ihr an sie denkt:

Zeichnet die Kriegsanleihe!



Generalleutnant v. Bredow,

Führer einer Division im Osten.
(Hofphot. H. Noack, Berlin.)

Kriegschronik.

19. August 1915. (Fortsetzung von Seite 366.)

Bei der Einnahme von Kowno wurden noch 30 Offiziere und 3900 Mann gefangengenommen. Unter dem Druck der Fortnahme von Kowno räumten die Russen ihre Stellungen gegenüber Kalwarja-Suwalki. Weiter südlich erstritten deutsche Kräfte den Narew-Übergang westlich Tykozin und nahmen dabei 800 Russen gefangen. Nördlich Bielsk wurde die Bahn Bialystok-Brest-Litowsk erreicht; 2000 Russen wurden zu Gefangenen gemacht. Im Nordostabschnitt von Nowo-Georgiewsk überwanden unsere Truppen den Wkra-Abschnitt. Zwei Forts der Nordfront wurden erstürmt. Über 1000 Gefangene und 125 Geschütze fielen in unsere Hand. Ferner wurde die Gegend westlich und südwestlich von Mielejczyce er-



General der Infanterie Gaede,

Führer einer Armeeabteilung.
(Phot. Paul Haarund, Badenweiler.)

reicht und beim Vorbrechen über den Bug bei Mielejczyce der Gegner aus seinen starken Stellungen nördlich des Abschnittes geworfen. Vor Brest-Litowsk drangen deutsche Truppen bei Kotitno (südöstlich von Janow) in die Vorstellungen der Festung ein. Unter dem Drucke unseres Vorgehens hat der Gegner das östliche Ufer des Bug auch unterhalb und oberhalb von Wlodawa geräumt.

Die unter den Befehlen des Erzherzogs Joseph Ferdinand und des Generals v. Köveß stehenden österreichisch-ungarischen Kräfte erkämpften sich nördlich von Janow und Konstantinow den Übergang über den Bug. Niemirow und andere Orte des Nordufers wurden gestürmt. Die Einschließungstruppen von Brest-Litowsk entrissen dem Gegner einige Vorfeldstellungen.

Ein Angriff von zwei italienischen Bataillonen auf die österreichisch-ungarischen Vorfeldstellungen am Plateau von Folgaria wurde abgewiesen. Ein starker Angriff gegen den Hrzlivrh scheiterte wie alle früheren. Gegen den Südteil des Tolmeiner Brückenkopfes griffen die Italiener nachmittags und abends sechsmal vergeblich an. Auch nachtsüber wurde erbittert gekämpft. Nach wie vor ist der Brückenkopf fest in der Hand unserer Verbündeten.

Das englische Unterseeboot „E 13“ ist am **19. August vormittags durch ein deutsches Unterseeboot am Südausgange des Sundes vernichtet worden.**

20. August 1915.

Zwischen Angres und Souchez wurde der Feind heute nacht aus den von ihm gestern besetzten Grabenstücken vertrieben. Am Schratzmännle in den Vogesen ging ein kleiner Teil unserer vordersten Stellung an die Franzosen verloren.

Im Raum von der Dawina bis zur Straße Augustowo-Grodno sind die Russen in die Linie Gudele (östlich von Mariampol)-Lozdzieje-Studzieniczna zurückgegangen und leisten dort erneut Widerstand. Die Armee des Generals v. Gallwitz setzte ihre Angriffe erfolgreich fort, nahm 10 Offiziere und 2650 Mann gefangen und erbeutete 12



General der Infanterie v. Strantz,

Führer einer Armeeabteilung. (Hofphot. J. Engelmann, Posen.)



General der Infanterie v. Fabeck,

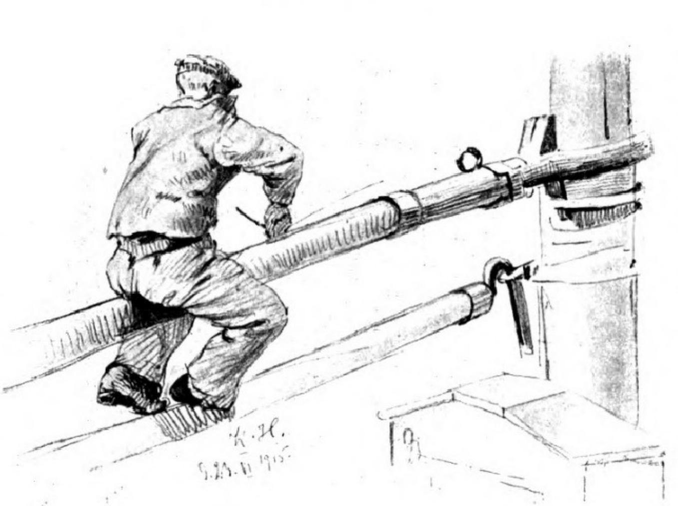
Führer einer Armee. (Hofphot. H. Brandseph Nachf., Stuttgart.)

Neue Ritter des Ordens pour le mérite.

Maschinengewehre. Die Festung Nowo-Georgiewsk, der letzte Halt des Feindes in Polen, ist nach hartnäckigem Widerstand genommen. Die gesamte Besatzung, 6 Generale, über 85000 Mann, davon gestern im Endkampf allein über 20000, wurden zu Gefangenen gemacht. Die Zahl der erbeuteten Geschütze erhöhte sich auf über 700.

Das Vordringen der Verbündeten auf Brest-Litowsk hat im Bereiche der Festung beträchtliche Teile mehrerer russischer Armeen regellos zusammengedrängt. Der Nordflügel der Einschließungstruppen hat sich östlich Rokitno weiterer Vorfeldstellungen bemächtigt, und die auf dem nördlichen Bugufer vorstoßenden Truppen des Erzherzogs Joseph Ferdinand vertrieben gestern vor Einbruch der Dunkelheit den bei Wolzyn verschanzten Feind mit stürmender Hand.

Im nördlichen Abschnitt der küstenländischen Front wurde gestern früh wieder ein feindlicher Angriff auf Mrzli-Vrh und den Rücken nördlich dieses Berges unter großen Verlusten des Angreifers abgeschlagen. Desgleichen scheiterten zwei gestern abend und heute früh unternommene Versuche der Italiener, die Linien des Brückenkopfes von Tolmein zu durchbrechen.



Friedliche Arbeit unserer „Blauen Jungen" im Hafen: Erneuern der Farbe. Nach einer Zeichnung von Kurt Hassenkamp.

22. August 1915.

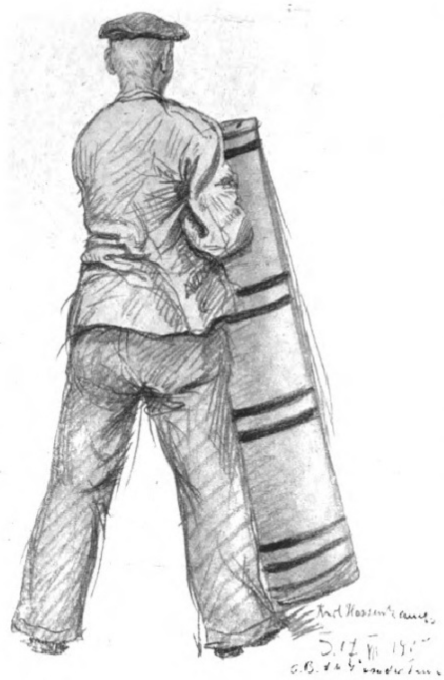
Die Armee des Generals von Eichhorn machte östlich und südlich von Kowno weitere Fortschritte. Die Armee des Generals v. Gallwitz dringt südlich des Narew über die Eisenbahn Bialystok-Brest-Litowsk weiter vor. Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern überschritt unter siegreichen Gefechten die Eisenbahn Kleszczele-Wisoko-Litowsk. Den erneut sich setzenden Gegner warfen deutsche Truppen aus seinen Stellungen. Die Angriffe der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den Abschnitten der Koterka, der Pulwa, am Bug oberhalb Ogrodniki sowie am Unterlaufe der Krsna schreiten vorwärts. Die Truppen des Generals v. Köveß warfen den Gegner abermals aus mehreren Stellungen und trieben ihn über die von Brest-Litowsk führende Bahn zurück. Die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand gewann unter erneut einsetzenden Kämpfen bei Wysokow-Litowsk Raum.

Gegen die Karsthochfläche von Doberdò setzte gestern wieder lebhafteres feindliches Geschützfeuer ein. Ein von Bersaglieri gegen den Monte dei Sei Busi geführter Angriff brach im Feuer zusammen.

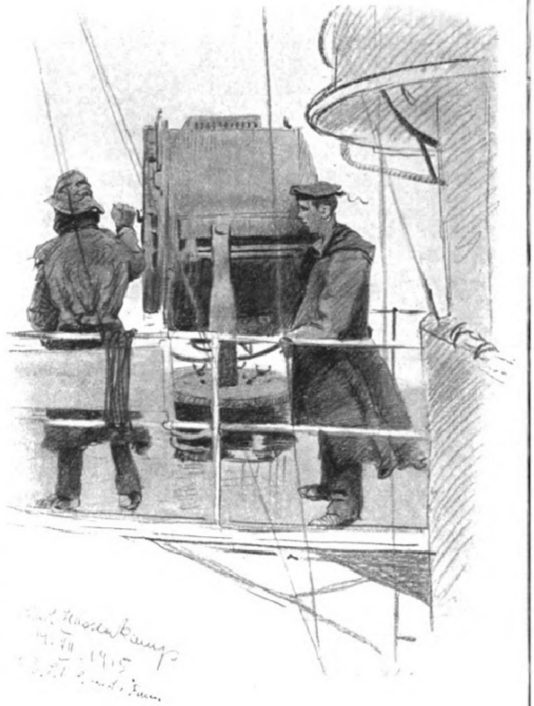
Unsere Seestreitkräfte in der Ostsee sind in den Rigaischen Meerbusen eingedrungen. Bei dem sich dabei entwickelnden Vorpostengefecht wurde ein russisches Torpedoboot der „Emir Bucharski"-Klasse vernichtet. Andere Torpedoboote, darunter „Novik", und ein größeres Schiff wurden beschädigt. Beim Rückzug der Russen am Abend des 19. August in den Moon-Sund wurden die russischen Kanonenboote „Seiwutsch" und „Korejetz" nach tapferem Kampfe durch Artilleriefeuer und Torpedobootsangriffe versenkt. 40 Mann der Besatzungen konnten gerettet werden. Drei unserer Torpedoboote wurden durch Minen beschädigt. Von ihnen ist ein Boot gesunken, eins konnte auf Strand gesetzt, eins in den Hafen gebracht werden. Unsere Verluste an Menschenleben sind gering.

In Tirol griff ein italienisches Infanterieregiment, verstärkt durch Bersaglieri, den Monte Coston zweimal vergeblich an. Ebenso wurde im Gebiete von Schluderbach der Versuch einer Alpini-Abteilung, auf die Forame-Schächte vorzudringen, abgewiesen. Die wiederholten Vorstöße starker italienischer Kräfte gegen den küstenländischen Abschnitt Flitsch-Tolmein blieben wieder ohne Erfolg. Auch gegen diese Stellungen am Rande der Hochfläche von Doberdò unternahmen die Italiener einen vereinzelten ergebnislosen Vorstoß.

Ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader belegte Udine mit Bomben und Brandpfeilen; sämtliche Flugzeuge kehrten wohlbehalten heim.



Matrose mit Kartusche.



Am Scheinwerfer.

21. August 1915.

Bei den Kämpfen östlich von Kowno wurden 450 Gefangene gemacht und 5 Geschütze erbeutet. Südlich von Kowno gab der Gegner auch seine Stellung an der Jesia auf und wich nach Osten zurück. Bei Gudele und Sejny wurden russische Stellungen erstürmt. In den Kämpfen westlich von Tykocin verloren die Russen 610 Gefangene und vier Maschinengewehre. Bielsk wurde genommen und südlich davon die Russen über die Biala geworfen.

An der unteren Pulwa und westlich Wisoko-Litowsk leistete der Feind erneuert heftigen Widerstand gegen die nachdringenden österreichisch-ungarischen Truppen, so bei dem Dorfe Tokary, das nach heftigem Ringen genommen wurde, und bei Klukowiczy, dessen sich siebenbürgische Infanterie um Mitternacht bemächtigte. Mehrfach durchbrochen und durch deutsche Truppen auch bei Tymianka geworfen, räumten die Russen heute früh die Pulwa-Stellung.



Wachoffizier auf der Brücke.

Gegen den Nordwestteil der Hochfläche griffen die Italiener in breiter Front an, wurden aber teils im Kampf Mann gegen Mann geworfen, teils durch Artilleriefeuer zum Stehen gebracht. Nachmittags beschoß der Gegner einige Stadtteile von Görz aus Feldungen und schweren Geschützen. Ein neuerlicher Vorstoß der Italiener gegen die Stellungen nördlich Selo und ein Nachtangriff gegen die Isonzobrücke westlich Tolmein scheiterten unter schweren Verlusten des Feindes. An der Tiroler Front griffen zwei italienische Bataillone nach zwanzigstündiger Artillerievorbereitung die Gebirgsübergänge östlich Tresassi zweimal an; sie wurden abgeschlagen und verloren 300 Tote und sehr viele Verwundete.

Durch eine Rekognoszierung wurde am 21. August früh festgestellt, daß die Insel Pelagosa von den Italienern vollständig geräumt und alle Baulichkeiten und Verteidigungsanlagen zerstört worden sind.

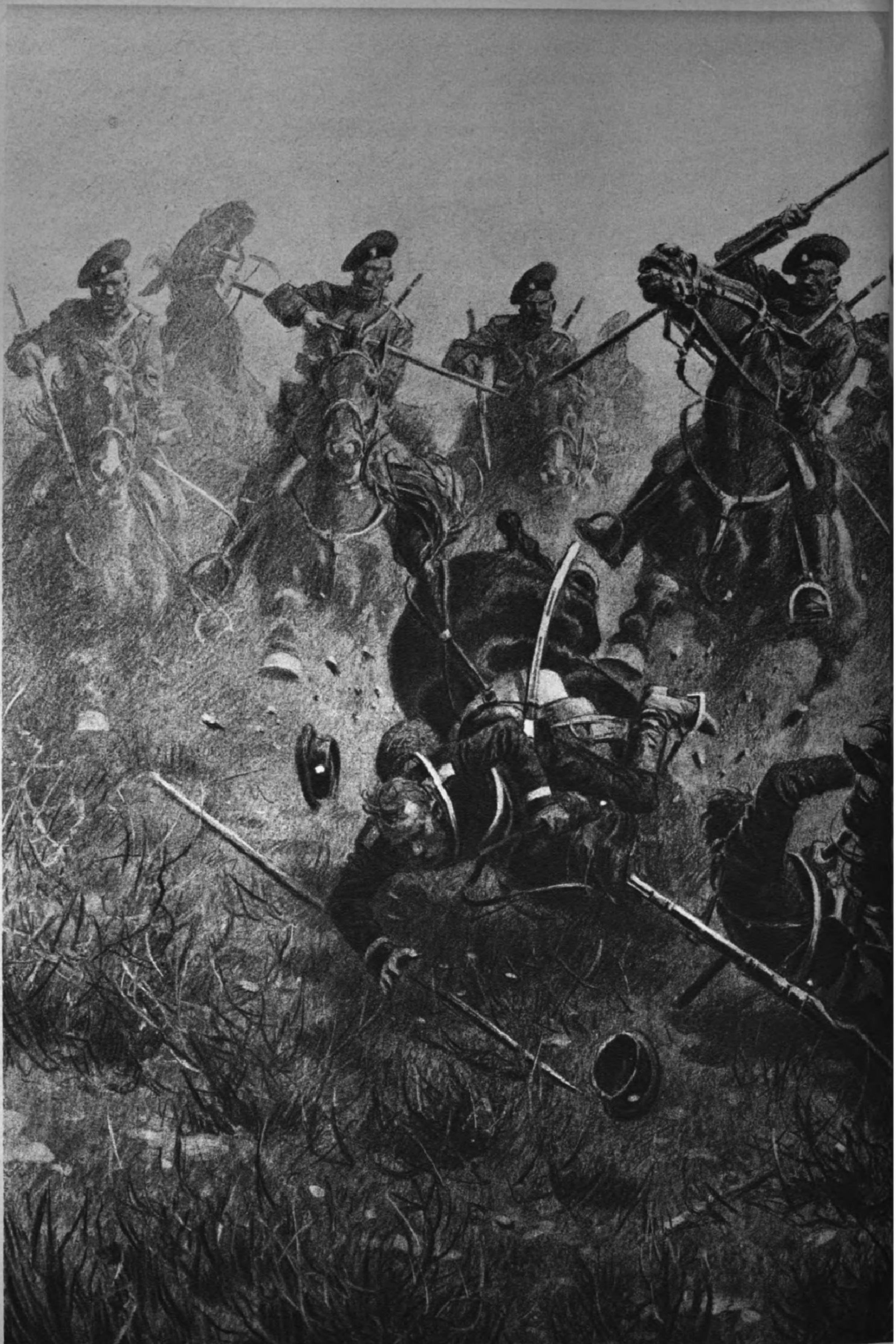
(Fortsetzung auf Seite 384.)

Unsere Marine im Weltkrieg: Auf einer Patrouillenfahrt in der Nordsee. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" an Bord eines deutschen Kriegsschiffs gezeichnet von Kurt Hassenkamp.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



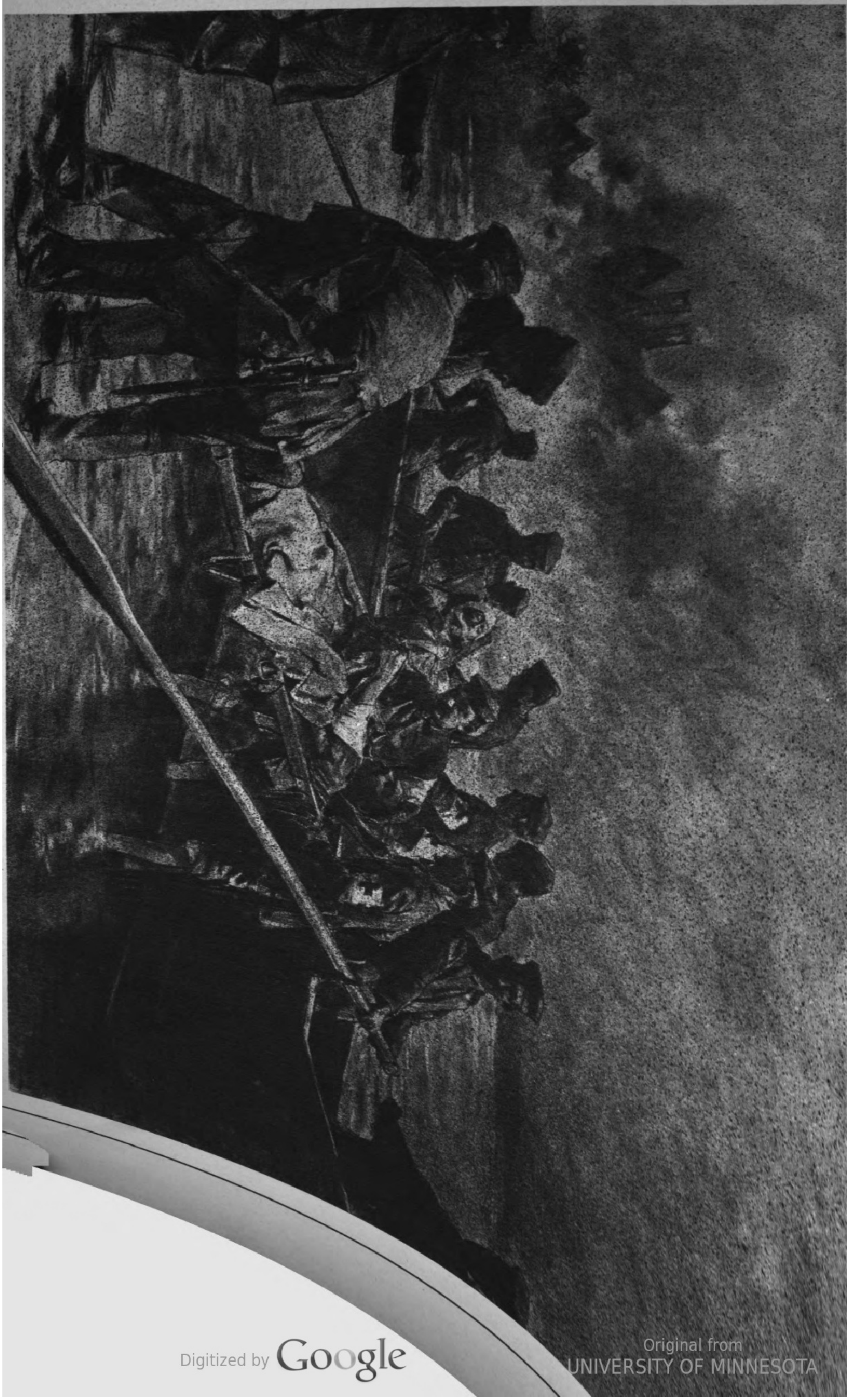
Kirche in Pilica (Russisch-Polen). Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" W. Gause.



Kosakenangriff im Maschinengewehrfeuer. Nach einer Zeichn



Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor Hugo Ungewitter.



Handgranaten und Minenwerfer.

Von Generalleutnant z. D. H. Rohne.

Es ist eine dem gegenwärtigen Kriege eigene Erscheinung, daß neben den modernsten Kampfmitteln, die nur eine hochentwickelte Technik zu schaffen vermocht hat, plötzlich Waffen auftauchen, die längst vergangenen Zeiten angehören und nur durch die Hilfsmittel der modernen Chemie vervollkommnet sind. Die Erklärung für diese auffallende Tatsache liegt im „Stellungskriege". Die hoch gesteigerte Wirkung der modernen Feuerwaffen nötigt zur Ausnutzung aller im Gelände vorhandenen Deckungen, die der schwächere, auf den Angriff verzichtende Gegner durch künstliche Mittel — Aushebung von Gräben, Herstellung von Hindernissen aller Art — noch zu verstärken sucht. Ein Sturmangriff auf eine so befestigte Stellung würde mit furchtbaren Verlusten abgewiesen werden; es bleibt dem Angreifer, wenn er die Räumung der Stellung nicht durch Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie oder einen Angriff gegen eine Flanke herbeiführen kann, nur übrig, wie gegen eine Festung vorzugehen. Hier sucht der Angreifer sich in einer durch künstliche Mittel ähnlich verstärkten Stellung dem Feinde gegenüber festzusetzen und von hier aus durch Vortreiben gedeckter Annäherungswege (Laufgräben) und Herstellung neuer Stützpunkte sich der feindlichen Stellung allmählich zu nähern. So sind sich namentlich in Frankreich die beiderseitigen Gegner ganz nahe auf den Leib gerückt; die bis dahin so wirksamen Feuerwaffen werden jetzt zum großen Teil wertlos; namentlich die Artillerie kann von ihren großen Schußweiten keinen rechten Gebrauch machen, weil sie befürchten muß, die eigenen Truppen zu treffen. Die Schützen in den beiderseitigen Schützengräben beobachten sich gegenseitig durch Schießscharten und Wallspiegel; wo sich unvorsichtigerweise ein Kopf sehen läßt, wird er von einem aufmerksamen Schützen sofort aufs Korn genommen. Will man dem Gegner ernste Verluste beibringen, so muß man dazu andere Mittel anwenden. Ein solches besteht in den sogenannten „Handgranaten". Die ersten schon im sechzehnten Jahrhundert angewendeten Geschosse dieser Art waren Hohlkugeln von Ton, später Glas oder Eisen. Sie wurden mit Pulver gefüllt, einer Zündschnur versehen und, nachdem diese in Brand gesetzt war, mit der Hand gegen den Feind geworfen. In größeren Mengen wurden sie zum erstenmal von dem schwedischen General Lars Kagge bei der Belagerung von Regensburg 1643 verwendet. Er ist also der Schöpfer der „Granatierer", später Grenadiere, die sich aus Freiwilligen ergänzten, denn das Werfen der Handgranaten war nicht ungefährlich und erforderte überdies eine große Geschicklichkeit. Später verwendete man sie auch im Feldkriege. Ludwig XIV. teilte 1667 jeder Infanteriekompagnie vier Grenadiere zu; andere Staaten folgten bald nach. Der damals zur Kopfbekleidung dienende Hut war durch seine breite Krempe dem Werfen der Handgranaten hinderlich. Er wurde daher durch eine besondere Kopfbedeckung ersetzt, die sich in Preußen in den Grenadiermützen des 1. Garderegiments zu Fuß und des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadierregiments sowie in Mecklenburg in den Bärenmützen der 1. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 89 als Paradekopfbedeckung erhalten hat. Nach Vervollkommnung der Feuerwaffen verloren die Handgranaten an Wert und wurden im Feldkriege nicht mehr gebraucht. Der Name Grenadier wurde einzelnen Elitetruppen verliehen.

Im Festungskriege haben sie sich noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus erhalten. In Preußen waren die Handgranaten eiserne Hohlkugeln von etwa 1 kg Gewicht, mit Pulver gefüllt und einem hölzernen Zünder versehen, der mit einer Lunte entzündet wurde. Sie wurden von den oben auf der Bresche stehenden Verteidigern gegen die stürmenden Angreifer geschleudert, die hiervon keinen Gebrauch machen konnten, da bei dem Werfen von oben nach unten größere Wurfweiten erreicht werden als umgekehrt.

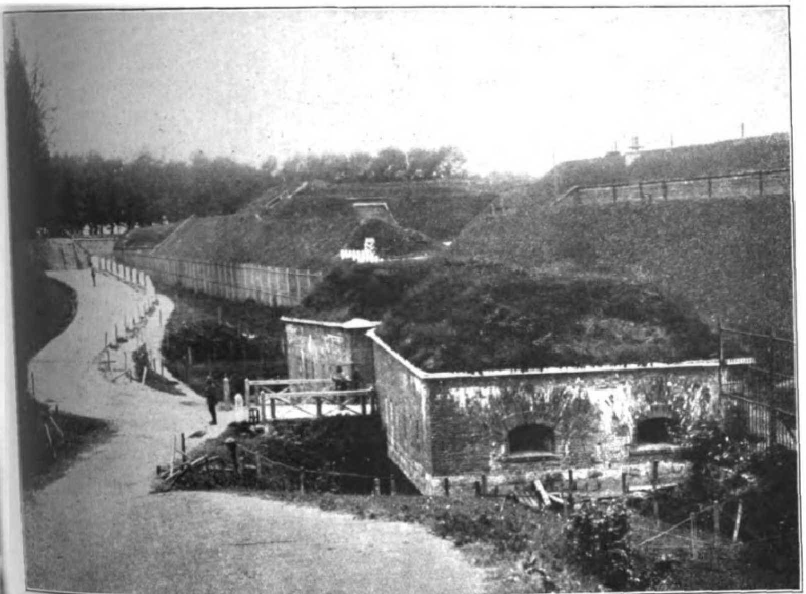
Lange Jahre hindurch verschwanden sie als Kriegsmittel, kamen aber immer wieder in der Hand von Verschwörern vor, die damit Attentate gegen gekrönte Häupter ausführten. Diese meist Bomben genannten Geschosse waren mit kräftig wirkenden Sprengstoffen gefüllt, die durch den Aufschlag auf den Erdboden zur Detonation gebracht wurden.

Im ostasiatischen Kriege tauchten die Handgranaten bei beiden Parteien plötzlich wieder auf; sie wurden namentlich in den Kämpfen um Port Arthur und bei Mukden viel verwendet. Es waren völlig improvisierte Geschosse, meist gebrauchte Konservenbüchsen oder die Hülsen von Schrapnellausbläsern. Sie wurden mit Kavallerie-Sprengkörpern geladen, mit einem hölzernen Deckel, einer Sprengkapsel und einer Zündschnur versehen. Man bewarf damit besonders die feindlichen Schützengräben, gegen deren Verteidiger mit dem direkten Schuß nichts auszurichten war.

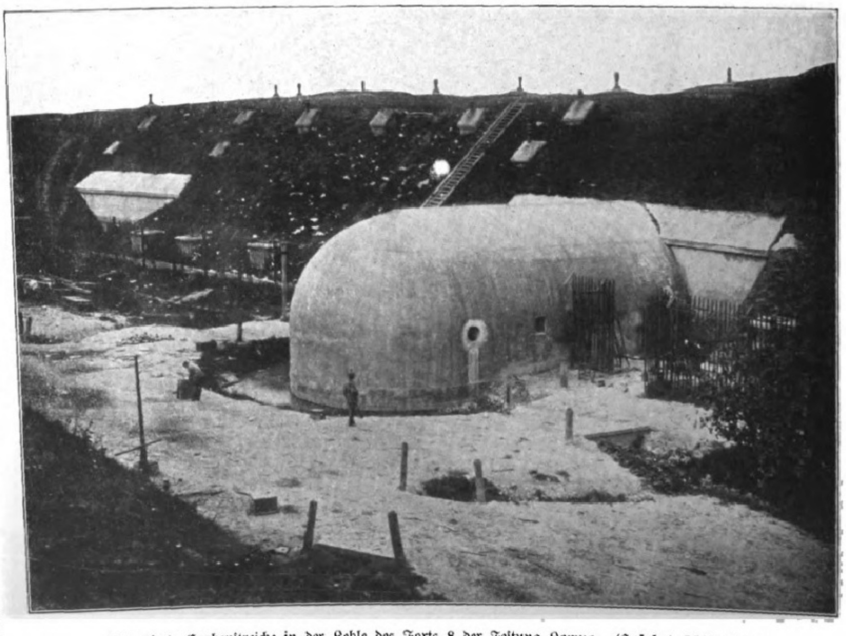
Seitdem stellten alle Staaten Versuche damit an. Die französischen Handgranaten sind eiserne oder stählerne Hohlkugeln, 1,2 kg schwer, mit 200 g Sprengstoff gefüllt. Beim Werfen wird ein Draht aus dem Zünder gerissen und dieser dadurch entzündet. Die Wurfweite soll 20 m betragen. Inzwischen hat sich die Privatindustrie des neuen Kriegsmittels angenommen. Die in München erscheinende „Zeitschrift für das gesamte Schieß- und Sprengstoffwesen" hat in einer Zusammenstellung 38, darunter 18 deutsche Patente aufgeführt, die für derartige Geschosse verliehen sind. Sie beziehen sich zum Teil auf eine Sicherung gegen vorzeitige Entzündung, teils auf Mittel, eine größere Wurfweite zu erreichen. Wenn die Granaten statt aus freier Hand mit einer Schleuder geworfen werden, kann die Wurfweite wohl etwas, aber nicht genügend vergrößert werden. Die meisten Erfinder haben an dem Boden der zylindrisch gestalteten Granate einen hohlen Steuerungsstab aus Stahl, Messing oder Aluminium angebracht, der von vorn in einen Gewehrlauf gesteckt und durch eine Platzpatrone mit der Granate aus dem Gewehr getrieben wird. Das Geschoß fliegt dann



Erbeutete russische fahrbare Panzerschirme mit Schießscharten. (Phot. A. Groß.)



Grabenstreiche in der Kehle des Forts 7 der Festung Kowno. (Hofphot. Kühlewindt.)



Betonierte Grabenstreiche in der Kehle des Forts 8 der Festung Kowno. (Hofphot. Kühlewindt.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

wie ein Pfeil, mit der Granate voran und wird beim Auftreffen durch einen Aufschlagzünder zum Sprengen gebracht. Es wird dabei in viele, aber kleine Splitter zerrissen, die nach allen Seiten auseinanderfliegen und in der Nähe des Aufschlagpunktes sich aufhaltende Menschen kampfunfähig machen können. Wichtiger als die materielle Wirkung ist die moralische, da dem Verteidiger hinter der Deckung die Illusion des absoluten Schutzes zerstört wird. Schwierig ist es, dem Geschoß die richtige Schußweite zu geben. Die einen wollen das Gewehr stets unter demselben, möglichst steilem Winkel abfeuern, damit das Geschoß dicht hinter der Deckung einschlagen kann. Hier wird der Stab mit Einrichtungen versehen, die dafür sorgen, daß er mehr oder weniger weit in den Gewehrlauf gesteckt wird. Je weiter er in den Lauf gesteckt wird, um so größer wird der Gasdruck und damit die Schußweite. Andere erreichen die gewünschte Wurfweite durch Ändern des Erhöhungswinkels, der stets über 45 Grad sein muß. Je größer die Erhöhung gewählt wird, um so kleiner wird die Wurfweite. Der große Einfallwinkel, der wohl zwischen 60 und 90 Grad liegen wird, ermöglicht das Einschlagen der Geschosse in die feindlichen Schützengräben. Bei der geringen Breite der Ziele ist auf eine große Anzahl von Treffern nicht zu rechnen; man kann also nur bei Abgabe einer großen Schußzahl auf Wirkung rechnen.

Den Handgranaten ähnlich, nur erheblich schwerer sind die für das Abwerfen aus Flugzeugen und besonders aus Luftschiffen bestimmten Bomben. Außer diesen werden aus Flugzeugen mehrfach Pfeile abgeworfen. Die französischen Fliegerpfeile sind sehr leicht — etwa 12 cm lang, 8 mm stark, 20 g schwer — aus Stahl gefertigt und mit einer Spitze von etwa 1½ cm Länge versehen. Sie werden in Bündeln von etwa 50 Stück abgeworfen und fallen auf einen mehr oder minder großen Raum nieder. Die englischen Flieger werfen erheblich schwerere Pfeile — 385 g schwer — ab; diese tragen am oberen Ende ein Gefieder, damit sie mit der Spitze voran fliegen. Ihre Wirkung ist natürlich größer. Sie werden aber auch einzeln abgeworfen und verfehlen dann leicht ihr Ziel.

Wo eine kräftigere Wirkung als die der Handgranaten erwünscht ist, werden „Minenwerfer“ angewendet. Wie aus den Verlustlisten hervorgeht, gibt es leichte, mittlere und schwere Minenwerfer. Über ihre Einrichtung ist nichts veröffentlicht worden. Bei einigen Minenwerfern sind wohl die Geschütze des Altertums, namentlich die Wurfgeschütze (Onager) vorbildlich gewesen, bei denen die treibende Kraft in der Torsionselastizität einer Tiersehne oder eines Seils liegt. Man stelle sich einen Balken vor, der mit seinem unteren Ende in einem wagerecht zwischen den beiden Seitenbalken eines als Basis dienenden Rahmens ausgespannten Sehnenbündels steckt. Die Torsion dieses Sehnenbündels erfolgt von der Seite und wird durch in ein Zahnrad eingreifende Vorstecker erhalten. Der Balken, der in seinem oberen Ende eine für die Aufnahme des Geschosses bestimmte löffelartige Aushöhlung trägt, wird bis zur wagerechten Lage herabgewunden und durch einen Bolzen festgestellt. Nachdem das Geschoß in den Löffel gebracht ist, wird der Bolzen gelöst und der Balken durch die Kraft des Sehnenbündels in die Höhe geschnellt. Durch ein Polster am Querbalken des vorn auf dem Rahmen aufgerichteten Joches wird die Bewegung des Balkens plötzlich gehemmt, und das Geschoß fliegt allein weiter. Als Geschosse dienten im Altertum meist Steine; aber auch schwere, mit Eisen beschlagene Balken, mit Brandstoffen gefüllte Fässer, selbst Tierkadaver schleuderte man in die belagerten Städte. Auch heute ist die Auswahl für die Geschosse sehr groß. Neben vergrößerten Handgranaten, die wohl die eigentlichen Minen sind, werden Geschosse geworfen, die beim Auftreffen große Rauch- und Gasmengen entwickeln, die den Feind nicht nur am Schießen, sondern auch am Atmen hindern und durch einen starken Gestank auf seine Nerven wirken. Ein Ingenieur teilt in der „Zeit“ die „Gas- und Erbrechbomben“ in drei Klassen: in solche, die durch Gestank wirken, in solche, die die Schleimhäute stark reizen und dadurch die Widerstandskraft des Feindes schwächen, und endlich in solche, die ihn betäuben oder auch töten.

Nach amerikanischen Zeitungen sollen auf der torpedierten „Lusitania“ nicht weniger als 250000 Pfund eines Chlorpräparats (Tetrachlorid) verladen gewesen sein, das in Frankreich zu Gasbomben verarbeitet werden sollte. Möglich, daß dieser Stoff zu den Klagen vieler Passagiere über erstickende Gase Anlaß gegeben hat, die man bis dahin der Detonation des Torpedos zugeschrieben hatte. Zu den betäubenden Gasbomben kann vielleicht Chloroform angewendet werden.

Die Verwendung solcher Gasbomben ist nicht ganz ungefährlich; man darf sie nur anwenden, wenn der Wind ständig nach dem Feinde zu weht, da ihre Wirkung sich sonst wie ein Partherpfeil gegen den eigenen Schützen kehrt.

Mit dem Wort „Minenwerfer“ sind vielfach auch alte glatte Mörser belegt, die von den Franzosen zum Werfen von Bomben benutzt worden sind. Als erster hat der niederländische Ingenieur-Offizier Coehoorn 1673 bei der Belagerung von Grave leichte tragbare Mörser angewendet, um Massenfeuer gegen nahestehende verdeckte Truppen zu erreichen.



Der neuernannte Generalgouverneur der von den deutschen Truppen besetzten polnischen Gebietsteile, General der Infanterie v. Beseler (×), mit seinem Adjutanten. Im Hintergrund der erste durchgehende D-Zug Berlin-Warschau. (Phot. Max Nakonz, Frankfurt a. O.)



Deutsche Fuhrpark-Kolonnen passieren das Rokitno-Sumpfgebiet. (Ph…

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg: VIII. Bayrische Infanterie-Regimenter erstürmen am 31. Mai 1915 unter Führung des Generals Kneußl die Nordfront der äußeren Fortlinie von Przemysl (Durchbruch der Straßensperre Radymno-Przemysl).

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann, der den großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

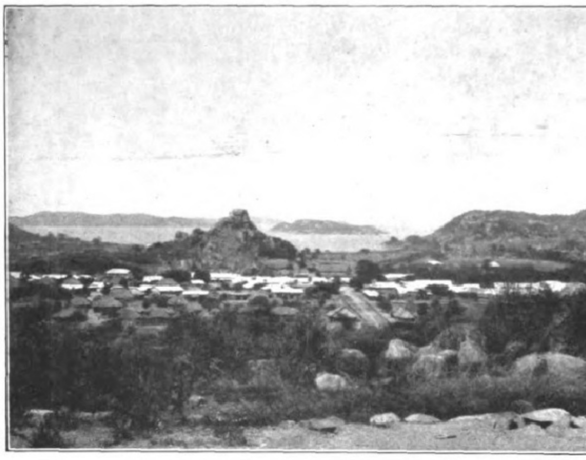
Deutsch-Ostafrika im Weltkrieg. II*).

3. Die Kämpfe am Njassa-See.

Auch hier hat sich der offensive Geist unserer Truppe glänzend gezeigt, nachdem die Engländer mit dem Kampf im Schutzgebiet begonnen hatten. Die in dem schönen Massoko stationierte Kompagnie der Schutztruppe machte einen kühnen Vorstoß auf die benachbarte englische Station Karonga in Britisch-Njassa-Land. Teile der Polizeitruppe und eingezogene Ansiedler und Beamte des Bezirks beteiligten sich daran. Am 9. September kam es unter Hauptmann v. Langenn-Steinkeller, der leider in dem Gefecht selbst verwundet wurde, zu einem schweren Kampf um den genannten englischen Platz. Weitere sechs Europäer fielen; mehrere wurden verwundet, und auch Verluste an Askaris waren zu beklagen. Wenn Karonga auch nicht besetzt werden konnte, so hat dieser Vorstoß, dessen sich die Engländer nur mit Mühe erwehrt haben, doch sichtlich einen großen politischen Eindruck auf die Farbigen gemacht. Denn bald darauf mußte die englische Regierung von einem Eingeborenen-Aufruhr in ihrer Kolonie melden, der nur mit Mühe niedergeschlagen wurde. Einen Monat vorher, am 13. August, hatten freilich die Engländer einen Riesenerfolg gemeldet, der aber, wie sich nachher herausstellte, eine der kläglichsten Schwindeleien ist, die sich das stolze Albion erlaubt hat. Der kleine Dampfer „Hermann v. Wissmann“ wurde in Sphinxhafen „erobert“. So meldete England. In Wahrheit hat sich die Sache so abgespielt, daß der Kapitän vom Kriegsausbruch noch gar nichts wußte und außerdem mangels jeder militärischen Besatzung oder Hilfsmittel den auf Slip liegenden reparaturbedürftigen Dampfer auch gar nicht hätte verteidigen können, selbst wenn er hinsichtlich des Kriegsausbruchs nicht ganz ahnungslos gewesen wäre. Wegen dieses Dampfers, der damals zerstört und abgerüstet wurde, haben die Engländer noch eine weitere Komödie in Szene gesetzt. Am 30. Mai ist ein Commander, ein Hauptmann und ein ganzes Bataillon der Kings African Rifles erneut kühn nach Sphinxhafen gefahren, hat den „Hermann v. Wissmann“ nochmals „erobert“ und vollständig zerstört. In Sphinxhafen sind wohl einige Felsen, Dornbüsche und kümmerliche Negerhütten vorhanden, sonst aber nichts, was nur einigermaßen als militärische Anlage gedeutet werden könnte. Der gewöhnlich dort stationierte Wärter für die Slipanlage mag zur Zier und gelegentlichen Verteidigung gegen Raubzeug allenfalls einen alten 71er Karabiner geführt haben, vielleicht fristeten noch einige Vorderlader in den Negerhütten ein verrostetes Dasein, ganz gewiß ist aber keine militärische Macht dort tätig gewesen. Von Sphinxhafen ist jeder Vorstoß eine kleine Unmöglichkeit, da der ganze Küstenstrich viele Tagereisen weit eine wüste, menschen- und wasserleere, dafür sehr schluchtenreiche Gebirgs- und Steppenlandschaft ist. Der Weg zur Kultur führt über die Station Wiedhafen, allenfalls noch über Alt-Langenburg, die der tapfere Commander mit seinem Bataillon aber nicht anzugreifen gewagt hat.

4. Die Kämpfe am Kilimandjaro.

Der erste Streich unseres bewaffneten Neu-Deutschlands galt der Station Taveta am Fuße des Kilimandjaro. Als Übergangspunkt nach Voi, der großen Station an der Uganda-Bahn, ist es von hoher strategischer Bedeutung. Der Riesenkrater des Kilimandjaro ist gürtelförmig erst von Urwald, dann von reichem, tiefgrundigem Boden umgeben, dem sich weiterhin ringförmig ein mächtiges wasserarmes Steppengebiet anschließt. Dieses Steppengebiet trennt Voi von Taveta, das noch in der reichen, fruchtbaren Zone liegt, und das höchst störend in unser Gebiet einspringt. Die klugen Engländer haben es immer verstanden, sich solche Pfähle in fremdem Fleisch zu sichern. Ein etwaiger Angriff der Engländer mußte also wesentlich erschwert werden, wenn er sich nicht auf Taveta, sondern nur auf Voi stützen konnte und immer erst einen wasserlosen Steppengürtel von wenigstens 100 km zu überwinden hatte. Auch von wesentlicher politischer Bedeutung ist dieser am Rande des deutschen und englischen Massaigebietes gelegene Platz, in dem die englischen Massai das Sinnbild der englischen Hoheit sehen. Nachdem England am 8. August durch seine Beschießung von Daressalam und am 13. August durch die Wegnahme des „Hermann v. Wissmann“ die Feindseligkeiten eröffnet hatte, mußten auch wir alle Bedenken gegen diesen vom Rassenstandpunkt aus höchst bedauerlichen Kampf der Weißen untereinander zurückstellen und zum Angriff vorgehen. Eine deutsche Abteilung unter der Oberleitung des bekannten Hauptmanns v. Prince und unter Führung des Hauptmanns Hering griff daher Taveta am 15. August an und stürmte es nach kurzem Widerstand. Die Engländer versuchten, mit einer berittenen Patrouille von 36 Mann am 29. August bei Engarelen, wobei gleichzeitig ein Vorstoß auf Taveta selbst unterstützend mitwirken sollte, die Besatzung von Taveta in ihre Hand zu bringen; jedoch völlig erfolglos. Oberleutnant v. Oppen schlug die Patrouille siegreich zurück; auch weitere Versuche, auf der Straße von Voi her mit Motorrädern vorzudringen, wurden anfangs September zurückgeschlagen. Dafür erfolgte aber unsererseits ein kühner Vorstoß nach der Station Tsavo der Ugandabahn unter Hauptmann Schulz. Als am gleichnamigen Fluß eine Umgehung des überlegenen Gegners drohte, zog sich sein Detachement nach $2^1/_2$ stündigem heftigen Gefecht zurück. Bei uns wurde nur ein Freiwilliger verwundet, während nach englischen Nachrichten der Kampf für die Deutschen natürlich sehr verlustreich gewesen war. Im Anschluß an dieses Gefecht ließen sich die Engländer wieder einen schweren Völkerrechtsbruch zuschulden kommen, indem sie den Stabsarzt Dr. Schumacher beim Verwundetentransport trotz Führung und Zeigens des Roten Kreuzes niederschossen. Gleichzeitig hatten weitere deutsche Abteilungen Anfang September nördlich der deutschen Station Moschi und nordöstlich von Taveta erfolgreiche Aufklärungsgefechte bei Makatabai und bei Elmabitet am Loldureishfluß zu bestehen, wobei die Engländer gegen 40 Mann verloren. Das schwerste Gefecht hatte das Detachement Schulz in der eben genannten Gegend am 26. September auszukämpfen, indem es ein englisches Lager, in dem wenigstens 3 indische Kompagnien, Somalis und Europäer lagen, überfiel und zersprengte. Durch dieses Gefecht wurde der geplante englische Angriff aufgehalten; denn im ganzen Monat Oktober wagten die Engländer keinen neuen Vorstoß auf Taveta. Dagegen versuchten sie es Anfang November. Wohl in taktischer Verbindung mit dem großen Angriff auf Tanga, setzten sie eine große Anzahl Reiter, wenigstens 350, einige indische Kompagnien, 8 Maschinengewehre und 6 Geschütze zum Angriff auf den Longido an. Der Longido ist ein felsiger, mit Dornbusch bedeckter Berg westlich des Kilimandjaro, der an sich nur großen Wildherden Standquartier bietet, und von dem aus allenfalls der Versuch gemacht werden könnte, in das deutsche Farm- und Siedelungsgebiet zwischen Kilimandjaro und Meru vorzustoßen. Irgendwelche besondere strategische Bedeutung hat er aber nicht. Trotzdem wollten ihn die Engländer haben; aber es blieb bei dem „Wollen“. Ein Detachement unter Major Kraut trat dem Feind entgegen, und nach $15^1/_2$ stündigem, schwerem Gefecht ging der Gegner fluchtartig in der Richtung nach dem Erok zurück. Inzwischen bekannt gewordene englische Briefe geben die vernichtende Niederlage zu, und am Kampfplatz wurden später auch mehrere Massengräber gefunden. Seitdem herrschte auch am Kilimandjaro ziemliche Ruhe. Erst im November fanden wieder einige Kämpfe statt; es waren jedoch immer nur Plänkeleien oder Patrouillenkämpfe ohne größere Bedeutung. Endlich im März und April scheinen sich die Engländer wieder zu einer größeren Unternehmung aufgerafft zu haben. So soll am 28. März ein Vorstoß auf Taveta gemacht worden sein. Nach dem Bericht der Engländer natürlich erfolgreich. Immerhin müssen sie den Verlust von 2 Maschinengewehren und 21 Mann an Toten und Verwundeten zugeben. Ebenso fand Mitte April am Loldureish ein kleines Vorpostengefecht statt, das für uns auch siegreich war. Die englische Patrouille wurde völlig aufgerieben, bei uns wurde ein Askari leicht verwundet. Abgesehen von diesen größeren Unternehmungen im geschlossenen Verbande, ist von uns versucht worden, wichtige Kunstbauten der strategisch sehr wertvollen Ugandabahn zu zerstören und damit den Engländern ein schnelles Hin- und Herwerfen von Truppen unmöglich zu machen. Aber erst am 20. Mai ist es nach einer englischen Meldung einer Patrouille gelungen, die Hängebrücke bei Meilenstein 218, zwischen Makindu und Simba, zu sprengen. Die ungemein großen Schwierigkeiten, diese wasserlosen und nur von nomadisierenden scheuen Jägervölkern bewohnten Gebiete unangefochten und ungesehen zu durchqueren, hat frühere Versuche scheitern lassen.



Blick auf Muansa am Südufer des Viktoriasees.



Die Boma in Bukoba am Westufer des Viktoriasees.

5. Die Kämpfe am Viktoriasee.

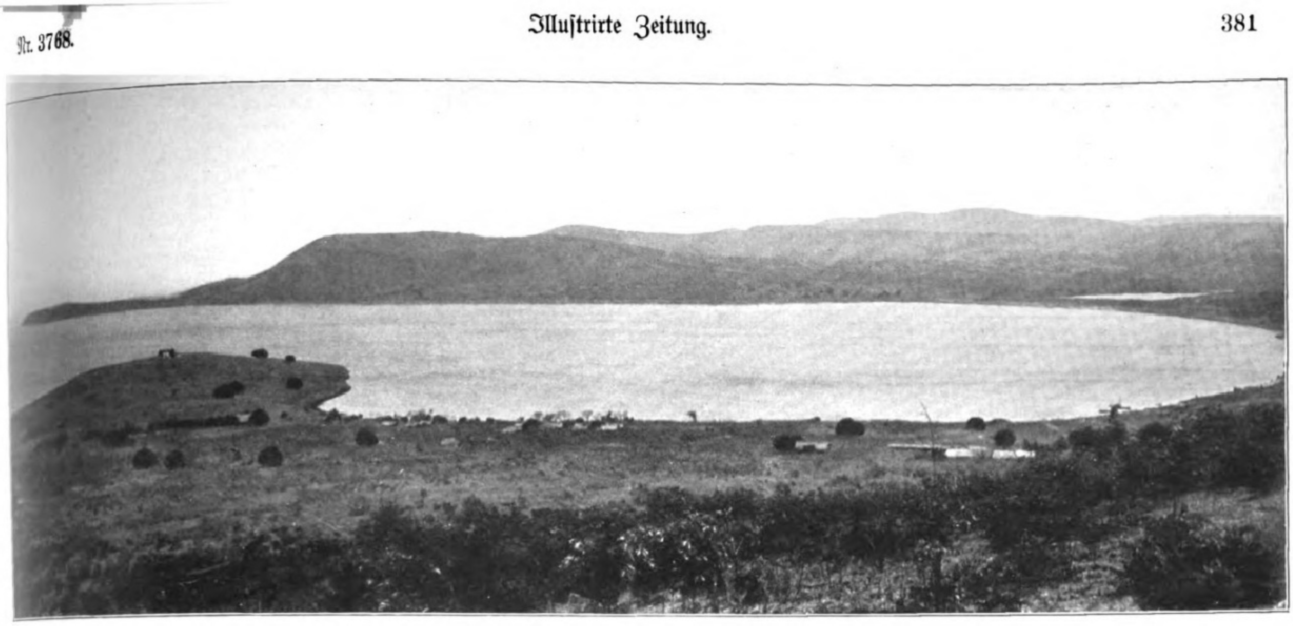
Auch am Viktoriasee setzt bereits Anfang September eine kräftige Offensive ein. Am 12. September kam das Detachement des Hauptmanns Bock v. Wülfingen bei Kissi mit einem überlegenen Gegner in ein schweres Gefecht, bei dem sich die Engländer schließlich zurückzogen, um, wie es in ihren Berichten heißt, Verstärkungen zu erwarten. Aber auch nach deren Eintreffen unternahmen sie zunächst nichts. Die englische Offensivkraft auf Schirati zu, die nördlichste deutsche Station am Ostufer des Viktoriasees, war durch dies, leider auch für uns ziemlich verlustreiche Gefecht gebrochen.

Am 15. September versuchten sie es deshalb mit einer Landung von der Seeseite aus, indem sie ihre leider auch hier vorhandene maritime Überlegenheit einsetzten. Unser kleiner, nur 34 Tonnen großer Dampfer „Muanza“ griff aber mutig und erfolgreich den englischen 600 Tonnen großen Transportdampfer „Sibyll“ an, brachte den Landungstruppen schwere Verluste bei und den Dampfer „Sibyll“ selbst durch einen wohlgezielten Treffer mit dem kleinen Schiffsgeschütz in schwere Havarie. Ohne nur einen Versuch der Landung gemacht zu haben, drehte er ab und flüchtete, so gut es noch ging. Unser Zwerg „Muanza“ konnte es nicht wagen, dem fast zwanzigmal größeren „Sibyll“ zu folgen, und so entkam er. Freilich war das Schiff verloren. Anfang November wurde es bei Mrajita gestrandet, von uns gefunden und völlig zerstört. Am 31. Oktober versuchten die Engländer nochmals, in größerer Expedition die Stadt Muanza selbst anzugreifen und im Speekegolf bei Kajanga Truppen zu landen. Der Landungsversuch wurde aber zurückgewiesen, und unser Dampfer „Muanza“ setzte seine Ausfahrt zu einem Unternehmen trotz aller Hinderungsversuche des englischen Dampfers erfolgreich fort. Seitdem haben anscheinend im Januar und im Februar und März noch einmal Grenzgefechte bei Schirati unter Oberleutnant v. Haxthausen mit dem Ergebnis stattgefunden, daß wir selbst nach den englischen Meldungen Schirati fest in der Hand behielten. Außerdem kam es nach englischen Berichten Mitte März zu einem Angriff auf die Stadt Muanza selbst sowie zu einem Kampf zwischen der „Muanza“ und englischen Schiffen. Über den Ausgang der Kämpfe drücken sich die Engländer nur ganz allgemein aus, der beste Beweis dafür, daß diese für uns erfolgreich waren.

Ebenso vergeblich sind alle Versuche gewesen, in Bukoba, am Westufer des Sees, dem Sitz der Residentur, festen Fuß zu fassen. Am 15. September besetzten die Engländer den unverteidigten Posten Kifumbiro am Kagerafluß dicht an der deutsch-englischen Grenze, und am 29. Oktober bombardierte ein englischer Dampfer Bukoba selbst, ohne aber irgendwelchen dauernden Schaden anzurichten. Die funkentelegraphische Anlage, welcher der Besuch wohl in erster Linie galt, war alsbald wieder betriebsfähig. Im November rückte Major v. Stuemer von Bukoba aus seinerseits gegen die Eindringlinge vor, warf sie über die Grenze zurück und besetzte den englischen Posten Kissiba.

Anfang Dezember versuchten die Engländer erneute Vorstöße bei Kifumbiro, aber stets vergeblich. Dann herrschte mehrere Monate Ruhe. Erst Ende Juni wollen die Engländer durch eine kombinierte Expedition von der See- und der Landseite aus bis nach Bukoba vorgedrungen sein und die drahtlose Station und den Ort selbst zerstört haben. Man wird gut tun, diese Nachricht erst zu glauben, wenn eine amtliche Bestätigung vorliegt. Auffällig ist, daß die Engländer nach einem solchen Erfolg sich alsbald wieder zurückgezogen haben, wie sie selbst zugeben, während

*) I siehe Nr. 3767.



Blick auf die Bucht von Kigoma, den Endpunkt der deutschen Tanganjika-Bahn.

es ihnen schon aus politischen Gründen sehr erwünscht sein müssen, diesen wichtigen Platz zu halten. Der deutsche Gouverneur weiß nur von einer am 26. April durchgeführten Zerstörung des englischen Postens Kasesi zu berichten, wobei dem Feind geraubtes Vieh wieder abgenommen wurde. Während wir keine Verluste hatten, hinterließ der Gegner vier Tote.

6. Die Kämpfe am Kiwu- und Tanganjikasee.

In dem Nordwestwinkel unserer Kolonie wird man es besonders bedauert haben, daß die aufrichtigen Bemühungen der belgischen und der deutschen Regierung wegen Neutralisierung des Kongobeckens keinen Erfolg hatten. Englands Wille siegte auch hier über die wahren Interessen Belgiens, und so entbrannte auch in diesem stillen Winkel der Weltkampf. Am 24. September wurde der belgische Posten Nyakalengo auf der Insel Kwidschwi im Kiwusee durch Hauptmann Wintgens erstürmt und eine große Anzahl Gewehre und Munition erbeutet; ebenso ein Stahlboot. Wenige Tage später, am 30. September, wurde die belgische Station Goma an der kongolesischen Grenze durch den genannten Offizier ebenfalls erobert. Ein armiertes Motorboot unter Oberleutnant z. S. Wunderlich hat dabei die Unternehmung vom See aus unterstützt. Am 4. Oktober griffen vier belgische Kompagnien die Abteilung des Hauptmanns Wintgens nördlich von Kissenji am Kiwusee an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Seitdem haben die Belgier am Kiwusee nichts wieder versucht. Nach einer von der feindlichen Presse kürzlich verbreiteten Nachricht soll es ihnen gelungen sein, Ende Juni Kissenji durch Überrumpelung zu nehmen. Auch hier wird eine amtliche Bestätigung dieser Nachricht abzuwarten sein. Es wäre das erstemal nicht, daß sich feindliche Meldungen nicht nur als übertrieben, sondern als völlig unwahr herausgestellt hätten.

Am Tanganjikasee mußte gewissermaßen nach zwei Fronten gekämpft werden, nach Belgisch-Kongo im Westen und nach Englisch-Rhodesia im Süden. Aber auch hier haben wir den Feinden empfindliche Verluste beigebracht. An sich hatten wir auf dem Tanganjika nur den kleinen „Hedwig v. Wissmann“, das Schwesterschiff des von den Engländern so ruhmvoll eroberten Njassa-Dampfers „Hermann v. Wissmann“. Anscheinend haben wir aber mit Hilfe der Mittellandbahn das kleine Zollboot „Kingani“ von Daressalam auf den Tanganjikasee gebracht, so daß wir auf dem Tanganjika über zwei Dampfboote verfügten und damit zur See überlegen waren. Ja, in einem Bericht des französischen Kolonialministeriums wird sogar von den „drei bewaffneten deutschen Dampfern“ gesprochen. Es ist möglich, daß der dritte Dampfer ein Motorboot ist, das von unserer Marine stammt. Mit dieser Macht wurde von uns am 23. August ein Vorstoß nach der belgischen Lukuga-Mündung gemacht, wobei ein belgischer Dampfer von der „Hedwig v. Wissmann“ erfolgreich beschossen wurde. Später soll die Lukuga-Mündung noch einmal das Ziel unserer Angriffe gewesen sein. Über das Ergebnis liegen amtliche deutsche Nachrichten noch nicht vor; die feindlichen Meldungen schweigen. Man kann also annehmen, daß auch hier unsere Truppen erfolgreich gewirkt haben. Häufigere Zusammenstöße fanden im Süden des Tanganjikasees an der rhodesischen Grenze statt. Am 15. September überschritt eine deutsche Abteilung von Bismarcksburg aus die Grenze und setzte sich vor Abercorn, dem englischen Regierungssitz, fest. Die wenigen Mann waren freilich nicht stark genug, Abercorn zu erobern, alle Ausfälle und Patrouillengefechte anläßlich dieses Zuges verliefen aber erfolgreich. Verluste hatten wir nicht zu beklagen. Damit war fürs erste wieder Ruhe. Am 20. November machten wir aber einen erneuten sehr gelungenen Vorstoß, der von unserer kleinen Flotte, der „Kingani“ und der „Hedwig v. Wissmann“, von der See aus unterstützt wurde. Ein englischer Bericht über diese Unternehmung hat unzweifelhaft einen etwas komischen Anstrich, und er gedenkt des belgischen Majors, der den Befehl über die feindlichen Truppen führte, nicht gerade mit anerkennenden Ausdrücken. „Ganz unglaublich viel, wie Sand am Meer“, so mögen dem Herrn Major seine farbigen Späher gemeldet haben, und ohne die negerhaft übertriebenen Nachrichten nachzuprüfen, gab er die phantastischsten Meldungen über die Zahl der anrückenden Deutschen an die Engländer weiter, so daß sich alle schleunigst zurückzogen und die Grenze unverteidigt ließen. In Wahrheit war es aber nur eine kleine Abteilung unter Leutnant Haßlacher gewesen, und als sich die belgische Abteilung endlich aufraffte und angriff, wurde sie bei Pampete und Kassakalawe auf rhodesischem Gebiet zurückgeschlagen. Der englische Dampfer „Cecil Rhodes“, der mit Havarie auf Strand lag, wurde bei dieser Gelegenheit völlig zersprengt. Der zweite englische Dampfer „Good News“ wurde ebenfalls zerstört, ferner ein englisches Stahlboot genommen. Der wichtigste Erfolg dieser Unternehmung war aber die Erbeutung von vielem Telegraphenmaterial, das wohl für den Weiterbau der Cecil Rhodesschen Kap-Kairo-Telegraphen-Linie bestimmt war und einen Wert von 30000 Pfd. St. darstellte. Nach Abtransport dieser Beute zog sich unsere Abteilung zurück, und seitdem herrschte an der Südspitze des Sees Ruhe. Erst am 17. März und nachher noch einmal im April sollen nach englischen Nachrichten bei Abercorn erneut Patrouillengefechte stattgefunden haben. Von einem ernsthafteren Versuch berichtet alsdann die „Times“ von Ende Juni und unterm 17. Juli. Danach soll eine starke deutsche Abteilung einen abermaligen Angriff auf Abercorn gemacht haben und natürlich zurückgeschlagen sein. Die „Times“ selbst muß aber melden, daß die Engländer schwere Verluste erlitten hätten. Also auch auf dieser Front siegreiche schneidige Angriffe!

Vergegenwärtigt man sich die Zahl der Truppen und den Mangel aller derjenigen Hilfsmittel, ohne die ein moderner Krieg kaum denkbar ist, sowie die ungeheuren Schwierigkeiten, die ein Kämpfen in einem rein tropischen Lande doppelt so groß wie Deutschand, zum Teil in schwierigstem Dornbusch und Steppengelände mit sich bringt, so muß man wahrhaft staunen über die außerordentliche Kraftentfaltung, die unsere Truppe drüben gezeigt hat. Sie hat nicht nur das Eindringen eines jeden Feindes in die Kolonie verhindert, sondern sogar noch überallhin eine kräftige Offensive getragen und den strategisch wichtigen Punkt Taveta fest in der Hand behalten. Das sind Höchstleistungen, wie wir sie auch hier tagtäglich erleben, und die uns an dem endgültigen Ergebnis nicht zweifeln lassen.

Unsere Ost-Afrikaner haben aber nicht nur der Verteidigung ihrer neuen Heimat gelebt, sondern daneben die Verwaltung und friedliche Entwicklung ruhig fortgeführt. Bereits am 8. Otober konnte der Gouverneur melden: „Eingeborenenbevölkerung überall ruhig; Steuern zum Teil schon eingegangen. Trotz Einziehung wehrfähiger Europäer wird auf einem großen Teil der Pflanzungen noch weiter gearbeitet. Regenverhältnisse günstig. Post hat Vorzügliches geleistet. Auch Eisenbahnbetrieb hat sich den großen Anforderungen gewachsen gezeigt.“

Damit im Einklang steht eine spätere amtliche Bekanntgabe über die allgemeine Lage in der Kolonie um Mitte März d. J., die im Auszug folgendermaßen lautet: „Unsere Truppen haben sich durchweg hervorragend bewährt. Der Gesundheitszustand war im allgemeinen günstig. Die Ruhe der Eingeborenen ist — abgesehen von ein paar üblichen Viehräubereien von Warundi, die zur Rechenschaft gezogen wurden — nicht gestört worden. Die Stimmung der mohammedanischen Bevölkerung ist enthusiastisch für den deutschen Sieg, für den in den Moscheen gebetet wird. Das Angebot von Rekruten aus allen Teilen der Kolonie war größer als eingestellt werden konnten. Die Kopfsteuern sind im ganzen Schutzgebiet glatt eingegangen und bleiben hinter dem Erträgnis des Vorjahres nur unwesentlich zurück.“

Mit einigen Einschränkungen ist auch das wirtschaftliche Leben ruhig weitergegangen, und selbst die großen, im Entstehen begriffenen Kulturarbeiten brauchten nicht zu ruhen. Von der neuen Ruanda-Bahn waren bereits bis Ende September 125 km fertiggestellt, und im Februar lief in Kigoma, dem Endpunkt der Mittellandbahn, der neue 600 Tonnen große Dampfer „Graf Götzen“ vom Stapel. Durch alle diese Ereignisse wird die Richtigkeit unserer Kolonialpolitik deutlicher bewiesen, als es alle theoretischen Erörterungen können. Die Engländer dagegen haben, wie bereits oben erwähnt war, in Britisch-Njassa-Land einen Aufruhr gehabt, und alsbald nach Ausbruch der Feindseligkeiten sollen auch in Mombassa Meutereien farbiger Suaheli-Soldaten vorgekommen sein. Ebenso haben im Kongo und im nördlichen Teil von Portugiesisch-Ostafrika Unruhen stattgefunden, die unseren Gegnern schwer zu schaffen gemacht haben.



Der Gouvernementsdampfer „Hermann v. Wissmann“ im Hafen von Langenburg am Njassa-See. (Der kleine Dampfer wurde von den Engländern „erobert“ und zerstört.)

Vielfach hat man sich hier Sorge gemacht, es möchte den Unsrigen im Schutzgebiet bald an Lebensmitteln fehlen. Derartige trübe Gedanken sind aber gänzlich unbegründet; ja, vielleicht auf keinem Gebiet wird der Krieg drüben so umwälzend und schöpferisch gewirkt haben wie auf dem der Hauswirtschaft. Ein stellenweise so reiches und für Gemüseanbau und Kulturen aller Art durchaus geeignetes Land wie unser Schutzgebiet mit seinen riesigen Beständen an Groß- und Kleinvieh und zahlreichen Wildherden bietet zu einer solchen schöpferischen Arbeit die beste Grundlage. Unsere deutschen Hausfrauen werden manches neue Gericht auf den Tisch gebracht haben, das ganz afrikanisch ist, durch deutsche Kochkunst aber auch für den europäischen Gaumen Existenzberechtigung erlangt hat. Charakteristisch für eine solche Tätigkeit sind die Anzeigen in den Dezembernummern der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung“ von 1914, in denen diesmal für den Weihnachtstisch nicht Nürnberger Lebkuchen, Sächsische Stollen usw., sondern „feinste kandierte Erdnüsse, Kokosnußmakronen und Bananentörtchen, alles bestes hiesiges Fabrikat“, empfohlen wurden. Da auch die Daressalamer Brauerei bis weit hinein in das neue Jahr voll im Betrieb gewesen ist, wird es den Unseren schon gelungen sein, sich das Leben mit den Produkten des Landes ganz angenehm zu gestalten. Wir haben uns ja auch etwas nach der Decke strecken müssen.

Bei dieser Kraftentfaltung nach allen Seiten und auf allen Gebieten verstehen wir die zuversichtliche Stimmung unserer Ostafrikaner, die in Privatnachrichten immer wieder zum Ausdruck kommt, und glauben wie sie: Ostafrika hält durch, und wenn der Krieg noch so lange dauert. Die Engländer selbst scheinen ihre Ohnmacht einzusehen, denn nichts Wesentliches wissen sie aus den letzten Monaten zu berichten; und selbst ihre Plänemacher, die in den Zeitungen mit ihren guten Ratschlägen nicht zurückhielten, sind seit langem recht stumm geworden: der beste Beweis, daß wir uns um unsere größte und schönste Kolonie nicht zu bangen brauchen.



Eine Lazarettgeschichte.

Von Ilse Heye.

In den ersten Novembertagen ist das gewesen. Hinter dem grauen Häusermeer war die Sonne schon zur Ruhe gegangen. Klar und kalt glänzten die ersten Sterne herab auf das rauschende Berlin.

Wir hatten im Lazarett alle Hände voll zu tun, denn am Tage zuvor war ein neuer Transport von Osten gekommen. Auf unserer Station war's stiller als in den anderen, denn bei uns lagen die Schwerverwundeten. In meinem Saal allein achtzehn Mann. — Die Fenster gingen nach dem Garten hinaus.

Der Wind zerrte an den kahlen Bäumen, und die Scheiben klirrten leise. Weit aus der Ferne klang halbverweht ein heller Ton von einer Knabenstimme: „Lieb Vaterland magst ruhig sein — lieb Vaterland — magst ruhig — sein." In der vordersten Reihe drehte einer stöhnend den Kopf zur Seite, und der blasse kleine Kriegsfreiwillige lächelte mit geschlossenen Augen und bewegte wie im Schlaf die fiebertrockenen Lippen. Leise ging ich von Bett zu Bett. Manch einem legte ich auf die heiße Stirn meine kühlen Hände. — Die dankbaren Blicke waren mein schönster Lohn. Sie hatten mich alle lieb, sie sahen mich an wie eine Heilige. Ich schrieb ihnen die Briefe an ihre Frauen und Bräute, ich plauderte mit ihnen von ihren Kindern. Und sie schlossen mir alle ihr Herz auf, die armen tapferen Jungen, diese Männer, die das Leben hart gemacht hatte wie Stahl, die Gut und Blut für Deutschlands Ehre in die Schanze schlugen und — nun — so hilflos waren wie Kinder.

Ich sah die Fieberkurven nach und stellte Tee und Zitronenwasser an die Betten. Links in der Ecke lag Karl Schulze, seines Zeichens Fabrikarbeiter. Ein gutherziger Kerl mit offenen blauen Augen und dunklem wirren Haar. Armer Junge, wie hatten dich die Hunde zugerichtet! — Seit gestern lag das verschossene Bein im Streckverband, den rechten Arm trug er in Gips. Das war der älteste von der Stube, stand eigentlich in keinem Militärverhältnis mehr.

„Schwester Ilse", da war ich schon, streichelte über die borstigen Haare. — Mitunter verzerrte sich sein großes derbes Gesicht, und die Zähne gruben sich in die Unterlippe. Aber er sagte kein Wort. — Ich legte die schweren Sandsäcke hoch, damit der Schmerz, der durch den Gegenzug des Streckverbandes hervorgerufen wird, etwas nachlasse. Ein erlöstes Lächeln ging über seine Züge. Mit der Linken griff er nach meiner Hand. Da setzte ich mich an sein Bett, und wir sprachen im Flüsterton, um die anderen nicht zu stören. Er erzählte mir alles: wieviel er sonst verdient hatte, und was für ein schmuckes, fleißiges Mädel seine Frau gewesen sei, und wie sie für seinen Jungen alle Sachen selber nähte, und wie stolz er auf seinen Jungen war — „det jlauben Se mir nur, früher bin ick keen Patriot jewesen, na, und nu bin ick doch jekommen, ohne daß mir eener jerufen hat". Ich mußte lächeln über dieses scheulose Bekenntnis. „Na, Schulze, Sie sind auch ein ganzer Kerl," sagte ich — „wenn wir solche nicht hätten wie Sie, dann könnten wir uns alle begraben lassen, und unser schönes Deutschland hätten wir gesehen. Aufgeteilt würde es unter all die Bestien, und das wollen wir doch nicht, was?"

„Nee, det nich," sagte Schulze grimmig, „soll uns mal eener zu nahe kommen, lassen Se mir mal erst jesund sind — ick muß noch mal hin zu die Kerle, na und denn aber — — —"

Schulze machte eine drohende Bewegung mit der linken Faust — —

Sonst war es ganz still in dem großen Zimmer, und draußen lag über den Häusern und Kirchen sternenhell die schweigende, rätseltiefe Nacht.

Kurt Keller, mit dem breiten Sachsendialekt, stöhnte leise vor sich hin. Das Kissen war verrutscht, das ich mit vieler Mühe gekapert und ihm unter die wunde Schulter geschoben hatte. — Schwester Marias brauner Kopf schob sich vorsichtig durch den Türspalt: „Schwester, der Chefarzt will Sie sprechen." — „Ich komme gleich." Noch einmal ging ich durch den Saal — sah noch, wie Schulze mit einer unglaublich geschickten Armdrehung das Bild seines Jungen vom Nachttisch angelte. Der kleine Kriegsfreiwillige schlief. Hindenburgs Bild hing am Kleiderhaken über seinem Bett. — Er war siebzehn Jahre. Und in seinen Fieberphantasien faselte er immer nur von Hindenburg, und daß er sich auch das Kreuz Erster holen wollte. Das schwarzweiße Band hatte ich ihm sogar ans Nachthemd nähen müssen. — Ich schaltete die großen Lampen aus. Nun brannte nur ein kleines Nachtlämpchen auf dem großen Tisch unterm Fenster, wo in buntem Durcheinander Medizinflaschen und weiße Schalen mit Verbandmull standen. Der Mond blinzelte durch die grauen Leinenvorhänge, und draußen ging der Wind, der kalte Novemberwind. —

Ich ging in das Zimmer des Chefarztes hinüber. Ob ich die Nachtwache bei Karsten übernehmen könne, Schwester Gisela sei krank geworden, die jungen Schwestern seien schon nach Haus gegangen. „Die jungen Schwestern", wie das klang, und ich war doch der Jüngsten eine. Aber gerne wollte ich's übernehmen. Der Chefarzt klopfte mir auf die Schulter: „Das ist recht — ich danke Ihnen — und — wenn etwas passieren sollte — sofort den wachthabenden Arzt rufen." —

So ging ich denn an mein Werk. Immer stiller wurde es in den weiten Gängen. Ich hatte mich eine Stunde geruht. Wie war das doch? „Die Leistungsfähigkeit des Menschen kann durch die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, bis ins Fabelhafte wachsen", das sagte mir einst vor Jahren ein junger Freund, nun liegt er unter Frankreichs grünem Rasen. Und das war doch das Größte, was du getan hast, daß du dein Leben gabst für unser heimatlich Land. — Und nun saß ich in dem kleinen isolierten Raum mit den weißgetünchten Wänden, an Karstens Bett. Wir hatten ihn erst vier Tage im Lazarett. Keiner wußte, wer er war, keiner, woher er kam. Die Erkennungsmarke war wohl bei der Verwundung abgerissen — der Name hatte sich durch eine Zufälligkeit verraten. Er war in ein Taschentuch gestickt, das ich in der zerrissenen Uniform fand. Er hatte einen schweren Gehirnschuß, war gelähmt und hatte die Sprache verloren. Die Operation war erfolglos gewesen: Karsten mußte sterben. Das wußte ich. Ob aber heut noch, morgen — oder übermorgen, das wußte ich nicht — oft denke ich an diese Nacht zurück. Dann sehe ich den Mond durch das hohe Fenster grüßen und mit dem blassen, geisterhaften Licht durch den engen Raum, über die weiße Bettdecke nach Karstens jungem Gesicht tasten. Ich höre den Wind durch die Bäume rauschen. — Niemals werde ich diese Nacht vergessen.

Totenstill war's, und Karsten rührte sich nicht. Zuweilen faßte ich nach seiner Hand — der Puls ging schleichend. Ich sah in das vom Vollmond hell beleuchtete Gesicht mit der schneeweißen Stirnbinde, unter der sich lichtblonde Haare hervorstahlen. Die steinerne Ruhe übte einen seltsamen Zauber auf mich aus. — Karsten hatte ein schönes, edelgeformtes Antlitz; und ich schloß die Augen, meine aufgeregte Phantasie gaukelte mir sonderbare Dinge vor. Das enge Zimmer mit den weißgetünchten Wänden war eines Schlosses prunkende Halle, und ich hielt bei einem todkranken König die Wacht. Und dieser König, der die Sprache verloren hatte, wollte mir seines Herzens dunkles Geheimnis beichten, und — konnte es nicht — das war die Qual der todgeweihten Stunden. — Krampfhaft riß ich die Augen auf — Karsten lag still — die Augen geschlossen, und der Puls ging langsam — ganz langsam. Der Mond war weiter gerückt — draußen schlug die Turmuhr. — Das Gesicht des Kranken lag im Schatten. Das silberne Licht lag wie ein leuchtendes Ehrenband über der eingefallenen Brust. — Ich lehnte mich in meinen Sessel zurück und legte die Hände vors Gesicht. Wer magst du sein, du fremder Mann, von dem ich nichts kenne wie deinen Namen, wer mag um dich weinen, wenn der Engel des Herrn dich zu sich ruft? Und meine Gedanken gingen über die dunkle nächtige Erde wie irrende Kinder, die von der Mutter Hand sich losgerissen haben und nun den Weg nicht heimfinden zu der gütigen Hüterin. Ich dachte und dachte — was dachte ich nicht in jener Nacht! Und meine Gedanken schluchzten und klagten, sie jauchzten und sannen, sie schlugen über meinem Haupt zusammen wie der Gischt der donnernden Meeresbrandung über dem Felsgestein, das aus grundloser Tiefe aufragt. — Dann sah ich hinaus in die Novembernacht, und mir war, als müßten die Sterne heruntersinken, weil sie in ihrem Schoß die dräuende Schicksalsschwere des kommenden Tages bargen. Aber sie sahen mich an: feindlich und kalt — unsagbar fern. — Ich strich mir das Haar aus der Stirn und gab mir einen Ruck. Wie unheimlich still es doch war — und Karsten rührte sich nicht. Ich neigte mich über ihn und sah ihm ins Gesicht, da schlug er die Augen auf. Ein leises Zucken ging durch den Körper, der Atem ging leise röchelnd, mit der Anspannung aller Kraft richtete er sich ein wenig in die Höhe. Ich half ihm. Müde lehnte sein Haupt auf meinem Arm. „Karsten, kennen Sie mich noch?" fragte ich leise, aber mich schauerte, wie meiner Stimme Laut die Stille unterbrach.

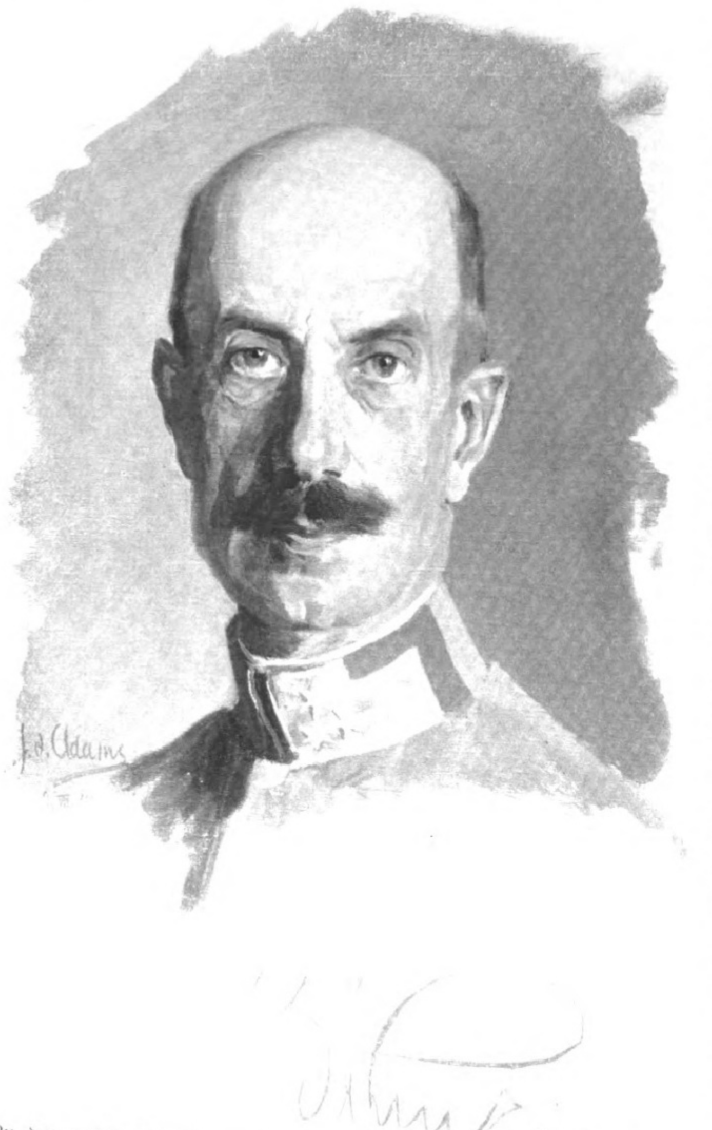
Karsten sah mich an — das Mondlicht glänzte in seinen Augen — Karsten sah mich an, und seine Augen redeten eine Sprache, die ich nicht verstand.

Ein Zittern ging durch meine Seele, und das große Mitleid, das uns der Heiland gepredigt, erfüllte meine müden Augen. Ich streichelte mit der freien Hand leise und zärtlich die schmalen Schläfen und das blonde Haar, das unter der Binde hervorquoll. Karsten lehnte sich zurück, und ein kindlicher Ausdruck kam in die ernsten Züge. Seine Hände griffen nach meinem Haar, ein stammelnder Laut kam von den jungen fahlen Lippen: „Mutter" — es war kaum zu verstehen. Da kam es seltsam über mich. Ich war dem Manne zur Mutter geworden in seiner letzten Not. Ich weiß, ich habe es wie im Traum gesagt, das Wort, das ihm den tiefen Frieden gab: „Mein armer lieber Junge." —

Da lächelte Karsten, weltfern und sonderbar, als sähe er des Himmels [illegible] leuchtend offenstehn.

Er hat die Augen niemals wieder dem Weltenlicht geöffnet. [illegible] dem Bett des Toten und weinte, als hätte man mir [illegible] Dann bin ich hinausgegangen, den Arzt zu rufen, [illegible] konnte.

Oft aber in den Nächten sehe ich [illegible] junge Gesicht, und das Erlöstsein von [illegible] nennt, will mich etwas Heilig-Schönes [illegible] zu zagen braucht.



Zu der großen Offensive der österreichisch-ungarischen Armee in Ostgalizien: General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli, der Eroberer Lembergs. Nach einem Gemälde von J. Q. Adams, Wien.



Das vielgenannte Plateau von Doberdó, das von den österreichisch-ungarischen Truppen heldenmütig verteidigt wird.

Kriegschronik.

23. August 1915.

Heute früh erschien eine feindliche Flotte von etwa 40 Schiffen vor Zeebrügge, die, nachdem sie von unserer Küstenartillerie beschossen wurde, wieder abdampfte.

In den Vogesen sind nördlich von Münster neue Kämpfe im Gange. Starke französische Angriffe führten teilweise bis in unsere Stellungen. Gegenangriffe warfen den Feind am Lingekopf wieder zurück. Am Schratzmännle und Barrenkopf dauerten heftige Nahkämpfe um einzelne Grabenstücke die ganze Nacht an.

Am Bobr besetzten wir die von den Russen geräumte Festung Ossowiec. Nördlich und südlich von Tykocin fanden erfolgreiche Gefechte statt. Tykocin wurde genommen. Nördlich von Bielsk mißlangen verzweifelte russische Gegenstöße unter sehr erheblichen Verlusten für den Gegner. Unter hartnäckigen Kämpfen wurde die Linie Kleszczele-Razna überschritten. Der Übergang über den Pulwa-Abschnitt ist auf der Front zwischen Razna und der Mündung nach heftigem Widerstand erzwungen. Besonders heiß kämpften siebenbürgische Regimenter bei den nördlich Riasno gelegenen Dörfern Gola und Suchodol. Östlich Wlodawa drangen deutsche Truppen über die Seenzone hinaus.



Eine Schmiede am Plöckenpaß.

Auch gestern schlugen österreichisch-ungarische Truppen mehrere Angriffe der Italiener gegen die Hochfläche von Doberdó ab. Am Brückenkopf Tolmein griff die feindliche Infanterie bis in die Nacht hinein wiederholt vergeblich an.

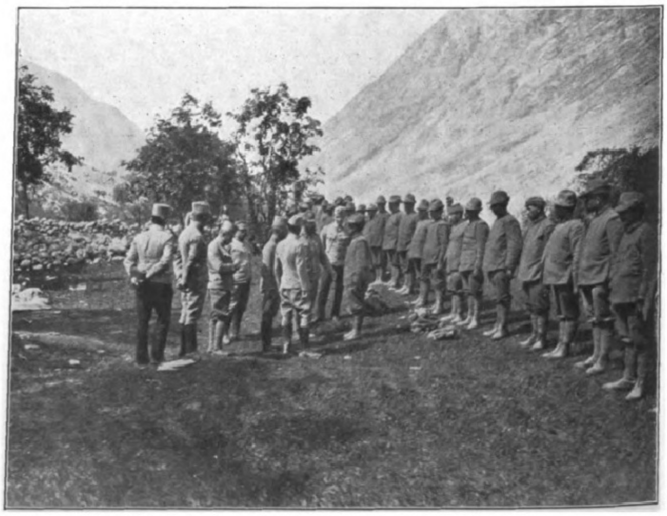
Am 16. August hat ein deutsches Unterseeboot am Eingang des Finnischen Meerbusens ein russisches Hilfsschiff durch einen Torpedoschuß versenkt. Vor Zeebrügge ist in der Nacht vom 22. zum 23. August ein deutsches Vorpostenboot durch zwei feindliche Zerstörer angegriffen und nach tapferer Gegenwehr zum Sinken gebracht worden. Ein Teil der Besatzung konnte gerettet werden.

24. August 1915.

Während ihres gestrigen Besuches vor Zeebrügge gab die englische Flotte etwa 60 bis 70 Schuß auf unsere Küstenbefestigungen ab. Wir hatten durch diese Beschießuug den Verlust von 1 Toten und 6 Verwundeten zu beklagen. Sachschaden ist nicht angerichtet. In den Vogesen griffen die Franzosen abermals unsere Stellungen am Barrenkopf und nördlich davon an. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, eingedrungene schwache Teile des Feindes aus unseren Stellungen geworfen.



An der Kärntner Grenze in 2200 m Höhe im Kampfe gefangengenommene Alpini.



Verhör gefangener Italiener durch österreichisch-ungarische Offiziere.

Der Krieg mit Italien.



Aus den Tagen der großen Karpathenkämpfe: Das 6. Honvedregiment auf dem Marsche nach der Uzsoker-Paßhöhe.

Nach einer Zeichnung des bei der österreichisch-ungarischen Armee mitkämpfenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Victor Schramm.

Karl Hans Strobl,

der Verfasser unseres neuen Romans „Weltwende“.

Mit dem in der nächsten Nummer beginnenden neuen Roman bieten wir unseren Lesern das Werk eines in reichem Schaffen stehenden Mannes, der gegenwärtig zu den begabtesten Dichtern Deutsch-Österreichs zu zählen ist und sich durch eine große Anzahl weitverbreiteter Bücher einen klangvollen Namen erworben hat. Strobl wurde 1877 in der alten Stadt Iglau geboren, die an der Grenze zwischen Böhmen und Mähren in einer deutschen Sprachinsel liegt, die ohne Zusammenhang mit dem geschlossenen Sprachgebiet ist. Zu den bestimmenden Eindrücken seiner Jugend- und seiner Studentenjahre gehörten somit vor allem die Vorgänge auf diesem Kampfgebiet zweier Nationen, die nationale Bedrängnis der Deutschen und die dortigen eigentümlichen Formen des gesellschaftlichen und politischen Lebens. Diese Erscheinungen waren ihm wichtiger als eigentliche kulturelle und soziale Fragen, und ein lebendiges Gefühl für die bedrohte Scholle ließ ihn alle Phrasen des Internationalismus als etwas ganz Unwesentliches empfinden. Seine ersten großen literarischen Einflüsse empfing Strobl von Heinrich Heine und E. Th. A. Hoffmann, die er in der kleinen Bücherei seiner Eltern fand. Die Neigung zur Phantastik Hoffmanns wurde durch die Romantik seiner alten Vaterstadt genährt, einer alten Bergwerksstadt, die von einem ganzen Labyrinth von Kellern und Stollen unterwühlt ist, und in deren Umgebung sich noch viele verschüttete Schachtöffnungen finden. In Prag, wo Strobl 1894 bis 1898 die Rechte studierte, fand er sowohl die nationalen als auch die romantischen Motive wieder. Sie bilden die Grundelemente seines ersten 1902 erschienenen Prager Studentenromans „Die Vaclavbude“, der als ein lebendiges österreichisches Kulturbild aus dem Nationalitätenkampfe des Jahres 1897 bezeichnet werden muß. Auch in den beiden Romanen „Der Fenriswolf“ (1903) und „Die gefährlichen Strahlen“ (1906) gewann der Dichter aus dem politischen Ringen Österreichs den Hintergrund für zwei ausgezeichnete Bücher, während die Romane „Der Schipkapaß“ (1908) und „Das Wirtshaus zum König Przemysl“ (1913), die sich an die „Vaclavbude“ anschließen, wiederum in Prag spielen und ebenfalls als treffliche Studentenromane angesprochen werden müssen, die sich durch ihre Sprache und durch eine fast dramatisch bewegte Handlung und scharf herausgearbeitete Charaktere auszeichnen.



Karl Hans Strobl.

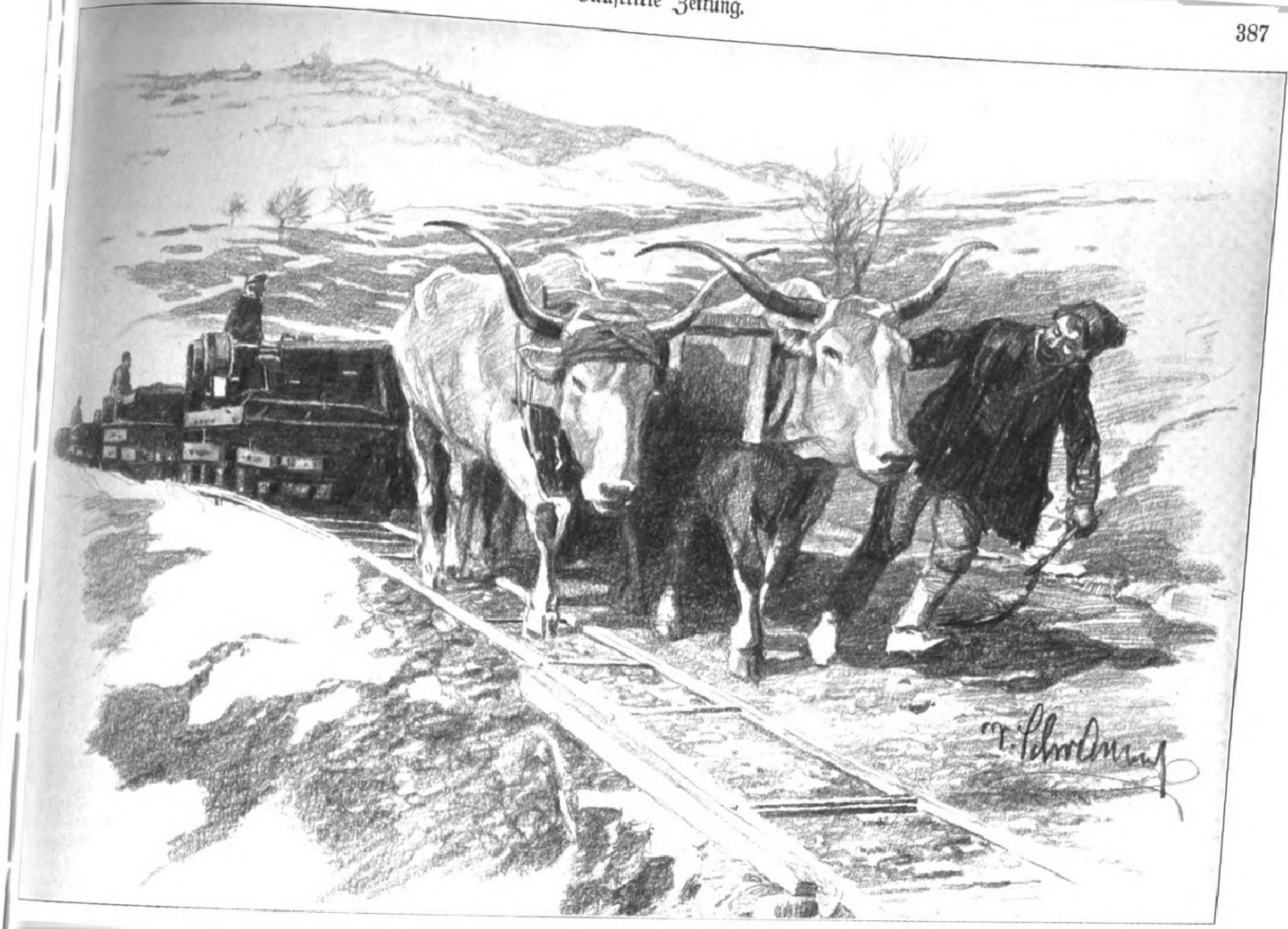
Um auf den äußeren Lebensgang des Dichters zurückzukommen, sei erwähnt, daß er von 1898 bis 1913 Staatsbeamter im Finanzdienst, zuerst in Iglau, später in Brünn war, wo durch Freunde seine literarische Entwicklung weiter gefördert wurde. In Brünn übte er auch eine mehr als zehnjährige Tätigkeit als Schauspielkritiker aus. Im Jahre 1913 verließ er den Staatsdienst und ging nach Leipzig, wohin er zur Leitung der Zeitschrift „Der Turmhahn“ berufen war. Der Ausbruch des Krieges machte dem Aufblühen der Zeitschrift ein Ende, und er machte sie selbst auch überflüssig, denn er brachte mit einem Schlage das, wofür sie zu kämpfen begonnen hatte, d. h. für größeres Selbstbewußtsein in den kulturellen Fragen, Bekämpfung lächerlicher Ausländerei, Betonung nationaler Eigenart.

Schließlich möchten wir noch eine Anzahl weiterer Werke Strobls hervorheben und dabei darauf hinweisen, daß es wirklich schwer ist, bei ihm die Zugehörigkeit zu irgendeiner literarischen Gruppe oder Richtung festzustellen. Strobls literarische Tätigkeit ist außerordentlich reichhaltig und vielseitig. In das Gebiet des Phantastisch-Romantischen gehören die Romane „Eleagabal Kuperus“ (1910), die Novellen „Bedenksame Historien“ (1907) und die „Eingebungen des Arphaxat“ (1904). In diesen Büchern entdeckt man auch schon den Humoristen Strobl, der dann ganz vorwiegend in dem 1912 erschienenen Roman „Die Streiche der schlimmen Paulette“ und in dem Roman „Die vier Ehen des Mathias Merenus“ (1913) hervortritt. Aus dem übrigen Schaffen sei als neuestes Werk schließlich noch hervorgehoben der kraftvolle, fesselnde Bismarck-Roman Strobls, von dem der erste Teil, „Der wilde Bismarck“, der schon vor Beginn des Krieges vollendet war, vor kurzem erschienen ist. Strobls Bismarck-Roman enthält in der Gestalt dieses größten Deutschen all das, was wir als Wegziel unserer Kraft und unseres Sieges erkannt haben.

Seit April 1915 ist der Dichter als Kriegsberichterstatter tätig, und zwar zuerst auf dem galizischen, bzw. südöstlichen Kriegsschauplatz.

Mit dem neuesten Roman Strobls, „Weltwende“, der für die nächsten Wochen den belletristischen Teil der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ bilden wird, glauben wir unseren Lesern eine ganz hervorragende literarische Kost zu bieten. Denn dieses Werk ist kein Unterhaltungsroman im üblichen Sinne, sondern eine aus dem brausenden Leben unserer Tage heraus geschaffene Erzählung und erfordert darum das volle Interesse und die warme, gefühlsstarke Anteilnahme eines jeden. „Weltwende“ lautet die Überschrift des Romans. Die Weltwende, das gewaltige Schauspiel, das vor unseren Augen sich abspielt, und dessen mithandelnde und mitleidende Personen wir alle sind, bildet das Thema. „Der Roman eines Volkes“ lautet der Untertitel und umschreibt enger die Absicht und den Plan des Werkes, das gigantische Ringen des deutschen Volkes um seinen nationalen Fortbestand und um seine weltgeschichtliche Zukunft vorzuführen. Das deutsche Volk ist der eigentliche Held des Romans, nicht eine einzelne, besonders markante Gestalt, die sich etwa heraushebt, und um die sich alle Fäden der Handlung spinnen. Und diese vorbedachte Anlage des Ganzen hat zur Folge, daß uns in der „Weltwende“ eine Reihe von Gestalten begegnet, in denen sich die mannigfaltigen Ausstrahlungen des deutschen (und deutsch-österreichischen) Wesens widerspiegeln, daß aber keine einzige Figur stärker in den Vordergrund gerückt wird oder gar den Roman hindurch eine Vorzugsbehandlung erfährt. Aus dieser Anlage des Ganzen erklärt sich weiter auch die neuartige Technik des Autors, zu der er greifen mußte, um diesen Riesenstoff künstlerisch bewältigen zu können. Man wird diese Technik am zutreffendsten als „Filmtechnik“ bezeichnen. Denn wie auf der weißen Fläche der Lichtspielbühne die Filmbilder, so rollt sich vor den Augen des Lesers der „Weltwende“ noch einmal das ungeheure Geschehen der jüngsten Vergangenheit ab, nur daß ein Dichter diesmal die „Fülle der Gesichte“ meistert. Und so erleben wir denn noch einmal, von Dichtermund gedeutet, all das, was uns in den letzten zwei Jahren aufs tiefste bewegte und erregte: die zu symbolischer Bedeutung gelangte Einweihung des Völkerschlachtdenkmals, die Eröffnung der die Möglichkeit gemeinsamer internationaler Kulturarbeit bezeugenden Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig, die den Weltbrand entfachende, den ganzen Erdball durchschauernde Mordtat in Serajewo, den vaterländischen Begeisterungssturm bei Ausbruch des Krieges und dann den Krieg selber mit all seinen erhabenen und grauenvollen Begleiterscheinungen. Mit bewunderungswürdiger Kunst hat Strobl es auch verstanden, in seinen Roman die Behandlung der brennendsten zeitgeschichtlichen Fragen und Probleme zu verweben und durch die Schöpfung charakteristischer Gestalten und die Schilderung packender Situationen deutlich zu machen. So werden unter anderm die Nationalitätenfrage in Böhmen, das elsässische Problem, die soziale Frage in einer stets eigenartigen Weise nicht etwa nur erörtert, sondern an den Erlebnissen einzelner Personen zur handgreiflichen Darstellung gebracht. Und zu den höchsten Höhen erhebt sich der dichterische Flug in jenen Teilen des Romans, in denen der Verfasser uns in hinreißenden Visionen in die asiatischen Steppen oder in das bosnisch-serbische Grenzgebirge oder in das Londoner Auswärtige Amt führt und in mystischer Form die dunkle Nornenfrage beantwortet: „Weißt du, wie das ward?“

Wir müssen es uns versagen, eine Inhaltsangabe des Romans zu liefern, um unsere Leser nicht um den feinsten Genuß der Lektüre, den Spannungsreiz, zu bringen. Aber wir glauben versichern zu dürfen, daß der Roman „Weltwende“ jeden fesseln wird, der ihn liest, und daß er den Leser nicht wieder losläßt, als bis er das letzte Kapitel kennt, den wuchtigen Schluß und die monumentale Krönung des Ganzen: die Schilderung von Hindenburgs leuchtendem Sieg bei Tannenberg.



Aus den Tagen der großen Karpathenkämpfe: Eine Feldbahn mit Ochsenbetrieb.

Nach einer Zeichnung des bei der österreichisch-ungarischen Armee mitkämpfenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Victor Schramm.





Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarische Nachtpatrouille bei der Beobachtung eines feindlichen Lagers.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Paul Leuteritz.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die dritte Kriegsanleihe! Die dritte Kriegsanleihe, deren Bedingungen auf Seite 388 der vorliegenden Nummer des [illegible] bekanntgegeben werden, unterscheidet sich von der ersten und zweiten Kriegsanleihe wesentlich dadurch, daß keine Schatzanweisungen, sondern nur Reichsanleihe ausgegeben wird. Diese ist seitens des Reichs wieder bis 1924 unkündbar, zu 5% verzinslich und wird zum Kurse von 99, für Schuldbucheintragungen zu 98,80 aufgelegt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1916. Fünf Prozent Stückzinsen bis dahin werden bei der Zahlung zu Gunsten des Zeichners verrechnet. Die Zinsscheine sind am 1. April und 1. Oktober jeden Jahres, der erste Zinsschein am 1. Oktober 1916 fällig. Auch diese Anleihe wird ohne Begrenzung ausgegeben, und es können daher alle Zeichner auf volle Zuteilung der gezeichneten Beträge rechnen. Die Zeichnungsfrist beginnt am 4. und endet am 22. September. Die Zeichnungen können wieder bei allen den Zeichnungs- und Vermittlungsstellen angebracht werden, die bei der zweiten Kriegsanleihe tätig waren (Reichsbank und alle ihre Zweiganstalten, sämtliche deutsche Banken und Bankiers, öffentliche Sparkassen und ihre Verbände, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften). Die Post nimmt diesmal Zeichnungen nicht nur an den kleinen Orten, sondern überall am Schalter entgegen. Zahlungen können vom 30. September an jederzeit geleistet werden. Es müssen aber gezahlt werden: 30% am 18. Oktober, 20% am 24. November, 25% am 22. Dezember 1915 und die letzten 25% am 22. Januar 1916. Die Bestimmung, wonach die Zeichnungen von M 1000,— und darunter bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt werden müssen, ist weggefallen; auch den kleinen Zeichnern sind diesmal Teilzahlungen in runden, durch 100 teilbaren Beträgen gestattet; die Zahlung braucht erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig werdenden Teilbeträge wenigstens M 100,— beträgt. Auf die Zeichnungen bei der Post ist zum 18. Oktober Vollzahlung zu leisten. Die im Umlauf befindlichen unverzinslichen Schatzanweisungen des Reichs werden unter entsprechender Diskontverrechnung in Zahlung genommen. Um den bei allen Vermittlungsstellen gleichzeitig hervorgetretenen Klagen über die langsame Lieferung der Stücke bei der zweiten Kriegsanleihe zu begegnen, werden diesmal wieder Zwischenscheine, aber nur zu den Stücken von M 1000,— und mehr nur auf Antrag ausgegeben. Auch für die kleinen Stücke Zwischenscheine auszugeben, ist nicht möglich, da die dadurch entstehende Arbeit nicht bewältigt werden könnte. Die kleinen Stücke werden aber zuerst gedruckt werden und voraussichtlich im Januar zur Ausgabe gelangen.

Internationale Hilfstätigkeit in Bern. Von der Vermittlungs- und Liebestätigkeit, welche die Schweiz zurzeit ausübt, entfällt ein bedeutender Teil auf die Bundeshauptstadt Bern. Hier konzentriert sich zunächst die Tätigkeit der schweizerischen Oberpostdirektion, die bekanntlich die unentgeltliche Vermittlung des Brief- und Geldverkehrs zwischen den Kriegsgefangenen und Internierten und ihren Angehörigen besorgt. Mit dieser Besorgung sind Hunderte von Angestellten beschäftigt. Dieselbe Behörde hat dem Schweizerischen Roten Kreuz einen großen Saal eingeräumt, in welchem auch von diesem Briefe und Geldsendungen weiter befördert werden. Am Hauptsitz des Roten Kreuzes, in Genf, wo man sich hauptsächlich mit der Ermittlung vermißter Krieger und Zivilpersonen befaßt, läßt sich diese Briefbeförderung nicht mehr vollkommen bewältigen. In Bern besteht ferner ein vielbeschäftigtes Zweigbüro des Roten Kreuzes unter der Leitung des schweizerischen Militärarztes Dr. Bohny. Für die bedürftigen Kriegsgefangenen in Deutschland und Frankreich hat sich ein bernisches Hilfskomitee gebildet, das an verschiedenen Stellen der Stadt größere Räumlichkeiten inne hat, die ihm bereitwillig zur Verfügung gestellt worden sind. Eine besondere Sektion dieses Komitees befaßt sich mit der Not der belgischen Flüchtlinge in der Schweiz. Mit den notleidenden Familien der nach Deutschland einberufenen Wehrmänner befaßt sich der Deutsche Hilfsverein in Bern.

Eine neue deutsche Fein-Seife an Stelle der französischen zu schaffen, hat sich die Firma Gustav Lohse, Königlicher Hoflieferant, Teltow-Berlin, zur Aufgabe gestellt; sie hat diese Aufgabe in vortrefflichster Weise gelöst. In vornehmkünstlerischer Ausstattung ist jetzt überall in den bessern Verkaufsläden Lohse's neue Fein-Seife — wie die französische in runder Form — zu haben, und zwar vorderhand in den Blumengerüchen Veilchen, Rose, Flieder, Gartennelke, Orangenblüte und Lavendel. Es ist ein köstliches Gefühl, sich mit dieser verschönernden Seife zu waschen. Dabei ist sie deutscher Herkunft!

Sehr günstige Gewinnaussichten bietet die Königlich Sächsische Landeslotterie (in Österreich-Ungarn verboten), deren nächste Hauptziehung vom 6. bis zum 28. Oktober d. J. stattfindet. Lose, Ziehungspläne und Gewinnlisten sind u. a. erhältlich von den Königlichen Lotterie-Einnehmern Friedrich Fricke & Co. in Leipzig, Arndtstr. 35/40; Paul Lippold in Leipzig, Richard-Wagner-Straße 10; Heinr. Schäfer in Leipzig 13, Petersstraße 13; Herm. Schirmer Nachf. in Leipzig I; Hermann Straube in Leipzig, Lortzingstraße 8; Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorferstraße 6. Näheres beliebe man in den bezüglichen Anzeigen auf den Seiten 388, 390 und 391 der vorliegenden Nummer nachzulesen.

Zu Haustrinkkuren wird der natürliche Staatsbrunnen „Königl. Fachingen" ärztlicherseits oft verordnet. Viele schreiben ihr Wohlbefinden teilweise dem Genusse dieses Mineralwassers zu.

KESSLER-SEKT



Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Handels-Hochschule Mannheim
Anstalt des öffentl. Rechts durch Allerhöchste Staatsministerialentschl. v. 21. 7. 11.
Ausbildungsstätte für Kaufleute, volkswirtschaftliche Beamte (Syndici), Handelslehrer.
Semesterbeginn: 25. Okt. Vorlesungs-Verzeichnis unentgeltl. durchs Sekretariat u. in Buchhandlungen für 20 Pf. (Verlag J. Bensheimer). Der Rektor: Prof. Dr. Nicklisch.

Königliche Bergakademie zu Clausthal i. Harz.
Die Vorlesungen des Winter-Halbjahres 1915/16 beginnen am 16. Okt. 1915. Einschreibungen erfolgen vom 16. bis 30. Okt. Vorlesungs-Verzeichnisse versendet das Sekretariat kostenfrei.

Königl. Technikum für Textil-Industrie Reutlingen Württemberg.
Höhere technische Lehranstalt für Spinnerei, Weberei, Wirkerei, Musterzeichnen, Bleicherei, Färberei, Appretur und allgemeine Maschinenlehre, verbund. mit einem Technologischen u. Textil-chemischen Laboratorium.
Kursbeginn: Anfang April — Anfang Oktober.
Direktion Professor Dr. Ing. Johannsen. Prospekte u. Auskunft kostenlos

Technikum Mittweida (Königr. Sachsen)



Direktor: Professor Holzt.
Höhere techn. Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Getrennte Lehrpläne für Elektro-Ingenieure, Maschinen-Ingenieure, Bureau- und Betriebstechniker, Werkmeister.
Programm kostenlos durch das Sekretariat.
Reich ausgestattete elektrotechnische und Maschinenbau-Laboratorien, sowie Lehrfabrik-Werkstätten.

Barthsche Privatrealschule mit Internat in Leipzig
Gegründet 1863 *Georgiring 5*
Die Anstalt besteht aus 6 Real- u. 3 Vorschulklassen. ***Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für den Einj.-Freiw.-Militärdienst.*** *Regelmäßige Arbeitsstunden, sorgfältige Nachhilfe, gewissenhafte Beaufsichtigung. Neuzeitl. eingericht. Schulhaus u. Internat. Prosp. auf Verlangen. Dir. Dr. Roesel.*

Pannwitz-Freiluftschule, Hohenlychen
2 Stunden von Berlin. Inmitten herrlicher Wälder und Seen.
Realgymnasium. — Gymn.-Kurse. — Internat.
Höchste Hygiene. — Individuelle Erziehung. — Einjährigen-Examen.
Geheimrat Prof. Dr. Pannwitz, Oberstabsarzt, Hohenlychen (Kr. Templin).

Pädagogium Neuenheim
in Heidelberg-Neuenheim.
Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt i. **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.). **Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Gr. eig. Spielfeld. Wandern. Fluß- u. **Hallenbäder.** Werkstatte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohl. **Familienheim** i. eigener Villa. Keine Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben u. Anleitung i. tägl. **Arbeitsstunden.** Prüfungsergebnisse. Prospekt d. d. Direktion. — Seit 1895: **307 Einjährige, 183 Prima** u. **Obersekunda** (7., 8. u. 9. Kl.).

Dr. Schusters Institut
Gegr. 1882. Leipzig, Sidonienstraße 59. Erfolge s. Prospekt!
Vorb. f. **Maturitäts- u. Prima-Prüfung** (auch für Ältere u. f. Damen!).
" " **Einjähr.-Freiw.-** u. **Fähnrichs-Examen.**
" " **alle Klassen höherer Schulen.** Schnelle Förder. b. Umschul. u. Zurückbl. **Prof. Dr. Schuster.**

Königliche Technische Hochschule, Danzig.
Die Einschreibungen für das Winterhalbjahr 1915/16 finden vom 20. Septbr. bis 30. Oktober 1915 statt. Beginn der Vorlesungen geg. den 25. Oktober 1915. Das Programm wird vom Geschäftszimmer gegen Einsendung von 0,60 ℳ, einschliesslich Porto, in das Ausland gegen 0,90 ℳ, versandt. Der Rektor.

Deutsche Fachschule
Rosswein i. S. Gegr. 1894.
Eisenkonstruktion-, Bau- Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie und Praxis. Studienplan frei.

v. Hartungsche Anstalt
Cassel-Wilhelmshöhe A.
Vorbereitung für alle Schul- und Notexamina bes. Fähnrichexamen. Prosp.

Abitur., Prim., Fähnr., Einjähr.
Dr. Schraders Mil.-Vorbild.-Anstalt
Magdeburg.

Rheinisches Technikum Bingen
Höhere Fachschule f. Maschinenbau. Elektrotechnik. Automobilbau. Brückenbau.
Dir.: Prof. Hoepke.

Darmstädter Pädagogium.
Erfolgreichste süddeutsche Vorbereitungsanstalt für Einjährige, Primaner, **Fähnriche** u. Abiturienten.
M. Elias.

Vorbereitungsanstalt
staatl. konz. für alle Militär- u. Schulprüf., einschließl. Abiturium (auch für Damen!).
Direktor Hepke, Dresden,
Johann-Georgen-Allee 23.
Glänzende Erfolge. Pension. Prospekt.

Halle S. 51. Dr. Harang's Anstalt
404 Einj., 129 Abit. seit 1900. Prosp.

Echte billige Briefmarken!
100 As., Afr., Austr Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—
Max Herbst. Markenhaus. Hamburg Z.
Große illustr. Preisliste gratis u. franko.

BRIEFMARKEN KATALOG FREI PHILIPP KOSACK & Co. BERLIN C. 2.

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.

800000 200000
500000 150000
300000 100000
(in Oesterreich-Ungarn verboten)

und namentlich zahlreiche Mittelgewinne.



Viele beteiligen sich erst zur Hauptziehung, da diese bei schneller Entscheidung die höchsten Gewinne bietet.
Hauptziehung
vom 6. bis 28. Oktober 1915.
39600 Gewinne u. 1 Prämie, 16 Mill. 649200 M.
Lose einschl. Reichsst., Porto und Gewinnliste:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 25.30	50.30	125.30	250.30

Versand, auf Wunsch u. Nachnahme, durch d. Kgl. Koll.
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Gew.-Listen u. Auszahlg. schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.



Jeder spielt sofort Klavier und Harmonium!
Ohne Notenkenntnisse — ohne fremde Hilfe — in kürzester Zeit kann jeder nach der „Tastenschrift" flott vom Blatt Klavier und Harmonium spielen. Glänzend begutachtet, über 500 Musikalien erschienen. Vollständiger Lehrgang mit 25 Musikstücken Mark 5.—, Probestücke mit Aufklärung 50 Pfg.
Musik-Verlag Euphonie, Friedenau 23 bei Berlin.

Bei Brechdurchfall, Diarrhöe und Darmkatarrh
ist „Kufeke“ seit Jahrzehnten **unübertroffen**
als verdauungsregelnde, oft einzig bekömmliche Nahrung
für Erwachsene und Kinder.

Für Feinschmecker:
Lobeck's
Schokolade
Kakao
Marke: Dreiring.
…a gegründet 1838.



…SCHINO
…DER WELT.



…ARDO
…ARA
…EN, Oesterreich
…L LEIPZIG
…N-MANUFAKTUR

Eine Zierde jedes Haushaltes bildet die
Pfaff-Nähmaschine



Für ihre Vorzüglichkeit wird jede Gewähr geleistet. Unübertroffen zum
Nähen
Sticken
und
Stopfen

Anerkannt mustergültiges Fabrikat in feinster Ausstattung.
G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik
Kaiserslautern.
Gegründet: 1862.

Elastischer Brusthalter



„HAUTANA“
direkt auf der Haut zu tragen aus elastischem Trikotgewebe,
schützend vor Erkältung.
M. 3.—, 4.50, 5.50, 8.75 pro Stück.
Mit **Miederansatz** für **Sportzwecke** und für Damen mit starker Brust
M. 7.75 u. 11.75.
Vorstehende Preise nur für Deutschland gültig.
Bezugsnachw. d. d. allein. Fabrikanten:
Mech. Trikotweberei
Ludwig Maier & Co. in Böblingen 12
und
S. Lindauer & Co., Cannstatt M,
Korsettfabrik.
Broschüre erhältlich.

Rheumasan
ist eine schmerzstillende, ableitende Einreibung (patentiert) von Aerzten u. Kliniken hervorragend begutachtet bei Jschias, Nervenschmerzen und bei
Rheumatismus
Tube Mk. 2.10 u. 1.30

Fort mit dem
Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden:
Extension, G. m. b. H., Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 232.



167. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
(In Oesterreich-Ungarn verboten.)
Die Hauptziehung,
in der Millionen 16649200 Mark im günstigsten Falle
800000
Hauptgewinne
500000
300000
200000
150000
100000
zur Ausspielung gelangen, findet ununterbrochen vom **6. bis 28. Oktober 1915** in Leipzig statt. Ausführlicher Spielplan portofrei. Hierzu gültige Lose:

$^1/_1$	$^1/_2$	$^1/_5$	$^1/_{10}$
Mark 250.—	125.—	50.—	25.—

empfiehlt und versendet auch unter Nachnahme die **Kgl. Sächs. Lotterie-Kollektion** von
Reinhold Walther, Leipzig,
Pfaffendorferstr. 6, bestehend seit 1856.
Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Leipzig.

Natürliche WIESBADENER Kochbrunnen-Bäder
In Lazaretten u. Heilanstalten
Rheumatismus Gicht, Jschias, Nervenleiden
Hauskuren in d. Heimat
Verwundg., Knochenbrüche, Eiterungen
Jed. d. letzt. Kriege befestigte v. neuem d.
Weltruf dies. Naturbäder, Apoth., Drog. od. Brunnencontor, Wiesbad.
Man verlange Kurschrift. Amtl. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden.
Trinkkuren zu 30 Flaschen

Die junge Frau.
Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett von
Dr. Wilhelm Huber,
Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig.
In vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 Mark.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.



Anker
Schnell-Nähmaschinen
Erstklassige Fabrikate
Anker-Werke A.-G. Bielefeld
gegründet 1876
Lieferantin für die Armee und Schulen



Rein's Durchschreibe-Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.

Lauten Gitarren Mandolinen.



Sonderkatalog über Lauten, Gitarren und Mandolinen frei!
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig, Querstraße 26/28.

Kriegs-Briefmarken
Belgien, Deutsche Post 3, 5, 10, 25 C. **65 Pf.**, gestempelt **M. 1.—**
50, 75 C., 1 Fr., 1 Fr. 25 C., 2 Fr. 50 C. **M. 7.—**, gestempelt **M. 8.50**
Russ.-Polen, Deutsche Post 3, 5, 10, 20, 40 Pf. **M. 1.35**, gebr. **M. 1.50**
Oesterreich, Kriegshilfe 1914 5, 10 Heller **25 Pf.**, gestempelt **35 Pf.**
1915 3, 5, 10, 20, 35 Heller **M. 1.10**, gest. **M. 1.20**
Oesterreich-Ungarn für Russ.-Polen 1, 2, 3, 5, 6, 10 Heller **50 Pf.**, gestempelt **60 Pf.**
1—25 u. 30 H., 10 Werte **M. 1.60**, gest. **M. 1.75**
Ungarn, Kriegshilfe, 1914 5, 10 Filler **40 Pf.**, gest. **45 Pf.** 1915 5, 10 Filler gest. **30 Pf.**
24 Türkei **80 Pf.**, 30 Persien **1.50**
40 deutsche Kol. **2.75** Zeitung und Liste gratis
Albert Friedemann
LEIPZIG, Härtelstraße 23. J.

Glas-Stereoskope und Laternbilder aus aller Herren Ländern. / Aktuell:
ALBANIEN
Alois Beer, Klagenfurt,
K. u. K. Hof-Photograph.

Schnelle Entscheidung
Binnen drei Wochen, vom 6.—28. Okt. 1915, kommen in der
Königl. Sächs. Landes-Lotterie
(In Oesterreich-Ungarn verboten)
39 600 Gewinne im Betrage v. über 16 Millionen Mark zur sicheren Verlosung, darunter nachstehende Hauptgewinne: im günstigsten Falle
800000
speziell
500000
300000
200000
150000
100000
usw.
Lose: $^1/_1$ M 250, $^1/_2$ M 125, $^1/_5$ M 50, $^1/_{10}$ M 25
empfehlen und versenden gegen vorherige Kasse oder Nachnahme zum geneigten Glücksversuche (Plan gratis)
Friedrich Fricke & Co.
Königl. Sächs. Lott.-Kollekt.
Leipzig, Arndtstr. Nr. 35/40.

Hauptziehung
Königl. Sächs. Landes-Lotterie
In Österr.- Ung. verbot.



Ziehung 6.—28. Oktober.
Hauptgewinn ev.
800 000 Mk.
Lose: $^1/_1$ 250 M, $^1/_2$ 125 M, $^1/_5$ 50 M, $^1/_{10}$ 25 M
Königl. Lott.-Kollektion
Paul Lippold, Leipzig
Richard-Wagner-Str. 10.
Postscheckkonto: 50 726 Leipzig.
3 Wochen lang Ziehung!
Günstigste Staats-Lotterie.

Dr. Ernst Sandow's Salze



Brunnensalze und medizinische … achte auf meine Firma! … Salze sind oft … billiger!

Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe von 1915.
Dritte Kriegsanleihe.

Länger als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber in schwerem Kampfe, wie er in der Geschichte nicht seinesgleichen findet. Ungeheuer sind die Opfer an Gut und Blut, die der gewaltige Krieg fordert. Gilt es doch, die Feinde niederzuringen, die der **Zahl** nach überlegen sind und sich die Vernichtung Deutschlands zum Ziel gesetzt haben. Diese Absicht wird an den glänzenden Waffentaten von Heer und Flotte, an den großartigen wirtschaftlichen Leistungen des von einem einheitlichen nationalen Willen beseelten Deutschen Volkes zerschellen. Wir sehen, fest vertrauend auf unsere Kraft und die Reinheit des Gewissens, in dem von uns nicht gewollten Kriege zuversichtlich der völligen Niederwerfung der Feinde und einem Frieden entgegen, der nach den Worten unseres Kaisers „uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere". Dieses Ziel erfordert nicht nur den ganzen Helden- und Opfermut unserer vor dem Feinde stehenden Brüder, sondern auch die stärkste Anspannung unserer finanziellen Kraft. Das Deutsche Volk hat bereits bei zwei Kriegsanleihen seine Opferfreudigkeit und seinen Siegeswillen bekundet. Jetzt ist eine dritte Kriegsanleihe aufgelegt worden. Ihr Erfolg wird hinter dem bisher Vollbrachten nicht zurückstehen, wenn jeder in Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht seine verfügbaren Mittel der neuen Kriegsanleihe zuwendet.

Ausgegeben werden fünfprozentige Schuldverschreibungen der Reichsanleihe. Der Zeichnungspreis beträgt 99 %, bei Schuldbuchzeichnungen 98,80 %. Die Schuldverschreibungen sind wie bei der ersten und zweiten Kriegsanleihe bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar, gewähren also 9 Jahre lang einen fünfprozentigen Zinsgenuß. Da aber die Ausgabe ein volles Prozent unter dem Nennwert erfolgt und außerdem eine Rückzahlung zum Nennwert nach einer Reihe von Jahren in Aussicht steht, so ist die wirkliche Verzinsung noch etwas höher als 5 vom Hundert. Die Unkündbarkeit bildet für den Zeichner kein Hindernis, über die Schuldverschreibungen auch vor dem 1. Oktober 1924 zu verfügen. Die neue Kriegsanleihe kann somit als eine ebenso sichere wie gewinnbringende Kapitalanlage allen Volkskreisen aufs wärmste empfohlen werden.

Für die **Zeichnungen** ist in umfassendster Weise Sorge getragen. Sie werden bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und **bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank)** und der **Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin,** der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher deutschen **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen, **sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer Verbände, bei jeder deutschen **Lebensversicherungsgesellschaft** und jeder deutschen **Kreditgenossenschaft,** endlich bei **allen Postanstalten am Schalter** erfolgen. Bei solcher Ausdehnung der Vermittlungsstellen ist den weitesten Volkskreisen in allen Teilen des Reichs die bequemste Gelegenheit zur Beteiligung geboten.

Wer zeichnen will, hat sich zunächst einen Zeichnungsschein zu beschaffen, der bei den vorgenannten Stellen, für die Zeichnungen bei der Post bei der betreffenden Postanstalt, erhältlich ist und nur der Ausfüllung bedarf. Auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen sind briefliche Zeichnungen statthaft. Die Scheine für die Zeichnungen bei der Post haben, da es sich bei ihnen nur um **eine** Einzahlung handelt, eine vereinfachte Form. In den Landbestellbezirken und den kleineren Städten können diese Zeichnungsscheine schon durch den Postboten bezogen werden. Die ausgefüllten Scheine sind in einem Briefumschlag mit der Adresse an die Post entweder dem Postboten mitzugeben oder ohne Marke in den nächsten Postbriefkasten zu stecken.

Über das Geld braucht man zur Zeit der Zeichnung noch nicht sogleich zu verfügen, die Einzahlungen verteilen sich auf einen längeren Zeitraum. Die Zeichner können vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen. Sie sind verpflichtet:

30 % des gezeichneten Betrages spätestens bis zum 18. Oktober 1915,
20 % „ „ „ „ „ „ 24. November 1915,
25 % „ „ „ „ „ „ 22. Dezember 1915,
25 % „ „ „ „ „ „ 22. Januar 1916

zu bezahlen. **Nur wer bei der Post zeichnet, muß schon zum 18. Oktober d. J. Vollzahlung leisten.** Im übrigen sind Teilzahlungen nach Bedürfnis zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen. Auch die Beträge unter 1000 Mark sind nicht sogleich in einer Summe fällig. Da die einzelne Zahlung nicht geringer als 100 Mark sein darf, so ist dem Zeichner kleinerer Beträge, namentlich von 100, 200, 300 und 400 Mark, eine weitgehende Entschließung darüber eingeräumt, an welchen Terminen er die Teilzahlung leisten will. So steht es demjenigen, welcher 100 Mark gezeichnet hat, frei, diesen Betrag erst am 22. Januar 1916 einzuzahlen. Der Zeichner von 200 Mark braucht die ersten 100 Mark erst am 24. November 1915, die übrigen 100 Mark erst am 22. Januar 1916 zu zahlen. Wer 300 Mark gezeichnet hat, hat gleichfalls bis zum 24. November 1915 nur 100 Mark, die zweiten 100 Mark am 22. Dezember, den Rest am 22. Januar 1916 zu zahlen. Es findet immer eine Verschiebung zum nächsten Zahlungstermin statt, solange nicht mindestens 100 Mark zu zahlen sind.

Der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1916 fällig. Der Zinsenlauf beginnt also am 1. April 1916. Für die Zeit bis zum 1. April 1916 findet der Ausgleich zugunsten des Zeichners im Wege der Stückzinsberechnung statt, d. h. es werden dem Einzahler 5 % Stückzinsen von dem auf die Einzahlung folgenden Tage ab im Wege der Anrechnung auf den einzuzahlenden Betrag vergütet. So betragen die Stückzinsen auf je 100 Mark berechnet:

			für Stücke	für Schuldbucheintragungen
für die Einzahlungen bis zum 30. September 1915	2,50 ℳ,	der Zeichner hat also in Wirklichkeit nur zu zahlen	96,50 ℳ,	96,30 ℳ
„ „ „ am 18. Oktober 1915	2,25 ℳ,	„ „ „ „ „ „ „ „ „	96,75 ℳ,	96,55 ℳ
„ „ „ „ 24. November 1915	1,75 ℳ,	„ „ „ „ „ „ „ „ „	97,25 ℳ,	97,05 ℳ

Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

Für die Einzahlungen ist nicht erforderlich, daß der Zeichner das Geld bar bereitliegen hat. Wer über ein Guthaben bei einer Sparkasse oder einer Bank verfügt, kann dieses für die Einzahlungen in Anspruch nehmen. Sparkassen und Banken werden hinsichtlich der Abhebung namentlich dann das größte Entgegenkommen zeigen, **wenn man bei ihnen die Zeichnung vornimmt.** Besitzt der Zeichner Wertpapiere, so eröffnen ihm die Darlehenskassen des Reichs den Weg, durch Beleihung das erforderliche Darlehen zu erhalten. Für diese Darlehen ist der Zinssatz um ein Viertelprozent ermäßigt, nämlich auf $5\frac{1}{4}$ %, während sonst der Darlehenszinssatz $5\frac{1}{2}$ % beträgt. Die Darlehensnehmer werden hinsichtlich der Zeitdauer des Darlehens bei den Darlehenskassen das größte Entgegenkommen finden, gegebenenfalls im Wege der Verlängerung des gewährten Darlehens, so daß eine Kündigung zu ungelegener Zeit nicht zu besorgen ist.

Wer **Schuldbuchzeichnungen** wählt, genießt neben einer Kursvergünstigung von 20 Pfennig für je 100 Mark alle Vorteile des Schuldbuchs, die hauptsächlich darin bestehen, daß das Schuldbuch vor jedem Verlust durch Diebstahl, Feuer oder sonstiges Abhandenkommen der Schuldverschreibungen schützt, mithin die Sorge der Aufbewahrung beseitigt und außerdem alle sonstigen Kosten der Vermögensverwaltung erspart, da die Eintragungen in das Schuldbuch sowie der Bezug der Zinsen vollständig gebührenfrei erfolgen. Nur die spätere Ausreichung der Schuldverschreibung, die jedoch nicht vor dem 15. Oktober 1916 zulässig sein soll, unterliegt einer mäßigen Gebühr. Die Zinsen erhält der Schuldbuchgläubiger durch die Post portofrei zugesandt; er kann sie aber auch fortlaufend seiner Bank, Sparkasse oder Genossenschaft überweisen lassen oder sie bei einer Reichsbankanstalt oder öffentlichen Kasse in Empfang nehmen. Angesichts der großen Vorzüge, welche das Schuldbuch gewährt, ist eine möglichst lange Beibehaltung der Eintragung dringend zu raten.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß die Beteiligung an der Kriegsanleihe nach jeder Richtung auch den weniger bemittelten Volksklassen erleichtert ist. Die Anleihe stellt eine hochverzinsliche und unbedingt sichere Anlage dar. Darüber hinaus aber ist es eine Ehrensache des Deutschen Volkes, durch umfangreiche Zeichnungen die weiteren Mittel aufzubringen, deren Heer und Flotte zur Vollendung ihrer schweren Aufgaben in dem um Leben und Zukunft des Vaterlandes geführten Krieg unbedingt bedürfen.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Preis 1 Mark.

Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe von 1915.
Dritte Kriegsanleihe.

Länger als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber in schwerem Kampfe, wie er in der Geschichte nicht seinesgleichen findet. Ungeheuer sind die Opfer an Gut und Blut, die der gewaltige Krieg fordert. Gilt es doch, die Feinde niederzuringen, die der **Zahl** nach überlegen sind und sich die Vernichtung Deutschlands zum Ziel gesetzt haben. Diese Absicht wird an den glänzenden Waffentaten von Heer und Flotte, an den großartigen wirtschaftlichen Leistungen des von einem einheitlichen nationalen Willen beseelten Deutschen Volkes zerschellen. Wir sehen, fest vertrauend auf unsere Kraft und die Reinheit des Gewissens, in dem von uns nicht gewollten Kriege zuversichtlich der völligen Niederwerfung der Feinde und einem Frieden entgegen, der nach den Worten unseres Kaisers „uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere". Dieses Ziel erfordert nicht nur den ganzen Helden- und Opfermut unserer vor dem Feinde stehenden Brüder, sondern auch die stärkste Anspannung unserer finanziellen Kraft. Das Deutsche Volk hat bereits bei zwei Kriegsanleihen seine Opferfreudigkeit und seinen Siegeswillen bekundet. Jetzt ist eine dritte Kriegsanleihe aufgelegt worden. Ihr Erfolg wird hinter dem bisher Vollbrachten nicht zurückstehen, wenn jeder in Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht seine verfügbaren Mittel der neuen Kriegsanleihe zuwendet.

Ausgegeben werden fünfprozentige Schuldverschreibungen der Reichsanleihe. Der Zeichnungspreis beträgt 99 %, bei Schuldbuchzeichnungen 98,80 %. Die Schuldverschreibungen sind wie bei der ersten und zweiten Kriegsanleihe bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar, gewähren also 9 Jahre lang einen fünfprozentigen Zinsgenuß. Da aber die Ausgabe ein volles Prozent unter dem Nennwert erfolgt und außerdem eine Rückzahlung zum Nennwert nach einer Reihe von Jahren in Aussicht steht, so ist die wirkliche Verzinsung noch etwas höher als 5 vom Hundert. Die Unkündbarkeit bildet für den Zeichner kein Hindernis, über die Schuldverschreibungen auch vor dem 1. Oktober 1924 zu verfügen. Die neue Kriegsanleihe kann somit als eine ebenso sichere wie gewinnbringende Kapitalanlage allen Volkskreisen aufs wärmste empfohlen werden.

Für die **Zeichnungen** ist in umfassendster Weise Sorge getragen. Sie werden bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und **bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank)** und der **Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin,** der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher deutschen **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen, **sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer Verbände, bei jeder deutschen **Lebensversicherungsgesellschaft** und jeder deutschen **Kreditgenossenschaft,** endlich bei **allen Postanstalten am Schalter** erfolgen. Bei solcher Ausdehnung der Vermittlungsstellen ist den weitesten Volkskreisen in allen Teilen des Reichs die bequemste Gelegenheit zur Beteiligung geboten.

Wer zeichnen will, hat sich zunächst einen Zeichnungsschein zu beschaffen, der bei den vorgenannten Stellen, für die Zeichnungen bei der Post bei der betreffenden Postanstalt, erhältlich ist und nur der Ausfüllung bedarf. Auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen sind briefliche Zeichnungen statthaft. Die Scheine für die Zeichnungen bei der Post haben, da es sich bei ihnen nur um **eine** Einzahlung handelt, eine vereinfachte Form. In den Landbestellbezirken und den kleineren Städten können diese Zeichnungsscheine schon durch den Postboten bezogen werden. Die ausgefüllten Scheine sind in einem Briefumschlag mit der Adresse an die Post entweder dem Postboten mitzugeben oder ohne Marke in den nächsten Postbriefkasten zu stecken.

Über das Geld braucht man zur Zeit der Zeichnung noch nicht sogleich zu verfügen, die Einzahlungen verteilen sich auf einen längeren Zeitraum. Die Zeichner können vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen. Sie sind verpflichtet:

30 % des gezeichneten Betrages spätestens bis zum 18. Oktober 1915,
20 % „ „ „ „ „ „ 24. November 1915,
25 % „ „ „ „ „ „ 22. Dezember 1915,
25 % „ „ „ „ „ „ 22. Januar 1916

zu bezahlen. **Nur wer bei der Post zeichnet, muß schon zum 18. Oktober d. J. Vollzahlung leisten.** Im übrigen sind Teilzahlungen nach Bedürfnis zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen. Auch die Beträge unter 1000 Mark sind nicht sogleich in einer Summe fällig. Da die einzelne Zahlung nicht geringer als 100 Mark sein darf, so ist dem Zeichner kleinerer Beträge, namentlich von 100, 200, 300 und 400 Mark, eine weitgehende Entschließung darüber eingeräumt, an welchen Terminen er die Teilzahlung leisten will. So steht es demjenigen, welcher 100 Mark gezeichnet hat, frei, diesen Betrag erst am 22. Januar 1916 einzuzahlen. Der Zeichner von 200 Mark braucht die ersten 100 Mark erst am 24. November 1915, die übrigen 100 Mark erst am 22. Januar 1916 zu zahlen. Wer 300 Mark gezeichnet hat, hat gleichfalls bis zum 24. November 1915 nur 100 Mark, die zweiten 100 Mark am 22. Dezember, den Rest am 22. Januar 1916 zu zahlen. Es findet immer eine Verschiebung zum nächsten Zahlungstermin statt, solange nicht mindestens 100 Mark zu zahlen sind.

Der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1916 fällig. Der Zinsenlauf beginnt also am 1. April 1916. Für die Zeit bis zum 1. April 1916 findet der Ausgleich zugunsten des Zeichners im Wege der Stückzinsberechnung statt, d. h. es werden dem Einzahler 5 % Stückzinsen von dem auf die Einzahlung folgenden Tage ab im Wege der Anrechnung auf den einzuzahlenden Betrag vergütet. So betragen die Stückzinsen auf je 100 Mark berechnet:

			für Stücke	für Schuldbucheintragungen
für die Einzahlungen bis zum 30. September 1915	2,50 ℳ,	der Zeichner hat also in Wirklichkeit nur zu zahlen	96,50 ℳ,	96,30 ℳ
„ „ „ am 18. Oktober 1915	2,25 ℳ,	„ „ „ „ „ „ „ „ „	96,75 ℳ,	96,55 ℳ
„ „ „ „ 24. November 1915	1,75 ℳ,	„ „ „ „ „ „ „ „ „	97,25 ℳ,	97,05 ℳ

Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

Für die Einzahlungen ist nicht erforderlich, daß der Zeichner das Geld bar bereitliegen hat. Wer über ein Guthaben bei einer Sparkasse oder einer Bank verfügt, kann dieses für die Einzahlungen in Anspruch nehmen. Sparkassen und Banken werden hinsichtlich der Abhebung namentlich dann das größte Entgegenkommen zeigen, **wenn man bei ihnen die Zeichnung vornimmt.** Besitzt der Zeichner Wertpapiere, so eröffnen ihm die Darlehenskassen des Reichs den Weg, durch Beleihung das erforderliche Darlehen zu erhalten. Für diese Darlehen ist der Zinssatz um ein Viertelprozent ermäßigt, nämlich auf $5^1/_4$ %, während sonst der Darlehenszinssatz $5^1/_2$ % beträgt. Die Darlehensnehmer werden hinsichtlich der Zeitdauer des Darlehens bei den Darlehenskassen das größte Entgegenkommen finden, gegebenenfalls im Wege der Verlängerung des gewährten Darlehens, so daß eine Kündigung zu ungelegener Zeit nicht zu besorgen ist.

Wer **Schuldbuchzeichnungen** wählt, genießt neben einer Kursvergünstigung von 20 Pfennig für je 100 Mark alle Vorteile des Schuldbuchs, die hauptsächlich darin bestehen, daß das Schuldbuch vor jedem Verlust durch Diebstahl, Feuer oder sonstiges Abhandenkommen der Schuldverschreibungen schützt, mithin die Sorge der Aufbewahrung beseitigt und außerdem alle sonstigen Kosten der Vermögensverwaltung erspart, da die Eintragungen in das Schuldbuch sowie der Bezug der Zinsen vollständig gebührenfrei erfolgen. Nur die spätere Ausreichung der Schuldverschreibung, die jedoch nicht vor dem 15. Oktober 1916 zulässig sein soll, unterliegt einer mäßigen Gebühr. Die Zinsen erhält der Schuldbuchgläubiger durch die Post portofrei zugesandt; er kann sie aber auch fortlaufend seiner Bank, Sparkasse oder Genossenschaft überweisen lassen oder sie bei einer Reichsbankanstalt oder öffentlichen Kasse in Empfang nehmen. Angesichts der großen Vorzüge, welche das Schuldbuch gewährt, ist eine möglichst lange Beibehaltung der Eintragung dringend zu raten.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß die Beteiligung an der Kriegsanleihe nach jeder Richtung auch den weniger bemittelten Volksklassen erleichtert ist. Die Anleihe stellt eine hochverzinsliche und unbedingt sichere Anlage dar. Darüber hinaus aber ist es eine Ehrensache des Deutschen Volkes, durch umfangreiche Zeichnungen die weiteren Mittel aufzubringen, deren Heer und Flotte zur Vollendung ihrer schweren Aufgaben in dem um Leben und Zukunft des Vaterlandes geführten Krieg unbedingt bedürfen.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Nr. 3769. Kriegsnummer 60. Preis 1 Mark.

Unsere Künstler im Felde. II.

Wir haben auf Seite 754 der Nummer 3756 der Leipziger „Illustrirten Zeitung" unseren Lesern bereits neun Künstler im Bilde vor Augen führen können, die als Kriegszeichner für uns tätig sind, und deren lebensvolle Wiedergabe ihrer im Felde gewonnenen Eindrücke allgemeine Beachtung und Anerkennung gefunden hat. Heute bringen wir die Porträte einer weiteren Reihe von neun Mitarbeitern, die teils bei unseren Truppen in Ost und West, teils bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten, sei es als Kriegsmaler, sei es als aktive Kriegsteilnehmer, Gelegenheit hatten, ihre Erlebnisse an und hinter der Front künstlerisch festzuhalten.



Robert Hofmann.



Professor Karl Storch (rechts) bei einer Feldschmiede am Walde.



Eduard v. Heintschel. (Phot. Rudolf Jobst, Wien.)

Professor Karl Storch ist ein langjähriger geschätzter Mitarbeiter der Leipziger „Illustrirten Zeitung". Er lebt als Lehrer an der Kunstakademie in Königsberg i. Pr. und hat nach der Vertreibung der Russen aus Ostpreußen im Gefolge der siegreichen deutschen Truppen den Großtaten unseres Ostheeres unter Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Augenzeuge beigewohnt.

Poppe Folkerts, der von der Insel Norderney gebürtige Marinemaler, weilt seit Kriegsbeginn mit kurzen Unterbrechungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Wir verdanken ihm eine Reihe lebensvoller farbiger Darstellungen der Kämpfe in Nordfrankreich, vornehmlich in der Gegend von Roye und Noyon, und der Heldentaten unserer Marine in Flandern.



Poppe Folkerts.



Alfred Prüll, † 14. August 1915.



Karl Hayd.

Berthold Adolph, ein geborener Coburger, hat alle Freuden und Leiden des Krieges kennengelernt und die beschwerlichen Märsche durch Belgien und die Kämpfe in Nordfrankreich mitgemacht. Er ist seit Januar d. J. zum Stabe eines Regiments im Westen kommandiert.

Eduard v. Heintschel, k.u.k. Kadettwachtmeister, hat als Maler, zugeteilt dem k. u. k. Husarenregiment Graf Radetzky Nr. 5, an den schweren Kämpfen in den Karpathen teilgenommen und seine Eindrücke in einer Reihe ebenso wirklichkeitsgetreuer wie künstlerischen Blick verratender Zeichnungen und Aquarelle festgehalten.

Friedrich Fennel, ein in seiner Vaterstadt Cassel ansässiger Kunstmaler, hatte zunächst als Begleiter eines Liebesgabenzugs Gelegenheit, das Leben und Treiben hinter der Front an der Aisne und in den Argonnen kennenzulernen, und wurde dann als Kriegszeichner auf dem Kriegsschauplatz in den Vogesen zugelassen.

Karl Hayd, Wiener Kunstmaler, rückte im September 1914 als k.u.k. Leutnant ein, machte die Winterkämpfe in Galizien mit, erkrankte und kam nach seiner Wiederherstellung als Oberleutnant nach Tirol. Mitte Juni 1915 wurde er einem Divisionsstab auf dem italienischen Kriegsschauplatz als Kriegsmaler zugeteilt.

Carl Felber, Kunstmaler in Dachau bei München, weilt als Kriegszeichner bei einem bayrischen Armeekorps im Westen und hat namentlich aus dem Kampfgebiet zwischen Maas und Mosel eine Reihe interessanter Blätter geschaffen.



Berthold Adolph.



Carl Felber (rechts) vor dem Unterstand eines Batterieführers.



Friedrich Fennel.

Robert Hofmann, k.u.k. Leutnant, steht seit August 1914 im Felde und hat u. a. als Batterieoffizier an den Gefechten bei Zamosc und Tomaszow in Russisch-Polen teilgenommen. Erhielt das Signum laudis mit Kriegsdekoration. Er steht gegenwärtig als Ordonnanzoffizier in Tirol. Seine künstlerische Begabung verweist ihn vor allem auf das Porträtfach. In seinen Kriegszeichnungen ist er frei von Pathos, dafür aber von unbedingter Naturwahrheit.

Alfred Prüll, der langjährige bewährte Leiter des Zeichenateliers der Leipziger „Illustrirten Zeitung", rückte im Oktober 1914 als Unteroffizier der Landwehr ins Feld. Er nahm an den Kämpfen vor Ypern teil und erwarb sich das Eiserne Kreuz. Dann wurde er einem Regimentsstab als Zeichner zugeteilt. Mitten im freudigen Schaffen ereilte ihn das Geschick.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

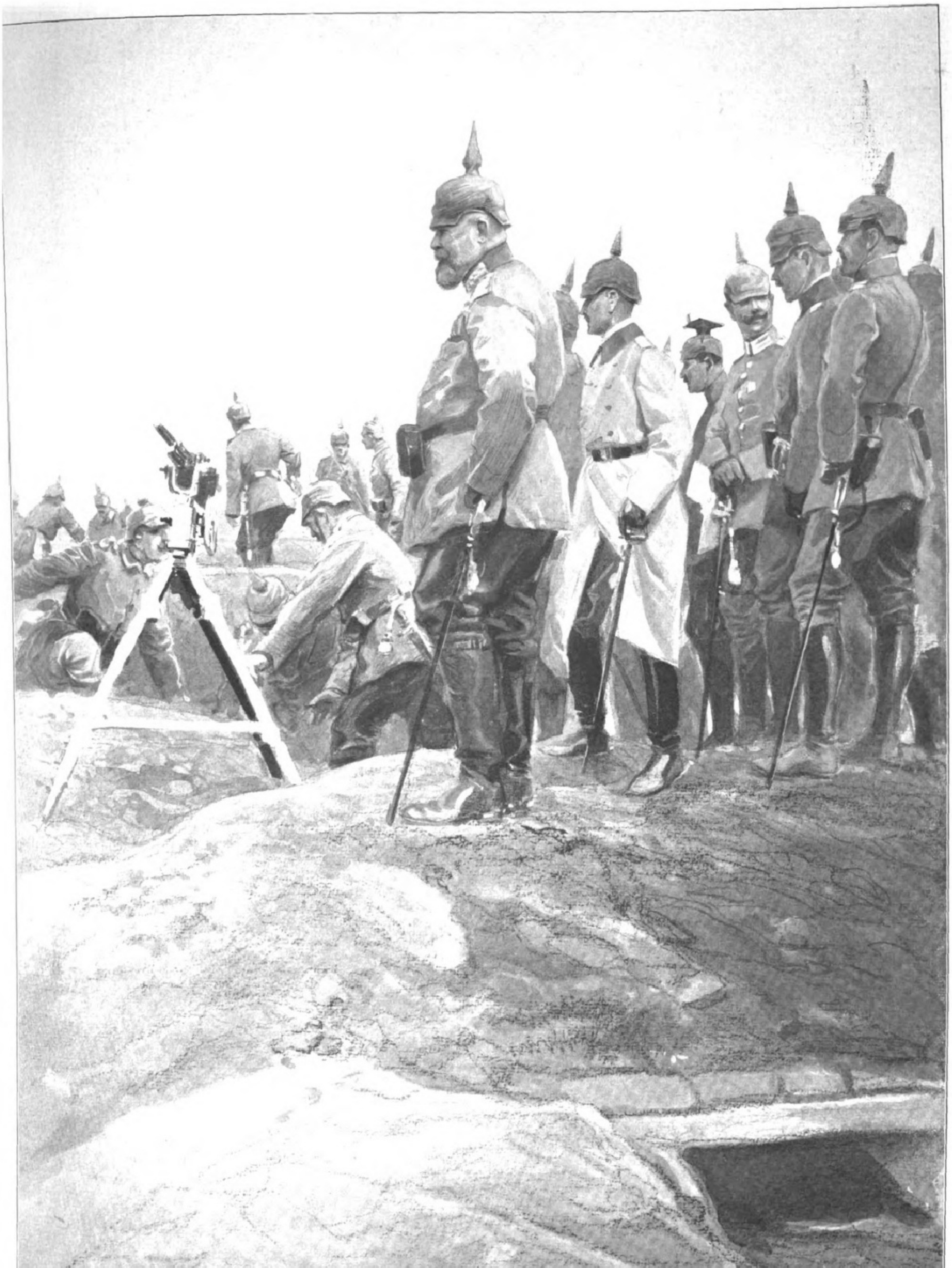
Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3769. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 23. September 1915.


AUSFÜHRUNG: KERAMISCHE WERKSTÄTTE W. v. DEBSCHITZ G.M.B.H. MÜNCHEN·
FRICKE
TET
KUNSTGEWERBE · H · BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER · ENTWÜRFE: FRL · GERTRUD KRAUT-HANNOVER

Illustrirte Zeitung

Nr. 3769. 145. Bd.



Unsere Fürsten im Felde VI: König Wilhelm II. von Württemberg.

Nach einer photographischen Aufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Liebing.

Norwegen, Deutschland und der Weltkrieg.

Eine Betrachtung von Professor Hans Dahl, Balestrand, Sogn (Norwegen).

Professor Hans Dahl, der in den nachfolgenden Ausführungen für eine gerechtere Würdigung Deutschlands bei seinen norwegischen Landsleuten eintritt, ist unseren Lesern als liebenswürdiger Genre- und Landschaftsmaler bekannt. Der Künstler, der am 19. Februar 1849 als Sohn eines norwegischen Infanterie-Hauptmanns in Hardanger geboren wurde, hatte anfangs die Offizierslaufbahn eingeschlagen. Er widmete sich dann aber ganz der Kunst und bildete sich seit 1873 auf der Kunstschule in Karlsruhe unter Gude und Riesstahl und auf der Akademie in Düsseldorf unter v. Gebhardt und Wilhelm Sohn zum Maler aus. Seit 1876 stellte er eine Reihe von Bildern aus, in denen Motive aus seiner nordischen Heimat liebevoll behandelt sind, und die zumeist von dem glücklichen Humor ihres Schöpfers Zeugnis ablegen. Landschaften und Seestücke Dahls befinden sich im Besitz des Deutschen Kaisers, des Königs von Siam und verschiedener Galerien. Während des gegenwärtigen Weltkriegs ließ der Künstler eine in norwegischer Sprache und auch in deutscher Übersetzung erschienene kleine Schrift „Wacht auf, ihr Völker des Nordens!" herausgehen, in der er seine Landsleute auf die ganz Skandinavien durch den Panslawismus drohende Gefahr hinweist und ihnen als wahrhaft Erkennender vor Augen hält, daß Deutschland nicht nur für seine eigene Existenz, sondern gleichzeitig auch für Skandinavien kämpft. Weiter spricht aus dieser Schrift die warme Sympathie, die Hans Dahl Deutschland entgegenbringt, und sein tiefes Verständnis für deutsche Art und deutsches Wesen.

Deutschland kämpft jetzt einen Heldenkampf fast gegen die ganze Welt, bewunderungswürdig und staunenerregend für Freund und Feind.

Für diejenigen, die die deutschen Verhältnisse in all ihrer Vorzüglichkeit vorher kannten, nicht so unerwartet wie für diejenigen, die von Deutschland wenig wissen.

Unkenntnis Deutschlands, Mißverständnis seiner im tiefsten Grunde friedliebenden, aufbauenden Sinnesart, Neid und Mißgunst haben bei anderen Völkern eine ganz falsche Auffassung bewirkt.

Die deutsche Sache leidet gewiß unter dieser falschen Beurteilung im Auslande. Aber wenn man glaubt, daß der Schaden nur auf Deutschlands Seite sei, irrt man sich sehr. Den stärksten Nachteil haben schließlich die durch Lug und Trug Irregeführten selber. Schwer ist es, die einmal Falschgeleiteten und Voreingenommenen zur richtigen Erkenntnis der wahren Sachlage zu bringen. Das Lügengewebe ist wie ein gordischer Knoten, der unentwirrbar ist und nur durch einen Schwerthieb, und zwar durch das deutsche Schwert, gelöst werden kann!

Auch hier in Norwegen ist der Blick und das Verständnis für deutsche Art in vielem getrübt worden durch eine Flut von deutschfeindlich gefärbten Schilderungen, verbunden mit rührseligen Ausmalungen angeblicher deutscher Grausamkeiten! Dies ist um so mehr zu beklagen, als das endgültige Schicksal der Norweger unzertrennlich mit dem Schicksal der Deutschen verbunden ist als germanischer Stammesbrüder.

Das norwegische Volk hat seit hundert Jahren keinen Krieg gehabt und befand sich bis vor kurzem ganz außerhalb der großen Weltereignisse schon wegen seiner abseitigen Lage. Durch die neuen Verkehrsmöglichkeiten hat sich dies geändert.

Außer seinem Verkehr mit Schweden, Dänemark und Deutschland, mit dem es auf fast allen Kulturgebieten in engster, für Norwegen segensreicher Verbindung steht, lebt es auch in reger Verbindung mit England, hauptsächlich jedoch durch Handel und Schiffahrt. Ebenso mit Amerika, wohin ein großer Teil von Norwegern ausgewandert ist.

Aus Frankreich machen sich auch starke Einflüsse geltend; doch mehr in den höheren Gesellschaftsschichten, ähnlich wie früher in Deutschland. Von England und Frankreich strömen fortgesetzt Berichte in das norwegische Volk über Deutschlands Unrecht, seinen Militarismus, seine Barbarei in der Kriegführung, preußische Unfreiheit und Polizeiwirtschaft, natürlich im Gegensatz zu der eigenen menschlichen Kriegführung für „Freiheit" und „Zivilisation". Immer kehren die Beteuerungen wieder, daß Deutschland allein den Krieg gewollt und angefangen habe, während sie selber die reinen unschuldigen Lämmer seien!

Das norwegische Volk hat einen guten Kern; es ist idealistisch gesinnt mit viel Gerechtigkeitsgefühl; aber diesen entstellten Darstellungen sind leider viele zum Opfer gefallen, die keine Gelegenheit haben, sich ein selbständiges Urteil zu bilden.

Diejenigen aber, die die deutschen Verhältnisse näher kennen — und das sind nicht wenige — haben eine ganz andere Auffassung! Diese wissen, daß keine Armee und Flotte so menschlich in ihrer Kriegführung ist wie gerade die deutschen Streitkräfte mit ihrer bewunderungswürdigen Disziplin unter dem Befehl von hochgebildeten Offizieren, die so rücksichtsvoll sind, wie es sich mit den harten Kriegszuständen nur verträgt. Diese finden es ganz richtig, daß die deutschen Offiziere das Leben ihrer Soldaten höher bewerten als eine Kathedrale, und daß die Tauchboote Schiffe mit Munition und Konterbande torpedieren!

Diese wissen, daß Deutschland, das wahrhaft freieste Land, ein gesicherter Rechtsstaat mit unbestechlichen gewissenhaften Beamten, an der Spitze aller kulturellen Bestrebungen steht!

Sie wissen, daß Deutschland sich einer kräftigen, zielbewußten Regierung erfreuen kann, welche in ihrer Tatkraft nicht übermäßig gehindert wird von wechselnden Parlamentsmajoritäten.

Von jeher, aus grauer Vorzeit war es der Germanen Sinnesart, sich um seinen Heerführer, um seinen König zu scharen, so auch jetzt, wo das Deutsche Reich geschlossen und mächtig dasteht unter angestammten Fürsten mit dem Deutschen Kaiser an der Spitze, umgeben von einer Auslese tüchtiger, ernsthafter Männer — der Blüte des Volkes.

Hoch ragt die Spitze, nicht schwankend und unsicher, sondern fest gefügt auf breiter Grundlage, wie die Spitze einer Pyramide, gestützt und getragen von wirklich gefühlter Hochachtung, Vertrauen und Zuneigung des Volkes. So steht das Deutsche Reich leuchtend und felsenfest in der Brandung des Weltmeeres!





Der Oberkommandant der österreichisch-ungarischen Armee, Feldmarschall Erzherzog Friedrich, als preußischer Generalfeldmarschall.

Es sind dies die Südgermanen, die das **Glück haben, vereint zu sein, ein leuchtendes Beispiel für uns noch getrennte Nordgermanen.**

Der Weltkrieg hat schon einen Anstoß zu einem näheren Zusammenschluß der skandinavischen Völker bei der Begegnung der drei nordischen Könige in Malmö gegeben, welche in Skandinavien allgemein mit großer Freude begrüßt wurde in dem immer mehr wachsenden Verständnis von der großen Wichtigkeit des Zusammenschlusses.

Hier liegt das Ziel, auf das man jetzt im Norden hinarbeiten muß; aber es ist eine schwierige Aufgabe, es zu erreichen!

Man hat in Norwegen allzulange in dem Bruderlande Schweden den einzigen gefährlichen Feind seiner Freiheit gesehen und hier auf Trennung hingearbeitet, indem man den Blick nicht weiter über Schweden hinüber nach Osten lenkte!

Jetzt fängt man an, mehr und mehr die Gefahr von Osten zu verstehen, und es sind tätige Bestrebungen vorhanden, die Wehrkraft des Landes zu heben und auch politisch in engeren Anschluß an die zwei anderen nordischen Völker zu gelangen.

Zum Lobe des schwedischen Volkes muß man willig anerkennen, daß es viel mehr Verständnis für die gefährliche Lage hat und mit seinem König an der Spitze zielbewußt und männlich Schritte getan hat, um die Erde der Väter zu schützen.

Schweden hat ja auch die Klauen des russischen Bären schon gefühlt! Es hat Livland, Estland, Kurland und Finnland an Rußland verloren, es sieht jetzt aus nächster Nähe, wie schmählich Finnland trotz der zugesagten Verfassung behandelt wird, wie künftige strategische Aufmarschlinien verbessert werden usw.

Die skandinavischen Völker sind wie die deutschen friedliebend und wollen gern mit ihren Nachbarn in freundschaftlichem Verhältnis stehen.

Es mag sein, daß dieser Wunsch auch in Rußland jetzt vorhanden ist uns Nordgermanen gegenüber, aber es gibt Entwicklungen und Ereignisse in der Welt, gegen die der Wille einzelner oder ganzer Regierungen machtlos ist.

Man sehe nur auf der Karte, welche ungeheure Landflächen die anderen Völker einnehmen, insbesondere Rußland im Vergleich zu der kleinen Fläche, auf der wir Germanen, eingeklemmt zwischen Slawen und Romanen, sitzen! Die Weltgeschichte steht niemals still, und auch dieses Nachbarverhältnis wird niemals stillstehen! Der Weltkrieg hat es schon genug bewiesen, und die Zukunft könnte auch uns Nordgermanen sehr deutliche und bittere Lehren bringen!

Wir sitzen, man kann sagen unglücklicherweise, auf Gebieten, die dem Russischen Reich den allerbesten Zugang zu dem Weltmeere gestatten. Insbesondere muß nach menschlicher Berechnung gerade die skandinavische Halbinsel mit ihren vorzüglichen Häfen und ihrer seegewandten Bevölkerung Rußland höchst wünschenswert erscheinen. Es hätte dann auch die Möglichkeit, eine erste Seemacht zu werden. Seit Jahrhunderten hat Rußland sich nach allen Seiten ausgedehnt. Handelt es sich doch in Wahrheit um eine neuzeitige Völkerwanderung aus den asiatischen Steppen, um ein elementarisches Heranwälzen großer Massen gegen die europäischen Kulturvölker, in erster Linie gegen die germanischen! Diese werden früher oder später dem übermäßigen Druck erliegen müssen, wenn sie sich nicht beizeiten zusammenschließen zu gemeinsamer, zielbewußter Abwehr.

Wie sollte sonst die dünnbevölkerte, schmale skandinavische Halbinsel diesen gewaltigen Druck aushalten, wenn nicht mit Hilfe der Südgermanen? Nur ein starkes Heer kann den Einmarsch verhindern; eine Unterstützung durch eine Seemacht würde, selbst wenn sie wirklich geleistet würde, keine Rettung bringen!

Deswegen ist der Kampf der Südgermanen, der jetzt gegen die Russen ausgefochten wird, nicht nur ein Kampf für Deutschlands und Österreich-Ungarns Existenz, sondern auch für das freie Dasein der skandinavischen Völker! — Schon vor zwanzig Jahren rief ein Dichter:

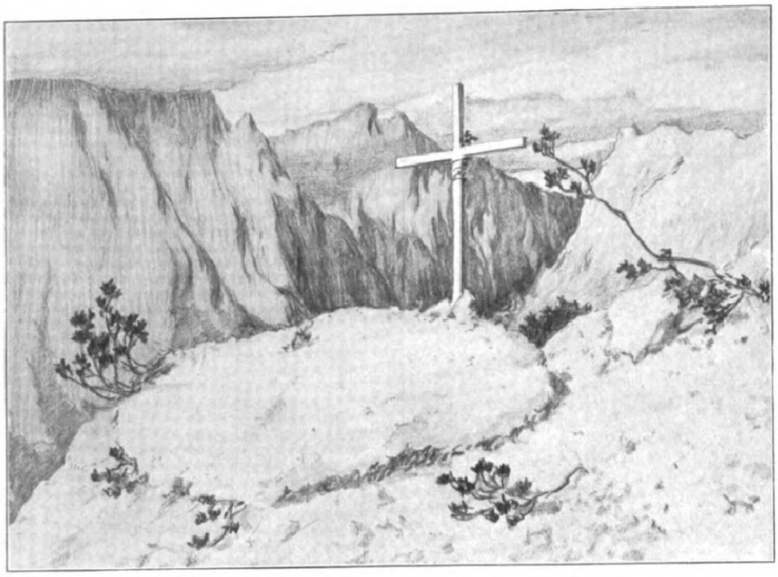
„O türm' dein Haupt
Auf Deutschlands breiten Bau,
Zu schirmen zwischen Slawen und Romanen
Siegreich des eignen Himmels Blau!"

Hier gilt es deshalb, dringend und zeitig einen gemeinsamen starken Schutz- und Trutzwall zu errichten, damit es nicht den Germanen ergeht, wie in der



Aus den Tagen der Karpathenkämpfe: Das Gefecht bei Wisocko Wisne östlich von Sianki am Uzsoker Paß am 14. März 1915. Nach einer Zeichnung des bei den österreichisch-ungarischen Truppen mitkämpfenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" k. u. k. Leutnant i. R. Victor Schramm.

Die Russen drangen angreifend in die österreichisch-ungarische Stellung ein, gerieten dabei aber in ein sehr wirksames Kreuzfeuer der k. u. k. Artillerie und wurden durch einen Gegenangriff geworfen. Die österreichisch-ungarischen Truppen drangen darauf in die russischen Stellungen ein und etwa 400 m darüber hinaus. Gefangen wurden 11 russische Offiziere und 628 Mann. Dargestellt ist der Moment, wie die österreichisch-ungarischen Truppen nach Überschreitung des russischen Schützengrabens in den Laufgraben dringen. Die im Vordergrund sichtbare Hütte war ein russischer Offiziersunterstand.



Ein österreichisches Grab am Monte Piano. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Oberleutnant Karl Hayd.

gemeinsamen alten Götterlehre es den Asen in ihrem letzten Kampfe, im Ragnarok, erging.

Ihr Schutz und ihre Stärke, der Träger der inneren und körperlich belebenden Kraft, der Licht- und Sonnengott Balder ward vernichtet durch den Pfeilschuß des blinden Hödur, dem Loki, der Inbegriff von Lug und Trug, den todbringenden Pfeil in die Hand gedrückt hatte! So kann es den Germanen gehen, wenn sie sich nicht zeitig brüderlich zusammenschließen und die heilige lebenspendende, begeisternde, vaterländische Flamme in ihrem Innern — die Lichtgestalt — lebendig halten! Die Flamme, die ich meine, ist dieselbe, auf die ein siegreicher Führer der Germanen — Generalfeldmarschall v. Mackensen — aus dem Heereslager auf einer Feldpostkarte an einen Brünner Volksschullehrer hinweist, indem er sagt:

„Machen Sie der Jugend klar, daß es die Aufgabe der deutschen Jugend von heute sein wird, die sittlich religiösen Kräfte im Volke lebendig zu erhalten, welche ihr die Not, aber auch die Größe ihres gegenwärtigen Erlebens als das Geheimnis der Unbesiegbarkeit eines Volkes offenbare. Gott befohlen!“

Der von Gott durchglühte Geist ist sieghaft und geht nicht unter!

Kriegschronik.

24. August 1915 (Fortsetzung).

Bei den Kämpfen östlich und südlich von Kowno nahmen unsere Truppen 2600 Mann gefangen und erbeuteten acht Maschinengewehre.

Auf den Höhen nordöstlich von Kleszczele und im Waldgebiet südöstlich dieses Ortes wurde der Gegner gestern erneut geworfen. Er verlor 4500 Mann an Gefangenen und neun Maschinengewehre. Auf der Südwestfront von Brest-Litowsk wurde die Höhe bei Kopytow gestürmt.

Der nordwestlich Brest-Litowsk Widerstand leistende Feind wurde gestern in der Gegend von Wierchowice und Riasno neuerlich geworfen und zum Weichen gezwungen. Österreichische, ungarische und deutsche Reiterei der Armee des Feldzeugmeisters Puhallo zog in der Verfolgung des Feindes in Kowel ein.

Am Südflügel der küstenländischen Front kämpfte gestern österreichisch-ungarische schwere Artillerie feindliche Geschütze an der Sdobba-Mündung nieder. Weiter wurde eine italienische Strandbatterie bei Golametto in einen Trümmerhaufen verwandelt. Östlich Polazzo wurden zwei schwache Vorstöße, bei San Martino drei bis nahe an die Kampffront herangetragene italienische Angriffe blutig abgewiesen; ebenso scheiterte ein Vorstoß stärkerer feindlicher Kräfte gegen den Tolmeiner Brückenkopf.

25. August 1915.

In den Vogesen wurde am Schratzmännle ein feindlicher Angriff mit Handgranaten abgeschlagen und südwestlich von Sondernach ein Teil der am 17. August verlorengegangenen Grabenstücke zurückgewonnen. Nördlich des Niemen wurden in der Gegend von Birshi 750 Russen zu Gefangenen gemacht. Die Armee des Generalobersten v. Eichhorn drang unter Kämpfen siegreich weiter nach Osten vor. 1850 Russen gerieten in Gefangenschaft, mehrere Maschinengewehre wurden erbeutet. Die Armee des Generals v. Scholtz erreichte die Berezowka, nahm Knyszyn und überschritt südlich von Tykozyn den Narew. Die Armee des Generals v. Gallwitz erzwang an der Straße Sokoly-Bialystok den Narew-Übergang. Ihr rechter Flügel gelangte bis an die Orlanka. Die Armee machte über 4700 Gefangene und nahm 9 Maschinengewehre. Weiter südlich wurden die Russen in den Bialowieska-Forst geworfen. Südlich des Forstes erreichten unsere Truppen die Gegend östlich von Wierchowicze. Es wurden über 1700 Gefangene eingebracht.

Die Heeresgruppe Mackensen nähert sich den Höhen auf dem Westufer der Lesna (nördlich von Brest-Litowsk). Der Widerstand der noch südwestlich von Brest-Litowsk kämpfenden Russen ist gebrochen. Sie wurden durch die Divisionen des Generals v. Arz und durch deutsche Truppen an den Fortgürtel zurückgeworfen. Auf dem Ostufer des Bug nordöstlich von Wlodawa dringen Teile der Armee des Generals v. Linsingen unter Kämpfen nach Norden vor.

Die Reiterei des Feldzeugmeisters v. Puhallo geht beiderseits der von Kowel nach Kobrin führenden Straße vor. Honved-Husaren erstürmten ein verschanztes Dorf an der Bahnlinie Kowel-Brest-Litowsk.

Im Abschnitte der Hochfläche von Doberdó wurde gestern die feindliche Infanterie, die sich am Südhange des Monte dei Sei Busi eingenistet hatte, durch Geschützfeuer zum Verlassen ihrer Stellungen gezwungen. Südwestlich San Martino setzten die Italiener zu einem neuen Angriff an, der nahe an den Verteidigungslinien abgewiesen wurde. Ein Angriff gegen den nördlichen Abschnitt der Hochfläche von Lavarone wurde abgeschlagen.

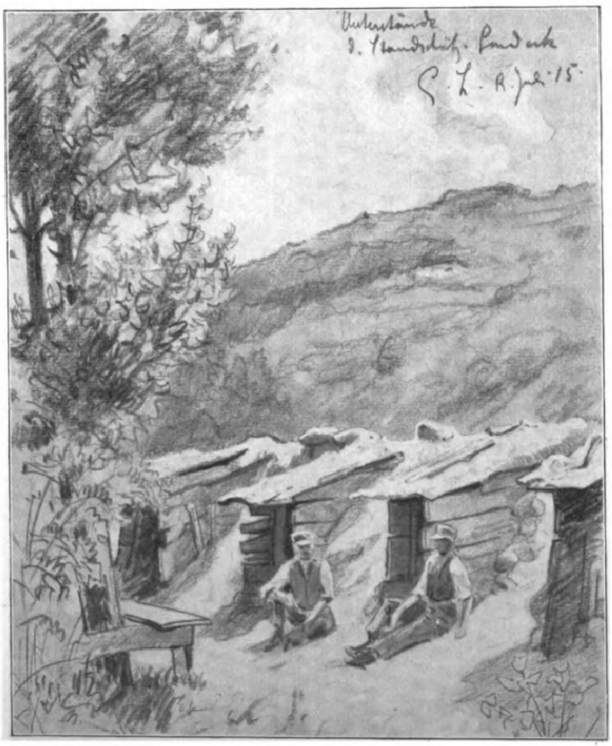
26. August 1915.

Zwei feindliche Flugzeuggeschwader warfen gestern im Saartale oberhalb und unterhalb von Saarlouis Bomben. Mehrere Personen wurden getötet oder verletzt, der Sachschaden ist unwesentlich. Vor ihrem Start waren die Geschwader in ihrem Hafen Nancy mit gutem Erfolg von unseren Fliegern angegriffen worden. Außerdem büßten sie 4 Flugzeuge ein.

Vor Olita nähern sich unsere Truppen den Vorstellungen der Festung. Zwischen Sejny und Merecz (am Niemen) wurde der Feind geworfen. Unsere Spitzen haben Bialystok erreicht. Die Festung Brest-Litowsk ist gefallen. Während das österreichische Korps des Feldmarschalleutnants v. Arz nach Kampf 2 Forts der Westfront nahm, stürmte das brandenburgische XXII. Reservekorps die Werke der Nordwestfront und drang in das Kernwerk ein. Der Feind gab darauf die Festung frei. Auf der ganzen Front vom Bialowieska-Forst bis zum Sumpfgebiet um Pripjet ist die Verfolgung im vollen Gange.



Munitionstransport. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Oberleutnant Karl Hayd.



Unterstände Tiroler Standschützen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant Gerhard Löbenberg.

Der Krieg mit Italien.

Im Doberdó-Abschnitt griffen die Italiener den Monte dei Sei Busi neuerdings an; sie wurden wie immer zurückgeschlagen. Der Angriff gegen den Nordabschnitt der Hochfläche von Lavarone wurde von starken feindlichen Kräften geführt; nach zehntägiger heftiger Beschießung der Werke durch die feindliche Artillerie schritten mehrere Infanterieregimenter und Alpini-Bataillone zum Angriff. Die Tiroler Truppen und Standschützen, von oberösterreichischen Schützen und der Artillerie hervorragend unterstützt, schlugen alle Stürme zurück.

Am 25. August hat einer unserer Kleinen Kreuzer die russische Signalstation Kap-Süd-Ristra auf der Insel Dagö beschossen und teilweise zerstört, ein anderer Kleiner Kreuzer hat die Signalstation Andreasberg, gleichfalls auf Dagö, mit Erfolg unter Feuer genommen.

27. August 1915.

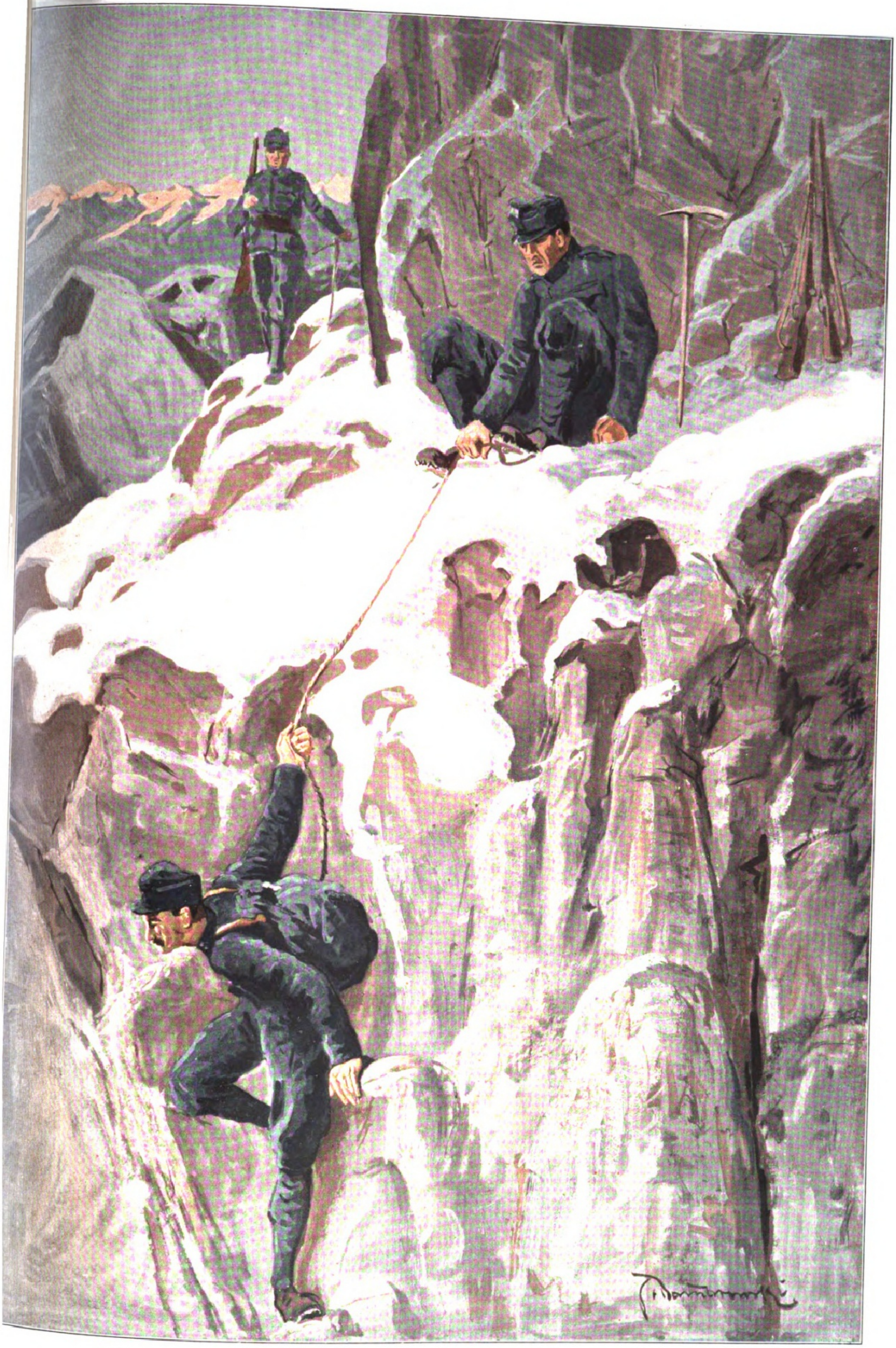
In den Vogesen wurde ein schwacher französischer Vorstoß leicht abgewiesen. Die Festung Olita ist von den Russen geräumt und von uns besetzt. Der Übergang über den Berezowka-Abschnitt (östlich von Ossowiec) ist erkämpft; die Verfolgung ist auf der ganzen Front zwischen Suchowola und dem Bialowieska-Forst im Gange.

Die bei Brest-Litowsk geschlagenen russischen Armeen sind in vollem Rückzuge beiderseits der nach Minsk führenden Bahn. Die Truppen des Erzherzogs Joseph Ferdinand rückten durch die brennende Stadt Kamieniec-Litowsk an der Lesna.

28. August 1915.

Ein französischer Handgranatenangriff am Lingekopf (nördlich von Münster) wurde abgewiesen.

In den Gefechten nordöstlich von Bausk und Schönberg ist der Gegner geworfen. Über 2000 Russen wurden gefangengenommen,



Der Krieg mit Italien: Schwierige Erkundung einer österreichisch-ungarischen Patrouille bei Neuschnee.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Leutnant i. R. Carl v. Dombrowski.

2 Geschütze und 9 Maschinengewehre erbeutet. Zwischen dem Bobr und dem Bialowieska-Forst wird verfolgt. Die Stadt Narew ist besetzt. Zwischen dem Muchawiec- und dem Pripjet-Fluß treiben unsere Truppen den geschlagenen Feind vor sich her. Deutsche Reiterei warf gestern bei Samary (an der Straße Kowel-Kobryn) eine feindliche Kavalleriedivision.

Unter Führung des Generals Grafen Bothmer haben deutsche und österreichisch-ungarische Truppen gestern an der Zlota-Lipa die russischen Stellungen durchbrochen. Zwischen Gologory und Brzezany wurden die russischen Stellungen in einer Ausdehnung von 30 km genommen. Der geschlagene Feind, der 20 Offiziere und 6000 Mann als Gefangene zurückließ, trat heute früh an der ganzen Front den Rückzug an. Östlich von Wladimir-Wolynskij warf die Armee des Feldzeugmeisters v. Puhallo den Feind in der Richtung gegen Luzk zurück.

An der küstenländischen Front versuchte der Feind an mehreren Stellen anzugreifen. Er wurde überall abgewiesen.



Zerschossene russische Batterie bei Grodno.

29. August 1915.

Südöstlich von Kowno wurde hartnäckiger feindlicher Widerstand gebrochen. Das Waldgelände östlich von Augustowo ist durchschritten, weiter südlich die Linie Dombrowo-Gorodok-Narewka-Abschnitt (östlich von der Stadt Narew) erreicht. Die durch den Bialowieska-Forst verfolgende Heeresgruppe nähert sich mit ihrem rechten Flügel Scereszowo. Unsere von Süden her durch das Sumpfgelände vordringenden Verbände haben den Feind bis nahe vor Kobryn verfolgt. Der Rückzug der Russen ist überall durch brennende Ortschaften und zerstörte Ansiedlungen gekennzeichnet. Die Truppen des Generals der Kavallerie Freiherr v. Pflanzer-Baltin folgen dem Feind auf Buczacz. Die aus deutschen und österreichisch-ungarischen Kräften zusammengesetzte Armee des Generals Grafen Bothmer dringt über Podhajce und gegen Zborow vor. Die von den Russen in Brand gesteckte Stadt Zborow ist im Besitz der Armee des Generals der Kavallerie v. Böhm-Ermolli. Die Kavallerie des Feldzeugmeisters v. Puhallo warf mehrere feindliche Nachhuten und blieb dem gegen die Festung Luzk weichenden Feind auf den Fersen.

Die vereinzelten Angriffe der Italiener an der Isonzofront nahmen gestern an Umfang und Heftigkeit zu, erzielten aber nirgends einen Erfolg.

30. August 1915.

In den Kämpfen östlich des Niemen hat die Armee des Generalobersten v. Eichhorn die Gegend nordöstlich von Olita erreicht. In der Richtung auf Grodno wurde Lipsk (am Bobr) erstürmt und Sokolka von uns durchschritten. Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen des Generalobersten v. Woyrsch warfen den Feind aus seinen Stellungen bei Suchopol (am Ostrande des Bialowieska-Forstes) und Szereszowo. In der Gegend südlich von Kobryn wurden die Russen geschlagen, obgleich sie bereits abmarschierende Teile wieder in den Kampf warfen.

Die Armeen der Generale Pflanzer-Baltin und Bothmer drangen gestern bis an die Strypa vor. Die Truppen des Generals Böhm-Ermolli stießen östlich Zloczow und in einer von Bialykamien über Toporow gegen Radcziechow verlaufenden Linie auf stark besetzte Stellungen. Der Feind wurde angegriffen und an zahlreichen Punkten der Front geworfen.



Aus der eroberten Festung Kowno: Ein russisches Schiffsgeschütz von Fort 1 mit Granaten und Kartuschen. (phot. Engels.)



Mit Roggen-Mieten verkleidete russische Drahtverhaue bei Krupice in Russisch-Polen. (Phot. E. Benninghoven.)

31. August 1915.

Auf der Westfront der Festung Grodno wurde die Gegend von Nowy-Dwor und Kusnica erreicht. Der Übergang über den oberen Narew ist stellenweise bereits erkämpft. Der nördlich und nordöstlich von Luzk angetroffene Gegner wurde gestern unter heftigen Kämpfen nach Süden zurückgeworfen. Er ließ 12 Offiziere, über 1500 Mann, 5 Maschinengewehre, 5 Lokomotiven, 2 Eisenbahnzüge und viel Kriegsmaterial in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen. An der Strypa wird um die Übergänge gekämpft.

1. September 1915.

Der Oberlauf des Narew ist überschritten; nördlich von Pruzana ist der Feind über das Sumpfgebiet zurückgedrängt. Die Truppen des Generals Grafen Bothmer stürmten gegen hartnäckigen feindlichen Widerstand die Höhen des östlichen Strypa-Ufers bei und nördlich von Zborow. Die Höhe der im Monat August von deutschen Truppen auf dem östlichen und südöstlichen Kriegsschauplatz gemachten Gefangenen und des erbeuteten Kriegsmaterials beläuft sich auf über 2000 Offiziere, 269839 Mann an Gefangenen, über 2200 Geschütze, weit über 560 Maschinengewehre. Hiervon entfallen auf Kowno rund 20000 Gefangene, 827 Geschütze, auf Nowo-Georgiewsk rund 90000 Gefangene (darunter 15 Generale und über 1000 andere Offiziere), 1200 Geschütze, 150 Maschinengewehre. Die Zählung der Geschütze und Maschinengewehre in Nowo-Georgiewsk ist jedoch noch nicht abgeschlossen, die der Maschinengewehre in Kowno hat noch nicht begonnen. Die als Gesamtsumme angegebenen Zahlen werden sich daher noch wesentlich erhöhen. Die Vorräte an Munition, Lebensmitteln und Hafer in beiden Festungen sind vorläufig nicht zu übersehen. Die Zahl der Gefangenen, die von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen seit dem 2. Mai, dem Beginn des Frühjahrsfeldzuges in Galizien, gemacht wurden, ist nunmehr auf weit über eine Million gestiegen.

Die Festung Luzk ist seit gestern in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen. Das altbewährte salzburgisch-österreichische Infanterieregiment Erzherzog Rainer Nr. 59 warf die Russen mit dem Bajonett aus dem Bahnhof und den verschanzten Barackenlagern nördlich des Platzes und drang zugleich mit dem flüchtenden Feinde in die Stadt ein, die bis in die Abendstunden gesäubert war. Bei Bialy-Kamien in Nordost-Galizien durchbrach die Armee des Generals v. Böhm-Ermolli in einer Ausdehnung von 20 km die feindliche Linie. Die solcher Art erlittene doppelte Niederlage zwang alle noch westlich des Styr kämpfenden russischen Kräfte zum Rückzug hinter diesen Fluß. Die Zahl der in den letzten Tagen in Ostgalizien und östlich von Wladimir-Wolynskij eingebrachten Gefangenen stieg auf 36 Offiziere und 15250 Mann. Insgesamt wurden im Monat August von den unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl kämpfenden verbündeten Truppen 190 Offiziere und 53299 Mann gefangen, 34 Geschütze und 123 Maschinengewehre erbeutet. Die Gesamtzahl der von diesen Streitkräften seit Anfang Mai eingebrachten Gefangenen beläuft sich auf 2100 Offiziere und 642500 Mann. Die Zahl der bei diesen Operationen erbeuteten Geschütze stellt sich auf 394, die der Maschinengewehre auf 1275.

2. September 1915.

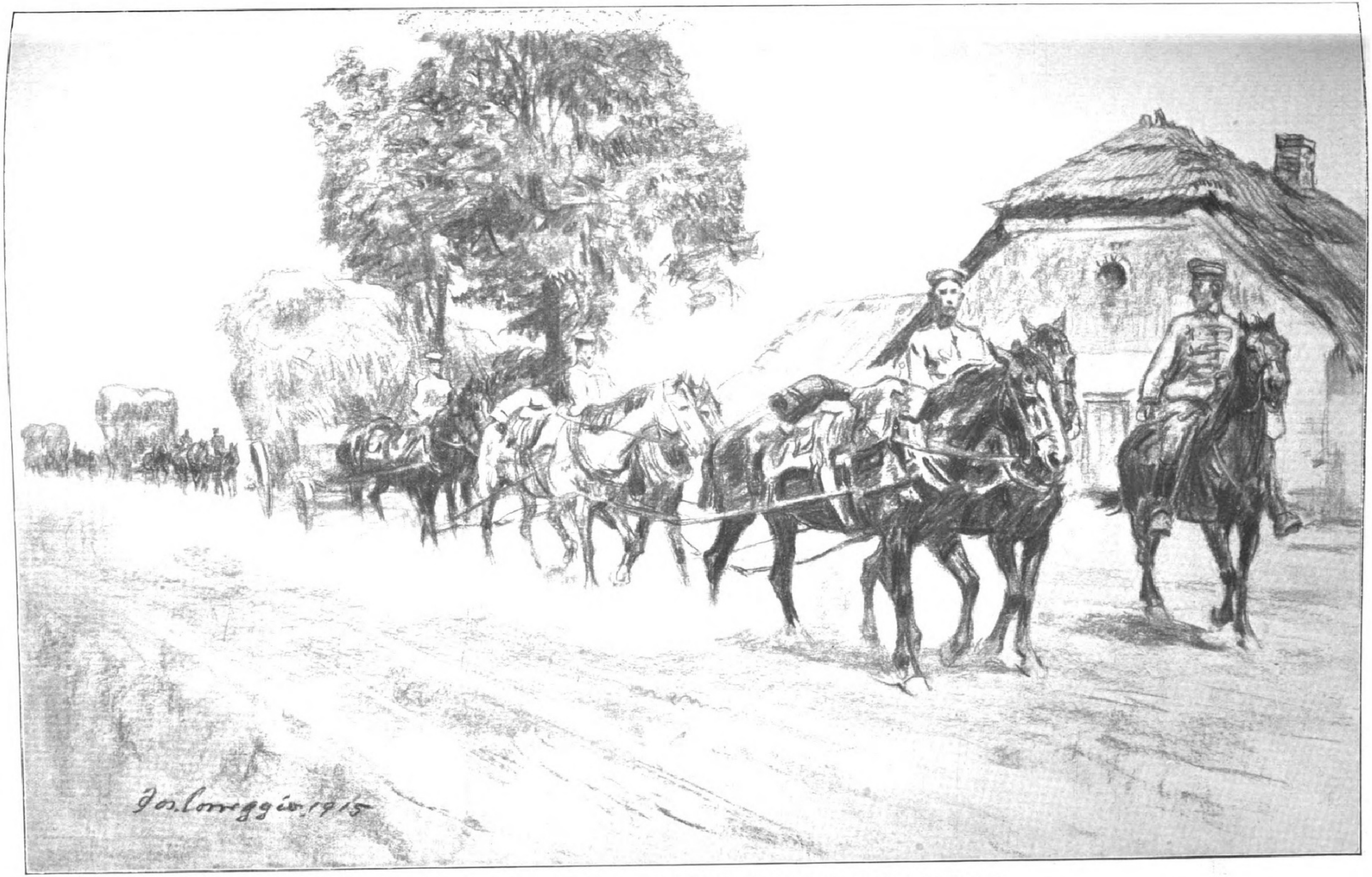
In den Vogesen nördlich von Münster führte am 31. August unser Angriff zur Wiedereroberung der in den Kämpfen vom 18. bis 23. August an die Franzosen verlorenen Grabenstücke. Die Kammlinie Lingekopf-Barrenkopf ist damit wieder in unserem Besitz. Gegenangriffe wurden abgewiesen. 72 Alpenjäger sind gefangenengenommen, 3 Maschinengewehre erbeutet.

An der Bahn Wilna-Grodno wurde der Ort Czarnokowale gestürmt. Auf der Westfront von Grodno ist die äußere Fortlinie gefallen. Norddeutsche Landwehr stürmte gestern das nördlich der Straße Dombrowo-Grodno gelegene Fort 4. Die Besatzung — 500 Mann — wurde gefangengenommen. Am selben Abend folgte die Eroberung des weiter nordwestlich gelegenen Forts 4a mit 150 Mann Besatzung durch badische Truppen. Die übrigen Werke der vorgeschobenen Westfront



In einem russischen Schützengraben gefundene Heiligenfigur.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Deutsche Soldaten helfen in Polen den Einwohnern bei der Ernte.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Josef Correggio.

wurden darauf von den Russen geräumt. Östlich des Forstes von Bialystok sind die Übergänge über den Swislocz von Makarowce (südöstlich von Odelsk) ab aufwärts nach Kampf von uns besetzt.

Der Austritt aus dem Nordostrande des Bialowieska-Forstes ist gestern erkämpft. Durch Überfall bemächtigten wir uns nachts der Jasiolda-Übergänge im Sumpfgebiet nördlich von Pruzana. Der Muchawiec-Abschnitt wurde auf der ganzen Front in der Verfolgung überschritten.

Die österreichisch-ungarischen Streitkräfte haben von Luzk aufwärts den Styr in breiter Front überschritten. Die Truppen des Generals v. Böhm-Ermolli rückten in Brody ein. Die Armee des Generals Pflanzer-Baltin warf die Russen über die Höhen östlich der unteren Strypa zurück. Dadurch wurde auch die Dnjestrfront bis zur Sereth-Mündung hinab erschüttert und zum Rückzug gezwungen.

Im Kärtner Grenzgebiet wurden schwächere italienische Angriffe auf den Monte



Rast deutscher Truppen vor einer russischen Kirche in einem Dorfe des Bjelowjesher Urwaldes. (Phot. R. Sennecke.)



Aus einem Baumstumpf improvisierte Anschlagsäule in einem Waldlager. (Phot. Franz Otto Koch.)

Paralba und das Bladner-Joch abgewiesen.

3. September 1915.

Bei Souchez wurde ein französischer Handgranatenangriff abgewiesen.

Unsere Kavallerie stürmte gestern den befestigten und von Infanterie besetzten Brückenkopf bei Lennewaden (nordwestlich von Friedrichstadt). Auf der Kampffront nordwestlich und westlich von Wilna scheiterten Vorstöße der Russen unter ungewöhnlich hohen Verlusten. Südöstlich von Merecz ist der Feind geworfen. Zwischen Augustowoer Kanal und dem Swislocz ist der Niemen erreicht. Bei Grodno gelang es unseren Sturmtruppen, durch schnelles Handeln über den Niemen zu kommen und nach Häuserkampf die Stadt zu nehmen. In der Verfolgung ist die Jasiolda bei Sielce und Bereza-Kartuska und die **Gegend von Antopol (30 km östlich von Kobryn) gewonnen.**

In Ostgalizien ist der Gegner überall an die Sereth-Linie zurückgewichen.

Ein heftiger Angriff der Italiener auf den Südteil des Tolmeiner Brückenkopfes wurde von den österreichisch-ungarischen Truppen abgeschlagen.

4. September 1915.

Der Brückenkopf von Friedrichstadt wurde gestern erstürmt: 37 Offiziere, 3325 Mann sind gefangengenommen, 5 Maschinengewehre erbeutet. Die Festung Grodno mit sämtlichen Forts ist in unserem Besitz. 6 schwere Geschütze und 2700 Gefangene sind in unseren Händen geblieben. Auch südlich von Grodno hat der Gegner die Stellung am Niemen geräumt.

Am unteren Sereth und zunächst der Mündung haben österreichisch-ungarische Truppen auf dem Ostufer des Flusses festen Fuß gefaßt. Sie entrissen dem Gegner die stark ausgebaute Stellung auf der Höhe Sloteria nordwestlich von Sinkow. Nördlich Zalosce und östlich von Brody durchbrach die Armee des Generals v. Böhm-Ermolli die feindlichen Linien an zahlreichen Punkten.

5. September 1915.

Östlich von Grodno ist der Feind hinter den Kotra-Abschnitt (südlich von Jeziory) zurückgewichen; die Zahl der in den Kämpfen um Grodno gemachten Gefangenen erhöhte sich auf über 3600.

Der Austritt aus der Sumpfenge bei und südöstlich von Rowydwor (nördlich von Pruzana) ist erkämpft. Der Brückenkopf von Bereza-Kartuska ist vom Feinde unter dem Drucke unseres Angriffs geräumt. Die Armee des Generals Grafen Bothmer hat eine Reihe feindlicher Vorstellungen auf dem westlichen Sereth-Ufer gestürmt.

Ein russischer Angriff an der beßarabischen Grenze brach vor österreichisch-ungarischen Hindernissen zusammen, wobei mehrere feindliche Bataillone zersprengt wurden. Östlich der Sereth-Mündung drang der Feind in einen Schützengraben ein, wurde aber im Kampfe von Mann gegen Mann zurückgeworfen.

Mehrere Vorstöße der Italiener entlang der Straße San Martino wurden abgewiesen. In Südtirol wurden zwei feindliche Kompagnien in die Flucht geschlagen.

6. September 1915.

Der Ros-Abschnitt südlich von Wolkowysk ist überschritten. Auch die Sumpfengen bei Smolanica sind überwunden. An der beßarabischen Grenze und östlich der Sereth-Mündung wiederholten die Russen gestern ihre heftigen Gegenangriffe. Der Feind wurde überall zurückgeworfen und erlitt große Verluste. In der Gegend von Tarnopol wurde den Russen eine verschanzte Ortschaft entrissen.



Hochstand im Zwischenwerk von Fort 1 der eroberten russischen Festung Kowno. (phot. Engels.)

Laut Meldung eines unserer U-Boote, das mit „U 27" auf See zusammengetroffen ist, hat letzteres Boot etwa am 10. August einen älteren englischen Kleinen Kreuzer westlich der Hebriden versenkt. „U 27" selbst ist nicht zurückgekehrt; da es seit längerer Zeit in See ist, muß mit seinem Verlust gerechnet werden. Am 18. August 7 Uhr nachmittags ist wiederum ein deutsches Unterseeboot von einem englischen Passagierdampfer mit Geschützen beschossen worden. Das U-Boot hatte versucht, den im Bristol-Kanal angetroffenen Dampfer durch einen Warnungsschuß zum Anhalten zu bringen.

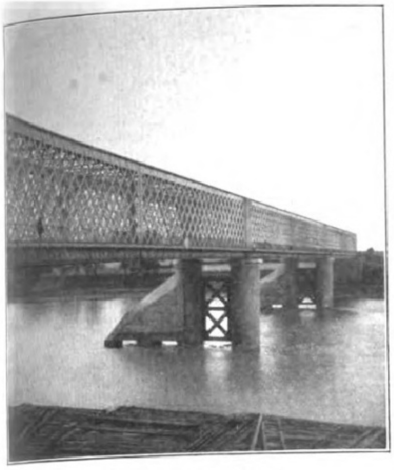
7. September 1915.

Bei einem erfolgreichen Minenangriff gegen eine feindliche Sappe nördlich von Dixmuiden wurden einige Belgier gefangengenommen und ein **Maschinengewehr erbeutet. Nördlich von Souchez wurde ein schwacher feindlicher**

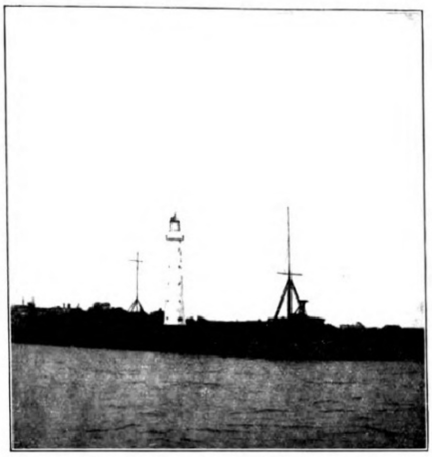


In einem russischen Schützengraben erbeutete Handgranaten, rechts daneben auch Stielgranaten, die mit Gewehren abgeschossen werden. (Phot. A. Groß.)

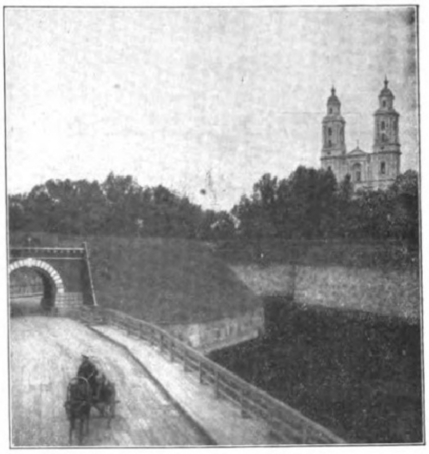
Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Die Petersburger Brücke in Dünaburg.



Leuchtturm am Rigaischen Meerbusen in Dünamünde.



Das Festungstor in Dünaburg.

Handgranatenangriff abgewiesen. Ein französischer Vorstoß bei Sondernach in den Vogesen scheiterte.

Die gestern auf Daudsewas (südöstlich von Friedrichstadt) vorstoßende Kavallerie brachte 790 russische Gefangene und 5 Maschinengewehre ein. Östlich und südöstlich von Grodno hat der Feind von westlich Skidel bis Wolkowysk Front gemacht. In hartnäckigen Kämpfen sind unsere Truppen im Vordringen über die Abschnitte der Pyra und Kotra. Zwischen dem Niemen und Wolkowysk wurde an einzelnen Stellen durch nächtlichen Überfall das Ostufer des Rozana-Abschnittes gewonnen. Auch aus ihren Stellungen bei Chomsk und Drohiczyn wurden die Russen geworfen.

Die Armee des Generals der Kavallerie v. Böhm-Ermolli hat gestern den Feind bei Podkamien und Radziwilow geschlagen. Sie griff ihn in ganzer, 40 km breiter und stark verschanzter Front an und entriß ihm in heftigen, bis zum Handgemenge führenden Kämpfen das Schloß Podkamien, die stockwerkförmig befestigte Höhe Makutra südwestlich von Brody, die Stellungen bei Radziwilow und zahlreiche andere zäh verteidigte Stützpunkte.

In Ostgalizien hatte die Armee des Generals Grafen Bothmer starke Vorstöße des Feindes abzuwehren.

In der Gegend des Kreuzbergsattels setzten etwa fünf Bataillone von verschiedenen italienischen Brigaden zum Angriff auf die österreichisch-ungarischen Bergstellungen zwischen dem Burgstall und der Pannspitze an. Dieser Angriff wurde überall blutig abgewiesen.

8. September 1915.

Eine Anzahl feindlicher Schiffe erschien gestern früh vor Middelkerke, beschoß vormittags Westende und nachmittags Ostende. Vor dem Feuer unserer Küstenbatterien zogen sich die Schiffe wieder zurück.

Truppen des Generals v. Eichhorn setzten sich nach Kampf in den Besitz einiger See-Engen bei Troki-Nowe (südwestlich von Wilna). Wolkowysk und die Höhen östlich und nordöstlich davon sind genommen. Es wurden 2800 Gefangene gemacht und 4 Maschinengewehre erbeutet. In der Gegend von Izabelin (südöstlich von Wolkowysk) ist der Feind geworfen.

Am Sereth kam es zu erbitterten Kämpfen. Der Gegner brach mit überlegenen Kräften aus seinen bei Tarnopol und Strusow eingerichteten brückenkopfartigen Verschanzungen hervor. Die bei Tarnopol vordringenden Russen wurden durch einen Gegenangriff deutscher Truppen zurückgeworfen. Nächst der Sereth-Mündung erstürmten die unter Befehl der Generale Benigni und Fürst Schönburg stehenden k. u. k. Truppen die feindliche Stellung nordwestlich von Szuparka, wobei 20 russische Offiziere und 4000 Mann gefangengenommen und 7 Maschinengewehre erbeutet wurden.

Im Abschnitt von Doberdó wiesen die österreichisch-ungarischen Truppen heute früh einen feindlichen Vorstoß gegen den vorspringenden Teil der Karsthochfläche zurück.

9. September 1915.

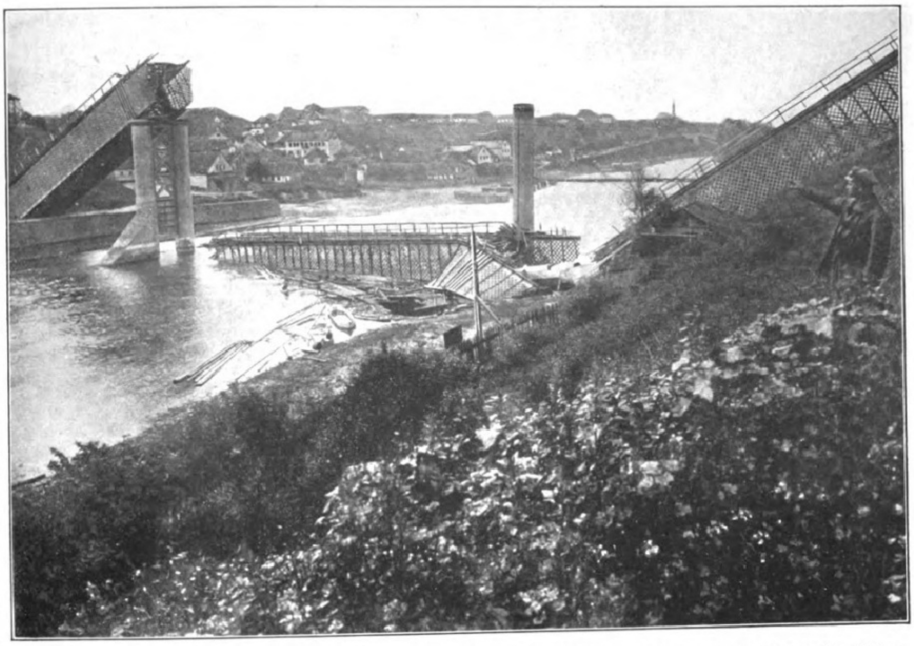
In den Argonnen brachen gestern nordöstlich von Vienne-le-Château unsere Württemberger und Lothringer Regimenter zum Angriff vor.

Die durch Artillerie vortrefflich unterstützte stürmende Infanterie setzte sich auf einer Frontbreite von über 2 km und einer Tiefe von 300 bis 500 m in den Besitz der feindlichen Stellungen und mehrerer Stützpunkte, darunter des von den Franzosen vielgenannten Werkes Marie Thérèse. 30 Offiziere, 1999 Mann wurden gefangengenommen, 48 Maschinengewehre, 54 Minenwerfer, 1 Revolverkanone erbeutet.

Während der Nacht von vorgestern zu gestern wurden in London die Docks sowie die sonstigen Hafenanlagen und deren Umgebung ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt. Unsere Luftschiffe sind trotz heftigster Beschießung ohne jeden Schaden zurückgekehrt. Deutsche Fluggeuggeschwader griffen Nancy an.

Südlich von Rozana ist der Übergang über die Rozanka erzwungen. Bei Chomsk ist das Norduser der Jasiolda gewonnen.

(Fortsetzung der Kriegschronik auf S. 412.)

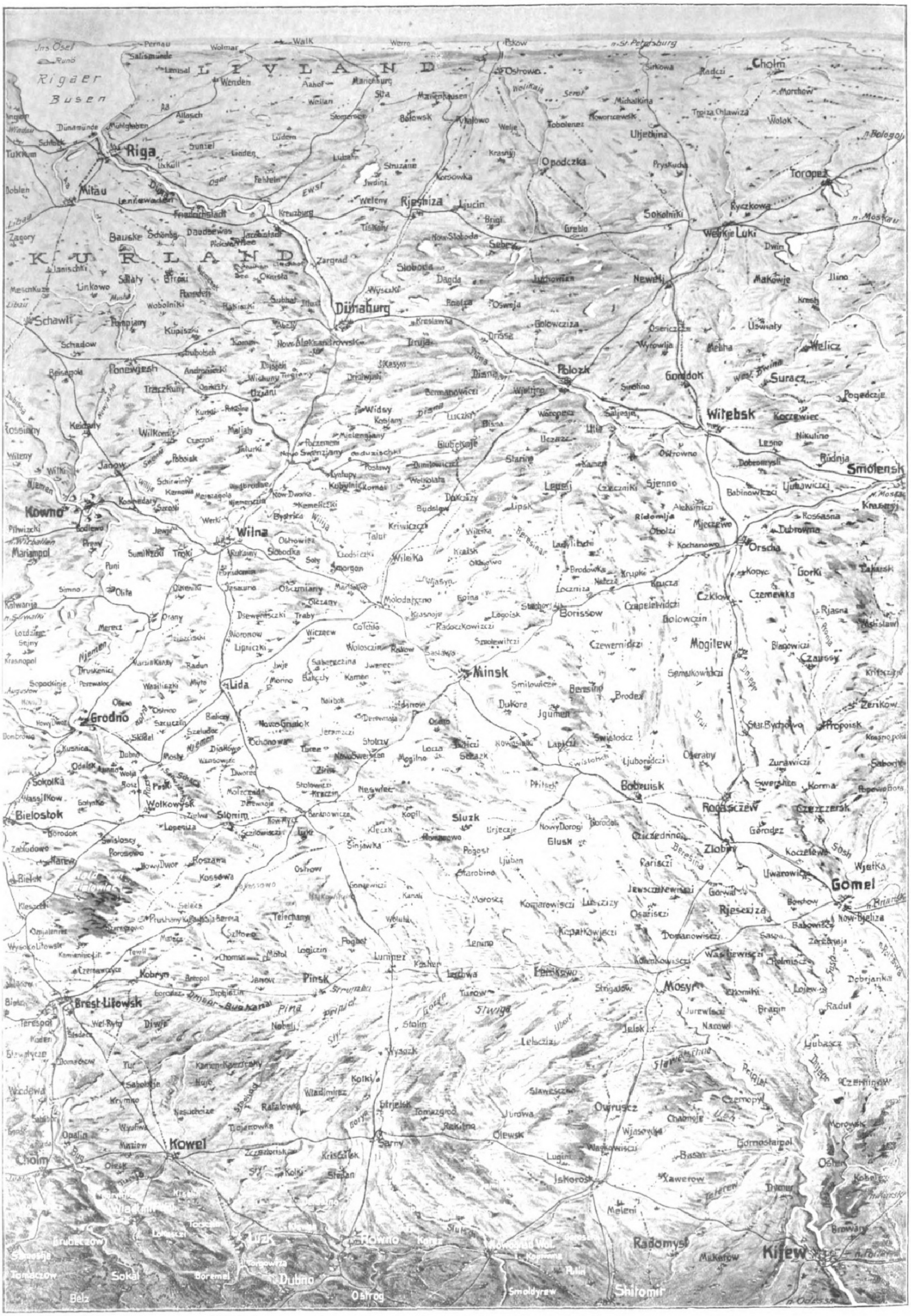


Die von den Russen gesprengte Eisenbahnbrücke über den Niemen in Grodno; im Hintergrund die Vorstadt der Festung Grodno. (Hofphot. Kühlewindt.)



Aus dem erst nach heftigen Kämpfen eroberten Fort Höhe 202 vor der Festung Grodno, das von den Russen neu angelegt worden war und auf keiner Karte verzeichnet ist. (Hofphot. Kühlewindt.)

Von der großen deutschen Offensive im Osten.



Zur großen Offensive der verbündeten Mittelmächte im Osten: Karte des Kriegsschauplatzes östlich der Linie Riga-Kowno-Grodno-Brest-Litowsk-Cholm.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Mit knirschenden Bremsen fuhr der Zug in die ungeheuere Bahnhofshalle ein. Franz Firmkranz, der am Fenster des Seitenganges stand, einen Koffer in den Kniekehlen, einen auf den Zehen, die Spitze eines Regenschirmes vor der Brust, die lang herabwallenden Federn eines Damenhutes vor dem Gesicht und das Kinn eines älteren Herren auf der Schulter, spürte die Erschütterung des Wagens durch die Beine bis in den Kopf.

Die Gedanken wurden ihm zusammengerüttelt, das Schwere nach unten, das Leichte nach oben, anmutig darüberhinweggelagert, recht wie es sich für eine frohe Ankunft gehört.

Es machte doch einen wesentlichen Unterschied aus, ob man nur in Geschäften reiste oder auch zum Vergnügen. Geschäftsreisen rochen immer nach Maschinenöl, die beschlagenen Fensterscheiben sahen aus wie Pauspapier, und die Stunden waren wie auf dem Reißbrett mit dem Lineal gezogen. Vergnügungsreisen aber gingen wie in einem lustigen Gewölk von rosigem Puder vor sich, die Stunden quollen gesetzlos aus einem Füllhorn hervor, alle Augenblicke flog irgendein blau schillerndes Flügelwesen von Einfall durch die Welt.

Firmkranz sah durch die Federn vor seinem Gesicht die Träger neben den Wagen herlaufen. Sie glichen unter den absonderlichen Bedingungen ihres Verschwindens und Wiederauftauchens den Phantomen in Ösers „Zaubertheater", an das Firmkranz aus seiner Jugend eine ehrfürchtige Erinnerung bewahrte.

Jetzt blieb der Zug mit dem lustigen Ruck stehen, den man trotz aller Erwartung doch immer wieder als Überraschung erfährt. Der Koffer in Firmkranz' Kniekehlen schlug gegen sein Gebein wie ein Widder gegen eine Festungsmauer; der Schirm bohrte sich in seine Brust, die Hutfeder wischte weich über sein ganzes Gesicht, der ältere Herr lehnte sich ganz und gar auf seine Schulter und sagte: „Pardon!"

Jemand arbeitete gewaltsam und verzweifelt an dem großen Fenster. Es knallte herunter, und eine Frauenstimme schrie wie in Todesnot: „Träger . . . Trääääger!"

Der Wagen begann sich zu entleeren. Die im Seitengang zusammengepreßte Menschenmenge wurde herausgequetscht wie die Füllung einer weichen Wurst. Schon hingen die Träger stürmend an den Stufen, andere nahmen die Koffer in Empfang, die ihnen aus den Fenstern gereicht wurden.

Firmkranz schritt mit seinem leichten Handkoffer den Bahnsteig entlang, der großen Uhr zu, die ihm anzeigte, daß der Zug pünktlich um acht Uhr zehn Minuten angekommen war. Er hatte unter den Wölbungen der Bahnhofshalle, im Strom der Menschen, ein merkwürdiges Gefühl des Anteils an allen diesen Dingen, an dem Großen und dem Einzelnen, der Bewunderung für die Eisenrippen da oben und für die Plattform, die eben, mit einem Haufen von Gepäck beladen, zwischen zwei Gleisen in einer Versenkung verschwand.

Mit festen, federnden Schritten ging er dem Ausgang zu, froh der Bewegung, aus der wieder Kraft in seine verschlammten, vom Sitzen träge gewordenen Zellen rann.

Wahrhaftig — da hinter der Bahnsteigsperre schwamm schon Matthias Supps Hut über der Menge, der breitkrämpige, schwarze Kahn, vielleicht noch dasselbe speckgetränkte Monstrum wie vor Jahren. Jetzt schwang er in einer Hand hoch über dem Gewimmel seinen Willkommengruß.

Firmkranz mußte noch Geduld üben, denn vor ihm wollte ein dicker Herr durch die Sperre. Der Beamte prüfte das Rundreisebillett mit einer Genauigkeit, als wäre er mit dem dicken Herrn allein auf weiter Flur, und als handelte es sich um die Echtheit eines Testamentes.

Dann aber drückte er die alte, treue Hand. Matthias Supp sagte mehrmals hintereinander: „Na, das ist schön! Das ist schön!" Und Firmkranz lachte ihm unter die speckige Krempe: „Gelt, so bin ich nun einmal."

Und als sie schon ein paar Schritte gemacht hatten: „Und Wehnicke?"

„Wehnicke kommt auch. Aber erst gegen Morgen."

Sie waren aus dem ärgsten Wirbel draußen. Firmkranz blieb stehen und blickte noch einmal in die Halle, unter deren Wölbungen große Sonnen schwebten, geronnene Klumpen Licht, die grellen, glühenden Äther ausstrahlten.

„Donnerwetter," sagte er, „ihr habt euch ja fein herausgemacht mit eurem Hauptbahnhof. Was war das damals doch für ein Jammer mit dem Dresdner Bahnhof und dem Berliner Bahnhof . . . armselige Verkehrsgelegenheiten, zehn dürre Krampen vor jedem . . . ja, Deutschland wird reich."

„Wir sind ja noch gar nicht einmal fertig", sagte Supp mit bescheidenem Stolz. Er wies nach der rechten Flanke des Bahnhofes. Dort sah die Nacht herein, über hohen Häusern, von denen die höchsten die Namen von Hotels trugen, unmittelbar unter dem dunklen Himmel. Weiter vorn war alles hell bestrahlt, ein Gerüst von unzähligen Rippen, die einander kreuzten und von schlanken, dünnen Kranen überragt waren, aus denen dürre Arme in die Luft griffen. Diese einfachste Formel von Last und Kraft, von Überwindung der Schwere war so gewaltig, daß Firmkranz' Herz ganz weit wurde. Was andere in der Kirche erlebten oder im Theater, das erlebte Firmkranz im Anblick der Maschinen. Sausende Räder, die gleichmäßige Arbeit stählerner Gelenke, die weichen Kurven der Hebel, die flirrenden Heiligenscheine der Drehscheiben, blaues Funkengeknister der Motore stimmte ihn zur Andacht. Sein ganzes Leben gehörte den Maschinen. Tagsüber bei ihrer Herstellung beschäftigt, war er auch in den Arbeitspausen von ihnen erfüllt, ja, er nahm sie in seine Träume mit, und wenn ihm ihr Anblick so unvermutet groß gegenüberstand wie eben jetzt, so hielt er rasch eine Art Gottesdienst ab.

Der wachsende Bau und die Häuser dahinter und der Nachthimmel waren in einen festen Rahmen gespannt, in den letzten Bogen, mit dem der unfertige Bahnhof gegen das Freie absetzte. Franz Firmkranz wischte mit der Hand die Linie dieses Bogens nach und sagte, als wäre er ein Maler, der den schönen Schnitt eines Hügels bewundert: „Großartig!"

Aber es war schwer, in diesem Schwall und Anprall von Menschen bewundernd stehenzubleiben. Jeden Augenblick lief ein Zug auf einem der Geleise ein. Ein unaufhörliches Dröhnen erschütterte den Boden und die Luft, Fauchen und Pfeifen des Dampfes, und über diesen Lärm, der dick war wie Staub und vom Körper durch alle Poren der Haut eingelassen wurde, war die Halle des Bahnhofes wie eine Glocke gestülpt, eine Glocke aus Beton, Stahl und Glas.

Menschen umarmten und küßten einander, liefen ein Stückchen, blieben stehen, wurden fortgerissen und von Kofferträgern angerannt, daß sie sich um sich selbst drehten. Die Damen der Bahnhofsmission machten sich unnötige Bewegung. Die Diener des Fremdenverkehrsvereins standen unerschütterlich, als wären sie in den Boden geschraubt wie die Stühle auf den Seeschiffen. An ihnen spritzten und rangen sich die Menschen empor, mit Fragen, mit Bitten, mit Drohungen.

„Kein Hotelzimmer mehr zu haben!" sagte Matthias Supp, „alles besetzt . . . schon vor drei Tagen war's schwer . . ."

„Es sieht wahrhaftig aus, als sei ganz Deutschland nach Leipzig gekommen . . . na, danke, daß du uns die Zimmer besorgt hast."

Supp machte den Versuch, zu erklären, warum er die Freunde nicht in seiner Wohnung untergebracht habe, aber in diesem Augenblick kam ein Herr, der beinahe zwei Meter maß, mit einem weit hinter ihm flatternden Mantel. Er stürzte mitten durch das Gewühl irgendeinem unerfindlichen Ziel zu. Und als erneuerte sich auf dem neuesten Boden das alte Leipziger Wunder des Faustschen Zaubermantels, so nahm der wehende Kamelhaarlappen die Freunde auf seine beiden Flügel, umwand sie und fegte sie die große Treppe hinab.

Draußen auf dem Bahnhofsplatze schoben sich die Reihen der Straßenbahnwagen durcheinander. Beleuchtete Buchstaben glitten über die schwarze Menge fort. Zu zweien oder dreien fuhren die Wagen vorbei. Aus der Blücherstraße kam plötzlich ein einzelner daher, mit einer ungebändigen, lausbübischen Schnelligkeit, als hätte er jemanden einzuholen. An den hohen Masten hingen wieder ungeheuere weiß glühende Kugeln. Nur daß ihr Licht nicht von Glasdächern zurückgeworfen wurde, sondern zum Teil in den Nachthimmel verrann, der schwer über die Dächer hereinhing.

Franz Firmkranz atmete tief. Seine Brust dehnte sich, sein Handkoffer schwang ihm federleicht am Arm. „Das dehnt sich aus!" sagte er, als hätte er rein körperlich hier denselben Antrieb empfangen, durch den diese Stadt größer und immer größer wurde, die Luft gesunden, machtvollen, arbeitstüchtigen Atmens.

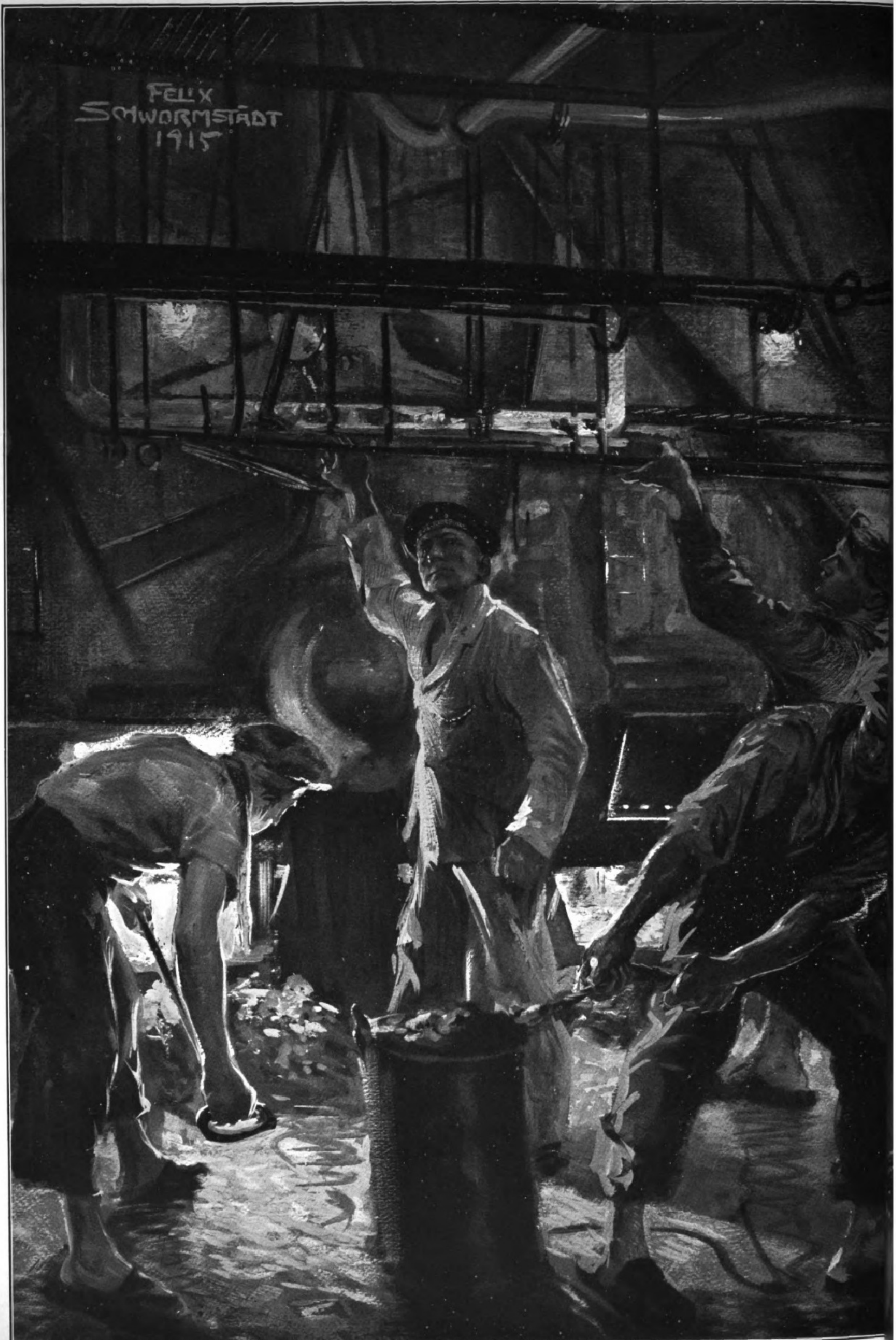
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Franz Firmkranz in seinem Hotelzimmer den Reiseschmutz abgewaschen hatte, gingen sie in den Thüringer Hof.

Lange standen sie herum, ehe sie in einer Ecke, halb auf dem Schoß anderer Leute, Platz gewannen. Die angerauchte Decke lief über ihnen in spitzen Bogen zusammen, an den Wänden waren Wappen abgeschildert und eine Menge fein gemalter Glückwünsche des Wirtes hingen unter Glas und Rahmen. Sorgfältig gezeichnet die Wappen von Burschenschaften, Landsmannschaften und Korps, verschlungene Hände, aufrechtstehende Eichbäume, aufgehende Sonnen, trotzige Türme, wehende Fahnen, gekreuzte Schläger, vorwärtsstürmende Schiffe, und was sonst noch an deutschen Hochschulen an sinnvoller Symbolik erdacht sein mochte. Die Leit- und Waffensprüche wanden sich auf flatternden Bändern dahin, und man konnte viel Kerniges von Burschenehr und Burschentreu und von der Freiheit Tempeln lesen.

Man bekam zur Not mit angepreßten Ellenbogen das Bierglas in Trinkhöhe. Wer essen wollte und das Glück hatte, bei einem der Kellner, die sich wütend durch die Menge pufften, Gehör zu finden, der mußte seine Knie zum Tischlein nehmen.

Und immer noch kamen Menschen herein, zogen in Schwärmen aus einem Raum in den anderen, sahen belustigt oder empört jede Handbreit Sitzgelegenheit besetzt und jeden Raummeter atembarer Luft dreifach vergeben und zogen wieder ab. Die Einheimischen zeigten und erklärten den zugereisten Freunden oder Verwandten die Sehenswürdigkeiten, den großen Fries, der einen in Holz geschnitzten Geschichtsabriß des deutschen Volkes vorführt, die gotischen Spitzbogen, die verbauten Fenster, das Winkelwerk, durch das die weit ins Mittelalter reichende Vergangenheit des Hauses beglaubigt wird. Draußen im rauchfreieren Flur ging es stehend her, eine einfachere Art des Bierverkehres, mit Füllen und Leeren von Gläsern, der immerwährend durch die Schwärme hoffnungsvoll Andringender



Unsere Marine im Weltkrieg: Bei „Voller Fahrt“ im Heizraum eines neuen Großkampfschiffs. Nach einer an



ten Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

oder enttäuscht Abziehender unterbrochen wurde. Es polterte und trampelte wildverwegen die Treppe nach den oberen Räumen hinauf und hinab, und im Schank krachten die groben Böllerschüsse des Anzapfens in das Kleingewehrfeuer der unzähligen klappernden Krüge.

Franz Firmkranz saß neben dem Freund und ließ sich von der Feststimmung vergnügt umschweben. Trotz alles äußeren Unbehagens zwangvoller Enge fühlte er sich wohl in diesem Anschwellen und Verebben einer Masse von Menschen, die sich auf den morgigen Tag freute, der die Weihe des großen Denkmals deutscher Kraft bringen sollte. Und Firmkranz machte eine Anmerkung darüber, daß sich in diesem Durst und diesem Wirtshausandrang doch nur dieselbe Kraft offenbare wie in dem Riesenbau des Bahnhofes und in dem steinernen Koloß draußen auf der Leipziger Ebene, das alte, auch in allem Geistigen gültige Gesetz von der Erhaltung der Energie. Man vergaß diese Wucht und Größe deutschen Wesens nur zu leicht draußen im Elsaß, wo die Herzen noch den französischen Takt klopften und die Augen mehr nach Paris als nach Berlin gerichtet waren.

Matthias Supp, der vor einem dünnen Stänglein Bier saß, ohne davon auch nur einen Schluck zu nehmen, lächelte unentschieden, denn es schien ihm in dem Gewühl nicht Zeit und Ort zur Hingabe an wichtigere und tiefere Dinge. Er verschob seine Einwendungen auf eine spätere, günstigere Stunde hin.

Immer tiefer lehnte sich Franz Firmkranz ins Gefühl dieses Beisammenseins mit dem Freunde aus alten Tagen und der Auflösung in eine froh bewegte Menge. Es wollte ihm nicht aus dem Sinn: draußen in der Nacht reckte sich das steingewordene Gedenken der Völkerschlacht, draußen hingen unter den Gewölben von Glas und Eisen die großen elektrischen Sonnen, die der Ankunft und Abfahrt unzähliger Menschen, dem Geschiebe unermeßlicher Güter leuchteten, und hier drängten sich diese Menschen, deren Geist und Geld das geschaffen hatte, harmlos und erwartungsvoll und biervergnügt durch die heißen, von Rauch gebeizten Räume.

Mit inniger Freude an der Welt richtete Franz seine Augen auf den Freund. Das Haar war stark gelichtet und von der Stirne weit auf dem Schädel zurückgewichen, an den Schläfen saß der Reif des Herbstes. Unter den Augen fältelte sich die Haut über einem Schatten, die Wangen sanken fahl und schlaff zu einem müden Mund, dessen dünne Lippen abwärts gezogen waren. Im Hintergrund der stillen, wehmütigen Augen saß Kummer. Alle diese Einzelheiten, die sich Firmkranz erst jetzt aufdrängten, im Verein mit dem abgetragenen schwarzen Konfirmandenanzug, mit der Wäsche, deren Fadenscheinigkeit und Ränderrauheit eine lange Lebensdauer bezeugte, jagten ihm einen schlimmen Gedanken durch den Kopf: das Leben hatte dem Freund wohl Erfolg und Freude versagt.

Schuldbewußt und nachdenklich starrte Firmkranz Matthias an. Ihm war alles gegeben worden, was er erstrebt hatte, und im heißen Schweiß und Glanz seiner Tage hatte er sich weniger um den armen Teufel gekümmert, als gute Freundesart war. So hob er jetzt, als sei es in dieser Stunde durch um so innigeres Mitgefühl wieder gutzumachen, das Glas und sagte herzlich: „Na prost, Kolumbus, Gott grüß die Kunst!"

Aber Matthias Supps dünnes Bierglas stand nur schandenhalber vor ihm. Weil man doch im Thüringer Hof nicht gut bei Wasser oder Brauselimonade sitzen konnte. Er stieß also bloß mit Firmkranz an und setzte das Glas dann wieder nieder. Sein Blick ging auf einer Sekunde Dauer in den des Freundes, dann wich er zur Seite auf einen der Glückwünsche hinter Glas und Rahmen.

„Mit der Kunst ist es vorbei!"

Das war überraschend für Firmkranz. Denn es war eher zu erwarten gewesen, daß die Sonne ihren Platz verlassen oder daß Flüsse bergaufwärts fließen oder Bäume die Frucht vor der Blüte tragen würden, als daß Matthias Supp seine Kunst aufgeben könnte. Firmkranz, dessen Hirn und Herz von Maschinen ausgefüllt war, verstand nichts von dem Farbengefuchtel, und bemalte Leinewand unterschied sich ihm von unbemalter nur dadurch, daß sie ihren eigentlichen Beruf verfehlt hatte, zu Hemden und Bettzeug verarbeitet zu werden.

Aber er achtete in den Bemühungen seines Freundes die Anspannung und Äußerung gestaltenden Willens, der jenen auf seinem Gebiet ebenso vorwärtstrieb wie ihn auf dem seinen. Nun war dieser Wille gebrochen und die Bahn verlassen. Die Ahnung einer Katastrophe beschwerte sein Herz. Er lenkte das Gespräch beiseite auf Matthias Supps äußeres Geschick.

Ob er noch bei seiner Bank sei? Ja, Matthias arbeitete noch bei seiner Bank, war vorgerückt, Prokurist geworden. Da staunte Firmkranz, denn ein Prokurist war doch jemand, mußte tüchtig sein und Vertrauen genießen, und der Ausdruck dieser erfreulichen Dinge war Geld. Damit stimmte des Freundes ins Ärmliche gehende Bescheidenheit der Erscheinung nicht überein.

Die alte Vertraulichkeit gestattete die Frage nach der Höhe seiner Bezüge. Es waren zehntausend Mark an festem Gehalt und nebenbei noch verschiedene andere Einnahmen an diesem und jenem.

Zögernd wagte Firmkranz die Erkundigung nach Supps Frau und Kindern — zwei Kindern, nicht wahr? Die Frau war wohlauf, die Kinder gesund, und in der Schule ging es brav voran.

„Na dann . . ." — warum diese Miene? wollte Firmkranz fragen, aber er besann sich und fing sich selbst ein. Es mochte wohl der Kummer über die Preisgabe seiner Kunst sein, ein Kummer, den Firmkranz achtete, wenn er ihn auch nicht verstand.

Matthias Supp aber, als sei es nun genug mit dem, was er über sein Leben berichtet hatte, wandte sich jetzt mit Gegenfragen an den Freund.

Da war nichts zu verhehlen. Alles war ins Helle und Heitere gerichtet, Franz Firmkranz hielt die Faust am Steuer seines Lebensschiffleins, und die Fahrt ging unter einem glücklichen Himmel goldumränderten Horizonten zu. Auch er war vorangekommen, die rechte Hand seines Direktors geworden. Ob Matthias den kleinen Handkoffer recht genau betrachtet habe? Darin befände sich neben einiger Wäsche der Stein der Weisen, die Goldtinktur der Alchimisten, jawohl das Dukatenmännlein, die Alraunwurzel der modernen Zeit. Aufriß und Beschreibung einer neuen Werkzeugmaschine von verblüffender Einfachheit und unendlicher Verwendungsmöglichkeit. Der Keim eines kleinen Vermögens, das ihm aus aller Welt zuströmen würde.

Die Leipziger Reise war nicht einzig eine leichtsinnige Gondelfahrt ins alte Freundesland und auch nicht bloß eine Wallfahrt zu dem großen Monument Deutschlands — dazu reichte die Zeit nicht und hätte auch Herr Brosam keinen Urlaub zu geben gehabt — sondern auch ein Stück von einem Geschäft. Nur daß das Geschäft diesmal nicht als ein Bleiklumpen am Vergnügen hing, sondern als ein rosenumwundener Propeller hinten schnurrte und, selber ein Vergnügen, der ganzen Herrlichkeit neuen Antrieb gab.

Es handelte sich bloß darum, einen gediegenen Patentanwalt, einen ersten Fachmann und Regisseur fremder Gedankenwelten, einen Geburtshelfer der kreisenden technischen Phantasie des Jahrhunderts aufzusuchen. Es war alles vorher schon schriftlich bis zum Abschluß geleitet, morgen sollte alles festgemacht werden, und vielleicht konnte der Anwalt sogar die Verbriefung des Erstlingsrechtes, das Patent selbst, in die Hände des Erfinders legen.

Eine halbe Million hing an diesem gestempelten Papier, wenn nicht mehr. Aber auch noch etwas anderes hing an ihm. Dieses Zauberpapier konnte sich nicht nur in Banknoten verwandeln, sondern auch in eines jener wohlriechenden Lavendelblättchen, in jene duftenden Wäscheschrankwiesen, die altväterische Leute noch immer zwischen Hemden und Taschentücher legen.

Nun was?

„So sieh mich doch mal an", sagte Firmkranz, indem er den Freund, der neben ihm saß, mit einem Schultergriff zum Frontwechsel zwang. „Wie seh ich denn aus?"

Matthias Supp sah ihn treuherzig und wohlgefällig an. Aber er schüttelte den Kopf. Eine Zigarrenhändlersgattin, ein paar Plätze weiter am Tisch, deren Busen durch ein Gebäude von schwarzem Samt und Glasperlen hochgeschraubt war, beantwortete die Frage mit einem warmen Blick: „Wie ein hübscher und lustiger Junge!"

„Na — merkst du nichts von der sanften Verklärung meines Wesens? Verlobt, wie ich mich habe . . ." Es war ein wenig lauter gesagt als eine vertrauliche Mitteilung, und Firmkranz' Augen gingen die Hörerschaft entlang. Die zwei zunächstsitzenden Männer, ein Glasermeister und ein Buchhändler, zeigten eine schadenfrohe Überlegenheit, ein dürrer, apfelgrüner Realgymnasiast grinste blöde, erst auf dem Gesicht der Zigarrenhändlersgattin fand Firmkranz Verständnis und Befriedigung.

Firmkranz mäßigte seine Tonstärke. Also, es war die Tochter seines Direktors, des Herrn Brosam, ein feines, kluges, gebildetes Mädel, eine halbe Französin, Madeleine, in Paris erzogen, sehr schick, und sie mochte ihn nur, weil er kein Deutscher war, sondern ein Österreicher. Einem richtiggehenden Deutschen hätten diese Elsässer niemals . . . nie! nie!! nie!!! . . . ihr Kind gegeben. Ja, so waren sie drüben im Elsaß und besonders in Mülhausen.

Auch da war alles in Ordnung gebracht und, wenn das Patent einmal da war, so wurde es öffentlich. Es ging ja nicht etwa ums Geld, denn Brosam war trotz seines bescheidenen Namens kein Hungerleider und Abfallmensch, aber man wollte einen Schwiegersohn, der sich irgendwie ausgezeichnet hatte. Schon deshalb, weil Madeleine den Sohn des Herrn Kohlmeis, des Besitzers der Fabrik, hatte absausen lassen. Aus keinem anderen Grunde, als weil er Reserveleutnant war.

Der ganze Tisch nahm jetzt Anteil an der Verlobungsgeschichte des jungen Mannes, da sie ins Politische zu schillern begann.

„Ja, die Elsässer," sagte der Buchhändler, „weeß Gott, die gönn' sich nich beruichen!"

Dann aber wurde es gefährlich an diesem Tisch. Nebenan hatte nämlich die Not und der Drang vorsätzlicher Begeisterung ein paar Studenten mit roten Kappen gezwungen, ihre Beine unter dieselbe Eichenplatte mit einer Anzahl organisierter Genossen zu strecken. Es war wieder einmal zu sehen, wie feine Unterschiede die Symbolik zu machen weiß, und wie wesentlich die Verschiedenheit der Gesinnung ist, die dasselbe Rot ausdrücken kann, je nachdem es an der Kappe oder an der Krawatte sitzt.

Die Arbeiter waren inmitten der allgemeinen Festbewegung dunkel und unerfreut. Wie schwere Felsklötze in der Brandung wuchteten sie um den Tisch und ließen die schäumenden Wellen dieser Stunden an sich heranspülen und über sich hinwegspritzen. Das ging sie nichts an, dieser bürgerliche Tumult. Man hatte ihnen die Überzeugung von ihrer Überlegenheit beigebracht, und sie wußten auch ganz gewiß alles besser als die Hurrapatrioten. Diesen gesetzten, ehrenhaften und tüchtigen Männern erschien alles, was nicht von der eigenen Partei veranstaltet war, als lächerlicher und lästerlicher Auswuchs des Kapitalismus und Militarismus, und sie nahmen auch keinen Umgang davon, ihren Meinungen Ausdruck zu geben.

Solange die Begeisterung noch nicht ins Illuminierte vorgerückt war, blieb die rotbemützte Nachbarschaft immerhin noch friedlich, obzwar der und jener schon in scharfem Ton an einen Kameraden die Anfrage gerichtet hatte, ob er vielleicht wüßte, was die Proleten dort drüben wollten. Auf einmal aber begannen sich die unter den gemeinsamen Tisch gestreckten Beine nicht mehr zu vertragen . . . es war ein besonders empfindliches Schienbein darunter, oder Hassan, der Couleurhund, hatte irgendwie Unheil gestiftet. Ein bedenkliches Stampfen fing an, ein kurzer Nahkampf zwischen Zehen und Absätzen, dann erhob sich einer der Studenten und — es war gewiß ein schiffbrüchiger Bayer — sagte mit einem gewitternden Baß: „Überhaupt . . . schmeißt's die Sozi 'raus!"

Die Nachbarschaft hetzte und dämpfte, die Ängstlichen rückten ab, andere drängten nach, zwei Kellner mit flatternden schwarzen Flügeln kamen gestürzt, Hassan, der Couleurhund, der als erster ins Feuer gekommen war, heulte auf.

Franz Firmkranz nahm mit scharf über die Schulter gewandtem Kopf die Szene auf: der dicke Student, der seinen Bierbauch gegen den Tisch stemmte, die eine Faust in eine Lache stützte und mit der rechten Hand in imperatorischer Geste gegen die Türe wies. Und sein Gegenüber, an das der Ausweisungsbefehl vornehmlich gerichtet war, ein ernster älterer Mensch mit pockennarbigem Gesicht und verkrüppelten Ohren, der ruhig sitzengeblieben war und den in geschwärzten Fingern steckenden Zigarrenstumpel gelassen zum Munde führte.

Es wurde deutlich, das auf Wiederkehr friedlichen Vernehmens nicht so bald zu rechnen war.

Die Freunde beeilten sich, zu zahlen und aus dem wachsenden Tumult zu entkommen. Der letzte Eindruck war, daß einer der Rotbemützten einen der Genossen beim Ärmel gefaßt hatte und den Widerstrebenden vom Sitz aufzuziehen versuchte.

„Gerauft muß werden, wenn die Deutschen vergnügt sind", sagte Franz Firmkranz. „Na . . . Goethe hat's auch gewußt: ‚Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte' . . ."

Die Straßen waren noch voll unermatteten Lebens. Von den Häusern hingen die bunten Tücher der Fahnen weich und schmiegsam aus dem Dunkel in den hellen Brand der Straßenbeleuchtung. Wenn sie sich bewegten, war es, als würden sie, wie Papierschnitzel über der Lampe, von dem heißen Strom der Festfreude angeblasen und emporgehoben, der zwischen den Häusern dahinfloß. Aus den kleinen Kneipen torkelten die reichlich mit Tschinellen versetzten Musikkünste der Automaten und elektrischen Klaviere.

Breite, behäbige Bürger kamen in Klumpen die Straße entlang, ein Leutnant in einer überhöhten Mütze ließ neben einer jungen Dame in Pelzmantel und großem Samthut seinen Säbel klappern. An einer dunkleren Ecke stand ein Paar. Das Mädel hielt die herabhängende Hand des jungen Menschen und machte einige gewagte Tanzschritte über das Pflaster, das Bruchstück eines Tango.

„Na . . . wollen wir noch einen Kaffee?" fragte Firmkranz.

Matthias Supp staunte ihn an: „Du bist doch verlobt?"

„Ach . . . Tschaperl . . . ist denn das eine Untreue, wenn ich mich amüsiere?"

Aber der Prokurist war nie ein Nachtschwärmer gewesen. Er liebte es, seine Tage mit einem klaren Kopf zu beginnen. Noch war ein Wagen der Straßenbahn zu haben, wenn er jetzt ging.

„Asket!" lachte Firmkranz und reichte ihm die Hand. Dann zog er seinen Mantel vorne fester zusammen und trieb behaglich unter dem weichen Geflatter der Fahnen durch die laue Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Berg steilt draußen aus der Unendlichkeit der Leipziger Ebene, ein jäh anschießender Berg. Es ist, als wäre die Rinde der Erde geborsten und hätte einen Bolzen ihres feurigen Kernes emporgetrieben, einen Pfeiler, der erstarrend unter dem Himmel zurückgeblieben ist.

Basaltische Ungetüme stehen so, da und dort, an wilden Küsten, angestaunt als Wunder der Natur. Schottlands graues Meer schlägt gegen solche Säulen, und im Stein liegen schlafende Heldenlieder wie verzauberte Heere, die auf einen Anruf erwachen. Aus ihren Adern, aus dem erstarrten Feuer ihres schwarzen, körnigen Gefüges flüstern dann seltsame Namen: Ullin, Fillan, Connal, Fingal, Temera.

Aber der Riesenpfeiler auf der Ebene Leipzigs ist kein Naturspiel, er ist Gewaltigeres, ist Menschenwerk.

Der Glaube kann Berge versetzen. Der deutsche Glaube an sich selbst hat das Wunder hier gewirkt. Anderswo ward ein Berg abgetragen und hierher versetzt. Das Wunder der Schöpfung ist hier wiederholt. Was formlos unter Sand, Buschwerk und Rasen lag, ist an den Tag und in die Form gehoben. Aus den Knochen der Erde, aus verborgenem Wust, aus ihrem Panzer wurde Gestalt.

Ein Denkmal steilt empor, über breiten Terrassen, über einem Spiegel, der in einen steineren Rahmen gefaßt ist. Gelassene Wucht, gebändigte Urkraft, geordnetes Leben der Masse. Um den andrängenden und aufgebäumten, in sinnvollste Einfachheit gebannten Stein ist Figurenwerk gereiht. Die Walstatt mit durcheinandergeflochtenen Leibern von Männern und Rossen, mit Standarten und Adlern, dann im Kranz um das Rund der Kuppel die riesigen Wächter aus Stein.

Fern brennt die Stadt; über ihren Türmen ist roter Schein, unzählige Quellen verströmen ihr Licht in die Nacht, das verebbt im Schoß der Unendlichkeit. In der trüben, roten Lache über den Dächern ist das letzte Zittern der Luft enthalten, Gier des Lebens, das unersättlich dem morgigen Tag zufließt, Keuchen krampfhaften Vergnügens.

Mit einer langen Häuserzeile reicht die Stadt bis zum Fuß des Denkmals, gleichsam mit einem gekrümmten Finger, als wollte sie ihn einhaken und den wuchtigen Koloß näher zu sich heranziehen.

Aber je weiter die Stadt gegen das Denkmal kommt, desto stiller und zaghafter wird sie und desto dunkler. Der rote Schein wird von den schweigenden Feldern, von den freien Breiten zwischen den schlafenden Dörfern zurückgescheucht, und über dem Quaderblock, der das Denkmal krönt, ist die Luft rein vom roten Gerinnsel und der Himmel voll von leise singenden Sternen.

Schatten wehen aus den Tiefen der Welt, die Finsternis birst, ein Nachtwind geht über die kahlen Stoppeln, Wind von vielen flüsternden Stimmen. Leise scharrt es über die Stoppeln, an den Feldrainen rückt die Erde. Sie krümmt sich mit vielen, leisen, schmatzenden Geräuschen, Hügelchen werfen sich auf wie von Maulwürfen, die mit unfaßbarer Schnelligkeit arbeiten, die Schollen kollern, und etwas Weißes schimmert im kleinen Kratermund des Haufens. Dann zwingt sich ein Rauschen vor, drängt sich in den Wind von Flüsterstimmen. Unterirdische Ströme gehen dahin. Bergleute hören so, wenn sie dem Tod geweiht sind, das Klingen der Erzadern im tauben Gestein. Es tröpfelt aus dem Kristall, schießt zu kleinem Gerinnsel an, wird ein Bächlein von Erz, das sich verzweigt und durch haarfeine Spalten zwängt, das sich mit anderen eint, zum Fluß wird, zum Strom, der durch die Labyrinthe der Tiefe fällt, dessen starke Stimme dem Todgeweihten ertönt. Unter dem Schlachtfeld von Leipzig klingen keine Erzadern. Hier braust in unterirdischen Gängen der Blutstrom, denn Blut versickert nicht. Die Erde trinkt es, sie saugt es ein, aber sie birgt es in ihren Adern; aus dem Getröpfel, das verblutende Leiber entsandten, werden die Ströme, tief drinnen im Leib der Scholle, die in Schicksalsnächten rauschen.

Hinter dünnem Flor schwingen singende Sterne, leise flüstert es über den Stoppeln, im Schoß der Scholle rauschen die Blutströme.

Schatten wehen, weich gleitend quillt Nebel. Eine Schwäche scheint die Welt befallen zu haben, daß Gewesenes so stark weiterlebt. Wie von Erinnerungen überwältigt qualmt die Finsternis, Festes löst sich in Dunst. Die Grenzen zum Leblosen sind gefallen, jetzt entzündet die Bewegung einen matten Schein. Liegt das Leuchten im Fernen, oder ist es um und um, unmittelbarste Nähe?

Schatten wehen, Züge von Schatten qualmen dem riesigen Bauwerk zu. Heiderauch quirlt so aus Mooren, umdampft die Wände von Steinbrüchen. Weich und gestaltlos wischt der Dunst der Erinnerung über den behauenen Berg, die Flanken scheinen dampfend zu atmen, wie warme Tierleiber in kalter Winterluft.

Zu beiden Seiten vor dem Denkmal sind riesige Gerüste gezimmert, ungeheuere Treppen von Sitzplätzen, aus weißschimmernden Brettern. Die letzten Reihen streichen unter den Sternen dahin, in dünnem Hauch springt das Sternenlicht über die Stufen dieser Kaskade aus Holz, die einen Hauch von Wald an sich hat, von Harz und durch Wachstum gegangener Sonne. Jetzt quillt der Nebel heran, ballt sich über die Treppengerüste hin, klimmt und wolkt über die Bretter; er teilt sich in langgestreckte Züge, die über die Stufen gelagert sind, Reihe an Reihe, so wie morgen die Zuschauer der Weihe sitzen werden.

Unter seiner Berührung schimmert das noch nicht erstorbene Holz weicher und heller. Glanz rieselt die Treppengerüste hinab, es geht ein Regen der Luft mit dem Geleucht, tausendfaches Seufzen schwillt. Ist das eine Stimme, die aus dem Lautlosen spricht, steht da jemand über dem aus Gestein vorquellenden Kyffhäuserkopf?

Inniger leuchten die Sterne, die Blutströme der Scholle rauschen durch die Nacht; Schauer der Andacht heben sich empor, zwischen der Erde und dem funkelnden Himmel geht ein Strom der Kraft, der sie verbindet. Der wunderbare Kreislauf der Ewigkeit singt; immer geht Himmlisches in die Erde ein, immer ringt es sich aus ihr durch Not und Tod zu den Sternen.

Eine Uhr schlägt irgendwo.

Da wolkt der Nebel dünner, gleitet über die Reihen der Bänke hinab, dem ragenden Steinkoloß zu. Es ist, als öffnete der Felsen seine Poren, der Stein trinkt Nebel, saugt ihn ein, läßt sich von ihm durchdringen, und noch gewaltiger, als füllte ihn erst jetzt das Leben seiner Größe, steht er unter der Krone der Nacht. Wie ein wunderbarer Mantel hängen noch die letzten Nebelfahnen an ihm, sie gleiten weich und schmiegsam in ihn hinein. Ein dünner, zitternder Rauchring dreht sich unter den Giganten, die an der Kuppel wachen. Sind das Gewänder Schwebender, die ihn im Kreise umziehen?

Nun ist alles fort . . . wie ein verzauberter Berg schließt sich das Denkmal, steht groß und starr.

Aber sein Stein lebt, wer von nun an sein Ohr nachts an die kalten Glieder legt, wird Namen hören: Yorck, Gneisenau, Lützow, Blücher . . .

Unter seinen Grundmauern rauschen die Blutströme der Scholle.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Vaterland. Von Karl Martin Schiller.

Bist du ein Raum nur, von Steinen umzirkt?
Erde und Felsen, in Blüten gewirkt?
Bist du ein Rausch nur, der Toren gefällt?
Bist du ein Joch nur, das Säumige hält,
Vaterland?

Was ich auch bin, meine Liebe und Kraft,
Schmerzen und Frohsinn und Leidenschaft,
Meiden und Sehnen, Unrast und Ruh,
Wollen und Wirken, das alles bist du,
Vaterland.

Heiliger Name, heiliges Lied,
Heilige Flamme, die in uns glüht,
Schwur und Gebet und Gewissen und Gott,
Alles in einem, wer macht dich zu Spott,
Vaterland?

Wenn meine Hütte im Sturmwind zerbricht,
Felsen und Erdreich halten mich nicht:
Fester mein Herz und stolzhöher mein Haupt:
Im Leben, im Sterben wirst du mir nimmer geraubt,
Vaterland!

Kriegschronik.

9. September 1915 (Fortsetzung von S. 405).

Dubno, der zweite Punkt des wolhynischen Festungsdreiecks, ist genommen. In die Stadt ist gestern nachmittag österreichische Landwehr-Kavallerie eingerückt. Die Armee des Generals Böhm-Ermolli ist an der oberen Ikwa und über Nowo-Alexiniec vorgedrungen. Die russischen Kräfte, die im Raume westlich von Trembowla über den Sereth vorgebrochen sind, wurden größtenteils wieder zurückgeworfen. In den Kämpfen, die hier gegen feindliche Überzahl stattfanden, griffen deutsche Gardebataillone unter dem Obersten v. Leu besonders erfolgreich ein.

Unsere Marineluftschiffe haben in der Nacht vom 8. zum 9. September den Westteil der City von London, ferner große Fabrikanlagen bei Norwich sowie die Hafenanlage und Eisenwerke von Middlesborough mit gutem Erfolg angegriffen. Die Luftschiffe sind sämtlich wohlbehalten zurückgekehrt.

10. September 1915.

Nördlich von Souchez wurde ein vorgeschobener französischer Graben genommen und eingeebnet, in den Vogesen einige vor unseren Stellungen am Schratzmännle und Hartmannsweilerkopf liegende Gräben gestürmt und dabei 2 Offiziere, 109 Mann gefangengenommen, 6 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer erbeutet. Ein Gegenangriff am Schratzmännle wurde blutig abgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden die Höhen bei Pieski (an der Zelwianka) gestürmt. Im Laufe des Tages sind 1400 Gefangene eingebracht und 7 Maschinengewehre erbeutet. Olszancka ist genommen. Unsere Verfolgungskolonnen nähern sich dem Bahnhof Koszow (an der Straße von Kobryn nach Milowidy). Beiderseits der Bahn nach Pinsk erreichten wir die Linie Tulatycze-Owzicze. Deutsche Truppen warfen die Russen aus Bucniow (am Sereth südlich von Tarnopol). Südwestlich Bucniow und bei Tarnopol sind heftige feindliche Angriffe abgeschlagen.

Die im Raume westlich von Rowno kämpfenden russischen Kräfte wurden über die Stubiel-Niederung geworfen. Die von Zalosce vorbrechenden österreichisch-ungarischen Truppen drängten den Feind in der Richtung gegen Zbaraz zurück. Westlich des mittleren Sereth wird heftig gekämpft. Die k. u. k. Streitkräfte in Litauen haben das breite Sumpfgebiet der Jasiolda und der Orla vollends überschritten und kämpfend den Raum südöstlich von Rozany gewonnen.

Gestern nachmittags und abends griffen die Italiener den Tolmeiner Brückenkopf mehrmals heftig an, wurden jedoch jedesmal unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Gestern wurde bei einer Rekognoszierung das österreichisch-ungarische Torpedoboot 51 von einem feindlichen Unterseeboot torpediert und am Bug beschädigt. Das Torpedoboot ist in seinen Basishafen eingelaufen.

In der Nacht vom 9. zum 10. September hat eines unserer Marineluftschiffe auf den russischen Flottenstützpunkt Baltisch-Port und auf seine Eisenbahnanlagen eine Anzahl Bomben mit gutem Erfolg geworfen und ist unbeschädigt zurückgekehrt.

11. September 1915.

Am Hartmannsweilerkopf wurden die am 9. September gestürmten Gräben gegen zwei französische Angriffe behauptet.

In den Gefechten südöstlich von Wilkomierz sind weitere 1050 Gefangene gemacht und 4 Maschinengewehre erbeutet worden.

Auf der Front zwischen Jeziory und Zelwa (an der Zelwianka) leisten die Russen noch hartnäckigen Widerstand. Skidel und das nordwestlich davon gelegene Niekrasze konnten erst nach hin- und herwogenden Kämpfen von uns in der Nacht endgültig erobert werden; auch Lawna (an der Straße Skidel-Lunno Wola) ist erstürmt. Die Eisenbahnknotenpunkte Wilesjka (östlich von Wilna) und Lida wurden durch unsere Luftschiffe ausgiebig beworfen. Der Kampf zwischen den Straßen Wolkowysk-Slonim und Kobryn-Milowidy dauert mit gleicher Heftigkeit an. Der Übergang über die Zelwianka ist an einzelnen Stellen erzwungen.

Die deutschen Truppen der Armee des Generals Grafen Bothmer wiesen heftige Gegenangriffe unter starken Verlusten des Feindes ab; sie machten über 300 Gefangene.



„Achtung! Flankenfeuer!" Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung", Fritz Grotemeyer.



Vizeadmiral Jacobsen in Begleitung seines Adjutanten Kapitänleutnants Kellermann und Leutnants Simon bei einem Ritt an der Nordseeküste. Nach einer Zeichnung des auf dem flandrischen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern.



Aus dem besetzten Belgien: Markttag in Mecheln. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gezeichnet von Professor Max Rabes.



In Deckung hinter einem Kalksteinbruch. Im Vordergrund links eine Erdhöhle, daneben in der Wand der Eingang zum Schützengraben.



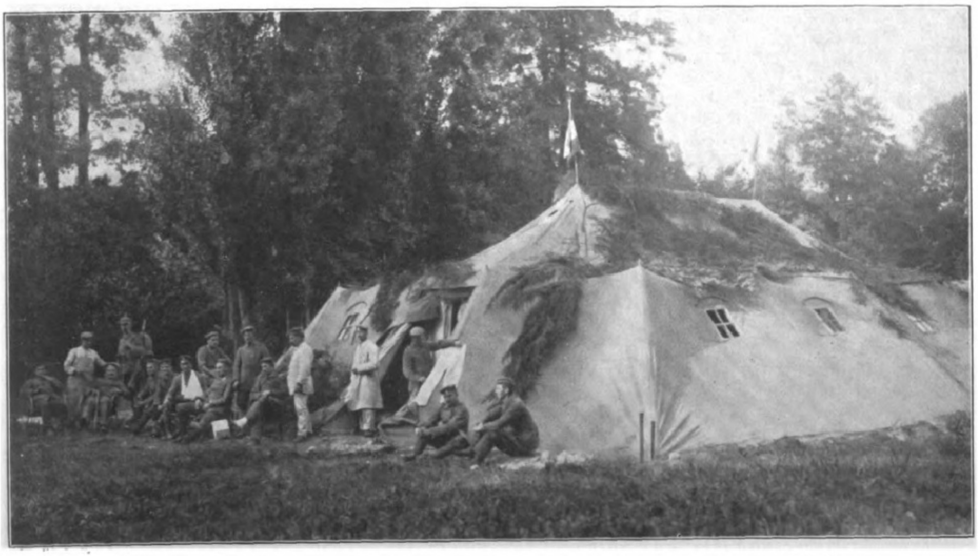
Ein deutscher Infanterist in einer französischen Te



Unsere Feldpolizei bei der Passierscheinkontrolle und Warenprüfung auf der Landstraße.



Ein Beobachtungsposten auf einer Ruine in den Vogesen. (Hofphot. Ebe



Feldlazarett mit Leichtverwundeten hinter der Front in den Vogesen. (Hofphot. Eberth, Cassel.)



Befestigung

Bilder vom we





...von 52 cm Durchmesser und 432 cm Länge.

Alarm in einer Batterie.



Eine Fliegerabwehrkanone in Feuerstellung.



Eine Stacheldraht-Fabrik in Feindesland: Überblick über einen Fabrikations- und Lagerraum.

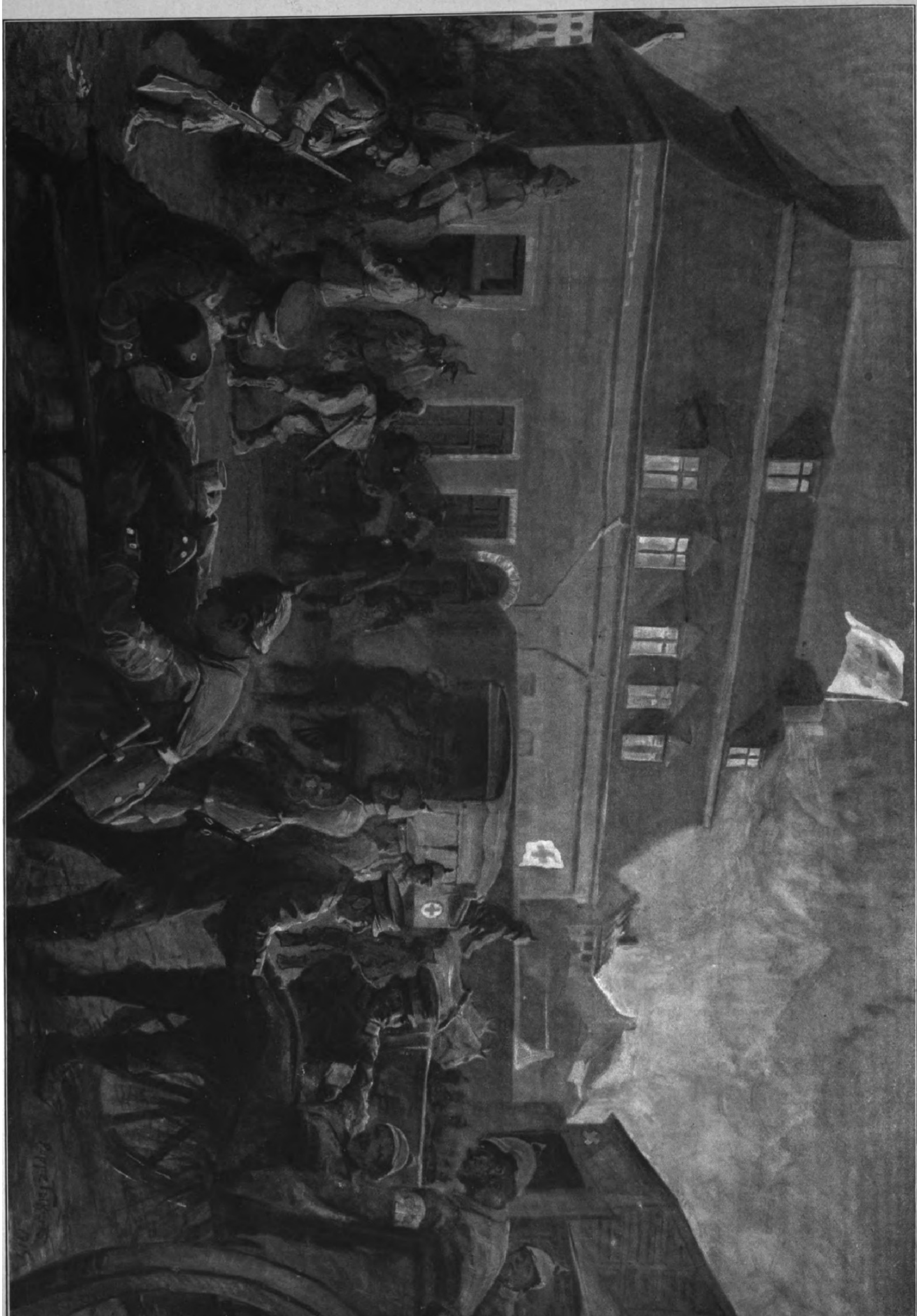


Brücke.



Arbeit der Feldpost im Freien in der Champagne.

...auplatz.

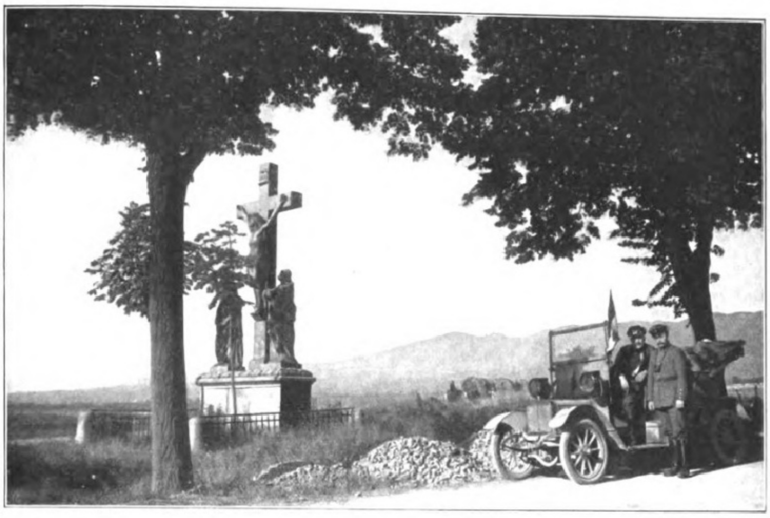


Im Auto durch das Münstertal. / Von Fritz Droop, z. Z. Colmar i. E.

Mit 9 photographischen Originalaufnahmen von O. Baumüller, Münster i. E.

Das Automobil ist schon lange über die Entwicklungsstufe hinaus, die es als Luxusangelegenheit der begüterten Kreise erscheinen ließ; der Krieg aber hat den Kraftwagen gänzlich über den Begriff des Sports gestellt. Das liegt einmal an der erhöhten Bedeutung, die alle Verkehrsmittel im Kriege gewonnen haben, zum andern aber auch an der größeren Beweglichkeit des Autos im Vergleich mit der mehr als in einem Sinne gebundenen Eisenbahn. Es soll an dieser Stelle nicht von den Verwendungsmöglichkeiten des Kraftwagens im Dienste des Arztes und der Verwundeten, der Patrouillen, Ordonnanzen oder der Feldpost die Rede sein, in diesem Falle ist das Auto lediglich Mittel zum Zweck, um ein in der letzten Zeit vielgenanntes Operationsgebiet ein wenig näher kennenzulernen.

Diese Absicht ließ den Oberpostassistenten B., der trotz der Gefahren täglich die Post von Colmar nach Münster besorgt, das rechte Zeitmaß für sein Auto wählen. Nur auf schnurgerader Landstraße gönnten wir uns das Vergnügen, für Augenblicke mit verdoppeltem Kraftaufwand dahinzufliegen, an Schützengräben und Wällen vorbei, die den siegreichen Vormarsch unserer Truppen bezeichnen. Es liegt etwas Befreiendes in solcher Art, sich fortzubewegen, wenn auch nicht in dem gleichen Maße wie bei einer Fahrt im Flugzeuge. Aber auch hier fühlen wir die Herrschaft der guten Geister, die uns begleiten, der Freiheit, Energie und Kraft. In diesem Sinne hat das Automobil die Kultur des Reisens ein gutes Stück vorwärtsgebracht. Wir dürfen wieder in verlorengegangene Paradiese schauen: die Poesie des Reisens, die das Zeitalter der Eisenbahnen vergewaltigt hatte, ist durch das Auto neu beflügelt worden.



Am Kreuzbilde an der Landstraße Colmar-Winzenheim. Im Hintergrunde die „Drei Exen". (Rechts das Post-Auto mit dem Feldpost-Assistenten und dem Verfasser des Artikels.)

Wo der Weg nach Wettolsheim links von der breiten Landstraße abbiegt, machen wir zum erstenmal halt. Selten sieht man ein Kreuzbild in so malerischem Rahmen wie hier, und nie zuvor sind hier soviel Gebete zu dem Gekreuzigten gestammelt worden wie in dieser Zeit. Fleißige Bauern fahren ihre Roggenernte heim. Im Hintergrunde ragen die zerfallenen Turmreste der „Drei Exen" wie ein markanter Schattenriß empor. Über der Pflixburg hängt wieder jene weiße Wolke, von der die Bewohner des Tales mit geheimnisvoller Scheu erzählen. In den zerfallenen Mauern wandelt zu nächtlicher Stunde eine weiße Jungfrau und weint ihre Klagen hinaus in die mondhelle Nacht. Und die Winde tragen ihre Tränen als weißes Wölkchen früh dem Morgenstern entgegen. Von Zeit zu Zeit aber jagt ein Unhold über diese Stätte. Der wilde Jäger naht mit lautem Troß, und Felsen stürzen krachend in die Tiefe. Jetzt ist sein Horrido verstummt, sein Hifthorn still. Jetzt herrscht der blutige Mars in den Vogesen.

Wer der Hohlandsburg einen Besuch abstatten will, der muß das „Schnauferl" schon für zwei Stunden verlassen. Aber die Mühe des Aufstiegs wird herrlich belohnt. Eine riesige 10 m hohe Mauer kennzeichnet den Umriß einer Feste, deren Bau auf solcher Höhe unbedingt Bewunderung erregt. Aber in das Staunen des Beschauers mischt sich das Bedauern, daß man ein solches Bauwerk so verfallen lassen konnte. Am besten ist noch die Hochburg mit dem Wartturm erhalten, aber die Stürme der Zeit dürfen ihr Zerstörungswerk auch heute ungehindert weiter treiben.

In Winzenheim, wo uns eine Abteilung Armierungssoldaten begegnet, wenden wir nach rechts auf Türkheim zu, das uns mit dem Zauber mittelalterlicher Romantik umgibt. Wer Zons am Rhein liebt oder Rotenburg, der wird auch hier viel stillgewordene Schönheit finden. Stiller denn je sind in diesem Sommer die alten Winkel und Gassen der Stadt. Vergeblich schauen wir nach den spitznasigen Giebeln der Häuser und nach den Erkern hinauf, die mit altem reichen Schnitzwerk prunken: es schauen keine ehrwürdigen Matronen neugierig auf uns herab, und junge Dirndl gibt's wohl auch nicht mehr, trotz all der Sprüche, die in Holz und Stein von Weib und Wein und frohen Liedern sagen. Doch: drüben winkt ein liebes deutsches Kind mit blauen Augen und blonden Zöpfen...

Bereits nach einer halben Stunde hält unser Auto vor dem Postgebäude in Münster. Während der Kollege von der andern Fakultät seine Postsäcke in das Gebäude schaffen läßt, schlendere ich durch die Straßen des Städtchens, von dem Vulpinus scherzend singt:

„Und wenn nach Münster ihr gelangt,
So grüßt im Park den Leuen,
Der auf dem Brunnen einst geprangt,
Die Mönche zu verscheuen.
Es ist ein wunderseltsam Tier,
Was er getan, vermessen schier,
Obgleich er's nie bereute.
In stolzer Würde steht er da;
Daß ihn der Abt von hinten sah,
Ergötzt sein Herz noch heute."

Außerhalb des Elsaß kennt man den Namen der Stadt nur in Verbindung mit dem Münsterkäse, der irreführenderweise oft mit dem Straßburger Münster als Schutzmarke vertrieben wird. Im übrigen ist die Stadt der Mittelpunkt hochentwickelter Spinn- und Webereibetriebe. Vor allem haben die Fabriken der Häuser Hartmann einen geradezu blühenden Aufschwung genommen. Die Ausdehnung der industriellen Anlagen hat denn auch mehr und mehr die Erinnerung an die zwölfhundertjährige Geschichte der Stadt getilgt. Selten aber haben die Bewohner des Ortes so bunte Szenen gesehen wie in den Augusttagen des vorigen Jahres, als überall die französische Trikolore auf den Dächern emporstieg, die Uhren 55 Minuten zurückgestellt und die schwülstigen Proklamationen der welschen Diktatoren mit Andacht angehört werden mußten. Bei den Kämpfen, die sich in jüngster Zeit in nächster Nähe der Stadt abspielten, hat Münster arg gelitten und auch mehrere Menschenleben zu beklagen gehabt. Den meisten Schaden hat die Hartmannsche Weberei davongetragen, die durch Brandgranaten fast gänzlich zerstört wurde. Wie in Kaysersberg, so wurden auch in Münster zahlreiche angesehene Persönlichkeiten, die nicht in das Horn der Franzosen stoßen wollten, verhaftet und als Geiseln fortgeführt. Den meisten von ihnen war es bisher unmöglich, irgendeine Nachricht nach Hause zu senden, und Hunderte leben in banger Furcht und Trauer um das Schicksal ihrer Lieben. Und doch scheint es lange zu dauern, bis die Franzosen einsehen, daß das Elsaß trotz aller verräterischen Aussaat kein dauernder Boden für die Anhänger Blumenthals, Wetterlés und Hansi Waltz' gewesen wäre.

Am Rathaus, das 1553 zur Erinnerung an die Befreiung von der Klosterherrschaft auf dem Marktplatz erbaut wurde, wie an anderen gefährdeten Stellen der Stadt hängen schwarze Tafeln mit der Warnung: „Achtung! Gefahr vor Geschossen! Nicht stehen bleiben!" Die Haltung der Bewohner ist musterhaft. Aber sie zeigen in der letzten Zeit ein gedrücktes Wesen. Der Bauer auf dem Ochsengespann



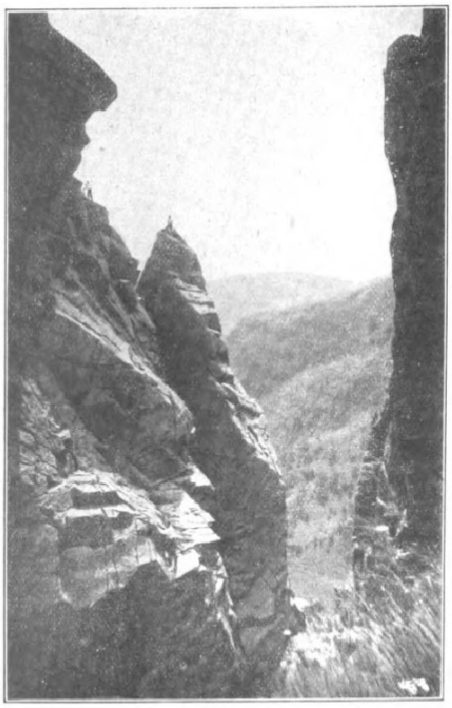
Flüchtlinge aus dem Münstertal auf der Fahrt nach Colmar.



Elsässische Bauernhütte. In der Mitte die Spitzköpfe, rechts im Hintergrunde der Hohneck.



Altes Stadttor in Türkheim.



Felspartie am Hohneck.

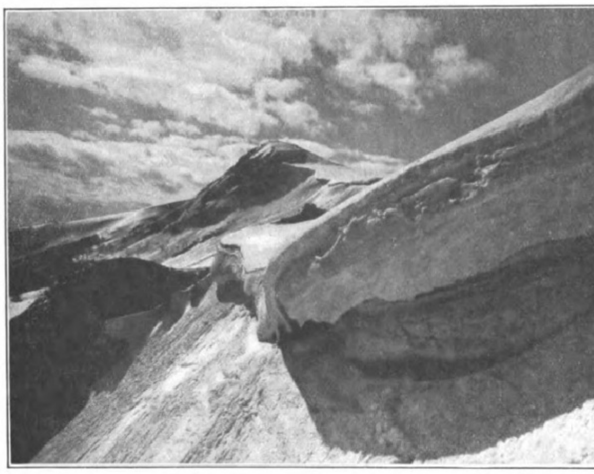


Ein idyllischer Winkel in Münster i. E.

duckt den Rücken mehr denn je. Selbst die redseligen Frauen und Mädchen gehen eiltger als sonst aneinander vorüber. Sie haben, so scheint es, das Schweigen und Gruseln gelernt. Um so mehr muß man sich über den Leichtsinn wundern, mit dem manche Erwachsene aus den Häusern stürzen, wenn ein Geschoß soeben auf der Straße niedergegangen ist. Die Sucht, einen Granatsplitter oder eine Schrapnellkugel als Erinnerungszeichen zu erwischen, läßt sie vergessen, daß im nächsten Augenblick eine neue todbringende Ladung herniedersausen kann.

Unsere Absicht, dem nahen, gänzlich verwüsteten Metzeral einen Besuch abzustatten, wird ebenso vereitelt wie ein Abstecher nach dem Schluchtpaß. Auch eine Klettertour zum Hohneck oder auf den alpinen Gipfel des Rothenbachkopfes bleibt jetzt ein frommer Wunsch. Von drei Seiten dringt der Gruß der schweren Geschütze zu uns herüber. Die Erde zittert unter unserm Fuß. Es ist, als ob aus den tiefsten Schächten der Erde die Wesen der Urwelt feuerspeiend hervorbrächen, um alle Schönheit dieser Welt zu vernichten. Die Schrecken der Wolfsschlucht im Freischütz sind gegen solchen Höllenlärm ein Kinderspiel. Seit gestern tobt der Kampf am Reichsackerkopf, am Sattel und am Hilsenfirst, aber die französichen Geschütze reichen weiter, wie die zahlreichen Granatentrichter zu beiden Seiten unseres Weges beweisen. Die Sonne zog ihre blutroten Bänder heute morgen, wie es scheint, absichtlich durch die eilende Wolkenschicht. Während die wilde Musik der Mörser von neuem beginnt und die quirlenden Geschosse über uns die Luft durchschnattern, treten wir den Heimweg an, der uns diesmal durch die versteckte Romantik der kleinen Gebirgsdörfer am östlichen Abhang des Höhenzuges führt. Auf meine Vorstellungen hin entschließt sich Kamerad B., den kleinen Umweg über „Drei-Ähren" zu nehmen. Nicht nur die Colmarer pilgern im Frieden sonntäglich in großen Scharen nach diesem Wallfahrtsort der Wanderfrohen; auch aus dem weiteren Elsaß kommen viele Gäste. Frühere Erzähler führen die Entstehung des Ortes auf ein frommes Wunder zurück. Sie berichten von einem Tempelschänder, der die Monstranz aus der Kirche zu Morschweier gestohlen und damit das Weite gesucht habe. Als er dann unterwegs die geweihte Hostie in ein Kornfeld warf, blieb sie zwischen drei hohen Ähren hängen, und die Bienen kamen und woben einen schützenden Mantel um das Heiligtum. Mönche, die es fanden, errichteten später an der denkwürdigen Stelle die kleine Kapelle, die sich noch heute großen Zuspruchs erfreut, wenn auch das Hauptinteresse der meisten Besucher den schönen Luftkurhäusern und Hotels auf der Höhe gilt. Es ist nicht leicht, sich von dem Panorama zu trennen, das sich dem Auge des Beschauers zeigt. Vor uns weitet sich das Tal des deutschen Rheins, und aus der Ferne grüßt die weiße Alpenkette still herüber. Es ist und bleibt das hehre, heilige Bild, trotzdem Italien dahinter liegt, das Land der falschen Götter und Verräter . . .

Kurz vor Colmar überholen wir einen Zug gefangener Franzosen aus dem Gefecht am Reichsackerkopf vom 20. Juli. Es sind 110 Alpenjäger und 4 Offiziere. Ein Kommando der . . . bayrischen Reserve-Kavalleriedivision hat den Auftrag, die Gefangenen bei der Kaserne des 14. Jägerbataillons in Colmar abzuliefern. Und wie wir an der Spitze des Zuges vorüberkommen, erkenne ich als Führer meinen Kollegen, den Lt. d. Res. W. Nun reitet er erhobenen Hauptes vor dem überwundenen Feind, und ich begreife seinen Siegerstolz. Wir alle teilen ja sein Hochgefühl. Die Franzosen nehmen uns das scheinbar gar nicht einmal übel, obgleich sie sich den Einzug in Colmar sicher anders vorgestellt haben. Aber über ihre Gesichter huscht von Zeit zu Zeit etwas wie Zuversicht: sie sind der furchtbaren Gefahr entrückt und fühlen sich jetzt sicher und geborgen. Und die Colmarer Jugend kommt in Scharen herbei und gibt dem Zuge jubelnd das Geleite.



Der alpine Gipfel des Rotenbachkopfes.

Nur hier und da steht wohl ein Greis und kann das alles nicht begreifen. Seit dem Tage, da französische Patrouillen durch Colmar trabten, ist nun schon fast ein Jahr dahingebraust. Aber die Stadt Matthias Grünewalds und Martin Schongauers ist deutsch geblieben und spottet lächelnd aller großsprecherischen Phrasen der französischen „Kultur"-Apostel, die das Elsaß vom deutschen Militarismus erlösen wollten. Nie ist eine Stadt in ihrem Grundcharakter so sehr mißverstanden worden wie Colmar. Denn Colmar ist nicht nur eine der schönsten deutschen Mittelstädte, sondern auch **der echtesten** eine.

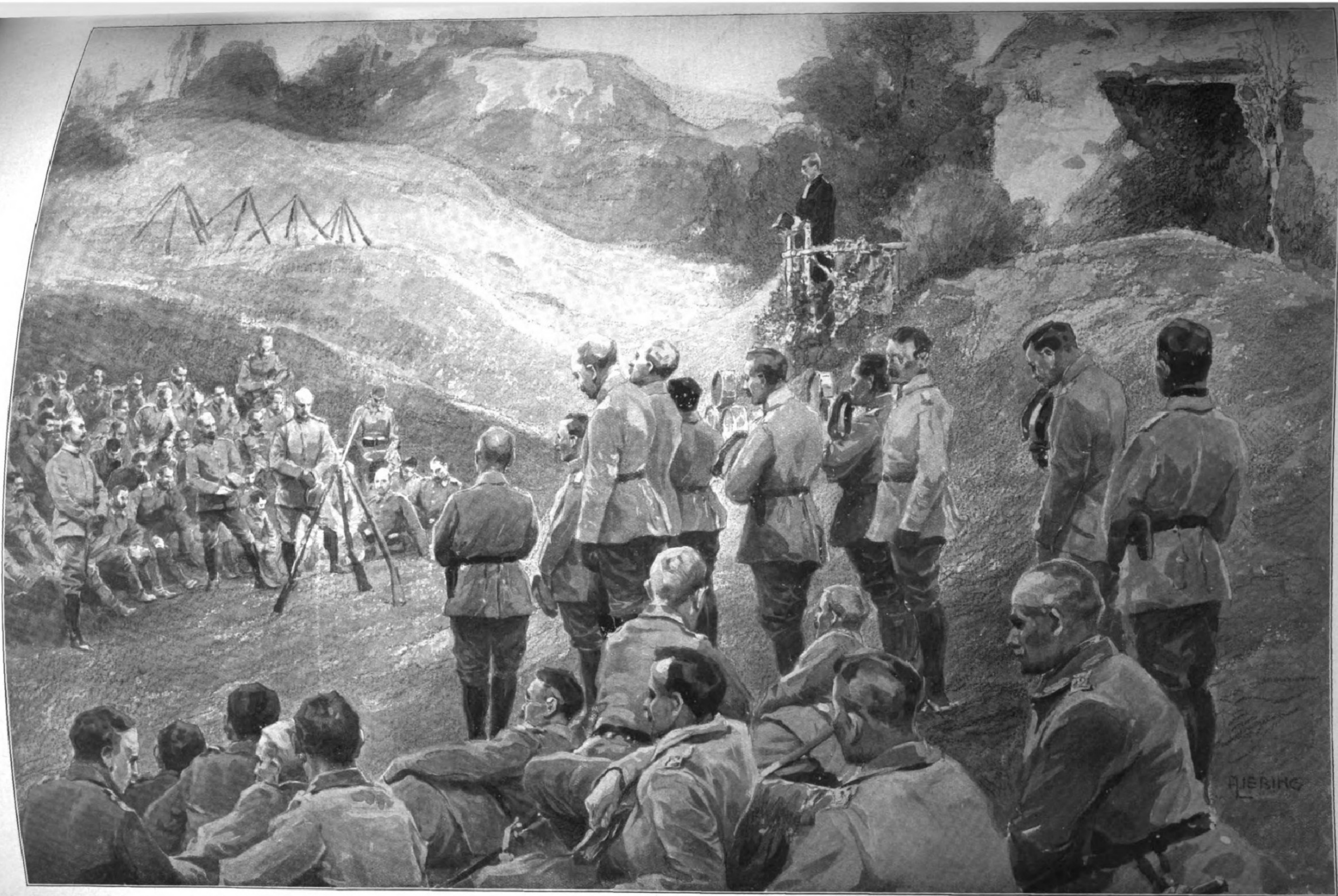
Wenn der Sturmwind des Krieges vorübergewütet ist, werden nicht nur die Kunstgelehrten, wie früher wohl am Ostertage, nach Colmar kommen, um die Wunder deutscher Kunst zu sehen. Wenn Tausende und aber Tausende nach den heiligen Gräbern ihrer Väter und Söhne, Brüder und Kameraden pilgern, dann werden viele von ihnen tief ergriffen vor das hehre Kreuzbild unseres Meisters treten und in stiller Andacht ihre Hände falten. Wenn deshalb von neuem jemand fordern sollte, die Werke aus dem Unterlindenkloster einer der großen deutschen Kunststätten zuzuführen, so soll man ihm mit lauter Stimme Halt gebieten. Dem Elsaß bleibe dieses Bollwerk deutscher Kunst, um das sich alles Deutsche sammeln kann. Ihm gehört als Wahrzeichen für alle Zeit **Grünewald**, der Urgermane, der die **Grenzwacht** hält. Das soll vor allem auch das Ausland wissen.



Blick vom Rotenbachkopf ins Münstertal.



Transport gefangener französischer Alpenjäger von Münster nach Colmar.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ein Gottesdienst im Felde. Auf Grund photographischer Aufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Liebing.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Englische Überläufer.

Nach einer Zeichnung des Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hugo L. Braune.

Oberbürgermeister Otto Beutler.

Der Dresdner Oberbürgermeister Geheimer Rat Dr. jur. und Dr.-Ing. ehrenhalber Otto Beutler, der mit Ablauf dieses Monats nach fast zweiundzwanzigjähriger Tätigkeit im Dienste der Stadt Dresden in den Ruhestand tritt, hat sich um die Entwicklung der sächsischen Hauptstadt innerhalb dieses Zeitraums die größten Verdienste erworben. In rastloser Tätigkeit und mit unbeugsamer Tatkraft hat er, rechtzeitig vorausschauend, alle die großen Aufgaben in die Hand genommen und gelöst, wie sie jetzt in jeder Großstadt gelöst werden müssen, die vermöge der neueren Entwicklung des Städtewesens ins Weite zu streben genötigt ist. Vor allem hat er durch die rechtzeitige Einverleibung von siebzehn Vororten die Stadt ganz bedeutend erweitert und damit verhütet, daß sich an den Grenzen der Stadt große selbständige Gemeinwesen bildeten, damit zugleich auch für Dresdens Großindustrie Raum und günstige Verkehrsbedingungen geschaffen. Dazu wurden innerhalb und außerhalb Dresdens größere Landflächen erworben, damit für künftige größere Bauten und Unternehmungen genügender Platz vorhanden sei. So wuchs unter Beutlers Leitung die Zahl der Einwohner Dresdens von 336000 auf 570000, das Stadtgebiet von 3802 auf 7196 ha. Ein neuer Gesamtbebauungsplan wurde aufgestellt, die Straßenbahnen gingen in städtischen Besitz über, das Städtische Elektrizitätswerk und zwei neue Wasserwerke wurden zu den schon vorhandenen errichtet, die Schwemmkanalisation wurde eingeführt, die Städtische Grundrenten- und Hypothetenanstalt geschaffen, eine neue gesundheitliche Wohnungsordnung, eine neue Arbeiterordnung und ein Ortsstatut erlassen. Von der Fülle der neuen Bauten, die unter Beutlers Leitung in Dresden entstanden sind, können wir hier nur die neue Friedrich-August-Brücke, das monumentale Rathaus und den großartigen Städtischen Schlacht- und Viehhof erwähnen, die alle drei im Jahre 1910 dem Gebrauch übergeben wurden. Sonst mögen erwähnt sein die Neuordnung des höheren Schulwesens im Sinne des Fortschritts, der Ankauf des König-Albert-Parks in der Dresdner Heide, das Städtische Güntzbad, ein zweites Krankenhaus, das Krematorium und die Städtischen Spielwiesen am Großen Garten. In sozialer Beziehung sind rühmend zu erwähnen die Schaffung des Sozialen Ausschusses, die Sorge für Kleinwohnungen, die Maßregeln für Kinderfürsorge, die Einführung der gesetzlichen Vormundschaft, die Errichtung des Fürsorgeamtes und die Beköstigung bedürftiger Schulkinder. Nicht zu vergessen ist endlich, daß auf Beutlers persönlichen Antrieb das Dresdner Ausstellungswesen zurückgeht, das in den letzten zwanzig Jahren einen so großen Aufschwung genommen hat. Ganz besonders war die Städte-Ausstellung von 1903 sein Werk. Fassen wir alles zusammen: Otto Beutler hat das moderne Dresden geschaffen, er hat ihm den Stempel seiner starken Persönlichkeit aufgedrückt und seine Entwicklung mit stets frischer Tatkraft, unermüdlicher Arbeitskraft und neuen Gedanken in neue Bahnen gelenkt. In Anerkennung seiner unvergänglichen Verdienste haben Rat und Stadtverordnete ihn bei seinem Abgange zum Ehrenbürger der Stadt Dresden ernannt.



Geheimer Rat Dr. jur. und Dr.-Ing. honoris causa Otto Beutler,
der um die Entwicklung der sächsischen Hauptstadt hochverdiente langjährige Dresdner Oberbürgermeister, der am 30. September 1915 aus seinem Amte ausscheidet. (Phot. A. Dous, Dresden.)

Durch!

Skizze von Else v. Dequede-Osten.

Der Abend senkte sich über das nordfranzösische Hügelland. Aus den grauen Wassern der Aisne stiegen feucht die Nebel. Wie Gestalten in lang nachschleppenden Totenhemden sahen sie aus, wie sie lautlos über die Landstraße strichen, auf der eine kleine Reiterschar in scharfem Trabe sprengte.

Eine deutsche Patrouille war's, von General v. H... ausgesandt, um die feindlichen Stellungen zu erkunden.

Der junge Leutnant, der sie führte, war ein bildhübscher Bursch, schlank wie eine der Tannen seiner Heimat und sehnig und stark wie das Vollblut, das er ritt. An der Hand, die fest die Zügel des edlen Rosses hielt, blitzte ein breiter Goldreif. Am Abend, ehe er ins Feld zog, hatte Ina Marie Harkort ihm den Ring gegeben.

Aus dem schmalen, gebräunten Gesicht des Offiziers leuchtete das Glück, während er an das Mädchen dachte, dem seine heiße, zärtliche Liebe seit dem Tage gehörte, wo er sie zum erstenmal gesehen.

Nicht die Millionen ihres Vaters hatten ihn gelockt. Die kindliche Unschuld ihres süßen Gesichtchens, der reine Blick der tiefen, grauen Augen hatten ihn entzückt — und, wenn er aus dem Kriege heimkehrte, wurde sie seine Frau. Das hatte sie ihm an jenem letzten Abend versprochen.

„Wenn" ...

Über die trüben Wasser der Aisne zog rauschend der Wind.

Es klang wie Schluchzen.

Die Straße senkte sich talab, einem Walde zu.

Düster wie das Grab tat sich sein Tor vor den Reitern auf. Ein gruftkalter Hauch wehte ihnen entgegen.

Gerd Hoheneggs Goldfuchs zitterte. Seine Nüstern bebten, als witterte er eine Gefahr. Zum ersten Male verweigerte er den Gehorsam.

Trotz Sporn und Schlägen drängte er zurück, aber unter Gerds eiserner Faust zerbrach sein Wille.

Hinein ging's in den Wald, in sausender Karriere.

Der weiche Boden verschlang jeden Ton der fliegenden Hufe. Lautlos umfing das Schweigen die Reiter, nur der keuchende Atem der galoppierenden Rosse klang an ihr Ohr.

Blauschwarz fielen die Schatten der Bäume über den Weg. Durch ihre Kronen ging ein Schauern, als wüßten sie, daß der Tod hinter ihnen lauerte.

Immer dunkler wurde es, immer stiller.

Da, plötzlich blitzte es hinter den Stämmen, zwischen den Zweigen auf; ein Zischen, Sausen und Schwirren. Wie Hagelschlag prasselten die Geschosse auf die Erschrockenen.

Gerd Hohenegg richtete sich höher im Bügel auf. Seine Muskeln strafften sich; wie zu Stahl geworden erschien die schlanke Gestalt des Jünglings.

Scharf und hell klang sein Kommando. „Durch! Vorwärts!"

Es hätte des Befehls nicht bedurft. Kein einziger der Leipziger Ulanen hatte an Flucht gedacht.

Gerd fühlte, daß das Pferd unter ihm schwankte. Es war von einem Schusse in den Rücken getroffen.

Ermutigend strich der junge Leutnant über den schaum- und schweißbedeckten Bug seines Lieblings: „Halt aus, Hurra, halt aus! Wir müssen ans Ziel; müssen durch!" Und als ob das edle Roß seinen Herrn verstände, setzte es seine schwindenden Kräfte bis zum letzten, äußersten Können ein. In weiten Sätzen flog es vorwärts, über umgestürzte Bäume und Wurzelstöcke, so schnell, daß die Gäule der Ulanen ihm nicht zu folgen vermochten. Nur das Blut, das heiß aus Hurras Wunde tropfte, zeigte ihnen den Weg.

Der Ausgang des Waldes war erreicht, der feige Feind im Dunkel zurückgeblieben, aber auch viele Ulanen fehlten. Arme tapfere, mutige Jungen!

Um den erschöpften Pferden den Aufstieg zu der steil vor ihnen aufragenden Höhe zu erleichtern, befahl Gerd kurze Rast. Er wollte sie benutzen, um die Wunde seines Hurra zu verbinden.

Es war zu spät. Wehmütig beugte sich der Offizier über den zusammenbrechenden Goldfuchs, der ihn so oft auf grünem Rasen zum Siege getragen. Leise, vorsichtig hob er den Revolver an das Ohr des Pferdes, und während das Roß sich erlöst streckte, schwang er sich auf einen herrenlos gewordenen Ulanengaul. Im Galopp stürmte er die Höhe hinauf, von deren Gipfel er den Ausblick auf die feindlichen Stellungen gewinnen konnte.

Aus dunklen Wolken glitt der Mond. In helles Licht getaucht war plötzlich die Landschaft.

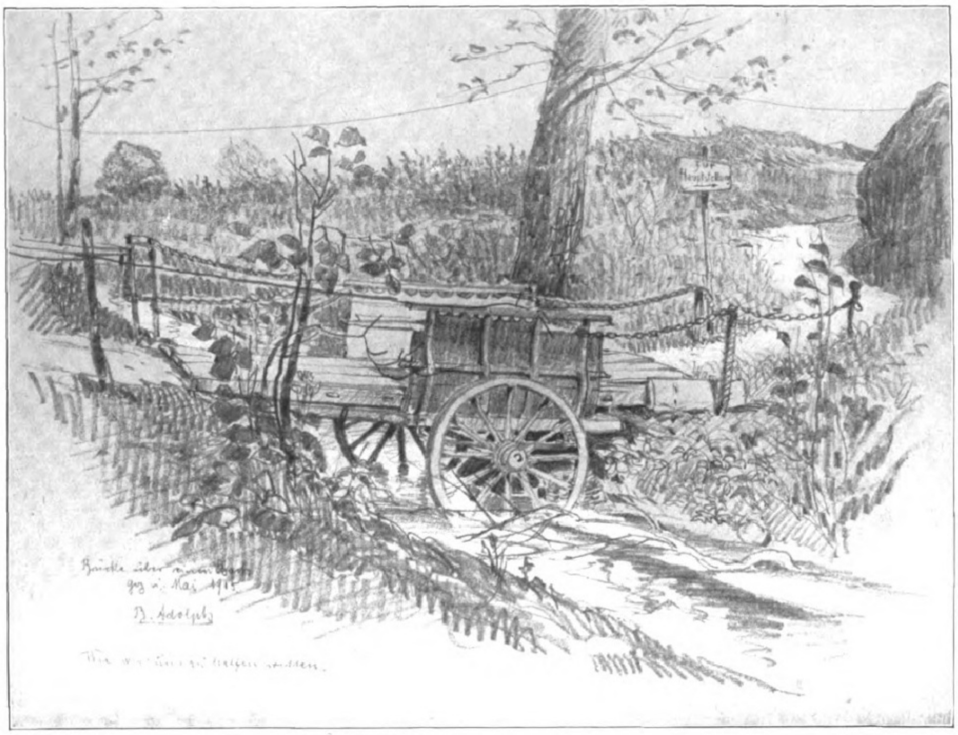
Gerd wurde blaß, während er hinabschaute.

Daß der Feind schon so nah gekommen und in so ungeheurer Stärke, das hatte er doch nicht für möglich gehalten. Er zog die Uhr.

„In zwei Stunden müssen sie bei der Division wissen, daß der Feind unseren rechten Flügel fast schon umzingelt hat; daß die Höhen von L. und R. mit schwerer Artillerie belegt sind und Kavallerie sogar bis nach X. vorgeschoben ist."

In weitem Bogen um den von den Franzosen besetzten Wald ging der tolle Ritt zurück, querfeldein über Gräben, schlammige Wiesen, Sturzacker.

Über den Mond huschten wieder Wolken. Ein feiner Regen sprühte herab. Immer undurchsichtiger wurde das Gelände. Der Kompaß nur zeigte Gerd noch die Richtung, die sie nehmen mußten.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Eine Brücke über einen Bach.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Berthold Adolph.

Aus dem nebelgrauen Hintergrunde tauchten die Umrisse von Häusern, Hütten und Scheunen auf.

Ein Hund schlug an. In der nächsten Minute war die Dorfstraße erfüllt von feindlichen Reitern.

Ein Dragonerregiment verstellte den Deutschen den Weg.

Ratlos sahen die Ulanen auf ihren jungen Führer, in dessen schönen Zügen ein verwegener Mut aufflammte.

„Die Lanzen eingelegt und mitten hinein in den Feind“, rief er mit blitzenden Augen. „Einer von uns wird ja wohl durchkommen, um Exzellenz die dringend notwendige Meldung zu machen.“

In wuchtigem Anprall hatten sich die Ulanen auf die Franzosen geworfen. Niedergeritten die Ersten, mit den Lanzen durchbohrt die Nächsten. Mann gegen Mann und Brust an Brust, ein rasendes, erbittertes Ringen auf sich bäumenden, wild mit den Hufen um sich schlagenden Pferden.

Aus einer Scheune wurde geschossen. Gerd fühlte einen harten, scharfen Schlag auf der Brust und gleich darauf einen zweiten auf der Schulter.

Schlaff sank sein rechter Arm herab wie gelähmt, aber die Linke hielt noch den Degen, und die Zähne faßten den Zügel — weiter, immer weiter durch die lebende, wogende, rote Mauer: „Durch!“

Aug' in Auge sah Gerd sich plötzlich dem feindlichen Führer gegenüber, rechts, links, von allen Seiten umblitzt von feindlichen Waffen. Weit zurück die Seinen, die wenigen, die ihm noch geblieben, kaum zu erkennen unter der Schar der sie in dichten Massen umdrängenden Feinde, und sein rechter Arm kraft-, leblos. Doch selbst in diesem Moment der höchsten Todesnot verließ den jungen Offizier nicht der frische, kecke Wagemut.

Er ließ die Zügel sinken: „Ergebt Euch“, rief er dem Dragoneroberst zu: „In ein paar Minuten ist Euer ganzes Regiment sonst zusammengehauen. Wir sind die Vorhut einer Division.“

Der Franzose stutzte. Stand die Sache so? — Aber freilich, es war ja auch kaum anders möglich. Wie hätte diese Handvoll Ulanen, ungestützt durch nachfolgende, starke Truppen, den Kampf mit seiner Übermacht aufnehmen können?

„Sacrebleu!“ Ein wilder Fluch rang sich zwischen seinen Lippen hervor. Nach kurzem Schwanken übergab er Gerd seinen Degen.

Gerd verbeugte sich stumm. Sprechen konnte er nicht mehr. Zu heiß quoll das Blut aus seiner verwundeten Lunge.

* * *

Durch die weit offenen Fenster des ... Kriegslazarettes funkelten die Sonnenstrahlen. In breitem Strome durchfluteten sie den Saal, als wollten sie in den Helden, die hier genesen sollten, etwas von der jungen, frischen Kraft wecken, die draußen in Bäumen und Sträuchern schwoll und trieb und dem Lichte entgegendrängte.

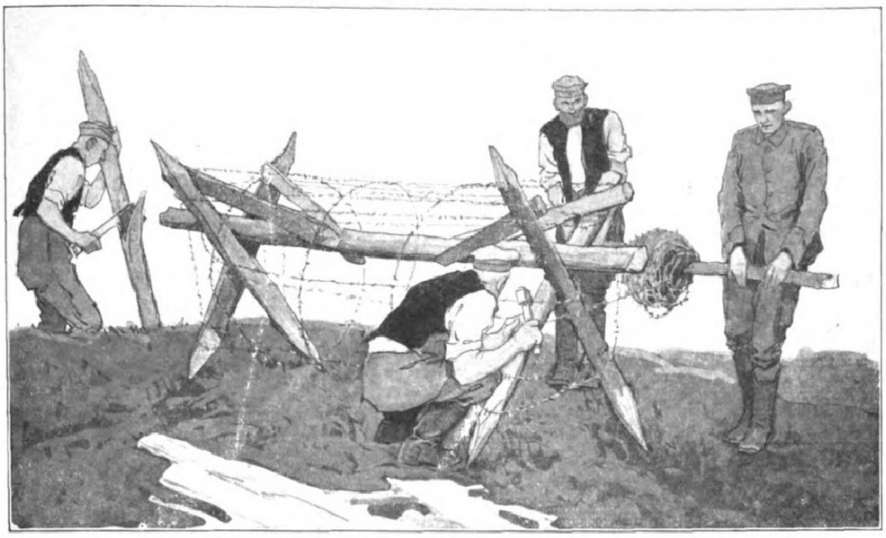
Mit traumumfangenen Augen schaute Gerd Hohenegg in das flimmernde Sonnengold.

Vor seinen Ohren klangen die Worte, die ihn aus dem dämmernden Zustande halber Bewußtlosigkeit geweckt:

„Er wird gesund werden.“

Hatten diese Worte ihm gegolten? War er krank gewesen?

Er wollte darüber nachsinnen, aber er war noch zu schwach zum Denken. Eine wohlige Müdigkeit schlich durch seine Glieder und drückte ihm die Augen wieder zu zum tiefen, köstlichen Schlafe der Genesung. Süße, schöne Bilder schienen den Schläfer zu umgaukeln: schön wie die rote, glühende Rose, deren taufeuchte Blätter seine blasse Krankenhand umschloß, süß wie das Glück, das draußen in der lachenden, sonnenleuchtenden Welt auf ihn wartete.



Beim Anfertigen „Spanischer Reiter“.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant Ernst Lübbert (gefallen am 29. August 1915 auf dem östlichen Kriegsschauplatz).

Die mit Stacheldraht bespannten Böcke werden hinter dem Schützengraben fertiggestellt und bilden, in der Nacht vorgetragen und ineinandergeschoben, ein Hindernis bei feindlichen Angriffen.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Eine Fachversammlung über das Zigaretten-Monopol. Der Verein Deutscher Reklamefachleute E. V., Berlin hatte am Mittwoch, den 8. September namhafte Vertreter der Werbe-Industrie zu einer Besprechung des geplanten Zigaretten-Monopols eingeladen. Erschienen waren unter den zahlreichen Mitgliedern und Gästen u. a. Vertreter der Tages- und Fachpresse, des Anzeigengeschäfts, der Verpackungs-Industrie, der Papier- und Blechschilder-Fabrikanten, der Ladenbau-, der Schilder- und Giebel-Malerei usw. Nach dem sachkundigen Vortrag des Herrn E. E. Hermann Schmidt und eingehender Aussprache wurde folgende Resolution als Beschluß angenommen: „Die Mitglieder-Versammlung vom 8. September 1915 des Vereins Deutscher Reklamefachleute E. V., Berlin, in der die namhaftesten Vertreter der an der Reklame beteiligten Industrien zu Worte kamen, gibt seine Zustimmung kund zu dem Vortrage des Herrn E. E. Herm. Schmidt über „Das drohende Zigaretten-Monopol und die Reklame" und beauftragt auf Grund der in der Aussprache hervorgetretenen Gesichtspunkte den Vorstand, geeignete Schritte zu unternehmen, um das Zustandekommen eines Zigaretten-Monopols zu verhindern. Maßgebend für diese Stellungnahme ist die Tatsache, daß außer der Zigaretten-Industrie zahlreiche blühende Hilfsbetriebe, welche für die Zigaretten-Industrie tätig sind, wie z. B. die Kartonnagen-, Drucker-, Emballagen- und Falzschachtel-Branche in ihrem Weiterbestehen bedroht, und daß ferner weitere Unternehmungen, wie z. B. Zeitungen, Zeitschriften, Reklamehersteller, Hausbesitzer u. a. durch ein Monopol schwer geschädigt würden. Die Versammlung ist einmütig der Ansicht, daß der Staat neuer Steuerquellen bedarf, daß aber der Weg des Zigaretten-Monopols nicht der richtige ist; im Gegenteil verspräche eine erhöhte Banderolen-Steuer mehr Erfolg, ohne daß die mit der Zigaretten-Industrie zusammen arbeitenden Unternehmungen nennenswert geschädigt würden.

Das September-Heft der „Manoli-Post" ist soeben mit reichem textlichen und bildlichen Inhalt erschienen. Es wird mit weiteren 24 Bildnissen von Manoli-Kunden und -Angestellten im Felde eingeleitet, enthält das Bildnis der Kgl. Hofschauspielerin Frau Vilma von Mayburg mit deren Faksimile und Ausspruch über die Zigarette, ferner entzückende Plaudereien, anschauliche Bilder vom Kriege usw. usw. Dem Leitartikel „Manoli — ein Qualitätsbegriff!" entnehmen wir folgendes: Der Name Manoli ist der Inbegriff der guten und denkbar besten Qualitäts-Zigarette. Noch niemals hat sich ein Markenartikel so schnell und dauernd die Gunst des Raucherpublikums erworben wie Manoli. In erster Linie verdankt Manoli diese Beliebtheit in allen deutschen Volkskreisen seinen stets gleichmäßigen, edlen, aromatischen mazedonischen Tabaken, die ohne jede Beimischung fremder Substanzen bei der Fabrikation verarbeitet werden. Nur durch dieses Geschäftsprinzip ist Manoli in verhältnismäßig kurzer Zeit zur führenden deutschen Zigarettenmarke geworden. Manoli Zigaretten sind in dauerhaften Feldpost-Packungen zu 20, 50 und 100 Stück in den Hauptmarken: Dalli, Rapier, Wimpel, Rumpler-Taube in allen einschlägigen Zigarrengeschäften zu haben.

Die Deutsche Fachschule in Roßwein i. S. (früher Deutsche Schlosserschule), für Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei, beginnt am 11. Oktober 1915 das neue Wintersemester. Der Unterricht wird durch den gegenwärtigen Krieg in keiner Weise benachteiligt, und es empfiehlt sich der Besuch dieser einzig in ihrer Art dastehenden Spezialfachschule für das gesamte Schlossergewerbe gerade in der gegenwärtigen Zeit ganz besonders (umfangreiche Übungswerkstätten mit Kraftbetrieb und Laboratorien stehen zur Verfügung). Die langjährig bewährten Lehrkräfte sind der Fachschule erhalten geblieben. Bei Ablegung der Meisterprüfung werden weitgehende Erleichterungen geboten. Die Schule beabsichtigt sich auch der Kriegsverstümmelten-Fürsorge zu widmen. Das ausführliche Schulprogramm wird kostenlos von der Direktion verabreicht.

Bad Salzbrunn. Die Fürstliche Badeverwaltung hat sich entschlossen, auch im kommenden Winter den Kurort offen zu halten. Allen denen, die während des Sommers infolge zu großer Inanspruchnahme wegen des Krieges nicht in der Lage waren, eine Brunnen- und Badekur zu gebrauchen, bietet sich daher im kommenden Winter erwünschte Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Für aussichtsvolle Behandlung in Bad Salzbrunn kommen neben Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane auch Blasen- und Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit sowie die Folgen der Influenza in Betracht. Gerade bei Blasen- und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen in letzter Zeit ausgezeichnete Erfolge gezeitigt. Bis zum 30. August 1915 sind in Bad Salzbrunn 5232 Kurgäste, 4882 Durchreisende, zusammen 10114 Personen eingetroffen; außerdem wurden 58348 Tagesbesucher gezählt.

Bei allgemeiner Körperschwäche, besonders in den Entwicklungsjahren, ernähre man die Kinder mit „Kufeke". Die günstige Wirkung zeigt sich gewöhnlich bald im Befinden der Kinder; sie bekommen wieder Appetit, das Körpergewicht hebt sich, und die Gesichtsfarbe wird frischer. Die „Kufeke"-Nahrung wird auch gern genommen, da man sie in verschiedenster Form geben kann; von den Kindern wird sie namentlich mit Milch oder Kakao, als Morgen- und Abendgetränk, bevorzugt.

Sehr günstige Gewinnaussichten bietet die Königlich Sächsische Landeslotterie (in Österreich-Ungarn verboten), deren nächste Hauptziehung vom 6. bis zum 28. Oktober d. J. stattfindet. Lose, Ziehungspläne und Gewinnlisten sind u. a. erhältlich von den Königlichen Lotterie-Einnehmern Friedrich Fricke & Co. in Leipzig, Arndtstr. 35/40; Paul Lippold in Leipzig, Richard-Wagner-Straße 10; Heinr. Schäfer in Leipzig 13, Petersstraße 13; Herm. Schirmer Nachf. in Leipzig I; Hermann Straube in Leipzig, Lortzingstraße 8; Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorferstraße 6. Näheres beliebe man in den bezüglichen Anzeigen auf den Seiten 395, 396, 423 und 424 der vorliegenden Nummer nachzulesen.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich [illegible] Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



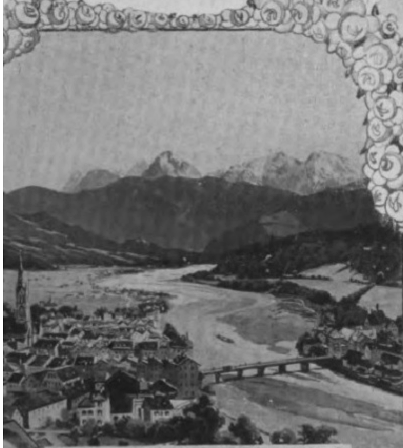
Nr. 3770.

Kriegsnummer 61.

Preis 1 Mark.

Der Liebesdienst deutscher Bäder, Kurorte und Sommerfrischen.

Beitrag I.



Ansicht von Bad Tölz im bayrischen Hochland.



Bad Tölz, Mannschaft der Lazarette vor dem Kurhaus.

Bad Tölz im Oberbayerischen Hochland; das größte Jodbad Deutschlands (3 Abbild.). Bergesluft der bayerischen Alpen und seit Jahrhunderten erprobte Heilquellen, künstlerisch anmutige Stätten der Erholung und neuzeitlich vollkommene Kurmittel bieten wohl die idealsten Möglichkeiten, die Gesundheit unserer kriegskranken Feldgrauen wieder herzustellen. Die Jodquellen mit ihrem spezifischen Einfluß auf Aufsaugungs- und Regenerationsprozesse, die stoffwechselbelebenden Jodbäder, Moorbäder und Jodseifenmassagen, die elektrischen, kohlensauren, Sauerstoff-, Sole-, Fichtennadelbäder mit ihrem wohltuenden Einfluß auf die Nerven, die medikomechanische Behandlung versteifter oder atrophischer Gliedmaßen, zusammen mit dem anregenden herrlichen Klima haben oft Wunder gewirkt und Rosen auf Wangen gezaubert, die in fahler Blässe leuchteten. Die vielen, welche frisch gestärkt und wieder felddiensttauglich mit Dankesworten die Lazarette und Pflegestätten von Bad Tölz verließen, sind die schönsten Blüten im Kranze seiner Jahrhundert alten Erfolge. Im „Offiziersgenesungsheim Jodbad“ (Zentralheizung 2c.) können Offiziere nach ärztlicher Verordnung mit Genehmigung eines Sanitätsamtes kostenlose Aufnahme und Pflege finden. Alle übrigen Kriegsteilnehmer haben bedeutende Vergünstigungen. Die Badedirektion erteilt bereitwilligst und kostenlos nähere Auskunft.



Bad Tölz, Medikomechan. Turnsaal.



Königl. Bad Oeynhausen, Das neue Kurtheater.

Königl. Bad Oeynhausen (Westfalen), Sommer- und Winterkurort (1 Abbild.). Einziges Bad Norddeutschlands mit kohlensäurereichen, naturwarmen Thermalsolbädern (32,5° C), bei Nervenkrankheiten, Lähmungen aller Art, Herzkrankheiten, Rheumatismus, Frauenkrankheiten. Verwundeten und genesenden Kriegsteilnehmern werden während der Dauer des Krieges sämtliche Kurmittel des Bades unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Auskunft Königl. Badeverwaltung.

Das liebliche Nordseebad Wyk auf Föhr (3 Abbild.) ist auch jetzt noch dem Fremdenverkehr zugänglich geblieben, obgleich viele Nordseebäder während des Krieges geschlossen werden mußten. Das milde Klima, das schon so vielen Zehntausenden von Kranken Heilung gebracht, hat die Militärverwaltung veranlaßt, in Wyk ein Erholungsheim für 120 Mannschaften und 40 Offiziere einzurichten. So erschienen denn vom Juni d. J. ab andauernd Feldgraue, um ihre durch die harten Entbehrungen und Anstrengungen mitgenommenen Nerven zu erholen, die angegriffene Lunge zu stärken oder asthmatische, katarrhalische usw. Erkrankungen zu heilen. Hierdurch hat das Leben in dem freundlichen, der Neuzeit entsprechenden Badeort einen eigenartigen Reiz bekommen. Unter die 4000 bürgerlichen Badegäste, die trotz des Krieges bisher nach Wyk kamen, sieht man die verschiedenen feldgrauen Uniformen gemischt; auf der Kurhausterrasse, beim Kaffeekonzert, im Herrenbad, am Strande, bei der Seehundjagd, beim Krabben- und Makrelenfang, überall beleben die braven Feldgrauen das Bild und tragen durch ihre gute Laune wesentlich dazu bei, die Stimmung der Gäste zu erhöhen. Da Wyk auch im Herbst und Winter für Kurgäste eingerichtet ist, wird das freundliche Städtchen während des ganzen Jahres seine ausgezeichneten Heilkräfte zur Verfügung stellen und zur Stärkung unserer Volkskraft und Wehrmacht wesentlich beitragen.



Wyk auf Föhr, Strandburg der Feldgrauen.



Wyk auf Föhr, Die Feldgrauen im Wyker Herrenbad.

Das Dr. Gmelin Nordsee-Sanatorium Südstrand auf Föhr (1 Abbild.) hat mit dem Sanitätsamt des 9. Armeekorps einen Vertrag abgeschlossen, wonach 20 Kriegsteilnehmer (Offiziere) hier Aufnahme finden. Auch private Kriegsgäste haben hier eine vorzügliche Gelegenheit zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Für Herbst- und Winterkur besonders geeignet. Arzt im Hause. Massage, warme Seebäder, Lichtbäder, gymnastische Apparate, diätetische Küche. Windgeschützter Park, Liegekuren. Illustr. Prospekt wird auf Wunsch gesandt.

Oberstdorf, Allgäuer Alpen (1 Abbild.), 843 m ü. d. M., mit reizenden Anlagen, wunderbaren Hochtälern und großartigen Klammen, erhebt im heurigen Winter keine Kurtaxe. Die klimatischen Vorzüge von Oberstdorf zeitigen staunenswerte Heilerfolge. Oberstdorf eignet sich auch ganz vorzüglich zum Winteraufenthalt; seine Skisprunganlagen sind mit die größten Deutschlands. Auskunft erteilt das Verkehrsbureau in Oberstdorf (Allgäuer Alpen).

Bad Harzburg (1 Abbild.), hervorragender Gebirgs- und Luftkurort mit 130 km staubfreien und wohlgepflegten Promenadenwegen in wunderschöner Lage an den Nordhängen des Harzes mit den besten Bahnverbindungen. Solbad mit Kochsalztrinkquelle. Kriegsteilnehmer haben freie Kurtaxe und Trinkkur, Ermäßigung auf Sol- und Heilbäder und genießen auch sonst das größte Entgegenkommen. Kostenfreies Genesungsheim für die Angehörigen der österreichischen und ottomanischen Armee.

Bad Reichenhall's Fürsorgetätigkeit (1 Abbild.). Der landschaftlich schönste deutsche Badeort und größte alpine Luftkurort Deutschlands besitzt ein prächtiges Offizierlazarett, zwei vom Roten Kreuz eingerichtete Mannschaftslazarette, drei von den Reservelazaretten belegte Privatpflegestätten, das neuerbaute Militärerholungsheim, ferner Privatpflegestätten für Offiziere in 28 Pensionen und Villen, für Mannschaften in 16 Villen. Kriegsteilnehmer sind kurtaxfrei, die Kuranstalten gewähren ihnen 40% Ermäßigung, ebenso die Ärzte.



Wyk auf Föhr, Ausflug von Wyk nach der Halligen.



Dr. Gmelin Nordsee-Sanatorium, Südstrand auf Föhr.



Ansicht von Oberstdorf (Allgäuer Alpen).



Bad Harzburg, Sonnenbadwiese.



Bad Reichenhall (Bayr. Alpen) gegen Süden.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3770. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 30. September 1915.

Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.

Dr. Warda - Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), **nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige,** Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Sanatorium Erholung.
Sülzhayn i. Südharz b. Nordhausen.
Privatheilanstalt für
Leichtlungenkranke und Erholungsbedürftige.
Herrliche, sehr sonnige Lage. Zimmer nur Sonnenseite. Heizb. Liegehalle, Parkliegehallen. 2 Ärzte. Mäßige Preise. Prospekte durch die Verwaltung.

Dr. Nöhrings Sanatorium für **Lungenkranke**
Neu-Coswig i. Sa.
Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich.

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge (Wesergebirge). Physik. diätet. Kuranstalt. Vorzügl. Heilerfolge bei Gicht-, Rheuma-, Magen-, Darm-, Frauenleid. etc. Schwefelbäder eig. Quellen. Wald, Geb. Dr. Netter.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
Sanatorium (Bayer. Hochgeb.)
für Innere, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Modernste, sanitäre Einrichtungen, jeglicher Komfort. Durch Neubau bedeutend vergrössert. Kurmittelhaus. Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Grosser Park. Prospekt. Das ganze Jahr geöffnet.
Während der Kriegsdauer in vollem Betriebe.
Kriegsteilnehmern Ermässigung. — Idealer Herbst-Aufenthalt.

Webers Illustrierte Handbücher. Prospekt kostenlos. J. J. Weber, Leipzig 26.

Hauptziehung

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
In Österr.- Ung. verbot.



Ziehung 6.—28. Oktober.
Hauptgewinn ev.
800 000 Mk.
Lose:

1/10	1/5	1/2	1/1
25 M	50 M	125 M	250 M

Königl. Lott.-Kollektion
Paul Lippold, Leipzig
Richard-Wagner-Str. 10.
Postscheckkonto: 30726 Leipzig.

Günstigste Staats-Lotterie.

Ein Schmuckstück

zugleich von höchstem praktischen u. gesundheitl. Wert ist der gesetzl. gesch.

Thalysia-

Büstenhalter,

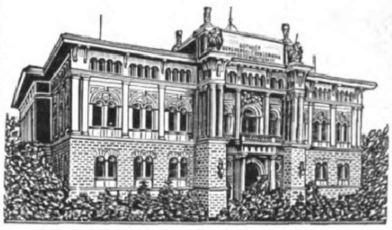
Modell D. Unentbehrlich unter duftigen Blusen. Stützt und verschönt die Figur in kaum erhoffter Weise. Prosp. Nr. 98 frei. Großes Modealbum Nr. 98 gegen 40 Pfg. (Betrag wird bei Warenbestellg. vergüt.)



Thalysia
Paul Garms G. m. b. H., Fabrik und Versandabteilung in Leipzig-Co. Eigene Verkaufshäuser nur: Leipzig, Neumarkt 40; Berlin, Wilhelmstraße 37; München, Schäfflerstr. 21; Wien, Weihburggasse 18.

Die im Jahre 1827 von dem edlen Menschenfreunde **Ernst Wilhelm Arnoldi** begründete

Gothaer Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit



ladet hierdurch zum Beitritt ein.

Bis Mitte September 1915 wurden neue Versicherungen abgeschlossen über **2240 Millionen Mark,** fällige Versicherungssummen ausgezahlt 725 Millionen Mark, als Dividende an Überschüssen zurückerstattet 330 Millionen Mark.

Günstige Kriegsversicherungsbedingungen mit **sofortiger Vollzahlung** im Todesfall.

Die stets hohen Überschüsse kommen den Versicherungsnehmern unverkürzt zugute.

Auskunft erteilen die Vertreter der Bank an allen großen u. mittleren Plätzen sowie die Bank in Gotha.

Türpuffer
gegen das
Zuschlagen von Zimmertüren,
tausendfach empfohlen, in 3 Größen bronziert, weiß u. vernickelt, durch
C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.

Lehrbuch der Praktischen Photographie.
Bearbeitet von H. Kessler.
Mit 141 Abbildg. u. 8 teils farbigen Tafeln. In Originalleinenband M. 4.50.
Ausführl. illustr. Prospekte unentgeltl. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Die **Pfaff**-Nähmaschinen

sind unübertroffen hinsichtlich Güte, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit.



Über eine Million im Gebrauch
Niederlagen in allen größeren Plätzen
G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN
Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862

Rheumasan

ist eine schmerzstillende, ableitende Einreibung (patentiert) von Aerzten u. Kliniken hervorragend begutachtet bei Ischias, Nervenschmerzen und bei

Rheumatismus



Wenn Sie geistig arbeiten



so bereiten Sie sich einmal die Wohltat einer Kopfmassage mit

Dr. Dralle's Birkenwasser.

Eine ungeahnte Belebung und Erfrischung der Kopfnerven tritt ein. — — Die Blutzirkulation wird angeregt, Abspannung und geistige Ermüdung verschwinden. — — Mit gehobener Energie und Frische setzen Sie Ihre Arbeit fort — — und geloben, dieses köstliche Elixier niemals ausgehen zu lassen. — — Nebenbei üben Sie die denkbar zweckmäßigste und zuverlässigste Haarpflege aus. — —

Beachten Sie bitte:

Dr. Dralle's Birkenwasser. Vermeiden Sie alle Nachahmungen.
Dr. Dralle's ist die seit 25 Jahren bewährte Originalmarke!

Preis Mk. 1.85 und 3.70.

In allen Parfümerien, Drogerien und Friseur-Geschäften, sowie in Apotheken.

Korpulenz und Krankheit.

Die Krankheiten des reiferen Alters.

Bei den meisten Menschen stellt sich schon vor dem vierzigsten Jahre irgendein Merkmal des beginnenden Alterns ein meistens in Form einer unliebsamen Leibesfülle.

Korpulenz ist die Einleitung für alle Gebrechen und Schwächen der reiferen Jahre. Sie ist eine Folge der Verzögerung des Stoffwechsels und Blutumlaufes, und steht im Zusammenhang mit Gicht, Rheumatismus, Haarausfall, Zuckerkrankheit, Hämorrhoiden, Asthma und später offenen Füßen, Neigung zu Schlagflüssen, Arterienverkalkung, Abnahme des Gesichts und Gehörs, Steifigkeit der Glieder usw.

Je später Leute korpulent werden, desto länger bleiben sie jung, frisch, lebensmutig und leistungsfähig.

Durch knappe Ernährung die Fettleibigkeit bekämpfen zu wollen, hat keinen Zweck, Blutarmut und Nervenschwäche sind oft die Folgen.

Noch schädlicher sind Jodkuren, einschließlich der Kuren mit sogenannten Entfettungstees, die aus jodhaltigen Pflanzen (Fucus) hergestellt sind.

Wer Zeit und Mittel dazu hat, benutzt mit Erfolg gegen Fettleibigkeit Brunnenkuren.

Aber man kann doch nicht das ganze Jahr in Kurorten zubringen.

Der Reaktol-Versand in Berlin hat aus den wirksamsten Bestandteilen von fünf der bewährtesten Kurbrunnen Tabletten hergestellt, die man jederzeit ohne große Vorbereitungen einnehmen kann, und die gegenüber allen anderen Kuren außerordentlich billig sind, da sie höchstens eine Ausgabe von 40 Pfennig täglich verursachen, also weniger, als was man in einem Badeorte täglich Trinkgeld gibt.

Die Kur erfordert keine besondere Diät oder sonstigen Zwang, man wird nicht im Beruf oder in der Erholung gestört, sie verursacht keine Durchfälle oder sonstige Unannehmlichkeiten und, was die Hauptsache ist, sie wirkt ganz ausgezeichnet.

Reaktol hat Dankschreiben von Personen, die ihrer Stellung nach sich nicht einen überraschenden Erfolg bestätigen würden, wenn er nicht tatsächlich vorhanden wäre, und sie kann mehrere Tausend solcher Erfolgsbestätigungen aufweisen. Gewichtsabnahmen von 20 bis 30 Pfund sind nicht Seltenes, und wohlgemerkt wird das erzielt ohne jede Beeinträchtigung des Wohlbefindens, vielmehr macht sich schon nach kurzer Zeit ein deutlich wahrnehmbares Gefühl größerer körperlicher Frische bemerklich, Atemnot, Kopfschmerzen und andere Begleiterscheinungen der Korpulenz verschwinden oft schon, bevor eine größere Gewichtsabnahme festgestellt werden konnte.

Wer sich unter Bezugnahme auf diese Zeilen an den Reaktol-Versand Berlin SO. 83, Nr. 601, wendet, erhält eine Probe Reaktol nebst einer für jeden Korpulenten außerordentlich wichtigen und interessanten Aufklärungsschrift kostenfrei. Es genügt, wenn man einfach auf einer Postkarte mitteilt, daß man gern nähere Auskunft über die Reaktolkur haben möchte.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3770. 145. Band.



Tiroler Standschützen.

Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. R. Gerhard Löbenberg.

Staatsinteresse und Volkswohl.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Johannes Reinke, Kiel, Mitglied des Preußischen Herrenhauses.

Dem Wohle des Volkes dient ein geordneter, festgefügter Staat; die Staatsmänner haben für das Gedeihen des Volkes zu arbeiten. In Wechselbeziehung dazu sollen die besten Kräfte des Volkes für den Ausbau des Staatswesens wirken. Die bis in die Wahlen hinabreichende politische Organisation darf kein anderes Ziel haben, als Staat wie Volk in einem beide befriedigenden Gleichgewicht zu verbinden. Eine verständige Politik sucht Reibungsflächen zwischen Volkswohl und Staatsinteressen sorgsam zu vermeiden.

Die Natur gibt im Bienenstaate das Vorbild: alle für einen, einer für alle; nur durch wohlgefügte Ordnung gedeiht das Ganze. So hat in der großen Genossenschaft von Menschen, die wir Staat nennen, das Wohl des einzelnen sich unterzuordnen; allein der einzelne soll wissen, daß die Einrichtungen des Staates zu seinem Besten getroffen sind.

Wenn ein alter Lehrsatz die Politik als Kunst des Möglichen bezeichnet, so erinnert er an das Wesen aller menschlichen Tätigkeit, nur Annäherungen an das Ideal erreichen zu können. Was aber im Bereiche der Möglichkeit liegt, sollen wir in der Staatskunst, der die Pflege des Volkswohls anvertraut ist, zu verwirklichen suchen.

Der gegenwärtige Krieg hat das kurzsichtigste Auge darüber aufgeklärt, daß die auswärtige Politik der Staaten, die stets eng mit ihrem Militarismus verknüpft ist, für das Volkswohl ganz außerordentlich viel wichtiger ist als die sogenannte innere Politik, wenigstens wenn man unter letzterer den Streit der politischen Parteien miteinander versteht. Um beiläufig hier auch den „Militarismus“ zu erledigen, so gibt es keine Großmacht, ja, keinen Mittelstaat, die auf ihn sich nicht stützten; der Militarismus mag in Frankreich, in Rußland, in Deutschland, in der Schweiz ein anderer sein als in England; doch in der auswärtigen Politik des letzteren Landes spielt der Militarismus schon durch die Bedeutung seiner Kriegsflotte eine besonders wichtige Rolle. Um nur ein Beispiel für das oben Gesagte anzuführen: der Eintritt Italiens in den Krieg wird für dieses Land viel verhängnisvollere Folgen haben als alle Kämpfe seiner inneren Politik seit fünfzig Jahren.

Zur auswärtigen Politik gehören die Handelsbeziehungen der Mächte untereinander, insbesondere aber die Frage von Krieg und Frieden. In dieser Hinsicht kommt alles darauf an, ob ein Reich den Frieden will oder den Krieg; in beiden Fällen wird es sich militärisch so stark zu machen suchen, wie für seine Zwecke erforderlich ist. Doch nicht nur auf seinem Militarismus beruht die Kraft eines Landes; vielerlei Organisationen kommen daneben in Betracht, besonders auf finanziellem Gebiete. Staatsinteresse wie Volkswohl erfordern aber gebieterisch, die Stärke eines Landes als Ideal seiner Politik hinzustellen, Stärke nach außen und Stärke im Innern.

Die Stärke eines Reiches erwächst nur aus der Einigkeit seiner Bevölkerung in großen Fragen, wie denen der auswärtigen Politik. Darum sind die Nationalstaaten von Natur aus in sich gefestigter als die ein Konglomerat von Völkern umfassenden sogenannten Nationalitätenstaaten. Zwar kann auch ein solcher Staat, wie wir es gegenwärtig an Österreich erleben, durch das unabweisliche Interesse des Ganzen, von dem das Wohl jedes einzelnen seiner Völker abhängt, bestimmt werden, in einmütigem Handeln sein Dasein gegen eine Welt von Feinden erfolgreich zu verteidigen, während ein geschlossener Nationalstaat, wie Frankreich, im kriegerischen Ringen unterliegt; doch im allgemeinen arbeitet der Nationalstaat mit geringeren Schwierigkeiten und Reibungen im Innern, wenn er nicht dermaßen von Parteihader durchwühlt wird, daß demgegenüber selbst die Stammes- und Sprachenverschiedenheiten eines Nationalitätenstaates in den Hintergrund treten.

Für die Stärke eines Nationalstaates, wie wir ihn im Deutschen Reich besitzen, kommt zweifellos in Krieg und Frieden in Betracht, daß er möglichst wenig Elemente einer fremdsprachigen Bevölkerung in sich einschließt. Denn auch das kann man aus dem jetzigen Kriege lernen: Rassenverschiedenheit spielt eine weit geringere Rolle als Verschiedenheit oder Gleichheit der Sprache. Das Angelsachsentum mit seinem normannischen Einschlag steht uns Deutschen auf dem Rassengebiete sehr nahe; die so bedauerlich hervorgetretene Verständnislosigkeit der Engländer und Amerikaner für unser Wesen ist hauptsächlich der Sprachverschiedenheit zuzuschreiben, während andererseits Englands und Amerikas politische Sympathie füreinander in erster Linie auf ihrer gemeinsamen Sprache beruht.

Die erhebende Einigkeit der Deutschen in diesem Kampfe gab denen unrecht, die mit Sorge einem solchen Kriege entgegensahen wegen der großen Erbitterung, mit der die politischen Parteien in den langen Friedensjahren einander bekämpften; sie gab denen recht, die stets von Vertrauen auf den deutschen Sinn aller unserer Volksgenossen in Stunden ernster Gefahr erfüllt waren. Dieses Vertrauen wurde glänzend gerechtfertigt. Die Männer, die den Parteien schärfster Opposition angehörten, haben sich vor dem Feinde nicht weniger bewährt als die mit dem bisherigen Gange der Regierungsgeschäfte Zufriedenen; alle haben mit gleicher Tapferkeit gekämpft in der Erkenntnis, daß es sich um das Wohl des ganzen Volkes, um das Dasein des Deutschen Reiches handelt. Das Vertrauen hat gewonnen, denn durch unsere Einigkeit wurden wir zum Siege geführt; darum soll das Vertrauen nie wieder schwinden. Auch wenn die Zeiten der Kriegsfurie einst hinter uns liegen werden, wollen wir das Vertrauen zueinander nicht sinken lassen. Politische Meinungsverschiedenheiten in inneren Fragen werden nie aufhören; kommen indes die Parteien vertrauensvoll einander entgegen, in dem Vertrauen, daß jeder Deutsche auf seine Weise und von besonderen Gesichtspunkten ausgehend doch nur das Interesse seines Staates und das Wohl seines Volkes zu fördern bestrebt ist, dann kann auch in unvermeidlichen Parteikämpfen unsere Einheit und unsere Stärke gewahrt werden, wie sie unwiderstehlich zum Durchbruche gelangte, als die Feinde wie Raubtiere sich auf uns stürzten, um unserer Nation, dem Deutschen Reiche, den Garaus zu machen. Mein Wunsch ist, daß die alten Oppositionsparteien zu uns anderen das gleiche Vertrauen hegen mögen, das wir ihrer Vaterlandsliebe entgegenbringen; es soll dann nach wiedergewonnenem Frieden nicht an uns fehlen, mit ihnen zusammen zu arbeiten zum Heile unseres Volkes und unseres Vaterlandes.

Noch aber stehen wir mitten im Kriege, und wie lange der Krieg dauern wird, kann niemand wissen. Nur so viel ist sicher, daß wir als das friedliebendste Volk in diesen Krieg hineingerissen worden sind. Nachdem er uns aufgezwungen wurde, werden wir kämpfen bis zum endgültigen Siege, der uns, wie unser Kaiser in seiner Proklamation vom 31. Juli 1915 sagte, „die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere“. So hoffen wir, daß auch das furchtbare Blutvergießen dieses Krieges Früchte tragen werde zum Wohle unseres Volkes. Wir dürfen überzeugt sein, daß, je gründlichere



Unsere Kaiserin und Kronprinzessin Cecilie mit ihren vier Söhnen Prinz Wilhelm, Prinz Louis Ferdinand (sitzend), Prinz Hubertus (rechts) und Prinz Friedrich (links).

Nach der neuesten Aufnahme des Hofphotographen T. H. Voigt, Bad Homburg.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Eine bayrische Landwehr-Batterie im Gefecht am Münstertal.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem Kriegsschauplatz in den Vogesen zugelassenen Kriegsmaler Friedrich Fennel.



Generalleutnant Hofmann,

erhielt den Orden pour le mérite. (Hofphot. Severin Schoy, Colmar i. E.)

Von der Stärke des eigenen Volkes nach dem Kriege wird unser Wohl und Wehe im nächsten Halbjahrhundert abhängen; für einen längeren Zeitraum lassen sich politische Berechnungen oder auch nur Schätzungen nicht anstellen. Vor hundert Jahren sagte der Freiherr vom Stein: „Deutschland darf seine Hoffnungen so wenig auf England wie auf Rußland oder Frankreich setzen; es darf auf niemand rechnen als auf sich selbst."

Das Nachdenken aller derer, die berufsmäßig für Staatsinteresse und Volkswohl zu wirken haben oder sich aus innerem Antriebe dazu berufen fühlen, über die Frage, mit welchen Mitteln das Deutsche Reich innerlich und nach außen zu kräftigen sei, wird somit zur ernsten Pflicht. Wenn auch eine öffentliche Erörterung der von der deutschen Staatskunst einzuschlagenden Wege zur Zeit nicht zulässig ist, hat doch die Reichsregierung versprochen, noch vor dem Abschlusse des Friedens die öffentliche Meinung zu Worte kommen zu lassen. Tritt dereinst die Frage an uns heran, so sollen wir zur Antwort bereit und gerüstet sein.

An der Hebung unserer inneren Volkskraft wird schon während des Krieges erfolgreich gearbeitet. Opferwillige Männer aus allen Berufskreisen, allen politischen Parteirichtungen angehörend, lassen es sich angelegen sein, die dem kriegspflichtigen Alter entgegenreifenden Jünglinge in Stadt und Land durch Stählung des Körpers und Übung der Gewandtheit auf die künftige Pflicht vorzubereiten, des Vaterlandes Grenzen gegen kriegerischen Überfall zu sichern.

Als eine zweite wichtige Vorübung zur Stärkung der Volkskraft kann das sorgfältige und haushälterische Umgehen mit dem täglichen Brote angesehen werden. Keine Verschwendung von Körperkraft und keine Verschwendung von Nahrungsmitteln, sei fortan die Losung. Wir haben Jahrzehnte hindurch mehr Fleisch gegessen als nötig, ja, als nützlich war; wir werden, den Feststellungen der Wissenschaft folgend, darin künftig verständiger sein. Diese zwei Beispiele dürften hinreichen, um zu zeigen, in welcher Richtung schon heute eine Stärkung unserer Volkskraft und damit eine Erhöhung unseres Volkswohls zu erreichen ist. Zwar ist die Wirklichkeit stets zu verwickelt, um sich in eine theoretische Schablone einpressen zu lassen; wir wollen aber auch keine grauen Theorien aufrichten, sondern aus der Schule des Lebens lernen und somit unsere Kraft aus einem lebendigen Brunnquell schöpfen. Stehen wir einst so gekräftigt da, daß kein Bund von Feinden mehr wagen wird, uns anzugreifen, dann werden vielleicht jene Feinde erkennen, daß wir durch unsere Stärke auch zu ihren Wohltätern werden. Denn „ein Krieg, auch ein siegreicher, ist immer ein großes Unglück", sagte einst Hellmuth v. Moltke.

„Salus publica suprema lex!" ist ein Satz, der heute wie vor zweitausend Jahren allen Erörterungen über Staatsinteresse voranzustellen ist. Darum sind Volkswohl und Staatsinteresse auf das innigste miteinander verknüpft. Die politische Rechnung hat aber nur Wirklichkeiten einzusetzen und die vaterländischen Gefühle, mag man sie noch so hoch bewerten, nur als Mittel zum Zwecke zu gebrauchen. Bismarcks heißes Herz wurde in seinen politischen Handlungen von einem kühlen Kopfe beherrscht, der nur Erreichbares anstrebte; nur wenn solch kühler Kopf es für nützlich erachtet, kann ein Gefühlsausbruch politische Zwecke verwirklichen helfen. Bismarck schrieb einst an Gerlach; „Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte vermag ich vor meinem Pflichtgefühl nicht zu rechtfertigen. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe und Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht."

Realpolitik, keine Idealpolitik sollen wir treiben. Stolz trug das deutsche Volk schon vor dem Kriege sein Schwert,

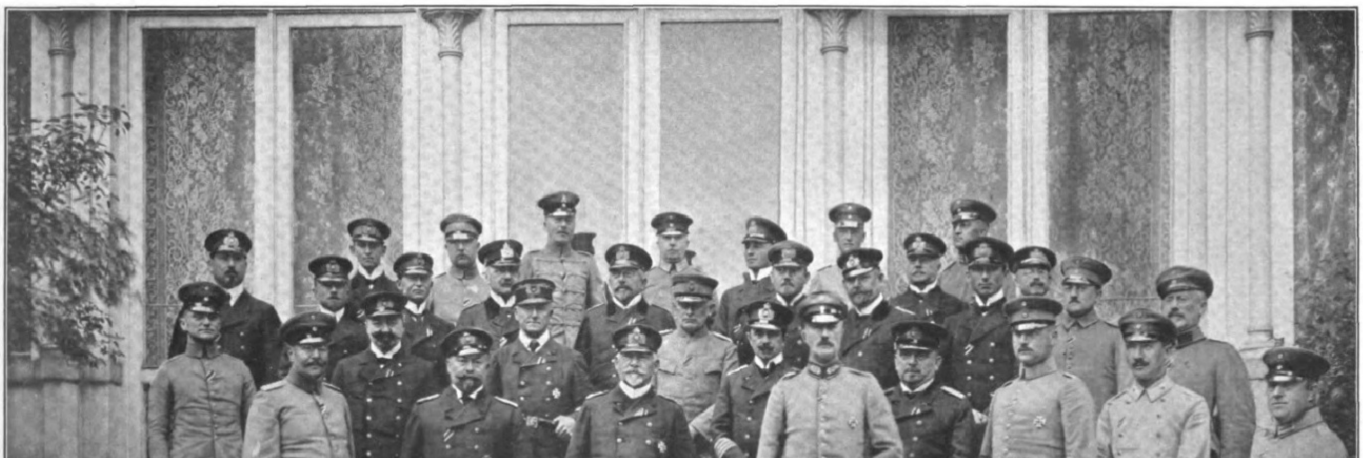


Generalmajor Tappen,

Abteilungschef im Generalstab des Feldheeres, Chef der Operationsabteilung; erhielt den Orden pour le mérite. (Hofphot. H. Noack, Berlin.)

Arbeit unsere Heere jetzt machen, sie dadurch für einen um so längeren und dauerhafteren Frieden sorgen werden. Die auf unsere Vernichtung zielenden Kriegspläne der Feinde können schon jetzt als gescheitert gelten.

Wie der von unseren tapferen Heeren zu erstreitende Friede beschaffen sein wird, vermag heute kein Mensch vorauszusehen; davon aber sind alle durchdrungen, vom Kaiser und Reichskanzler bis zum einfachen Soldaten hinab, daß wir Sicherung gewinnen müssen gegen künftige Angriffslust böser Nachbarn. Solche Sicherung wird in erster Linie beruhen in unserer eigenen Stärke, in der höchstmöglichen Steigerung der eigenen Volkskraft; die durch den Krieg bewirkte Schwächung der Feinde ist willkommen, wird aber nicht von Dauer sein. In zweiter Linie erst dürfen wir uns auf Bündnisse stützen.



Admiral v. Schröder, Kommandeur des Marinekorps, mit seinem Stabe in Brügge. (Hofphot. Paul Tellgmann, Cassel.)

Erste Reihe von links nach rechts: Major Wolff, Kapitän z. S. Türk, Admiral v. Schröder, Generalmajor v. Hülsen, Kapitän z. S. Pohl, Major Franck-Lindheim, Hauptmann von dem Knesebeck, Hauptmann Eckardt. Zweite Reihe: Hauptmann Schröder, Fregattenkapitän Freiherr v. Bibra, Konteradmiral Witschel, Generalarzt Dr. Uthemann, Kapitän z. S. Herr. Dritte Reihe: Kapitänleutnant Bartenbach, Kapitänleutnant Aßmann, Korvettenkapitän Foertsch, Geheimer Rat Reuter, Chefingenieur Breitenstein, Oberkriegsgerichtsrat Schön, Admiralitätsrat Frerichs, Oberstabszahlmeister Jeschke, Kapitänleutnant Middendorff, Torpedo-Kapitänleutnant Timmermann, Feldpostmeister Bettack Oberstabsveterinär Christ. Vierte Reihe: Stabsarzt Dr. Koßwig, Stabsarzt Dr. Fürth, Rittmeister Freiherr v. Dobeneck, Oberstleutnant Freiherr v. Buttlar, Kapitänleutnant Schulze. Rittmeister Freiherr v. Lersner, Rittmeister v. Sierakowski.

das es geschliffen hatte, um den Frieden zu wahren, um seine Grenzen zu schirmen, nicht, um aus Eroberungssucht seine Nachbarn mit Krieg zu überziehen. Heute eint ein eiserner Wille alle Glieder unseres Heeres, vom Feldherrn bis zum letzten Rekruten, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis ein ehrenvoller Friede erkämpft wurde, nach dessen Erringung wir in ungebrochener, ja in erhöhter Volkskraft dastehen. Ist dies erreicht, dann wird unser Volk nach dem Stahlbade des Krieges wieder den Werken des Friedens obliegen und die Wunden heilen, die der Krieg ihm geschlagen hat; wir werden dann die kommenden Geschlechter besseren Zeiten entgegenzuführen suchen.

Dies ist die Stimmung, die bei unerschütterlicher Siegeszuversicht alle Deutschen beherrscht mit Einschluß der Diplomaten, auch wenn diese zu den Friedensverhandlungen niedersitzen werden; ich vertraue, daß diese Stimmung dann die wahren Interessen des Deutschen Reiches und damit das Wohl des deutschen Volkes zur Geltung bringen wird.

Kriegschronik.

11. September 1915 (Fortsetzung).

Derazno am Goryn ist im Besitz der österreichisch-ungarischen Truppen. Bei Tarnopol versuchten die Russen, in starkem Ansturm in die Stellungen der Verbündeten einzudringen. Der Feind wurde unter schweren Verlusten abgewiesen. Weiter südlich wurde die Sereth-Front vor überlegenen feindlichen Kräften auf die Höhen östlich der Strypa zurückgenommen. Auf dem Kriegsschauplatze in Litauen erstürmten österreichisch-ungarische Truppen das zäh verteidigte Dorf Alba westlich von Kossow.

Am Südwestabschnitt der Hochfläche von Doberdò wurde ein italienischer Infanterieangriff abgeschlagen.



Instruktionsstunde.

Kämpfe, die sämtlich mit dem völligen Mißerfolg der angreifenden Italiener endeten. Im Wrsicgebiete tobte der Kampf den ganzen Tag heftiger denn je. Hier schlug die St.-Pöltener Landwehr mit bewährter Tapferkeit den feindlichen Angriff zurück. Wieder blieben alle Stellungen fest in der Hand der Verteidiger. Im Abschnitte von Doberdò wurden mehrere Vorstöße des Feindes am vorspringenden Teil der Hochfläche wie immer abgewiesen. An der Tiroler Front griffen die Italiener im Raume westlich des Monte Piano vergeblich an.

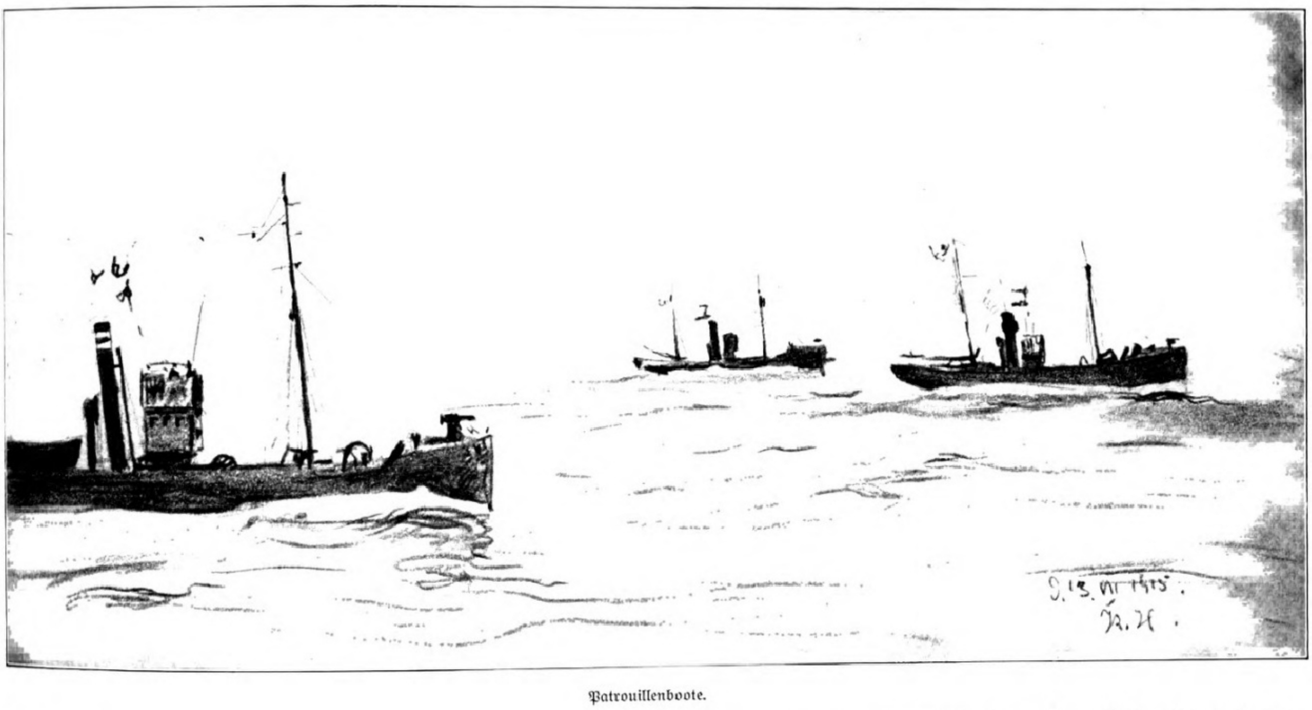
Am 12. September vormittags haben mehrere russische Wasserflugzeuge einen deutschen Kleinen Kreuzer vor Windau mit 8 Bomben angegriffen, die sämtlich ihr Ziel verfehlten. Ein feindlicher Flieger wurde heruntergeschossen und nach Windau eingebracht, seine Besatzung, zwei russische Offiziere, gefangengenommen.

13. September 1915.

In letzter Nacht wurde ein Luftangriff auf die Befestigungen von Southend durchgeführt.

Auf dem linken Ufer der Düna zwischen Friedrichstadt und Jakobstadt wurde der Feind aus mehreren Stellungen geworfen; weiter südlich wich er aus. Die folgenden deutschen Spitzen erreichten die Straße Eckengrafen (30 km südwestlich von Jakobstadt)-Rakischki. Auch zwischen der Straße Kupischki-Dünaburg und der Wilija unterhalb Wilna ist die Vorbewegung in flottem Gange. Die Bahnlinie Wilna-Dünaburg-St. Petersburg wurde an mehreren Stellen erreicht. Im Niemen-Bogen, östlich von Grodno blieb die Verfolgung im Fluß. An der unteren Zelwianka sind mehrere starke Gegenstöße des Feindes abgeschlagen. Es wurden gestern über 3300 Gefangene, 1 Geschütz und 2 Maschinengewehre eingebracht. Die Verfolgung in Richtung auf Pinsk ist im Gange.

Die deutschen Truppen haben gestern westlich und südwestlich von Tarnopol mehrere starke feindliche



Patrouillenboote.

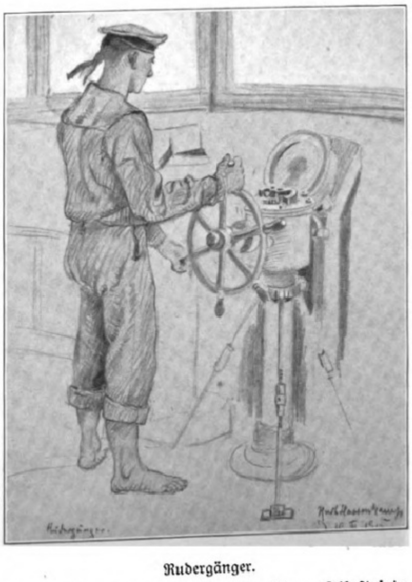
12. September 1915.

Während der Nacht wurden die Docks von London und deren Umgebung mit sichtbarem Erfolge beworfen.

Auf der Front zwischen Düna und Merecz (am Niemen) haben die Kämpfe an einzelnen Stellen einen größeren Umfang angenommen. Es sind erneut 1800 Gefangene gemacht und 5 Maschinengewehre erbeutet worden. Zwischen Jeziory und dem Niemen dauerten die hartnäckigen Kämpfe den ganzen Tag über an; erst heute früh gab der Feind weiteren Widerstand auf; er wird verfolgt. An der Zelwianka sind die feindlichen Linien an mehreren Stellen durchbrochen; der Gegner verlor 17 Offiziere und 1946 Mann an Gefangenen und 7 Maschinengewehre. Die russische Garde wurde nordwestlich von Wilna geworfen. Beiderseits der Straße Bereza-Kartuska-Kossow-Slonim ist der Feind geworfen, 2759 Gefangene und 11 Maschinengewehre fielen in unsere Hände. Der Angriff beiderseits der Bahn nach Pinsk schreitet fort. Einige Vorstellungen wurden heute nacht durch Überfall genommen.

Die in Wolhynien kämpfenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte haben gestern bei Derazno den Goryn und bei Dubno die Ikwa überschritten. Die russischen Angriffe bei Tarnopol nahmen an Heftigkeit zu. Nordwestlich der Stadt gelang es dem Feinde, in unsere Schützengräben einzudringen und das Dorf Dolzanka zu gewinnen. Aber die aus den Nachbarabschnitten herbeieilenden Deutschen und Honved-Bataillone faßten den Gegner in beiden Flanken, eroberten das Dorf zurück und warfen die Russen wieder auf ihre Brückenkopfstellungen. Die gegnerischen Verluste sind groß. Auch die feindlichen Vorstöße südwestlich von Tarnopol wurden abgewiesen. Die k. u. k. Truppen in Litauen entrissen dem Feind das bei Kosowo liegende stark verschanzte Dorf Szkuraty.

An der küstenländischen Front, und zwar namentlich in ihrem nördlichen Abschnitte, kam es zu einer Reihe größerer



Rudergänger.

Angriffe blutig abgewiesen und dabei einige hundert Gefangene gemacht. In der Nacht wurde eine günstige Stellung, einige Kilometer westlich der bisher gelegenen, unbehindert vom Gegner, eingenommen.

An der Sereth-Mündung wurden starke feindliche Kräfte zurückgeworfen. Der Kampf führte an zahlreichen Stellen zu einem Handgemenge in den Schützengräben. Nordwestlich von Strusow brachen mehrere russische Vorstöße zusammen. Bei Nowo-Aleksiniec sind heftige Kämpfe im Gang. Östlich von Dubno sind die österreichisch-ungarischen Truppen an die Eisenbahn vorgedrungen. In der Gegend von Derazno warfen sie den Feind an mehreren Punkten, wobei sich das Wiener Landwehr-Infanterieregiment Nr. 24 besonders hervortat. Die k. u. k. Streitkräfte in Litauen nahmen bei ihrem vorgestrigen Sturme auf das Dorf Szuraty 9 Offiziere und 1000 Mann gefangen und erbeuteten 5 Maschinengewehre.

An der küstenländischen Front nahmen gestern die Kämpfe in den Räumen von Flitsch und Tolmein mit unverminderter Heftigkeit ihren Fortgang. Wieder wurden alle Angriffe unter schweren Verlusten der Italiener zurückgeschlagen.

14. September 1915.

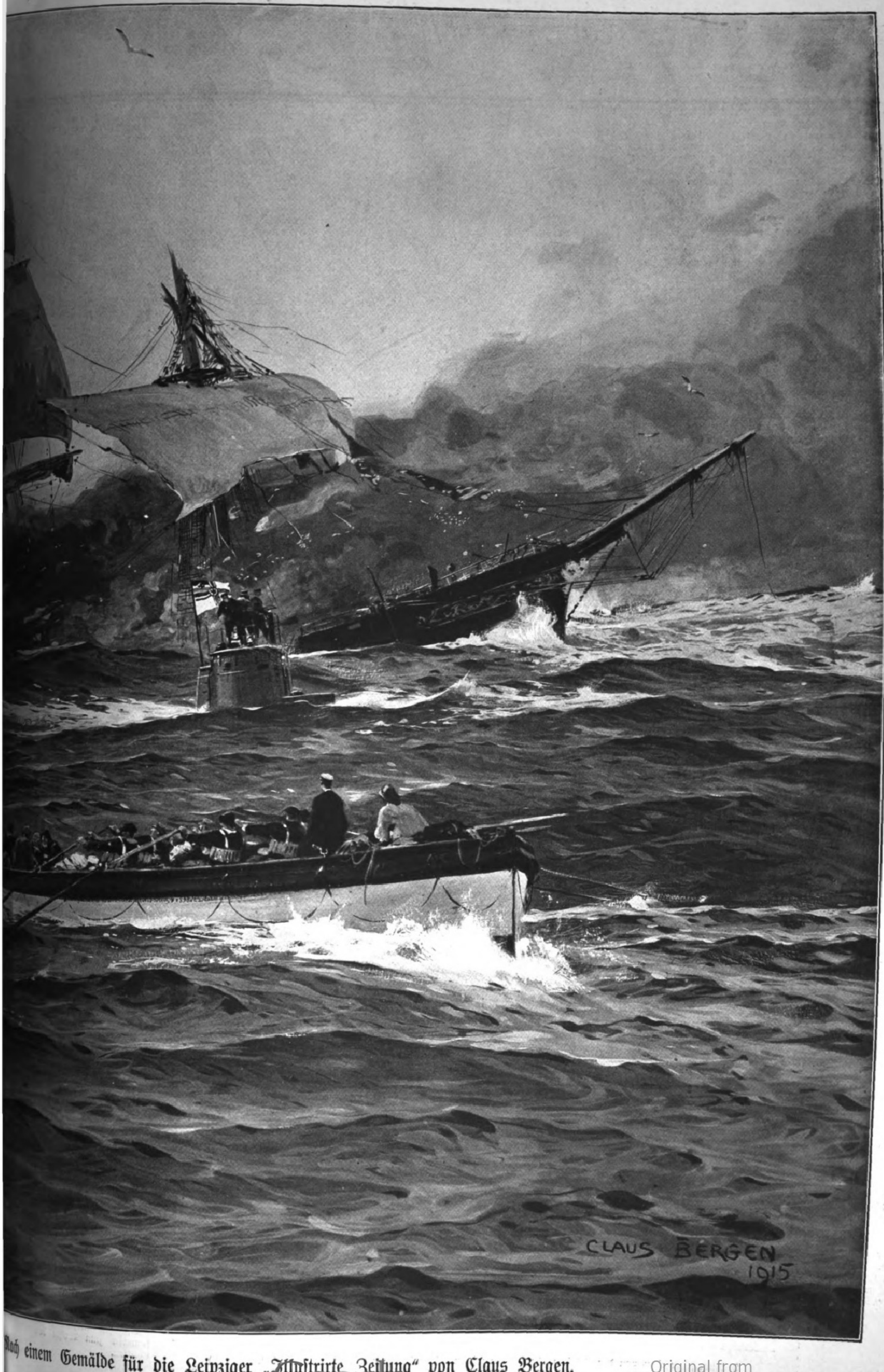
Ein schwacher französischer Vorstoß gegen das Schleusenhaus von Sapigneul (nordwestlich von Reims) wurde zurückgeschlagen.

Auf Trier, Mörchingen, Château-Salins und Donaueschingen wurden von feindlichen Fliegern Bomben abgeworfen, bei Donaueschingen ein Personenzug mit Maschinengewehren beschossen. Es sind einige Personen getötet oder verletzt. Aus dem über Trier erschienenen Geschwader wurde ein Flugzeug bei Lommeringen (südwestlich von Fentsch) heruntergeschossen.

Unsere Marine im Weltkrieg. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Kurt Hassenkamp.



Der Unterseebootkrieg: Ein deutsches Unterseeboot vernichtet ein feindliches Sege



Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Claus Bergen.

Unsere Eisenbahner im Kriege.

[T]ag für Tag, auf allen Bahnstationen des weiten Deutschen Reiches sehen wir nun schon seit über Jahresfrist die Militärzüge gen Ost und West nach Feindesland hinrollen — bald sind es Truppen, bald Munition oder Verpflegung, Liebesgaben oder Waffen und Heeresgerät, das hinausgeht, während [en]tgegengesetzter Richtung unzählige Lazarettzüge mit ihrer traurigen [L]ast an braven Verwundeten der Heimat, Gefangenentransporte den [Lager]n im Innern Deutschlands zugeführt werden und Beutestücke [und] eigenes reparaturbedürftiges Material in die heimatlichen [Sam]melstellen und Fabriken wandern. Trotzdem aber wickelt sich [der] altgewohnte Bahnverkehr auf allen Strecken fast friedens[mäßi]g ab, nirgends ein Stocken, kaum eine irgendwie bemerk[bare] Verringerung der durchgehenden Schnellzugsverbindungen; [Pers]onen und Güter verkehren weiter wie im Frieden, ja, die [unge]heure Zahl der Urlauber und Verwundeten, die wir auf [den] Haltestellen treffen, die alle Personenzüge dicht besetzt [halte]n — an sich wohl für den Laien das einzige sichtbare [Merk]mal, daß auch der Bahnbetrieb im Zeichen des Krieges [steht] — läßt uns fast glauben, der Verkehr sei reger als im [Frie]den.

[N]ur in den ersten Wochen des Aufmarsches war natur[gemä]ß eine Einschränkung des gesamten Zivilverkehrs erforder[lich] — in dieser Zeit gewaltigster Leistungen unserer Bahnen [erw]artete wohl niemand im Deutschen Reiche eine Berücksichti[gun]g der eigenen Reisewünsche. Jeder fügte sich willig den [groß]en vaterländischen Interessen, galt es doch vor allem, schnell [den] Aufmarsch unserer Heere nach beiden Fronten zu bewäl[tige]n, ehe einer der Gegner in die Grenzen des Reiches ein[drin]gen konnte. Je weiter indes der Aufmarsch fortschritt, um so [mehr] wurde wieder Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zivilbevölke[run]g, des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft genommen, [so d]aß jetzt schon seit fast Jahresfrist Handel und Wandel wieder [in g]ewohnten Bahnen zieht. Welch ungeheure Arbeitslast, welche Fülle [orga]nisatorischer Kraft und Schaffensfreudigkeit dazu gehört, wie be[wun]derungswürdig hier Militär- und Eisenbahnverwaltung Hand in Hand [arbe]iten, das ist über jedes Lob erhaben. Aufgabe der heutigen Zeilen [soll] es auch nicht sein, unserer mustergültigen, unübertrefflichen deutschen [Eise]nbahnverwaltung ein Denkmal zu setzen, sondern einen kurzen Über[blick] zu geben, wie die Eisenbahntruppe, diese im Frieden so wenig beachtete [und] gekannte Waffe, im Kriege verwendet wird, zu zeigen, welch ungeheure [Arb]eitslast diesen Truppen zugefallen ist, und wie sie von ihnen be[wält]igt wurde.

[M]ancher, der im Frieden an den schmucken Kasernen in Berlin-[Sch]öneberg, Hanau oder München vorüberkam oder die stattlichen, aus-



Generalmajor Dr.-Ing. h. c. Wilhelm Gröner, der kürzlich mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnete Chef des Feldeisenbahnwesens. (Hofphot. Franz Schmitz, Stuttgart.)

war die stille Arbeit der damaligen kleinen Eisenbahntruppe verblaßt und vergessen. Wer weiß etwas von der Metz-Umgehungsbahn Rémilly-Pont-à-Mousson, die in sechsunddreißig Tagen in einer Länge von 38 km mit vier Festungspionierkompagnien und 3000 deutschen Zivilarbeitern hergestellt wurde? Oder wer erinnert sich der Aufräumung und Wiederherstellung des gesprengten Tunnels von Vauteuil an der Marne, der in fünfundvierzigtägiger Arbeit ausgebaut wurde, um dann, als infolge starker Regengüsse erneuter Einsturz drohte, durch eine in fünfundzwanzig Tagen geschaffene Umgehungsbahn ersetzt zu werden?

Fast alle aber, die sich dieser Bahnbauten erinnerten, waren der Ansicht, daß die mit jedem Jahr in allen Staaten Europas sich steigernde Verdichtung des Eisenbahnnetzes die Neuanlage von Bahnlinien im Kriege entbehrlich machen würde, daß es sich in Zukunft nur um eine Wiederherstellung zerstörter Strecken handeln würde. Wie anders aber ist es in dem verflossenen Kriegsjahre gekommen! In Ost und West sind unsere Armeen weit in Feindesland vorgedrungen, in Ost und West ruht auf Tausenden von Kilometern, nach Überschreiten der Landesgrenze, der gesamte Bahnbetrieb in den Händen unserer feldgrauen Eisenbahner, und ungeheuer groß ist die Zahl der technischen Arbeiten, welche ihrer im Feindesland harrten.

Betrachten wir kurz die Aufgaben, welche im allgemeinen den Eisenbahntruppen im Kriege zufallen. Der dem Großen Hauptquartier unterstellte Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens hat die oberste Leitung nicht nur des Etappenwesens, sondern auch des Eisenbahndienstes auf dem Kriegsschauplatze. Unter ihm leitet der Chef des Feldeisenbahnwesens den gesamten Eisenbahndienst für Kriegszwecke. Der Betrieb der heimatlichen Bahnen, auch wenn sie sich im Kriegsbetrieb befinden, also all derer, die auf dem Kriegsschauplatz oder in dessen Nähe verkehren, verbleibt zwar in den Händen der Zivileisenbahnbehörden, aber Linien- und Bahnhofskommandanturen sorgen für die Durchführung der militärischen Anforderungen im Einvernehmen mit den Zivilbahnbehörden. Anders liegen die Verhältnisse nach Überschreiten der Grenze. Die in Besitz genommenen feindlichen oder neuangelegten Bahnlinien werden in Militärbetrieb genommen, Militär-Eisenbahndirektionen werden hier eingesetzt, die Etappe stellt Bahnhofskommandanturen zur Verfügung, und die Eisenbahntruppe, je nach Umständen unter Heranziehung heimischen Zivilpersonals, stellt das erforderliche Personal und Material zur Übernahme des gesamten Betriebes. Eisenbahnbau- und Betriebskompagnien werden je nach Bedarf herangezogen.



[D]ie Anwendung des autogenen Schweiß- und Schneideverfahrens beim Eisenbahnbau in Rußland. (Phot. E. Benninghoven.)



Herstellung einer festen Straße (Knüppelweg) auf dem Bahnhof einer größeren Etappenstation in Rußland. (Phot. E. Benninghoven.)

[gewä]hlt kräftigen Pioniere [der] Eisenbahntruppen bei [der] Parade oder Felddienst[übu]ngen sah, oder wer [auf] der kurzen Bahn[stre]cke vom Militärbahnhof [Sch]öneberg nach den Schieß[plätz]en von Wünsdorf [und] Jüterbogk hinaus[fuhr] und den Militär[betri]eb beobachtete, wo [Scha]ffner und Bremser, [Hei]zer, Lokomotivführer [und] Bahnhofsvorsteher ak[tive] Soldaten waren, hat [sich] wohl gefragt: Ist das [erfor]derlich? Haben wir [nich]t Bahnbeamte genug, [wozu] denn das Militär [über]haupt je diese Trup[pe] gebrauchen? — Ja, [man]ch einer hat wohl auch [den] Kopf geschüttelt und [das] Ganze für Spielerei [geha]lten, die neben der [groß]artigen Organisation [unse]rer Staatseisenbahnen [übe]rlich wirkte und wohl [nie]mals zur Geltung kom[men] würde.

Freilich hatte die kleine [Tru]ppe schon im Kriege [1870]/71 ihre Daseinsberech[tigu]ng erwiesen; aber wer [weiß] jetzt noch davon? [Man] hatte wohl einmal [dav]on gehört, aber neben [d]em großen Geschehen des [Jah]res der Reichsgründung



Trümmerstätte eines von den Belgiern abgelassenen wilden Eisenbahnzugs vor Antwerpen. (Phot. A. Groß.)

Das Arbeitsgebiet des Chefs des Feldeisenbahnwesens ist außerordentlich umfangreich. Er leitet nicht nur im Frieden als Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes die gesamten Mobilmachungsvorarbeiten, sondern er überwacht auch dauernd den Ausbau des Bahnnetzes, damit neben den wirtschaftlichen Interessen auch die strategischen berücksichtigt werden. Mit dem Augenblick der Mobilmachung geht auch der gesamte Kriegsbetrieb in seine Hand über. Das heißt, sämtliche Bahnen Deutschlands sind bezüglich der Einrichtung, Fortführung, Einstellung und Wiederaufnahme des Bahnbetriebes von den Anordnungen des Chefs des Feldeisenbahnwesens abhängig. Nach seinen Weisungen regeln die Linienkommandanturen den Bahnbetrieb im Heimatgebiet. Die Eisenbahnabteilung des Stellvertretenden Generalstabes in Berlin und die staatlichen Bahnverwaltungen arbeiten nach seinen Weisungen einheitlich zusammen zum Wohle des Ganzen.



Bau einer Umgehungsbahn durch Montmédy. (Phot. R. Sennecke.)

Die Aufgaben, welche den ständigen, heimatlichen Eisenbahnen als einem unserer wichtigsten Kriegsmittel zufallen, dürften allgemein bekannt sein. Sie lassen sich im allgemeinen in drei Gruppen zusammenfassen: Aufmarsch, Nachschub während der Operationen und schnelle Verschiebung von Heeresteilen im Operationsgebiet. In wie glänzender Weise alle diese drei Aufgaben bisher gelöst wurden, und zwar in erster Linie dank der vorzüglichen Vorbereitung unserer Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes und der geradezu mustergültigen Friedensorganisation unserer Staatseisenbahnverwaltungen, bedarf keiner Erwähnung. Man erinnere sich nur der ungeheuren Schwierigkeiten, die allein der Aufmarsch zu bewältigen hatte. Zu einer Zeit, wo alle Ferienreisenden in den Bädern und Sommerfrischen weilten, wo alle Truppenübungsplätze dicht belegt waren, und wo der Güterverkehr auf höchster Höhe stand, galt es, den gesamten Bahnverkehr für die Bedürfnisse der Heeresverwaltung freizumachen. Wenige Stunden nach dem Ausspruch der Mobilmachung gingen die ersten Züge an unsere Grenzen, um sie gegen feindlichen Einfall zu schützen. Von Tag zu Tag schwoll dann die Aufmarschbewegung an, und nach wenigen Tagen standen unsere Armeen vormarschbereit in Ost und West, zahllose Magazine hinter ihrer Front, planmäßig gefüllt mit Vorräten an Munition und Verpflegung.

Seitdem ein Durcheinander gewaltiger Bewegung auf den deutschen Schienenwegen und doch jeder Zug in sorgsamster Friedensvorbereitung vorher bedacht und festgelegt! Noch heute rollen sie täglich, stündlich hinaus, die endlosen Züge, um unseren wackeren Truppen zu bringen, was draußen erforderlich ist, Ersatz und Munition, Verpflegung, Post und Liebesgaben. Dazwischen aber eilen bald nach Ost, bald nach West die Militärzüge. Wie die Truppenführer die Marschkolonnen auf den Straßen je nach den eintreffenden Nachrichten über den Feind verschieben, so wirft unsere Oberste Heeresleitung auf Schienenwegen ganze Heeresverbände je nach der operativen Lage auf andere Kriegsschauplätze. In den Erfolgen im Osten und Westen, die dank ihrer Leistungsfähigkeit erkämpft werden konnten, feierte unsere mustergültige Eisenbahn ihre schönsten Triumphe.

Zu diesen ständigen Aufgaben der Bahn im Kriege kamen nun im Verlaufe der Operationen fast täglich neue, und gerade in dem jetzigen Kriege, der im Beginn fast ganz Belgien, einen großen Teil von Frankreich, in den jüngst vergangenen Wochen ganz Kongreß-Polen und weite Strecken des Russischen Reiches in unseren Besitz gebracht hat, sind die Anforderungen Legion, die an das Organisationsgeschick der Leitung des Feldeisenbahnwesens, an die Tüchtigkeit der Eisenbahntruppe gestellt werden. Zu dem heimatlichen Bahnnetz traten auf beiden Fronten bei dem rastlosen Vorwärtsstürmen unserer Heere weite Strecken des feindlichen Bahnnetzes. So schnell aber auch der Rückzug ging, überall hat der Gegner noch Zeit gefunden, die meisten größeren Brücken zu sprengen. Anderweitige Zerstörungen, Sperrung der Tunnels und besonders im Osten die um 8,9 cm größere Spurweite der russischen Bahnen, die den Übergang der Züge von einem Bahnsystem auf das andere unmöglich machte, bildeten neue Hindernisse.

Die Versorgung der Truppe bedingt indes, daß die Schienenwege der vorwärtseilenden Armee unbedingt folgen, wenn das Heer nicht bald Mangel an Munition, Ersatz und Verpflegung leiden soll, wenn man die Gefangenen und die Kriegsbeute abschieben will. Schnellste Wiederherstellung und Inbetriebnahme der feindlichen Bahnen war also dringend erforderlich, ja, selbst Neuanlagen von Schienensträngen wurden häufig nötig.

Die gesamte Organisation in Feindesland und der Eisenbahnbetrieb sind rein militärisch und werden in den Gebietsteilen dicht hinter der Front durch Eisenbahntruppen, weiter rückwärts durch Personal, das von den deutschen Eisenbahnverwaltungen abgegeben ist, durchgeführt. Hand in Hand mit der Wiederaufnahme des Betriebes geht naturgemäß die Bautätigkeit der Eisenbahntruppen, die sich zunächst auf die behelfsmäßige Wiederherstellung zerstörter Kunstbauten erstreckt, um möglichst schnell Bahnverbindungen für die Zwecke des Heeres zu schaffen. Nach und nach erfolgt dann der ständige Ausbau der in Betrieb genommenen Strecken zu höchster Leistungsfähigkeit. An Stelle der Notbrücken mußten im Laufe der Zeit Brücken von größerer Haltbarkeit treten. Auch die Ausführung dieser Bauten geschah vorn im Operationsgebiet durch Eisenbahntruppen, die im weiter rückwärts gelegenen Etappengebiet durch deutsche Privatfirmen. Etwa 160 Bahnhöfe sind hinsichtlich ihrer Gleisentwicklung, ihrer Aus- und Einlademöglichkeiten ausgebaut, zahlreiche Überholungsgleise für die langen Militärzüge und eine Reihe von Verbindungskurven zwischen wichtigen Bahnlinien gelegt worden. Selbst die Verschiedenheit der Spurweite im Osten hat keine nennenswerten Schwierigkeiten gebracht, das vielverbreitete Märchen von verstellbaren Rädern und Achsen unseres Bahnmaterials ist eben ein Märchen. Bei dem gesamten deutschen Wagenmaterial sind die Räder auf die Achsen fest aufgepreßt, sie drehen sich nicht um die Achse, sondern mit der Achse. Wir mußten östlich der Weichsel das Gleis umnageln, d. h. einen Strang lösen und um 8,9 cm näher an den anderen rücken; eine Arbeit, die dank



Belastungsprobe auf einer von unseren Eisenbahntruppen wiedererrichteten Brücke auf dem östlichen Kriegsschauplatz. (Phot. A. Groß.)

des Holzreichtums, der die Russen veranlaßte, im Bahnbau überall hölzerne Schwellen zu verwenden, leicht zu bewältigen war. Selbst das Verlegen der Weichen war leicht herzustellen. So konnte eine Baukompagnie am Tage durchschnittlich 13 km Arbeitsleistung bewältigen.

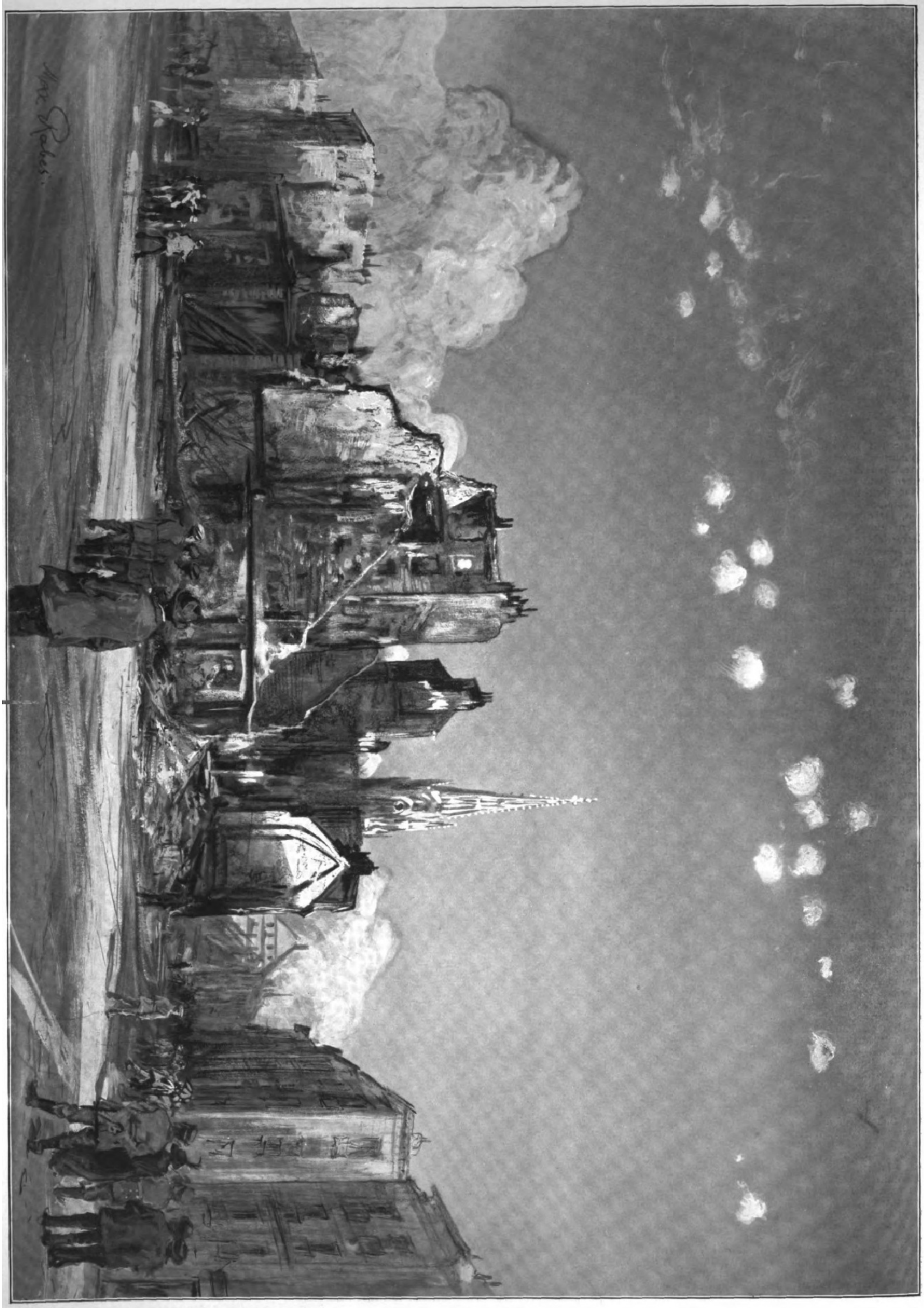
Andererseits war man bei den ungünstigen Geländeverhältnissen im Osten, bei der Weitmaschigkeit des russischen Bahnnetzes und dem schlechten Zustande der Wege gerade hier im vordersten Teile des Operationsgebiets gezwungen, zur Anlage zahlreicher Feld- und Förderbahnen zu schreiten, um die Etappe bis dicht hinter die Truppe heranzuführen. Nur in Polen hat eine längere Feldbahn vorübergehend für den Nachschub einer Armee Bedeutung gewonnen; all die zahlreichen, in Belgien und Frankreich angelegten Kleinbahnen und in ungünstigem Gelände selbst Schwebebahnen waren nur Verbindungsglieder, um im Stellungskriege die Versorgung der Schützengräben zu erleichtern.

Schließlich seien noch die zahlreichen Aufräumungsarbeiten erwähnt, die unseren Eisenbahnern dadurch erwuchsen, daß in Belgien dauernd sogenannte „wilde Züge“ von dem Gegner abgelassen, daß mit Sand und Stein beladene Züge zum Entgleisen gebracht, ja, daß selbst auf Volldampf geheizte Lokomotiven führerlos kurz hintereinander abgelassen wurden, um, zur Entgleisung gebracht und ineinander festgefahren, ein unentwirrbares Chaos von Maschinenteilen zu schaffen, das nur durch Sprengung aufzuräumen war.

Man kann sich nun vielleicht ein Bild machen von der arbeitsreichen, aufopfernden Tätigkeit unserer Eisenbahntruppen im Verlauf des jetzigen Krieges, zu deren voller Würdigung wir erst kommen werden, wenn die Geschichte des Feldzuges geschrieben ist, wenn sich klar übersehen läßt, wie deutsche Organisation und deutsche Schaffensfreudigkeit auch auf diesem Gebiete mustergültig gewirkt haben, um dem Vaterlande in dem gewaltigsten aller Kriege zum Siege zu verhelfen. F. v. B.



Oben: Drahtseilbahn in den Vogesen. (Hofphot. Eberth, Cassel.)
Unten: Die Wirkung einer Fliegerbombe auf den Bahnkörper.



Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(1. Fortsetzung.)

Der einbeinige Verschieber Paul Kretzschel hat im Gasthaus zum Napoleonstein noch einen Schoppen getrunken. Er wohnt in Wachau draußen, wo Napoleons letzter Reiterangriff zerbarst. Der Weg dahin ist noch weit, im Herzen sitzt ein wildes Tier, das reizt den Durst. Er überlegt, was er machen soll, denn etwas muß geschehen. Das Mädel hat kein Herz. Sie ist grundschlecht, das sieht er nun ein; wenn doch der Stolz ihn hart machte, daß er sie aus seinem Leben streichen könnte. Aber wie soll er etwas aus sich herausnehmen, das ihm nie gewachsen ist? Ein zermalmtes Bein kann der Arzt absägen, gegen eine solche tolle, hundsföttische Liebe ist noch kein Chirurg aufgekommen. Zehnmal mehr Schmerzen nähme er hin, wenn man ihm die Qual aus dem Leibe bräche, mit Zangen oder mit Messern, wie immer . . . Aber vielleicht wäre es nicht anders als mit dem abgetrennten Bein, das man manchmal noch zu haben glaubt. Es läuft manchmal den Rücken entlang, als könne man die Wadenmuskeln straffen oder die Zehen krümmen. Schließlich der Leib gewöhnt sich daran, zu wissen, daß er mit dem rechten Fuß nicht die Erde stampfen kann; er wird es sich merken, daß unterhalb des rechten Knies Fleisch und Bein aufhört und Leder und Holz beginnt.

Aber dieses Herz oder die Seele oder wie schon das heißen mag, wo die Liebe drinsitzt, wird das abgeschnittene Stück niemals aufgeben; es wird die Erinnerung daran bewahren, und kein Schnitt wird daran etwas ändern.

Paul Kretzschel hat die Ellenbogen aufgestemmt und döst vor sich hin. Sein Kopf ist voll, durch seine Kehle quellen ungesprochene Worte, und es ist niemand da, dem man sie geben könnte.

Er winkt dem Ober, der an der Wand lehnt und den einzigen letzten Gast durch Gähnen vertreiben möchte. Dieser Ober — sein Rücken klebt förmlich an der Wand, seine Beine sind weggestemmt und bilden untereinander, mit der Diele und der Mauer ein verzwicktes System von Winkeln, eine Art Bilderschrift der mühsam zurückgedrängten Ungehaltenheit. Dieser Ober — aber schließlich muß man doch mit irgend jemandem sprechen können, wenn das Herz schwillt und einem fast den Atem abdrängt.

Paul Kretzschel winkt, und der Ober fängt an, sich mit kleinen, immer stärker werdenden Rucken von der Wand zu lösen, bis sein weiches Körperende genügend Schwung hat, daß es ihn elastisch vorwärts stößt. Er macht ein paar Schritte in der Richtung des Gastes, die Hände sind in den Hosentaschen untergebracht, daß beiderseits nur je ein kleiner Finger hervorsieht, die Stirne ist in Falten gelegt, die zu keinem anderen Zweck dienen, als zu dem, die Augendeckel über den schlafgetrübten Augen hochzuhalten.

Der Verschieber legt die Arme über dem fleckigen, roten Tischtuch ineinander und sieht den Ober wild an: „Ober . . . ist das ein anständiges Mächen, was eenen sitzen lassen dhut, weil sie eenem das Bein abgeschnitt'n haben? Is so was een anständiges Mächen?"

Der Ober schaut den Burschen gar nicht an. Er schaut den gelbangerauchten Moltke an, der über des Gastes rechter Schulter an der Wand hängt, und, als hätte er's vom großen Schweiger gelernt, Verfängliches klug zu meiden, zuckt er bloß die Achseln.

Der Bursch umspannt in der Verschränkung mit jeder Hand die Muskelfülle eines Unterarmes. Eisenhart fühlte das sich an, ein ganzer Kerl fühlt er sich — bis an das fehlende Bein. „Ich frage bloß, ob das een Grund is? Wenn eenem das Bein abgefahren wird, is das een Verbrechen, oder is das een unglückseelcher Zufall?"

Der Ober glättet die Stirn, und richtig: es ist zu sehen, daß nur diese Falten das Zuklappen der Augendeckel bisher verhindert haben, jetzt sinken sie herab, und jetzt hört der Ober nicht nur nichts mehr, sondern sieht auch nichts. Man könnte meinen, er sei in eine Art Starrkrampf verfallen, nur die kleinen Finger trommelten an den Hosennähten.

Jawohl, man muß was trinken, denkt der Bursch. Wenn man so allein im Wirtshaus sitzt, muß man auch was aufgehen lassen. „Ober! Noch ein Helles!" sagt er und glaubt an eine Wandlung ins Freundliche.

Aber der Ober macht wieder die Harmonikafalten auf der Stirn und zerrt die Augendeckel empor. Die Augen blicken nicht Beflissenheit, sondern Empörung. „Bier is alle!" knarrt er . . . „Sperrstunde is." Und dann geschieht etwas Außerordentliches, eine Hand kommt aus der Tasche, mit einer langen, grauweißen Fahne. Die fledert jetzt knallend über ein rotes Tischtuch hin, peitscht Krumen und abgebrannte Zündhölzer zu Boden. „Morgen is auch ein Tag!" . . . Der Ober packt einen Stuhl, kracht ihn mit den Beinen nach oben auf einen Tisch, von dem er vorher mit einem jähen Ruck das Tuch herabgerissen hat.

Das Ganze nimmt sich aus wie ein Vorspiel zum Weltuntergang, und es bleibt nichts übrig als zu gehen.

Paul Kretzschel setzt die Mütze auf, zahlt und geht. Hart stampft das hölzerne Bein gegen die Diele, man hat noch nicht gelernt, es richtig lautlos aufzusetzen.

Die Nacht ist voller Sterne hinter einem dünnen Schleier, der Wind atmet lau, aus dem Park tanzen dürre Blätter über die Straße und die Geleise. Seltsam klingt das dürre Rascheln, es hängt irgendwie mit Tod und Vergessenheit zusammen. Vergessen! Vergessen!! Wenn man seinen Schmerz so in die Nacht hinströmen könnte, daß ihn die Dunkelheit hinnimmt und wegträgt! Die Fäuste des Burschen ballen sich, seine Augen werden ihm heiß. Man möchte sich an irgendwas weggeben, daß nichts mehr von einem übrig bleibt als ein ganz lindes und ganz dünnes Gefühl von Leben.

Etwas lockt und zieht unwiderstehlich in der Finsternis, und der junge Mensch folgt dem Zug, wie Eisenfeilspäne dem Magneten folgen müssen. Zwischen massigen Wänden humpelt er, ein steingerahmtes Becken entlang, in dem ein Stück des Sternenhimmels seine glänzende Wiedergeburt auf Erden feiert. Da vorne, das Ungeheuer von Stein, es ist ihm, als könnte er an ihm seinen Schmerz verströmen. In der Mitte der Terrasse erhebt sich ein Bau, das Fürstenzelt . . . langsam, humpelnd, die Stufe hinan . . .

Tief atmend steht der Bursch dem Denkmal gegenüber, schwarz und starr ragt es auf, nur wenig Sternenlicht rändert seinen gewaltigen Umriß. Links und rechts ziehen sich die Tribünen hinan, die morgen die Menge tragen sollen.

Ist es nicht, als wären schon jetzt Menschen dort, Kopf an Kopf, eine unzählbare Menge? Arbeiter vielleicht, die noch die letzten Stunden der Nacht werken müssen? Aber kein Hammerschlag tönt, keine Säge knirscht, kein Beil frißt sich ins Holz. Was da klopft, das sitzt in des jungen Menschen Brust, ist ein in erschreckten Sätzen jagendes Herz. Blut dringt ins Gehirn, spritzt und zischt unter der Schädelwölbung, dehnt die Windungen der grauen Masse. Alle Bankreihen sind besetzt, alte, zerfressene Uniformen drängen, kahle Schädel blinken nebeneinander, und unzählige dunkle und leere Augenhöhlen sind dem Lebenden zugewandt, der die Andacht der Toten stört.

Der Mensch schreit auf, beginnt zu laufen, schmerzhaft stößt das Holz gegen den Stumpf; er kollert eine Böschung hinab, in scharfkantigen Schotter, ein Stacheldraht reißt Fetzen aus Stoff und Haut, er läuft, das Entsetzen ist hinter ihm, peitscht ihn die Feldwege hin. Unzähligemal wirft es ihn hin, Wunden am Beinstumpf reißen auf . . . die Mütze schluckt der dunkle Acker . . . Todesschweiß klebt am Körper . . . er stolpert, bricht zusammen, wimmert seinen Schrecken in die Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Dorfwirtshaus in Wachau sitzen die Herren noch beim Skat. Für die Skatpartie gibt es keine Sperrstunde, heute zumal an dem Ehrentage des Dorfes. Denn hat sich das große weltgeschichtliche Ereignis, das morgen mit der Weihe des Denkmals gefeiert wird, nicht bei Wachau entschieden? Was man so Schlacht bei Leipzig nennt, das ist wesentlich an zwei Namen geknüpft: Möckern und Wachau.

Der Pfarrer erzählt so was zwischen zwei Runden. Er hat ein Büchlein über die Schlacht geschrieben und kennt jeden Fußbreit Boden, weiß, wie sich das Geschehen von Stunde zu Stunde entwickelte, kann jeden Heerführer nennen und sagen, welche Truppen er führte. Er schimpft auf den Schwarzenberg, der zu unverdientem Lorbeer gekommen ist.

„Heute," sagt der Lehrer, dessen Sohn Fähnrich ist, „heute ist so eine Entscheidungsschlacht nicht mehr in drei Tagen abgetan."

Aber der Pfarrer will die Leipziger Schlacht nicht verkleinern lassen, sie ist seine Schlacht, und er rüstet sich, aus der Weltgeschichte nachzuweisen, daß sie die größte sei und bleibe —

Da fliegt die Türe schmetternd gegen die Wand. Mörtel bröckelt, die Lampen schwanken. Weil man von so grausigen Dingen gesprochen hat, von Blut und Hinmorden von Hunderttausenden, fahren alle ein wenig auf.

Ein Mensch schwankt in der Türe, aus der Finsternis ins Licht, kaum erkenntlich, Gesicht, Hände und Kleidung von Lehm und Blut überkrustet, das Holzbein baumelt locker am Stumpf.

„Ach herrje, Paul Kretzschel," sagt der Wirt, „na, Sie haben wohl den Weg ausgemessen?"

Der Bursch fährt mit den Händen durch die Luft, deutet auf sich und nach rückwärts, ringt nach Atem.

Der Pastor lehnt sich im Ehrensofa zurück. „Nun," sagt er, „Ziesche, dem is nich recht. Geben sie ihm erst mal'n Brumby. Auf meine Rechnung!"

Paul Kretzschel torkelt zum nächsten Stuhl, kracht hin, das Holzbein dröhnt schwer gegen das Stuhlbein. Aus der großen Flasche gluckst es lustig in das Glas, ein würzhaftes Rüchlein schwimmt in das Gewölk von Pastorentabak.

„Na, was is denn, Kretzschel?" ermuntert der Pfarrer.

„Draußen beim Denkmal . . ." noch klappert es zwischen Pauls Zähnen, die Worte haben noch keinen Halt. „Draußen beim Denkmal . . . auf den Tribünen . . . lauter Gerippe. Alle die Toten . . . das Schlachtfeld hat seine Toten ausgeworfen . . ."

„I wo!" Der Pfarrer schüttelt milde beschwichtigend den Kopf.

„Ich hab's gesehn, Herr Pastor . . . sie sitzen in langen Reihen . . . Totenschädel an Totenschädel!"

„Aber, Paul Kretzschel, Sie haben doch über'n Durst getrunken! Die Toten ruhen in Gott! Die Bänke schimmern weiß . . . das Sternenlicht hat Sie getäuscht . . . Wenn jemand selig ist, so sind es die, die fürs Vaterland gefallen sind . . . die haben ihre Ruhe."

Der Lehrer senkt den Schnurrbart ins Bierglas, zieht ihn wieder hervor und wischt ihn nach rechts und links. Dann nimmt er die Karten langsam auf, er möchte seinen Grand nicht versäumen.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Lager einer Munitionskolonne. Nach einem für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ geschaffenen Aquarell von dem auf dem westlichen Kriegsschauplatz tätigen Kunstmaler Paul Hey.

„Na, kommen Sie mal zu sich“, sagt der Pastor mit einem Blick nach [illegible] Burschen, der keuchend und zusammengesunken auf seinem Sessel sitzt. [illegible]nn greift auch er nach seinen Blättern. „Der arme Teufel,“ halblaut [illegible]ern die Worte durch eine neue, wirbelnde Wolke blauen Rauches, „dem hat sein Unglück den Kopf verwirrt. Und das Mädchen . . . nee, das von dem Mädchen will mir nicht gefallen, das ist kein christliches Herz, das so was über sich bringt . . .“ Er steckt noch einmal seine Karte um. „Es kann losgehen. Herr Lehrer, ich seh's Ihnen an, Sie haben was Überwältigendes vor.“

Zweites Kapitel.

Trotz der schlechten Nacht im überfüllten und heißen Wagen dritter Klasse kam Wehnicke bei gutem Humor nach Leipzig. Er hätte ebensogut oder vielmehr bedeutend besser zweiter Klasse fahren können, denn seine Zeitung trug die Kosten; aber er verschmähte es aus Gründen, die irgendwie mit dem Ding an sich oder dem kategorischen Imperativ oder sonst einer philosophischen Unbequemlichkeit zusammenhingen, sich, auch wenn er es vermocht hätte, besser zu betten als die Arbeiter.

Es gab viele unter den Führern, die auf den Tribünen den wilden Mann spielten, als nährten sie sich von Schnecken und Wurzeln, nur am Sonntag von Quadratwurzeln, und dabei in den Chambres séparées ihres Lebens Sektgläser erklingen ließen und Austern aßen. Diese Art von Demagogen war Wehnicke verwunderlich und eine peinvolle Erscheinung; denn schließlich muß die beste Armee verdrossen werden, wenn ihr die harte Arbeit und dem Feldherrn das blanke Vergnügen zufällt.

Zweierlei Möglichkeiten, den Anstieg des Lebens zu nützen, stellten sich Wehnicke vor, die ließen sich wie folgt zusammenfassen — zum ersten: Du hast gehungert, nun darfst du dir den Bauch vollschlagen, zum zweiten: Du hast hungern gelernt, nun trachte, daß du es nie ganz verlernst. In diesem Entweder-Oder der Lebensweisheit hatte sich Ernst Wehnicke für das Oder entschieden und hatte sich eine straffe, durch keinerlei Fettansatz verpolsterte Muskulatur des Leibes und der Seele bewahrt.

Es wird verständlich, warum Wehnicke dritter Klasse fuhr, eine ganze Nacht durch, mit baumelndem Kopf und zerstoßenen Hüften, obzwar er seiner Zeitung die zweite Klasse hätte verrechnen dürfen.

Der kurze Weg vom Bahnhof zum Hotel machte ihn ganz frisch. Er nannte seinen Namen, der Portier bestätigte, daß sein Zimmer vorausbestellt worden sei — neben dem Herrn, der gestern Abend angekommen war.

Wehnicke fuhr im Fahrstuhl in die Höhe des dritten Stockwerkes, sagte dem Jungen, der ihn hinaufgeseilt hatte, mit einer höflichen Lüftung des Hutes: „Ich danke sehr“, und betrat das Zimmer.

Es schaute mit zwei Fenstern nach der von Menschen wimmelnden Blücherstraße. Er öffnete eines, und frische, durchsonnte Oktoberluft drang ein, zugleich mit einem tiefen Gebrumme unzähliger, in einen dunklen Ton vereinigter Menschenstimmen. Alle Augenblicke wurde das Gewebe von Automobilhupen zerfetzt, die einander in Scheußlichkeiten überboten. Es gab welche, die grunzten wie urweltliche Schweinegattungen, andere blökten gerade vor sich hin, als stießen sie den Ton wie ein königliches Ding in die Menge, andere quiekten plötzlich schrill und gellend wie gekitzelte Mondkälber, dann wieder gab es welche, die sangen ganze Koloraturen ab, jodelten wie Salontiroler oder beharrten auf einem stupiden, unverrückbaren Dreiklang.

Wehnicke warf einen Blick auf den Tisch, da lag in fächerförmiger Anordnung eine ganze Anzahl von Festprogrammen. Es war ganz genau angegeben, was von Stunde zu Stunde geschehen würde, und der Besucher konnte danach seine Einteilung treffen, was er zu sehen hoffen dürfte, ohne sich in mehrere Stücke zu zerreißen.

Es dunkelte im Zimmer, gleich darauf wurde es wieder hell. Wehnicke sah auf — eine Fahne hing vor seinen Fenstern, Sachsens Weiß-Grün, und ihr launisches Spiel im Wind füllte das Zimmer mit einem Wechsel von Schatten und Licht. Ach — Weiß-Grün und Schwarz-Weiß und Schwarz-Weiß-Rot und Blau-Weiß-Rot und Schwarz-Gelb und alle die anderen Farben! Wehnicke lächelte gutmütig, während er aus dem unhandlichen Krug das Wasser in die Schüssel goß. Es tat natürlich einen Sprung über den Rand und benäßte seine Hose. Mit diesen Waschschüsseln war es wie mit dem Staat und der Gesellschaft, man blieb bei der hergebrachten Sinnlosigkeit und Unbequemlichkeit, während es doch nur einer einfachen Willensentschließung bedurft hätte, um ein Waschgeschirr zu haben, in dem man sich waschen, und einen Staat, in dem man sich wohlfühlen konnte. Wer in aller Welt konnte die Menschheit zwingen, in alle Zukunft die Gesellschaftsordnung des Kapitalismus beizubehalten, und die Hotelbesitzer, bei diesen Schüsseln zu bleiben, aus denen jede Handbewegung Wellen herauswarf, und diese Krüge, aus deren wüst verschnörkelten Schnäbeln das Wasser wie aus einem Brunnensprudel hervorschoß, dessen Öffnung böse Buben halb verstopft haben?

Ernst Wehnicke lächelte noch in Seifenschaum und Wassergesprühe hinein . . . ach, dieses Fahnengewedel in Weiß-Grün und Schwarz-Weiß-Rot und all den anderen nationalen Farbenharmonien würde endlich einmal — und aller Voraussicht nach sehr bald — aufhören.

Er trocknete mit raschem Reiben des Handtuches Gesicht und Hände und begann plötzlich dröhnend zu singen:

„Ich hab am Leben keine Freud,
Ich hab ein Bandel-Bandeltier im Leib . . .“

Er hielt inne und horchte nach der Verbindungstüre zum Zimmer des Freundes. Es rührte sich nichts. Da man ihm unten gesagt hatte, der Herr wäre noch nicht erschienen, so schlief Firmkranz noch.

Wehnicke ging zur zweiten Strophe über:

„Und trink ich Wein und trink ich Bier,
So trinkt mit mir mein Bandel-Bandeltier.“

Er polierte zwischendurch den haarlosen Kopf, bis er wie eine Billardkugel glänzte, und bis ein angenehmes Prickeln anzeigte, daß alle die verklebten Poren wieder frische Luft einzusaugen begannen. Dann setzte er die stahlgefaßte Brille auf, deren kreisrunde Gläser weit vor den Augen standen, und lauschte noch einmal nach dem Nebenraum. Endlich ging er zum schweren Geschütz über und begann gegen die weiße Türfüllung mit Handballen und Fingerspitzen das Schmiedemotiv aus „Rheingold“ zu trommeln.

Drüben regte es sich, verzahntes Holz krachte, eine Feder gab einen metallischen Klang. „Ja!“ dehnte es sich aus Nachtdunst und Bettwärme. Wehnicke aber sang zur Trommelbegleitung beider Hände:

„Drum lieb' ich meine Madelon,
Da hat das Bandel-Bandel nix davon.“

„Herrgott“, brüllte es drüben, nackte Füße trabten, dann dicht am Schlüsselloch: „Dammich . . . Wehnicke, altes Spanferkel, hurra . . . es lebe die soziale Revolution, nieder mit dem Militarismus . . . wie geht's dir? Bitte, schau nicht her, ich schäme mich . . . meine Mamma erlaubt's nicht. Geh einstweilen runter! Ich komme gleich.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Freunde saßen am Frühstückstisch, Geschirr klirrte, die Butterkugeln, um und um niedlich gerieft, schwitzten helle Wassertröpfchen, neben dem silbernen Teeseiher war golbgelber Honig in einer Kristallschale hingestellt, die halbe Zitrone reckte eine gelbgrüne Zipfelhaube, in klebrigen Klumpen zitterte ein Fruchtgelee, purpurrot mit vielen kleinen, hellen Pünktchen.

Alles aß hastig und vergnügt. Mit der Sonne rann hellste Feststimmung durch das ganze Haus.

Wehnicke hatte beim Herunterkommen schon Matthias Supp angetroffen; der Prokurist, dem gesagt worden war, die Herren wären noch nicht fertig, saß in seinem abgeschabten Bratenrock, bescheiden wartend, in einem Rohrstuhl der Halle.

Dann war Firmkranz die Treppe herabgestiegen, ein wenig in der Haltung eines jungen Frühlingsgottes, der lächelnd aus Wolkenhöhen sich den Sterblichen gesellt. Er glänzte Heiterkeit und Zuversicht, seine Wangen brannten vom Rasieren, es war ihm anzumerken, daß er zuletzt lange vergnügt in den Spiegel gesehen hatte. Der Widerschein der Selbstzufriedenheit, die Bestrahlung durch das eigene Bild lag noch auf seinem lachenden Gesicht. Nur eine ganz leichte Röte in den Augenwinkeln und eine geringe Schlaffheit um den Mund ließen erraten, daß er spät ins Bett gekommen war.

Er fing den Freund ungescheut vor den lungernden Hoteldrohnen in die Arme. „Na . . . alter Lassalle, du hast es über dich gebracht, dieses Fest der Hurrapatrioten aufzusuchen? Es hat dir nicht den Atem verschlagen, diese Luft voll Begeisterung und voll Königstreue und voll von Ausdünstungen des beschränkten Untertanenverstandes einziehen zu müssen? Herrgott — kaum waren meine Briefe an euch im Postkasten — fällt mir ein: Lassalle, ja wird denn der überhaupt kommen, wo doch gedenkmalweiht wird! Na — dann: geschehen war's einmal! Ich hab's gewagt. Brav, daß du gekommen bist.“

Wehnicke hielt den jungen Menschen noch immer an den Händen und betrachtete ihn mit herzlichem Wohlwollen: „Meine Zeitung will doch auch einen Bericht haben.“

„Und du . . . wie geht's, Liebster, Bester? Wie viele Skalpe von Bourgeois hast du inzwischen deinen Trophäen hinzugefügt? Wie viele geräucherte Kapitalistenschinken hängen in deinem Wigwam, im Bereich der treulich sorgenden Squaw? Aus welches Staatsministers Schädel schlürfst du den braunen Trank oder das Feuerwasser? Ach Gott, Leute, manchmal sehn' ich mich nach den lustigen Leipziger Zeiten, nach einem Menschen, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann.“

Sie saßen glücklich wie drei Ferienvögel am Antritt der Reise um den Frühstückstisch, und selbst auf dem gedrückten Matthias Supp in seinem armseligen Bratenrock funkelte das Licht dieser Stunde. Ihnen allen unbewußt ging ein Strom von kraftvoller Freude durch sie, ein Teil derselben starken Sieghaftigkeit des Lebens, die aus den Straßen aufstieg und im Gold der Herbstsonne über Giebel und bunte Fahnen rann.

Sie sprachen von alten Zeiten, von den Gelagen in Auerbachs Keller, im alten, noch nicht verbesserten, von der Baumblüte und den Obstweinschenken in Rötha, von den Tanzböden in Connewitz und Gohlis, von den bunten Abenteuern auf dem Meßplatz, von den Kahnfahrten auf der Elster und der Pleiße, vom „Wassergott“ und vom Scherbelturm, den sie in einer Mondnacht von außen erklettert hatten, und vom Novembernebel auf der Lützener Ebene, in dem sie gerade am Jahrestage der Schlacht dem Geist Gustav Adolfs auf einem Eisenschimmel begegnet waren, zuletzt auch von den Schrebergärten im Rosental, wo es ein kleines Fleckchen Gotteserde gegeben hatte, das zu einer gewissen Zeit etwas ihnen allen zugleich sehr Liebes trug.

„Übrigens: Madelon!“ sagte Firmkranz, indem er in eine goldgelbe Butterschnitte biß, in der der Abdruck seiner Zähne zurückblieb. „Du hast recht mit deinem Huronengesang! Sie heißt nämlich Madeleine!“

Wehnicke sah Franz wieder mit dem aufrichtigen Wohlwollen an, das ein seiner selbst Sicherer der stürmischen Entwicklung der guten Kraft eines noch Brausenden entgegenbringt. Er wisse es bereits von Kolumbus, sagte er, und er wünsche Franz von ganzem Herzen Glück und Segen.

Firmkranz schob seine Hand zwischen Honigteller und Teekanne über den Tisch und drückte die Freundeshand. Er müsse sich noch beeilen, die Glückwünsche Ernsts einzuheimsen. Denn — o Gott! — er sei im

Begriff, ein ganz gefährlicher Kapitalist zu werden, so einer mit sehr vielen Nullen, ein Kuponabschneider und Zinsenfresser. Und er bitte nur, um der alten Freundschaft willen — den sozialistischen Zukunftsstaat so lange noch aufzuschieben, bis er sich doch auch ein wenig am Reichtum gewärmt und gesonnt habe.

Wehnicke lachte.

Es war hohe Zeit aufzubrechen. Ein Auto schnatterte draußen vor den breiten, mit spinnwebfeinen Stickereien überzogenen Spiegelscheiben. Firmkranz scheuchte die Freunde mit gebieterischen Gesten hinein, der Junge vom Fahrstuhl stand mit herabgezogener Mütze am Schlag.

Aus Wehnickes Grundsätzen heraus kam ein Widerspruch, es vertrug sich mit seinem Gefühl nicht, Volksmassen mit wildem Gefauch und Getute auseinanderzureißen. An der Rücksichtslosigkeit der Macht, mit der sich ein solches Benzinmammut in die Straßen der großen Städte wirft, wünschte er keinen Anteil zu haben. Wenn es schon nicht zu Fuß ging, so durfte es allerschlimmstens ein klapperiger Wagen sein, mit einem dürren Gaul davor.

„Beschwichtige dein Gewissen", sagte Firmkranz. „Zur rechten Zeit ein Trinkgeld und ein Auto zur rechten Zeit, zur rechten Zeit ein bißchen Korruption und Gewalt — wer das nicht anwenden will, der bringt es im Leben einfach zu nichts."

— —

Es erwies sich, daß Firmkranz recht behalten sollte, wenigstens, was das Auto anlangte.

Wo für Fußgänger und Wagen undurchdringliche Mauern waren, dort öffnete sich für das in die Rücken der Menschen schnarchende und pochende Ungetüm immer noch eine Lücke.

Über den Bahnhofsplatz brauste ein Hurra, Hüteschwenken verkündete die Ankunft der Majestäten. Es gelang der Schlauheit des Wagenlenkers, der durch das Versprechen eines Trinkgeldes zur Einsetzung aller automobilistischen Kriegslisten angespornt war, zwischen einigen verblüfften Wachleuten die Sperre zu durchbrechen. Sie schlossen sich dem Wagenzug an und fuhren sehr bequem durch den breiten, freien, von Militär eingesäumten Raum. Man mochte glauben, daß diese Zivilisten, die da so selbstverständlich der Auffahrt der hohen Herrschaften hinten nachfolgten, irgendwie als bedeutende Persönlichkeiten zu ihnen gehörten, und so war das Spalier auch für sie da, floß Gliederrücken und Strammstehen auch für sie die gedoppelten Fronten entlang.

Supp zog seinen schwarzen Kahn ins Gesicht und drückte sich scheu in eine Ecke, Wehnicke wand sich verlegen auf seinem Sitz, Firmkranz aber grüßte gelassen nach links und rechts, als kämen ihm die Ehren wirklich zu, die er einheimste.

Ehrenpforten, Blumengewinde, Flaggen von Masten und Dächern, ganze Wälder von Reisig, Wappen auf hohen Pfosten — alles das floß im Farbenwirbel unter der hellsten Sonne neben ihnen und um sie. Manchmal schien sich das Getümmel und Gedränge vor ihnen zu schließen, wie die Felsenmauern eines norwegischen Fjords, als gäbe es da keine Möglichkeit eines Durchkommens. Dann wich es doch auf einen schmalen Spalt auseinander, ein Schutzmann hob eine weißbehandschuhte Riesenflosse, angestaute Massen von Wagen quetschten sich hindurch.

Weiter draußen wiesen ungeheuere Tafeln mit Pfeilen und Buchstaben den Weg: da herum, dort herum . . . Wie ein Wunder der Ordnung und Beherrschung der Menschen vollzog sich der Anmarsch der Massen auf das Denkmal. Man hatte, nachdem man der öffentlichen Gewalt kaum den kleinsten Schabernack einer Eigenmächtigkeit gespielt hatte, das Gefühl, sehr bald wieder von ihr eingebracht und als Bestandteil einer ungeheueren Maschine eingeordnet zu sein.

Dieser maschinelle Gedanke rührte an Firmkranz' innerstes Wesen. Mit einer seltsamen Ergriffenheit starrte er auf die Entwicklung des Schauspieles, an der sie widerstandslos teilnehmen mußten. Tränen drangen ihm in die Augen, Hirn und Herz waren in höchster Spannung. „Eisen," murmelte er, „etwas Eisernes . . . mit dieser Ordnung muß Deutschland über die Welt siegen."

Das Denkmal hob sich über den zackigen Rand einer Reihe von niedrigen Dächern, es war in den Duft der Ebene gehüllt, in ein Gewebe von Sonnenstrahlen und feuchter Herbstluft. Gelbrot leuchteten die beschienenen Flächen, dazwischen waren die Schatten mit tiefem Blau eingezogen. Im Vordergrund vor dem steinernen Koloß war auf einer Wiese etwas sehr Lustiges zu sehen. Eine Menge kleiner Ulanenposten, die zu verhindern hatten, daß die Masse etwa eine der Richtlinien durchbrach. Die Reiter standen malerisch neben den Pferden, fein und dünn starrten die Lanzen hoch.

Die Freunde fuhren in den Wagenpark ein, reihten sich ohne Aufenthalt und Besinnen an die richtige Stelle, gingen dann an wegweisenden Tafeln und Schutzleuten, die ihre Arme wie Zeiger bewegten, vorbei, ohne jedes Zögern den richtigen Weg zu ihren Plätzen auf der linken Tribüne. Glitzerndes Militär stand da, auf dem freien Raum vor den etwas ins Ägyptische klingenden Eingangskasematten. An vielem bunten und verschnürten Tuch kamen sie entlang, an Fahnen und blinkenden Schlägern, an einer endlosen Mauer geschmückter Jugend. Dann klommen sie zwischen vielen Menschen Bretterstufen hinan — Firmkranz erinnerte sich des Aufstiegs zur Cheopspyramide — nahmen ihre Sitze ein.

Firmkranz atmete tief und beglückt. Wehnicke hatte die Brauen zusammengezogen, jede einmütige Äußerung einer großen Menge zog ihn empor, machte ihn größer, und er war ehrlich genug, sich zu sagen, daß dieses Gefühl auch diesmal nicht ausblieb.

Jetzt erst, von ihrem hohen Platz aus, übersahen sie das wunderbare Zusammenwirken der großen Anlage und der Menschenmenge, die sie überströmte; wie dies alles, Stein und Rasen und der Luftraum dazwischen und darüber, so ins Gewaltige ausgemessen war, damit ein ganzes Volk aufgenommen werden könnte. Von der Ehrenkompagnie vor dem Eingang stieg ein Flirren und Glänzen in die Sonne, um das ungeheuere Viereck des Wasserbeckens standen die farben- und waffentragenden Studenten, heiße, schäumende, starke Jugend. In dem regungslosen Wasser waren die wilden, unbekümmerten Farben der Flause, Fahnen, der Schärpen und Schlägerkörbe noch einmal enthalten, als buntester Kranz um ein strahlendes Blau, in dessen Mitte ein weißes Federflöckchen, der Flaum eines Reihers, duftig eingesteckt war.

Plötzlich begann Firmkranz, der irgend etwas unternehmen mußte, um sich aus einer tropfbarflüssigen Begeisterung, die ihm schon bis an die Augen drang, zu retten, im Ton eines Ausrufers oder Fremdenführers, wie man sie etwa, mit mangelhafter Kenntnis des Deutschen ausgerüstet, in Prag finden mag:

„Alsdann, Herrschaften, bitt' ich schön, da sehng S' den weithin und -her berühmten Velkerschlachtenedenkmal auf der sogenannten historischen Ebene von Leipzig. In Anbetracht der Umständlichkeiten, mit damalige historische Begebenheit verbundene, besteht dieser velkerschlachtene Denkmal aus drei Teilen: aus dem sogenannten Pfundament oder Unterbau, aus dem Mittelstück oder mittlere Teil und aus der oberste Teil oder erforderliche Bekrönung des Ganze."

Er hielt inne, um Atem zu schöpfen, und fuhr dann, unbekümmert um das Erstaunen seiner Umgebung, fort: „Der sogenannte Pfundament befindet sich natierliche Weise unten am Erdboden, dann folgte Mittelstück, und ganz ommauf sitzt Bekröhnung des Ganze. No, bitte, wenn S' lachen S', glauben S', das is Spaß und Unterhaltung, dann kennen S' Ihnen den Denkmal selbst erklär'n. Ich hab schon ganz andere Herrschaften unter mir g'habt, zum Führung. Verstengen S'. — Alsdann ich fahre bei eintretende Ruhestiftung fort! Diese Denkmal ist hauptsächlich aufstellte zum immerwährende Gedechtnis von ruhmreiche Waffentat, glorreiche, unsere siegreiche hannakische Regimenter gegen Napolion . . ."

Der mächtige Anprall von Posaunen und Tuben unterbrach den Unfug. Vor der Stirnwand des Denkmals, vor dem Schlachtrelief und dem in den Stein gemeißelten Kampfruf „Gott mit uns" schmetterten zweihundert Bläser den Glockenchor aus „Parsifal" in die Luft. Man sah einen kleinen schwarzen Mann an vorragender Stelle die Arme hochstoßen und krampfhaft zuckend zurückreißen. Zu gleicher Zeit begannen in der Stadt wirklich auch die Kirchenglocken zu klingen, und über die ganze Weite des Schlachtfeldes wölbte sich der Zuruf der Töne, die in der klaren, durchsonnten Herbstluft eine überirdische Reinheit und Schönheit jubelnd emporhoben. Es war, als schwebte zwischen Himmel und Erde in Sonnenglanz und Herbstgold der heilige Gral daher, gefüllt mit dem kostbarsten Blut der Edelsten des Volkes, das Vermächtnis der Vergangenheit an das Heute, bereit zum Liebesmahl für die Jünger und die Erben des Reiches und seiner Herrlichkeit.

Und jetzt bogen draußen die Wagen der Majestäten auf den freien Platz. Sie sausten in scharfen Kurven heran, standen plötzlich still, Lakaien rissen den Wagenschlag auf, das alles vollzog sich mit der Sauberkeit und Genauigkeit eines automatischen Werkes. Die große Entfernung, in der diese Vorgänge stattfanden, unterstützte diesen Eindruck. Es war, als sähe man alles im Innern eines großen Guckkastens, eine jener mechanischen, durch Wasserkraft betriebenen Spielereien, wie man sie in den Schlössern des Rokoko, in zierlichen Parken, in der Heimlichkeit phantastischer Grotten findet.

Aber ein Raunen wehte heran, aus der Ferne, ging über alle Häupter hinweg: „Der Kaiser . . . der Kaiser!" Und das scheuchte alle Gedanken von Tand und Spielerei.

„Hoffentlich hast du keine Bombe mit, Lassalle!" flüsterte Firmkranz mit umschlagender Stimme.

Es war nicht zu sehen, wie der Kaiser die Front der Ehrenkompagnie abschritt, der steinerne Würfel, der aus der Böschung vorsprang, verdeckte die Aussicht. Man erblickte ihn erst wieder, als er schon zwischen den Pylonen stand, im Gespräch mit diesem und jenem, in einer gelassenen Freundlichkeit, deren Wirkung sich auf geheimnisvolle Weise ins Fühlen der ganzen Menge nach allen Seiten zu verbreiten schien. Eine rote Schärpe leuchtete über dem grauen Uniformmantel.

Jetzt trat er an den Rand des Beckens heran, und in diesem Augenblick bemerkte Firmkranz, als hätte ihm erst diese Bewegung des Kaisers das Sehvermögen dafür gegeben, daß sich das ganze Bild des Steinkolosses in dem ungeheueren Spiegel des Beckens zeigte. Es hatte irgendwie unter der Oberschicht des Wassers verborgen gelegen, unter einem anderen und weniger bedeutenden Bild, das blauen Himmel und weiße Wolken zeigte, und es war, als würde es erst in diesem Moment in Erscheinung gebracht, entwickelt wie das Geheimnis einer photographischen Platte durch die Einwirkung einer besonderen Energie.

Der Kaiser sah sinnend nach dem gigantischen Bau und seiner nicht minder gigantischen Spiegelung im Wasser, es schien, als messe er die Wirklichkeit an ihrem Abbild, ergriffen von der Wucht dieses Denkmals, das ein Volk aus eigener Kraft seiner Wiedergeburt und Freiheit gesetzt hatte.

Dann trat er seinen Weg längs des Randes des Beckens an, dem Fürstenzelt zu, das kostbar über den Treppen stand. Ein Klirren von Stahl und ein Funkeln lief die bunten Reihen der Studenten entlang. Hunderte von blanken Schlägerklingen zuckten aus den Scheiden, Hunderte von Fahnen senkten sich wie zum Gelöbnis.

Heute wie damals! jubelten die ungezählten Tausende von Herzen.

Langsam schritt der Kaiser die Reihen entlang, den kurzen Marschallstab in der Faust, gefolgt von einer schimmernden Wolke von Uniformen fast aller Länder Europas, während der Chor der Glocken und Posaunen über ihn und über dem Volk sich immer noch höher erhob in die goldene Unendlichkeit des fließenden Lichtes . . .

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Vom Krieg mit Italien: Eine Patrouille Tiroler Standschützen überrascht im Dreizinnengebiet (Sextener Dolomiten) eine Abteilung italienischer Alpini und verjagt sie. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" W. Gause.

Kriegschronik.

14. September 1915. (Fortsetzung von Seite 433.)

Auf der Front zwischen der Düna und der Wilija (nordwestlich von Wilna) sind wir unter Kämpfen im weiteren Vorgehen. Es wurden 5200 Gefangene gemacht, 1 Geschütz, 17 Munitionswagen, 13 Maschinengewehre und viele Bagagen erbeutet. Auch östlich von Olita macht unser Angriff Fortschritte. Im Niemen-Bogen, nordöstlich von Grodno, gelangte die Verfolgung bis halbwegs Lida. Weiter südlich nähern wir uns dem Szczara-Abschnitt. Der Bahnhof Lida wurde nachts mit Bomben beworfen. Die Verfolgung gegen die Szczara blieb im Fluß; feindliche Nachhuten wurden geworfen.

An der Strypa-Front wurden feindliche Angriffe abgewiesen. Auch in Wolhynien sind die Russen unter Heranziehung neuer Truppen an zahlreichen Stellen zum Angriff übergegangen. Während bei Nowo-Alekziniec die Kämpfe noch andauern, wurde der Feind bei Dubno und am Stubiel-Abschnitt überall unter großen Verlusten zurückgeworfen. Die in Litauen kämpfenden k. u. k. Streitkräfte überschritten in der Verfolgung des Gegners südlich von Slonim die Grinda-Niederung.

Bei Plawa vertrieb ein Feuerüberfall der österreichisch-ungarischen Artillerie die Italiener aus einem mehrere Kilometer breiten Frontstück. An der Tiroler Front wurden Angriffsversuche schwächerer feindlicher Abteilungen gegen die Stellungen bei der Grenzbrücke im Popenatale (südlich Schluderbach) und im Tonalegebiet abgewiesen.

Am 12. September haben deutsche Wasserflugzeuge einen Angriff auf russische Seestreitkräfte im Rigaischen Meerbusen und auf Riga-Dünamünde gemacht. Eines der Flugzeuge sichtete vor der Bucht ein feindliches Flugzeug-Mutterschiff und belegte es mit Erfolg mit Bomben. Brandwirkung wurde beobachtet. Ein anderes Flugzeug griff einen Zerstörer mit Bomben an und erzielte einen Treffer. Ein drittes entdeckte in der Arensburger Bucht ein Flugzeug-Mutterschiff und brachte ihm zwei Treffer bei. Einem vierten Flugzeug, das bei Zerel einen Kampf mit zwei russischen Flugzeugen zu bestehen hatte, gelang es, an einen Zerstörer heranzukommen und auf ihn einen Treffer zu erzielen. Das fünfte traf zwei feindliche getauchte U-Boote vor Windau und bewarf sie mit zwei Bomben. Der Erfolg konnte nicht festgestellt werden. Das letzte Flugzeug erzielte auf der zum Torpedobootsbau für die russische Marine bestimmten Mühlgraben-Werft in Dünamünde sechs Treffer in den Werkstätten und auf den Hellingen. Die Werft geriet in Brand. Einem der Flugzeuge begegnete im Rigaischen Meerbusen ein russisches Segelschiff, das versenkt wurde, nachdem die Mannschaft gerettet war.



General der Infanterie Arz v. Straußenburg (×), Führer eines österreichisch-ungarischen Korps, das an der Eroberung der russischen Festung Brest-Litowsk am 25. August 1915 ruhmvoll beteiligt war; erhielt den Orden pour le mérite.



Österreichisch-ungarische Proviantkolonnen passieren den letzten Ort vor der russischen Festung Dubno in Wolhynien. (Welt-Preß-Photo.)

15. September 1915.

Ein französischer Angriffsversuch am Hartmannsweilerkopf wurde durch unser Feuer verhindert.

Am Brückenkopf westlich von Dünaburg Kampf. Bei Soloki (südwestlich von Dünaburg) wurde feindliche Kavallerie geworfen. An der Wilija nordöstlich und nordwestlich von Wilna wurden feindliche Gegenangriffe abgewiesen. Östlich von Olita und Grodno drang unser Angriff weiter vor. Südlich des Niemen wurde die Szczara an einzelnen Stellen erreicht. Die Verfolgung auf Pinsk wurde fortgesetzt.

An der beßarabischen Grenze wiesen die österreichisch-ungarischen Truppen einen russischen Angriff ab. Nordöstlich von Dubno ließ der Feind bei einem mißglückten Gegenangriff nebst zahlreichen Toten 6 Offiziere und 800 Mann an Gefangenen und 3 Maschinengewehre als Beute zurück. Ungarische Heeres- und Landwehrbataillone und das Otocaner Infanterieregiment Nr. 79 haben hier unter Führung entschlossener selbsttätiger Kommandanten neuerlich Proben kriegerischer Tüchtigkeit abgelegt. In dem Wald- und Sumpfgebiet des Styr und des Pripiatj warf österreichisch-ungarische Kavallerie in den letzten Tagen zahlreiche feindliche Reiterabteilungen zurück.

Im Tiroler Grenzgebiet schritten östlich des Lodinutpasses österreichisch-ungarische Truppen zum Angriffe und eroberten die **feindlichen Stellungen auf dem Findenig-Kofel und auf dem Kamm südöstlich dieses Grenzberges. Feindliche Angriffe auf den Javorcek und im Vrsicgebiete brachen zusammen. Ebenso wurden**



Österreichisch-ungarische Truppen beim Übersetzen über einen Fluß in Russisch-Polen. (Kilophot, Wien.)

Bei unseren Verbündeten auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Ruine Podzamcze bei Ogrodzieniec (Russisch-Polen). Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" W. Gause.



Das von den Russen verbrannte Dorf Zalense (Russisch-Polen). Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" W. Gause.



Links Bauer aus Mittelrußland, rechts Arbeiter aus Petersburg.



Finnländer.



Südsibirier.

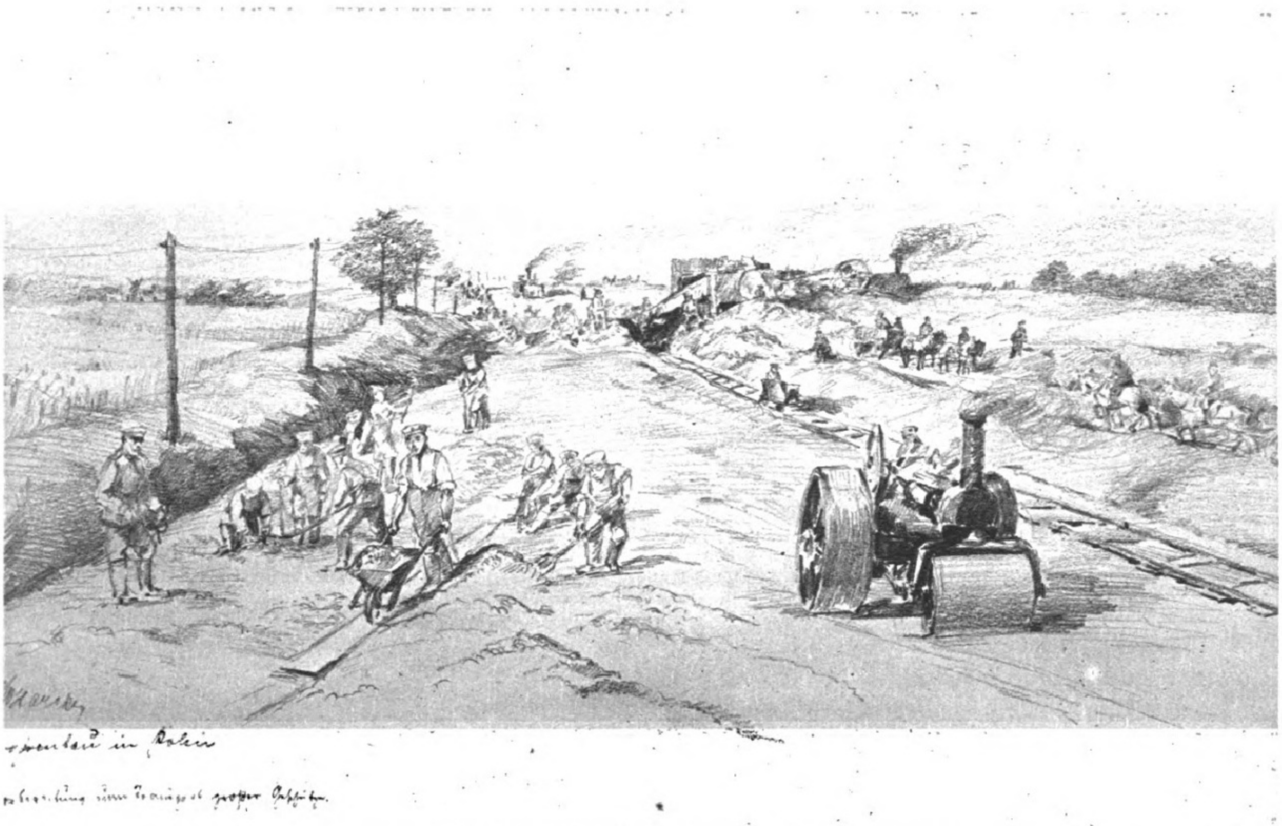
Typen russischer Gefangener. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" W. Gause.



Patrouille der Radetzky-Husaren in der Morgendämmerung. Im Hintergrunde Lagerfeuer der österreichisch-ungarischen Truppen.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.



Aus den Kämpfen um Warschau. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kampfteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.



Straßenbau in Polen als Vorbereitung zum Transport schwerer Geschütze.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kampfteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.

die üblichen Annäherungsversuche des Gegners im Abschnitt von Doberdò vereitelt.

16. September 1915.

Auf dem linken Ufer der Düna drangen unsere Truppen unter erfolgreichen Kämpfen in Richtung auf Jakobstadt weiter vor. Bei Liewenhof wurden die Russen auf das Ostufer zurückgeworfen. Nördlich und nordöstlich von Wilna ist unser Angriff im Vorschreiten. Dem Vordringen nordöstlich von Grodno setzt der Feind noch zähen Widerstand entgegen. Halbwegs Janowo-Pinsk versuchten die Russen erneut, unsere Verfolgung zum Stehen zu bringen. Die feindlichen Stellungen wurden durchbrochen, 6 Offiziere, 746 Mann gefangengenommen, 3 Maschinengewehre erbeutet. Das Gelände zwischen Pripjet und Jasiolda und die Stadt Pinsk sind in deutschem Besitz.

Alle Versuche der Russen, die ostgalizische Front ins Wanken zu bringen, blieben erfolglos. Gestern führte der Feind unter großem Aufwand von Artilleriemunition seine Hauptangriffe an der mittleren Strypa aus. Er wurde überall geworfen. Bei der Erstürmung des 20 km südlich von Zaloſze liegenden Dorfes Zebrow wurden dem Feind 11 Offiziere und 1900 Mann als Gefangene abgenommen und 3 Maschinengewehre erbeutet. Bei Nowo-Aleksiniec wurden die Russen in erbittertem Handgemenge aus den Schützengräben des Infanterieregiments Nr. 85 vertrieben. Bei Nowo-Poczajew war es dem Feind vorgestern gelungen, an einzelnen Punkten auf das westliche Ikwaufer vorzubrechen. Gestern wurde er überall auf das Ostufer zurückgeworfen, wobei er unter dem flankierenden Feuer der k. u. k. Artillerie große Verluste erlitt. Neben dem Infanterieregiment Nr. 32 und dem Feldjägerbataillon Nr. 29 gebührt dem Linzer Landsturmregiment Nr. 2 ein Hauptverdienst an diesem Erfolg.

Versuche der Italiener, unsere Stellungen auf dem Monte Piano im Osten zu umgehen, wurden vereitelt.

17. September 1915.

In der Champagne wurde den Franzosen nordwestlich von Perthes durch einen Handgranatenangriff ein Grabenstück der vorderen Stellung entrissen. Ein Gegenangriff wurde abgeschlagen.

Südlich von Dünaburg wurde die Straße Wedsi-Goduzischki-Komai erreicht. Wedsi wurde heute früh nach heftigem Häuserkampf genommen. Nordwestlich, nördlich und nordöstlich von Wilna wird unser Angriff fortgesetzt. Die Szczara wurde bei dem gleichnamigen Orte sowie an mehreren anderen Stellen überschritten. Die Sumpfgebiete nördlich von Pinsk wurden vom Feinde gesäubert.

Die Russen versuchten, die Wirkung des österreichisch-ungarischen Flankenstoßes nordöstlich von Buczacz durch einen Gegenangriff zu vereiteln. Sie wurden geworfen. Im übrigen ließ in Ostgalizien und an der Ikwa-Linie die Gefechtstätigkeit wesentlich nach, um so heftigere Angriffe richteten die Russen gegen die im wolhynischen Festungsgebiet stehenden k. und k. Streitkräfte. Die hier gestern entbrannten Kämpfe dauern noch an.

Vorstöße italienischer Infanterie gegen den Monte Coston und die Stellungen nördlich dieses Grenzberges wurden unter beträchtlichen Verlusten des Angreifers abgewiesen.

An der küstenländischen Front setzte der feindliche Angriff gegen den Raum von Flitsch wieder ein. Mehrere Vorstöße der Italiener wurden zurückgeschlagen.



Feldmarschalleutnant Szurmay,

der heldenmütige Verteidiger des Uzsoker Passes, jetzt Führer österreichisch-ungarischer Truppen in Wolhynien. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Victor Schramm.

18. September 1915.

Feindliche Schiffe, die sich vor Dünkirchen zeigten, wurden von unseren Fliegern angegriffen. Ein Zerstörer wurde getroffen. Die Franzosen versuchten vergeblich, das ihnen bei Perthes entrissene Grabenstück zurückzugewinnen. Feindliche Vorstöße bei Schlok sind abgeschlagen worden; der Angriff auf den Brückenkopf von Dünaburg wird fortgesetzt; Teile der feindlichen Vorstellungen sind genommen. Bei Wilna sind unsere Truppen im weiteren Vorgehen. Zwischen Wilija und Niemen wurde die russische Front an verschiedenen Stellen durchbrochen. Es wurden 26 Offiziere und 5380 Mann zu Gefangenen gemacht und 16 Maschinengewehre erbeutet. Infolge des Vordringens starker deutscher Kräfte über die Szczara beginnt der Feind auch dort zu weichen. In der Gegend von Telechany, Logischin und südöstlich von Pinsk ist der Feind weiter zurückgedrängt. Die Beute bei der Verfolgung in Pinsk hat sich auf 21 Offiziere, 2500 Mann, 9 Maschinengewehre erhöht.

Die Beute von Nowo-Georgiewsk beträgt nach jetzt abgeschlossener Zählung: 1640 Geschütze, 23219 Gewehre, 103 Maschinengewehre, 160000 Schuß Artilleriemunition, 7098000 Gewehrpatronen. Die Zahl der bei Kowno erbeuteten Geschütze ist auf 1301 gestiegen.

Die russische Offensive in Ostgalizien ist an der Strypa zusammengebrochen. Der Feind räumte gestern das Gefechtsfeld der letzten Tage und wich an den Sereth. Im wolhynischen Festungsgebiet dauerten die Kämpfe mit überlegenen russischen Kräften an. Teile der dortigen österreichisch-ungarischen Front wurden in weiter westlich liegende vorbereitete Stellungen zurückgenommen.

Ein Waldbrand südlich Schluderbach zwang die Italiener, ihre Linien zurückzunehmen. Wiederholte italienische Angriffe auf den Rapelnik und gegen die Stellungen am Westhange des Javorzek brachen zusammen. Die Behauptung des offiziellen italienischen Tagesberichts vom 16. September, die österreichisch-ungarischen Truppen verwendeten Geschosse, die Blausäure enthalten, ist eine böswillige Erfindung.

Der französische Hilfskreuzer „Indien" wurde im Golf von Rhodos von einem deutschen Unterseeboot versenkt. 11 Mann der Besatzung werden vermißt.

19. September 1915.

Südöstlich von Bray (an der Somme) gelang eine ausgedehnte Sprengung in und hinter der feindlichen Stellung. In dem anschließenden, für uns günstigen Gefechte hatten die Franzosen erhebliche blutige Verluste. Hart westlich der Argonnen wurden schanzende feindliche Abteilungen durch Artilleriefeuer unter schweren Verlusten zersprengt.

Der umfassende Angriff der Armee des Generalobersten v. Eichhorn gegen Wilna hat zu vollem Erfolge geführt. Unser linker Flügel erreichte Molodeczno, Smorgon und Wornjany. Versuche des Feindes, mit eilig zusammengerafften starken Kräften unsere Linien in Richtung auf Michalischki zu durchbrechen, scheiterten völlig. Durch die unaufhaltsam fortschreitende Umfassungsbewegung und den gleichzeitigen scharfen Angriff der Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz gegen die Front des Feindes ist der Gegner seit gestern zum eiligen Rückzug auf der ganzen Front gezwungen; das stark befestigte Wilna fiel in unsere Hand. Der Gegner wird auf der ganzen Linie verfolgt. Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern erreichte die Linie Rienadowicze-Derewnoje-Dobromysl. Feindliche Nachhuten wurden geworfen. Nördlich von Pinsk ist die Wislica erreicht. Südlich der Stadt ist der Strumen überschritten. Im wolhynischen Festungsdreieck ging die Besetzung der neuen österreichisch-ungarischen Stellung ohne Störung durch den Gegner vonstatten.

Der gegen den Raum von Flitsch angesetzte Angriff, der den Feind im Talbecken allein über 1000 Mann kostete, ist gescheitert. Heute früh waren die vordersten Gräben bereits von den Italienern verlassen. Im Vrsic-Gebiet versuchte der Gegner unter dem Schutze des Abendnebels eine der österreichisch-ungarischen Vorstellungen zu überfallen. Diese Unternehmung scheiterte vollständig.

Gestern torpedierte ein deutsches Unterseeboot in der Nähe von Kandia einen englischen Transportdampfer von 15000 Tonnen. Er war vollbeladen auf dem Wege von Ägypten nach den Dardanellen und sank in kurzer Zeit.

20. September 1915.

Feindliche Schiffe, die Westende und Middelkerke (südwestlich von Ostende) erfolglos beschossen, zogen sich vor unserem Feuer zurück.

Im Brückenkopf von Dünaburg mußte der Gegner vor unserem Angriff von Nowo-Aleksandrowsk in eine rückwärtige Stellung weichen. Es wurden 550 Gefangene gemacht. Bei Smorgon versuchte der Gegner durchzubrechen; er wurde abgeschlagen.

Der Angriff gegen den aus der Gegend von Wilna abziehenden Gegner ist im Gange. Auch weiter südlich folgen unsere Truppen dem weichenden Feinde. Die Linie Mjedniki-Lida-Soljane (am Niemen) ist erreicht, ebenso der Molczadz-Abschnitt bei Dworzec.

Am nördlichen Donau-Ufer nahm deutsche Artillerie den Kampf gegen serbische Stellungen südlich des Stromes bei Semendria auf. Der Feind wurde vertrieben und sein Geschützfeuer zum Schweigen gebracht.

Die österreichisch-ungarischen Stellungen im Raume östlich von Luzk wurden gestern wiederholt von starken russischen Kräften angegriffen. Die k. u. k. Truppen, unter ihnen Egerländer und westböhmische Landwehr, schlugen den Feind überall, an vielen Punkten im Kampf Mann gegen Mann, zurück. Auch gegen die Ikwa-Front führten die Russen im Abschnitte bei Krzemieniec starke Kolonnen zum Angriff vor. An einzelnen Stellen gelang es dem Feinde, das Westufer der Ikwa zu gewinnen, aber herbeieilende Reserven warfen ihn überall zurück. Die in Litauen kämpfenden k. u. k. Streitkräfte haben das Ostufer der Luchozwa gewonnen.

Im Tiroler Grenzgebiete versuchten sich die Italiener stellenweise in fruchtlosen Hochgebirgsunternehmungen, namentlich im Adamello- und Dolomitengebiete.

Österreichisch-ungarische Batterien haben gestern die serbischen Stellungen am Süduter der Save und der Donau beschossen; auch die Festung Belgrad stand unter Feuer. In der Nähe der Drina-Mündung wurden serbische vorgeschobene Abteilungen überfallen und aufgerieben.

Zur Neuordnung unseres Kunstlebens.

Von Momme Nissen.

„Möge unserem teuren Vaterlande der Geist von 1914 in hoffentlich langen Friedensjahren erhalten bleiben!"
Hindenburg.

Die beispiellose Belastungsprobe des Deutschtums und seine andauernde Erstarkung durch den Weltkrieg durchwirkt unser Geistesleben bis in die Tiefen. Auf allen Seiten begehrt man mit Recht eine gesteigerte, würdigere Entwicklung. Man erwartet sie dringend auch von den Künsten. Es wäre gleichwohl verfrüht, von unserer Kunst sofort ein verjüngtes Gesicht zu verlangen. Innere Umwandlung aus vielfach faulen Zuständen heraus bedingt eine Stufenreihe von Veränderungsformen. Echt deutsche Kunst kommt nicht in Autoschnelligkeit hergerast; auch sie will tapfer erstritten und redlich durchgemüht sein. Denn Wert hat nur dann die Reform, wenn sie den **ganzen** Künstler erfaßt und veredelt und schaffenstüchtiger macht. Dazu gibt allerdings die heutige Hochspannung den stärksten Anstoß, aber erst eine fruchtbare Friedenszeit vermag jene innere Sammlung, jene „Stille der Seele" zu gewähren, in der allein die Geistesfrüchte zur vollen Reife gedeihen. Wo es um eine nationale Kulturneubildung geht, die von erhabenen sittlichen Fragen bis zu nüchternen Einzelheiten handwerklicher Übung hundert Dinge umspannt, da muß man immerhin mit Jahrzehnten, vielleicht mit Menschenaltern rechnen. Da wäre es töricht, bereits auf den Ausstellungen von 1915 eine neuerstandene deutsche Kunst fertig vorfinden zu wollen, wenn wir auch hoffen dürfen, das ganz Entartete ausgeschaltet, unser erbeigentümliches Kunstgut jetzt fleißiger vorgeführt und eine Schar bisher niedergehaltener guter einheimischer Maler ans Licht kommen zu sehen.

Was aber vermöchten wir zunächst für die heißersehnte künstlerische Wiedergeburt zu tun? Wir können jedenfalls Anregungen geben, Ansätze befördern nach festliegenden Zielen hin. Entsprechend der elementaren Wende der Zeit vermögen wir die Kunstfrage nicht elementar und



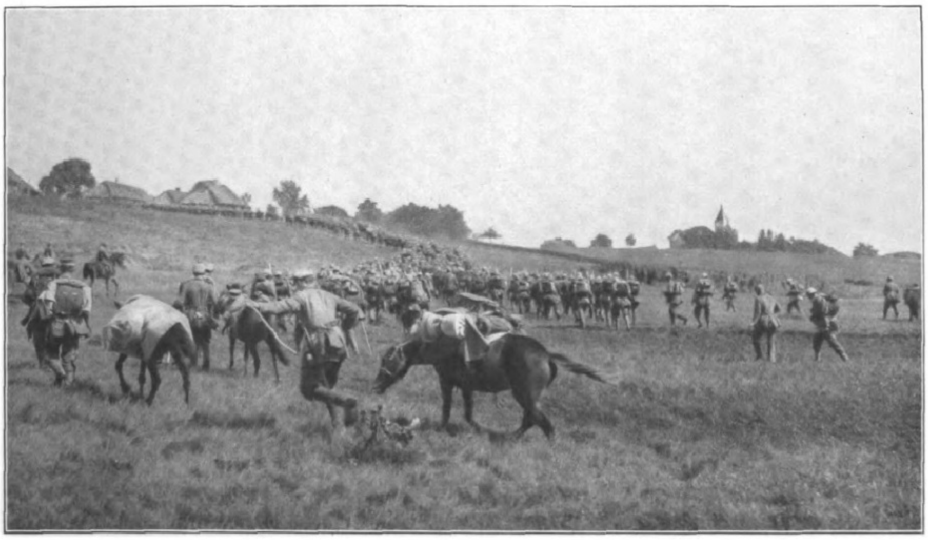
Gesamtansicht von Wilna, der am 18. September 1915 durch die Armee des Generalobersten v. Eichhorn eroberten stark befestigten russischen Stadt, der ehemaligen Hauptstadt des Großfürstentums Litauen.

großzügig genug zu behandeln. Wieviel wir schließlich an impressionistischem und anderem umstrittenen Einschlag beibehalten, wieviel wir restlos ins Eigengut einschmelzen, ob wir in kommenden Jahren gesunden Zuschuß aus Umländern aufnehmen werden — Krankes i.t natürlich abzulehnen, wo immer es herkommt —: das sind Fragen zweiten und dritten Ranges gegenüber der ernstlichen *Selbstbesinnung auf die Grundlinien unseres Schaffens.* Ein Abstecken der Pflöcke innerhalb unserer Landesgrenzen gebieten heute die Ehre, die Vernunft, der Zwang; es herrscht ein Gebot der Not, das zur Tugend werden muß, um endlich einmal loszukommen von einer widerdeutschen Kunstbewertung, von dem atemlosen Wettrennen der Jahresmodeneinfuhr ohne Saft und Keimkraft, ohne Seele und Würze. So fassen wir denn hier ein paar Richtpunkte ins Auge, die bei dem jetzt kundgewordenen Herzensbedürfnis der Deutschen nach Erneuerung der bildenden Kunst neu zu fixieren geboten erscheint.

Unsere Kunst bedarf vor allem einer gesunden *Berufsgrundlage.* Eine Hauptursache der Zersplitterung von Deutschlands Künstlerschaft, der Ziellosigkeit ihrer Gesamtarbeit, der durchgehenden Unfertigkeit ihrer Leistungen und ihrer haltlosen Abhängigkeit von Kunsthandel, Kritik und Ästhetentum liegt in der mangelhaften Organisation des Berufes. Wenn nicht vollgültige Künstler voranstehen, die auch geistig, gesellschaftlich, sozial ihren Stand kraftvoll vertreten, wenn nicht dieser Stand als solcher sicher und selbstverständlich in unseren Staatsbau eingefügt ist, dann ist Reden über Kunstförderung nahezu unnütz. Keine Kunstblüte ohne fest gegründete Künstlerschaft! Feinfühlende Laien können Kunstwerke oft vortrefflich bewerten, niemals aber Künstler züchten, erziehen; das bleibt ein für allemal Sache der Praktiker. Die unter manchen modernen Kennern verbreitete Ansicht, eine Förderung des ganzen Künstlerstandes käme nur dem Mittelmaß zugute, ist verfehlt. Sind doch gerade aus den nüchternsten Zünften und Schulen des Mittelalters — die wir in dieser oft starren Form nicht zurückwünschen, wenn auch ihr Studium sehr lehrreich ist — die allerberufensten, genialsten und universalsten Meister entsprossen. Was fruchtet uns jugendliche Kühnheit und frisches Ungestüm, wenn sie nicht durch Alterserfahrung und Meisterreife gezügelt sind? Es soll doch fernerhin nicht jeder gegen den anderen anbellen, nicht jeder junge Dachs seinen Vormann als „alten Esel“ verspotten dürfen. Erst das *einträchtige* Arbeiten, das freudige Hand-in-Hand-Gehen von Gleichgesinnten und Gleichgeschulten, von Lehrern und Schülern, von Alten und Jungen ermöglicht das Emporkommen einer Blüteperiode.

So schwierig Organisation unter Künstlern ist, so nötig ist sie gerade dort. Der selbstherrliche Malertyp voll eitler Willkür war neuerdings bei immer dürftigerem Können immer häufiger beim Größenwahnsinn gelandet. Der Grund davon liegt einmal im überspannten Spintisieren und dann in der Lostrennung von der ehemals selbstverständlichen *handwerklichen* Schulung. Nur durch diese bildet sich eine des reichen deutschen Wesens würdige Technik voll durchgegliederter Form und voll schmelzvoller Farbigkeit. Nur diese gewährleistet die Entstehung einer durchaus notwendigen neuen Tradition. Es ist ein Fortschritt, daß mehrere Akademien endlich Abteilungen für Maltechnik eingerichtet haben. Doch hoffnungsvoller ist es, daß in einigen Werkstätten hervorragender Maler und Bildhauer, fern von Großstädten, Jünglinge vom Lehrlingsstand an stufenweis ganz praktisch ausgebildet werden bis zur Ausschmückung öffentlicher Bauten mit Monumentaldarstellungen.

Außerdem muß freilich der Künstlerzusammenschluß auch *nationalökonomisch* erfolgen. Schon bemühen sich die nach einheitlichem Plane gegründeten „Wirtschaftlichen Verbände der bildenden Künstler Deutschlands“ erfolgreich, unter diesen (bei Ausscheidung aller Kunststreitfragen) klarere Begriffe über die Verwertung ihrer Schöpfungen zu verbreiten, rücksichtslos gewordener Ausbeutung entgegenzuwirken, mehr Rechtsschutz zu sichern sowie die persönliche Verbindung mit Auftraggebern und Liebhabern zu fördern. Die Bußzeit des Krieges hilft mit, um die Künstler zusehends zu einer realeren und, sagen wir ruhig, bescheideneren Auffassung ihrer Wirksamkeit hinzuführen. Gerade zur Neuerweckung einer unserer besten Überlieferungen getreuen Idealität ist mehr bürgerliche Solidität vonnöten. Haben wir Künstler es nicht selbst verschuldet,



Deutsche Infanterie im Vorgehen bei Wiljamowilschi. (Hofphot. G. Berger.)

Von der deutschen Offensive im Osten.



Zur deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive gegen Serbien: Reliefkarte von Nordserbien und den angrenzenden Gebieten. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Walter Emmersleben.

z wir als „unsichere Kantonisten“ gelten? Wir sollten durchaus den Ruf der altdeut-
en Zuverlässigkeit wiederzuerlangen sorgen. Dann wird auch der Staat unseren Stand
erseits besser stützen, anderseits freier schalten lassen können als bisher.

Unsere Kunst bedarf der festen Eingliederung in die Volksgemeinschaft. Sie
r in ihren jüngsten Trieben ganz zum Luxus- und Sportartikel einer tonangebenden
erschicht geworden, war durch deren widernatürliche Geschmacksrichtung in
e verhängnisvolle Isolierung hineingeraten. Vor Tausenden von
ldern fragte sich alle Welt: weshalb, wozu — wohin damit?
an machte geradezu Kunst gegen das deutsche Volk.
n kluger Japaner wies schon vor Jahren erstaunt
rauf hin, daß die neueste Kunst Europas jedes
rhältnis zum europäischen Gesellschafts-
per vermissen lasse. Jetzt — oder nie —
aber der Zeitpunkt, um wenigstens
den germanischen Reichen solche
heilvolle Kluft zu schließen. Wenn
ser Heerführer Kronprinz Rup-
echt von Bayern unlängst sagte:
lles hilflos Ungesunde bläst
r Krieg fort. Alles Ange-
inkelte, das sich vordrängte,
rschwindet. Man ist jetzt
der Heimat doch wohl
öst von allem Ästheten-
m und aller manierier-
n Dekadenz“, so müssen
r Daheimgebliebenen
der berichten, daß wir
sher nur zum Teil da-
n befreit sind. Gerade
e Künstler und Kunst-
unde dürfen noch
acker mittun, auf daß
es Kriegsverhängnis in
ahrheit ein Jungbrun-
n werde. Eiserne Grenz-
acht versperrt zwar jetzt die
mutzigen Rinnsale zwischen
ternationalen Großstadt-
aken, aber einige kulturelle
ucherungen der bisherigen
berflußzeiten sind immer noch
cht verschwunden, drohen noch
mer den Volkskörper zu durchfressen.
a ist tatkräftiger Widerstand, ein herz-
ftes Beschneiden der Verlotterung und
eistesfäule vonnöten. Da ist eine ernste
arnung unserer noch sitten- und phantasie-
inen Jugend vor dem Aufsaugen giftiger Ansteckungs-
ime in der vom Pädagogen Förster und vom Ästhe-
ker Volkelt eingeschlagenen Richtung dringend geboten.

Wenigstens bricht sich jetzt allerorten die Erkenntnis Bahn,
aß nur eine Kultur der Selbstzucht und Charaktertüchtigkeit,
ne der Volkseinheit homogene Kunst entwicklungsfähig bleibt.
afür genügen freilich Glaspaläste und Kunstsalons als
künstlerische Brennpunkte nicht. Dafür muß die Kunst in Gotteshäusern, in Staatsgebäuden, auf Marktplätzen, in Arkaden und Anlagen, in Schule, Haus und Feld ihre Heimstätten finden — wiederfinden. Dafür muß neuerdings die geradlinige Verbindung zwischen Künstlerstand und Bürgerstand hergestellt werden, selbst wenn der Graphiker wieder wie Dürer mit seinen Arbeiten auf die Märkte gehen müßte. Herrschte doch eine Maklerschaft, durch die der König wie der Bauer um ihr Recht und ihre Freude kamen, frevelhaft vor, wo sie nur hätte dienen dürfen. Dafür muß jenes edle Vertrauen zwischen echten Künstlern und Kunstliebhabern auch bei uns allmählich Wurzel fassen, das bei den Dänen eine so wohltuend landestreue und doch maßvoll moderne Hauskunst gedeihen ließ. Dafür muß warmherzige Empfindung fürs Vaterlandsganze, dürfen nicht eitler Egoismus noch Neuerungssucht den Pinsel führen. Dafür muß der Künstler es sich zur Ehrenpflicht anrechnen, soweit die stilistischen Erfordernisse des Werkes es zulassen, wohlberechtigten menschlichen Wünschen von Kunstförderern entgegenzukommen. Hat er doch lange genug der Tyrannei schwindsüchtiger Modernismen einen unwürdigen Tribut gezollt. Darauf muß er in dieser Todesära vorsorglich bedacht sein, daß unsere von den furchtbarsten Katastrophen erschütterten Brüder beim Wiederkommen keine Geistesleere und Öde vorfinden, sondern heilkräftige Nahrung. Hat nicht auch die Kunst heilige Vaterlandspflicht? Sollte sie nicht alle ihre Quellen springen lassen zur Neubelebung und Erquickung unseres vielgeprüften Landes, dessen Wunden noch lange bluten werden? Wahrlich, Hunderttausende der mit überlasteten Nerven Zurückkehrenden bedürfen des Labsals: sie brauchen Stärkung, Seelentrost, herzerfreuende Augenweide, wie ein Rethel und Schwind sie bereiten konnten. Darum stimmt die Instrumente, ihr Künstler, bereitet das Heimkehrfest vor! Eure Kräfte, die man zu lascher Lüstlingstat zu erniedrigen strebte, sollen einen großen deutschen Liebesdienst tun, den Geist der Aufopferung und Hochherzigkeit weiterpflanzen in kommende Geschlechter!

Ist doch der Künstler ein innerlich bevorzugter Träger des Volksgeistes: er sammelt die Ideen, er verkörpert die Ideale, er versteht sie in bleibende Formen zu gießen. Studiere



Der Kommandant der gegen Ägypten operierenden IV. türkischen Armee, Djemal-Pascha (×), mit seinem Stabe. Links von Djemal-Pascha sein Generalstabschef Fuad-Bei. (Phot. C. Raad, Jerusalem.)



...willige verlassen Jerusalem. (Phot. C. Raad, Jerusalem.)
...ie Türkei im Weltkriege.



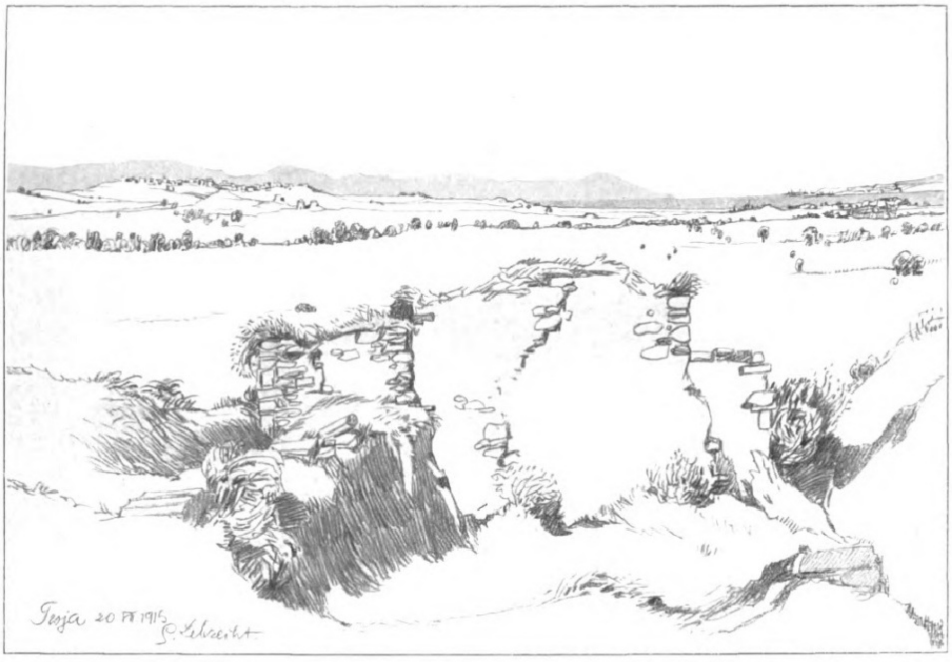
Die Türkei im Weltkriege: Wacht am Bosporus. Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

r nun endlich das eigene Land und seine Geschichte, lerne r zunächst unsere Erbkunst von Grund aus kennen und ıße auf ihr. Wie Hindenburg bei aller Neuheit seiner kriegswerkzeuge gleichwie ein Bruder von Blücher dasteht,) sollte auch Neudeutsch- ınds Künstler bei aller :chnischen Neuerung und offentlich Vervollkomm- ung brüderlich nahe an ie Seite von Dürer, chlüter und Schwind eten. Wenn er dem meren Wesen nach ver- nkert bleibt in unserer ıtersten Geistesvergan- enheit und geläutert iderspiegelt, was gegen- ärtig in Leid und Lust, Kampf und Sieg un- re besten Männer und rauen beseelt, dann wird e integere deutsche Volks- ele, welche diesem Krieg nen so hehren Charakter ngeprägt hat, auch in r Kunst wieder ihren bührenden Ehrenplatz halten.

Unsere Kunst bedarf nes reinen, hohen eistesgehaltes, der ie ein Blutstrom all ihre eäder durchrinnt. Kunst kein triebhaft unbe- ußter Rausch, soll kein ndelndes Schlürfen von chleckereien sein. Son- rn sie ist trotz des Unter- :oms dunkler Gefühle m vorne bis hinten eine wußte und durchdachte eistung des Geistes. Es ar ein Wahn, das geistige ement um gelegentlichen ißbrauchs willen für nstwidrig im Bilde zu ılten. Schafft doch ge- de dieses die künstlerische erngestalt, durch die alle ormen- und Farben- chöne, aller Naturreiz erst inn und Wert erlangt. er Darstellung einen rken, packenden Inhalt zu geben, mit ausgereiften Mitteln ıe große Idee, einen schönen Vorgang vor Augen zu ingen, so daß sie Widerhall in unserem Innersten weckt, s ist keineswegs das Mindere, es ist vielmehr das un- rgleichlich Höhere gegenüber der bloßen „Wie“-Malerei. n bedeutender Vorwurf und die meisterliche Ausführung, also die unlösliche Verschmelzung des „Was“ und des „Wie“, kennzeichnen das hohe Kunstwerk. Wo man das Gegen- ständliche zu Gunsten eines rein sinnlichen Wühlens in Licht- und Farbengemischen für gleichgültig ausgab, da ist naturgemäß, weil schließlich doch keine Kunst ohne In- halt sein kann, ein gemeiner Gehalt bevorzugt worden.

Doch jetzt ist Jungzeit. Neuer Geist weht durch die Lande. Unsere Kunst richtet sich selbst, wenn sie nicht imstande ist, diesen Geist in kostbare Schalen zu füllen. Die lange entbehrten großen Impulse, jetzt sind sie ihr zugeflossen. Nutze, ergreife sie, deutsche Kunst; du hast es doch früher vermocht. Ziehe tiefe Furchen durchs Land. Forme ein reines Abbild der Heimat, schildere den vollen Zauber dieses Wortes, den heiße Sehnsucht und bittere Sorge uns so lieblich verjüngt hat; male das meerumschlungene, das waldumringte Land und Volk, wo immer du dich zu Hause fühlst, damit wir beglückt die segenbeladene Erde erkennen und in Ehren halten, für die so namenlos schwer gestürmt, so viel geopfert worden ist. Verherrliche dem Liedersänger gleich die reckenhaften Helden, die Fürsten und Führer und alle die Taten der Vaterlandstreue draußen wie daheim, damit die Vorbildlichkeit der Blütezeit bei Kind und Kindeskindern unvergessen bleibt. Zeige uns unumwunden, was gebeugten Hauptes heute aufs neue Zehntausende empfinden, was vom Kaiser und der Kaiserin an bis zu den Landsturmmännern offen bekannt wird, daß Gott die höchste Ehre gebührt; führe wieder das Göttliche ein in das versandete Flußbett unseres kahl gewordenen Daseins. Die erhabensten Vorstellungen bleiben, ganz konkret und in Wahrheit erfaßt, stets auch die dankbarsten Vorwürfe der Künste: die Sixtina und der Genter Altar werden ihre unvergleichliche Seeleneindringlichkeit niemals verlieren. Das Credo ist alt, doch seine Verherrlichung gebiert sich ewig neu. Es ist eine der vornehmsten Zeitaufgaben, Vaterlands- wie Glaubensgeist so zu verkörpern, daß er auch die modernen Menschen packt und ihre Seelen in Schwingung bringt.

So wende denn die Kunst alle Mittel, von alten Meistern erlernte wie der Neuzeit entstammte, umsichtig an, um einen warmen Strom der Liebe in die Herzen zu leiten. Dann erst erfüllt sie ihre Sendung.



Die Türkei im Weltkriege: Das Schlachtfeld von Kum Kaleh, von den Ruinen von Troja aus gesehen.

Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht. — Im Hintergrund die Insel Imbros, dahinter schroff ansteigend die Insel Samothrake, davor links das Dorf Jenischehr. Ganz rechts Kum Kaleh mit dem Eingang in die Meerenge, darüber die vom Feinde besetzte äußerste Spitze von Gallipoli mit dem Fort Sedd-ul-Bahr, dabei englische und französische Transportschiffe.



Die Türkei im Weltkriege: Packpferde am Dardanellenufer.

Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Georg Lebrecht.

Ende des redaktionellen Teils.

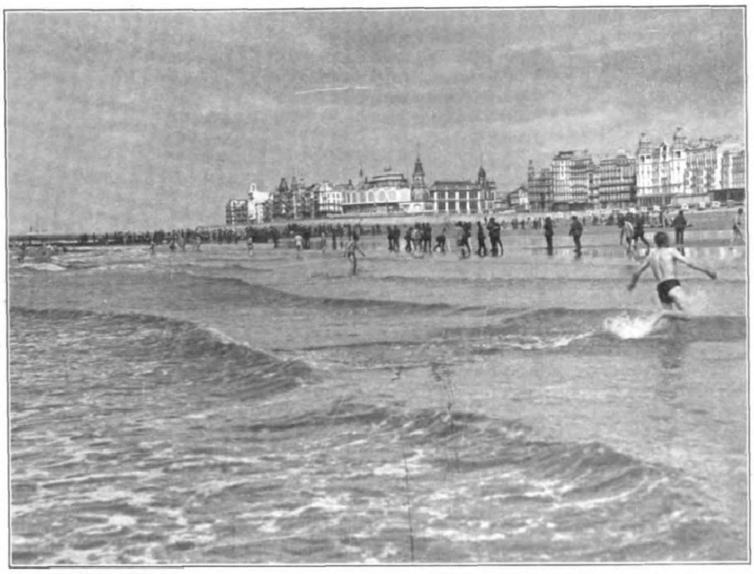
Allgemeine Notizen.

Das Heilige Land, das jetzt gleichfalls unter dem ernsten Zeichen des Krieges steht, ist von einer Heuschreckenplage heimgesucht worden, wie sie in ihrer Fürchterlichkeit seit dem Jahre 1865 nicht dagewesen ist. Die Felder und Gärten der kleinen Missionsgemeinden Bethlehem, Betdjala und Bet Sahur, der Weinberg, die Obstbäume und die Gemüseanlagen des Armenischen Waisenhauses in Bethlehem haben furchtbar gelitten; nicht ein einziges grünes Blättchen ist übrig geblieben. Die Weinstöcke, die Oliven- und Maulbeerbäume stehen kahl da, und von den Beeten ist die letzte Spur fröhlichen Wachsens verschwunden. Die Not ist entsetzlich groß. Wer diese auf unserem Missionsgebiet zu lindern helfen möchte, wolle dem Jerusalemverein seine Gabe unter der Postschecknummer 16 777 mittels Zahlkarte an das Postscheckamt in Berlin NW. 7 zusenden; auch der Vorsitzende des Jerusalemvereins D. Graf von Zieten Schwerin, und der Schriftführer Pfarrer Ulrich, beide in Wustrau (Bez. Potsdam) sowie Pfarrer Lange in Putzkau (Amtsh. Bautzen) nehmen Gaben gern entgegen. Die geringste Gabe ist wertvoll und wird mit größter Dankbarkeit begrüßt werden.

Am Rheinischen Technikum zu Bingen, einer höheren Lehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik, finden die Vorträge unverkürzt auch in der Kriegszeit statt. Das neue Semester beginnt am 21. Oktober. Der Leiter der Anstalt ist der in Fachkreisen bekannte Professor Hoepke. Programme werden kostenfrei versandt.

Dresden. Um das Auge zu erfreuen, Städtekenntnisse zu vertiefen, Neues kennen zu lernen, wird man am besten tun, landschaftlich schöne Städte aufzusuchen, deren Straßen und Plätze mit monumentalen Bauten, die Anlagen und die Gestaltung von eigenem Reiz sind, was in vollem Maße auf Dresden zutrifft. Wie malerisch liegt doch Sachsens Residenz im Elbtale zwischen Höhenzügen, von denen Schlösser und Landhäuser, Parke und Obstbaukulturen herniederschauen, an der mit Dampfern und Booten belebten Elbe. Wie anmutig gruppieren sich um die altehrwürdige Altstadt, deren kostbarster Teil der klassische Theaterplatz mit Sempers Opernhaus, dem weltberühmten Zwinger mit der Gemäldegalerie, mit der machtvoll emporstrebenden katholischen Hofkirche, dem Residenzschloß ist, die übrigen Stadtteile mit ihren malerischen Plätzen und weiten gärtnerischen Anlagen! Zu großen Gartenparken sind Bürgerwiese und Königl. Großer Garten gestaltet worden, in denen herrliche Werke der Plastik und Bildhauerkunst vergangener Zeiten und der Gegenwart zwischen Blumenbeeten und Baumgruppen stehen. Vier Brücken überspannen die Elbe, die die Altstadt mit der Neustadt verbinden. Auch hier nimmt die breite, mit Doppelalleen bedachte Hauptstraße mit dem sich anschließenden Albertplatz, dessen Theater, Brunnen und Anlagen jedes Auge erfreuen, die reizvolle Mitte ein, um die sich die Neustädter Stadtteile gruppieren. In weiter Fläche umgibt sie die Dresdner Heide, die im König-Albert-Park einen besonders schönen Anziehungspunkt besitzt. Die Stadtverwaltung hat dafür gesorgt, daß alle hygienischen Anforderungen erfüllt worden sind, und in der Tat steht Dresden auf gesundheitlichen Gebieten obenan. Fremde, die nach Dresden kommen, werden bald erkennen, daß es sich in Dresden — sei es für kürzere oder längere Zeit — ausgezeichnet leben läßt.

Bad Harzburg. Durch einen Teil der Tagespresse ist jüngst leider eine gehässige Notiz über das angebliche Verhalten eines einzelnen Badegastes gegen einen verwundeten Krieger gegangen, die geeignet ist, die Herzogliche Badeverwaltung in ihrem hohen Ansehen herabzusetzen. In Bad Harzburg werden selbstverständlich alle kranken Krieger eben auch mit besonderer Liebe, Hochachtung und dem größten Entgegenkommen behandelt. Den Kriegsteilnehmern sind dort die weitestgehenden Vergünstigungen eingeräumt; sie besuchen alle Veranstaltungen der Badeverwaltung kostenfrei und genießen überall und zu jeder Zeit eine zu Herzen gehende Freiheit. Zudem kann jeden Tag beobachtet werden, daß die Verwundeten in Harzburg und seiner Umgebung von den Kurgästen bewirtet, zu privaten Abendunterhaltungen und Wagenfahrten eingeladen, daß Sammlungen für sie veranstaltet werden u. dgl. m.



Ostende als Erholungsstation für unsre Feldgrauen: Badeleben am Strande in der Saison 1915.

Eiserne Nerven verlangt unsere Zeit, denn an die Leistungsfähigkeit der Nerven werden heute ungeheure Anforderungen gestellt. Täglich wird durch das rastlos tätige Gehirn ein Strom von Energie verbraucht. Soll der Organismus sich seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit bewahren, so muß für eine Kräftigung der Nerven und des ganzen Körpers Sorge getragen werden. Ein Nährpräparat, das wegen seiner unerreichten Zusammensetzung, wegen seiner reinen Beschaffenheit, seiner prompten, stets gleichmäßigen Wirkung und nicht zuletzt wegen seines angenehmen Geschmackes sich die Gunst der Ärzte und des Publikums im Fluge erobert hat, ist das in weitesten Kreisen bekannte Nerven-Nähr- und Kräftigungsmittel Biocitin. Aber nicht nur für Kranke und Geschwächte bildet Biocitin ein unschätzbares Hilfsmittel zur Wiedererlangung verlorener Körperkräfte, sondern auch für den Soldaten im Felde ist es eine ideale konzentrierte Kraftnahrung, die in Fällen der Not zur Überwindung von Strapazen und Entbehrungen wertvollste Dienste zu leisten geeignet ist. Gegenüber minderwertigen Nachahmungen und Ersatzpräparaten ist Vorsicht geboten. Die Biocitin-Fabrik, G. m. b. H., Berlin S. 61/J. 5, stellt übrigens Interessenten gern ein Geschmacksmuster von Biocitin und eine Broschüre über „Rationelle Nervenpflege" gratis zur Verfügung.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3771. Kriegsnummer 62. Preis 1 Mark.

Vorgeschichtliche Funde im Schützengraben. / Von Dr. Hanns v. Lengerken, Leutnant d. R.

Schon öfters sind im Verlaufe dieses Weltkrieges im Osten und Westen beim Bau von Schützengräben vorgeschichtliche Funde gemacht worden. Die Nachrichten über die Bergung dieser Zeugen aus grauer Vergangenheit finden sich in den Zeitungen verstreut. Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, alles das, was über unser Thema zu sagen wäre, zusammenzufassen. Ich will hier nur von meinen eigenen Fundstücken sprechen.

Hinter uns liegt das Fort ... der Festung Königsberg i. Pr. Auf dem Vorgelände soll die Kompagnie einen Schützengraben ausheben.

Die Landstürmer sind schweigend bei der Arbeit. Da unterbricht ein tiefer Baß die Stille und ruft nach dem Zugfeldwebel. Der Baß gehört einem Berliner Uhrmacher, der bis zu den Knieen im angefangenen Graben steht und dem herankommenden Feldwebel ein längliches Gebilde entgegenhält. Der Feldwebel, Lehrer von Beruf, bringt das Ding mit erstauntem Gesicht zu mir. Zu meiner größten Überraschung halte ich eine sehr gut erhaltene Lanzenspitze in der Hand (Abbild. 1). Sie zeigt auf ihrer ganzen Oberfläche Spuren, die darauf hinweisen, daß sie einer längeren Feuereinwirkung ausgesetzt gewesen ist. An einigen kleinen Stellen ist die Hülle von Eisenschlacke, Aschen- und Sandteilen weggesprungen. Man kann an diesen Lücken sehen, wie sorgfältig und glatt die Waffe gearbeitet wurde. Unsere Abbildung läßt auf einer dieser von Schlacke befreiten Flächen zwei im spitzen Winkel zueinander verlaufende Blutrinnen erkennen. Waffe? Was denkt der neuzeitliche Krieger über ihre Verwendbarkeit?

Man denke sich die 30 cm lange Spitze auf einen Eschenschaft gepflanzt. In ihrem hohlen, röhrenförmigen unteren Teil befindet sich noch der wohlerhaltene, von der Seite her eingeschlagene eiserne Stift, der das Holz im Eisen festgehalten hat. Vom Stiel ist nichts mehr erhalten, weil das Stück offenbar aus einem Brandgrab stammt.

Man denke sich die Lanze in der wuchtigen Hand des alten Kriegers. Ist man nicht versucht, mit einem gewissen mitleidigen Lächeln zu fragen: Wo sind die guten Zeiten hin, in denen man sich noch mit so einfachen Mitteln bekämpfte? Das Lächeln ist aber nicht angebracht. Ist denn unser heutiges Seitengewehr etwas anderes als diese Waffe aus lange verklungenen Kampftagen? Sicherlich nicht. In Galizien haben die Russen Leute zum Angriff vorgeschickt, die Stöcke trugen, an denen Stichwaffen befestigt waren. Da haben wir die alte Lanze im neuzeitlichen Kampf. Neben den riesenmäuligen 42-cm-Brummern, neben der so genau schießenden Handfeuerwaffe die Waffe unserer Vorfahren.

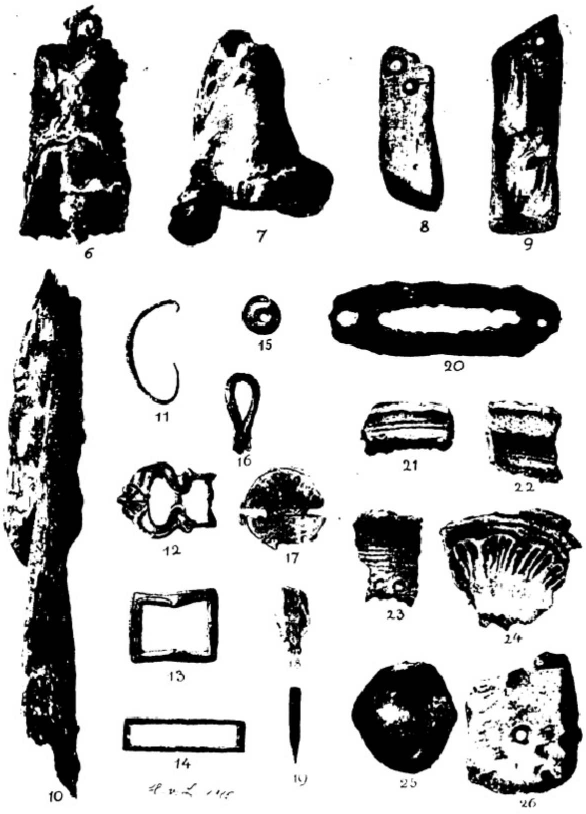
Der Feldwebel reicht mir noch einen zweiten Gegenstand. Es ist ein Pferdeknochen. Um mich herum arbeiten Berliner Landsturmleute und handhaben die neueste Waffe dieses Krieges, den Spaten. In meiner Phantasie aber taucht der alte berittene Krieger auf, der sein Heldengrab hier gefunden hat, wo wir jetzt schanzen.

Der Feldwebel, der den Wert des Fundes wohl zu schätzen vermag, hat die Stelle, an der die beiden Stücke gefunden worden sind, sofort zuwerfen lassen und den Graben an anderer Stelle weitergeführt.

Am nächsten Tage bin ich mit vier Landstürmern vom Fort aus hinausgezogen, um an der Fundstelle nachzugraben. Ein Fleischer, ein Uhrmacher, ein Dachdecker und ein Schauspieler haben lange Schaufeln geschultert. Als Aufbewahrungsort für die zu fördernden Fundstücke soll ein leerer Patronenkasten dienen.



3. Steigbügel.



6., 7. Glocken; 8., 9. Geschliffene Steine; 10. Lanzenspitze; 11. Bronzehaken; 12., 13., 14. Bronzeschnallen römischen Ursprungs; 15. Terrakottaperle; 16. Bronzeöse; 17. Vermutlich Beschlag eines Zaumzeugs; 18. Feuersteinpfeilspitze; 19. Schieferstift; 20. Eisernes Stichblatt; 21. bis 24. Urnenornamente; 25. Tonperle; 26. Bernstein.

Nach kurzer Unterweisung und wiederholter Ermahnung, ja recht vorsichtig zu buddeln, gehen die vier Landstürmer ans Werk. Im Kreise herum aber stehen einige meiner Kameraden und machen mehr oder weniger treffende Bemerkungen über die Schatzgräberei. Sie sind alle überzeugt, daß wir nichts finden.

In etwa 30 cm Tiefe verschwindet der gelbe Sand. Die Spaten werfen pechschwarze Erde auf. Schon bei flüchtigem Hinsehen erkennt man Millionen feiner Holzkohlenstückchen. Also eine Brandstelle. In etwa 50 cm Tiefe stoßen die Spaten auf etwas Hartes. Vorsicht, nur Vorsicht! Ich springe selber in die Grube und buddle mit den Händen weiter. Ein ziemlich großes Stück vom oberen Rand einer Urne erscheint. Auch dieses Tonstück ist tiefschwarz wie der Boden und — meine Hände. Immer mehr Urnenreste kommen zum Vorschein. Leider liegen die einzelnen Stücke ganz zerstreut. Alle aber zeigen Brandspuren und sind auf der Innenseite mit tiefschwarzer Branderde überzogen. Wir haben schon einen ganzen Haufen Urnenscherben beieinander.

Die Leute sind mit Feuereifer bei der Arbeit. Sie haben den Spaten weggeworfen und wühlen nur noch mit den Händen.

„Herr Leitnant, hier ist was Hartes“, ruft der Fleischer. Vorsichtig entferne ich die Erde von dem harten Etwas. Es ist Eisen. Aber was stellt es vor? Ein zylinderförmiger eiserner Mantel, im Innern ein Klöppel. Aha, eine Glocke! (Abbild. 6.) Des verbrannten und begrabenen Helden Streitroß wird sie am Halse getragen haben.

Und nun kommen Steine, vier schwere Steine, etwa in der Größe eines Pferdekopfes. Sie liegen im Kreise und sind zur Hälfte ebenfalls tiefschwarz. Sie bergen in ihrer Mitte einen Urnenrest und — drei Steigbügel. Einer von diesen ist mit einer dicken, wulstigen Schicht von Schlacke, Sand und Holzkohlenresten bedeckt. Zwei bilden offenbar ein Paar und sind gut in der Form erkennbar (Abbild. 3). Der vierte Steigbügel ist trotz eifrigen Forschens nicht zu finden.

Es folgen außerhalb des Steinkreises zwei eiserne Pferdegebisse (Trensen). Eines davon ist vorzüglich erhalten. Die Ringe, in denen das Lederzeug befestigt war, sind auf Abbildung 5 deutlich zu erkennen, ebenso das Gelenk in der Mitte der Stange. Das zweite Gebiß ist mit einer eisenharten Schlacken- und Sandschicht umhüllt.

Auf dem zweiten Gebiß liegt an der Fundstelle ein wohlerhaltener Teil eines Pferdekiefers und etwas weiter vorn die Schneidezähne in Reih' und Glied. Die Knochenmasse des Kiefers zwischen ihnen ist nicht mehr erhalten.

Immer mehr Pferdezähne finden sich. Sie sind vorzüglich erhalten. Einzelne Knochenteile der Beine liegen verstreut hier und dort. Sie sind bröcklig und daher schon schwerer zu bergen. Eine zweite Glocke wird herausgeholt (Abbild. 7). Sie ist mit dicker Schlackenschicht umgeben. Der Klöppel ist sehr klein und im Innern der Glocke festgerostet.

Dann holen wir Hände voll manchmal sehr kleiner Urnenbruchstücke heraus. Die oberen Ränder der Urnen sind meist in größeren Stücken vorhanden. Die an ihnen angebrachten Verzierungen erweisen sich bei einigen als recht einfach und bestehen nur aus zwei parallelen Rillen (Abbild. 21).

Andere zeigen ein System von parallelen Einkerbungen und eingegrabenen Grübchenreihen (Abbild. 23). Ein Stück ist besonders kunstvoll (Abbild. 24). Ich habe nur eine kleine Auswahl dieser Ornamente abgebildet und dabei mit der einfachsten Form angefangen (Abbild. 21 bis 24).

Beim Durchsuchen der ausgeworfenen Branderde findet sich noch eine gewichtige Tonperle, die deutliche Brandspuren trägt (Abbild. 25), und ein etwa 4 cm im Quadrat messendes Stück Bernstein, das in der Mitte ein kreisrundes Loch aufweist. Offenbar ein Glied aus einer Schmuckkette (Abbild. 26). Der Bernstein ist als solcher im ersten Augenblick kaum zu erkennen, so schmutzig, angesengt und rußig ist das Stück. Ein Wunder nur, daß es nicht mitverbrannt ist.

Zwei eigenartige, an den Längsflächen mit viel Sorgfalt glatt geschliffene Steine erwecken unsere Neugierde (Abbild. 8 und 9). Einer von ihnen trägt am dünnen oberen Teile zwei kreisrunde Löcher. Diese Löcher sind mit staunenswerter Genauigkeit angefertigt. Das andere Stück besitzt nur eine Durchbohrung. Beide Steine zeigen keinerlei Brandspuren.

Wen birgt das Grab? Einen alten Helden hat man hier bestattet, einen Führer in der Schlacht, einen Häuptling vielleicht? Man hat seine Reste verbrannt und an der Brandstelle gleich beigesetzt. Wehr und Schmuck und zwei Pferde mit Reitausrüstung hat man ihm mitgegeben (drei Steigbügel, zwei Gebisse, zwei Glocken usw.). Nach langem Schlaf hat ihn der Soldat des Weltkrieges gestört und betrachtet mit verwunderten Augen seine Ausrüstung und Bewaffnung.

Nun aber ist diese Fundstelle erschöpft. Wir haben eine Fläche von etwa 2 qm aufgewühlt.

Der Pflug geht schon seit Jahrhunderten über die Scholle. Er hat die Kuppen des Geländes eingeebnet und den Boden zerwühlt. An einigen Stellen fallen schwarze Flecken im Sande auf. Als wir näher hinsehen, finden wir auch hier die glitzernden Holzkohlenreste und kleine Urnenscherben. Wir graben an mehreren Stellen und entdecken, manchmal nur wenige Zentimeter unter der Erdoberfläche, wertvolle Stücke. Demnach läuft unser Schützengraben durch ein vorgeschichtliches Gräberfeld.

Dicht nebeneinanderliegend finden wir zwei Lanzenspitzen (Abbild. 2 und 10). Beide zeigen deutliche Brandspuren. Eine von ihnen läßt besonders deutlich die beiden seitlich eingetriebenen Stifte, die zum Befestigen des Schaftes in der Spitze dienen, erkennen (Abbild. 2).

An anderer Stelle stecken zwei Messer im Sande. Eines davon stellt die Abbildung 4 dar.

Nach längerem Suchen und Buddeln finde ich Eisenteile, die sich nicht so ohne weiteres bestimmen lassen, und ein eisernes, gut erhaltenes Stichblatt (Abbild. 20). Es muß schon eine gehörige Plempe gewesen sein, die durch dieses Stichblatt in die Scheide fuhr.

An mehreren verstreuten Orten sammle ich Bronzearbeiten römischen Ursprungs. Unsere Abbildungen (12, 13 und 14) zeigen drei Schnallen. Form und Verzierung sind genau wiedergegeben.

Abbildung 17 zeigt ein Bronzestück, das vielleicht vom Beschlag eines Zaumzeugs herstammt. — Die in Abbildung 15 dargestellte Terrakottaperle und die Bronzeöse (Abbild. 16) lagen lose im Sande.

Dicht nebeneinander finde ich eine Feuersteinpfeilspitze und einen vierkantigen Schieferstift mit zugespitztem Ende (Abbild. 18 und 19).

Einige Tage später sammle ich an einer Stelle, wo Schützenlöcher ausgehoben worden waren, Reste von römischen Gläsern.

Vor unseren Augen erscheint das Bild des römischen Kaufmanns, der auf gefahrvollen Reisen seine Waren ins Land des Bernsteins brachte und für das kostbare Harz die Erzeugnisse des fernen Südens eintauschte.

Was ich an Fundstücken bergen konnte, wurde in eine leere Patronenkiste gepackt und zunächst im Fort untergebracht, in einem bombensicheren Raum, über dem die Riesenmäuler schwerer Belagerungsgeschütze drohend ins Gelände lugen und das Stück Erde beschützen, in dem die Krieger der grauen Vorzeit ihr Grab gefunden haben.



1. Lanzenspitze.



4. Messer. 5. Eisernes Pferdegebiß (Trense).



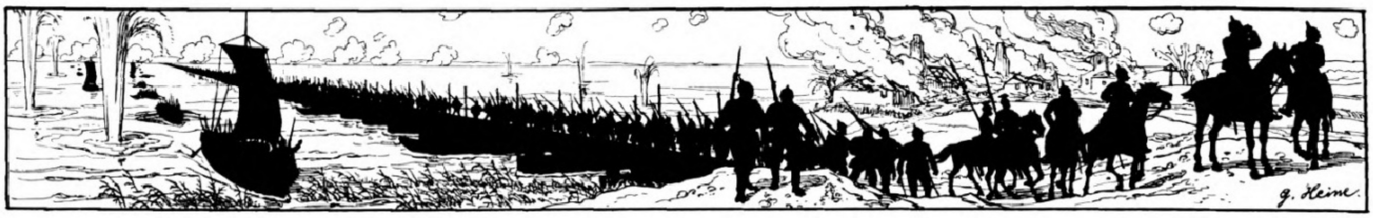
2. Lanzenspitze.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3771. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 7. Oktober 1915.



Der Krieg und die allgemeine Menschenliebe.

Von Dr. Reinhold Seeberg, Professor an der Universität Berlin.

Viele Zungen bemühen sich heute, das Hohelied vom Kriege zu singen. Man rühmt, wie er den Idealismus in den Herzen neu belebe, und wie er Eisen dem Menschen in das Blut gieße. Man preist ihn als den Sturmwind, der Verrostetes und Verrottetes zerbreche und fortwehe, und als Sonne der Kultur, die den guten Keimen in unserem Volke zur Reife verhelfe.

Mit alledem wird man recht haben, so paradox die Worte auch zunächst klingen mögen. Dagegen pflegt man kleinlaut zu werden, wenn das Thema „Krieg und Menschenliebe" angeschlagen wird. Alle Schrecken des Krieges steigen dann wohl vor dem Auge empor. Das grauenvolle Morden, das uns die Liebsten und Besten fortreißt, die Zerstörung der edelsten Kräfte und Güter, die wir kennen — das alles tritt uns lebhaft vor die Seele, und wir verstummen.

Aber jeder unter uns hat doch auch die Überzeugung, daß die sittliche Liebe der Menschen untereinander der Inbegriff der höchsten Sittlichkeit ist. Ob Christ oder Atheist, ob gebildet oder ungebildet, hierin sind wir einig. Wir sehen den Gedanken der allgemeinen Menschenliebe für den höchsten bleibenden Wert in unserem Kulturleben an.

Und auch hierin wird man recht haben. Aber hier ist offenbar etwas nicht ganz in Ordnung. Wenn man hört, wie das Hohelied des Krieges und dann wieder das Hohelied der Liebe verherrlicht werden und beide als „das Höchste" in unserer Kultur gepriesen werden, so scheint es, als ließen sich beide Lieder nach *einer* Melodie singen. Und doch, wir schwanken! Der Krieg scheint das Gegenteil der allgemeinen Menschenliebe zu sein, und die allgemeine Menschenliebe scheint den Krieg zu verzehren wie Wasser das Feuer. So lehren es die Pazifisten, und nicht immer wird ihnen eine gewisse Antwort.

Und doch hat Luther in der herrlichen Schrift: „Ob Kriegsleute in seligem Stand sein können", ausdrücklich den Krieg als ein *Werk der Liebe* bezeichnet. Und freilich, es wird kaum etwas anderes übrigbleiben. Ist die oberste Regel unserer Moral die Liebe, und ist der Krieg moralisch, so muß er allerdings *irgendwie* auch ein Werk der Liebe sein.

Die Ausdrücke, die wir am häufigsten brauchen, bedürfen oft am dringendsten einer Erläuterung. Was ist eigentlich *Liebe*? Wir denken hier natürlich nicht an die sinnliche oder geschlechtliche Liebe. Es handelt sich um die sittliche Liebe der Menschen untereinander. Soviel ist zunächst klar: diese Liebe besteht nicht in natürlichen Neigungen, sondern in einem ernsten Wollen und Tun. Aber dies Wollen und Tun darf nicht nur veranlaßt werden durch unseren Egoismus, durch Vorteil oder Laune, sondern sein Zweck muß sein die Förderung des andern.

Aber was fördert denn den andern? Je tiefer und reifer die Sittlichkeit ist, desto mehr wird sie sich auf das innere Wohl des andern, auf seine Persönlichkeit und deren Inhalt richten. Das fördert den andern, was ihm im Innersten nützt. Aber alles Äußere kann unter diesen Gesichtspunkt treten.

Aber weiter: soll es wirklich Liebe sein, so wird sie nicht bloß die äußeren Mittel anwenden, um den andern zu fördern. Sie wird nicht nur geben, was sich am Überfluß leicht erübrigen läßt, sondern sie wird das eigene Herz in alles hineintun, was sie gibt oder tut. Es gibt keine Liebe, ohne solch herzliche Hingabe an die andere Person.

Liebe ist herzlich, aber Liebe ist auch praktisch. Ich gebe mich selbst dem andern hin, aber ich tue es, damit er etwas davon hat, und zwar das Größte und Beste, dessen er bedarf. Aber hieraus ergibt sich nun freilich weiter, daß das, was Liebe dem andern bringt, diesem keineswegs zunächst immer angenehm zu sein braucht. Wenn einem Menschen sein Unrecht vorgehalten wird, wenn jemand die Stelle verliert, der er nicht gewachsen ist, wenn das Kind Schläge erhält, so kann dies alles zur Förderung des andern geschehen aus aufrichtiger Liebe, aber angenehm ist es ihm im Augenblick gewiß nicht.

Liebe ist also Hingabe der eigenen Person an eine andere Person mit der ernsten Absicht, der anderen Person in ihrem Innersten zu nützen oder sie wirklich zu fördern. Nun erhebt sich aber die Frage, ob man nur Personen, oder ob man auch anderes lieben kann. In der Kürze wäre darauf zu antworten, daß Liebe sich allerdings nur auf Personen bezieht, daß sie aber natürlich auch auf Gemeinschaften, die aus Personen bestehen, sich erstrecken kann. In *diesem* Fall würde die Liebe die Bereitschaft sein, den Personen aus dieser Gemeinschaft zu dienen, sofern sie zu uns in Beziehung treten. So ist die Liebe zur Familie, zum Volk, zum Vaterlande oder zur Menschheit gemeint. Sie bedeutet nicht, daß ich gleichzeitig alle Familien- oder Volksgenossen oder gar alle Menschen in persönlicher Hingabe fördere. Das wäre ja nicht möglich. Jene Ausdrücke besagen also nur, daß ich die innere Stellung zu Familie, Volk oder Menschheit habe, um ihren Gliedern, wo es not tut, mit allen meinen Kräften zu dienen. „Diesen Kuß der ganzen Welt": das hülfe in Wirklichkeit zu nichts. Nur einzelne können den Kuß empfangen, der der Welt gilt.

Jetzt wird es dem Leser einleuchten, daß der Krieg ein Werk der Liebe ist. Unser Volk wird angegriffen. Der Anteil an den Gütern der Welt, die es gewonnen hat, soll ihm, das heißt den jetzigen und den in Zukunft lebenden Personen, entrissen werden, seine freie Entwicklung gemäß seiner Eigenart soll abgeschnitten werden. Und zu dieser furchtbaren Beraubung des ganzen Volkes kommen alle die Mißhandlungen und Brutalitäten, die der Augenblick der Eroberung des Landes mit sich brächte. Da erheben sich die Männer eines Volkes. Sie wollen diese Schäden von den Volksgenossen abwehren, sie wollen ihnen beste innerste Güter retten, und sie geben das eigene Leben hin, um das zu erreichen. Wie anders dürften wir dies nennen als Liebe?

Die Hingabe der eigenen Person im Dienst und zum Nutzen des Volkes — das ist der Krieg, und das ist zugleich Liebe. Es ist keine künstliche Dialektik, die zu diesem Satz führt, sondern eine ganz einfache Erwägung des Tatbestandes. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben gibt für die Freunde", hat Jesus einmal gesagt. Und noch heute preist das dankbare Menschengeschlecht seine eigene Hingabe in den Tod als höchste Liebestat. Wollen wir das Höchste sagen zum Preise unserer Helden draußen im Felde, so können wir kein anderes Wort finden denn das Wort Liebe. Das ist die höchste Liebe, die das eigene Leben daransetzt, um den anderen ihr Leben mit seinen wertvollsten Inhalten zu erhalten.

Es wird solche Liebe dadurch nicht schlechter, daß sie in schlichter Pflichterfüllung sich vollzieht. Sie wandern auf der Bahn der höchsten Sittlichkeit, und sie machen ernst mit den Idealen dieser, denn es gibt keinen größeren Ernst als den, der auch dem Tode nicht weicht.

Doch der Leser wird mich noch nicht freigeben wollen. Er hat recht. Wir haben noch nicht alles erledigt, was unsere Überschrift andeutet. Wie steht es mit der „*allgemeinen Menschenliebe*" im Kriege? Es sei immerhin richtig, daß der Krieg eine Betätigung der Liebe zum eigenen Volk ist, aber ist er nicht zugleich immer eine Betätigung des Hasses wider andere Völker? Wir brauchten eben ein Wort Jesu. Aber Jesus hat doch gemahnt, die Feinde nicht zu hassen, sondern zu lieben, und er hat gerade in der Feindesliebe die Probe der Echtheit der Liebe erblickt. Der Krieg aber bricht diese Liebe. Er ist daher unsittlich und inhuman!

Merkwürdig! Es scheint also die nämliche Sache einmal sittlich, human, ein Werk der Liebe zu sein und dann wiederum sich als unsittlich, inhuman und eine Betätigung des Hasses darzustellen. Je nach dem, ob man hieran oder daran denkt, wird sich also wohl der große Unterschied in der Beurteilung des Krieges begreifen.

Aber ist es wirklich so, daß der Krieg ein Werk des Hasses ist? Man tut dem Gegner das Schlimmste an, was man ersinnen kann, aber sobald er kampfunfähig geworden ist, pflegt man ihn, genau so wie den eigenen Kameraden. Gewiß kann „in der Hitze des Gefechtes" — der Ausdruck ist sprichwörtlich — wohl auch eine unnütze Härte oder Grausamkeit geschehen, aber zum Kriege gehört das an und für sich nicht. Der Krieg will nur die Überlegenheit der Kraft des eigenen Volkes über das feindliche Volk dartun. Den einzelnen Gegner haßt der Soldat darum nicht. Der Gegner ist ebenso wie er selbst bereit, das Leben für sein Vaterland hinzugeben. Es ist die Folge seines eigenen Wollens, wenn meine Kugel ihn trifft, aber ich hasse ihn nicht, denn ich kenne ihn überhaupt nicht, er kommt als Person für mich gar nicht in Betracht.

Der Krieg ist eine ungeheure Kraftprobe der Völker. Es handelt sich darum, welches der miteinander ringenden Völker die Freiheit seiner Entwicklung, den Anteil an den Gütern der Erde, den Einfluß auf die Geschicke des Menschengeschlechtes behalten und vergrößern, bzw. verlieren und verminden soll. Hier hilft nichts als die wirklich vorhandene physische, geistige, sittliche und wirtschaftliche Kraft. Es sind nicht die Zufallswürfel des Glückes, mit denen hier gespielt wird, sondern wirkliche Kräfte der Völker.

Das ist der letzte Sinn des Krieges. Denken wir uns nun, daß sich ein Volk seiner Kräfte überhebt. Die Begehrlichkeit und der Neid, Ruhmsucht und Rachsucht stacheln es an. Es überfällt ein anderes Volk, um es zu berauben und zu demütigen. Natürlich denkt nicht jeder einzelne Volksgenosse genau so, aber die große, breite Masse ist von diesen bösen Trieben durchdrungen, und man weiß, welche Durchschlagskraft solche nationale Tendenzen haben. Nur sehr wenige bleiben von ihnen unberührt.

Wäre es nun wohl unsittlich, wenn man den Hochmut demütigt, die Begehrlichkeit zügelt und die haßgeschwollene Kraft in ihre Schranken zurückweist? Wir werden im privaten Leben dies im Gegenteil in der Regel gerade als sittliche Pflicht ansehen. Warum sollte es im Leben der Völker anders sein? Jedoch man sagt, es werden hier so viele Unschuldige getroffen. Aber sind sie wirklich unschuldig? Sie würden doch, wenn sie nicht getroffen würden, alles daransetzen, um die Absichten ihres Volkes verwirklichen zu helfen, und sie sind doch innerlich von diesen Absichten durchdrungen. Sie bieten ja — in mißleiteter Liebe — ihr Leben dar, als Preis zur Erlangung dieser Absichten. Sie sind nicht unschuldig!

Nun sagt der Leser vielleicht: Auch das mag richtig sein, aber niemals wird man es ein Werk der Liebe nennen können, wenn die Menschen im Kampf erschossen oder verkrüppelt werden. Nun ja, an und für sich ist dies natürlich ebensowenig Liebe wie die Scheltworte oder die Rutenstreiche, von denen wir sprachen, an und für sich Liebe sind. Aber wie diese Mittel der Liebe sind, so könnten es doch auch jene Taten des Krieges sein. Wenn ein unterliegendes Volk zur Selbstbesinnung gebracht wird, so bewirkt das, daß in vielen Millionen Menschen Hochmut und Begehrlichkeit geschwächt werden. Es bedeutet, daß ein Volk in die seiner Kraft entsprechende Stellung kommt und dadurch auf die ihm gemäßen Aufgaben gewiesen ist. Und das ist für alle einzelnen Personen im Volk ein wirklicher Segen. Es kann wohl geschehen, daß der Besiegte mehr Nutzen aus dem Kriege zieht als der Sieger. Und so kann der Krieg in der Tat zur Liebeserweisung werden.

Aber man wird auch damit nicht zufrieden sein. Man wird etwa sagen: Es mag immerhin die Liebe des Allwaltenden oder Gottes hier zum Ausdruck kommen, der die Dinge so fügt, aber doch jedenfalls nicht *unsere*, der Feinde, Liebe. Oder geht es vielleicht auf folgendem Wege? Der Feind will Unrechtes, wir hindern ihn daran, das ist doch eine Liebestat. Indessen, in Wirklichkeit wollen wir doch nur uns und die Unsrigen beschützen, nicht aber den Feind vor dem Bösen bewahren. Das ist keine Liebe zum Feinde. Und doch sahen wir, daß der Krieg nicht immer Betätigung des Hasses zu sein braucht. Was dann?

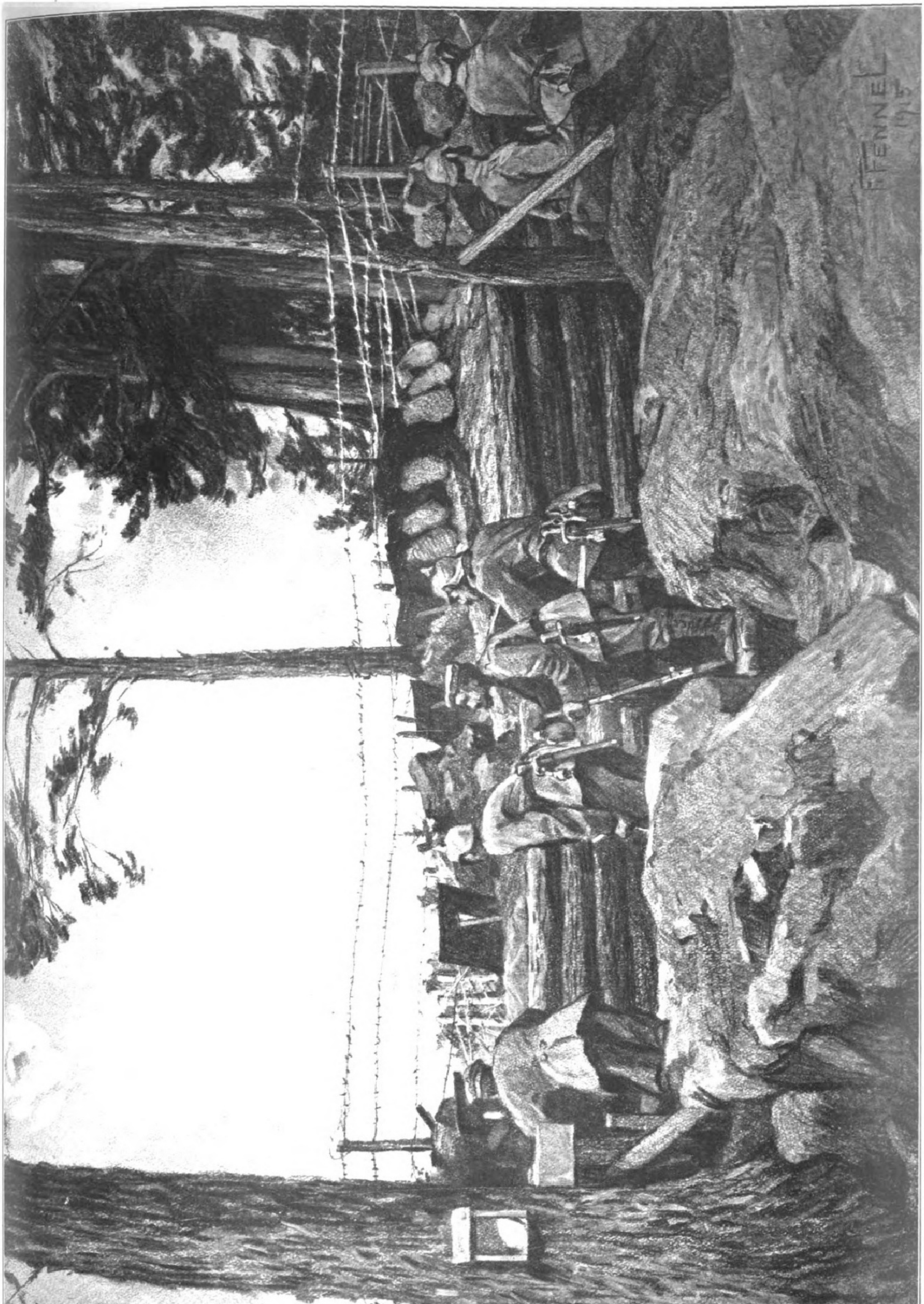
Es geschieht nicht ganz selten im Leben, daß wir unsere sittliche Pflicht gegen den einen nur so erfüllen, daß wir zeitweilig des Wohles des anderen vergessen, denn wir können nicht das eine und das andere *zugleich* tun. So ist es auch im Kriege. Wir lieben unser Volk, daher streiten wir für unser Volk. Und eben dies macht es unmöglich, daß wir zu derselben Zeit uns wohlwollend um die Förderung des Gegners kümmern. Wir können unser Volk nur retten, wenn wir den Gegner verhindern, es zu vernichten. Und wir vermögen dies nicht anders als so, daß wir *ihn* vernichten, zu erreichen.

Darum brauchen wir ihn aber nicht zu hassen in inhumaner und unchristlicher Rachsucht. Das ist keineswegs bloß eine von der Not uns abgezwungene Lösung. Es wird sich ihre Wahrheit nämlich in dem Augenblick bewähren, wo es wieder möglich wird, dem Feinde Gutes zu tun, ohne das eigene Volk zu verraten. Das ist aber der Augenblick, da der Feind kampfunfähig wird oder aber den Kampf ganz aufgibt. Den Verwundeten und Gefangenen gegenüber, da kann die allgemeine Menschenliebe wieder hervorbrechen. Und ebenso soll sie in ihr Recht treten, wenn der Friede wiederhergestellt ist. Die allgemeine Menschenliebe leistet übrigens den Gliedern anderer Völker gegenüber im Kriege fast mehr als im Frieden, weil erst die Kriegsleiden sie in größerem Umfang unserer Hilfe bedürftig machen.

Wir brauchen nicht erst zu versichern, daß unser Volk ernsthaft bemüht ist, in dem kampfunfähig gewordenen Feind den Menschen zu ehren und zu fördern. Aber auch dazu sind wir immer — oft mehr, als es klug war — bereit gewesen, dem Feind nach dem Frieden freundlich entgegenzukommen. Wir haben wirklich die Franzosen nach 1870 nicht gehaßt. Wer je Franzosen und Deutsche zusammenkommen sah, wunderte sich über die Anerkennung, die der Deutsche so willig und freundlich dem Gegner zollte, über sein — fast zu weit gehendes — Entgegenkommen. Dies beides aber zeigt, daß wir den Feind nicht gehaßt haben, daß aber heute der Kampf es eben ausschließt, Freundlichkeit ihm gegenüber zu betätigen.

Wir können es uns heute noch schwer vorstellen, wie unser Volk als Ganzes nach diesem Kriege mit all den Erfahrungen, die er gebracht hat, wieder in die Stimmung der allgemeinen Menschenliebe zu den Feinden wird kommen können. Und doch sind wir gewiß, daß es geschehen wird. Natürlich wird es auch auf die Gegner ankommen. Die sittliche Liebe hat nicht die Torheit, sondern die Weisheit zur Schwester. Es wäre aber Torheit, dem eben geschlagenen Gegner sofort seine Freundschaft anzutragen. Da muß die Zeit erst ihr ausgleichendes Werk tun. Es ist genau ebenso Torheit, dem argwöhnisch lauernden Feind die eigene Unschuld und Freundlichkeit unausgesetzt zu beteuern. Er pflegt es als schlechtes Gewissen zu beurteilen und noch mißtrauischer zu werden.

Wir sind am Ende. Es war sofort einleuchtend, daß der Krieg die großartigste Form der Betätigung der Liebe zu dem eigenen Volk ist. Indessen eben dies schien die allgemeine Menschenliebe und die Feindesliebe auszuschließen, zu der der sittliche, humane Mensch sich doch auch verpflichtet weiß. So steht Pflicht und Pflicht einander gegenüber. Die eine erfüllen heißt die andere verletzen. Es ist das größte Beispiel der *Kollision der Pflichten*, das wir kennen. Das ist ja Pflichtenkollision, daß zweierlei *gleichzeitig* geschehen soll, wir aber nur eines von beiden tun können. Es ist dann selbstverständlich, daß wir das zu tun haben, was für uns das Nächstliegende ist. Das bedeutet aber nicht, daß wir das andere grundsätzlich aufgeben. Wir werden es tun, sobald und sofern es möglich ist. Wir sind dessen gewiß, daß unser Volk, indem es die Liebespflicht gegen die eigenen Kinder erfüllt in dem großen Liebeswerk des Krieges, darum doch den humanen Sinn der allgemeinen Menschenliebe nicht verlieren wird. Das ist kein Zeichen der Schwäche, sondern der inneren Kraft und der sittlichen Kultur. Wie wir diese im Kriege bewährt haben, so werden wir sie auch im Frieden nicht verlieren.



Die Donau und der Krieg. / Von K. Wirkl. Rat H. Osel, Mitglied des Bayerischen Landtags.

In so vieler Mund auch die „schöne blaue Donau" ist, der Kreis jener, der mit der wirtschaftlichen und politischen Bedeutung des großen Wasserlaufes sich befaßt, ist in Deutschland klein geblieben. Begreiflich, denn als deutscher Strom hatte die Donau ihre Bedeutung seit langem verloren. Nur in Süddeutschland blieb das Interesse reger. Als wir, ein kleiner Kreis, am 19. Juni 1914 früh auf der Werft Ruthhof am Luitpoldhafen zu Regensburg standen und Bayerns König Ludwig III. das erste Schiff des neugegründeten Bayerischen Lloyd taufte, da wuchs die Hoffnung auf die Zukunft der Donaustraße. Hatte doch damit die Deutsche Bank ihr Interesse für die Donauschiffahrt ersichtlich betätigt und ein Berufener, Generaldirektor Stauß, eine rasche Entwicklung des Verkehrs in Aussicht gestellt, wenn es sich auch zunächst hauptsächlich um die Hebung des Verkehrs mit Petroleum handelte. Manchem der Teilnehmer fielen damals die Worte ein, die der König als Prinz sprach, da er den neuen Regensburger Hafen eröffnete: „Regensburg soll werden der westlichste Hafen des Deutschen Reiches am Schwarzen Meer." Sechs Wochen später donnerten das erstemal die österreichischen Kanonen über die Donau nach Serbien, wie sie es eben jetzt neuerdings im Verein mit deutscher Heeresmacht wiederholen. Indes scheint der Kampfplatz mehr nach dem Osten verschoben zu sein, wo er für Serbien besonders gefahrdrohend ist, weil der Krieg dort die russische Zufuhr von Soldaten, Waffen, Munition und Lebensmitteln auf der Donau bedroht und endlich abschneiden wird. Diese für die Serben so nützliche Eigenschaft der Donau als Zufuhrstraße hat nicht nur in der Bevölkerung der Zentralmächte vielfach Kopfschütteln und sogar Entrüstung erregt. Man hatte es in weiten Kreisen ganz vergessen, daß die Donau im Jahre 1856 als „internationaler Strom" erklärt worden war. — Gerade in der jetzigen Zeit ist es nicht ohne Reiz, zu wissen, daß es rumänische Stimmen sind, die in schärfster Weise über die Bestrebungen Rußlands sich ausgelassen haben, das von jeher darauf ausging, die Herrschaft über das Schwarze Meer und die Dardanellen sowie über die Donaumündungen zu erlangen. Durch den Bukarester Frieden von 1812 und den Adrianopeler Frieden von 1829 hatte es seine Zwecke hinsichtlich der Donau so ziemlich erreicht. Wirtschaftliche Gründe waren Rußland dabei gleichgültig. Die Bestimmungen der Wiener Kongreßakte (Art. 103, 108 und 113) waren für Rußland immer nur Papier. Denn Odessa bedeutete ihm mehr als die Donau. Österreich suchte allerdings im Petersburger Vertrag vom 13. (25.) Juli 1840 die Freiheit der Schiffahrt sowohl als die Verbesserung des Flußlaufes zu erreichen. Aber Rußland ließ von alledem nichts zur Tat werden. Man muß hier das Buch von Dr. C. J. Baicoianu „Dunarea" (Die Donau in historischer, wirtschaftlicher und politischer Beziehung. Bukarest 1915) lesen, um die feindliche Haltung Rußlands gegenüber einzelnen Balkanstaaten aus deren eigenem Urteil kennenzulernen. Für deutsche Leser empfehle ich des gleichen Verfassers Schrift: „Handelspolitische Bestrebungen Englands zur Erschließung der unteren Donau". — Aus dieser mag Nachstehendes im Anschluß an die vorskizzierte historische Entwicklung die letztere fortführen. Baicoianu sagt: „Der Versuch Rußlands, Mitte der fünfziger Jahre auf dem Wege nach Stambul eine weitere Etappe zurückzulegen, hatte den als Krimkrieg bekannten Russisch-Türkischen Krieg zur Folge, in welchem Franzosen, Engländer und Italiener an der Seite der Türken gegen die Russen kämpften. Die Ursache dieser Parteinahme der Westmächte für die Türkei war darin zu suchen, daß dieselben rechtzeitig erkannt hatten, welche Gefahr ihnen im Fall eines russischen Sieges in politischer, kultureller, aber namentlich in wirtschaftlicher Hinsicht drohte. Die Erkenntnis dieser Gefahren war es auch, welche dieselben veranlaßte, die durch den Fall Sebastopols entschiedene Niederlage der Russen dazu zu benutzen, um deren Einfluß im Orient zu schwächen. Rußland mußte die Donaumündungen nebst einem Landstrich von Beßarabien, welches Rußland im Jahre 1813 Rumänien entrissen hatte, wieder an Rumänien abtreten. Die Schiffahrt auf der Donau wurde für frei erklärt, das Schwarze Meer neutralisiert, und gemäß Art. XVI (des Pariser Vertrages) sollte eine europäische Donaukommission ins Leben treten, welche dahin arbeiten sollte, die bestehenden Verkehrshindernisse der Donaumündungen zu beseitigen." — Wenn wir uns hier nur einen Augenblick die Haltung der Westmächte von heute vergegenwärtigen und aus deren Geheimvertrag nun wissen, daß sie heute Rußland Konstantinopel und die Dardanellen zugedacht hätten, so kann daraus auch der politische Laie entnehmen, wie groß der Haß oder die Furcht dieser Westmächte Deutschland gegenüber sein muß, um sie ihre Tradition völlig vergessen zu machen. Mit dem Pariser Vertrag vom 30. März 1856, der damals zwischen Österreich, Frankreich, England, Preußen, Rußland, Sardinien und der Türkei abgeschlossen wurde, wird ausdrücklich festgestellt, daß die Grundsätze der Wiener Kongreßakte, soweit sie die Befahrung der Flüsse betreffen, auch auf die Donau und deren Mündungen anzuwenden sind. Die Donau wurde als freier Strom erklärt, und keinerlei Abgaben, die nur auf die Tatsache der Befahrung des Flusses sich gründen, und keinerlei Zoll, der die Waren an Bord der Schiffe träfe, sollen zulässig sein. Auch Polizeibestimmungen und Quarantänemaßnahmen sollen nur in einer der Schiffahrt wohlwollenden Weise gehandhabt werden. Die in Art. XVII des genannten Vertrages näher bezeichnete Donaukommission wurde unterm 7. November 1857 zu Wien ins Leben gerufen. Ihr gehörten an: Österreich, Bayern, Württemberg, die Moldau und Walachei sowie Serbien und die Türkei. Die Donaukommission hat im Sinne der Grundsätze des Vertrages von 1856 gearbeitet und sich die Schiffbarmachung der Donau und ihrer Mündungen angelegen sein lassen. Und es ist zuzugeben, daß besonders Rumänien für die untere Donau außergewöhnlich große Aufwendungen machte. Auch hierüber geben die genannten Arbeiten von Baicoianu Aufschluß. Von hoher politischer Bedeutung ist dabei, was der Bruder des Ministerpräsidenten Bratianu in einem Vorwort zu dem Buch „Dunarea" hinsichtlich der Donau äußert. Bratianu möchte Braila und Galatz zu großen Freihäfen umgestalten; er möchte auch den rumänischen Seehafen Konstanza, der durch die Dobrudscha mit der Eisenbahn bei Cernavoda an die Donau angeschlossen ist, mittels Kanals verbunden sehen und bedauert es lebhaft, daß Deutschland im Berliner Vertrag es zugab, daß das Eiserne Tor an Österreich-Ungarn fiel. Indem er hervorhebt, daß Rumänien für einen regelmäßigen Verkehr zwischen Regensburg und Sulina eingetreten sei, fährt er fort: „Anderseits suchte es durch ein Übereinkommen mit einer Bayerischen Schiffahrtsgesellschaft (Bayerischer Lloyd) auch das Deutsche Reich für die Freiheit der Donau zu interessieren. Unglücklicherweise hat offensichtlich die Bevorzugung der Elb- und Rheinschiffahrt eine von Tag zu Tag steigende Verminderung des Interesses für die Donauschiffahrt bewirkt. Österreich war in Anspruch genommen von der Pflege des Handels über Triest, Ungarn leitete seinen Handel über Fiume und Deutschland über Hamburg, Stettin und Emden." — Die beste Lösung sieht der Rumäne darin, daß — Triest und Fiume den Herrn wechseln! Man wird nicht mit Unrecht darin einen der Gründe sehen, die zur zwiespältigen Haltung Rumäniens im Weltkrieg geführt haben. Mit einem Worte möchte ich auf das vor Italiens Verrat erschienene Schriftchen von P. P. Carp eingehen: „Rumänien und der europäische Weltkrieg." Aus wirtschaftlichen und politischen Gründen tritt er scharf für Rumäniens Teilnahme an dem Weltkrieg an Seite Deutschland-Österreich-Ungarns ein. Unter anderm sagt er: „Wenden wir den Blick zu der anderen

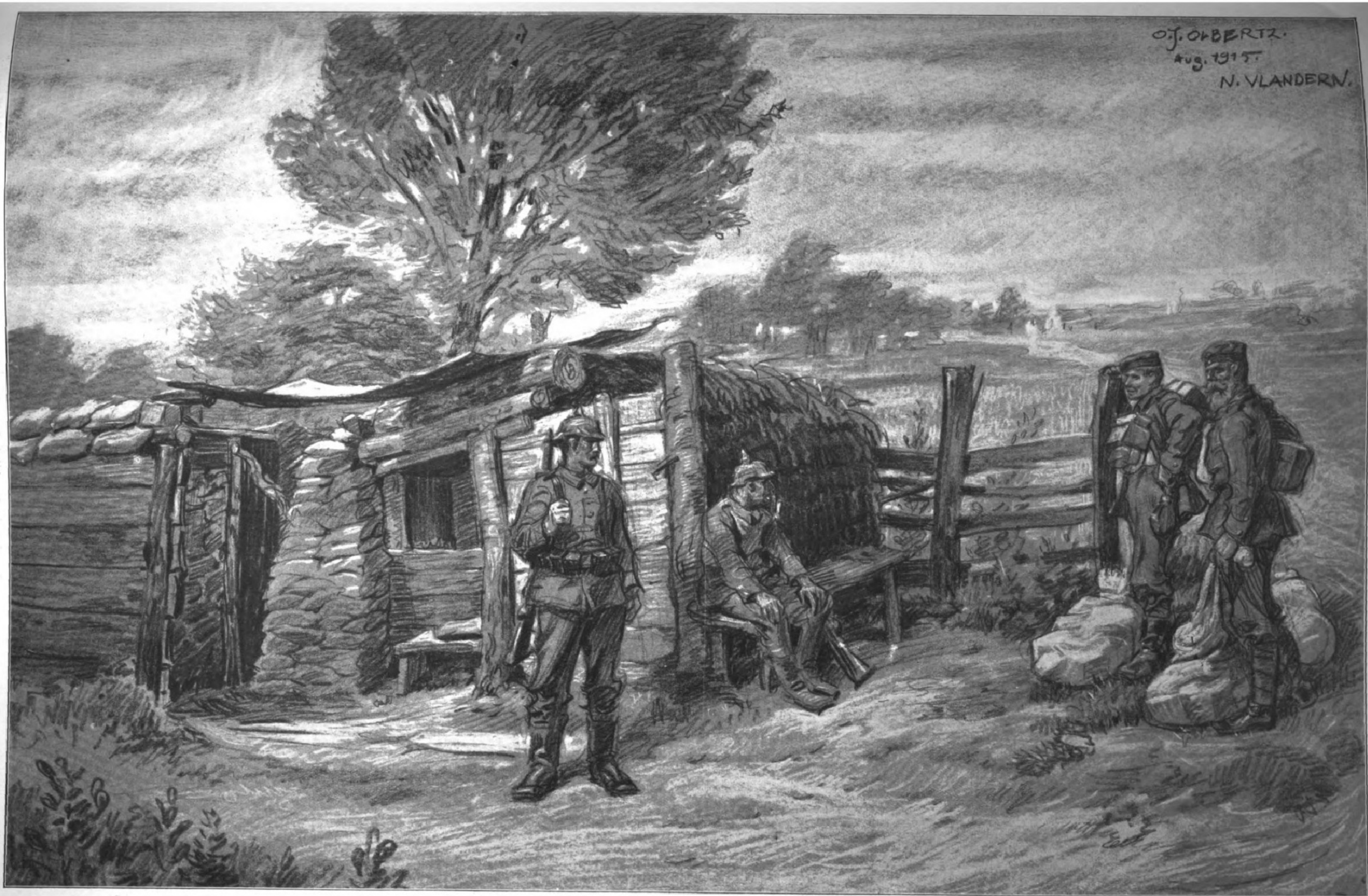


„Trommelfeuer." Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Wilhelm Buddenberg.



Ein verlorener und wiedererstürmter Schützengraben. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Wilhelm Buddenberg.

Von den schweren Kämpfen in der Champagne.



Hinter der Front in Nordflandern: Postholer auf dem Wege zum Schützengraben an einer Straßensperre. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" O. J. Olbertz.



Begräbnis von fünf durch englische Fliegerbomben in Peronne (Nordfrankreich) getöteten Zivilpersonen mit militärischen Ehren. Die Kommandantur stiftete einen großen Kranz.

Mächtegruppe, so sehen wir, daß Deutschland von jeher immer für uns eingetreten ist. Preußen hat schon zu verschiedenen Malen die Versuche, unser Königreich in Fürstentümer aufzuteilen, verhindert. Das einige Deutschland hat auf der Londoner Konferenz unsere Rechte auf die Donau mit vollem Erfolg verteidigt, und Deutschland ist es, dem wir zum allergrößten Teile unseren wirtschaftlichen Aufschwung verdanken.“ —

König Karol ist tot, und von seinem neuen Herrscher sagt Carp: „... Wir haben einen jungen Herrscher, auf den sich unsere Hoffnungen richten, und der sich bemüht, zwei wichtige Dinge zu erlangen, die ihm noch fehlen: Autorität im Innern und Vertrauen im Ausland.“ — König Karol brauchte das freilich nicht erst zu suchen. Heute kann leider ein Cortinescu rumänische Politik machen. Trotzdem wäre es ungerecht, Rumänien einen speziellen Vorwurf daraus zu machen, daß es die Versorgung Serbiens auf der Donau zuließ. Es war formell genau wie Bulgarien durch die „Partie du droit de l'Europe“, wie sie der 1856er Vertrag enthielt, zur Duldung des russisch-serbischen Schiffsverkehrs gezwungen. Serbien, das auch eine eigene kleine Donauflotte besitzt, benützte daher die Gelegenheit, sich ab Prahovo mittels der kürzlich erbauten Eisenbahn, die längs der bulgarischen Grenze über Zajezar nach Nisch führt, zu versorgen.

Doch tat Serbien mehr. Es sperrte seinerseits die Donau durch Minen und Geschütze. Und hier hätte Rumänien im Interesse der Donauschiffahrt eine Antwort finden müssen. Der Krieg war die Zeit dazu, wo die Bedeutung der Donau hätte bewiesen werden können. Rumänien hätte schon im Interesse seiner großen Hafenanlagen den Donauverkehr nicht ungestraft sperren lassen dürfen. An Transport- und Frachtschiffen fehlte es auf der Donau nicht. Außer dem Serviciul Maritim Roman versehen eine ungarische, zwei österreichische und die neue bayerische Linie den Schiffsdienst. Davon besitzen die drei österreichisch-ungarischen Gesellschaften allein über 200 Dampfer und rund 1300 Schleppkähne. Für den Öltransport haben auch Privatfirmen, wie die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft Regensburg, mehrere eigene Tankschiffe. Rumänien verpaßte die Gelegenheit, und anstatt Serbien gegenüber für die Freiheit des Schiffsverkehrs einzutreten, sperrte es noch die eigenen Grenzen für die Ausfuhr. Seine eigene Produktion leidet darunter am schwersten. Uns hat es allerdings einen erfreulichen Beweis führen helfen: Wir sind trotz der englischen Seesperre nicht auszuhungern gewesen. Wir brauchen Rumänien nicht zu unserer Versorgung und können auch im Krieg die Donau entbehren. Das ist das stärkste Argument gegen Rumänien und seine Politik. Wir haben gelernt, daß ein Petroleummonopol wie das geplant gewesene ausgeschlossen ist. Rußland und Rumänien waren das Rückgrat der gedachten Versorgung. Es ist zerbrochen. Kein Tropfen Petroleum hat seit Kriegsbeginn Rumänien auf dem Wasserweg verlassen. Nur verschwindende Mengen waren es, die entweder ab Budapest zu Schiff oder direkt auf dem Bahnwege von Rumänien nach Deutschland gelangten. Wir sind auch ohne Rumäniens Getreide und ohne seinen Mais ausgekommen. Freilich, hier wird erst nach dem Krieg Licht und Schatten gerecht verteilt werden können, und dann wird der Schatten nicht nur auf Rumänien fallen. Die neuerlich erleichterte Ausfuhr schafft die zerstörten Kapitalien nicht wieder.

Die Frage: Was bedeutete die Donau für Deutschland im Krieg? können wir sonach kurz dahin beantworten: Nichts! Doch müßte es uns an der deutschen Gründlichkeit gebrechen, wenn wir nicht neuerdings die Frage stellten, ob sie nicht doch etwas, und zwar etwas recht Gutes, für uns bedeuten sollte. Deutschlands und Österreich-Ungarns wirtschaftliche Wege gehen künftig sicher nicht nur innerhalb der Territorien der Verbündeten mehr ineinander, sondern gemeinsam viel stärker als bisher nach dem Osten. Dr. K. Mehrmann schrieb hierzu eine sehr beachtenswerte Skizze „Unsere Stellung in der Weltstaatengesellschaft“. Der Schienenweg durch Bulgarien führt uns erst an die Bagdad- und Anatolische Bahn. Unser Kaiser Wilhelm II. hat uns durch seinen Besuch in Konstantinopel und Damaskus längst den Weg dahin gewiesen. Wir haben ihn nicht sehr eilig verfolgt. Die Donau könnte ein weiteres Band dorthin sein. Dann darf sie aber nicht der Gunst oder Mißgunst jedes Anliegers ausgesetzt sein. Zwischen uns und unseren Freunden muß sie ein offener Weg sein. Hoffen wir heute darauf, daß unsere Diplomaten sich recht eingehend nach dieser Richtung mit der Donau befassen werden.

Für jetzt muß es uns genügen, daß nicht nur Serbiens Störung des Donauverkehrs durch die verbündeten Truppen bald beseitigt sein dürfte, sondern daß ihm auch die weitere Zufuhr abgeschnitten, uns dagegen der freie Verkehr mit Bulgarien und damit ebenso nach der Türkei geöffnet sein wird. Damit ist dann das weitere Ziel erreicht, das der Rumäne C. Filipescu am Schlusse seiner Schrift „Wir und die Dardanellen“ (Bukarest 1915) so treffend mit den Worten kennzeichnet: „Daher glauben wir, daß die beste und den allgemeinen europäischen Interessen am meisten entsprechende Lösung darin besteht, daß der Türkei der Besitz Konstantinopels garantiert wird und die Aufgabe der Großmächte es ist, die Türkei stets stark im Besitz wohlbefestigter Meerengen zu lassen, die einmal der beste Schutz für die weiße Rasse in Europa werden dürften.“



Ruhestellung eines Reserve-Infanterieregiments, 200 m hinter den feindlichen Schützengräben. (Hofphot. O. Tellgmann, Eschwege.)



Deutsche Verteidigungsstellung. (Phot. A. Karl Müller, Magdeburg.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(2. Fortsetzung.)

Für den Abend war Ulrich Mittentzwey ins Kaffeehaus bestellt, Ulrich Mittentzwey, der träumerische Oberleutnant.

Er gehörte zum weiteren Kreise der Lustigen von damals, ein bloß gelegentlicher Gast ohne ständigen Sitz, immerhin noch der Beliebteste außerhalb des eigentlichen dreieinigen Kernes, der darum auch als einziger gewürdigt wurde, zu wissen, daß Kulumbus, Lassalle und Archimedes eine Zusammenkunft vereinbart hätten. Seinen Namen Plato führte er von einer großen, aber niemals so recht erfolgreichen Hinneigung zum weiblichen Geschlecht. Dieser für einen Krieger etwas wunderliche geringe Sukzeß war nur durch eine sonderliche Vorsicht gegenüber den weitreichenden Folgen allzu vertraulichen Verkehres zu erklären. Das heißt, Ulrich Mittentzwey machte sich ein Gewissen daraus, ein Verhältnis einzugehen, das nicht zum wohlhonorigen Abschluß führen konnte. Wobei dann freilich für alle Mittentzweyschen Rückzugsgefechte so eine Art von platonischer Philosophie die Deckung einer gefestigten Weltanschauung abgab.

Es war schwere Mühe, den Oberleutnant in seiner Ecke aufzufinden. Denn auch hier schäumte und brauste die Menge der Festbegeisterten, stieß in langen Zügen durch alle Räume, um so mehr, als man von den Fenstern des Kaffeehauses einen Überblick auf die Lichtherrlichkeiten des Augustusplatzes hatte.

Mittentzwey faltete eine Zeitung zusammen, deren Anzeigenteil er inmitten des Getöses mit genauester Aufmerksamkeit studiert hatte. Er reichte den Freunden die Hand, aufrichtig erfreut, sie wiederzusehen.

Ach, man hatte ja wirklich keinen Verkehr mehr seit den schönen Tagen der Baßkatze. Die Kollegen — was für ein leichtsinniges Volk war das, das lebte nur so in die Welt hinein und verstand es gar nicht, wenn sich jemand um seine Zukunft kümmerte und einige Bequemlichkeit für die alten Tage zu haben wünschte. Sie machten lustig ihre Leutnantsschulden, schleppten sie anwachsend durch die höheren Grade und verließen sich letzten Endes darauf, daß sie doch einmal von einer schönen Hand aus dem Wurstkessel ihres Schicksals gefischt werden würden.

Doktor Wehnicke rührte in seiner Kaffeetasse und sah den Oberleutnant aus seinen großen, runden Brillengläsern wohlwollend an: „Und was machen die zarten Beziehungen?“ fragte er.

Mit einer Bewegung der Hand, die außerordentlich deutlich besagte, daß Verschwiegenheit Ehrensache sei, lehnte Mittentzwey die Antwort ab. Man wußte aus den Tagen der Baßkatze her, daß man ihn nur in seiner eigenen Mitteilsamkeit dünsten zu lassen brauchte, um schließlich ausführlich Bericht zu erhalten.

Man wandte sich inzwischen den Menschen zu und den großen Lichtbegebenheiten vor den Fenstern. Die Fronten aller Gebäude waren mit Lichtballen geschmückt, Gewinde von elektrischen Birnen zeichneten alle Umrisse der Giebel nach, Wappen brannten auf den Dachkanten, irgendwie, auf unbekannte Weise hoch in den Nachthimmel geschoben, sah man den leuchtenden Spruch der Freiheitskämpfer: „Gott mit uns.“ Auf dem breiten Platze vor dem Theater waren hohe Gerüste mit Pechpfannen angebracht, aus denen ungeheuere Flammenzungen hervorbrachen. Sie standen manchmal still wie die glühenden Stichblätter von Lanzen oder wie Kerzenflammen im geschlossenen Raum, dann füllten sie wieder die ganzen Pfannen an wie brodelnde Lavamassen, in einem Gewirbel von Feuersträhnen, quollen über die Ränder oder schossen lange blaue Schlangen herab, die an den Gerüsten zu lecken schienen. Unter diesem Wechsel von Hoheit und Leidenschaft des Lichtes schob sich die Menge dahin, anzusehen wie zäher, dicker, schwarzer Schlamm, auf dem unzählige bleiche Köpfe schwimmen, deren weitaufgerissene Augen von Lichtfunken besternt sind. Dieser schwarze, zähe Strom, in den die Feuer niedertropften, und der von dem Geflacker und der Sternensaat dieser Nacht gebannt schien, trug aus dunklen Zeiten der Menschheit eine unstillbare Sehnsucht heran, die dem Licht entgegendrängt.

Schließlich ist dies das Problem aller Probleme, dachte Wehnicke, der Kampf aller Kämpfe, die Entscheidung aller Entscheidungen — Finsternis oder Licht!

Mittentzwey holte die Zeitung wieder hervor, die er zwischen seinem Rücken und der Sessellehne untergebracht hatte. Er wies mit dem Finger eine Stelle im Anzeigenteil: „Junge Dame, mosaisch, fein gebildet, fünfzig Mille Mitgift, wünscht zwecks Ehe Korrespondenz mit jungem, elegantem Herrn. Einziger Anspruch Geist und Herz, Offizier bevorzugt. Anträge unter ‚Feuerzauber‘ an die Verwaltung des Blattes.“

Firmkranz hatte es halblaut gelesen, er und Wehnicke sagten gleichzeitig: „Aha!“ In Wehnickes runden Brillengläsern spiegelte sich der Aufruhr der Pechpfannen draußen, auch auf seinem blanken Schädel tanzten Lichter. „Du suchst also noch immer dein Lebensglück in der Zeitung.“

„Warum nicht,“ ereiferte sich der Oberleutnant, „ich mache es ja nicht wie die Kameraden. Ich nehme ja nicht jede beliebige. Aber in unserer Zeit ist die Zeitung die große Arena, die Vermittlerin nicht nur der Ansichten, sondern auch der Schicksale. Unsere Gesellschaft ist so zersplittert, tausend Kreise schneiden einander, wie man eine Handvoll Sand ins Wasser wirft, keiner kann reifen und sich voll entwickeln, es ist Zufall, wenn man eine Gefährtin in der Gesellschaft findet. Die Zeitung ordnet den Zufall.“

Sie wußten alle sehr genau, wie es um Mittentzwey stand, daß sein Leben von einer schweren Last bedrückt war, der Sorge um eine alte Mutter und eine kranke Schwester, die ihm der Vater hinterlassen hatte. Es war wirklich keines der lustig flackernden und flatternden Leutnantsleben gewesen, keine der standesgemäß hingebrachten Herrlichkeiten. Was er nur seinen allernotwendigsten Bedürfnissen abringen konnte, das floß rasch in die kleine Stadt, wo Mutter und Schwester in einer ärmlichen Wohnung saßen. So wurde ihm jede Neigung seines Herzens, die nicht einen rechnerisch soliden Hintergrund hatte, zu Schuld und Vorwurf; so entstand gerade in solchen kritischen Zeiten aus seinen Gewissensbedenken der Wunsch, dies alles zu ordnen und seinem Leben und dem seiner Lieben mehr Fülle und Sicherheit zu geben.

„Das mit dem Offizier stimmt ja,“ sagte Firmkranz, der sich den Anschein gab, als untersuchte er die Anzeige noch einmal genau; „aber glaubst du, daß Geist und Herz genügt . . . bei fünfzig Mille Mitgift?“

„Archimedes, du bist eine Dreckseele“, sagte Mittentzwey gelassen, dann neigte er den Kopf und malte träumerisch mit dem Finger in einer kleinen Wasserlache. „Es ist mir nur um . . . Valeska!“

„Valeska heißt sie also jetzt?“

Ja . . . Valeska, und sie war eine Polin. Strzygowska — das fing zungenzerbrecherisch an und ging weich und zärtlich aus, ein Bild ihres Wesens. Sie war seine Freundin — platonisch genommen, natürlich.

Und so waren sie zueinander gekommen. Im Sanatorium, wo Mittentzwey im Sommer gewesen war, um sich von den Folgen eines Sturzes vom Pferd, und Valeska, um sich von den Aufregungen einer unglücklich verlaufenen ersten Liebe zu erholen. Damals hatte er im eifrigen Briefverkehr mit einer jungen Dame gestanden, der sich gewisser Umstände halber postlagernd abspinnen mußte.

Es war eine Zeit peinlicher Erwartungen und Enttäuschungen gewesen. Seinem täglichen Bericht hatte die junge Dame nur sparsam geantwortet. Wie oft war er umsonst aus dem Sanatorium zum Postamt in der Stadt gelaufen! Die Strzygowska, die aus ihren eigenen Liebeswirrungen für solche Zustände Verständnis hatte, war seine getreue Begleiterin gewesen. Schließlich kam eine Katastrophe. Es stellte sich heraus, daß ein entscheidender Brief, der Mittentzweys Bildnis enthielt, in unrechte Hände gefallen sei. Valeska hatte sich als Trösterin bewährt, sie hatte beim Zuschütten des Grabhügels dieser Liebe und bei seiner Bepflanzung mit den Blumen der Erinnerung geholfen, ohne für sich Gärtnerlohn zu verlangen.

„Der liebe Kerl!“ sagte der Oberleutnant bedauernd, als ob die Unbekannte aus dem Abendblatt schon bereit stünde, mit einer Schere von fünfzig Mille das zarte Band zu zerschneiden.

„Und jetzt?“

Mittentzwey hob träumerisch den Finger aus dem kleinen Wassergepansche und sah zu, wie ein Tropfen von seiner Spitze auf der Innenseite der Gelenke herabrann.

Ja, dann war es gewesen, wie immer, wenn sich zwei nichts denken — die dritten, vierten, fünften bis siebenundvierzigsten denken um so mehr für sie. Man hatte sie zuerst durch ein Lächeln miteinander verdächtigt, dann durch ein Schmunzeln und hatte sie durch die üblichen Munkeleien aneinandergeschmiedet, bis — bis Valeska eines schönes Tages nach einem großen, wie ein Naturschauspiel hinreißenden Ausbruch polnischen Feuers das Sanatorium verlassen hatte.

„Und jetzt?“

Jetzt war sie in Leipzig, um Musik zu studieren. Leipzig, die Musikstadt, aufgebaut auf Kontrapunkten, die Gassen lauter chromatische Tonleitern, das Rosental Arpeggien in Moll, das Rathaus eine „Rheingold“-fanfare und das Gewandhaus — das Mekka aller langmähnigen Jünglinge und kurzgeschorenen Mägdulein! Aber Valeska trieb nicht mit der Horde, sie hatte wirklich Talent und war viel zu gebildet, um an dem Umgang dieser beschränkten Zymbalisten oder Winselholzbearbeiter ein Genügen zu finden. Auch ihr Wahlspruch war Geist und Herz — „Archimedes, du Dreckseele!“ — und sie sollten nur einmal lesen, was für Briefe sie schreiben konnte. Was sie zu sprechen niemals über sich gebracht hätte, das stand in den Briefen.

Sie hatte nur einen Fehler.

Doch? Natürlich der Mammon . . . Wehnicke machte mit einer wahrhaft satirischen Freude die reibende Bewegung von Daumen und Zeigefinger. Er zeigte auf diese Weise wieder einmal, daß das Kapital an allem Übel der Welt Schuld trug.

Mittentzweys hübscher Kopf mit dem geraden blanken Scheitel senkte sich. Wenn doch nicht alles am Golde hinge! Dann suchte er wohl heute nicht mehr im Anzeigenteile der Zeitungen!

Übrigens hatte sie noch einen anderen Fehler. Das war so ein verwachsenes Ding von Freundin, mit dem sie zusammenwohnte, und das sich ihnen manchmal aufdrängte. Diese widerwärtige Begleitung ging Mittentzwey auf die Nerven, aber trotz seines heftigen Drängens, sich von dem kleinen Ekel zu trennen, blieb sie ihm treu.

„Na, es ist schon manche schöne Seelenfreundschaft über einen Affenpinscher gestolpert!“ sagte Firmkranz.

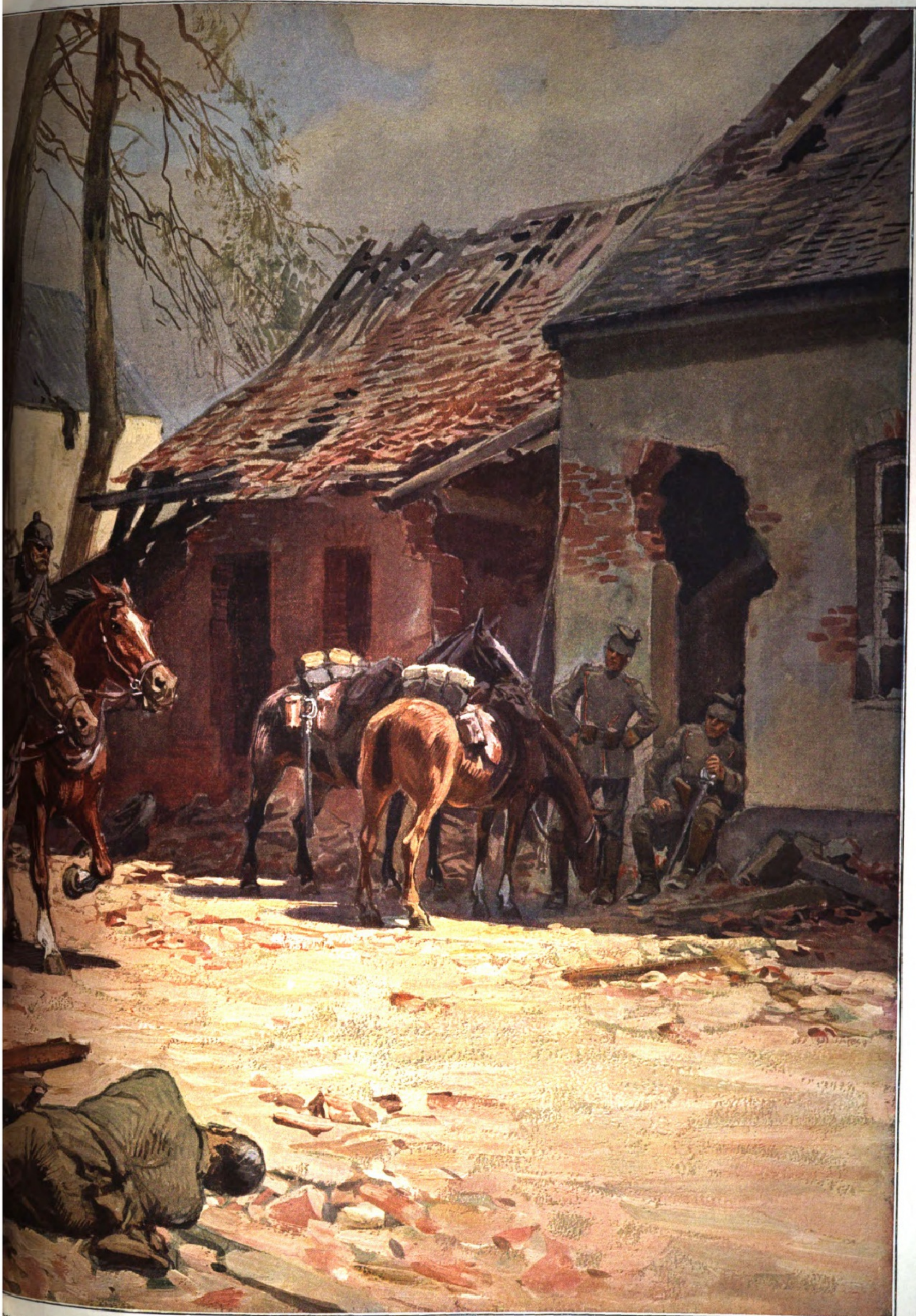
Affenpinscher, sehr richtig, das paßte! Aber Valeska war ein wenig verwöhnt, und die kleine Meta Lind besorgte ihr den Haushalt und bediente sie nach allen Weltgegenden . . . da war nichts dagegen zu tun. Das mußte man hinnehmen als Dorn an der Rose, als Wurm im Apfel.

Angefüllt von dieser Mittentzweyschen Liebesgeschichte, deren Mitteilung offenbar ganz vorne in seiner Seele gelegen hatte und brühwarm in andere wollte, ohne Rücksicht auf Gedränge und Freudenfeuer, verließen die Freunde das Kaffeehaus.

Es gelang ihnen, in dem schwarzen Gewühl vor der Türe eine Lücke zu finden, und sogleich wurden sie aufgenommen und fortgetragen, mit an den Leib gepreßten Armen, straßauf, straßab, an Springbrunnen und Fällen von Licht, an rieselnden Pyramiden und sprühenden Kronen vorbei, eins mit der Menge, die voll vom Übermut strotzender Kräfte war.



Aus den Kämpfen um Ypern: Eine deutsche Haubitzbatterie fährt durch St.-Julien vor. Nach einem für die Le



...llustrirte Zeitung" geschaffenen Aquarell von dem auf dem westlichen Kriegsschauplatz tätigen Kunstmaler Paul Hey.

Matthias Supp hat in dieser Nacht doch den letzten Wagen der Straßenbahn versäumen müssen und wandert zu Fuß durch das Rosental seiner Wohnung zu.

Laternen stehen da und dort, aber sie hindern nicht, daß der letzte, noch immer hoch genug schäumende Schein der ausgehenden Beleuchtung bis tief über die Rosentalbäume hereinhängt.

Liebespaare sind aus dem Festgetümmel gewichen, und sie gehen mit über den Rücken verschlungenen Armen vor Matthias her. Sie rascheln und kichern im Gebüsch, und die sommerlich warme Herbstnacht ist voll Liebe und Nachsicht für alle Art von Zärtlichkeit.

Aber in Matthias Supps Seele pocht die Angst, die Angst, die sein ganzes Leben zerfrißt, die Angst vor Gottes Hand.

Das kommt immer den gleichen Weg. Gerade dann, wenn er ganz vergnügt ist, wenn er gleichsam in der Luft hängt, ohne Schwere, wenn es seiner Seele ist, als wären alle Türen und Fenster offen, und innen und außen wäre alles heiter und blau, dann bricht, durch nichts hervorgerufen, das Bewußtsein seiner Schuld über ihn herein. Es dröhnt ganz von ferne heran, pflanzt sich grell mit ungeheuerer Schnelligkeit fort, so fegt ein Sturmwind durch eine Reihe offenstehender Kammern, der Ton streicht immer höher hinan, schneidet durch Mark und Bein und endet als ein dünnes, splitterndes Klingen wie der Stich einer Glasspitze mitten im Gehirn. Und nach diesem Anlauf ist der ganze Mensch von Jammer und Angst erfüllt wie von schwefelgelbem Qualm, die Welt verzerrt ihr Gesicht, fern in der Unendlichkeit steht eine schwarze Wand, und jeden Augenblick können die Himmel bersten.

Auch heute nacht wieder: ein gleichgültiges Wort der Freunde über das Gottvertrauen des Kaisers . . . und Matthias war ins Elend geworfen, seine Seele blutete innen, wand sich wie ein Wurm vor Gott.

Er geht an den Büschen vorbei, die schwer und goldgelb in Herbstherbigkeit vor dem Dunkel eines unerleuchteten Weges zacken. Wie er in diesen Weg einbiegt, verfliegt der Schein der Laternen, zwischen den Baumzweigen sind plötzlich die Sterne da. Er tritt auf abgefallene Blätter, auf viele Schichten welker Blätter, und es ist, als ginge er im Dunkeln über einen weichen Teppich.

Wie steht dies alles in Gottes Hand, wie ist jeder Teil dem Ganzen eingefügt, wie wunderbar fest und sicher ist alles Geschaffene! Und wie geht er durch diese Wunder, als ein ätzendes Gift, ein fressender Aussatz, ein sich selbst verzehrendes, schädliches Feuer! Ein Geschlagener, ein Gezeichneter, von Gottes Finger mit dem Zeichen der Vernichtung berührt — und immer noch verschont. Das Urteil ist gesprochen, aber noch nicht vollstreckt, die Vernichtung ist aufgeschoben, seine Stunden und Tage stehen unter dem Beil.

Jetzt geht es über eine Brücke, das Wasser rauscht dumpf und drohend über ein Wehr. Matthias Supp bleibt stehen und lehnt sich über das Brückengeländer. Das Wasser reißt Fetzen der Nacht mit, ganz tiefschwarze, heftig schießende Felder, dazwischen Blasen, Flocken, Trichter von weißem Schaum, die unter dem Fall im Kreise schwimmen und dabei zu Ballen anwachsen, zu Klumpen, zu Gebüschen von Schaum. Hier, an diesem Wehr werden die Leichen der Selbstmörder angetrieben. Es ist oft genug vorgekommen, daß Matthias auf seinem Wege zur Bank morgens zwischen Flußufer und Parkweg so ein Stück erledigtes Elend gesehen hat. Erstarrte Beine, die unter einer groben Pferdedecke vorstehen, zwischen zu Torbogen gewölbten Zweigen, auf zerstampftem Rasen verhüllte menschliche Formen. Ein paar Kinder, die im Halbkreis herumstehen, ein gelangweilter Polizist, der wartet, bis ein Rettungswagen kommt, der nichts mehr zu retten hat. Erwachsene halten kaum an, sie laufen ihren Geschäften nach — so verklingen hier an diesen schlammigen Ufern, zwischen Wasserlinsen und dem aus Fabriken angeschwemmten Unrat, die Schicksale.

Matthias Supp schaut ins Wasser, unter ihm schwimmt die Nacht, die Sterne leuchten auf dieser öltriefenden, schmutzigen Flut nicht, als fürchteten sie, hier ihre Keuschheit zu verlieren. Er fühlt die Schärfe des Beiles im Nacken! Jede Stunde kann ihm Vernichtung bringen, die endliche Vollstreckung des Urteils, Beraubung des Teuersten, Zermalmung seiner Lieben. Oh — er war gewiß, wenn Gottes Faust endlich herabfiel, dann traf sie so, daß er zu nichts wurde, zu einer Wunde, zu einem Wehegeschrei. — Er geht durch den kleinen Park, in dem große, stumme Gestalten sitzen, Göttinnen der dramatischen Kunst, zu Schillers Ehren. Je näher er seinem Haus kommt, desto langsamer wird sein Schritt. Das Antlitz der Nacht ist Hohn und Gelächter, aus der Tiefe des ins All gebundenen Seins steigt die Ahnung, eine ungeheuere Maske aus dem Qualm, grell von unten beleuchtet.

Das ist keine Ahnung mehr, das ist Gewißheit grauenvollsten Geschehens. Heute hat ihn Gottes Hand getroffen, heute findet er Leben und Glück zertrümmert!

Jetzt ist die Angst kein Zögern mehr und Hinausschieben, sondern Jagd. Er rennt die letzte Straße entlang, an Gartengittern vorbei, keucht ans Haustor und treibt den Schlüssel ein. Ruhig weht ihm der Atem des Hauses entgegen, aber das ist Betrug, letzter Schleier vor dem schrecklichen Anblick des vollstreckten Urteils.

Die Treppe, die er jetzt hinaufstürmt, ist der Tod vor ihm gegangen, leise klirrte die am Gürtel hängende Sanduhr gegen den Schenkel; taktfest stampfte das Ende der Sense die Stufen.

Der Schlüssel tobt ins Schloß, die Wohnungstür kracht auf, Matthias taumelt ins Schlafzimmer, seinem verlorenen Liebsten zu . . .

Da liegt die Frau ruhig schlafend in ihrem Bett, das Haar ist ihr wirr in die Stirne gesenkt, aus dem Hemdausschnitt leuchtet die edle Goldfarbe der festen, kühlen Schultern. Sie bewegt sich ein wenig, vom Lärm des Eindringenden gestört und vom Licht, das er auf dem Nachttisch aufspringen läßt. Leise zucken die Wimpern auf den Wangen, die Rundung eines Knies unter der Decke streckt sich, und Falten ändern ihren Zug. Nun — tiefes Atmen, Lösung in Schlaf und Traum.

Matthias steht mit bebenden Beinen, und Schauer durchrütteln ihn. Da plötzlich ist er wieder ganz in Dornen, Nesseln und Flammen, gepfählt von jäh aufschießendem Grauen.

Die Kinder! Die Kinder!! . . . mit durchschnittenem Hals, in Fieberglut, von Gas erstickt . . .

Und noch einmal wandelt sich die Angst: aus Jagd in bleierne Schwere. Aus dem Boden ragt ein Pfahl, der geht glühend durch seinen Leib und läßt ihn nicht fort. Unter wütenden Schmerzen schiebt er die Beine, schlurft wankend der Türe des Kinderzimmers zu. Wie viele Ewigkeiten sind das, ehe man eine Klinke herabdrückt und eine Türe sich in ihren Angeln dreht!

Schluchzen quillt auf, die Hände sind vorgestreckt, tappen an der Wand, rücken den Schalter . . .

Sie liegen in ihrem Bettchen, der Junge und das Mädchen, rosig, schlafsicher, lächeln ins Traumland, und es ist, als ob ein Schimmer blauer fließender Gewänder, der zu Häupten der Bettchen war, langsam entwiche. Das Mädchen rührt die Fingerlein auf der Decke, und der Junge macht jetzt einen trotzigen Mund, zwischen den Lippen springt mit einem leisen Geräusch eine kleine Blase auf.

Drüben in der Spielecke steht, aus durchlöcherten Eisenstangen und Messingrädchen kunstvoll zusammengesetzt, eine halbfertige Maschine, irgendeine drehlustige und pochende Sinnreichigkeit. Zwischen dem Gestänge träumt Irenes brauner Bär.

Der Mann steht, und sein Gesicht wird naß.

Da wäre noch eines, was Gott getroffen haben könnte. Die Quelle der Schuld, und so mag es vielleicht seiner Gerechtigkeit gefallen haben, nicht das schuldlose Leben dahinzuraffen, sondern das Werk.

Langsam verläßt Matthias seine Wohnung und steigt zum Dachboden empor. Da sind hinter der eisernen Türe viele Kammern nebeneinander, und in einer von ihnen ist sein Werk verschlossen. Malergerät liegt herum, unter der schräg abfallenden Wand, wo bei Tag das Licht durch ein Fenster günstig fällt, steht die Staffelei. An den Wänden sind viele Skizzen mit Reißnägeln angeheftet, ein gestickter japanischer Kimono breitet goldene Reiher und den Heiligen Berg der Tausend Inseln vor eine Wandnische.

Matthias hebt das Tuch von der Staffelei. Auf der Leinwand wolkt Blaugrün dahin, Klumpen und Schläuche von Indischrot sind darein gelagert, und heftiges Waschblau quillt darüber zwischen zerfahrenen weißen Flecken hervor. Es sind vielleicht die Leiber von Jünglingen und Mädchen, dieses Braunrote, liegend und stehend in einer seligen Entrücktheit. In dem Bild ist nicht der Schein der äußeren Welt, die menschliche Leiber nirgends zu aufgepumpten Schläuchen bildet, aber vielleicht der Widerschein einer großen inneren Welt des Künstlers.

Unversehrt — nicht von Feuer versengt und nicht von Wasser verwüstet!

Der strafende Engel ist auch am Werk vorübergegangen. Es ruht in sich, geduldig der Vollendung harrend. So hat Gott noch nicht zugeschlagen, so hat er sein Urteil noch nicht vollstreckt, seine große Hand hält noch das zermalmende Geschick?

Matthias' Gesicht ist von Schweiß überronnen, er stellt die Kerze auf den Boden, seltsam strebt der Schein von unten empor, und alle Schatten sind an der Decke. In seiner matten Hand hält der Mann den speckigen Hut, und langsam gleitet der Mantel von den Schultern, fällt zusammen und hockt als dunkles Bündel hinter ihm.

Drittes Kapitel.

Der Wassergott — wie der Wassergott der Pleiße wohl aussehen mag?

Ob er wohl einen Dreizack hat und eine Krone mit hohen Zinken, wie die Neptune, die auf den Röhrbrunnen der kleinen Städte stehen, noch aus der Zeit her, wo das mythologische Gesindel der Griechen in Deutschland in Alleen und zwischen Buchsbaumhecken und auf öffentlichen Plätzen sein Wesen trieb? Oder ob er eine Froschgestalt sein eigen nennt, mit einem weißen Bauch, der ohne Hals in eine Kehle übergeht, deren dünne Haut unaufhörlich zittert, und mit Beinen, zwischen deren Zehen eine Schwimmhaut sich spannt? Wenn er dem Wassermann der deutschen Sage gleichen will, dann mußte er so aussehen, und er muß, wenn er etwa bürgerliche Gestalt angenommen hat, immer einen feuchten Streifen hinter sich her ziehen. Oder ob er etwa wie der Wanderprediger des Jünglingsvereins „Enthaltsamkeit“ aussieht, dessen statutengemäßer Zweck es ist, den Alkoholgenuß nicht nur bei seinen eigenen Mitgliedern vollständig abzuschaffen, sondern auch die Erkenntnis von dessen Schädlichkeit in die weitesten Kreise hinauszutragen?

Jedenfalls, ob er nun so oder so aussah, die kleine Bier- und Limonadenbude an den verschwiegenen baumüberdachten Ufern der Pleiße nannte sich nach ihm „Zum Wassergott“.

Die bretterne Herrlichkeit, halb Badehütte und halb Marktbude, war so ins Baumschattige, Deutsch-Märchenhafte gestellt, erinnerte aber auch an Venedig, insofern, als sie an einer Wasserstraße liegt, die von „Gondeln“ befahren wird. Diese Leipziger Gondeln unterscheiden von den echten venezianischen dadurch, daß sie, entsprechend den sonstigen, durch mannigfache geographische und klimatische Abweichungen bedingten Unterschieden, sich keineswegs mit so kühnem Schwung vorne und hinten aufbäumen, sondern daß sie mehr ins Flache und Gemütliche geraten sind. Immerhin sind sie im allgemeinen als Fahrzeuge zu bezeichnen, insofern sie durch heftige Bewegung langer, an den Enden löffelförmig erweiterter Hölzer in allerlei unvorhergesehene Zuckungen versetzt werden können, und als sie die Besatzung durch einen zwar zumeist löcherigen, aber doch vorhandenen Bretterboden von dem unmittelbaren Ersaufen abtrennen.

Die Freunde trafen sich unweit des Leipziger Venedig, an einer Stelle, die sie von früher her kannten. Der Weg weicht da ein wenig vom Ufer zurück und umschlingt einen kleinen Platz, in den ein paar feste Bänke gesetzt sind.

Es war ein allerfeinster Tag, dünne Luft, die sich dort, wo zwischen Schatten die Sonne herniederbrannte, wie Weihrauch kräuselte. Der Wald roch herb und stark, der Boden war mit goldbraunen Krusten bedeckt, hie und da sprang aus schwarzem Grün oder verwitterndem Gelb ein rotes Geschmeid vor, ein Büschel Beeren, ein besonders begnadetes Blatt, eine noch immer ungebeugt aufstrebende Rispe.

Franz Firmkranz war in der Laune, alle Welt zu umarmen. Er hatte seinen Rechtsanwalt besucht und erfahren, daß soeben der Bescheid angekommen sei, mit dem der neuen Erfindung das Patent zugesprochen wurde. Nun galt es noch, auch die Patente der anderen Staaten zu erwerben und die Ausnützung auf die beste Art in die Wege zu leiten. Die Unterredung mit dem Rechtsanwalt hatte Firmkranz davon überzeugt, daß seine Ansprüche durch diesen Mann aufs vorteilhafteste vertreten waren, und so konnte er freilich mit seinen noch unsichtbaren Millionen in den Herbsttag hineinklimpern und Gottes gute Einfälle bei der Erschaffung der Welt bewundern.

Der Oberleutnant Mittentzwey war mit Fräulein Valeska Strzygowska gekommen, und Firmkranz konnte ihr den einen der beiden Rosensträuße überreichen, die er mitgebracht hatte. Den andern aber mußte er zerlegen und unter die Freunde verteilen, denn Matthias Supps Frau, die er erfreuen sollte, war nicht erschienen. Es hatte ein Familienausflug werden sollen, aber Frau Martha hatte wegen eines Unwohlseins daheim bleiben müssen. In Wahrheit bestand das Unwohlsein darin, daß sie sich in einem solchen armseligen Fähnchen, wie es ihr die abscheuliche Sparsamkeit des Gatten bewilligte, nicht in Gesellschaft zeigen wollte. Um so weniger, wenn eine Person dabei war wie diese Valeska Strzygowska, eine Musikstudentin, die Freundin eines Oberleutnants.

Die Polin kam wirklich interessant daher, in einem schwarzen Plüschmantel, der mit Pelz verbrämt war, und mit einem phantastischen Hut, der bewirkte, daß es kein weibliches Wesen über sich brachte, sich nicht nach ihr umzuwenden. Sie bewegte sich lebhaft und sog die freundliche Anerkennung ihres Wesens von allen Seiten in ihr Selbstgefühl. Ihre Stimme hatte dieselbe Farbe wie ihre Augen — brauner Samt; und sie paßte wundervoll in den gesegneten Tag, der selbst in die tiefsten Schatten noch etwas Gold hineinspielen ließ.

Sie gingen den Uferweg, über raschelndes Laub, und Firmkranz nahm mit der Spitze seines Spazierstockes kleine Zweige auf und schnellte sie mit raschem Ruck hoch hinein ins Gebüsch oder in die Kronen der Bäume.

„Haben Sie sich gestern gefreut, den russischen Großfürsten zu sehen, Fräulein Strzygowska?“ fragte er.

Sie zuckte die Achseln, als würfe sie etwas Lästiges ab. „Der russische Großfürst ist mir sehr egal. Bin ich denn Russin? Ich bin Pollin! Die Russen sind wilde Menschen. Das weiß man in Deutschland nicht, daß wir Pollen und die Russen sind so . . .“ sie legte die Zeigefinger ihrer braunbezogenen Hände übers Kreuz. „Wir Pollen sind Kultur, Rußland ist Barbarei. Man hat pollnisches Vatterland zerrissen, Rußland ein Stück, Deutschland ein Stück und Österreich ein Stück, aber wir bleiben e i n e Nation.“

Man sprach von den anderen Fürsten, die gestern Deutschlands Gäste gewesen waren. Man hatte ihr Auftreten beobachtet und Schlüsse auf ihr Wesen gezogen. Mittentzwey wollte wissen, was man in Österreich vom Thronfolger halte, es hing viel Wichtiges für die Zukunft an ihm. Aber Firmkranz wußte nicht mehr als alle anderen, er war lange nicht mehr in der Heimat gewesen. Sicher war der Erzherzog ein bedeutender Mensch, voll Kraft und Zielbewußtsein.

Die Erneuerung Österreichs werde von ihm ausgehen, meinte der Oberleutnant.

„Hör' mir auf mit Österreich“, sagte Firmkranz. „Erneuerung? Was will man denn an Österreich erneuern? Deutschland ja, Deutschland hat seine große Zukunft. Aber Österreich — ein sauberer Bundesgenosse für euch! Österreich ist eine baufällige Baracke, überall bläst der Wind hinein, es wohnen zärtliche Verwandte darin, von denen keiner dem andern einen Bissen Brot gönnt. Und wenn etwas erneuert werden soll, so kann der beste Baumeister nichts ausrichten. Denn was der eine Miteigentümer möchte, das ist den elf anderen Miteigentümern von vornherein verdächtig. Schließlich, das ganze Gerümpel ist baufällig, und es kann geschehen, daß das Ganze zusammenfällt, wenn man wirklich einmal zu reparieren anfängt. Österreich wird noch zusammengehalten durch die Liebe für seinen alten Kaiser.“

Ja, sagte Wehnicke, die Staaten seien in ihrer alten Form wirklich reif zum Zusammenbruch. Die Idee der Nationen sei im Untergang begriffen, die Idee der Menschheit im Aufgang.

Valeska wandte sich ihm zu wie einem Angreifer: „Oh bitte, pollnische Nation wird njie unterrgehen.“

Wehnicke nickte ihr höflich lächelnd zu, als vermiede er aus Artigkeit und Rücksicht auf die tragischen Schicksale dieses Volkes eine Entgegnung. Was übrigens Österreich anlange, so sei dieses Land wirklich sehr östlich gelegen, auch in der Kultur, eine Mischung aus Paris und Asien, die Wiener Operette zum Beispiel — eine Verfallerscheinung . . .

Aber Firmkranz war als richtiger Österreicher nicht gesonnen, das Recht, das er selber ausübte, einem anderen einzuräumen. Diese österreichische Kultur war etwas ganz Besonderes und Kostbares. Wenn sie etwa die Malerei und Dichterei darunter rechneten, so könnte er freilich über Kultur nicht mitreden, denn davon verstünde er nichts; aber wenn Kultur etwa besagen wolle, wie das Leben beschaffen sei . . . das Leben eben, nun ja, der eigentümliche Geruch des Lebens, seine Temperatur, der Luftdruck des Daseins, so müsse er schon sagen, daß es sich besser in Wien lebe oder in Österreich überhaupt als sonst irgendwo auf der Welt. Nur Verdienst, Unternehmungsgeist, Gewinn, Größe, moderner Verkehr seien dort nicht zu finden, und wer es vorwärtsbringen wolle, müsse schon ins kältere Deutschland tauchen. In Wien schwebten eben noch immer die Geister der unzähligen abgestorbenen Backhendeln dichtgedrängt wie die Aura der Seligen um die Stadt, von jedem Viertel Heurigen, das jemals zwischen Kahlenberg und Gumpoldskirchen getrunken worden sei, ziehe noch ein feines Rüchlein, von jedem Geigenstrich, der zwischen Lanner und Lehár erklungen sei, noch ein ins ganz Ätherische verdünnter Nachhall durch jedes Wiener Herz.

So mischte er Bitteres und Süßes, Nieswurz und Rosenöl, Liebe und Enttäuschung zusammen, und was dabei herauskam, war die unverfälschte österreichische schimpfende Begeisterung.

Wehnicke sagte es ihm, aber Firmkranz schien sich darüber zu ärgern, daß er sich in Verdacht gebracht hatte, an Weichheit des Gemütes zu leiden, und wetterte als Summarium: „Darauf kommt's an, ob ein Staat einen Puff aushält. Aber wenn Österreich heute in einen rechten Ernst gestellt wird, so ist's g'fehlt.“

Der Oberleutnant hatte schon längst versucht, den Freund von der allzu gründlichen Erörterung des österreichischen Problems abzuziehen. In seiner Tasche steckte ein Brief, der war wie eines jener gefährlichen Schreiben in den persischen Märchen, die mit Juckpulver oder noch schlimmeren Stäubchen bestreut sind und den Träger in Unruhe versetzen.

Es gelang seinem strategischen Geschick, Firmkranz von den anderen abzuschneiden und nach hinten zu drängen, und als die übrigen ein Stückchen voraus waren, hielt er ihm einen Brief entgegen: „Da lies einmal,“ sagte er, „solche Briefe schreibt sie . . .!“

Firmkranz las, ein wenig gestört durch die Besorgnis, Valeska könnte sich umdrehen, ein paar Zeilen voll echten Gefühles, voll inniger Zuneigung; es war verwunderlich, daß sich diese Polin so schlicht und einfach geben konnte, einen Brief von ihr hätte man als einen stürmischen, launischen Chopin erwartet, und nun klang er daher wie ein Schubert.

— —

Den Kaffee nahmen sie beim Wassergott ein.

Zwischen den Planken sah man das Wasser, tiefschwarz, manchmal blitzte ein silberner Streif herein, draußen schwammen ganze Flottillen goldener Blätter.

Sie waren allein mit dem dicken Kellner, der eine weiße Schürze über den Bauch gebunden hatte, mit drei Hühnern, die in der Bretterbude so fehl am Ort waren wie Schneehühner in der Sahara, und einer Art von Hund, der aus seiner Ecke einen Kopf vorstreckte, von so seltsamer Bildung, als wäre er in der Tat ein Bastard des Wassermannes, jenes deutschen Wassermannes mit dem Krötenbauch.

Dann gingen sie weiter zu einer Gondelstation, nahmen zwei Boote und fuhren die Wasserstraße entlang.

Firmkranz war mit der Polin voran, die drei anderen hinterher. „Ich bin der Doge, Sie die Dogaressa, und das ist der Bucentoro“, sagte er, indem er mit den Rudern das Wasser bearbeitete wie der Koch das Eiklar, wenn er Schnee erzeugen will.

„Oh,“ lachte sie, „aber Sie sind verlobt, Sie dürfen sich nicht mit der Pleiße vermählen.“ Im Boden des Bootes gluckste Wasser, das Mädchen hatte die Füße auf die Ruderbank gestellt, man sah zierliche Halbschuhe und über dem Rand des einen im braunen Strumpf ein kleines Loch. Vom Saum des Unterrockes hingen einige genialische Fransen.

„Nein, danke,“ Firmkranz fischte einen Zweig auf, der mit ein paar roten herzförmigen Blättern besetzt war, „wenn ich mir schon ein Wasser aussuche, so darf es jedenfalls nicht die Pleiße sein. Übrigens ist es mir mehr um die Dogaressa zu tun. Ich beglückwünsche meinen Freund.“

„Finden Sie?“ Sie steckte den Hut mit der Nadel fester. „Aber er weiß es nicht zu schätzen. Er hat Angst vor mir, er muß mich heiraten. Glauben Sie, ich weiß das nicht? Was schreibt er immer an die vielen Weiber? Die tragen sich an in den Zeitungen, wie in einer . . . einer Preisliste. Wenn er bei mir ist, so geh ich immer heimlich hinaus und schau ich nach in seinem Mantel. Beinah jeden Tag hat er Brief darin. Neuestens macht er Bestellung auf ‚Feuerzauber‘. Wie kommt armer Wagner dazu, sich herauszugeben zu so was?“

„Er ist ein ehrlicher Kerl. Er will keinen Erfolg durch Betrug erringen. Er ist einsam von Jugend an, hat Mutter und Schwester zu versorgen, eine schwere Last, möchte endlich ein Heim. Aber die Gesellschaft verlangt viel vom Offizier, die Vorschriften sind streng . . .“

„Und Sie, Sie sind verlobt! Ljieben Sie?“ Sie nahm den kleinen roten Zweig, den Firmkranz auf den Boden der Gondel geworfen hatte, und klopfte mit ihm gegen die Bordwand. Es blieben kleine, feuchte Spuren zurück, flüchtig wie die Berührungen winziger Pfoten oder wie die Feuchtigkeit eines raschen Kusses.

Firmkranz erzählte von Madeleine, sie glitten durch die einander zustrebenden Bilder der Uferbäume, und ihre Ruderschläge zerstörten die Ruhe der gespiegelten Wipfel. Lustige Menschen kamen vorbei, winkten ihnen zu oder blieben am Ufer stehen und riefen Scherze herüber.

Im anderen Boot ruderte Wehnicke. Er hatte den Rock abgelegt und freute sich der Muskelarbeit. Seine weißen Hemdärmel leuchteten wie langsam streichende Flügel.

Sie landeten. Wehnicke rutschte in seinen Rock, schwang die Arme einigemal im Kreis, seine runden Augengläser waren glitzerndes Vergnügen. „Ach, das war fein!“ sagte er.

Das Dunkel schwamm in großen Stücken auf dem Wasser und stockte hinten im Wald zwischen den Büschen. Der Wassergott hatte seine Bretterpforten gesperrt.

Valeska deutete auf den Rand des Bootes, in dem sie mit Firmkranz gesessen hatte. Die kleinen feuchten Spuren auf dem Holz, die flüchtigen Fußstapfen dieser Stunde, waren verschwunden.

„Sehen Sie, schon fort . . .“ sagte sie.

Dann kam noch ein Abend und eine halbe Nacht, und dann gingen die Freunde auseinander, ganz schlicht und ohne Umstände, denn sie liebten es nicht, das Schicksal mit feierlichen Zeremonien zu umkleiden.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Die deutsche Universität Dorpat, ihre Leistungen und ihr Untergang.

Von Professor Dr. Adolf v. Harnack.

Manche deutsche Universität ist im Laufe der Zeiten untergegangen; aber ihr Untergang bedeutete in Wahrheit nur einen geringen Verlust. Einige von ihnen waren von Anfang an nicht recht lebensfähig, andere sind mit benachbarten Universitäten verschmolzen worden. Wer wollte heute Altdorf neben Erlangen, Bamberg neben Würzburg, Duisburg neben Bonn, Erfurt neben Jena, Rinteln neben Marburg, Wittenberg neben Halle wieder zurückrufen? Nur an die Wiederherstellung von Helmstedt wird gedacht, und eine Universität östlich von Berlin als Ersatz für Frankfurt a. O. wird vielleicht einmal gegegründet werden. Der Untergang mehrerer dieser Universitäten stand mit dem Zerfall des alten Deutschen Reichs und dem Verschwinden so vieler deutscher „Staaten“ am Anfang des vorigen Jahrhunderts in engem Zusammenhang; nur in kleinen Kreisen wurde ihnen eine Träne nachgeweint. Aber anders steht es mit der deutschen Universität Dorpat, die vor unseren Augen vor wenigen Jahrzehnten zerstört worden ist. Zwar als Universität Jurjew besteht sie noch fort; aber es ist gut, daß auch der alte Name verschwunden ist; denn die russische Universität Jurjew hat mit der deutschen Universität Dorpat nichts gemein, zumal jetzt nicht mehr, nachdem am Anfange des Weltkrieges auch der letzte Rest der deutschen Universität, die theologische Fakultät, als deutsche aufgehoben worden ist.

Dorpat — Tausende akademisch gebildeter deutscher Männer nennen diesen Namen mit derselben Verehrung und Liebe, mit der in deutschen Landen die heimischen Universitäten gepriesen werden. Diese Universität ist ihnen die „Alma mater“ in vollkommenem Sinne gewesen und geblieben; ja vielleicht noch inniger als irgendwo sonst ist hier die Universität festgehalten worden als die Burg deutscher Wissenschaft und deutscher Sitte und Art. Freudiger konnte das Lied „Der Mai ist gekommen“ in der Nacht zum 1. Mai nicht von den Neckarbergen ins Tal herab erklingen, als es von den Embachhügeln Jahr um Jahr in die gute Stadt Dorpat klang. Stolzer als in der Studentenschaft Dorpats ist nirgendwo das alte Burschenlied „Stoßt an“ gesungen worden; aber auch tiefer und ernsthafter ist nirgendwo das Lied männlicher Klage und männlicher Zuversicht: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“, erfaßt worden! Es war jedesmal ein Gelöbnis des Ausharrens und der Treue, wenn dieses Lied erschallte, und noch bestand der Schlußvers zu Recht:

„Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not!
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott.“

Wohl war er zerfallen, der selbständige, zum Deutschen Reich gehörige livländische Ordensstaat, nach dreihundertjährigem Bestehen. wohl war man nacheinander polnisch, schwedisch und zuletzt russisch geworden, wohl hatte das Land Jahrhundert um Jahrhundert vandalische Zerstörungen und unsägliche Leiden erduldet — Dorpat besaß z. B. in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gegen 30000 Einwohner, um des Jahres 1565 fast gar keine mehr —; aber noch immer hatte es sich bewährt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ So hatte man auch unter russischer Herrschaft das Land allmählich wieder in Blüte gebracht, und der deutsche Geist fand Mittel und Wege, sich zu behaupten, zu stärken und zu verbreiten. Nahezu zwei Jahrhunderte lang lebte man so; in die Mitte dieser Zeit fiel die Gründung der deutschen Universität. Drei Menschenalter lang ließ man sie wirken und schaffen, dann legte man Hand an sie, und „die hohe Feste fiel“.

Es ist in deutschen Landen wenig davon geredet worden, als Alexander III. die deutsche Universität Dorpat zerstörte. Man nahm es als ein Unvermeidliches und Unabänderliches hin und legte es zu den übrigen Einbußen des deutschen Besitzes im Ausland, an die man sich gewöhnen zu müssen glaubte. Nun aber ist der Weltkrieg gekommen, nun stehen unsere Truppen in Libau auf kurländischem Boden, unsere Schiffe an der baltischen Küste, nun soll und muß in dieser hohen Zeit ein jeder Deutsche wissen, um was es sich dort handelt, und daß es alter deutscher Besitz ist, um den dort gekämpft wird. Hierzu sollen die folgenden kurzen Ausführungen einen kleinen Beitrag bieten. Von der deutschen Universität Dorpat will ich erzählen*).

Sie hat eine Vorgeschichte schon im siebzehnten Jahrhundert gehabt. Im Jahre 1629 wurde Livland schwedisch, drei Jahre später unterzeichnete Gustav Adolf im Feldlager bei Nürnberg — kurz vor seinem Heldentode — die Stiftungsurkunde der Universität Dorpat. Diese Stadt, die im Jahre 1224 gegründet war und sich als bischöfliche und hanseatische Stadt gut entwickelt hatte, war zum Sitz der neuen Universität erwählt worden. Sie lag zentral zwischen Riga, Pernau, Reval und dem Peipussee und war der Umschlagplatz des baltisch-russischen Binnenhandels, der über diesen See ging. Aber die neue Universität entwickelte sich nicht, wie sie sollte, da die kurzsichtigen Nachfolger des großen Königs sie benutzten, um das Deutsche zurückzudrängen und das Land schwedisch zu machen. Dieses konnte daher kein rechtes Vertrauen zur Universität fassen, die bald auch unter den schweren Russeneinfällen zu leiden hatte. In den Jahren 1656 bis 1690 hörte aller Unterricht auf; die „Gustaviana“ schien erloschen. Aber im Jahre 1690 wurde sie als „Gustaviana-Carolina“ restauriert und hat dann noch zwanzig Jahre bestanden, nachdem sie beim Ausbruch des Nordischen Kriegs (1699) in die Hafenstadt Pernau verlegt worden war. Als sich dann Peter der Große durch Kapitulation Livlands bemächtigte, war das Land so verwüstet und entvölkert, daß an das Fortbestehen der Universität nicht gedacht werden konnte.

Das Album der alten Universität Dorpat enthält die Namen von 1662 akademischen Bürgern; die Hälfte waren Deutsche, die andere Hälfte Schweden. Unter jenen war fast ein Viertel nicht baltischer Herkunft, sondern reichsdeutsch. Also bestand noch immer ein Zusammenhang mit dem alten Mutterland, zumal da auch anderseits trotz der heimischen Universität noch immer nicht wenige Balten auf reichsdeutschen Universitäten studierten. Das Luthertum ist durch die Universität in den baltischen Landen gefestigt worden und hat sich nun auch mit dem Geist der Esten und Letten vollkommen verschmolzen. Der Pastorenstand, materiell sichergestellt und hoch angesehen, wurde (neben dem Adel) der wichtigste Stand im Lande. Er erfüllte die Aufgabe, die Gustav Adolf bei der Errichtung der Universität durch die Professoren ihm gestellt hatte: „Ich will nicht dulden, daß die Professoren (besonders die Theologen) die Wahrheit mit metaphysischen Spekulationen umhüllen, sondern die Professoren sollen die Jugend, ohne sie in theoretischen Labyrinthen aufzuhalten, gerade zur Praxis führen, damit sie in allen Dingen Gott und den Menschen nützlich sein können.“

In dem ersten Jahrhundert der russischen Herrschaft, da es keine heimische Universität mehr gab, mußten die baltischen Prediger, Juristen, Ärzte und Lehrer sämtlich in Deutschland studieren. Bis zum Jahre 1798 wurden ihnen dabei von der russischen Regierung keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. So fanden sich an vielen deutschen Universitäten im achtzehnten Jahrhundert zahlreiche baltische Studenten, und sie bildeten an einigen von ihnen, wie in Königsberg, Jena und Göttingen, eigene Verbindungen. Der geistige Zusammenhang mit dem Mutterland wurde dadurch aufs beste gewahrt, zumal da noch fort und fort Reichsdeutsche, wenn auch nicht in großer Zahl, in den baltischen Provinzen eine zweite Heimat suchten und fanden. Riga, im achtzehnten Jahrhundert eine ganz deutsche Stadt, war der geistige Mittelpunkt des Landes. Hier wirkte Herder, hier ließ Kant seine Werke verlegen; aus einem Pastorat, nicht weit von Riga, stammte Lenz, der Jugendfreund Goethes.

Im Jahre 1798 wurde sämtlichen in fremden Ländern studierenden russischen Untertanen die Rückkehr befohlen. Aber schon im Jahre 1802 gründete Alexander I. für die baltischen Provinzen und durch sie für das ganze russische Reich die Universität Dorpat „Zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse in Unserem Reich“, mit ausschließlich deutscher Unterrichtssprache. In der Tat haben bis zum Untergang der Universität fast nur deutsche Gelehrte an ihr gewirkt; die Zahl der übrigen läßt sich an den Fingern abzählen, wenn man von den Lehrstühlen für russische Theologie und Sprache absieht. Alexander I. erkannte mit erleuchtetem Weitblick, daß die Universität dann dem großen Reiche den höchsten Nutzen stiften werde, wenn sie ihm die deutsche Wissenschaft, ungeschmälert und ohne fremde Bevormundung, bringe. In diesem Sinne sah er über jedes national-russische Bedenken hinweg und schenkte zugleich der Loyalität der Deutschen in den Ostseeprovinzen ein vollkommenes Vertrauen.

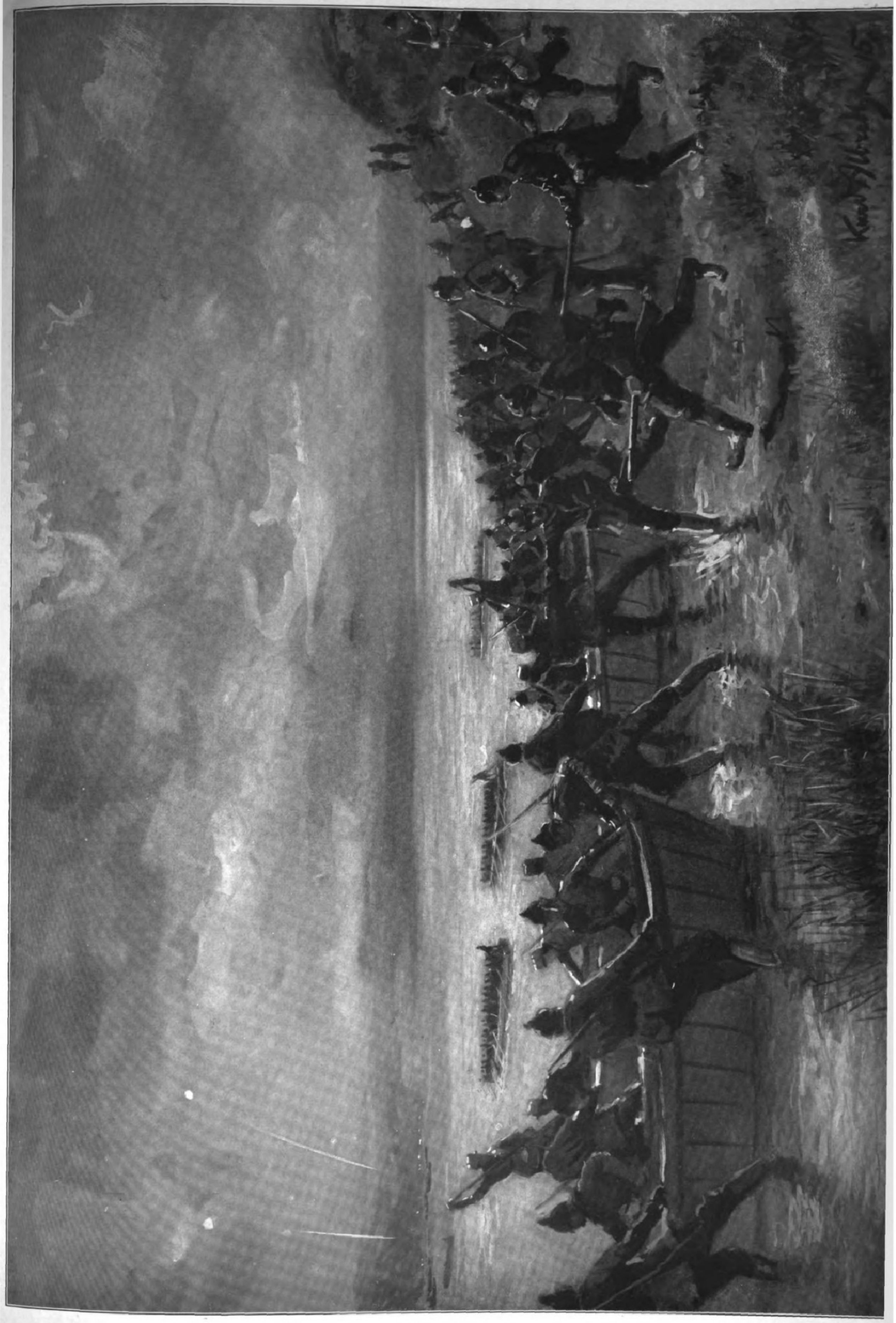
So wurde denn die Universität auch in ihrer Organisation und in den Einrichtungen (akademische Freiheit) ganz nach deutschem Muster gestaltet, und der neue deutsche Idealismus fand hier sofort eine Stätte. Goethes anderer Jugendfreund Klinger, der einstige „Stürmer und Dränger“, wurde der erste Kurator; ihm folgte der Fürst Lieven, ein Einheimischer, durch den die evangelische Erweckungsbewegung gefördert wurde, der aber zugleich mit höchster Gewissenhaftigkeit über der Universität gewaltet hat. Der



Unsere Fürsten im Felde VII: Empfang des Großherzogs Friedrich II. von Baden durch Generalfeldmarschall v. Hindenburg (Mitte) und seinen Generalstabschef Generalleutnant Ludendorff (rechts) auf dem Bahnhof in Lötzen.

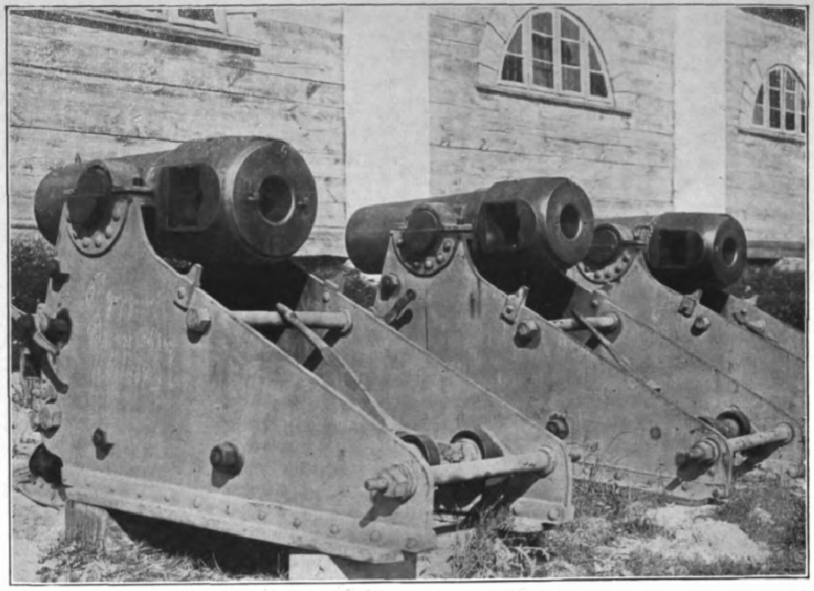
Nach einer photographischen Aufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Liebing.

*) Näheres siehe in der Schrift: „Die deutsche Universität Dorpat.“ Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882.





Russische „Gulaschkanonen" am Ufer einer Weichselbucht vor der Festung.



Drei von den über 100 erbeuteten sechszölligen gezogenen Bronzemörsern aus dem Jahre 1867 auf festen Lafetten.



Russischer Geschützpark vor einem Mannschaftsgebäude im Hofe der Zitadelle.



Moderne 57-mm-Schnellfeuergeschütze, zum Teil mit Rohrrücklauf und Schutzschilden.



Eine Beutesammelstelle. Neben unzähligem Gepäck sind auch große Mengen metallener Behälter und Kessel in unsere Hände gefallen.



Während des Krieges gelieferte japanische Feldhaubitzen im Hofe der Zitadelle.

Aus der am 20. August 1915 durch die Armee des Generals der Infanterie v. Beseler eroberten russischen Weichselfestung Nowo-Georgiewsk: Ein Teil der Riesenbeute, die allein an Geschützen über 1600 betrug. Nach Aufnahmen von R. Sennecke.

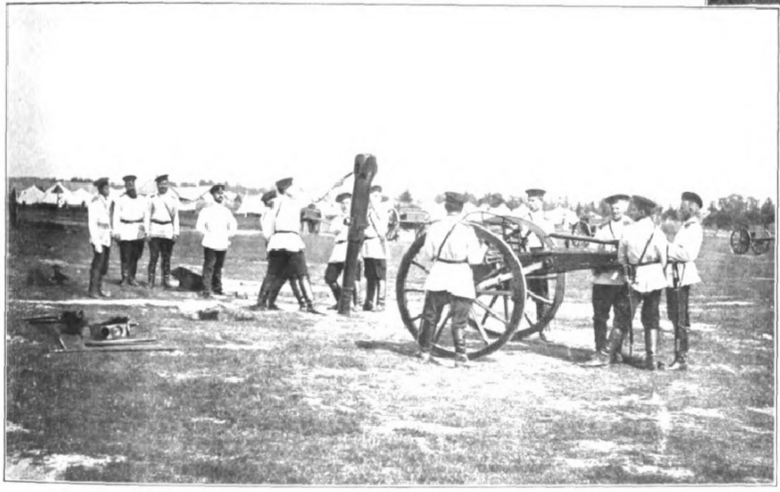
erste Rektor war Parrot, ein Württemberger; bald folgte ihm der Westfale Evers, der das Amt so glänzend verwaltete, daß er von seinen Kollegen immer wiedergewählt wurde (1818 bis 1830). Er hat, ein Schüler der Göttinger Historikerschule, die Wissenschaft der russischen Rechtsgeschichte begründet. Sein Name hat daher noch heute bei den russischen Rechtshistorikern den besten Klang. Die deutsche Universität Dorpat hat er vor allen anderen zu dem gemacht, was sie geworden. An seinem Grabe bezeugte (1830) der Universitätsprediger: „Die Werke seines Geistes muß der Tod stehenlassen; sie lassen sich nicht einsargen, sondern bleiben unter uns und zeugen überall von des Verewigten Gegenwart. Es müßte die ganze Universität begraben werden, wenn sein Andenken erlöschen sollte; denn es ist nichts an ihr, was nicht während seines zwölfjährigen Rektorats seine wohltätige Wirksamkeit erfahren hätte und dadurch zu höherer Vollkommenheit gehoben worden wäre."

Die Universität wurde sofort mit 29 Professuren eingerichtet, und die Zahl der Lehrstühle wuchs bis zum Jahre 1881 bis zu 45. Das entspricht den Verhältnissen einer mittleren deutschen Universität in jener Zeit. Von den 72 Professoren, die in den ersten fünfundzwanzig Jahren angestellt worden sind, waren 51 aus Deutschland, 16 aus den Ostseeprovinzen selbst, 4 aus Rußland. Man sieht also, daß die Universität einfach in dem Verbande der deutschen Hochschulen ihre Stellung erhielt. Nun aber begann eine Entwicklung, die dem geistigen Leben der baltischen Provinzen zur höchsten Ehre gereicht: in bedeutender Anzahl wählten sich die Balten selbst die akademische Laufbahn, so daß unter den 45 Dorpater Professoren des Jahres 1881 neben 19 reichsdeutschen 24 baltische wirkten. Nimmt man hinzu, daß um dieselbe Zeit mehr als 30 Balten an deutschen Hochschulen Professuren bekleideten, so gab es im Jahre 1881 etwa 55 Professoren, die ihre Heimat in den russischen Ostseeprovinzen hatten. Das ist eine sehr große Zahl, wenn man bedenkt, daß sie einer Bevölkerung von etwa 200000 Seelen entstammten; denn nur so viele Deutsche gibt es in den Ostseeprovinzen. Diese Bevölkerung erbrachte den Beweis, daß sie mehr als eine ganze Universität aus ihren Kräften zu besetzen vermochte, und die zahlreichen Berufungen von Balten an die reichsdeutschen Hochschulen zeigten, daß diese Kräfte nicht minderwertig waren. Diese Verhältnisse haben bis zum Untergang der Universität angedauert.

Bis zum Untergang der Universität — sie hatte in den Jahren von 1838 bis 1854 unter Nikolaus I. bereits eine Epoche durchlebt, die sie der Vernichtung nahezubringen schien. Professoren wurden abgesetzt, verbannt; reichsdeutsche Professoren sollten nicht mehr berufen werden, und der deutschen akademischen Freiheit suchte man den Garaus zu machen. Der absolutistisch-militärische Kaiser wollte die Universität in ein russisches Kadettenkorps verwandeln, wenn er auch die deutsche Unterrichtssprache bestehen ließ. Die Wissenschaften sollten wie im Mittelalter traktiert werden nach vorgeschriebenen Lehrbüchern und approbierten Kollegienheften.



Russische Stabsoffiziere auf einem Fort der Festung Nowo-Georgiewsk beim Abhalten eines Kriegsrates.

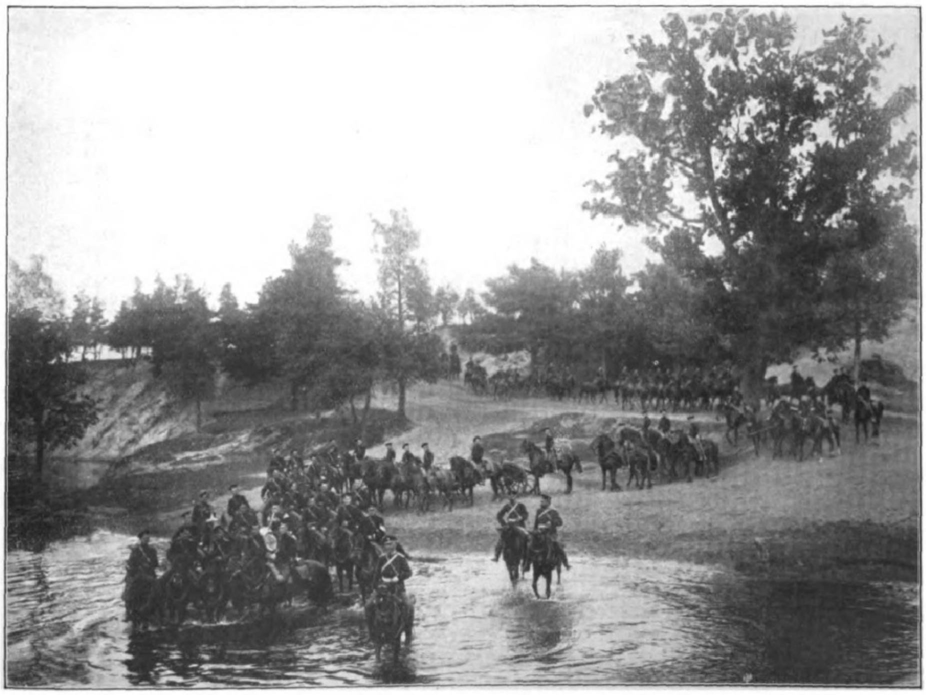


Russische Artilleristen bei der Geschützreinigung.

Aber eben damals raffte sich der baltisch-deutsche Geist auf, verdoppelte seine Kräfte und steckte sich das Ziel: wenn wir keine Lehrer aus Deutschland mehr bekommen, so müssen wir selbst die Universität besetzen, und wenn die Vorlesungen kontrolliert und niedergedrückt werden, so müssen wir neben den Vorlesungen die Studenten belehren und erziehen. So kam man wirklich über die schwierige Zeit nicht nur hinweg, sondern schuf auch aus der Not einen Chor von Tugenden. Niemals hat Livland eine Zeit gehabt, in der die Jugend inniger alle hohen Ideale umfaßt und in der das geistige Leben stärker pulsiert hat als damals. Das Feuer, welches die Nikolaitischen Drangsale entzündet, lohte noch fort, auch nachdem Alexander II. die schlimmen Maßregeln seines Vaters zurückgenommen hatte und reichsdeutsche Professoren wieder nach Dorpat berufen wurden. Dieses Feuer stammte aus der heiligen Flamme, die in Deutschland im Anfange des Jahrhunderts in der Zeit der höchsten Not emporgelodert war. Die Professoren der Universität hüteten es, und der ausgezeichnete Kurator Graf Keyserling, der Freund Bismarcks, respektierte es. Seine ungewöhnliche Weisheit nahm es in den Dienst der hohen Aufgabe, die deutsche Universität Dorpat für das ganze Russische Reich zum Segen werden zu lassen. Unter seiner Leitung kam die Universität in dem letzten Drittel des Jahrhunderts zur höchsten Blüte, und ganz Rußland empfing von dort Lehrer, Ärzte, Apotheker, Landwirte usw., die sich durch ihre Zuverlässigkeit wie durch ihre Kenntnisse unentbehrlich machten. In jeder russischen Gouvernementsstadt und an vielen anderen Plätzen bis zum Stillen Ozean waren sie zu finden, und das russische Volk freute sich ihrer Wirksamkeit, soweit es nicht planmäßig verhetzt wurde.

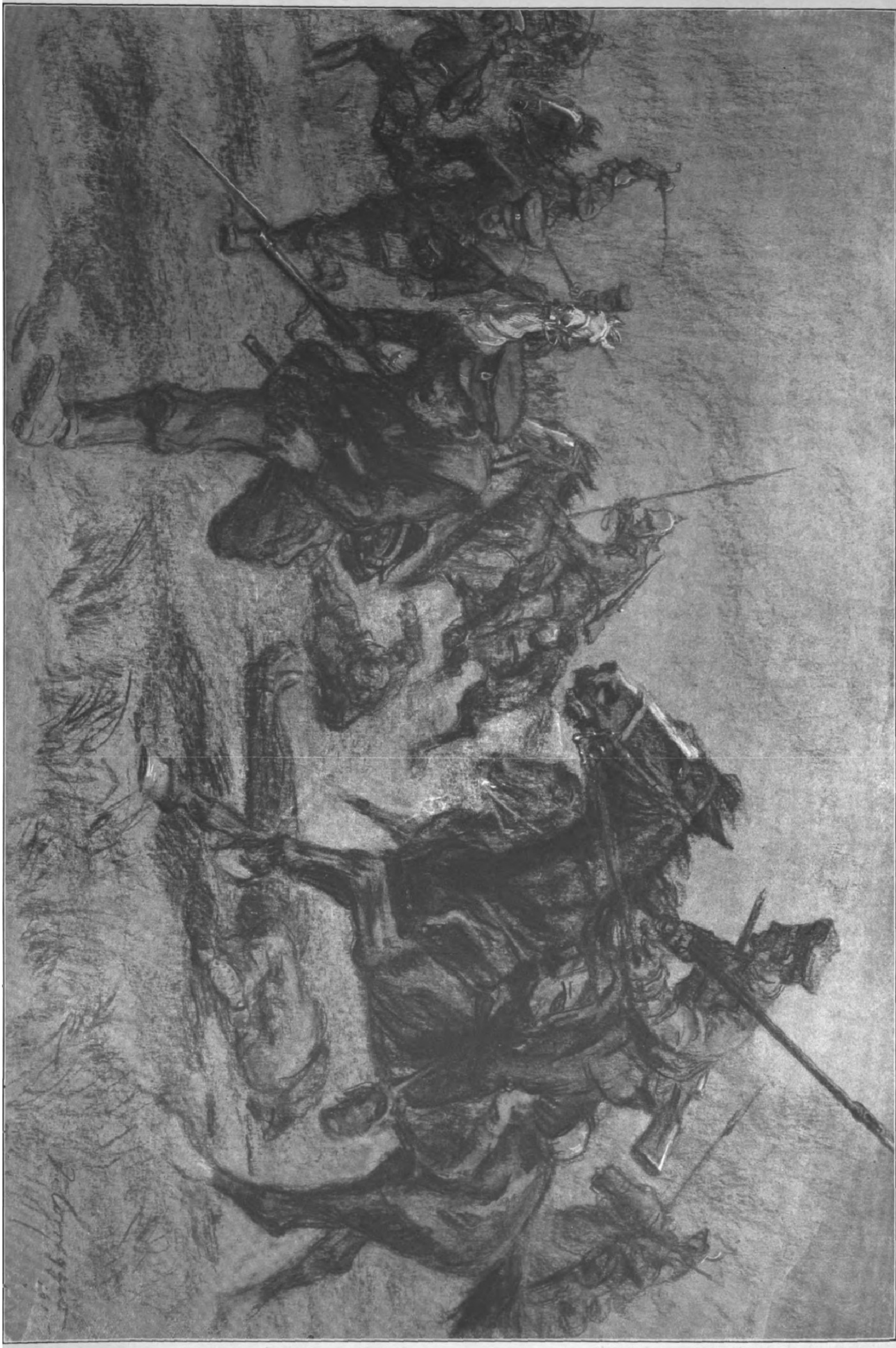
Diese teils panslawistische, teils „echt russische" Hetze setzte freilich schon am Ende der sechziger Jahre wieder ein. Damals begegnete ihr der Professor der Geschichte Schirren mit einer Streitschrift, die Fichteschen Geist atmete. Er mußte seinen Lehrstuhl aufgeben. Mit Lug und Trug, mit Verleumdungen und Entstellungen aller Art schritt die russische Kampflinie vor und unterminierte die Existenz des Deutschtums und seiner Universität. Doch vermochte sie unter Alexander II. noch nichts Wesentliches zu erreichen. Erst unter seinem Sohne Alexander III. gelang das Zerstörungswerk. Daß es ein solches war, darüber sind sich erleuchtete Russen, ja selbst die Urheber der Zerstörung, nicht unklar geblieben: „Mag die Kultur in den Ostseeprovinzen den größten Schaden leiden — russischer Geist muß dort herrschen!" So wurde der Universität die russische Unterrichtssprache fast mit einem Schlage auferlegt und der Bund mit der deutschen Wissenschaft zerschnitten. Dorpat mit seinen mehr als tausend Studenten fiel, und Jurjew entstand, ein kümmerlicher Ableger der russischen Universitäten; denn die besseren russischen Professoren ziehen in der Regel jede andere russische Hochschule vor.

Es gibt eine Russifizierung, sagen wir mit Schirren, gegen die nichts einzuwenden ist. Das ist die Russifizierung, wie sie nach ehrlicher Arbeit und ehrlichem Kampf im Lauf der Generationen gleichen Schritts mit der Entwicklung des Verkehrs und der Kultur des russischen Volks in die livländischen Städte und Dörfer einziehen mag —



Russische Feldartillerie beim Durchqueren eines Flusses. In der ersten Reihe der Tamburin-Schläger.

Bilder vom östlichen Kriegsschauplatz nach Aufnahmen, die bei russischen Offizieren gefunden wurden.



wenn Rußland eine solche Kultur einst bieten kann und diese Provinzen nicht aufgeben muß. Aber als es vor zwanzig Jahren die Universitat zerstörte, konnte es nur einen Ersatz bieten, der keiner war. So ist es ein Kulturmord gewesen und teilweise auch ein Selbstmord, ein blühendes Leben zu zerstören, dessen reiche Früchte auch der Neider und Feind nicht zu leugnen vermochte, und die mindestens in derselben Fülle dem ganzen Russischen Reiche zugute kamen wie den baltischen Provinzen. Ich habe einsichtige Russen gesprochen, die bekannten, daß die Aufhebung der deutschen Universität Dorpat eine böse Konzession an den russischen Chauvinismus gewesen ist und die schwerste Einbuße für das Reich bedeutete. Auch ist es einfach nicht wahr, daß sich die Universität jemals in Widerspruch zu ihren Aufgaben für Rußland gesetzt hat, und daß die Studenten kein Russisch verstanden. Das Gegenteil ist der Fall. Mit großem Ernst hielt der Kurator Graf Keyserling darauf, daß auf den Gymnasien die russische Sprache tüchtig gelernt wurde. Wir Dorpater und Rigaer Abiturienten verstanden Russisch sehr viel besser als Französisch oder gar Englisch. Bei der Abgangsprüfung wurden wir über russische Sprache, Geschichte und Literatur in dieser Sprache examiniert; ein langer russischer Aufsatz mußte aus dem Stegreif geschrieben werden — ich habe einen solchen über den Einfluß Goethes auf Schiller verfaßt — und niemand erhielt das Zeugnis der Reife, der im Russischen nicht mindestens „Gut" hatte. So waren wir wohl vorbereitet, dem Reiche auch in seiner Sprache zu dienen.

Daß aber die Universität nicht nur ihrer wissenschaftlich-praktischen Aufgabe genügt, sondern auch die Wissenschaft selbst fort und fort gefördert hat, das wissen heute noch die Fachmänner in allen Fakultäten. Nicht nur die medizinischen Doktor-Dissertationen, die gehaltvoller waren als die meisten reichsdeutschen, sondern auch die gelehrten Werke in allen wissenschaftlichen Disziplinen legen dafür Zeugnis ab. Im folgenden möchte ich durch eine Reihe von Namen an die Leistungen der Universität erinnern; nicht wenige von ihnen sind auch über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt geworden.

In der theologischen Fakultät wirkten von reichsdeutschen Gelehrten der Dogmatiker Philippi, der scharfsinnigste Vertreter der lutherischen Orthodoxie im neunzehnten Jahrhundert, und der Kirchenhistoriker Kurtz, dessen „Lehrbuch der Kirchengeschichte" vierzig Jahre lang das verbreitetste Studentenbuch auf allen deutschen Hochschulen gewesen ist. Baltische Theologen von hervorragender Bedeutung waren v. Oettingen, der die Moralstatistik begründet hat, der geistvolle Kirchenhistoriker v. Engelhardt, aus dessen Schule mehrere akademische Lehrer, die in Deutschland wirken, hervorgegangen sind, und der Vertreter der praktischen Theologie Theodosius Harnack.

Die juristische Fakultät widmete sich in erster Linie der Pflege des heimischen Rechts, das sich eng an das gemeine Recht anschließt. Hier hat sich der Balte Bunge als Sammler und Bearbeiter die größten Verdienste erworben. Als Reichsdeutsche aber wirkten hier Savignys Schüler Clossius, der schon genannte Evers, der Kriminalist Osenbrüggen, der Kirchen- und Staatsrechtslehrer Loening und andere.

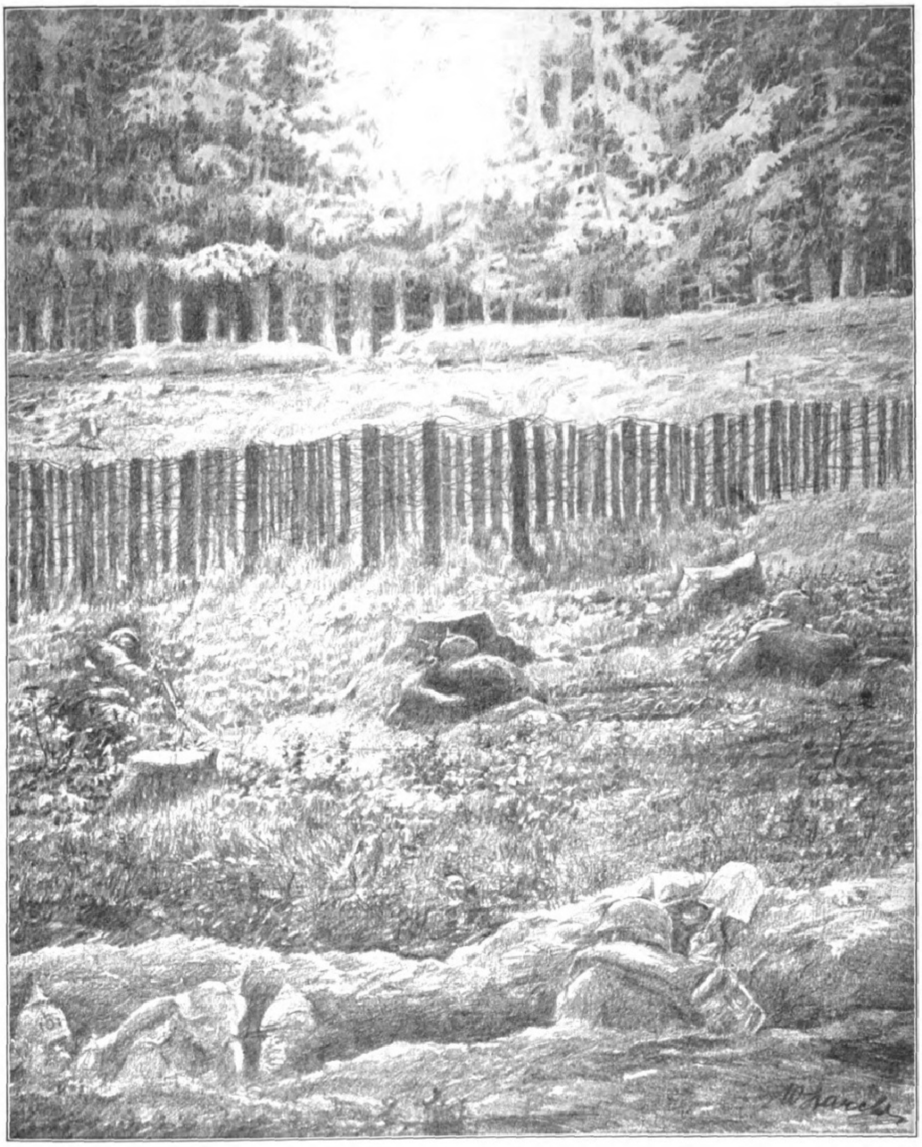
Die Blüte der medizinischen Fakultät haben, aus Deutschland berufen, Burdach, Volkmann, Reichert, Buchheim, Dragendorff, Naunyn, H. H. Meyer — alles Namen von bestem Klang — hervorgerufen; aber neben ihnen wirkten die Balten Kupffer, Rosenberg und Stieda als Anatomen, Bidder (der bedeutende Schüler von Johannes Müller), Alexander Schmidt und Gustav Bunge als Physiologen, v. Bergmann als Chirurg, Schmiedeberg als Pharmakolog. Besonders zahlreich und bedeutend waren die reichsdeutschen Professoren in der Historisch-Philologischen Fakultät. Als Nationalökonomen wirkten in Dorpat Adolf Wagner, den heute noch ein starkes Band mit dem Lande verbindet, Laspeyres und Bücher, als Philologen und Archäologen Neue, Stephani, Schwabe, Petersen, Loeschcke, als Sprachvergleicher Leo Meyer, als Historiker Maurenbrecher, Ullmann, Wilmanns, Rühl, Walz, als Philosophen Jäsche, der seinem Lehrer Kant so nahe stand, und Strümpell. Unter den baltischen Lehrern ist der Historiker Schirren und der Philologe Paucker hervorzuheben.

In den Naturwissenschaften ist der größte Sohn der baltischen Lande Ernst v. Baer gewesen, der die Entwicklungsgeschichte begründet hat. Über seine epochemachenden Leistungen hinaus gehört die wissenschaftliche Persönlichkeit dieses Mannes zu jenen leuchtenden Vorbildern, an denen sich auch ferner noch ganze Generationen von Gelehrten bilden und innerlich erheben werden. Neben ihm haben die baltischen Lande die Astronomen-Dynastie der Struves, die Botaniker Bunge und Russow, die Mineralogen v. Engelhardt, v. Helmersen, Graf Keyserling und Grevingk, den Chemiker Carl Schmidt, den Physiker Arthur v. Oettingen und andere hervorgebracht. Unter den reichsdeutschen Professoren in dieser Fakultät seien der Astronom Mädler und der Mathematiker Minding hervorgehoben.

Nichts als Namen konnten hier geboten werden, und auch diese nur unvollständig; aber sie werden doch nicht wenige Leser daran erinnern, daß in Dorpat fast ein Jahrhundert lang, und noch vor zwei bis drei Jahrzehnten, die deutsche Wissenschaft herrlich geblüht hat. Das alles ist nun versunken, versunken auch das echt deutsche Studentenleben mit seiner baltischen Eigentümlichkeit und seinem Idealismus.

Jetzt aber stehen wir im Weltkriege! Was wird er den baltischen Landen bringen? Niemand weiß es noch. Wir wollen hoffen! Niemals aber soll und wird es dort an der Gesinnung fehlen, die sich von dem Zurufe jener Mächte stärken läßt, die dem Leben Inhalt und Kraft geben:

> „Komm, wir wollen dir versprechen
> Rettung aus dem tiefsten Schmerz,
> Säulen, Pfeiler kann man brechen,
> Aber nicht ein freies Herz;
> Denn es lebt ein ewig Leben,
> Es ist selbst der ganze Mann,
> In ihm wirken Lust und Streben,
> Die man nicht zermalmen kann!"



Zur Eroberung der russischen Weichselfestung Nowo-Georgiewsk am 20. August: Nächtliches Heranarbeiten von Truppen der sächsischen Brigade Graf v. Pfeil an die feindlichen Drahtverhaue bei Nowo-Georgiewsk.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.

Kriegschronik.

21. September 1915.

Im Abschnitt Souchez-Arras unterhielt die französische Artillerie fast ununterbrochen starkes Feuer; in der Gegend von Neuville kam es zu Handgranatenkämpfen.

Das gestern in Trümmer geschossene Schleusenhaus von Sapigneul (am Aisne-Marne-Kanal, nordwestlich von Reims) wurde nachts nach Sprengung der Überreste planmäßig und ohne Berührung mit dem Feinde von uns geräumt. Westlich von Perthes (in der Champagne) und in den Argonnen wurden mit Erfolg Minen in der feindlichen Stellung gesprengt. Mehrere Handgranatenangriffe am Hartmannsweilerkopf wurden abgeschlagen.

Die Truppen des Generaloberften v. Eichhorn sind nordwestlich und südwestlich von Oschmjana im fortschreitenden Angriff. Der rechte Flügel der Heeresgruppe erreichte unter Nachhutgefechten die Gegend östlich von Lida bis westlich von Nowogrodek. Der Übergang über den Molczadz bei und südlich Dworzec ist erzwungen. Weiter südlich gelangten unsere Truppen unter Verfolgungskämpfen bis in Linie südöstlich Molczadz — Nowaja-Mysch — westlich Ostrow.

Erneute russische Angriffe auf die österreichisch-ungarischen Stellen im Raume östlich von Luzk wurden abgeschlagen. An der Ikwa zersprengte das Kreuzfeuer der k. u. k. Batterien einige feindliche Abteilungen, die auf dem Westufer des Flusses festen Fuß zu fassen versuchten.

In Südtirol eröffneten österreichisch-ungarische schwerste Geschütze das Feuer gegen die vom Feinde belegten Ortschaften sowie gegen seine Stellungen und Batterien im Raume von Seravalle, nördlich von Ala. Vor der Grenzstellung auf dem Coston (Hochfläche von Vielgereuth) wurden die Italiener wie immer abgewiesen. Ein feindlicher Doppeldecker warf auf Trient höchst einfältige Flugschriften aus der Feder des Leutnants d'Annunzio ab.

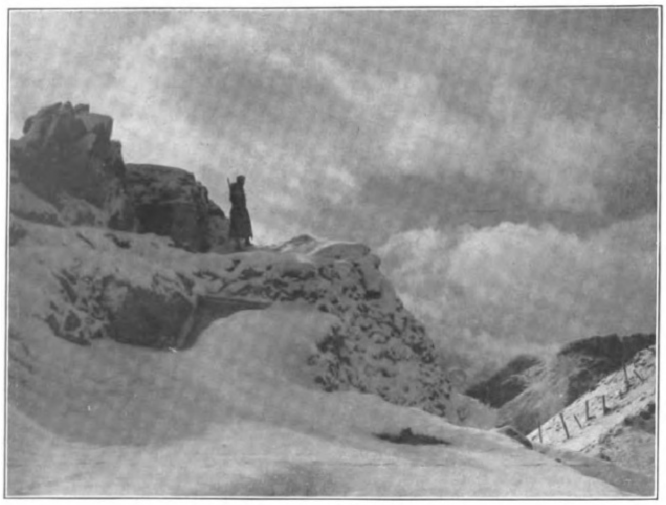
Die Königlich Bulgarische Regierung hat heute, am 8./21. September, die allgemeine Mobilmachung angeordnet.

Ein Teil der osmanischen Seemacht torpedierte den beladenen englischen Dampfer „Patagonia" und versenkte ihn gerade vor dem Hafen von Odessa.

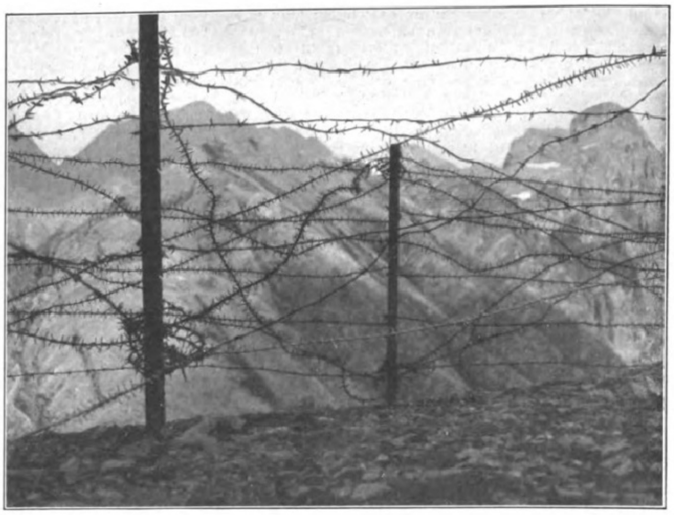
22. September 1915.

Zwischen Souchez und Neuville sowie östlich von Roclincourt griffen die Franzosen gestern abend an. Die Angriffe brachen im Feuer vor unseren Hindernissen zusammen. In der Champagne wurden nordwestlich des Gehöftes Beausejour neue französische Schanzarbeiten durch konzentrisches Feuer zerstört.

Östlich von Smelina (südwestlich von Dünaburg) brachen unsere Truppen in die feindliche Stellung in einer Breite von 3 km ein, machten 9 Offiziere, 2000 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 8 Maschinengewehre. Nordwestlich und südwestlich von Oschmjana ist unser Angriff im weiteren günstigen Fortschreiten. Der Gawia-Abschnitt ist beiderseits Subotniki überschritten.



Posten im Frühwinter in den Südtiroler Bergen. (phot. Biehler.)



Die Marmolata im Drahtverhau. (phot. Biehler.)

Der Molczadz-Abschnitt ist auch südöstlich des gleichnamigen Ortes überschritten. Russische Stellungen auf dem westlichen Myschanka-Ufer, beiderseits der Bahn Brest-Litowsk-Minsk, wurden erstürmt und dabei 1000 Gefangene gemacht, 5 Maschinengewehre erbeutet. Weiter südlich wurde Ostrow nach Häuserkampf genommen. Über den Oginski-Kanal bei Teleschany vorgegangene Abteilungen warfen die Russen in Richtung Dobroslawka zurück.

An der Ikwa kam es an einigen Abschnitten zu heftigen Artilleriekämpfen. Vereinzelte Versuche der Russen, über den Fluß vorzudringen, scheiterten im Feuer der österreichisch-ungarischen Batterien. Die in Litauen kämpfenden k. u. k. Streitkräfte haben gestern im Raume Nowaja-Mysz eine russische Stellung durchbrochen, 900 Mann zu Gefangenen gemacht und 3 Maschinengewehre erobert.

Die serbischen Städte Pozarevac und Veliki Gradiste wurden mit Bomben belegt. Montenegrinische Artillerie beschoß Teodo.

Heute 8 Uhr 15 Minuten vormittags fand ein Angriff feindlicher Flieger mit deutschen Kennzeichen (!) auf Stuttgart statt. Es wurden mehrere Bomben auf die Stadt geworfen. Vier Leute wurden dadurch getötet und eine Anzahl von Militär- und Zivilpersonen verletzt. Der Sachschaden ist ganz unbedeutend.

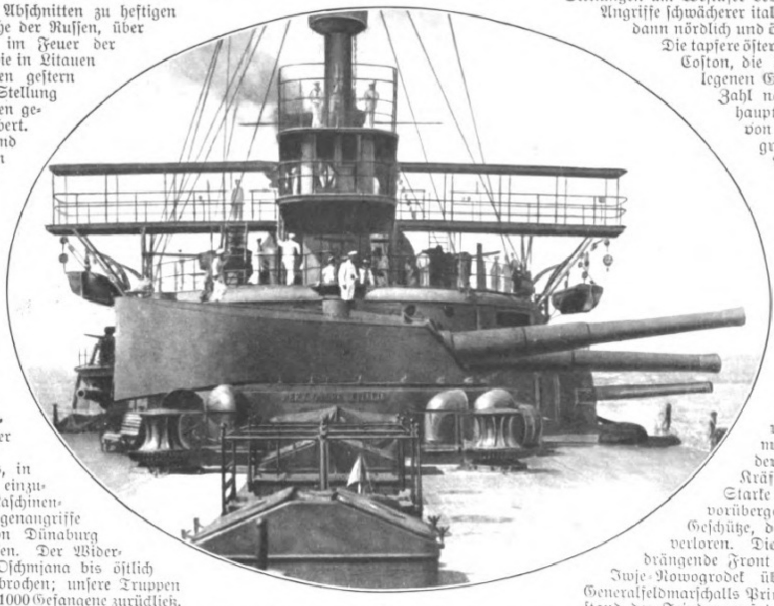
23. September 1915.

Ein anscheinend gegen die Kirchhofstellung von Souchez beabsichtigter französischer Angriff kam in unserem Feuer nicht zur Durchführung.

Westlich von Dünaburg gelang es, in die russische vorgeschobene Stellung einzudringen; 17 Offiziere, 2105 Mann, 4 Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Gegenangriffe gegen die von uns südwestlich von Dünaburg genommenen Linien wurden abgewiesen. Der Widerstand der Russen von nördlich von Oschmjana bis östlich von Subotniki (an der Gawia) ist gebrochen; unsere Truppen folgen dem weichenden Gegner, der über 1000 Gefangene zurückließ. Westlich von Walowka wurde die russische Stellung genommen. Dabei wurden 3 Offiziere, 380 Mann gefangengenommen und 2 Maschinengewehre erbeutet. Nordöstlich und östlich von Logischin wird weitergekämpft. — An der Ikwa und am Styr kam es an mehreren Stellen zu heftigeren Kämpfen. So wurden südöstlich von Nowo-Poczajew zwei russische Angriffe blutig zurückgeschlagen. Ein feindliches Infanterieregiment, das nachts nahe der Ikwa-Mündung über den Styr vorgedrungen war, mußte nach einem von österreichisch-ungarischen Truppen dort geführten Gegenangriff unter großen Verlusten auf das Ostufer zurückgehen.

Die bisher östlich Luzk befindlichen k. u. k. Abteilungen wurden in die Stellungen am Westufer des Styr zurückgenommen.

Angriffe schwächerer italienischer Abteilungen im Tonale-Gebiet, dann nördlich und östlich von Condino wurden abgewiesen. Die tapfere österreichisch-ungarische Besatzung des Monte Coston, die diesen weit vor der übrigen Front gelegenen Grenzberg monatelang gegen einen der Zahl nach bedeutend überlegenen Gegner behauptet hatte, räumte heute früh ihre nun von mehr als zehnfacher Übermacht angegriffene und fast umschlossene Stellung. An der Kärntner Front versuchte eine Alpini-Abteilung am Monte Peralba durchzubrechen; sie wurde mit Verlusten zurückgeworfen.

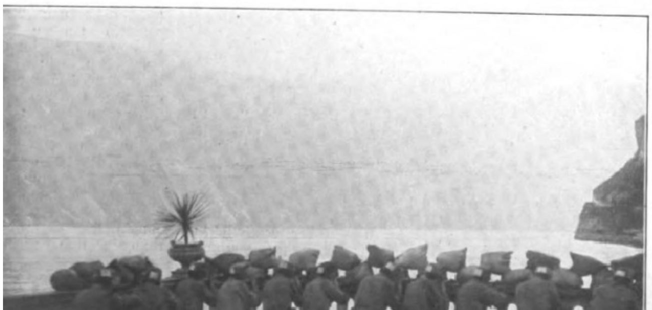


Das italienische Linienschiff „Benedetto Brin“ (13400 t), das im Hafen von Brindisi durch eine Explosion vernichtet wurde. Von der 820 Mann starken Besatzung kam über die Hälfte ums Leben. (Welt-Preß-Photo.)

24. September 1915.

Ein südlich des Kanals von La Bassée angesetzter Angriff weißer und farbiger Engländer scheiterte bereits in unserem Artilleriefeuer. Südwestlich von Lennewaden sind die Orte Rose und Striggs, die vorübergehend geräumt waren, wiedergenommen. — Vor Dünaburg wurden nordöstlich von Smelina weitere russische Stellungen gestürmt und dabei etwa 1000 Gefangene gemacht. Unsere bei Wilejka in der Flanke der zurückgehenden Russen befindlichen Kräfte stehen in hartnäckigem Kampfe. Starke russische Angriffe hatten an einer Stelle vorübergehend Erfolg, dabei gingen mehrere Geschütze, deren Bedienung bis zuletzt ausharrte, verloren. Die dem weichenden Gegner scharf nachdrängende Front hat die Linie Soly-Olschany-Traby-Iwje-Nowogrodek überschritten. Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern hat den Widerstand des Feindes auf der ganzen Front gebrochen. In der Verfolgung ist der Serwetsch-Abschnitt, oberhalb von Korelitschi, sowie der Szczara-Abschnitt nordwestlich von Kraschin erreicht.

Die vorgeschobenen Abteilungen der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen nordöstlich und östlich von Logischin

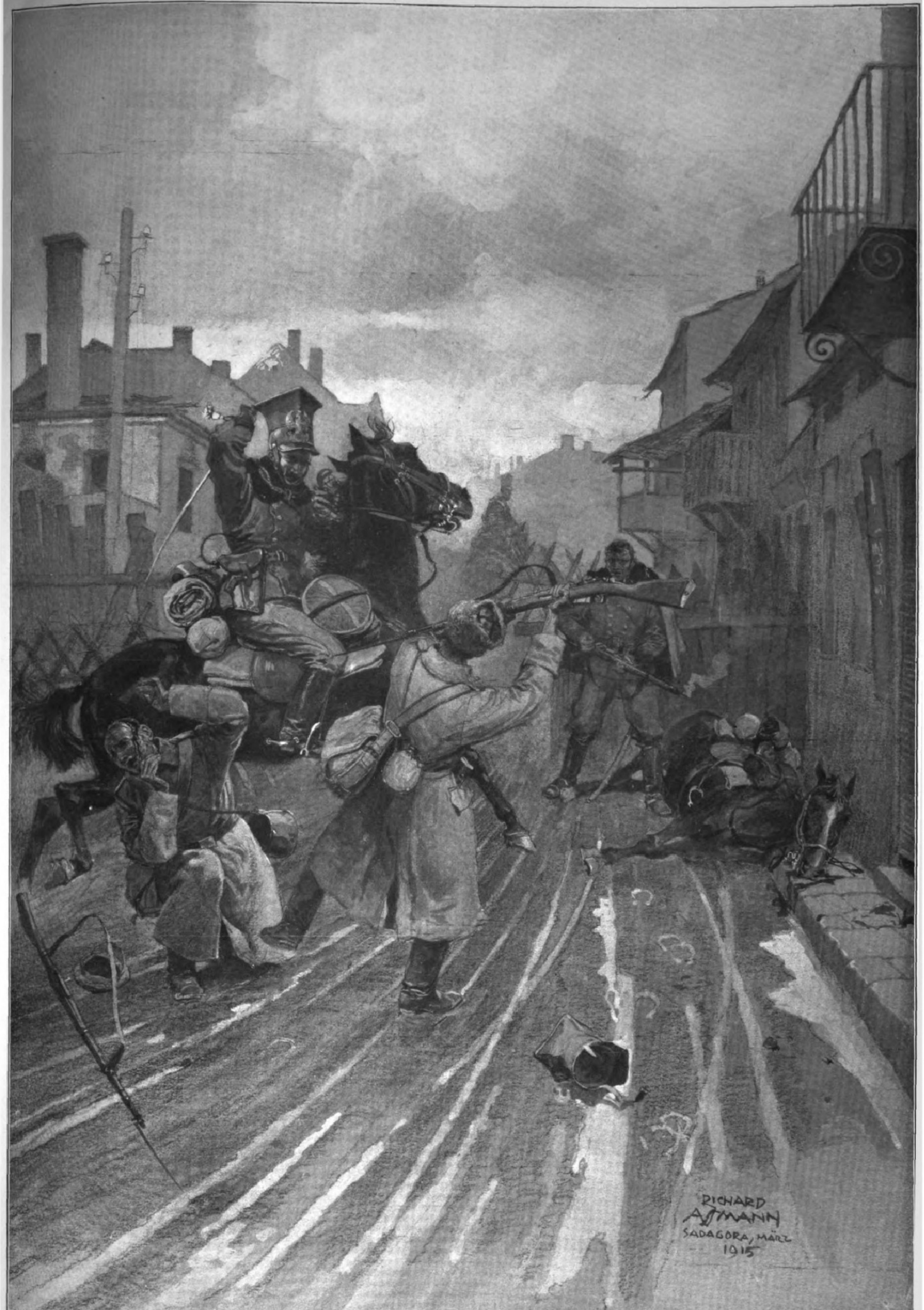


Schützenstand an einer Terrasse an einem Seeufer in Südtirol. (Phot. Az Est.)



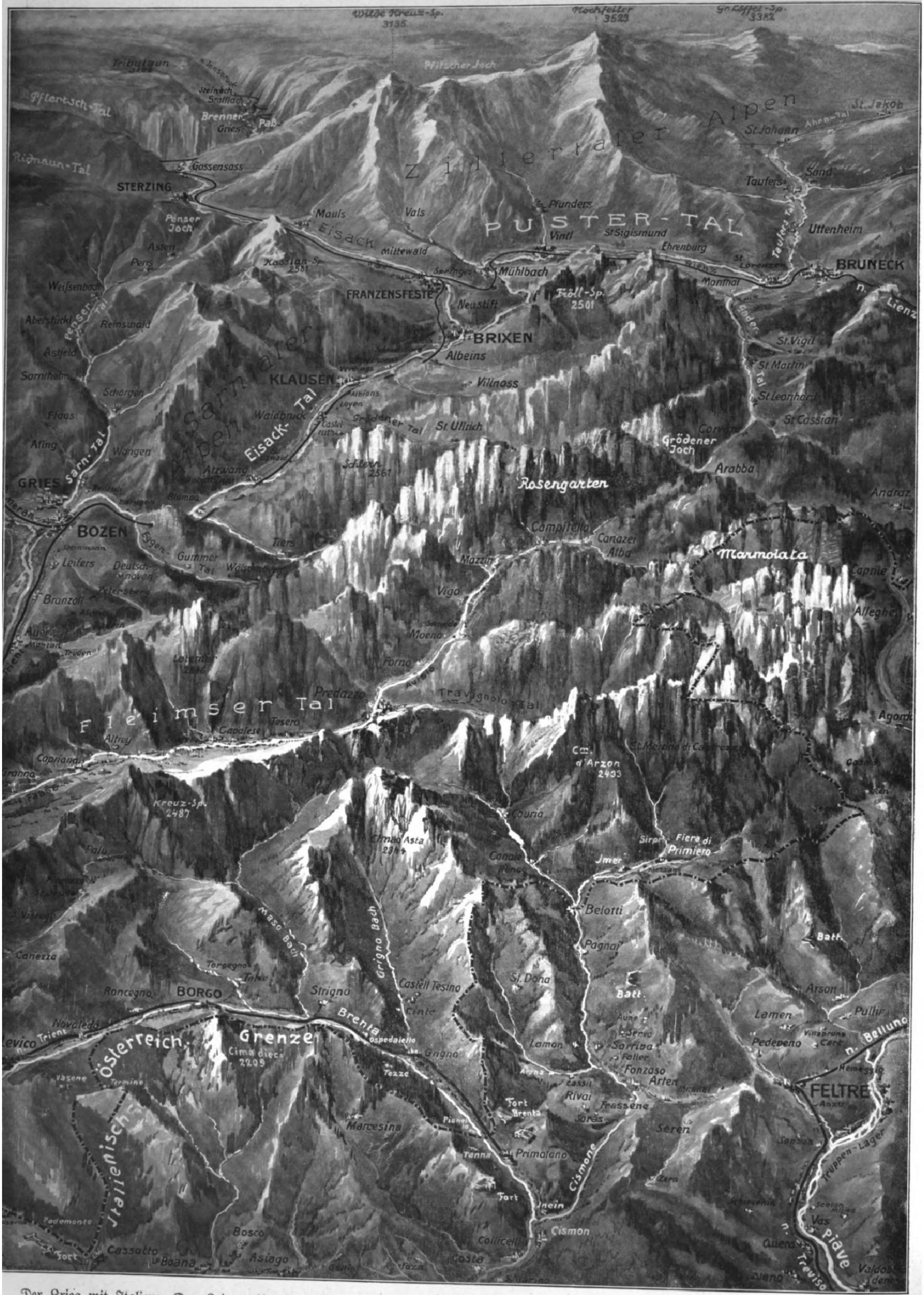
Schießstand an der Terrasse eines Kaffeehauses in Südtirol. (Phot. Az Est.)

Vom Krieg mit Italien.



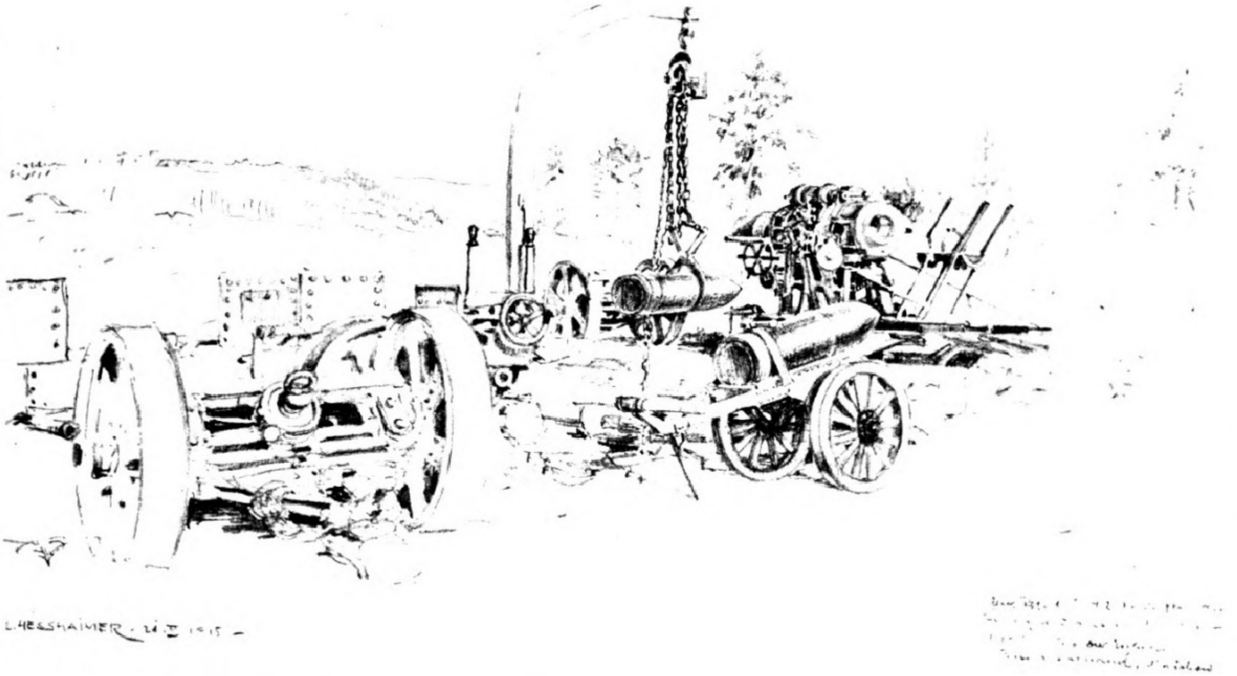
Vom Kriegsschauplatz in der Bukowina: Russischer Überfall auf eine polnische Legionärabteilung in den Straßen von Sadagóra.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.



Der Krieg mit Italien: Das Kriegsgebiet in den Dolomiten. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Walter Emmersleben.

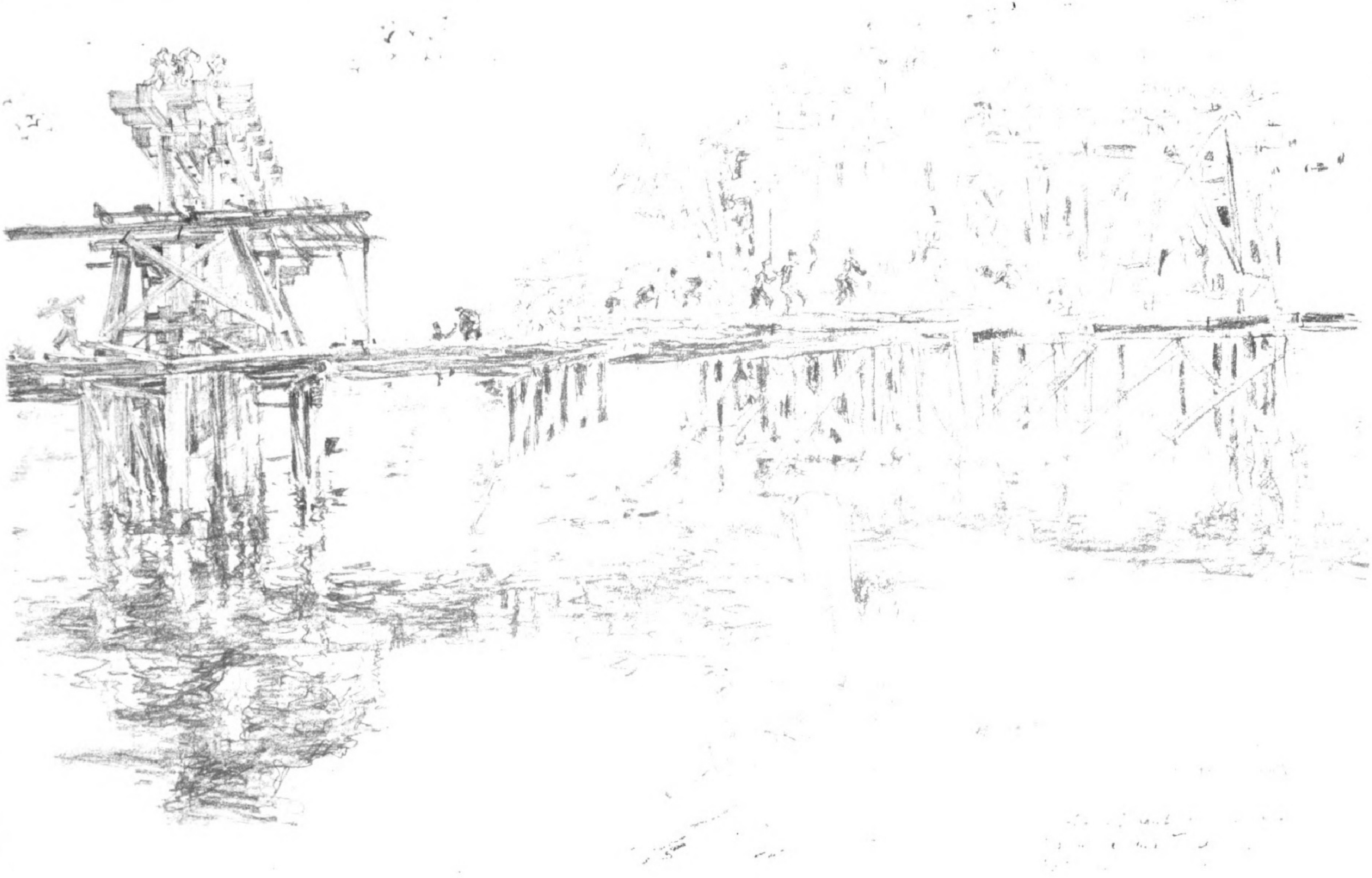
Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten.



Mörser mit Kran. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.



Kordonposten in Krasnopiesoczny an der beßarabischen Grenze. Die Verteidigungslinie geht durch das Haus. Unten sind Schießscharten gebrochen. Nach abgeschlagenem Angriff werden verwundete und gefallene Russen von österreichisch-ungarischen Sanitätsleuten eingeholt. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.



Ungarische Landwehr (Honved) baut neben der gesprengten Eisenbrücke eine Holzbrücke über den Wisłok bei Rzezow in Galizien. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.



Tragtiertransport auf unfahrbaren Wegen.



Sibirische Kosakenpatrouille.



Feldbahn in Hajasd.

Aus den Tagen der Karpathenkämpfe.

Nach Federzeichnungen des bei den österreichisch-ungarischen Truppen mitkämpfenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ k. u. k. Leutnants i. R. Victor Schramm.



Die Meldung. Motiv aus der Bukowina bei Kuzurmare. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.



Bauerngehöft in der Bukowina, südöstlich von Czernowitz, in dem die Russen gehaust hatten. Obgleich viel Holz im Hofe aufgestapelt war, heizten die Russen dennoch mit Fenstern, Türen und Möbeln. Bei ihrem Wegzuge zündeten sie das Haus an, aber das Feuer wurde von einem Regen gelöscht. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.

wurden vor einem umfassenden russischen Angriff hinter den Oginski-Kanal und die Jasiolda zurückgenommen.

Die Zeichnungen auf die dritte deutsche Kriegsanleihe haben nach den bis jetzt vorliegenden Ergebnissen die Summe von 12030 Millionen erbracht. Der Kaiser hat an den Staatssekretär des Reichsschatzamtes Dr. Helfferich auf die Meldung über den Erfolg der dritten Kriegsanleihe nachstehendes Telegramm gerichtet: „Ich danke Ihnen für die Nachricht von dem glänzenden Ausfall der Zeichnungen auf die dritte Kriegsanleihe und beglückwünsche Sie zu diesem neuen schönen Erfolge unserer Ihrer Leitung anvertrauten finanziellen Kriegführung. Das deutsche Volk hat im vollen Vertrauen auf die eigene Kraft damit dem Feinde wie der ganzen Welt bekundet, daß es auch ferner wie ein Mann einmütig zusammensteht in dem unerschütterlichen Willen, den durch freventlichen Überfall uns aufgezwungenen Krieg bis zum siegreichen Ende durchzuführen und für die Sicherheit und Freiheit des Vaterlandes jedes erforderliche Opfer an Gut und Blut freudig darzubringen."

Der König von Griechenland unterzeichnete den Befehl zur Mobilisierung von zwanzig Jahrgängen Kriegsdienstpflichtiger.

Während in Ostgalizien Ruhe herrschte, kam es im Raume von Nowo-Aleksiniec und an der unteren Ikwa zu heftigen Kämpfen. In dem erstgenannten Abschnitt griffen die Russen unter starkem Artillerieaufgebot elf Glieder tief die österreichisch-ungarischen Linien an. Sie wurden überall unter den schwersten Verlusten zurückgeworfen, wobei ihnen die im Gegenangriff nachdrängenden k. u. k. Truppen noch die Höhenstellung entrissen. Auch die Übergangsversuche des Feindes über die untere Ikwa scheiterten.

An der Tiroler Westfront vertrieben die Landesschützen die feindlichen Alpini von der Albiolo-Spitze (nördlich des Tonale-Passes). Auf der Hochfläche von Vielgereuth wurde ein Angriff einiger italienischer Kompagnien (nordwestlich des Coston) abgewiesen. Im Kärntner Grenzgebiet scheiterte ein feindlicher Angriffsversuch auf die Cellon-Spitze (östlich des Plöcken-Passes).

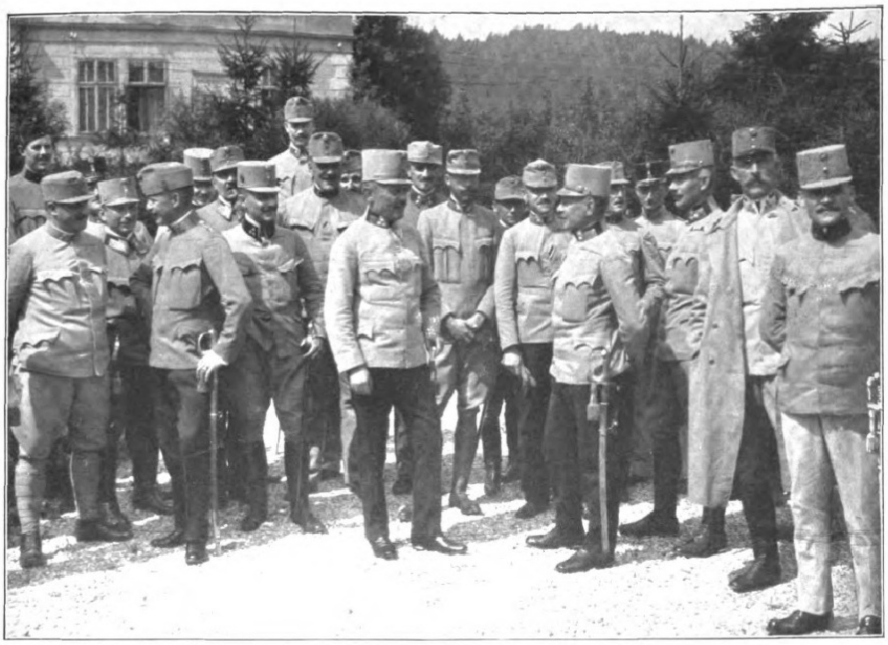
25. September 1915.

Im Westen hat die erwartete französisch englische Offensive eingesetzt. Auf der ganzen Front vom Meere bis an die Vogesen nahm das feindliche Feuer an Stärke zu und steigerte sich östlich von Ypern, zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras sowie in der Champagne von Prosnes bis zu den Argonnen zu äußerster Heftigkeit. Die nach der zum Teil fünfzigstündigen stärksten Feuervorbereitung erwarteten Angriffe haben begonnen. Zwischen den Bahnen von Ypern nach Roulers und nach Comines stießen die Engländer heute früh vor. Ihr Angriff ist auf dem Nordflügel erst nach Nahkampf vor und in unserer Stellung bereits abgeschlagen. Ferner greifen sie nordöstlich und südöstlich von Armentières und nordöstlich des Kanals von La Bassée an; sie versuchen dabei die Benutzung von Gasen und Stinkbomben. Am 23. September abends drangen, wie nachträglich bekanntgeworden ist, die Franzosen in unsere zusammengeschossenen Gräben bei Souchez ein. Sie wurden sofort wieder hinausgeworfen. Gestern wurden sie abermals bei Souchez und beiderseits von Neuville zurückgeschlagen. In der Champagne von Prosnes bis zu den Argonnen erfolgten französische Angriffe, die an den meisten Stellen abgewiesen wurden. Zum Teil wurden sie bereits durch unsere starke Artillerie zum Scheitern gebracht, zum Teil brachen sie erst wenige Schritte vor unseren Hindernissen im Feuer unserer Infanterie und Maschinengewehre zusammen. Die zurückflutenden feindlichen Massen erlitten im heftigsten Artillerie- und Maschinengewehrfeuer sehr erhebliche Verluste. — An einzelnen Punkten der Front ist der Nahkampf noch im Gange. Ein schwacher französischer Vorstoß auf Bezange-La-Grande (nördlich von Lunéville) hatte keinen Erfolg.

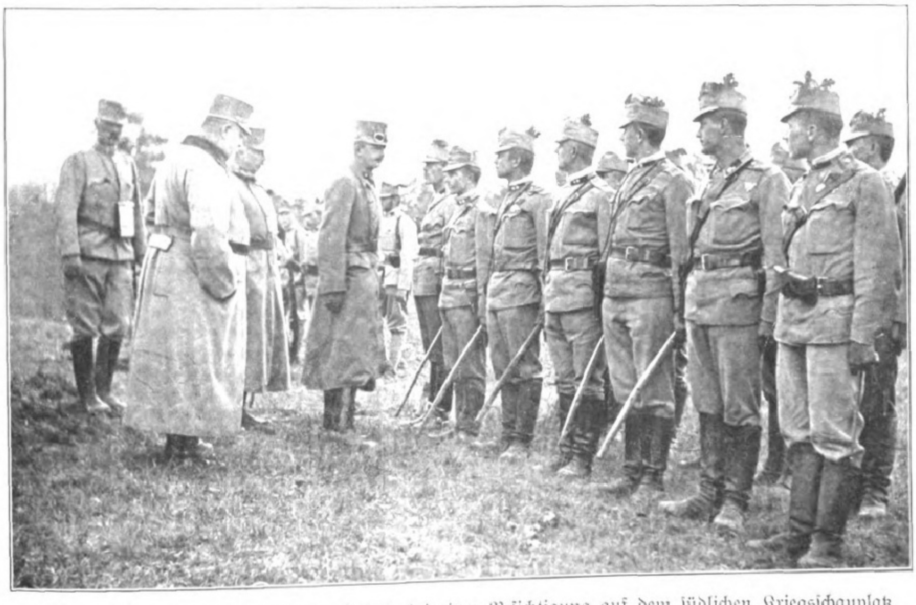
Russische Angriffe südwestlich von Lennewaden sowie bei Wilejka und Rabun wurden abgeschlagen. Unsere Angriffe an der Front südlich von Soly werden fortgesetzt, die Russen setzen unserem Vordringen in der allgemeinen Linie Smorgon-Wischnew — westlich von Saberesina-Tjeljatitschi (an der Einmündung der Beresina in den Niemen) — noch Widerstand entgegen. Nördlich von Korelitschi wehrten sich die Russen hartnäckig. Unsere Truppen stürmten die Stadt Regniswitschi (nordöstlich von Nowogrudok) und schlugen mehrere starke Gegenangriffe ab. Östlich und südöstlich von Baranowitschi ist unser Angriff auf dem Westufer der Szczara im Vorschreiten. Westlich Medwjeditschi und südlich bis Lipsk ist die Szczara erreicht.

In Wolhynien unternahm der Feind wieder eine Reihe mitunter sehr heftiger Angriffe, die an einzelnen Punkten bis in die österreichisch-ungarischen Gräben führten, aber überall blutig abgewiesen wurden. Die Russen erlitten große Verluste. Die Zahl der an der Ikwa-Linie gestern und vorgestern eingebrachten Gefangenen beträgt 20 Offiziere und etwa 4000 Mann. Die im Wald- und Sumpfgebiet am unteren Styr vorgehende österreichisch-ungarische Reiterei entriß dem Feinde abermals einige zäh verteidigte Ortschaften.

An der Tiroler Westfront eröffnete die k. u. k. Artillerie nun auch im Ortler-Gebiet das Feuer. Östlich des oberen Daone-Tales säuberten die österreichisch-ungarischen Truppen die Cima-Latola vom Gegner. An der Dolomiten-Front scheiterte ein Angriff auf die Stellung am Col dei Bois, wobei die Alpini große Verluste erlitten.



General der Infanterie v. Boroevic (×), der Oberbefehlshaber der an der Isonzofront kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen, mit seinen Stabsoffizieren. (Kilophot, Wien.)



Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph bei einer Besichtigung auf dem südlichen Kriegsschauplatz. (Kilophot, Wien.)

Inwieweit sind die Engländer noch Germanen?

Von Dr. phil. et jur. Julius Pokorny, Privatdozent für keltische Philologie an der Universität Wien.

Die große Enttäuschung, die das Verhalten Englands im gegenwärtigen Kriege unserem Volke bereitet hat und gerade in nationalen Kreisen besonders schmerzlich empfunden werden mußte, hat die bis dahin in der Öffentlichkeit kaum berührte Frage nach der rassenmäßigen Zusammensetzung der britischen Nation in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt. Dabei hat sich, wie es bei derartigen Anlässen gar nicht wundernehmen kann, das germanische Nationalgefühl oft als stärker als die ruhige, wissenschaftliche Überlegung erwiesen, und während man früher die Engländer ganz selbstverständlich als typische, reinrassige Germanen ansah, ist man jetzt gelegentlich in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Die bisher zu wenig gewürdigte Tatsache, daß sich im Westen Englands und Irlands eine dunkelhaarige, notwendigerweise vorgermanische Bevölkerung vorfindet, wurde begierig aufgegriffen; man identifizierte sie, da sie großenteils auf keltischem Sprachgebiet zu finden ist, kurzerhand mit den historischen Kelten und war geneigt, dem überwiegenden Einfluß des „keltischen" Elementes einen bedeutenden Anteil an der Einmischung Englands in den Weltkrieg zuzuschreiben.

Zur Aufklärung ist hier vor allem eine nüchterne Übersicht über die wirklichen Bevölkerungsverhältnisse der britischen Inseln nötig.

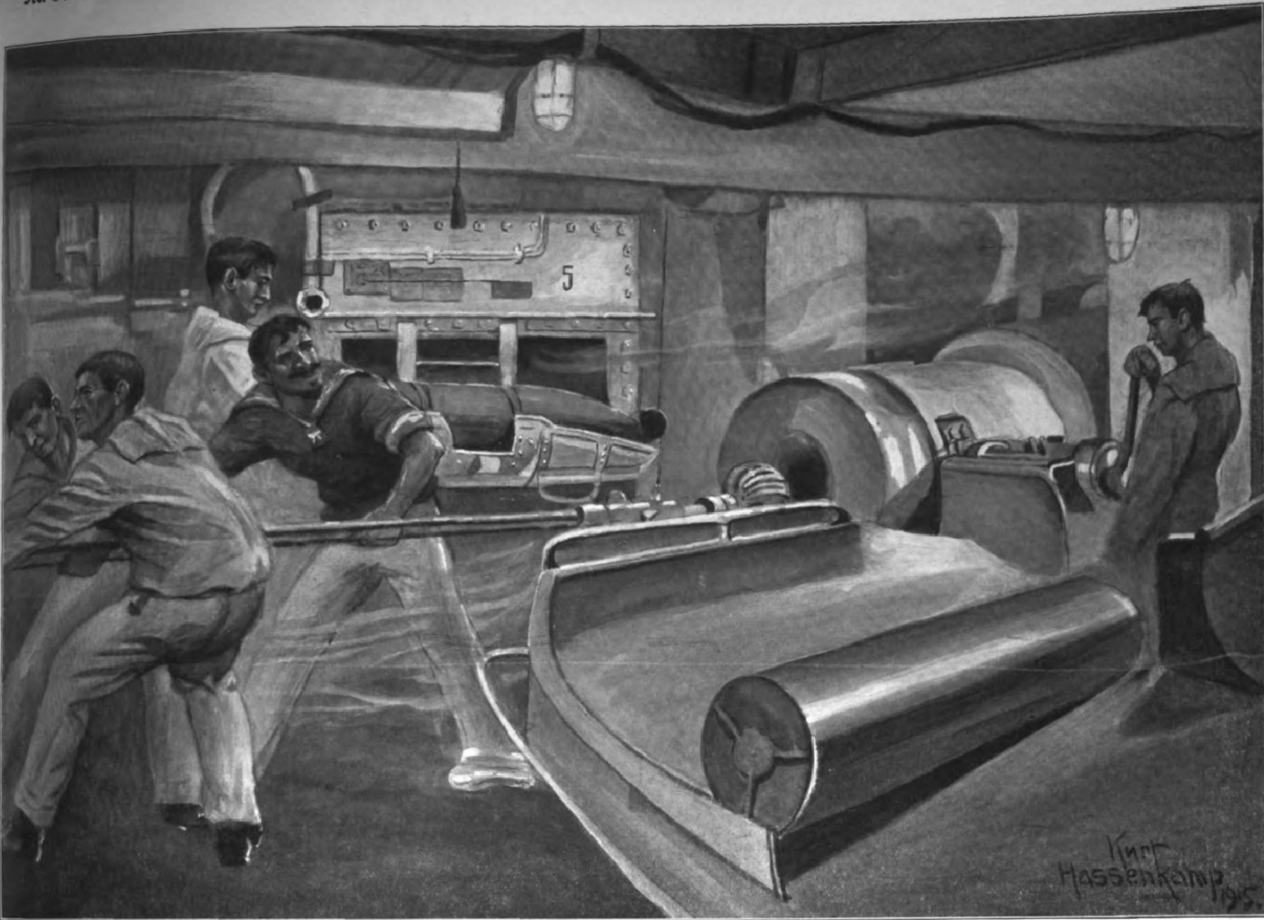
Den verhältnismäßig am reinsten germanischen Teilen Norddeutschlands, wie Westfalen, Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, zum Teil auch Brandenburg, sowie West- und Ostpreußen, wo nicht mehr wie 12 Proz. der Bewohner dunkles Haar und dunkle Augen aufweisen, vermag England kein einziges Gebiet an die Seite zu stellen, da selbst in den am stärksten von blonder, germanischer Bevölkerung durchsetzten Landstrichen Schottlands und Ost-Englands die Brünetten wenigstens 25 Proz. der Bevölkerung ausmachen. Die am meisten germanischen Teile Englands können somit, was den Prozentsatz der blonden Bevölkerung betrifft, höchstens mit mitteldeutschen Ländern, wie der Rheinprovinz, Hessen, Thüringen, Sachsen und Schlesien, verglichen werden. Auch wird man im ganzen Deutschen Reich (Elsaß-Lothringen ausgenommen) vergeblich derart geschlossene Massen einer dunkelhaarigen Rasse suchen, wie wir sie in ziemlichem Umfang in West-Schottland, Wales und West-Irland finden.

Im großen und ganzen weist im Westen nur ungefähr ein Drittel der Bevölkerung blonde Haare und blaue Augen auf, während im Osten das germanische Element noch eine Mehrheit von ungefähr 5 Proz. besitzt. Zur richtigen Würdigung der genannten Verhältniszahlen muß man jedoch Stadt und Land streng unterscheiden. Für die ländlichen Bezirke dürften die Aufzeichnungen auf der beigegebenen Karte ziemlich zutreffen; in den Städten jedoch, vor allem in den Großstädten, ist das germanische Element noch viel mehr zurückgedrängt worden. Es ist einwandfrei festgestellt, daß die blonde Bevölkerung die Atmosphäre der großen Industriestädte nicht gut verträgt und im Gegensatz zu dem anspruchsloseren brünetten Element, das sich zumeist aus dem Proletariat rekrutiert, eine höhere Sterblichkeitsquote aufweist. In Glasgow ist nur mehr ein Viertel, in Manchester ein Fünftel, in London sogar nur ein Siebentel der Bevölkerung blond. In den letzten zwanzig Jahren hat auch auf dem Lande eine starke Abnahme der germanischen Bewohner stattgefunden. Denn mit der fortschreitenden Industrialisierung



Unsere Marine im Weltkrieg: Deckwaschen nach dem Kohlen.

Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.



Unsere Marine im Weltkrieg: Im Geschützturm. Nach einer an Bord eines deutschen Großkampfschiffs entstandenen Zeichnung von Kurt Hassenkamp.





des Landes, mit der Einführung des Freihandels, ist die Landwirtschaft immer mehr dem Ruin zugeführt worden, so daß dem Landmann nichts anderes übrig blieb, als seinen Beruf aufzugeben und in die Stadt zu ziehen oder auszuwandern. Die Besten der Nation sind es, die alljährlich die ungastlich gewordene Heimat verlassen, um sich in Amerika oder Australien ein neues Vaterland zu gründen. Im Jahre 1911 betrug die Zahl der Auswanderer über 380000. Daher auch der große Überschuß an Frauen, der die Zahl von 1322556 erreicht hat, während das Deutsche Reich, obwohl 25 Millionen mehr Einwohner zählend, nur einen Überschuß von 739489 Frauen zeigt.

Unter Berücksichtigung der geschilderten Zustände in den Städten versteht man auch, wie es möglich ist, daß im eigentlichen England, obgleich hier die Küstengebiete zu den verhältnismäßig am reinsten germanischen Strichen gehören, die Brünetten mehr als 60 Proz. der Gesamtbevölkerung ausmachen, während sie in Irland und Schottland, wo große Industriestädte in viel geringerer Zahl vorhanden sind, nur 52, bzw. 50 Proz. umfassen, obgleich gerade hier das brünette Element in eng geschlossener Masse sitzt. In Wales, wo die Blonden nur 34 Proz. stark sind, ist ebenso wie in West-Irland und West-Schottland auch die Landbevölkerung vorwiegend nichtgermanisch. Unter der brünetten Bevölkerung wird der rein dunkle Typus von etwas weniger als der Hälfte repräsentiert; die übrigen weisen neben schwarzen Haaren und dunklerem Teint blaue oder graue Augen auf. Derartige Typen entstehen regelmäßig durch Vermischung der blonden, nordischen Rasse mit einer brünetten, weißen Rasse. Dunkle Augen und lichtes Haar kommen sehr selten zusammen vor.

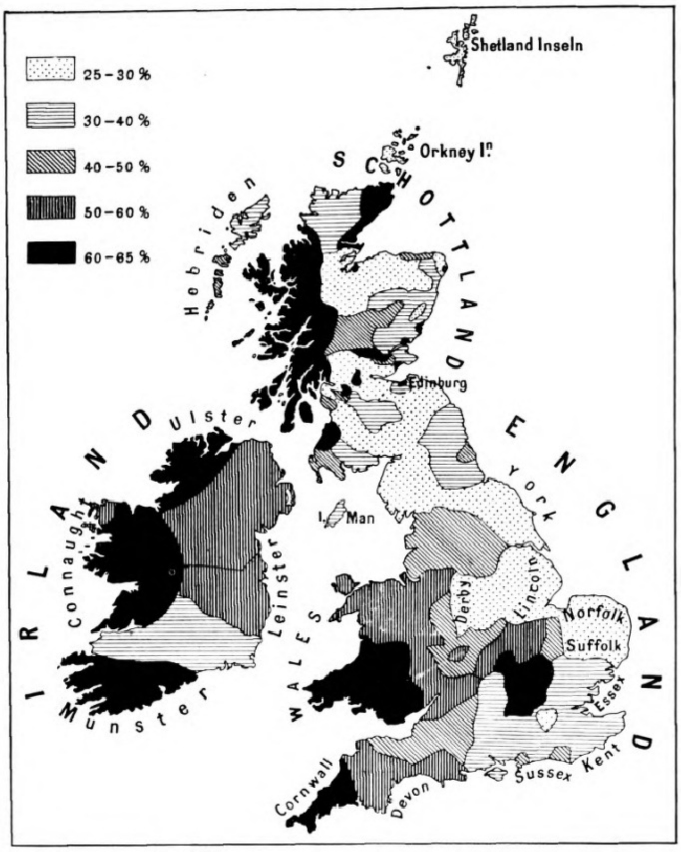
Alles in allem verhält sich das germanische (und allenfalls echt keltische) Rassenelement zu der nichtindogermanischen Urbevölkerung etwa wie 2:3 und bildet, von den Großstädten abgesehen, noch immer die Hauptmasse der Bevölkerung des eigentlichen Englands, die südwestlichen Grafschaften und das sogenannte Midland ausgenommen. Ebenso wiegt das germanische Blut noch in der Aristokratie und herrschenden Klasse vor, wogegen in der Industrie, im Handel und in der Finanzwelt das nichtgermanische Element, dem auch die meisten Industriearbeiter angehören, immer mehr die Oberhand gewinnt. Wenn die englis[che] Handelspolitik nicht bald einen durchgr[ei]fenden Wandel erfährt, wird das germ[a]nische Element auch im Osten bald in d[er] Minderzahl sein.

Es wird hier von Interesse sein, üb[er] die nichtindogermanische Bevölkerung d[er] Britischen Inseln etwas Näheres zu erfahre[n]. Eigene Beobachtungen und das Studiu[m] der keltischen Philologie und Archäolog[ie] haben mich zu folgenden Ergebnissen g[e]führt.

Nach Rückgang des ewigen Eises, da[s] während der letzten Eiszeit ganz Englan[d] und Irland bedeckt hatte, wurde Englan[d] und Irland von einer langköpfigen, kleine[n] schwarzhaarigen Menschenrasse bevölker[t], vielleicht den nordamerikanischen Eskimo[s] verwandt, die dem zurückweichenden Ei[se] nach Grönland gefolgt sein werden, al[s] dies noch mit Europa zusammenhing. Esk[i]moartige Typen habe ich in den nördliche[n] Teilen ziemlich häufig feststellen können; di[e] Leute sind ungewöhnlich klein, haben sta[rk] entwickelte Backenknochen, verwitterte Ge[]sichtszüge, affenartige Unterkiefer und stra[f]fes, zwirnartiges schwarzes Haar. Die Pikte[n] des Altertums dürften dieser Rasse angehö[rt] haben.

Eine zweite Einwanderung nichtindoge[r]manischer Stämme muß in jüngerer Zeit vo[m] Süden her erfolgt sein, langköpfige schwar[z]haarige Menschen von etwas höherer Sta[]tur — aber immer noch klein, den Germane[n] gegenüber — an Kultur den „Eskimos" ziemlich überlegen, offenbar der mittellän[]dischen Rasse angehörig und der Urbevölke[]rung Spaniens, den Iberern, am nächste[n] verwandt. Diese „Iberer" stellen heute da[s] Hauptkontingent der vorindogermanische[n] Bevölkerung auf den Inseln; sie zeichne[n] sich durch Zierlichkeit, Geschmeidigkeit, süd[]ländische regelmäßige ovale Gesichter un[d] vielfach gelocktes schwarzes Haar aus.

Am Ende der Steinzeit wanderte au[s] Südwest-Dänemark eine dritte Rasse ein, allerdings fast nur nach England, breit[]köpfige Rundschädel, die die Kenntnis de[r] Bronze hinüberbrachten und die Leichen[]verbrennung einführten. Sie waren vo[n] ziemlich hoher Gestalt, der alpinen Rass[e] angehörig, kamen aber in geringer Zahl un[d] sind heute im Aussterben begriffen. Di[e] ersten Indogermanen, die hinüberkamen, waren blauäugige und blondhaarige Kelten, die im fünften Jahrhundert v. Chr. von de[n]



Übersichtskarte zu dem Artikel: „Inwieweit sind die Engländer noch Germanen?" von Dr. Julius Pokorny: Die Verteilung der dunkelhaarigen Bevölkerung auf den Britischen Inseln.

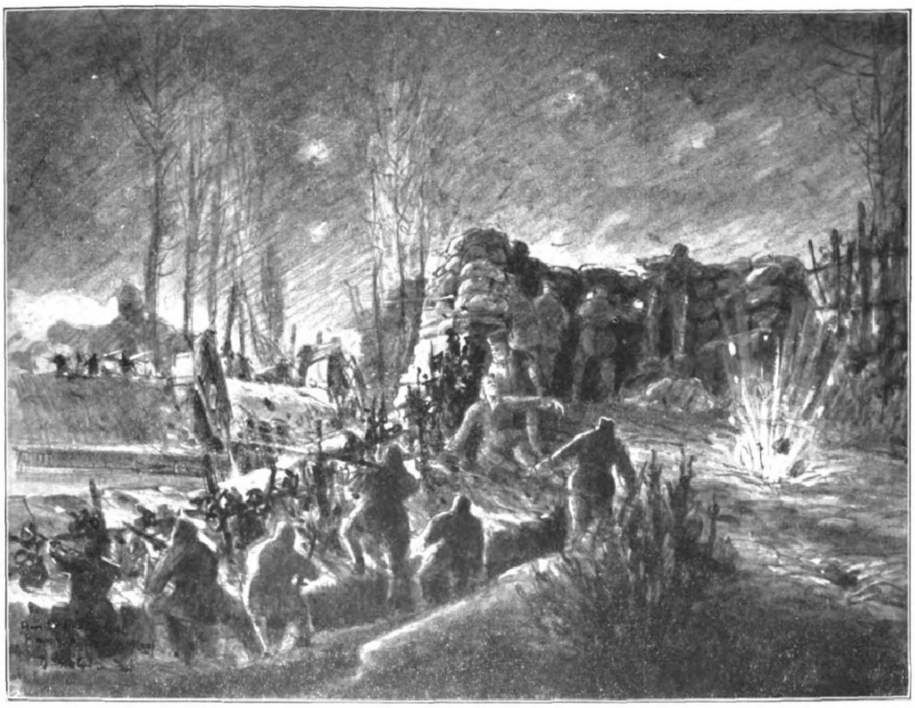
Loiremündung nach Irland und von den Rheinmündungen nach England hinübersetzten. Sie zwangen zwar den Urbewohnern ihre Kultur und Sprache auf, aber im Lauf der Zeiten wurden sie rassenmäßig von der klimatisch widerstandsfähigeren Urbevölkerung fast völlig aufgesogen, so daß von den zwei Millionen, die heute noch in Irland, Wales und Schottland die alte keltische Sprache und Kultur bewahrt haben, der größte Teil eigentlich nicht als Kelten, sondern als Vor-Kelten bezeichnet werden muß. Echte Nachkommen der blonden Kelten lassen sich mit Sicherheit noch in Südwest-Irland und Nord-Schottland nachweisen; vielfach sind auch Nachkommen eingewanderter Wikinger darunter, die die Sprache der keltischen Bewohner angenommen hatten.

Die germanischen Engländer haben das keltische Element seit Jahrhunderten in der grausamsten Weise unterdrückt, und deshalb stehen die Kelten in diesem Krieg mit ihren Sympathien durchgehends auf deutscher Seite. Durch diese einfache Tatsache wird der Theorie, der Krieg sei von den nichtgermanischen Bewohnern angezettelt, eine wichtige Stütze entzogen, denn das nichtgermanische Element ist gerade im keltischen Westen am stärksten vertreten. Es scheint leider zugestanden werden zu müssen, daß es gerade der germanische Engländer gewesen ist, der seit jeher Deutschlands Erfolge mit Neid betrachtet hat, da der Deutsche die Fähigkeiten, die England groß gemacht haben, in noch höherem Maße besitzt und so der einzige ist, der ihm ernstlich Konkurrenz machen kann. Edle Rasse schützt ja nicht vor Entartung, und der Engländer, durch seine geographische Lage das verzogene Kind Europas, ist infolge seiner insularen Isoliertheit offenbar stark entartet.

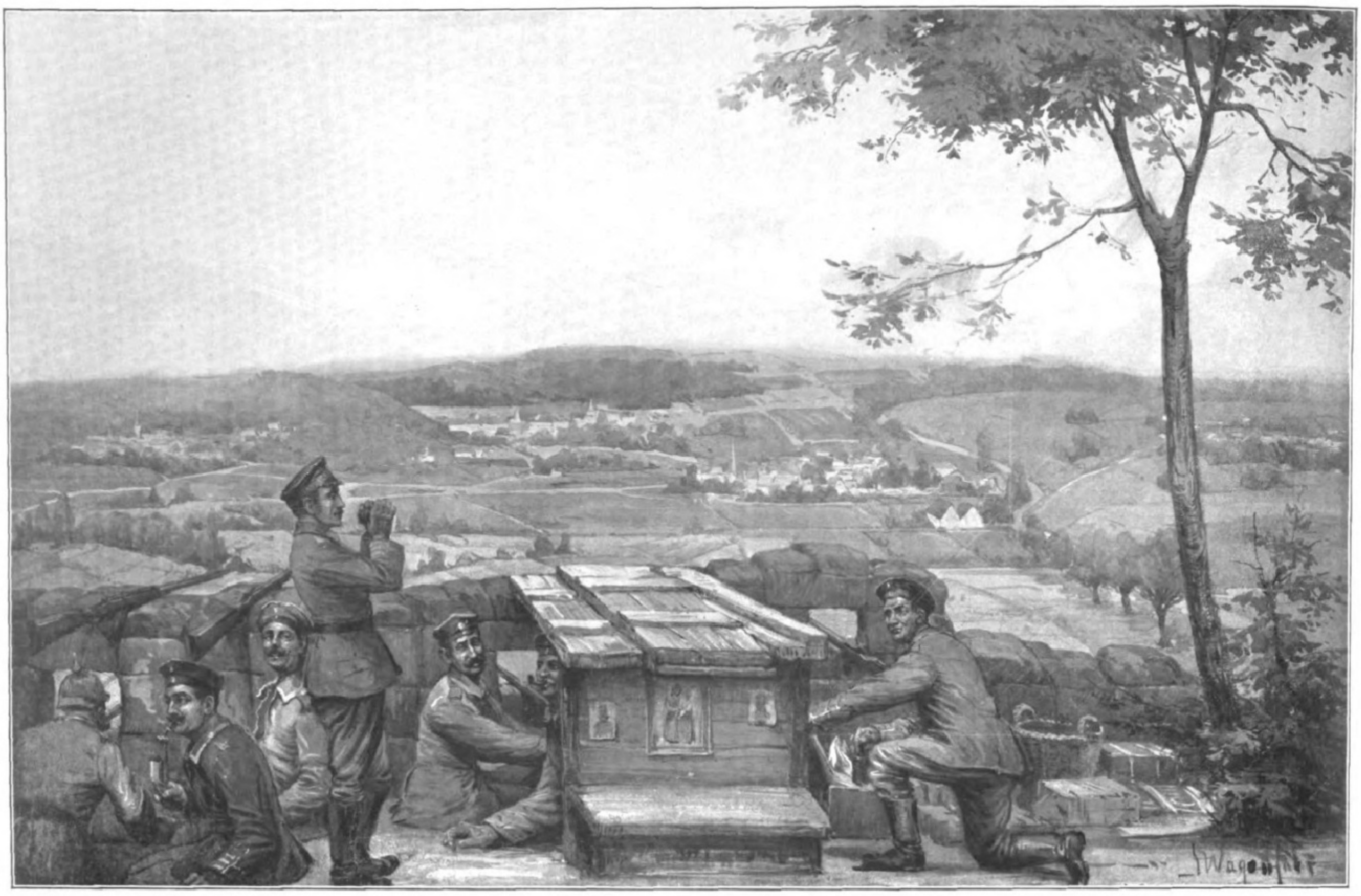
Möglich ist ja immerhin, daß die Mischung mit der Urbevölkerung einen ungünstigen Einfluß auf die völkische Entwicklung ausgeübt hat, doch läßt sich nichts Sicheres darüber sagen, solange nicht die wirklich Schuldigen an diesem Weltbrand mit Sicherheit aufgedeckt sind. — Sehr wahrscheinlich ist es immerhin, daß das allmähliche Zurückweichen Englands auf allen Gebieten auf das Zurückgehen des germanischen Blutes zurückzuführen ist. Gewisse Zersetzungserscheinungen der englischen Gesellschaft weisen deutlich darauf hin, so z. B. der unglaubliche Feminismus, der seinen Gipfelpunkt in der ganz ungermanischen Wildheit der Frauenbewegung gefunden hat. Wenn man sich vor Augen hält, daß vor dem Eintreffen der Angelsachsen auf den Britischen Inseln durchweg Mutterrecht und eine Art von Frauenherrschaft, besonders im Eheleben, in für uns unerhörter Art nachgewiesen werden kann, und damit das Wiederemporkommen der vorgermanischen Rassen vergleicht, wird man diese Erscheinungen mit ganz anderen Augen betrachten.

Jedenfalls werden die Kulturhistoriker den Rassenverhältnissen auf englischem Boden künftig mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen müssen.

Die Engländer sind zwar, besonders was die herrschende Kaste betrifft, zum Teil noch Germanen, aber degenerierte Germanen, wenn auch fast zwei Drittel des Volkes heute nichtgermanischen Stammes sind. Auch in Süddeutschland wiegt heute eine dunkelhaarige, alpine Bevölkerung vor, die aber in Charakteranlage und Begabung sich wesentlich von der großenteils mittelländischen Rasse unterscheidet, aus der die dunkelhaarige Bevölkerung Englands besteht. Doch sind die Mischungsverhältnisse dort in ganz anderer Weise vorgeschritten als bei uns, wo man in viel größerem Umfang von „reiner Rasse" sprechen kann.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ein französischer Nachtangriff an einem Brückenkopf des Oise-Kanals.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Berthold Adolph.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Auf den Höhen vor Blamont. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von G. Wagenführ.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Der Freudenschuß. Wie durch eine große Freude eine plötzliche Gefühls- und Geschoßexplosion hervorgerufen werden kann, das erfuhr ein Intellektueller im Rock des Landsturmmanns. Stand er da in Bütow i. P., das geladene Gewehr geschultert, und bewachte schlecht und recht die im Lager internierten Gefangenen. Da dringt von weitem ein Laut an sein Ohr. — Was ist das? — Hörtest du nicht den Namen Warschau? Nein, sicher nicht, alles andere kann man aus dem immer näher kommenden Getöse heraushören, als wie den Namen Warschau. Und doch, jetzt ist es ganz deutlich, Warschau, Warschau ist gefallen. Da ergreift eine große, eine überwältigende Freude den Landsturmmann. Unwillkürlich greifen beide Hände nach dem Gewehr; hoch hebt er es in die Luft, und donnernd hallt der Freudenschuß über das Lager. — — Da wird es auf einmal ganz still ringsum. — — Ja, und wie es dem wackern Landsturmmann weiter gegangen, das ersieht man am besten aus dem Brief, den er an die Firma Dallmann & Co in Schierstein a. Rhein geschrieben hat. Hier ist er: „Bütow i. P., 7. Sept. 1915. Firma Dallmann & Co., Schierstein a. Rhein. Unaufgefordert rühme ich Kola-Dallmann als Nahrungsmittel und ‚Seelsorger'. Schon in vielen Lebenslagen haben mir die Pastillen Gutes getan und dienen mir z. Zt., da ich hier im Gefangenlager Wachtdienst tue, zunächst als Belebungsmittel, wenn nachts meine Nerven, der ganze Organismus anfangen will zu erlahmen. Ganz besonders noch habe ich es empfunden und Ihre Pastillen zu schätzen gelernt, als ich am 1. September eine eintägige ‚Strafe' zu verbüßen hatte, für einen Freudenschuß, den ich unerlaubt zu Ehren des Falles von Warschau abgab. Verstimmt über den Zwischenfall 'mal 24 Stunden hinter Schloß und Riegel von Brot und Wasser leben zu müssen, haben die Kola-Pastillen hier ungeahnte Wunder getan. Auf Speise und Trank habe ich gern verzichtet, weil die Kola zur Nahrung vollkommen ausreichten und mir nebenher Auffrischung und Frohsinn verschafften. ‚Dallkolat' werden keinen Tag in meiner Tasche fehlen, dieses Präparat empfiehlt sich von selbst, weil nach einmaligem Gebrauch man seine Wirkungen sofort erkennen muß. Ich empfehle es seit Jahren Freunden und Bekannten und werde es immer wieder weiterhin empfehlen. Hochachtungsvoll Landsturmmann A., 3. Komp., 2. E.-L.-I.-B. Schlawe 2, Gefangenlager B. i. P."

Nur das Klavier ist billig, das trotz täglichem Gebrauch seine ursprüngliche Tonschönheit dauernd bewahrt. Man sollte immer bedenken, daß den Verkaufspreisen die Herstellungskosten zu Grunde liegen, die sich nach dem Wert der in der Herstellung benützten Materialien und besonderen Verfahren richten und außerdem von der Verwendung wohlfeiler oder teuerer Arbeitskräfte abhängen. Ein Klavier, das zusehends an Wert verliert, kann für seinen Besitzer niemals eine gute Kapitals-Anlage sein, auch wenn er es noch so billig erstanden hat. Ein Vergleich mit anderen Fabrikaten nach dieser Richtung hin wird ergeben, daß die Steinway-Flügel und -Pianinos aus der deutschen Fabrik von Steinway & Sons in Hamburg am billigsten sind.























Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Nr. 3772. Kriegsnummer 63. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

26. September 1915.

Die Kämpfe in Verfolg der seit Monaten vorbereiteten französisch-englischen Offensive nahmen auf dem größeren Teile der Front ihren Fortgang, ohne die Angreifer ihrem Ziele in nennenswerter Weise näherzubringen. An der Küste versuchten auch englische Schiffe durch Feuer, besonders auf Zeebrügge, einzugreifen; sie hatten keinen Erfolg. Nachdem ein Schiff gesunken und zwei andere beschädigt waren, zogen sie sich zurück.

Im Ypern-Abschnitt erlitt der Feind große Verluste, Vorteile errang er nicht. In unseren Händen ließen die Engländer 2 Offiziere, 100 Mann, 6 Maschinengewehre.

Südwestlich von Lille gelang es dem Gegner, eine unserer Divisionen bei Loos aus der vordersten in die zweite Verteidigungslinie zurückzudrücken. Der im Gange befindliche Gegenangriff schreitet erfolgreich fort. Die Trümmer des einstigen Dorfes Souchez räumten wir freiwillig. Zahlreiche andere Angriffe auf dieser Front wurden glatt abgeschlagen, an vielen Stellen mit schwersten Verlusten für den Gegner. Hierbei zeichnete sich das 39. Landwehrregiment besonders aus, das bei dem Durchbruchsversuch im Mai nördlich von Neuville den Hauptstoß hatte aushalten müssen. Wir haben hier über 1200 Gefangene, darunter einen englischen Brigade-Kommandeur, gemacht und 10 Maschinengewehre erbeutet.

Auch in dem Raume zwischen Reims und Argonnen mußte nördlich von Perthes eine deutsche Division ihre durch nahezu siebzigstündige ununterbrochene Beschießung zerstörte vorderste Stellung räumen und die zweite 2 bis 3 km dahintergelegene einnehmen. Im übrigen aber scheiterten auch hier alle feindlichen Durchbruchsversuche.

Besonders hartnäckig wurde nördlich von Mourmelon le Grand und dicht westlich der Argonnen gekämpft. Norddeutsche und hessische Landwehr schlug sich hervorragend. Mehr als 3750 Franzosen, darunter 39 Offiziere, wurden gefangengenommen.

Östlich von Wilejka sind erneute russische Angriffe abgewiesen. Westlich von Wilejka wird heftig gekämpft. Auf der Front zwischen Smorgon und Wischnew drangen wir an mehreren Stellen in die feindlichen Stellungen ein. Südwestlich von Saberesina warf unser Angriff die Russen über die Beresina zurück. Weiter südlich bei Djeljatitschi und Ljubtschi ist der Niemen erreicht.

Bei Nowo-Aleksiniec endete die seit mehreren Tagen währende Schlacht für die Russen mit einer vollen Niederlage. Wo immer es dem Gegner vorübergehend gelungen war, in einen österreichisch-ungarischen Schützengraben einzudringen, überall wurde er unter großen Verlusten von den herbeieilenden Reserven zurückgeworfen. Noch gestern nachmittag und abend brachen südlich von Nowo-Aleksiniec zehnmal wiederholte russische Angriffe zusammen, und östlich von Załośce wurden feindliche Abteilungen, die sich durch zerschossene Hindernisse einen Weg in die k. u. k. Stellungen gebahnt hatten, als Gefangene abgeführt. An der Ikwa-Styr-Front erlahmte die Tätigkeit des Feindes. Die in Litauen kämpfenden k. u. k. Streitkräfte warfen den Gegner bei Kraszyn auf das Ostufer der oberen Szczara zurück.

Die Italiener beschossen das durch die Genfer Flagge weithin gekennzeichnete Spital des Roten Kreuzes in Görz. Die feindliche Artillerie erzielte in dieser Sanitätsanstalt fünf Volltreffer, von denen eine Granate in den Operationssaal drang.

27. September 1915.

Im Ypern-Abschnitt hat der Feind seine Angriffe nicht wiederholt. Südwestlich von Lille ist die große feindliche Offensive durch Gegenangriff zum Stillstand gebracht. Heftige feindliche Einzelangriffe brachen nördlich wie südlich von Loos unter stärkster Einbuße für die Engländer zusammen. Auch in Gegend bei Souchez und beiderseits Arras wurden alle Angriffe blutig abgeschlagen. Die Gefangenenzahl erhöhte sich auf 25 Offiziere und über 2600 Mann, die Beute an Maschinengewehren auf 14.

Die französische Offensive zwischen Reims und Argonnen machte keinerlei weitere Fortschritte. Sämtliche Angriffe des Feindes, die besonders an der Straße Sommepy-Suippes sowie nördlich Beauséjour-Fme.-Massiges und östlich der Aisne heftig waren, scheiterten unter schwersten Verlusten für ihn. Die Gefangenenzahl erhöhte sich hier auf über 40 Offiziere, 3900 Mann.

Im Rigaischen Meerbusen wurden russische Kriegsschiffe, darunter ein Linienschiff, durch deutsche Flieger angegriffen. Auf dem Linienschiff und einem Torpedobootzerstörer wurden Treffer beobachtet. Die russische Flotte dampfte schleunigst in nördlicher Richtung ab.

Auf der Südwestfront von Dünaburg wurde dem Feinde gestern eine weitere Stellung entrissen; es sind 9 Offiziere und über 1300 Mann zu Gefangenen gemacht und 2 Maschinengewehre erbeutet.

Westlich von Wilejka wird unser Angriff fortgesetzt; südlich von Smorgon wurden starke feindliche Gegenangriffe abgewiesen. Zwischen Krewo-Wischnew machten unsere Truppen Fortschritte. Der rechte Flügel und die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern haben die Westufer des Niemen bis Schtscherssy, des Serwetsch und der Schtschara vom Feinde gesäubert. Östlich von Baranowitschi hält der Feind noch kleine Brückenköpfe. Der Kampf auf der ganzen Front ist im Gange.

Ähnlich wie in Ostgalizien und an der Ikwa ist nun auch im wolhynischen Festungsgebiet die russische Gegenoffensive gebrochen. Der Feind räumte gestern seine Stellungen nordwestlich von Dubno und am Styr-Abschnitt bei Luzk und weicht in östlicher Richtung zurück. Der Brückenkopf östlich von Luzk ist wieder in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen. — Versuche der Italiener, an die österreichisch-ungarische Stellung auf dem Monte Piano heranzukommen, wurden abgewiesen. Am Nordrande der Hochfläche von Doberdó brach ein Angriff einer Versaglieri-Abteilung an den Hindernissen zusammen.

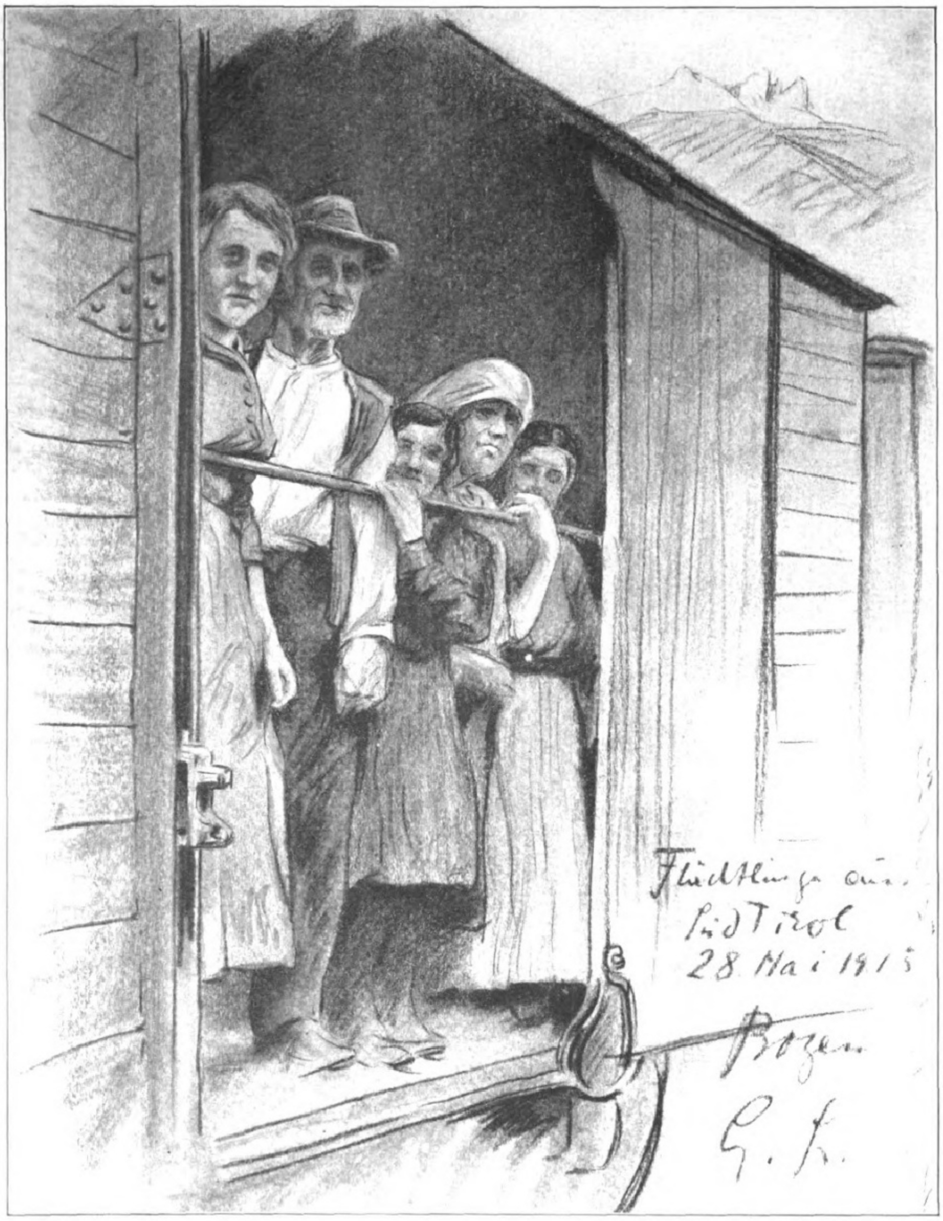
28. September 1915.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz setzte der Gegner seine Durchbruchsversuche auch gestern fort, ohne irgendwelche Erfolge zu erreichen. Dagegen erlitt er an vielen Stellen sehr empfindliche Verluste. Bei Loos unternahmen die Engländer einen neuen Gasangriff; er verpuffte völlig wirkungslos. Unser Gegenstoß brachte neben gutem Geländegewinn 20 Offiziere und 750 Mann an Gefangenen, deren Zahl an dieser Stelle damit auf 3397 steigt; 9 weitere Maschinengewehre wurden erbeutet. Bei Souchez, Angres, Roclincourt und sonst auf der ganzen Front der Champagne bis an den Fuß der Argonnen wurden französische Angriffe restlos abgewiesen. In der Gegend von Souain brachte der Feind sogar Kavalleriemassen vor, die schleunigst zusammengeschossen wurden. Besonders ausgezeichnet haben sich bei der Abwehr der Angriffe sächsische Reserveregimenter und Truppen der Division Frankfurt a. M. In den Argonnen wurde unserseits ein kleiner Vorstoß zur Verbesserung der Stellung bei Fillemorte ausgeführt. Er zeitigte das gewünschte Ergebnis und lieferte außerdem 4 Offiziere, 250 Mann an Gefangenen. Auf der Höhe bei Combres wurden vorgestern und gestern durch umfangreiche Sprengungen die feindlichen Stellungen auf breiter Front zerstört und verschüttet.

Der gestern an der Südwestfront von Dünaburg zurückgedrängte Gegner suchte sich in einer rückwärts gelegenen Stellung zu halten; er wurde angegriffen und geworfen. Das Ergebnis der Armee des Generalobersten v. Eichhorn in der Schlacht von Wilna, die zum Zurückwerfen des Feindes bis über die Linie Naroczsee-Smorgon-Wischnew geführt hat, beträgt an Gefangenen und Material 70 Offiziere, 21 908 Mann, 3 Geschütze, 72 Maschinengewehre und zahlreiche Bagage, die der Feind auf seinem eiligen Rückzuge zurücklassen mußte. Südlich von Smorgon blieb unser Angriff im Fortschreiten. Nordöstlich von Wischnew ist die feindliche Stellung durchbrochen; 24 Offiziere, 3300 Mann wurden dabei zu Gefangenen gemacht und 9 Maschinengewehre erbeutet. Die Brückenköpfe östlich von Baranowitschi sind nach Kampf in unserem Besitz; 350 Gefangene wurden eingebracht.

Durch die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte am Styr mit der Umklammerung bedroht, sah sich der Feind gezwungen, seine unter großen Opfern unternommene Offensive im wolhynischen Festungsgebiet aufzugeben. Der russische Rückzug dauerte gestern den ganzen Tag über an und führte das feindliche Heer hinter die Putilowka. In den Nachhutgefechten östlich Luzk nahmen österreichisch-ungarische Truppen 4 russische Offiziere und 600 Mann gefangen.

An der Dolomiten-Front wurde heute früh ein Angriff des Feindes gegen den Col dei Bois mit Handgranaten abgewiesen. Gestern beschossen die Italiener neuerdings das Spital des Roten Kreuzes in Görz mit etwa fünfzig Granaten, obwohl diese Sanitätsanstalt, da sie noch nicht vollständig geräumt werden konnte, noch die Genfer Flagge trug.



Der Krieg mit Italien: Flüchtlinge aus Südtirol in den ersten Tagen nach der italienischen Kriegserklärung.
Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnants d. R. Gerhard Löbenberg.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

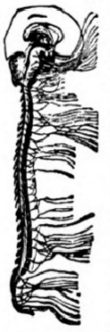
Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3772. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 14. Oktober 1915.

Nervenarbeit und Nervensubstanz.

Ein Beitrag zum Verständnis der Arbeiten von Professor Dr. Habermann.

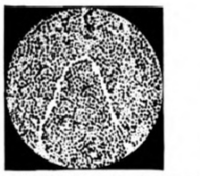
Unser Leben ist heute inhaltsschwerer, wuchtiger, brutaler geworden. Alle Kräfte draußen und daheim sind aufs äußerste angespannt. An die Leistungsfähigkeit des Körpers und ganz besonders der Nerven werden ungeheuere Anforderungen gestellt. Seelische Erschütterungen, Sorgen, Strapazen und Entbehrungen zerrütten unser Nervensystem. Kranke Nerven sind aber die Ursachen zahlreicher Leiden und Schmerzen. Gesunde Nerven dagegen sind die Quellen eines wonnigen Kraftgefühls und ungetrübter Schaffensfreude.



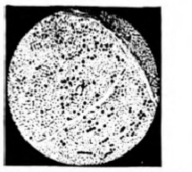
Das Zentral-Nervensystem, der Sitz des Bewußtseins, in welchem alle körperlichen und geistigen Empfindungen zusammenströmen bezw. Willenskundgebungen ausgehen.

Mit ihren feinen Verästelungen, die im Zentralnervensystem — Hirn- und Rückenmark — ihren Ausgangspunkt haben, vermitteln die Nerven jeden inneren und äußeren Lebensvorgang des menschlichen Körpers. Jeder Reiz, der den Körper trifft, die normale oder gestörte Funktion irgendeines inneren Organs, ja selbst unser seelisches Empfinden wird uns erst durch Vermittlung feiner und feinster Nervenfasern zum Bewußtsein und zum Gefühl gebracht. Der große starke Muskel wird von dem kleinen, feinen Nerv beherrscht, den man deshalb auch mit Recht den psychischen Muskel genannt hat. Der kraftvolle Arm des Athleten leistet nichts mehr, jedes beliebige Organ versagt, sobald seine Nerven irgendwie erschlaffen. Der Magen z. B. — er mag im übrigen noch ganz gesund sein — kann nicht mehr die Speisen genügend verdauen, Appetitlosigkeit und alle ihre bösen Folgeerscheinungen treten auf, wenn die Magennerven entkräftet sind. Die heutige Zeit verlangt von uns ja nicht Überanstrengung unserer Körpermuskeln, aber sie fordert unerbittlich täglich aufs neue Einsetzung unserer ganzen Kraft des Geistes und der Nerven. Die Folge ist, daß wir nur mit Mühe, unlustig und mechanisch unsere tägliche Berufsarbeit erledigen, die uns keine Befriedigung gewährt. Unser Körper wird vernachlässigt, Sport und Spiel, ungenügend gepflegt, werden zur unfruchtbaren Anstrengung, statt durch Erfolg und Sieg unsern Geist zu ermutigen, zu erheben. Nervös überreizt, schwindet unser Appetit, unser Heim bietet uns keine Behaglichkeit, Ruhe und Erholung mehr. Unlust, Unzufriedenheit, Unruhe, Sorgen rauben uns den Schlaf, treiben uns unstet umher und lassen uns notgedrungen zu bedenklichen Mitteln greifen, um unsere Nerven künstlich für kurze Frist aufzupeitschen oder zu betäuben. Gegen dieses Elend, das nur aus unseren verbrauchten Nerven herstammt, finden wir in unseren Medikamenten keine dauernde Hilfe, und eine Methode ständiger, wissenschaftlich erprobter Pflege der Nerven, welche allein wirklich helfen könnte, war bisher noch nicht gefunden.

Zwar war man schon vor Jahren zu der wissenschaftlichen Erkenntnis gelangt, daß die rationelle Pflege des Gehirns und des übrigen Nervensystems in erster Linie in einer zweckmäßigen Ernährung, d. h. einmal in dem Ersatz der verbrauchten Nervensubstanz, des Lezithins, und ferner in der allgemeinen Kräftigung des Organismus durch die entsprechenden Nährstoffe besteht. Aber die Nutzbarmachung dieser wissenschaftlichen Erkenntnis stieß in der Praxis leider zunächst auf enorme Hindernisse, denn das Lezithin ist ein überaus diffiziler Stoff, dessen Reindarstellung mit großen Schwierigkeiten und Kosten verknüpft ist. Es mußte erst ein neues Verfahren gefunden werden, daß die Herstellung genügender Mengen dieser kostbaren Nervensubstanz von physiologisch reiner Beschaffenheit ermöglichte.



Querschnitt eines gesunden Nervenbündels.



Querschnitt eines degenerierten Nervenbündels; ein großer Teil der Nervenfasern ist vollständig zugrunde gegangen.

Herrn Professor Dr. Habermann ist die Lösung dieses wichtigen Problems gelungen. Unter Anwendung seines patentierten Verfahrens ist es jetzt möglich, Nervensubstanz Lezithin (Urstoff) in physiologisch reiner Form aus dem Stoffe herzustellen, aus welchem z. B. das aus dem Ei sich entwickelnde Hühnchen Gehirn und Rückenmark aufbaut, nämlich aus den Bestandteilen des Eidotters. Führt man diese Nervensubstanz dem Körper zu, so wird sie größtenteils im Gehirn, Rückenmark und in den Nerven zurückgehalten und zu deren Ernährung benutzt. Die Wirkung solcher Nervensubstanz auf den Organismus ist eine überraschend günstige, wie dies durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten bewiesen ist.

Soweit diese guten Erfolge auf rein medizinischem Gebiet (bei Tuberkulose, Zuckerkrankheit, schwerer Nerven- und Gemütsleiden, Arterienverkalkung usw.) liegen, interessieren sie uns hier nicht und gehen nur den praktischen Arzt an. Wohl aber ist es für jeden von größtem Interesse, zu erfahren, daß nach den Forschungen unserer Physiologen und Ärzte die erhöhte Zufuhr von Nervensubstanz in den Organismus von außerordentlicher Bedeutung für jede gesunde Lebenstätigkeit ist. Denn auch in den Nerven findet ein Stoffwechsel, fortwährender Verbrauch und Erneuerung der Nervensubstanz statt. In dem ermüdeten, schwachen oder kranken Nerv schwindet die Nervensubstanz, wie man es am Querschnitt der Nerven unter dem Mikroskop deutlich beobachten kann. Führt man einem so geschwächten Körper neue Nervensubstanz zu, so wird diese besonders im Gehirn, Rückenmark, überhaupt im ganzen Nervensystem zurückgehalten und für den Lebensprozeß sofort verwendet. Munterkeit, Kraft, Arbeits- und Lebensfreude treten wieder ein und machen den Körper gegen Überanstrengung widerstandsfähig. — Nervensubstanz, Lezithin, nach dem Verfahren von Professor Dr. Habermann in physiologisch reiner Form, dem menschlichen Organismus adäquat und von guter Wirkung, gelangt nur im Biocitin zur praktischen Darreichung.

Biocitin ist ein wohlschmeckender, pulverförmiger Extrakt aus den leichtest verdaulichen, natürlichen, also chemisch unveränderten Wertanteilen von Eidotter und Milch (alles schwerer verdauliche ist daraus entfernt) und enthält zirka zehn Prozent physiologisch reine Nervensubstanz — Lezithin — nach Professor Dr. Habermann. So bildet Biocitin ein vertrauenswertes Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden erschöpften Organismus in geistiger und körperlicher Hinsicht; es bildet für den Schwerkranken ein gern genommenes, leicht verdauliches, kraftspendendes Nahrungsmittel, schafft eine hochwertige Nährquelle für schwächliche und blutarme Personen, kräftigt und fördert den Substanzersatz der Nerven und ist für Ermüdungs- und Erschlaffungszustände des Körpers wie des Geistes von kaum je gehoffter Nutzbarkeit.

Vor allem aber ist es das große Heer der an den Folgeerscheinungen des Krieges, wie seelischen Erschütterungen, Strapazen und Entbehrungen, nervös Zusammengebrochenen, denen Biocitin Auffrischung und Kräftigung des gesamten Nervensystems bringt.

Biocitin ist nur in Originalpackungen in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. Minderwertige Nachahmungen und Ersatzpräparate bitten wir energisch zurückzuweisen, denn Biocitin ist das einzige Präparat, welches nach dem patentierten Verfahren von Professor Dr. Habermann hergestellt wird. Eine Broschüre über rationelle Nervenpflege und ein Geschmacksmuster Biocitin sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S 61/J. 5.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3772. 145. Band.



Ferdinand, König der Bulgaren, in der Uniform als Chef des Königl. Preußischen 4. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 72 (Torgau).

Nach einer photographischen Aufnahme des Hofphotographen Professors Ed. Uhlenhuth, Coburg.

Die Balkanhalbinsel in Flammen. / Von Graf Ernst Reventlow.

Noch vor wenigen Monaten mußten wir hier die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel als ungeklärt bezeichnen und die Haltung der einzelnen Balkanstaaten untereinander sowohl wie zu den kriegführenden Mächten als abwartend. Vor einigen Wochen dann konnten wir feststellen, daß sich eine Änderung wichtiger Art vollzogen habe, nämlich dergestalt, daß zwischen Bulgarien und dem Türkischen Reiche ein Grenzvertrag zustande gekommen sei. Bei diesem Grenzvertrage setzt, jedenfalls von außen betrachtet, der große Umschwung der Dinge auf der Balkanhalbinsel ein, welcher jetzt die Augen der Welt auf sich lenkt.

Indem Bulgarien mit dem Türkischen Reiche jenes Abkommen schloß, legte es seine Politik nach einer bestimmten Richtung hin fest, was zu tun Bulgariens Herrscher und Regierung bisher sorglich vermieden hatten. Bulgarien wollte sich, bevor der endgültige Entschluß gefaßt wurde, nicht nur reiflich alle Seiten der Fragen überlegen, sondern vor allem auch ein klares und begründetes Urteil über die Kriegslage und ihre wahrscheinliche Entwicklung gewinnen. In der Tat war dieses nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Männer, welche die Geschicke Bulgariens leiteten. Sie mußten sich sagen, daß ihr Entschluß über die Zukunft, unter Umständen über das Dasein Bulgariens entscheiden werde. Sie mußten sich andererseits sagen, daß es gerade für Bulgarien in seiner Eigenschaft als Grenznachbarin der Türkei voraussichtlich unmöglich sein werde, auf die Dauer und bis ans Ende neutral zu bleiben. Es kam noch ein anderes und höchst gewichtiges Moment hinzu. Im zweiten Balkankriege war Bulgarien, welches die Hauptlasten des ersten Balkankrieges getragen und die Haupterfolge errungen hatte, von seinen bisherigen Bundesgenossen, und zwar unter Beihilfe Rumäniens, angegriffen worden. In dem folgenden Bukarester Frieden hatte Rumänien ein bulgarisches Gebietsstück an der Donaumündung an sich gebracht, Serbien legte die Hand auf Mazedonien, und Griechenland erhielt das Gebiet von Seres und Kavalla. Bulgarien, geschwächt durch die ungeheueren Anstrengungen des ersten Balkankrieges, hatte sich der Übermacht fügen müssen, jedoch nie Zweifel darüber gelassen, daß es trachten würde, zum mindesten Mazedonien wiederzugewinnen und die dort wohnenden Volksgenossen vom serbischen Joche zu befreien. Das tapfere bulgarische Volk benutzte tief verbittert, aber ungebeugt die dem Frieden von Bukarest folgende Periode, um mit der ihm eigenen Zähigkeit die Wunden des Krieges zur Heilung zu bringen und die Wehrkraft wieder auf die Höhe zu führen. Bulgarien befand sich, wie aus dem Gesagten hervorgeht, auf drei Grenzen umgeben von drei Mächten, deren jede bulgarisches Gebiet, bzw. solches Gebiet, auf welches Bulgarien aus dem ersten Türkenkriege begründetes Recht zu haben glaubte, an sich gerissen hatte. An der vierten bulgarischen Landesgrenze lag das Türkische Reich, gegen welches Bulgarien Krieg geführt hatte. In dieser schwierigen Lage begann Bulgarien bereits vor dem Weltkriege, die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich-Ungarn und Deutschland mit wachsender Sorgfalt zu pflegen. Das vorläufige Ergebnis dieser von den Mittelmächten mit Genugtuung begrüßten Politik war eine Anleihe. Mit dem Anfang August 1914 brach dann der große Krieg aus.



Dr. Radoslawow,

bulgarischer Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.
(Phot. Karastoyanow, Sofia.)

Die auf langjährige Bündnisverträge gegründete Erwartung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns: Rumänien werde sich auf ihre Seite stellen, erfüllte sich bekanntlich nicht, und nach dem Tode des alten Königs Karol neigte die Politik der rumänischen Regierung im Gegenteil steigend nach der Seite der Ententemächte, und eine sich verstärkende Strömung in der rumänischen Bevölkerung, sorglich gepflegt vom Vierverbande mit allen Mitteln, drängte darauf, daß Rumänien an der Seite Rußlands Österreich-Ungarn angriffe. Serbien befand sich von Anfang an im Kriege und im Kampfe mit Österreich-Ungarn, Griechenlands Politik schien unter dem ententefreundlichen Venizelos nur auf das Signal zu warten, um an die Seite unserer Feinde zu treten, bis sich im Laufe des Krieges zeigte, daß König Konstantin von Griechenland mit ebenso viel politischer Klarheit wie Entschlossenheit für die Beibehaltung der griechischen Neutralität eintrat.

Seit dem Frühjahr 1915 hatten die englisch-französischen Angriffe auf die Dardanellen begonnen. Die Verbündeten boten an Truppen und Schiffen alles auf, was sie konnten, um so das Schicksal der Türkei zu besiegeln, Rußland und ihnen das Schwarze Meer zu öffnen. Wäre es gelungen, so würden die neutralen Balkanmächte nicht nur die Sache der Türkei als verloren, sondern das Schicksal Südeuropas als in den Händen des Vierverbandes liegend angesehen haben. Zweifellos war, daß im Augenblicke, wo die Dardanellen fielen, Rumänien gegen Österreich-Ungarn das Schwert gezogen haben würde. Auch Griechenland, dessen König sich während des Vorfrühlings 1915 weigerte, gegen die Türkei zu marschieren, würde diese Haltung vielleicht nicht haben beibehalten können, sondern erklärter Vasall der Westmächte geworden sein. Die Stellung Serbiens hätte durch die neue Bundesgenossenschaft Rumäniens an Stärke bedeutend gewonnen. Eine derartige Perspektive hatte Italien im Auge, als es Ende Mai 1915 Österreich-Ungarn den Krieg erklärte und sich gleichzeitig der Hoffnung hingab, nun würde auch Rumänien marschieren und im Anschluß daran der Umschwung der gesamten Balkanlage zugunsten des Vierverbandes erfolgen. Es kam anders, denn Rumäniens Staatsmänner hielten die militärische Lage nicht für genügend geklärt, um den folgenschweren Entschluß zu fassen. Die Balkanstaaten, in erster Linie Rumänien, standen unter dem Eindrucke der Beobachtung des deutsch-russischen Ringens und konnten sich vom Frühjahr 1915 an der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß die deutschen Heere fortschreitend und steigend den weit überlegenen russischen Streitkräften das Gesetz ihres Wollens aufzwangen und sie in die Defensive drängten. So gewaltig war aber der alte Nimbus russischer Unbesiegbarkeit und Unwiderstehlichkeit, daß die Balkanstaaten bis in die neueste Zeit hinein nicht haben glauben können, daß Rußlands Macht wirklich gebrochen, daß es zum mindesten mit seiner Offensivkraft zu Ende sei.

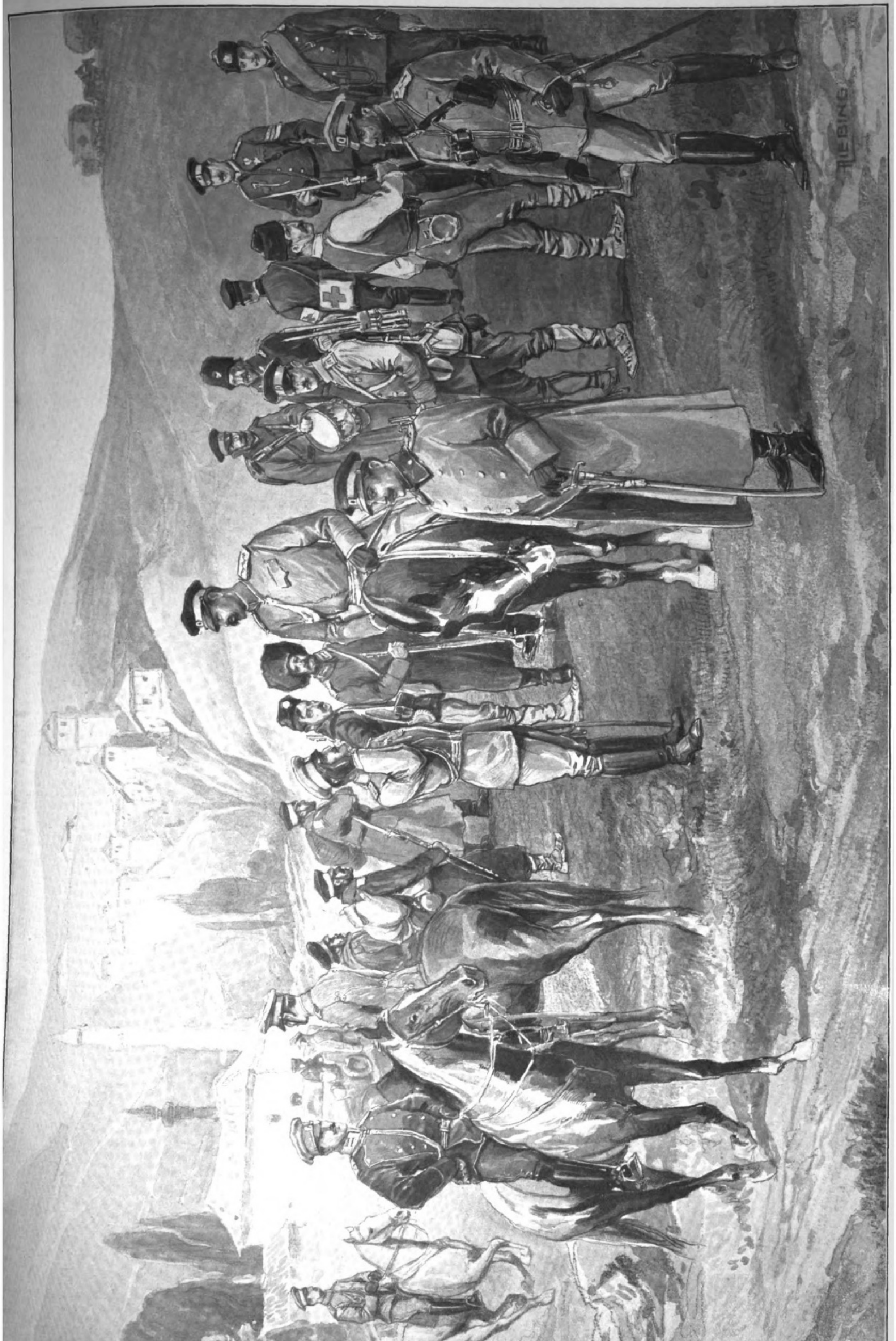
So gingen die Monate dahin. Mehr und mehr erkannten die Mächte des Vierverbandes, daß unter diesen Umständen und Verhältnissen der Schlüssel der Balkanlage bei Bulgarien liege. Gelang es, Bulgarien auf die Seite des Vierverbandes zu bringen, so mußte auch Rumänien folgen, und die Türkei war über kurz oder lang verloren; so dachte man. Um Bulgarien zu gewinnen, versprach man ihm Gebietszuwachs auf Kosten der Türkei und stellte im Laufe der Verhandlungen auch solchen in Mazedonien in Aussicht, welchen Serbien freiwillig abtreten werde. Das war freilich nicht so viel, wie Bulgarien rechtmäßig beanspruchen mußte, außerdem war es Zukunftsmusik, denn wenn Serbien auch sich jetzt bereit erklärte, und wenn die Vierverbandsmächte versprachen, — wer bürgte dafür, daß nach dem Kriege bei siegreichem Ausgange für die Vierverbandsmächte das Versprechen eingelöst wurde, oder daß man nicht Bulgarien das bereits abgetretene Gebiet wieder abnahm, um es dem befreundeten Serbien wieder zurückzugeben? Wenn Bulgarien sich die Entwicklung seiner Zukunft nach einem solchen Entschlusse überhaupt vorstellte, so mußte es sich sagen, es werde nach dem Kriege und nach dem Siege des Vierverbandes als eine isolierte, unterdrückte und abhängige Macht auf dem Balkan dastehen. Wohl forderte der Vierverband Bulgarien auf, gegen Konstantinopel zu marschieren, aber doch nur,



Kronprinz Boris von Bulgarien.
(Phot. Karastoyanow, Sofia.)



Prinz Kyrill von Bulgarien.
(Phot. Karastoyanow, Sofia.)



um es für Rußland zu erobern und den russischen Koloß an den Bosporus zu bringen. Bulgarien war ferner gewiß, daß der Vierverband sowohl Serbiens wie Rumäniens Stellung, ja auch die Griechenlands stärken würde. Die große Frage für die bulgarischen Staatsmänner aber blieb naturgemäß, ob denn überhaupt wahrscheinlich sei: erstens, daß die Meerengen sich halten, zweitens, daß die Zentralmächte siegen würden, wenn Bulgarien im Anschlusse an sie eine selbständige nationale Politik, die sich notwendig gegen Serbien richten mußte, triebe. Die Mächte des Vierverbandes, welche wußten, was für sie auf dem Spiele stand und steht, haben mit Versprechungen nicht gekargt, aber immer wieder, wenn Bulgarien seine Forderung stellte: sofortige Besetzung der Gebiete in Mazedonien — dann zeigte sich, daß die Vierverbandsmächte etwas versprochen hatten, was zu erfüllen sie nicht imstande waren, und daß sie nur einen Wechsel auf die Zukunft von höchst zweifelhaftem Werte ausstellen konnten. Auf der anderen Seite erkannten die bulgarischen Staatsmänner ein aufrichtiges und höchst wirkliches Interesse des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns darin, ein starkes, freies und unabhängiges Bulgarien zu schaffen an Stelle, wie seit dem zweiten Balkankriege, eines übermäßig starken Serbiens, erfüllt von expansivem und offensivem Geiste und nur darauf bedacht, die österreichisch-ungarische Monarchie als Sturmbock Rußlands zu zertrümmern. Eine Bedingung freilich mußte Bulgarien erfüllen, um in ein Verhältnis vollkommen sicher gegründeter Freundschaft zu den Zentralmächten zu gelangen: den alten Hader mit der Türkei endgültig beilegen ... Die Politik der beiden Zentralmächte ist bekanntlich immer auf eine starke, unabhängige und freie Türkei gerichtet gewesen. Bulgarien sah sich insofern vor die Frage gestellt, ob es für seine Gegenwart und Zukunft vorteilhafter sei, gegen die Türkei zu gehen, sich damit an die Seite der Ententemächte zu stellen, zu versuchen, die Russen nach Konstantinopel zu bringen und damit im Falle des Erfolges auf dem Balkan ein mächtiges Serbien auf Kosten Bulgariens erstehen zu lassen. Freilich hatte, wie in der Bevölkerung aller Balkanstaaten, so auch in Bulgarien, eine jahrelange russische Propaganda mit allen Mitteln eine russenfreundliche Partei geschaffen, und diese Partei hat sich durch den alten russischen Allmachtsnimbus noch lange erhalten, nachdem das tatsächliche Fiasko der russischen Allmacht offenbar geworden war. Diesen Strömungen und Kräften gegenüber stand aber außer der Einsicht der bulgarischen Staatsmänner das starke, tiefe bulgarische Nationalgefühl mit seinem Drange zur nationalen Selbständigkeit und die brennende Sehnsucht, dem verhaßten serbischen Räuber das wieder zu entreißen, was er Bulgarien genommen hat.



Eleonore, Königin der Bulgaren, geb. Prinzessin Reuß J. L.

Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Professors Ed. Uhlenhuth, Coburg.

Die große Frage war und blieb: kann Bulgarien es wirklich wagen, seine Schicksalswürfel zu werfen? Dieser Frage kam, je länger der Krieg dauerte, desto mehr eine Notwendigkeit militärischer wie politischer Natur der Zentralmächte wie der Türkei entgegen: die Notwendigkeit, eine sichere Verbindung zwischen Ungarn und dem türkischen Gebiete herzustellen. Verhindert wurde diese Verbindung durch das Dazwischenliegen von Serbien und Rumänien. Serbien war von Anfang an Feind, und Rumänien weigerte sich infolge des russischen Druckes, schon kurz nach Beginn des Krieges, deutsche und österreichische Sendungen an Munition, Kriegsmaterial usw. nach der Türkei durchzulassen, nahm also eine übelwollende Neutralität ein. Je länger der Krieg dauerte, desto notwendiger mußte es den Zentralmächten wie der Türkei erscheinen, daß die Verbindung hergestellt werde. Lange Zeit hoffte man auf Sinnesänderung Rumäniens. Als diese nicht eintrat, blieb nur übrig, die Verbindung aus eigener Kraft zu erzwingen. Das war leicht gesagt, aber auf den ersten Blick ein beinahe unwahrscheinlich kühner Gedanke für zwei Mächte, welche im Westen und im Osten, seit dem Frühsommer 1915 auch an der österreichisch-italienischen Grenze den Kampf ums Dasein kämpfen mußten. Auf der anderen Seite konnte die Gefahr nicht geleugnet werden, daß auf die Dauer die von den Zentralmächten sich selbst überlassenen Balkanstaaten den Einflüssen der Ententemächte nachgeben und sich unter ihrer Führung vereinigen würden. Dann ergab sich die weitere Gefahr, daß die Türkei, von den Engländern und Franzosen nicht nur, sondern auch von Bulgaren und Griechen bedrängt, dem Ansturme nicht widerstehen könnte. Rumänien und Serbien würden sich dann gegen Österreich-Ungarn gewandt haben. Im Zeichen ungefähr dieses Gedankens ist der Plan einer deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive gegen Serbien gewachsen. Der Leser begreift nunmehr ohne weiteres, daß der Gedanke den bulgarischen Zukunftswünschen entgegenkam, denn diese Zukunftswünsche richteten sich ja ebenfalls gegen Serbien. So ergab sich der weitere Gedanke eines Zusammenwirkens zwischen Bulgarien und den Zentralmächten mit strenger Folgerichtigkeit eigentlich ganz von selbst. Überdies, und das war für Bulgarien der springende Punkt, hatten die bulgarischen Staatsmänner nunmehr eine untrügliche Antwort und einen nicht versagenden Prüfstein für die Frage, ob Bulgarien sein Schicksal an die Seite der Zentralmächte zu stellen berechtigt sei, ob es ausgeschlossen sei, daß Bulgarien damit falsch wähle und sich nachher der Rache Serbiens und der Ententemächte preisgegeben sähe. Die Einwandfreiheit der Probe lag klar zu Tage: brachten die Zentralmächte es wirklich fertig, trotz ihrer Kämpfe auf den anderen Kriegsschauplätzen genügend starke Streitkräfte gegen Serbien zu senden, dann war das ein Kraftbeweis, der Bulgarien volles Vertrauen geben konnte, sich seinerseits für die Zentralmächte zu entscheiden. Dann konnten die Würfel geworfen werden.

Man darf annehmen, daß alle diese und noch andere Möglichkeiten seit geraumer Zeit zwischen den Kabinetten zu Berlin, Wien und Sofia besprochen und hin und her erwogen worden sind. Ehe man aber zum Kern- und Zweckpunkte praktisch gelangte, mußte, wie gesagt, zwischen dem Türkischen Reiche und Bulgarien ein ganz sicheres und ganz vertrauensvolles Verhältnis geschaffen werden. In unserer neulichen Betrachtung konnte über den damals gerade erfolgten Abschluß des bulgarisch-türkischen Grenzvertrages nur wenig und über die inneren Zusammenhänge nichts gesagt werden. Nach dem Obigen dürfte der Leser die tiefere Bedeutung des Vertrages ohne weiteres durchschauen. Es braucht heute kaum gesagt zu werden, daß zwischen Bulgarien und der Türkei nicht nur das Grenzabkommen, sondern noch andere Vereinbarungen geschlossen worden sind und natürlich ebenfalls zwischen den Zentralmächten und Bulgarien.

Heute, nach langen erwartungsreichen Monaten stehen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen nach Überschreitung der Donau, der Drina und der Save bereits in Serbien, und wenn diese Zeilen in die Hände des Lesers gekommen sind, werden wohl auch schon bulgarische Geschütze gedonnert haben. Die Vierverbandsmächte wissen, was für sie auf dem Spiele steht. Sie haben, solange sie den Schimmer einer Aussicht vorhanden glaubten, diplomatisch auf Bulgarien einzuwirken versucht und ebenso auf Griechenland und Rumänien, damit diese beiden Mächte gegen Bulgarien und für Serbien losschlagen sollten. Daß Rumänien neutral bleibt, scheint heute bereits festzustehen. Was Griechenland anlangt, so besteht eine Gewißheit zur Stunde nicht. König Konstantin freilich ist ein unbedingter und entschlossener Anhänger griechischer Neutralität, und er hat den ententefreundlichen Ministerpräsidenten Venizelos zum Rücktritt veranlaßt, weil dieser im Begriffe stand, Griechenland in den Krieg gegen Bulgarien hineinzustoßen. Wie sich die griechischen Dinge weiter entwickeln mögen, steht dahin. Auf alle Fälle wird das aber keine Entscheidung für die Aussichten Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei auf der Balkanhalbinsel und im Orient bilden. Französische und vielleicht auch englische Truppen sind in Saloniki gelandet, um durch Griechenland hindurch nach Mazedonien Serbien zu Hilfe zu marschieren. Wie stark diese Truppenmengen sind oder werden, ist nicht zu sagen. Allem Anscheine nach hatte man in London, Paris und Rom darauf gebaut, das griechische Heer würde ohne weiteres in den Krieg gegen Bulgarien mitgerissen werden. Man trug sich wohl mit der weiteren Hoffnung, Bulgarien damit einzuschüchtern und vielleicht im letzten Augenblicke zum Einlenken zu bringen.

So stehen die Dinge in diesem Augenblick auf der Balkanhalbinsel. Es ist sehr möglich, daß sie sich schon in den kommenden Tagen schnell weiterentwickeln, politisch wie militärisch. Wir sehen dieser Entwicklung mit freudiger Zuversicht entgegen, ebenso wie unsere Bundesgenossen in Wien, Budapest, Konstantinopel und Sofia. Der Weg nach Konstantinopel wird gebahnt werden, ein freies, unabhängiges und starkes Bulgarien wird die lebende Brücke bilden, nachdem der serbische Widerstand gebrochen ist. An diesen Balkanfeldzug noch weitere Perspektiven politischer und militärischer Art anzuknüpfen, wäre verlockend genug. Wir wollen dieser Verlockung widerstehen, einmal, weil man nichts voraussagen soll, weder in politischen noch in militärischen Dingen, dann, weil es unrichtig wäre, über Pläne oder über Möglichkeiten von Plänen zu sprechen, welche von Erfolgen abhängen würden, die noch nicht da sind.

Kriegschronik.

29. September 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

Die feindlichen Durchbruchsversuche im Westen wurden auf den bisherigen Angriffsabschnitten mit Erbitterung fortgesetzt. Ein Gegenangriff nach einem abermals gescheiterten englischen Gasangriff führte zum Wiedergewinn eines Teiles des nördlich Loos von uns aufgegebenen Geländes. Heftige englische Angriffe aus der Gegend Loos brachen unter starken Verlusten zusammen. Wiederholte französische Angriffe in der Gegend Souchez-Neuville wurden, teilweise durch heftige Gegenangriffe, zurückgewiesen.

(Fortsetzung auf Seite 504.)

Ernste Stunden.

(Aus den Kämpfen vor Schaulen. Von einem Teilnehmer.)

Anfang Mai waren wir ins weite Kurland einmarschiert. Die gegen das wehrlose Tilsit so tapfere Reichswehr ergriff stürmisch das Hasenpanier und verkroch sich in den riesigen Forsten, wahrscheinlich, um als harmloser, braver „Panje“ verkleidet, wieder aufzutauchen. Wir haben sie jedenfalls nicht wiedergesehen, ebenso auch nicht unsere starke vorgetriebene Reiterei. So drangen wir immer weiter in dem schönen Zauberland vor; Libau wurde im Vorbeigehen genommen und besetzt. Aber schon lasen wir, daß der Generalissimus Großfürst Nikolajewitsch die dreisten Eindringlinge mit einem Nasenstüber über die Grenze zurückzujagen beabsichtigte. Dazu gehören aber immer zwei, und die alten märkischen Veteranen, die an der Bzura in den Wäldern von Jednorocek gefochten hatten, waren nicht willens, sich so ohne Widerspruch hinauswerfen zu lassen. Allerdings waren wir ja stark zusammengeschmolzen, die großen und raschen fortgesetzten Märsche, die Bewachung der Etappen, die Besetzung Libaus hatte sehr viel Leute gekostet, so daß die Verbände reichlich dünn waren. Da meldeten unsere braven Flieger Mitte Mai den Anmarsch starker russischer Kolonnen, die sowohl aus nördlicher Richtung gegen Schaulen als auch aus östlicher gegen den Dubissa-Abschnitt anrückten. Da mußten wir freilich etwas zurückgehen, sonst hätten alle Truppen einzeln in der Luft geschwebt. Schaulen wurde in aller Ruhe geräumt und Anschluß an die Dubissastellung genommen. Kaum hatten wir uns hier etwas eingerichtet, als wütende Anstürme der Russen begannen. Es war die Zeit des siegreichen Vordringens der verbündeten Heere in Galizien, und der Großfürst Generalissimus brauchte Siegesnachrichten, um die Aufmerksamkeit der Welt von jenen Riesenschlappen etwas abzulenken. So hetzte er dann seine Generale auf unsere dünnen Linien, hier schien ihm am ersten ein Erfolg zu winken. Aber er hatte sich getäuscht, immer aufs neue brandeten die Wellen der Stürmenden vergeblich gegen unsere Stellungen, aber bei uns wurden die Reihen dünner und dünner, an Ersatz war gar nicht zu denken. Es hieß, allein seinen Mann stehen. Ohne die oft erprobte, unvergleichliche Tapferkeit und Zähigkeit unserer Leute wäre hier ein Mißerfolg unvermeidlich gewesen. Am ... Mai hörten wir durchs Telephon, daß bei der Nachbardivision ein Durchbruch der Russen drohe, schon war ein Rückgang ins Auge gefaßt, da: „Peng!“, „Peng!“, „Peng!“, klatschten die Kugeln nur so gegen die Wand unseres Hauses, richtig, da kamen ja schon kaum 500 m von uns die lieben Rußkis in dichten Schützenlinien an; ab und zu blieb einer stehen und schoß. Sie waren rechts von uns in einer großen Lücke durchgekommen und gingen nun vorwärts; ohne jede Führung, das sah man den unsicheren, ich möchte sagen, scheuen Bewegungen an. Aber nichtsdestoweniger war unsere Lage höchst unbequem, denn unsere jetzt rasch durch den Fernsprecher zurückbefohlenen Schützen waren mit den Russen auf einer Höhe, glücklicherweise waren dies taktisch völlig ungeschulte Truppen, sonst war das ganze Bataillon verloren. So aber gelang es unseren Leuten durch Schießen und Zurückgehen, durch rasches Durcheilen der Bauerngärten und Gebüsche allmählich einen gewissen Abstand zwischen sich und die zaudernden Braunmäntel zu legen.

Vom nächsten überragenden Höhenrücken aus mußte der Gegner gestoppt werden, das sah ein Blinder, und wir jagten im Galopp halbrechts durch den nächsten Grund in die Höhe hinauf in den verwilderten Wald, der treffliche Deckung bot, er ging nämlich allmählich zu einer Art Weide über, so daß eine scharfe Waldkante gar nicht wahrzunehmen und das Entdecken von Schützen auf der von erratischen Blöcken besäten Waldhalde sehr erschwert war. Die Kugeln pfiffen uns ganz anständig um die Ohren, als wir den Berg hinaufritten, der Stabsarzt fand sogar nachher ein mattes Geschoß in seinem Mantelsack. Als wir am Waldrand abstiegen, rasch einige Leute um uns versammelten und selber zum Gewehr griffen, um den Angriff nach Möglichkeit aufzuhalten, da sah man das Heranwogen der weitgedehnten russischen Schützenlinien. Die Lage war bedenklich, denn die Kompagnien des linken Flügels mußten um einen See mit sumpfigen Ufern herum, ehe sie den deckenden waldigen Hang erreichten. Wir paar Männer feuerten, was wir konnten, deutlich sah man auch die Geschosse auf dem durch die Hitze der letzten Tage ausgetrockneten Boden einschlagen. Hier und da fiel ein getroffener Russe, einige stutzten, aber das Ganze blieb doch in der Vorwärtsbewegung, und hörbar summten die Kugeln um uns herum und schlugen mit eigenartigem „Klack!“ in die Bäume, Äste und Blätter fielen herunter. Da jagte ein Maschinengewehr vorbei, dem es im letzten Augenblick gelungen war, das Fahrzeug zu erreichen. Das fehlte uns gerade. „Halt, Gewehr frei!“ Mit Windeseile war es in Stellung und „tak-tak-tak-tak-tak! ...“ sauste der eiserne Hagel hinüber, hier und da purzelte einer. Aber das war Nebensache, das Wichtigste war der moralische Eindruck: wie mit einem Zauberschlag warf sich die ganze Schützenlinie, die vor uns wohl ein Kilometer breit sichtbar war, auf den Boden und begann mit fieberhafter Hast sich einzugraben. Das Schießen drüben hörte fast völlig auf. Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Russen in der Erde verschwanden, sie schippten mit



Das Königliche Schloß in Sofia.

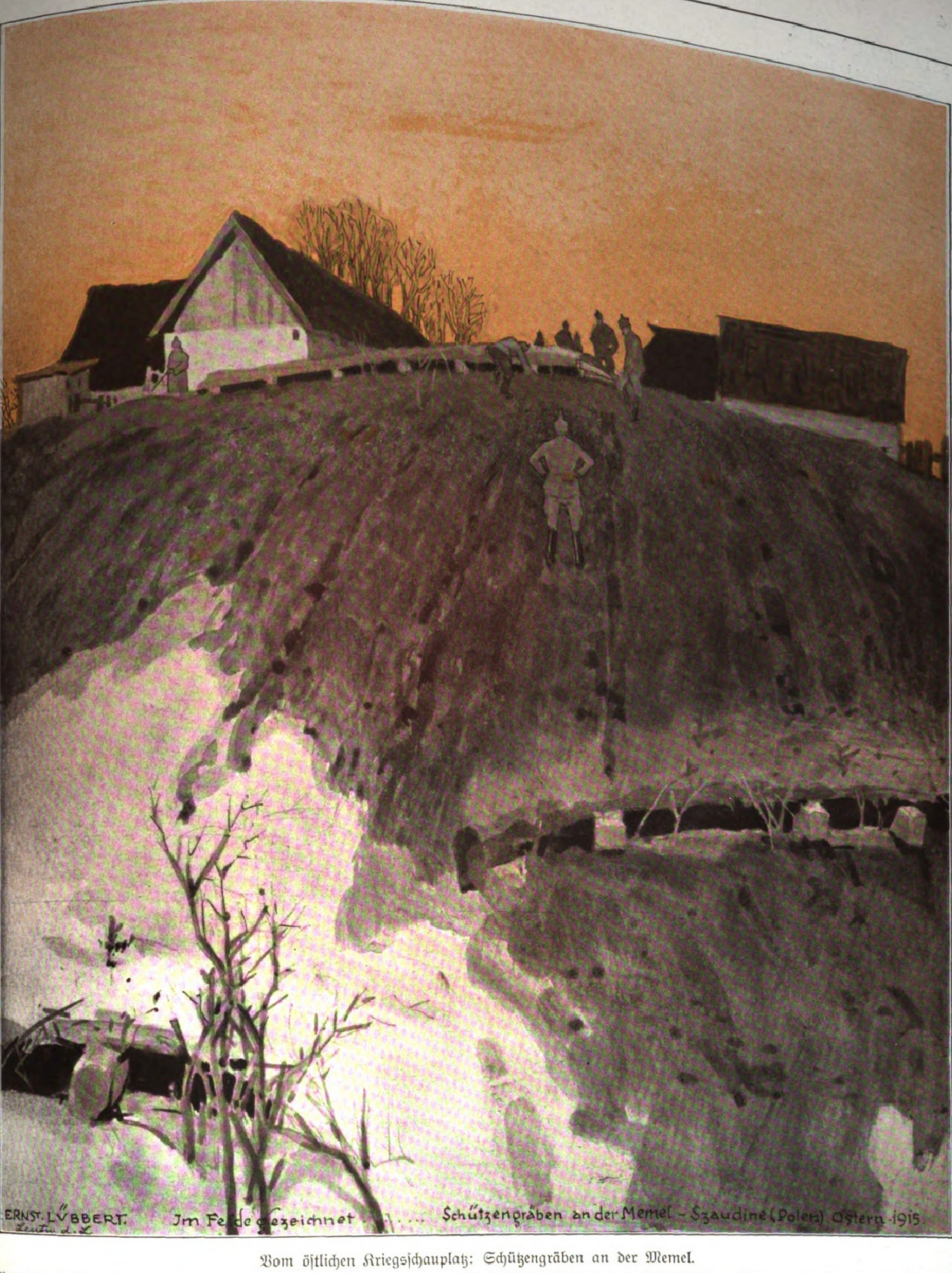


Der Boulevard Maria Luisa in Sofia.



Zu den Ereignissen auf dem Balkan: Reliefkarte der Balkanhalbinsel, insbesondere der infolge der Verletzung der Neutralität Griechenlands durch den Vierverband in Mitleidenschaft gezogenen griechischen Gebiete.

(Vergl. hierzu die Karte auf Seite 451 der Nummer 3770.) Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Walter Emmersleben.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Schützengräben an der Memel.

Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Ernst Lübbert, gefallen am 29. August 1915 bei einem Sturmangriff vor Grodno.

geradezu affenartiger Geschwindigkeit. Nach wenigen Minuten sah man nur noch die Spatenblätter in der Sonne blinken und die hochgeworfene dunkle Erde fliegen. Unaufhörlich rasselte unser Maschinengewehr die weitgedehnte Front entlang, manch einer sank still vornüber und grub nicht mehr — aber auch wir Schützen hörten nicht mit Feuern auf, das Ziel war zu dankbar, ganz langsam wurde geschossen und durchs Glas der Einschlag festgestellt. Soweit man blicken konnte, hatte das Vorgehen des Gegners aufgehört; das Gefecht stand; längst mußten die gefährdeten Kompagnien die Enge passiert haben. Da kam auch schon mein tüchtiger Adjutant zurück und meldete, alles sei geborgen, aber auch einzelne Schützen des Gegners seien schon auf dem diesseitigen Seeufer. Da hieß es abbauen. In aller Ruhe wurde das ausgeführt. Erst wurde das Maschinengewehr zurückgebracht, dann gingen die Schützen zurück. So verschwanden wir im Hochwald. Es war auch Zeit, eben prasselte eine Feuerwelle russischer Schrapnells in die kaum von uns verlassene Halde. „Jawoll, war einmal!" spotteten unsere prächtigen Märker. Aber noch war nicht alles überstanden. Die heimtückischen Einwohner hatten den großen Hochwald hinter uns in Brand gesteckt, weißer Qualm wälzte sich uns entgegen. Was half es: „Durch", ein paar preußische Kommißstiefel lassen sich durch das bißchen Glut nicht anfechten! Dann waren wir geborgen, der immer weiter um sich greifende Waldbrand mit seinem breit wallenden Rauch hemmte den Russen Weg und Einblick in unsere neue Stellung. Auch hier wollten uns die Brüderchen verdrängen. „Koste es, was es wolle!" hatte der Kommandierende General des XIX. russischen Korps in seinem Befehl gesagt. Aber sie liefen schön an, allein an Gefangenen verloren sie bei diesen Angriffen mehr, als unsere ganze Kopfstärke betrug. Das war ihnen doch zu dumm, und bald wichen die Brüderchen dahin, woher sie gekommen.

Inkus.

Das bulgarische Heer.

Das zum Eingreifen in den Weltkrieg bereite bulgarische Heer darf als ein bedeutender Faktor für die kriegerischen Vorgänge auf dem Balkan gelten. Das Übergangsstadium, in dem es sich nach Beendigung der beiden Balkankriege befand, darf als beendet gelten, so daß es jetzt ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen vermag.

Nach den Löbellschen „Jahresberichten" für 1914 wird die Feldarmee aus 15 Infanteriedivisionen, 3 selbständigen Freiwilligenkorps, 1 Kavalleriedivision, zusammen mindestens 252 Bataillonen, 37 Eskadrons, 136 Feldbatterien — davon 81 Schnellfeuerbatterien, 23 bis 32 Gebirgsbatterien, 20 schweren Haubitzbatterien — 9 Pionierbataillonen bestehen. Außerdem verbleiben dann noch 36 Landsturmbataillone mit etwa 30000 Mann.

Schon im Sommer 1913 durften die bulgarischen Streitkräfte auf 360000 bis 400000 Mann berechnet werden.

Die Friedenseinteilung besteht in 3 Armeeinspektionen mit 10 Divisionen, zusammen etwa 4000 Offizieren und 120000 Mann. — Die beiden Balkankriege haben die



Deutsche Offiziere beobachten vom Schloßberg-Turm aus die Stadt und das Gelände.



Das Muttergottesbild in der Ostra brama. Die mit Gold reichverzierte Reliquie befindet sich in der geöffneten Tür der Kapelle.

Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des Heeres aufs glänzendste bewiesen. Die gesamte männliche Bevölkerung vom 19. bis zum 46. Jahre stand damals fast ein Jahr lang unter den Waffen. Der Geist und die Mannszucht des Heeres bewährten sich während des ganzen Krieges aufs großartigste. Selbst die später eingestellten Mohammedaner schlugen sich damals schon vorzüglich, um so mehr wird heute auf sie als tapfere Mitkämpfer zu rechnen sein.

Die aktive Dienstpflicht beträgt bei der Infanterie zwei, bei allen anderen Truppen drei Jahre. Außerdem üben die Reservisten jährlich zwei bis vier Wochen. Die Offiziere ergänzen sich aus der Militärschule, der sogenannten Junkerschule, in Sofia, die zwei Jahrgänge umfaßt, ferner aus Reserveoffizieren, die ein Jahr auf der Reserveoffizierschule ausgebildet werden. Die nicht mehr aktiven Offiziere bleiben bis zum 66. Lebensjahre dienstpflichtig. Für die Offiziere bestehen Altersgrenzen, für den Hauptmann 45 Jahre, Major und Oberstleutnant 50 Jahre, Oberst 55, Generalmajor 60, Generalleutnant 65 Jahre. Letztere können aber auch durch den König länger im Dienst belassen werden.

Die Unteroffiziere ergänzen sich aus den Divisionslehrbataillonen, den Regimentslehrkommandos, der Infanterie- und Artillerie-Reserveleutnantsschule und der Militärschule zu Sofia.

Offiziere wie Unteroffiziere dürfen als besonders tüchtig gelten.

Die Bekleidung besteht bei Infanterie, Artillerie, Pionieren aus einem dunkelbraunen, bei der Kavallerie aus einem dunkelblauen Rock. Allgemein getragen wird die blaugraue Hose.

Die Bewaffnung besteht bei der Infanterie aus dem 8-mm-Repetiergewehr 88 und dem Mannlicher-Gewehr 95. Die Kavallerie führt Säbel und 8-mm-Repetierkarabiner 95. Die Feldartillerie hat Schnellfeuergeschütze Schneider-Canet 1903, Schnellgebirgsgeschütze Krupp 7,5 cm 1905, die Fußartillerie Krupp- und Schneider-Canet-Geschütze. — Oberster Kriegsherr ist der König, der General Jekow zum Oberbefehlshaber im Kriege ernannt hat.

Die Wehrkraft des Landes wird aufs vollste ausgenutzt, die Ausbildung hat von Jahr zu Jahr zugenommen, und so darf das bulgarische Heer heute als das am besten organisierte und ausgebildete der Balkanstaaten gelten. v. B.

Kriegschronik.

29. September 1915. (Forts. v. S. 500.)

Auch in der Champagne blieben alle feindlichen Durchbruchsversuche erfolglos. Ihr einziges Ergebnis war, daß der Feind nordwestlich Souain in einer Strecke von 100 m noch nicht wieder aus unserem Graben vertrieben werden konnte. An dem unbeugsamen Widerstande badischer Bataillone sowie des rheinischen Reserveregiments 65 und des westfälischen Infanterieregiments 153 brachen sich die unausgesetzt vordringenden französischen Angriffswellen. Die schweren Verluste, die sich der Feind bei dem oft wiederholten Sturm gegen die Höhen bei Massiges zuzog, waren vergeblich. Die Höhen sind restlos von unseren Truppen gehalten. Die Versuche der Franzosen, die bei Fille-Morte verlorenen Gräben zurückzuerobern, scheiterten, die Gefangenenzahl erhöhte sich.

Der Angriff südwestlich von Dünaburg ist bis in Höhe des Swenten-Sees vorgedrungen. Südlich des Dryswjaty-Sees und bei Postawy dauern die Kavalleriegefechte an.

Unsere Kavallerie hat, nachdem sie die Operationen der Armee des Generalobersten v. Eichhorn durch Vorgehen gegen die Flanken des Feindes wirksam unterstützt hatte, die Gegend bei und östlich von Wilejka verlassen; der Gegner blieb untätig. Westlich von Wilejka wurden unvorsichtig vorgehende feindliche Kolonnen durch Artilleriefeuer zersprengt. Zwischen Smorgon und Wischnew sind unsere Truppen in siegreichem Fortschreiten. Von der Heeresgruppe des Generals v. Linsingen sind die Russen hinter den Kormin und die Putilowka geworfen.

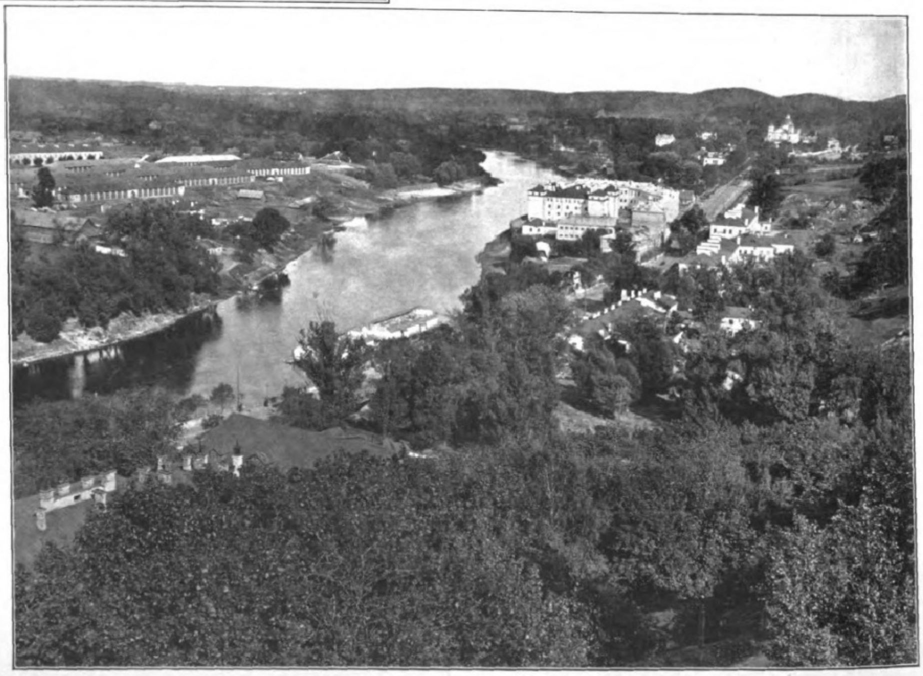
Die Lage in Ostgalizien und an der Ikwa ist unverändert. Feindliche Abteilungen, die westlich von Tarnopol vorzudringen versuchten, wurden durch Feuer vertrieben. Im wolhynischen Festungsgebiet warfen österreichisch-ungarische Truppen den Gegner aus allen westlich der oberen Putilowka eingerichteten Nachhutstellungen. Weiter nördlich erstürmten sie das zäh verteidigte Dorf Boguslawka.

Ein auf der Hochfläche von Vielgereuth nördlich des Coston angesetzter italienischer Angriff brach nach kurzem Feuergefecht zusammen.

Gegen den Mrzli Vrh und den Tolmeiner Brückenkopf begann gestern nachmittag ein sehr heftiges Artilleriefeuer, dem abends je ein Angriff auf den genannten Berg und bei Dolje folgte. Beide Angriffe wurden abgeschlagen.

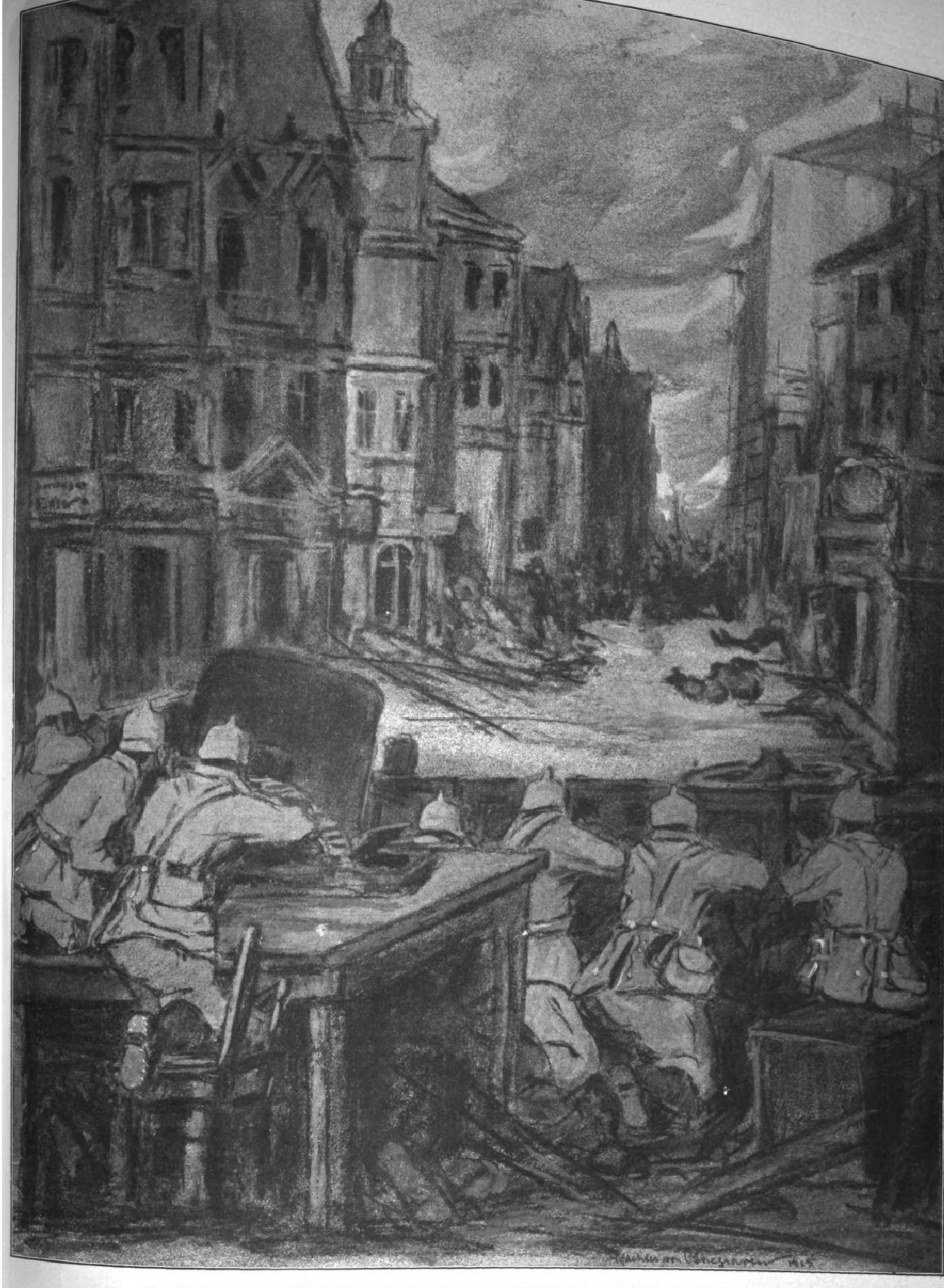
30. September 1915.

Der Feind setzte seine Durchbruchsversuche gestern nur in der Champagne fort. Südlich der Straße Menin-Ypern wurde eine von zwei englischen Kompagnien besetzte Stellung in die Luft gesprengt. Nördlich Loos schritt unser Gegenangriff langsam vor. Südöstlich von Souchez gelang es den Franzosen, an zwei kleineren Stellen in unsere Linien einzudringen; es wird dort noch gekämpft. Ein französischer Teilangriff südlich Arras wurde leicht abgewiesen. Zwischen Reims und Argonnen



Teilansicht der Stadt nach der Einnahme.

Aus der von der Armee des Generaloberſten v. Eichhorn am 18. September eingenommenen russischen Stadt Wilna.



Zur Eroberung der russischen Niemenfestung Kowno am 18. August 1915: Straßenkämpfe in Kowno.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Reinhard Pfaehler von Othegraven.



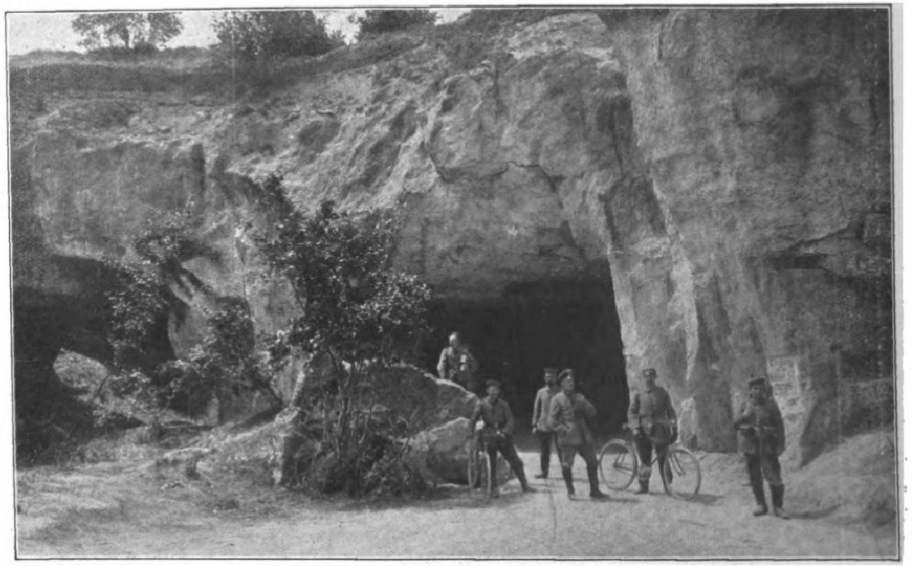
Der „Bismarckfelsen“. Soldaten bringen die Inschrift an.



Eine durch Drahtverhaue geschützte Höhle.

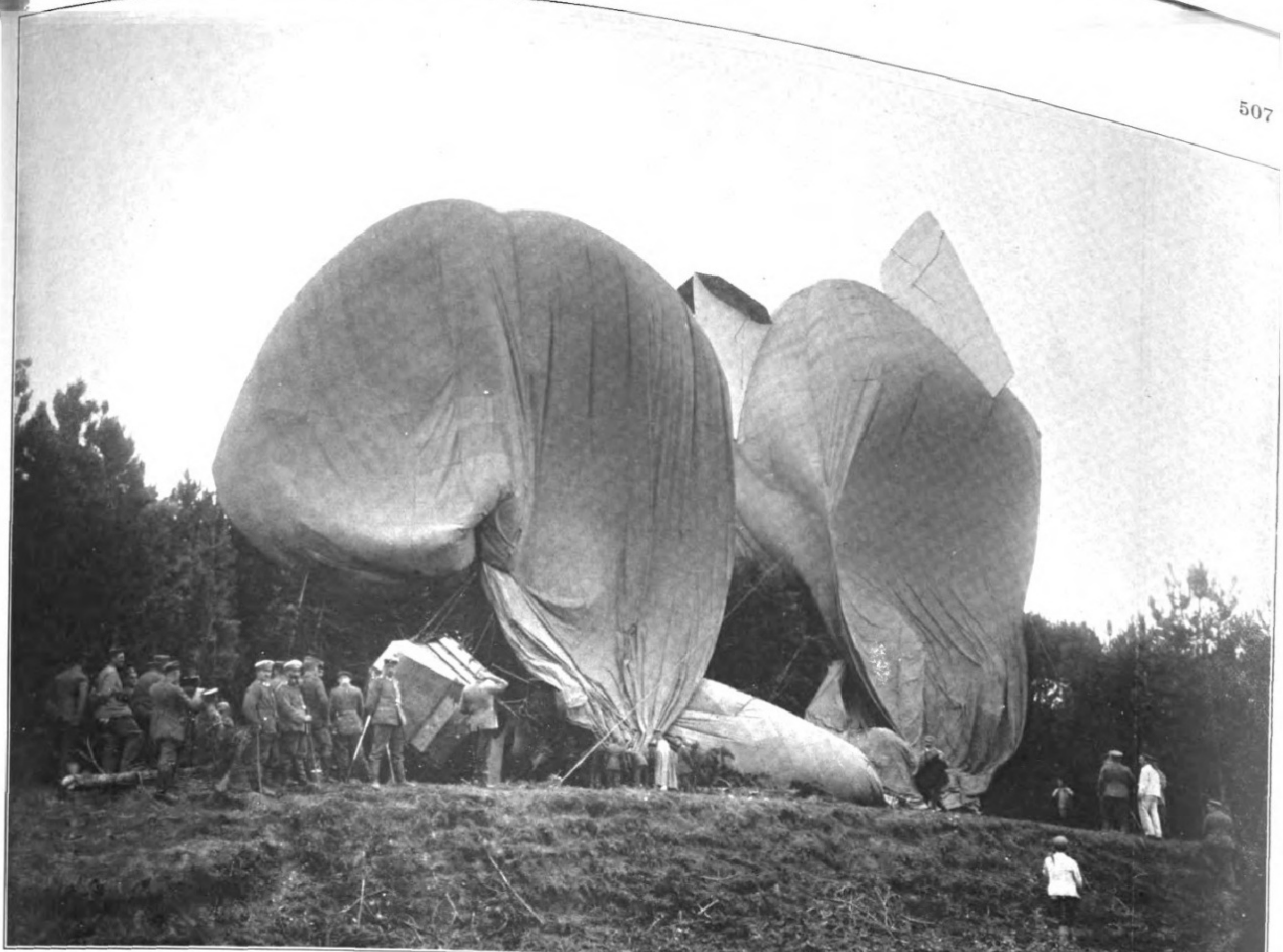


Soldaten verlassen eine Höhle, um sich in den vordersten Graben zu begeben.



Eingang zu den 80 m vom Feinde entfernten Steinhöhlen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Steinhöhlen bei Ville in der Nähe von Chiry als Unterkunftsstätten für unsere Feldgrauen. Nach photographischen Aufnahmen von Gebr. Haeckel.



Das neueste französische Lenkluftschiff „Alsace“ nach seiner unfreiwilligen Landung hinter den deutschen Linien in der Gegend von Rethel am 3. Oktober 1915. (Phot. H. Georgi.)

waren die Kämpfe erbittert. Südlich St. Marie-à-Py brach eine feindliche Brigade durch die vorderste Grabenstellung durch und stieß auf unsere Reserven, die im Gegenangriff dem Feinde 800 Gefangene abnahmen und den Rest vernichteten. Alle französischen Angriffe zwischen Straße Somme Py-Souain und Eisenbahn Challerange-St. Ménéhould wurden gestern, teilweise in erbittertem Nahkampf, unter schweren feindlichen Verlusten abgeschlagen. Heute früh brach ein starker feindlicher Angriff an der Front nordwestlich Massiges zusammen. Nördlich Massiges ging eine dem flankierenden Feuer sehr ausgesetzte Höhe (191) verloren.

Südlich von Dünaburg ist der Feind in die See-Engen östlich von Wesselowo zurückgedrängt. Die Kavalleriekämpfe zwischen Dryswjaty-See und der Gegend von Postawy waren für unsere Divisionen erfolgreich. Östlich von Smorgon ist die feindliche Stellung im Sturm durchbrochen. Es wurden 1000 Gefangene (darunter 7 Offiziere) gemacht und 6 Geschütze, 4 Maschinengewehre erbeutet. Südlich von Smorgon dauert der Kampf an.

Kriegswirtschaftslehre.

Von Professor Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D.

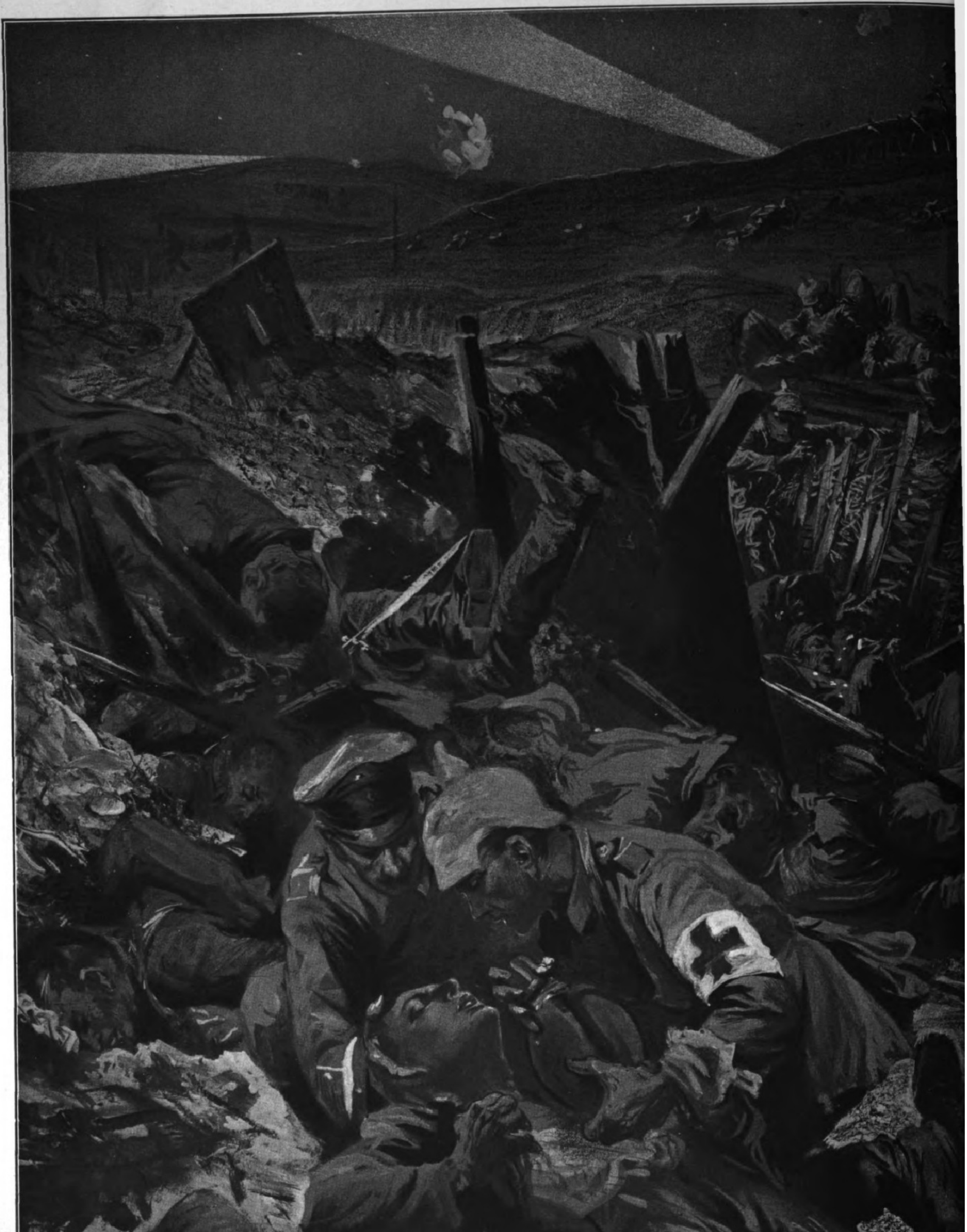
Es ist bisher nicht üblich, aber, wie ich glaube, ganz zweckmäßig, die Gesamtheit der Darlegung des Wissens vom Wirtschaftsleben der Menschen als „Wirtschaftslehre“ schlechthin zu bezeichnen. Diese Wirtschaftslehre umfaßt zwei hauptwissenschaftliche und drei nebenwissenschaftliche Bestandteile.

Der eine dieser hauptwissenschaftlichen Bestandteile ist — unter methodischer Zweiteilung der Betrachtungsweise — der allgemeinen Erforschung der Grundlagen und der Gestaltung des gesellschaftlich sich fortdauernd entwickelnden menschlichen Wirtschaftslebens gewidmet. Dabei kann das Forschungsziel die allgemeine abstrakte Erkenntnis der wirtschaftlichen Zustände und Erscheinungen sein, oder es kann die nächste Aufgabe der Forschung die Erkenntnis der Besonderheiten der gesellschaftlichen Wirtschaftsvorgänge sein, wie sich solche vor allem in den Hauptgruppen der Gütererzeugung, sodann weiter bei jenen des Handels und Verkehrs und des Verbrauchs gestalten, unter gleichzeitiger besonderer Berücksichtigung der positiven Einflußnahme der öffentlichen Gewalt auf den Gang der in der Hauptsache als freier wirtschaftlicher Prozeß sich entfaltenden Wirtschaftsvorgänge. Dieses Stück der Wirtschaftslehre wird herkömmlich als Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre mit der Zweiteilung in die theoretische oder allgemeine und die spezielle oder praktische Nationalökonomie, bzw. Volkswirtschaftslehre bezeichnet. In der neuesten Zeit wird auch auf gesonderte Auslese der zwischen dem Wirtschaftsleben der einzelnen abgegrenzten Völker bestehenden wirtschaftlichen Beziehungen und Zusammenfassung des in dieser Beziehung feststellbaren besonderen Wissens in der „Weltwirtschaftslehre“ Gewicht gelegt. Gegen solche Sonderzusammenfassung des weltwirtschaftlichen Wissens ist nichts einzuwenden; nur muß beachtet werden, daß auch die für den engeren Rahmen der Volkswirtschaft durchgeführten Studien alle wissenschaftlichen Grundlagen für die wirtschaftswissenschaftliche Wertung der weltwirtschaftlichen

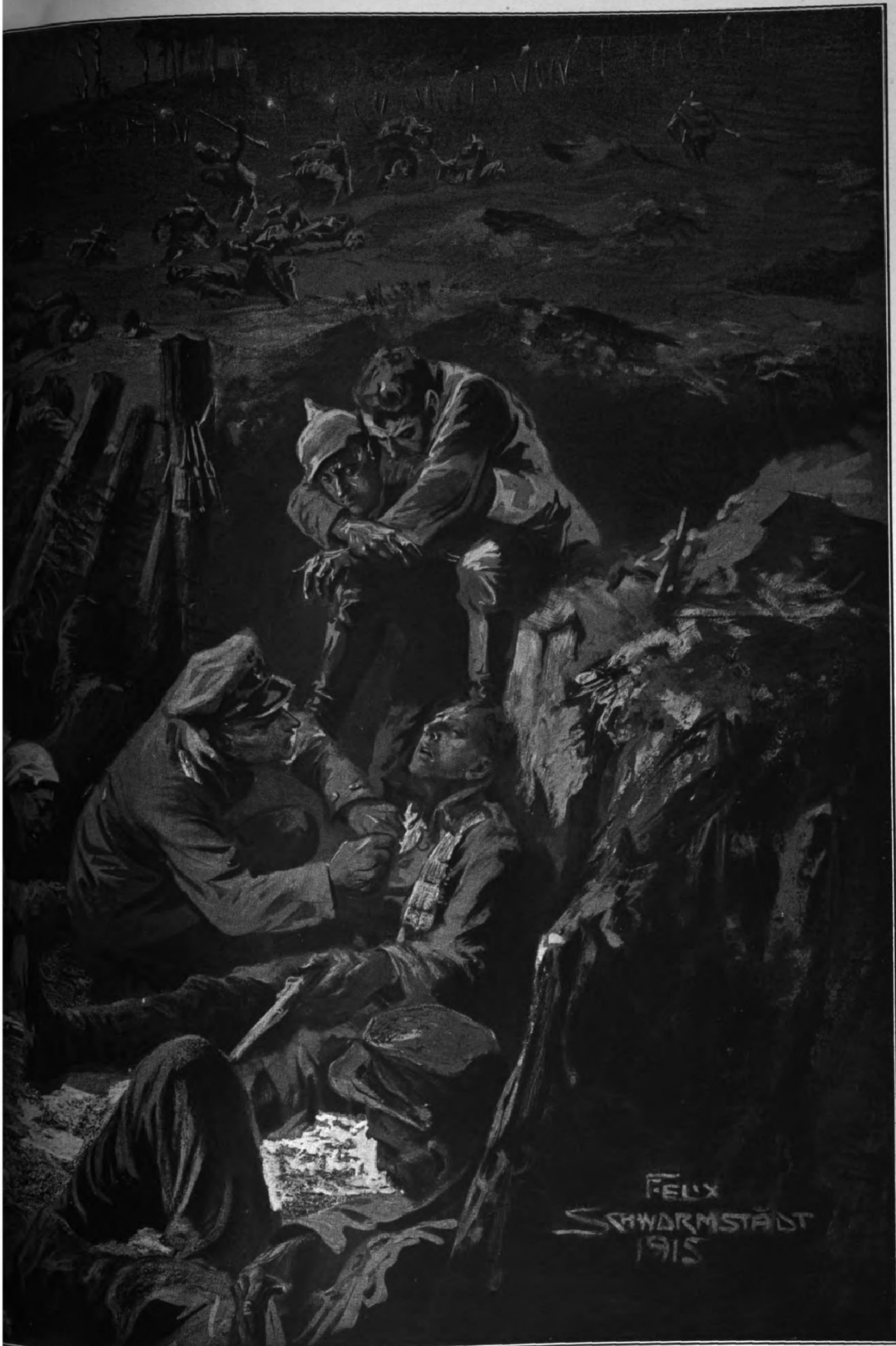


Zur Anwendung giftiger Gase durch unsere Feinde bei ihrer gegenwärtigen Offensive im Westen: Ein Experiment hinter der französischen Front. Nach einer französischen Aufnahme.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Erste Hilfeleistung im Schützengraben während eines deutschen Sturmangriffs auf dem westlichen Krieg



. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Beziehungen enthalten und das Hinausgreifen des Wirt-
haftslebens über das konkrete volkswirtschaftliche Gebiet hin-
us in das Weltwirtschaftliche als einen wesentlichen Bestand-
il der kulturell entwickelten Volkswirtschaft untersuchen.

Der andere der hauptwissenschaftlichen Bestandteile der
Birtschaftslehre ist die Lehre von den wirtschaftlichen Zu-
änden und Erscheinungen, die sich
ei den verschiedenen Zentren der
inzelwirtschaftlichen Erwerbsbe-
itigung und Haushaltsführung
n Gesamtgetriebe der gesellschaft-
ch entwickelten Volkswirtschaft er-
eben. Dieser hauptwissenschaftliche
Bestandteil der Wirtschaftslehre ist
hon seit längerer Zeit, dank ins-
esondere hier einschlagender deut-
her Geistesarbeit, zu anerkannter
Berselbständigung gelangt, inso-
eit dabei die Haushaltstätigkeit
er öffentlichen Gemeinwesen mit
er Ausgestaltung einerseits eige-
er Erwerbstätigkeit dieser Gemein-
esen und anderseits ihres Zugriffs
uf die wirtschaftliche Leistungs-
ihigkeit ihrer Angehörigen in
rage kommt. Dieser wirtschaft-
che Wissenszweig ist die Finanz-
issenschaft. Erst in der Entwick-
ing begriffen ist der Rest des hier
Frage stehenden Erkennens
genartiger wirtschaftlicher Zu-
ände und Erscheinungen, das zu-
mmenfassend als Privatwirt-
haftslehre bezeichnet werden darf,
e in ihrem vollen Ausbau die Er-
nntnis einerseits der privaten
rwerbsbetätigung, anderseits des
ivaten Haushalts einschließt.

Neben diesen beiden hauptwissen-
haftlichen Bestandteilen der Wirt-
haftslehre kommen als neben-
issenschaftliche Bestandteile die
eziell dem Wirtschaftlichen zuge-
endeten Erkenntniskreise anderer
bständiger Wissenschaften in Be-
acht. Solche Wissenschaften sind
e Geschichte, die Statistik und
e Geographie, die zur Wirtschafts-
hre als deren Hilfswissenschaften
e schon seit längerer Zeit ausgebildete Wirtschaftsgeschichte
d neuzeitlich weiter die noch in den ersten Entwicklungs-
dien befindliche Wirtschaftsstatistik und Wirtschafts-
ographie abzweigen.

Diese ganze wissenschaftliche Erfassung des Wirtschafts-
ens ist, abgesehen von gelegentlicher Erwähnung der
nflußnahme bestimmter kriegerischer Ereignisse auf die
rtschaftliche Entwicklung eines Volks, zumal in den
undlegenden Betrachtungen der Volkswirtschaftslehre,
rchaus auf den Frie-
n abgestellt.

Nunmehr verlangt
ter dem Donner der
nonen der Krieg auch
f dem wirtschafts-
ssenschaftlichen Gebiet
n Recht. Seit den
gsten Balkankriegen,
n unmittelbaren Vor-
el des heutigen Welt-
gs taucht in der Lite-
ur die Bezeichnung
riegswirtschaftslehre"
, zuerst angewendet
einem Forscher (Pro-
or Neurath) in dem
bündeten Österreich-
garn, dem Nachbar-
t des Hexenkessels
dem Balkan, von
aus so bald darauf
ch die Stichflamme
Serbien der Welt-
nd sich entzünden
te.

In dieses Zeitalter
gewaltigsten Welt-
gs fällt die Geburt
die daran sich an-
ießende Wachstums-
wicklung der Kriegs-
tschaftslehre. Nach
Werdegang des Ent-
lungsprozesses der
ferenzierung der wis-
chaftlichen Disziplin-
liegt hier der auch
t in der Neuzeit stark
ortretende Fall vor,
ein neues Wissens-
et weniger durch die
egung eines bisher
eitlich zusammen-
ßten Wissens in ver-
tändigte Untergrup-
entsteht, als viel-
r aus der neuen
mmenfassung eigen-
teten Wissens, das
verschiedenen schon
e lebensfähigen Wissensgruppen entnommen wird,
dem Enderfolg, daß so ein neues verselbständigtes
ensgebiet entsteht. So ist z. B. in der Friedenszeit
verselbständigte Versicherungswissenschaft entstanden
die verselbständigte Arbeitswissenschaft im Wer-
Auf diesem Wege entwickelt sich auch die neue
swirtschaftslehre, indem sie alle einzelnen Wissens-
de des gesamten Wirtschaftswissens auf die bei ihnen
einschlagenden — in der Hauptsache bisher fast gar nicht
gewürdigten — Kriegserscheinungen und Kriegswirkungen
untersucht und zusammenfassend das Gesamtergebnis des
so errungenen eigenartigen Wissens darlegt.

Dabei ergeben sich bei der Ausführung dieses Gedan-
kens der Zusammenfassung eigenartigen kriegswirtschafts-
wissenschaftlichen Wissens zwei voneinander wohl unter-
scheidbare Hauptgruppen der zu erfassenden wirtschaftlich
bedeutsamen Kriegserscheinungen:

a) Der Krieg selbst als eine auch wirtschaftliche Er-
scheinung, bzw. Unternehmung, und zwar eine freigewollte
oder aufgezwungene Unternehmung. In ausgesprochener
Weise tritt dies hervor bei der Finanzierung des Kriegs-
unternehmens. Aber es gehört weiter hierher die wissen-
schaftliche Untersuchung erstrebter oder doch tatsächlich sich
ergebender wirtschaftlicher Erfolge für das staatliche Ge-
meinwesen, nicht minder aber auch der selbstverständlich
nicht beabsichtigten, meist wohl nicht einmal erwarteten,
aber doch tatsächlich eintretenden Mißerfolge des Kriegs-
unternehmens. Dabei wird man, wenn auch sehr gute
Gründe für die volle Selbständigkeit der Kriegs-Sozial-
politik sich geltend machen lassen, auch die sozialpoli-
tischen Momente bei der wirtschaftlichen Bilanz des
Kriegsunternehmens — das, wie bereits erwähnt, ein
freigewolltes oder ein aufgezwungenes Unternehmen sein
kann — mit zu berücksichtigen haben.

b) Die besonderen Wirkungen, welche der Krieg auf
das gesamte Wirtschaftsleben des Volkes — in der engeren
volkswirtschaftlichen und der weiteren weltwirtschaftlichen
Ausgestaltung — abgesehen von der
Individualbeteiligung der staat-
lichen kriegführenden Gemeinwesen
als solchen je nach dem Erfolg oder
Mißerfolg des Kriegsunternehmens
in weitester Erstreckung hervorruft.
Dabei kommen nicht bloß die Unter-
suchung einzelner konkreter Erschei-
nungen solcher Einwirkung auf die
tatsächliche Entfaltung des Wirt-
schaftslebens in Betracht, sondern
auch die erkennbaren modifizieren-
den Rückwirkungen auf grund-
legende theoretische Auffassungen.

Als Anhang ergeben sich dazu
Ausblicke auf Wirtschaftsgeschicht-
liches, Wirtschaftsgeographisches
und Wirtschaftsstatistisches in
Kriegsbeleuchtung.

Hiernach ergibt sich in knappster
Fassung folgendes Programm
einer vollausgestalteten Kriegswirt-
schaftslehre:

1. Theoretische oder allge-
meine Kriegswirtschaftslehre.

Wenn man der üblichen Aus-
gliederung der gesamten Friedens-
wirtschaftslehre folgt, so ergibt sich
als erster grundlegender Bestand-
teil der Kriegswirtschaftslehre die
theoretische oder allgemeine Kriegs-
wirtschaftslehre. Dieser fällt eine
doppelte Aufgabe zu.

Zu erforschen ist das Wesen der
wirtschaftlichen Grundbegriffe in
ihrer besonderen Gestaltung, ins-
besondere als Kriegsbedürfnisse,
Kriegsgüter und als Kriegsunter-
nehmung überhaupt vom Stand-
punkt ihrer zu abstrakter Gesamt-
erkenntnis führenden Bedeutung
im ganzen.

Weiter ist geboten die Sondererforschung der eigen-
artigen Reflexwirkungen des Kriegs auf die allgemeinen
volks- und weltwirtschaftlichen Erscheinungen, und zwar
in Produktion, Verkehr und Verbrauch im allgemeinen,
sowohl bei den Kriegführenden wie bei den Neutralen.
Beispielsweise sei hingewiesen auf die durch den Krieg
veranlaßten Produktionserscheinungen sowohl in Behinde-
rung als im einzelnen auch im Anreiz zu gewissen Produk-
tionen, namentlich aber auch in der Ausgestaltung weitgehen-
der Anpassungsfähigkeit
der in der Kriegszeit
überkommenen Produk-
tionsweise an die neuen
unmittelbaren Kriegs-
bedürfnisse in der Mu-
nitions- und überhaupt
in der gesamten Kriegs-
ausrüstungsfrage. Wei-
ter gehört beispielsweise
hierher die Darlegung
der eigenartigen Geld-
und Kreditverhältnisse
im Krieg und weiter der
gleichfalls eigenartigen
Verbrauchserscheinun-
gen im besonderen der
Verbrauchssteigerungen
einerseits (neuzeitlich na-
mentlich der Munition,
was ja sogar dem angeb-
lich gegen den „Militaris-
mus" so feindseligen
England einen „Muni-
tionsminister auf Kriegs-
dauer" gebracht hat!)
und den Verbrauchs-
minderungen anderseits,
im allgemeinen wie auch
konzentriert auf einzel-
nen Güterarten, z. B.
bei dem Nahrungsmittel-
verbrauch und dem Ver-
brauch anderer Güter,
die zugleich auch Kriegs-
bedarf sind.

2. Praktische oder
spezielle Kriegs-
wirtschaftslehre.

Einleitend ist in
einem allgemeinen Teil
namentlich die Eigen-
art der speziellen kriegs-
wirtschaftspolitischen
Eingriffe in das freie
Spiel der friedlichen
Wirtschaftskräfte darzu-
legen. Dabei handelt es
sich namentlich um die
Bedingungen und um die Art der autoritären Zwangs-
geltendmachung der Gemeininteressen in gesteigertem Grad;
insbesondere um die Ausgestaltung dieser Eingriffe gegen-
über den Produktionsfaktoren Boden, Kapital und Arbeit
sowie dem Unternehmertum. Dabei ergeben sich auch die
Ausblicke auf Heranziehung feindlichen (besetzten) Bodens
und Kapitals sowie feindlicher Arbeitskräfte (darunter auch
die Gefangenenarbeit) zur nationalen Produktion. Im



Des Bayern Aufwachen aus der Narkose: „A Bier will i ham!" Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.



Sanitätshunde. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern.

besonderen ist auch der besonderen Ausgestaltung scharfen Eingriffs der öffentlichen Gewalt zur Gewährleistung der Bedarfsdeckung zu gedenken, die durch kriegserforderliche Unternehmungen zu liefern sind.

An diesen allgemeinen Teil der praktischen Kriegswirtschaftslehre reiht sich dann ein ausführlicher reichgegliederter spezieller Teil, auf dessen Inhalt hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann. Hier sind der Reihe nach vor allem für die einzelnen Produktionszweige, sodann für Handel und Verkehr sowie schließlich auch für die Hauptgruppen der Konsumtion erstens die tatsächlichen Reflexwirkungen des Kriegs und zweitens die besonderen einschlägigen Eingriffe der öffentlichen Gewalt in ihrem vollen Detail zu untersuchen.

Bei vollstem Ausbau der Kriegswirtschaftslehre könnte man auch noch besondere Untersuchungen über die in der einleitenden Darlegung erwähnte, zur Zeit erst in der Ausbildung begriffene Lehre von der gesamten einzelwirtschaftlichen Erwerbsbetätigung und Haushaltsführung vom Standpunkte des Kriegseinflusses machen. Doch mag im allgemeinen das, was darüber an Kriegseinfluß in der allgemeinen und besonderen Kriegswirtschaftslehre vorgebracht wird, vorerst genügen. Nur eine Haushaltsführung, nämlich die des Staates, ist in ihrer Kriegserscheinung schon jetzt eingehend darzulegen, woraus sich die nachstehend näher charakterisierte „Kriegsfinanzwissenschaft" ergibt.

3. Kriegsfinanzwissenschaft.

Vor allem ist hier die gesamte Finanzierung des Kriegs und die verschiedene dabei sich bietende Wahlmöglichkeit oder Zwangsnotwendigkeit zu untersuchen; mit sorgsamer Auseinanderhaltung des Soll und des Ist, der Erwartung und der Wirklichkeit nach vorliegenden Kriegsfinanz-Erfahrungen.



Der Wagen mit dem Motor und der Dynamomaschine für die Erzeugung des elektrischen Stromes.



Der hochgeschraubte Scheinwerfer in Leuchtstellung.

Weiterhin ist sodann in reicher sachlicher Ausgliederung eine Untersuchung durchzuführen über die Reflexwirkungen des Krieges auf die Finanzen der Gemeinwesen, insbesondere des Staats, des kriegführenden Siegers und Besiegten wie auch des neutralen Staats. Dabei sind zu unterscheiden: die Maßnahmen der finanziellen Kriegsbereitschaft im vollen Frieden, die Maßnahmen bei unmittelbar drohendem und jene bei ausgebrochenem Kriegszustand, welche die Bereitstellung der unmittelbar und fortdauernd immer wieder neu erforderlichen Mittel bezwecken. Endlich sind auch die Maßnahmen des Siegers wie des Besiegten zu untersuchen, welche nach Friedensschluß die Sanierung der Finanzen herbeizuführen bestimmt sind.

Im einzelnen sind dabei die Sonderwirkungen des Kriegs auf die einzelnen Hauptgruppen und Arten der Staatseinnahmen, die Erwerbseinkünfte, die Gebühren, die Interessentenbeiträge und insbesondere auf die Steuern im allgemeinen und deren einzelne Arten im besonderen zu untersuchen.

Weiter sind die Probleme der Ausgabegestaltung und das Maß der möglichen Rücksicht auf das Sparprinzip zu erörtern. Auch wird dem gesteigerten öffentlichen Schuldenwesen als Kriegsfolge und insbesondere der Einrichtung der Schuldentilgung besondere Berücksichtigung zuzuwenden sein.

Daß bei vollem Ausbau der Kriegswirtschaftslehre auch noch besondere wirtschaftsgeschichtliche, wirtschaftsgeographische und wirtschaftsstatistische Fragen in Betracht kommen, ist oben schon bemerkt. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß von den besonderen kriegswirtschaftlich-geographischen Studien namentlich jene über die wirtschaftlichen Erscheinungen in den verschiedenen wirtschaftlich ein verschiedenes Gepräge tragenden Teilen des gesamten besetzten Gebiets bedeutsam sind. Sehr bedeutsam sind auch die allgemeinen Beziehungen von Krieg, Kriegswirtschaft und Statistik, die aber hier nicht nebenbei erledigt werden können.



Eine Scheinwerferstellung an der flandrischen Küste.

Zum Abschluß dieser knappen Übersicht des Wissensgebietes der neuen Kriegswirtschaftslehre habe ich unter Bezugnahme auf eine oben bereits gemachte Andeutung nur noch darauf hinzuweisen, daß gewissermaßen als Anhang zu dieser Lehre auch die Grundzüge der speziell wirtschaftlichen Seiten der Kriegs-Sozialpolitik — die im übrigen eine analoge Ergänzung der allgemeinen Sozialpolitik bildet, wie die Kriegswirtschaftslehre zur Wirtschaftslehre überhaupt — zu behandeln sind. Auch dieser Anhang zerfällt in zwei Hauptteile. Einerseits ist zu untersuchen die durch den Krieg neu geschaffene sozialpolitische Fürsorge für dieser Fürsorge bedürftige besondere soziale Schichten, anderseits sind die Einwirkungen des Kriegs auf bestehende allgemeinen sozialpolitischen Fürsorgearten und die Anpassung derselben an den Kriegszustand darzulegen, **und zwar hier im Anhang zur Kriegswirtschaftslehre in summarischer Überschau mit besonderer Betonung der wirschaftlichen Seite derselben.**



Der schwere Scheinwerfer-Zug wird abends in Stellung gebracht. Zur Deckung gegen Fliegersicht ist der Wagen mit Kiefernzweigen maskiert.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Die Verwendung des Scheinwerfers.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(3. Fortsetzung.)

Valeska läutete heftig an der Tür ihrer Wohnung.

Es war gegen Mitternacht, und Meta Lind kam, um zu öffnen, in einem violetten Unterrock und weißer Nachtjacke, die vorne zusammengenommen und kreuzweise in den Bund des Rockes gesteckt war.

Wenn Ulrich Mittentzwey das Mädchen ein verwachsenes Ding nannte, so war das zu viel gesagt. Ihr Kopf war tief in die Schultern geduckt, die etwas stärker geraten waren, als Frauen ansteht, ihr Rücken verlief etwas krumm zu knabenhaft engen Hüften, die Beine standen dünner unter dem violetten Unterrock hervor, als sie einem sonst bei Regenwetter oder beim Aufsteigen auf die Straßenbahn zu Gesicht zu kommen pflegen. Ohne gerade irgendwie im einzelnen unangenehm zu wirken, hinterließ das Ganze ihrer Erscheinung doch den Eindruck eines Mangels an Ebenmaß, an jenem edeln Fluß der Linien, durch den Frauen die innere Melodie der Straßen und der Gesellschaft führen. Daran konnte auch das schöne bronzefarbene Haar nichts ändern, dessen Fülle das Mädchen offen ausgebreitet über Schulter und Rücken trug.

Es roch nach Kamillentee.

„Du hast dir das Haar gewaschen?" fragte Valeska, indem sie ihren Mantel an einen der überlasteten Haken im Vorzimmer hängte.

Meta lächelte entschuldigend, denn Valeskas Haar war ihr Kummer, und es sollte gewiß nicht so aussehen, als wollte sie den unbändigen Wuchs ihres eigenen gegen die Dürftigkeit der Freundin ausspielen. „Es ist auch schon wieder drei Wochen her!"

Valeska pfiff durch die Zähne und schritt geradeswegs auf den Spiegel zu. Sie zog die Lippen zurück, und ihr weißes Gebiß leuchtete in der Unergründlichkeit des Glases. Meta Lind aber hatte schwarze, zerkaute, bröckelige Stummeln im Munde.

Das Mädchen nahm einen Teller aus dem Ofen. „Es gibt Wurst, und draußen sind noch zwei Bücklinge."

„Ich danke dir, Meta, wir haben schon zur Nacht gespeist."

„Wart ihr vergnügt?"

„Sehr!"

„Wie sind seine Freunde?"

„Der eine, der sieht aus wie ein verregnetes Huhn." Valeska spreizte die Finger der rechten Hand und drehte sie im Gelenk vor dem Gesicht. „Mit dem ist nichts. Der andere ist lustig, aber, mein Gott, hat Ansichten ... ein Sozialdemokrat, ein Anarchist, ich sage dir! Der dritte aber, der gefällt mir. Mit dem läßt sich reden. Leider verlobt, sonst . . . armer Ulrich! Könnt' mir leid tun."

„Willst du nicht wenigstens eine Flasche Bier? Ich habe sie ins Fenster gestellt."

Valeska hatte aufgehört, sich zu bewundern, nun faßte sie die Freundin an der Schulter und drehte sie wie ein Wirbelwind durchs Zimmer. „Meta... Meta... die Welt ist ljustig. Ljustig sein, Ljiebste, niemals den Kopf hängen lassen."

Noch ein wenig atemlos vom Mitternachtstanz setzte Meta die Bierflasche auf den Tisch, holte ein Glas aus dem Küchenschrank, sah hindurch, ob nicht etwa ein Stäubchen oder Fleckchen daran hafte, und wischte es zu allem Überfluß noch einmal sorgsam aus. Sie drückte mit beiden Daumen gegen den Patentverschluß, der Porzellanknopf mit seinem Kautschukringlein baumelte gegen das Glas, Schaum quoll im Flaschenhals empor.

Valeska hatte inzwischen den Rock sinken lassen. „Bitte, mach mir die Bluse auf!" sagte sie, indem sie der Freundin den Rücken zuwandte. Meta mußte sich recken, um die obersten Druckknöpfe zu erreichen, ihre Arme wuchsen ihr unschön aus den Achseln, sie erinnerte irgendwie an einen gedrungenen Käfer, der mit seinen krummen Vorderbeinen etwas umklammert. Jetzt konnte Valeska die Bluse abstreifen; sie rieb mit hastigen Strichen die bloßen Arme, als wolle sie die Haut röten und erwärmen. Dann wandte sie sich, murmelte zwischen den zusammengepreßten Lippen: „Ach du!" und gab der Freundin einen zärtlichen Backenstreich.

Meta lächelte glücklich.

Das Bier kollerte glucksend aus der Flasche ins Glas. Valeska hatte sich in einen der altertümlichen, tiefen, weichen Stühle geworfen, die durch den Ruck des Körpers so zusammengepreßt wurden, daß man dem Boden ziemlich nahe saß, während die Knie emporstarrten. Sie saß im Unterrock und im Miederleibchen, das von einem blauen Band durchflochten war, aber auf dem Kopf wippte noch immer der phantastische Hut. Vor ihr schäumte das Bier mit leisen Geräuschen im Glas. Sie starrte es an, stützte die Arme auf die Knie und legte das Gesicht in die Hände, jede Wange in eine Hand. Der große Hut, von dem sich ein halber Vogelkörper aus Zittergras erheben zu wollen schien, beschattete Gesicht und Schultern.

„Leska," sagte Meta leise, „und er . . . wie war Ulrich?"

Eine Hand löste sich von der Wange, kam aus dem Schatten und erfaßte das Glas. Mit zwei durstigen Schlucken war es leergetrunken, hart wurde es hingestellt.

„Ulrich? Ljangweilig. Hat immer seine Geschäfte im Kopf. Heute wieder hat er mit diesem Supp über Aktien gesprochen. Als ob er so viel Geld hätte, armer Teufel, daß er nicht weiß, wohin. Er wird noch Dummheit machen. Mein Gott, ljangweilig ist er, ljangweilig."

„Wenn er einmal wirklich eine Dummheit macht, so wird er sie deinetwegen machen."

„Er hat zu viel Grundsätze. Von vorne bis hinten ein Grundsatz. Offizier soll ljustig sein, Offiziersstand ist ein ljustiger Stand."

Meta Lind begann ihr Haar zusammenzuwinden und in Zöpfe zu flechten. „Das stimmt auch nicht mehr ganz, der Offizier von heute ist nicht mehr der flotte Übermut aus den Operetten. Ich habe einen Vetter auf der Kriegsschule, der sagt immer: ‚Der Krieg ist eine Wissenschaft.' Wer etwas leisten will, muß ein halber Gelehrter sein. Sie haben eine große Verantwortung, und das geht schon bis zum Frontoffizier hinunter. Ulrich ist ein schwerer Mensch, du kannst glücklich sein, daß er dich liebt."

Aber Valeska war nicht gestimmt, mitten in der Nacht noch eine Abhandlung über den Ernst des Soldatenstandes anzuhören. Sie warf den Oberkörper empor, schob die verschlungenen Hände unter den Nacken und streckte die Beine aus: „Ach was! Gib mir Zigarette!"

Während sie blaue Rauchringe erzeugte, sah Meta mit inniger Bewunderung, wie vollkommen dieser Körper durch die Kurven des alten Sitzmöbels floß. Der Hut war nach hinten gesunken, der halbe Vogel pickte mit dem Schnabel gegen den morschen Stoff des Rückenbezuges. Metas Blick blieb auf Valeskas linkem Bein, nahe über dem Schuhrand, haften.

„Leska," sagte sie, „dein linker Strumpf hat ein Loch. Zieh morgen ein Paar andere an, ich will dir's stopfen."

Valeska blies weiter ihre blauen Ringe, Meta war in die Nebenkammer gegangen. Man hörte, wie sie die Betten für die Nacht zurechtmachte. Nach einer Weile kam sie zurück und blieb zögernd hinter der Freundin stehen. Sie legte beide Hände auf die Lehne des Stuhles und beugte sich über das Gesicht der Polin, bis ihre Blicke fest ineinanderflossen.

„Leska," ihre Stimme war dunkler und minder dünn als vorhin, „soll ich ihm schreiben?"

Da wich Valeskas Blick aus dem ihren. Das Mädchen hob den Kopf, und der Vogel baumelte schwer nach vorne.

„Meinetwegen!" sagte sie und erhob sich, um sich im Nebenzimmer vollends zu entkleiden.

Meta Lind stand eine Weile da, mit über den Leib gefalteten Händen, wie alte Frauen, die sich über etwas verwundern, und hörte zu, wie es nebenan im Waschbecken sprudelte und plätscherte. Dann war ein Stöhnen und Gähnen und ein Aufseufzen tiefer Befriedigung.

„Meta, paß auf!" rief die helle Stimme.

Und gleich darauf kam etwas aus dem gering beleuchteten Nebenraum ins Helle geflogen, und das war nichts anderes als der phantastische Hut, und es sah so aus, als hätte der Vogel nun endlich doch seine Absicht verwirklicht und wie der Schwan Kleban alles drum und dran mitgenommen.

Meta fing das Geflatter so sorgsam wie möglich mit zarten Händen. Während sie den Hut in den Schrank tat, krachte nebenan das Bett. „Gute Nacht," sagte Valeska, „bin hundemüd'."

Noch ein Weilchen, und alles war ganz still. Die Nacht drückte schwere, tiefe Akkordmassen ins innere Gehör Metas, ein Rauschen lief eine Folge unendlicher Saiten dahin, die von der Erde bis in den Nachthimmel gingen. Sternbilder waren die Wirbel daran, und der Resonanzboden war eine ganz dunkle, träumende Erde.

Jetzt konnte Meta den Schreibtisch öffnen und ein veilchenblaues Briefpapier über seine Platte breiten. Das grüne Tuch, das ihn überzog, war an vielen Stellen zerschnitten und mit fetten Flecken getränkt. Das waren Spuren von Valeskas Nähversuchen, bei denen sie die Schere handhabte, als gälte es, Hühneraugen zu operieren, und Abbildungen von ihren Butterbroten, die sie ohne Vorsichtsmaßregeln am Schreibtisch zu verzehren pflegte.

Meta schob den Briefbogen zurecht, atmete den feinen Hauch, der aus ihm strömte, und als würde sie von ihm entzückt, wie die Pythia vom Brodem unter ihrem Dreifuß, begann die Spitze der Feder über dem Papier zu zittern. Sie schrieb:

„Geliebter!

Mehr als die halbe Nacht ist vorbei, ich bin müde, aber meine Liebe hält mich wach, um noch ein wenig in Deiner Nähe zu sein, indem ich Dir schreibe. Wie wenig haben wir heute voneinander gehabt, welch ein Tag, ich weiß nicht, ob ich ihn als Gewinn oder als Verlust buchen soll. Wie schön hätte es sein können, bei diesem Glanz der Welt, dieser starken und frohen Zuversicht überall, die nur all das Edle wiederholt, was die Natur in Deiner Seele vorbildlich erschaffen hat. Wirklich, es ist mir, alles Schöne und Große in der Erscheinungswelt sei von Dir abgezogen und müsse auf Dich zurückbezogen werden, wenn man es recht im Zusammenhang betrachten will . . ."

So schrieb Meta Lind, und rings um den Rand des veilchenblauen Briefbogens schauten die Wunden, die Valeskas Nähschere dem Tuch beigebracht hatte, und die Abbildungen ihrer Butterbrote neugierig zu.

Sie aber versank ganz und gar in die paradiesische Schönheit ihrer Welt, war von einer erträumten Liebe umhüllt, die sie durchdrang und zu einer leuchtenden Wolke machte, höher als die flüchtigste und allerfeinste Abendwolke, weit über aller Niedrigkeit und Not.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Ernst Wehnicke um Mittag nach Hause kam, fand er an Stelle seiner Frau einen Zettel: „Bin zu Kommerzienrat Köhler geholt. Inzwischen besten Gruß. Kein Lucullus! Es sind wichtige Nachrichten gekommen."

Das war mit Blaustift auf die weiße Rückseite eines Blattes aus dem Abreißkalender geschrieben. Und trotz aller Eile hatte es sich Käthe

nicht versagt, am Schlusse das große Siegel hinzumalen, den Kreis mit dem Punkt darin, das bedeutete: einen schönen Kuß.

Wehnicke packte pfeifend seine Handtasche aus, deren Inhalt zu zwei Dritteln aus Büchern und zu einem aus den entbehrlicheren Dingen des Daseins bestand. Dann trat er ans Fenster und sah nachdenklich hinaus. Kein Lucullus — das hieß, es gab heute kein Mittagessen daheim, und man mußte für sich selbst sorgen.

Es war eine angeräucherte und lärmvolle Welt vor Wehnickes Fenstern; hinter Fabrikmauern erhoben sich Reihen von Glasdächern, die angeordnet waren wie die Zähne eines Sägeblattes, eine Kante senkrecht und die andere schief, auf langen Schornsteinstämmen wiegten sich schwarze Rußkronen, an einer kahlen, langen Mauer, trostlos wie ein Drama der zweiten schlesischen Schule, war nichts anderes zu sehen als ein in rasender Umdrehung befindliches Schwungrad, von dem die Riemen in die Unendlichkeit zu einer unvorstellbaren Arbeit liefen. Auf Eisengerüsten schoben sich, in der Höhe der Schornsteine, kleine Wägelchen hin und her, bisweilen öffnete sich mit erbittertem Gekreisch eine Eisentüre, und ein rostiger Karren schoß hervor, mit je einem schwarzen Menschen an jeder Seite, der dröhnend auf einem Geleise einer entfernten Schutthalde zurannte.

Das Ganze kochte einen Höllenlärm in seinem Schoß, tobte und donnerte, spie weiße Flocken aus langen, dürren Blasrohren, tutete aus breiten Mäulern, knirschte und zischte, prasselte, als würden Hunderte von Zentnern Fett auf ungeheuren Pfannen zerlassen. Und unablässig drang aus allen Fugen und Löchern des Molochs Qualm hervor, schwarzer, dicker, träger Qualm oder gelber beizender, der höhnisch aufgezwirbelt wurde, wenn wo ein Luftzug dazutrat. Das Ärgste war ein grauer feiner Staub, der unsichtbar herangeweht kam und sich in die Luft verteilte, der sich in alle Dinge hineinfraß und auf allen Eßwaren niederließ. Dieser Staub war unausweichbar, er war ein Bestandteil des Lebens, und Wehnicke hatte ausgerechnet, daß man im Laufe eines Jahres ungefähr fünfzig Kilogramm davon in sich hineinschlang.

Er hätte anderswo wohnen mögen als gerade dieser Fabrik gegenüber, aber er tat es nicht, aus demselben Grunde, aus dem er nicht zweiter, sondern dritter Klasse fuhr. Aus demselben Grunde, aus dem er jetzt seine Mahlzeit im „Goldenen Strumpf“ einnahm, inmitten einer Wolke des grauen Staubes, mit Arbeitern an einem Tisch, aus deren Kleidern jede Bewegung ein feines Geriesel grauen Pulvers schüttete, deren Haare und Bärte von ihm bepudert waren. Wenn so ein Bart ins Bierglas tauchte, so war der Tropfen, der von dem nassen, verklebten Haarzipfel auf den Tisch fiel, ein kleines Klümpchen Zement.

Ganz sicher war der graue Staub auch in der Suppe enthalten, die Wehnicke löffelte, und was nachher beim Ochsenfleisch zwischen den Zähnen knirschte, war derselbe graue Staub.

Man kannte Wehnicke in diesem Wirtsraum, einige der älteren Arbeiter erinnerten sich seiner noch recht gut aus der Zeit her, als er von Fabrik zu Fabrik gegangen war, mit Notizbuch und Bleistift, um für eine Reihe von Artikeln das Leben der Arbeiter: Löhne, Gesundheitsstand, Wohnverhältnisse, zu erfragen.

Martin Göpfert kam an Wehnickes Tisch heran, gerade als der letzte Bissen Ochsenfleisch in Wehnickes Schlund zu einem faustgroßen Klumpen aufgegangen war. Er zog den lahmen Fuß nach, drehte die Mütze zwischen den Händen und zwinkerte mit den winzigen, blauen Augen.

„Na, Herr Doktor,“ sagte er, „Ihnen will ich auch noch einmal schön danken. Ihre Frau war vorgestern wieder bei uns.“

„Schon wieder, Göpfert!“ Wehnicke drohte mit dem Finger. „Das wievielte?“

„Das wär' eben das neunte, Herr Doktor!“

Wehnicke spülte rasch entschlossen den Fettklumpen in seinem Schlund mit einem Schluck Bier hinunter. „Sie sorgen auch dafür,“ sagte er befreit, „daß es mit dem Geburtenrückgang nicht zu arg wird.“

„Ach ja, verstehen Sie . . . darauf kommt es ja nicht an. Das wäre ja nur ein Spaß . . . aber das Leben ist schwer. Sie sollen uns das Leben leichter machen, wenn sie Kanonenfutter brauchen.“

Zwei Tische weiter saß der junge Hummitzsch. Der stak seit vorigem Herbst in der Uniform und verbrachte seinen ersten Urlaub in der Heimat damit, daß er aus einer Schenke in die andere ging und seine militärischen Erlebnisse zum besten gab. Er hatte immer den ganzen Tisch voll Zuhörer, wenn er erzählte, was er sich alles herausnehme, wie wurst ihm der Drill sei, und was er dem Unteroffizier alles in die Fresse sage. Seine beiden Brüder dienten ihm als Leibgarde. Sie machten schon seit drei Tagen blau, begleiteten ihn überallhin, saßen zu seiner Seite, damit auch auf sie etwas von der Ruhmessonne ihres Bruders falle.

Der junge Mensch hatte etwas von Kanonenfutter gehört und schlug jetzt mit der flachen Hand auf den Tisch: „Kanonenfutter!“ schrie er, „was Kanonenfutter? Hat sich ausgekanonenfuttert. Mit dem Kriege ist's alle. Das Vergnügen is jewesen. Und warum is er vorbei und abjetan?“ Er hob sich halb von seinem Sitz und sah einem nach dem andern ins Gesicht. „Weil wir nich mehr mittun. So is es. Wir tun nich mehr mit. Wer das is, die ‚Wir‘, das wissen die dort oben janz jut.“

„Wer ist denn der Mensch?“ fragte Wehnicke.

Höpfert ließ seine winzigen Äuglein blitzen: „Das is der junge Hummitzsch. Die zwei neben ihm sind seine Brüder. Wüste Kerle, machen gerne Krawall . . . und der Alte“ — Höpfert senkte seine Stimme in den Brunnen der Geheimnisse — „der alte Hummitzsch is nich einmal organisiert. Er steht sich mit ihnen nicht gut.“

Am Tisch des Kriegers dröhnten Bierkrüge, jemand hatte eine neue Runde ausgegeben. Die Köpfe waren dicht aneinandergerückt, nur ab und zu wandte sich einer um, ob nicht am Ende jemand da sei, dessen Gegenwart unbehaglich sein könnte.

„Ja,“ sagte Karl Hummitzsch und rückte die Mütze ganz nach hinten: „das wissen sie oben janz jut. Werden sich hüten, etwas anzufangen. So wie ich denken alle.“ Er fuhr mit der Hand in einer Ebene über den Biergläsern hin, und das erweckte die Vorstellung einer unendlichen Ansammlung vollkommen gleichgearteter Menschen. „Wenn die heute anfangen, wißt ihr, was wir da sagen?“ Er steckte die Daumen beider Hände in den Gurt und lehnte den Oberkörper an die Wand, die Zigarre baumelte ihm schief aus dem Mund: „Wir sagen: ‚Nee meine Jutesten, das fressen Sie mal selber aus. Da tun wir nich mit. Da legen wir die Arbeit nieder. Schießen is nich!‘ Das sagen wir, wir machen Streik, oder es soll uns gleich der Teufel schlucken. Ich hab's dem Sergeanten in die Schnauze geschmiert: ‚Sergeant,‘ hab ich gesagt, ‚Sergeant . . . das Kriegspielen lassen wir uns in Gottes Namen noch gefallen, aber tun Sie das Ihrer seligen Tante nich an, daß Sie glauben, wir werden was andres.‘ Und was is mir geschehen? Jar nichts is mir geschehen. Der Sergeant hat's eingesteckt. Weil sie Angst haben vor uns.“

Ein schriller langer Pfiff brach aus den Flanken des Molochs und trieb die Männer von den Tischen zur Arbeit. Auch Wehnicke entfernte sich.

Nur die drei Brüder Hummitzsch blieben sitzen und tranken noch eine Weile weiter. Dann gingen sie zum „Schweren Geschütz“, später ins „Blaue Kamel“, und als die Fabriken heulend ihre Arbeiter entließen, warteten sie schon beim „Bergkristall“ auf ihr Publikum. Mitten in der Nacht kamen sie betrunken nach Hause, weckten den alten Hummitzsch aus dem Schlaf und hielten ihm die Fäuste unter die Nase, indem sie ihm drohten, sie würden ihn erschlagen, wenn er sich nicht organisiere.

— —

In der Dämmerung kam Frau Christel Wehnicke heim, fand ihren Mann vor dem Schreibtisch — wo sonst? — stellte die Tasche auf den Boden und gab ihm, dem halb Überrumpelten, einen lauten Kuß mitten auf die Glatze.

Er schob den Stuhl zurück, der Teppich bildete einen Wulst, Wehnicke stolperte und fiel seiner Frau in die Arme wie Wilhelm der Eroberer in die Arme Englands.

Dann faßte er sie bei beiden Händen und lachte ihr in das gerötete, feste klare Gesicht. Frau Christel war von einer Vertrauen erweckenden Gesundheit, ihre Augen nahmen alles auf der Welt ohne Bedenken auf und verschlossen sich vor nichts, und man sah an der starken, ein wenig gebogenen Nase und dem straffen Mund, daß sie kein Bedenken trug, etwas auszuführen, was diese Augen und das Hirn dahinter als recht erkannt hatten.

„Gut gegangen?“ fragte Wehnicke.

„Na — und ob. Zwillinge — ein Bub und ein Mädel! Die Leute sind überglücklich, wissen vor Freude nicht, was sie tun sollen. Der Kommerzienrat hat mir Schmeicheleien gesagt, als ob nicht seine Frau geboren hätte, sondern ich.“ Sie schüttelte ihre Hände aus denen des Gatten. „Auslassen, sage ich . . . du mußt deinen Lucullus haben, wenn du schon zu Mittag nichts anderes als Zementstaub gekriegt hast.“

Mit raschen Schritten ging sie hin und her, legte den Mantel ab und hob einige kleine Pakete aus der Handtasche, wo sie friedlich neben den Geräten ihres Berufs gelegen hatten. Wehnicke sah ihr mit einem Gefühl des Behagens zu. „Du bist ja fleißig an der Arbeit,“ sagte er, „vorgestern einen Proletarier, heute zwei künftige Kapitalisten.“

Eine Sülzenwurst entfaltete ihre zitternde Herrlichkeit im Lichtkreis der Tischlampe. „Du kannst mir glauben, das merkt man gar nicht, wenn sie so ans Licht befördert werden. Der Unterschied macht sich erst später. Und Schmerzen hat jede Frau — das ist der wahre Internationalismus. Und wie war's in Leipzig?“

„Du kennst meinen Fehler . . . ich soll diese Dinge vom Parteistandpunkt sehen — und ich sehe sie historisch. Soll ich es leugnen, daß jede Idee, die Hunderttausende erfüllt, etwas Großes hat? Es war ergreifend, es war gewaltig, und obzwar ich mir sagen muß, sie hängen einem Verlorenen und Abgetanen an — ich bringe es nicht über mich, es lächerlich zu finden. Ich fürchte, man wird mit meinem Bericht nicht zufrieden sein.“

Er erzählte von den Leipziger Tagen und von den Freunden, und erst später, beim Käse, fiel ihm ein, daß auf dem Zettel gestanden hatte, es sei eine wichtige Nachricht eingelaufen.

Frau Christel legte die Hand auf seinen Arm, ihre Augen waren dunkles Metall; sie habe nicht die erste Freude des Wiedersehens stören wollen, denn leider sei es keine freudige Angelegenheit, sondern — „na, du wirst ja lesen!“

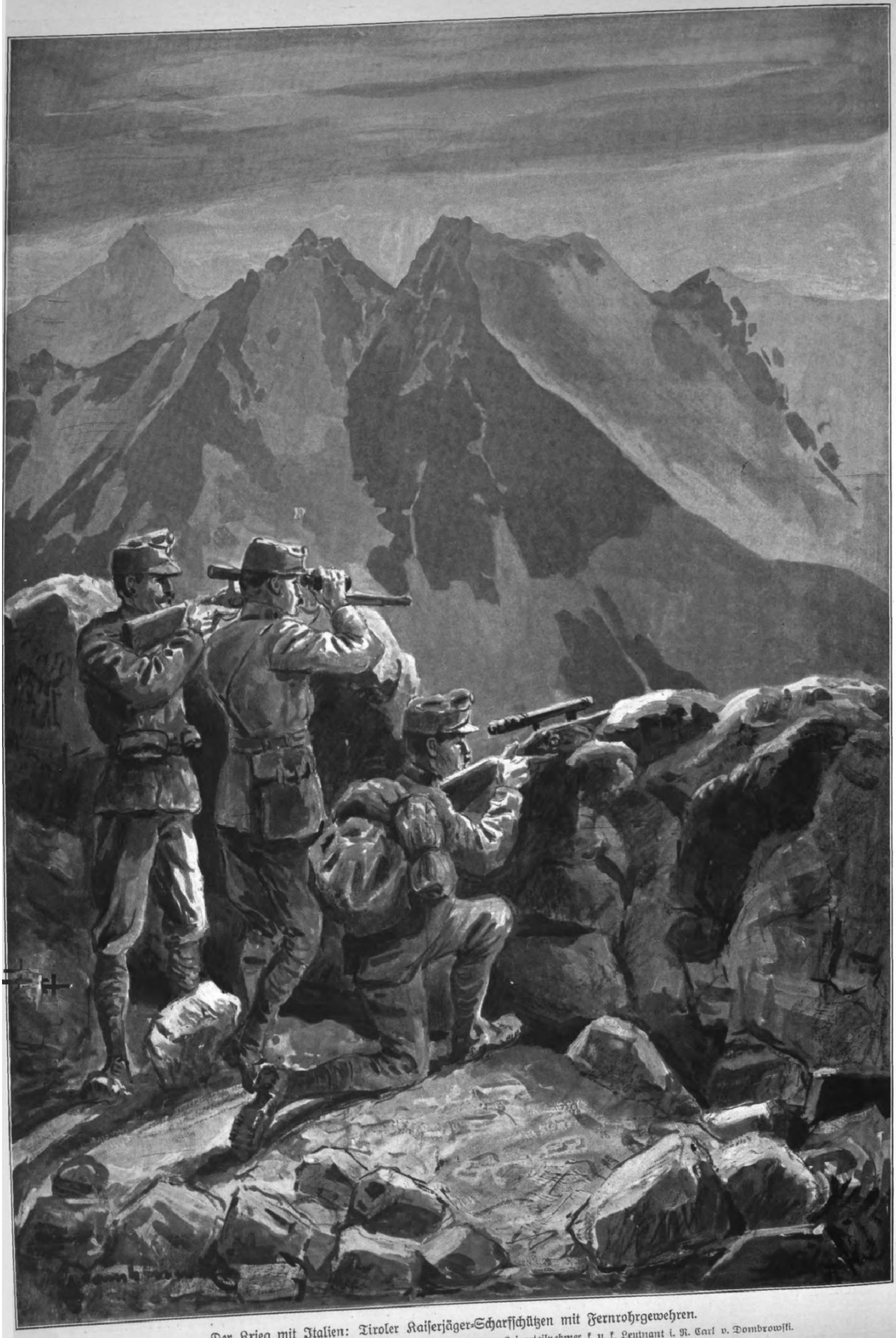
Aus dem schwarzen Handtäschchen knisterte ein Brief vor und kam zögernd in Ernsts Hand. Im Rund des Stempels, über der Stirn des bayrischen Prinzregenten stand das schicksalreiche Wort „München“. Obwohl Ernst diese Handschrift lange nicht mehr gesehen hatte, erkannte er sogleich den eckigen und harten Zug der Buchstaben, die geeignet schienen, über ernsten, unpersönlichen Dingen, Akten oder Gesetzentwürfen, zu stehen.

„Von deinem Vater?“ fragte er.

Frau Christel nickte, und Wehnicke las:

„Mein armes, geliebtes, verratenes Kind!

Ich ergreife mit klopfendem Herzen die Feder, um Dir — nach langen Jahren wieder einmal — zu schreiben. Der Grund meines Stillschweigens ist Dir bekannt: ich habe es aufgegeben, und ich mußte es aufgeben, um mein Kind zu kämpfen, obzwar meine Trauer darüber unbeschreiblich war, weil ich einsah, daß Deine Verblendung so groß sei, daß Du die aufrichtig gemeinten Besorgnisse und Mahnungen Deines Vaters in den Wind schlugst. Ich sah, daß Du vollkommen in die Hände jenes Menschen geraten warst, der Dich und mich so schändlich betrogen hat. Meinem letzten Schreiben, in dem ich Dir in aller Strenge befahl, Dich von Deinem Gatten zu trennen, hast Du noch Widerstand entgegengesetzt. Mit Worten, die Dir sicher nicht von Deinem Herzen und Deiner Kindesliebe eingegeben waren, sondern von ihm, mit Worten, die Deinen Vater kränken und verwunden mußten. Gott verzeihe sie Dir, wie ich sie Dir verzeihe. Ich zog



Der Krieg mit Italien: Tiroler Kaiserjäger-Scharfschützen mit Fernrohrgewehren.

Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Leutnant i. R. Carl v. Dombrowski.

mich von Dir zurück, denn ich wollte keinen Anlaß mehr bieten, daß Du Dich noch einmal in solcher Weise versündigst, und ich war überzeugt, daß Deine Lebensbahn einmal eine Wendung nehmen müsse, die Dich zu mir zurückbringt.

Diese Wendung ist eingetreten, und ich fühle, daß Du mir nähergekommen bist, mein armes, verratenes Kind! Du bist mir zu teuer, als daß ich zu stolz sein sollte, um selbst noch einmal zu Dir zu kommen. Ein anderer, minder zärtlicher Vater würde keinen Schritt entgegen tun, er würde abwarten, bis die abtrünnige Tochter voll Scham und Reue zu ihm zurückkehrt. Ich will Dir Scham und Reue ersparen und baue Dir selbst die Brücken zum Vaterhaus. Mein armes Kind! Was habe ich von Dir hören müssen? Lange habe ich mich nicht um Dich gekümmert, weil ich lieber gar nichts von Dir hören als meine Wunden noch einmal aufreißen wollte. Nun hat mich meine väterliche Zärtlichkeit doch überredet, Nachforschungen nach Dir anstellen zu lassen. Was habe ich da erfahren müssen? Du — Du bist also Hebamme geworden? Die Tochter des Königlich Bayrischen Ministerialrates von Holtzböcher ist Hebamme geworden? Wie soll ich Dir meinen Schrecken über diese Nachricht beschreiben? Du — mein Kind, bist Geburtshelferin und stehst fremden Frauen bei — um Geld. Ich will nichts gegen den Beruf einer Hebamme sagen, er ist gewiß nützlich und aller Ehren wert, aber — paßt er für Dich? So nahe ist die Not des Lebens schon Deiner Schwelle gedrungen, daß Du Dich nicht scheust, ein Gewerbe zu ergreifen, das Deiner Herkunft so gar nicht angemessen ist?

So weit ist es also schon mit Dir gekommen, so weit hat Dich der Mensch gebracht, den Du trotz meiner Mahnungen und Drohungen noch immer fortfährst, Deinen Gatten zu nennen! Oder aber vielleicht sind Dir doch endlich die Augen aufgegangen . . . ja, sie müssen Dir aufgegangen sein . . . und Du hast erkannt, daß Du von ihm betrogen worden bist. Ja, betrogen, ich finde kein anderes Wort. Denn ich habe Dich einem Manne gegeben, der zwar an Rang in der Gesellschaft Dir nicht ebenbürtig war, der aber doch einen ehrlichen und geachteten Beruf hatte, einen wichtigen Beruf innerhalb der bürgerlichen Ordnung, denn es ist eine erhabene Aufgabe, die Jugend zu erziehen; die Gymnasiallehrer gehören zu den festen Stützen des Staatsgedankens, sie haben dem heranwachsenden Menschen in der Schule zu zeigen, wohin er gehört, und wie er sein Leben einzurichten hat, daß er am besten sich und dem gemeinen Wohle diene.

Wer konnte ahnen, daß dieser Mensch, der Dich frech erschlichen hat, schon kurze Zeit nachher sich in solchem Lichte zeigen würde? Daß er ohne Rücksicht auf Dich und mich und seine eigene Stellung in das Lager der Unruhestifter, der Unterwühler des ganzen öffentlichen Lebens und des Staatsgebäudes übergehen würde? Wie widerlich war die Zeitungsfehde, die sich an seine verbrecherischen Broschüren knüpfte, eine Fehde, bei der auch mein Name in den Staub gezogen wurde, wie widerlich war das theatralische Pathos, mit dem er seine Staatsstellung aufgab, um sich ganz der roten Internationale in die Arme zu werfen! Und wie peinlich war das Geheul, das sich bei den Genossen über diesen Sieg erhob!

Genug davon! Die Erinnerung allein regt mich auf. Und Du wirst nun selber klar gesehen haben, daß ein Verlassen der geordneten Bahn in Not und Elend führt. Vielleicht hältst Du nur noch eben um dieser Not willen an ihm, weil Du meinst, keine andere Zuflucht zu haben, kein Heim, keine Stätte. Da sollst Du wissen, daß Dir das Haus Deines Vaters offen steht, wenn Du Dich von diesem Menschen trennst. Und solltest Du noch immer schwankend sein, vielleicht entscheidet dies Dein Zögern, wenn Du bedenkst, daß Du dazu beitragen kannst, Deinem alten Vater sein Lebensziel erreichen zu helfen. Gewisse politische Konstellationen machen es möglich, daß ich von Seiner Majestät auf den verantwortungsvollen Posten eines Ministers berufen werde. Es dürfte ein Beamtenministerium gebildet werden, und ich bin als der älteste Ministerialrat meines Ressorts wohl der nächste dazu, das Portefeuille zu erhalten. Ich werde selbstverständlich Gegner haben, und sollen diese sagen dürfen: ‚Ah, das ist der alte Holtzböcher, dessen Tochter Hebamme ist und einen sozialdemokratischen Zeitungsschmierer zum Mann hat?' Sollen sie das Deinem alten Vater sagen dürfen und ihm damit die Erreichung seines Lebenszieles unmöglich machen? Kannst Du das übers Herz bringen, mein Kind? Noch einmal beschwöre ich Dich, geh fort von Deinem Mann, komm zu mir zurück, um Deinet- und meinetwillen!

Ich küsse Dich vielmals in Angst und Sorge
Dein treuer Vater."

So schrieb der Ministerialdirektor von Holtzböcher, der als ältester Ministerialdirektor seines Ressorts Anwartschaft auf das Portefeuille des Ministers hatte. Und der Zeitungsschmierer las den Brief, und sein Gesicht war wie in Klammern. Kein Muskel sprang, keine Falte zuckte, die Lider seiner Augen zwinkerten nicht.

Dann tat er den Brief wieder in den Umschlag mit der festen, kantigen Aktenaufschrift und sah, nach Minuten, der Frau voll in die Augen. Sie hatte darauf gewartet und streckte ihm sogleich, über die Reste von Sülzenwurst und Käse, beide Hände entgegen.

„Liebster!" sagte sie und ihre Stimme hatte etwas an sich, das zwanzig Briefe feindlicher Väter hätte ihrer Schärfe berauben und sie vergessen machen können.

Wehnicke schüttelte die Hände, die heute zwei Menschenkindlein ans Licht der Welt geholfen hatten. „Ja, ja," sagte er, „es ist schlimm um uns bestellt, wenn es den Gegnern eines Ministers etwas soll helfen können, daß seine Tochter Hebamme ist!"

Sie sprachen nicht mehr darüber. Um zehn Uhr machte sich Frau Christel noch einmal auf, um zu ihrer Kranken zu gehen, nach der sie noch vor Nacht zu sehen versprochen hatte.

Wehnicke ging noch einmal an seinen Schreibtisch und nahm ein Buch eines klugen Franzosen vor, in dem stand, wie unnötig der Krieg wäre, und daß ihn die Sozialdemokratie zu verhindern wissen würde.

Viertes Kapitel.

Franz Firmkranz brachte einen ganzen Armvoll verrosteten Eisens aus Leipzig mit: Kanonenkugeln, zerbrochene Säbel und alte Gewehrschlösser, und auf jedem Stück stand mit weißen Buchstaben: „Gefunden auf dem Schlachtfeld von Leipzig."

Madeleine schlug die Hände zusammen: „Mein Gott, was bringst du da?" Und als sie sah, daß sich Franz anschickte, seine Last auf den Boden zu werfen, hielt sie sich die Ohren zu. Es gab aber kein Dröhnen, der Boden barst nicht, und kein Kleinkram fiel herab. Als das verrostete Zeug, die Ausgrabungen aus der blutgetränkten Erde, hinschlug, gab es nur ein mattes Klappern, und es stellte sich heraus, daß die Kanonenkugeln, Säbelgriffe und Büchsenschlösser keineswegs aus altem Eisen bestanden, sondern aus sehr neuzeitlicher Papiermasse, der man geschickt den Anschein historischer Bedeutsamkeit gegeben hatte.

Madeleine lachte zuerst, dann sagte sie: „Welche Geschmacklosigkeit! Das bringt man auch nur in Deutschland fertig."

Aber Firmkranz verwies darauf, das jedes Ding seinen inneren Wert besitze, und daß man nicht urteilen solle, ehe man nicht jede Erscheinung um und um untersucht habe. Madeleine erriet, streckte den Finger aus und befahl: „Aufheben!"

„Nein," sagte der Ingenieur, „du hast sie verschmäht, weil ich sie mitgebracht habe. Wenn du sie willst, hebe sie dir selbst auf." Und er gab einer Kanonenkugel einen Stoß mit dem Fuß, daß sie unter den Notenschrank kollerte, wo François, der grüne Kater, lag und sein Fell in einer schiefen Tafel Vormittagssonne wärmte. François sprang mit einem Satz hervor, auf den Stuhl am Fenster und warf ein Nähkörbchen herab, das eine Menge von Wollknäueln und angefangenen Häkelarbeiten über den Teppich ausstreute, das Fenster stand offen, und François verzog sich in dem Gefühl, eine Verheerung angerichtet zu haben, mit Wahnsinnsgebärde in den Garten.

„Alles für die Katz'!" sagte Firmkranz mit der Miene eines Leidtragenden. Da mußte Madeleine hell auflachen, nahm ihn am Arm, drehte Franz zu sich und gab ihm einen plötzlichen Kuß. „Es stimmt doch", sagte sie, indem sie sich rasch von ihm zurückzog, als trete erst jetzt die Überlegung bei ihr ein.

„Ja, es stimmt", bestätigte Firmkranz.

„Dein Telegramm war kein Schwindel!"

„Alles richtig. Deutsches Reichspatent Nummer 21317, kommt gleich nach der deutschen Reichs-Universaltunke, für jede Art von Braten und Gemüsen."

„Hast du mit dem Vater gesprochen?"

„Ich komme eben aus der Fabrik. Er schiebt noch auf, aber ‚es ist ihm keine Frist gegeben'." Und Firmkranz zog aus der Brusttasche ein ganzes Paket von Karten hervor. Auf diesen stand in der zierlichsten Schrift Blau auf Weiß in einem liebenswürdigen Geschnörkel schwarzer Linien zu lesen, daß sich Herr und Frau Gaspard Brosam die Ehre gäben, die Verlobung ihrer Tochter Madeleine mit Herrn Ingenieur Franz Firmkranz anzuzeigen. Firmkranz hatte die Karten mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf dem Wege von der Fabrik in die Villa herstellen lassen müssen, wenn er nicht etwa schon vorher — und eine solche Gewalttätigkeit und Vorausnahme seines Sieges war ihm durchaus zuzutrauen — dafür gesorgt hätte, daß sie im rechten Augenblick vorhanden wären.

Madeleine drehte das steife Blättchen mit der entscheidenden Nachricht unschlüssig und ein wenig schicksalsbang herum. Sie liebte es nicht, daß man sie darum brachte, das letzte Wort zu behalten, und sie wünschte, bis ganz zum Ende als ein immer neu zu umwerbendes Glück angesehen zu werden. Und Firmkranz fühlte einen kühleren Strom, der sie voneinander trennte, der es dem Mädchen möglich machte, sich in gemessene Entfernung zurückzuziehen.

„Das ist, lieber Freund," sagte sie ein wenig kühl und stolz, „das ist eine kleine Erpressung. Du weißt doch, daß mir an solchen freundlichen Überraschungen wenig liegt. Ich möchte gerne gefragt werden, wenn ich an einer Sache so beteiligt bin wie hier."

Der kühle Strom sammelte sich in einem Becken zu Firmkranz' Häupten und stürzte als Wasserguß auf ihn herab. „Verzeih . . . ich dachte, dir eine Freude zu machen."

Noch immer drehte Madeleine das Blättchen in der Hand. „Und dann — so geht das doch auf keinen Fall. Ich will ja nicht verlangen, daß die Anzeige ausschließlich in französischer Sprache abgefaßt ist. Aber das Französische muß doch wenigstens neben dem Deutschen stehen. Was sollen denn unsere Bekannten dazu sagen? Du vergißt, daß du eine Französin heiratest."

Das ging nicht an, wie ein Schulbub vor ihr zu stehen, wie ein Schulbub, der wegen einer schlechten Arbeit abgekanzelt wird. Also man legte die Hände auf den Rücken, so, recht zwanglos, und ging im Zimmer auf und ab. Und es war angebracht, dazu etwas Passendes zu äußern. Etwa: „Ich denke doch immer, daß die Grenze da irgendwo über die Vogesen läuft, und daß Mülhausen noch innerhalb dieser Grenze liegt."

„Nach der Potsdamer Geographie," rief Madeleine, „nach der Geographie der Gewalt, aber nach der Geographie des Herzens liegt Mülhausen in Frankreich." Das war echtes Pariser Pathos, die Wendung, die im Pensionat gelehrt worden war, wo man die kleine Elsässerin verzogen und ihr allerlei romantische Politik in den Kopf gesetzt hatte.

Firmkranz seufzte und sah Madeleine von der Seite an. Ihre Augen hatten einen festen Blick, ihr feines Gesicht zitterte von Energie. Es würde eine schwere Arbeit werden, ihr Gefühl unter die Vernunft zu beugen. Ihr Herz war ein irrationeller Bruch, dessen Einstellung in die Rechnung seine Schwierigkeiten hatte.

Es war still im Zimmer. Man hörte die gleichmäßige Stimme des Herrn Fiedler, der Madeleines kleinem Bruder Pierre nebenan die Lateinstunde gab.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Ein österreichisch-ungarischer schwerer Mörser in 1280 m Höhe an der Kärtner Grenze vor dem Abfeuern.



Russische Gefangene arbeiten an einer neuen Nachschublinie über einen 1611 m hohen Paß.

Der deutsche Michel.

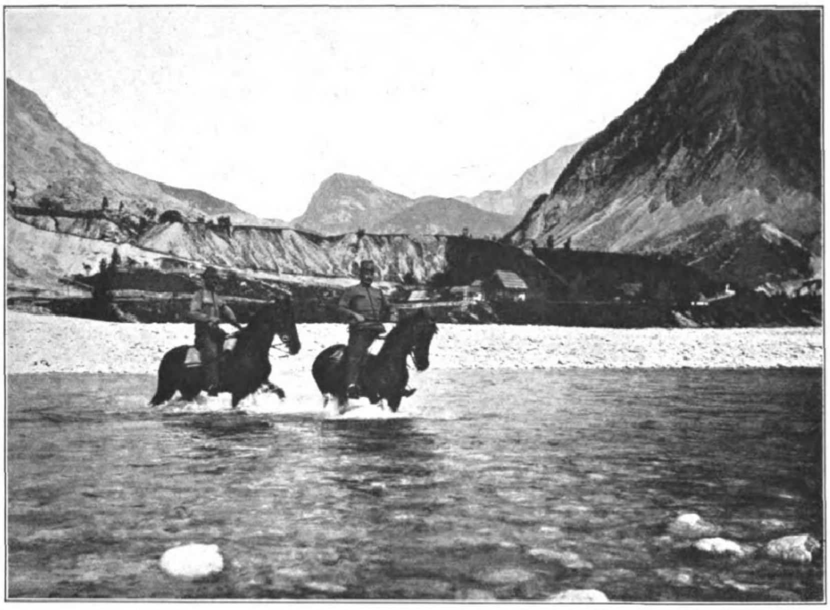
Von Dr. Hermann Michel.

„Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung ringsumher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags."
Erzengel Michael in Goethes „Faust".

Es gibt historische Legenden, deren Lebenskraft unzerstörbar scheint: so oft sie auch schon widerlegt worden sind, immer wieder tauchen sie auf und finden gläubige Anhänger. Luther habe unsere Schriftsprache geschaffen, Tilly Magdeburg in Brand stecken lassen, Thomasius die ersten deutschen Vorlesungen gehalten, Napoleon I. das Testament Peters des Großen gefälscht — und was dergleichen längst fossil gewordene Fabeln mehr sind. So hat sich kürzlich auch die Behauptung von neuem hervorgewagt, der deutsche Michel sei eigentlich ein tapferer Reitergeneral des Dreißigjährigen Krieges gewesen und habe in Wirklichkeit Hans Michael Elias von Obentraut geheißen. Wir werden sehen, was es für eine Bewandtnis mit dieser Ansicht hat. Als Gegenbeweis diene zunächst die einfache chronologische Feststellung, daß der Ausdruck „deutscher Michel" mehrfach bereits in der Reformationszeit, also lange vor der Geburt Obentrauts, vorkommt, so zum Beispiel in der Sprichwörtersammlung des mit dem deutschen Volksleben gut vertrauten Sebastian Franck: „Man pflegt damit", sagt Franck, „einen ‚groben Tölpel und Phantasten' zu bezeichnen." Offenbar war der Name „deutscher Michel" in diesem oder ähnlichem Sinn schon zu Luthers Tagen, namentlich in Süddeutschland, ganz gebräuchlich. Um seine Entstehung zu begreifen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Der deutsche Michel stammt aus einem vornehmen Geschlecht: auch er kann schauen zu den Gefilden hoher Ahnen. Denn, was man auch dagegen eingewendet hat, es ist nicht zweifelhaft, daß als sein Stammvater der Erzengel Michael betrachtet werden muß. Dieser Engel, ursprünglich der Schutzheilige des jüdischen Volkes, spielte im christlichen Mittelalter eine große Rolle. Seine Gestalt ist in der Bibel nur mit unsicheren Strichen umrissen und in ein fahles Halbdunkel gerückt, aber daß er einen Kampf mit dem Drachen oder mit dem Teufel bestehen mußte, genügte der mythenbildenden Phantasie eines kriegerischen Zeitalters, um der Figur des streitbaren Erzengels eine Fülle symbolischer Züge zu verleihen. Auch sein Name, der im Hebräischen soviel bedeutet wie: „Wer ist wie Gott?", trug wesentlich dazu bei, ihm Ansehen zu verschaffen. So sagt bereits der Papst Gregor der Große im sechsten Jahrhundert: „Sooft etwas von wunderbarer Kraft geschieht, ist es glaublich, daß Michael gesandt worden, wie man aus seiner Wirkung und aus seinem Namen sehen kann, weil niemand zu tun vermag, was Gott zu tun imstande ist" — und diese Worte werden in der späteren Zeit oft und oft wiederholt.

In Deutschland hat die Verehrung des Erzengels sehr früh eingesetzt; gewisse Bestandteile des alten Wodankultes wurden auf ihn übertragen, zahlreiche Kirchen und Kapellen ihm geweiht, und allerlei volkstümliche Bräuche knüpfen sich bis auf den heutigen Tag an seinen Namen. Noch jetzt ist er der Schutzpatron etlicher deutscher Städte und Länder. Sehr bedeutsam wurde, im letzten Regierungsjahr Karls des Großen, die Ansetzung eines bestimmten Datums für das Michaelisfest, das seither am 29. September gefeiert wird. Es war einer der wichtigsten Einschnitte im Kreislauf des Jahres, besonders für den Bauer, der zwischen dem Michaelis- und dem Martinstag



Ein österreichisch-ungarischer Generalstabsoffizier durchreitet bei einem Erkundungsritt den Isonzo angesichts der italienischen Stellungen.

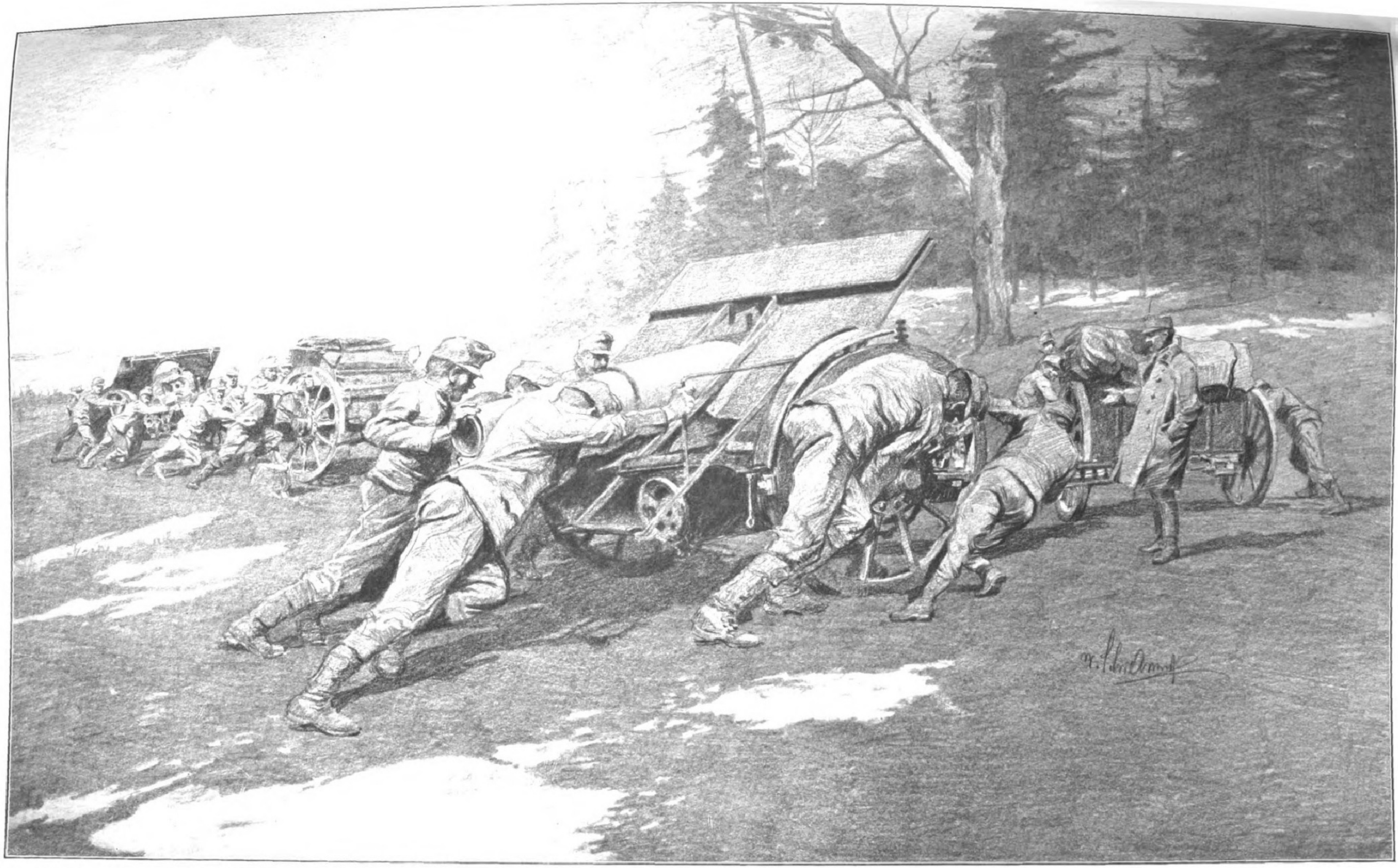


Sortierung der in den siegreichen Kämpfen am 18. September erbeuteten italienischen Gewehre usw.



Gefangene Alpini mit einem erbeuteten, zerschossenen italienischen Maschinengewehr.

Der Krieg mit Italien.



Eine Erinnerung an die Zeit der Karpathenkämpfe: Die neuen 15-cm-Skoda-Haubitzen werden bei Sianki in Stellung gebracht. Nach einer Zeichnung des bei den österreichisch-ungarischen Truppen mitkämpfenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" k. u. k. Oberleutnants Victor Schramm.

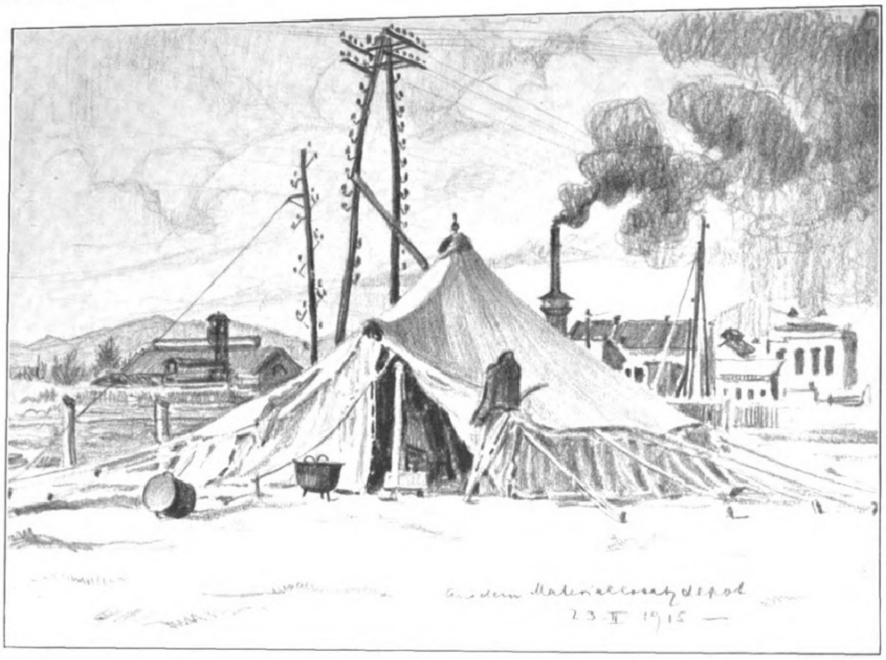
Im Verein mit den 30,5-cm-Mörsern zermürbten die 15-cm-Haubitzen die russischen Stellungen derart, daß sie von den Russen aufgegeben wurden, ehe der Infanterieangriff einsetzte.

(10. November) den Pachtzins leisten mußte; daher das Sprichwort: „Michael mahnt, und Martin zahlt.“ Seit dem neunten Jahrhundert darf der Erzengel Michael geradezu als der deutsche Volksheilige gelten, der als Anführer der himmlischen Heerscharen vor allem unter den Kriegern und Waffenmeistern überschwengliche Verehrung genoß. Zur Zeit der sächsischen Kaiser trug das Reichsbanner, das in den Schlachten entfaltet wurde, das Bild des sieghaften Erzengels, und wenn uns dies auch nicht erhalten ist, so wissen wir doch aus vielen anderen Darstellungen, wie die Künstler und durch sie wiederum das Volk die Gestalt Michaels damals und später aufgefaßt haben.

Oft begegnet uns der Erzengel auch in lateinischen Hymnen, was sich Gottfried Keller für eine der ersten Szenen seiner prächtigen Novelle „Hadlaub“ zunutze gemacht hat. Da fragt der alte Singmeister den jungen Johannes, ob er schöne Mailieder, kluge Sprüche und das Michaelslied „O heros invincibilis dux“ lernen wolle — „oder wie hast du heute gesungen?“ „O Herr, o Vizibilidux! heißt es“, ruft Johannes eifrig. Wer ihn denn das gelehrt habe? Es sei ein Augustinermönch gewesen, der einst als Kriegsmann den Heerzug ins Heilige Land mitgemacht habe und dem Kinde zu erzählen pflege, wie sie das Lied immer gesungen, wenn es in den Streit ging. In der Tat hat dieser kraftvolle Hymnus (oder ein ähnlicher) häufig als Schlachtruf gedient, und es ist gewiß kein Zufall, daß er zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wieder lebendig wird und nun in deutscher Übersetzung in vielen Gesangbüchern Aufnahme findet:

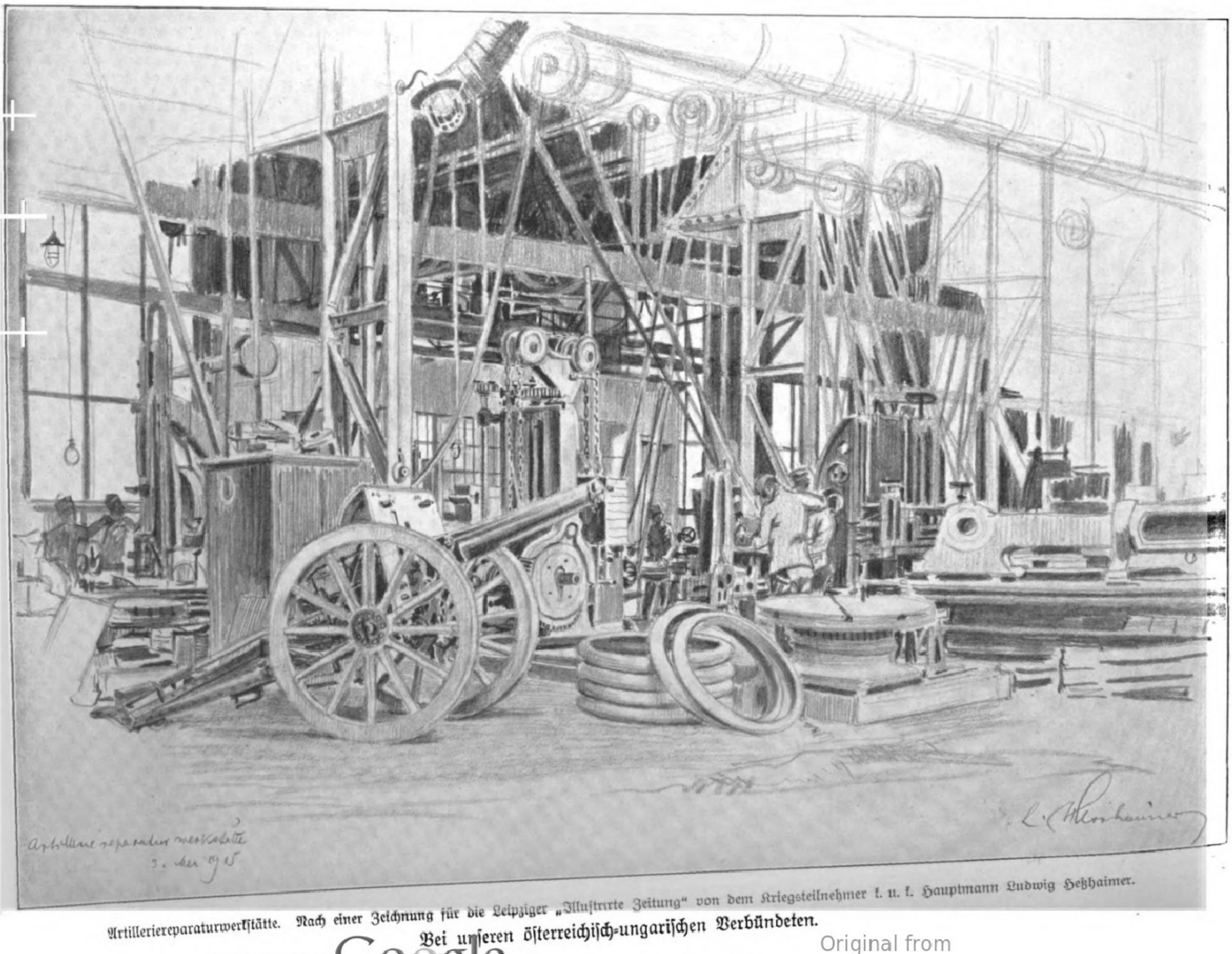
„O unüberwindlicher Held,
Sankt Michael,
Komm uns zu Hilf',
Zieh mit ins Feld,
Hilf uns hie kämpfen,
Die Feinde dämpfen,
Sankt Michael!“

Der Name Michael, im Volksmunde verkürzt zu Michel, gewinnt im ausgehenden Mittelalter immer mehr Boden.



Aus dem Materialersatzdepot. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.

Die biblischen Namen überwiegen damals ganz und gar, aber für die Beliebtheit des Namens Michel ist es wohl nicht ohne Bedeutung gewesen, daß er sich mit dem mittelhochdeutschen, seit dem sechzehnten Jahrhundert nur noch vereinzelt erhaltenen Eigenschaftswort „michel“ = „groß“ berührte, mit dem er ursprünglich nicht das geringste zu tun hat; allein bei der Namengebung machen sich solche falschen Ableitungen bisweilen noch heute geltend. Und nun können wir zweierlei ganz allgemein beobachten: einmal bekommen sehr verbreitete Namen mit der Zeit einen abschätzigen Sinn (dummer Hans, dummer Peter, dumme Liese usw.), und dann werden derlei Namen nicht selten zu Beziehungen für gewisse Klassen und Stände, die Eigennamen werden zu Gattungsnamen. Das eindruckvollste Beispiel für das Herabsinken von Namen bietet das formelhaft auftretende Zwillingspaar Hinz und Kunz, worin unsere alten Kaisernamen Heinrich und Konrad stecken. Und daß bestimmte Namen noch heute oft genug allgemeinere Bedeutung erhalten, dafür ließen sich namentlich aus den Sondersprachen der Gelehrten und der Kaufleute viele Beispiele anführen. Sobald nun der Name Michel so alltäglich geworden war, daß er auch bei den Bauern Eingang fand und just unter diesen mit Vorliebe gegeben wurde, verlor er seinen alten Wert, nahm den Nebensinn des Bäuerischen an und ward schließlich zur Bezeichnung des Bauern überhaupt: wenn man den Namen irgendeines Bauern nicht kannte, so sagte man eben Michel, weil jeder Bauer im Zweifel Michel hieß. Auf diese Weise wurde Michel der Name für den unteren Stand, für die Klasse der Ungebildeten, und da die Hauptmasse des deutschen Volkes aus Bauern bestand, so wurde der Bauer zum Vertreter der deutschen Nation: aus Michel wurde der deutsche Michel. In diesem Ausdruck verschmolzen die verschiedenen Vorstellungen des kriegerischen Helden und des plumpen, beschränkten Bauern zu einer Einheit. Wohl möglich, daß das Schlagwort zunächst im Auslande geprägt wurde und ursprünglich gar nicht auf einen Bauer gemünzt war, sondern etwa auf einen Ritter,



Artilleriereparaturwerkstätte. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.

Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten.

der sich angeblich oder tatsächlich wie ein Bauer benommen hatte. Nach einer etwas dunklen Überlieferung scheinen die Deutschordensritter, die viel herumkamen und nicht immer sehr gesittet auftraten, als deutsche Michel bezeichnet worden zu sein; zugleich mag man sich auch daran erinnern, daß der Vertreter eines anderen geistlichen Ritterordens, der Tempelherr in Lessings „Nathan dem Weisen", wegen seines schroffen Wesens „du deutscher Bär" tituliert wird. Daß solche Spitznamen bisweilen aufgegriffen und hinterdrein als Ehrennamen verwendet werden, zeigen Benennungen wie Geusen (vom französischen gueux, Bettler) oder Quäker (vom englischen to quake, zittern), und es ist sehr wohl denkbar, daß wir den Namen „Barbaren", den uns jetzt (wie übrigens schon 1870) die Franzosen anheften, späterhin ohne verächtlichen Nebensinn behalten, ja uns mit einem gewissen Stolz selbst so nennen werden.

Als im 17. Jahrhundert die Kluft zwischen den Gelehrten und dem Volke besonders groß geworden war, wird „deutscher Michel" die übliche Bezeichnung für einen unwissenden, ungebildeten Menschen, vor allem für einen, der nicht Latein versteht. In diesem Sinne lebt der Ausdruck auch noch im 18. Jahrhundert fort. „Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter nichts als ein deutscher Michel", sagt der Satiriker Rabener, und Lessing spricht in seinem Streit mit dem Hamburger Zionswächter Goeze davon, daß der Teufel die Seele eines deutschen Michel nur mit Hilfe von deutschen Schriften für sich gewinnen könne.

Aber auch die deutschen Bücher waren im Jahrhundert des großen Krieges für den gemeinen Mann nicht ohne weiteres faßlich, denn eine ungeheuere Fülle von Fremdwörtern hatte sich mittlerweile in unsere Schriftsprache eingenistet, und so bunt wie das Völkergemisch, das auf unserem Boden seine Kriege führte, war auch das Kleid der deutschen Sprache. Es gehörte zum guten Ton, sich ausländischer Wörter zu bedienen, „alamodisch" zu sprechen.

Diese geschmacklose Sprachmengerei fand indes auch damals schon viele Widersacher. Wir freuen uns, unter diesen dem deutschen Michel zu begegnen, der im Jahre 1638 folgendes bewegliche Klagelied gegen die Sprachverderber anstimmte:

„Ich, teutscher Michel, versteh
schier nichel (nichts)
In meinem Vaterland, es ist
ein Schand!
Man tut jetzt reden als wie
die Schweden
In meinem Vaterland, pfui
dich der Schand!

Fast jeder Schneider will
jetzund leider
Der Sprach erfahren sein und
redt Latein,
Welsch und Französisch, halb
Japonesisch,
Wann er ist voll, der grobe
Knoll.

Der Knecht Matthies spricht bona dies,
Wenn er gut Morgen sagt und grüßt die Magd.
Sie wendt den Kragen, tut ihm danksagen,
Spricht: Deo gratias, Herr Hippocras!

Ihr fromme Teutschen, man sollt euch beutschen (peitschen),
Daß ihr die Muttersprach so wenig acht'!
Ihr liebe Herren, das heißt nicht mehren,
Die Sprach verkehren und zerstören.

Ihr tut all's mischen mit faulen Fischen
Und macht ein Mischgemäsch, ein wüste Wäsch,
Ein faulen Hafenkäs, ein wunderseltsams Gfräß.
Ein ganzes ABC ich nicht versteh."

Und nun folgt eine lange Aufzählung von Fremdwörtern, bis es zum Schluß heißt:

„Habt ihr verstanden mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprach verkehrt und ganz zerstört.
Ich, teutscher Michel, versteh schier nichel
In meinem Vaterland, es ist ein Schand!"

So holperig diese Verse sind, deren Verfasser wir nicht kennen, so sehr ist doch die Gesinnung zu loben, die aus ihnen spricht. Sie haben auch gute Wirkung getan, sind weit verbreitet gewesen und trugen dazu bei, dem arg gesunkenen Namen des deutschen Michel wieder mehr Ansehen zu verschaffen. Der treffliche Hans Michael Moscherosch beruft sich in seiner Satire gegen die Modetorheiten seiner Zeit auf dieses Lied und führt einige Strophen daraus an. Moscherosch, vielleicht durch seinen zweiten Vornamen, der im 17. Jahrhundert nicht unbeliebt war, veranlaßt, spricht an einer anderen Stelle auch schon von dem „redlichen" deutschen Michel. Im Jahr des Westfälischen Friedens erschien eine neue „Wehe-Klag des alten teutschen Michel über die alamodischen Sprachverderber", diesmal mit Musikbegleitung. So wird es begreiflich, daß „deutscher Michel" die Bezeichnung wurde für jeden Bekämpfer der Sprachenmengerei, für alle, die der „uralten teutschen Haupt- und Heldensprache" zu frischem Glanz verhelfen wollten. Das ergibt sich auch aus dem Titel einer Schrift von Grimmelshausen, die den Übertreibungen der Sprachreiniger mit maßvollem Urteil entgegentritt: „Des weltberufenen Simplicissimi Prahlerei und Gepräng mit seinem teutschen Michel." Man prunkt nur mit etwas, was von anderen hochgeschätzt wird. Und jetzt verstehen wir auch, wie man dazu gekommen ist, den kühnen Reitergeneral Michael von Obentraut als das Urbild des deutschen Michel hinzustellen, was zuerst in jener Zeit geschieht. Man wollte für den nunmehr bei den Patrioten in Ehren stehenden deutschen Michel einen leibhaftigen Heros eponymos haben, der der Phantasie des Volkes einen festen Halt gewährte und sie verhinderte, den heldenhaften deutschen Michel mit einem kläglichen Bauernsimpel zu verwechseln. Das meist zu wenig gewürdigte, starke Nationalgefühl, das sich aus dem blutigen Elend des Dreißigjährigen Krieges emporringt, ist der Schöpfer dieser Legende.

Allein zu fest haftete die Vorstellung vom deutschen Michel als einem einfältigen, gutmütigen, täppischen Gesellen in der Allgemeinheit. Der Name hatte noch eine lange und schwere Probezeit zu bestehen, bevor er auch in weiteren Kreisen wieder zum Ehrennamen wurde. Daß man ihn, wie wir gesehen haben, noch im Jahrhundert der Aufklärung für einen des Lateins Unkundigen gebrauchte, war nicht so schlimm, denn die Vorherrschaft des Lateinischen näherte sich mit Riesenschritten ihrem Ende. Auch daß der Bauer nach wie vor gern „Michel" genannt wurde, verschlug nicht viel, da man dem Bauernstande allgemach wieder erhöhtes Wohlwollen entgegenbrachte. Ein harmloses Stückchen, „Herzog Michel", worin sich ein junger Bauernknecht, namens Michel, eine erträumte Wirklichkeit vorgaukelt, gehörte zu den populärsten Lustspielen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Aber außerordentlich verhängnisvoll wirkte es, daß man den deutschen Michel nun mit dem „Vetter Michel" zusammenbrachte, zumal da kein Geringerer als Goethe das getan hat. Um 1750 war nach einer älteren, ziemlich zotigen Vorlage ein volkstümliches Lied „Gestern Abend war Vetter Michel da" entstanden, das wohl besonders durch seine dem platten Inhalt nicht ohne Genialität angepaßte, ursprünglich gewiß parodistisch gemeinte Melodie die weiteste Verbreitung erlangt hat und noch heute gesungen wird. An dieses Lied knüpfte sich die Vorstellung vom Vetter Michel als der verkörperten Philiströsität. Als Goethe in der Laune des Xenienjahres die nüchterne Naturpoesie des braven Schmidt von Werneuchen mit beißendem Spott persiflierte, da fiel ihm das Lied vom Vetter Michel ein, und er benutzte es, um die geistige Beschränktheit gewisser Kreise recht sinnfällig anzudeuten:

„Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da!"

Auch in „Dichtung und Wahrheit" spricht Goethe einmal vom „Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit". Dem neunzehnten Jahrhundert sind Ausdrücke wie „Vettermichelei" und „vettermicheln" in mannigfach abgestuften, durchweg ungünstigen Bedeutungen nur zu vertraut.

Gegen den deutschen Philister im Sinne des Vetter Michel richten die Romantiker ihre Pfeile. In der „Zeitung für Einsiedler", die Achim v. Arnim 1808 herausgab, erschien ein köstliches Bild, das als symbolische Darstellung des „geehrten Publikums" gelten sollte. Zweifellos ist Eichendorff im Recht, wenn er, viele Jahre später, darin das Porträt des deutschen Michels wiederzuerkennen meinte, des deutschen Michels, wie man sich ihn noch immer dachte und wie er seither in unzähligen Karikaturen verbreitet worden war. Noch heute weisen die Darstellungen Michels in unseren Witzblättern eine gewisse Familienähnlichkeit mit jenem Bildnis auf. Aber — es ist doch merkwürdig, weder Arnim in der Vorrede zur Einsiedlerzeitung noch Brentano in seiner von tollen Einfällen übersprudelnden Philistersatire erwähnen den deutschen Michel, obwohl dazu reichlich Gelegenheit gewesen wäre. Es ist vielmehr ungemein bezeichnend, daß Brentano seine Satire mit der Erzählung vom Kampfe des Erzengels Michael mit dem Teufel einleitet. Offenbar dämmerte den Romantikern bereits die Ahnung, daß der deutsche Michel denn doch etwas Besseres sei als der stumpfe und selbstgerechte Spießbürger, gegen den sie sich vor allem wandten, wie denn Arnim ausdrücklich betont, daß er nur eine bestimmte Schicht mit seinem Spott treffen wolle „und nicht mein Volk, das ich ehre und vor dem ich mich demütig als der geringste Diener niederwerfe, mit dem ich nimmer zu scherzen wage".

Es kamen die gewaltigen Tage der Freiheitskriege, doch der große Moment fand nur ein kleines Geschlecht: es folgte die trübe Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen. Damals wurde die Vorstellung herrschend, der deutsche Michel sei zwar 1813 aus seinem tiefen Schlummer erwacht, aber nun sei er wieder eingenickt und gebe bloß durch Schnarchen zu erkennen, daß er am Leben sei. Ludwig Börne, trotz seinen Scheltreden auf deutsches Wesen ein glühender Patriot, hat diese witzelnde Auffassung lebhaft beklagt. „Das deutsche Volk", sagte er, „spottete seiner eigenen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Übertölpelung. Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Ohrfeigen."

Aber die Tonart änderte sich bald. In den Jahren, die der großen Bewegung von 1848 vorausgingen, und im Sturmjahre selbst wird der deutsche Michel von Schriftstellern, Dichtern und Malern unendlich oft bemüht. Hoffmann v. Fallersleben tritt der üblichen Vorstellung vom schlafenden Michel entgegen und ruft in seiner „Michelsode" den deutschen Bundesfürsten zu:

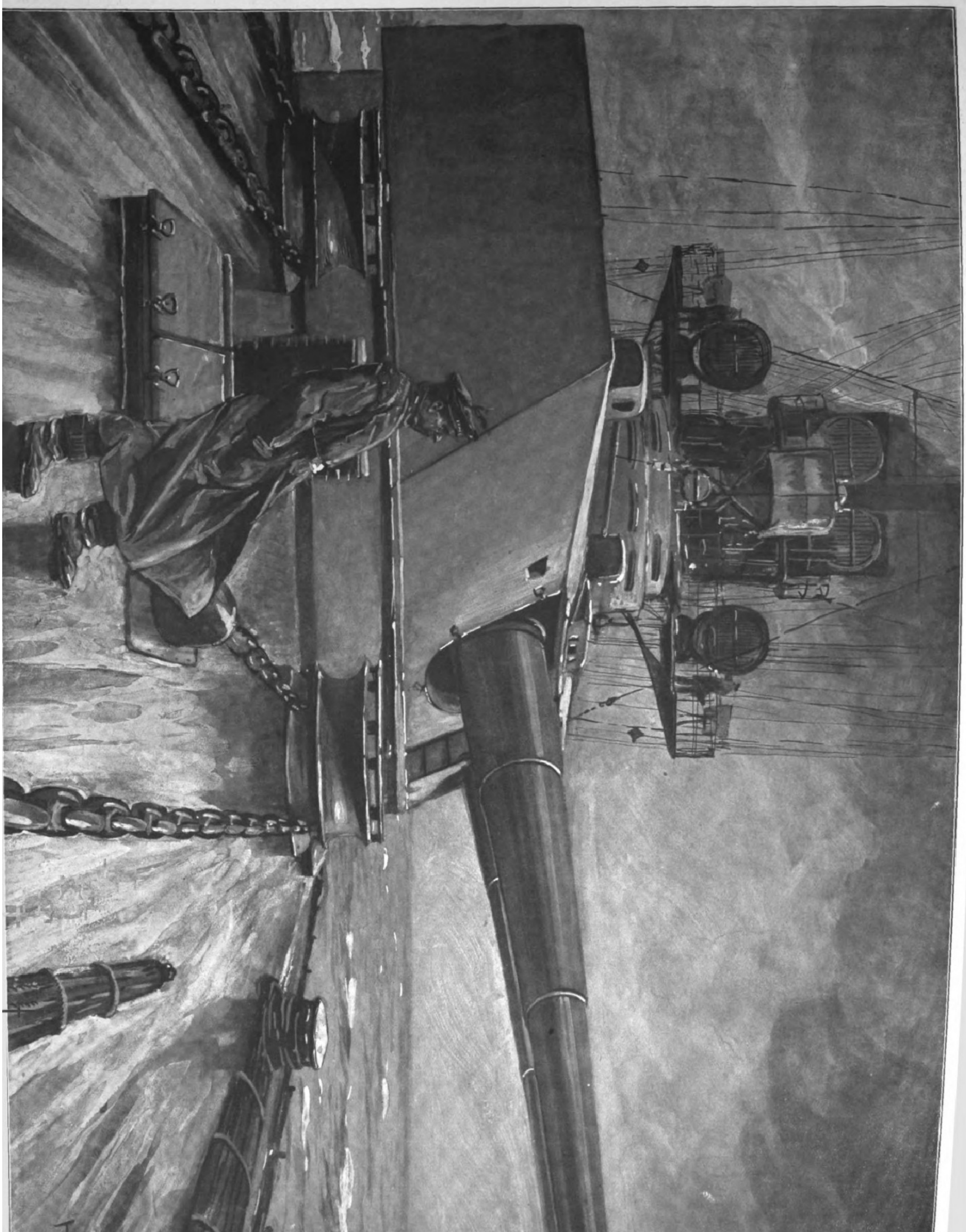
„Ihr habt Anno 13 den Michel gewecket
Und ihn aus dem bleiernen Schlaf geschrecket:
Wach' nun, bis den Feind du gejagt übern Rhein —
Doch den Michel, den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt Anno 14 auf euren Kongressen
Des tapferen Michel so ziemlich vergessen
Und habt ihm gegeben ein Schlaftränkelein —
Doch den Michel, den schläfert ihr nie wieder ein!



Brunnenszene in Galizien.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.


Hassenkamp
1915

Ihr habt Anno 15 in Frankfurt gegründet
Den Deutschen Bund und den Deutschen verkündet:
Jetzt würden sie frei und glücklich erst sein —
Doch den Michel, den schläfert ihr nie wieder ein!"

Der Schlußvers lautet:

„Nein, Michel ist munter und wird hinfort wachen.
Und läßt sich kein X für ein U hinfort machen.
Ihr möget zensieren und euch abkasteien —
Doch den Michel, den schläfert ihr nie wieder ein!"

Er hat recht behalten, wenn er auch später im Mißmut seine Ansicht zurücknahm und seinen Michel ein resigniertes „Abendlied im Belagerungszustande" anstimmen ließ oder gar mit ätzender Schärfe „Vetter Michels Vaterland" schilderte. Das ist überhaupt charakteristisch für die Stimmung im Jahr nach der Revolution: man meinte, der deutsche Michel sei zwar im Frühling 1848 abermals erwacht, doch jetzt habe ihn der Schlummer von neuem übermannt. Verbitterung und Hoffnungslosigkeit kennzeichnen Heines Gedicht „Michel nach dem März". In seine anspielungsreiche „Reimchronik des Pfaffen Maurizius" fügt Moritz Hartmann ein Traumbuch ein, worin er die Gestalten der Paulskirche für den guten Michel heraufbeschwört:

„Der arme Junge, es geht ihm schlecht!
Nun ist er wieder, was er war
Vor jenem großen Februar:
Er ist der Herren leibeigner Knecht."

Und Adolf Glasbrenner spottet sehr boshaft über den kleinen Michel, der einmal regieren wollte, in neun Strophen mit dem Refrain: „Alleruntertänigst."

Indessen, waren auch nicht alle Blütenträume gereift, es kündigten sich doch bald neue und bessere Tage an. Wir spüren ihren Pulsschlag in Johannes Scherrs fesselndem Ichroman „Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit" (1858). Mit Bedacht hat der alte Hellmut für seinen Jungen den Vornamen Michel gewählt. Während die Mutter sich über den garstigen Namen entrüstet und vorwurfsvoll fragt, was aus einem Michel werden könne, ist der wackere Vater der sicheren Hoffnung, sein Sohn werde noch eine Zeit erleben, „wo jeder Deutsche stolz sein würde, ein deutscher Michel zu heißen".

Auch diese Zeit kam. Es erfüllte sich, was der treue Geibel erbeten hatte:

„Der du einst mit Donnerkrachen
Dich zum Abgrund niederschwangst
Und die Wut des Höllendrachen
Mit dem Flammenschwert bezwangst,
Komm, vor unserm Heer zu schreiten,
Deutscher Waffen Kampfgesell!
Fürst des Lichtes, hilf uns streiten,
Hilf uns siegen, Michael!"

In einem unvergleichlich glänzendem Waffengang ward Frankreich niedergeworfen, die langersehnte Einigung der deutschen Stämme auf neuer Grundlage vollzogen.

Die Verwandtschaft des deutschen Michel mit dem unbezwingbaren Erzengel wurde nun wieder nachdrücklich empfunden. Kaulbach zeichnete den „heiligen deutschen Michel" mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, wie er i Triumphgefühl über Frankreich und allerhand dunkle Mäch dahinstürmt. Mochten die Witzblätter immerhin die Vo stellung vom deutschen Michel als harmlosem od pfiffigem Bäuerlein weiter fortpflanzen, er hat doch nun zur Genüge bewiesen, was er leiste konnte. Wenn die Dichter sich jetzt des geläufige Symbols bedienten, geschah es fast immer m Achtung. Friedrich Theodor Vischer zum Beispi führte den Bauer Michel in seine „Faust"-parod ein und gab ihm eine würdige Rolle. Nach de Siege Michels über Frankreich spricht Faust d ahnungsvollen Worte:



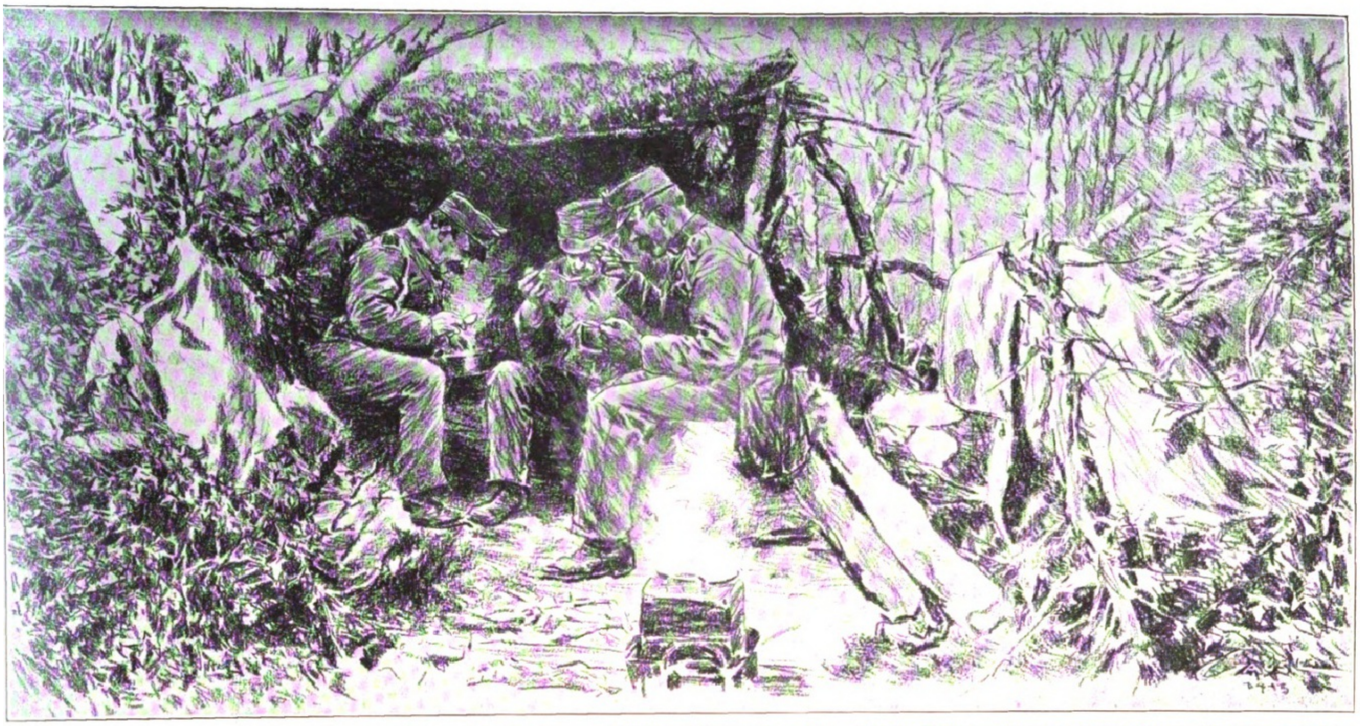
Ein seltenes Denkmal auf dem Kriegsschauplatz in Westflandern: Der Mast des von unserer Marine in der Nähe der belgischen Küste in Grund geschossenen englischen Zerstörers „Maori".

„Wie schade, daß ein Volk, dem wir so viel verdanke
Bei allem seinem Witz auf einem Punkt muß kranke
Es ist ein Punkt, worin — sieht man genauer zu —
Der Feinste, Klarste selbst bei ihnen ist ein fou:
Er heißt: wir sind auf jeden Fall
Die erste Nation im All;
Derselbe Satz klingt fort und fort
Als Schlußrefrain aus jedem Wort.
Drum wollen sie wie eifersücht'ge Knaben
Noch immer, was doch uns gehöret, haben.
Die Lehre aber, die soeben
Der derbe Michel euch gegeben,
O möchtet ihr sie zu Gemüte führen
Und nicht zum Rachekrieg die Flamme schüren!"

Darauf der Bauer:

„Denk's auch! Bin schwer von Weib und Kind geschiede
Ich geh nach Haus, ich liebe mir den Frieden.
Stört man noch einmal meine Ruh
So schlag ich noch viel gröber zu."

Neuere Dichter verschmähten es ganz, die ve brauchte und nicht mehr in den tatsächliche Verhältnissen begründete Auffassung vom deut schen Michel als Bauern in Anspruch zu nehmen Eine eigenartige Wendung hat der Traditio Gerhart Hauptmann gegeben in seinem an sinn vollen Bezügen so reichen, leider nicht zur Klar heit geläuterten Glashüttenmärchen „Und Pipp tanzt". Ihm verkörpert sich der deutsche Geniu in der Gestalt eines schlanken, träumerischen warmherzigen Handwerksburschen voll roman tischer Wanderseligkeit. Dieser Michel Hellriegel der wohl weiß, welche außerordentlichen Tate der Erzengel Michael vollbracht hat, erlebt au seine Weise auch Wunder über Wunder; abe man glaubt sie ihm nicht; es ist nur seine Ein bildungskraft, sein phantastisches Gemüt, da überall Wunder wahrzunehmen vermeint. Unstill bare Sehnsucht in der Brust, mit jäh hervor brechender Leidenschaft nach dem Höchsten strebend scheitert er an der rauhen Wirklichkeit — in Grunde das liebenswerte Abbild des Deutsche aus einer längst vergangenen Zeit; aus jene Zeit, da wir das Volk der Dichter und Denke waren, und in die uns unsere Gegner so ger zurückversetzen möchten. Davor aber wird un der deutsche Michel bewahren, wie ihn letzthi Fritz Klimsch für den Sitzungssaal des Reichstage



Ein Idyll aus den Tagen der Karpathenkämpfe: Österreichisch-ungarische Soldaten beim Mittagessen in einem Unterstand. Für die „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von W. Gause.



Von den Fliegerkämpfen auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Ein nordwestlich von Bapaume (Nordfrankreich) von einem unserer Flieger heruntergeschossenes englisches Flugzeug nach der unfreiwilligen Landung.

Rechts: Die siegreichen deutschen Flieger; ohne Kopfbedeckung der Führer des deutschen Flugzeugs, mit Kopfbedeckung der Beobachter und Schütze; der verwundete englische Flieger (im Hintergrunde links) wird verbunden.

geformt hat: ein sehniger, kraftvoller Jüngling, der, die Hand am Schwert, dem Herausforderer trotzig und offen ins Auge zu blicken scheint. Allein so sehr wir diese prächtige Heldengestalt bewundern, eine Seite kommt an ihr nicht zum Ausdruck, die, wie uns dünkt, zu den Merkmalen des deutschen Michel der Gegenwart gehört. Zwar ist es nicht der Erzengel, den Klimsch in Bronze bilden wollte, aber vielleicht hätte er doch von der erschütternden Darstellung lernen können, die wir der Kunst Albrecht Dürers verdanken.

Wenn man den Holzschnitt des deutschen Meisters mit den Michaelbildern der Italiener vergleicht, so tritt — nach einer feinen Bemerkung Heinrich Wölfflins — ein Zug hervor, der Dürers Blatt für unser Gefühl bedeutsam macht: der Kampf mit dem Bösen wird von dem Deutschen als schwer empfunden, selbst wenn es ein Erzengel ist, der ihn führt.

Spät erklingt, was früh erklang. Ein neuerdings in Umlauf gesetztes Wort des deutschen Michel gegen den stammverwandten John Bull knüpft wieder, wenn nicht an die biblische Vorstellungsart, so doch an die biblische Ausdrucksweise an. In der Epistel Judä wird berichtet, der Erzengel Michael habe, als er im Streit mit dem Teufel über den Leichnam des Moses verhandelte, das Urteil der Lästerung nicht selbst gefällt, sondern gesprochen: „Der Herr strafe dich!"



Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Auszeichnung. Dem Mitinhaber und Geschäftsführer der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik in Hamburg und Stuttgart Herrn Emil Molt ist vom Großherzog von Hessen der Titel eines Hoflieferanten verliehen worden.

Hochherzige Spende. Nachdem bereits im Juli durch Vermittelung des Kaiserlich Türkischen Generalkonsulats 1000/2 Flaschen „Müller-Extra“ durch einen Extrazug des Roten Halbmonds als Liebesgabe der Settkellerei Matheus Müller in Eltville nach Konstantinopel gesandt worden sind, hat die Firma Matheus Müller wiederum 500/2 Flaschen „Müller-Extra“ dem Kaiserlich Türkischen Generalkonsulat für den Türkischen Halbmond zur Verfügung gestellt. Beide Sendungen erfolgten zur Verfügung des Marschalls Liman v. Sanders-Pascha und sollen sowohl unseren deutschen Soldaten, die in der Türkei kämpfen, als auch unseren türkischen Bundesbrüdern zur Erfrischung dienen.

Zehn Jahre Mannheimer Handels-Hochschule. Seit der Eröffnung der Handels-Hochschule in Mannheim am 16. Oktober 1905 sind jetzt zehn Jahre verflossen. Schon nach zwei Jahren wurden die Kurse zur vollen Handels-Hochschule erweitert. Über die außerordentlich günstige Entwicklung der Anstalt geben die Jahresberichte, die durch das Sekretariat bezogen werden können, Aufschluß.

Der fortgesetzte Genuß konservierten Fleisches führt bei den meisten Menschen zum Entstehen oder zur Verschlimmerung bereits vorhandener rheumatischer Erkrankungen. Es kommt dies daher, daß zur Bereitung von sogenannter Dauerware vielfach Salpeter mit benutzt wird. Salpeter aber ist ein längst erkanntes Herzgift mit lähmender Wirkung auf den Blutumlauf, die Rheumatismus hervorruft oder begünstigt. Man vermag dies durch eine Magnesium-Ozon-Verbindung zu verhindern, bezw. zu beseitigen. Eine solche besitzen wir in dem in allen Apotheken Deutschlands erhältlichen Dostrah-Pulver. Irgendwelche schädlichen Wirkungen oder ein Zuviel beim Genuß des Dostrah-Pulvers ist ausgeschlossen; es ist seinem ganzen Werte nach nicht als Arzneimittel, sondern als Gewürz zu unserer Nahrung anzusehen.

Haustrinkkuren spielen heute mehr denn je eine Rolle. Das natürliche Mineralwasser „Königl. Fachingen“ eignet sich infolge seiner heilwirkenden Eigenschaften vorzüglich für diese Zwecke.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sommer; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



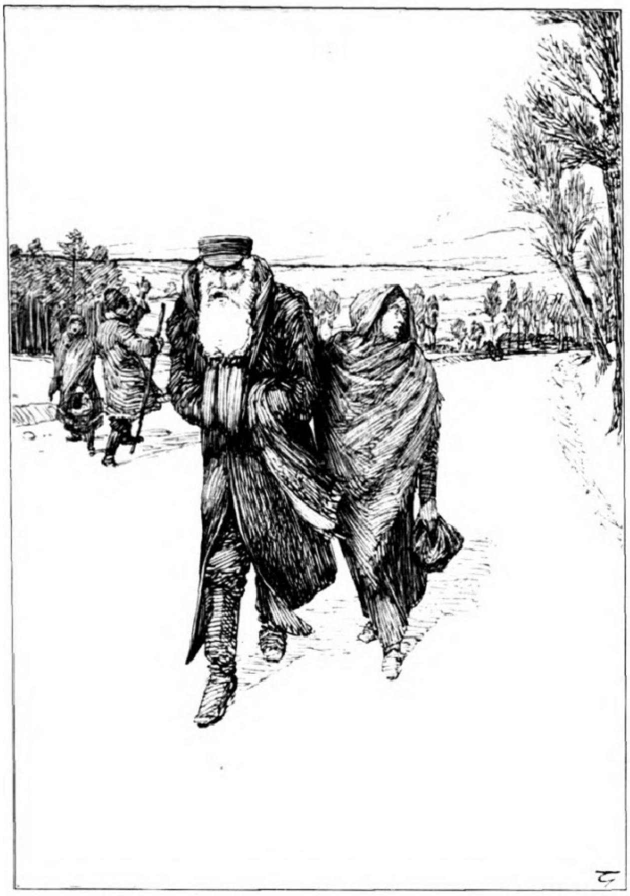
Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3773. Kriegsnummer 64 Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

1. Oktober 1915.

Feindliche Monitore beschossen wirkungslos die Umgegend von Lombartzyde und Middelkerke. Einen neuen Angriff versuchten die Engländer gestern nicht wieder. Unsere Gegenangriffe nördlich von Loos machten bei heftiger feindlicher Gegenwehr weiter Fortschritte. Einige Gefangene, 2 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer



Vertrieben. Nach einer Zeichnung von Professor Georg Tippel.

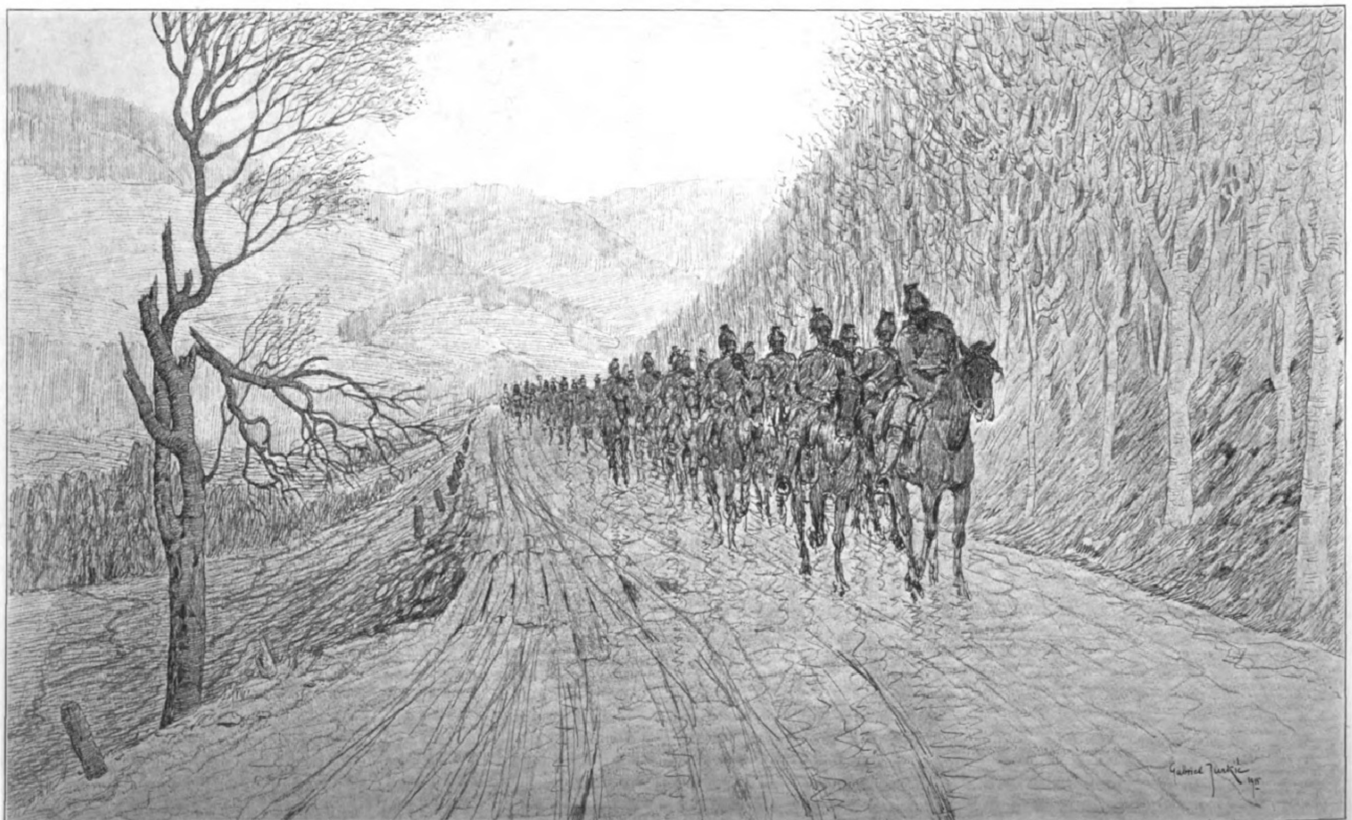


Auf dem Waggon eines Militärzugs.
Nach einer Zeichnung von Professor Stanislaus Rejchan.

fielen in unsere Hand. Versuche der Franzosen, östlich von Souchez und nördlich von Neuville Raum zu gewinnen, mißglückten. In der Champagne scheiterte ein mit starken Kräften unternommener feindlicher Angriff östlich Aubérive. Ebenso erfolglos waren sämtliche französischen Angriffe in Gegend nordwestlich Massiges, an denen Truppenteile von sieben verschiedenen Divisionen beteiligt waren. Die Zahl der bei den Angriffen in der Champagne bisher gemachten Gefangenen ist auf 104 Offiziere, 7019 Mann gestiegen. Erfolgreiche Minensprengungen beschädigten die französische Stellung bei Vauquois.

Westlich von Dünaburg, bei Grendsen, ist eine weitere Stellung des Feindes gestürmt; in Kämpfen östlich von Madziol sowie auf der Front zwischen Smorgon und Wischnew sind russische Angriffe unter schweren Verlusten zusammengebrochen. Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg machte gestern 1360 Gefangene. Von der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern wurden alle Vorstöße abgewiesen. 6 Offiziere, 494 Mann und 6 Maschinengewehre blieben in unserer Hand.

Die Zahl der im Monat September von deutschen Truppen im Osten gemachten Gefangenen und die Höhe der übrigen Beute beträgt 421 Offiziere, 95464 Mann, 37 Geschütze, 296 Maschinengewehre, 1 Flugzeug.



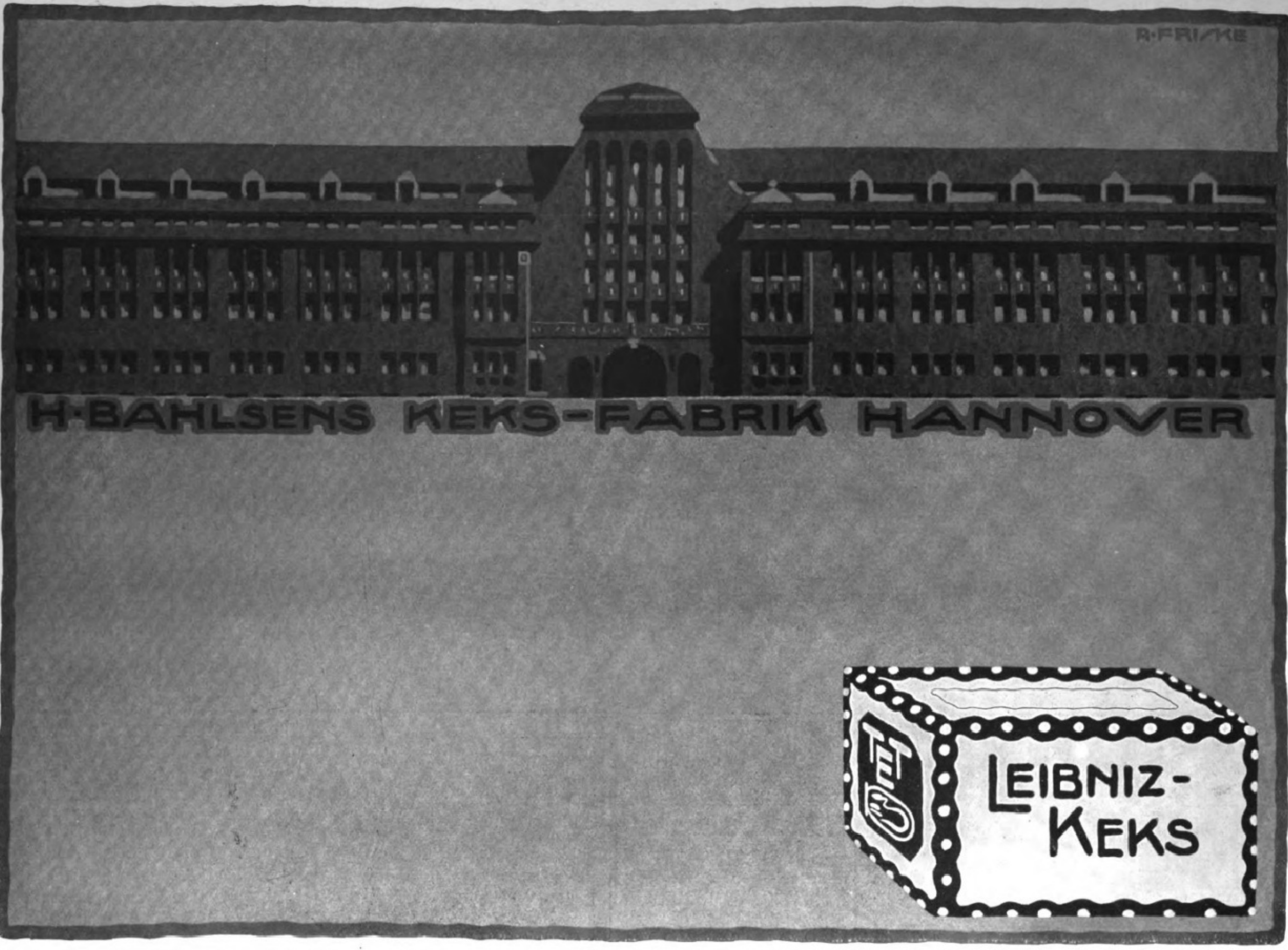
Aus der Zeit der Karpathenkämpfe: Österreichisch-ungarische Kavallerie bei einem Erkundungsritt auf der Reichsstraße in den Karpathen. Nach einer Zeichnung von Gabriel Jurkić.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3773. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 21. Oktober 1915


R·FRICKE
H·BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER
TET
LEIBNIZ-
KEKS

Illustrirte Zeitung

Nr. 3773. 145. Band.



Vom Besuch des Kaisers und des Kronprinzen in den Vogesen: Der Kaiser schreitet in Begleitung des Korpskommandeurs General der Infanterie v. Eberhardt und der Kronprinz in Begleitung des Generalobersten v. Falkenhausen die Front der aufgestellten Truppen ab.

(Phot. R. Sennecke.)

Die Hohenzollern als Herrscher.

Zum 500jährigen Gedenktag der Hohenzollernherrschaft in Brandenburg-Preußen am 21. Oktober 1915.

Vom Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Otto Krauske, Königsberg i. Pr.

Auf deutschem Kolonialboden ist der Staat der Hohenzollern emporgewachsen. Schon seit den Tagen Karls des Großen war die Nordmark an der Elbe, der älteste Teil der späteren Kurmark, ein Schutz- und Trutzwall gegen die slawische Flut. Das Ordensland Preußen ist die letzte große Siedelung der Deutschen im fernen „Osterlande". Es wird berichtet, der schwarze Adler Preußens sei den Rittern von Kaiser Friedrich II. aus dem eigenen Wappen verliehen worden. Im Bunde mit dem Hause Habsburg hat Friedrich I. aus eigener Machtvollkommenheit sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt gesetzt. Aber erst im Kriege gegen die Weltherrschaftsgelüste Ludwigs XIV. gewann er für die neue Würde die Anerkennung der meisten anderen Herrscher. Die Grundzüge der preußischen Geschichte sind in diesen Begebenheiten erkennbar: Der innere, unlösbare Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande, eine größere Selbständigkeit, als die übrigen Reichsfürsten besaßen, von früh an die dauernde Berührung mit den großen Mächten und mit Bestrebungen, die noch heute nicht überwunden sind.

Als Kurfürst Friedrich I. sich die Herrschaft in seinem neuen Gebiete mit dem Schwerte errang, stritt er für die Erhöhung seiner Dynastie. So hat er selbst gesagt. Aber er vollbrachte damit zugleich eine wahrhaft deutsche Tat. Wenn er nicht so ausdauernd gewesen wäre, wenn die schon so unheilvolle Zersplitterung die Mark noch weiter zerrissen hätte? Dies deutsche Land würde dann so gut wie sicher die Beute des schon damals gewaltig aufstrebenden Slawentums geworden sein.

Auch die Söhne des Kurfürsten haben noch mit ihren eigenen Untertanen kämpfen müssen. Friedrich II. konnte nur durch Gewalt die allzu große Selbstherrlichkeit der Städte brechen, die in der Quitzowschen Zeit am lautesten über die landverderbliche Unbotmäßigkeit geklagt hatten. Zum Zeichen seines Sieges erbaute er die Burg zu Cölln an der Spree; es ist unser Kaiserschloß.

Der Versuch der „Raubritter" unter Joachim I., doch noch eine größere Unabhängigkeit von der Landesherrschaft zu erzwingen, ist von den Märkern selbst am schärfsten verurteilt worden. Die Fürsten und das Volk von Brandenburg, die sich lange innerlich fremd gewesen waren, hatten sich bei der unermüdlichen, gemeinsamen Arbeit gefunden und die gegenseitige Tüchtigkeit erkannt. Die Hohenzollern haben sich durch ihre Friedenswerke das Bürgerrecht in den Herzen eines Stammes errungen, der schwer annimmt, aber das Zugeeignete mit eiserner Kraft verteidigt.

Der wachsende Einfluß der Stände seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts darf nicht, wie früher geschah, schlechthin als ein Beweis für die Abnahme der fürstlichen Macht in Anspruch genommen werden. Die Stände der Kurmark waren anfangs die besten Berater und Gehilfen ihrer Landesherren. Ohne ihren Beistand hätte Joachim II. kaum die weitschauende Politik treiben können, die gleichsam schon den Grundriß des künftigen preußischen Staates vorzeichnete.

Unleugbar jedoch haben sich mit der Zunahme des fürstlichen Besitzes allmählich die Wege der „Herrschaft" und der „Landschaft" voneinander entfernt. Der vorwärtsdrängende Ehrgeiz der Dynastie, die alle Kräfte der verschiedenen Fürstentümer unter ihrem Zepter demselben Ziele dienstbar machen wollte, und die selbstgenügsame Kirchturmpolitik der Stände mußten in den schärfsten Widerstreit geraten. Der berechtigte Partikularismus war in dem zerfallenden Deutschen Reiche zum ärgsten, vaterlandsfeindlichen Zerrbild entartet. Ein ungeheurer Selbständigkeitsdünkel, der zu der wirklichen Macht in keinem Verhältnisse stand, machte sich allenthalben breit. Auch das armseligste Territorium wollte kein Tüttelchen der eigenen Verfassung und Verwaltung und seiner besonderen angeblichen Interessen für eine größere und stärkere Gemeinschaft aufgeben.

In dieser Zeit hat der Große Kurfürst das Ruder seiner Staaten ergriffen. Sie erkannten ihn bei seinem Regierungsantritt wohl als ihren rechtmäßigen Erbherrn an, verlangten aber gebieterisch, daß er alles beim Alten ließe. Die Personalunion von Preußen und Cleve mit der Mark dürfte in keinem Falle zur wirklichen Einheit werden und dadurch der „Libertät" der Herzogtümer „schädlichen Abtrag tun". Friedrich Wilhelm stand seinen Territorien ganz ähnlich gegenüber wie sein Ahnherr der Kurmark. Wir haben ein gutes Recht, den Großen Kurfürsten als den zweiten Begründer des Hohenzollernschen Reiches zu feiern. Er hat die Arbeit, die Friedrich I. in Brandenburg geleistet, in einem erheblich größeren Umfange und unter noch viel schwierigeren Verhältnissen von neuem vollbracht.

Gegen den langen, erbitterten Widerstand der eigenen Untertanen, im ewigen Kampfe mit der Eifersucht der Nachbarstaaten haben die Hohenzollern die einzelnen Territorien ihrer Herrschaft zu einem großen, geschlossenen Ganzen zusammengefaßt und dadurch den festen Kern für das neue Deutsche Reich gebildet. Indem sie, gleich ihren Vorfahren, für die Größe des eigenen Hauses stritten und sorgten, haben sie auch dem deutschen Volke unvergeßliche Dienste erwiesen.

Das preußische Reich ist das persönliche Werk des hohenzollernschen Geschlechts; es trägt unverkennbar, tief eingedrückt den Stempel seiner großen Bauherrn. Dynastie und Staat hängen in Preußen viel enger zusammen als in jedem andern Reiche auf der Welt. Ohne die Hohenzollern ist Preußen überhaupt nicht denkbar.

Welche Fülle von bedeutenden Männern, von scharf umrissenen Gestalten in diesem Fürstenhause! Bei aller Familienähnlichkeit hat doch fast jeder von ihnen seine stark betonte individuelle Note. Mag die Kritik noch so viel an ihnen aussetzen. Die allermeisten können mit dem spanischen Helden ihren Tadlern erwidern: „Ich mag irren, aber ich fühle den rechten Willen und hohen Mut in mir." Die großen Monarchen Preußens sind die Lehrmeister des ganzen deutschen Volkes geworden. Da sie an sich selbst die höchsten Ansprüche stellten, waren sie berechtigt, auch von ihren Untertanen Ungewöhnliches zu verlangen. In einer Zeit, die allzusehr der Beschaulichkeit zuneigte, haben sie durch ihr Vorbild und die unermüdliche, scharfe Aufsicht ihrem Volke die Produktivität der Kraft erhalten und gemehrt. Was der Spartanerkönig von seiner Heimat rühmte, gilt auch für Preußen: „Die Armut war dort von jeher zu Hause, aber durch Weisheit und strenges Gesetz ist die Mannestugend hinzugekommen und schützt unser Land vor Mangel und Knechtschaft."

Friedrich der Große bemerkt einmal, die Geschichte des preußischen Staats finge eigentlich erst seit 1640 an. Gewiß, mit dem Großen Kurfürsten beginnt jene wunderbar schnelle Entwicklung Brandenburg-Preußens aus einem Haufen von fast zusammenhanglosen Ländern und Landfetzen zur einheitlichen Großmacht. Indessen der Grund zu dem stolzen Bau war längst vorhanden. Schon in Franken hatten sich die Hohenzollern als kluge Hauswirte und geschickte Organisatoren bewährt. Aus den Burggrafen von Nürnberg, denen nur wenige Dörfer gehörten, waren die Herren stattlicher Fürstentümer geworden. Diese Erbweisheit hat auch der Mark Brandenburg geholfen, ihr Frieden und Ordnung bereitet, die verlorenen Gebiete wieder herbeigeschafft. Unter den rührigen Händen ihrer neuen Kurfürsten wandelte sich die ehedem so gering geschätzte „Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reichs" in ein angesehenes und mächtiges deutsches Land.

Das angefangene Werk duldete keinen willkürlichen Stillstand. Ein Fürst reichte dem andern die Fackel, auch der Schwache mußte sie ein Stück Wegs vorwärtstragen. Der Ehrgeiz, das Pflichtbewußtsein und ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl feuerten zu immer neuen Mühen und Taten an. „Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstentume", so hat sich der erste brandenburgische Zoller genannt. Dieser Gedanke der freiwilligen Unterordnung unter eine erhabenere Gewalt kehrt bei allen bedeutenden Fürsten des Geschlechts wieder. „Sic gesturus sum principatum, ut sciam, rem esse populi, non meam", lautete der Spruch, den der Große Kurfürst seinem Sohne mitgab. Der derb angelegte Friedrich Wilhelm I., der alles möglichst konkret anfaßte, hat den Kronprinzen gemahnt: „Ein Regent, der mit Honneur in der Welt regieren will, muß seine Affairen alle selber tun. Also sein die Regenten zur Arbeit erkoren und nicht zum flasquen, faulen Weiberleben. Der liebe Gott hat euch auf den Thron gesetzet, nicht zu faulenzen, sondern zu arbeiten und eure Länder wohl zu regieren." Und wie oft hat sich der große Friedrich zur Unbedingtheit der sittlichen Verpflichtungen bekannt! „Mein Körper und mein Geist haben sich ihrer Pflicht zu fügen. Ich muß nicht leben, aber ich muß handeln." Diese selbstherrlichen Fürsten mit dem Krückstock in der Hand, die mit einem schroffen „Ordre parieren, nicht raisonnieren" jeden Widerspruch abschnitten, sind dennoch in Wahrheit die treuesten Diener ihres Staats gewesen.

Man hat gesagt, Hellas mußte sein, damit die Welt lernte, wie alles Große und Schöne im geistigen Leben gebildet würde. Auch das Dasein Preußens ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Wir haben von ihm gelernt, daß der feste, sittliche Wille, die Umsicht der Fürsten und der Gehorsam, die Opferbereitschaft der Bürger auch unter den ungünstigsten Bedingungen einen großen Staat aufrichten und mit unvergänglichem Leben erfüllen können. Der aufgeklärte Absolutismus hat hier sein Meisterwerk geschaffen. In dem Absolutismus der großen preußischen Monarchen sind die Gedanken beschlossen, die noch heute fortwirken. Die preußische Geschichte kennt nicht, wie die französische, einen jähen Bruch mit der Vergangenheit. Die meisten Abwandlungen unseres Staates erscheinen wie von selbst geworden, als ob es gar nicht anders sein könnte.

Unsere Feinde nennen Preußen einen künstlichen Staat. Wissen sie denn nicht, daß der Genius diesem Kunstwerk Odem und Seele eingehaucht hat?! Im Streite und im Leide, auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Kriegs und in den Stürmen der Napoleonischen Zeit hat Preußen seine unverwüstliche Lebenskraft bewiesen. Schon sechs Jahre nach dem Tilsiter Frieden hat der zu Boden geschmetterte Staat aus eigener Macht sich wieder erhoben und die Fesseln Deutschlands zerbrochen.

Im Kampfe gegen den Kaiser und das offizielle Reich ist Preußen zur Großmacht geworden. Aber gerade in jenen Tagen sind die Beziehungen zu der deutschen Nation fester geknüpft worden. Wenn unsere Vorfahren alles Fremde maßlos bewunderten, so lag darin neben der leidigen Ausländerei, die uns im Blute steckt, auch die wehmütige Erkenntnis, daß ihnen versagt schien, was andere besäßen: der starke nationale Staat, der um seiner selbst willen allen Volksgenossen Schutz gewährt, und die großen volkstümlichen Führer. Nun hatten die Deutschen ihren Helden. Auch die gegen ihn gefochten hatten, blickten bewundernd zu Friedrich auf. Die Großen im Reiche der Geister, der Franke Goethe, der Schwabe Schiller und der Kursachse Lessing, haben ihm gehuldigt. Das gesamte Deutschland hat seines Geistes einen Hauch verspürt und von diesem Könige, der Französisch sprach und doch der rechte Deutsche war, einen neuen Inhalt seines politischen Lebens erhalten.

Und mit dem Helden war auch schon der starke nationale Staat erschienen. Allerdings, die meisten Deutschen mutete Preußen noch sehr fremdartig an, weil es auf ganz bestimmte Personen und Verhältnisse zugeschnitten war. Aber der große König und sein Reich übten doch schon eine starke Anziehungskraft aus. Die „hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen", so erzählt der Freiherr vom Stein, hatte in ihm den Wunsch erregt, dem Könige zu dienen, sich unter ihm zu bilden. Preußen trat für den Norden Deutschlands an die Stelle, die früher die Hofburg innegehabt. Die Deutschen wandten sich nicht mehr, wie früher öfters geschehen war, nur nach Berlin, „um ihre Fortune zu machen", sondern aus einem inneren patriotischen Drange, in dem Gefühle, daß dieser Staat allein imstande wäre, der zerfahrenen Nation Hilfe und Zusammenhalt zu gewähren. Als Preußen 1806 fiel, da beweinten die deutschen Patrioten in allen Gauen dies Unglück als „das Ende der deutschen Nation".

Die großen Reformer und Heerführer, denen Preußen und Deutschland die Auferstehung verdanken, Stein und Hardenberg, Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, sind alle außerhalb Preußens gebürtig. Sie haben dem Lande ihrer Wahl mit ehrenfester Treue und Hingabe gedient, aber ihre letzten politischen Gedanken gingen doch über die schwarzweißen Grenzpfähle hinaus. Eine neue Epoche war angebrochen. Was die Hohenzollern früher zur Mehrung ihrer Hausmacht getan, sollten sie nun zum Heile des ganzen deutschen Volkes ausrichten.

Bei der Betrachtung der preußischen Geschichte wird man oft an den Spruch erinnert: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat alles wohl gemacht." Um Preußen niederzuhalten, wurden ihm auf dem Wiener Kongreß die Rheinlande und Westfalen als Entschädigung zugeteilt, Provinzen, die von den alten Stammlanden nicht nur geographisch, sondern auch durch ihre geschichtliche Entwicklung, durch Bekenntnis und Wirtschaft geschieden waren. Unser Staat konnte die erworbenen Gebiete nur durch eine umfassende Veränderung seiner inneren Politik wirklich für sich gewinnen. Ein schwerer Entschluß für ein Reich, das, durch große Kriege erschöpft, auch nicht für kurze Zeit nur einen Taler seiner Einkünfte missen konnte.

Aus diesen Veränderungen ist der Deutsche Zollverein hervorgegangen. Gerade die Zersplitterung Preußens bewirkte, daß seine Maßnahmen unbedingt auch das übrige Deutschland berühren mußten. „Wenn es wahr ist," schrieb der Minister v. Motz, „daß Zölle nur die Folge politischer Trennungen der Staaten sind, so muß es auch eine Wahrheit sein, daß die Einigung dieser Staaten zu einem Zoll- und Handelsverein auch die Einigung zu ein und demselben politischen System herbeiführt." Vor seinem Auge tauchte schon das Bild des verjüngten Deutschen Reiches auf.

Wider ihre Absicht haben die Feinde selbst geholfen, Preußen in den Vordergrund Deutschlands zu bringen. Die Lage ihrer Provinzen zwang die Preußen, zugleich im Westen und Osten Wacht zu halten. „Eine schwere Rüstung für den schmalen Leib", aber sie wurden dadurch die anerkannten Vorkämpfer für Deutschland.

Mit den erhöhten Pflichten wuchsen auch die Kräfte. Der alte Staat hatte bei aller Großartigkeit doch etwas Eintöniges gehabt, weil das gesamte bürgerliche Leben einem einzigen Zwecke untergeordnet war. Nun trat die Mannigfaltigkeit der Betätigungen in ihr Recht. Preußen hörte auf, das deutsche Sparta zu sein. Alte Wünsche, die schon der Große Kurfürst und der erste König gehegt hatten, wurden zu fruchtbringenden Taten. Noch inmitten der größten Not sind die Universitäten Berlin und Breslau errichtet worden. An der Stätte, wo einst Voltaire und andere französische Schöngeister geweilt hatten, kamen die deutschen Dichter und Gelehrten zu Ehren. Die Wissenschaften und die Künste durften sich, von der Gunst der Herrscher gefördert, frei entwickeln. Handel und Gewerbe konnten selbständige Bahnen einschlagen.

Die Tage der Vollendung stiegen herauf. Niemand hatte die Umwandlung Preußens in ein konstitutionelles Reich schmerzlicher beklagt als der Prinz von Preußen, weil damit den Monarchen die Möglichkeit zur persönlichen Einwirkung entzogen würde. Er äußerte 1849 zu einem Vertrauten: „Wie reißend schnell wird alles bei uns umschlagen. In drei bis vier Jahren stehe ich für nichts mehr, wenn nicht Gott Preußens Stern aufrecht erhält." Die eigenen Taten dieses Fürsten, der so sorgenvoll in die Zukunft blickte, und die Taten des gewaltigen Staatsmanns an seiner Seite haben die trüben Ahnungen glorreich widerlegt. Durch König Wilhelm und Bismarck hat die preußische Krone noch strahlenderen Glanz empfangen; als der „rocher von bronce" ist sie zum Grund- und Eckstein des neuen Deutschen Reichs geworden. Der erste Deutsche Kaiser aus dem Zollernhause erinnert in manchen Zügen an seinen Ahnen Friedrich Wilhelm I. Fromme und schlichte Männer, die von ihren eigenen Gaben bescheiden dachten, begeisterte Soldaten, denen auch die Ordnung des Details Freude machte, treffliche Organisatoren dank dem angeborenen Verständnis für die praktische Seite der Dinge. Bis in sein reifes Mannesalter hatte der Prinz sich ausschließlich dem Heereswesen gewidmet; ihm gebührt der Ruhm, den Anstoß zu den Reformen gegeben zu haben, die dem deutschen Schwerte noch größere Wucht und Schärfe verliehen haben. Zu einer Zeit, wo schon feststand, daß die Krone dereinst ihm zuteil werden sollte, war er mit der Verwaltungsorganisation des preußischen Staats nicht eingehend vertraut. Aber mit rastlosem Fleiß arbeitete er sich auch in solche Materien gründlich ein, die seiner Geistesrichtung ferner lagen. Erst wenn der Monarch die Vorschläge der Minister sich durch selbständige Prüfung zu eigen gemacht hatte, gab er den Befehl zur Ausführung. Seine Gewissenhaftigkeit, die niemals zur Kleinlichkeit wurde, befähigte ihn, sein erlauchtes Amt im Geiste der großen Vorfahren zu versehen. So wurde König Wilhelm, von genialeren Ratgebern



Zum 57. Geburtstag unserer Kaiserin am 22. Oktober 1915: Kaiserin Auguste Viktoria.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Robert F. K. Scholtz.



Vom Besuch des Kaisers in den Vogesen: Der Kaiser auf dem Paradefeld. (Phot. R. Sennecke.)

umgeben, doch der wahre Pol der Regierung. Er war der Herrscher, dessen Preußen, dessen Deutschland bedurfte, um uralter Zwietracht ein Ende zu machen und die heißen Wünsche der Nation zu erfüllen. Niemals ist ein Herrscher von dem ganzen Volke wärmer geliebt worden.

Im Frankfurter Parlamente war die Forderung laut geworden: „Preußen muß in Deutschland aufgehen; erst dann hat der preußische König ein Anrecht auf die deutsche Krone.“ Waren denn nicht Brandenburg und Preußen deutsche Kolonien, Horte des deutschen Geistes? Trugen nicht die Söhne anderer Stämme unter dem Zepter der Hohenzollern mit Stolz den Preußen-Namen? Welche Zumutung an den Staat des großen Königs, an das Reich, das in den Freiheitskriegen den Vorstritt führte, seinen Besitz und seine Eigenart aufzugeben! Im innigsten Einverständnisse mit seinem königlichen Herrn erklärte Bismarck, als die Stunde der Entscheidung nahte: „Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes sind wesentlich und identisch mit denen des deutschen Volkes.“ Als Führer des gesamten deutschen Heeres ist König Wilhelm nach Frankreich gezogen. Auf den einstimmigen Antrag aller deutschen Fürsten hat der siegreiche Herrscher im Versailler Schlosse die deutsche Kaiserkrone angenommen. Auf dem Boden des Bestehenden ist die Einheit des neuen Reichs begründet. Der Partikularismus, der so lange die Kräfte der Nation gelähmt hatte, ist freiwillig in den Dienst des gemeinsamen Reichs getreten. In edlem Wetteifer mühen sich alle deutschen Staaten, das Wohl des einigen Vaterlandes zu fördern.

Mögen unsere Feinde mit frecher Heuchelei noch so laut verkünden, sie wollten Deutschland von dem preußischen Joche erlösen. Jede Stunde des schweren Kriegs, den sie heraufbeschworen haben, gibt freudiges Zeugnis, daß die Deutschen in einer Einmütigkeit zusammenstehen, wie die Welt noch nie gesehen hat. Die Gedenkfeier des Tages, an dem vor fünfhundert Jahren die Kurmärker dem ersten hohenzollernschen Kurfürsten gehuldigt haben, ist nicht nur ein Fest für die Brandenburger und die Preußen. In ganz Deutschland, vom Fels zum Meer, erklingt der einhellige Ruf: „Hie gut Zollre alle Wege!“ Alle Deutschen wissen, daß sie für ihre heiligsten Güter im gerechten Kampfe streiten, und leben des festen Vertrauens, daß unser Vaterland, wie einst in den schweren Tagen des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskämpfe, auch aus diesen Anfechtungen in Herrlichkeit hervorgehen wird. Mit dem frommen Sänger sprechen wir gläubigen Herzens: „Mag die Erde zusammenstürzen und die Berge im Weltmeer zusammenstürzen, mögen seine Wasser tosen und schäumen, der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine feste Burg ist unser Gott.“



General der Artillerie v. Kirchbach, der Kommandierende General des Reservekorps, das bei der neuen großen Offensive der Franzosen in der Champagne dem schweren Ansturm der vierfach überlegenen Gegner in heldenmütigem Widerstand ein zähes Halt geboten hat. (Phot. Oskar Bohr, Dresden.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Kriegschronik.

1. Oktober. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

Bei Nowo-Aleksiniec scheiterte ein russischer Angriffsversuch unter dem österreichisch-ungarischen Artilleriefeuer schon in der Vorbereitung. Am Kormin-Bach gewannen die Verbündeten erneut Raum. Russische Gegenangriffe wurden abgewiesen. Fünf österreichisch-ungarische Eskadronen nahmen bei einem solchen Vorstoß des Feindes 2 Offiziere und 400 Mann gefangen und erbeuteten 1 Maschinengewehr. In den letzten zwei Gefechtstagen fielen in diesem Raum 10 Offiziere und 2400 Mann des Feindes in Gefangenschaft.

Gestern früh griffen die Italiener den Mrzli Vrh und die Südwesthänge dieses Berges mit starken Kräften dreimal vergebens an. Dabei erlitten sie sehr schwere Verluste. Angriffsversuche gegen einzelne Punkte des Tolmeiner Brückenkopfes wurden ebenfalls wie immer abgewiesen.

2. Oktober 1915.

Die Engländer versuchten heute nacht, das ihnen in den Kämpfen der letzten Tage wiederabgenommene Gelände nördlich von Loos im Gegenangriff zurückzuerobern. Der Versuch scheiterte unter schweren blutigen Verlusten für den Feind.

Französische Angriffe südwestlich Angres, östlich Souchez, sowie nördlich Neuville wurden abgeschlagen.

Die Anzahl der Gefangenen, die unsere Truppen in diesem englisch-französischen Angriffsabschnitt bisher machten, ist auf 106 Offiziere, 3642 Mann gestiegen, die Beute an Maschinengewehren beträgt 26.

In der Champagne griffen die Franzosen mittags östlich Auberive in breiter Front an. Der Angriff mißglückte, nur an einer Stelle drang der Feind in unsere Stellung ein. Badische Leibgrenadiere gingen zum Gegenangriff vor und nahmen einen Offizier, 70 Mann gefangen. Der Rest des eingedrungenen Feindes fiel.

Französische Angriffe nördlich Le Mesnil und nordwestlich Ville-sur-Tourbe wurden abgewiesen.

Die Gesamtzahl der Gefangenen und der Beute aus den Kämpfen nördlich von Arras und in der Champagne erreichte gestern die Höhe von 211 Offizieren, 10721 Mann, 35 Maschinengewehren.

Nördlich von Postawy sind Kavalleriegefechte im Gange. Südlich des Narocz-Sees, bei Spiagla und östlich von Wischnew wurden russische Vorstöße abgewiesen. Unsere Truppen haben gestern bei Smorgon 3 Offiziere, 1100 Mann zu Gefangenen gemacht und 3 Maschinengewehre erbeutet.

Die feindlichen Stellungen bei Czernysz (am Kormin) wurden von unseren Truppen erstürmt. Der Feind wurde nach Norden geworfen. Er ließ 1300 Gefangene in unserer Hand. An anderen Stellen der Front wurden weitere 1100 Gefangene gemacht.

Bei der Armee des Generals Grafen Bothmer hatten die Russen in der Nacht vom 29. zum 30. September einen Durchbruchsversuch westlich Tarnopol unternommen. Der Versuch scheiterte vollkommen unter sehr erheblichen Verlusten für den Gegner.

Im Cristallogebiet wurde abends ein Angriff einer Alpiniabteilung auf dem Sattel zwischen Rauchkofel und Schönleitenwand kurz abgewiesen. Ein gleiches Schicksal fanden an der Kärntner Front wiederholte Angriffe gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf dem Malurch und westlich des Bombasch-Grabens (nördlich Pontafel). Ein Angriff der Italiener gegen den Tolmeiner Brückenkopf brach im Feuer zusammen.

An der Save-Front nächst der Kolubaramündung beschossen österreichisch-ungarische Batterien mit Erfolg die serbischen Uferstellungen. Östlich von Trebinje unternahmen die k. u. k. Truppen eine Streifung auf montenegrinisches Gebiet, überfielen die feindlichen Vorposten und vernichteten einige Magazine.

3. Oktober 1915.

Feindliche Monitore richteten nachmittags ein wirkungsloses Feuer auf die Gegend von Westende-Bad. Abermalige



Versuche der Engländer, während der Nacht nördlich von Loos verlorenes Gelände wiederzugewinnen, mißglückten vollständig unter schweren Verlusten. Nach stellenweise erbittertem Nahkampf gab der Feind hier seine Angriffe auf. Östlich von Souchez mißlang ein französischer Vorstoß trotz Einsatzes einer erheblichen Menge von Gasgranaten. Ein feindlicher Angriffsversuch aus Neuville heraus gegen die Höhenstellungen östlich wurde unter starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. Im nächtlichen, dem Angriff folgenden Handgranatenkampf ging uns ein 40 m langes Grabenstück verloren.

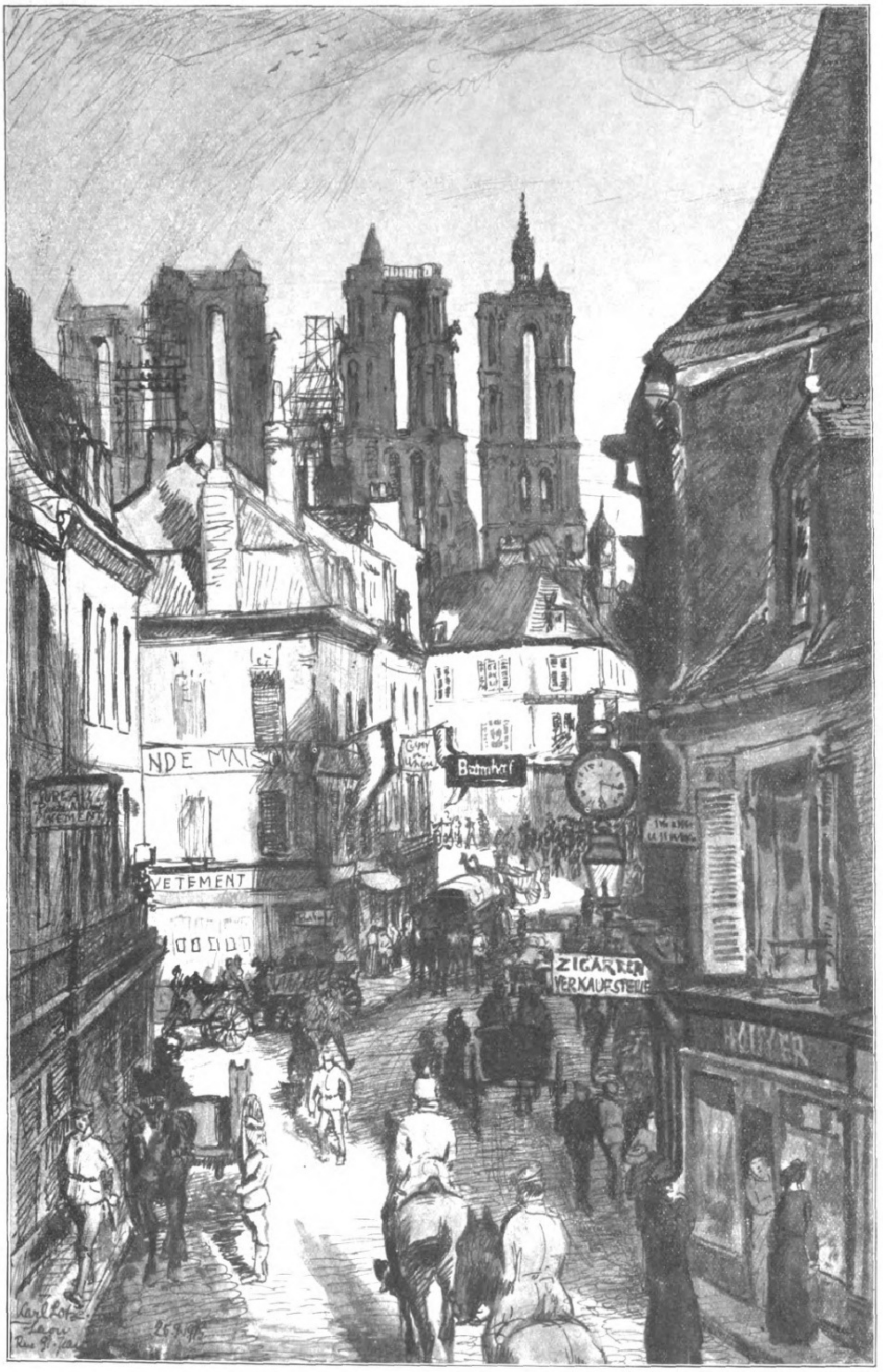
Die Franzosen haben gestern die Infanterieangriffe in der Champagne nicht wiederholt. Das feindliche Artilleriefeuer hielt in wechselnder Stärke an. Nördlich von Le Mesnil wurde der Feind aus einem gegen unsere Stellungen vorspringenden Graben herausgeworfen, wobei er erhebliche Einbußen auch an Gefangenen hatte. Im Handgranatenkampf um die Stellung nordwestlich von Ville-sur-Tourbe behielten wir die Oberhand. In der Gegend von Rethel wurde das französische Luftschiff „Alsace“ zur Landung gezwungen; die Besatzung wurde gefangengenommen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurde in den Kavalleriekämpfen südlich von Kossany der Gegner über die Mjadsjolka zurückgeworfen. Nach der Niederlage bei Czernycz und dem Scheitern aller russischen Angriffe gegen die Front nördlich dieses Ortes haben die Russen das westliche Kormin-Ufer bis auf kleine Postierungen an einzelnen Übergängen preisgegeben. Die Zahl der von den deutschen Truppen gemachten Gefangenen hat sich auf 2400 erhöht.

Am 2. Oktober sind zwei englische Monitore von La Panne durch Bombenwürfe unserer Wasserflugzeuge beschädigt worden.

Gestern vor Tagesanbruch gruppierten sich die Italiener zu einem großen Angriff auf den Nordwestabschnitt der Hochfläche von Doberdò. Die österreichisch-ungarische Artillerie überfiel die Angriffstruppen mit Feuer und zersprengte sie größtenteils. Dieser Vorstoß und ein ähnlicher gegen Mittag angesetzter Angriff wurden abgewiesen. Ebenso scheiterten Versuche des Gegners, östlich von Redipuglia vorzugehen.

Die Oberste Heeresleitung gibt einen Befehl des französischen Generals Joffre bekannt, aus dem hervorgeht, daß die am 25. September begonnene französisch-englische Offensive als großer Durchbruch geplant war. Der Zweck des Angriffs war, die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben, das Ergebnis dagegen, daß die deutschen Truppen auf der etwa 480 km langen Front an einer Stelle in 23 km, an einer anderen, und an dieser nicht durch die soldatischen Leistungen des englischen Angreifers, sondern durch gelungene Überraschung mit einem Gasangriff, in 12 km Breite aus der vordersten Linie ihres Verteidigungssystems in die zweite, die nicht die letzte ist, gedrückt wurden.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Straßenbild aus Laon.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Karl Lotze.

Kriegsbilder-Ausstellung der „Illustrirten Zeitung“ in Brüssel.

Um einen geschlossenen Überblick darüber zu geben, in welcher Weise sich die deutsche Künstlerschaft mit den großen Ereignissen des Weltkrieges abgefunden hat, beschloß der Verlag der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, eine Ausstellung von Kriegsbilderoriginalen ins Leben zu rufen, die in den einzelnen Kriegsnummern der „Illustrirten Zeitung“ wiedergegeben sind. Die Ausstellung wurde zuerst in Berlin gezeigt und schloß dort mit einem bedeutsamen Erfolg ab. An manchen Tagen war sie von nicht weniger als 3000 Personen besucht. Als der Verlag der „Illustrirten Zeitung“ nun auch mit dem Gedanken umging, den deutschen Offizieren und Mannschaften in Feindesland zu zeigen, wie sehr die deutschen Künstler durch die gewaltigen Taten des deutschen Soldaten zu künstlerischem Schaffen angeregt wurden, da brachte das Generalgouvernement von Belgien, insonderheit Seine Exzellenz Freiherr v. Bissing, dem Ausstellungsgedanken liebenswürdige Aufmerksamkeit entgegen. Das Generalgouvernement entschloß sich schließlich, die Ausstellung unter seinen Schutz zu nehmen und sie im Soldatenheim in Brüssel, das sich entsprechend seiner eigentlichen Aufgabe als Künstlerhaus hervorragend für Ausstellungszwecke eignet, zu zeigen. Schon bei ihrem Aufbau wurde die Ausstellung von 6000 Soldaten besucht, und dann kam der tägliche Besuch meistens über 2000 Personen hinaus. Offiziere wie Mannschaften freuten sich darüber, Gelegenheit zu haben, in einem geschlossenen künstlerischen Rahmen auch das zu sehen, was die Kameraden auf den anderen Kriegsschauplätzen im Osten, an den Dardanellen und auf der hohen See geleistet haben. Manchen mochte es auch gereizt haben, in der Ausstellung zu erkennen, wie sich die Künstlerschaft zusammensetzt, die für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gearbeitet hat und noch arbeitet. Auch die technisch-künstlerische Eigenart der Originale, die eigens für die Wiedergabe in einer großen illustrirten Zeitung hergestellt wurden, wird bei einem großen Teil der Besucher besondere Beachtung gefunden haben. Schließlich werden sich auch viele gesagt haben, daß trotz der hervorragenden Entwicklung der Reproduktionstechnik so manche Feinheit und Eigentümlichkeit des Künstlers bei der Wiedergabe verlorengehen kann, und daß es eine Art von sensationellem Reiz hat, den Künstler aus seinen Originalen zu sich sprechen zu lassen. Die Ausstellung hat allmählich den Umfang von 500 Originalen angenommen. Offiziere und Mannschaften haben sich in den Ausstellungsräumen des Soldatenheims oft stundenlang aufgehalten und hierbei nicht nur für die Leistungen der ersten deutschen Künstler Interesse gezeigt, sondern sich auch für die Schöpfungen von Kriegsteilnehmern erwärmt, die als junge Talente im Felde sozusagen erst unter der Wucht der gewaltigen Ereignisse ihre Künstlerschaft entdeckt haben. Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt oft dadurch, daß die Soldaten sowohl Örtlichkeiten wie militärische Umstände naturgetreu dargestellt wiederfanden; mitunter sah sich auch der eine oder andere lebenswahr porträtiert.

Zu dem Besuch der Ausstellung hat nicht wenig beigetragen, daß das Generalgouvernement gerade das Soldatenheim zur Verfügung gestellt hat, denn dort ist gewissermaßen das große allgemeine deutsche „Militärkasino“, wo jeder nicht nur seine Bequemlichkeit findet, sondern auch gegen billiges Geld eine vorzügliche Verpflegung erhält. Das mußte natürlich auf den Besuch der Ausstellung wesentlich wirken, ganz abgesehen davon, daß an manchen Tagen die Soldaten, die aus der Front zu Besuch kamen, kompagnieweise in die Ausstellung geführt wurden. Schließlich mag die Ausstellung noch eine nicht zu unterschätzende Nebenwirkung gehabt haben: Wenn auch wenig Belgier aus naheliegenden Gründen die Ausstellung besucht haben mögen, so wird sie doch auch in diesen Kreisen vielleicht dazu beigetragen haben, dem oft unwahrhaftigen Künstlertume der französischen und englischen Illustratoren ein wirksames Gegengewicht zu bieten, und das nicht nur bei militärischer, sondern auch bei künstlerischer Betrachtung. —ff—

Die Rolle Griechenlands im Weltkrieg.

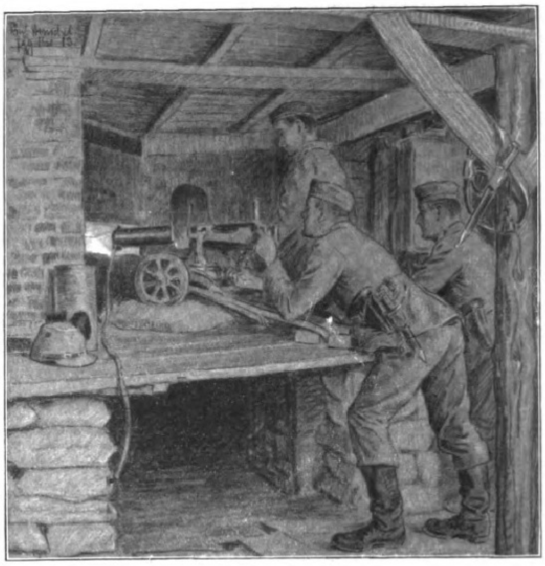
Von Professor Dr. Walter Kolbe, Rostock i. M.

Kaum zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit die Griechen im Türkenkriege auf den thessalischen Schlachtfeldern Niederlage auf Niederlage erlitten. Es war eine furchtbar harte Prüfung, durch die das jugendliche, noch undisziplinierte Volk hindurchgehen mußte, ehe es sich selber fand. Aber jene Tage der Erniedrigung blieben nicht ohne Frucht. Fürstenhaus und Volk arbeiteten mit heiligem Ernst an der Wiederaufrichtung des Staates und an der Heilung der Schäden, die in den Zeiten der Not











Vom Kriegsschauplatz in Flandern: In den Stellungen der Dresdner Jäger. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Paul Henschel.

Oben links:

Barrikade aus Fässern und Sandsäcken und Postennische.

Oben rechts:

Verbindungsgraben (ehemalige englische Stellung).

Mitte links:

Beobachtungsposten am Spiegel.

Mitte rechts:

Erbeutetes russisches Maschinengewehr in Stellung.

Unten:

Schützengraben in einer Spinnerei.

so grell in die Erscheinung getreten waren. Das Land erlebte eine innere Wiedergeburt, die man der Neuschöpfung des Osmanenreiches nach dem Unglück des ersten Balkankrieges vergleichen kann. Wer in den letzten zwanzig Jahren in Athen weilte und mit dem Volksleben engere Fühlung gewann, konnte sich dem starken Eindruck nicht verschließen, daß hier ein edles, reichbegabtes Volk an seiner Verinnerlichung und Kräftigung arbeite. Vor allem war die Armee der Gegenstand lebhaftester Fürsorge. Kronprinz Konstantin, der jetzige König, stellte sich selbst als Höchstkommandierender der Streitkräfte zu Lande in den Dienst seines Staates, und die reichen Erfahrungen, die er bei der preußischen Garde hatte sammeln dürfen, kamen nun dem griechischen Heere zugute. Es ist in der Hauptsache sein Verdienst, wenn es die kriegerischen Aufgaben, die seiner warteten, zu lösen imstande war.

Und die Stunde der Prüfung kam schneller, als selbst die freudigsten Optimisten zu hoffen gewagt. Es war das Glück des griechischen Staates, daß seine Entwicklungstendenzen sich damals mit der politischen Richtung der anderen Balkanvölker deckten. Unter russischer Führung kam der Balkanbund zustande. Nach den Absichten seiner Begründer hatte er wohl in erster Linie seine Front gegen Österreich-Ungarn wenden sollen. Aber in dem Wunsche, die schwere Bedrängnis der Türkei, die — mitten in einer inneren Umwandlung begriffen — von Italien angegriffen war, auszunützen, erklärten die Bundesgenossen der Pforte den Krieg. So begann im Herbst 1912 der Entscheidungskampf mit der Türkei, der für die nationale Gesundung und militärische Erstarkung Griechenlands eine Notwendigkeit war. Durch eigene Tüchtigkeit errang es jetzt endlich den Besitz von Kreta, gewann es das südliche Epirus, drang es nach Osten über den Wardar vor. Allein der Sieg über den gemeinsamen Gegner führte neue Gefahren herauf, da die Verbündeten über die Teilung der Beute in Streit gerieten. Griechenland ließ sich lediglich von seinen nationalen Interessen leiten. Deshalb mußte es jetzt mit Bulgarien feindlich zusammenstoßen, dessen unmittelbarer Nachbar es durch die großen Eroberungen geworden war. Beide Mächte glaubten einen Anspruch auf Mazedonien zu haben, die Griechen auf Grund der geschichtlichen Überlieferung, die Bulgaren kraft des Grundsatzes, daß die staatlichen Grenzen mit den nationalen zusammenfallen sollen. Eine Auseinandersetzung mit Bulgarien war daher über kurz oder lang unvermeidlich: es war die zweite Etappe, die Griechenland zu durchlaufen hatte, um zu einer Balkan-Großmacht zu werden. Das aber war sein sehnlichster Wunsch, und so schloß es sich mit Serbien zum Bunde gegen Bulgarien zusammen. Dank der Gunst der Stunde konnte der inzwischen König gewordene Konstantin seinem Staate im zweiten Balkankriege einen Teil von Mazedonien einverleiben. Es waren hauptsächlich die Gebiete, die einst zur Zeit König Philipps II., des Siegers von Chaeronea, die mazedonischen Stammlande gebildet hatten; die große Masse der angegliederten Länder, die heute auch mit dem Namen Mazedonien bezeichnet werden und fast ausschließlich von Bulgaren bewohnt sind, fielen im Bukarester Frieden an Serbien. Mit reichem Gewinn ging Griechenland aus dem Kampfe hervor. Es war an Macht und Ansehen gewaltig gewachsen. Der glänzende Aufstieg des Staates ist aufs engste mit dem Namen des königlichen Mannes verknüpft, der heute den Thron ziert. Mit imponierender Ruhe und zielsicherer Konsequenz hatte er die Rechte seines Landes gegen jeden Anspruch durchzusetzen gewußt. Besonders hart wird es ihm angekommen sein, die Waffen mit König Ferdinand zu kreuzen, dessen Türkensiege ihm die eigene Aufgabe so erleichtert hatten. Seinem vornehmen Sinn widerstand es, den Bundesgenossen von gestern anzugreifen. Aber der Entschluß wurde ihm durch die Einsicht aufgezwungen, daß die Auseinandersetzung mit Bulgarien ein Gebot der Notwendigkeit sei. Nur durch sie konnten die Grundlagen für eine spätere Verständigung gelegt werden. Jetzt bestehen keine unüberbrückbaren Gegensätze mehr zwischen Griechenland und Bulgarien. Gewiß, hüben und drüben sind noch Wünsche vorhanden, die ihrer Befriedigung harren; aber wenn nicht alle Zeichen trügen, werden sie sich auf diplomatischem Wege in Einklang bringen lassen. Der Tag ist vielleicht nicht fern, wo beide Staaten in ein vertrauensvolles, näheres Verhältnis zueinander treten, wie es in den letzten Wochen zwischen Bulgarien und der Türkei zustandegekommen ist.

Heute steht Griechenland wieder vor einer wichtigen Entscheidung, der folgenschwersten vielleicht, die es je zu treffen hatte. Der Weltkrieg hat auch den Balkan in seine Kreise gezogen, und mit ehernen Schlägen pocht das Schicksal an die Pforten des Landes. Bulgarien hat im Vertrauen auf den Sieg der Zentralmächte den Mut gefunden, die Mobilmachung auszusprechen. König Ferdinand will die Gelegenheit, wo Serbien in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt ist, nicht vorübergehen lassen, ohne seinem Staate die Gebiete zu erobern, auf die er 1913 hat verzichten müssen. Jetzt oder nie ist der Augenblick, wo die bulgarische Nation die Volksgenossen befreien kann, die im westlichen Mazedonien noch unter dem serbischen Joch seufzen. Durch Bulgariens Mobilmachung ist der Stein ins Rollen gekommen. Soll auch Griechenland in die große europäische Politik hinübergreifen? Soll es seine Neutralität aufgeben und an dem blutigen Völkerringen teilnehmen?

Zwei Parteien standen und stehen sich im Lande gegenüber: die Neutralisten und die Venizelisten, die sich um den früheren Ministerpräsidenten Venizelos scharen. Venizelos ist ein überzeugter Freund Englands. Er glaubt fest an den Sieg des Vierverbandes, und deshalb hatte er schon im Anfang des Jahres die Truppen Griechenlands mit fliegenden Fahnen ins Lager der Dardanellenstürmer führen wollen. Damals mußte er dem Willen seines Königs weichen, der für eine kriegerische Abenteurerpolitik nicht zu haben war. Aber die Kammerwahlen führten ihn wieder zur Macht, und jetzt, wo die Verhältnisse sich durch den drohenden bulgarischen Angriff auf Serbien von Grund aus verändert haben, hielt er den Augenblick für gekommen, um — wenn auch unter vorsichtigeren Formen — das alte Spiel wieder aufzunehmen. So beantwortete er die Mobilmachung Bulgariens mit der Einberufung der griechischen Reserven. Dem Könige erklärte er, daß es sich nur um eine Vorsichts- und Verteidigungsmaßregel handele, damit Griechenland jederzeit in der Lage sei, die Unverletzbarkeit seines Gebietes mit den Waffen zu verteidigen. In diesem Sinne hat auch König Konstantin die Mobilmachung gutgeheißen, obwohl Bulgarien in Athen zu verstehen gegeben hatte, daß der Kampf sich nur gegen Serbien richten solle. König Konstantin will die Errungenschaften des letzten Balkankrieges nicht preisgeben, andrerseits ist es aber sein Wunsch, das Land vor neuen blutigen Opfern zu bewahren. Es schien, als ob zwischen dem König und dem verantwortlichen Leiter der Politik volles Einvernehmen herrschte. Allein nur zu bald zeigte sich, daß Venizelos noch immer die alten Absichten verfolgte. Die Lage hatte sich inzwischen dadurch zugespitzt, daß die Vierverbandsmächte den Entschluß gefaßt hatten, dem bedrohten Serbien mit bewaffneter Macht zu Hilfe zu kommen, und daß sie die griechische Regierung von ihrer Absicht, Truppen in Saloniki zu landen, unterrichteten. Es war der



Generaloberst v. Kluck,

der verdiente, auf dem westlichen Kriegsschauplatz verwundete Armeeführer, der am 13. Oktober sein 50jähriges Militärdienstjubiläum feiern konnte. Der Kaiser ließ ihm zu seinem Ehrentag ein huldvolles Telegramm und ein von Max Fleck in Öl gemaltes Kaiserbild zugehen. Nach der neuesten Aufnahme des Photographen R. Dührkoop in Berlin vom 11. Oktober 1915.



Der Generalgouverneur von Belgien, General der Kavallerie Freiherr v. Bissing, bei der Besichtigung der Ausstellung. (Phot. Samson & Cie., Brüssel.)



Unsere Feldgrauen beim Betrachten der Bilder. (Photothek.)

Von der Ausstellung der Kriegsbilder-Originale der Leipziger „Illustrirten Zeitung" im Deutschen Soldatenheim zu Brüssel.



Ansicht von Tahure in der Champagne, wo die Franzosen wiederholt vergebliche Anstrengungen machten, unsere Front zu durchbrechen.



Blick über die Ruinen einer vollständig zusammengeschossenen Straße in Tahure.

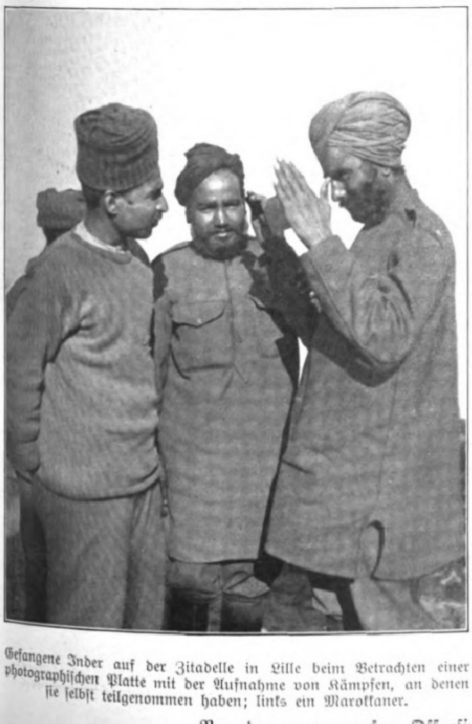


Massentransport in den Kämpfen bei Arras gefangengenommener Franzosen und Engländer durch Lille. Die Franzosen tragen ihre neue feldgraue Uniform mit dem neuen Stahlhelm.

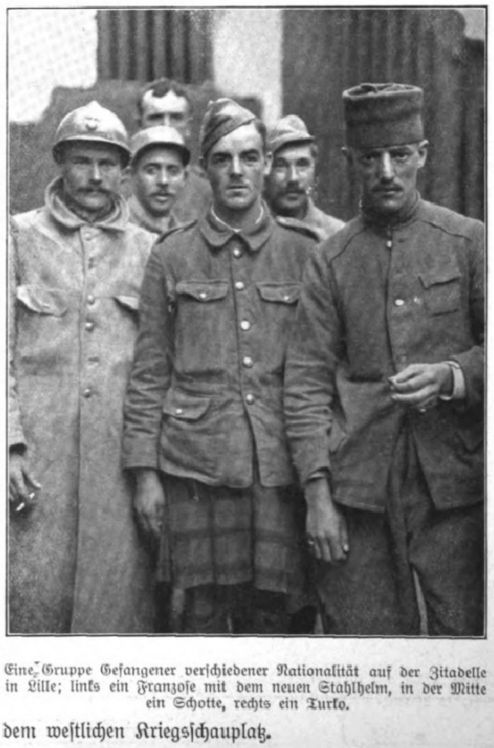
flagranteste Völkerrechtsbruch, der sich denken läßt; denn Griechenland hatte in aller Form seine Neutralität erklärt. Die im August 1914 vom Deutschen Reich in Brüssel erhobene Forderung, Belgien möge den Truppendurchmarsch gestatten, läßt sich nicht auf eine Linie mit jener Zumutung stellen. Denn für das Reich handelte es sich um Sein oder Nichtsein; die Existenz Englands und Frankreichs dagegen wäre nicht bedroht gewesen, auch wenn die Landung unterblieb. Griechenland hätte daher wahrlich Grund gehabt, sich über die brutale, durch kein Gebot der Notwendigkeit gerechtfertigte Verletzung seiner Rechte in leidenschaftlicher Empörung zu beklagen. Statt dessen sprach Venizelos in einem lauen Protest aus, daß „vor der Verwirklichung des Casus foederis durch das Vorgehen der Ententemächte kein Nachteil für die griechische Neutralität erwachsen dürfe". Es war klar, daß er den Tag herbeisehnte, wo er unter Berufung auf den Bündnisvertrag mit Serbien an die Seite Englands und Frankreichs treten konnte. An den Ernst dieses rein formellen Protestes glaubte niemand. London und Paris jubelten: solange Venizelos die Politik leitete, durfte man das Königreich der Hellenen als geheimen Bundesgenossen betrachten.

Allein der Jubel war verfrüht. In der griechischen Kammer fand die Erklärung des Ministerpräsidenten den lebhaftesten Widerspruch. Einmütig erhoben Theotokis und Rhallis, Dragumis und Gunaris, Männer, die seit Jahrzehnten als Parteiführer und Ministerpräsidenten das Vertrauen ihrer Volksgenossen besaßen, ihre Stimme, um vor der Fortsetzung einer Politik zu warnen, die am Rande des Abgrundes dahinführte. Der Sinn ihrer Reden war, daß aus Griechenland kein zweites Belgien werden dürfe. In dieser denkwürdigen Sitzung, in der die Kammer auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, zeigte sich, daß Venizelos die besten Männer der Nation zu Gegnern hatte. Da griff König Konstantin von neuem ein. Zum zweitenmal verabschiedete er den Ministerpräsidenten. In ohnmächtiger Wut schrieben daraufhin die „Times", daß der Name „konstitutionelle Monarchie" in Athen bald ein leerer Klang sein würde. An diesem Worte ist so viel wahr, daß die politischen Zustände Griechenlands in dieser Krisis eine tiefgreifende Wandlung erfahren. Bisher hatten stets reine Parteiministerien die Geschäfte geführt. Jetzt traten zum erstenmal Vertreter der verschiedensten Richtungen zusammen, um ein Ministerium der Sammlung zu bilden. Neben dem aristokratischen konservativen Theotokis finden wir seinen langjährigen Gegner Rhallis, Dragumis steht neben Zaimis, der 1897 den Frieden mit den Türken unterzeichnet hat. Es ist ein Ministerium von ehemaligen Ministerpräsidenten, die sich in der Vergangenheit so manches Mal befehdet haben.

Welche Richtung die griechische Politik einschlagen wird — man müßte ein Prophet sein, um es mit Sicherheit vorherzusagen. Der König hat sich nach offizieller Meldung dahin ausgesprochen, daß er einen Krieg zur



Gefangene Inder auf der Zitadelle in Lille beim Betrachten einer photographischen Platte mit der Aufnahme von Kämpfen, an denen sie selbst teilgenommen haben; links ein Marokkaner.



Eine Gruppe Gefangener verschiedener Nationalität auf der Zitadelle in Lille; links ein Franzose mit dem neuen Stahlhelm, in der Mitte ein Schotte, rechts ein Turko.

Von der neuen großen Offensive der Franzosen und Engländer auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Verteidigung Dritter für einen verhängnisvollen Fehler halten würde. Daraus ist zu schließen, daß der griechisch-serbische Vertrag, der von der Belgrader Regierung längst übertreten ist, in Zukunft auch für Griechenland keine Rolle mehr spielen wird. Mit Sicherheit kann man nur das eine sagen: für die letzte Entscheidung werden keine sentimentalen Rücksichten maßgebend sein, sondern einzig und allein kühle Berechnung und vernunftgemäße Abwägung der realen Faktoren. Theotokis hat es in seiner Kammerrede schon ausgesprochen, daß es für Griechenland nur ein Gesetz des Handelns gebe: die Interessen des Landes. Auch für die hellenische Politik muß der „sacro egoismo" ausschlaggebend sein. Da zeigt sich aber sofort, daß Griechenland nicht mit dem Vierverband gehen kann. Denn wenn Frankreich auch der traditionelle Freund des Königreiches ist, von Rußland und Italien ist es durch wichtige Interessengegensätze getrennt, und von England hat es außer dem Geschenk der sieben Jonischen Inseln nie Gutes erfahren. Die Hoffnung der Russen ist der Besitz von Konstantinopel und die Russifizierung der orthodoxen Kirche. Das sind Pläne, deren Verwirklichung kein ehrlicher griechischer Patriot wünschen kann. Ein russisches Konstantinopel ist für den Nationalstolz der Hellenen unerträglich, und die Entthronung des ökumenischen Patriarchen zugunsten des Zaren aller Reußen würde der griechischen Kirche den Todesstoß versetzen. Noch schärfer sind die Gegensätze gegen Italien. Der alte Kampf, der Jahrtausende geruht, lebt wieder auf, seit das Königreich Savoyen sich anschickt, im Adriatischen und im Ägäischen Meere imperialistische Politik zu treiben. Die Italiener beanspruchen Nord-Epirus — sie selbst nennen es Südalbanien — sie halten seit dem Tripoliskriege die Dodekanesos besetzt und verlangen große Teile von Klein-Asien für ihre Teilnahme auf Seiten der Entente. Unter solchen Umständen würde Griechenland politischen Selbstmord begehen, wenn es zum Siege des Vierverbandes beitrüge. Sollte es etwa bei der Verteilung der Beute auf die Ehrlichkeit des englischen Maklers rechnen? Es wäre eitle Hoffnung. Denn sehr mit Recht erinnerte Theotokis daran, daß die nun fast hundertjährige Geschichte des Königreiches nichts anderes ist als eine ununterbrochene Kette von Mißhandlungen von seiten Englands. Nein, wenn Griechenland seine nächsten Ziele, den Besitz der Dodekanes und von Nord-Epirus, erreichen will, dann muß es sich vom Vierverband fernzuhalten suchen. Daß der König nicht gesonnen ist, um fremder Interessen willen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn Stellung zu nehmen und das Geschick seines Landes auf Gedeih und Verderb an England und dessen Verbündete zu knüpfen, hat er durch die Entlassung von Venizelos bewiesen. Aber ob es ihm gelingen wird, seinen Weg bis zu Ende zu gehen — wer wollte es heute sagen? Man darf die Augen nicht davor verschließen, daß der griechische Staat mit seinen wichtigen Seeinteressen sich in einer gefährlichen Zwangslage befindet und der Überlegenheit der Alliierten zur See Rechnung tragen muß. Vermutlich wird das



Der neue griechische Ministerpräsident Zaimis.

neue Ministerium alles tun, was in seinen Kräften steht, um einen Konflikt mit einer der beiden Kriegsparteien zu vermeiden. Deshalb ist die Innehaltung einer „bewaffneten Neutralität" als das Wahrscheinlichste anzusehen. Nur so wird Griechenland die Politik treiben können, zu der sich König Konstantin jüngst bekannte: „Nichts für Deutschland, nichts für England, nichts für Frankreich, sondern alles für Griechenland."

Die Haltung der griechischen Regierung ist bisher nicht von gefühlsmäßiger Deutschfreundlichkeit bestimmt worden und wird es auch in Zukunft — darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben — nicht sein. Und doch werden die Zentralmächte aus der Beibehaltung der Neutralität des Königreichs Nutzen ziehen, selbst wenn es sich bewahrheiten sollte, daß sie mit dem größten Wohlwollen für die Mächte des Vierverbandes gehandhabt wird. Das Beispiel Griechenlands wird nicht ohne Wirkung auf Rumänien bleiben. Die Kriegsbegeisterung bei einem Teil der Bukarester Politiker, die durch unsere Siege auf russischem Boden schon merklich abgekühlt ist, wird jetzt völlig ernüchtert werden, und an die Stelle der leidenschaftlichen Parteinahme für die Verfechter von „Freiheit und Kultur" wird auch hier verstandesmäßige Berechnung der Kräfteverhältnisse treten. Es ist daher nicht mehr zu besorgen, daß die Garanten des Bukarester Vertrages Bulgarien in den Arm fallen werden, wenn es sich anschickt, das Unrecht seiner Vergewaltigung zu sühnen. Es wird freien Spielraum zur Durchführung seines Angriffes gegen Westen behalten und hat alle Aussicht, in kürzester Zeit seine nationalen Wünsche erfüllt zu sehen. Damit wird aber zugleich ein ungeheurer Vorteil für Deutschland und Österreich gesichert: ist erst einmal mit Bulgariens Hilfe die Brücke von Berlin nach Konstantinopel geschlagen, so kann der Krieg in ein neues Stadium seiner Entwicklung eintreten und das Schwergewicht der militärischen Operationen auf asiatischen Boden verlegt werden, wo Englands Weltstellung tödlich getroffen werden kann.

Und Griechenland selbst? Es ist nicht in der beispiellos glücklichen Lage von Bulgarien, das durch die aktive Teilnahme am Kampf seinen Eintritt in die Reihe der europäischen Großmächte vollzieht. Seine geographische Lage bringt es auch mit sich, daß es nicht notwendigerweise ein Glied der Kette jener Staaten darstellt, die sich, wie Halil-Bei in der türkischen Kammer verkündete, von der Nordsee bis zum Indischen Ozean gegen den englischen Egoismus zusammenschließen. Die Ziele Griechenlands liegen auf nationalem Gebiet: es muß seine Einigung vollenden. Was auch die nächste Zukunft bringen mag, wir werden stets das Schicksal des liebenswerten und intelligenten Volkes mit der wärmsten Anteilnahme verfolgen. Wir hoffen und wünschen, daß es ihm unter der besonnenen Leitung seines klugen Königs gelingt, seinen Rang unter den Mächten des Mittelmeeres wiederzugewinnen und ein größeres Griechenland durch Erfüllung seiner nationalen Sehnsucht aufzurichten.



Blick auf Saloniki, wo der Vierverband Truppenlandungen vorgenommen hat.

Zur Haltung Griechenlands im Weltkrieg.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(4. Fortsetzung.)

Und es war vielleicht gut, daß gerade jetzt Frau Brosam kam, in der großen Morgentoilette, das jüngste Heft einer Pariser Modezeitung in der Hand, und daß Firmkranz sich beeilen mußte, seine Huldigung darzubringen und sein Telegramm durch einen ausführlichen Bericht zu ergänzen. Sie hörte ihn gnädig an und nickte Wohlwollen. Aber immerhin war die Lage so, daß Firmkranz es für gut fand, das Paket der Verlobungskarten möglichst unauffällig in seine Rocktasche zu versenken.

„Sie bleiben natürlich zum Speisen", entschied sie zur Belohnung für den Sieger. Und dann, indem sie nach den papierenen Kanonenkugeln, Degenkörben und Gewehrschlössern deutete, die auf dem Teppich ein etwas seltsames Stilleben bildeten: „Was ist denn das für ein abscheuliches Zeug?"

Madeleine bückte sich jetzt und hob eine der Kugeln auf. „Ja, denke dir, Mama, das machen sie jetzt in Leipzig. Das hat uns Franz mitgebracht." Ein feiner Spalt zog sich rings um das Mordgeschoß, und man brauchte nur ein wenig zu drehen und zu schieben, da ging die Kugel in zwei Hälften auseinander und erwies sich mit einer Menge feiner Bonbons gefüllt.

Frau Brosam griff mit spitzen Fingern ins Volle.

„Da sehen Sie, daß auch Kanonenkugeln ihr Gutes haben können", sagte Firmkranz noch ein wenig steif und mit sinnreichem Bezug auf etwas, das nun schon in einiger Entfernung stand.

Ein grauer Schatten hopste auf das Fenster. Es war François, der sich draußen erholt und den Mut gefunden hatte, auf die Stätte seiner Untat zurückzukehren.

„François, komm, François", lockte Madeleine mit einer kleinen Schokoladenbombe, die obenauf mit dem angenehmen Wirrsal einer Nußhälfte gekraust war. Aber François rieb einen Vorsichtsbuckel am Fensterrahmen, und Mißtrauen schlitzte seine Augen.

„Und der Kater muß noch einen anderen Namen kriegen," sagte Firmkranz, und es schien, als gewönne er allmählich wieder Ellenbogenfreiheit, „er kann doch nicht denselben Namen behalten wie ich." Till Eulenspiegels lustige Narrheit lachte aus seinem ganzen Gesicht.

Aber Madeleine wandte ein, daß sie François schon länger kenne als Franz, und daß man ihn von dem Kater schon würde unterscheiden können, zumal er keineswegs ein so feines und weiches Fell habe, sondern vielmehr als ein Österreicher, also halber Deutscher, durch Widerborstigkeit ausgezeichnet sei.

„Geht in den Garten," entschied Mama Brosam, „und kommt erst wieder, bis ihr euch geeinigt habt. Und Madeleine — Nachmittag möchte ich dich bitten, mit mir zur Schneiderin zu kommen. Wir müssen doch endlich die Wintertoiletten besprechen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Madeleine und Firmkranz gingen durch den Garten, sie noch in einem Nachweben des Schmollens, er versöhnlich und heiter gestimmt und aller Glorie seines Sieges voll.

Ab und zu sah man den rotblonden eckigen Schädel des Instruktors Fiedler, der am Fenster auf- und abging, während Pierre irgendwo in den Tiefen des Zimmers mit stumpfsinniger Erbitterung lateinische Verba ratschte.

„War das nicht der Monsieur Götterle?" sagte Firmkranz mit flüchtigem Argwohn gegen etwas Männliches, das sich draußen vor dem Gartengitter vorbeibewegte.

Oh ja, es könnte auch unter Umständen ebensogut Monsieur Götterle gewesen sein wie der Milchmann Calaincourt.

„Weil sich der Mensch verdächtig macht. Gerade vorher, als ich auf dem Wege zu dir war, bin ich ihm begegnet, dem Kerl mit seinem Mopsgesicht." Firmkranz war nicht im mindesten eifersüchtig, aber es mochte immerhin bisweilen angebracht sein, den Anschein zu erwecken, als könnte man gelegentlich auch das Augenrollen und das Zähnfletschen Othellos.

„Das Rätsel löst sich leicht. Er war bei mir, er hat mir einen Besuch gemacht."

Der hohe Mittag schien in den Garten. Ein Auto dudelte ferne, und man wußte, da kam Herr Brosam aus der Fabrik. Madeleine ging leicht summend neben Firmkranz, selber ein liebes Rätsel, manchmal scheinbar ohne alle Schwierigkeiten zu entziffern wie die Preisaufgabe eines Familienblattes, das Abonnenten sucht, und manchmal wieder so unsagbar unverständlich, als wurzle es in Blut und Not.

Aus dem Fenster scholl es laut und eindringlich: „Pierre, um Gotteswillen . . . attingo und attendo sind zwei ver—schie—de—ne Worte, attingo, attigi, attactum und attendo, attendi, attentum . . . na, noch einmal."

Firmkranz wetterte sich näher an Othello heran: „Warum streicht er denn schon wieder da herum, wenn er vorher bei dir war?"

Madeleine meinte, er dürfte eben wahrscheinlich umgekehrt sein.

Die Frage war unvermeidlich, was denn der Monsieur gewollt habe. Da gab es denn Großes zu erzählen, und auch Herrn Jean Baptiste Götterle wob sich der Nimbus des Erfolges ums Haupt. Man hatte ihm in Würzburg die Ausmalung des Saales irgendeiner Landesanstalt übertragen, etwas ganz Bedeutendes, zweihundert oder dreihundert Quadratmeter deutscher Geschichte mit Hermann dem Befreier oder dem heiligen Kilian und der Heidin Geilane.

„Da kann er sich auspinseln, der Tizian von Mülhausen," brummte Firmkranz, „aber, daß er das über sich bringt, der Patriot? Im Herzen Paris, im Kopf das Väterchen in Petersburg, und aus dem Handgelenk will er deutsche Geschichte malen?"

Madeleine straffte sich und wuchs aus dem Zierlichen und Nahen wieder ins Unnahbare. „Es sind Dinge, die dir unverständlich bleiben werden. Es ist die Kunst . . . der Künstler kann sich in jedes Wesen einleben, auch in das seinem Wesen fremdeste und feindlichste . . ."

„Besonders, wenn das Einleben entsprechend bezahlt wird", wagte Firmkranz einzuwerfen.

„Wie käme es dann, daß lachende Weltkinder fromme Bilder malen können, vor denen man beten muß? Der grazile und bewegliche Geist des Franzosen wird auch solchen Aufgaben gewachsen sein, die dem plumpen, nur aufs Militärische gerichteten Deutschen für immer unzugänglich sind. Die Kunst, mein lieber Freund, hat ihre besonderen Gesetze. Ihr erstes und oberstes besagt, daß dem Künstler jeder Stoff willkommen sein muß, wenn er vom göttlichen Funken des Genies durchleuchtet werden kann. Der Stoff ist träge Masse, der Künstler haucht ihr den Atem des Schöpfers ein. Eure deutsche Geschichte ist Wirrnis und dunkles Chaos, Götterle wird sie mit dem Hauch französischer Harmonie und Monumentalität beseelen."

Am Fenster rang Herr Fiedler die Hände und stopfte die Fäuste gegen die Ohren. Pierre hatte attingo und attendo in einen unlösbaren Knäuel verwickelt, in dem sich nicht einmal mehr Erasmus von Rotterdam zurechtgefunden hätte.

Herrn Brosams Auto dudelte, staubte und stank das Gartengitter entlang vor die Einfahrt.

Ein Gongschlag prallte in den Mittag des bunten Tages.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Speisen bat Herr Brosam den Ingenieur in sein Arbeitszimmer, nachdem er Herrn Fiedler, der heute gleichfalls zu Tisch gezogen worden war, bedeutet hatte, noch ein wenig zu warten. Nach dem Speisen pflegte Herr Brosam seine Privatangelegenheiten zu erledigen.

Sie saßen einander in Klubsesseln gegenüber, in angenehmster Verdauungsbummelei, nippten einen Kognak und steckten die Havanna an.

„Herr Ingenieur," begann Brosam, indem er seine weiße, gemusterte Weste aus ihren Falten zog, „ich bin Ihnen noch eine Aufklärung schuldig. Vorher in der Fabrik konnte ich nicht so . . . kurz, Sie haben ein Recht, zu wissen, warum ich Sie gebeten habe, die Veröffentlichung der Verlobung noch um einige Zeit zu verschieben . . ."

Herr Brosam neigte den Kopf, um zu lauschen. Irgendwo aus den Tiefen des Hauses quollen Triller empor, eine Frauenstimme, ein Lauf hinauf und einer hinunter, wie zur Übung und Schmeidigung, und dann setzte das leichte Gezwitscher der Philine ein.

„Titania ist herabgestiegen", sang Madeleine.

Die beiden Männer sahen einander an, und über den Ernst ihrer Unterredung breitete sich ein Schimmer von Vergnügen an dem schönen, heiteren und wertvollen Menschenkind. Dann zog sich Herr Brosam an seiner Weste wieder in die geschäftlichen Dinge zurück.

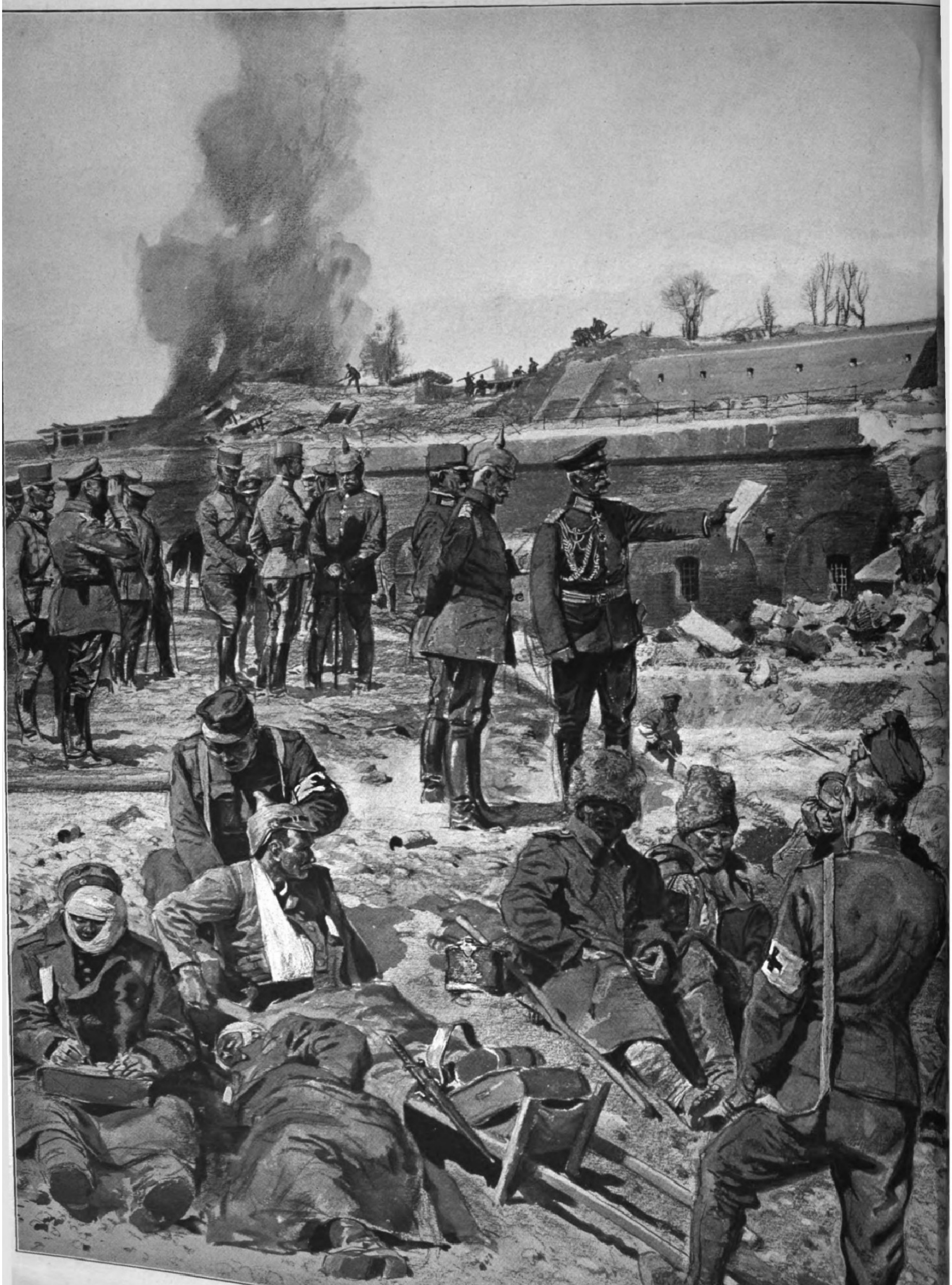
„Ja . . . also . . . Sie wünschen zu wissen, warum und so . . ."

Er beugte sich vor, und als Firmkranz eine kleine Bewegung mit der Hand machte: Bitte fahren Sie fort! räusperte er sich zur Fortsetzung: „Schön . . . also natürlich! Sie verstehen, daß mich meine Stellung zu Herrn Kohlmeis zu gewissen Rücksichten zwingt. Denn schließlich, er ist doch der Herr, und ich bin nur der Direktor. Nicht wahr? Und wenn er mich auch nicht entbehren kann . . . einmal könnte doch seine deutsche Bärennatur zum Ausbruch kommen. Oh . . . ich fühle mich durchaus sicher . . . und selbst wenn ich einmal mit ihm auseinanderkomme, na, dann gibt's noch andere Maschinenfabriken auf der Welt. Aber wenn man einmal zehn Jahre an einem Platz ist, so wechselt man nicht gerne, nicht wahr?"

Madeleines Arie war an einem Staccato angelangt, das sie mit so viel Kraft und Freudigkeit hinausstieß, daß man die Töne förmlich nebeneinander schweben sah, einer ganz gleich dem andern, eine Reihe glänzender Kugeln vor einem Hintergrund von Malachit.

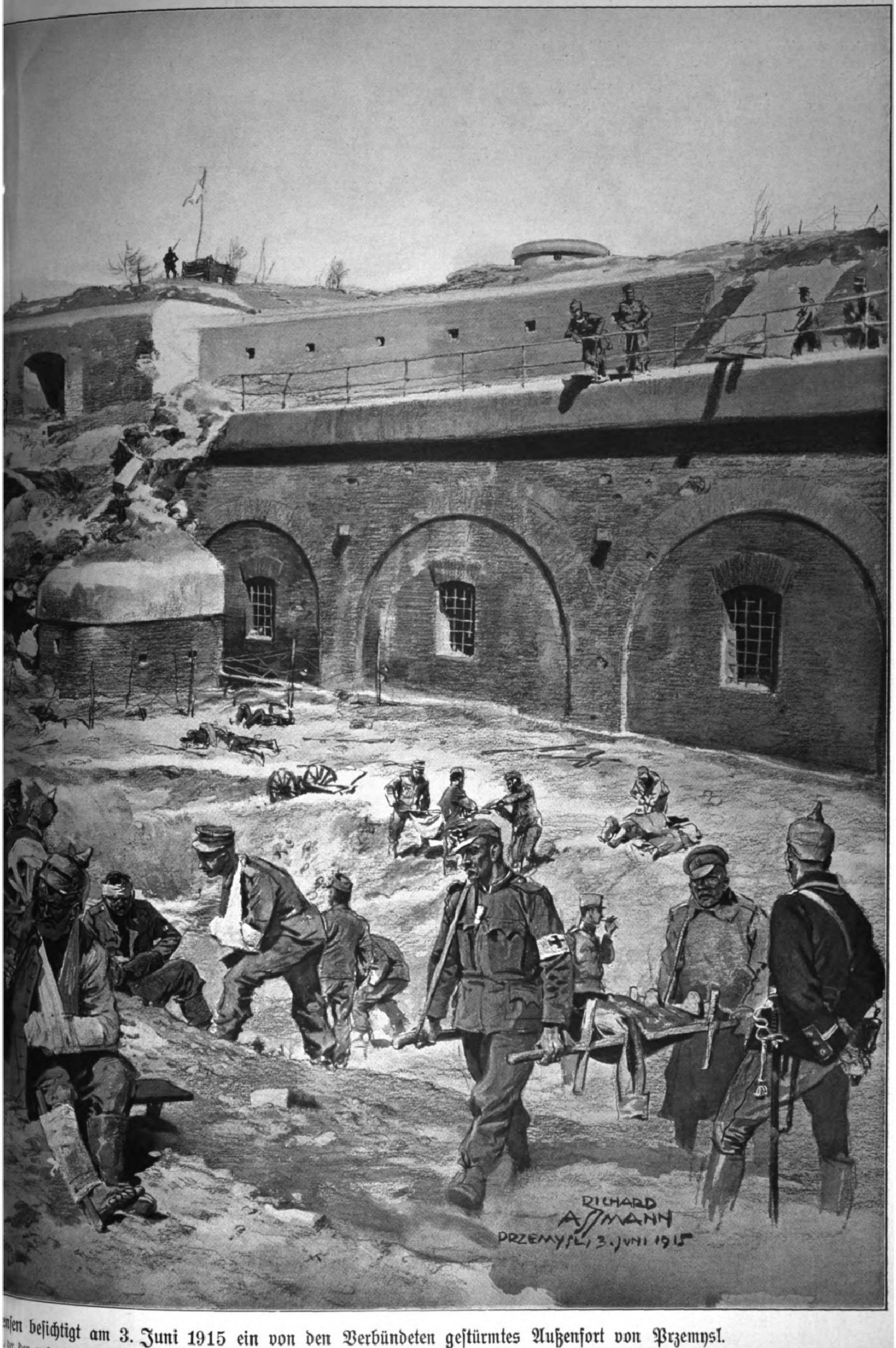
Herr Brosam befeuchtete das aufgewickelte Deckblatt seiner Havanna mit der Zunge und klebte es wieder fest. „Also . . . obzwar ich keineswegs besorgt bin, möchte ich doch den alten Herrn nicht unnötig aufbringen. Nun bin ich ohnehin eben mit ihm sehr verschiedener Meinung über eine Sache. Nämlich . . . trinken Sie noch einen Kognak? . . . drüben steht die Flasche . . ."

Während Firmkranz das flüssige Bernsteingold in das kleine Gläschen goß, betrachtete Herr Brosam mit nachdenklicher Miene die Flasche, und seine Züge wurden immer lebhafter, je höher der Gedanke, den der Anblick des Getränkes in ihm geweckt hatte, empordrang: „Ein feiner Kognak", sagte er, indem er mit den Händen auf die Knie schlug: „Ein famoser Kognak, echt französisch, nur in Frankreich weiß man, was Kognak ist, mein Herr! . . . Aber glauben Sie, Herr Kohlmeis trinkt französischen Kognak? ‚Ja, bis die Champagne erst deutsch ist', lachte er mich einmal an. Was soll man dazu sagen? . . . Bis dahin trinkt er lieber deutschen Kognak, irgendeinen Pansch, Pflaumenwasser mit Stiefelcreme. Und das ist es, mein Herr. Eben das! Nicht daß es sich um Kognak handelt! Es handelt sich um den Werkmeister, André Mützle."



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg IX. Gene…

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der …



...ensen besichtigt am 3. Juni 1915 ein von den Verbündeten gestürmtes Außenfort von Przemysl.

... der den großen Durchbruchsschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

Leise, fern, ein Hauch von Gold und Rosa, wehte Madeleines Gesang: eine zarte, volksliedhafte blühende Melodie, die nach dem Perlgekoller Philines unsäglich ergreifend klang.

„André Mützle ist der Casus belli. Nämlich, der Mensch hat den Einfall gehabt, über die Grenze zu gehen und letzten Sonntag drüben in Frankreich in irgendeiner Versammlung eine Rede zu halten: Los von Deutschland! Heiliges Vaterland Frankreich! Na: was wir ja alle möchten, aber doch nicht in Versammlungen hinausbrüllen. Also: Kohlmeis erfährt das irgendwie, und jetzt soll der Mensch hinausfliegen. ‚Nein,' sage ich, ‚Herr Kohlmeis, das geht nicht, den Mann brauch' ich bei den Lennéschen Sicherungen. Kein anderer kann das.' ‚Und er muß doch hinaus,' sagt Kohlmeis, ‚ich dulde keine Hetzer und Französlinge in meiner Fabrik.' ‚Und wenn der deshalb hinausmuß,' sage ich, ‚so geht die halbe Arbeiterschaft mit.' ‚Das ist mir schnuppe,' sagt Kohlmeis, ‚und wenn die ganze mitgeht. Ich dulde das nicht . . . ich will meine eigenen Feinde nicht besolden, und wenn . . .'"

Die Standuhr auf dem Schreibtisch pickte zweimal. Herr Brosam unterbrach sich und warf einen Blick nach dem Zifferblatt, über das ein silberner Frauenleib hingewunden war, der angestrengt dem Kreislauf der Sekunden und dem langsamen Abzug der Stunden zuzuschauen schien.

„Schon halb drei", sagte Brosam und stemmte die Arme gegen die Seitenlehnen des Klubsessels, als wäre es nötig, schon jetzt Hebelkräfte anzusetzen, wenn er rechtzeitig emporgewunden sein wolle. „Also über diesen André Mützle liegen wir im Streit. Das ist es. Was sagen Sie?"

Firmkranz hatte ein hartes Gesicht: „Ich kann Herrn Kohlmeis nicht unrecht geben. Er kann verlangen, daß seine Arbeiter keine Vaterlandsfeinde sind. Deutschland ist so groß, daß . . ."

Mit einem Lächeln nachsichtigsten Wohlwollens wischte Herr Brosam Firmkranz' Worte aus der Welt des Gesprochenen: „Sie verstehen das nicht. Sie sind Österreicher . . . Sie werden auch Ihre Ansicht noch ändern, wenn dieser Koloß mit den tönernen Füßen stürzt. Ja also — und wegen dieses André Mützle . . . die Beziehungen sind gespannt, lieber Freund! Und da ist doch noch diese andere dumme Geschichte, daß unsere Madeleine den jungen Herrn Kohlmeis ablaufen ließ . . ."

„Sie meinen also," sagte Firmkranz sachlich, „wenn Sie eben jetzt die Verlobung verlautbaren, so wird Herr Kohlmeis alle diese Dinge miteinander in Verbindung bringen und glauben, Sie wollten ihn ärgern, Sie trumpften ihm auf, Sie wollten ihm die Narrenglocke anhängen . . ."

„Ausgezeichnet," rief Herr Brosam erfreut und streckte Firmkranz beide Hände entgegen, „aufs Haar getroffen. Genau das wollte ich sagen. Sie sind scharfsinnig, lieber Freund. Und nicht wahr, Sie verstehen doch, Sie würdigen meine Gründe?"

„Ich bin kein Unmensch," sagte Firmkranz, indem er sich erhob, „ich weiß, Sie werden sich mit dem alten Herrn bald wieder in Friedensstand versetzen. Denn — Sie brauchen einer den anderen, und im Grunde — achtet jeder von Ihnen den Dickkopf des anderen."

Jetzt löste sich auch Herr Brosam aus dem schlammweichen Sesselgrund. „Ich danke Ihnen, lieber Frend. Ich vergesse Ihnen nicht, wie gut Sie mich verstanden haben. Sie werden nicht lange zu warten haben. Wir kürzen dafür die Brautzeit ab."

Mit einem besonders kräftigen Ruck seiner Weste beendete Herr Brosam die Unterredung und entließ Firmkranz, indem er ihn noch bat, den jungen Studenten hereinzuschicken, der im Nebenzimmer wartete.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Johannes Fiedler saß im blauen Zimmer, dem Raum, wo die Herren bei den kleinen Abendessen im Hause Brosam ihre Zigarre zu rauchen pflegten. Er hockte in Kandidatenhaltung auf dem Stuhl neben der Speisezimmertüre, entfernt genug vom Heiligtum des Hausherrn, um darzutun, daß er keine Lauscherabsichten habe. Die langen Beine winkelten spitze Knie auffallend hoch, der knapp beschorene rotblonde Schädel hatte Sträflingsmagerkeit und eine gedrückte Scheu.

Es war Johannes Fiedler gar nicht wohl, denn die Wege der Gerechtigkeit sind unerfindlich, und wer einen Hund prügeln will, findet leicht ein Stück Holz.

„Gehen Sie hinein," sagte Firmkranz, der den verschüchterten Menschen gut leiden konnte, „er ist voll der Gnaden."

Aber als der Student vor dem Gewaltigen stand, da schien es gar nicht so, sondern Herr Brosam sah umdüstert und gewitterschwer aus wie das Kap ohne Hoffnung. Er hatte allerlei an einem großen Wandschrank zu schieben, mit Türen auf und Türen zu und einem Hin und Wider der Schubfächer, und es war dabei zu merken, daß es ihm mit dem Suchen nicht ganz ernst war. Dazwischen aber murmelte er, und bei dem Öffnen und Schließen schien es wirklich, als wollte er jedes Stückchen seiner Rede in einer anderen Lade unterbringen. „Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen" — schwapp! — „das heißt, eigentlich zwei Mitteilungen" — schwapp! — „eine leider nicht sehr angenehme" — schwapp! — „und eine, die Ihnen willkommener sein dürfte!" — schwapp!

Plötzlich unterbrach Brosam seine Beschäftigung und kam mit zornrotem Gesicht auf den jungen Mann zu. „Das kommt davon," brüllte er aus nächster Nähe, „wenn die jungen Leute so leichtsinnig sind. Alle Tage in dulci jubilo, wie gewonnen, so zerronnen, und dann, wenn 's nicht mehr weitergeht . . . irgendein dummer Streich, der das ganze Leben zerstört."

Johannes Fiedler schlotterte. Über seinen innersten Menschen lief eine Gänsehaut nach der anderen. Und trotz dieser Kältegefühle war seine Seele wie abgebrüht, als wäre er aus der Tuba des Weltgerichtes mit heißem Dampf angeblasen worden.

„Das ist immer die letzte Zuflucht der jungen Leute!" Brosam sänftigte seine Stimme, als er das Häufchen Hauslehrerelend vor sich sah. „Ja so — ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, daß Ihr Bruder wirklich bei der Fremdenlegion ist. Fatal, was? — Ja-ja-ja-ja-ja-ja! Was ist da zu machen?" Die Weste bekam einen Beruhigungsruck, und dann fuhren die Hände mit Macht in die Hosentaschen. Die Achseln zuckten empor. „Es ist leider unzweifelhaft. Meine Nachforschungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß Ihr Bruder in Marseille angeworben worden ist. Er steckt irgendwo unten in Afrika."

Herr Brosam trat ein wenig von Fiedler zurück, so daß der Student das runde Gesicht nicht mehr so beängstigend nahe vor sich hatte. Da tauchte ihm denn aus der Verschwommenheit der Züge dieses — dieses seltsam Gequälte auf, das verborgen in ihnen war. „Es ist zwar eine Ehre, mein Herr, für Frankreich zu fechten . . . eine Ehre. Denn Frankreich pflanzt die Fahne der Zivilisation in die entlegensten Wüsten. Und die Fremdenlegionäre sind die Pioniere der Kultur, mein Herr! Jeder, der für Frankreichs Fahne fällt, kann sich glücklich schätzen . . . aber mir tut Ihre arme Mutter leid."

Jetzt begann der Direktor vor dem Studenten auf und ab zu wandeln, und Fiedlers rotblonder Sträflingsschädel folgte den Bewegungen des kleinen, dicken Herrn, als wäre er durch Gummischnüre oder durch eine Art magnetischen Stromes mit ihm verbunden. „Sie werden es Ihrer Mutter schonend beibringen. Übrigens, die alte Frau wird es in ihrem Herzen wohl ohnehin schon wissen . . . sie konnte es nicht anders erwarten. Aber sagen Sie ihr, daß ich sie bedaure — bei aller Ehre selbstverständlich, die darin zu sehen ist, einen Sohn zu haben, der unter Frankreichs Fahnen kämpft."

Mit einer jähen Wendung stand Herr Brosam plötzlich wieder dicht unter Fiedlers magerem Gesicht. „So, das war das eine. Das andere . . . na, also ich muß Ihnen sagen, daß ich mit Ihrem Unterricht zufrieden bin, sehr zufrieden. Ich habe heute mit Pierres Klassenlehrer gesprochen. Er sagt, daß es mit ihm besser geht, bedeutend besser. Und wenn Pierre so weiter bleibt, so könnten wir uns Hoffnungen aufs Aufsteigen machen. Und er wäre dafür, es jetzt ohne Hauslehrer zu versuchen."

Die Hände waren vom Rücken schon wieder fortgenommen und in den Hosentaschen geborgen worden. Herrn Brosams ganzes Körpergewicht wippte auf Zehen und Fersen. „Ich habe mich entschlossen, dem Klassenlehrer zu folgen und Pierre selbständig zu machen. Ich danke Ihnen, Herr Fiedler, für Ihre Bemühungen!"

Der junge Mensch begann wieder zu schlottern. Plötzlich sah er eine breite, kurze Hand in den violblauen Dünsten, die unter seinen Augen wogten. „Aber wir wollen Freunde bleiben, mein Herr! Ich bitte Sie, mir einen Gefallen zu erweisen. Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Ich weiß, Ihr Herz hängt daran, studieren zu können und Mediziner zu werden. Und Ihre Mutter kann die Mittel dazu nicht aufbringen. Lassen Sie mich dafür sorgen. Gehen Sie an die Universität, studieren Sie, machen Sie sich keine Sorgen. Ich weiß, Sie sind ein bescheidener und anständiger Mensch, Sie werden sich mir nicht zu schwer auf die Tasche legen. Allotria dürfen Sie keine treiben, diese deutschen Studentendummheiten . . . Sie müssen studieren . . . Was? Wie? . . . Unsinn! Gehen Sie nur. Und wenn Sie besonderen Wert darauf legen, niemandem verpflichtet zu sein, so können Sie ja immerhin das Geld, das Sie im Laufe des Studiums verbrauchen werden, als geliehen betrachten und später einmal zurückzahlen. Kein Wort, ich bitte, machen Sie mir keine Szene . . . Wie? . . . Nein, keine Szene. Adieu, adieu, mein Herr!"

Das silberne Schlangenweib auf der Standuhr wand sich zum Zifferblatt, und durch ihren metallenen Leib rann der feine Ton dreier kleiner Schläge.

Johannes Fiedler trug seine beiden Nachrichten, die dunkle und die helle, nach Hause wie im Traum. Auf den Schmerz war die alte Frau gefaßt gewesen, aber die Freude traf sie gänzlich unvorbereitet. Die Gewißheit, daß ihr älterer Sohn in der Fremdenlegion sei, verstärkte nur eine schon längst getragene Last, aber die andere Nachricht schlug eine Tür auf, durch die man eine vollständig neue Lebenslandschaft erblickte. So siegte das Unerwartete über das Erwartete, gewann ihm die Bedeutung ab und wehte eine ganz andere Luft heran, in der man freier atmen konnte als bisher.

Und sie begann sogleich hin und her zu laufen, Wäsche zu zählen, Kleider hervorzuholen und auf ihre Verwendbarkeit zu untersuchen, als wäre die Abreise des Sohnes schon für morgen festgesetzt. Zwischendurch psalmierte sie den Ruhm Brosams und pries auch wohl die Tüchtigkeit des eigenen Sohnes. Sie hatte eine ganz unbedingte Zuversicht zu ihm in sich getragen, seit jeher, seit den Tagen kindischer Spiele, in denen er seinem älteren Bruder an Ernst und Besonnenheit überlegen schien, aber daß sie sich so bald bewähren würde, hatte nicht in den kühnsten mütterlichen Zukunftsdeutungen gestanden.

Nein . . . und nun sollte er studieren können! Mediziner werden! In Leipzig! Es verstand sich, daß Johannes in Leipzig studieren würde, wo sie lange Jahre gelebt hatten, und wo der Vater begraben war.

Mitten im eifrigsten Werken aber sanken der alten Frau bisweilen die Hände herab, und dann sah sie immer ein Stück Afrika vor sich. Es war immer dasselbe: ein Ausschnitt aus der Wüste, die war gelb wie Sandtorte, der Palmbaum hatte Blätter aus Blech wie die künstliche Palme im Vorraum des Hotel Imperial, und hinter dem Stamme hockte ein tückischer Neger, der sah aus wie ein Gorilla, und seine lange, dünne Flinte war unheimlicher als eine Schlange. Ganz vorne aber, überlebensgroß, so nahe, daß der Blick beinahe verdunkelt wurde, zog ein Mensch über das Bild. Ein Soldat, schwer bepackt, keuchend, von der Last beinahe erdrückt, mit einem Tuch als Schutz gegen die afrikanische Sonne im Nacken, und wenn er sein wie vom Schlagfluß gerötetes und von Schweiß überronnenes Gesicht aufhob, so war es, als versuchten seine Lippen ein Wort zu bilden.

Das war das Wort „Mutter", und wenn auch Tausende von Kilometern zwischen dem Soldaten und Mülhausen lagen, die alte, dürre, vornübergebeugte Frau in ihrem Stübchen konnte es vernehmen.

Dann aber stürzte sie sich mit erneutem Eifer auf den Stoß der Hemden, um nachzuholen, was sie durch das Hinhorchen versäumt hatte. Während sie die Ärmel ausbreitete, daß die Hemden einen Augenblick wie Gekreuzigte in der Luft schwebten, während sie das Leinen wandte und betastete, um schadhafte Stellen zu entdecken, murmelte sie immer wieder: „Nach Leipzig . . . also nach Leipzig! Mediziner! Ohne Herrn Brosam wäre nichts daraus geworden. Gott wird es ihm lohnen."

Dann fiel ihr plötzlich ein, daß sie allein bleiben würde, wenn Johannes nach Leipzig ging, und in ihrem Blick stand ein kleiner Schrecken.

Aber Johannes meinte, es sei gewiß, daß sich Fräulein Marianne ihrer annehmen werde. Und froh darüber, einen Vorwand zu haben, zu dem Mädchen zu gehen, rief er, man könnte sie ja gleich fragen, nahm seinen Hut und lief hinaus.

Es war so, daß sie miteinander ein einstöckiges Hofgebäude bewohnten, das noch aus den minder lauten Zeiten Mülhausens stammte. Jetzt hatte man dem hübschen Giebelhäuschen, das in einem Garten für sich allein gestanden hatte, ein wüstes, lärmendes Vorderhaus vorgesetzt, in dem den ganzen Tag über Türen knallten und ausgelassene Kinder jede Art von Ohrenqualen veranstalteten.

Im Erdgeschoß schneiderte Frau Fiedler für ihre wenigen Kunden. Über ihnen wohnte Herr Göbel, ein uralter Pensionist, mit seiner Enkelin. Das hübscheste Zimmer, das gegen die Gärten der anstoßenden Häuser sah und noch vom Lärm am meisten verschont war, hatte der Ingenieur Firmkranz inne.

Johannes lief die hölzernen Stufen hinauf, aber er fand nur den alten Herrn daheim. Das eingegangene Männchen saß am Fenster, las in einem großen Buch und fuchtelte nach den Fliegen, die in der Dumpfheit der Stube noch in den Herbst hinein lebten.

Das alles war wie aus alten Zeiten: der gebückte Mann über dem hauspostillenhaften Wälzer, das Fliegensummen, die Schattenrisse an den Wänden, und es schien, als hätte man hier ein Stück Vergangenheit künstlich erhalten und gewaltsam in die neue Zeit hineingestellt.

Marie Antoinette war nicht da . . . irgendwo, Johannes verstand nicht, was die zahnlosen Kiefern des Alten murmelten, und kein Puls schlug durch diese stickige Welt.

Was sollte die heute plötzlich von einem Druck befreite Jugend, die zum erstenmal das Glück fühlte, närrisch gegen die Welt branden zu dürfen, mit diesem armseligen Stümpfchen Leben? Johannes war heute ganz ohne Ehrfurcht und bedachte nicht, daß auch dieses Stümpfchen einmal eine lebende Fackel gewesen war, Blut und Feuer, im Kugelregen von Gravelotte, als es in einer aller Schwere entrückten Stunde gelang, eine feindliche Fahne zu erobern und das Eiserne Kreuz zu verdienen.

Er fühlte nur, Marianne war nicht da, die Luft war dumpf, am Fenster saß ein verbrauchter Mensch, der mit feindseliger Verdrossenheit seine Anwesenheit übersah. Er war ungerecht, murmelte: „Alter E - hrenmann!" und polterte wieder die Stiegen hinunter, zum Haus hinaus und auf die Straßen, die heute alle viel breiter waren als sonst und den raschen Fußgänger vorwärts zu schleudern schienen; wie die Rollbahnen waren sie, die zur Bewegung des Gehenden noch ihre eigene Schnelligkeit hinzufügen.

Herr Göbel aber las in seiner Hauspostille weiter, die war ein umfangreiches illustriertes Werk über den großen Krieg von 1870, er las, freute sich an den schon hundertmal gesehenen Bildern und schlug bisweilen nach den matten Fliegen, die klebrig über seine Hände krochen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Firmkranz abends nach Hause kam, lief er im Raume zwischen Vorder- und Hinterhaus auf Fräulein Marianne Göbel, die vor ihm ging. Er war gestern nacht erst spät von der Bahn gekommen, heute morgen nach ihr vom Haus gegangen, und so traf er sie jetzt seit seiner Rückkehr von Leipzig zum erstenmal. Sie müsse nachher zu ihm kommen, er habe ihr etwas mitgebracht, aber sie kriege es nur, wenn sie brav sei und es selber hole.

Dann blieb er stehen, sog einen seltsamen Geruch ein, der von ihr ausging, und sagte: „Ich weiß nicht, Fräulein Marianne, Sie riechen . . . riechen . . . nach . . . Spital."

„Richtig!" sagte Marianne, indem sie ihn ernsthaft ansah, „ich komme von dort."

Ob sie krank sei, fragte er mit liebenswürdiger Besorgnis.

Nein, aber sie habe sich entschlossen, einen Pflegerinnenkurs zu hören. Der Sanitätsrat sei der Meinung, daß sie eine tüchtige Schwester abgeben könnte.

Aber sie sei doch als Lehrerin geprüft, warf Firmkranz ein.

Marianne zögerte vor dem Stiegenaufgang. Ein Öllämpchen rieselte dünnes Licht auf die ersten Stufen herab. Sie zog ihre Handschuhe aus. „Ja, freilich . . . Lehrerin bin ich. Aber es ist zweierlei, geprüft zu sein und eine Stellung zu bekommen. Man muß schon einen freundlichen Fürsprecher haben, wenn man etwas erreichen will. Die Herren von der Stadt sehen schon darauf, daß alle Posten an ihre Schützlinge verteilt werden."

„Und es drängt Sie zur Tätigkeit?" fragte Firmkranz mit dem ganz, ganz leisen Spott, den er für alle Arten von beflissenen Frauenzimmern hatte.

Sie merkte es und fertigte ihn unfreundlich ab: „Gewiß — ich will kein Drohnendasein führen!" Damit ging sie die Treppe hinauf und überließ es dem jungen Mann, ihr zu folgen.

Nach einer Weile hörte er, in seinem Zimmer mit der Ordnung seines Rasierzeugs beschäftigt, wie der Alte nebenan die Stimme erhob.

Die Auftritte, die immer mit einer solchen Stimmerhebung begannen und sich oft bis zum Gekreisch steigerten, hatten immer dieselbe Ursache. Der Alte glaubte, sich über Vernachlässigung und Vereinsamung beklagen zu dürfen. Mit greisenhaftem Eigensinn beanspruchte er das Leben seiner Enkelin für sich. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er am liebsten alle Blütenzweige und Ranken der Jugend eintrocknen sehen, das ganze Wesen eindorren und sich verkümmernd einkrümmen wie jenes unglückselige Pflanzengeschöpf, das man Rose von Jericho nennt. Wenn dann seine guten Zeiten kamen, hätte er sie gerne mit Freundlichkeit begießen mögen, daß sie sich für ihn entfalte und an der Armlehne seines Stuhles blühe.

Nur daß Marie Antoinette nichts von einer Rose von Jericho an sich hatte, die nach Wunsch einschrumpft und dann wieder in einem Glase Wasser ihre Ärmlein ausstreckt, sondern ein gesundes und gerades Gewächs war mit seinem eigenen Verlangen nach Licht und Luft. Sie ließ sich um ihren starken Drang nach Beschäftigung nicht betrügen und wußte ihren Willen letzten Endes immer durchzusetzen, der Alte mochte zetern, wie er wollte. Ohne auf irgendein Dogma der Frauenrechtlerinnen eingeschworen zu sein, verlangte sie von ihrer Zeit nichts als freie Bahn. Ja, sie hielt sich im Grunde diesen Frauenzimmern für überlegen, eine Generation vor ihnen voraus, und nichts war ihr so widerwärtig wie die besessenen Horden, die in England als Wahlweiber Bilder zerschnitten, Brände stifteten und auf den Straßen heulten.

Wenn sie sich nicht aus dem Kreis der Tätigen ausschließen lassen wollte, so war es ihr nicht darum zu tun, irgendeinen Beweis zu führen: für die Gleichwertigkeit der Frau mit dem Mann, für die Möglichkeit des Ersatzes der Männerarbeit durch Frauenarbeit oder ähnliche Thesen der aufstrebenden Weiblichkeit. Es handelte sich ihr um die Leistung an sich, und die Leistung war ihr einfach ein Ausfluß ihres Daseins, notwendig wie eine andere organische Betätigung ihres Körpers und doch wieder in einem tausendmal höheren Sinne in Bezug auf einen geheimnisvollen Urgrund der Welt. Die Leistung war ihr einfach die Rechtfertigung des Lebens.

Franz Firmkranz hörte, daß die Stimme des Alten immer schärfer wurde, und es trieb ihn an, hinüberzugehen und den beginnenden Zank durch seine Anwesenheit abzulenken. Es kam ihm vor, als wäre er dies dem Mädchen schuldig, heute, nach seiner Bemerkung unten am Treppenende.

Der alte Herr war im besten Zug. So ein Unsinn, sich als Krankenpflegerin ausbilden lassen zu wollen, ob sie dies nötig hätte . . . und ob sie auch wüßte, daß sie da nicht nur Frauen zu pflegen hätte, sondern auch den Männern allerlei Dienste erweisen müßte, die ein junges Mädchen in die peinlichste Verlegenheit bringen könnten. Abgesehen von dem Schmutz, dem Gestank und der Gefahr der Ansteckung, die selbst für ihn noch vorhanden sei! Wenn das, was sie in dem Kurse lernen wolle, aber einmal als praktisch verwendet werden sollte, so hätte das ganze Unternehmen gar keinen Sinn . . . erst recht nicht . . . außerdem, einen einsamen alten Mann hilflos daheim sitzen zu lassen. Wenn sie schon durchaus jemanden pflegen wolle, warum pflege sie denn nicht ihn? Er sei doch wohl der nächste dazu.

In seinem Eifer glich Herr Göbel einem zornigen, federlosen alten Papagei, der mit den Flügelstummeln schlägt und zwischen harten, stumpfen Hornkiefern sein Kreischen auswirft.

Marianne sah Firmkranz an, nicht ohne Humor, und es war, als einigten sie sich ohne Umstände auf diesen Vergleich. Sie empfand es dankbar, daß er zu ihrer Unterstützung gekommen war, Jugend zu Jugend, zu gemeinsamer Abwehr des selbstsüchtigen Alters.

„Na, lassen Sie nur, Herr Postrat," sagte Firmkranz, „wie oft haben Sie uns erzählt, wie dankbar Sie Ihrer Pflegerin waren, die Sie nach Gravelotte wieder gesund gekriegt hat. Haben Sie nicht gesagt, daß Sie nahe daran gewesen waren, die Schwester zu heiraten, und daß Sie es getan hätten, wenn Ihnen nicht schon Ihre Zukünftige im Kopf gelegen hätte? Sehen Sie — vielleicht kommt das einmal mit Fräulein Marianne wirklich so. Der Pflegerinnenkurs ist nur ein kleiner Umweg zum Traualtar."

Sein Blick suchte Beifall für den Scherz. Aber aus Mariannes herbem Gesicht war alles Harmlose gewichen, aller Humor und alles Einverständnis von vorhin.

Bei Herrn Göbel hatten Firmkranz' Worte besseren Erfolg. Er humpelte im Zimmer herum, krächzte einiges, aber gewann doch schon wieder etwas von der Würde des gedienten Soldaten; denn alles, was von näher oder ferner auf den Krieg hinspielte, führte Mark in den verfallenen Körper, belebte ihn durch eine ferne Erinnerung an militärische Straffheit und lenkte seinen Geist aus der Enge auf größere Dinge.

Firmkranz verstärkte indessen, ohne es zu ahnen, die Wirkung seines Einwandes: „Und denken Sie, Herr Postrat, wenn es heute wieder Krieg gibt, da brauchen wir nicht wieder Tausende von gütigen Frauenhänden? Ich bin dafür, auch den Frauen ein Dienstjahr aufzubrummen. Eine allgemeine Pflegepflicht der Frau wie die allgemeine Wehrpflicht für den Mann . . ."

Marianne sagte, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, darin müßte sie Herrn Firmkranz vollkommen recht geben. Sie sah ihn dabei nicht an, und er hatte ihr Gesicht in Seitenstellung vor sich. Es fiel ihm auf, wie sehr der Schnitt dieser Züge einem Bild glich, das er bei Matthias Supp gesehen hatte, und das, von einem früheren Italiener gemalt, eine florentinische Frau des vierzehnten Jahrhunderts vorstellte. Obzwar Firmkranz mit Nachdruck vorgab, nichts von bildender Kunst zu verstehen, hatte er doch den unaustilgbaren Sinn des Österreichers für die Form. So hob sich ihm jetzt das alte Bild ganz zwanglos aus der Erinnerung, als er die runde, gewölbte Stirn sah, die eine Vorstellung von Denken gab, diese Nase mit den zwei leichten Buckeln, die herabgezogenen Mundwinkel und dieses Haar, das weich und streng über die Ohren geschwungen war. Der lange, dünne Hals, der aus feinem Bogen in den Nacken ging, und die eckigen Augenbrauen verstärkten den Eindruck von Aufmerksamkeit und steter Wachsamkeit.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Prinzessin Marie Auguste von Anhalt, Tochter des Prinzen Eduard von Anhalt und der Prinzessin Luise, Prinzessin von Sachsen-Altenburg. (Kgl. Hofphot. Julius Müller, Dessau.)



Prinz Joachim von Preußen. Er bekleidet in der Armee den Rang eines Rittmeisters und wurde bekanntlich auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo er als Ordonnanzoffizier tätig war, verwundet. (Kgl. Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.)

Zur Verlobung des jüngsten Kaisersohnes am 13. Oktober.

Die Züchtung von Fettpilzen, eine neue Kriegsaufgabe.

Von Professor Dr. P. Lindner, Berlin.

Seit Monaten steht die „Eiweißhefe" im Mittelpunkt des wissenschaftlichen und volkswirschaftlichen Interesses. Sie liefert uns in kürzester Zeit große Mengen Eiweiß aus Ammonsalzen und Zucker. Neben sie soll nunmehr auch die „Fetthefe" treten und dem Fettmangel nach Möglichkeit abhelfen. Während die erstere bereits im Anfang der industriellen Verwertung steht, sind für die letztere soeben erst die wissenschaftlichen Grundlagen ausgearbeitet worden, auf denen eine Züchtung im großen angestrebt werden kann. Beide Aufgaben sind vom Institut für Gärungsgewerbe in Berlin energisch in Angriff genommen worden auf besondere Anregung seines wissenschaftlichen Leiters, Geheimrats Professor Delbrück.

Als an den Verfasser dieser Zeilen in diesem Frühjahr die Aufforderung, nach einer „Fetthefe" zu suchen, erging, konnte er bereits auf die Existenz einer Art hinweisen, die er seit dem Jahre 1901 als Torula pulcherrima in seiner Kulturensammlung führt, und der er diesen Namen gegeben hat wegen des geradezu prächtigen Aussehens ihrer mit Fett-, bzw. Ölkugeln erfüllten Zellen. Bei neuerlichen Züchtungsversuchen stellte sich aber eine gewisse Müdigkeit in der Fettbildung heraus, die auf die etwa 15 Jahre lang fortgesetzte Ernährung unter stets gleichbleibenden Bedingungen — auf Würzeagar und im Kälteschrank — zurückzuführen sein dürfte. Die Art war auf matschigen Pflaumen und Weinbeeren sowie im Madengange eines Apfels wiederholt beobachtet worden, also an Stellen, an denen süße Fruchtsäfte auftraten. Aus der Lebensgeschichte dieser Hefe ist der Umstand bemerkenswert, daß die Bildung der großen fetthaltigen Zellen erst vor sich geht, wenn die Nahrung bereits ziemlich aufgebraucht und die Vermehrung zum Stillstand gekommen ist. Während der Vermehrung beobachtet man immer nur Zellen, die etwa $^1/_2$ bis $^1/_3$ der Größe der reifen Zellen haben und von Fett nichts erkennen lassen. Da auf den natürlichen Standorten, also matschigen Weinbeeren und dergleichen, in dem austretenden Saft immer neue Nahrung zufließt, begegnet man hier eigentlich immer nur der kleinzelligen, fettfreien, unscheinbaren Generation der Torula. Bringt man etwas Beerensaft mit dieser Hefe zwischen Deckglas und Objektträger und hindert durch einen Vaselinrand den Zutritt der Luft, dann beobachten wir zwar auch einen baldigen Stillstand der Vermehrung, aber eine Fettbildung bleibt aus. Zur Fettbildung ist also reichlicher Sauerstoffzutritt Hauptererfordernis.



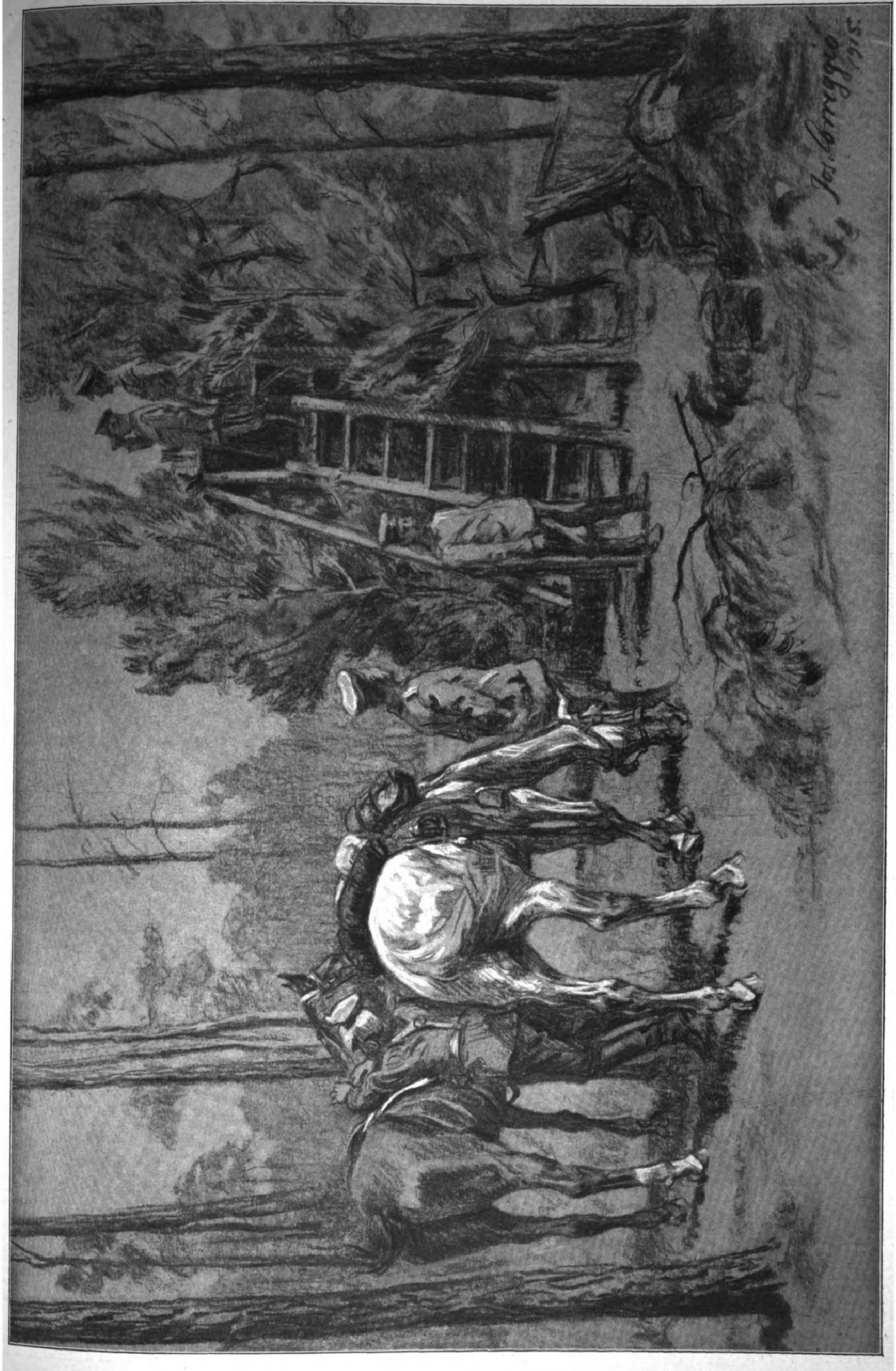
Prinz Eitel Friedrich von Preußen beim Verhör eines russischen Gefangenen. Rechts: Ein österreichisch-ungarischer Offizier als Dolmetscher. (Hofphot. G. Berger.)

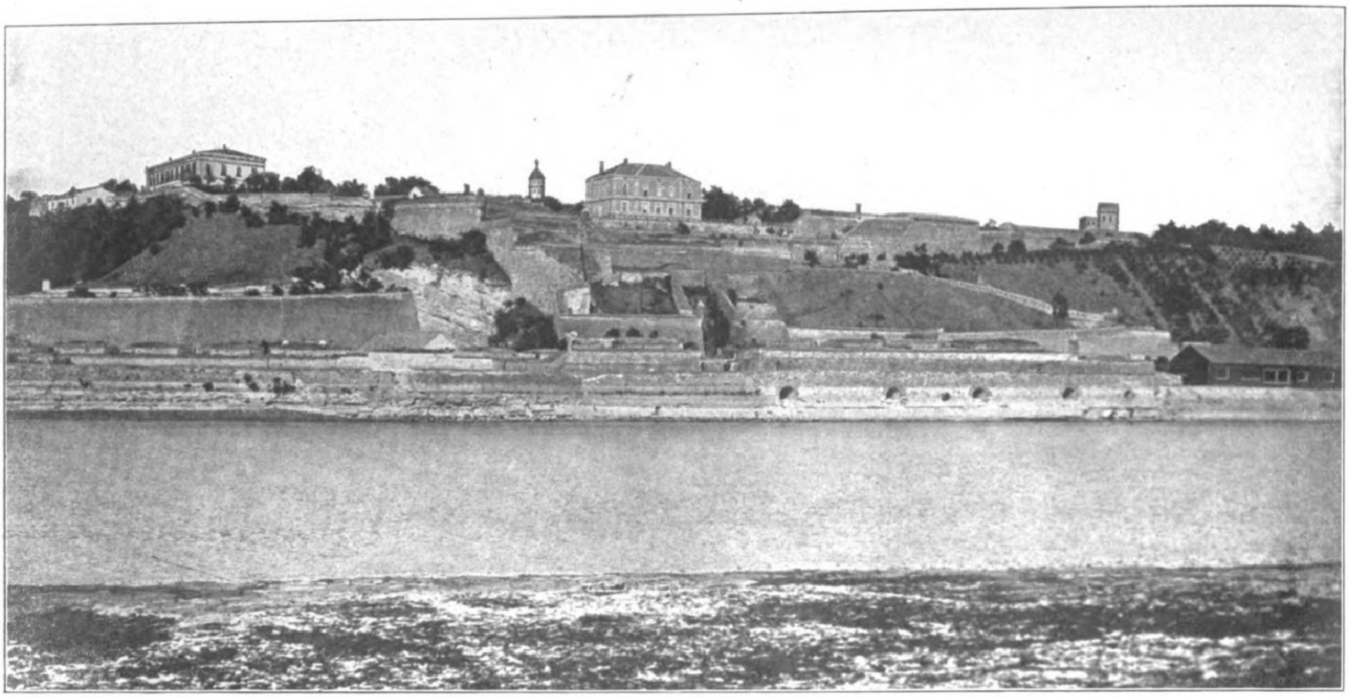
Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Wenn wir eine geringe Zellenzahl des Pilzes in kleinen Tröpfchen einer Nährlösung, die mittels einer Zeichenfeder auf ein Deckgläschen aufgetragen und vor Eintrocknung bewahrt werden, zur Aussaat bringen, dann sind die Bedingungen für die Bildung fetthaltiger Zellen erfüllt.

Statt die Nährlösung in Tröpfchenform — in sogenannter Tröpfchenkultur — auf das Deckgläschen aufzutragen, kann man sie auch in ganz dünner Schicht auf demselben ausbreiten. In der dünnen Lamelle, die an dem Deckglas, das vorher besonders entfettet war, festhaftet — sogenannte Adhäsionskultur — bilden sich kreisförmige Kolonien, die sehr bald an Nahrung, aber nicht an Luft Mangel haben. Auch in ihnen kommen sehr bald prächtige Fettzellen auf. Ähnliches gilt für Kulturen des Pilzes auf festen Nährböden, z. B. Würzeagar, bei denen durch Beimpfung der ganzen Oberfläche eine schnelle Erschöpfung des Nährbodens herbeigeführt wird, ohne daß Luft mangelt. So lehrreich auch diese Erfahrungen mit der Torula pulcherrima waren, so entmutigend war doch ihre geringe Vermehrungskraft, und daher wurde nach anderen Fettpilzen Ausschau gehalten.

Bringt man unsere gewerblich wichtigen Hefen, die Brauerei- oder Brennereihefen, unter gleiche Bedingungen, dann bilden sie auch etwas Fett, aber die Menge ist zu gering und die Zeitdauer zu lang. Sie sind eben keine „Fetthefen"; auch gehen sie zu verschwenderisch mit dem dargebotenen Zucker um, indem sie ihn zum größten Teil in





Zur Eroberung der serbischen Stadt und Festung Belgrad durch die Truppen der verbündeten Mittelmächte am 8. und 9. Oktober 1915: Blick auf die Befestigungsanlagen von Belgrad.

Alkohol und Kohlensäure zerlegen. Ein nicht gärender, schnell wachsender und viel Fett liefernder Pilz wäre da schon vorzuziehen.

Der Zufall wollte es, daß gerade Anfang April dieses Jahres, als die Fettfrage dringend wurde, dem Verfasser von einem seiner früheren Schüler, dem Diplom-Brauerei-Ingenieur Schrettenseger, von der Ostfront ein Stückchen Papier mit der angetrockneten Vegetation des sogenannten Milchflusses von einem Birkenstumpf zugesandt wurde. Den Vegetationen von Baumflüssen hatte der Verfasser seit Jahren schon ein besonderes Interesse entgegengebracht, weil in ihnen die Stammformen der Hefenpilze, die Endomyces-Arten, besonders vertreten sind. Zumeist waren jedoch gärende Baumflüsse von Eichen, Ahorn, den sogenannten „bierbrauenden Bäumen“, die den stattlichen Endomyces Magnusii enthielten, zur Untersuchung gekommen. In dem Milchfluß der Birke kommt dagegen der Endomyces vernalis vor.

Die eingesandte Probe ließ bei der mikroskopischen Untersuchung fast nur hefenähnliche Zellen erkennen, die aber nicht einheitlicher Art zu sein schienen. Mit Fett waren sie nicht auffällig versehen, so daß der Verfasser durch dieses mikroskopische Bild allein niemals auf den Gedanken gekommen wäre, einen wertvollen Fettpilz entdeckt zu haben. Auch Hofrat Professor Dr. Ludwig-Greiz, der die Erscheinung des Milchflusses der Waldbäume schon 1881 beschrieben und dem Hauptbestandteil der betreffenden Vegetation, dem Endomyces vernalis, den Namen gegeben hat, erwähnt nichts von einer auffallenden Fettbildung. Im Frühjahr, wenn die frischen Baumstümpfe den Saft treiben, ist es noch zu kalt für eine üppige Fettbildung in den Zellen, und dann wartet auch die aus dem Winterschlaf erwachte Insektenwelt nicht erst diesen Zeitpunkt ab, sondern stürzt sich heißhungrig auf die jungen, noch fettfreien Zellen, die in dem Baumsaft eben entstanden. Die weißen oder bei Gegenwart noch anderer Organismen schmutzigweiß, rötlich und bräunlich sich verfärbenden Pilzmassen, die wie eine Kappe den Stumpf überziehen, verschwinden mit dem Aufhören des Saftströmens auffallend schnell, und statt ihrer findet man die Insektenlarven oder gar noch die eben abgelegten Eier.

Die kräftige Fettbildung des Endomyces stellte sich erst bei wiederholter Betrachtung der mit sterilisierter Bierwürze hergestellten Tröpfchenkultur jener Mischvegetation als Tatsache heraus. Nach etwa 3 Tagen haben die Pilze die kleinen Würzetröpfchen völlig mit ihrer Nachkommenschaft erfüllt und deren Nährstoffe zu Zellenmasse verarbeitet.

Das Fett bildet mehr oder weniger kleine, stark lichtbrechende Tröpfchen in dem Plasma. Das Zusammenfließen dieser kleinen Tröpfchen zu einer größeren Kugel kann man in sehr einfacher Weise dadurch erzielen, daß man das Deckgläschen einige Augenblicke von dem hohlen Objektträger abhebt und es nach dem Eintrocknen der Tröpfchen anhaucht. Das mikroskopische Bild ist jetzt gänzlich verändert: jede Zelle erscheint scharf umsäumt von einer Zellhaut, der ein völlig körnchenfreies Plasma in schmaler Schicht anliegt, und in dieser, wie eine Perle, lagert das große Öltröpfchen.



K. u. k. General der Infanterie Hermann v. Köveß, der Eroberer Belgrads.

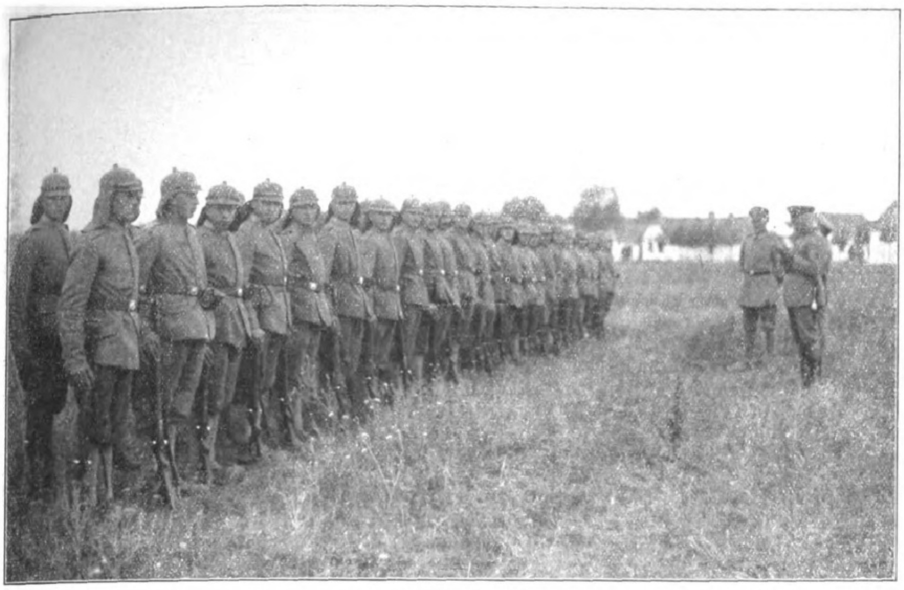
Nach einer Zeichnung von Professor Arnold Busch. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.

Die Trennung des Endomyces von den Begleitorganismen war noch notwendig, um zur Reinkultur dieses Pilzes zu gelangen und die ersten einleitenden Züchtungsversuche zu machen sowie sein Gärvermögen festzustellen. Bierwürze wird durch ihn nicht vergoren, sondern nur assimiliert bis auf die durch die Atmung entstehenden Verluste. Keine der bekannten Zuckerarten wird durch ihn vergoren. Diese Tatsache ist ökonomisch wichtig. Die verbrauchten Lösungen haben einen etwas milchigen, die darauf entstandene Pilzdecke einen an Sahne erinnernden Geschmack. Zwischen den Fingern zerrieben, fühlt sich die Masse der letzteren fettig an.

Wichtig ist noch die Feststellung, daß der Pilz in rein mineralischer Nährlösung mit irgendeinem Zucker oder Melasse gut gedeiht, und daß er bei Temperaturen von etwa 40 Grad sein Plasma selbst verdaut und dabei Abbauprodukte liefert, die der neuen Zucht wieder als Stickstoffmaterial dargeboten werden können. Dieser Umstand gestattet ein sparsames Arbeiten mit dem Stickstoff. Der verbrauchte Zucker dagegen muß immer wieder ersetzt werden, denn er ist zu Fett umgewandelt und mit der Pilzernte entfernt worden.

Das Laboratorium, in dem die ersten Versuche gemacht wurden, glich anfänglich einer Glaserwerkstatt, in der Fenster ausgebessert werden sollen, denn die großen Fenster des Instituts mußten als flache Bottiche herhalten. Später wurden sie ersetzt durch lange Wachstücher, die an den Rändern und in den Ecken hochgekrempelt waren. Schließlich sah es aus wie in einer Kuchenbäckerei, als alle verfügbaren Tische mit einer Art Kuchenbleche belegt wurden.

Nach etwa drei Tagen ist die dünne Schicht der Nährlösung mit einem dicken Vlies bedeckt, das bei der



Vom Balkankriegsschauplatz: Appell einer deutschen Maschinengewehrabteilung.

Berührung mit dem Finger nicht haftet, weil es zu fettig ist. Hat man ein weitmaschiges Mulltuch von vornherein in das Blech getaucht, dann kann man mit einemmal die ganze Ernte abheben. Die Ernten sind schon bei der primitiven Arbeitsweise, die zunächst eingeschlagen werden mußte, derartig, daß eine industrielle Verwertung durchaus angezeigt ist. Die zum Trocknen gebrachten Pilzernten stellen einen gelblichen Ölkuchen dar, der etwa 18 Prozent Fett, 31 Prozent Rohprotein und 43 Prozent Kohlehydrate enthält. An Pflanzenbutter hat man sich schon gewöhnt; die Pflanzensahne wird sich auch noch einbürgern oder das aus der Pilzmasse gewonnene Öl, das frischem Olivenöl durchaus ähnlich ist und auch eine gute Kernseife liefert. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Milchflußpilz noch einige andere Konkurrenten erhalten hat, die noch größere Fettausbeute versprechen, doch kann über diese jetzt noch nichts Näheres mitgeteilt werden.

Der Krieg in den Bergen.

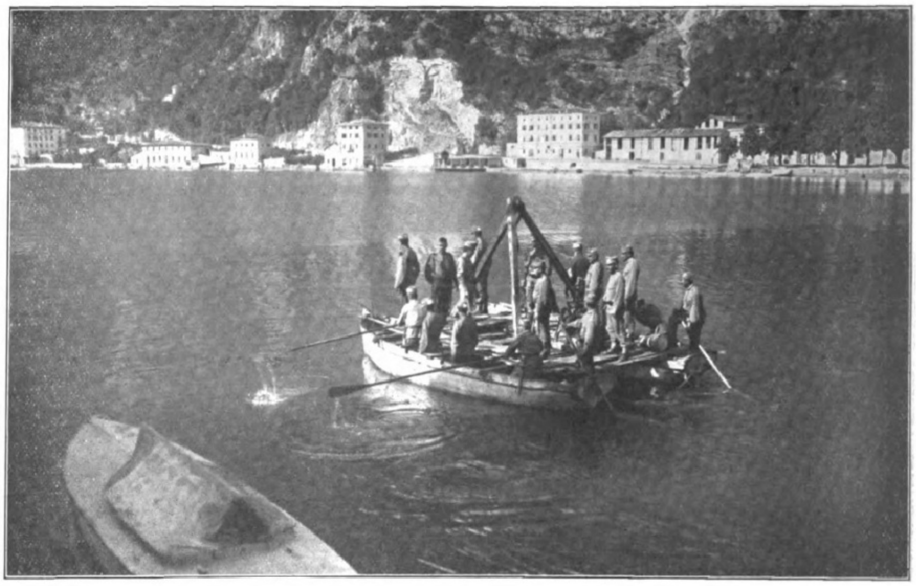
Von Vizefeldwebel August Hinrichs, z. Z. im Felde.

Ruhig und heiter sonnen sich die Bergrücken im warmen Licht. An hellgrünen Hängen kleben hoch oben einzelne Häuschen, Kiefern und Pappeln stehen dunkel, wie von Kinderhand ausgeschnitten, vor lichten Wiesen. Mitten vorm Tal sperrt eine waldige Kuppe den Blick, fast drohend legt sich der düstere Mantel schwarzer Waldschatten um ihre Höhe, nur hoch oben auf dem Gipfel blinkt eine schmale Wiese zu den weißen Wolken auf. Da, wo das Tal sich zweigt, um mit beiden Armen licht den dunkeln Riesen zu umfassen, schiebt sich links ein grüner Hügel vor, von einem runden Tempel gekrönt, dessen Dach und Säulen sich freundlich am blauen Himmel malen. Von hier aus könnte man ringsum der Berge vielgeformte Massen bewundern, die weiße Landschaft in die schmalen Täler sich hochwinden sehen und den Sturz des blanken Flüßchens verfolgen.

Aber Tal und Berg sind leer, und der niedliche Tempel steht einsam. Kein Rauch steigt aus den Häusern des Dorfes unten; eine einsame Katze huscht scheu über die Straße, sonst ist alles leer und still — es ist Krieg.

Plötzlich ein Donnerschlag — von weither schlägt eine Riesenfaust ins Tal, ein rollendes Echo schüttert die Luft, Rauch und Staub wirbeln auf, Stein und Eisen prasseln nieder — dann ist's wieder still. Nur die Vögel singen weiter — sie haben sich längst an diese neue Stimme der Natur gewöhnt, die schreckt sie nicht mehr. Aber die Menschen lauschen auf — die Menschen, die irgendwo versteckt liegen, hinter Felsstücken verkrochen, im Wald verborgen, in der Erde vergraben, irgendwo auf den Höhen oder im Tal. Sie lauschen, wann kommt der nächste Schlag — in dieser Minute — in der nächsten, in einer Stunde — und zu wem kommt er, zu mir — zu meinen Nachbarn — oder zum Feinde?

Monatelang lag man sich hier schon gegenüber, und die flüchtig hergestellten Verstecke wurden im Laufe der Zeit ausgebaut. Tiefe, schmale Gräben führen die ganze Linie entlang, unterirdische Wohnräume wurden in den Berg getrieben, Felslöcher ins harte Gestein gesprengt. Und vor den Linien, meist im Grase verborgen, ein breites Gewirr niedrig gezogener Stacheldrähte, das von Maschinengewehren bestrichen werden kann und jede Annäherung unmöglich macht. Stahlschilde, Sandsäcke, Drahtgewirr hüben wie drüben.



Minenleger auf dem Gardasee. (Phot. Az Est.)

An hellen Tagen kreisen Riesenvögel oben im Blau, scharfe Augen suchen die versteckten Hindernisse zu erspähen, und Granate auf Granate bohrt sich in den Berg, um das Erspähte mit furchtbarer Gewalt zu vernichten. Wo der Berg kahl ist, reißen sie Loch neben Loch in die Wiesendecke, und wo sie den Wald treffen, werden die Bäume gestürzt, geknickt und zersplittert. Zerschlagene Äste, welke Stümpfe, zerrissene und zerhackte Stämme, hochgetürmte Steinmassen und ins Leere greifende Wurzeln — der Wald ist tot. Aber die Linie im toten Walde lebt weiter; was der Tag zerstört, baut die Nacht wieder auf.

Nacht ist hier Tag. Aus den Gräben schieben sich die Schleichposten vor, um den Feind zu beobachten, neue Anlagen zu untersuchen, schwache Stellen aufzuspüren und, vor allem, ein unbemerktes Heranschleichen zu vereiteln.

Mitunter flammt eine Helle auf. Ein jähes, kaltes, unbarmherzig scharfes, weißes Licht, blitzartig erflammend und verlöschend. Das ist die deutsche Rakete, grausam und plötzlich zerreißt sie die Nacht, sie hat etwas Herrisches an sich; unheimlich hart zeichnet sich alles in ihrer blendenden Helle. Oder ein Funkenstreifen schießt hoch, der oben zu einem rotgelben Lichtschein zerplatzt. Der taumelt wie ein trunkener Mond über den Bergen, wiegt sich eine Weile im Nachtwind und läßt sich endlich langsam und müde sinken. Das ist das feindliche Licht, dessen Körper von einem Seidenschirm getragen wird. Wenn es aufflammt, drückt sich unten die Schattenreihe eng an den Straßenrand. Was von seinem Schein beleuchtet wird, steht unbeweglich und grau wie die Steine und Bäume. Auch der Schleichposten vorn liegt als grauer Fleck im Gelände; wer will ihn unterscheiden von Stein oder Strauch, deren mannigfachen Schattengebilden er völlig gleicht?



Im vordersten Schützengraben am Isonzo. (Phot. Frankl.)

Der Krieg mit Italien.



Ein kriegsgefangener Italiener.

Wie tief die Nacht im Tal ist! Da leuchtet kein freundlicher Schimmer, vom hellen Stübchen traulich grüßend, ins Dunkel; sorgfältig verbirgt sich das geschäftige Leben auf der Talstraße. Wenn der Morgen dämmert, muß alles wieder leer und tot sein.

Lange, lange Zeit liegen sich die Linien hier schon gegenüber, furchtbar befestigt, und wer gegen den Feind anrennen wollte, rennt gegen den Tod. Mindestens drei- bis viermal so stark müßte er sein wie der Gegner, sonst wäre die Mühe umsonst, würde der Angriff im Blut ersticken.

Wir können warten. Wenn wir den Feind nur aufhalten, können unsere Brüder drüben in der weiten Ebene ungestört kämpfen und siegen, und ihr Sieg ist unser Sieg. Wir können warten.

Aber der Feind darf nicht seine Freunde verbluten lassen; er wird ihnen helfen wollen, Luft schaffen wollen, er muß angreifen, um unsere Linie zu durchbrechen.

Und er greift an!

Flieger hatten es gemeldet, daß sich lange Kolonnen Verstärkungen nahten, daß hinter der feindlichen Linie etwas vorgehe. Gerade jetzt, wo drüben unsere Brüder ihren Siegeszug fortsetzen, wo alles davon abhängt, daß sie ungestört weitermarschieren dürfen mit ihrer ganzen Kraft! Sollen sie jetzt ihren Gegner fahren lassen, um uns beispringen zu müssen? Wir werden es halten.

Der Angriff beginnt.

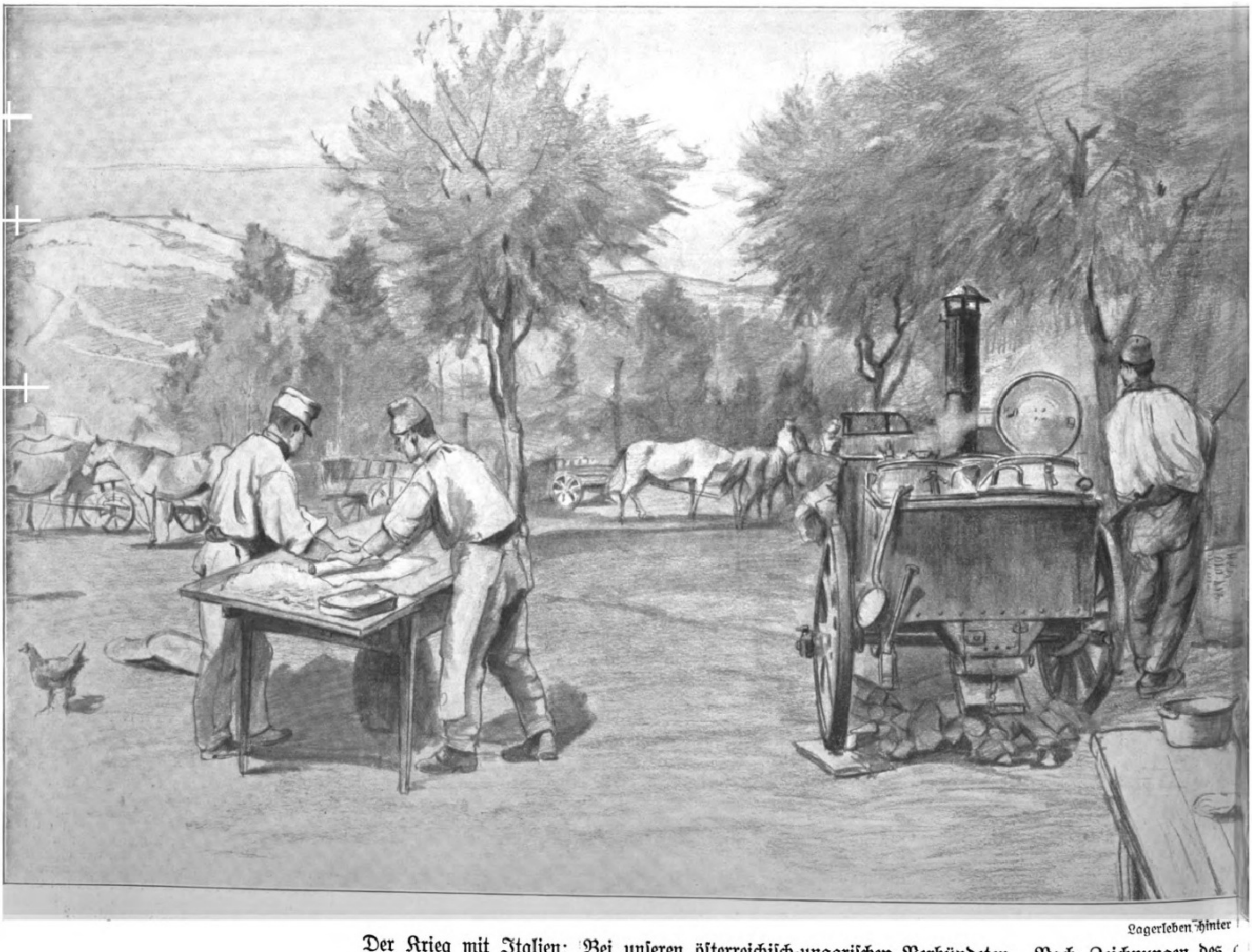
Da, wo unsere Linie auf halber Höhe am Berg entlang läuft, setzt er ein. Der Feind hat alles sorgfältig vorbereitet, Riesengeschütze, Schnellfeuerkanonen, schwere Minenwerfer stehen bereit. Und plötzlich, am frühen Morgen bricht die Hölle los. Ein Riese ist aufgesprungen und schlägt mit eherner Keule auf den Berg los, donnernd und dröhnend, Schlag auf Schlag. Und wo sein Eisen niedersaust, sprüht eine Flamme, wirbeln Stein und Eisen, birst und kracht die Erde, schießen Rauch- und Staubwolken hoch. Der Berg zittert und stöhnt, scheint zu wanken und zu stürzen. Dichter und wilder sausen die wütenden Schläge, eine undurchdringliche schwarzgraue, wirbelnde Rauchwolke legt sich wie ein schwerer Kranz über seine schrecklichen Wunden; das Donnern, Prasseln, Bersten, Krachen rollt wie ein einziges ungeheures Brüllen durchs Gebirge.

Stundenlang, ununterbrochen, heult und zischt und dröhnt die Hölle. Keuchend unter der furchtbaren Erschütterung liegt der Berg; mit angehaltenem Atem lauscht die Natur dem Wüten der entsetzlichen Gewalten, gegen die ihr ein im Gewittersturm niederzuckender Blitz wie ein mitleidiges Spiel erscheint.

Stundenlang, ununterbrochen. Strahlend spielt die Sonne auf den dicken Rauchwolken, die sich träge über Schweiß und Blut hinwälzen. In der Mittagshöhe steht sie, und unermüdlich, unerbittlich, unbarmherzig prasseln noch immer die Granaten nieder.



Kriegsgefangene Italie



Lagerleben hinter

Der Krieg mit Italien: Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten. Nach Zeichnungen des

Ist es möglich, daß noch ein lebendes Wesen atmet in diesem Strich des Todes? In den festen, gedeckten Unterständen liegen die Verteidiger. Dicke Baumstämme, Eisenschienen, Wellblech und meterhohe Lagen Stein und Erde bilden ein festes Dach, kein Feldgeschütz vermag es zu durchschlagen. Aber heut schlägt der Riese mit gewaltigeren Waffen. Schwere Festungsgeschütze schicken aus sicherer Weite ihre ungeheuren Geschosse; den Abschuß vermag man nicht zu hören, aber mit gurgelndem Zischen fliegt es heran, bohrt sich mit unwiderstehlicher Wut durch die Erd- und Steinmassen, ein brüllender Donnerschlag, und die berstende Hölle schleudert Baumstämme und Felsmassen in die Höhe, surrende Eisenfetzen zerreißen, was sie treffen, polternd stürzt das schwere Gefüge zusammen und begräbt, was unter ihm Schutz suchte.

Stundenlang, ununterbrochen. Es gibt keinen Schutz vor diesem Teufel, keine Flucht vor dem Tode. Nur aushalten und warten, bis auch in deine Deckung der Tod springt! Rechts und links ist er hineingesprungen, jetzt kommt er zu dir — nein, wieder nicht — aber jetzt — oder jetzt — oder jetzt. — Die Nerven zucken, die Lippen sind trocken, die Augen starren geradeaus, und man wartet — wartet — wartet auf dies entsetzliche: Jetzt!

Stundenlang — ununterbrochen —

Plötzlich ist Stille. Totenstille.

Es dauert eine Weile, bis man begreift, daß in Wahrheit Stille ist, daß dies Bersten, Krachen, Platzen nicht mehr die Luft zerreißt.

Stille!

Und dann begreift man: jetzt kommt es! Jetzt an die Schießscharten, was noch lebt, um die Trümmer zu verteidigen — der Sturm beginnt.

Drei-, vierhundert Meter über uns, aus der Waldecke, springen schwarze Gestalten auf und stürmen bergab.

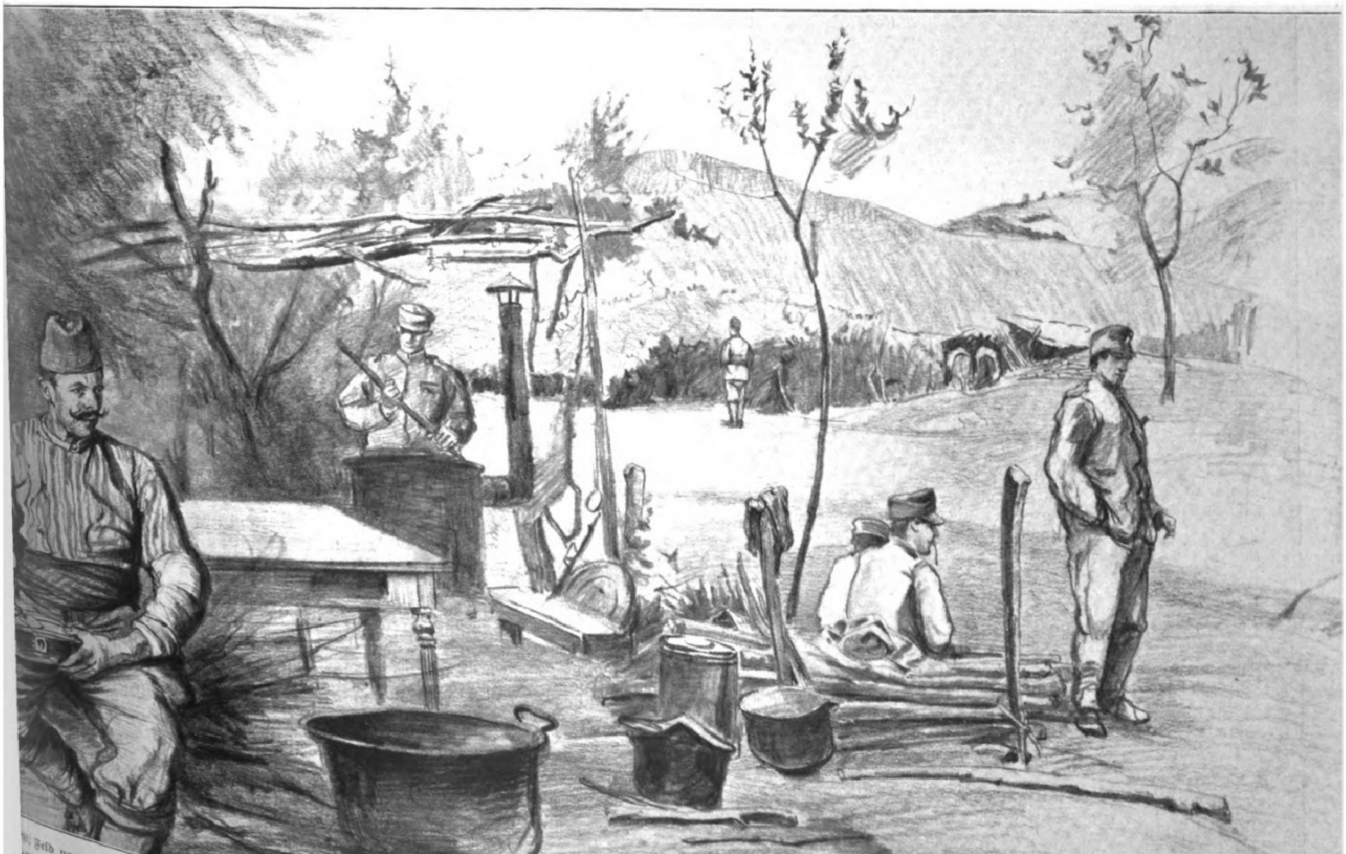
Ah — die Waldecke, dieselbe, in die unsere eigene Artillerie heute ihre schweren Granaten schickte! — Die wackere, sie wußte, warum! Plötzlich platzen Granaten über den Stürmenden; sie stürzen, einzelne taumeln, wenden sich, klettern zurück, Gewehrschüsse knattern, nur wenige erreichen wieder den schützenden Wald. — Hurra, der Angriff ist abgeschlagen! Ein paar Minuten steht man, noch wie betäubt — da brechen von neuem schwarze Gestalten aus der Waldecke vor — nicht einzelne mehr, dichte Schwärme, immer mehr, und links aus den braunen Strichen, überall wimmelt es wie ein Heer von Ameisen — sie kommen! Jetzt schießen, schießen! Und plötzlich ist die Luft wieder voll Heulen, Pfauchen, gurgelndem Zischen, über und zwischen der wimmelnden, kribbelnden, abwärts hastenden Masse kracht und birst und splittert es, Staub und Rauch, auseinanderspritzende Stein- und Erdmassen. — Wie sie stürzen! — Ganze Körper werden in die Luft geschleudert, einzelne Reihen blitzartig zu Boden geschmettert, andere taumeln nach rechts und links. — Immer noch strömt es aus der Waldecke, kriecht es aus den Gräben, immer neue Scharen; unerschöpflich fließt der schwarze Strom bergab. —



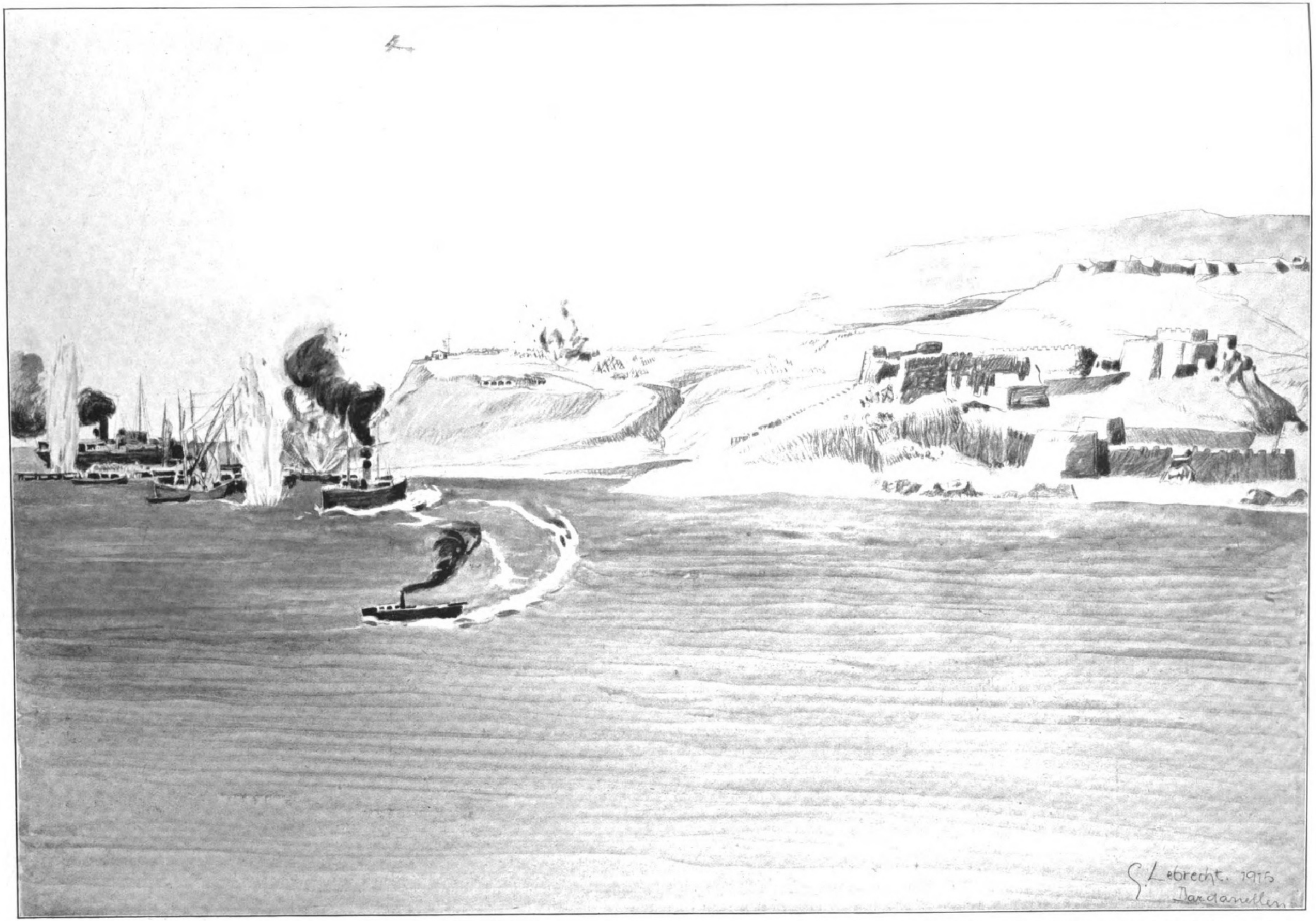
…ungslager zu Laibach.



Ein bosniakischer Wachtposten am Isonzo.



…; Feld von Doberdò.
…ischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Adolf G. Döring.



Die Türkei im Weltkrieg: Beschießung englischer Transportschiffe und Lager bei Seddul-Bahr am europäischen Ufer der Dardanellen durch türkische, an der anatolischen Küste aufgestellte Batterien.

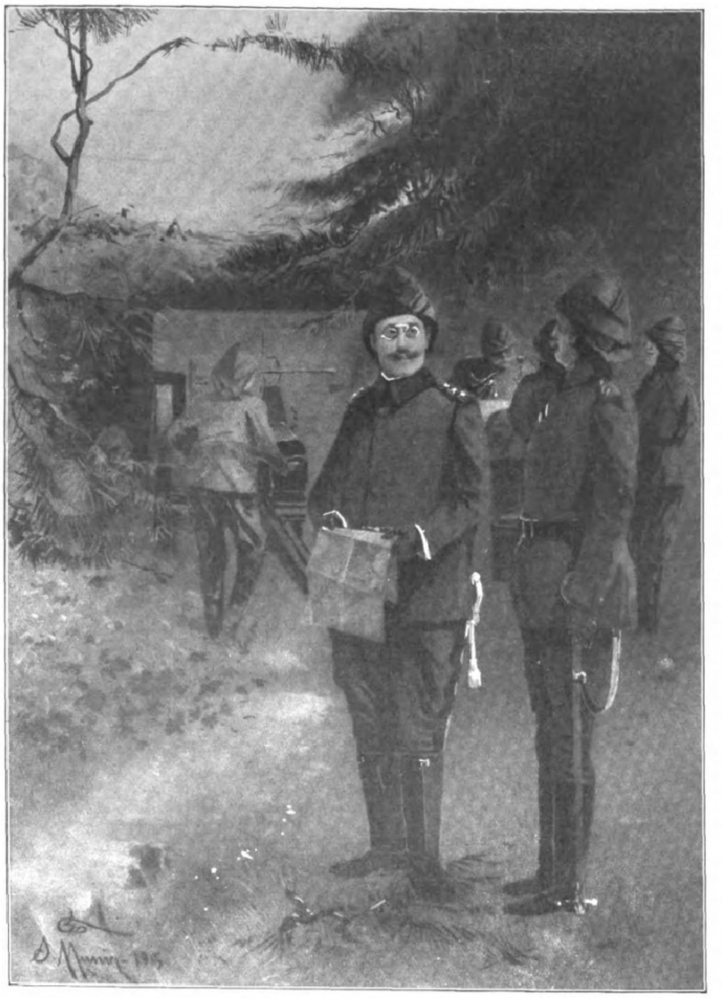
Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

Die Schießscharten beengen den Blick, man springt auf die Deckungen. „Ruhig — ruhig,“ sagt jemand, „immer rankommen lassen!“ Man schießt langsamer, sicherer, da hört man durch den Lärm auch das Maschinengewehr tackern wie einen unermüdlichen, rasenden kleinen Hammer — er hämmert — und hämmert — und hämmert. — Und hämmert die keuchenden, abwärts hastenden Ameisen zu Boden. Sie stocken, stehen einen Augenblick ratlos — und der Strom wendet sich zur Seite, dünner schon, verschwindet in einer Schlucht, scheint sich dort zu stauen und fließt nun jenseits wieder bergab, links von uns.

„Jetzt haltet ihr ihn auf, Kameraden!“

Und man lauscht nach links — jetzt muß dort der kleine Hammer einsetzen. — Noch immer nicht? Er schweigt, einzelne Schüsse fallen, aber das Hämmern, das Hämmern schweigt noch immer. Doch das tödliche Bersten und Krachen in der Luft ist dem Strom gefolgt, reißt ihn auseinander, immer dünner wird er, die Flut versickert am Boden, nur einzelne Rinnsale erreichen die Linie. Wenn jetzt nur das Maschinengewehr — aber das liegt zerschmettert in der zerschossenen Deckung, der Graben liegt verschüttet, der schützende Drahtverhau ist von Granaten zerrissen, der Weg ist offen. Nur wenige der Verteidiger vermögen sich zu erheben, um die Anstürmenden abzuwehren, und hier und da, an einzelnen Stellen, dringen die erschöpften Reste des großen Stroms in die zerstörte Linie.

Wenn sie jetzt noch Kraft hätten, zahlreich genug wären, nicht selbst zu Tode abgehetzt, zermürbt, erschüttert, gebrochen wären — wenn sie jetzt noch durchstoßen könnten, rechts und links die zerrissene Linie aufrollen könnten, vielleicht würde es ein Erfolg. So aber ist ihre Kraft zu Ende, von rechts und links werden sie bedrängt, Handgranaten treiben sie zurück, und wenn sie mit dem Mut der Verzweiflung das Gewonnene festhalten, bis ihre Kameraden sich einen Weg zu ihnen gebahnt, den neuen Platz im Schutz der Nacht befestigt und verstärkt haben — morgen früh ist unter ihnen eine neue Linie entstanden, starren ihnen neue Schießscharten entgegen, zieht sich ein neuer Drahtverhau davor entlang, stehen ihnen neue Kämpfer gegenüber.



Der türkische Thronfolger Prinz Jussuf Izzeddin-Effendi an den Dardanellen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem türkischen Maler Salih Munir Bey.

Durch! Durch! Das war ihre Aufgabe und ihre Hoffnung. Dafür wurde die Flut herangezogen, dafür wälzte sie sich durch die Hölle des Todes dem Feind entgegen, dafür ist der grüne Hang besät mit unzähligen schwarzen Punkten, deren jeder ein toter Mensch, eine begrabene Hoffnung, ein Stück Zukunft seines Vaterlandes war. Die da liegen, waren die Besten, die sie hatten, ihre stolzeste Truppe — Alpenjäger.

Sie setzten alles ein, um viel zu erreichen. Jetzt verloren sie viel, unendlich viel, und ernteten für ein Meer von Blut achtzig oder hundert Meter eine Linie, die sich wie ein geschmeidiges Band sofort wieder vor ihnen schließt.

Werden sie einen neuen Sturm wagen, vielleicht im Schutze der Nacht? Unaufhörlich erhellen die grellen Lichtblitze die Finsternis; wie hinter einem jäh zerrissenen Vorhang tauchen die Berge plötzlich auf und stehen blendend hell vor dem dunkeln Himmel, sekundenlang, bis das schwarze Tuch der Nacht sie wieder deckt. Dann flammen drüben die gelben Monde auf, hier und da, ziehen einen roten Feuerstreifen hoch und schwimmen wie friedliche Segler über der Kuppe, bis ein Baum sie fängt und langsam verglühen läßt. Leuchtkugeln zischen zu den Wolken auf, zerplatzen und lassen weiße, rote oder grüne Lichter fallen. Ein Märchen ist es, eine Wundernacht, wie Berg und Tal auftauchen und versinken, gelbe Monde über den Höhen schaukeln und farbige Sterne vom Himmel regnen.

Aber unbeweglich liegen die schwarzen Punkte noch am Hange; nichts Lebendes wagt sich mehr in den schrecklichen Todesbereich.

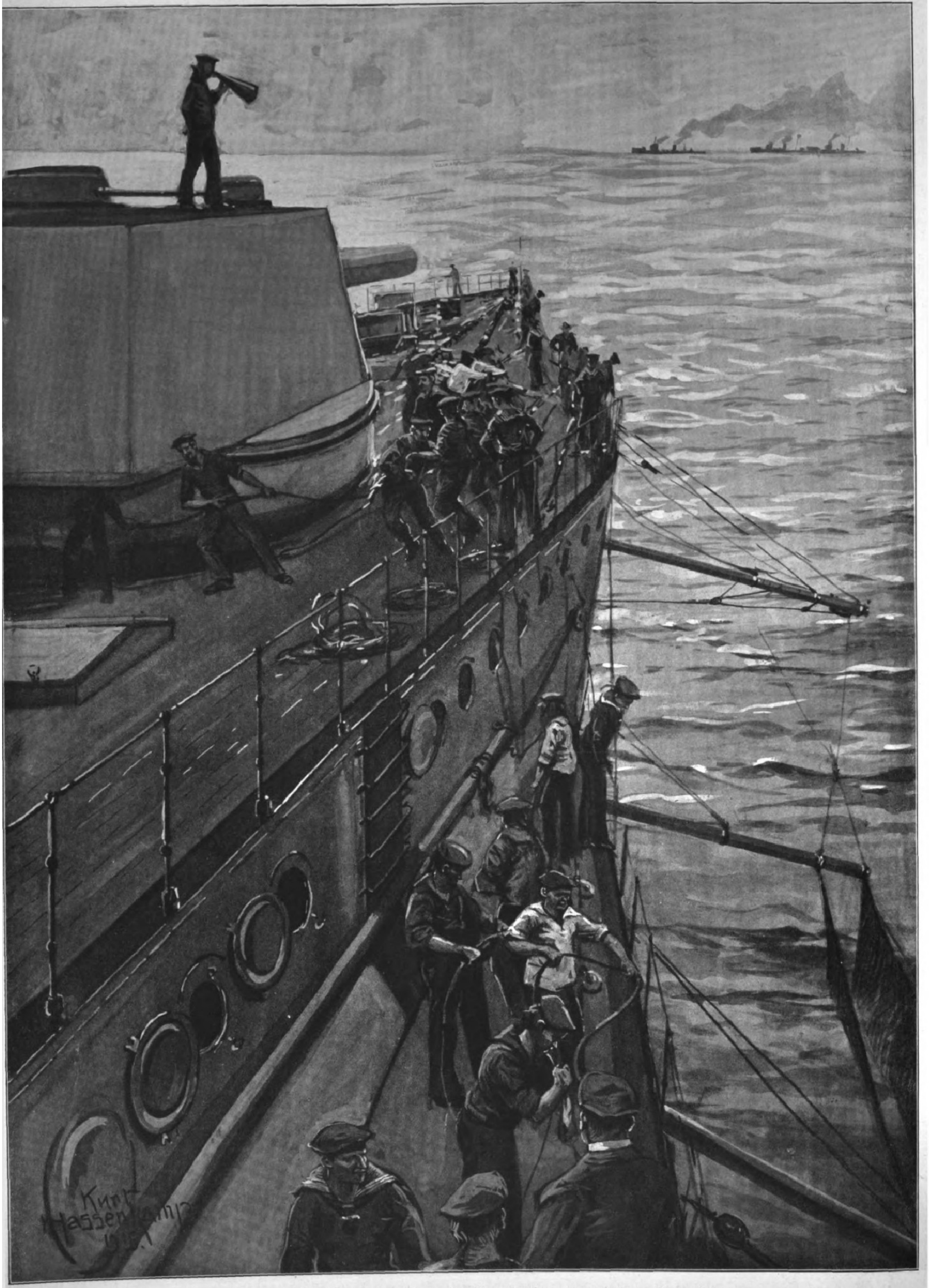
Plötzlich rollt es herüber von der Kuppe des Bergmassivs quer vorm Tal. Rund um die lichte Waldwiese auf dem Gipfel blitzt es auf, vielfach gebrochen rollt der Hall die Berge entlang. Ein Blitz nach dem andern zuckt drüben auf, wie ein Reigen tückischer Feuerteufel hüpft und tanzt es rings um den Wiesenrand, Blitz neben Blitz hängt wie huschender Irrlichterkranz über der Höhe. Und jedes Aufblitzen sprüht surrende, reißende Eisensetzen auf die Linie.

Plötzlich ist es wieder still. Jetzt kommt der Sturm — jetzt wird sich dort die Flut heranwälzen, um sich den Weg ins Tal zu erzwingen. Wird sie durchbrechen?



Deutsche Sanitäter bei unseren türkischen Bundesgenossen in Syrien. Nach der Skizze eines bei der Truppe tätigen Sanitäters für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Hermann Sourell.

Die Türkei im Weltkrieg.



Unsere Marine im Weltkrieg: Ausbringen der Torpedoschutznetze auf einem Panzerkreuzer.

Nach einer an Bord eines Panzerkreuzers angefertigten Skizze für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Kurt Hassenkamp.

Unablässig schießen die grell leuchtenden Raketen hoch, Gewehrgeknatter peitscht herüber und — hurra! — Maschinengewehrgetacker. Ein paar Minuten lang hämmert es, von allen Bergen lauscht man mit angehaltenem Atem — und plötzlich ist es wieder still. Einzelne Schüsse fallen noch — da wissen wir, die Linie blieb fest, auch hier brandete die wilde Flut vergebens gegen die Mauer.

Dämmernd steigt der Morgen auf. Wie still und friedlich liegt die Welt im Frühlicht, rot säumen sich die Wolken, und über uns im Baum jubelt ein Fink dem neuen Leben zu. War denn gestern, diese Nacht Krieg? Ach, das Leben leuchtet so wunderbar in der herrlichen Gottesfrühe, der bange Krampf löst sich, das Herz wird wieder frei — die Sonne kommt, und wir leben! Wir leben!

Weit zurück laden viele Wagen ihre traurige Last aus, und jeder, den sie hineintragen in das große Haus mit dem roten Kreuz, ist voll Schweiß und Blut. Aber die schwarzen Flecke oben bleiben liegen, niemand naht, ihnen zu helfen. Die Sonne geht über ihnen auf und unter, Wind und Regen wechseln, sie liegen still und wissen nichts mehr vom Kampf.

Sollte die Flut endgültig eingedämmt sein? Wird sie nicht von neuem versuchen, den Damm fortzuschwemmen, sollen alle ihre ungeheuren Opfer umsonst gewesen sein? Wo wird die nächste Welle heranbranden?

Den Hang herunter ward sie zerschellt, drüben am Berggipfel mußte sie zurückbranden, wohin wälzt sie sich jetzt? Ist der Riese drüben erlahmt?

Sein Blick fällt auf das schweigende Dorf an der Talstraße, und so leer es am Tage liegt, ahnt er dort einen kräfteausströmenden Rückhalt der zähen Linie. Und noch einmal richtet er sich auf zu furchtbaren Schlägen. Das Tal brüllt auf, die Berge erzittern, wie ein Hieb nach dem andern niederwuchtet in die verlassenen Wohnstätten. Prasselnd und krachend stürzen die Wände, Kalk und Staub wirbeln auf, und dazwischen lecken gierig rote Flammenzungen. Wie in einem ungeheuren Mörser wird das Dorf zerstampft, ein Haus nach dem andern stürzt zerschmettert zusammen, überall schießen Flammen auf, und eine dicke Rauchwolke wälzt sich träge darüber hin.

Die Abendschatten hangen an den Bergen, und immer noch stampfen und wuchten die schrecklichen Stöße hernieder. Die Nebel mischen sich mit der Rauchwolke zu einer dicken, grauen Decke, unter der eine glühende Hölle brodelt und zischt. Und jede neue Granate reißt ein Loch in die Wolke, sprühend zischt eine Feuergarbe hindurch — ein Riesenkessel brodelnden Höllenfeuers, von eisernen Besen gepeitscht. Bis alles zerstampft, zertrümmert, vernichtet ist.

Und kaum sind die letzten Schläge verhallt, da bricht die Flut noch einmal vor. Vom obern Tal wälzt sie sich auf der Straße heran, vorn einzelne Spritzer, die in die rauchgefüllten Dorfstraßen dringen, dahinter die große Welle in geschlossenen Trupps.

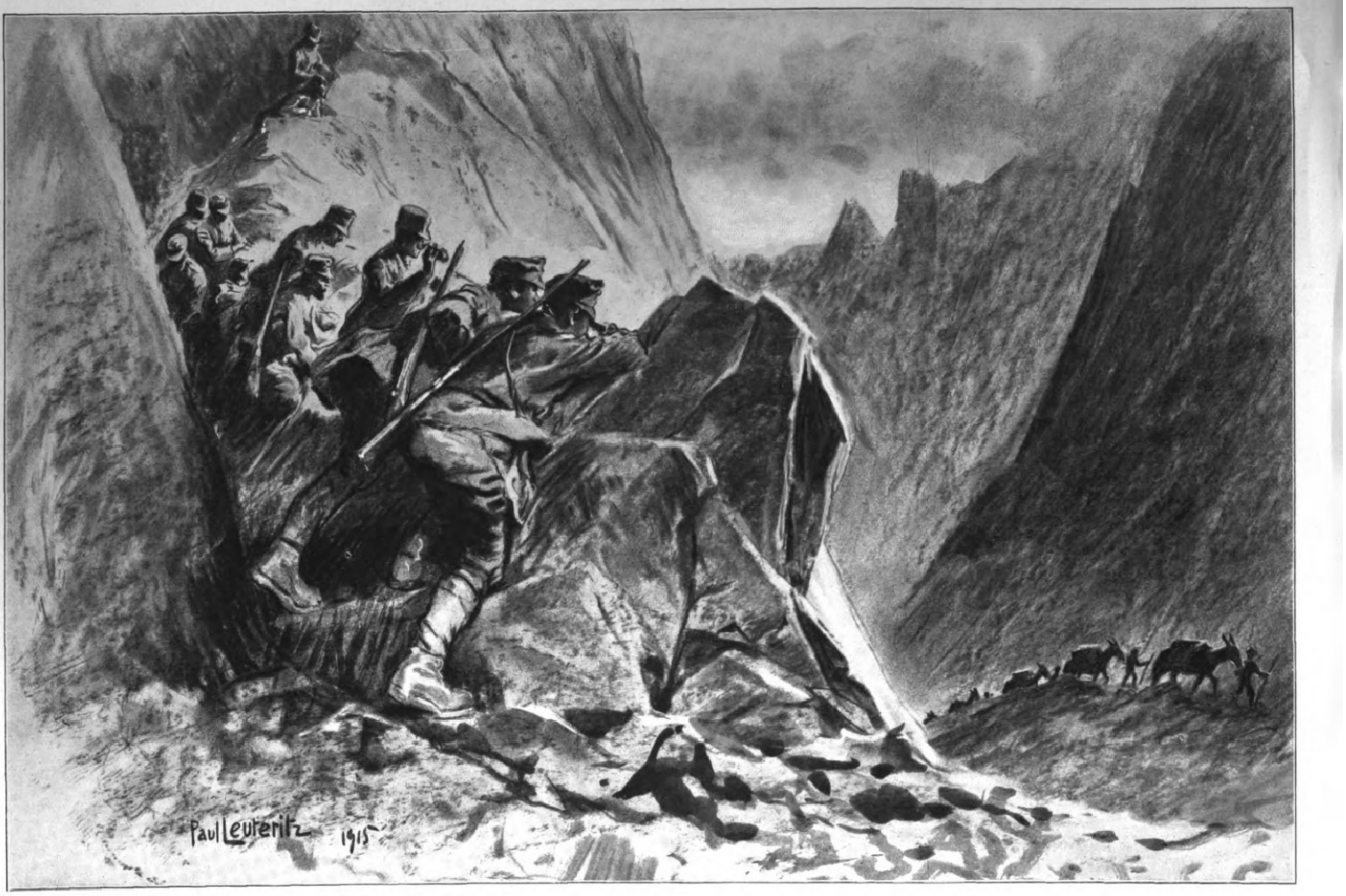
Und wieder werden hinter uns die Berge lebendig, im Abenddämmer blitzt es von allen Hängen, ein Sturm platzenden Feuers, fetzenden Eisens, reißenden Todes schlägt den Massen ins Gesicht, bäumt sie zurück und fegt sie in wilder Flucht auseinander. Zerbröckelt, zertrümmert wälzt sich zurück, was den berstenden Geschossen entging. Und die einzelnen, die das Dorf erreichten, verschlingt der rasende Zorn der aus sicheren Verstecken stürmenden Verteidiger.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Erbeuteter russischer Proviant wird an unsere Truppen ausgegeben.

Dann verstummen die rollenden Donner, tiefdunkel blaut die sternbestickte Nacht über der Bergwelt. Von übermenschlicher Anspannung ermattet, liegen sich die Linien lauernd gegenüber. Wie oft auch die scharfe Helle aufsteigender Raketen das schwere Dunkel zerreißt, still, wie ruhig schlummernd, bleiben Berg und Tal. Aber wie der neue Morgen über die Höhe steigt, zieht sich da, wo der Feind das opferreich erworbene Grabenstück noch besetzt hielt, eine neue braune Linie senkrecht vor. Mit verzweifelter Kraft und Ausdauer hat er einen Graben ins Gestein getrieben, um seinen kleinen Vorteil zu einem flankierenden Bollwerk auszubauen. Ein paar schwer einwuchtende Granaten zerstören seine Arbeit; aber die nächste Nacht hat das Werk wiederhergestellt und weiter vorgetrieben, übermenschlicher Fleiß hat hier gearbeitet.

Wie ein schmerzender Dorn sitzt dies Stück in unserer Linie, ein Versuch, es zu beseitigen, zeigt nur, wie unendlich viel Wert der Gegner auf seinen Besitz legt, welche Ströme von Blut es kosten wird, ihn hier wieder zurückzuwerfen. Einige Nächte hindurch wird fieberhaft gearbeitet, man hört in der Stille das unermüdliche Schürfen und Klirren von Spaten und Picke im steinigen Boden. Aber ebenso heimlich und unermüdlich schafft eine graue Schattenreihe an anderer Stelle. Und wie der Feind endlich mit seiner Arbeit fertig ist, wie er mit furchtbarer Anstrengung sein Werk so weit gefördert hat, daß er von hier aus einen neuen Sturm wagen könnte, da findet er die Flügel, die er seitwärts überrennen möchte, leer. Einige hundert Meter zurück, in denkbar günstigster Lage am Berg, sieht er sich einer neuen Linie gegenüber, die, jeden Vorteil des Geländes ausnutzend, mit breitem Drahtverhau und offenem Schußfeld vor sich, ihm mit furchtbarer Undurchdringlichkeit entgegenstarrt. Abermals müßte er mit Tausenden schwerster Granaten und allen erdenkbaren



Der Krieg mit Italien: Einer feindlichen Proviantkolonne wird aufgelauert. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Paul Leuteritz.



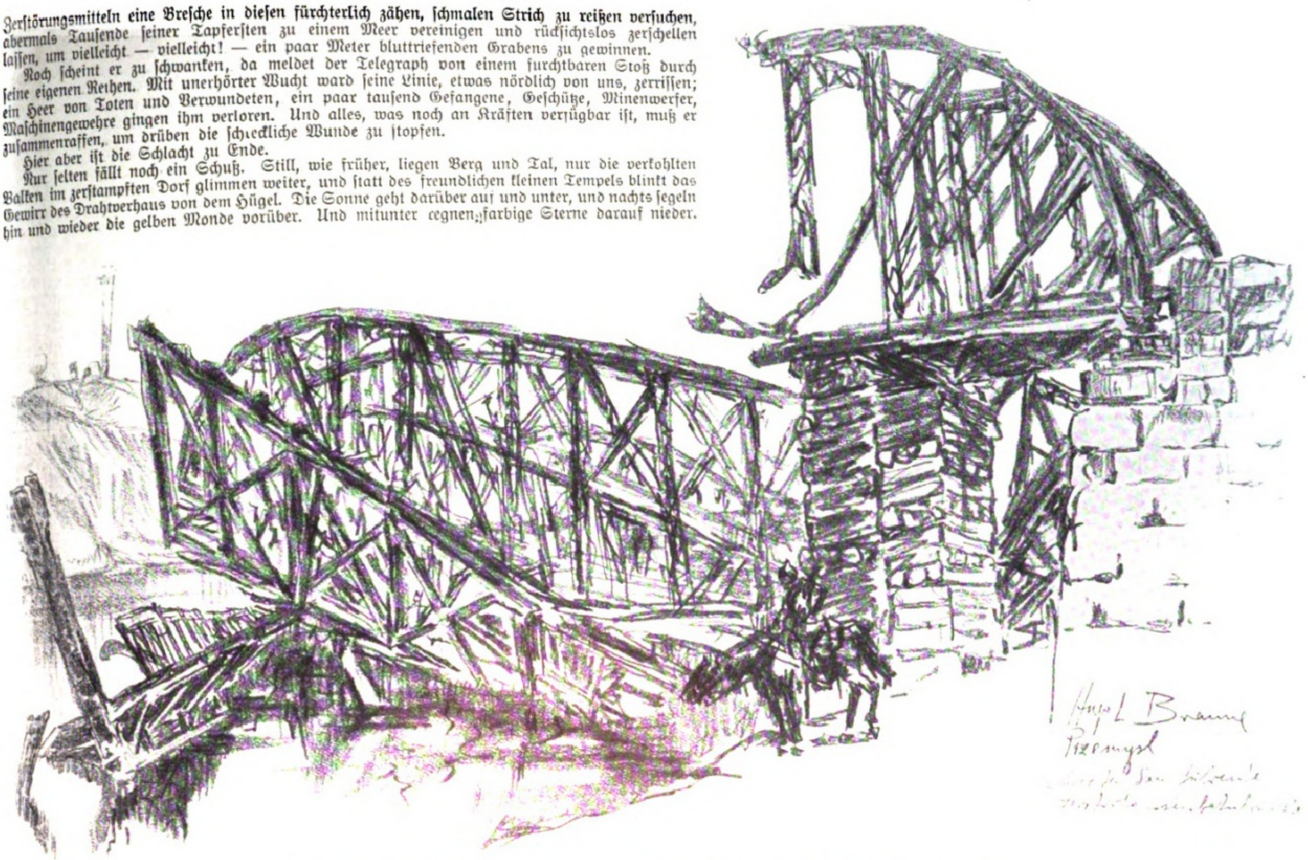


Zerstörungsmitteln eine Bresche in diesen fürchterlich zähen, schmalen Strich zu reißen versuchen, abermals Tausende seiner Tapferſten zu einem Meer vereinigen und rücksichtslos zerschellen lassen, um vielleicht — vielleicht! — ein paar Meter bluttriefenden Grabens zu gewinnen.

Noch scheint er zu schwanken, da meldet der Telegraph von einem furchtbaren Stoß durch seine eigenen Reihen. Mit unerhörter Wucht ward seine Linie, etwas nördlich von uns, zerrissen; ein Heer von Toten und Verwundeten, ein paar tausend Gefangene, Geschütze, Minenwerfer, Maschinengewehre gingen ihm verloren. Und alles, was noch an Kräften verfügbar ist, muß er zusammenraffen, um drüben die schreckliche Wunde zu stopfen.

Hier aber ist die Schlacht zu Ende.

Nur selten fällt noch ein Schuß. Still, wie früher, liegen Berg und Tal, nur die verkohlten Balken im zerstampften Dorf glimmen weiter, und statt des freundlichen kleinen Tempels blinkt das Gewirr des Drahtverhaus von dem Hügel. Die Sonne geht darüber auf und unter, und nachts segeln hin und wieder die gelben Monde vorüber. Und mitunter regnen farbige Sterne darauf nieder.



Aus Galizien: Von den Russen auf ihrem Rückzug zerstörte Brücke über den San.

Nach einer Zeichnung des auf den südöstlichen Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hugo L. Braune.

Über die Brücke führte die wichtige Eisenbahnlinie Przemysl-Lemberg, die es den Russen ermöglichte, den größten Teil ihrer Truppen und des Kriegsmaterials rechtzeitig abzutransportieren.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Eine sehr zeitgemäße Einrichtung, die in erster Linie im Interesse unserer invaliden Offiziere, sodann aber auch im Interesse weiterer Kreise unseres Volkes liegt, ist jetzt an der Städtischen Polytechnischen Lehranstalt, Friedberg bei Frankfurt a. M. getroffen worden. Um dienstunfähig gewordenen Kriegsteilnehmern die baldige nutzbringende Aufnahme einer angemessenen neuen Berufstätigkeit zu ermöglichen, die auch den gesellschaftlichen Fähigkeiten und Ansprüchen der Offiziere gerecht wird, sind dortselbst besondere Ausbildungskurse für Offiziere geschaffen worden, die ihnen die für eine erfolgversprechende technisch-kaufmännische Betätigung notwendigen Kenntnisse in zweckmäßiger und schnellster Weise vermitteln sollen. Nähere Auskünfte darüber erteilt das Großherzogl. Bürgermeisteramt der Stadt Friedberg (Hessen).

Unseren Soldaten im Felde und den Kriegspatienten soll bei Herannahen der rauheren Monate, ebenso wie im Vorjahre, die Anwendung des Wiesbadener Kochbrunnens kostenlos zugänglich gemacht werden. Allen, denen die Anwendung des „natürlichen Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalzes“ bei ihren Katarrhen der Atmungs- und Verdauungsorgane usw. ein Bedürfnis geworden ist, wird dieses Naturprodukt in einer Anzahl kleiner handlicher Packungen für je eine Portion bereitwilligst direkt zugestellt. Die Versendung erfolgt nur vom Brunnenkontor in Wiesbaden aus, dem die Adressen der Empfänger aufzugeben sind.

St. Blasien im südlichen Schwarzwald. Einer der schönsten Herbstkurorte ist St. Blasien. Die wunderbar würzige, ozonreiche Luft, die ausgedehnten Tannenwaldungen sowie seine sonstigen klimatischen Vorzüge lassen den Kurort wie geschaffen für Erholungsbedürftige und Leidende erscheinen. Der sichere ärztliche Blick hat dies schon vor vielen Jahren erkannt, und so sind in St. Blasien mustergültige Sanatorien entstanden, die sich mit ihren Heilerfolgen einen Weltruf erworben haben. Diese Sanatorien sind auch zurzeit gut besucht und bleiben während der ganzen Kriegsdauer geöffnet. Etwas erhöht über dem Kurort, am sonnigen Südabhang des dichtbewaldeten Bötzberges liegt das Sanatorium St. Blasien, die bekannte Heilanstalt für Lungenkranke. 1881 gegründet, kann sie heute schon auf ein 34jähriges Bestehen zurückblicken, ist aber in den Jahren 1900 und 1908 unter Benutzung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut.

Bad Elster. Das prächtige Herbstwetter hat auch zur Nachsaison noch zahlreiche Gäste hierher geführt, sodaß die amtliche Fremdenliste der diesjährigen Kurzeit mit etwa 15000 Besuchern abschließen wird, d. h. der Besuch des Bades ist fast der gleiche gewesen wie in Friedenszeiten. Wenn auch mit Schluß des Monats September die eigentliche Kurzeit zu Ende gegangen ist, so wird doch der Badebetrieb wie seit Jahren den ganzen Winter hindurch aufrecht erhalten. Neben dem Sanatorium von Sanitätsrat Dr. Köhler und einigen Hotels werden auch zahlreiche Privatvermiethäuser während des Winters geöffnet bleiben. Für Fremde, die vom 28. September ab eintrafen und noch eintreffen, wird Kurtaxe nicht mehr erhoben.

Bad Salzbrunn. Nachdem bereits den verflossenen Winter hindurch die wichtigsten Kureinrichtungen unseres Bades geöffnet waren und den zahlreichen Militär- und Zivilkurgästen zur Verfügung standen, hat sich die Fürstliche Badeverwaltung entschlossen, auch im kommenden Winter den Kurort offen zu halten. Allen denen, die während des Sommers infolge zu großer Inanspruchnahme wegen des Krieges nicht in der Lage waren, eine Brunnen- und Badekur zu gebrauchen, bietet sich im kommenden Winter erwünschte Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Für aussichtsvolle Behandlung in unserem Bade kommen neben Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane auch Blasen- und Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit sowie die Folgeerscheinungen nach Influenza in Betracht. Besonders bei Blasen- und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete Erfolge gezeitigt. An dieser Stelle sei noch auf die vorzüglichen natürlichen kohlensauren Mineralbäder hingewiesen, die sich einer stetig steigenden Beliebtheit erfreuen.

Für die Redaktion verantwortlich [illegible], für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Nr. 3774.

Kriegsnummer 65.

Kriegschronik.

4. Oktober 1915.

Gestern früh erschienen vor Zeebrügge fünf Monitore und legten ein wirkungsloses Feuer auf die Küste. Unsere Küstenartillerie traf einen Monitor, der schwer beschädigt abgeschleppt werden mußte. Gegen die englische Front nördlich von Loos, aus der nachts ein vergeblicher Ausfall gegen unsere Stellung westlich von Haisnes unternommen wurde, machten die Angriffsarbeiten weitere Fortschritte. Südlich des Souchez-Baches konnten sich die Franzosen in einem kleinen Grabenstück an der Höhe nordwestlich Givenchy festsetzen, südlich dieser Höhe wurden französische Angriffe abgeschlagen. Das 40 m lange Grabenstück nordöstlich von Neuville wurde von uns wiedergewonnen. In der Champagne setzten gestern nachmittag die Franzosen in der Gegend nordwestlich von Massiges und nordwestlich von Ville-sur-Tourbe vergeblich zum Angriff an. Ihre Ansammlungen wurden unter konzentrisches Feuer genommen. Ein starker Nachtangriff gegen unsere Stellungen nordwestlich von Ville-sur-Tourbe brach im Artillerie- und Maschinengewehrfeuer unter schweren Verlusten zusammen. Der Bahnhof Châlons, der Hauptsammelort des Nachschubs für die französische Angriffsgruppe in der Champagne ist, wurde heute nacht mit sichtbarem Erfolge von einem unserer Luftschiffe mit Bomben belegt.

Die Russen schritten gestern nach ausgiebiger Artillerievorbereitung fast auf der ganzen Front zwischen Postawy und Smorgon in dichten Massen zum Angriff, der unter ungewöhnlich starken Verlusten zusammenbrach; nächtliche Teilunternehmungen blieben ebenso erfolglos. Auch südwestlich von Lennewaden (an der Düna) wurde ein feindlicher Vorstoß abgewiesen.



Lustige Tanzvorführungen. (Phot. Gebr. Haeckel.)

In der Champagne lag stärkeres feindliches Artilleriefeuer auf der Stellung nordwestlich von Souain, wo auch Angriffsabsichten beim Feinde erkennbar waren. Unser Artilleriefeuer verhinderte ein feindliches Vorgehen.

Nach ihren Niederlagen am 3. Oktober haben die Russen gestern die Angriffe gegen unsere Stellungen nur mit schwachen Abteilungen wiederholt; sie wurden leicht abgewiesen.

Österreichisch-ungarische Truppen unternahmen von der Drina-Grenze aus Streifungen auf serbisches Gebiet. Es wurden Gefangene gemacht.



Das improvisierte Karussell bei einem Schützenfest der sächsischen Schützen. (Kaiserl. Hofphot. Oscar Tellgmann, Eschwege.)

An der Tiroler Front entfalteten die Italiener eine lebhaftere Tätigkeit. Im Tonale-Gebiet wurde ein nach heftigem Artilleriefeuer gestern abend angesetzter Angriff des Feindes auf die Albiolo-Spitze blutig abgewiesen. Auf der Hochfläche von Vielgereuth standen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf dem Plaut (nördlich des Maronia-Berges) seit frühem Morgen unter dem Schnellfeuer schwerer und mittlerer Geschütze. Vormittags gingen von der bereitgestellten feindlichen Infanterie schwache Abteilungen zu einem vergeblichen Angriff vor. Abends erneuerte der Gegner diese Angriffe mit starken, hauptsächlich aus Bersaglieri- und Alpinitruppen zusammengesetzten Kräften und kam nahe an die Hindernisse heran. In der Nacht gelang es ihm, einen feldmäßigen Stützpunkt zu nehmen; die k. u. k. Truppen warfen ihn jedoch nach hartnäckigem, bis in die Morgenstunden währendem Kampfe wieder hinaus.

In Saloniki sind französische Truppen ausgeschifft worden, die Serbien zu Hilfe kommen sollen. Die griechische Regierung hat gegen den Durchmarsch fremder Truppen durch hellenisches Gebiet als eine Verletzung der griechischen Neutralität Einspruch erhoben.

5. Oktober 1915.

Englische Handgranatenangriffe auf das Werk nördlich von Loos wurden wieder abgewiesen. Bei den vergeblichen Angriffen auf dieses Werk haben die Engländer außer den sonstigen sehr beträchtlichen Verlusten an Toten und Verwundeten über 80 Gefangene und 2 Minenwerfer in unseren Händen gelassen. Das von den Franzosen an der Höhe nordwestlich Givenchy besetzte Grabenstück ist gestern zurückerobert; 4 französische Maschinengewehre wurden dabei erbeutet.

6. Oktober 1915.

An der Höhe nordöstlich Neuville wurde ein französischer Handgranatenangriff abgewiesen. In der Champagne versuchten die Franzosen auch gestern auf der bisherigen Angriffsfront die Offensive wiederaufzunehmen. Mit starkem Artilleriefeuer, das sich nachmittags zu größter Heftigkeit steigerte, glaubte der Feind, unsere Stellung für den allgemein beabsichtigten Angriff sturmreif machen zu können, während er auf der ganzen Front seine Sturmtruppen bereitstellte. Unter unserem auf der feindlichen Ausgangsstellung liegenden Artilleriefeuer gelang es den Franzosen nur an einigen Stellen, ihre Truppen zum Sturm vorzubringen, und wo sie stürmten, wurden sie wieder unter schweren Verlusten zurückgeworfen. So brachen die an der Straße Somme-Py-Souain mehrfach wiederholten Sturmanläufe gänzlich zusammen. Auch nördlich wie nordöstlich der Beauséjour-Ferme und nordwestlich von Ville-sur-Tourbe waren die Angriffe völlig erfolglos.



Ein Kamelreiter. (Phot. Gebr. Haeckel.)

Hinter der Front im Westen: Der Humor unserer Feldgrauen.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3774. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 28. Oktober 1915.

Berger & Wirth, Leipzig
Farben-Fabriken



Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig. Fernsprecher No. 108, 408 und 658

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam, Budapest, New York

Farbenlieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung

Felsche, Leipzig-Gohlis

Wilhelm Felsche
Königl. Sächs. Hoflieferant

Kakao Schokolade

Leciferrin

erfreut sich ausgedehnter Verordnung in Lazaretten zur Kräftigung und Auffrischung in der Rekonvaleszenz nach Blutverlusten.

Leciferrin seit Jahren der Liebling Blutarmer und Bleichsüchtiger. Das Blut wird bereichert und die Nerven kräftig durch **Leciferrin**

Leciferrin ist klinisch erprobt und wird von Autoritäten empfohlen. Der Körper wird widerstandsfähig durch Gebrauch von **Leciferrin**

Leciferrin befördert die Verdauung u. ist sehr angenehm zu nehmen. Die Wangen erhalten frisches u. gesundes Aussehen durch **Leciferrin**

Preis Mk. 3.-, Kr. 4.-, Fr. 4.- die Flasche; **LECIFERRIN** auch in Tablettenform, genau so wirksam, wie das flüssige, Mk. 2.50, Kr. 4.-, Fr. 4.- Zu haben in den Apotheken. — **Hauptdepot in Deutschland:** Frankfurt a. M., Engelapotheke; in Österreich: Wien I., Schwanen-Apotheke, Schottenring 14; in Ungarn: Budapest, Apotheker Josef v. Török, Kiraly u. 12; Preßburg, Salvator-Apotheke; in der Schweiz: Basel, Nadolny & Co. Nachf., Spitalstr. 9.

Galenus, Chemische Industrie, G. m. b. H., Frankfurt a. Main.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3774. 145. Band.



Der Krieg im Osten: Pionier-Patrouille setzt auf einem improvisierten Floß über einen Fluß.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Reinhard Pfaehler von Othegraven.

Die Entstehung des bulgarischen und des serbischen Staates.

Historische Randglossen von Alexander Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm, München.

Zu den wichtigsten Ergebnissen des Berliner Kongresses gehört die Entstehung des autonomen Fürstentums Bulgarien, an dessen Grenze auf türkischem Gebiet die von einem christlichen Statthalter zu verwaltende Provinz Ostrumelien errichtet wurde. Der Frieden von San Stefano hatte dieses Land bereits den Bulgaren zugesprochen. Die Änderung hinterließ in dem jungen Staat ein Gefühl der Mißstimmung und den Wunsch, sich nach dieser Richtung zu vergrößern. Aufstände und diplomatische Unterhandlungen aller Art unterstützten das bulgarische Verlangen und brachten es schließlich dahin, daß im Protokoll von Konstantinopel (5. April 1886) der regierende Fürst von Bulgarien Statthalter von Ostrumelien wurde, nachdem bis dahin Russen und Griechen die Stelle innegehabt.

Daß Bulgarien nach dem Plan der russischen Regierung in strenger Abhängigkeit von Petersburg gehalten werden sollte, geht schon daraus hervor, daß ein russischer Kommissar die konstituierende Versammlung in Tirnowa leitete, und daß die Verfassung in Petersburg ausgearbeitet war. Auch die Heeresverwaltung blieb in russischer Hand und wurde vom Kriegsministerium in Petersburg kontrolliert. An diesen Verhältnissen mehr als an den Parteifehden des Landes scheiterte die Regierung des Fürsten Alexander von Battenberg. Rußland hatte seine einstimmige Wahl durchgesetzt und verlangte nun eine Dankbarkeit, die weit über die Kräfte des edeln Fürsten ging. Er hatte schon damals die sichere Überzeugung, wie ich aus manchem Gespräch mit ihm nach seiner Abdankung erfuhr, daß Bulgarien einmal, wenn die russisch-deutschen Gegensätze zum bewaffneten Austrag kommen würden, am äußersten rechten Flügel gegen seinen bisherigen Protektor kämpfen müsse.



Österreichisch-ungarisches Militär vor dem Konak, dem serbischen Königspalast, in Belgrad.

Schon im Jahre 1884 forderte eine Partei die Einverleibung Mazedoniens, der Drang, Ostrumelien zu befreien, wurde stärker, und die allgemeine Volksmeinung, die auf den Fürsten Alexander ihre Hoffnung setzte, forderte laut und lauter die Abberufung der russischen Generale, die sich im Heer und im Ministerium breitmachten. Doch der Kampf verlief zuungunsten des Fürsten. Mit Ausnahme Englands protestierten die Mächte gegen die Verletzung des Berliner Vertrags, der Zar enthob den Fürsten seiner Würden in der russischen Armee, als der Krieg gegen Serbien ausbrach. Schmerzbewegt fügte sich dann der Sieger von Slivnica in den Ausweg, daß ihn die Pforte zum Statthalter von Ostrumelien ernannte.

Aber seine Stellung wurde durch die russischen Einflüsse unhaltbar, im Sommer des Jahres 1886 umzingelten Verschwörer sein Palais, nahmen ihn gefangen und brachten ihn nach Beßarabien, von wo ihm der Zar die Heimkehr nach Deutschland gestattete. Eine Gegenrevolution, an deren Spitze der bekannte Politiker Stambulow stand — ein Gegner des russischen Einflusses und Freund deutscher Kultur — rief den Fürsten Alexander im Triumph zurück. Doch er fühlte sich wenige Tage später gezwungen, abzudanken, da er sich gegen die russischen Machenschaften nicht behaupten konnte. Dazu fehlte ihm sowohl der finanzielle Rückhalt als die Unterstützung der Zentralmächte. Ehe er das Land verließ, ernannte er eine Regentschaft unter Stambulow und machte Radoslawow zum Ministerpräsidenten.



Deutsche Truppen setzen über die Donau.

Vom Kriegsschauplatz auf dem Balkan.

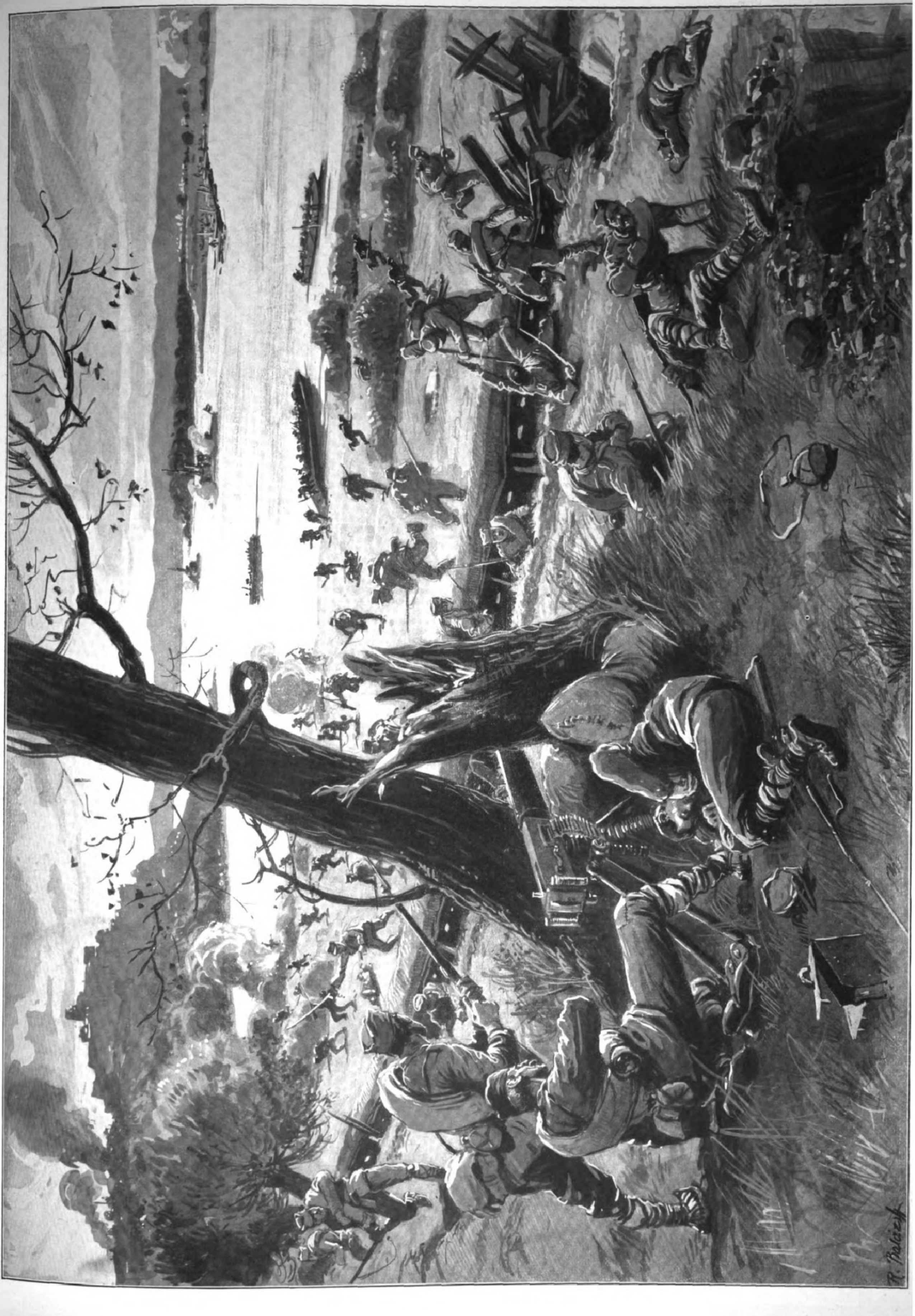
Mit dem russischen Vertreter, General Kaulbars, kam die Regentschaft sofort in einen Konflikt, der mit dem Abbruch der Beziehungen endigte. Das schroffe Benehmen dieses Militärdiplomaten, dessen gesamte Militärschriften glühenden Haß gegen Deutschland und Österreich atmeten, trug viel dazu bei, daß man in Bulgarien Rußlands Bestreben erkannte und Fühlung mit Österreich-Ungarn zu nehmen begann. Die Wahl des Prinzen Ferdinand von Coburg war ein Sieg der Wiener Diplomatie. Infolge eines förmlichen Protestes der russischen Regierung wurde er allerdings weder vom Sultan noch von den Großmächten anerkannt, aber er wußte sich im Land zu behaupten, die ersten Jahre unter der Führung des Russenfeindes Stambulow, dann nach dessen Rücktritt (1894) auf die russophile Partei gestützt. Inzwischen hatte sich durch den Tod Alexanders III. das Verhältnis zu Rußland freundlicher gestaltet. Nikolaus II. empfing eine bulgarische Gesandtschaft unter Führung eines orthodoxen Metropoliten und übernahm die Patenschaft, als der Thronfolger Prinz Boris zum orthodoxen Glauben übertrat. Hierauf folgte die Anerkennung des Fürsten seitens des Sultans und der Großmächte, nach zehnjähriger Unterbrechung des offiziellen Verkehrs zogen diplomatische Vertreter in Sofia ein (1896). Die politische Wage neigte sich zu Rußlands Gunsten.

Aber das Verlangen, den Stammesgenossen in Mazedonien die Freiheit zu bringen, ließ die äußere Politik des Landes nicht zur Ruhe kommen. Rußlands Neigung, sich den Serben mehr als den Bulgaren zu nähern, führte zu einer Erkaltung der Beziehungen, die zunahm, als Graf Lambsdorf, der russische Minister des Äußeren, im Jahre 1903 die Auflösung des mazedonischen Komitees verlangte und durchsetzte. Die Volksstimmung forderte jedoch immer dringender eine Unterstützung der Stammesgenossen jenseits der Grenze. Mühsam wurde seitens der Großmächte der Frieden aufrechterhalten, bis der Balkankrieg ausbrach. Daß Bulgarien sich im jüngsten Frieden von Bukarest seiner Früchte beraubt sah und in Rußland bei diesen Verhandlungen seinen Feind erkannte, während ihm die österreichisch-ungarischen Diplomaten und in zweiter Linie die deutschen, wo sie konnten, entgegenkamen, hat jetzt in der Stellungnahme des jungen Königreichs seine Folgen gezeitigt.

Das serbische Volk konnte sich, seit Untergang des Oströmischen Reiches Streitobjekt zwischen dem Sultan in Konstantinopel und dem römischen Kaiser deutscher Nation, sofern sich dessen Politik nach Osten richtete, zu keiner Selbständigkeit entwickeln. Dem der Pforte dargebrachten Untertanengehorsam stand bald eine gewisse Vorliebe für „das getaufte Reich" gegenüber, wie der christliche Nachbar genannt wurde, und Handelsbeziehungen befestigten im Laufe der Jahrhunderte den Zusammenhang mit der Habsburger Monarchie, wenn auch Bekehrungsversuche der römisch-katholischen Geistlichkeit ab und zu das religiöse Gefühl der Serben beleidigten. Sobald aber in Konstantinopel keine Abhilfe gegen irgendwelche bedrückende Provinzialregierung zu finden war, gewann die Sympathie für den Westen die Oberhand, und mancher Serbe, der sich mißliebig gemacht, floh nach Ungarn oder Österreich. Dieser Zustand erhielt sich bis weit in das siebzehnte Jahrhundert. Um diese Zeit schrieb der Erzpriester Nenadowic in seinen Denkwürdigkeiten, daß die Mehrzahl der Serben die ihnen bekannte Welt in zwei Gebiete teile, die Türkei und Cäsarei, d. i. Österreich.

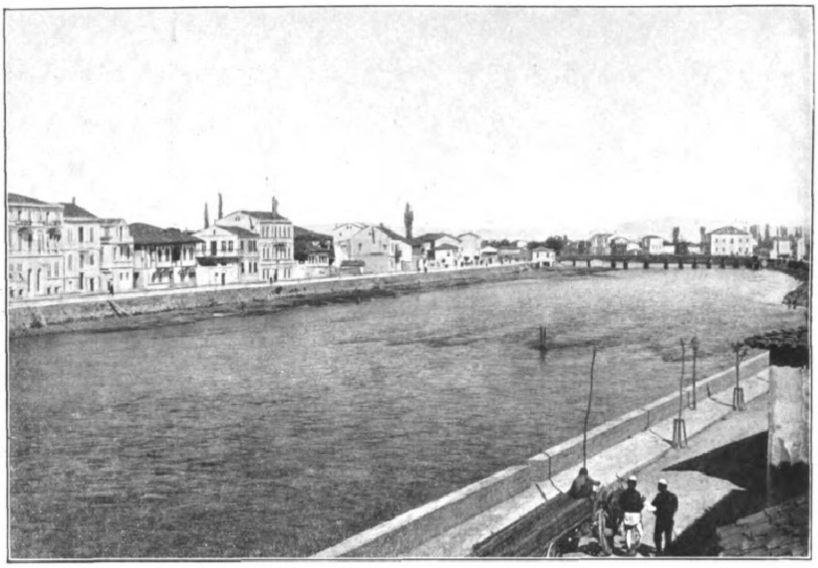
Ein „slawischer Gedanke" war nicht vorhanden, ehe die moderne Politik Rußlands den Weg nach Konstantinopel mit Hilfe der Balkanvölker gewinnen wollte. Wie das Zarenreich gerade mit den Serben in Verbindung trat, und wie sich diese Beziehungen bis zum schließlichen Verhängnis gestalteten, sei in diesen Zeilen kurz mitgeteilt. Es gab in Serbien keinen gebildeten Stand, und für die wenigen im Ausland gebildeten Männer fehlte die Möglichkeit des Zusammenwirkens. Für alle blieb aber das mächtige religionsverwandte Reich im fernen Norden eine Legende ohne Einfluß auf die Wirklichkeit. Den Wunsch, das türkische Joch abzuschütteln, weckte zuerst der Vertrag von Kutschuk-Kainardsche (1774), in dem der Sultan dem Zaren von Rußland ein Protektorat über die Christen der Moldau und Walachei (des heutigen Rumäniens) einräumen mußte. Dieses Protektorat gab Rußland die erste Gelegenheit für seine von da ab ununterbrochenen Einmischungen in die Angelegenheiten der Balkanländer, unter denen zunächst Serbien jedoch das geringste Interesse erweckte.

Stärkeres Echo klang dem österreichischen Aufruf zum Kampf gegen die Türkei im Jahre 1789 entgegen. Belgrad kam zum zweitenmal in österreichischen Besitz für kurze Zeit. Im Jahre 1804 brach der erste serbische Aufstand gegen die „Dais", d. h. die Verwaltungsbeamten des Sultans, aus. Einer der Führer, Nenadowic, wandte sich mit schriftlicher Bitte nach Westen und bat, „Österreich möge den Serben die Hand reichen und diese unschuldige Nation vom völligen Untergang retten". Die Antwort lautete, daß der Kaiserliche Hof in innigster Freundschaft mit der Pforte lebe und deshalb den Serben keine Hilfe gewähren könne, er beabsichtige aber einen Versöhnungsversuch zwischen den Türken und den Aufständigen zu machen. Doch ein orthodoxer Metropolit, der als Beichtvater der Großfürstin Alexandra Paulowna, der Gemahlin des Erzherzogs Joseph, nach Ungarn gekommen war und nun nach deren Tode in die Heimat zurückkehrte, brachte ein wohl ausgearbeitetes Memorandum mit: „Entwurf der Einrichtung eines slawisch-serbischen Königreichs." Darin wird ausgeführt, daß, während jeder andere europäische Staat Bundesgenossen an stamm- und religionsverwandten Völkern besitze, allein Rußland solchen Vorteils entbehre. Diesem Mangel würde ein serbischer Nationalstaat abhelfen. Hier wurzeln die ersten Gegensätze zwischen Österreich und Rußland, die an Stärke mit dem Umsichgreifen einer panslawistischen Bewegung zunahmen. Sie blieben latent während des russischen Krieges gegen die Türkei, der am 28. Mai 1812 mit dem ersten Frieden von Bukarest endete. Die Serben erhielten bei dieser Gelegenheit als erste russische Gabe eigene Gerichtsbarkeit, blieben aber unter der Oberhoheit des Sultans. Da sich der Zar um die Ausführung des Friedensinstruments nicht weiter kümmerte, hielten die Türken die alten Zustände aufrecht, bis sich die Serben unter Milosch Obrenowitsch empörten und in langen Kämpfen die Autonomie errangen, unterstützt von dem russischen Übergewicht, das durch den Frieden von Adrianopel (1850) auf dem Balkan für die nächste Zeit gewährleistet war. Die Nachkommen des Milosch wurden zu Fürsten von Serbien gemacht. Innere





General Jekow, der Oberstkommandierende der bulgarischen Armee im gegenwärtigen Krieg gegen Serbien.



Blick auf die von den Bulgaren besetzte wichtige serbische Stadt Vranja im oberen Morawatal an der Eisenbahnlinie Saloniki-Nisch, die dadurch unterbrochen worden ist.



Proviant- und Munitionskolonne beim Abkochen in einem serbischen Tal.

Unruhen brachten dann das Haus Karageorgewitsch an Stelle der Obrenowitsch auf den jungen Thron. Als der russische Zar den ungarischen Aufstand im Jahre 1848 niederwerfen half, beteiligte sich auch ein serbisches Freiwilligenkorps. Der damalige Fürst Alexander geriet daraufhin vollständig unter den österreichischen Einfluß, wodurch er während des Orientkrieges in eine mißliche Lage kam.

Rußland besetzte die Walachei und wollte die Serben zu einem Angriff auf die Pforte veranlassen, während Österreich, um dies zu verhindern, im Banat Truppen zusammenzog. Am Hof des Fürsten in Belgrad begann ein eigenartiges Ränkespiel, türkische, österreichische russische und französische Einflüsse wechselten ab, doch gelang es dem Fürsten, obgleich er zum Krieg rüstete, neutral zu bleiben. Im Pariser Frieden (1856) erlosch das türkisch-russische Protektorat, und das Fürstentum Serbien kam unter die gemeinsame Garantie der Vertragsmächte, ein Spielball innerer Unruhen und diplomatischer Intrigen, da es durch seine Lage einen Teil des Donauhandelswegs beherrschte.

Als die Diplomaten Napoleons III., deren Einfluß im europäischen Osten immer bedeutsamer wurde, auch in Serbien ihr Spiel gewannen, wechselten Verfassung und Herrscherfamilie, die Obrenowitsch kamen wieder auf den Thron und hielten ihn, bis das möglicherweise von Rußland angezettelte Verbrechen im Konak von Belgrad der Dynastie ein gewaltsames Ende bereitete. Während ihrer Regierungsdauer wurde Serbien der Pforte gegenüber immer selbständiger und schloß sich bald an Wien, bald an Petersburg, um da oder dort kleine Vorteile herauszuschlagen. Im Jahre 1881 wurde die Bahn Belgrad-Nisch begonnen und ein Handelsvertrag mit Österreich abgeschlossen, ein Jahr später nahm Milan Obrenowitsch die Königswürde unter Genehmigung der Mächte an. Um inneren Wirren zu entgehen, benutzte König Milan die Gelegenheit, als Ostrumelien mit Bulgarien vereinigt wurde, dem Fürsten Alexander von Bulgarien den Krieg zu erklären, weil das Gleichgewicht auf dem Balkan gestört sei.

Die auswärtige Politik Serbiens blieb falsch und unbeständig, die jüngsten Ereignisse, die logisch aus der Vergangenheit emporwuchsen, sind wohlbekannt. Vielleicht erleben wir schon in nächster Zeit die Katastrophe, die eine verbrecherische Regierung über ein tapferes, wenig kultiviertes Volk heraufbeschworen.

Kriegschronik.

6. Oktober 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

In dem englischen Bericht vom 1. Oktober 1915 wird behauptet, daß die Engländer im Luftkampf die Oberhand über unsere Flieger gewonnen hätten. Hierüber gibt folgende Zusammenstellung den besten Aufschluß: Im Monat September sind an deutschen Flugzeugen verlorengegangen: im Luftkampf 3, vermißt 2, durch Abschuß von der Erde aus 2, im ganzen 7 Flugzeuge. Im gleichen Zeitraum verloren unsere Gegner: im Luftkampf Engländer 4, Franzosen 11, durch Abschuß von der Erde aus 1, 4, durch Landung in und hinter unserer Linie 3, 7, im ganzen Engländer 8, Franzosen 22, zusammen 30 Flugzeuge.

Der Feind hatte gestern zwischen Dryswjaty-See und Krewo erneut zu größeren Angriffen angesetzt; sie sind abgeschlagen oder im Feuer zusammengebrochen. Anfangserfolge erzielte der Feind bei Kosjany und hart südlich des WisznIew-Sees. Durch Gegenangriffe wurde die Lage für uns unter schweren Verlusten für den Feind wiederhergestellt. In der Gegend westlich von Czartorysk haben sich Kämpfe entwickelt.

Nach einer Meldung aus Sofia ist ein russisches Ultimatum, enthaltend die Forderung, die Mobilmachung wieder rückgängig zu machen und die in der bulgarischen Armee (angeblich) vorhandenen deutschen und österreichischen Offiziere zu entfernen, am Montag nachmittag 5 Uhr von dem russischen Gesandten überreicht worden. Der französische und der englische Gesandte hatten sich dem Schritte des russischen Vertreters angeschlossen und waren mit diesem gleichzeitig erschienen, während der italienische Gesandte nicht zugegen war. Die ablehnende bulgarische Antwort auf das Ultimatum ist am Dienstag nachmittag überreicht worden.



Eine Bagage- und Proviantkolonne beim Passieren der Donau auf einer Schwimmbrücke.

Vom Kriegsschauplatz auf dem Balkan.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(5. Fortsetzung.)

Indessen war Herr Göbel an den jungen Mann herangetreten und fragte: „Glauben Sie auch daran, daß er kommen wird?"

Die Frage war so unvermittelt aus dem Gedankenleben des alten Herrn herausgesponnen, daß Firmkranz fragen mußte, was er meine.

„Nun, der Weltkrieg natürlich", sagte der Alte etwas ungeduldig.

„Wenn ich ehrlich sein soll," lachte Firmkranz zurück, „ganz ehrlich: nein. Ich glaube nicht an ihn. Die Staaten Europas und der ganzen Welt sind so ineinandergemörtelt, daß jeder Sprung das ganze Gebäude zu Fall bringen muß. Es ist wie bei gewissen künstlichen Gläsern. Wenn man die Spitze abbricht, zersplittert das Ganze. Wer will diesen Frevel begehen? Nur ein Irrsinniger kann im Ernst an den Krieg denken."

Da begann der Alte zu husten und zu murmeln, humpelte zu einem Schrank, hinter dessen Mattscheibe man Bücherrücken sah, und grub mit seiner fleischlosen Hand in den Reihen. Er zog ein nahezu quadratisch geformtes Büchlein hervor, in einem altväterischen Einband von verblaßtem Rot mit Goldecken.

Es war ein Kalender auf das Jahr 1814, einer der in Urgroßvätertagen beliebten Propheten für den Ablauf eines ganzen Jahrhunderts. Herr Göbel blätterte in dem weichen Papier, das einen leisen Hauch von Moder fächelte, und legte dann die Hand auf eine Stelle, nahe dem Ende des Buches. In dem schönen großen Druck der Vergangenheit, dessen Farbe aus dem einstigen Schwarz in ein warmes Braun mit verwischten Rändern gewandelt war, las Firmkranz diese „Prophezeyung für das 1914te Jahr":

„Im Jahre 1914 wird eine Zeit kommen, wo die Welt gottlos seyn wird. Der Monat Mai wird ernst zum Kriege rüsten, aber es ist noch Zeit.

Juny wird auch zum Kriege einladen.

July wird ernst und grausam handeln, daß viele von Weib und Kind Abschied nehmen müssen.

Im August wird man an allen Ecken von Krieg hören.

September und Oktober wird großes Blutvergießen mit sich bringen.

Im November wird man Wunderdinge sehen.

An Weihnachten wird man Frieden singen." —

Es sah seltsam aus, wie die Hand des alten Herrn neben diesen Zeilen lag, diese fleischlose Hand mit ihren verkrüppelten vier Fingern. Der fünfte, der ihm damals abgenommen war — nach Gravelotte — lag eingeschnurrt in einem Perlmutterkästchen hinten im Bücherschrank. Herr Göbel hatte bestimmt, daß ihm dieser Finger mit in den Sarg gegeben würde, damit er zur Auferstehung seine ganze Körperlichkeit beisammenhätte und beim letzten Appell seine Hand stramm an die himmlische Hosennat legen könnte.

Aus jedem alten Buch, was auch sein Inhalt sei, steigen leichte Schauer. Es ist der Staub der Zeiten, zerriebener Monde, abgebröckelter Stunden, vermorschter Schicksale, der leise an unsere Seele dringt. Ein altes Buch hat etwas von einem Friedhof an sich, von einem Friedhof der Jahre. Wenn nun ein solches Buch stark und gebieterisch in die Zukunft zu deuten sich vermißt, so ist es, als wüchsen Hände aus Gräbern.

Franz Firmkranz empfand diese Schauer, aber er lachte durch sie hindurch. Ja, der Hundertjährige, der sei durchaus zuverlässig, und wenn er einmal den Weltuntergang vorhersagen sollte, dann würde sich Firmkranz prompt darauf einrichten.

Herr Göbel schien den Hundertjährigen ernster zu nehmen. Er wackelte unzählige Male mit dem Kopf, und darin lag ein Urteil über den betrüblichen Leichtsinn der Zeit. Ob man denn mit Blindheit geschlagen sei und nicht sehe, wie Deutschland von allen Seiten umgarnt werde. Alle redeten davon, und alle schrieben davon, die Zeitungen wären voll davon, aber im Grunde glaubte kein Mensch daran. Er aber, obgleich er sein Zimmer kaum verließe, er wüßte es, er spürte es. Wenn die äußeren Sinne erstürben, erwachten die inneren. Er höre die Erde beben von marschierenden Heeren, von Geschützen, manchmal zitterten die Fensterscheiben, so daß er hinausschaue, überzeugt, jetzt müßten Kanonen vorüberfahren. Dann wieder höre er Hurra schreien, Geheul von Granaten, das Stöhnen von Verwundeten . . .

Die Schilderung belebte den Alten. Er glich nicht mehr einem zersausten, federlosen Papagei, sondern hatte etwas Seherisches an sich.

Firmkranz empfand jede Art von Ekstasen als lästig und peinlich und empfahl sich, nachdem er Marianne daran erinnert hatte, daß sie sich ihr Mitgebrachtes holen müßte.

Er war mit sich nicht ganz zufrieden. Denn sein Besuch hatte neben der bundesgenössischen Unterstützung noch den Zweck gehabt, sachte darauf hinzuweisen, daß er nun wohl den Verhältnissen würde Rechnung tragen und sich entschließen müssen, eine andere Wohnung zu nehmen. Das war nun über dem Geschwätz des Alten versäumt und mußte bei anderer Gelegenheit gedeichselt werden.

Es war kein Wundbalsamgerede, wenn er dabei sagte, wie leid es ihm tue, das schöne stille Zimmer verlassen und ins unabgeklärte klappernde Mülhausen ziehen zu müssen. Aber seine Beziehungen zu Brosam, die nun trotz allen Aufschubs bald in die Öffentlichkeit dringen würden, legten es ihm auf, Besuche würdiger und bequemer zu empfangen als in einem Hinterhaus jenseits eines Rattenhofes.

Nach einer Viertelstunde klopfte es.

Marianne kam, aber sie blieb neben der Tür stehen und war nicht zu bewegen, Firmkranz' Einladung weiter ins Zimmer hinein zu folgen. Es wurde nichts aus dem munteren und versöhnlichen Geschäker, mit dem er seine Gabe zu begleiten gedacht hatte. Sie nahm das kleine Geschenk, es war eine Nachbildung des Völkerschlachtdenkmals in Papiermasse, ebenso wie die Bomben und Gewehrschlösser mit Bonbons gefüllt, nahm es mit einem kühlen Dank.

Als sie die Hand schon an der Türklinke hatte, schien sie von einem plötzlichen Einfall zurückgehalten zu werden. „Nun, und Ihre Verlobung? . . . Haben Sie es endlich erreicht?"

Ja, es war so weit. Nur noch nicht öffentlich. Gewisse nebensächliche Umstände lägen noch im Wege. Er bat um Mariannes Verschwiegenheit.

„Sie werden ja alle Hindernisse zu besiegen wissen", sagte Marianne, nickte ihm zu und ging.

Wie war das? Saß da wirklich ein kleiner spöttischer Pfeil in ihm, prickelte wirklich der Nesselsaft der Verachtung über seine Seele?

Er hörte den pensionierten Postrat nebenan brummen.

Der alte Herr suchte für seinen hundertjährigen Propheten einen neuen, besseren Platz. Ganz hinten im Museum seines Lebens. Er legte den Kalender neben die Sammlung seiner Amtsurkunden, und auf ihn darauf stellte er das Perlmutterkästchen mit dem abgeschnittenen Finger.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Marianne Göbel hatte einen sonderbaren Traum.

Sie schaute aus dem Fenster auf den Hof hinaus und bemerkte plötzlich im hellen Sonnenlicht an der mit Weinreben überzogenen Wand unter sich einen riesenhaften Schatten.

Der Schatten hatte einen dicken, unförmigen Körper, und oben nickte aus ihm ein Büschel, nickte im Takt, etwa wie die schwarzen Federn auf den Köpfen der Pferde nicken, die vor Leichenwagen gehen. Marianne bemühte sich, das Ding zu entdecken, das diesen Schatten warf.

Sie fand sich plötzlich auf dem Hof und sah, daß auf einer Treppe, die außen am Vorderhaus herabführte, und von deren Vorhandensein Marianne nichts wußte, ein Mensch herabkam, der einen Kranz trug. Es war ein großer Kranz aus irgendwelchen immergrünen Blättern, und an seinem mächtigeren Ende schwankten Palmenwedel.

Marianne geriet in ein leichtes Staunen, denn es war ihr nicht bekannt, daß im Vorderhaus jemand gestorben sei, und dieser Kranz war ein Grabkranz. Der Mann trug seine Last in den Hof hinein, machte dann eine scharfe Wendung und kehrte sich dem Haustor zu. Er durchschritt es und ging fort, aber nicht nach rechts oder links auf den Gehsteig längs der Häuser, sondern geradeaus, und Marianne sah jetzt, daß die Straße nicht am Hause vorbei, sondern gerade von seiner Einfahrt fort in die Unendlichkeit verlief.

Während sich Marianne zurechtlegte, daß dies wohl mit den neuen Stadterweiterungsplänen zusammenhängen müsse, kam ein zweiter Mann mit einem Grabkranz und ein dritter hinterdrein, ein vierter folgte, und sie entdeckte, daß alle diese Männer aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes stiegen. Denn diese Treppe an der Außenwand war mit dem Innern des Hauses nicht etwa durch eine Tür verbunden, sondern die Männer mußten über die Brüstung eines Fensters steigen, um auf die Stufen zu gelangen.

Alle schritten sie bis in die Mitte des Hofes, machten dort die scharfe, fast militärische Wendung und gingen durch die Einfahrt fort. Es war schon eine Menge von Männern mit Kränzen auf der Straße, aber die vordersten verschwanden nicht etwa, sondern wurden nur immer kleiner, ohne sich ganz aus dem Sehbereich zu verlieren.

Marianne schloß sich ihnen an und war plötzlich in einem dichten Gedränge von schwarzgekleideten Menschen. Es waren fast durchweg Frauen mit schwarzen Hüten und Trauerschleiern, und einige Gesichter kamen ihr so beängstigend nahe, daß sie die von Tränen gerötete Bindehaut der Augen, die geschwollenen Drüsen und die angequollenen Lider sehen konnte.

Jemand drückte ihr etwas in die Hand, und sie sah Herrn Franz Firmkranz neben sich, der mit einem höflichen Gruß den Hut zog. Das Ding in ihren Fingern fühlte sich wie das niedliche Abbild des Völkerschlachtdenkmals an, aber als sie erfreut die Faust hob, sah sie, daß sie das wohlbekannte Perlmutterkästchen in der Hand hielt, in dem der Großvater seinen eingeschnurrten Finger verwahrte.

Indessen zog der schwarze Strom der Menschen an ihr vorbei, und Marianne, die da vorne etwas zu tun hatte, wollte mit ihm gehen, aber sie bemühte sich vergebens, Schritt zu halten. Ihre Beine bewegten sich, wie abgeschliffene Zahnräder, ohne einzugreifen. Sie brachte den Weg nicht hinter sich, die Menschen neben ihr kamen vorwärts, immer neue Menschen quollen von hinten heran und drängten vorbei, während sie in der Mitte stak wie ein Stein im Bachbett. Sie bewegte die Beine, aber machtlos, und mit einemmal bemerkte sie, daß sie um ein gutes Stück kürzer war als die anderen Menschen. Die Köpfe der Nachbarn waren so hoch über dem ihren, daß sie zu ihnen hinaufschauen mußte, und manchmal war es wirklich, als müßte diese Flut von Menschen über ihr zusammenschlagen.

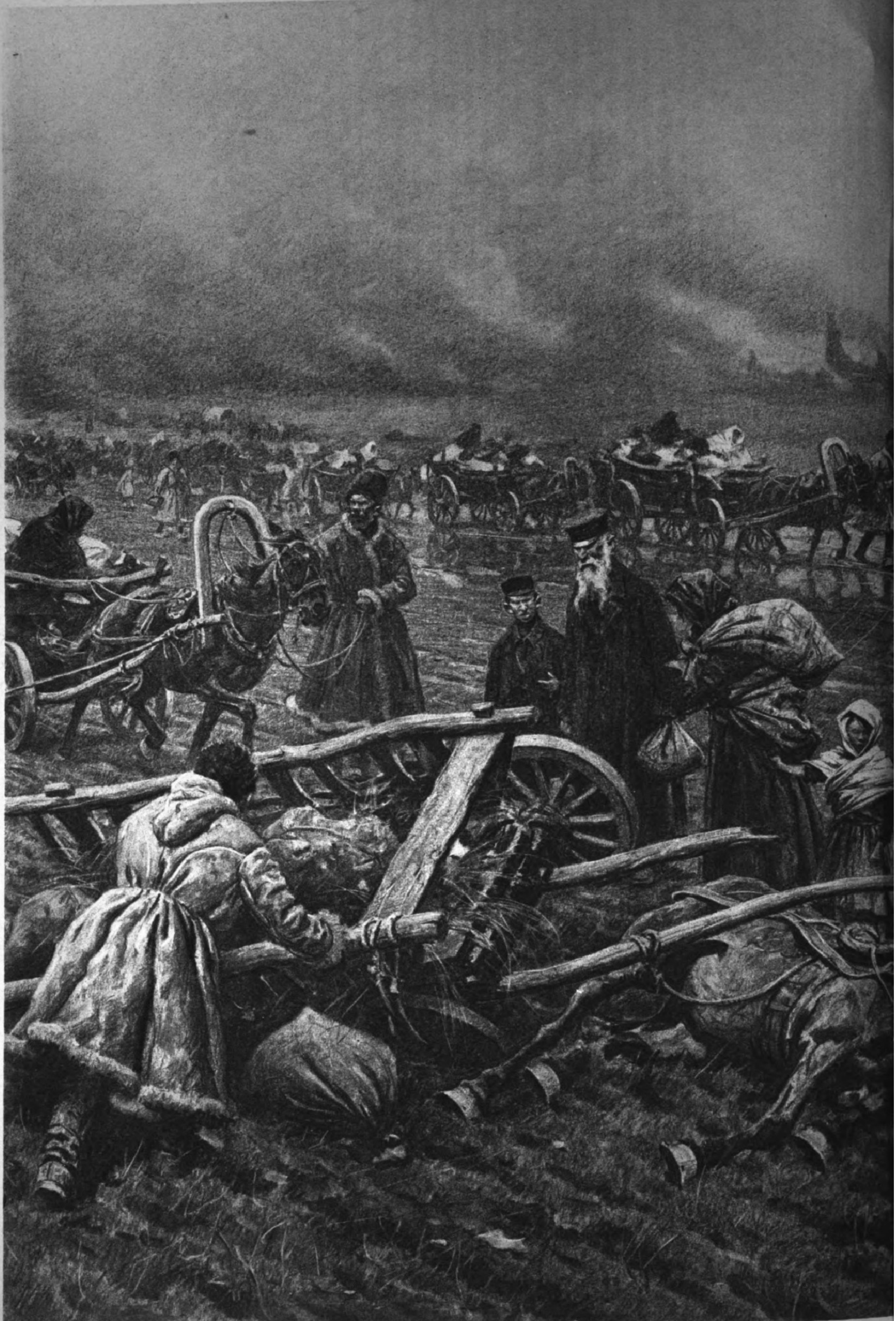
Sie blickte nun an sich hinunter und sah, daß sie bis zu den Knien in einer Art von grünem Schlamm stak, in dem sie allein versank, während die anderen mühelos über ihn hinwegschritten.

Über dem schmerzhaften und angstvollen Bestreben, sich aus ihm zu befreien, erwachte sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

An ein paar schönen Novembertagen wanderten sie in die Vogesen hinein, Jean Baptiste Götterle, der Maler, Valentin Kmoch, der Dichter, und Ludwig Neuner, der Bewunderer.

Von Jean Baptiste Götterle verzeichneten es die Pariser Zeitungen mit dem innigsten Behagen, daß diesem durchaus gut französisch gesinnten Künstler die Würzburger Monumentalaufgabe zugefallen sei; ein Beweis dafür, daß es Deutschland an Meistern fehle, die wahrhaft großen Aufgaben gewachsen seien, da sie doch sonst wohl nicht gerade Monsieur Götterle



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Russische Flüchtlinge auf dem Marsch nach Osten.



ner Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Hugo Ungewitter.

gewählt hätten, dessen anderes Gesicht nur ein spöttisches Lächeln über Deutschland wäre.

Diese Wendung bezog sich darauf, daß sich Monsieur Götterles Kunst wirklich in zwei Gestalten zeigte: in der monumentalen, vor der Deutschland in Ehrfurcht erschauerte, und in der satirischen, die sich mit spitzem Stift in den Pariser Witzblättern austobte. Götterles Begabung war so groß, daß er zwei feindliche Nationen zugleich mit Kunst versorgen konnte die Deutschen mit den gigantischen Fresken, mit der heroischen Überwelt seiner Pathetik, die Franzosen mit dem wirren, boshaften Gekräusel seines Esprits. Er machte sich gar nichts daraus, den einen als ein neuer Michel Angelo zu gelten, während er von den anderen als ein Nachfolger Daumiers angesehen wurde.

Den Aufstieg seines Ruhmes in Deutschland begleitete er mit einem Mückengeschwirr seiner phantastischen, giftgetränkten Zeichnungen, die in den französischen Witzblättern allwöchentlich ein gespießtes, gerupftes, gebratenes Deutschland vorsetzten, eine Sammlung von besonders lächerlichen Exemplaren dieses noch halb tierischen Barbarenvolkes. Immerhin war es ein prickelnder Reiz, sich bisweilen auszumalen, wie sich dieses Volk vor den Werken Götterles anzusammeln begann, wie sich die Kritiker vor seinen Bildern drängten, wie die Kunstzeitschriften sich eingehend mit dem Wesen seiner Kunst beschäftigten, wobei sie es niemals versäumten, hervorzuheben, daß dieser jugendliche Meister es auch nicht verschmähe, sich als Zeichner und Graphiker auszusprechen, in Blättern, deren liebenswürdiger Spott sich gegen Deutschland richte.

Von den Pariser Blättern, die solche und ähnliche Betrachtungen anstellten, führte Götterle stets einige in seiner Brusttasche mit, um sie in Gesprächspausen als Anregung zu neuen Themen einschieben zu können. Irgendwelche Bedenken über sein Spiel kamen ihm niemals, er war in seiner Art ein ehrlicher Mann, er spielte ganz offen seine Liebe und seinen Haß aus, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Deutschland ihm sein Wesen übelnehmen könnte. Neben seiner Eitelkeit, die auch durch deutsche Erfolge erfreut war, stand seine unerschütterliche Überzeugung, daß dieses Land des Militärdespotismus, der plumpen Bärenhäuterei, der Jägerhemden und Zugstiefeletten, des Kaisers Wilhelm und der Kriegervereine eben dazu da sei, sich verlachen zu lassen. Er verhielt sich zu den Deutschen ebenso wie die Indianer zu den Büffeln und später die Engländer zu den Indianern. Er glaubte eine Gerechtigkeit auf den Jagdgründen Deutschlands zu haben, und er hätte, wenn Deutschland sich etwa zur Wehr gesetzt hatte, nicht anders dreingesehen wie die Indianer, wenn die Büffel eines Tages erklärt hätten, sie wollten sich nicht mehr jagen lassen.

Sein Freund Valentin Kmoch, der Dichter aus Berlin zwischen zwei und sechs Uhr morgens, wußte sich eins mit ihm in der innigen Liebe zur französischen Erde. Vor Jahren aus irgendeiner östlichen Gegend in Berlin eingewandert, war er sehr rasch berühmt geworden; durch eine Sammlung erotischer Gedichte, die der Staatsanwalt dem deutschen Leser vorenthalten wollte, die aber nach dem Urteil einiger staatlich anerkannter Oberrichter nur eine Veredlung des heiklen Themas durch unanfechtbar künstlerische Behandlung darstellten.

Immer auf der Suche nach Neuheiten, machte Valentin Kmoch den Zug nach Westen mit, sah Paris und überzeugte sich davon, daß nur von einer Durchdringung mit dem Parfüm Frankreichs der deutschen Literatur Erneuerung und Heil entstehen könnte. Er nannte Paris den Weltschwarm oder auch seinen rosigen Kindheitstraum, obzwar anzunehmen ist, daß ihm in der baufälligen Baracke seines Vaters, des Alteisenhändlers Kmoch, wohl kaum ausgerechnet Paris als Zukunftsziel vor Augen gestanden haben mochte.

Sein Musterlager enthielt stets nur das Allerneueste, und als seine Landsleute in ihrer Schwerfälligkeit erst bei Romain Rolland angekommen waren, war er ihnen wieder weit voraus und schwang sein Weihrauchfäßchen schon vor Eustache Grandvilliers, dem Poeten des Vibrionismus.

Zwischen diesen beiden Männern, deren Namen schon langsam aus den Kreisen der Eingeweihten in die große Öffentlichkeit zu dringen begannen, war Ludwig Neuners Bedeutung schattenhaft. Er war angenehm als Bewunderer, als transportabler Resonanzboden, als stets vorhandenes Publikum. Und es entsprach durchaus seiner Stellung, daß er als ein geschickter Photograph von Geschmack und Kunstverstand dazu ausersehen war, seine Freunde in tausendundein Momenten ihres Daseins festzuhalten.

Ihre Vogesenwanderung führte die Freunde im Tale der Doller aufwärts.

Als sie den Kamm des Gebirges erreichten und die Grenze überschritten, gebot Götterle Halt, umarmte den ersten französischen Baum, warf sich auf den Boden und küßte die Erde, indem er ein Mal über das andere ausrief: „Heiliges Land."

Vom Gipfel des Welschen Belchens zeigte der Maler auf Belfort hinab: „Das war eine Stunde, in der Frankreichs Schutzengel dem Briganten Bismarck den Sinn verwirrte, als er uns Belfort ließ. Da unten müssen sie sich, wenn's wieder einmal losgeht, die Dickschädel einrennen."

Sie wanderten weiter, immer den Kamm entlang. Einmal glaubte Valentin Kmoch es dem Maler nachtun zu müssen und hielt eine Ansprache an die sinkende Sonne: sie gehe hinter Frankreich unter, um sich im Geiste der Klarheit und der Grazie dieses Landes von den Dünsten der Schwere reinzubaden, die sie auf ihrer Wanderung über die deutschen Länder habe aufnehmen müssen. Darum komme sie so erfrischt und jugendlich des Morgens zum Vorschein und sinke am Abend so müde und erschlafft hinab!

Ein anderesmal sahen sie auf einer fernen Höhe, ganz fein und klein, eine Patrouille französischer Grenzjäger stehen, und der Maler begann sogleich zu laufen, als würde er von einer unwiderstehlichen Begeisterung fortgerissen, und als wäre es möglich, sie zu erreichen.

Zwischendurch wurde Ludwig Neuner angehalten, die wichtigsten Augenblicke auf seine Platten zu nehmen. Bald den Maler, bald den Dichter, an einen Grenzpfahl gelehnt, träumerisch nach Westen starrend, bald beide zusammen, und zur Belohnung durfte er sich auch einmal zu ihnen gesellen und seinen Fernauslöser spielen lassen.

Der frühe Ausbruch der Dämmerung drängte sie in die Täler zu den französischen Dörfern, die im Abendlicht hell und heiter dastanden, in der freundlichen Zuvorkommenheit, die ihres Volkes schönes Erbteil ist. Je dunkler es wurde, desto mehr duckten sie sich in die Waldfalten wie Vögel in die Höhlung einer Hand. Valentin Kmoch glaubte wirklich hier eine viel dünnere Luft zu spüren, eine leichter trinkbare Luft, die Schäumen in die Seele brachte. Ganz anders als jenseits des Kammes, auf der deutschen Seite, wo etwas Dumpfiges und Drückendes war. Hier wehte der Hauch von Paris heran, diese mit Tausenden von Entladungen unaufhörlich durchzitterte Atmosphäre, diese verflüchtigte Essenz der Kultur, dieser Golfstrom der Seelen, auf Hunderte von Kilometern noch fühlbar. Was bei Valentin Kmoch zuerst nur die Gebärde eines Ästheten war, wuchs ihm auf dieser Wanderung, im ständigen Zusammensein mit Götterle, diesem Apostel, diesem ekstatisch Überzeugten, gänzlich ins Wesen.

Er sagte, Paris könnte man lieben wie eine Frau, Berlin höchstens wie eine Dirne, und Götterle umarmte ihn.

Er sagte, in Frankreich hätte der letzte Concierge mehr Haltung und wirkliche, innere Würde als in Deutschland ein Minister, und Götterle schrie vor Vergnügen.

Er sagte, in Frankreich mache der Mensch den Beamten, in Deutschland der Beamte den Menschen, und Götterle küßte ihn.

Ludwig Neuner aber ging beiseite und trug jeden dieser Aussprüche in ein Büchlein ein, das, mit der Aufschrift „Zeitgenossen" versehen, immer in seiner Brusttasche steckte. Er hatte den Ehrgeiz, als eine Art Eckermann der Nachwelt die Äußerungen seiner Helden getreu zu überliefern, indem er dabei eine dunkle börsenmäßige Vorstellung von dem Wertzuwachs hatte, den seine Aufzeichnungen mit dem Anstieg seiner Freunde erfahren würden.

Sie saßen abends mit Waldhütern und Gendarmen in den Schenken und fragten immer wieder, wann sie denn endlich einmal den französischen Armeen den Weg durch die Vogesenpässe zeigen würden, ins entwendete Frankreich hinein, dem Rhein entgegen. Die meisten meinten, es sei nicht daran zu denken, daß Frankreich Krieg beginne, und es sei besser so, einige aber glaubten, sie müßten den Fremden zum Dank dafür, daß sie freigehalten würden, recht kriegerische Stimmung zeigen, schlugen auf die Tische, bliesen die Schnauzbärte von sich und machten menschenfresserische Augen. Und einer, ein sehr klug aussehender junger Bursche, der vom Reitknecht eines royalistischen Grafen zum Zollwächter geworden war, wies ihnen eines Abends eine Postkarte, ein buntes Blättchen, das die Aufteilung Deutschlands nach dem Sinn der Patrioten zeigte. Den westlichen Teil bekam nach dem Landkartenmann Frankreich, Rußland erhielt den ganzen Osten mit Berlin, auch England fiel ein tüchtiger Brocken zu, der von der Nordseeküste bis ins Herz Deutschlands hinabhing. Und auch an Österreich war etwas gegeben: Bayern, als Judaslohn dafür, daß es im letzten Augenblick Deutschland verraten würde. Nur ein winziges Ländlein inmitten des einstigen großen Reiches hatte den Namen der untergegangenen Herrlichkeit bewahrt. Es stak im Ganzen wie die Bohne im Kuchen. Thüringen mit Weimar, und so sollte dargetan werden, daß die französische Kulturnation damit Ernst zu machen wünschte, daß zwar das Deutschland Bismarcks vernichtet, aber das Goethes erhalten werden müßte.

Jean Baptiste Götterle geriet über diese Karte in einen Freudentaumel.

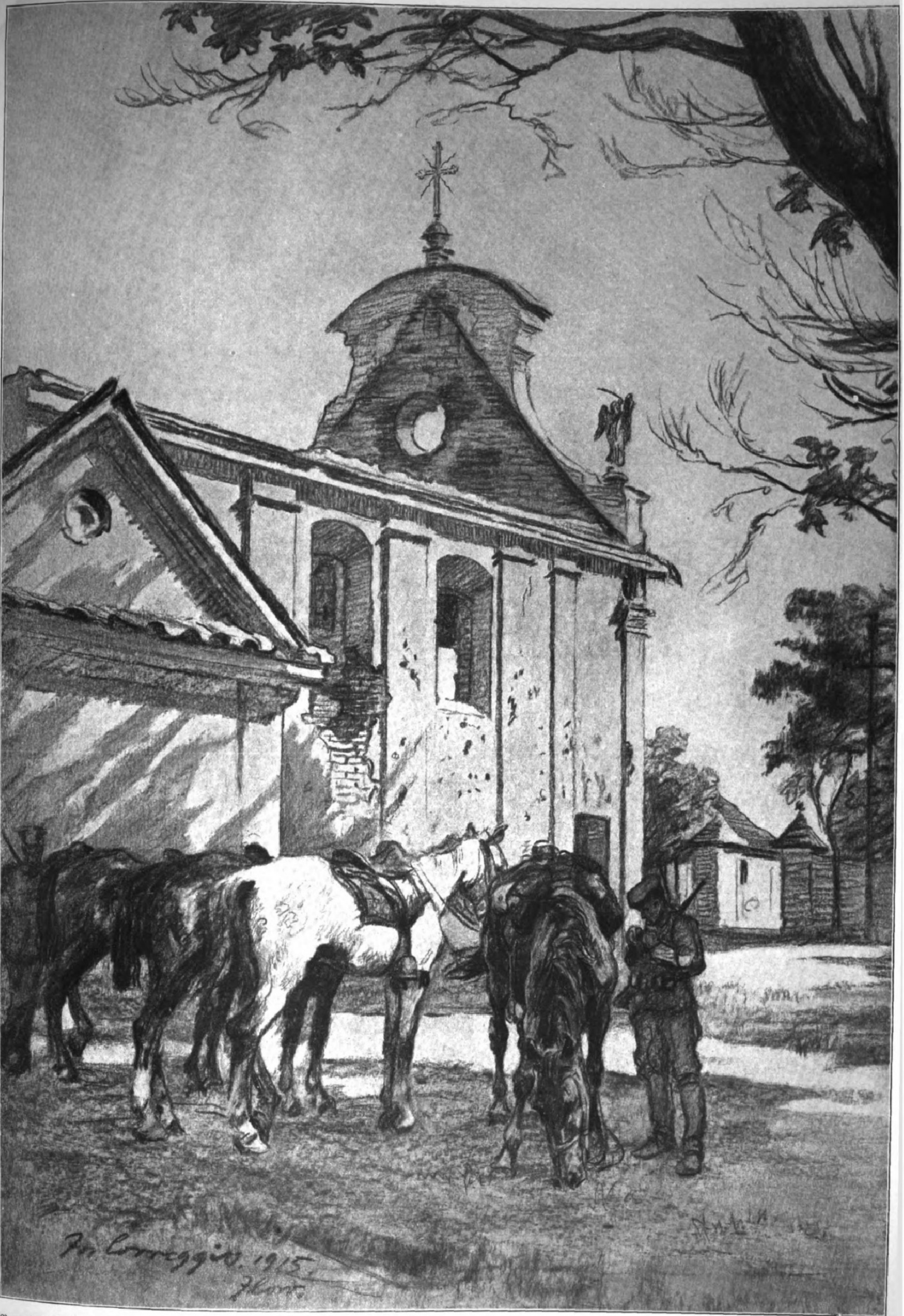
Solche Karten gab es unten in Belfort, oder vielmehr, es hatte sie gegeben, denn sie wären so reißend abgegangen, daß der Zollwächter nur gerade eine der letzten noch erwischt hätte. Götterle bat inständig um dieses Dokument patriotischer Gesinnung, und es gelang ihm, es von seinem Besitzer, der es selbst sehr schätzte, um fünf Franken zu erwerben. Der Kauf des kostbaren Blättchens verzückte den Maler, der Abend ertrank in Wein. Der Zollwächter wünschte jeder der zwanzig Postkarten, die er noch besaß, einen solchen Käufer.

Am fünften Tag war die Luft über den Vogesen zu dicker Milch geronnen, der ganze Wald roch nach Waschküche, immer mehr Grau in den weißen Dampf gemischt, und dann begann ein breiter, aus dem vollen kommender Regen.

Die Wanderer beeilten sich, nach Mülhausen zurückzugelangen; aber das Beisammensein war so hübsch gewesen, daß sie es noch nicht zu beenden gedachten und, übermütig wie Scholaren, ihre Kneipe aufsuchten. Sie hieß „Zur Madame Pompadour" und war wie die Seele dieser Frau in zwei Räume geteilt, einen männiglich bekannten und einen den Eingeweihten vorbehaltenen. Der vordere war als Singspielhalle eingerichtet und versuchte mit Chanteusen, Diseusen, Exzentriks, Negerkomikern und einem echten Montmartrepoeten so pariserisch wie nur möglich auf Mülhausen zu wirken. Die Chanteusen kreischten und lüpften ihre Röckchen, die Exzentriks trieben einander funkelnde Beile in die Schädel und bohrten einander Korkzieher in den Bauch, deren Spitze hinten wieder herauskam, der Negerkomiker, ein ehemaliger, ausgedienter Senegalschütze, wie das Plakat verriet, grinste seine Brutalitäten herab, der Montmartrepoet soff Absinth und lallte seine Gedichte, mit denen er weit über Baudelaire hinausgelangt zu sein behauptete.

Das war vorne; hinten aber gab es neben einigen Sonderräumen, in denen die Chanteusen und Diseusen gutgelaunten älteren Herren schlechte Weine aufnötigten, noch eine kleine Stube im alten elsässischen Stil, den Versammlungsort einer kleinen Gemeinde von Patrioten.

Götterle und Valentin Kmoch wählten in ihrem heftigen, durch die Wanderung erhöhten Lebensgefühl nicht den bescheidenen hinteren Eingang zur Weinstube, sondern durchschritten lärmend und selbstbewußt die Singspielhalle der ganzen Länge nach. Jean Baptiste warf der Chanteuse, die eben auf dem Podium kirschrote Strümpfe enthüllte, eine Kußhand zu, legte vor dem Poeten, der stumpfsinnig an einem kleinen Tischchen vor der Bühne saß, die Hand zu militärischem Gruß an die Stirne und machte dem jungen Kohlmeis, der natürlich auch heute wieder da war, eine höhnische Fratze.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Durch Granatfeuer zerstörte katholische Kirche in Ilow. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem zum östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Josef Correggio.

Immer war er da, jeden Abend, dieser Mensch, und Mademoiselle Vauban, die „Goldfliege", die im goldfarbenen Trikot den Männern den Verstand wegsummste, hielt ihm fest die kleinen, gierigen Hände in der Tasche.

Ludwig Neuner ging hinter den Freunden und raffte auf, was an Bewunderung für ihn abfiel.

Helene, die Kellnerin, die sich durch Rockgewedel um die strammen Waden, durch ein Flügelhäubchen und insbesondere durch ein französisches Schleifchen auf dem schwarzummiederten Busen als Tochter des verlorenen Elsaß bekannte, empfing die Freunde etwas ungehalten: fünf Tage waren sie fortgewesen, und nicht eine einzige Ansichtskarte hatten sie gesandt. Dann wandte sie sich wieder dem Hallo zu, das mitten im Stübchen unter den verräucherten, warmbraunen Deckenbalken stattfand.

Die Stammgäste der Kneipe, leichtherzige Burschen, ihrem Beruf nach Beamte bei Rechtsanwälten, Redakteure, junge Ärzte und Sprachlehrer, hatten einen kleinen Japs eingefangen, einen von den gelben Kerlen, die mit Götzen und fratzenhaftem Schnörkelzeug aus Speckstein nachts in den Wirtshäusern die Tische entlang lächeln. Sie hatten das flachbrüstige armselige Kerlchen auf einen Stuhl gestellt, und da stand er nun, wie ein lungenkranker Affe, während sich seine Jäger an den Händen faßten und in einer Art Carmagnole um ihn herumtanzten. In der Singspielhalle vorne ließ sich der Mülhausener Bürger und Kavalier vom französischen Charme umwerben und durchglühen, von der Pikanterie und Grazie der Königin der Welt umstricken; hier hinten im Echten und Eigentlichen war die Vollflut romanischen Temperaments losgelassen, in den heißen Köpfen und Herzen derer, die eine Beimischung deutschen Blutes durch die Siedehitze der französischen Bestandteile wettzumachen hatten, etwa wie Hausfrauen die schädlichen Schimmelpilze in ihrem Eingemachten durch ein Aufkochen des Ganzen vernichten.

Götterle, Valentin Kmoch und Neuner sprangen, nachdem sie ihre regenschweren Mäntel abgeworfen hatten, in der Carmagnole mit. In einer Ecke jonglierten ein Redakteur und ein Arzt mit Aschenschalen, kleinen Buddhas und liegenden Büffeln aus Speckstein.

Der Japs auf dem Stuhl zog den Unterleib ein, grinste geschäftsklug und hob alle Augenblicke die gehöhlte Hand zum Mund, wie ein Taschenspieler, der vor den Augen des Publikums Billardbälle verschluckt. Und wirklich sah man nach jeder solchen Handbewegung einen großen Knollen durch seine Speiseröhre gleiten, man konnte den Weg dieses vorgespielten Billardballes verfolgen, bis er hinter den eingezogenen Magenwänden verschwand. Offenbar hatte sich der Asiate in seine Lage gefunden und versuchte nun, auf seine Weise zur Heiterkeit beizutragen.

Der bunte, dreifarbige Schmetterling auf Helenes schwarzumsamtetem Busen zitterte und hüpfte unter den Stößen ihres Lachens, als könnte er sich jeden Augenblick losmachen und als ein lebendiges Flügelding im Raum umherschwirren.

Jean Baptiste schlüpfte aus dem Kreis. Er hatte an einem Wandhaken eine illustrierte Zeitung entdeckt, deren erste Seite das Bild des Völkerschlachtdenkmals zeigte.

„Laßt doch den Schimpansen!" rief er, indem er den Japaner vom Sessel stieß und seinen Platz einnahm. „Brüder, laßt die Japaner laufen, wenden wir uns lieber der anderen Kulturnation zu, die unser Nachbar ist. Was sehen wir hier?"

Er hatte die Zeitschrift aus dem Rahmen gelöst, das erste Blatt abgetrennt und hielt es nun hoch vor sein Gesicht, indem er sich mit ihm wie der Priester mit seiner Monstranz am Altar drehte.

„Was sehen wir hier? Wir sehen das Denkmal Deutschlands. Der Geist dieser Nation von Barbaren ist in diesen Stein gefahren, er hat ihn vollkommen erfüllt. Was dieses Denkmal darstellt, das ist Deutschlands Geist, dieser Geist der Plumpheit, Schwerfälligkeit, Vierschrötigkeit. Welche Melodie klingt aus diesen Massen? Keine als die des Säbelrasselns. Welche Linien zeigen sie uns? Keine als die der Sklaverei, der Unterdrückung. Gegen diesen Backofen, diesen Maßkrug, diesen Moloch ist der Eiffelturm in Paris ein Denkmal hoher, reiner Kunst. Wie es dasteht, seht es euch an, als möchte es alles in den Boden stampfen, und keine Gefälligkeit, kein Zug von Form und Takt versöhnt uns mit dem Ausdruck brutaler Macht. Wir wollen unser Urteil aussprechen, wir wollen es vernichten, der Zerstörung preisgeben, im Bilde wenigstens, da wir es in der Wirklichkeit nicht tun können. Und wenn die Flammen an ihm hinanzüngeln, so wollen wir mit Wunschgewalt innig und grimmig wünschen, daß ebenso die Flammen einst über dem Reich zusammenschlagen mögen, diesem Deutschland der Kriegervereine und der Sittlichkeitsapostel."

Schon flammte ein Streichholz, und unter dem Jubelgetümmel der Gesellschaft fraß es blau und gelb das Bild hinein, qualmte und sengte Götterle an seine begnadeten Finger. Aber er hielt fest, bis nur ein kleines Endchen Papier noch übrig und das andere in gekrümmte Aschenlocken zerfallen war, die vom Springtanz der jungen Leute durch die Luft getrieben wurden.

Mademoiselle Vauban sah in die Stube, schlug die Hände zusammen und lachte. Der Maler wollte sie hereinziehen, aber sie hatte keine Zeit, sie war vom jungen Kohlmeis eingeladen.

„Wie jeden Abend," seufzte sie, „er hängt mir schon zum Halse heraus."

„Sehr gut," schrie Jean Baptiste, „nur gut so. Rupf' ihm die Flügel aus, meine Liebe, rupf' ihn nur gehörig, er soll daran glauben müssen. Bohr' einen Tunnel durch den väterlichen Geldsack, zapf' ihn an, laß ihn ausrinnen, es ist eine patriotische Tat, diesem Preußen so viel abzunehmen, daß ihm schwarz vor den Augen wird. Geh! Geh, mein Kind! Nimm meinen Segen."

Die Nacht wurde immer wilder, Wein troff über die Stunden, Götterle zeigte seine Fertigkeit als Kunstpfeifer. Er vermochte viele Vogelstimmen nachzuahmen, pfiff wie eine Flöte, wie eine Klarinette, wie ein Dudelsack, wie eine geängstigte Maus. Zuletzt ließ er ein besonders mißtöniges Geschrill hören und behauptete, das sei der Gesang der Kohlmeisen, wenn sie gerupft würden.

Nach Mitternacht tanzte er mit Helene auf zwei zusammengeschobenen Tischen Tango. Valentin Kmoch saß in einer Ecke und dichtete; in seinem aufgewühlten Hirn drängten sich die großen Bilder und Eindrücke des eigentlichen Lebens.

Fünftes Kapitel.

Was Frau Frieda Supp anlangte, so war sie mit ihrem Gatten in mancher Hinsicht keineswegs einverstanden.

Vor allem deshalb nicht, weil er nicht zu bewegen war, dem äußeren Menschen jene Sorgfalt zuzuwenden, die seiner und ihrer Stellung entsprach. Man mußte von den Damen der Bankbeamten, mit denen einen jeder Mittwoch Nachmittag um fünf im Damensalon des Café International zusammenführte, so manches zugespitzte Wörtchen anhören. Man erhielt so manchmal einen Bolzen ins Herz, daß es sich zusammenkrampfte.

Man mußte es als liebenswürdig vorgetragene Selbstverständlichkeit entgegennehmen, daß Kleider Leute machten, daß man verpflichtet sei, doch ein wenig mit der Mode zu gehen. Frau Frieda hielt unter Tränen auf ihrem hübschen Gesichtchen ein Lächeln fest und behauptete, sie sei für Einfachheit und Sparsamkeit. In diesen teuren Zeiten müsse man sich nach der Decke strecken. Darauf pflegten die Damen einander anzusehen: bei manchen Leuten sei die Decke recht bequem, und sie zögen doch die Beine ein.

Wenn dann Frau Frieda nach Hause kam, stellte sie sich vor den Spiegel, und vor Bedauern über sich selbst flossen die Tränen reichlich über ihre runden Wangen. In armseligen Fähnchen, nach einer Mode vor drei Jahren mußte sie herumlaufen, während ihr der Spiegel sagte, daß sie allen Anspruch erheben könnte, mit der Mode von heute zu gehen. Sie würde wohl auch dem besten Kleid keine Schande machen.

Bisweilen trug sie ihr volles Herz vor den Gatten und öffnete es zaghaft, daß all die lieben, scheuen Frauenwünsche daraus hervorkamen und bittend einhergingen. Dann sah sie immer dasselbe Erstarren seiner Mienen, das Erfrieren seiner Pupillen und dieses Herabsinken eines Vorhangs gleichsam vor seinem inneren Menschen. War ein Schein von Gleichmut oder Zufriedenheit in seinem Gesicht gewesen, so wich er in solchen Stunden vor den äußeren Spiegellichtern eines tiefen Zerfalls.

Frau Friedas Liebe besaß keine Spürkraft, ihr Leben war mit dem ihres Gatten verwachsen, aber nur so, wie zwei nahe Bäume verwachsen können, daß die Rinde gemeinsam wird, während die Kerne getrennt bleiben, jeder mit seiner eigenen Wurzelbildung und dem Pumpen- und Leitungsbau seiner Kanäle und Zellen. Sie spürte in dem Nachbarleben einen fremden Saft auf- und niedersteigen, aber sie scheute sich, seine Zusammensetzung und seine Triebkraft zu erforschen, indem sie sich von vornherein sagte, daß sie doch nichts davon verstände.

In behaglichen Verhältnissen wäre sie eine muntere kleine Frau geblieben, ein hübscher Singvogel; so wurde sie nun mit der Zeit gedrückt, weil sie immer hinter anderen Frauen zurückstehen mußte, und mißtrauisch gegen ihren Mann, weil sie schließlich glaubte, es wäre seine Absicht, sie nicht an sich heranzulassen.

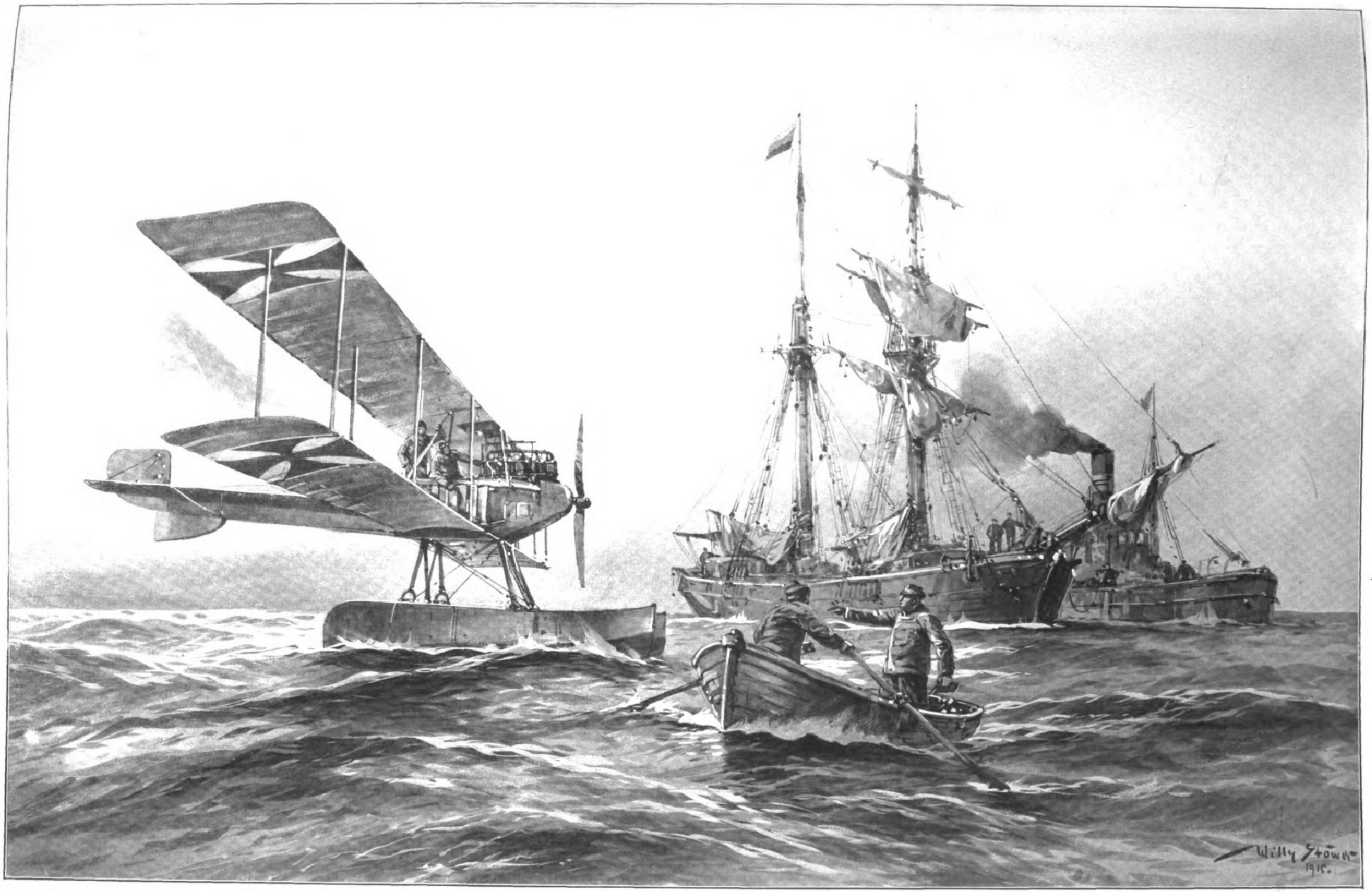
Immer häufiger endeten die Auftritte mit Weinkrämpfen und Vorwürfen. „Wohin kommt denn das Geld eigentlich," gewöhnte sie sich an, dann immer zu fragen, „was tust du mit dem vielen Geld, wenn du uns immer nur am Notwendigsten hältst? Wie muß ich herumgehen, wie läßt du die Kinder laufen? Wie siehst du selbst aus? Bei einem Mann kann man immer noch glauben, er sei ein Sonderling. Es gibt aber keine Frauen, die Sonderlinge sein dürfen, ausgenommen, sie sind alt und häßlich."

Auf diese Vorstellungen murmelte Matthias immer etwas von Übermut, und man dürfe Gott nicht versuchen, man müsse sich klein machen; aber darin fand Frau Frieda keine zureichende Antwort. Wie hing Gott damit zusammen, daß sie ein neues Kleid brauchte, um sich neben der Frau Hauptkassier und der Frau Oberbuchhalter sehen lassen zu können? War das eine Sünde, wenn sie anstatt des unmöglich gewordenen alten Sofas ein neues haben wollte? War das ein Luxus, und hieß das, die strafende Gerechtigkeit herauszufordern, wenn sie für Erika einen neuen Wintermantel mit einem kleinen, ganz kleinen Pelzkragen wünschte? Und die stete Angst vor Gott und seiner Vergeltung erinnerte sie an Matthias' Großvater, den alten Oberjägermeister in Bautzen, der am Ende seiner Tage in eine Art religiösen Wahn verfallen und endlich mit Psalmensingen, Händeringen und Bußetun sanft verblödet war.

Da war es schließlich immer noch besser, zu glauben, irgendwie müßte dieses Wesen mit den rätselhaften Dingen zusammenhängen, die Matthias in seinem Mansardenzimmer betrieb. Es war kein Blaubartgeheimnis, dessen war Frau Frieda sicher, nichts von Frauen verbarg sich dort oben, sie erriet, daß es irgenwie ums Malen ging. Manchmal deuteten Farbspuren an Matthias' Fingern und ein Öl- und Terpentingeruch in seinen Kleidern darauf hin. Seitdem Matthias — vor Jahren schon — sein Malen öffentlich eingestellt hatte, betrieb er es dort oben heimlich. Manchmal ging er wochenlang nicht hinauf, und das waren dann zumeist Zeiten tiefer Betrübnis; manchmal aber malte er sich wieder viele Tage hintereinander in jeder freien Stunde immer mehr ins Heiter-Stolze hinein, in eine Wiederkehr des früheren Matthias, bis ihn wieder ein innerer Sturm die Treppe hinabfegte und in seine tiefe Zerknirschung und Bangigkeit warf.

Das Betreten des Mansardenzimmers war Frau Frieda strengstens verboten. Sie machte bisweilen den Versuch, ihren Gatten bei seinem Treiben zu belauschen, schlich über knisternde Treppen hinan und legte das Auge an das Schlüsselloch. Sie hörte wohl allerlei Geräusche, das Rücken von Holzbeinen über den Boden, ein Murmeln, wohl auch ein Seufzen, aber sie konnte keinen Strahl sehen, denn von innen hing ein Tuch über die Türklinke.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Unsere Marine im Weltkrieg: Ein deutsches Wasserflugzeug bringt im Rigaischen Meerbusen einen russischen Schoner auf. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Willy Stöwer.



Der im deutschen Heeresbericht vom 10 Oktober rühmend genannte Fliegerleutnant Immelmann, der bereits fünf feindliche Flugzeuge, darunter einen englischen Kampfdoppeldecker aus 4000 m Höhe, zum Absturz gebracht hat.



Der mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnete Kapitänleutnant Hersing, der mit seinem Unterseeboot von Wilhelmshaven nach Konstantinopel gefahren ist und vor den Dardanellen die englischen Schlachtschiffe „Triumph" und „Majestic" vernichtet hat. (Hofphot. Urbahns, Kiel.)



Der im deutschen Heeresbericht vom 17. Oktober rühmend genannte Fliegerleutnant Boelke, der innerhalb kurzer Zeit fünf feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht hat.

Kriegschronik.

(Fortsetzung von S. 564.)

7. Oktober 1915.

Die französische Offensive in der Champagne nahm ihren Fortgang. Nach starkem, nach und nach bis zu äußerster Heftigkeit gesteigertem Artilleriefeuer setzten gestern mit Tagesgrauen die Angriffe wieder ein. Nordwestlich Souain brachen unter schwersten Verlusten und Einbuße von 2 Offizieren, 180 Mann an Gefangenen sechs Massenangriffe der Franzosen zusammen. Westlich der Straße Somme-Py-Souain konnten in Richtung Ste.-Marie Teile von zwei neu eingetroffenen Divisionen an einer Stelle über unsere vorderste Linie vordringen; durch sofort einsetzenden Gegenangriff wurde der Feind wieder hinausgeworfen. 12 Offiziere, 29 Unteroffiziere, 550 Mann blieben als Gefangene in unserer Hand, 2 Maschinengewehre wurden erbeutet. Östlich der genannten Straße konnte der Feind bei seinen Massenangriffen keinen nennenswerten Erfolg erzielen. Gegen ein kleines Grabenstück östlich des Navarin-Gehöftes, in dem er sich halten konnte, ist der Gegenangriff im Gange. Nur bei und nördlich Tahure gelang es dem Feinde nach hin und her wogendem Gefecht, etwa 800 m Raum zu gewinnen. Der Angriff kam durch unsere Gegenangriffe zum Stehen. Die Versuche des Feindes, die Stellung nördlich und nordöstlich des Beauséjour-Gehöftes zu durchbrechen, scheiterten gänzlich. Wo der Feind bis in unsere Gräben vorstoßen konnte, wurde er niedergemacht oder gefangengenommen. Die Stellung ist restlos in unserem Besitz. 3 Offiziere, 300 Mann wurden als Gefangene abgeführt, 3 Maschinengewehre dem Feinde abgenommen. Einem heftigen, aber erfolglosen Angriff in den Morgenstunden gegen die Briqueterie-Stellung, nordwestlich von Ville-sur-Tourbe, folgten im Laufe des Tages nur schwächere Vorstöße, die abgewiesen oder durch Artilleriefeuer im Keime erstickt wurden.

Vor Dünaburg drangen unsere Truppen in 5 Kilometer Breite in die feindliche Stellung ein. Südlich des Dryswjaty-Sees wurde der Feind weiter zurückgedrängt. Eine attackierende russische Kavalleriebrigade wurde zusammengeschossen. Zwischen dem Boginskoje-See und der Gegend von Smorgon wiederholten die Russen ihre verlustreichen Durchbruchsversuche, die ohne Ausnahme, zum Teil nach Nahkampf, gescheitert sind. Es sind 11 Offiziere, 1300 Mann zu Gefangenen gemacht. Bei Raggasen (an der Rigaer Bucht) wurde ein russisches Torpedoboot durch unsere Landbatterien schwer beschädigt.

In den Kämpfen bei Czartorysk wurde der Feind aus den Waldungen westlich dieses Ortes geworfen.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen haben die Drina, die Save und die Donau an mehreren Stellen überschritten und auf dem östlichen Drina- und südlichen Save- und Donauufer festen Fuß gefaßt.

An der beßarabischen Grenze und bei Krzemieniec in Wolhynien wurden mehrere russische Angriffe abgewiesen. Nördlich von Dubno und an der Putilowka setzte der Feind an zahlreichen Punkten unter großem



Prinz Oskar von Preußen mit seiner Gemahlin Ina Marie Gräfin von Ruppin und ihrem am 12. Juli 1915 geborenen Sohne Oskar. (Hofphot. Selle & Kuntze [W. Niederastroth], Potsdam.)



Ausgraben einer 28-cm-Haubitze japanischer Herkunft in Grodno.



Japanische Munition für die in Grodno erbeuteten 28-cm-Mörser japanischer Herkunft.

Munitionsaufwand starke Kräfte zum Angriff an. Er wurde überall unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Stellenweise kam es zu einem erbitterten Handgemenge; so bei Olyka, wo den Russen die Linzer-Division in gewohnter Kaltblütigkeit entgegentrat. Etwa 800 Mann und mehrere Offiziere wurden gefangen. Nordöstlich von Kolki, beiderseits der von Sarny nach Kowel führenden Bahn, ist der Feind an einzelnen Stellen auf das Westufer des Styr übergegangen. Ein von österreichisch-ungarischen und deutschen Kräften geführter Gegenangriff schreitet erfolgreich fort. Österreichisch-ungarische Bataillone entrissen den Russen das zäh verteidigte Dorf Kulikowice am Styr, wobei 200 Gefangene eingebracht wurden.

Gegen den Nordteil der Hochfläche von Doberdò, bei Pesteano, versuchten Abteilungen eines Alpini-Mobilmilizregiments Angriffe. Dieses Unternehmen scheiterte vollständig.

Das neue griechische Kabinett ist folgendermaßen zusammengesetzt: Zaimis Ministerpräsident und Auswärtige Angelegenheiten, Gunaris Inneres, Dragumis Finanzen, Theotokis öffentlicher Unterricht und Volkswirtschaft, Rhallis Justiz und Verkehrswesen, General Yanakitsas Krieg, Admiral Kunduriotis Marine.



General der Infanterie v. Steuben,

der Führer eines Reservekorps, erhielt den Orden pour le mérite.

8. Oktober 1915.

Nach den vergeblichen Durchbruchsversuchen der Franzosen am 5. und 6. Oktober war der gestrige Tag in der Champagne verhältnismäßig ruhig. Das Grabenstück östlich des Navarin-Gehöfts, das die Franzosen noch besetzt hielten, wurde vormittags durch Gegenangriffe gesäubert, wobei einige Gefangene und zwei Maschinengewehre in unsere Hand fielen. Gegen Abend nahm das feindliche Artilleriefeuer wieder zu. Nachts kam es an einzelnen Stellen zu Infanterieangriffen, die sämtlich abgewiesen wurden. Bei einem erfolgreichen Vorstoß auf eine vorgeschobene feindliche Stellung südlich von Ste.-Marie-à-Py nahmen wir dem Feinde 6 Offiziere und 250 Mann Gefangene ab. Östlich der Argonnen bei Malancourt wurden mehrere feindliche Minenstollen durch Sprengung zerstört.

Russische Angriffe nördlich von Kosjany und südlich des Wisznïew-Sees sind abgeschlagen. Bei Newel und Omyt (südlich von Pinsk) sind russische Postierungen von uns vertrieben. Unser Angriff in der Gegend nordwestlich von Czartorysk macht Fortschritte. Die deutschen Truppen der Armee des Generals Grafen Bothmer wiesen mehrere russische Angriffe ab.

Der Übergang über die Drina, Save und Donau nimmt einen günstigen Verlauf. Südwestlich von Belgrad sind 4 Offiziere, 296 Mann zu Gefangenen gemacht und 2 Maschinengewehre erbeutet. Gegenüber von Ram fielen nach Kampf 3 Geschütze in unsere Hand.

Auf der Rückkehr von einem Aufklärungsflug im Rigaischen Meerbusen nordwestlich von Dünamünde sichtete eines unserer Wasserflugzeuge aus 1500 m Höhe einen Zweimaster-Schoner, der nach Dünamünde segelte und geschleppt wurde. Um die Nationalität des Schoners festzustellen, ging das Wasserflugzeug auf 100 m herab und ließ die Besatzung des Schoners durch Schüsse so einschüchtern, daß alle an Bord kamen und die Hände hochhoben. Es handelte sich um den russischen Schoner „Ila". Die Besatzung mußte den Schleppdampfer besteigen, der Schoner wurde von uns versenkt. Er hatte 80 bis 100 Tonnen Gehalt und Kohlen und Eisen an Bord. Es ist das erstemal, daß ein Wasserflugzeug einen Handelsdampfer aufgebracht hat. — An der ostgalizischen und wolhynischen Front blieben russische unter großem Kräfte- und Munitionsaufwand geführte Angriffe ohne Erfolg. An der beßarabischen Grenze auf den Höhen nördlich des Dnjestr und an der Strypa brachen die russischen Sturmkolonnen zusammen, ehe sie an die Hindernisse herankamen. Nordwestlich von Tarnopol drangen die Russen an zwei Stellen in die Schützengräben ein, wurden aber durch herbeieilende deutsche und österreichisch-ungarische Unterstützungen heute morgen wieder zurückgeschlagen. Ein ähnliches Geschick hatte der feindliche Angriff auf das nordwestlich von Krzemieniec liegende Dorf Sapanow, das gestern als Mittelpunkt erbitterter Kämpfe mehrmals den Besitzer wechselte, nun aber wieder fest in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen ist. Ebenso wurden südwestlich von Olyka überlegene russische Kräfte im Nahkampf zurückgeworfen, wobei sich das Infanterieregiment Nr. 89 und das Landwehr-Infanterieregiment Teschen Nr. 31 besonders hervortaten. Sehr heftig wurde auch südlich von Olyka gekämpft. Nördlich und nordöstlich von Kolki gewannen Gegenangriffe neuerlich Raum. Dem Feinde wurden die Dörfer Lisowo und Goluzia entrissen. Insgesamt wurden in den gestrigen und vorgestrigen Kämpfen auf wolhynischem Boden etwa 4000 Russen gefangengenommen. Der Gegner erlitt sehr große Verluste.

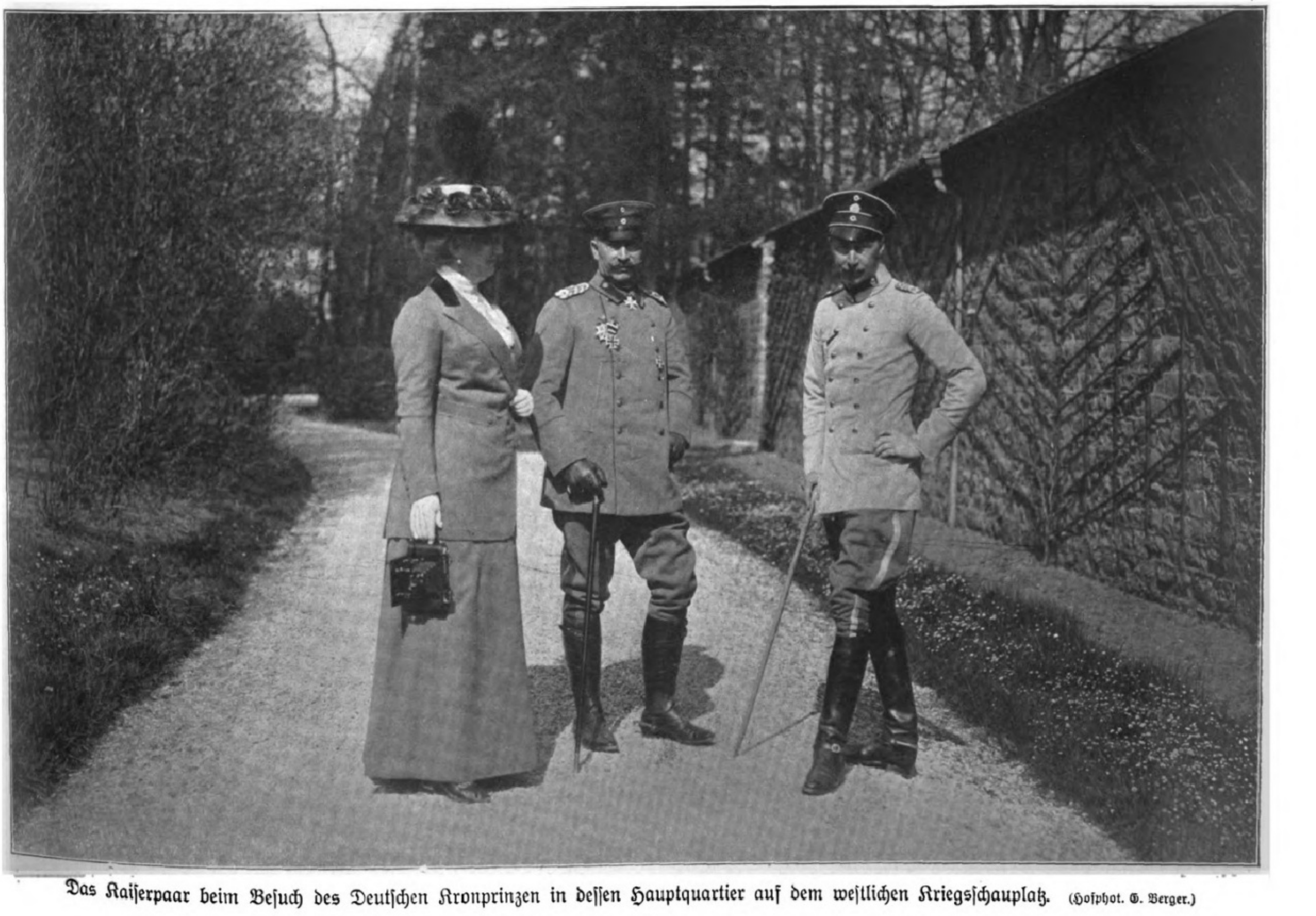
Gegen die Hochfläche von Vielgereuth setzten die Italiener gestern nachmittag an der ganzen Front mit starken Kräften zu einem neuen Angriff an, der gleich allen früheren blutig abgewiesen wurde. Besonders heftig tobte der Kampf um einen Stützpunkt nordöstlich des Maronia-Berges. Hier stürmten drei feindliche Bataillone dichtgedrängt vor, drangen durch das zerstörte Hindernis ein, wurden aber durch Abteilungen des oberösterreichischen Infanterieregiments Nr. 14 mit dem Bajonett hinausgeworfen. Der ganze Angriff endete mit der Flucht der Italiener in ihre Ausgangsstellungen. Am Nordteil des Doberdò-Abschnittes griff der Feind wieder vergeblich an. Bei Selz verjagten die Abteilungen des Infanterieregiments Nr. 37 die Italiener aus einem in ihrer Kampflinie gelegenen Steinbruch, schlugen die Gegenangriffe ab und sprengten die feindlichen Stellungen.

In der Sitzung der türkischen Kammer am 5. Oktober teilte Kriegsminister Vizegeneralissimus Enver-Pascha mit, daß die feindlichen Verluste an den Dardanellen etwa 250000 Mann betragen, und daß die Zahl der von der Türkei ausgehobenen Mannschaften zwei Millionen übersteigt.

9. Oktober 1915.

Nordöstlich von Vermelles schlug ein starker englischer Angriff unter großen Verlusten fehl. Bei einem örtlichen deutschen Angriff wurden südwestlich des Dorfes Loos kleine Fortschritte erzielt. In der Champagne griffen die Franzosen nach stundenlanger Artillerievorbereitung die Stellung östlich des Navarin-Gehöftes an, gelangten stellenweise bis in die Gräben, wurden aber durch Gegenangriffe wieder hinausgeworfen und ließen bei erheblicher blutiger Einbuße 1 Offizier, 100 Mann als Gefangene in unseren Händen. In Französisch-Lothringen verloren die Franzosen die vielumstrittene Höhe südlich Leintrey; 1 Offizier und 70 Mann, 1 Maschinengewehr und 4 Minenwerfer blieben bei uns.

Vor Dünaburg ist Garbunowka (südlich von Illuxt) und die feindliche Stellung beiderseits des Ortes in 4 km Breite erstürmt. 5 Offiziere und 1356 Mann sind gefangengenommen, 2 Maschinengewehre erbeutet. Nördlich von Korelitschi sowie bei Labusy und Saluszje sind russische Vorstöße leicht abgewiesen. Südwestlich von Pinsk sind die



Das Kaiserpaar beim Besuch des Deutschen Kronprinzen in dessen Hauptquartier auf dem westlichen Kriegsschauplatz. (Hofphot. G. Berger.)

Orte Komory und Prykladniki im Sturm genommen. Bei Wolka-Berezniańska und südwestlich von Kuchocka-Wola sind Kavalleriegefechte im Gange. Nördlich und nordwestlich von Czartorysk ist der Feind hinter den Styr zurückgeworfen. Seine Angriffe nördlich der Bahn Kowel Rowno scheiterten.

In Ostgalizien führten die Russen ihre Sturmtruppen gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen südlich von Tluste und bei Burkanow. Sie wurden überall zurückgeschlagen. Auch bei Kremieniec wiederholten die Russen ihre Angriffe mit dem gleichen Ergebnis wie bisher. Bei der erfolgreichen Abwehr der russischen Vorstöße im wolhynischen Festungsgebiete zeichnete sich das Infanterieregiment Nr. 99 durch standhaftes Ausharren in seinen stark beschossenen Gräben besonders aus.

Gestern vormittag wiederholten die Italiener unter Einsatz frischer Truppen noch zweimal den Angriff gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf der Hochfläche von Vielgereuth. Als diese Anstürme unter schweren Verlusten zusammengebrochen waren, gelang es dem



Die Wirkung einer feindlichen Fliegerbombe; ein bei der Explosion auf das Dach eines Hauses geschleuderter Rollwagen.

Feinde nicht mehr, stärkere Kräfte vorwärtszubringen.

Zwei Armeen einer unter dem Generalfeldmarschall v. Mackensen neugebildeten Heeresgruppe haben mit ihren Hauptteilen die Save und die Donau überschritten. Nachdem die deutschen Truppen der Armee des k. u. k. Generals der Infanterie v. Köveß sich der Zigeunerinsel und der Höhen südwestlich von Belgrad bemächtigt hatten, gelang es der Armee, auch den größten Teil der Stadt Belgrad in die Hand der Verbündeten zu bringen. Österreichische Truppen stürmten die Zitadelle und den Nordteil Belgrads, deutsche Truppen den neuen Konak. Die Truppen sind im weiteren Vordringen durch den Südteil der Stadt. Auf dem Schlosse der serbischen Könige wehen die Fahnen Österreich-Ungarns und Deutschlands. Die Armee des Generals der Artillerie v. Gallwitz erzwang den Donau-Übergang an vielen Stellen an der Strecke abwärts Semendria und drängt den Feind überall nach Süden vor sich her. In der serbischen Posavina und in der Macva wurde er von österreichisch-ungarischen Streitkräften zurückgeworfen.

10. Oktober 1915.

An der Höhe östlich von Souchez verloren die Franzosen einige Gräben und büßten ein Maschinengewehr ein. Bei Tahure in der Champagne gewannen wir von dem verlorenen Boden auf einer Frontbreite von etwa 4 km im Gegenangriff mehrere hundert Meter zurück.

Die Russen versuchten die ihnen bei Garbunowka (westlich von Dünaburg) entrissenen Stellungen wiederzunehmen; es kam zu heftigen Nahkämpfen, die mit dem Zurückwerfen des Feindes endigten. Nördlich der Bahn Dünaburg-Poniewiez, westlich von Illuxt, wurden die feindlichen Stellungen in etwa 8 km Breite genommen, 6 Offiziere, 750 Gefangene fielen in unsere Hand, 5 Maschinengewehre wurden erbeutet. Südwestlich von Pinsk ist das Dorf Sinczyczy im Sturm genommen. Die Kavalleriekämpfe bei Kuchockawola sowie in der Gegend von Jezierey dauern an. Auf der Front zwischen Rafalowka und der Bahn Kowel-Rowno wurden mehrfache Vorstöße des Feindes abgewiesen und 383 Gefangene eingebracht. — Die Armee des Generals Grafen Bothmer schlug starke russische Angriffe nordwestlich von Tarnopol zurück.

In Ostgalizien, wo bei den Vorstößen der letzten Tage einzelne russische Truppenkörper mitunter die Hälfte ihres Standes einbüßten, wurde die Strypa-Front angegriffen. Der zurückgeschlagene Feind verließ das Kampffeld stellenweise in regelloser Flucht.

Vorstöße schwächerer Abteilungen



Ein Militär-Feldbahnhof. (Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege.)

gegen die Hochfläche von Vielgereuth brachen kläglich zusammen. Die Verluste der Italiener betrugen hier in den letzten Tagen etwa 2000 Mann.

Die Stadt Belgrad und die im Südwesten und Südosten vorgelagerten Höhen sind nach Kampf in unserem Besitz. Auch weiter östlich wurde der Feind, wo er standhielt, geworfen. Unsere Truppen sind in weiterem Vorschreiten. Die k. u. k. Truppen in der Macva und nördlich von Obrenovac dringen erfolgreich vor.

Aus Athen wird die Versenkung zahlreicher Schiffe im östlichen Mittelmeer durch U-Boote der Mittelmächte berichtet. Allein in den letzten 14 Tagen sind folgende Schiffe als verloren gemeldet: „Heridia“ (englisch, 4944 t), „Burrfield“ (englisch, 4037 t), „Skarby“ (englisch, 3658 t), „Silveraih“ (englisch, 3753 t), „Motorprahm 30“ (englisch), „Provincia“ (französisch, 3523 t), „Antoine Feint“ (französisch, Tonnenzahl nicht angegeben), „Marguerite“ (französisch, 3900 t), „Admiral Hamelin“ (französisch 5051 t). Ein französisches Truppentransportschiff. Ein unbekannter Transportdampfer.

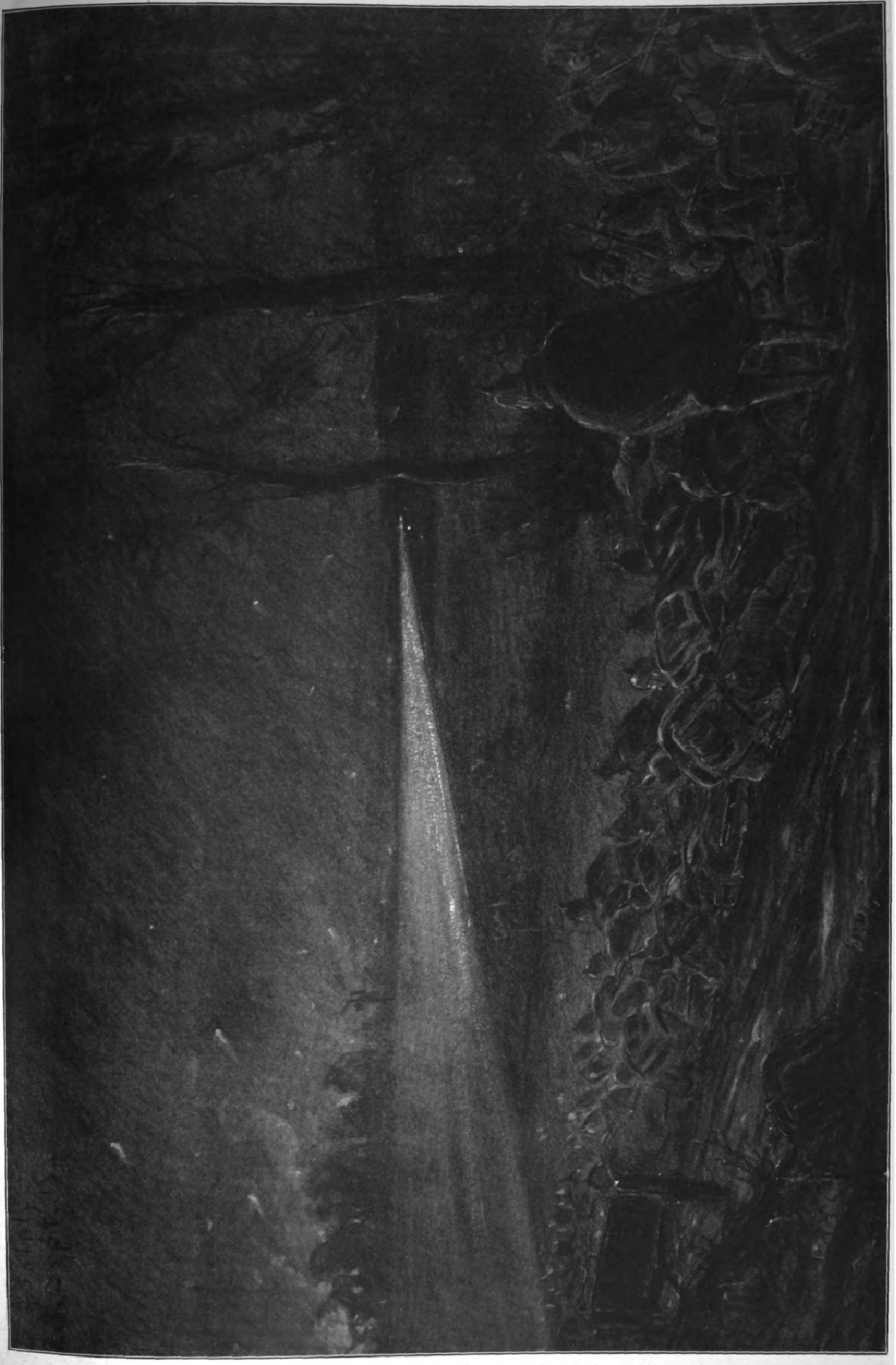
11. Oktober 1915.

In der Gegend Souchez-Neuville und in der Champagne nordöstlich von Le Mesnil wurden feindliche Handgranatenangriffe abgewiesen. Unsere Kampfflieger erledigten gestern 4 feindliche Flugzeuge. Nordwestlich von Lille zwang Leutnant Immelmann einen englischen Kampfdoppeldecker in 4000 m Höhe nieder; dieser Offizier hat damit innerhalb kurzer Zeit 4 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht.



Eine Handscheinwerfer-Abteilung: Die letzten Vorbereitungen vor dem Gebrauch des Scheinwerfers.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Vor Dünaburg und nordwestlich von Widsy sind russische Angriffe abgeschlagen. Östlich von Baranowitschi wurde ein schwacher feindlicher Vorstoß leicht zurückgewiesen. In den Kavalleriekämpfen in der Gegend von Kuchocka-Wola ist der Gegner hinter die Abschnitte der Beziminnaja und Wiesloluchа geworfen. Bei Jezierey sind die Gefechte noch nicht abgeschlossen; nördlich von Bielskaja-Wola ist der Feind vertrieben.

Die Armee des Generals Grafen Bothmer wies erneut starke feindliche Angriffe ab. Deutsche Truppen nahmen die Höhe südlich Hladki (am Sereth, 15 km nordwestlich von Tarnopol) und schlugen drei aus dem Dorfe Hladki angesetzte russische Vorstöße zurück.

Auf der Front zwischen Sabac und Gradiste ist der Donauübergang vollendet; südlich von Belgrad sind die



Dr. Karl Hans Strobl (×),
der Verfasser unseres Romans „Weltwende", als Kriegsberichterstatter in einem Schützengraben in den Dolomiten. (phot. Dr. H. Gonda.)

Höhen zwischen Zarkowo und Mirijewo erobert. Die Anatemastellung im Donaubogen von Ram wurde erstürmt. Die deutschen Truppen machten bisher 14 Offiziere, 1542 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 17 Geschütze, darunter 2 schwere, sowie 5 Maschinengewehre.

Bei der Einnahme von Belgrad fielen den k. u. k. Truppen 9 Schiffsgeschütze, 26 Feldgeschützrohre, ein Scheinwerfer, zahlreiche Gewehre, viel Munition und anderes Kriegsmaterial in die Hand. 10 serbische Offiziere und über 600 Mann wurden als Gefangene eingebracht.

12. Oktober 1915.

Nördlich von Arras setzten die Franzosen ihre Angriffe fort. Zwei Teilangriffe gegen die von uns am 8. Oktober südwestlich von Loos zurückeroberten Gräben wurden abgewiesen. Stärkere Angriffe gegen die Front von nordöstlich von Souchez bis östlich von Neuville brachen stellenweise unter sehr erheblichen Verlusten für den Feind zusammen; nur an zwei kleinen Stellen gelangten die Franzosen bis in unsere vorderste Linie.

Auch in der Champagne endeten französische Angriffe beiderseits Tahure mit einem empfindlichen Rückschlag für den Feind. Trotz starker Artillerievorbereitung vermochte er gestern abend nirgends einen Geländevorteil zu erringen. Seine Versuche, heute früh an derselben Stelle durchzustoßen, scheiterten ebenfalls.

Auf der Westfront von Dünaburg führte unser Angriff zur Erstürmung der feindlichen Stellungen westlich von Illuxt in $2^1/_2$ km Frontbreite. 3 Offiziere, 367 Mann sind gefangengenommen, 1 Maschinengewehr ist erbeutet. Russische Gegenangriffe wurden abgewiesen.

Die feindliche Kavallerie bei Jeziercy räumte das Feld.

Im Raume südlich von Burkanow schlugen die österreichisch-ungarischen Truppen drei russische Angriffe ab.

Am Kormin-Bach und nördlich von Rafalowka am Styr unternahm der Feind gleichfalls einige erfolglose Vorstöße.

Die serbische Stadt und Feste Semendria sind gestern von unseren Truppen genommen.

Die aus Belgrad vordringenden k. u. k. Truppen erbeuteten bei der Erstürmung des östlich der Stadt und der Laudon-Schanzen aufragenden Berges Lipar 3 Geschütze und 1 Scheinwerfer.

Alle Höhen im Kreise von Belgrad, die die Stromübergänge auf Feldgeschützertrag beherrschen, sind im Besitz der Verbündeten.

In den letzten drei Tagen wurde je ein englischer und französischer Transport versenkt. Der französische Transport befand sich, wie einwandfrei festgestellt wurde, auf dem Schiff „Samblin Haver" zwischen Malta und Kreta mit über 2000 französischen Soldaten an Bord.

13. Oktober 1915.

Englische Vorstöße nordöstlich von Vermelles wurden leicht abgewiesen. Östlich von Souchez verloren die Franzosen wieder einige Grabenstücke, in denen sie sich am 11. Oktober noch halten konnten.



Erich Freiherr v. Diller,
der Generalgouverneur des von österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Teiles von Russisch-Polen. (Phot. Harkányi, Wien.)



Österreichisch-ungarische Befestigungsanlage in 3500 m Höhe an der Tiroler Grenze.

In der Champagne scheiterte gestern abend ein französischer Angriff südlich von Tahure. Ein an derselben Stelle heute früh wiederholter, in mehreren Wellen geführter Angriff brach gänzlich zusammen.

In den Vogesen büßten die Franzosen am Westrande des Schratzmännle einen Teil ihrer Stellung ein.

Westlich Dünaburg brach ein russischer Angriff in unserm Artilleriefeuer zusammen. Versuche des Gegners, sich der von uns besetzten Inseln des Miadziol-Sees zu bemächtigen, scheiterten.

Ein russischer Angriff nordöstlich Smorgon, der bis an unsere Hindernisse gelangte, wurde abgewiesen.

Eins unserer Luftschiffe belegte in der vergangenen Nacht die befestigte und mit Truppen angefüllte Stadt Dünaburg ausgiebig mit Bomben.

Die Russen wurden aus ihren Stellungen bei Rudka-Bielsko-Wolskaja vertrieben sowie über die Linie M. H. Alexandrija-Höhen, nördlich davon, zurückgeworfen.

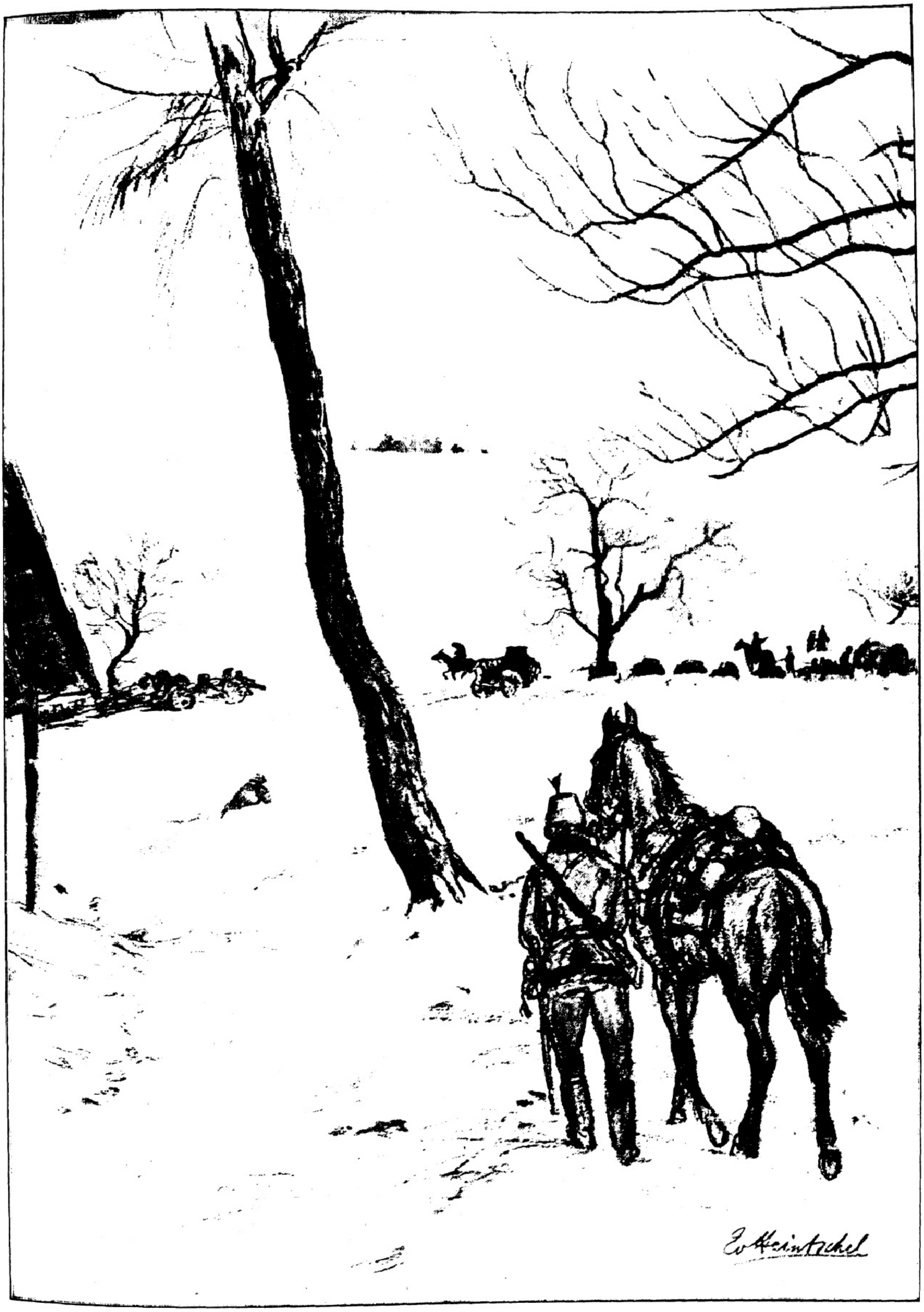
Deutsche Truppen der Armee des Generals Grafen Bothmer warfen den Gegner nordwestlich Hajworonka (südwestlich Burkanow) aus mehreren Stellungen. Bei Burkanow an der Strypa wurde auch der vierte russische Angriff durch österreichisch-ungarische und deutsche Bataillone abgeschlagen.

Annäherungsversuche italienischer Infanterieabteilungen gegen Vrsio und den Tolmeiner Brückenkopf wurden abgewiesen. Im Nordwestteil der Hochfläche von Doberdó zwang ein Feuerüberfall den Feind zum fluchtartigen Verlassen seiner vordersten Deckungen.



Scheinwerfer-Zug auf der Fahrt zur Front im Isonzogebiet. (Kilophot, Wien.)

Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten.



Mit den Radetzky-Husaren in den Karpathen: Vor Smolnik am 4. Februar 1915.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintichel.

Die österreichisch-ungarische Kavallerie im Weltkriege.

Von einem Dragoneroffizier.

Altbewährt, weithin berühmt ist Österreich-Ungarns Kavallerie. Gleich einem eisengepanzerten Ritter saß der stiernackige österreichische Dragoner unter dem wuchtenden Helm auf seinem Roß; wo sein Pallasch hintraf, konnte der Feind nicht standhalten. Rascher als in uns kreist das Blut in den Adern der ungarischen Husaren, Herr und Tier in eins verwoben stürmte er vor, die Gegner nicht zählend noch wägend. Mit Stolz blickten wir auf unsere polnischen Ulanen, die sich in manch schneidiger Attacke ausgezeichnet.

Auch wir wollten es halten nach der Väter Brauch und mit dem blanken Schwert in der Hand mit den Mördern unseres Thronfolgers und ihren Helfershelfern gar blutige Abrechnung halten. Doch es kam anders! Wohl war es einzelnen von uns vergönnt, in fröhlichem Reiterkampf Brust an Brust mit dem Gegner den Säbel zu schwingen. Nicht das Gewehr, nicht das Geschütz gab da den Ausschlag! Selbst war der Mann! Wer besser schlagen und stechen konnte, der blieb Sieger. Doch meist verkroch sich feig der Kosak hinter der Feuermauer der modernsten Waffen, und wollten wir nicht untätig bleiben, mußten wir andere Kampfmittel ergreifen, als uns Herz und Überlieferung befahlen.

Nie zeigt sich so sehr der innere Wert einer Truppe, als wenn sie, urplötzlich ganz neuen Verhältnissen gegenübergestellt, mit raschem Erfassen auch diesen gewachsen ist. Österreich-Ungarns Kavallerie lernte schnell und mit Erfolg. Das wissen am besten die Gegner. Darum werden wir nach beendetem Feldzug in Ehren vor die Gräber unserer Väter treten können und sprechen: „Kämpften wir auch oft anders als ihr, so haben wir doch nicht den alten Feuergeist verleugnet, der euch zu unsterblichem Ruhm verhalf."

Im allgemeinen rechnete man wohl damit, daß Rußland zu Beginn eines Feldzuges mit der Doppelmonarchie seine Reiterscharen gegen Galizien senden würde, um dieses förmlich zu überschwemmen. Der Aufmarsch der Armeen im August 1914 wurde denn auch, um seine Störung durch feindliche Kavallerie zu verhindern, von unserer Seite durch vorgeschobene Kavallerie-Truppen-Divisionen geschützt. Hier sind wir an einen Punkt gelangt, an dem wir vor allem die grundlegende Zweiteilung in der Verwendung der österreichisch-ungarischen Reiterwaffe ein wenig näher erklären müssen. Wir haben die erwähnten Kavallerie-Truppen-Divisionen und dann Divisions-Kavallerie.

Beginnen wir mit letzterer. Jeder österreichischen Infanterie-Truppen-Division, von denen zwei oder mehrere ein Armeekorps bilden, wird ungefähr ein halbes Kavallerie-Regiment als Divisions-Kavallerie zugeteilt. Diese hat im allgemeinen weitgehende Patrouillendienste zu leisten, die Verbindung zwischen den einzelnen Abteilungen aufrechtzuerhalten, manchmal auch die Etappenlinien zu sichern, während des Gefechtes für weitere Aufklärung in den Flanken und im Rücken zu sorgen. Kurz und gut, sie wird überall da eingesetzt, wo man die Geschwindigkeit der Pferde auch im Infanteriekampf nützlich gebrauchen kann. Zu solcher Divisions-Kavallerie gehört auch zum größten Teil das k. u. k. Husarenregiment Feldmarschall Graf Radetzky Nr. 5, dessen Leben und Taten in den Karpathenkämpfen des Winters hier durch die Hand eines Kriegsteilnehmers trefflich geschildert sind.

Was nun die andere Verwendungsart der Reiterei anbelangt, in Form von Kavallerie-Truppen-Divisionen, so ist diese eigentlich eine weit mannigfaltigere und dem Herzen des Kavalleristen vielleicht mehr zusagende als die zuerst geschilderte, obwohl hier wie dort Gelegenheit genug geboten ist, zu zeigen, was der Mann wert. Eine Kavallerie-Truppen-Division besteht im allgemeinen aus vier Kavallerie-Regimentern, von denen je zwei wiederum in eine Brigade zusammengefaßt sind und über eine Maschinengewehrabteilung verfügen. Außerdem wird der Truppen-Division noch eine Division Reitender Artillerie zugeteilt, die aus zwölf Geschützen besteht, und zumeist ein Bataillon Infanterie, das manchmal mit Hilfe von Wagen rasch vorwärts gebracht wird. Seine Mannesrüstungen, hauptsächlich die Tornister, sind fast immer auf Fuhrwerken verladen, um der Truppe ein rascheres Vorwärtskommen zu ermöglichen, was ja unbedingt notwendig ist, soll sie mit der Kavallerie auch nur annähernd gleichen Schritt halten.



Mit den Radetzky-Husaren in den Karpathen: Hinter der Front bei Wolosate.

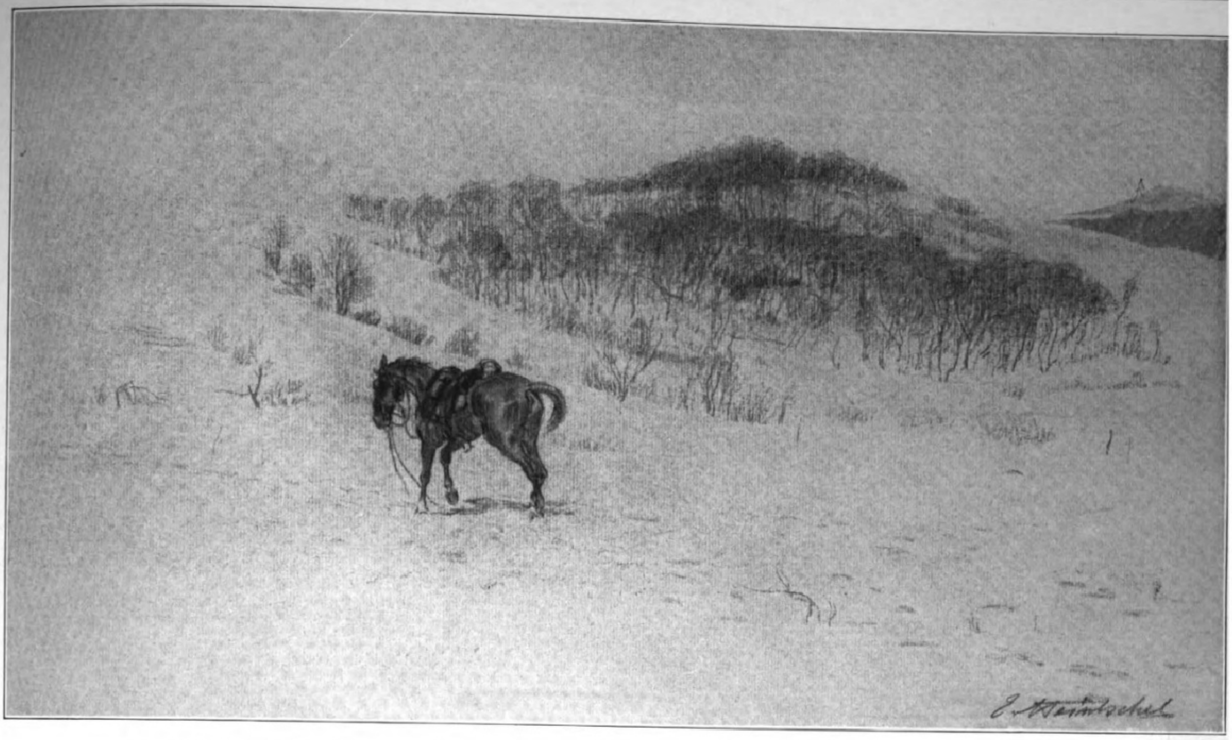
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.

Solche Kavallerie-Truppen-Divisionen standen also zu Anfang des Feldzuges an der galizischen Grenze auf der Wacht. Schon in Friedenszeiten war viel Kavallerie in den Grenzlanden gelegen, doch hätte diese nie ausgereicht, um die an Zahl weit stärkere russische Reitermacht aufzuhalten. So brachten denn die ersten Züge, die aus dem Inneren des Reiches mit Truppen an die Grenze rollten, fast nur Kavallerie und wieder Kavallerie nach vorne. Da zeigte es sich, daß die langen Friedensjahre nicht ungenützt verstrichen waren. Die ersten Brücken schlugen Kavallerie-Pionierzüge, von denen jedes Regiment einen aufzuweisen hat. Außer den Gendarmerieposten, die mit Hilfe rasch herbeigezogener Landsturmassistenz die Grenze schützten, waren nur Reitertruppen da, um es den Russen unmöglich zu machen, weiter ins Land einzudringen. In Ostgalizien, wo keine Offensive ergriffen wurde, stießen unsere schneidigen Husaren, Dragoner und Ulanen auf weit überlegene feindliche Reiter. Ich las einmal den Satz, daß auf je eine Patrouille immer eine russische Sotnie gekommen sei. Ein recht arges Verhältnis! Doch störte es unsere Braven weiter nicht, und ihre Leistungen, die heute schon der Geschichte angehören, waren vielfach belobt und gut. Aus Mittel- und Westgalizien gingen wir zu einer Offensive vor gegen Krasnik und Lublin, weit in das feindliche Land hinein. Hier gab es Gelegenheit zu echten Reitertaten. Häufig kam es zu Patrouillescharmützeln, doch meist verschwanden die feindlichen Reiter, sobald eine unserer kleinen Abteilungen zur Attacke ansetzte.

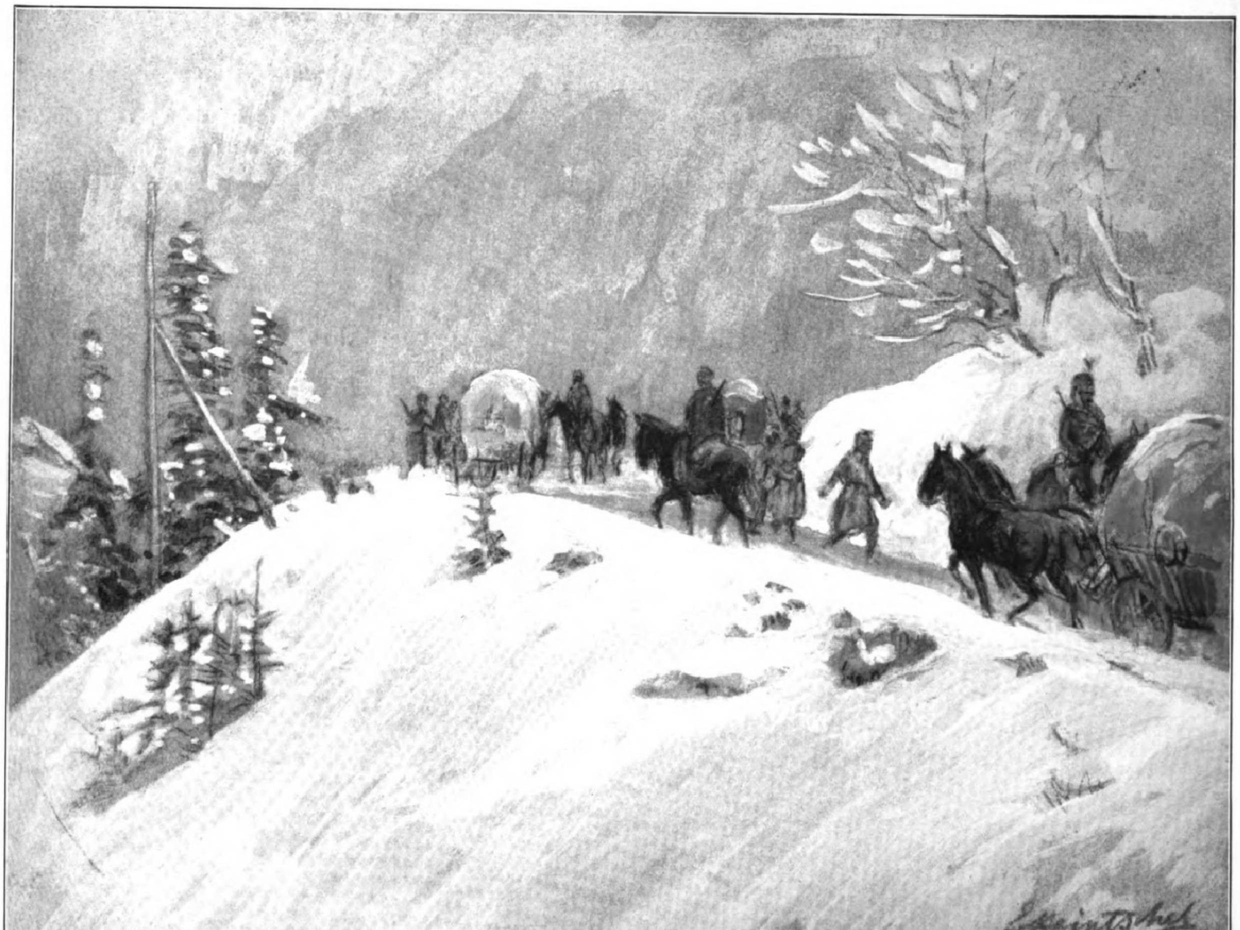
Am besten illustriert vielleicht die Tätigkeit einer Kavallerie-Truppen-Division im Anfang des Krieges die Vorbereitung der Schlacht bei Krasnik. Am 17. August wurde die Wiener Division, bestehend aus Sachsendragonern, Kaiserhusaren, Kaiser- und Siebnerulanen, der „Reitenden Zwei" und einem Bataillon Infanterie, gegen diesen befestigten Punkt geschickt mit dem Auftrage, eine scharfe Rekognoszierung vorzunehmen. Fast wäre bei diesem Anlaß Krasnik in unsere Hände gefallen. Jedenfalls aber wurden die ganzen hier befindlichen Streitkräfte aufgerollt, die in einer geradezu lächerlich wirkenden Überzahl waren und sich doch nicht an die österreichisch-ungarischen Reiter heranwagten. Wenige Tage später kam es zur großen Schlacht, und Krasnik wurde erobert. Bei dem ersten Rückzug im September wiederum, der vor der schier erdrückenden russischen Übermacht erfolgen mußte, waren die Kavallerie-Truppen-Divisionen als Nachhut eingeteilt, um ein Drängen des Gegners zu verhindern. Gar manche Abteilung opferte sich hier auf, um die Ruhe und Sicherheit des Rückmarsches der Armeen auch nicht einen Moment stören zu lassen.

Dasselbe Schauspiel wie im August-September wiederholte sich bei der großen Oktoberoffensive westlich der Weichsel und der ihr folgenden Umgruppierung. Vielfach verwendete man jetzt auch die Kavallerie-Truppen-Divisionen als „Lückenbüßer". Entstand nämlich irgendwo während des Vor- oder Rückmarsches in den langen Fronten eine Lücke, die der Gegner erspähte, und in die er eindringen wollte, so schob man eine Kavallerie-Truppen-Division oder auch mehrere in diese Öffnung. Sie konnte rascher hingelangen als Infanteriekräfte, und unter Verzicht auf jede reiterliche Tätigkeit lagen nun die braven Dragoner, Husaren und Ulanen so lange in den Stellungen, den Ansturm des Gegners abwehrend, bis die Infanteriemassen herangekommen waren, welche dann ihre Positionen einnahmen. Im Dezember begann in Russisch-Polen ein dritter Vormarsch. Während dieses konnte die Kavallerie wieder ihre Pferde benützen, dann kam die Erstarrung der Front — der lange winterliche Stellungskampf.

Jetzt mußten die Reiter ganz Neues lernen. Sie lagen im Schützengraben durch Wochen und Monate mit dem Karabiner in der Faust, kämpfend wie die Infanterie. Auch äußerlich begannen sie ihr zu gleichen. Alle schmucke Pracht der Uniform wich vor dem eintönigen Hechtgrau. Hier hat unsere Reiterei gezeigt, daß sie jeder Situation gewachsen ist. Als der Mai begann und mit ihm der herrliche Siegeszug, da saß sie wieder auf den Pferden, als ob es nie anders gewesen wäre. Kamen aber neuerdings Momente, die ihr den Spaten in die Hand zwangen, so stand sie um nichts der Infanterie nach. Darum erwarb sich Österreich-Ungarns Kavallerie neuen unsterblichen Ruhm.



Ein angeschossenes Pferd. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.

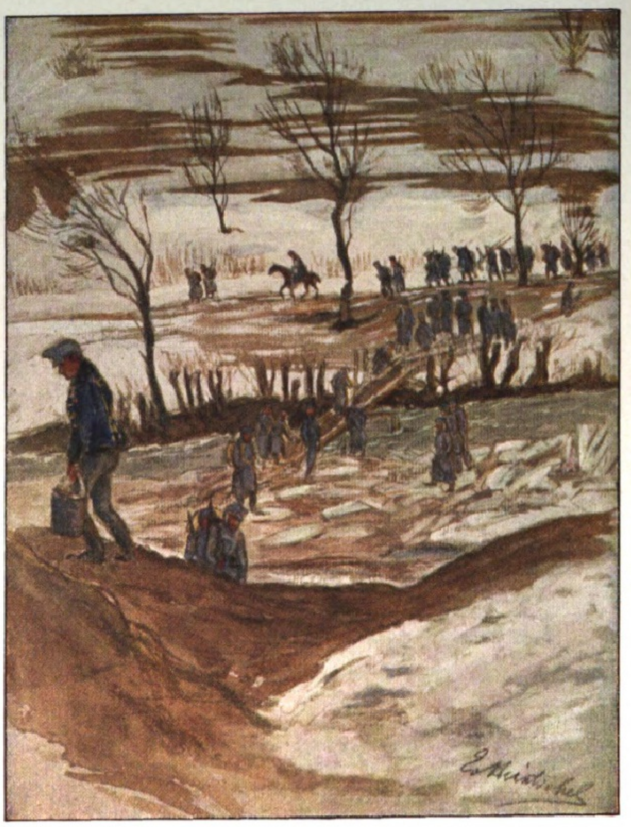


Train bei Cisna am 29. Januar 1915. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.

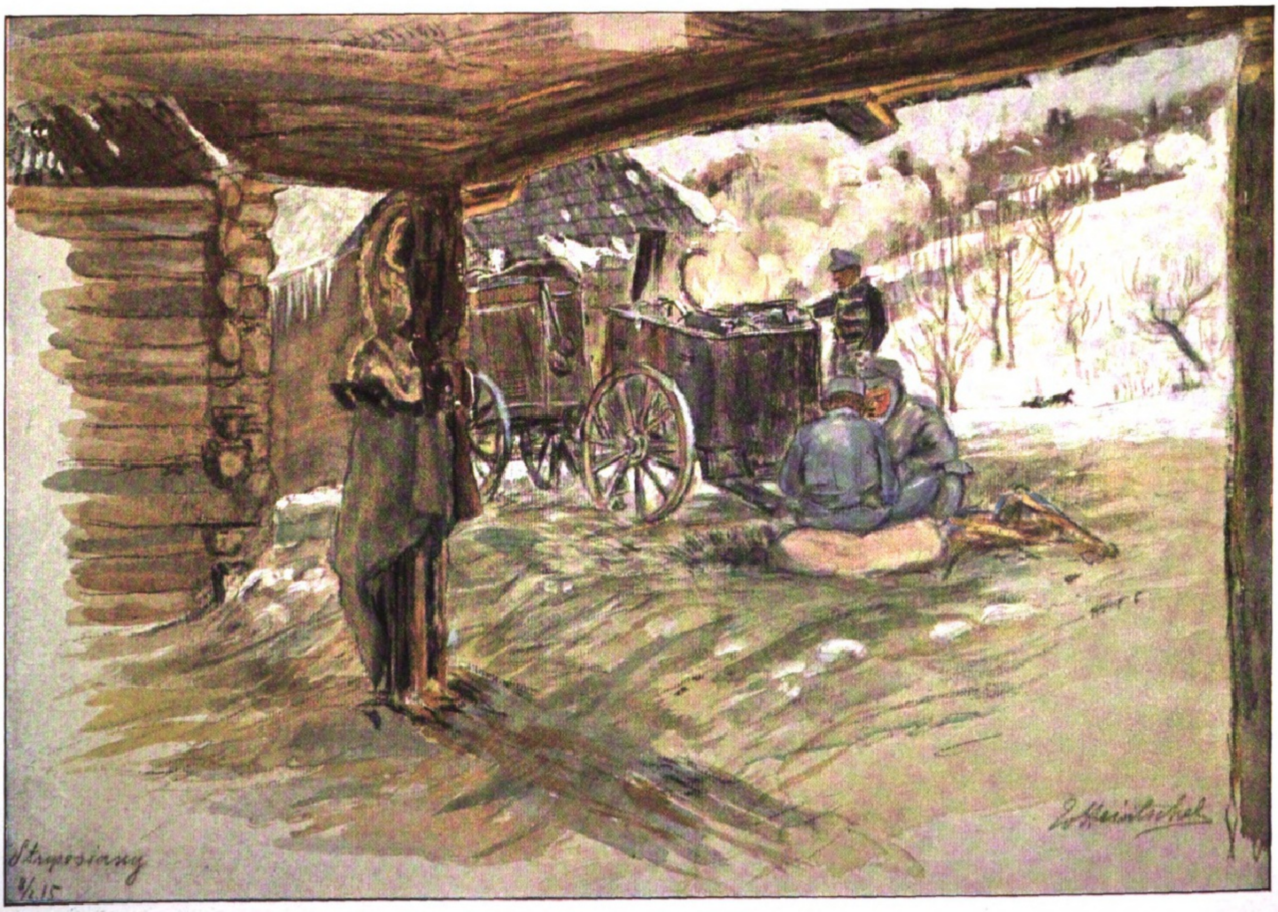
Mit den Radetzky-Husaren in den Karpathen.



Radetzky-Husaren in einer Kirche in Berezky.



Bau einer Notbrücke bei Ustrzyki górne.



Bei der Gulaschkanone in Stuposchiany am 8. Februar 1915.

Mit den Radetzky-Husaren in den Karpathen. Nach Aquarellen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.

Besuch beim Erzherzog Joseph.

Von Dr. Ernst Decsey.

Wir müssen warten. Seine Kaiserliche Hoheit hat noch zu arbeiten. Der Adjutant führt uns Liebesgabenleute eine Anhöhe hinauf. Ein schmaler Weg mündet auf eine Wiese. Ein Standfernrohr ist aufgestellt, eine Holzbank davor.

„Wollen Sie das Schlachtfeld sehen?"

Wir beugen uns heran. Die ganze weitgedehnte Front erscheint in dem kleinen Glas. Gerade unter uns liegt eine gelbe, saharahafte Hochfläche. Drei Reihen braunvioletter Wülste ziehen sich mitten durch.

„Die Stellungen der Italiener", erläutert der Offizier.

Mit einmal Geschützdonner, und aus dem ersten Wulst spritzt es schwarzbrandig in die Höhe, eine schwarze Wolke wächst aus der Erde, steht eine Weile wie brütend und verzieht sich dann, wie gleichgültig geworden, übers Gebirge hin ... Eine unserer Ekrasitgranaten hat in die italienische Stellung geschlagen. Wie Ameisen sieht man es laufen und kribbeln. Sie haben einen Volltreffer empfangen.



Deutschland.

Ein paar Infanteristen erscheinen jetzt im steilen Weg, der zu uns heraufführt, ein Generalstäbler, und dann — ein mittelgroßer, schlanker Offizier. Alles legt vor ihm die Hand an die Kappe: der Erzherzog. Er lächelt und deutet auf die Wiese: „Hier ist mein Salon! Ich kann Sie leider anderswo nicht empfangen. Mein Zimmer ist so klein, kaum das Bett hat Platz, Vorzimmer habe ich nicht ...!"

Dieser Empfang berührt gleich merkwürdig warm. Es muß ein guter Mensch sein und ein kluger, aus dem solche Worte klingen. Man hört die Güte aus dieser sanften, lächelnden, gelassenen und doch festkörperigen, zielvollen Stimme. Man muß dabei an die mittleren Saiten einer edlen Bratsche denken. Etwas ungarische Färbung ist dabei, und dann kommt jeden Augenblick der Schalk aus ihr hervor, ein stiller Humor, der der Rückwärtsablauf eines ruhigen Mutes, eines frohweltgläubigen Herzens ist. Bei allen österreichischen Heerführern ist mir die sichere Gelassenheit im Feld aufgefallen, das absolut Unnervöse, das auf alle Offiziere überzuströmen scheint. Der Erzherzog ist der Ruhigste unter Ruhigen.

Er hört von den steirischen Liebesgaben, wird etwas lebhafter und ganz warm: „Ich freue mich, daß ich Gelegenheit habe, hierfür persönlich zu danken und im Namen meiner braven Soldaten. Sie leisten so Außerordentliches, daß die Gaben keine Würdigeren finden konnten." Was geleistet wird, sieht man von hier oben, nur erratbar, durchs Fernrohr. Alle schauen eifrig hinab. Bald gehen weiße, bald gelbe Spritzwölkchen auf, bald brandet wieder die schwarze Todeswolke. Diese Fläche ist das Schlachtfeld von ...

Durch Zufall steht der Erzherzog mit mir allein hinter dem Fernrohr. „Kaiserliche Hoheit," frage ich, „ist es richtig, was wir in der Freiwilligenschule noch gelernt haben, daß der Angreifer stets das moralische Übergewicht hat — dem Verteidiger gegenüber — oder ist dieses Dogma durch den Krieg wie so vieles andere erledigt worden? Es scheint, daß diesmal wir, die Verteidiger, moralisch überwiegen...?" Ohne Zögern antwortet der Erzherzog: „Nein. Das Dogma ist richtig. Immer hat der Angreifer das moralische Übergewicht — aber es kommt auf seine Menschen an, auf den Geist, den sie mitbringen... Ich — mit meinen Leuten — ich wäre schon am Ziel... O ja. Aber mit meinen Leuten!" Eben zerbarst wieder auf der Hochfläche eine Ekrasitgranate und schleuderte ihre schwarze Wut zum Himmel. Der Erzherzog sah auf die italienischen Stellungen hinab und nickte: ... „Ja, die da unten! Sie wissen ganz genau, wie's mit ihnen steht. Gefangene haben vor mir ausgesagt, das Schlachtfeld von ... sei das Grab ihres Vaterlands!"

Wir steigen hinab. Es geht zur Tafel. Offiziere erzählen flüsternd vom Erzherzog. Wie wenig Ruhe er habe, weil er sich keine gönne. Wie spartanisch er lebe, und dies schon seit einem Jahr, seit der Krieg begonnen.

Vor seinem Haus stehen zwei italienische Maschinengewehre, die vor kurzem erbeutet wurden. Ein hübscher Treppenschmuck. Ich sehe sie an. Italienische Maschinen?



Österreich.

Hm. Jedes der beiden Dinger hat eine Art Schutzmarke auf seinem Körper in englischer Sprache, und darauf steht groß und deutlich: Italy. Sie scheinen aus dem Verkaufsmagazin jenseits des großen Teichs gekommen zu sein.

Die Offiziere erzählen weiter. Der Erzherzog ist der erste Arbeiter unter ihnen. Er ist allgegenwärtig. Kriecht zu den Leuten hinaus in den Schützengraben. Geht in jedes Spital. Erledigt jeden Akt persönlich. Man sieht, die Verehrung, die ihn trägt, ist schwer verdient.

Die Mittagstafel ist soldatisch einfach. Drei Gänge: Suppe, Bratfleisch mit Gemüse, Mehlspeise, dazu ein leichter roter Terranowein. Alles auf Zinntellern serviert, der Wein in Zinnbechern, die man sonst nur in der Oper eine leere Aufgabe erfüllen sah. Bürgerlicher kann man nicht speisen als dieser Heerführer und seine Runde. Aber schön ist die schmucklose gezimmerte Laube, worin wir sitzen: mitten in einem Weingarten, das blanke Meer blitzt aus der Ferne, und Kanonendonner murrt aus der Tiefe. Ein höherer Generalstabsoffizier kommt zu spät — über der Arbeit hat er die Speisestunde vergessen — und sucht unter Entschuldigungen einen Platz an dem dichtbesetzten, langen Holztisch. „Setzen Sie sich nur daher, neben mich", sagt der Erzherzog und deutet auf einen freien Platz. „Im Krieg gibt's keine Etikette!" Nach einer Weile nimmt er den Gedanken wieder auf: „Gott sei Dank gibt's keine. Mein ganzes Leben habe ich mich nach einer solchen Zeit gesehnt. Nun ist sie da!" Aber man muß das von seiner lächelnden Stimme gehört, muß dabei seine geruhigen, schönen Mienen gesehen haben.

Ich kann diese Stimme nicht vergessen. Sie ist mein akustisches Eigentum geworden. Einmal sagt sie etwas, ich höre es deutlich aus dem Stimmengewirr heraus: „Dieser Krieg? Den müssen wir gewinnen! Wo bliebe sonst die Gerechtigkeit?"

Wir fuhren davon, der Kanonenmusik entgegen. In meinem Ohr aber nahm ich sie mit, diese Stimme, und höre immer die beruhigende Frage: „Wo bliebe sonst die Gerechtigkeit ...?"



Ungarn.



Rumänien.



Bulgarien.



Türkei.

Die Bahnbewachung im Weltkrieg: Wachtposten auf der Fahrt von Berlin nach Konstantinopel. Nach Zeichnungen unseres zum türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners Georg Lebrecht.





Der Krieg mit Italien: Trinkwasser-Versorgungsstelle an der Isonzofront. (Kilophot, Wien.)

Dr. Ferdinand Goetz.

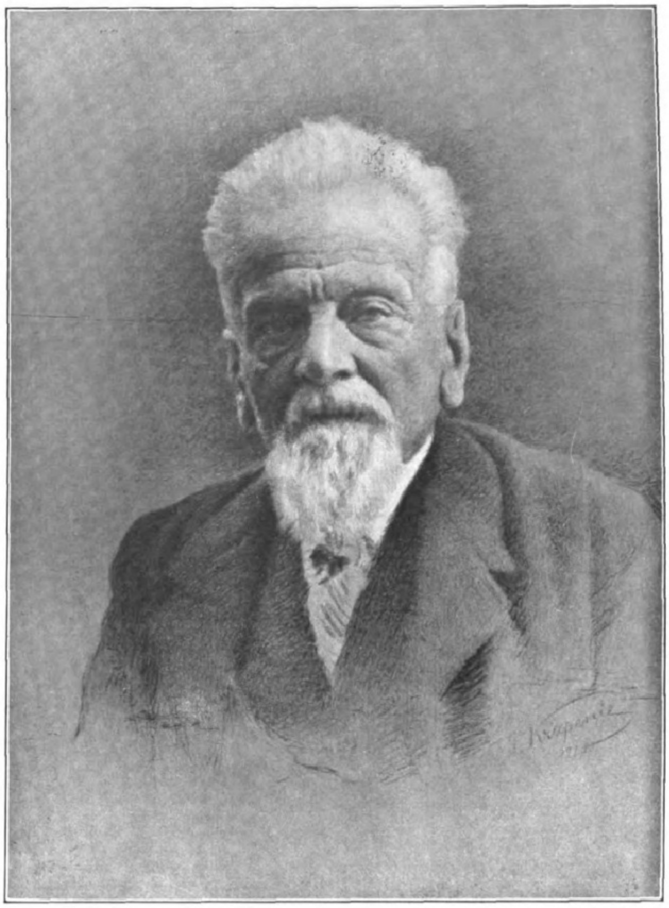
Von Alfred Mäding.

Am 13. Oktober hat in seiner Vaterstadt Leipzig der verdienstvolle Führer der Deutschen Turnerschaft, Geheimer Sanitätsrat Dr. med. et phil. Ferdinand Goetz, im gesegneten Alter von nahezu neunzig Jahren seine Augen geschlossen. Mit Dr. Ferdinand Goetz scheidet eine der markantesten Persönlichkeiten, die unser Vaterland aufwies, aus dem Leben. Was er für das deutsche Volk und Vaterland in einem überaus reichen Menschenleben geleistet hat, ist so gewaltig, daß es niemals vergessen werden kann.

Nach vollendetem Studium ließ sich Dr. Goetz nach kurzem Aufenthalt in dem kleinen sächsischen Städtchen Geithain in Lindenau bei Leipzig als praktischer Arzt nieder. War schon dieser Beruf für ihn ein Beruf, in dem er sich der Allgemeinheit widmete, so fand er doch in ihm, trotz mannigfaltiger Ehrenämter, die er in der Armen- und pflegerischen Tätigkeit übernahm, noch nicht die Befriedigung, die ihm vorschwebte. Mit ganzer Macht zog es ihn zum Turnen. Und in der Förderung des deutschen Turnens liegt seine Lebensarbeit. Seine turnerische Laufbahn ist eine glänzende. Von Anbeginn der Deutschen Turnerschaft im Jahre 1860 steht er in der Führung. Zunächst war er Geschäftsführer der jetzt über 1400000 Mitglieder zählenden Körperschaft, und im Jahre 1895 wurde er ihr Vorsitzender. Dieses hochwichtige, schwierige und überaus arbeitsreiche Amt hat er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens innegehabt.

Wäre ein Goetz nicht gewesen, so würde auch die Deutsche Turnerschaft und durch sie das deutsche Turnen nicht in der hohen Blüte stehen, wie es tatsächlich der Fall ist. Er ist es gewesen, der dem ganzen Organismus von Anfang an die Kraft seiner Persönlichkeit einprägen konnte. Er ist es gewesen, der die Ziele klar und scharf erkannte. Bereits 1857 trat er insofern in die breitere Öffentlichkeit, als er Leiter der „Deutschen Turnzeitung" wurde, welches Amt er bis 1863 führte. In der denkwürdigen Coburger Sitzung im Jahre 1860 brachte Goetz den hochwichtigen Antrag ein: „Das Turnen kann nur dann seine reichen Früchte entfalten, wenn es als Mittel betrachtet wird, dem Vaterlande ganze, tüchtige Männer zu erziehen; jedwede politische Parteistellung muß den Turnvereinen als solchen unbedingt fernbleiben. Die Bildung eines klaren, politischen Urteils ist Sache und Pflicht des einzelnen Turners." In diesen Sätzen liegt der ganze Kernpunkt und das ganze Wesen der Deutschen Turnerschaft. Viel Kampf hat ihn dieser Antrag gekostet. Aber mit eiserner Energie und in zähem Festhalten an seinem gesteckten Ziele wich er niemals von seinen Anschauungen ab. Daß Dr. Goetz gerade in dieser Hinsicht auf dem richtigen Wege war, das erkannte man niemals besser als in der Gegenwart. Heiß kämpfte er gegen alle Zerwürfnisse, gegen alle Eigenbrötelei. Immer hatte er das Ganze im Auge. Alles, was er tat, galt nur dem geliebten Vaterlande. Jahn hat das Turnen zur Volkssache erhoben, und Goetz hatte erkannt, daß nur in der Förderung dieses Turnens eben als Volkssache etwas Großes für die Gesamtheit, für Volk und Vaterland erreicht werden kann. Oft ist er auf den deutschen Turntagen, in den Sitzungen des „Ausschusses der Deutschen Turnerschaft", in seiner Tätigkeit als Reichstagsabgeordneter und in mannigfaltigen Petitionen, Denkschriften und Eingaben an Regierungen für die Förderung des Turnens als eines Mittels zur physischen und sittlichen Hebung der Volkskraft eingetreten. Oft freilich sind seine Worte verhallt, seine Schriftstücke unbeachtet geblieben. Wir denken hier besonders auch an die Schulturnstatistiken, die an siebenundzwanzig Kultusministerien in Deutschland und Österreich versendet, aber nur von zwölf einer Antwort für würdig befunden wurden. Wir denken ferner an seine öfteren Anregungen wegen Verkürzung der militärischen Dienstzeit für Turner und an seine Forderung eines gewissen Maßes turnerischer Leistungsfähigkeit für die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst. Durch den gegenwärtigen Krieg ist man endlich auch dieser Sache nahegekommen. Und so ist es für Dr. Goetz in den letzten Monaten seines Lebens eine Freude gewesen, daß er manche seiner alten Wünsche der Verwirklichung nahegerückt sehen konnte.

Zu Tausenden und aber Tausenden stehen die Turner jetzt als Feldgraue draußen im mörderischen Kampfe, um Gut und Blut



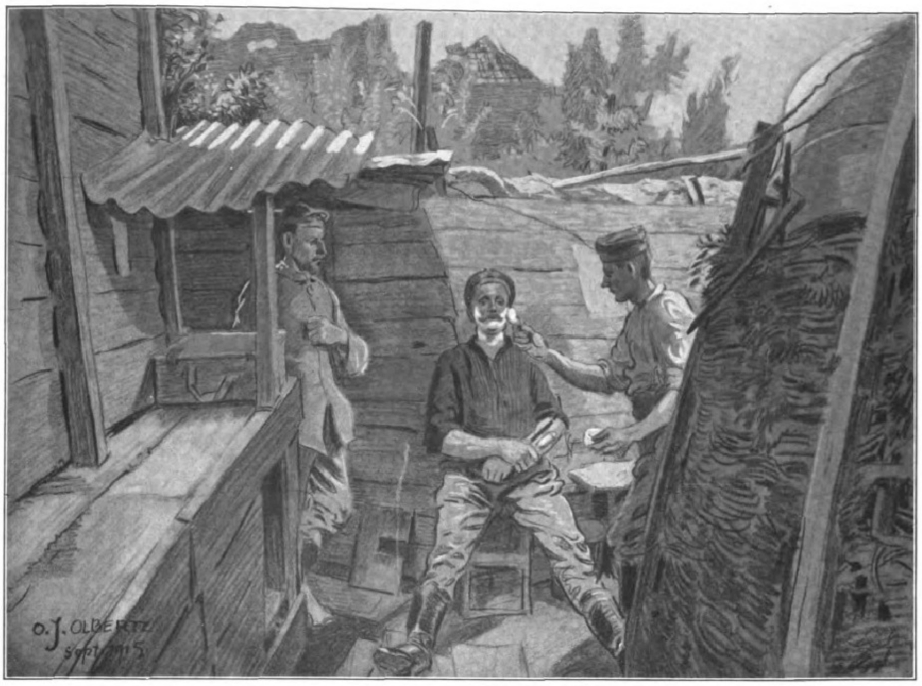
Geheimer Sanitätsrat Dr. med. et phil. Ferdinand Goetz,

der verdienstvolle Führer der Deutschen Turnerschaft, † am 13. Oktober in Leipzig. Nach einer Zeichnung aus den letzten Lebensjahren des Verewigten von J. Krupenie.

einzusetzen für das, wofür Goetz lebte und strebte, für das deutsche Vaterland. Und oft genug ist gerade in diesem Kriege anerkannt worden, wie überaus pflichttreu die Turner in Feindesland als Hüter der Heimat ihren Mann stellen. Das Lebenswerk eines Goetz hat sich in dieser großen Zeit, die wir alle mit jeder Faser unseres Seins durchleben, trefflich bewährt. Schon 1870 standen 11060 Turner im Felde, 1159 wurden verwundet, 608 fielen oder erlagen ihren Wunden, 185 starben an Krankheiten. 589 Turner erhielten das Eiserne Kreuz, also $5\frac{1}{2}$ Proz. der im Felde gewesenen Turner, während nur $3\frac{6}{10}$ Proz. der überhaupt im Felde gewesenen Offiziere und Mannschaften mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet werden konnte. So zeigte sich also schon vor 45 Jahren der hohe Wert des deutschen Turnens, und wir müssen heute ohne Einschränkung anerkennen, daß das Turnen es gewesen ist, das unser Volk in vieler Beziehung auf die Höhe gebracht hat. Denn der Gemeinschaftsgeist, das Zusammengehörigkeitsgefühl, das Einpassen des einzelnen in das Ganze, die Tatsache sozialer Ausgleichung, die im Turnen liegt, alles dies sind die Kernpunkte unseres deutschen Turnsystems. Dies erkannte Goetz von frühe an, und für diese Ziele setzte er stets seine ganze große Kraft ein. Für seine Ideale kämpfte er wie ein Löwe, in der Überzeugung, daß diese Ideale zum Siege führen mußten. Es ist nicht zu verwundern, daß Goetz gegen alles Internationale mit einer Zähigkeit anstürmte, die man kaum wo anders findet. Aus deutscher Kraft ist das Turnen geboren worden. Auf deutschem Boden kann es sich nur entfalten. Und für das Deutschtum nur kann es Segen bringen. Goetz war ein Feind des Sportes, weil er sich sagte, der Sport könne niemals ein Gemeingut des Volkes werden. Frei von Politik und Parteiinteressen, lediglich auf nationalem Boden wollte er die Turnerei halten, den Schwerpunkt der Arbeit wollte er auf den Turnplatz verlegt haben. Das immer neue Abfassen von Gesetzen und Ordnungen bekämpfte er, allgemein gehaltene Gesetze sollten für alle Raum gewähren, um Eintracht und Frieden zu erhalten. Immer nur strebte er nach dem Möglichen. Was unerreichbar war, das sah er wie ein Seher voraus und ließ von ihm ab. Sein Wirken war stets auf das Deutsche gerichtet. Und seinem Wahlspruch: „Herz und Hand dem Vaterland", ist er stets treu geblieben.

Als ein Mann von echtem deutschen Schrot und Korn ist er geradeswegs seine Bahn gegangen, das Ziel fest im Auge, den Nagel immer auf den Kopf treffend. Unerschrocken, frei und fest dem Gegner gegenübertretend, verteidigte er sein Ideal. Die Hebung der nationalen Wehrkraft, die Förderung gesunder Volkswohlfahrt, die Stärkung sittlicher und moralischer Kräfte im Volksganzen ist ihm gelungen wie selten einem. Wenn er auch in seiner Art, die ihm so typisch war, oft etwas derb und robust erschien, so wußte man doch, daß hinter der rauhen Schale ein gutes deutsches Herz schlug. Man kann sich Goetz gar nicht anders vorstellen als einen derben Streiter, Kampf war ihm sein Leben, weil nur im Kampfe das Gute reift. Und dieser Kampf, gepaart mit einem unverwüstlichen Humor, hat ihn vieles erreichen lassen.

Wenn auch der Leib von Ferdinand Goetz vergehen wird, so wird doch sein edler, hoher Geist ewig fortleben in der Geschichte. Sein Verlust ist unersetzlich, weil seine Persönlichkeit viel zu eigenartig war, weil sie sich in einer Art über alles andere heraushob, die es unmöglich erscheinen läßt, sie durch irgendeinen zu ersetzen. Aber in seinem Geiste für die Sache weiter zu arbeiten, das werden sich die Führer der Turnerschaft immer angelegen sein lassen, denn Goetz hat die Bahn gewiesen, auf der für Volks- und Wehrkraft



Bei unseren Feldgrauen in Nordfrankreich: Schützengrabenbarbier an einer Grabengabelung in Tätigkeit.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" O. J. Olbertz.



Ein Denkmal für unsere gefallenen Helden auf dem Friedhofe in Charleville (Frankreich).



Denkmal für den ersten im Weltkrieg gefallenen deutschen Generalmajor Carl Ulrich v. Bülow,

das im Namen seiner Jagdfreunde im Jagdgebiete des österreichischen Herrenhausmitgliedes Arthur Krupp in der Walster bei Mariazell errichtet und am Jahrestage seines Todes (7. August) pietätvoll enthüllt wurde.

Großes zu erreichen ist. Und wir sind überzeugt, daß gerade nach dem Kriege die Turnerei gewinnen wird. Wenn auch, der modernen Zeit gehorchend, durch die durch den Krieg bedingten mancherlei Erfordernisse manche Neuerung und Änderung im Betriebe der Leibesübungen einzutreten hat, so wird doch das Ganze in seinem inneren Halt und seiner inneren Kraft in der altbewährten Weise weitergeführt werden.

Eine große Sache kann nur dann dem Vaterlande zum Heile gereichen, wenn sie eine Volkssache ist, wenn sie von der Gesamtheit des Volkes getragen und erfaßt wird. Und keine schönere Volkssache gibt es als die deutsche Turnsache. Sie hat so viel hohe Werte in sich, daß man darüber, nachdem gerade die Gegenwart dies voll erkennen und feststellen durfte, nicht viel zu sagen braucht. Jede Zeit, die von großen politischen Ereignissen oder hohem vaterländischen Geschehen durchdrungen wurde, hat der Turnsache genützt; immer ist das rein Vaterländische am deutschen Turnen in solchen Zeiten der Gärung oder Umwälzung erkannt worden. Immer wird sich das Turnen behaupten als ein wichtiger Faktor im gesamten völkischen Leben. Aber dies ist ja im tiefsten Grunde nur möglich, weil ein Mann wie Ferdinand Goetz den Boden dazu in vielen Jahrzehnten vorbereitet und gepflegt hat, weil ein Mann wie Ferdinand Goetz in zäher Ausdauer trotz mancherlei Hemmnissen, vielen Anfeindungen und eigenartigen Mißverständnissen, die heutzutage ganz unmöglich scheinen, für dies Einzigartige im deutschen Volksorganismus gekämpft und gewirkt hat.

Wie sich Ferdinand Goetz als einzelner immer bewährt hat als treuester Diener seines Vaterlandes, so wird sich auch das deutsche Turnen immer bewähren als trefflichstes Mittel der Erziehung und Ertüchtigung deutscher Knaben zu sittlich starken, treuen deutschen Männern und deutscher Mädchen zu gesunden, charakterfesten deutschen Frauen.

Immer wird man dem nun dahingegangenen großen Führer der Deutschen Turnerschaft die Liebe bewahren, die er in reichem Maße seinem Vaterlande schenkte, und die Dankbarkeit, nach der er niemals stürmisch verlangte, weil er sich voll bewußt war, seine Pflicht zu tun. Ein festes Bollwerk gegen alles Fremde und Niedere, alles Ungesunde und Schwache bleibt das deutsche Turnen. Und als typischer Verfechter dieser deutschen Turnsache leuchtet bis in die fernste Zeit Ferdinand Goetz.

Ende des redaktionellen Teils.

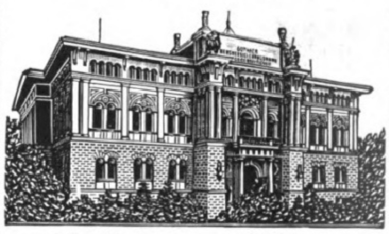

Marke: Dreiring.



















Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den [...]teil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: [...] Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird [...]

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3775. Kriegsnummer 66.

Kriegschronik.

13. Oktober 1915. (Fortsetzung.)

Südlich von Belgrad wurden Dorf Zeleznik und Höhen östlich beiderseits der Topciderska gestürmt. Der Angriff auf Pozarevac ist im günstigen Fortschreiten. Die Straße Pozarevac-Gradiste ist in südlicher Richtung überschritten. An der unteren Drina warfen österreichisch-ungarische Truppen die Serben aus mehreren Gräben. Serbische Gegenstöße scheiterten stets unter großen Verlusten für den Feind.

Heute nacht ist die Kriegserklärung Bulgariens an Serbien überreicht worden.

Delcassé ist zurückgetreten. Viviani übernimmt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und behält den Vorsitz im Kabinett bei.

Nach einer Meldung aus Athen wurde ein englischer Truppentransportdampfer unweit Kreta von einem österreichisch-ungarischen Unterseeboot versenkt.

14. Oktober 1915.

Während feindliche Monitore die Küste bei Westende und die feindliche Artillerie unsere Stellungen nördlich von Ypern ohne Erfolg beschossen, setzten die Engländer fast auf der ganzen Front zwischen Ypern und Loos hinter Rauch- und Gaswolken zum Angriff an, der gänzlich scheiterte. An mehreren Stellen schlug die Rauchwolke in die feindlichen Gräben zurück. Nur nordöstlich und östlich von Vermelles konnten die Engländer in unseren vordersten Gräben an kleinen Stellen Fuß fassen, aus denen sie größtenteils mit Handgranaten schon wieder vertrieben sind. Fünf Angriffe ohne Benutzung von Rauchwolken, aber mit starken Kräften gegen die Stellungen westlich von Hulluch sind unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Südlich von Angres wurden dem Feinde im Gegenangriff 2 Maschinengewehre abgenommen. Bei der Säuberung der kleinen Nester, die die Franzosen auf der Höhe östlich von Souchez noch besetzt hielten, blieben 400 Mann als Gefangene in unseren Händen. In der Champagne setzten die Franzosen ihre Angriffe beiderseits von Tahure mit äußerster Erbitterung fort. Fünf Angriffe südlich, zwei nördlich der Straße Tahure-Souain brachen unter schweren Verlusten für die Angreifer zusammen. Nächtliche Angriffsversuche erstickte unser Artilleriefeuer im Keime. Auf der Combres-Höhe wurde ein feindlicher Graben von 120 m Länge gesprengt. In den Vogesen versuchten die Franzosen, die ihnen am 12. Oktober am Schratzmännle abgenommene Stellung zurückzunehmen; an unserem Hindernis brach ihr Angriff nieder.

Westlich und südwestlich Illuxt warfen wir den Gegner aus einer weiteren Stellung, machten 650 Gefangene und erbeuteten 3 Maschinengewehre. Russische Angriffe westlich und südwestlich Dünaburg wurden abgewiesen. Deutsche Truppen der Armee des Generals Grafen Bothmer nahmen Hajworonka (südlich Burkanow) und warfen die Russen über die Strypa zurück.

Russische Angriffe gegen die österreichisch-ungarische Stellung westlich von Tarnopol wurden abgeschlagen. Der Feind stürmte drei Glieder tief, wobei er die Männer des ersten Gliedes nur mit Schutzschilden ausgerüstet hatte. Er erlitt große Verluste.

An der küstenländischen Front wurde im Gebiet des Javorcek ein Stück italienischen Schützengrabens besetzt. Italienische Angriffe auf den Mrzli Vrh wurden abgeschlagen.

Südlich von Belgrad sind die deutschen Truppen im weiteren Vorgehen. Die Werke der West-, Nord-, Ost- und Südostfront des festungsartig ausgebauten Ortes Pozarevac sind genommen.

Die österreichisch-ungarischen Truppen stürmten gestern, aus der Gegend von Belgrad nach Südosten vordringend, die festungsartig verschanzten Stellungen auf dem Erino-Brdo, dem Cunak und der Stawara.

Unsere Marineluftschiffe haben in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober die Stadt London und wichtige Anlagen in ihrer Umgebung sowie die Batterien von Ipswich angegriffen. Im einzelnen wurden die City von London in mehreren Angriffen, die London Docks, das Wasserwerk Hampton bei London und Woolwich ausgiebig mit Brand- und Sprengbomben belegt. An allen Stellen wurden starke Sprengwirkungen und große Brände beobachtet. Trotz heftiger Gegenwirkung, die zum Teil schon an der Küste einsetzte, sind alle Luftschiffe unbeschädigt zurückgekehrt.

15. Oktober 1915.

Nordöstlich und östlich von Vermelles sind die Engländer aus unseren Stellungen wieder hinausgeworfen, nur am Westrande der sogenannten „Kiesgrube" konnten sie sich in einem kleinen Grabenstück noch halten.

In der Champagne hoben sächsische Truppen östlich von Aubérive ein Franzosennest aus, das sich in unserer Stellung seit den großen Angriffen noch gehalten hatte, machten 5 Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen und erbeuteten mehrere Maschinengewehre.

Südwestlich und südlich von Dünaburg griffen die Russen gestern mehrfach erneut an. Südlich der Chaussee Dünaburg-Nowo Aleksandrowsk wurden sie unter ungewöhnlich schweren Verlusten zurückgeschlagen; ebenso brachen zwei Angriffe nordöstlich Wessolowo zusammen. Bei einem dritten Vorstoß gelang es den Russen hier, in Bataillonsbreite in unsere Stellung einzudringen. Gegenangriff ist im Gange.

Eines unserer Luftschiffe belegte den Bahnhof Minsk, auf dem zur Zeit große Truppeneinladungen stattfinden, ausgiebig mit Bomben. Es wurden fünf schwere Explosionen und ein großer Brand beobachtet.

An der Tiroler Front versuchten auf der Hochfläche von Vielgereuth mehrere italienische Kompagnien um Mitternacht gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen vorzustoßen, wurden jedoch nach kurzem Feuerkampf zum Zurückgehen gezwungen. Ebenso scheiterte ein nochmaliger Annäherungsversuch in den Morgenstunden. Eine am Plateaurande nächst Peteano vorgehende italienische Abteilung wurde durch Gegenangriff geworfen und erlitt große Verluste.

Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen nehmen die Operationen ihren planmäßigen Verlauf.

Südlich von Belgrad und von Semendria sind die Serben weiter zurückgedrängt; es wurden 450 Gefangene gemacht und 3 Geschütze (darunter ein schweres) erobert; die Werke auf der Südfront von Pozarevac sind heute nacht gestürmt; die befestigte Stadt fiel damit in unsere Hand.

Die über den Erino Brdo vordringenden k. u. k. Truppen warfen den Feind über den bei Vinca in die Donau mündenden Bolicica-Bach zurück.

Die bulgarische 1. Armee hat den Angriff über die serbische Ostgrenze begonnen und die Paßhöhen zwischen Belogradcik und Knjazevac in Besitz genommen.

16. Oktober 1915.

Ein feindlicher Angriff gegen die Stellungen nordöstlich von Vermelles wurde abgeschlagen. In der Champagne blieben bei der Säuberung des Franzosennestes östlich von Aubérive nach erfolglosen feindlichen Gegenangriffen im ganzen 11 Offiziere, 600 Mann, 3 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer in den Händen der Sachsen. Kleinere Teilangriffe gegen unsere Stellungen nordwestlich von Souain und nördlich von Le Mesnil, wobei der Feind ausgiebigen Gebrauch von Gasgranaten machte, scheiterten. Ein Versuch der Franzosen, die ihnen am 8. Oktober entrissenen Stellungen südlich von Leintrey zurückzunehmen, deren Wiedereroberung sie am 10. Oktober 4 Uhr nachmittags schon amtlich meldeten, mißglückte gänzlich. Mit erheblichen Verlusten, darunter 3 Offizieren, 40 Mann an Gefangenen, wurden sie abgewiesen. Ein Angriff zur Verbesserung unserer Stellungen auf dem Hartmannsweilerkopf hatte vollen Erfolg. Neben großen blutigen Verlusten büßte der Feind 5 Offiziere, 226 Mann als Gefangene ein und verlor eine Revolverkanone, 6 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer. Feindliche Angriffe am Schratzmännle wurden vereitelt.

Ein russischer Vorstoß westlich von Dünaburg scheiterte. Nordöstlich von Wessolowo wurden zwei Angriffe durch unser Artilleriefeuer im Keime erstickt. Am Nachmittag und in der Nacht in dieser Gegend erneut unternommene Angriffe wurden abgeschlagen. Wir nahmen hierbei 1 Offizier, 444 Mann gefangen und erbeuteten 1 Maschinengewehr. Auch nordöstlich und südlich von Smorgon griffen die Russen mehrfach an, sie wurden überall zurückgeworfen.

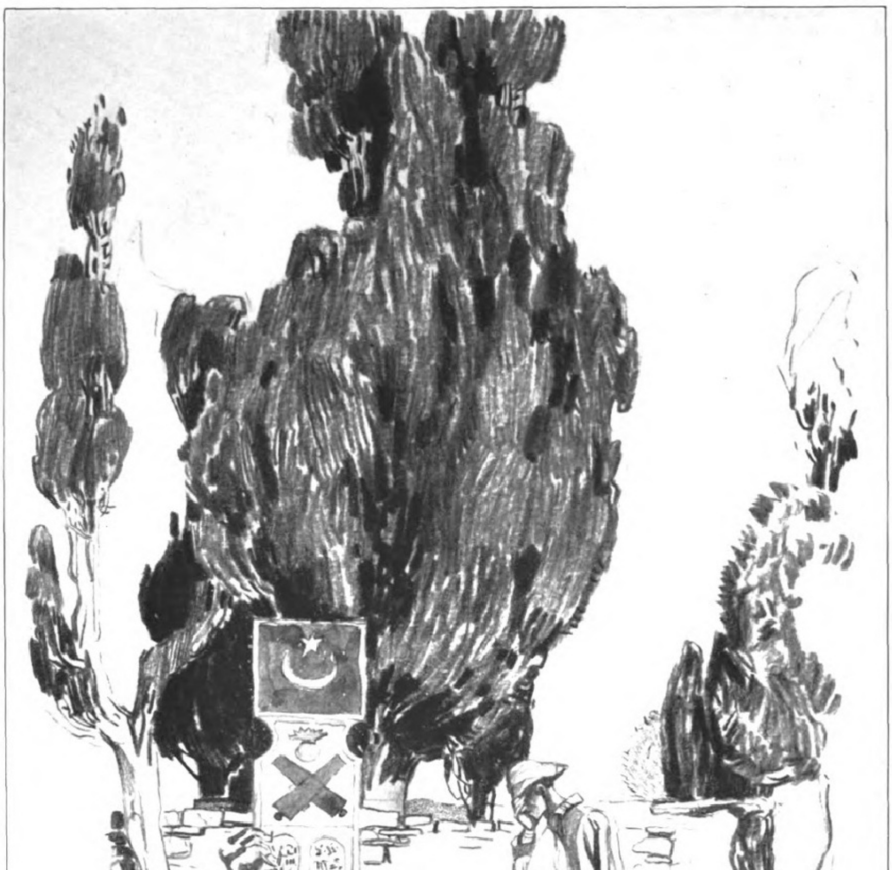
Die im Gebiete des unteren Styr kämpfenden k. u. k. Truppen haben den Feind 20 km nördlich von Rafalowka neuerlich aus mehreren zäh verteidigten Stellungen geworfen und einen Gegenangriff abgeschlagen.

In Tirol wurde auf den Nordhängen des Altissimo (südöstlich Riva) ein Angriff der Italiener zurückgeschlagen.

In Serbien sind die Armeen der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen im Fortschreiten. Südlich von Semendria ist der Branovo-Berg, östlich von Pozarevac der Ort Smoljinac erstürmt.

Die im Raume von Belgrad vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen kamen in der Verfolgung des Gegners auf Sturmdistanz an die Avala-Befestigungen heran und entrissen den Serben die stark verschanzten Stellungen auf den Höhen südlich Vinca.

Die bulgarischen Streitkräfte erkämpften sich zwischen Negotin und Strumitza an vielen Stellen den Übergang über die Grenzgebirge. Die Ostwerke von Zajecar sind genommen.



Die Türkei im Weltkriege: Türkischer Soldat am Grabe seiner Freunde.

Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Georg Lebrecht.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3775. 145. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 4. November 1915

Allgemeine Notizen.

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck. Das unter der Leitung der Sanitätsräte Dr. Wiedeburg und Dr. Poensgen (früher im Kurhaus Bad Nassau) stehende Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg-Thüringerwald bleibt wie vordem in seinem ganzen Betriebe geöffnet. Nachdem das Sanatorium bereits im Winter 1914/15 gut besucht war, dürfte für den kommenden Winter mit einer höheren Frequenz zu rechnen sein, weshalb Erholung und Heilung Suchende (es werden innere und Nervenkranke und auch nur Erholungsbedürftige aufgenommen) gut daran tun, sich vorher zu vergewissern, ob sie dort eine ihren Wünschen entsprechende Unterkunft finden. Über die Kur und Hauseinrichtungen des am Eingange des bekannten, die „Thüringer Riviera" genannten Schwarzatales liegenden Sanatoriums unterrichtet ein sehr ausführlicher, bildergeschmückter Prospekt.

Das Ev. Pädagogium Godesberg am Rhein (Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einjährigen-Berechtigung) ist mit seiner Zweiganstalt in Herchen (Sieg) infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw. imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiter zu führen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10 bis 18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Drucksachen durch den Dir. Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Über stilvolle Vorlagen für Laubsägerei, Kerb-, Flach-, Reliefschnitt, Einlege-, Tarso- und Metallarbeiten (über 1950 Blätter), ferner in vorgezeichneten Gegenständen zum Brennen und Schnitzen, zur Tarsotechnik, Nagelarbeit, Metallplastik usw. sowie in Dilettantenutensilien und Beschlägen, Hölzern, Werk-

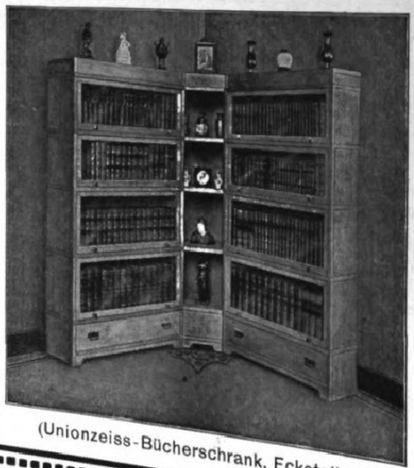
zeugen, Apparaten usw. bietet dem kunstsinnigen Dilettanten die Firma Mey & Widmayer, München, Amalienstr. 7, erstes Verlags- und Versandhaus häuslicher Kunstarbeiten, in ihren reichhaltigen Verzeichnissen große Auswahl. (Gegen Einsendung von 50 Pfg. stehen die Kataloge postfrei zu Diensten.)

Der Kauf eines Pianos ist Vertrauenssache. Die Kunst des Pianofortebaues hat sich längst zu einer gewaltigen Großindustrie entwickelt, die manches Gute, aber auch viel Minderwertiges bringt. Ratlos steht der Laie vor der Wahl eines Klavieres. Aber kein anderes Fabrikat der Welt schützt ihn sicherer vor jeder späteren Enttäuschung als ein Steinway, dessen Unübertrefflichkeit von allen musikalischen Autoritäten, ja selbst neidlos von der Konkurrenz anerkannt worden ist. Die enorme Verbreitung von mehr als 160000 Steinway-Klavieren über den ganzen Erdball liefert den untrüglichsten Beweis hierfür. Über die bahnbrechenden Erfindungen der Firma Steinway erteilt die Broschüre K. O. Aufschluß. Man verlange solche von Steinway & Sons, Hamburg 6.

Musikinstrumente, wie Violinen, Cellos, Mandolinen, Guitarren, Zithern, Holz- und Messingblasinstrumente, Trommeln usw., sind in anerkannter Güte und zu mäßigen Preisen bei der rühmlichst bekannten Firma Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen Nr. 248 erhältlich, die auch gern jedem Käufer beratend zur Seite steht. Katalog umsonst ohne Kaufzwang.

Eine Nervenqual ist das Zuwerfen der Zimmertüren. V[...] hindert wird dieses durch den Türpuffer der Firma C. Hül[...] mann in Freiburg i. Br. 2. Hunderttausende von diesen [...] jede Tür mit Leichtigkeit anzubringenden praktischen und billig[...] Apparaten sind schon zur größten Zufriedenheit im Gebrau[...] Wegen eines Prospekts wolle man sich an genannte Firma wende[...]

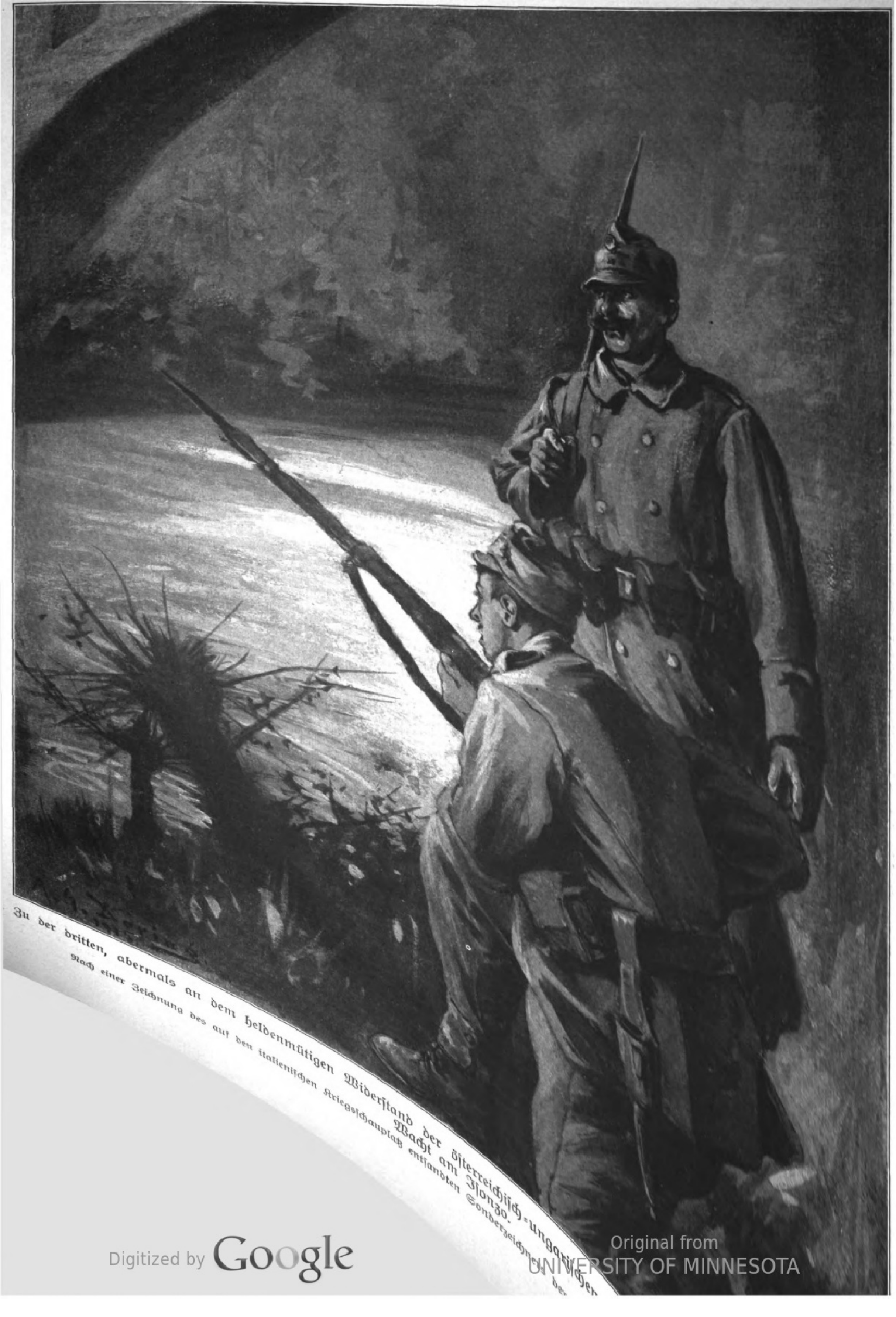
Gegen rheumatische Beschwerden verschiedener Art v[...] wendet man Dr. R. Reiß' Rheumasan, ein altbewährt[...] Mittel zum Einreiben an den schmerzenden Körperstellen. Wol[...] tuendes Wärmegefühl schon nach der ersten Einreibung. Es gi[...] keine Apotheke, die nicht das Dr. R. Reiß' Rheumasan zu Mk. 2.[...] und 1.30 vorrätig hält.





Illustrirte Zeitung

Nr. 3775. 145. Band.



Zu der dritten, abermals an dem heldenmütigen Widerstand der österreichisch-ungarischen ... Wacht am Isonzo.

Nach einer Zeichnung des auf den italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der ...

Deutsche Erziehung — ein Hauptfaktor deutscher Erfolge.

Von Professor Dr. G. Budde, Hannover.

Vor einiger Zeit hat der Dekan des Professorenkollegiums der Columbia-Universität in Neuyork, Dr. J. E. Russel, in einem Vortrage, den er vor Lehrern gehalten hat, unter anderm den Satz aufgestellt, daß man die Deutschen um der Vortrefflichkeit ihres Erziehungssystems willen bewundern müsse, das ganz allein sie instand gesetzt habe, einer Welt von Feinden Trotz zu bieten. Wenn es nun auch zu weit geht, wenn man **allein** dem deutschen Erziehungssystem das Verdienst an den von uns in dem gegenwärtigen furchtbaren Kriege errungenen gewaltigen Erfolgen zuschreibt, so ist doch sicherlich daran kein Zweifel möglich, daß jenes System zu unseren Erfolgen im Kriege schon früher außerordentlich beigetragen hat und auch in dem jetzigen Weltkriege wieder beiträgt. Die deutsche Erziehung war und ist ein Hauptfaktor deutscher Erfolge.

Und zwar gilt dies in erster Linie und vor allem von dem **Geist der deutschen Erziehung**, wie er in Männern wie Pestalozzi, W. v. Humboldt, Süvern u. a. lebte und von ihnen in das deutsche Erziehungswesen übergeleitet worden ist. Vor mehr als hundert Jahren, in einer Zeit, wo unser Vaterland nach der Niederlage bei Jena unter der eisernen Faust des Korsen seufzte, ist dieser Geist der deutschen Erziehung geboren worden. Nach Dilthey lag die Kraft, die uns noch heute aus den verstaubten Akten jener großen Zeit zuströmt, darin, daß ein zusammenhängendes, nach der Bildungsstufe der Gesellschaft abgestuftes Ideal alle damals zusammenwirkenden Personen erfüllte, und daß dasselbe in einem inneren Verhältnis zu der ganzen gesellschaftlichen Ordnung stand. „Die Bildungsorduung der aufgeklärten Selbstherrschaft war unfähig geworden, den von der französischen Revolution entfesselten Kräften gegenüber wirksame Kräfte zu entwickeln. Da war es nun ein lebendiger Quell ungeahnter Kraftentfaltungen in unserer Nation, die dann zur Verwirklichung des nationalen Staates geführt haben, daß in den Ländern deutscher Junge, im Zusammenhang mit unserer inneren Bildung, der schlichte Dienst, der frohe, mutige Versuch in der Schulstube, im Klassenzimmer, die wirkliche pädagogische Arbeit mit einem Gefühl von Heiligkeit umgeben war: Lehrer, Philosophen, Fürsten, Staatsmänner und Publikum haben in diesem Gefühl zusammengewirkt." Und dieser pädagogischen Arbeit lag der Grundgedanke Pestalozzis zugrunde, daß die gesamte Jugenderziehung durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickeln müsse. Auf diesem Grundgedanken wollte Süvern in dem von ihm ausgearbeiteten Erziehungsplan sowohl die Volksschule als auch die höhere Schule aufbauen. Dieser Grundgedanke entsprang einer Denkart, in der sich der Sinn für die Individualität und die Fürsorge für die einzelne Person mit den großen Gesichtspunkten des preußischen Beamtenstaates vereinigte. Im Vordergrunde stand die Forderung der Wahrung und Anerkennung individuellen Lebens, und aufs schärfste verurteilt wurden alle Maßregeln, die das persönliche Leben zu ertöten geeignet waren. Dieser Denkart erschien die weitgehendste Weckung persönlichen Lebens nicht nur im Interesse des einzelnen, sondern auch im Interesse des Staates als das Wichtigste. Ihre Vertreter waren der Meinung, daß der Mensch an erster Stelle nicht für draußen befindliche Ziele, auch nicht für die menschliche Gesellschaft, sondern für sich selbst zu bilden sei, indem er zu einer selbständigen Persönlichkeit und einer geistigen Individualität erhoben werde. Wenn das geschieht, dann wird er auch nach außen hin am meisten und am tiefsten wirken; denn gerade wenn der Mensch nicht den äußeren Nutzen zum Hauptziele macht, sondern vor allem seine Seele vertieft und kräftigt, wird er auch in der sichtbaren Welt, im Dienste seiner Mitmenschen, das Beste zu wirken in der Lage sein. Also in erster Linie persönliche Bildung und erst dann soziale Erziehung. Die Erziehung darf den jungen Menschen nicht bloß zu einem geschickten Arbeiter der großen Kulturfabrik, sondern sie soll ihn vor allem zum Menschen bilden. Nur eine so orientierte Erziehung entspricht der seelischen Art des deutschen Volkes.

Aus dieser Pädagogik weht uns derselbe Geist des deutschen Idealismus entgegen, der unsere klassische Literatur und Kunst durchdringt; sie hat **den** Geist der deutschen Erziehung erzeugt, der für Gegenwart und Zukunft das politische und kulturelle Vordringen des Deutschtums gewährleistete, und der zunächst in den Freiheitskriegen sich als ein Hauptfaktor deutscher Erfolge bewährt hat. Es ist dies der Geist, der zu allen persönlichen Opfern bereit ist, wenn es den Kampf gilt um die Wahrung der höchsten Güter der Menschheit, um die dem Leben des einzelnen vorschwebenden Ideale, heißen sie nun Gott, Wahrheit und Recht oder Vaterland.

Aber dieser Geist und damit auch der Geist echter deutscher Erziehung gedeiht nur in der Luft der Freiheit persönlichen Lebens, er verkümmert, sobald die bureaukratische Schablone ihn berührt. Auch das lehrt uns die Zeit vor hundert Jahren. Schon bei den ersten Nachfolgern W. v. Humboldts fand dessen geistiger Testamentsvollstrecker Süvern kein Verständnis mehr für seine pädagogischen Forderungen. Sie wurden „durch die entgegenwirkenden Kräfte schließlich ihrer ursprünglichen Idee beraubt und dem starren, mechanischem Formenwesen angepaßt, das wieder zur Geltung gelangte". Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein haben Volksschule und höhere Schule in gleicher Weise unter solchem Formenwesen gelitten und ist in beiden die von dem Geist der deutschen Erziehung geforderte Weckung persönlichen Lebens gehemmt worden; ja, wir haben dieses Formenwesen bis heute noch nicht wieder so weit überwunden, als es im Interesse einer im Sinne der Führer der deutschen Erziehung gedachten Persönlichkeitsbildung erforderlich ist. Aber darüber dürfen wir doch andererseits auch nicht übersehen, daß trotz dieses Formenwesens der deutschen Erziehung im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine Organisation gegeben worden ist, die für die Entwicklung unseres Volkes die wohltätigsten Folgen gehabt hat. Und außerdem ist der Geist der deutschen Erziehung allerdings durch diese Organisation des öfteren wohl gehemmt, aber niemals ertötet worden. Vielmehr zeigt er in seinem bis in die Gegenwart fortgesetzten Kampfe gegen pädagogische Fehlgriffe der Organisation seine noch ungebrochene Lebenskraft.

Die unverkennbaren Mängel, die die Organisation des deutschen Erziehungswesens wie jede menschliche Einrichtung aufweist, dürfen uns auf keinen Fall die großen Vorzüge und Verdienste verkennen lassen, die ihr zukommen, und die derart sind, daß wir auch diese **Organisation der deutschen Erziehung** als einen Hauptfaktor unserer Erfolge hinstellen müssen. Welche segensreichen Folgen hat sie nicht schon allein durch die strenge Durchführung der Schulpflicht gezeitigt! Diese Schulpflicht bewirkt, daß jedes Mitglied unseres Volkes ein bestimmtes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten und — was noch wichtiger ist — ein bestimmtes Maß sittlicher Beeinflussung erfährt. Was das zu bedeuten hat, kann jeder ermessen, der weiß, wie Tüchtiges in unseren Volksschulen an intellektueller und sittlicher Bildung geleistet wird. Unsere gewöhnlichen Soldaten und die Unterführer würden nimmermehr das leisten, was sie leisten, wenn ihnen nicht die Volksschule das Maß von Sachwissen, von selbständigem Urteilsvermögen und von Fähigkeit der Einordnung in ein größeres Ganze mitgegeben hätte, das die Organisation unseres Volksschulwesens neuerdings gewährleistet. Und ebenso würden die aus den höheren Schulen hervorgegangenen höheren Chargen ihren kriegerischen Aufgaben nicht in der Weise gerecht werden, wie es 1870 geschehen ist und jetzt wieder geschieht, wenn nicht die Organisation unseres höheren Schulwesens für jeden, der eine höhere Schule besucht hat, ein so umfangreiches Maß bestimmter Allgemeinbildung auf intellektuellem Gebiete und sozialen Einfügungsvermögens garantierte, als dies tatsächlich der Fall ist. Manchem erscheint sogar das von den höheren Schulen erstrebte Maß von allgemeinem Wissen und Können als zu weitgehend, weil durch eine Überspannung desselben die der geistigen Eigenart des einzelnen Schülers entsprechende individuelle Bildung gefährdet und der durch den Geist der echten deutschen Erziehung geforderten Weckung persönlichen Lebens entgegengearbeitet werde. Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls kann auch die straffe staatliche Organisation des deutschen Unterrichtswesens einen nicht geringen Anteil an den deutschen Erfolgen für sich in Anspruch nehmen.

Das können aber nicht minder die **Übermittler der deutschen Erziehung**, d. h. die Lehrer. Das gilt von den Lehrern der Volksschulen und der höheren Schulen in gleicher Weise. Gemeinsam ist ihnen ein hohes Pflichtbewußtsein, das schon an sich auf die ihnen anvertraute Jugend vorbildlich wirkt und für deren sittliche Bildung die wertvollsten Garantien gibt. Diesem Pflichtbewußtsein entspricht auch ein besonders bei einem Teil der Volksschullehrer hervortretendes anerkennenswertes Streben nach Weiterbildung auf dem allgemein pädagogischen oder auf einem bestimmten Wissensgebiete, ein Streben, das naturgemäß auch wieder der Schule zugute kommt. Und die deutschen Oberlehrer stehen, was wissenschaftliche Vorbildung angeht, wohl denen aller anderen Länder voran; es ist sehr erfreulich, daß neuerdings immer mehr Oberlehrer sich auch wissenschaftlich mit Pädagogik zu befassen beginnen; das kann eine sehr heilsame Rückwirkung auf die Unterrichtspraxis an den höheren Schulen herbeiführen. Und was für des Vaterlandes Interessen vor allem in Betracht kommt, das ist der Umstand, daß die gesamte deutsche Lehrerschaft von glühender Vaterlandsliebe erfüllt und unablässig bestrebt ist, die eigene patriotische Begeisterung auf die Jugend zu übertragen. Daß die von ihr der Jugend gepredigte Vaterlandsliebe für sie kein bloßes Wort, sondern eine heilige Sache, ein hohes Ideal ist, für das sie leben und sterben will, das hat sie durch die sich immer mehr steigernde Anzahl von Standesvertretern bewiesen, die ihre Vaterlandsliebe auf den Schlachtfeldern mit dem Heldentod besiegelt haben. Wie muß ein solches Heldentum der Lehrer auf die Jugend wirken! Wahrlich, wenn von **den** Faktoren deutscher Erfolge die Rede ist, die das deutsche Erziehungswesen stellt, dann muß die deutsche Lehrerschaft mit an erster Stelle genannt werden.

So ist die deutsche Erziehung, die schon in der Vergangenheit ihre Kraft gezeigt hat, auch wieder in dem gegenwärtigen gewaltigen Völkerringen ein Hauptfaktor deutscher Erfolge. Da könnte man nun meinen, daß angesichts dieser Bewährung an den der deutschen Erziehung dienenden Einrichtungen nichts geändert werden müsse oder dürfe, daß diese Einrichtungen vielmehr das Nonplusultra, also das Ideal darstellten, das nicht mehr übertroffen werden könne, und daß, wer gegenüber diesen Einrichtungen den Grundsatz „quieta non movere" nicht beachte, sondern Reformen vertrete, sich gegen die deutsche Erziehung undankbar erweise. Und tatsächlich haben auch unentwegte Verteidiger des Bestehenden diese Meinung vertreten und werden sicherlich auch nach diesem Kriege wieder mit diesem Argument ihren Standpunkt zu begründen versuchen.

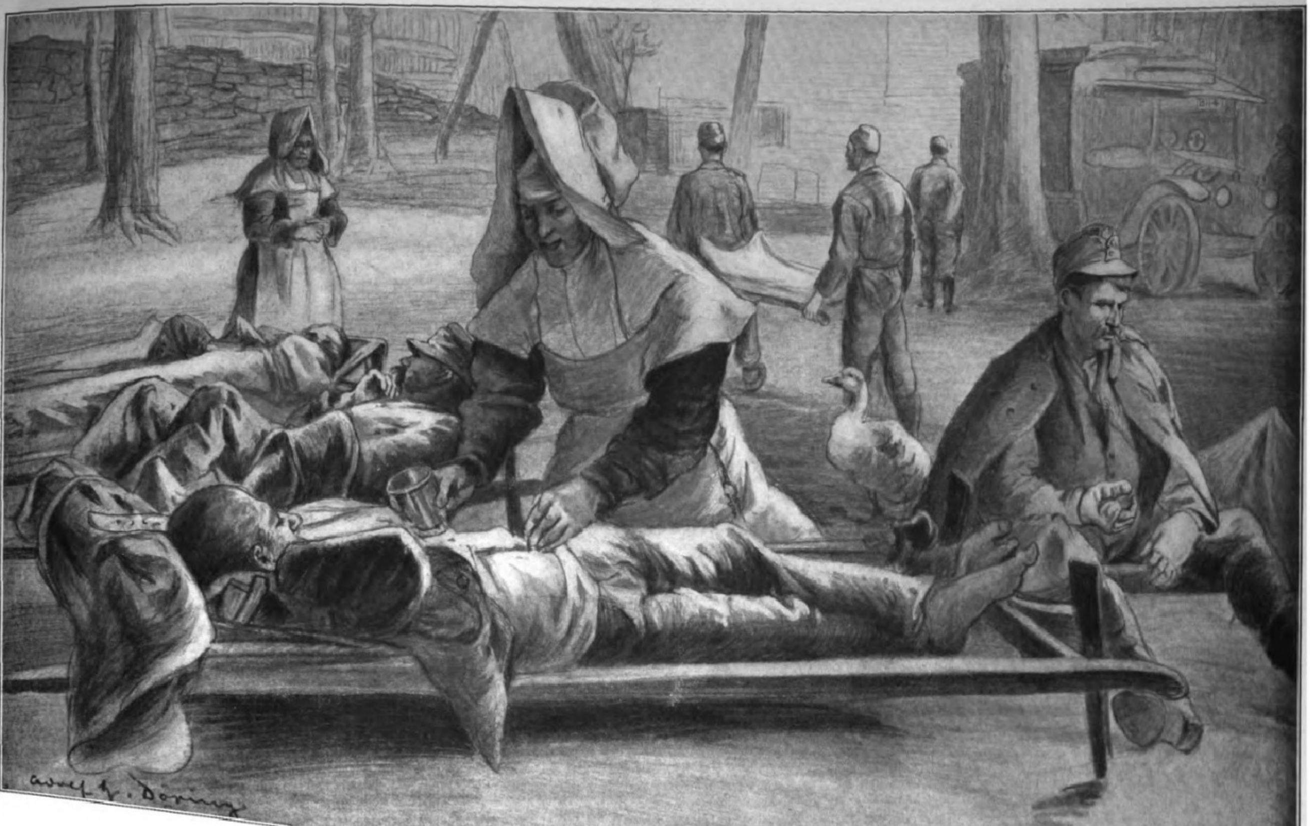
In Wirklichkeit arbeiten aber gerade diese Vertreter des „quieta non movere" nicht im wohlverstandenen und wahren Interesse der deutschen Erziehung. Denn diese wird ihre Kraft auch in der Zukunft nur dann bewahren und stärken können, wenn sie ihre Einrichtungen den veränderten Verhältnissen und den neuen Aufgaben, die die kommende Zeit stellen wird, anpaßt. Auch auf dem Gebiete der Erziehung ist jeder Stillstand Rückgang. In der sogenannten Dezemberkonferenz, die im Jahre 1890 in Berlin über Fragen des höheren Schulwesens verhandelte, versuchte ein mittlerweile verstorbener, sehr bekannter Vertreter des Gymnasiums die seiner Meinung nach zu fordernde Unantastbarkeit dieser Schulart mit dem Hinweis zu verteidigen, daß sich in dem Kriege 1870/71 die aus den Gymnasien hervorgegangenen Teilnehmer des Feldzuges so bewährt hätten, daß damit auch ein für allemal die Unübertrefflichkeit der von ihnen besuchten Schulart bewiesen sei und deshalb an ihr nichts geändert werden dürfe. Von einem jener Konferenz ebenfalls angehörenden hohen Militär wurde dieser Schulmann darauf aufmerksam gemacht, daß sich doch auch die militärischen Einrichtungen in dem Kriege von 1870/71 glänzend bewährt hätten, daß es aber trotzdem der größte Fehler wäre, den die Heeresverwaltung machen könne, wenn sie nun auf Grund der Erfolge alles beim alten lassen und nicht im Hinblick auf die neuen Aufgaben, die die neue Lage geschaffen, ihre Einrichtungen immer mehr vervollkommnen würde. Und derselbe Gesichtspunkt müsse auch für das Schulwesen maßgebend sein.

Es kann kein Zweifel sein, wer recht hatte, der Schulmann oder der Militär. Wenn aber schon nach 1870/71 eine Änderung der Verhältnisse in unserem Vaterlande eintrat und damit auch der Erziehung neue Aufgaben erwuchsen, so wird dies nach dem gegenwärtigen Weltkriege in einem weit größerem Umfange der Fall sein. Wenn Deutschland aus diesem Völkerringen, wie es vorher die Geschichte nie gesehen hat, siegreich hervorgegangen sein wird, dann wird das neue Deutschland an die heranwachsende Generation, die das von den Vätern Erkämpfte zu wahren und zu verteidigen haben wird, Forderungen stellen müssen, denen unsere vorhandenen Erziehungseinrichtungen nicht mehr gewachsen sind, die vielmehr eine entschlossene und der Eigenart der neuen Verhältnisse angepaßte Weiterbildung derselben gebieterisch erheischen.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, mit bestimmten Reformvorschlägen aufzuwarten, aber ich darf vielleicht kurz andeuten, in welcher Richtung die Weiterentwicklung des deutschen Schulwesens sich zu bewegen haben wird. Der Volksschule scheint mir diese Richtung gewiesen zu werden durch die immer mehr Anhänger gewinnende pädagogische Bewegung der Gegenwart, die man als „Arbeitsschulbewegung" zu bezeichnen pflegt, die die intellektuelle Bildung nicht herabsetzen, sondern sie durch Selbsttätigkeit der Schüler steigern und die neben dem Geist vor allem den Charakter entwickeln will. Und für das höhere Schulwesen wird sich als die bei weitem wichtigste Aufgabe die ergeben, ihm eine wirklich nationale Basis zu geben und an die Stelle der jetzigen altsprachlichen und neusprachlichen Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Reformschulen usw. ein in unserer nationalen Kultur verankertes deutsches Einheitsgymnasium zu setzen. Die jetzige buntscheckige Vielgestaltigkeit des deutschen höheren Schulwesens gefährdet die Einheitlichkeit unserer nationalen Bildung und muß beseitigt werden. Diese Vielgestaltigkeit muß die leitenden Kreise immer mehr innerlich auseinanderführen und damit die geistige Einheit der Nation schwer schädigen. Wir müssen deshalb, wie auch Eucken fordert, einen einzigen Hauptweg ausbilden, auf ihm aber die Mannigfaltigkeit der Individuen und der Interessen anerkennen und entwickeln.

Einen solchen Hauptweg glaube ich in dem von mir vertretenen „deutschen Gymnasium" gezeigt zu haben, das ich in meiner Schrift „Die Weiterführung der Schulreform auf nationaler Grundlage" näher gekennzeichnet und begründet und in meiner soeben erschienenen kleinen Broschüre „Krieg und höhere Schule!" im Lichte des Weltkriegs von neuem vertreten habe. Mit diesem deutschen Gymnasium würde zugleich das Programm verwirklicht werden, das Kaiser Wilhelm II. in der erwähnten Dezemberkonferenz des Jahres 1890 für die Weiterentwicklung des deutschen höheren Schulwesens aufstellte, und das unter anderm lautete: „Wer selber auf dem Gymnasium gewesen ist und hinter die Kulissen gesehen hat, der weiß, wo es da fehlt. Und da fehlt es vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer. Wir müssen von der Basis abgehen, die jahrhundertelang bestanden hat, von der alten klösterlichen Erziehung des Mittelalters, wo das Lateinische maßgebend war und ein bißchen Griechisch dazu. Das ist nicht mehr maßgebend. Wir müssen das Deutsche zur Basis machen." Was der Kaiser hier im Hinblick auf die Gymnasien sagte, das gilt aber auch im Hinblick auf die Realanstalten; auch sie müssen das Deutsche zur Basis machen, denn wir sollen auch in ihnen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Franzosen und Engländer. Es bedarf also nach dem Kriege in erster Linie einer starken und entschlossenen Nationalisierung unseres gesamten höheren Schulwesens. Das ist die wichtigste Aufgabe, die der Weltkrieg unserer nationalen Erziehung stellt.

Wenn wir das ganze deutsche Schulwesen, das höhere und das Volksschulwesen, immer mehr im wahren Deutschtum verankern, dann werden wir damit auch dem Vaterlande und unserer nationalen Kultur den größten Dienst erweisen; denn eine im echten deutschen Geiste wurzelnde deutsche Schule ist auch eins der stärksten Bollwerke der deutschen Kultur und eines mächtigen deutschen Staates. Eine in solchem Geiste wurzelnde Erziehung wird, mögen auch die Aufgaben der Zukunft noch so groß und vielfältig werden, alle Schwierigkeiten überwinden und sich auch fernerhin als ein Hauptfaktor deutscher Erfolge bewähren.



Schwestern von St. Vincent bei den Verwundeten in einem Feldlazarett an der Isonzofront.



Unsere österreichisch-ungarischen Verbündeten im Kriege mit Italien. Aus dem Internierungslager kriegsgefangener Ita… Nach Zeich… zeichners der Leipziger „Illustrirte…



Unser Sonderzeichner auf dem italienischen Kriegsschauplatz, Kunstmaler Adolf G. Döring.



Blick auf Trient im September 1915. (Phot. Frankl.)



Aus dem Kampfgebiet in den Dolomiten: Ungarische Arbeiterabteilung beim Transport von Öfen für die Unterstände.



Der höchste Vorposten im Weltkrieg: Skivorposten auf der Königsspitze in 3800 m Höhe. (Phot. Frankl.)

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der zweiten Umschlagseite.)

17. Oktober 1915.

Feindliche Handgranatenangriffe in Gegend von Vermelles und Roclincourt waren erfolglos. Der Westhang des Hartmannsweilerkopfes ist planmäßig und, ohne vom Feinde gestört zu werden, heute nacht von uns wieder geräumt, nachdem die feindlichen Gräben gründlich zerstört sind. Bei St.-Souplet, nordwestlich von Souain, brachte Leutnant Boelke im Luftkampf ein französisches Kampfflugzeug, damit in kurzer Zeit sein fünftes feindliches Flugzeug, zum Absturz.

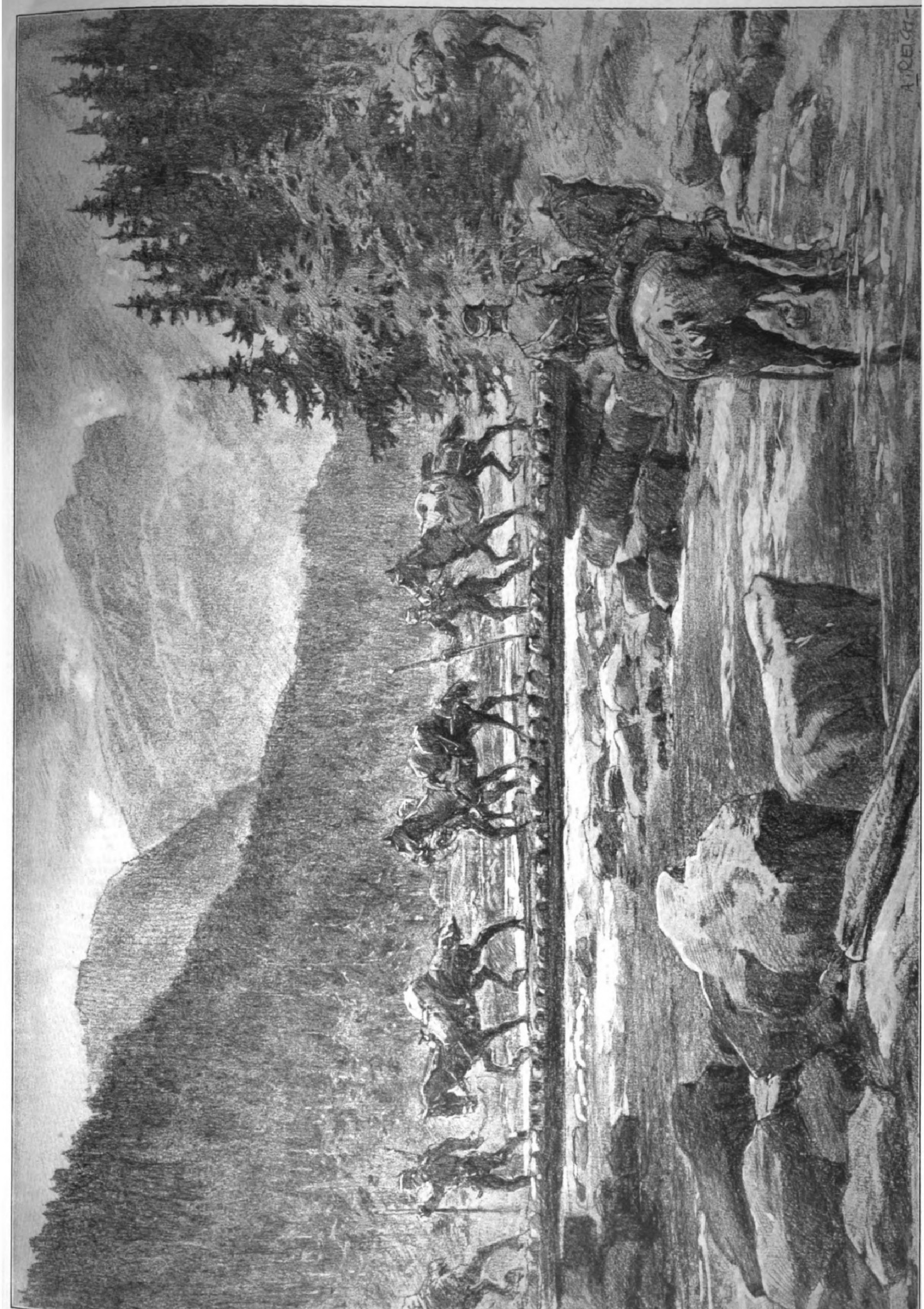
Östlich von Mitau warfen unsere Truppen den Gegner aus seinen Stellungen. Nördlich und nordöstlich Gr.-Eckau wurden die Russen bis über die Misse zurückgedrängt; sie ließen 5 Offiziere und über 1000 Mann als Gefangene in unserer Hand. Vor Dünaburg wurden starke russische Angriffe abgeschlagen, die Russen verloren dabei 4 Offiziere, 440 Mann an Gefangenen. Ebenso wurden südlich von Smorgon russische Vorstöße, zum Teil in Nahkämpfen, überall abgewiesen. Die Russen sind auch bei Mulczyce über den Styr geworfen. Angriffsversuche derselben am Kormyn scheiterten.

Nach kräftiger Artillerievorbereitung setzten die Italiener gestern früh gegen den Nordwestabschnitt des Plateaus von Doberdò mehrere Infanterieangriffe an, die alle an den österreichisch-ungarischen Hindernissen zusammenbrachen. Der Feind erlitt große Verluste und ging in seine früheren Stellungen zurück. Ein in den Nachmittagstunden erneuerter Angriff wurde schon durch Geschützfeuer zum Stehen gebracht. Am Abend und während der Nacht versuchte die feindliche Infanterie noch weitere Vorstöße, die, wie alle früheren, scheiterten.

(Fortsetzung siehe Seite 611.)



Sonntagsandacht der Tiroler Standschützen an der Front. (Phot. Frankl.)



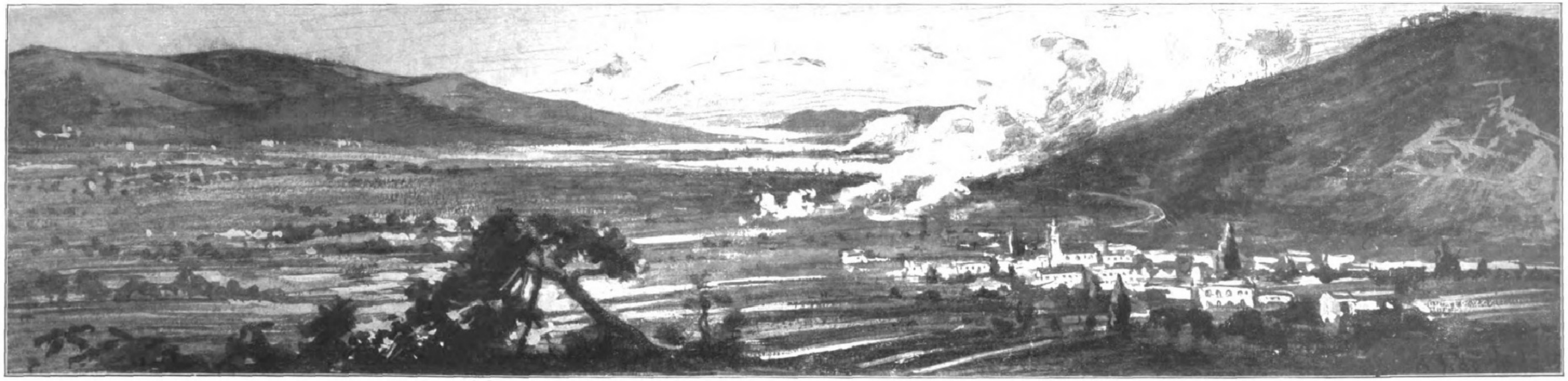


Maschinengewehre beziehen Feuerstellung auf einem Tiroler Grenzkamm.

Nach Zeichnungen des Kriegsmalers Professor Ratschiller.



Die Wacht am Stilfser Joch.



Von der dritten, abermals gescheiterten italienischen Offensive: Am Görzer Brückenkopf während des Artilleriegefechts am 18. Oktober 1915.

Nach der Natur gezeichnet von dem auf den italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Adolf G. Döring.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(6. Fortsetzung.)

Matthias malte hinter verschlossener Tür. Den Schlüssel behielt er bei sich und bewachte ihn so gut, daß es Frau Frieda niemals gelang, sich seiner zu bemächtigen.

Ein sinnvoll zusammenhängendes Geschehen sollte sie tiefer in Matthias' Malgeheimnis führen.

Der Hausbesitzer hatte durch Herrn Strunk, den Hausbesorger, sagen lassen, daß Montag der Dachdecker kommen und daß zur Wiederherstellung einer beschädigten Dachstelle ein Gerüst aufgeschlagen werden würde, von dem ein Stützbalken in Herrn Supps Mansardenfenster geführt werden müßte.

Als Herr Strunk diesen Auftrag zur Mobilmachung der Suppschen Mansarde erhielt, war es Samstag Abend; Herr Strunk, nicht bloß Hausbesorger bei Herrn Albinus, sondern auch Heizer im Gaswerk, hatte seinen Wochenlohn empfangen, und so kam es, daß der Auftrag in einem tiefgründigen Gespräch mit einigen anderen Herren von der hausbehütenden Zunft vergessen und von einigen Flaschen echter Döllnitzer Rittergutsgose hinweggespült wurde.

Als am Montag der Dachdecker, zu einer Zeit, da Matthias Supp mit dem Mansardenschlüssel längst in seiner Bank war, angerückt kam und seinen allerwichtigsten Balken gerade durch das Suppsche Fenster stecken wollte, stand er vor einer verschlossenen Tür. Die Dachdeckergehilfen trampelten wohl zwanzigmal die Stiegen hinab und hinauf, berieten, wie man von der Straße zu dem Fenster hinaufsteigen oder sich vom Dach zu ihm herablassen könnte, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, am besten ginge es durch die Türe.

Man dachte daran, Herrn Supp aus der Bank herauszuklingeln, oder den Schlüssel von ihm zu holen. Damit aber ging viel Zeit verloren, und Dachdecker lassen sich verlorene Zeit ebensogut bezahlen wie gefundene. Der Hausherr, der zur Entscheidung der Angelegenheit von dem in der Nähe liegenden Schauplatz seiner neuesten Hypothekenschlacht herangeholt worden war, entsann sich, daß ihm der Schlosser gerade in diesem Haus zu jedem Bodenraum zwei Schlüssel abgeliefert hatte.

So drang man also ins wohlbehütete Suppsche Geheimkabinett.

Während die Dachdecker einen endlos langen Balken schleppten, hoben und vorwärtsstießen, daß der Mörtel von den Wänden fiel, stand Herr Albinus mit Kennermiene vor dem Bild auf der Staffelei. Frau Frieda war im Grunde genommen etwas enttäuscht, sie hatte sich das Heiligtum ihres Mannes viel phantastischer vorgestellt und sah nun nichts als ein ziemlich nüchternes Durcheinander von Tuben, Pinseln, bekleckstem Fetzen und bemalter Leinewand, die sich von den Fetzen nur dadurch unterschied, daß sie fest auf Rahmen gespannt war.

Auch das Durcheinander von braunroten Fleischwürsten, vor dem Herr Albinus stand, schien ihr in keiner Weise bemerkenswert. Aber als Herr Albinus immer länger vor ihm in Betrachtung verweilte, mit Kopfschütteln und sachverständigem Vor- und Zurücktreten, begann sie es mit einer Art freudiger Angst genauer anzusehen. Sie glaubte zu entdecken, daß die Fleischwürste einige Ähnlichkeit mit menschlichen Körpern hatten, und erschrak fast, als sich der Hausherr plötzlich nach ihr umwandte: „Das ist ja famos!" sagte er.

Es war also famos, dieses Ding da! Mein Gott, was sollte man da —

„Wissen Sie, was das ist?"

Frau Frieda verneinte es.

„Das ist expressionistisch! Verstehen Sie! Das Allerneueste in der Kunst."

„Jaja? Jaja?! Jaja!!"

Herr Albinus, ein noch junger Mann, der ein von seinem Vater mit Geschick begonnenes Hausbaugeschäft im großen Maßstab fortsetzte, gehörte zu den Menschen, die sich um viele Dinge annehmen, die sie im Grunde nichts angehen. Er war gerne Schnittlauch auf allen Suppen und liebte es, bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß er mit allem Neuen in Leben, Politik und Kunst wohl vertraut sei. Seine Geschäftigkeit wurde durch seine Bauunternehmungen nicht aufgebraucht, sondern trieb ihn daneben und dazwischen noch zu einer Unzahl anderer Angelegenheiten, die ihn mit allen Kreisen der Stadt zusammenbrachten.

Er drängte seinen Rat und seine Vermittlung jedermann auf, und unter Umständen lag ihm nichts daran, jemanden durch eine kleine Gewalttätigkeit glücklich zu machen.

Mit immer heftiger werdendem Kopfschütteln fuhr er fort: „Ja, warum macht er denn nichts aus sich, Ihr Herr Gemahl? Warum stellt er denn sein Licht unter den Scheffel? Kein Mensch weiß etwas davon, daß er malt! Wissen Sie, daß er ein großer Künstler ist?" Seine Hände beschrieben begeisterte Kreise vor dem Bild. „Sehen Sie nur diese Auffassung der menschlichen Gestalt. Ausschließlich Kreise und Ovale ... alles kann man auf diese Linien zurückführen ... ich bitte ... da ... und da ... das ist genial. So malt man heute. Das ist das Allerneueste in der Kunst!"

Er kehrte dem Bild den Rücken zu und packte Frau Frieda an der Hand. Eine etwas allzu üppig geratene Gutmütigkeit, eine schrankenlose Hilfsbereitschaft schoß aus seiner im Grunde herzlich demütigen und rasch begeisterten Seele auf. „Hören Sie, Frau Supp, Sie müssen mir Vollmacht geben ... ich lasse das Bild abholen. Warum soll ihr Mann seine Kunst in der Mansarde betreiben, warum will er sie nicht dem Publikum geben? Das ist ja besser als alles, was ich bisher gesehen habe." Und er fuhr fort, auf die Frau einzureden, er wäre im Ausschuß des Kunstvereines, und eben jetzt würde eine Ausstellung vorbereitet, und er kenne alle Herren der Jury sehr genau. Er wäre sicher, daß ein paar Bilder ihres Gatten angenommen würden, wenn man sie einreichte. Und das wolle er tun, er verbürge sich dafür, daß die Jury sie zuließ, und sie sollte nur ihrem Gatten nichts sagen, das würde für den eine helle Überraschung werden.

Frau Frieda war halb betäubt und gab ihre Zustimmung.

Gleich am nächsten Morgen kamen ein paar Arbeiter, schlugen einige Bilder sorgsam in Packleinewand und trugen sie fort.

So kam es, daß Matthias Supp, der seine Mansarde schon wieder wochenlang nicht aufgesucht hatte, nichts davon erfuhr, daß seine Werke der Jury der Internationalen Kunstausstellung eingereicht worden seien. Herr Albinus hatte aus seiner Phantasie, die durch den Ehrgeiz des Entdeckers angereizt war, selbst Namen für diese Gemälde geboren: „Der As-dur-Dreiklang in der Eustachischen Röhre", „Der Verfall der Lümpfdrüsen", „Genie und Irrsinn". Das Hauptbild aber, die Schlacht der braunroten Fleischwürste, nannte er ganz schlicht und einfach: „Amazonen am Strand".

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Matthias Supp suchte Gott.

Er fand ihn nicht in der Nähe und nicht in der Ferne, nicht im Großen und nicht im Kleinen, nicht in der Ewigkeit und nicht im Sekundenrausch. Gott zog sich vor Matthias zurück, immer tiefer ins Innere der Welt, und was von ihm verlassen war, lag schal und öde wie ausgeschäumter Trank, wie eine entgeisterte Begeisterung, wie ein entseeltes Sein.

Ängste durchrasten Matthias wie Stürme, er suchte in Gott seinen Richter, wollte sich seiner Bestrafung stellen, aber Gott tat, als wüßte er nichts von ihm, und sah durch ihn hindurch oder über ihn hinweg. Matthias las schlichte Kinderbücher, in denen alles nach einer guten und väterlichen Weltordnung geht, so daß dem Braven sein Lohn und dem Bösen seine Strafe wird.

Und er warf sich vor dem Unsichtbaren hin: Herr, warum gilt das nicht für mich? Sieh, ich bitte um das Wettern deines Zornes, ich biete meine Brust deinem Strahl, vernichte mich, aber laß mich nicht länger in Ungewißheit dessen, was mich erwartet.

Aber Gott verhüllte sich, und dieses entsetzliche Glück hielt weiter an. Der Himmel seines Lebens blieb andauernd blau, und es nützte nichts, daß Matthias allen möglichen sympathetischen Wolken- und Regenzauber betrieb. Matthias versuchte das Unglück, indem er den größten Teil seines ersparten Geldes auf ein Papier setzte, das nahe daran schien, von der Börse gänzlich zu verschwinden. Das Schicksal nahm sein Opfer nicht an, unvorhergesehene Umstände traten ein, das absonderliche Papier erkletterte schwindelhafte Kurse. Matthias war gegen seinen Willen zu einem ansehnlichen Gewinn gekommen und wurde noch dazu von seinen Kollegen, die von seinem Zug erfahren hatten, als ein Börsengenie ersten Ranges ausgerufen.

Matthias nahm ein schäbiges, kleines Los, das unter Brüdern keine zehn Mark wert schien. Er machte auf dieses Los den Haupttreffer, und sein Vermögen war verdoppelt.

Der Schrecken des Segens lag auf ihm wie ein Alp, seine immer noch ungetilgte Schuld stieß ihm das Herz ab, Gottes Langmut war die fürchterlichste Strafe, die er ersinnen konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft des Fridolin Zangerl, eines Münchners, ehemaligen Chorsängers an der Oper. Dieser Mensch lebte von seiner kleinen Pension und von dem Erträgnis einer mit längeren Zwischenpausen ausgeübten Schusterei. In Leipzig lebte er seiner Frau, die eine Tochter dieser Stadt war, zuliebe und sich zuleide.

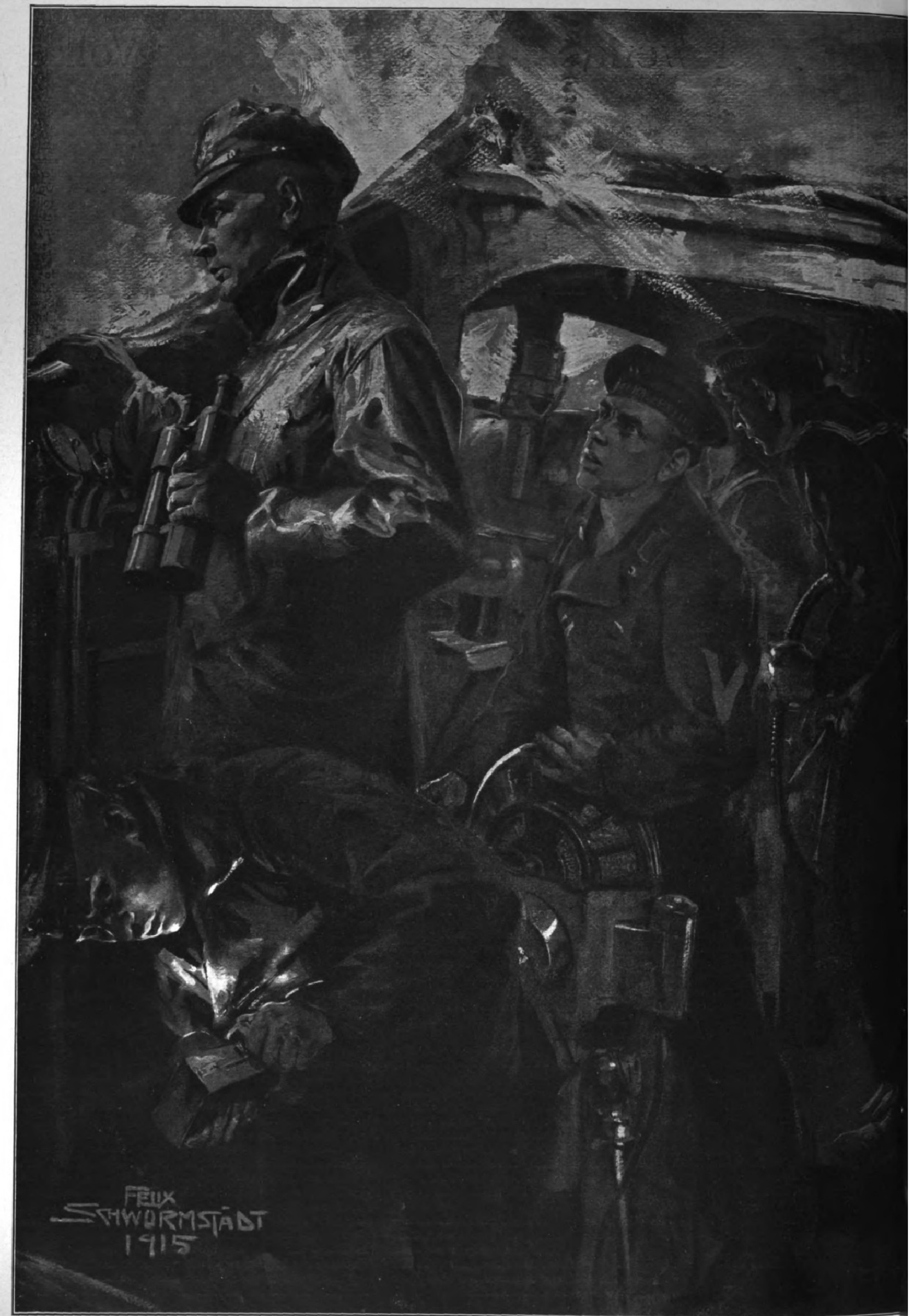
Mit seinem halben Zunftgenossen Böhme hatte er die Neigung ins Philosophische gemein, seine andere Neigung reichte in noch weit grauere Zeiten zurück, bis zum Ältervater Noah, der uns das erste Beispiel seliger Trunkenheit gegeben hat.

Fridolin Zangerl war trotz seines preziösen und zwickigen Namens von Gestalt ein Lastträger; man konnte es ihm glauben, was er erzählte, daß er oft genug bei den Chorproben das Klavier auf den Rücken genommen und dorthin getragen habe, wo es der Kapellmeister haben wollte. Leider war die Kraft jetzt von ihm genommen, nicht wie die Simsons durch das Scheren der Locken, sondern durch das Leeren der Schoppen, ein etwas unreiner Schüttelreim, den aber Zangerl in den höheren Bezirken mit einem grimmigen Behagen unverdrossen zu schütteln pflegte.

Bisweilen hatte man den Eindruck, als wäre hier in diesem vierschrötigen, aufgedunsenen, jämmerlichen Menschen wirklich ein edler Geist zerstört.

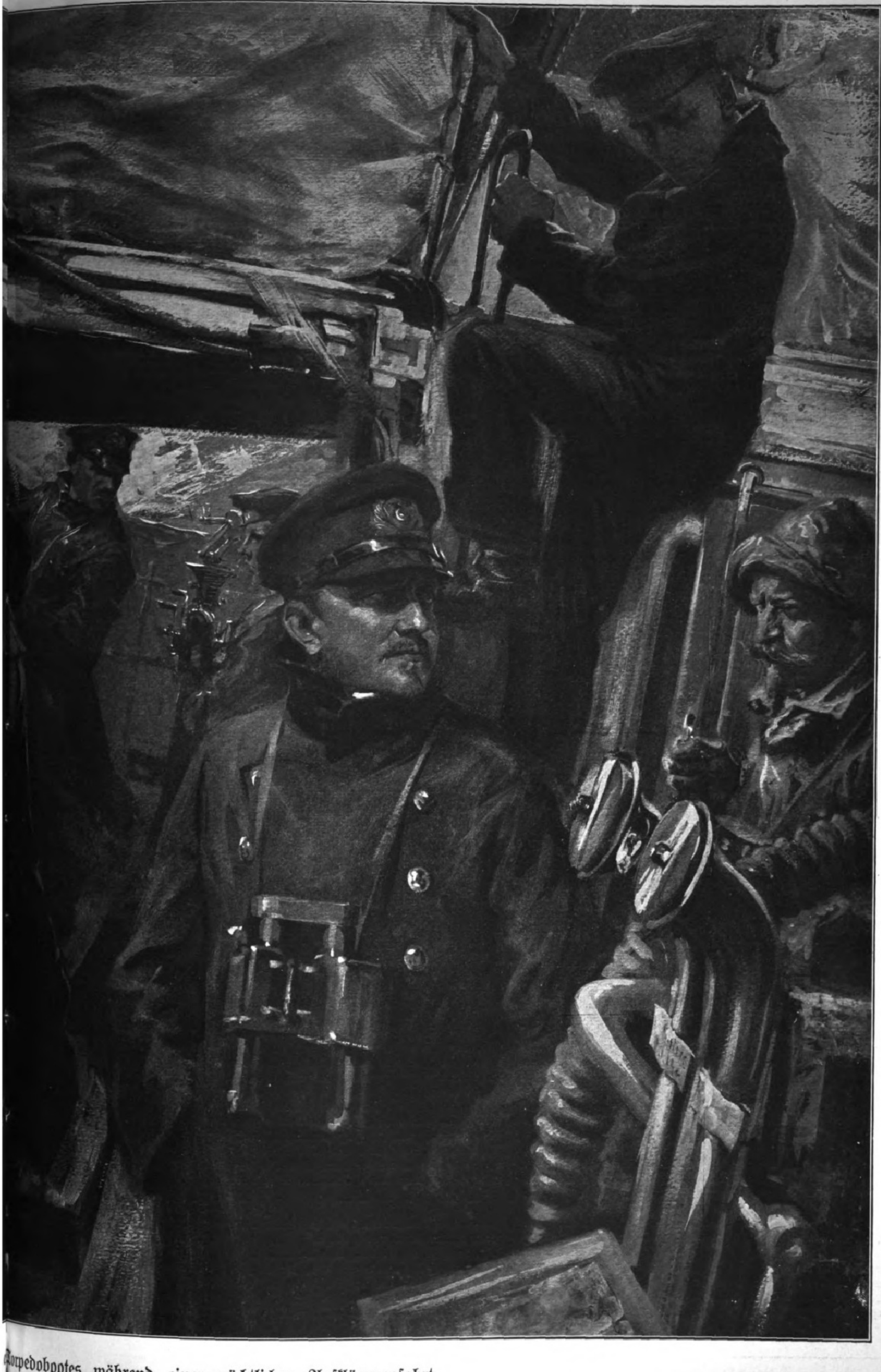
Matthias Supp hatte ihn in einer kleinen Kneipe, tief unter dem Pflaster des Brühl, kennengelernt, in die er bei einem seiner nächtlichen qualgepeitschten Streifzüge geraten war. Der verachtungsvoll blickende Wirt brachte ihm nach langem Suchen die bestellte Brauselimonade.

Fridolin Zangerl saß in einer Ecke, breit und aufgedunsen, von Wand zu Wand. Er hielt eine Rede über den Zusammenhang zwischen der Harmonie der Sphären und der Biersteuer. Seine Zuhörer waren Trambahnschaffner, Straßenkehrer, Dienstmänner und die Hausknechte der Pelzhändler. Sie hörten ihn lachend an, warfen ab und zu Bemerkungen



Unsere Marine im Weltkrieg: Auf der Kommandobrücke

Bei einer Kreuzfahrt in der Nordsee nach dem Leben gezeichnet von



Torpedobootes während einer nächtlichen Aufklärungsfahrt.

...ichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

zwischen die Glieder der Bierrede. Der Betrunkene nahm diese Zurufe auf, flocht sie ein, verband sie irgendwie mit seinem Text und lallte weiter.

Ein Markthelfer aus dem Buchhändlerviertel war der Kavalier und sorgte dafür, daß der Redner stets ein volles Glas zur Hand hatte.

Matthias Supp verwunderte sich, aus dem Munde des Betrunkenen Namen zu hören wie Plato, Archimedes, Euklid und Worte wie Stabilität, Energetik, Heuristik, Steuerprogression, Produzenten und Konsumenten usw. Das war zwar mit einigem Durcheinandergestolper von Konsonanten und Vokalen vorgebracht, aber so, daß man sehr wohl sah, Namen und Worte seien keine leeren Schemen, sondern hinter ihnen stünden Gestalten und Vorstellungen, jetzt zwar ein wenig wirre, aber doch immerhin lebendige Welten.

Plötzlich hob der breite Mensch den Kopf, als wäre er aus der Ferne angerufen worden. Er sah zwischen seinen Zuhörern hindurch und durch die feuchten Kellerwände, und aus seinem violett-blau angelaufenen Gesicht rann die Farbe, bis nur ein aschfahles Grau auf einer verwüsteten, unterspülten Haut zurückblieb. Die Lippen klafften, seine linke Hand krampfte sich über dem Herzen zur Faust, man sah, wie auf der von Falten zerspaltenen Stirn, unter einem wilden, gelbweißen Haarschopf, große Schweißtropfen ausbrachen. Nachdem der Mann etwa eine Minute lang nach Atem gerungen hatte, kehrte sein Blick zurück, wanderte rings über die Trinkgenossen, mit einem erschreckend deutlichen Ausdruck von Widerwillen. Sein Mund krümmte sich, als hätte er etwas Gallenbitteres gegessen, seine Brauen waren ineinandergekrochen, seine Nase war aus dem Russisch-Knolligen ins Indianisch-Geschweifte verwandelt, mit dünnem Rücken und geblähten Flügeln.

Und plötzlich begann der Mensch mit leiser, tiefer, aber klangvoller Stimme zu sprechen: „Ihr Schweine, ihr Hunde, ihr Nachtfratzen, ihr Hyänen, ihr Aasgeier . . .“

Das war der Hauptspaß, die Schlußszene, auf die man gewartet hatte, um derentwillen man das vorhergehende langweilige Gefasel auf sich genommen hatte. Die Stammgäste sahen mit Triumphgefühlen auf die Kellernovizen und holten sich ihren Dank für die Veranstaltung.

Matthias Supp entfernte sich. Aber er war noch nicht auf der Oberwelt, da polterte es hinter ihm drein, und der ungeschlachte Riese klomm die ausgetretene Treppe empor. Ganz ruhig, als wäre es so ausgemacht, gesellte sich der Mann zu ihm, und es war auch keine Spur von Betrunkenheit mehr an ihm zu sehen. Eine unwillkürliche Beschleunigung der Schritte Supps verriet dem Schuster, daß seine Begleitung nicht willkommen war.

„Na,“ brummte er, „fürchten Sie nicht, daß ich Sie anpumpe. Ich habe für heute genug. Ich gehe mit Ihnen, weil Sie ein Mensch sind. ‚Unter Larven die einzig fühlende Brust.‘“

In Matthias Supp zerknirschte ein ehrlicher Zorn seine Zurückhaltung: „Lassen Sie doch diese Leute gehen. Sie haben keinen Anlaß, sich über sie zu erheben. Warum sollen das Larven sein? Es sind Menschen von geringer Bildung, sie haben tagsüber schwer gearbeitet, ihre Vergnügungen am Abend können nicht zart und fein gesponnen sein. Derbes und Rohes liegt ihnen näher. Wenn aber jemand, der für sein Tun verantwortlich ist, diese dunkeln und wüsten Triebe weckt und nährt, so liegt die Schuld an ihm allein. Ganz allein. Dann darf er die andern nicht beschimpfen und sie Larven nennen. Jeder Mensch hat seine Würde. Ich würde mich schämen, die meine um ein paar Glas Bier zu verkaufen.“

Es war eine Verwegenheit von Matthias, dem riesigen Kerl so eisern ins Gewissen zu fahren, denn wie leicht konnte der aus einem Rest von Betrunkenheit ins Grobianische geraten und den ungebetenen Bußprediger zerbeulen.

Aber Herr Zangerl ging lämmchenhaft neben Matthias Supp her, als hätte sich die Zerknirschung in seinen ganzen Körper ergossen und ihm alle Kräfte gebunden.

Und erst nach einer geraumen Weile sagte er: „Sie haben recht, Herr!“ und auf dem ganzen langen Weg, den sie noch gemeinsam hatten, nichts weiter als noch zwei- oder dreimal: „Sie haben recht.“

Seit diesem Abend trafen sich die beiden Männer öfter, denn von allen einander widersprechenden Eindrücken der ersten Begegnung war Matthias als der entscheidendste der verblieben, daß in der Vergangenheit dieses Mannes ebenso Trümmer lagen wie in der seinen.

Es stellte sich heraus, daß Fridolin Zangerl eine Menge von Büchern besaß, die er freilich mit ungemeiner Schlauheit vor seiner Frau verborgen halten mußte.

Matthias Supp las aus Zangerls Geheimbibliothek Spinoza, Renan, Comte, Feuerbach in wildem Durcheinander. Auch den philosophischen Zunftgenossen und den Geisterseher Swedenborg hielt Zangerl in der Holzkammer hinter Kisten verborgen.

Supp schlang Buchstaben, Silben, Zeilen, Seiten, Bücher — und Gott zog sich immer weiter vor ihm zurück und wurde immer unbegreiflicher.

Fridolin Zangerl gehörte zu einem Kreise von Menschen, der unter der Leitung eines Versicherungsagenten spiritistische Sitzungen abhielt. Matthias wurde eingeführt, aber er fand in dem Tischerücken, Tischeheben, dem Anhauchen, der langweiligen Unterhaltung in der Klopfsprache, dem Knotenlösen, dem Abformen von Geisterhänden in Gipsmasse keinen Weg zu Gott.

Eines Abends nahm ihn Fridolin Zangerl, der alle ungewöhnlichen Bünde und Zusammenschlüsse zu kennen schien, zu den Theosophen mit. Ein Apostel mit einem Albrecht-Dürer-Kopf, in Kutte und Sandalen, hielt einen Vortrag.

Er sprach von den Ebenen der Erkenntnis, vom siebenfachen Ring der Ewigkeiten, von den Siegeln des Philo, die ewige Weltgedanken enthalten, deren Ausdruck die Dinge des Scheins sind. In diesem Kreis von schwärmerischen Jünglingen und unbefriedigten Jungfrauen hatten sie eine eigene Geheimsprache, und in der Rede des Apostels sowie in der folgenden Unterhaltung verwendeten sie dunkle Worte von mystischer Feierlichkeit. Die „Wege“, die „Gestalten“, die „Gefäße“, die „Stufen“, der „Feigenbaum“ — hinter diesen Bildern bargen sich die großen Geheimnisse der Adepten einer Goldmacherkunst der Seelen.

„Kommen Sie,“ flüsterte Supp, „ich mag den Unsinn nicht mehr anhören!“

Sie gingen wieder in die Kellerspelunke, wo sie sich zuerst gesehen hatten. So früh am Abend standen die Tische noch leer, und es war nicht zu leugnen, daß der Raum, in dessen Wölbungen der Straßenlärm wie Staub hineindrang, eine gewisse Heimlichkeit hatte.

Matthias saß stumpf vor seiner Brauselimonade; in der letzten Zeit fing seine Seele keinen Strahl von Freiheit und Heiterkeit mehr auf. Die Zwischenräume zwischen zwei Anfällen von Angst waren dumpfes Nachzittern des letzten und Erwartung des nächsten.

Auch Fridolin Zangerl sah wüst und zermartert aus. Er trank sehr rasch einige Biere nacheinander. Im hereinstäubenden Straßenlärm unterschied man das schwere Schüttern eines Lastautos. Hinten beim Schanktisch fiel ein Glas zu Boden und zerbrach.

Vielleicht löste dieses plötzliche und heftige Geräusch die Sperre einer drängenden Gedankenkette. „Sie suchen nach dem Sinn von alledem?“ fragte Zangerl mit einem Erinnerungshauch von Gesangston in der Stimme.

„Ja . . . ja! Sie werden vergebens suchen!“ Er beugte sich über den Tisch, und jetzt schob sich ein wenig das Bild des Bierredners von damals vor. „Ich will Ihnen etwas sagen . . . Sie suchen den Sinn und nennen ihn Gott. Ich kann es Ihnen verraten: Gott ist fort!“

Und da ihn Matthias, ganz fassungslos ob dieser Übereinstimmung der Ergebnisse, anstarrte, bestätigte Zangerl: „Ja, Gott ist fort!“ Er ließ die linke Hand lose im Gelenk herabhängen und schlug mit der Rechten gegen den Handrücken. „Fort! Verstanden! Ausgerückt! Er hat die Welt einfach verlassen! Es ist ein Unsinn, wenn die Philosophen sagen, Gott sei in der Welt enthalten, dann wäre Gott nicht größer als die Welt, und das müssen wir doch glauben, wenn wir nicht Tag und Nacht heulen sollen wie die Schloßhunde.“

Matthias Supp regte sich: „Sie meinen, Gott könne die Welt verlassen?“

„Gewiß kann er das. Warum nicht? Er hat sich der Welt entrückt! Und ich will Ihnen auch sagen, warum! Weil die Welt morsch, verfault und verrottet ist und Gott sich nur in einer gesunden, kräftigen und kühnen Welt wohl fühlt. Sehen Sie sich unser Deutschland an! Wurmzernagt, geschminkt wie ein Ballettänzer, leisetreterisch, gewinnsüchtig — ist das eine Welt nach dem Herzen Gottes? Wir sind tüchtig in allen technischen Dingen, aber darüber ist uns diese alte Inbrunst verloren gegangen. Wir haben keinen Glauben mehr, was sich so nennt, ist ein Geschäft zwischen Gott und dem Pastor — einem Gott, wohlverstanden, der gar nicht vorhanden ist, so daß aller Vorteil beim Pastor bleibt. Sagen Sie einem aufgeklärten Menschen etwas von ethischen Forderungen, sprechen Sie in gewissen Kreisen das Wort Vaterland aus . . .“

„Ja, es ist wahr,“ sagte Supp, „Patriotismus gilt als die Tugend der Beschränkten, es ist alles Oberfläche und keine Tiefe. Einen Meter unter der Haut des heutigen Deutschlands stößt das Senkblei auf Grund. Aber was hat das mit Gott zu tun?“

„Weil Gott“, rief der philosophische Schuster, „weil Gott der Krieg ist, nicht der faule Friede dieser Zeit. Krieg ist großes Gefühl, Zusammenfassung, Einigkeit, nicht Selbstsucht, Interessenjagd, Zersplitterung. Wir Deutschen sind zumal ein Volk von einzelnen, und je länger der Friede dauert, desto weiter fallen die einzelnen auseinander. Wissen Sie, was Christus gesagt hat: er sei gekommen, um den Krieg zu bringen, und er sei das Schwert. Das Schwert, nicht die Schreibmaschine oder das Telephon oder die Warmwasserleitung oder der Klubsessel. Das vergessen die Pastoren immer, wenn sie vom Segen des Friedens predigen. Wenn also Christus der Krieg ist, ist der Frieden der Antichrist. Der Antichrist kommt nicht erst am Ende der Tage, sondern er ist da, heute, in der Gegenwart. Wundern Sie sich noch, daß Sie in dieser Welt Ihren Gott nicht finden?“

Dieses Gespräch hinterließ Matthias Supp einen starken Klang im Ohr, es rüttelte ihn ein wenig auf, da er noch einen anderen Menschen wußte, der gleich ihm suchte und nicht fand. So groß war die Qual seiner Einsamkeit gewesen, daß schon dies allein, einen Genossen zu haben, ihn stärkte.

Als er in dieser Nacht nach Hause kam, fand er ein Schreiben auf dem Tisch. Er öffnete es unter einem Schauer von Angst. Es enthielt die Mitteilung, daß die Jury der Internationalen Kunstaustellung alle seine Bilder angenommen habe, und daß die Hängekommission bemüht sein werde, vor allem den „Amazonen am Strand“ einen besonders günstigen Platz unter den bedeutenderen Gemälden anzuweisen.

„Was will ein Bursch, der nicht tanzen kann, am Tanzboden? Wer sich nicht drehen kann und springen — warum bleibt der nicht zu Haus? Was humpelt das Einbein über die Straße, lehnt an der Türe und glotzt einem die gute Laune aus dem Leibe? Mit dem Armesündergesicht, mit den Hundeaugen, der Kerl, wie ein Vorwurf steht er da, daß man alle Freude verliert, daß einem zumute wird, als trage man eine Schuld. Bäh — schau du her! Ich schau nicht wieder! Glotz' nur! Ja, ich tanz'!

Ich drehe mich! Und nun gerade! Kann ich es, odar kann ich es nicht? Und der lange Medefind, dem ich im Arme lieg', paßt der zu mir, oder paßt er nicht? Ich leg' mich ihm noch inniger in den Arm . . . so ganz hinein . . . Körper an Körper sind wir, heiß bedrängen sich unsere Glieder . . . wie ist das . . . leicht . . . ich mache die Augen zu, schau nur, du, wie ich meinen Kopf an die Schulter des Burschen lege. Schau nur . . . kann ich dafür, daß du nicht tanzen kannst . . .? Schau nur . . . du . . . du . . . schau weg, sag ich . . . deine Blicke dringen mir durch die Lider, sie kleben mir am ganzen Leib, ich tanze durch ein Netz deiner Blicke. Du sollst gehen, sag' ich, steh nicht dort an der Türe . . ."

Der Lehrer kommt die Treppen herauf, sieht den Burschen am Eingang zum Tanzsaal. „Na, Paul Kretzschel, wie geht's?" Er klopft ihm wohlwollend auf die Schulter. „Immer dabei, wo's Musike gibt." Sein Mitleid sagt dem alten Herrn, man müsse so armen Teufeln gegenüber, wie Paul Kretzschel einer ist, tun, als merke man nicht, daß sie nicht mehr heil und ganz seien.

„Ach Gott, Herr Lehrer," sagt der Einbeinige, „sehen Sie doch nur, wie die Käthe Brömme tanzt, die tanzt mir die Seele aus dem Leib. So tanzt sie doch bloß, weil sie weiß, daß ich hier stehe."

Der Lehrer schaut mit schiefem Kopf in den Tanzsaal, der wie eine staubige Landstraße qualmt, über die eben ein Auto gefahren ist. Man glaubt, die Ketten aus Papierblumen, die kreuz und quer durch den Saal gezogen sind, müßten von dem Staub, der sich in sie hineinsetzt, reißen, wie Telegraphendrähte im Winter, wenn es viel Schnee gibt. „Ja, Paul Kretzschel," sagt der Lehrer, „ja, ich merk's wohl. Das ist ein böses Ding, die Käthe Brömme. Sie täten gut, sich nicht um sie zu kümmern. Die hat kein Herz. Zeigen Sie ihr, daß Sie nichts mehr von ihr wissen wollen."

Das ist leicht geraten; wie sollte man das tun? Wohin sollte man gehen, wenn man weiß, hier im Wirtshaus, hinter den hellen Scheiben, tanzt die Käthe mit dem Medefind, von dem man erzählt, er habe noch jede drangekriegt?

Die Musik tut einen letzten Schnaufer, die Klarinette quiekt noch ein wenig hinterdrein, wie ein sterbendes Schweinchen.

Dann kommt der Otto, Herrn Ziesches Ältester, der hat eine blaue Schürze umgebunden und hat einen großen, mit Wasser gefüllten Trichter, den er unten mit dem Zeigefinger zuhält. Nun läßt er los und regelt den Strahl wie ein Brandhauptmann, läßt ihn auf den Boden surren, kunstgerecht, in Achtern, in Schleifen, malt nasse Figuren in den Staub, die Tropfen rollen über die Bretter, kleine zitternde Klümpchen von Staub, viele hintereinander, wie Perlenketten.

Es wird leer im Saal, nur einige Paare wandern noch rundum, stellen sich Otto und seiner Trichterspritze in den Weg und springen kreischend beiseite, wenn er seinen Strahl nach ihnen schleudert. Andere sitzen in den Nebenzimmern, an langen Tischen, trinken Bier, das ist wie Nebelbilder anzusehen, hinter einem Vorhang von Staub und Rauch. Jede Lampe hat einen weiten Hof, wie der Mond vor Regentagen. Es gibt aber auch schon Paare, die ziehen sich langsam ins Dunkel, in die winterliche Nacht.

Käthe Brömme und der lange Medefind haben einen Platz, von dem aus sie sehen können, daß der Einbeinige noch immer an der Türe steht, der einzige Erwachsene unter einer Schar von neugierigen Kindern, die künftige Freuden in diesem Raume ahnen.

„Wie ein Wächter steht er da!" sagt das Mädchen, und in ihrem hübschen, feinen Gesicht ist eine böse Kälte.

„Warte, ich will ihn schon wegkriegen!" Der Medefind richtet sich auf und ragt mit dem Kopf bis in den Dunsthof der Lampe. Dann geht er quer durch den Saal, über all die Achter und Schleifen, die jetzt zu kleinen, weichgepolsterten Staubschlangen geworden sind.

Wie er vor Paul Kretzschel steht, reckt er sich und wird noch um einen Kopf größer. „Was machst du da? Warum stehst da?"

Neben ihm wächst auch Paul Kretzschel. Aber wenn ein Bein fehlt, so ist es schwer, über einen Longinus die Oberhand zu gewinnen. „Was ich da mach'? Ich steh so! Weil's mir paßt!"

„Da sucht' ich mer doch nen anderen Ort aus, als gerade eben nen Tanzsaal. Gib acht, daß sie dir dein anderes Bein nicht ooch abschieben. Was meinst du wohl, wie hübsch das is, wenn unter der Tür vom Tanzsaal gerade e Krippel steht?"

In Paul Kretzschel schießt's auf, Fäuste fahren geballt zur Höhe, ein Laut ist da, halb Schluchzen, halb Brüllen, ein Gurgeln wie sprudelndes Blut: „Du!"

Der Lange wird noch länger und tritt noch näher, sie stehen Brust an Brust. „Du!" sagt er, verächtlich, von oben herab, „was denn: ‚du!' was denn: ‚du!'?"

Aber da bezwingt ihn etwas, nicht die Furcht vor Paul Kretzschel, etwas anderes, vielleicht etwas in seinen Augen, vielleicht auch der Schein der vielen neugierigen Kindergesichter, die entsetzt emporstarren, oder aber der Lehrer, der etwas gemerkt haben mag und durch den Saal herüberkommt.

Er wendet sich mit einem Brummen und kehrt auf seinen Platz neben Käthe zurück.

Paul Kretzschel aber humpelt in die Winternacht hinaus. Die Felder sind schwarz und weiß gefleckt, die Wege holprig, zerfahrene Geleise erstarren im Frost, der Fußstumpf schmerzt beim Stolpern. Recht hat er, der Medefind, man stellt sich nicht unter die Türe des Tanzsaales, wenn man bloß ein Bein hat.

Draußen, vor dem rotgrauen Himmelsvorhang über der Stadt, bäumt sich die Finsternis in einem schwarzen Klotz empor, einem Block von Schwärze, der alle über den Feldern verstreute Dunkelheit zu einem Riff gesammelt zu haben scheint.

Das Denkmal der Völkerschlacht wacht einsam über schlafendem Land, über verschneiten Feldern und schüchtern grünender Wintersaat.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Oberleutnant Mittentzwey hatte sich an seinem Freund Matthias Supp ein Beispiel genommen und gleich ihm ein Los um zehn Mark erworben.

Es war das erste Los, das er jemals in seinen Besitz brachte, und da es ihm gegeben war, an die unbedeutendsten Vorgänge die ausschweifendsten Hoffnungen zu knüpfen, so schien ihm schon der bloße Besitz genügend Pfand für den Gewinn. Man biete dem Glücke die Hand, sang es in ihm wie Orgelton und Glockenklang. Und da er zudem kleinen Vorzeichen zu glauben geneigt war, aus zufälligem Zusammentreffen freundlicher Umstände auf den günstigen Ausgang seiner Pläne schloß, dauerte es gar nicht lange bis zu seiner vollen Überzeugung, daß ihm der Gewinn nicht entgehen könnte.

Nun nistete sich ein behagliches und geheimnisvolles Schmunzeln auf seinem Gesicht ein.

Jetzt konnte er bei Valeska mit allerlei versteckten Anspielungen darauf hinzielen, daß Geduld Rosen bringe, daß Ausharren gekrönt werde, und daß alles gut sei, wenn das Ende gut sei.

Valeska hörte ihn ziemlich gelangweilt an. Sie meinte, er hätte wieder irgendeine Heiratskandidatin am Bande. Nach dem „Feuerzauber" hatte sie noch eine „Rose von Schottland", ein „Häusliches Glück", eine „Goldelse", ein „Vergißmeinnicht" und ein „Heimchen am Herd" in den Tiefen seiner Taschen entdeckt, von den unzähligen anderen jungen Damen zu schweigen, die darin sich bloß mit nüchternen Buchstaben und Zahlen in den Spalten der Zeitungen angeboten hatten.

Und als Mittentzwey nicht aufhörte, selig glänzenden Augesichts die künftige Villa am Rosental auszumalen und von seiner Hausfrau zu sprechen, die von seinen Kameraden bewundert werden würde, fragte sie eines Abends, wie denn die gerade gegenwärtig in dieser Traumvilla wandelnde Hausfrau beschaffen wäre. Groß oder klein, dick oder mager, Jüdin oder Christin, gebildet oder strohdumm, ästhetisch oder praktisch, eines Kommerzienrats oder eines Schlächtermeisters Tochter?

Da nahm sie der Oberleutnant an der Hand, führte sie im Quadrillenschritt vor den Spiegel und sagte mit seinem lieben, unwiderstehlichen Jungenlächeln: „So sieht sie aus!"

„Ach du . . . geh," lachte Valeska, „ich? Was willst du mit mir? Hab' ich Geld? Ich hab' meine Musik und sonst nichts!"

Mittentzwey aber lächelte aus seinem Geheimnis heraus mit einer so zuversichtlichen Miene, daß Valeska sehr erstaunte.

„Übrigens," sagte sie, um hinter seine Deckung zu kommen, „wenn du mich willst — einfaches Mittel . . . nimmst deinen Abschied." Sie legte ihm die Arme auf die Schulter und brannte ihm ihre Blicke aus sengender Nähe in die Augen. „Bin ich dir wert, daß du Abschied nimmst?"

Mittentzwey machte sich los: „Nein," sagte er ernsthaft und ganz aufgeregt, „das darfst du nicht von mir verlangen! Das nicht. Dieser Rock da . . . den zieh ich nicht aus. Kann sich ein Mensch selbst die Haut vom Leib ziehen? Dieser Rock ist meine Haut, wenn ich ihn abziehe, so liege ich blutend und in Schmerzen, wund, mit entblößten Muskeln, geschunden. Das kann ich nicht. Das Vaterland braucht jeden von uns, keiner darf abfallen. Feinde ringsum — das ist ein Drohen und Tuscheln und Ränkespinnen im Osten und Westen! Sie möchten uns am liebsten vernichten. Wenn es morgen Krieg gibt, so sind alle früheren Kriege Kinderspiele gewesen. Es geht um Tod und Leben. Den Rock behalt' ich."

„Aberr, Liebling," sie stemmte die Hände in die Hüften und drehte sich vor dem Spiegel, „was du immer gleich redest . . . ich mach' doch nur Spaß, das weißt doch."

Wenn dann Meta Lind kam, mit ihrem harten Gang und dem Mangel an Musik in ihren Bewegungen, dann ging durch die schönen und innigen Stunden ein jäher Sprung. Alles war verdrießlich und gewöhnlich, Mittentzwey nahm seine Mütze und säbelrasselte die Treppe hinab.

Übrigens zeigte Valeska in der letzten Zeit immer mehr Anteil am Militär. Sie erkundigte sich nach seinen Kameraden und seinen Vorgesetzten, nach seinem Dienst und den Aufgaben, die dem Offizier gestellt würden. Sie fragte nach den kleinsten Dingen der Ausrüstung und nach den größten, nach Luftschiffhallen und Geschützen. Sie wollte genau wissen, welchen Kriegsplan der Generalstab habe, wenn es einmal Ernst werden sollte mit Franzosen und Russen, und wie eine Mobilmachung vor sich gehe.

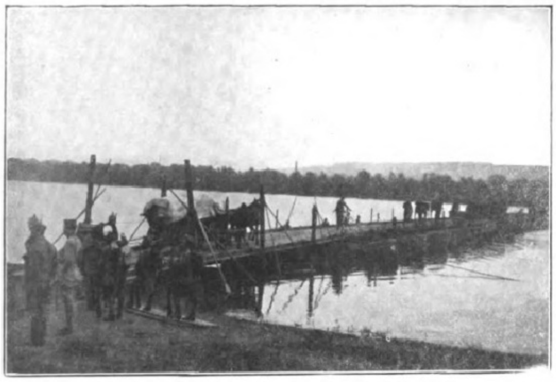
Mittentzwey nahm diese Wißbegierde als ein gutes Zeichen. Er sah daraus, daß Valeska sich damit zu beschäftigen begann, einmal als Gattin eines Offiziers über alles Berufliche guten Bescheid zu wissen, und nahm kleine, köstliche, von Strafküssen unterbrochene Instruktionsstunden mit ihr vor.

Gegen Weihnachten gab Valeska ihr erstes öffentliches Klavierkonzert. Es waren etwa dreißig Personen da. Außer einem halben Dutzend Kritikern, ein paar löwenmähnigen Kollegen Valeskas und Meta Lind bestand die Hörerschaft in Regimentskameraden Mittentzweys, die dieser mit Karten ausgestattet hatte und heranführte.

Valeska verbeugte sich, mit einem großen Blumenstrauß in jeder Hand. Der eine stammte von Mittentzwey, der andere von Meta Lind.

Nach dem Konzert sagte der kleine Leutnant von Middelhoff: „Scharmant . . . ein Rasseweib. Ich muß Mittentzwey beglückwünschen."

Aber die anderen bedeuteten dem vorlauten Jüngling, der erst vor kurzer Zeit zum Regiment gekommen war, er möchte sich hüten, frivol zu sein, denn Mittentzwey sei es heiliger Ernst. (Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Pontonbrücke zur Großen Zigeunerinsel bei Belgrad. (Phot. Max Rakonz.)



Die ersten erbeuteten serbischen Geschütze. (Phot. Max Rakonz.)

Das moderne Griechenland.

Von einer hervorragenden griechischen Persönlichkeit.

Die letzten geschichtlichen Ereignisse haben das Land Homers wiederum in den Mittelpunkt der großen Politik gerückt. Die Augen der ganzen Welt waren und sind noch heute voll Spannung nach dem Südzipfel des Balkans gerichtet, weil die Entscheidung, die in Griechenland fiel, den Gang des Krieges bedeutend beeinflussen mußte. Es ist klar, daß in einem Augenblick, in dem um das späte Schicksal von Weltmächten gerungen wird, eine kleine Macht, die dem Wirbel des Krieges nahekommt, auch im Innern die stärksten Erschütterungen erleiden muß. So stürzte nach heftigem parlamentarischen Kampf das Kabinett Venizelos, das zum Kriege gegen Bulgarien an der Seite der Entente entschlossen war; so war Griechenland veranlaßt zu mobilisieren; so muß es gegen seinen Willen, vor der brutalen Gewalt Englands und Frankreichs sich beugend, diese beiden Mächte auf seinem Gebiete dulden. Mit starkem Vertrauen aber blickt das ganze Volk und besonders die Armee, die in dem König Konstantin den siegreichen Führer verehrt, auf den Herrscher. Seine Klugheit und Energie haben dem Lande bis heute den Frieden gerettet, den Frieden, den es so notwendig braucht, um das in blutigen Feldzügen Erstrittene durch eifrige Arbeit auch innerlich zu seinem Besitz zu machen.

Diese Kulturaufgabe des modernen Griechenlands ist nicht gering. Sie erfordert eine vorsichtige, stetige Politik nach außen und im Innern die straffe Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und geistigen Kräfte der Nation. Denn das Staatsgebiet ist durch die Erwerbung von Kreta, Epirus, Südalbanien, des griechischen Mazedonien und einiger Inseln im Ägäischen Meere ungefähr auf das Doppelte seines früheren Umfanges und seiner früheren Bewohnerzahl angewachsen. Sein Flächeninhalt beträgt heute rund 120000 qkm, die von etwa 5 Mill. Einwohnern bevölkert werden. Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt demnach 40 Personen auf das Quadratkilometer, ein Verhältnis, das nicht ungünstig ist und sich bei der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung des Landes weiter bessern wird.

Die Voraussetzungen für die Steigerung des wirtschaftlichen Ertrages des Landes sind zweifellos vorhanden. Denn die Landwirtschaft, die zur Zeit noch immer den wichtigsten Produktionszweig Griechenlands bildet, nutzt von der gesamten Bodenfläche heute nur etwa 20 Proz., nämlich 15 Proz. für Acker- und Gartenwirtschaft und etwa 5 Proz. für die Rebenkultur, während etwa 45 Proz. des Bodens nur als Wiesen und Weiden dienen. Ein Drittel des Landes ist Steinboden, der für die Landwirtschaft überhaupt nicht in Betracht kommt. Wenn nicht nur das jetzt noch unausgenützte Land zur landwirtschaftlichen Produktion ausgiebig herangezogen wird, sondern auch durch die Pflege der in den vergangenen Jahrzehnten arg vernachlässigten und rücksichtslos ausgebeuteten Wälder die klimatischen Verhältnisse weiter Landesteile verbessert werden, so ist das Land sicher imstande, seine Bevölkerung selbst zu ernähren, während es jetzt nahezu völlig auf die Einfuhr von Weizen und Mehl aus Amerika und aus Rußland angewiesen ist. Griechenlands Boden bringt zur Zeit an Körnerfrüchten besonders Weizen (400000 ha) und Mais (120000 ha) hervor. Man kann es daher wohl begreifen, daß jede griechische Regierung Bedenken trägt, offen mit England zu brechen, das Griechenlands ungeschützte Küste blockieren und die Bevölkerung buchstäblich in kürzester Zeit dem Hungertode preisgeben kann.

Außer Körnerfrüchten trägt der Boden Tabak, Zuckerrüben, Kartoffeln und geringe Baumwollarten. In Thessalien wird auch die Seidenzucht betrieben. Vor allem aber werden Öl, Wein und Südfrüchte gepflanzt, und sie bilden auch den Hauptbestandteil der Ausfuhr an landwirtschaftlichen Gütern. Getrocknete Weinbeeren (Korinthen) wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in solchen Massen produziert und verkauft, daß es zu schweren wirtschaftlichen und innerpolitischen Krisen kam. Die Korinthenproduktion ist nun gesetzlich geregelt.

So wenig das Land heute seinen Bedarf an Getreide decken kann, so wenig kann es auch den notwendigen Viehbestand hervorbringen. Man schätzt die Zahl der Pferde auf 100000, der Rinder auf 300000 und der Schafe auf 3 Millionen. Die Küsten- und Inselbevölkerung lebt natürlich sehr wesentlich vom Fischfang.

Für das Aufblühen einer kräftigen Industrie sind ebenfalls wertvolle Vorbedingungen gegeben. Griechenlands Berge enthalten in ihrem Schoße reiche Schätze, die erst zu einem verschwindend geringen Teile festgestellt, geschweige denn ausgebeutet sind. Der Boden liefert Schwefel, Kies, Magnesit, Kupfer- und Eisenerze, Bleisilber (besonders bei Laurion in der Nähe von Athen), Braunkohlen auf Euböa, Marmor (besonders auf der Insel Paros), Schmirgel (auf Naxos), Meerschaum (bei Theben) und vieles andere. Die im Lande schon vorhandene Industrie erstreckt sich namentlich auf Schiffbau, Müllerei, Fabrikation von Textilwaren, Seife, Pulver und einige andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Die weitaus größte Menge aller Waren muß aber eingeführt werden. Denn dem Lande mangelt es an Kapital. Der Gang des Krieges läßt erhoffen, daß nach dem Friedensschlusse deutsches Geld mehr als bisher und mit besten Aussichten auf Erfolg sich in Griechenland wird betätigen können.



Der Konak, das serbische Königsschloß, in Belgrad. (Phot. Max Rakonz.)



Der durch den Einschlag einer Granate zerstörte Thronsaal des Konaks in Belgrad. (Welt-Preß-Photo.)

Vom Balkankriegsschauplatz.



Die ersten serbischen Gefangenen vor Belgrad. (Phot. Max Nakonz.)

Zur Entwicklung der Industrie, aber auch zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion gehört der Ausbau des Verkehrswesens. Die griechische Schiffahrt befindet sich dank der ausgezeichneten Küstenverbindung und der geographischen Lage des Landes auf bedeutender Höhe. Die Handelsmarine zählt 300 Dampfer und 800 Segelschiffe mit insgesamt 350000 Registertonnen. 13000 Schiffe mit 10 Mill. t Rauminhalt laufen in griechischen Häfen jährlich ein und aus, der griechischen Handelsflagge begegnet man in allen Meeren.

Mehr als bisher lenken nun die griechischen Kabinette ihre Aufmerksamkeit der Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes zu, das gegenwärtig eine Länge von mehr als 2000 km aufweist. Für die Eisenbahnpolitik sind sowohl Rücksichten auf Handel und Verkehr, wie auch sehr wesentlich strategische Rücksichten maßgebend. Daher hat die griechische Regierung nach der Erwerbung Mazedoniens sofort den Anschluß des griechischen Eisenbahnnetzes an die europäischen Bahnen unternommen. Im Januar 1914 wurde mit der Pariser Eisenbahngesellschaft Société de Construction de Batignolles ein Vertrag geschlossen, nach dem sich diese Gesellschaft verpflichtet, zwischen der Eisenbahnlinie Piräus-Athen-Larissa und den Orientbahnlinien eine Verbindungsbahn herzustellen. Die Linie sollte 95 km lang und normalspurig sein und im Sommer 1915 bereits dem Verkehr übergeben werden. Dieses kleine Stahlband muß für Griechenland, aber auch für Europa von der größten Bedeutung sein. Der Weltverkehr aus West- und Mitteleuropa nach Egypten und Westasien benutzte bisher als Sprungbrett vom Lande besonders Brindisi und Neapel und in zweiter Linie Genua und Triest. Während die Fahrt von Berlin nach Athen auf dem schnellsten Wege über Brindisi (in Friedenszeiten) etwa 90 Stunden erfordert, wird man künftig dieselbe Reise in 45 Stunden, also in der Hälfte der früheren Zeit, zurücklegen. Die schnellsten Schiffe brauchen für die Fahrt Brindisi-Alexandrien etwa 50 Stunden, für Neapel-Alexandrien etwa 60 Stunden. Vom Piräus gelangt man aber mit denselben Schiffen in etwa 16 Stunden nach Alexandrien. Daraus erhellt, welche Bedeutung das neue Bahnstück für die Beschleunigung des gesamten Verkehrs aus Westeuropa nach dem Orient erlangen wird, welchen Nutzen Griechenland selbst aus dieser Verbindung ziehen wird. Der Weltkrieg hat freilich die Reifezeit für alle Träume einer weit ausgreifenden und schnellen Entwicklung dieser Verkehrsverhältnisse hinausgeschoben, weil der Bau selbst durch die Verzögerung der Materialzufuhr ins Stocken geriet. Doch ist anzunehmen, daß im nächsten Jahre die Linie dem Verkehr wird übergeben werden können.

Im Zusammenhange mit den Schiffs- und Eisenbahnprojekten stehen die Pläne zum Ausbau der wichtigsten Häfen, besonders vom Piräus und von Saloniki. Hervorragende deutsche Fachleute, die Professoren Kummer und Cauer, haben für diesen Zweck großzügige Pläne ausgearbeitet, deren Durchführung eine große wirtschaftliche Tat bedeuten wird.

Kann Griechenland dies alles leisten? Einige Zahlen aus dem Wirtschaftsleben haben wir bereits angeführt. Die nachfolgenden Daten des griechischen Außenhandels für die Zeit von 1908 bis 1913 werden noch weiter verdeutlichen, daß das Land Bürgschaften für eine steigende Entwicklung bietet.

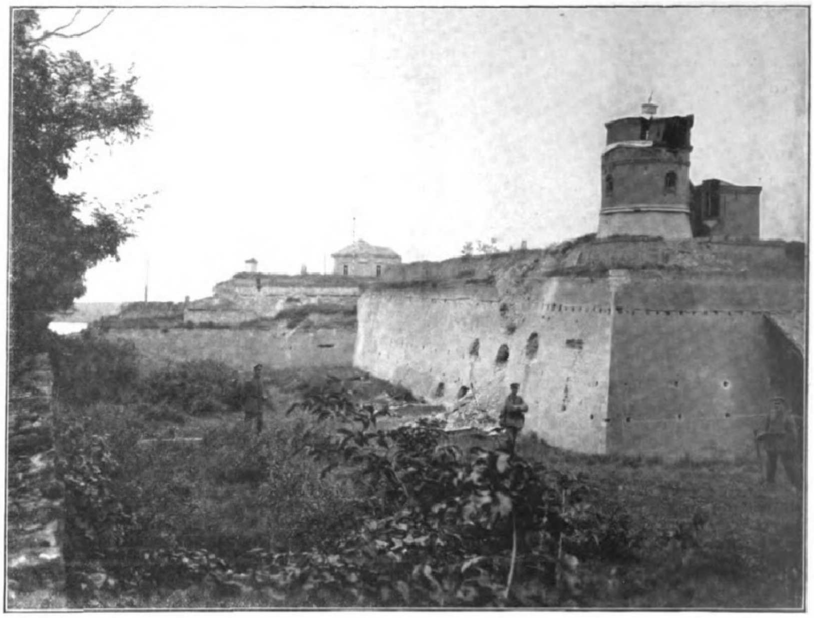
(in 1000 Drachmen)	1908	1909	1910	1911
Einfuhr	152 635	137 549	160 536	172 202
Ausfuhr	109 244	101 687	144 571	140 903
Einfuhrüberschuß	43 391	35 862	15 965	31 299

(in 1000 Drachmen)	1912	1913
Einfuhr	154 067	178 657
Ausfuhr	145 022	118 921
Einfuhrüberschuß	9 045	59 736

An der Einfuhr ist Deutschland nach der Statistik von 1912 mit 13816000, an der Ausfuhr mit 14923000 beteiligt.

Die Entwicklung des Handels ist, wie diese Ziffern zeigen, in den Friedensjahren stetig vorangegangen. Die Balkankriege haben sie wieder gehemmt, aber die Erwartung ist gerechtfertigt, daß sie nach dem Weltkriege mit neuer Kraft einsetzen wird.

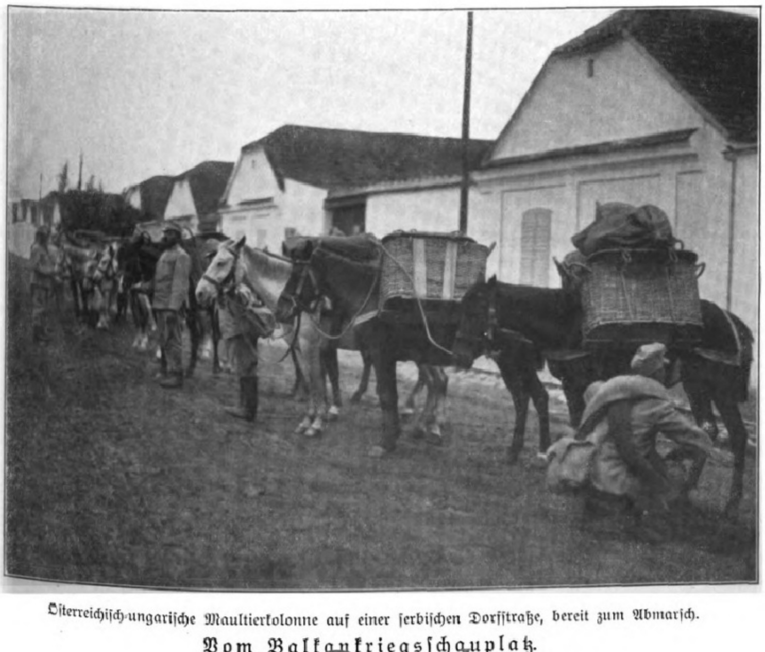
Der anhaltende Fortschritt des Wirtschaftslebens drückt sich auch in der Einnahme der Internationalen Finanzkommission aus, die zum Schutze der griechischen Staatsgläubiger im Jahre 1897 geschaffen wurde. Die Erträgnisse der für den Zinsendienst verpfändeten Garantien übersteigt das Erfordernis



Die Zitadelle von Belgrad nach der Erstürmung. Im Hintergrunde links die Stadt Semlin mit Donau und Save. (Phot. Max Nakonz.)

ganz bedeutend. Es soll nicht verkannt werden, daß die beiden Balkankriege die Schuldenlast begreiflicherweise bedeutend erhöhten, und daß auch die jetzt durchgeführte Mobilisierung dem Lande schwere Verpflichtungen auferlegt. Indessen beweist z. B. die Zunahme des Goldbestandes in der griechischen Nationalbank von 121 Mill. Drachmen am 30. Dezember 1912 auf 254 Mill. Drachmen am 30. Dezember 1913, das Anwachsen der Sparkassengelder von 446 Mill. Drachmen Ende August 1912 auf 478 Mill. Ende Oktober 1913, daß bedeutende wirtschaftliche Kräfte vorhanden sind, die nur Ruhe und Frieden brauchen, um sich betätigen und entwickeln zu können. An Unternehmungslust fehlt es ja, wie bekannt, dem Griechen nicht, der der geborene Seefahrer ist und im ganzen Orienthandel schon heute eine beherrschende Stellung innehat. Die verschiedenen Teile des Landes stehen auch auf verschiedenen Kulturstufen, und die Regierung hat es nicht leicht, die oft einander geradezu entgegengesetzten wirtschaftlichen Interessen zu berücksichtigen und zu befriedigen. Das gilt besonders für Neugriechenland und hier wiederum besonders für den Handel Salonikis. Indessen hat z. B. Saloniki gerade als griechischer Hafen, als neutraler Durchgangsort für Rußland, Rumänien, Serbien, Bulgarien und sogar für die Türkei während des Weltkrieges bedeutende Vorteile gehabt. Dennoch werden finanzielle Reformen notwendig sein, um Krisen zu verhindern. Der günstige Stand des Wechselkurses wird der Regierung bei diesen Bemühungen zugute kommen. Die griechische Drachme steht noch immer hoch im Kurse, da der griechische Seehandel wegen der hohen Frachtsätze in der ganzen Welt bedeutende Summen verdient.

Je dringender die wirtschaftlichen Probleme an jedes griechische Kabinett herantreten, um so heilsamer wirkt dieser Zwang, sie zu lösen, für die Eindämmung des früher so üppig wuchernden Parteilebens. Man darf freilich nicht vergessen, daß Griechenland bis zu den Balkankriegen als Nationalstaat noch nicht konsolidiert war, und daß sich auch heute die nationalen Wünsche des Griechenvolkes auf Gebiete richten, die noch in fremdem Besitze sind. Indessen ist der nationale Eifer doch wesentlich beruhigter und bereits mehr auf die Erhaltung des erworbenen Besitzstandes gerichtet. Das langsame Schwinden des Einflusses blinder Chauvinisten, ja sogar des lange als Heros gefeierten



Österreichisch-ungarische Maultierkolonne auf einer serbischen Dorfstraße, bereit zum Abmarsch.

Vom Balkankriegsschauplatz.

L'EUROPE F

DÉMEMBREMENT DES EMPIRES ALLEMAND & AUS

Les nouvelles frontières de l'Europe seront tracées selon les aspirations des peuples; le principe des nationalités sera reconnu.

Les Alliés, dont le but actuel est l'écrasement du militarisme prussien, démantèleront l'Allemagne et l'Autriche.

ON DONNERA:

1o A l'Angleterre:

Les Iles Britanniques conserveront de plein droit le gouvernement de l'Egypte acquis sur la Turquie.

L'Ile d'Heligoland qu'elle avait vendue à l'Allemagne.

2o A la Belgique:

Toute la rive gauche de la Moselle et la rive gauche du Rhin jusqu'à la frontière hollandaise, avec les villes de Coblentz, Bonn, Aix-la-Chapelle, Cologne, etc.

3o A la France:

L'Alsace et la Lorraine et la rive gauche du Rhin jusqu'à la Moselle, avec les villes de Trêves et de Mayence.

De plus, sur la rive droite du Rhin, il sera constitué une zône neutre, d'une largeur de 100 kilom. environ, depuis la frontière hollandaise jusqu'à celle de la Suisse. Ce terrain neutre sera administré sous le contrôle du gouvernement français afin de protéger la Belgique et la France contre un nouveau retour offensif des hordes barbares.

4o A la Suisse:

Le Tyrol Autrichien. La ville d'Insbrück et le lac de Constance en entier.

5o A l'Italie:

Le Trentin et l'Istrie, avec les villes de Trente, Trieste et Fiume et une partie des Iles Illyriennes.

6o Au Monténégro:

L'Herzégovine, Scutari et une partie de l'Albanie.

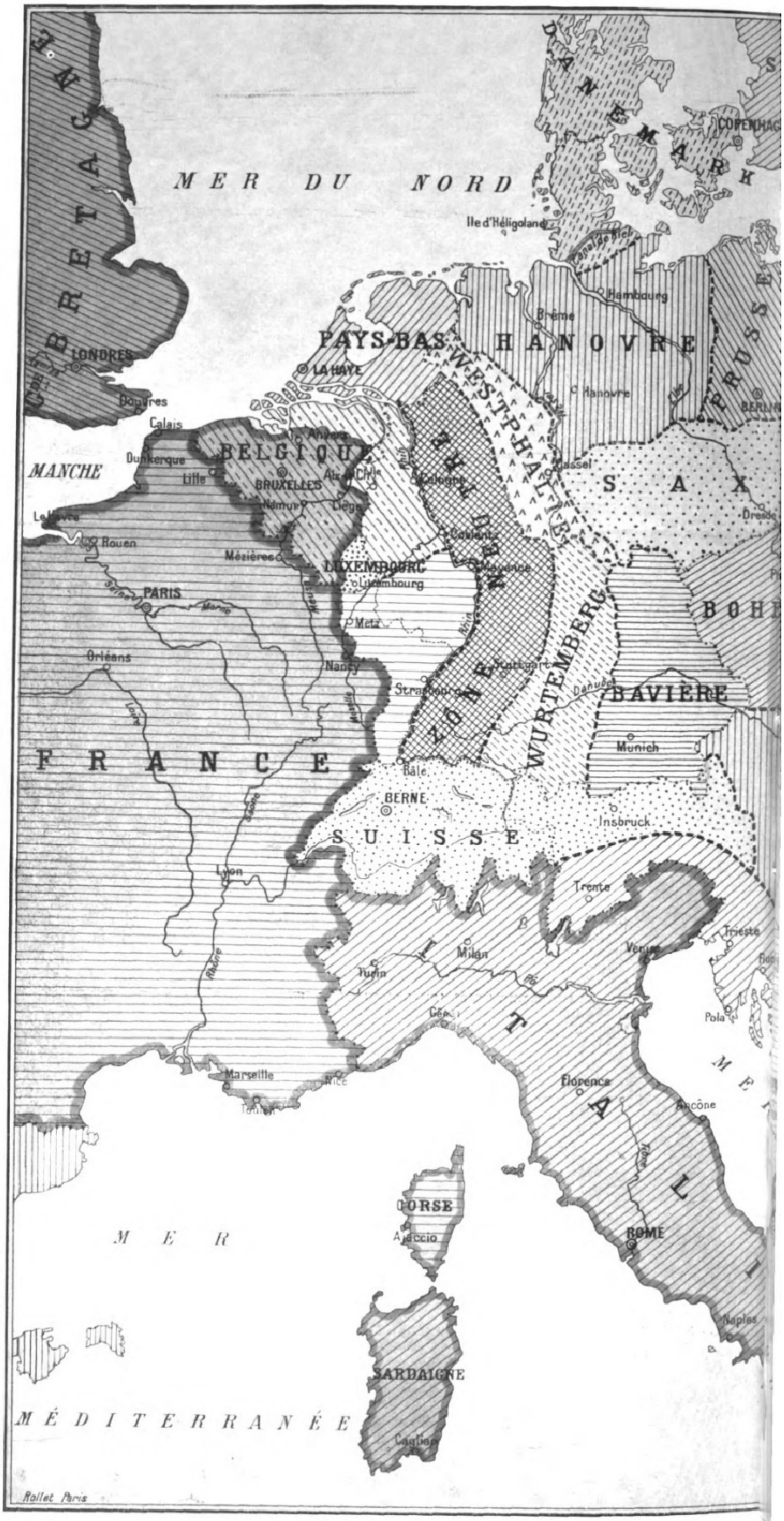
7o A la Grèce:

Le restant de l'Albanie.

8o A la Serbie:

La rive droite du Danube, jusqu'à la Drave rive droite, la province de Slavonie, la Bosnie, la Dalmatie, une partie des Iles Illyriennes et une portion de l'Albanie.

Imp. OYON, 75, Av. Parmentier, Paris.



Carte dressée par Mlle MAGDA, Professeur aux Ecoles de la Ville de Paris,

Wie man sich in Frankreich die Verteilung Europ

Die Phantasie der uns feindlichen Völker, zumal der romanischen, hat sich seit Kriegsbeginn andauernd mit der Neuverteilung Europas beschäftigt — natürlich immer in der Annahme, daß die Ze können. Wir Deutschen haben, im Vollgefühl unserer Siege und unserer sicheren Stellungen in Feindesland, die höchst unbescheidenen Weltverteilungspläne der Gegner meist humoristisch an! Wie „niedlich" sieht das kleine Preußen aus! Auch der plumpe Versuch, die Neutralen durch Versprechen von Gebietserweiterungen zu gewinnen, wie die Schweiz, oder durch Gebietsw wird das Prinzip, daß die „unterdrückten Völker" selbständig gemacht werden sollen, nur bei den Feinden durchgeführt, nicht bei den Verbündeten. Ferner werden ohne jede Rücksic werden könnten als die Absicht, die Gegner durch Verkleinerung ihres Gebiets zu schwächen. Ebenso hat der Plan, die innere Gestaltung des Deutschen Reichs gewaltsam bestimmen zu u obige herausgeben oder solchen Phantasien zustimmen, jeden Anspruch dara

RE DE DEMAIN

NGROIS — DÉCHÉANCE DU ROYAUME DE PRUSSE



9o **A la Bulgarie:**

Le territoire et la ville d'Andrinople. Constantinople deviendra neutre, ainsi que les Dardanelles, sous le contrôle des Alliés.

10o **A la Roumanie:**

La Transylvanie et la Bukovine.

11o **A la Russie:**

La Pologne Prussienne et la Pologne Autrichienne avec les villes de Danzig, Kœnigsberg, Posen, Breslau, Cracovie, Przemysl, Lemberg, etc.

12o **Au Danemark:**

Le Schewig-Holstein et le canal de Kiel deviendra neutre.

13o **L'Allemagne** sera démembrée et divisée en six Etats indépendants et neutres, savoir:

Le Hanovre, capitale Hanovre avec les villes libres de Brême, Hambourg et Lubeck.
La Westphalie, capitale Cassel.
La Saxe, capitale Dresde.
La Bavière, capitale Munich.
Le Wurtemberg, capitale Stuttgard.
La Prusse, capitale Berlin.

14o **L'Autriche** sera séparée de la Hongrie.

15o **La Bohême** deviendra indépendante.

16o Les Colonies allemandes seront partagées entre la France, l'Angleterre et la Belgique. La France reprendra d'abord la partie du Congo cédée à l'Allemagne sous le nom de " Bec de Canard ", en 1911, et qui avait ainsi augmenté leur Cameroun.

L'Allemagne et l'Autriche seront obligées de verser aux Alliés vainqueurs une indemnité de guerre qui s'élèvera au moins à

CENT MILLIARDS DE FRANCS

CONCLUSION

La paix imposée par les vainqueurs doit avoir pour but principal l'affaiblissement des deux puissances germaniques par la perte des provinces dont elles se sont emparées durant plusieurs siècles de rapines.

Cinquante millions d'hommes attendent leur libération de la présente « Guerre des Nationalités ».

Tous les peuples opprimés:

Alsaciens-Lorrains, Danois, Serbes, Polonais, Tchèques, Italiens, Roumains, Wallons, tous lèvent des mains suppliantes vers les nobles et généreuses Puissances qui combattent pour la cause de la civilisation.

Ces Puissances ne peuvent donc tromper, sans se déshonorer à jamais, tous les espoirs de délivrance du joug germanique.

Toute sollicitation, toute promesse de la Germanie vaincue, doivent donc être écartées, une paix prématurée serait insuffisante et un crime contre les Nations.

Notre devise à tous, combattants et non combattants, doit être:

JUSQU'AU BOUT.

Editeur: F. PIGEON, Libraire, 57, rue Richelieu, Paris. — *Propriété exclusive*

Weltkriege denkt: Eine französische Kriegsziel-Karte.

...ffnungslos am Boden liegen würden. Die obige Karte ist im Sommer 1915 in Paris herausgekommen, zu einer Zeit also, wo den Franzosen der Appetit eigentlich schon hätte vergangen sein ... auch die Karte in erster Linie ein. Wie naiv mutet uns die Teilung des Deutschen Reichs in sechs selbständige Staaten mit der so veralteten Spekulation auf den deutschen Partikularismus ... die Niederlande, stimmt uns heiter. Einige Punkte kann man jedoch ernsthafter behandeln. So fällt auf, daß Polen zwar unmäßig vergrößert ist — aber bei Rußland verbleibt. Überhaupt ... der Bewohner große Stücke rein deutschen Gebietes an Frankreich, Belgien und Rußland, wird Tirol an die Schweiz abgegeben, ohne daß dafür irgendwelche anderen Gründe angeführt ... Seite. Wir wollen die Frage, ob und wie die Zentralmächte ihre Siege in ähnlicher Weise ausnützen könnten, nicht näher erörtern. Jedenfalls haben Leute, die solche Karten wie die ... des Selbstbestimmungsrechtes der Völker aufzuspielen ...



Von unserem Vormarsch in Rußland: Schwieriger Transport auf einer von den Russen bei ihrem Rückzug teilweise zerstörten Straße.

Auf Grund photographischer Aufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Liebing.

Benizelos, der sich unbestreitbar große Verdienste um sein Land erworben hat, beweist klar, daß ein gesunder konservativer Sinn sich allmählich durchsetzt, daß Griechenland vorläufig national gesättigt ist und den Wunsch hat, sein gegenwärtiges Heim auszugestalten

Die innerpolitischen Ereignisse der letzten Zeit liegen daher streng logisch in der Richtung der notwendigen Entwicklung. Benizelos, der immer nur neues Gebiet erwerben will, das schon erworbene sozusagen halbfertig stehen läßt und vernachlässigt und es daher großen Gefahren aussetzt, verliert immer mehr Anhänger. Auf der anderen Seite gewinnen die Vertreter ruhigen Fortschritts im Innern, einer vorsichtigen, den wohlerkannten Interessen Griechenlands angemessenen auswärtigen Politik von Tag zu Tag mehr Einfluß. Mit Recht führen gegenwärtig die Zaimis, Gunaris, Theotokis die Regierung. Es ist kein Zufall, daß die griechische Politik sich der mehr konservativ gerichteten Politik der Mittelmächte nähert, die „jedem das Seine" lassen, aber auch das Ererbte und Erworbene bis zum letzten Mann energisch verteidigen. Und es ist wiederum kein Zufall, daß diejenigen griechischen Minister, die das Interesse ihres Landes richtig erkennen, an deutschem Geist, an deutscher Wissenschaft sich gebildet haben. Zaimis und Gunaris haben in Deutschland studiert, besitzen den Doktorhut deutscher Universitäten, und auch Theotokis kennt und schätzt deutsche Art als wertvoll zur inneren Festigung eines nationalen Gemeinwesens.

Griechenland ist diesen Männern viel Dank schuldig, die in so bewegter und schwerer Zeit ohne Rücksicht auf die eigene Person sich ihm zur Verfügung stellen. Ohne Rücksicht auf die eigene Person! Denn es bedeutet einen außergewöhnlichen Akt von Selbstzucht, staatsmännischer Klugheit und Patriotismus, wenn ein Gunaris, der glänzendste Redner der Kammer, vielbeschäftigter Anwalt und ehemaliger Ministerpräsident, ein Theotokis, der Sprosse eines der vornehmsten, in der Geschichte Griechenlands seit je berühmten Geschlechter, ehemaliger Ministerpräsident, als simple Minister in ein Kabinett eintreten und sogar unpolitische Ressorts übernehmen, nur von dem hohen Beweggrund geleitet, dem König und dem Lande zu dienen.

Nun, sie alle, Regierung und Volk, scharen sich um König Konstantin, der sich von Tag zu Tag mehr als Staatsmann großen Zuschnittes erweist, nachdem er bereits den Lorbeer des siegreichen Feldherrn um sein Schwert gewunden hat. Der König ist vor allem Soldat. Er hat seine Armee in wenigen Jahren auf eine Stufe hoher Tüchtigkeit gehoben. Er ist preußischer Feldmarschall und trägt den Marschallstab mit Recht, aber auch mit Stolz. Der König, bekanntlich Kaiser Wilhelms Schwager, nähert sich seinem ganzen Wesen nach, durch seine Energie, seine Entschlußfähigkeit, sein zähes Festhalten an dem einmal für richtig erkannten Wege, deutsch-preußischer Art. Sicherlich kann an diesem Charakter der griechische Staat völlig von allen üblen Fehlern seiner Vergangenheit genesen. Das Volk empfindet das mit seinem natürlichen Gefühl und bringt dem König Vertrauen und Liebe im höchsten Maße entgegen. Die Teilnahme bei der jetzt glücklich überstandenen Krankheit des Königs war allgemein und äußerte sich oft rührend. Königin Sophie unterstützt und fördert ihren Gemahl in der Ausübung seiner Herrscherpflichten mit feinstem weiblichen Empfinden. So besitzt die Dynastie einen reichen Fond von Treue und Verehrung beim ganzen griechischen Volke, der mit Sicherheit erwarten läßt, daß das Land, der Führung seines Königs willig folgend, mit Ehren aus der Wirrnis des Weltkrieges hervorgehen und seine Schätze und Kräfte zur Blüte bringen wird.



Freiherr v. Wangenheim,

der um die freundschaftliche Ausgestaltung der deutsch-türkischen Beziehungen hochverdiente deutsche Botschafter in Konstantinopel, † am 25. Oktober. (phot. Richard Gutschmann.)

Kriegschronik.

17. November. (Fortsetzung.)

Beiderseits der Bahn Belgrad-Palanka wurden der Petrovgrob und der beherrschende Avala-Berg sowie der Vk. Kamen und die Höhen südlich von Ripotek (an der Donau) genommen; das Höhengelände südlich von Belgrad ist damit in unserer Hand. Die Armee des Generals v. Gallwitz warf den Feind von der Poduavlje hinter die Ralja (südwestlich Semendria) und von den Höhen bei Sapint und Makzi.

Die Armee des bulgarischen Generals Bojadjieff erzwang sich den Übergang über den unteren Timok und stürmte den 1198 m hohen Glogovica-Berg (östlich Knjazewatz), wobei 8 Geschütze erbeutet und 200 Gefangene gemacht wurden. Auch in Richtung Pirot drangen bulgarische Truppen weiter vor.

Die Heeresgruppe Mackensen erbeutete bisher 68 serbische Geschütze.

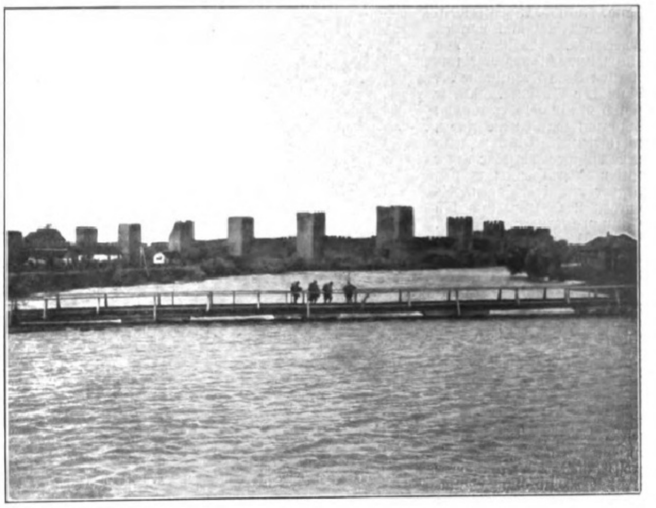
Welche Erwartungen unsere Feinde im Westen auf ihre letzten Unternehmungen gesetzt und welche Kräfte sie dafür aufgewendet hatten, ergibt sich aus folgendem von General Joffre unterzeichneten Befehl, der am 13. Oktober bei einem gefallenen französischen Stabsoffizier gefunden wurde: „Gr. H.-Qu. der Ostarmeen. Geheim! Weisung für die nördliche und mittlere Heeresgruppe: Allen Regimentern ist vor dem Angriff die ungeheuere Kraft des Stoßes, den die französischen und englischen Armeen führen werden, etwa in folgender Weise klarzumachen: Für die Operationen sind bestimmt: 35 Divisionen unter General de Castelnau, 18 Divisionen unter General Foch, 13 englische Divisionen und 15 Kavallerie-Divisionen (darunter 5 englische). Außerdem stehen zum Eingreifen bereit: 12 Infanterie-Divisionen und die belgische Armee. Drei Viertel der französischen Streitkräfte nehmen somit an der allgemeinen Schlacht teil. Sie werden unterstützt durch 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze, deren Munitionsausrüstung bei weitem jene von Beginn des Krieges übersteigt. Alle Vorbedingungen für den sicheren Erfolg sind gegeben, vor allem, wenn man sich erinnert, daß bei unserem letzten Angriff in Gegend Arras nur 15 Divisionen und 300 schwere Geschütze beteiligt waren."

18. Oktober 1915.

Das in die feindliche Stellung weit vorspringende Werk nordöstlich Vermelles wurde von den Engländern wiederholt mit starken Kräften angegriffen. Alle Angriffe schlugen unter sehr schweren Verlusten für den Gegner fehl. Das Werk blieb fest in unserem Besitz. Angriffsversuche der Franzosen bei Tahure wurden durch Feuer niedergehalten. Ein neuer feindlicher Vorstoß zur Wiedereroberung der verlorenen Stellung südlich von Leintrey blieb erfolglos, kostete den Franzosen aber neben starken blutigen Verlusten 3 Offiziere, 17 Unteroffiziere und 73 Jäger an Gefangenen. Am Schratzmännle konnte der Feind im Angriff



Straßenbild aus der am 11. Oktober 1915 von den deutschen Truppen eroberten serbischen Stadt und Feste Semendria, die durch die Beschießung stark gelitten hat.

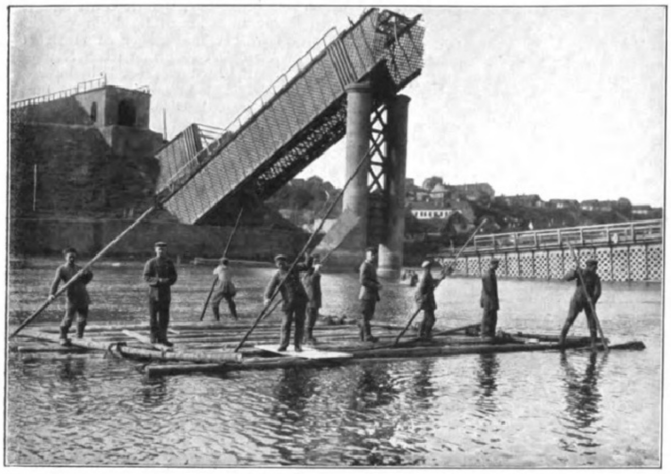


Blick auf die serbische Feste Semendria. Im Vordergrunde die von unseren Pionieren geschlagene Brücke über die Jesava.

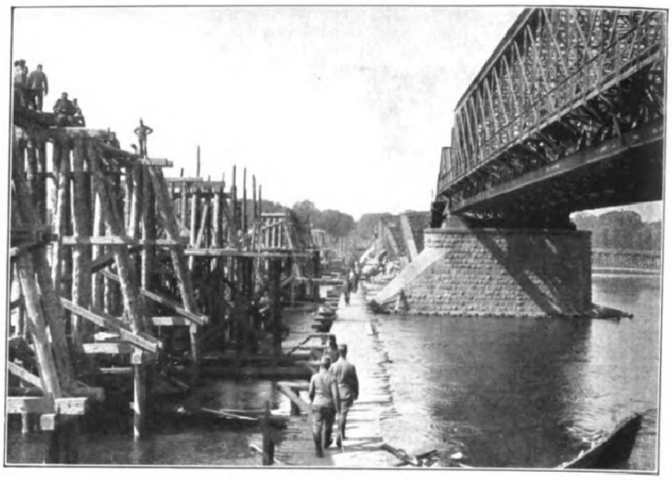


Truppentransport auf einer Donaufähre von Kevevara nach Semendria.

Vom Balkankriegsschauplatz.



Holzflößen zum Bau einer neuen Eisenbahnbrücke durch unsere Eisenbahner auf dem Njemen bei Grodno. (phot. E. Benninghoven.)



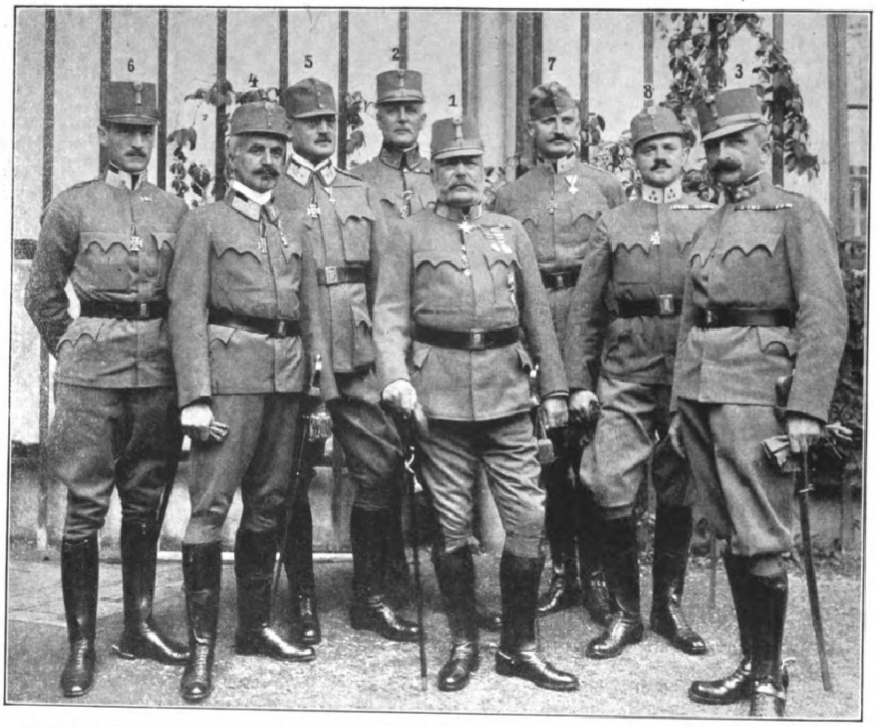
Bau einer neuen Brücke in Warschau neben der von den Russen zerstörten Weichselbrücke.

trotz Einsatzes einer erheblichen Menge von Munition keinen Fußbreit Boden wiedergewinnen.

Deutsche Fliegergeschwader griffen gestern die Festung Belfort an, vertrieben die feindlichen Flieger und belegten die Festung mit 80 Bomben, wodurch Brände hervorgerufen wurden.

Der Angriff südlich von Riga machte gute Fortschritte. 2 Offiziere, 280 Mann blieben als Gefangene in unserer Hand. Russische Angriffe westlich von Jakobstadt wurden abgewiesen. Westlich von Illuxt bemächtigten wir uns in etwa 3 km Frontbreite der feindlichen Stellung. Weiter südlich bis in die Gegend von Smorgon wurden mehrfache, mit starken Kräften unternommene russische Vorstöße unter starken Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. Es wurden 2 Offiziere und 175 Mann zu Gefangenen gemacht. Ein russischer Angriff beiderseits der Bahn Ljachowitschi-Baranowitschi brach 400 m vor unserer Stellung im Feuer zusammen.

Am Kormyn-Bach und am unteren Styr führte der Feind eine Reihe heftiger Angriffe. Bei Kulikowiczy, Nowosielki und Rafalowka wird noch gekämpft, an allen anderen Punkten war der Gegner schon gestern abend blutig abgewiesen. Seine Verluste sind groß; am Kormyn räumte er in voller Auflösung unter Zurücklassung von Gewehren und Ausrüstungsstücken das



Der Oberkommandant der österreichisch-ungarischen Armee Feldmarschall Erzherzog Friedrich mit seinem Gefolge.

1. Feldmarschall Erzherzog Friedrich. 2. Botschafter Graf Thurn-Valsássina. 3. Oberst Freiherr v. Mor-Merkl. 4. Oberstabsarzt Prof. Dr. Biehl. 5. Major Ritter v. Höffern. 6. Major Weißmayer. 7. Major Graf Boos-Waldeck. 8. Hauptmann Kern.

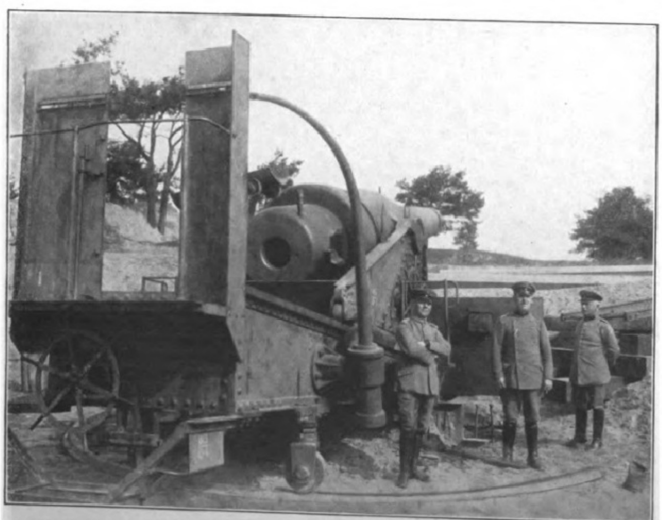
Gefechtsfeld. Auch die an der oberen Szczara stehenden k. u. k. Streitkräfte schlugen einen stärkeren russischen Angriff ab.

An der Isonzo-Front kam es auch gestern abend am Nordwestabschnitt des Plateaus von Doberdó bei Peteano zu heftigeren Kämpfen. Starke italienische Infanterie griff neuerdings die dortige österreichisch-ungarische Stellung an, gelangte teilweise bis nahe an die Hindernisse heran und wurde unter schweren Verlusten zurückgejagt.

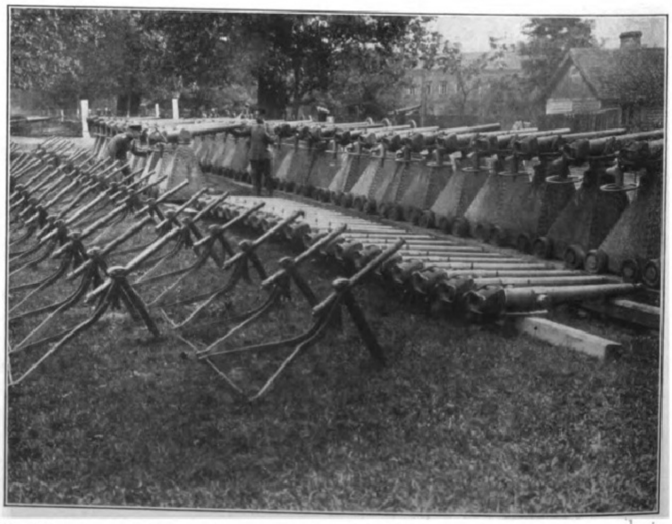
Die im Avala-Gebiet geschlagenen serbischen Divisionen weichen beiderseits der nach Süden führenden Straße zurück. Die österreichisch-ungarischen Truppen befinden sich im Angriff auf die noch nördlich der Ralja stehenden feindlichen Abteilungen. Auch in der Macva wurde der Gegner zum Rückzug gezwungen. Beiderseits der unteren Morava gewannen die deutschen Divisionen abermals Raum.

Die Bulgaren haben die Höhen des Muslin-Percin und des Babin-Zub besetzt. Weiter südlich dringen sie über Egri Palanka vor.

Nach einer Meldung aus Athen sind in den letzten Tagen folgende Schiffe durch deutsche und österreichisch-ungarische U-Boote versenkt worden: der englische Tankdampfer „H.C. Henry“, die englischen Dampfer „Hayden“, „Sailor Prince“, „Halyzones“, „Thorywood“, „Apollo“ und der italienische Dampfer „Cyrene“.



Ein in der eroberten Weichselfestung Nowo-Georgiewsk erbeutetes, in Stellung befindliches russisches 28-cm-Geschütz. (Phot. W. Braemer.)



In Nowo-Georgiewsk erbeutete englische Kaponnieren-Geschütze und Leuchtraketen-Gestelle. (Kaponnieren sind bedeckte Gänge in Laufgräben.) (Phot. W. Braemer.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

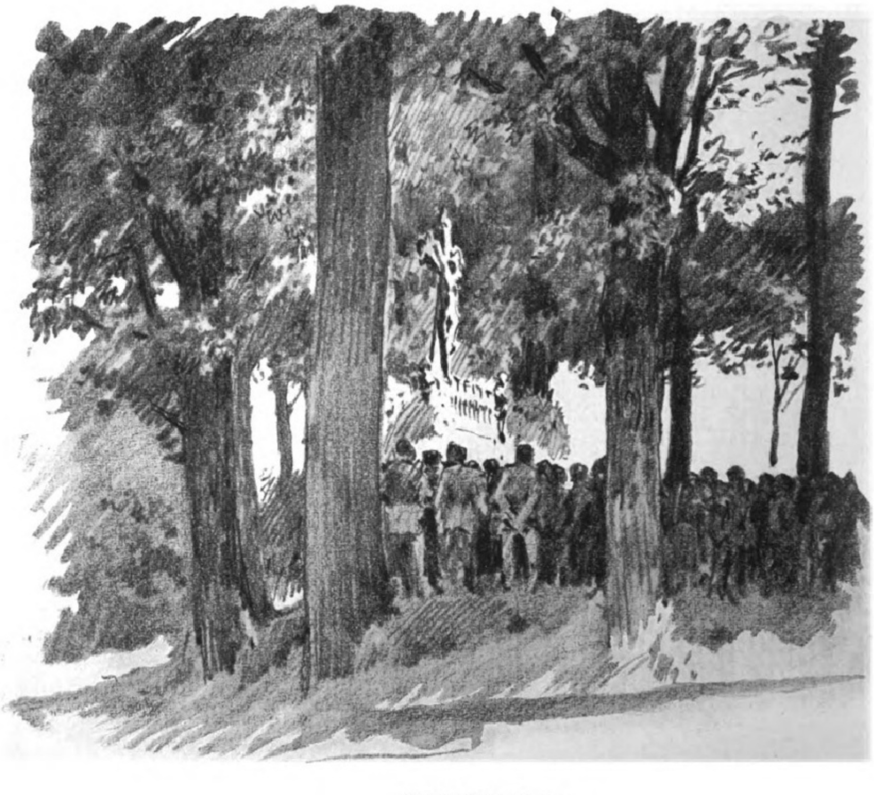
Skizzen vom westlichen Kriegsschauplatz. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Paul Hey.



Proviantausgabe in Lambersart.



Soldatentyp.



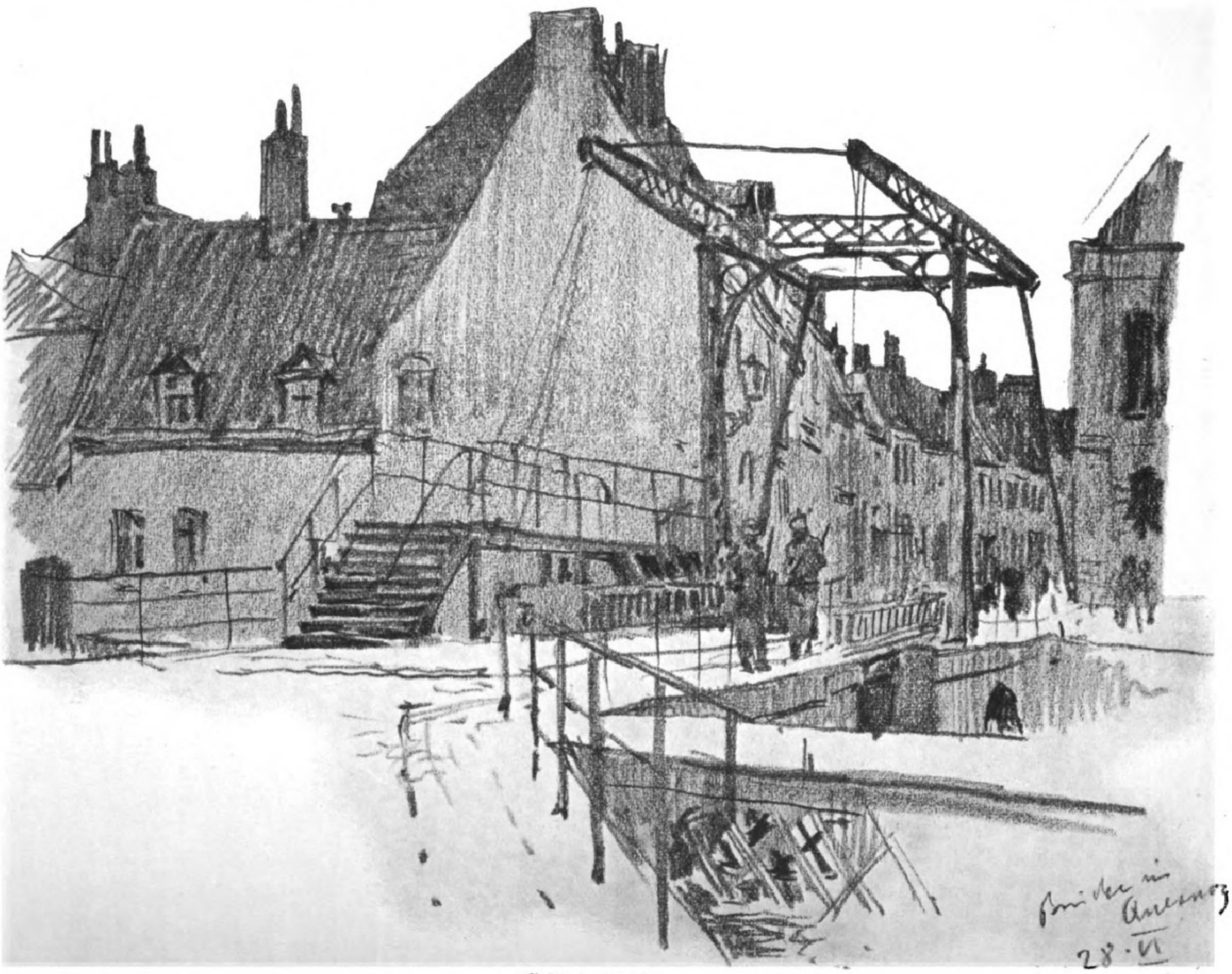
Feldgottesdienst bei Ligny.



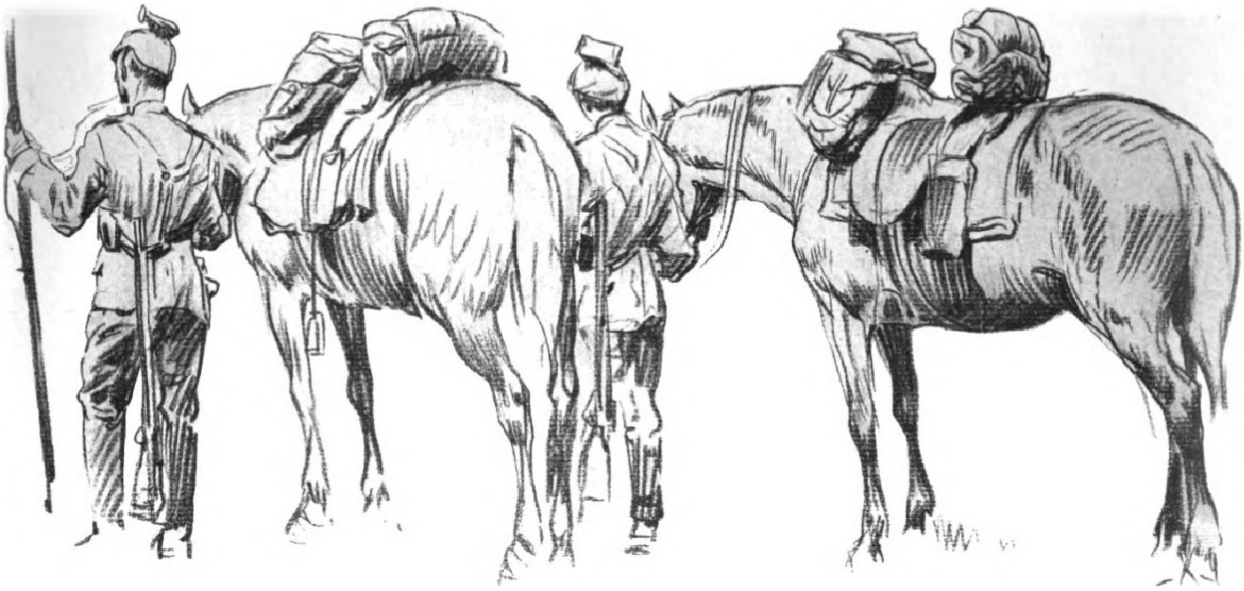
Gemütliches Heim.



Soldatentyp.



Brücke in Quesnoy.



Abgesessene Ulanen.



Im Unterstand.



Ein Schützengraben in einer Ortschaft.



Ein Ulan.

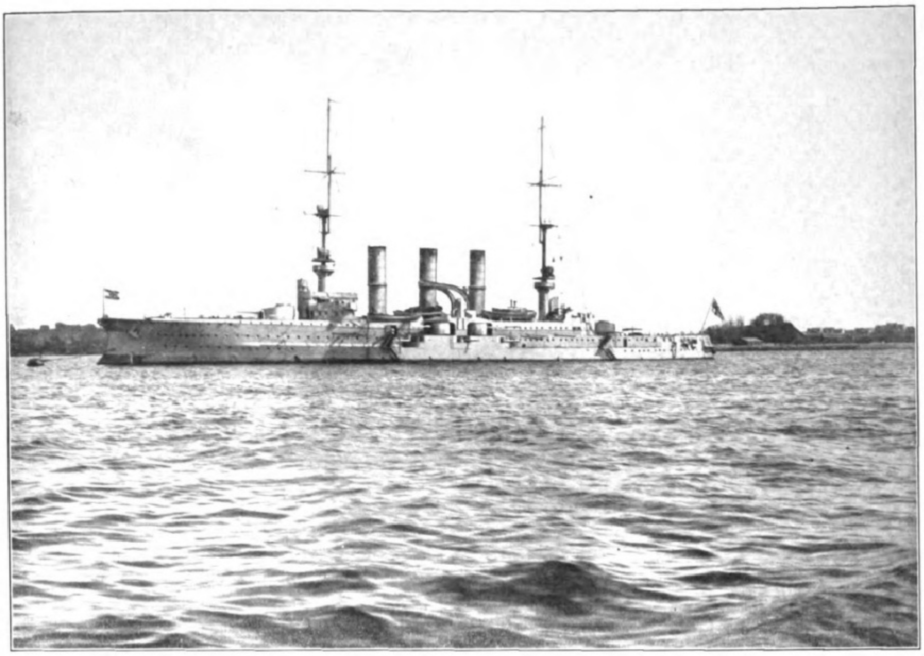


Im Eingang zum Unterstand.

Vom Tagewerk des Artilleriebeobachters.

Von Hugo Seeger.

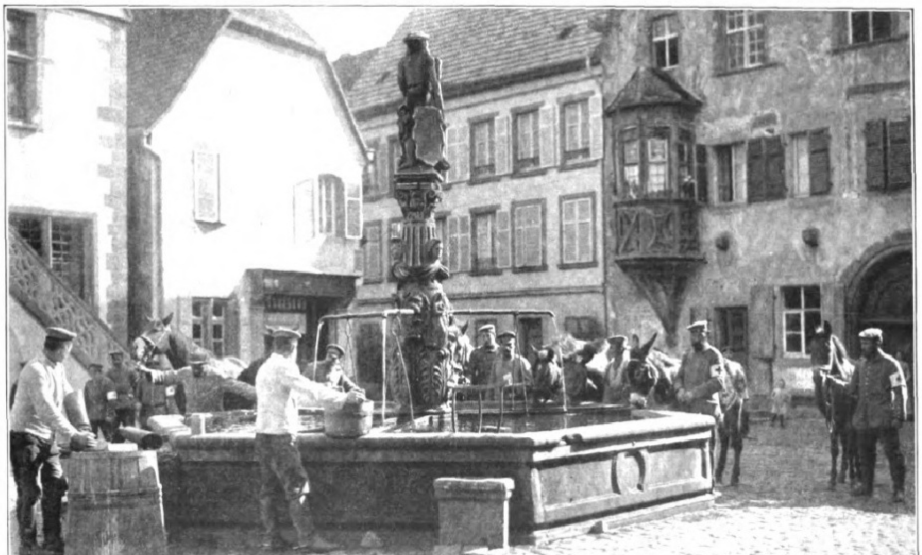
Flugzeug- und Artilleriebeobachter — das sind die beiden Beschäftigungszweige im Krieg, die demjenigen am meisten zusagen, der dieses gewaltige Ringen wirklich miterleben, an den Erfolgen selbst teilnehmen und seine Kriegserinnerungen nicht lediglich aus den Erzählungen jener schöpfen will, die am Kampf unmittelbar teilnehmen. Ihre Tätigkeit ist die interessanteste und zugleich dankbarste, die man sich im modernen Krieg denken kann. Vor allem natürlich im Bewegungskrieg, wenn die Ungewißheit über die Lage und die immer wechselnden Bilder ihn zu höchster geistiger Anspannung treiben, wenn neue Stellungen und neue Ziele seine Nerven reizen und er sein artilleristisches Können nach allen Seiten hin zur Geltung bringen kann.



Der am 23. Oktober 1915 durch ein englisches Unterseeboot in der Ostsee versenkte Panzerkreuzer „Prinz Adalbert".

Der Stellungskampf, wie wir ihn im Westen seit neun Monaten führen, hat für den Artilleristen ganz neue Methoden geschaffen, die sich auf die Beschaffenheit des Geländes, auf die Nähe des Feindes und auf die Masse seiner Kampfmittel gründen. Der Kampf im Waldgelände hat den Artilleriebeobachter in den Schützengraben gewiesen, in dem er sich längst ebenso heimisch und heimatberechtigt fühlt wie der Infanterist, der ihn ausgehoben hat. Man kann ruhig behaupten, daß heute das Feuer des größten Teils unserer Artillerie von der Schützenlinie aus geleitet wird.

Die Gründe hierfür sind sehr einleuchtend: die Front zerfällt in kleine Gefechtsabschnitte. Jedem Abschnitt ist zur Unterstützung seine Artillerie zugewiesen. Diese hat im Verteidigungskrieg die Aufgabe, Herausforderungen des Feindes zurückzuweisen und ihm Respekt beizubringen, Schädigungen der Infanterie möglichst rasch und wirksam auszuschalten, den Gebrauch häßlicher Nahkampfmittel im Keime zu ersticken, feindliche Kampfwerkzeuge vor und hinter der Front zu zerstören, bei feindlichen Angriffen hinter den ersten feindlichen Graben Sperrfeuer zu legen, um ein Nachschieben der Reserven zu erschweren, Unterminierungsversuche zu verhindern oder auch nur zu stören und schließlich einen allzu starken Ausbau der Stellung unmöglich zu machen. Dies alles macht sie selbständig ohne vorherige Rücksprache mit dem Artilleriekommandeur. Einen Auftrag, die feindliche Artillerie niederzukämpfen, wird sie wohl erst dann erhalten, wenn die genaue Lage der feindlichen Batterien ermittelt und wenn in dem betreffenden Abschnitt eine Gefechtshandlung offensiver Natur beabsichtigt ist. Ein Umherschießen in der Gegend in Richtung mutmaßlicher Artilleriestellungen nach Art der Franzosen ist zumal in Berücksichtigung der starken Deckungen, die im Laufe der Monate gebaut wurden, unnütze Munitionsverschwendung. Es gibt Batterien, die seit Monaten an demselben Fleck stehen, starke Beschießungen durchgemacht und fast keine Verluste erlitten haben.



Am Brunnen in einem Vogesenstädtchen. (Hofphot. Eberth, Cassel.)

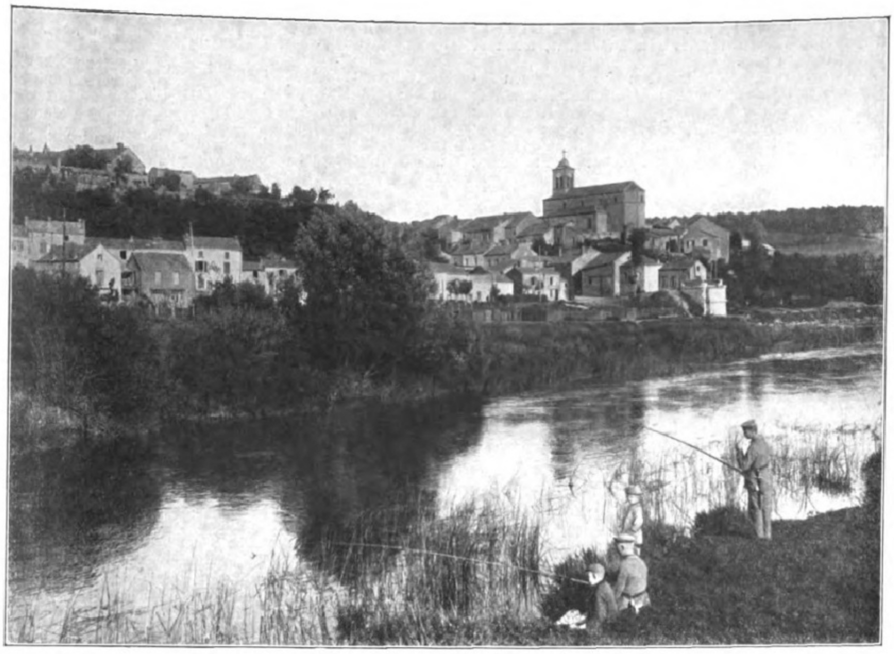
Nicht hinter jedem Gefechtsabschnitt befindet sich nun ein erhöhter Punkt, der eine Übersicht über diesen Teil der Front möglich macht. Und ist er wirklich dicht hinter der vordersten Linie vorhanden, so empfiehlt sich sein Ausbau zur Beobachtungsstelle nicht einmal allzusehr, weil er doch ein ewiger Zielpunkt feindlicher Artillerie wäre; ist er aber weiter rückwärts zu finden, so wird er zweckmäßig mit Beobachtern besetzt werden, denen die Überwachung eines größeren Abschnittes obliegt, so daß sie sich nicht mit der Einzelbekämpfung feindlicher Unhöflichkeiten befassen können. Liegen also die Schützenlinien, wie das im Westen meist der Fall ist, nur 20 bis 100 m auseinander, so muß der Artillerist sein Feuer vom Schützengraben aus leiten, wenn er Wirkung erzielen will.

Der weiter rückwärts befindlichen höher gelegenen Beobachtungsstelle wird also mehr die allgemeine Überwachung der Vorgänge hinter der feindlichen Front im weiteren Sinne übertragen werden, sie wird gemeinsam mit den Fliegern Verschiebungen und Truppenansammlungen beim Gegner überwachen, sich aber am Schießen selbst nur dann beteiligen, wenn ferner gelegene Ziele in Betracht kommen, die vom Schützengraben aus nicht zu beobachten sind. Der Beobachter schießt sich mit Geschützen verschiedener Kaliber auf gewisse Punkte ein: auf Wegkreuzungen, Gehöfte, Dorfstraßen, Türme, Eisenbahnlinien, Waldschneusen. Zeigt sich dann dort irgendeine Bewegung, so wird er den Feind beunruhigen. Dieser Beobachter wird aber nicht oft zum Schuß kommen. Der Gegner weiß genau, an welchen Stellen er „eingesehen" ist, und er wird bei Tag den Verkehr dort meiden. Bei Nacht wird er diese Stellen mit Vorsicht passieren, und schließlich gibt es ja eine Menge von Mitteln, um sich gegen Sicht zu decken. Man kann selbst an einer lebhaften Front stundenlang am Scherenfernrohr sitzen, ohne irgendwelchen Verkehr auf den Anmarschwegen zu entdecken.

Alle diese Beobachtungsstellen sind stark eingebaut, selbst gegen Zufallstreffer gesichert, gut maskiert und werden daher im allgemeinen wenig beschossen. Sie sind im Laufe der Monate behaglich ausgestattet worden, und da der Dienst dort nicht so aufreibend ist wie der Beobachtungsdienst im Schützengraben, nennt man sie „Erholungsheime".

Nicht zu vergleichen mit diesem „Erholungsdienst" ist die weit schwierigere, gefahrvollere, aber auch interessantere Arbeit des vorgeschobenen Beobachters in der vordersten Schützenlinie, dessen vielseitige Tätigkeit ich in den letzten Monaten kennengelernt habe und in folgendem eingehend schildern will.

Unter dem Schutz des Waldes reiten wir, ein kriegsfreiwilliger Unteroffizier als Hilfsbeobachter und ich, bis auf 2 km hinter die Infanterielinien heran. Dann wird der Wald lichter, in dem die Vöglein, eben erst erwacht, ihre Lieder singen. Abgestorbene Baumstümpfe zeigen an, daß hier das eigentliche Kampffeld beginnt. Vereinzeltes Infanteriefeuer, das im Walde widerhallt wie das Peitschenknallen eines vergnügt dahinziehenden Fuhrmanns. Pätsch! pätsch! klappt es neben uns in die Buche. Die Pferde wollen sich das Gepäck nicht mehr abschnallen lassen. Wir beeilen uns. Mühsam und anstrengend ist der mit Holzbohlen belegte Weg, das „Ochsenklavier", das auch bei Regenwetter einen raschen Verkehr ermöglichen soll. Wir biegen, immer noch durch Sträucher gegen Sicht gedeckt, links ab zur Befehlsstelle eines Nachbarregiments, wo wir etwas zu besorgen haben, um die vorderste Linie bis zu unserem Artilleriebeobachtungsstand entlang zu gehen. In fast regelmäßigen Zeitabständen streut ein französisches Feldgeschütz mit Brennzündern die Zugangssappe ab. Man benutzt die Feuerpausen, um rasch bis zur vordersten Linie durchzugehen. Dort schieben wir uns rechts seitwärts durch, stoßen in den engen Gräben bald da, bald dort an. Die abgelösten Infanterieposten schlürfen eben behaglich niedergekauert ihren Morgenkaffee. Die Kontrolloffiziere rufen uns Scherzworte zu und wünschen uns Glück. Man sieht die Artillerie gern im Graben. Kann sie doch immer helfen, wenn der Feind gar zu anmaßend wird. Endlich sind wir im Telephonunterstand der hl. Barbara, lassen uns die Vorkommnisse der Nacht schildern, hören noch rasch die neuen Gewohnheiten des Gegners — der Franzose arbeitet gern mit Überraschungen, wie Gewehrgranaten und anderen „Scherzartikeln" — neue Beobachtungen im Schießen, auffallende Punkte im Gelände werden mitgeteilt, da — in der Richtung des linken Flügels ein furchtbares Getöse, der Luftdruck schneidet scharf unser Gesicht, wir nehmen rasch Abschied, und schon summt das Telephon: „Kompagnie A(nna) wird mit Minen beschossen. Abschuß des feindlichen Minenwerfers zwischen Punkt x und y erkannt. Näheres erfährt Artilleriebeobachter beim Führer der linken Flügelkompagnie. Verstanden?" „xte Batterie gefechtsbereit!" Dann wird das Telephon abgenommen. Ich eile im Laufschritt voraus, Hilfsbeobachter und Telephonisten mit dem Apparat mir nach, dem linken Flügel zu. Inzwischen saust schon das zweite Ungetüm herüber und explodiert mit schrecklichem Krach ganz in unserer Nähe hinter der Rückenwehr. Wir drücken uns an die Grabenwand, bis die Sprengstücke niedergefallen sind, eilen dann weiter und kommen an die Stelle, wo die erste Mine den Graben gesprengt und ihn auf einige Meter eingeschüttet hat. Wir selbst hatten noch vor wenigen Minuten die Stelle passiert. Ein wüstes Chaos von Stahlschilden, Steinen, Holzbalken, Sandsäcken, Uniformstücken. In einer Sappe werden einige Verwundete verbunden. Wir können nur auf dem Bauch kriechend weiterkommen, da die Lücke in

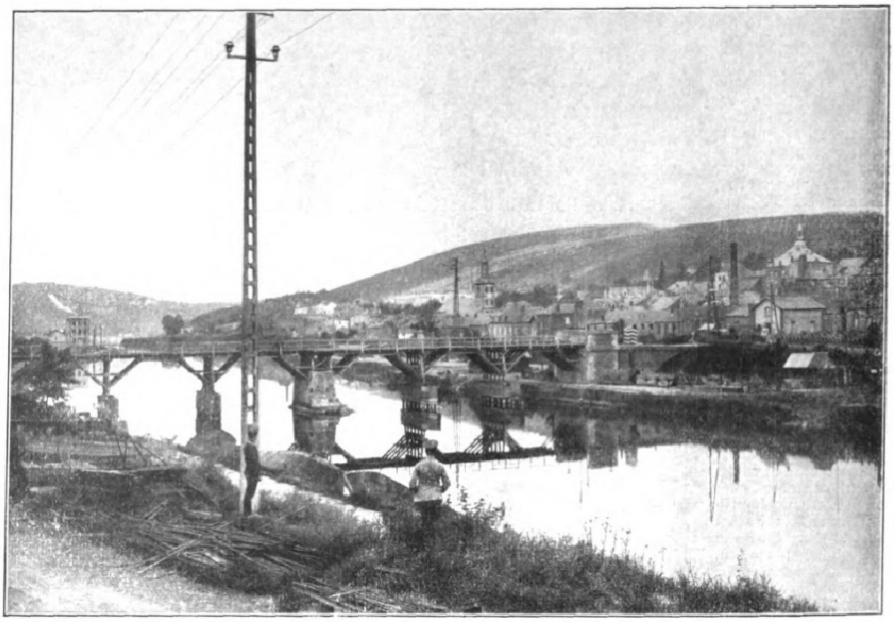


Montcy-Notre-Dame.

der Brustwehr scharf von feindlicher Infanterie bestrichen wird. Mitten in der Bresche bleibe ich hängen. Pätsch! Pätsch! knallt es dicht über mir. Inzwischen haben auch unsere Minenwerfer am linken Flügel das Antwortfeuer eröffnet. Der „feindliche" schießt, durch unser Minenfeuer belästigt, nach längerer Pause seine dritte Mine. Ein Blindgänger. Nun endlich sind wir am linken Flügel. Die Jungens schalten den Telephonapparat ein, der Kompagnieführer führt mich an die nächste Blende, wo er schon ein Gewehr auf die Abschußstelle des Minenwerfers eingestellt hat. Eben hat die vierte Mine den Lauf verlassen, und prompt sausen zwei kleinere als Antwort in die Richtung, aus der der Schuß kam. Ich habe inzwischen Verbindung mit der Batterie, gebe Entfernung, Seiten- und Höhenrichtung zurück. Schuß! Und alsbald jagt schon mit flacher Bahn die erste Granate dicht über unsere Köpfe weg und schlägt etwa 50 m vor uns ein. Beobachtung: etwas mehr rechts, ich gebe Seitenkorrektur, und gleich kommt die zweite. Der Minenwerfer hat die Pause benutzt, uns die fünfte Mine herüberzuschicken, sie krepiert hinter der ersten Linie. Alles drückt sich an die Grabenwand. Mein zweiter Schuß lag genau in der Abschußrichtung. Ich konzentriere das Feuer meiner Geschütze, gebe Kommando „kürzere Feuerpausen" zurück, und nun zieht's Schuß auf Schuß mit „huju, huju, huju" dicht über uns weg. Jetzt haben wir die Oberhand. Unsere kleinen Minen streuen die feindliche Linie rechts und links davon ab und setzen Volltreffer in den Graben. Ich lege in der Entfernung noch etwas zu. Es dauert einige Sekunden länger, bis der nächste Zünder umgestellt ist, und schon hat der Gegner die Pause benutzt, um aus seiner Deckung herauszugehen und uns eine neue Mine herüberzuschicken. Sie geht zu kurz. Der Franzmann hat offenbar den Minenwerfer etwas nach rückwärts gebracht, denn ich kann den Abschuß nicht mehr sehen. So reißt der Kurzschuß ein großes Loch zwischen den beiden Gräben. Indes meine Batterie mit der neuen Entfernung lebhaft weiterfeuert. Dann ein neues, wohlbekanntes Heulen in der Luft: das Flankierungsgeschütz unserer schweren Artillerie. Auch dieses will die Opfer rächen. Der Schuß lag gut. Die Sprengstücke fliegen bis zu uns herüber. Der Kampf wird nun so lebhaft, daß wir erst durch das Telephon darauf aufmerksam gemacht werden müssen, daß unser rechter Flügel „Schnittpunkt" Kompagnie C(aesar) — D(avid) von feindlicher Artillerie bestreut wird. Ich muß den Minenwerfer der „Schweren" überlassen, breche das Telephon ab und renne mit meinem Stab an den Artilleriehochstand in der Mitte der Stellung, um die der belästigten Kompagnie gegenüberliegenden feindlichen Gräben unter Feuer zu nehmen. Da die französische Artillerie nun einmal so hinterlistig ist und ihre Geschütze so stark einbaut, daß man ihr selbst keine Straflektion erteilen kann, muß die arme Infanterie dafür büßen. Sie trägt ja hier wie dort die Last des Kriegs. Da ich mit meiner mehr frontal wirkenden Batterie gegen die starken Brustdeckungen wenig ausrichten kann, steht mir für solche Zwecke eine Flankierungshaubitze und -kanone zur Verfügung. Mit der Haubitze, dieser vorzüglichen Präzisionswaffe, kann man flankierend in den vordersten feindlichen Graben schießen, ohne die eigene Infanterie sehr zu gefährden. Die Feldkanone wird auf die zweite Schützenlinie eingestellt. Nun Vorsicht! damit die Kommandos nicht durcheinandergebracht werden, wenn man mit beiden zugleich schießt. Die Volltreffer im Graben, die bei der Streuung aller Geschütze nicht immer gelingen, werden von unserer Infanterie mit Schmunzeln und vergnügtem Händereiben dankend quittiert.

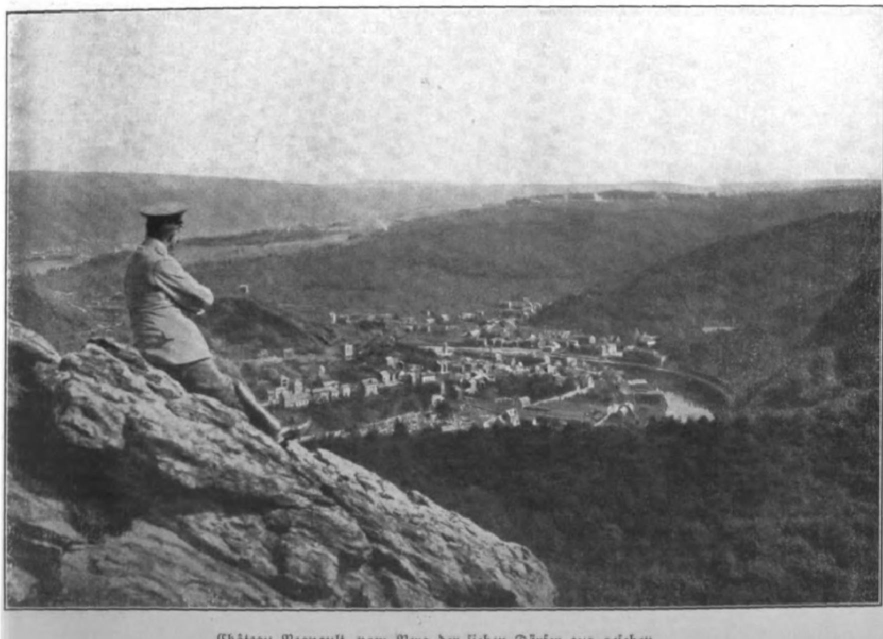
Drüben am linken Flügel muß eine Mine die Drahtleitungen zerstört haben, die Verbindung zu den Flankierungsgeschützen ist abgebrochen. Es ist zwar noch durch Umstecken über eine benachbarte Brigade Verbindung zu bekommen, aber das Strafschießen kann unsererseits eingestellt werden, um die Leitung möglichst rasch wieder in Ordnung zu bringen.

Das Telephon spielt im Stellungskampf eine der Hauptrollen. Beruht doch die Unmöglichkeit, unsere Stellungen zu durchbrechen, in erster Linie auf unserer artilleristischen Organisation, mit der das Telephon unzertrennlich verbunden ist. Wir können telephonisch in wenigen Sekunden die gesamte Artillerie auf einen verhältnismäßig kleinen Raum konzentrieren. Mit den Durchbruchstruppen wird unsere Infanterie allein fertig, die in rückwärtigen Linien aufgestellten Reserven läßt das Sperrfeuer unserer Artillerie nicht durch und vernichtet sie. Der Tagesbericht der Obersten Heeresleitung sagt darüber kurz: „Ein feindlicher Durchbruchsversuch brach in unserem Feuer zusammen." Die Beobachtungsoffiziere der Artillerie müssen deshalb ihr Hauptaugenmerk auf das stete Funktonieren wenigstens **einer** ihrer Verbindungen zu den Batterien richten. Ohne Drahtverbindung ist ein Schießen unmöglich, d. h. es sind schon besondere Einrichtungen getroffen, damit im Angriffsfall die Batterien selbständig Sperrfeuer legen können, wenn alle Leitungen abgeschossen sein sollten, aber ein planmäßiges Zielschießen ist ausgeschlossen.



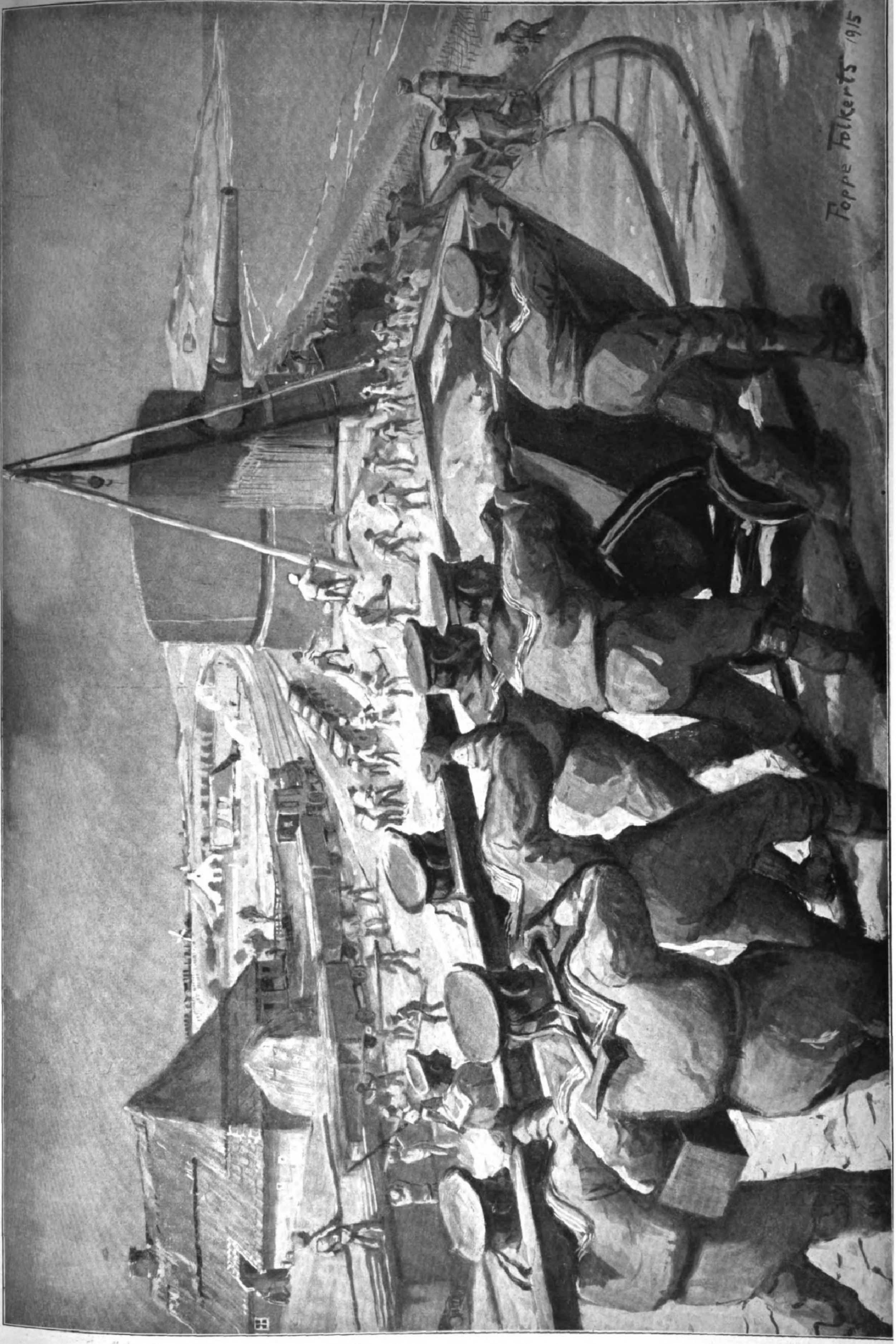
Nouzon mit Hindenburg-Brücke.

Man glaube ja nicht, daß gerade der bayrische Telephonist im Schützengraben ein besonders höflicher Mann ist. Ungeschicklichkeiten der „Neulinge" werden so lange gerügt, bis „Schwung" dahintergekommen ist. Und es ist ganz amüsant, manchmal selbst den Kopfhörer aufzusetzen und die urbajuvarischen Gespräche mit anzuhören, zumal wenn abends zwischen 9 und 10 Uhr die Siegesnachrichten von allen Fronten in die vorderste Linie diktiert werden. Da soll einer bekannte Kampforte im Westen oder Osten nicht gleich verstehen, dann hagelt es mit „Hammel, gscherter", „Analphabet", „Blindgänger" und anderen Liebenswürdigkeiten. Die Telephonsprache ist überhaupt ein Kapitel für sich in diesem Krieg. In die Eintönigkeit der Leitungsproben bringt der Humor unserer Feldgrauen Abwechslung. Die Empfangsstation antwortet auf Anruf nicht mit einem monotonen „Hier"! Sie sagt höflich: „Hier hängt er schon." „Das ist dein Glück", gibt der Schützengrabentelephonist zurück. „Leitungsprobe." — „Verständigung gut." — „Also, Schluß mit u". Damit ist die Leitung kontrolliert. Zuweilen kommt es vor, daß



Château-Regnault, vom Berg der sieben Dörfer aus gesehen.

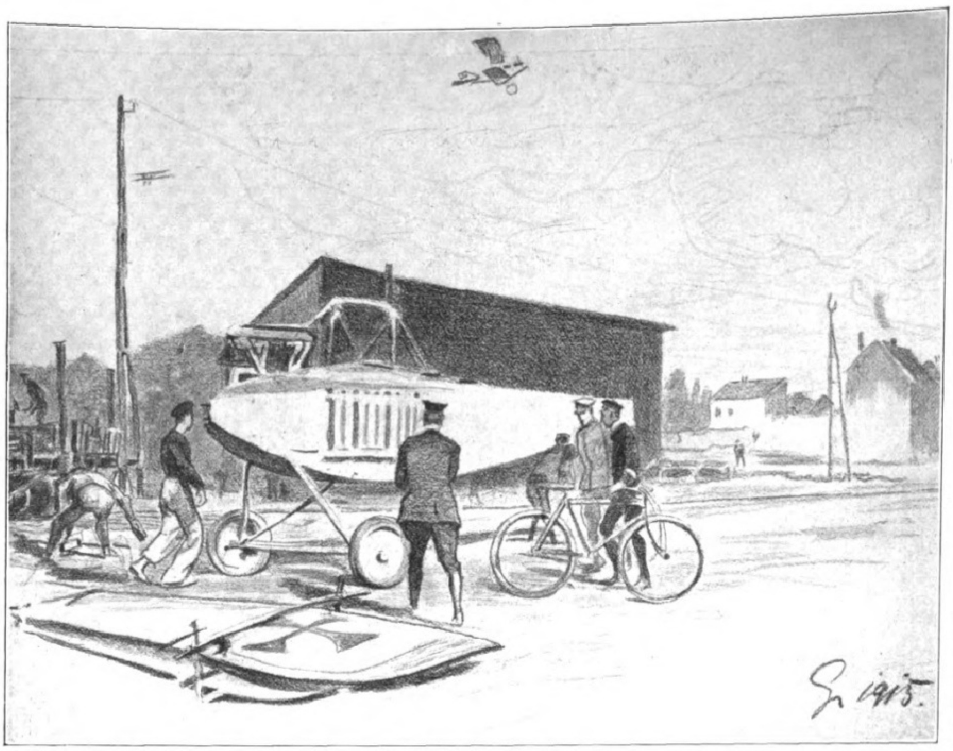
Aus dem von den deutschen Truppen besetzten Gebiet in Frankreich: Bilder von der Maas.


Foppe Folkerts 1915

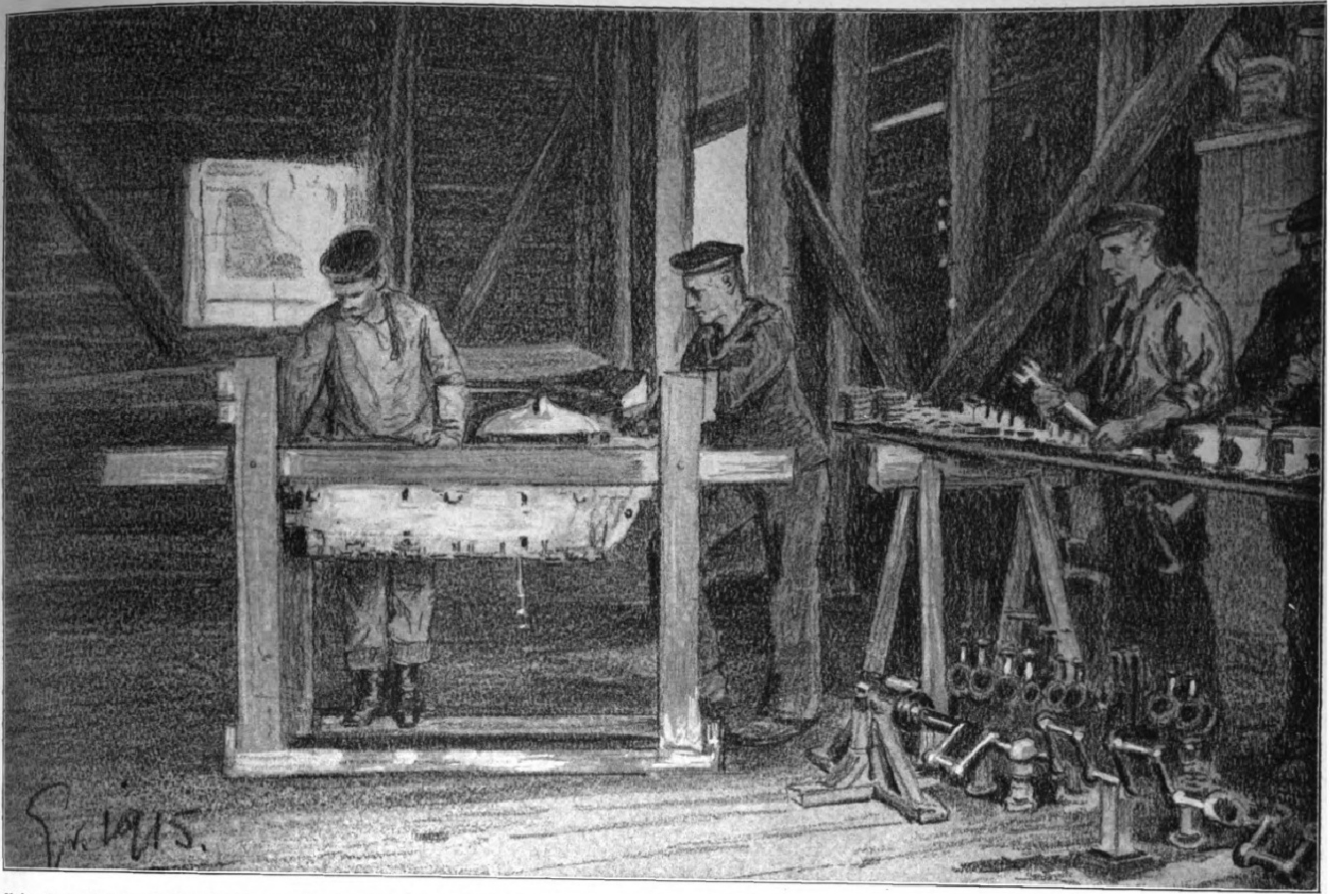
bei Leitungsreparaturen die Drähte falsch verkoppelt werden oder daß zwei blanke Stellen aufeinanderliegen. Auf Anruf antworten mehrere Stationen. Dann setzt ein echtes bayrisches Schimpfen ein. Den Schaden repariert aber sicherlich der, der das kleinere Mundwerk hat . . .

Meine Leitung ist wieder geflickt, und wir können zum eigentlichen Thema wieder zurückkehren. Es ist Mittag geworden, und da auch der Franzose auf eine anständige Essenspause Wert legt, haben wir Zeit, uns durch ein Frühstück auf die Strapazen des Nachmittags vorzubereiten. Abwechselnd beobachten wir durchs Glas etwaige Bewegungen beim Gegner, aber es rührt sich oft stundenlang nichts. Dann jagt es „Tsching-bum“, „Tsching-bum“ hart über die Deckung weg, manchmal reißt auch ein Volltreffer die Brustwehr zusammen und verwettert die Blenden. Man muß die Beobachtungsstellen häufig wechseln. Gewisse Blenden, die dem Piou besonders unangenehm sind, werden von ihm den ganzen Tag über unter Feuer gehalten. Er schraubt Gewehre mit Zielfernrohren genau auf die Blendenöffnung ein und braucht nur abzudrücken, wenn er Bewegung sieht. Glänzende Mützenschilde, Achselstücke, Regimentsnummern oder bei Nacht brennende Zigarren sind für einen aufmerksamen Gegner wertvolle Anhaltspunkte . . .

Am dunstigen Horizont erscheint direkt in der Flanke ein feindlicher Fesselballon. Auch der Batterieoffizier meldet sein Erscheinen. Wir schneiden ihn mit dem Richtkreis an. Entfernung zu weit für uns. Wir rechnen nun mit einer Flankenbeschießung durch schweres Kaliber. „Der Mungo schießt.“ Wer dem Geschütz diesen Namen gegeben hat, weiß niemand, aber in der Brigade heißt er seit dem ersten Tag seines Auftretens der „Mungo“. Der Gegner will uns reizen. Er weiß, daß wir, um den „Mungo“ zum Schweigen zu veranlassen, die gesamte Artillerie auf seine Schützenlinien hetzen. Vom Ballon aus will er dann unsere Geschützstellungen festlegen. Unsere artilleristische Organisation gestattet uns jedoch, mit anderen, vom Ballon aus nicht zu erkundenden Geschützen und Batterien zu schießen. Meldung ans Regiment, einen Flieger anzufordern, der die Lage des schweren feindlichen Geschützes feststellen könnte. Schon windet sich langsam durch die Luft mit kläglichem Geheul der erste Schuß heran. Er liegt der Vorsicht halber hinter unserer Stellung. Der nächste kommt unserer zweiten Linie schon nahe. Wir eröffnen gleichzeitig mit der schweren Artillerie und den Minenwerfern ein furchtbares Feuer auf die Schützengräben vor unserer Stellung. Sobald der schwere Schuß bei uns einfällt, erscheint drüben an der Brustwehr ein Spiegel, der dem feindlichen Artilleriebeobachter einen Überblick über unsere Stellung gewährt, ohne daß er seine Deckung verlassen muß. Auf diesen Augenblick haben unsere Braven an den Blenden schon gewartet. Die Trümmer des Spiegels rasseln in den Graben. „Achtung auf den feindlichen Artilleriebeobachter!“ ruft der Kompagnieführer durch. Jetzt wird er den Kopf über die Brustwehr strecken, wenn sein Schuß einfällt. Dann



Bei unserer Marine in Westflandern: Ausladen eines Flugzeugs. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Bei unserer Marine in Westflandern: Werkstatt in der Flughalle. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

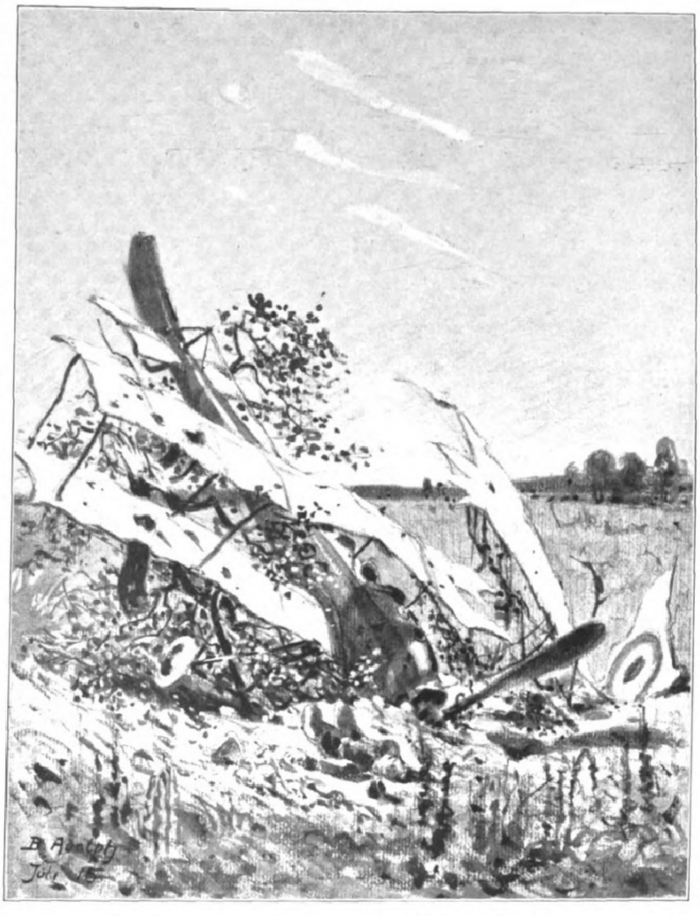
muß die Infanterie auf ihn schießen. Wird er nicht gleich getroffen, wird er zum mindesten beunruhigt. Unsere Feldkanonen pfeffern drüben auf die Brustwehr, daß die Steine spritzen. Die Haubitzen setzen Treffer auf Treffer in den feindlichen Graben. Eben ist drüben ein Handgranatendepot mit starkem Krach in die Luft geflogen. Der dritte „Mungo“ schießt schon Strich auf unsere vorderste Linie. Drei Landsturmleute, die erst vor wenigen Stunden mit dem Nachersatz ins Feld gekommen sind und sich kaum hier eingewöhnt haben, liegen zerfetzt an der Stelle, wo das Geschoß einschlug. Wir steigern die Feuergeschwindigkeit, die Minenwerfer hoffen, die feindlichen Telephondrähte zu zerstören, um das Feuer zum Schweigen zu bringen. Doch nach vier Minuten dreht sich heulend eine neue Granate durch die Luft und sitzt — im feindlichen Graben. Eine größere Freude kann der Franzose unserer Infanterie nicht bereiten. Sie verzeiht ihm die schwerste Beschießung, wenn er nur einmal dabei in seinen eigenen Graben trifft. Wo die Fronten so nah zusammenlaufen wie hier, entscheidet eben doch die Präzision der Waffe. Endlich erscheint unser Flieger, und er ist es nun, der das Interesse der feindlichen Batterien auf sich zieht. Das schwere Geschütz, der „Mungo“, schweigt, um seine Stellung nicht zu verraten, die kleineren jagen ihre Tagesration an Munition in die Luft, und wir im Schützengraben sind die belustigten Zuschauer, freuen uns, wenn unser Flieger durch geschickte Wendungen alle Berechnungen der feindlichen Artillerie über den Haufen wirft und hurtig seine Bahnen zieht, die noch lange Zeit durch die Sprengwölkchen gekennzeichnet sind. Er wendet sich dem Fesselballon zu, der in Eile eingezogen wird, streift noch ein Stündchen über den Stellungen und gönnt uns die Ruhe. Wenn er den Feind bewacht, wagt ja — außer den Ballonabwehrkanonen — niemand zu schießen.

Der Tag neigt sich. Wir belästigen noch einen Bretterwagen, dessen blendendweiße Last durch die Zweige schimmert. Er ist zu früh eingetroffen, fährt aber schneidig durch den Wald, bis auf 1000 m heran, und muß nun die Pferde ausspannen, die, von unseren Sprengstücken verfolgt, schleunigst ausreißen. Damit schweigt vorläufig die Artillerie. Bei der gastfreundlichen M. G. K. (Maschinen-Gewehr-Kompagnie) gibt's in der Dämmerung das erste warme Essen. Dann werden die Vorbereitungen für die Nacht getroffen. Es ist nichts mehr zu sehen draußen, und wir ziehen uns in unseren Telephonunterstand zurück. Bald beginnt das regelmäßige Schießen der Pious gegen die Blenden und Deckungen: „Der Einjährige Mayer bei den Franzosen hat seinen Posten angetreten“, heißt es dann. (Auf anderen Teilen der Front nennt man ihn „Clemens“ oder sonstwie.) Er schraubt bei Tage sein Gewehr ein auf Punkte, die ihm besonders wichtig erscheinen, und schießt mechanisch die ganze Nacht, ohne zu zielen und etwas zu treffen. Er nennt sich dann Scharfschütze. „Pätsch, pätsch, pätsch, pioupiou, pätsch, pätsch,“ klingt es, je nachdem sein Schuß sich in den Steinen der Brustwehr gefangen hat oder als sogenannter Querschläger irgendwo weiter hinten seine Flugbahn beendet. Ist Herr Mayer besonders rührig und schießt mit kurzen Feuerpausen, so sagt der Infanterist: „Er will partout zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen werden.“

Unser Tagewerk erstreckt sich auch auf die Nacht. Die Beobachtung der Schüsse ist wohl erschwert, aber wir beunruhigen doch den Feind. Abwechselnd hält einer Telephonwache. Treibt es der Gegner zu toll, bekommt er seine Strafe dafür. Auch gegen die häßlichen Gewehrgranaten, die oft als Salven zu dreien herüberfliegen, zumal wenn eine neue Kiste aus Amerika eingetroffen ist, wird Feldartillerie angefordert.

Der Schlaf ist gut im Schützengraben, und an das regelmäßige Infanterieschießen, das Holzhacken, gewöhnt man sich schnell. Wenn nicht gerade der Luftdruck eines Volltreffers die Türe des Unterstandes eindrückt und die ganze Höhle erzittert, wird von den Schlafenden niemand gestört ...

... Seit 1/2 3 Uhr liegen wir auf der Lauer. Der Feind bildet sich nämlich seit einiger Zeit ein, daß wir um diese Stunde ablösen und will mit seinen schweren Minen die Ablösung stören. Wir lassen alle Geschütze gefechtsbereit machen und warten an den Blenden zu viert auf den ersten Minenschuß. Dann soll er prompt seinen Denkzettel bekommen. Der Mörserbeobachter freut sich, daß ihm sein Artilleriekommandeur fünf Schuß für diesen Zweck bewilligt hat. Die Stellungen der feindlichen Minenwerfer sind uns alle bekannt. Es fragt sich nur immer, aus welcher vorbereiteten Stellung heraus er schießt. Dann wird er mit Feuer überschüttet, bis er Ruhe gibt. Oft steht man um 1/2 6 Uhr noch draußen, und er wagt es nicht, uns die gefürchtete Flasche mit dem Dynamit herüberzujonglieren. So beginnt der neue Tag häufig mit Warten ...



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Heruntergeschossenes feindliches Flugzeug.

Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Berthold Adolph.

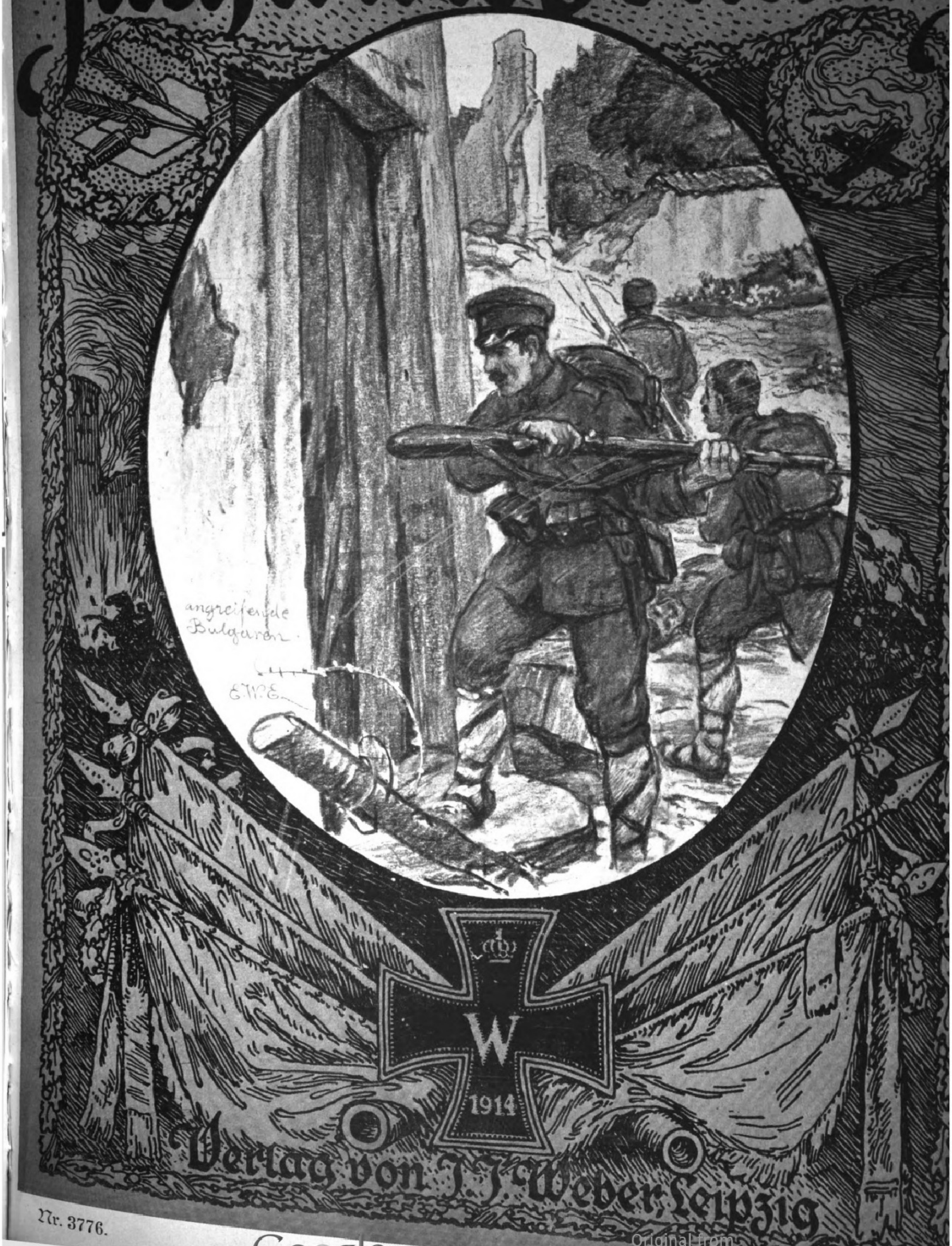


Von der Einweihung des deutschen Genesungsheims für Angehörige der österreichisch-ungarischen, der ottomanischen und der bulgarischen Armee und Marine in Wiesbaden am 22. Oktober 1915: Gruppe der Teilnehmer. (Hofphot. C. H. Schiffer, Wiesbaden.)

Ende des redaktionellen Teils.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Nr. 3776.

Kriegsnummer 67.

Aachen als Verwundeten- und Bäderstadt.

Von Generaloberarzt Prof. Dr. H. Jaeger,
z. Z. Reservelazarettdirektor in Aachen.

Als in den ersten Augusttagen die 25er ihre geliebte Garnisonstadt verließen, fast wie sie gingen und standen die Lütticher Straße hinauf eilten in den Stadtwald, um Scharen von Tausenden belgischer Franktireurs — die „neutralen" Vortruppen der feindlichen Heere — zu verjagen, als Ärzte Aachens, ohne militärischen Befehl oder Bereitstellung dienstlicher Beförderungsmittel abzuwarten, sich ins erste beste Auto setzten, den Instrumentenkasten und Verbandmaterial verstauten und mitten hineinfuhren ins feindliche Gewehrfeuer, da war es so recht das Bild des Kampfes um Haus und Stadt, wie aus den ältesten Zeiten jeder Kriegführung. — „Nur nicht hereinlassen, nur keine Granaten auf unser heiliges Münster, in dem unser Glaube, in unsere Häuser, in denen unsere Liebe, unsere Hoffnung wohnen! Eher sollen ihre Geschosse Tausenden von uns die Brust durchdringen!"



Totalansicht (Cornelius- und Rosenbad).

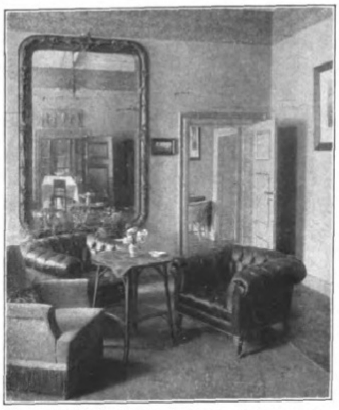
Und es gelang, die Feinde fern zu halten. Den durch Blut und Tod vorwärts stürmenden 25ern folgten Truppen auf Truppen, unabsehbare Marschkolonnen, Tag und Nacht die Lütticher Straße entlang. Aber schon mußte auch die linke Straßenseite freigegeben werden für die von der Gefechtslinie zurückkehrenden Autos, welche die ersten Verwundeten den Krankenhäusern Aachens zuführten. Das war Aachens Auftakt zum Weltkrieg, der heute rund um die Erde brennt.



Empfangshalle (Cornelius- und Rosenbad).

Die Truppen stürmten weiter, unaufhaltsam, von Sieg zu Sieg; aber auch unaufhörlich ergoß sich der Strom der Opfer des blutigen Ringens der Stadt zu. Hier waren schnell die in zielbewußter Vorarbeit schon seit Jahrzehnten vorausbestimmten städtischen und privaten Krankenhäuser und andere geeigneten Gebäulichkeiten als militärische **Reservelazarette** eingerichtet, erweitert und neue hinzugefügt. Ihnen schlossen sich die zahlreichen, zumeist von den Roten-Kreuz-Zweigvereinen, zum Teil in Verbindung mit den katholischen Krankenpflegeorden geschaffenen und organisierten **Vereinslazarette** an. Unter den vom Roten Kreuz geschaffenen sei das größte und nach Bau und Ausstattung besonders vollkommene **Fröbel-Seminar** mit 100 Betten genannt. Bald folgten die Orte der Landkreise Aachen, und es dauerte nicht lange, so standen **in 46 Lazaretten nicht weniger als 4000 Betten** zur Aufnahme von Verwundeten bereit. Was für einen Wert diese Zahl bedeutet, kann sich jeder vergegenwärtigen, der sich aus jenen ersten Kriegstagen erinnert, wie lange es gedauert hat, bis ein geschlossen marschierendes kriegsstarkes Infanterieregiment von 3400 Mann an ihm vorübergezogen war.

Manche von diesen, wie beispielsweise das Elisabethhospital, das Luisenhospital, das Marienhospital u. a. stehen auf der anspruchsvollen Höhe moderner chirurgischer Kliniken — ausnahmslos gut sind sie alle und bei entsprechender Verteilung der schweren und leichteren Fälle war den hohen Anforderungen, die zur bestmöglichen Versorgung unserer Krieger gestellt werden, aufs beste entsprochen.



Gesellschaftszimmer (Cornelius- und Rosenbad).

Das war jene Anfangszeit: Da war Aachen die **Grenzstation zum feindlichen Belgien, die wichtigste Bahnstation zum Hauptaktionsgebiet der deutschen Heere.** Mehr und mehr dehnte sich die Breite der deutschen Gefechtsfront aus und schob sich nach Westen vor, mehr und mehr wurde Belgien selbst friedliches Hinterland der westwärts kämpfenden Armeen: Die Feldlazarette folgten ihren vorrückenden Truppen und eine große Zahl („stehender" wie früher der offizielle Ausdruck in bezeichnender Unterscheidung lautete) **Kriegslazarette** nahm auf belgischem Gebiet die Frischverwundeten auf und mehr und mehr ebbte demgemäß ihr Zustrom nach Aachen ab.



Speisesaal (Cornelius- und Rosenbad).

Es kamen die Monate des „**Stellungskrieges**"; die winterlichen Regengüsse und die natürlichen und vom Feinde künstlich erzeugten Überschwemmungen der Schützengräben brachten uns andere Kategorien von kampfunfähigen Kriegern nach Aachen: Die **Rheumatiker** und **Ischiaskranken**. Ich glaube kaum, daß je ein innerer „Kliniker oder ein vielbeschäftigter Kurarzt in einem Hauptbadeort für derartige Kranke vielgestaltigere und schwerere Fälle dieser so schmerzhafte subjektive Symptome bei so wenig objektivem Befunde darbietenden Affektionen zu sehen bekam, wie sie uns in Aachen seit der „Schützengrabenepoche" zugehen. **Nun erinnerte man sich wieder der ja schon von den Römern dem Apollo Granus (Aquis granum = Aachen) geweihten Quellen Aachens für Rheumatiker, Gicht- und Ischiaskranke**, in denen in späterer Zeit Karl der Große seine von den Kriegen gegen den Niedersachsen Wittekind mitgebrachten Rheumatismen auskurierte. Zu seiner Zeit konnte man sich durch die köstlichen Schwefelthermen in aller Unbefangenheit seine Knochen und Muskeln vom quälenden Schmerz befreien. Jene als „Franzosenkrankheit" berüchtigte „Lustseuche", die Aachen in moderner Zeit einen etwas bedenklichen Ruf eingetragen hat, ist jedenfalls nicht vor den Kreuzzügen in Deutschland aufgetreten. Für diese Seuche haben wir heute seit Ehrlich andere und bessere Behandlungsmethoden, welche die Schwefelthermen entbehrlich machen, und so steht zu hoffen, daß den nach Tausenden zählenden Rheumatikern, die nach dem furchtbaren Kriege noch jahrelang zeitweilig von diesen hartnäckigen und rückfälligen Affektionen zu leiden haben werden und Linderung und Heilung suchen, die Benutzung dieser Quellen nicht durch die Anwesenheit minder gern gesehener Badegenossen verleidet wird.

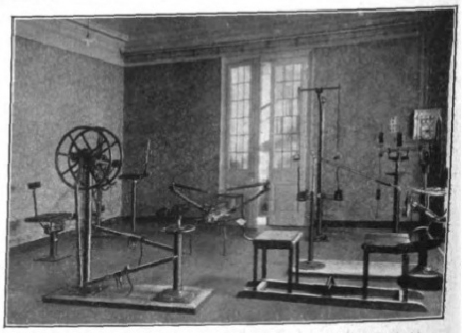
Inzwischen war von den Schußverletzungen eine große Zahl unter der Behandlung durch vortreffliche Chirurgen soweit zur Heilung gebracht, daß es galt, die **unvermeidlichen Folgeerscheinungen zerschossener Knochen, Gelenke, Sehnen, die Versteifungen der Gliedmaßen, den Schwund der zur Untätigkeit verurteilten Muskeln nach Möglichkeit zu beseitigen**, an amputierte Arme und Beine künstliche Glieder zu verpassen, Verkürzungen durch entsprechendes Schuhwerk auszugleichen, gelähmte Nervenstämme — oft unter vorausgeschickter Nervennaht und Nerveneinpflanzung eines Stückes, eines gesunden Nerven an Stelle des durch die Verletzung zu Grunde gegangenen — durch Elektrisieren wieder zur Lebenstätigkeit zurückzuführen.

Diese neuen Anforderungen beanspruchten auch **neue Anpassung der Aachener Heilfaktoren.** Wohl beeinflußte das Baden den Heilungsprozeß aufs günstigste, wohl standen in zahlreichen Badeanstalten der Stadt die Thermalbäder zur Verfügung, so für Offiziere das **Kaiser- und Neubad**, desgleichen das **Karlsbad in Burtscheid**, für Mannschaften das **Kurhaus Burtscheid** und das **Landesbad** der Landesversicherungsanstalt. Aber noch waren alle diese Badeanstalten **Lazarette** in strengstem Sinne, den dieses Wort im Kriege je haben kann: Sie steckten voll von Schwerverwundeten, die noch der ausgiebigsten operativ-chirurgischen Behandlung bedurften und somit von den Bädern noch auf lange Zeit keinen Gebrauch machen konnten. Wohl besaß das Landesbad eine vollkommene Ausstattung für mediko-mechanische Behandlung, aber ihre Benutzung war ausschließlich den Insassen dieses Hauses gestattet, die nur zum kleinsten Teil für diese Behandlung in Betracht kommen. Wohl bestand in Aachen, und besteht noch, eine **vortreffliche mediko-mechanische und orthopädische städtische Anstalt nebst Röntgenlaboratorium**, aber ohne Krankenhaus, nur für ambulante Kranke. Welche Einschränkung das in der bergigen und weitausgedehnten Stadt bei durch den Krieg aufs äußerste eingeschränkten Transportmöglichkeiten bedeutet, liegt auf der Hand. **Was also fehlte, war ein diese sämtlichen Hilfsmittel der physikalischen Heilmethoden an einer Stelle jedem Kranken darbietendes Lazarett**: dem Ischiatiker, dem jede Bewegung im Bette Schmerzen bereitet, wie dem durch einen Fußschuß der Gehfähigkeit mehr oder weniger beraubten. Der Verfasser ergriff daher anfangs November die sich darbietende Gelegenheit, **in den beiden größten Badehäusern inmitten der Stadt, dem Cornelius- und Rosenbad**, im Zusammengehen der Militär- mit der Stadtverwaltung und der Aktiengesellschaft für Kur- und Badebetrieb der Stadt Aachen ein auch für die kommenden Jahre wertvolles Genesungsheim einzurichten, das alle heute gestellten Anforderungen befriedigt. So besitzt heute das Cornelius- und Rosenbad **eine vollständige, allen Anforderungen entsprechende mediko-mechanische Anstalt**, nebst Räumen für **orthopädische Behandlung**, die Apparate für **Heißluftbehandlung** und für Anwendung der Elektrizität in allen diagnostisch und therapeutisch erforderlichen Formen. Den vortrefflichen Thermalbädereinrichtungen, deren Quellen von 47° C im Hause liegen, mit ihrer für Aachen charakteristischen Einrichtung der Strahlduschen unter gleichzeitiger Massage im Bad wurde noch die **Einrichtung für Fangobäder hinzugefügt.** So wurde denn in den beiden (miteinander zusammen gebauten) Häusern eine selbständige Krankenanstalt von zunächst 120 Betten (60 für Offiziere, 60 für Unteroffiziere und Mannschaften) eingerichtet. Seit Mitte Februar sind die beiden Häuser in vollem Betriebe, und sie können — wenigstens was die Mannschaftslagerstätten betrifft — dem gewaltigen Andrang noch nicht genügen, obwohl inzwischen noch in den anderen Kur- und Badehäusern eine beträchtliche Anzahl Betten mit solchen der physikalischen Heilmethoden bedürftigen Kranken belegt ist, die an den Zanderapparaten des Cornelius- und Rosenbades üben können.



Frühstücksraum (Cornelius- und Rosenbad).

Am Cornelius- und Rosenbad sind fachärztliche Autoritäten für Mediko-Mechanik, Orthopädie, rheumatische Erkrankungen tätig. Angenehm empfunden wird, daß die Verpflegung nicht im Hause selbst, sondern aus der bewährten Küche des gegenüberliegenden Kurhauses geliefert wird. Behagliche und geschmackvolle Gesellschaftsräume, Wandelgänge, die nach Art der Kreuzgänge der Klöster einen in der Mitte liegenden Garten umgeben, gestatten trotz der zentralen Lage des Hauses einen ruhigen durch Geräusch nicht belästigten Aufenthalt. Eifrig wird an den Apparaten geübt; es wird geschrieben, gelesen, gespielt, musiziert — ein regsames Leben voll hoffnungsfroher Stimmung, wie sie die fortschreitende Genesung mit sich bringt. Eine eigene Oberschwester leitet die innere Verwaltung in ruhigem, sicherem Gange und sorgt geräuschlos für all das, was ein Lazarett zum höher gehobenen Genesungsheim umschafft. So dürfte das Cornelius- und Rosenbad, in dem schon Joseph II. Heilung suchte und fand, berufen sein, auf Jahrzehnte hinaus den langwierigen Leiden, welche dieser furchtbare Krieg den jugendkräftigen Gestalten geschlagen hat, die wir hinausziehen sahen, Linderung und Heilung zu bringen. Dieses alte, in neuer Form den modernsten medizinischen Ansprüchen gerechtwerdende Haus möge aber durch die hier im Kriege an unsern Verwundeten erzielten Heilerfolge auch den anderen Kurmitteln und -Einrichtungen, so dem neuen großartigen Kurhaus, dessen zur Hundertjahrfeier geplante, infolge des Krieges verzögerte Vollendung bevorsteht und damit der alten Kaiserstadt mit ihren herrlichen Bauwerken, mit ihrer fein gestimmten landschaftlichen Schönheit, ihrem unvergleichlichen Stadtwald und, nicht zuletzt sei es gesagt, mit der durch bewundernswerte Hingabe, unermüdlichen aufopfernden Fleiß und unerschöpfliche Freigebigkeit ausgezeichnete Gesinnung ihrer Bürger und Bürgerinnen zu neuer Blüte nach dem großen Kriege verhelfen.



Teilansicht des Zandersaales (Cornelius- und Rosenbad).



Thermalbäder (Cornelius- und Rosenbad).

Was Aachen auf dem neuesten Gebiete sozialer Aufgaben, der Krankenbeschäftigung und der Kriegsfürsorge geschaffen hat, davon mag ein späterer Aufsatz berichten.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3776. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 11. November 191



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger ferner Erholung und Genesung finden.





Dr. med. Lahmann's Nährsalz-Präparate!

Gesundheit ist Reichthum. FABRIK-MARKE.

Nährsalz-Cacao ist das einzige Cacaopulver, welches nicht mit mineralischen Salzen, sondern mit **Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** aufgeschlossen ist. Es fördert daher die Ernährung in hohem Grade, wirkt wohltuend auf Magen und Darm und ist für magenschwache Personen besonders geeignet.

Nährsalz-Chocolade enthält ebenfalls **Dr. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** und wird durch diesen Zusatz eine zum Kochen und Rohessen gleich geeignete kräftige Nährchocolade.

Nährsalz-Extrakt **rein aus Pflanzen** hergestellt, ist durch seinen hohen Gehalt an pflanzlichem Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk usw. ein vorzügliches, den Nährwert erhöhendes Zusatzmittel zu Speisen.

Pflanzen-Milch der Kuhmilch zugesetzt, bewährtester Ersatz beim Versagen der Brustnahrung.

Die **Dr. med. Lahmann'schen Nährsalz-Präparate** sind über 30 Jahre im Gebrauch und finden Verwendung in fast allen Sanatorien. Ausführliche Broschüren versenden gratis und franko die

Alleinigen Fabrikanten Hewel & Veithen, Köln, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik



Illustrirte Zeitung

Nr. 3776. 145. Bd.



Unsere Fürsten im Felde VIII: Großherzog Ernst Ludwig von Hessen (in der Mitte) auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

(Phot. Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.)

Illustrirte Zeitung

Nr. 3776. 145. Bd.



Unsere Fürsten im Felde VIII: Großherzog Ernst Ludwig von Hessen (in der Mitte) auf dem westlichen Kriegsschauplatz.
(Phot. Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.)



Dr. med. Lahmann's Nährsalz-Präparate!

Nährsalz-Cacao ist das einzige Cacaopulver, welches nicht mit mineralischen Salzen, sondern mit **Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** aufgeschlossen ist. Es fördert daher die Ernährung in hohem Grade, wirkt wohltuend auf Magen und Darm und ist für magenschwache Personen besonders geeignet.

Nährsalz-Chocolade enthält ebenfalls **Dr. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** und wird durch diesen Zusatz eine zum Kochen und Rohessen gleich geeignete kräftige Nährchocolade.

Nährsalz-Extrakt **rein aus Pflanzen** hergestellt, ist durch seinen hohen Gehalt an pflanzlichem Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk usw. ein vorzügliches, den Nährwert erhöhendes Zusatzmittel zu Speisen.

Pflanzen-Milch der Kuhmilch zugesetzt, bewährtester Ersatz beim Versagen der Brustnahrung.

Die **Dr. med. Lahmann'schen Nährsalz-Präparate** sind über 30 Jahre im Gebrauch und finden Verwendung in fast allen Sanatorien. Ausführliche Broschüren versenden gratis und franko die

Alleinigen Fabrikanten **Hewel & Veithen, Köln,** Cacao- u. Chocoladen-Fabrik



Illustrirte Zeitung

Nr. 3776. 145. Bd.



Unsere Fürsten im Felde VIII: Großherzog Ernst Ludwig von Hessen (in der Mitte) auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

(Phot. Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.)

Nationalitäten- oder Wirtschaftskrieg?

Von Professor Dr. Otto Gramzow, Berlin.

Unser Kaiser bezeichnete im Aufruf an sein Volk als Beweggründe unserer Feinde zum Kriege: unersättlichen Nationalismus, Haß und Neid. Damit sind in der Tat diese Beweggründe in knappster Form treffend umschrieben. Für die Ziele des uns aufgedrungenen Riesenkampfes ist es von größter Wichtigkeit, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit sich klar werde über die Triebfedern, die unsere Feinde nicht vor dem ungeheuren Wagnis des Weltbrandes zurückscheuen ließen. Nur von wenig Kriegen berichtet die Weltgeschichte, daß sie mit gleichem Haß, gleicher Erbitterung und Hartnäckigkeit ausgefochten wurden wie dieser Krieg. Sieht man von Rußland ab, dem sich nach Osten hin neue geschichtliche Lebensmöglichkeiten eröffnen können, so darf von allen anderen Kriegführenden behauptet werden, daß es sich für sie um die Gesamtheit ihrer Lebensinteressen handelt. Die vorwaltenden Interessen scheiden sich in zwei Klassen: in nationalistische und wirtschaftliche. Wollte man hier die Formel Nietzsches vom Willen zur Macht anwenden, so würde man damit nicht die feindlichen Beweggründe und Ziele, sondern in der Hauptsache nur das Mittel zur Zielerreichung bezeichnen.

Nationalität und Rasse spielen eine große Rolle im weltgeschichtlichen Prozeß. Der Begriff der Rasse ist so schwer festzustellen, daß es bis heute nicht gelungen ist, eine unzweifelhaft deutliche Erklärung von ihm zu geben. Wir sind zwar nicht in Verlegenheit, die weiße, gelbe, schwarze und rote Rasse voneinander zu unterscheiden. Aber Merkmale, durch die ein Mensch als Germane, Romane oder Slawe in jedem Falle mit Sicherheit erkannt werden könnte, stehen nicht fest. Jede Rasse beruht auf Einheitlichkeit der Blutmischung. Bei Rassen, die nicht sehr weit voneinander abstehen, sind die Unterscheidungsmerkmale mehr geistiger als leiblicher Art. Am deutlichsten wird die Sonderung der Rassen durch Rassegefühl und Rasseninstinkt bezeugt. Der Rasseninstinkt wittert in jedem uns unbekannten Menschen seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse. Weit häufiger, als er sich täuscht, trifft er das Richtige. Das Rassegefühl zeigt im Verhältnis zu anderen Rassen alle Abstufungen von starker Zuneigung bis zu flammendem Haß. Der Ursprung der Rassen verliert sich in das Dunkel vorgeschichtlicher Zeit. Von den Nationen, die jede ausgebreitetere Rasse umfaßt, berichtet die Geschichte zwar auch nicht ihre Entstehung, wohl aber ihr Aufkommen, ihre weitere Entwicklung und ihren festeren Zusammenschluß. Die Nation besitzt erworbene Eigentümlichkeiten, die in ihren Geschicken, in der Natur ihres Landes, ihrer Hauptbeschäftigung und Ernährungsweise begründet sind. Ihren stärksten Halt hat sie in ihrem staatlichen Zusammenschluß. Politische Gründe bewirkten zu allen Zeiten eine Absonderung von anderen Nationen und eine Abwehr fremden Blutes. Während zur Entstehung der Rassen bewußter Züchtungswille nicht mitgewirkt hat, macht er sich in der Entwicklung der Nationen geltend. Darum ist die Blutmischung in der Nation gewöhnlich zu größerer Einheitlichkeit vorgeschritten.

Nationen haben zu allen Zeiten ihre besonderen Ideale und Ziele gehabt und verfolgt. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Rassen hat sich erst in neuerer Zeit als wirksamer Faktor im geschichtlichen Geschehen gezeigt. In den letzten Jahrzehnten hat es seinen stärksten Ausdruck im Panslawismus gefunden. Von führenden russischen Klassen ging die Idee der Zusammengehörigkeit und Interessengemeinsamkeit aller Slawen aus. Sie ergriff alle slawischen Nationen bis in deren unterste Schichten hinab. Ihr erstes praktisches Ergebnis war der Balkanbund und sein Vernichtungskrieg gegen die Türkei. Nach der Zertrümmerung des Balkanbundes konnte man von vielen Politikern die Meinung hören, daß die panslawistische Idee tot sei und höchstens noch den russischen Drahtziehern dazu diene, politische Gimpel zu fangen. Auch die Ansicht wurde laut, daß die slawische Rasse im Begriff sei, sich ebenso in selbständige und durch Gegensätze getrennte Nationen zu sondern, wie das bei der romanischen Rasse seit Jahrhunderten der Fall ist. Ein Entwicklungsprozeß, der von uns Germanen mit allen Mitteln zu fördern sei. Die Bulgaren zeigen seit dem zweiten Balkankriege tatsächlich eine deutliche Abkehr vom Panslawismus, und etwas Richtiges ist gewiß an den ausgesprochenen Meinungen. Ihnen entgegen steht jedoch die Tatsache, daß Rußland sich mit seiner ganzen Macht für die panslawistische Idee einlegte und als Beschützer aller Slawen auftrat. Der Zar betonte ausdrücklich in einem Telegramm an unsern Kaiser, daß er die Vernichtung eines slawischen Reiches nicht zulassen könne. Diese Äußerung war zugleich ein Beweis für die mächtige panslawistische Strömung in Rußland, der sich der Zar nicht glaubte entgegenwerfen zu können. Mochte auch die panslawistische Idee zunächst nur ein Mittel sein, durch das sich eine mächtige Partei in der Herrschaft zu erhalten suchte, so war es doch gelungen, weite Kreise des russischen Volkes mit ihr zu erfüllen und zu begeistern. Die Kehrseite war der Haß gegen Deutschland. Eine rührige und zielbewußt geleitete Presse hatte das bewirkt. Aber das Hemd ist jedem näher als der Rock, und den Völkern sind praktische Interessen näher als Ideen. Die praktischen Interessen des russischen Bürgertums aufzustacheln, war nicht schwer. Ein ungeheurer wirtschaftlicher Druck lastete auf Rußland. Alljährlich hatte es mehr als 400 Mill. Rubel an Zinsen für seine Staatsschuld zu bezahlen, und zwar zum größten Teile an das Ausland. Der Stand seiner Industrie nötigte zu umfangreichem Import, namentlich aus Deutschland, das billiger und besser lieferte als russische und englische Fabriken. Gerade die Konkurrenz der deutschen Industrie wurde seit langem von vielen Russen als schwer schädigend gehaßt. Der Haß richtete sich auch gegen die deutschen Leiter und Techniker russischer Unternehmungen. Es war leicht, ihn gegen alles Deutsche zu entfachen. Den Stimmungsmachern kam die Tatsache zu Hilfe, daß Deutschland wiederholt die Ausführung der russischen Pläne gegen die Türkei gehindert hatte. Die Haupteinnahmequelle war der Getreideexport. Sein Umfang war abhängig von dem wechselnden Ausfall der Ernten. Die Gesamtausfuhr Rußlands überstieg den Wert der Gesamteinfuhr 1913 nur um 200 Mill. Rubel, also nur um die Hälfte der Schuldenzinsen des Staates. Der wirtschaftliche Zusammenbruch des Staatswesens war in greifbare Nähe gerückt. Die leitenden russischen Kreise ließen es sich eifrigst angelegen sein, die Schuld an der trostlosen Lage des Landes auf Deutschland abzuwälzen. Ein siegreicher Krieg gegen dieses wurde als das einzige Mittel hingestellt, das russische Staatsschiff wieder flottzumachen und dem russischen Bürger neue Erwerbsquellen zu erschließen.

In Wirklichkeit war die mißliche Lage Rußlands von der Regierung verschuldet. Aber auch eine Regierung, die ihren Aufgaben gewachsen gewesen wäre, hätte das Land kaum auf einen Gipfel wirtschaftlicher Entwicklung führen können. Nicht umsonst ist das Streben der russischen Politik seit dem sagenhaften Testament Peters des Großen auf den freien Ausgang zum Meere gerichtet gewesen. Die Küsten des bisherigen Rußland sind für die Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte ungünstig. Es war Vermessenheit seiner Lenker, die alte starke Kulturwelt Mitteleuropas schon jetzt überrennen zu wollen. Durch den Weltkrieg wird Rußland eine so gewaltige Schwächung erfahren, daß es seine auf Mittel- und Südosteuropa gerichteten Pläne wird auf unbestimmte Zeit vertagen müssen. Allein die Pläne werden wiederkehren. Das Expansionsgelüst des russischen Volkes ist in seiner jugendfrischen Kraft und in dem Reichtum des Landes an Fruchtbarkeit und Bodenschätzen gegründet. Für die Alte Welt gilt der Grundsatz, daß der Zug der Völker dem scheinbaren Sonnenlauf folgt. Darin liegt nichts Geheimnisvolles. Mittel-, Süd- und Westeuropa bieten in ihrer reichen Gliederung günstigere Lebensbedingungen als Osteuropa und Asien. Auch künftig werden Nationalismus und Panslawismus als Vorspann für volkswirtschaftliche Ziele dienen müssen. Ideen an sich haben selten oder nie eine Wirkung von weltgeschichtlicher Bedeutung und Dauer. Nur in Verbindung mit praktischen Zielen und Interessen gewinnen sie ihre eigentliche Wirkungsfähigkeit. Das werden sich die Lenker der künftigen deutschen Politik stets vor Augen halten müssen, wenn sie die richtigen Vorbeugungsmaßregeln gegen eine slawische Überflutung Europas treffen wollen.

Jeder Staat stellt eine wirtschaftliche Einheit dar. Je eigenartiger die natürlichen Wohlstandsquellen eines Staates sind, desto eigentümlicher sind seine wirtschaftlichen



Der Deutsche Kronprinz im Kreise seiner Familie; auf dem Schoße des Kronprinzen die am 7. April 1915 geborene Prinzessin Alexandrine Irene.

Nach der neuesten Aufnahme vom Hofphotographen W. Niederastroth (Selle & Kuntze) in Potsdam.



Vom Balkan-Kriegsschauplatz: Serbische Komitatschi. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Oberleutnant Victor Schramm.



Doppeltürmiger Garnisonsarrest.



Nordteil.

Vom Balkan-Kriegsschauplatz: Auf dem heiß umstrittenen Kale megdan.

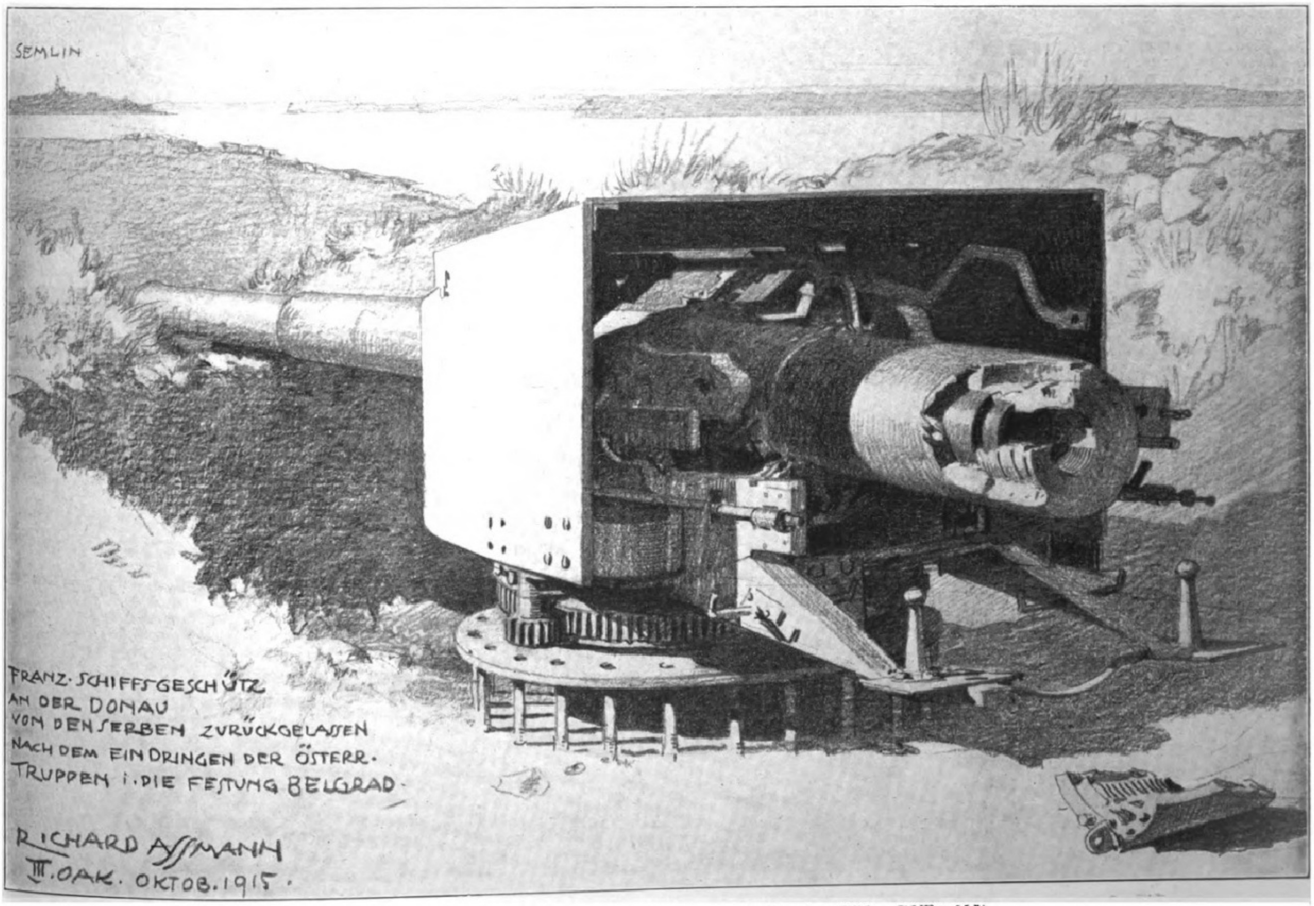
Nach Zeichnungen des zum serbischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

Interessen anderen Staaten gegenüber. Es ist ohne weiteres klar, daß die wirtschaftlichen Interessen mit den nationalen Gefühlen, Ideen und Zielen verwachsen müssen. Am weitesten zeigt sich der Verwachsungsprozeß bei den Engländern vorgeschritten. Bei ihnen ist das Nationalgefühl bis zu dem Grade gesteigert, daß sie sich als das alleinige Herrenvolk der Erde betrachten. "Right or wrong, it's my country": dieser Grundsatz offenbart ihr Fühlen und Denken und beherrscht ihr Handeln. In ihrem nationalen Größenwahn halten sie sich zu jeder Gewalt- und Schandtat, zu jeder List und Falschheit berechtigt. Jede Abwehr ihrer Tücke seitens anderer Völker brandmarken sie mit einem Geschrei sittlicher Entrüstung. Bernhard Shaw hat das den „nationalen Trick" genannt. Die Schicksale Irlands, Indiens und der Burenstaaten sind die grausigsten Auswirkungen des englischen Herrenwahns. Von germanischem Rassegefühl ist bei den Engländern kaum etwas zu finden. Darum konnten sie auch ohne Gewissensunruhe die schwerste Blutschuld gegen die germanische Völkerfamilie auf sich laden und sich mit Moskowitern und Mongolen zum Kampf auf Leben und Tod gegen uns verbinden. Überspanntes Selbstgefühl erzeugt Pöbelhaftigkeit in Gesinnung und Verhalten. Der reisende Engländer ist als Flegel berüchtigt. Von pöbelhafter Niedrigkeit und Brutalität ist der Aushungerungsversuch gegen Deutschland. Frechheit ist die Handelskontrolle, die sich England über die Neutralen anmaßt. Das innerpolitische Leben der Engländer ist durch das Gefühl ausschließlicher Vorzüglichkeit disziplinlos geworden. Das bewies unmittelbar vor dem Kriege der Ulsterstreit. Zwei Parteien bewaffneten sich unter den Augen der Regierung zum Bürgerkriege, und diese hatte nicht die Macht, das zu verhindern. Offiziere weigerten sich, ihre Truppen in das Aufruhrgebiet zu führen. Die inneren Zustände Englands drohten ganz unhaltbar zu werden. Die vielgerühmte englische Freiheit hatte ein zügelloses Volk und eine schwache Regierung erwachsen lassen. Da war der Weltkrieg für Staatsmänner und herrschende Partei die willkommene Ablenkung von den innerpolitischen Fragen.

England hatte aber den Überfall auf Deutschland seit langem geplant und vorbereitet. Sein Beweggrund war rücksichtsloser Egoismus, der durch die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Englands und durch die immer sichtbarer werdende wirtschaftliche und militärische Erstarkung Deutschlands fortgesetzt aufgestachelt wurde. Im Jahre 1897 schrieb die „Saturday Review": „Wenn Deutschland heute vernichtet wird, so gibt es keinen Engländer, der morgen nicht um so viel reicher geworden wäre." Seitdem war es stetig notwendiger geworden, der wirtschaftlichen Aufbesserung des einzelnen Engländers der Masse alle Mühe zuzuwenden. Im Jahre 1906 hatte Englands Außenhandel einen Gesamtwert von rund 21 800 Mill. ℳ; 1912 war er auf 27 500 Mill. ℳ, d. h. um 25 Proz., gestiegen. Im gleichen Zeitraum hatte sich Deutschlands Außenhandel von 15 550 Mill. ℳ jährlich auf 21 250 Mill. ℳ, d. h. um 33⅓ Proz., gesteigert. Deutschland hatte also England um 8⅓ Proz. im Steigerungsverhältnis überflügelt. Das war an sich keine bedenkliche Zahl. Sie konnte um so weniger bedenklich erscheinen, als England fast gar keine Zuckerausfuhr hat, während Deutschland im Jahre für rund 212 Mill. ℳ Zucker exportiert. Den Engländern wurde die Überflügelung durch Deutschland besonders bedenklich angesichts der Lage ihrer Landwirtschaft. In zehn Jahren war der Einfuhrbedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen um 50 Proz. gestiegen. Gleichzeitig war der Prozentsatz der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung von 15 auf 13 zurückgegangen. Deutschland hatte vor dem Kriege 35 Mill. ha unter dem Pfluge, England noch nicht 13 Millionen. Dies war nicht nur in der Bodenbeschaffenheit des Inselreiches begründet, sondern mitverursacht durch den Spleen der Lords und anderer Millionäre, die große Flächen ertragfähigen Landes zu ihrem Vergnügen in Parks und Jagdgründe umgestaltet hatten. Die englische Regierung sah sich zu durchgreifenden Besserungsmaßnahmen außerstande. Die Armut der Massen wuchs, und die Ernährungsfrage drängte sich in drohender Weise auf. Fortgesetzt hatten die englischen Politiker die auswärtigen Gewinnquellen zu vermehren gesucht. Rußland wurde von ihnen in den japanischen Krieg gestürzt, damit sich die englischen Interessen in Ostasien ungestörter entfalten könnten. Als dies Ziel nicht ganz erreicht wurde, schloß England 1907 mit Rußland das Abkommen über Persien, wodurch es seine Einflußsphäre am Indischen Ozean erweiterte und sicherte. Daneben hatte es ein Bündnis mit Japan. Die politischen und wirtschaftlichen Interessen Rußlands lenkte es auf



Festungsturm am Kalemegdan in Belgrad.



Von den österreichisch-ungarischen Truppen an der Donau erbeutetes französisches Schiffsgeschütz.

Vom Balkan-Kriegsschauplatz. Nach Zeichnungen des auf den serbischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

den Balkan zurück. Das war leicht, denn der Traum der Russen ging stets auf Konstantinopel. Es war ihre religiöse Sehnsucht, auf der Sophienmoschee den Halbmond durch das Kreuz zu ersetzen. Vor allem aber winkte eine große Stärkung der politischen und wirtschaftlichen Kraft. Etwa zwei Drittel der russischen Ausfuhr gingen alljährlich durch Bosporus und Dardanellen. Ohne den Besitz der Wasserstraßen bleibt der Schwarzmeerflotte ihr Vollwert versagt. Im Ernst dachte England natürlich gar nicht daran, Rußland zu voller Machtentfaltung im östlichen Mittelmeer gelangen zu lassen. Es hatte die Wacht- und Stützpunkte, die es für sich begehrte, schon ins Auge gefaßt. Außerdem boten ihm Ägypten mit dem Suezkanal und seine Mittelmeerinseln so starke Grundlagen seiner Macht, daß es sich stark genug fühlte, jeden überwuchernden Einfluß Rußlands eindämmen zu können. Vorläufig hatte es aber nur ein Hauptziel: Deutschland von den Handelswegen nach Vorderasien und an den Persischen Meerbusen abzuschneiden. Allein zur Zeit der Balkankriege schienen die gesamten Verhältnisse noch nicht reif genug für die glatte Durchführung der englischen Pläne. Darum spielte Grey den „ehrlichen Makler", was ihm bei seinem Charakter nicht schwer wurde. Englands Vernichtungsplan gegen Deutschland war nur vertagt. Im Jahre **1913** mußte die deutsche Regierung dem russischen Vorhaben der Besetzung des türkischen Armenien entgegentreten. Zorn und Haß flammten in Rußland auf. Es verlangte gebieterisch die Einführung der dreijährigen Dienstzeit von Frankreich und rüstete selbst im schnellsten Tempo. Mit Genugtuung sahen die englischen Staatsmänner ihre Saat reifen. Es war ihnen klar, daß Frankreich weder die Last der dreijährigen Dienstzeit werde tragen noch den Unwillen des Volkes darüber werde beschwichtigen können. Englands ganze Politik war stets nur Gewalttat und Schacher. Auch den Krieg betrachtete es nur als ein Geschäft, in dem die letzte Milliarde siegen müsse. Immer kam es ihm darauf an, andere Völker für sich bluten zu lassen. Es hatte freilich alle Ursache, seine eigenen Kräfte zu schonen, die ohnehin längst zu schwach waren, den weltumspannenden Kolonialbesitz zusammenzuhalten. Immer hatte es gewußt, die Welt über seine wahre Macht und Ohnmacht zu täuschen. Wo andere Großstaaten durch einen oder wenige Kreuzer vertreten waren, ließ England stets ein glänzendes Geschwader auffahren. Nur Deutschland hatte sich nicht täuschen lassen. Unbeirrt durch das englische Geschrei hatte es nach dem Range einer erstklassigen Seemacht gestrebt. Unserm Kaiser gebührt das Verdienst, zuerst die ausschlaggebende Wichtigkeit unserer Flotte erkannt zu haben. In dem Maße, wie sich die wirtschaftlichen Interessengegensätze zwischen beiden Ländern vergrößerten, wuchsen Mißtrauen und Haß der Engländer. Schon Bismarck hatte ihnen nachgesagt: „Die Kerle wollen sich von uns nicht lieben lassen." In der Tat war alles deutsche Werben um Englands Freundschaft verlorene Liebesmüh. Der Weltkrieg ist seitens Englands nichts als ein mit größter Gewissenlosigkeit und Frechheit unternommener Raubkrieg gegen Deutschland.

Schon 1897 schrieb die „Saturday Review": „Aus tausend Eifersüchteleien wird sich schließlich ein ungeheurer Krieg entzünden, und das Ende wird die Niederlage Deutschlands sein. Welche Nation könnte es leichter dahin bringen als England? Dann werden wir die Völker Europas einladen: da liegt Deutschland, kommt, nehmt euch jeder ein Stück davon!" — Diese verbrecherische Absicht suchte England 1914 zu verwirklichen. Helfer fand es genug. Jeder seiner Verbündeten hoffte, neben der Erreichung nationaler Ziele zugleich große wirtschaftliche Interessen zu befriedigen. Serbien will freien Ausgang zur Adria, Italien die Alleinherrschaft in diesem Meere, Vorherrschaft im östlichen Mittelmeer und Sicherung seines Handels in Kleinasien. Japan läßt sich die wirtschaftliche Ausbeutung Chinas angelegen sein. Auch das Verhalten der meisten Neutralen ist von wirtschaftlichen Interessen bestimmt.

Die Weltlage ist klar: wirtschaftliche und nationale Ziele haben sich bei den einzelnen europäischen Nationen unauflöslich miteinander verschmolzen und wirken mit stärksten Beharrungskräften. Die geschichtlich gewordenen Gegensätze werden nach dem Kriege fortbestehen, namentlich die unversöhnlichen Gegensätze zwischen Deutschland und England. Nur die Gewalt der Waffen kann diese Gegensätze zum Schweigen bringen. **Das muß das** ganze **deutsche Volk klar erkannt** haben bis zu dem Zeitpunkte, **da die** öffentliche Erörterung unserer Kriegsziele beginnen kann. Auf tatkräftige Freunde, außer seinen jetzigen Verbündeten und Freunden, sollte sich Deutschland nicht mehr verlassen. Bald wird es sein eigenes Schicksal und das der Welt in seinen starken Händen halten. Dann heißt es: ohne alle Sentimentalität sich selber die nötigen Schutzwehren gegen raubgierige Feinde schaffen. Das deutsche Volk wird das Los des Genies unter den Völkern zu tragen haben: Neid und Haß des alltäglichen Durchschnitts. Vertieft in Denken und Fühlen, klarer und großzügiger im Wollen muß es aus dieser beispiellosen Feuerprobe hervorgehen. Versäumt es aus philisterhaften Rücksichten seine Glücksstunde, so betrügt es sich um seine Zukunft. Was es im höchsten Augenblick seines geschichtlichen Lebens in überflüssiger Großmut preisgibt, das bringt ihm keine Ewigkeit mehr zurück.



Dr. jur. h. c. Paul Graf Wolff-Metternich zur Gracht,

früherer langjähriger deutscher Botschafter in London, wurde als Botschafter in außerordentlicher Mission bei der Hohen Pforte nach Konstantinopel entsandt.

Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" vom Hofphotographen H. Noack, Berlin.

Kriegschronik.

19. Oktober 1915.

Südlich von Riga stürmten unsere Truppen mehrere russische Stellungen und erreichten die Düna östlich Borkowitz. Ein russischer Angriff nordwestlich Jakobstadt wurde abgewiesen.

Im Sumpf- und Waldgebiet des unteren Styr setzten die Russen ihre Angriffe fort. Bei dem nordwestlich von Derazno liegenden Dorf Boguslawka stürmte der Feind dreimal vergebens gegen die Stellung einer Honved-Division. Auch eine über Kulikowice vordringende russische Division wurde wieder auf das Ostufer zurückgetrieben. In der Gegend von Czartorysk gewann der Gegner an einzelnen Punkten das Westufer des Styr-Flusses. Nördlich von Rafalowka griffen die Russen gleichfalls mit starken Kräften an; sie wurden abgewiesen.

Die Kämpfe an der Isonzo-Front nehmen an Ausdehnung zu. Am Krn, am Mrzli Vrh und vor den Stellungen des Tolmeiner Brückenkopfes brachen alle feindlichen Angriffsversuche im Infanterie- und Maschinengewehr- und flankierenden Geschützfeuer zusammen. Die gegnerische Infanterie flüchtete unter den schwersten Verlusten in ihre Gräben zurück. Ein gegen den Monte Sabotino gerichteter Angriff und mehrere



General Naïdenow, bulgarischer Kriegsminister.

(Hofphot. Karastojanow, Sofia.)



General Jostow, Chef des bulgarischen Generalstabs.

(Hofphot. Karastojanow, Sofia.)

starke Vorstöße gegen die Stellungen bei Pelpano wurden gleichfalls zurückgeschlagen.

Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen wurde von der Armee des Generals v. Köveß durch österreichisch-ungarische Truppen die Stadt Obrenovac genommen, südlich von Belgrad erreichten deutsche und österreichisch-ungarische Verbände nach Kampf die Höhen östlich von Vranic, südlich von Ripanj und südlich von Grocka an der Donau. Die Armee des Generals v. Gallwitz erkämpfte mit dem rechten Flügel die Gegend westlich von Seone sowie die Orte Vodanj und Mala Krsna. Das Höhengelände bei Lucica sowie südlich und östlich von Bozevac bis Mišljenovac wurde dem Feinde entrissen.

Die Armee des Generals Bojadjieff drang gegen Zajecar, Knjazevac über Inowo und gegen den Kessel von Pirot weiter vor. Andere bulgarische Truppen haben Vranje im oberen Morawa-Tal genommen und weiter südlich die Linie Egri Palanka-Stip bereits überschritten.

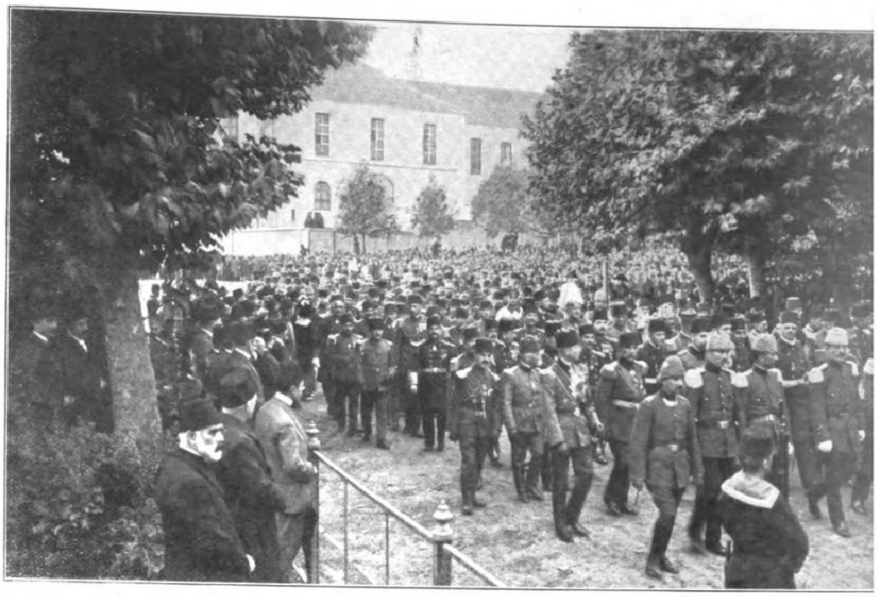
20. Oktober 1915.

Bei einem Erkundungsvorstoß nordöstlich Prunay in der Champagne machten wir 4 Offiziere, 364 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 3 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer und viel Gerät.

Nordöstlich und nordwestlich von Mitau machten unsere Truppen weitere Fortschritte.

An der Putilowka erbeutete ein Streifkommando des Infanterieregiments Nr. 49 bei der Demolierung eines russischen Panzerzuges, dessen Lokomotive einen Granatvolltreffer erhalten hatte, 2 Maschinengewehre, zahlreiche japanische Handfeuerwaffen und viel Munition und Kriegsmaterial.

Die italienische Infanterie griff im Krn-Gebiet, gegen den Brückenkopf von Tolmein, dann gegen den Monte Sabotino, den Monte San Michele und östlich von Vermegliano an, wurde aber überall unter großen



Die Bestattung des deutschen Botschafters Freiherrn v. Wangenheim in Konstantinopel am 27. Oktober
(Phot. Sebah & Joaillier, Konstantinopel.)



Nach der Einnahme von Belgrad: Ausgeladenes Kriegsmaterial im Belgrader Hafen.

Verlusten abgeschlagen. Bei Tre Sassi und auf der Hochfläche von Vielgereuth schlugen die k. u. k. Truppen je zwei Angriffe ab. In Judikarien zogen sich die österreichisch-ungarischen vorgeschobenen Abteilungen auf die Hauptwiderstandslinie zurück.

Die in der Macva vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen nähern sich Sabac. Bei Ripanj und südöstlich von Grocka wurde der Feind aus einer stark befestigten Höhenstellung geworfen.

Deutsche Streitkräfte erkämpften sich südlich von Semendria den Übergang über die untere Ralja und gewannen in der Richtung auf Petrovac erneut Raum.

Die Bulgaren entrissen dem Feinde seine starken Stellungen auf dem Sultan Tepe, südwestlich von Egri Palanka. Sie nahmen, gegen Kumanowo vordringend, 2000 Serben gefangen und erbeuteten 12 Geschütze.

21. Oktober 1915.

Nordöstlich von Mitau gewannen wir das Dünaufer von Borkowitz bis Bersemünde. Östlich von Baranowitschi wurde ein russischer Angriff durch Gegenangriff zurückgewiesen. Am Styr in Gegend von Czartorysk nahmen die örtlichen Kämpfe einen größeren Umfang an. Vor erheblicher Überlegenheit mußte ein Teil der dort kämpfenden deutschen Division in eine rückwärtige Stellung zurückgehen, wobei einige bis zum letzten Augenblick in ihrer Stellung ausharrenden Geschütze verlorengingen. — Südöstlich von Kulikowice wehrten österreichisch-ungarische und deutsche Truppen starke russische Angriffe ab.

An der ganzen Südwestfront sind Kämpfe großen Stils im Gange. In Tirol brachen gestern zahlreiche starke Angriffe der Italiener an den österreichisch-ungarischen festen Stellungen zusammen.

Aus der stark befestigten Stellung südlich und östlich von Ripanj sind die Serben in südlicher Richtung geworfen. Die deutschen Vortruppen erreichten Stepojevac-Leskovac-Baba. Westlich der Morava dringen deutsche Truppen vor.

Die österreichisch-ungarischen Truppen rückten in Sabac ein. Die Ebene der Macva ist vom Feinde gesäubert. Von den österreichisch-ungarischen Truppen des Generals v. Köveß rückte die westliche Kraftgruppe auf den Höhen der Kolubara bis in das Mündungsgelände der Turija vor, indessen die östliche südlich von Grocka unter Kämpfen die Ralja-Niederung überschritt.

Die Bulgaren gewannen zwischen Zajecar und Knjazevac da Timok-Tal und näherten sich östlich von Pirot den Hauptwerke auf Geschützertrag. Eine ihrer Armeen erkämpfte sich vorgestern mi den Vortruppen den Austritt in das Becken von Kumanowo un in das Wardar-Tal.

22. Oktober 1915.

Starke russische Angriffe gegen unsere Stellungen in den Seen Engen bei Sadewe (südlich von Kosjany) wurden abgewiesen. Au breiter Front griffen die Russen nordöstlich, östlich und südöstlic von Baranowitschi an. Sie sind zurückgeschlagen. Unser umfassen angesetzter Gegenstoß westlich von Czartorysk hatte Erfolg; die Russe sind wieder zurückgeworfen. Die Verfolgung ist angesetzt. In de Kämpfen der letzten Tage fielen dort 19 russische Offiziere, übe 3600 Mann in unsere Hand, 1 Geschütz, 8 Maschinengewehre wurde erbeutet.

Bei Nowo-Alekſiniec setzten die Russen ihre Angriffe fort. Di österreichisch-ungarische Front wurde vor dem Druck überlegene Kräfte in einer Breite von 5 km auf tausend Schritt zurückgenommen Alle Vorstöße, die der Feind gegen diese neue Stellung führte brachen ebenso wie die Angriffe auf die k. u. k. Front östlich vo Zalocze unter dem Kreuzfeuer der österreichisch-ungarischen Batterie zusammen. Die südlich von Kolki kämpfenden k. u. k. Kräfte des General Grafen Herberstein trieben den Gegner in die Flucht.

Wie erwartet, hat gestern vormittag nach mehr als fünfzigstündige Artillerievorbereitung der allgemeine Ansturm der Hauptkräfte de italienischen Heeres gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen in Küstenlande begonnen; der dritte in fünfmonatiger Kriegsdauer Alle Angriffe wurden blutig abgewiesen.

Die Offensive der Verbündeten in Serbien machte auch gestern überall Fortschritte. Österreichisch-ungarische Truppen der von Genera v. Köveß befehligten Armee erstürmten, gegen die Koßmaj-Stellung vordringend, die südlich der Ralja aufragende Höhe Slatina. Di beiderseits der unteren Morawa vordringenden deutschen Streitkräft des Generals v. Gallwitz gewannen die Räume nördlich von Palank und Petrovac.



Zur Einnahme der Festung Nisch durch die Bulgaren am 5. November: Eine der Hauptstraßen.

Vom Kriegsschauplatz auf dem Balkan.

Die Armee des bulgarischen Generals Bojadjieff ist nördlich Knjazevac im weiteren Vorgehen. Von anderen bulgarischen Heeresteilen ist Kumanowo besetzt, Veles ist genommen; südlich Strumitza ist der Feind über den Wardar geworfen.

23. Oktober 1915.

An der Nordspitze von Kurland erschienen russische Schiffe, beschossen Petragge, Domesnees und Gipken und landeten schwache Kräfte bei Domesnees.

Wiederholte mit starken Kräften unternommene russische Angriffe in Gegend südlich von Sadewe hatten auch gestern keinen Erfolg.

Südlich des Wygonowskoje-Sees wurden feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen am Oginsky-Kanal abgewiesen.

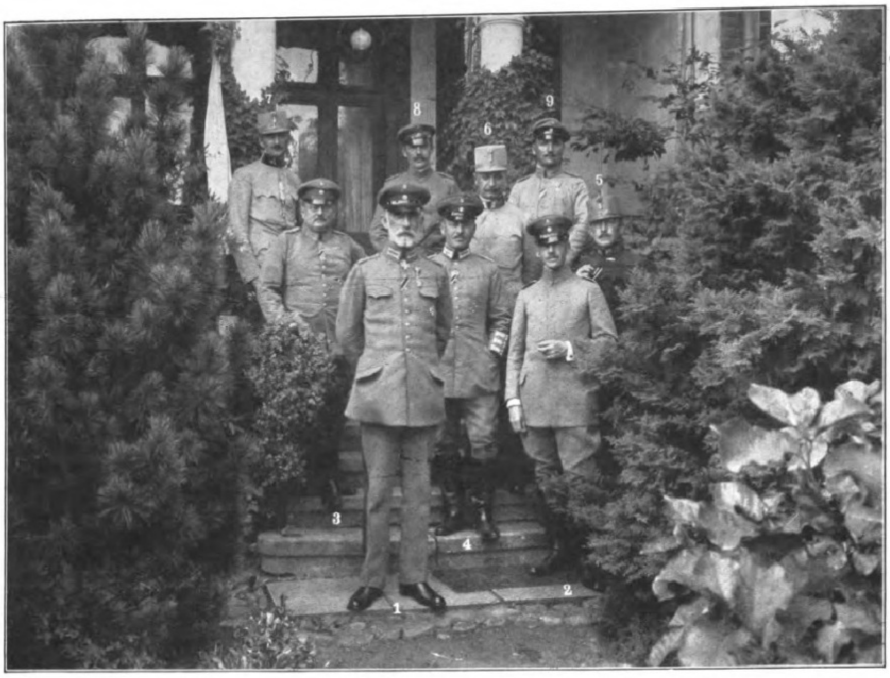
Am Styr erstürmten österreichisch-ungarische Truppen das hartnäckig verteidigte Dorf Kukli, westlich von Czartorysk.

Mit Tagesanbruch des 22. setzten die Italiener nahezu an der ganzen küstenländischen Front neuerlich mit ihren äußerst heftigen Angriffen ein. Wie an den früheren Schlachttagen waren auch gestern alle italienischen Anstrengungen vergebens.

Die Armee des Generals v. Kövess brach gestern westlich der von Belgrad nach Arangjelovac führenden Straße in die festungsartig ausgebaute Kosmaj-Stellung ein. Die durchs Morawa-Tal vordringenden deutschen Streitkräfte warfen den Gegner von den Höhen nördlich der unteren Janicka hinab. Bei Orsova hat eine aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zusammengesetzte Gruppe die Bergstellungen am südlichen Ufer der Donau und das Fort Elisabeth bei Tekia genommen.

Bei Visegrad haben österreichisch-ungarische Truppen den Feind von den Höhen östlich der Drina vertrieben.

Die bulgarischen Truppen setzten sich in Besitz von Negotin und Rogljevo. Sie stehen östlich und südlich von Knjazevac in fortschreitendem Angriff und wiesen südöstlich von Pirot serbische Vorstöße blutig ab.



General der Infanterie Graf v. Bothmer, Oberkommandierender der Kaiserlich Deutschen Südarmee, mit den Herren seines engeren Stabes. (Phot. E. Meerkämper.)

1. Graf v. Bothmer; 2. Prinz Georg von Bayern; 3. Major Herrgott; 4. Major Schuster; 5. österreichisch-ungarischer Major im Generalstab Say; 6. österreichischer Oberstleutnant im Generalstab v. Langer; 7. österreichischer Hauptmann im Generalstab Kalcic; 8. Oberstleutnant Hemmer, Chef des Generalstabes; 9. Hauptmann Schickendantz.



Russische Minen und Sprengkörper mit Zündvorrichtung.

24. Oktober 1915.

Nordöstlich von Souchez wurden feindliche Vorstöße zurückgewiesen; in unsere Stellungen eingedrungene Abteilungen wurden sofort wieder hinausgeworfen.

Die bei Domesnees gelandeten russischen Kräfte gingen vor dem Anmarsch deutscher Truppen wieder auf die Schiffe. Nordwestlich von Dünaburg warfen unsere Truppen den Gegner unter großen Verlusten für ihn aus seinen Stellungen bei Schloßberg und erstürmten Illuxt. Die Russen ließen 18 Offiziere, 2940 Mann, 10 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer in unserer Hand.

Wiederholte Angriffe gegen unsere Kanalstellung südlich des Wygnowoskoje-Sees wurden abgewiesen.

Westlich von Czartorysk sind feindliche Stellungen bei Komarow genommen, vielfache russische Gegenstöße wurden abgeschlagen.

Bei Nowo-Aleksiniec gewannen die österreichisch-ungarischen Truppen die vorgestern geräumten Höhen östlich von Lopuszno wieder zurück.

Die allgemeine Schlacht am Isonzo dauert fort. Gestern erstreckten sich die mit beispielloser Erbitterung geführten Infanteriekämpfe auch auf den Brückenkopf von Görz. Wieder brachen die Stürme des Feindes allenthalben am zähen Wiederstande der tapferen k. u. k. Infanterie, die in der mächtigen Wirkung der Geschütze eine vorzügliche Stütze fand, unter furchtbaren Verlusten zusammen.

Von der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen warf die Armee des Generals von Kövess östlich der Lucavica die Serben weiter in südlicher Richtung zurück.

Die Armee des Generals v. Gallwitz hat bei Palanka das Südufer der Jasenica gewonnen, weiter östlich die Linie Rapinac — nördlich Petrovac-Ranovac gegen teilweise sehr hartnäckigen Widerstand der Serben erreicht.

Bei Orsowa ist die Donau überschritten, die Höhe der Slava Bozija gewonnen.

Die Armee des Generals Bojadjieff hat in Prahovo (an der Donau nordöstlich von Negotin) ein russisches Munitionslager erbeutet und hat halbwegs Zajezar-Knjajevac das Westufer des Timok besetzt. Andere bulgarische Truppen haben Üsküb vollständig erobert.

25. Oktober 1915.

In der Champagne griffen die Franzosen bei Tahure und gegen unsere nördlich von Le Mesnil vorgebogene Stellung nach stärkster neuer Vorbereitung an. Bei Tahure kamen ihre Angriffe in unserem Feuer nicht zur vollen Durchführung. Am späten Abend wurde an der vorspringenden Ecke nördlich von Le Mesnil noch heftig gekämpft, nördlich und östlich davon waren die Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen abgeschlagen.

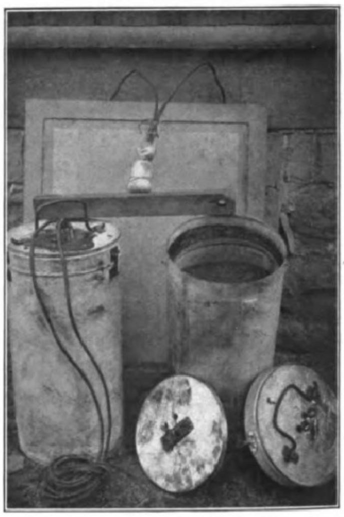
Südlich von Kekkau (südöstlich von Riga) wurden russische Vorstöße abgewiesen. Gegenangriffe gegen die von uns am 23. Oktober genommenen Stellungen nordwestlich von Dünaburg scheiterten.

Schwache deutsche Kräfte, die nördlich von Illuxt über den gleichnamigen Abschnitt vorgedrungen waren, wichen vor überlegenem Angriff wieder auf das Westufer aus. Nördlich des Dryswjaty-Sees blieben russische Angriffe gegen unsere Stellungen bei Gateni-Grenzthal erfolglos.

Die Angriffe westlich von Czartorysk nehmen einen günstigen Fortgang. Der Feind wird trotz heftigen Widerstandes gegen den Styr zurückgedrängt.

Die Isonzo-Schlacht dauert fort. Auch am gestrigen Tage, am vierten der großen Infanteriekämpfe, schlugen die Verteidiger alle italienischen Angriffe unter schwersten Verlusten des Feindes zurück und behaupteten überall ihre Stellungen.

Österreichisch-ungarische Reiterabteilungen rückten in Valjevo ein. Die Armee des Generals v. Kövess nähert sich kämpfend der Stadt Arangjelovac.



Russische Pulverminen in Blechgefäßen mit Zündvorrichtungen. Der Sprengstoffinhalt eines solchen Gefäßes beträgt 30 kg.

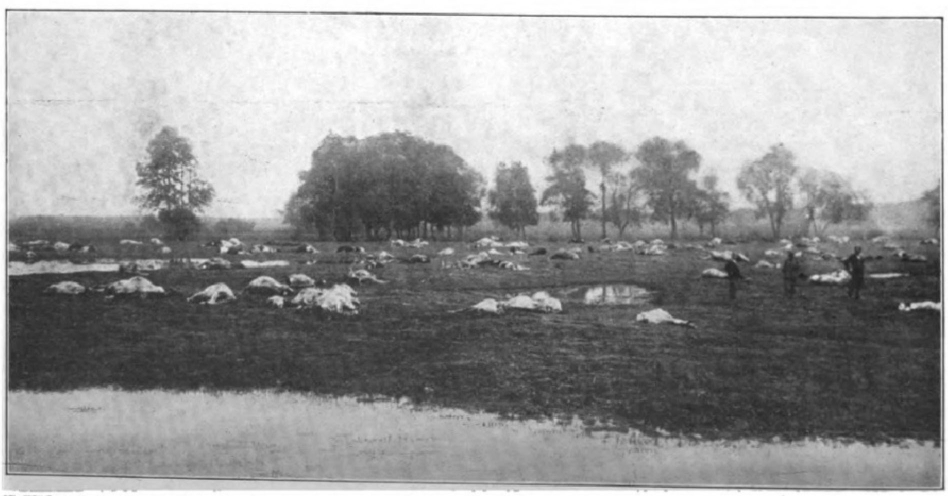
Deutsche Streitkräfte erstürmten die mit großer Erbitterung verteidigten Stellungen südlich von Palanka und gewannen Petrovac im Mlava-Tal.

Die Bulgaren haben in den letzten Tagen den Timok von der Quelle bis zur Mündung an zahlreichen Punkten überschritten. Ihre Angriffe auf die Höhen des linken Ufers und auf Zajecar, Knajezevac und Pirot schreiten vorwärts.

Am 23. Oktober wurde der Große Kreuzer „Prinz Adalbert" durch zwei Schüsse eines englischen Unterseebootes bei Libau um Sinkezn gebracht. Leider konnte nur ein kleiner Teil der Besatzung des Schiffes gerettet werden.

26. Oktober 1915.

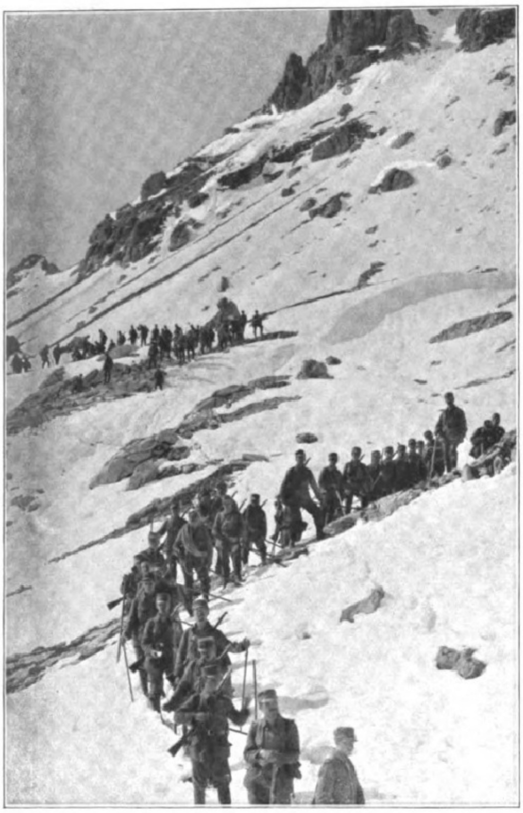
Nordöstlich von Souchez wurden feindliche



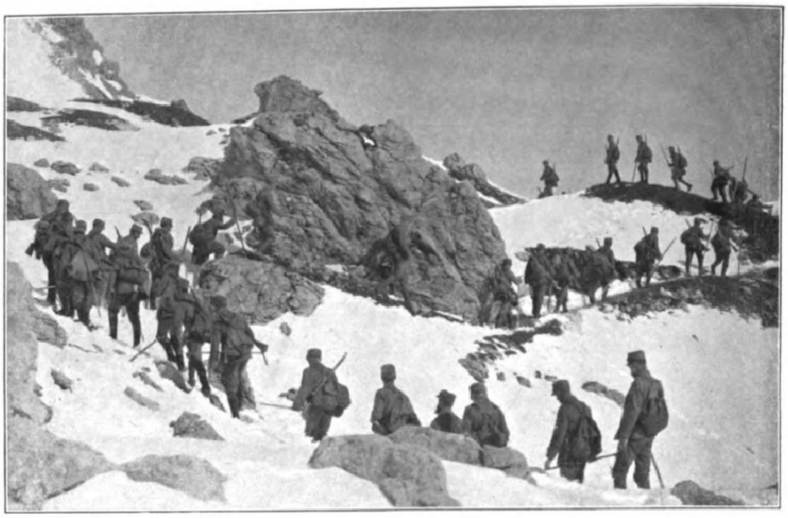
Russischer Vandalismus: Von den Russen auf ihrem Rückzug bei Wolkowitz vernichtete Herde von ungefähr 1600 Stück Vieh.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.





Aufbruch zum Abstieg.



Auf dem Marsch.



In voller Ausrüstung.

Von den Übungen deutscher Schneeschuh-Truppen in den Algäuer Alpen.

Handgranatenangriffe abgewiesen. In den Kämpfen vom 24. Oktober sind an der vorspringenden Ecke nördlich von Le Mesnil in der Champagne etwa 250 m unserer Stellung vorübergehend in Feindeshand gekommen. Gestern wurden die Franzosen wieder daraus vertrieben. 5 Offiziere und 150 Mann blieben gefangen in unserer Hand. Nordöstlich von Le Mesnil hält der Feind noch einen kleinen deutschen Graben besetzt.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist der Illuxt-Abschnitt nördlich von Illuxt wieder überschritten, das bereits vorgestern vorübergehend genommene Gehöft Kasimirschki fest in unserer Hand. Russische Angriffe östlich Baranowitschi und gegen unsere Kanalstellung südlich des Wygonowskoje-Sees sind abgeschlagen.

Die südwestlich von Czartorysk kämpfenden k. u. k. Truppen wehrten mehrere Angriffe russischer Schützendivisionen ab. Deutsche Regimenter warfen den Feind beiderseits der von Nordwesten nach Czartorysk führenden Straße.

Um die österreichisch-ungarischen Brückenkopfstellungen von Görz und Tolmein, sowie im Abschnitt nördlich Tolmein bis zum Krn wurde wieder äußerst heftig gerungen. Alle diese Kämpfe endigten mit dem vollen Mißerfolge des angreifenden Feindes. — Die östlich von Visegrad vorgehenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte warfen den Feind an der Grenze zurück. Die im Nordwestwinkel Serbiens operierenden k. u. k. Truppen der Armee des Generals v. Kövess nähern sich der oberen Kolubara und der von den Serben geräumten Stadt Valjevo. Die von Obrenovac südwärts entsandten österreichisch-ungarischen Divisionen entrissen dem Gegner nach erbitterten Kämpfen die starken Höhenstellungen südlich und südöstlich von Lazarevac. Deutsche Truppen trieben den Feind über Arangjelovac zurück. Die beiderseits der Morawa vordringende deutsche Armee bemächtigte sich der Höhen nördlich von Raca, des Ortes Markovac und weiterer serbischer Stellungen südöstlich von Petrovac. Das Gebirgsland in der Donauschleife östlich der Klissura-Enge ist zum größten Teil vom Feinde gesäubert.

27. Oktober 1915.

Nordöstlich von Massiges drangen die Franzosen im Handgranatenkampf an einer schmalen Stelle in unseren vordersten Graben ein, sie wurden nachts wieder vertrieben.

Südlich der Eisenbahn Abeli-Dünaburg drangen unsere Truppen in der Gegend von Tymschany in etwa 2 km Breite in die russische Stellung ein, machten 6 Offiziere, 450 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 1 Maschinengewehr und 2 Minenwerfer. Die gewonnene Stellung wurde gegen mehrere russische Angriffe behauptet, nur der Kirchhof von Szaszaly (1 km nordöstlich von Grabunowka) wurde nachts wieder geräumt. Westlich von Czartorysk ist unser Angriff bis an die Linie Komarow-Kamienucha-Höhen südöstlich Miedwicze vorgetragen.

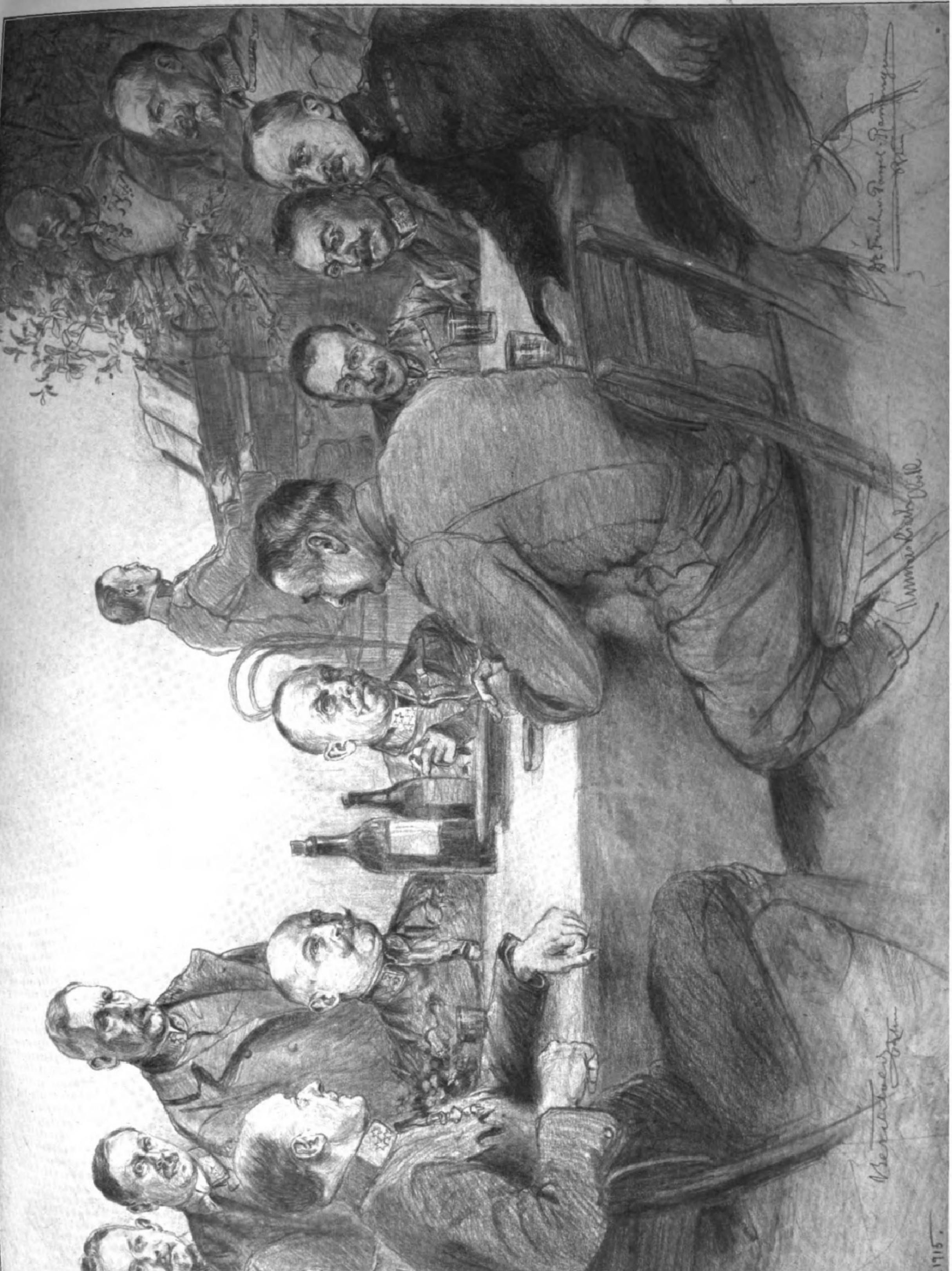
Der italienische Angriff auf die küstenländische Front wurde gestern nicht mehr mit so großem Aufwand an Menschen und Munition wie in den früheren Schlachttagen fortgeführt. Alle Vorstöße scheiterten.

Östlich von Visegrad entrissen österreichisch-ungarische Truppen dem Feinde die Höhen nordwestlich des Grenzdorfes Dobrunj. Die Armee des Generals der Infanterie v. Kövess drängte den Gegner in das Gebirge nördlich von Grn. Milanowac zurück. Österreichisch-ungarische Kräfte warfen ihn mit dem Bajonett auf seine Höhenstellungen bei Topola. Die beiderseits der Morava operierende deutsche Armee gewann die Höhen südlich der Raca und dringt die Mlava aufwärts vor. Im Pek-Tal ist Neresnica genommen. Die Orsova-Gruppe ist in Brca-Palanka eingerückt. In Kladovo wurden 12 serbische Geschütze und große Vorräte an Munition, Verpflegung und Bekleidung erbeutet.

Abteilungen der westlich von Negotin kämpfenden bulgarischen Kräfte des Generals Bojadjieff stellten die Verbindung mit österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen her. Die bulgarischen Truppen haben Knjazevac besetzt. Außerdem nahmen sie die sehr mächtigen Stellungen von Drenova Glava im Sturme, die den Schlüssel zu dem befestigten Rayon von Pirot bilden.



Der Krieg mit Italien: Artilleriestellung am Ortler.





Der Krieg mit Italien: Standschützen in Bereitschaft, eine durch Latschen maskierte Steinlawine auf eine italienische Alpini-Abteilung abzulassen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von R. Reschreiter.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(7. Fortsetzung.)

Wer weiß, was Rastelbinder sind? Rastelbinder sind arme Burschen aus dem slawischen Südosten Österreichs, die in der Welt herumziehen, um an der Grenze des Verhungerns ein armseliges Drahtzieherhandwerk zu betreiben. Sie handeln mit Mausefallen und rufen in den engen, übelriechenden Höfen der Großstadthäuser ihr: „Dratovat, flickovat", zu den Fenstern hinauf. Damit wollen sie sagen, daß sie alle Arten von häuslichen Geräten, die einer Ausbesserung bedürfen, mit Draht zu flicken bereit sind.

Dann sitzen sie mit der zerschlagenen Schüssel oder dem henkelberaubten Gefäß der Nacht vor den Türen auf der Treppe und ziehen emsig ihre Schlingen um alle Rundungen, zwicken und kneipen und drehen mit kleinen Zangen und umstricken das tönerne oder porzellanene Ding mit so geschickten Netzen, daß aus dem hoffnungslosesten Scherben ein Ganzes von ewiger Dauer wird.

Die löwenmähnigen Kollegen der Strzygowska hatten so was von Rastelbindern an sich. Die meisten von ihnen waren nach Leipzig gekommen, ohne zu wissen, wie es Gott gefallen würde, sie über den nächsten Tag zu bringen. Sie lebten nur von einer Art geistiger Drahtzieherarbeit, indem sie Noten kopierten oder allerlei andere Treppenmühsal übernahmen.

Aber immerhin macht es einen großen Unterschied aus, ob man ein wirklicher oder bloß ein geistiger Rastelbinder ist.

Der echte Rastelbinder, der auf seiner Stiege drahtet, rückt vor jedem zur Seite, der die Treppe hinab- oder hinaufkommt, grüßt demütig und zieht seinen runden, speckigen Hut, von dem es heißt, er koche ihn jeden Monat einmal aus, und diese Suppe sei sein einziges warmes Essen. Wenn du nach Beendigung seiner Arbeit eine harte Brotrinde zum knappen Lohn dazulegst, so ist er überselig und küßt dir dankbar die Hand.

Der geistige Rastelbinder aber rückt vor niemand zur Seite, zieht niemals den Hut, weiß nicht, was das ist, dankbar zu sein. Was ihn bläht, ist nicht der Stolz des auf sich selbst Gestellten, sondern der Hochmut des Emporkömmlings. Die Nationen, aus denen er stammt, haben das gemeinsam, daß es bei ihnen zwischen dem Dreck und dem Parfüm keine Zwischenstufe gibt: — die der blinkenden Gewaschenheit. Sie waschen sich entweder gar nicht oder gleich mit Kölnischwasser. Sie leben entweder in brüderlichem Verein mit den Schweinen oder gleich nach Pariser Muster, dort, wo der bläuliche Fäulnisrand ansetzt.

Und so sind sie im Geistigen ganz gleich gebildet: entweder demütig und unterwürfig, oder sie rekeln sich auffallend in den Kaffeehäusern, schnattern, rascheln, sprudeln, sägen, knirschen und zischen ihre Sprachen, in denen die härtesten Konsonanten und die breiigsten Vokale umeinander herumgetrieben werden. Sie jagen die Kellner herum, wissen, daß sie um so begehrter sind, je besser sie lümmeln können, und spielen sich also ohne Kummer auf, als hätten sie die Welt in Pacht genommen.

Meta Lind begleitete Valeska an einigen Abenden der Woche zu den Zusammenkünften mit den löwenmähnigen Kollegen.

Diese Zusammenkünfte fanden zumeist bei Jan Golosić statt, einem Serben, dem einzigen, der ein altes Ledersofa und einige Stühle besaß, so daß sich zehn bis zwölf junge Leute in der Stube niederlassen konnten, wenn man den Bettrand und einen alten Koffer zu Hilfe nahm.

Man sprach in mindestens drei verschiedenen slawischen Sprachen, von denen Meta Lind keine einzige verstand. Ab und zu richtete auch einer ein Wort in deutscher Sprache an das Mädchen.

Jan Golosić pflegte ihr die Hand auf die Schulter zu legen: „Braves Kamerad", sagte er und ließ dabei die Finger auf ihrem runden Rücken wirbeln.

Meta Lind war damit zufrieden. Sie zog sich in irgendeinen Winkel zurück und sah mit stillem Entzücken, wie Valeska leuchtete.

Da sie nichts von dem verstand, was gesprochen wurde, konnte sie durch den Inhalt der Gespräche nicht abgezogen werden und hing um so aufmerksamer an der wunderbaren Formgewalt der Mienen ihrer Freundin. Die spielten tausend Stimmungen, heftigste Aufwallungen eines leidenschaftlichen Zornes, von dem man nicht wußte, wem er galt, und dann sanfte, versonnene Zärtlichkeit, die an irgendeiner Ferne hing.

Es ging manchmal sehr laut und lärmend in diesem Kreise zu, als wären alle Übermutsteufel losgelassen. Sie sprangen über den Tisch und die Stühle, tanzten auf dem Sofa und balgten sich auf dem Bett. Sie konnten das tun, denn des Jan Golosić Behausung lag in einem Hofgebäude, als einziger Wohnraum über einem Rattennest von Magazinen. Ganz ungestört war man hier, ohne jede Besorgnis vor langweiligen Hausherren und griesgrämigen Hausbesorgern.

Und jedenfalls war die unbeschränkte Freiheit, deren man sich hier erfreute, der Grund, aus dem Valeska Metas Einladung ausschlug, doch einmal auch die Kollegen in die eigene Wohnung zu bringen. Da Meta die Mieterin der kleinen Wohnung war und Valeska nichts zur Miete beitrug, glaubte Meta, die Freundin habe nur aus Zartgefühl noch niemals den Vorschlag gemacht, die Zusammenkunft bei ihnen abzuhalten.

„Bring sie nur," sagte sie, „ich will mit dem Hausherrn sprechen, daß er uns ein bißchen Radau gestattet."

Aber Valeska hatte sie flüchtig auf die Stirn geküßt und abgelehnt: „Mein Gott, du hast deine guten Sachen. Es geht doch immer wjild zu. Bei Golosić ist nichts zu ruinieren!"

Und wirklich, manchmal tobten sie, als wollten sie alles in Gr und Boden stampfen. Sie wälzten sich auf der Erde, tanzten im Kreis, zuletzt sprang Valeska Jan Golosić auf den Schoß und gab ihm einen K

Manchmal aber zog einer einen Brief hervor. Der war wohl aus Heimat und wurde nun langsam verlesen, Wort für Wort wie eine Urkun Da war ein entschlossener Ernst in den Augen und auf den Stirnen, lange, lange Unterredungen spannen sich daran, die wurden immer bissener und heftiger und lärmender, bis es zuletzt aussah, als stün sie unmittelbar davor, aufeinander loszuschlagen. Plötzlich endete Schnauben, Keuchen und Brüllen wie mit einem Schlag, alle lächel einander an und schienen durch irgendein glückliches Wort geeinigt.

Dann waren auch lange Abende, die ganz in Wehmut zerflossen.

Jan Golosić hatte sein serbisches Käppchen aufgesetzt, und der lan schwarze Bengel sah sehr hübsch aus in dem von einem dunkelbrau Besatz umrahmten Ding, aus dessen rotem Boden eine blaue Troddel hi

Er nahm seine Gusla vor und sang zu ihrem zirpenden Ton lan weiche, klagende Lieder. Die anderen weinten ein wenig, umarm einander und träumten vor sich hin, bis irgendeiner aufsprang, auf Tisch schlug und etwas hinausschrie, dem alle mit trauernden Gesicht zustimmten.

Alle diese Unterredungen und Vorgänge, die für Meta keinen S hatten, gewannen für sie Bedeutung dadurch, daß sie der Rahmen Valeska waren. Das Mädchen sah die schöne und glänzende Freun hier wie auf einer Insel der Heimat, verklärt von den süßesten Empfindung der Trauer und des Triumphes. Das wunderbare Rätsel ihres Wes erschien ihr hier noch wunderbarer.

Vielleicht waren alle diese jungen Leute in Valeska verliebt!

Wenn sie dann nach Haus kamen, setzte sich Meta Lind noch an d Schreibtisch und dichtete in einem Brief für Mittentzwey weiter an die Heldin ihres Lebens und ihrer dienenden Liebe, an diesem glanzvoll und köstlichen Dasein, in dem allein sie die Rechtfertigung des eigen empfand.

Sechstes Kapitel.

In Zabern war ein Funke in einen Strohschober gefallen, und Qual Flammen und Geschrei erfüllten das Elsaß.

Ein junger Mensch hatte ein Leutnantswort gesprochen, ein scharf festes Wort, das wie ein Messer in eine Eiterbeule schnitt.

Es gab Aufläufe und Zusammenrottungen, und als den Soldaten Stei an die Uniformen flogen, da wurden die Hauptschreier in den Pandur keller eingespundet.

Der unglückselige André Mützle hatte, ungewarnt durch die kaum v gessene letzte Geschichte, geglaubt, auch diesmal dabeisein zu müss Diesmal kehrte sich Herr Kohlmeis nicht mehr an die Einwendungen sein Direktors, und André Mützle flog, ungeachtet seiner Unentbehrlichkeit b den Lenneschen Sicherungen, in einer schönen ballistischen Kurve auf die Straß

Zwischen Kohlmeis und Brosam war es über diese Angelegenheit wied zum Kampf gekommen, und da einer den anderen unbeugsam und oh Einsicht fand, erhitzten sie sich mit „Wackes" hin und „Wackes" h mehr als jemals zuvor.

Das war zwei Tage vor jenem Tag, an dem die öffentliche Verla barung der Verlobung zwischen Firmkranz und Madeleine stattfinden sollt und so mußte denn, mit Rücksicht auf die neuerlich gespannten Beziehunge ein weiterer Aufschub vorgenommen werden.

Insofern sollte der Direktor recht behalten, als dem hinausgeflogen André Mützle einige andere Arbeiter freiwillig nachfolgten, nicht allzu viel denn die meisten von denen, die zuerst gar sehr gemault hatten, übe legten es sich, als sie schon die Mütze in der Hand hielten.

Man darf sich jedenfalls nicht wundern, daß der alte Kohlmeis in kein Frühlings- und Weißwölkchenstimmung war, und der junge Kohlmeis hät auch lieber ein paar Tage lang über den Ärger Gras wachsen lassen möge

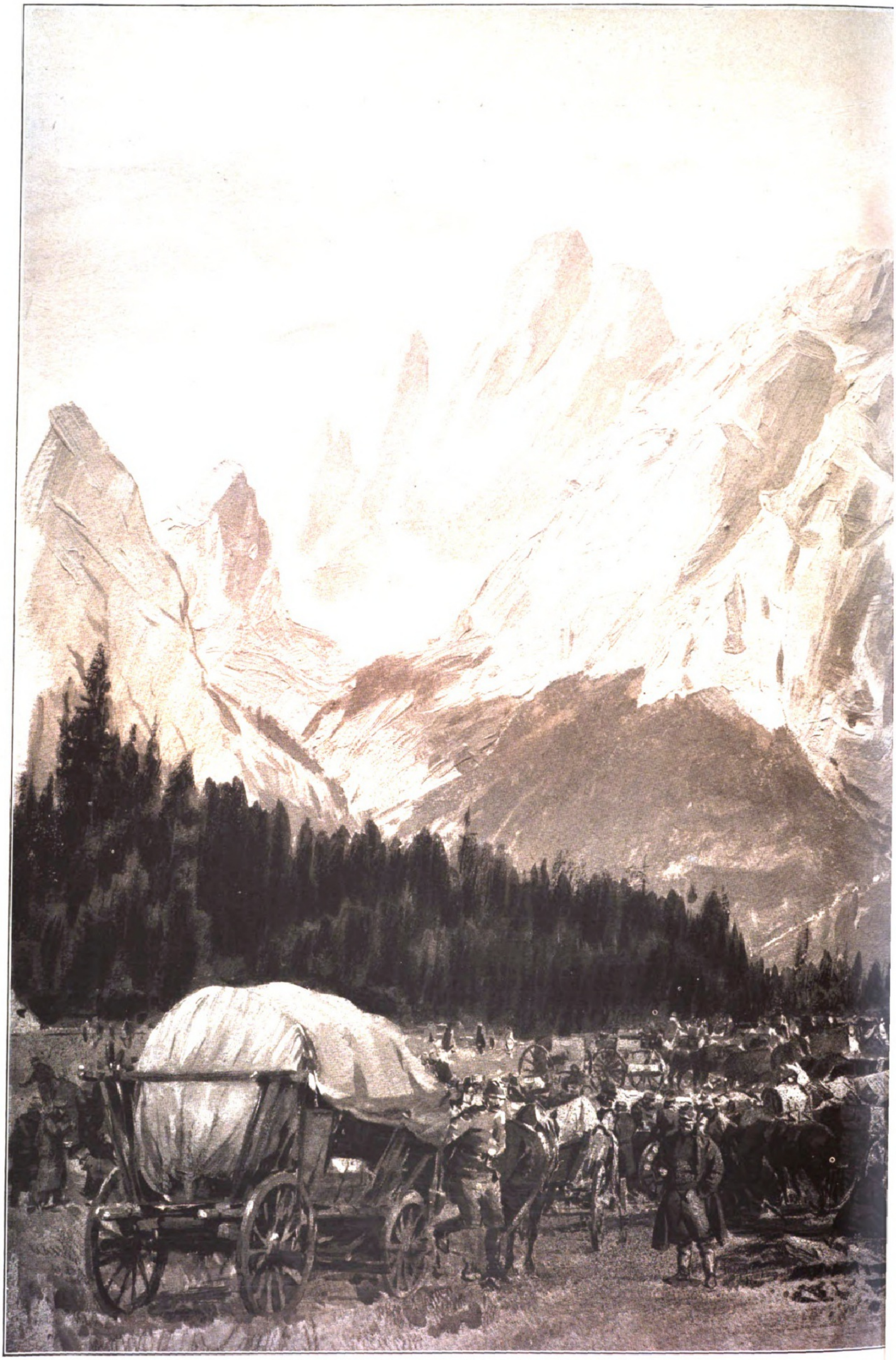
Aber in den Brusttaschen einiger fremder Herren knisterten gewis längliche Papierchen, und die waren mit einem Weck- und Läutewerk ve sehen, pünktlicher als jede Uhr, so daß er es als ausgemacht ansehen konnt sie würden morgen mittag vor seinen Augen erscheinen.

Nun ist es zwar leicht, solche längliche Papierchen aus der Hand gehe zu lassen, aber schwer, sie wieder zurückzubekommen, denn zwische Ausfahrt und Heimkehr liegt das Schwierigste, was einem eleganten, lustige und verliebten jungen Kavalier zugemutet werden kann: zur rechten Ze Geld zu haben.

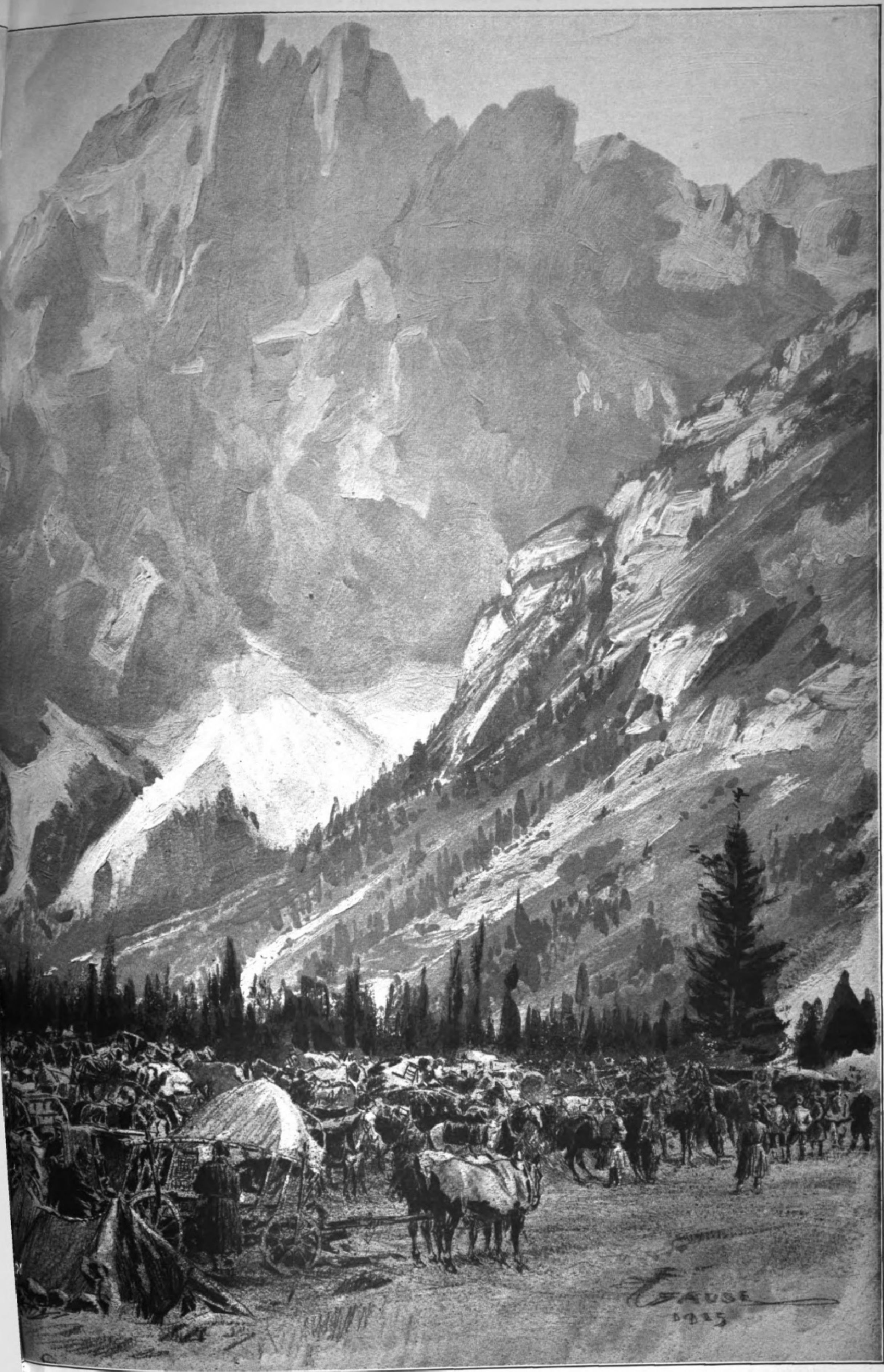
Engelbert hätte sich, weiß Gott, lieber mit einem Taschenmesser rasie oder abends in Hemdärmeln zwei Bierkrüge über die Straße getrage oder sich mit fertig genähter Krawatte, Zugstiefeletten und abnehmbare Manschetten beim Rennen in Baden sehen lassen oder sonst irgend etwa Peinliches und Unangenehmes auf sich genommen — als daß er eben jetz dem Alten mit seinem Kavalierselend vors Gesicht getreten wäre.

So war denn sein Aufzug auch gar nicht glänzend und zuversichtlich als er nach Schluß der Geschäftsstunden in das Arbeitszimmer trat, in der Herr Kohlmeis senior noch immer ein Stündchen länger als seine Beamte zu verweilen pflegte.

Und wenn Herr Kohlmeis nicht gerade so in seine Zeitung, in de natürlich alle Spalten von der Zaberner Affäre überquollen, vertieft gewese



Der Krieg mit Italien: Trainkolonne im Fischleintal; im Hintergrund der Zwölferkogel und



...spitze. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.

wäre, so hätte ihm ein einziger Blick auf das Armsündergesicht an der Türe sagen müssen, um was es sich handle. Auf sein „Was gibt's?" mußte sich also Engelbert entschließen, zu sprechen. Er begann behutsam und tastend, mit der Vorsichtsstrategie des im Buschkrieg um den väterlichen Geldbeutel Gewitzten.

Aber kaum hatte der Alte die Stimme des Sohnes erkannt, so hob er den mächtigen, weißbehaarten Kopf und sah den jungen Mann über den Schreibtischaufsatz hinweg an. Dazu sagte er nur: „Aha!"

Nun war die Spannung gelöst, es gab kein Zurück, und Rettung lag nur im Vorwärts eines möglichst raschen Bekennens.

Der Alte wischte mit einer ungeduldigen Handbewegung alles Überflüssige an Worten aus und fragte, wieviel es ausmache. Ja, mein Gott, diesmal waren es eben so rund zehntausend Mark.

„Hm!" sagte der Alte.

Dann legte er die Zeitung sorgsam zusammen, falzte und glättete sie und tat sie so ordentlich zu oberst ins Zeitungsfach, wie er es alle Tage zu tun gewohnt war.

Es schien aber Engelbert, als ob die Generalpause vor dem kommenden unausweichlichen Furioso diesmal besonders lang wäre.

Endlich . . . endlich . . .: „Also, du amüsierst dich gut", sagte der Alte, indem er auf dem Schreibtisch mit Hin- und Hergreifen eine peinlich genaue Ordnung noch genauer machte. „Du amüsierst dich noch immer vortrefflich. Wie heißt die Dame? Mademoiselle Vauban, die Goldfliege, nicht wahr? Sie tritt bei der ‚Madame Pompadour' auf?"

O Gott, welch entsetzlicher Ton war das heute! Das war ja gar nicht das alte, beinahe schon liebgewonnene Furioso, sondern etwas Neues, etwas Giftgetränktes, ein unheildrohendes Heranschleichen.

„Ich möchte mir sie auch einmal ansehen, diese Mademoiselle, für die du meine Märker springen läßt. Ja, ich sehe sie mir nächstens an. Ich will ihre persönliche Bekanntschaft machen, schon deshalb, damit ich ihr's sagen kann: ‚Liebes Fräulein, jetzt habe ich's satt. Machen Sie bitte Schluß! Ich zahle für meinen Sohn keinen Pfennig mehr. Wählen Sie, bitte, zwischen diesen fünfhundert Mark, die ich noch auf dem Altar ihrer Reize niederlegen will, und dieser Hundepeitsche.'"

„Vater!" sagte Engelbert.

Aber da drosch der alte Herr auf den Tisch, mit so gewaltiger Faust, daß alles aus seiner Ordnung sprang. Ein großes Hauptbuch, das an der Seite des Schreibtisches lehnte, fiel mit einem Krach zu Boden. Wie Moses vom Berge Sinai herabkam, so stand der Alte vor dem jungen Menschen, wetterleuchtend, in einer Fülle beinahe überirdischer Kraft, sein weißes Haar war wie dichter Dampf, unter den buschigen Brauen lagen glühende Steine. Seine Stimme war Donner: „Was denn? Was denn? Glaubst du, ich arbeite, damit du dich mit Goldfliegen herumtreiben kannst? Nein, mein Lieber! Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, viel weniger Sekt saufen. Ja, schau nur! Weißt du noch, was das ist: Pflichtgefühl?"

Engelbert stemmte sich schwach gegen das Dröhnen: „Gewiß!" sagte er.

„Du? Keine Ahnung! Was hat Deutschland groß gemacht seit dem großen Kriege? Was? Arbeit, treue, ehrliche, hingebende Arbeit im einzelnen und für das Ganze. Arbeit und Pflichterfüllung. Nichts ist uns Deutschen leicht geworden, alles haben wir schwer erobern müssen in Welt und Leben. Unzählige Widerstände haben wir besiegen müssen, kein Mensch, kein Zufall, keine Gunst der Natur ist uns entgegengekommen. Feinde ringsum und Schwierigkeiten. Wir haben's durchgehalten, wir haben's trotzdem zu etwas gebracht. Wir, die Generation von 1870. Wir haben Deutschland aufgebaut. Glaubst du, daß ihr, daß die Generation von heute sich deshalb auf die Bärenhaut legen darf? Wir sollen uns gerackert haben, und ihr seid nur zum Genießen und Vergeuden da? Wenn man so sieht, wie manche von euch faul sind und oberflächlich und nur fürs lustige Leben, dann möchte man beinahe wünschen, daß Gott uns noch einmal eine recht ernste, schwere Zeit schicken möge. Eine Zeit der Prüfung, die euch die Bequemlichkeit, den Leichtsinn und den Hochmut aus den Knochen treibt. Daß ihr noch einmal alles aufs Spiel gesetzt seht, was ihr schon zu haben glaubt, und alles noch einmal erobern müßt, mit Blut und Eisen, wie wir es damals getan haben. Unser Deutsches Reich ist etwas zu schwer Errungenes und zu Großes, als daß es durch solche Brüder wie du aufs Spiel gesetzt werden darf. Ja, man möchte beten, daß eine Zeit kommt, in der sich erweist, daß Deutschland noch einen gesunden Kern hat, die einen Mann macht aus so einem — Lausejungen."

Da machte Engelbert Kohlmeis einen Schritt gegen das Wetterleuchten und Donnern: „Vater — ich bin Reserveleutnant . . . ich lasse . . ."

Aber der alte Kohlmeis schien wie ein Prophet voll göttlichen Zornes, und ein Reserveleutnant war ein Nichts, ein Wurm gegen seine Wolkenhöhe und die Kraft seiner Sendung: „Was da! — Ein Lausejunge bist du! Basta! Und jetzt scher' dich zum Teufel."

Noch einmal wollte Engelbert vorstoßen, das Gefühl seiner Würde zu retten. Aber da streckte der Alte eine Riesenpranke aus, und es schien dem jungen Mann jetzt hohe Zeit, sich zu verziehen, wenn er nicht beim Kragen gepackt und auf Hausknechtsmanier hinausbefördert werden wolle.

Grollend wich er aus dem Wetterwolkenbereich.

Noch einmal wurde hinter ihm die Türe aufgerissen: „Morgen bring mir die Wechsel," donnerte es, „es ist, bei Gott, das letzte Mal! Und morgen trittst du in der Fabrik ein . . . ich will doch sehen . . ."

Engelbert Kohlmeis kam sich wie gerupft vor. Langsam und noch immer mit Blitzerscheinungen vor den Augen ging er seine Straße. Die Blitzerscheinungen wurden zu großen leuchtenden, feststehenden Flächen, die von Musik und Gesang durchdrungen waren. Er hob sich aus der Verwirrung seines Innern zum Gesicht der äußeren Welt.

Da merkte er, daß ihn seine Beine ohne Befehl vor die „Madame Pompadour" getragen hatten, wie jeden Abend. Justament ging er hinein, wie er war, mit seinem abgerissenen, zerquetschten, versenkten Gefühl von Manneswürde.

Er sah Jean Baptiste Götterle inmitten seiner Spießgesellen an einem Tische, wie sie einer indischen Bajadere Beifall klatschten.

Und justament setzte er sich an den Nebentisch.

— —

Es war aber geschehen, daß Jean Baptiste Götterle in Würzburg verhauen worden war. Man wußte nur nicht ganz genau, wie es geschehen sei.

Er hatte sich ja niemals um die Seele des deutschen Menschen, als einer zwar abscheulichen, aber doch unbedeutenden Art dieser Gattung, viel gekümmert. So war es ihm auch entgangen, daß innerhalb dieser Nation wieder beträchtliche Unterschiede bestehen, und daß es in manchen Dingen keineswegs dasselbe besagt, ob man einen Preußen, einen Rheinländer oder einen Bayern vor sich hat. Daß also gewisse Dinge von den einen gelassen hingenommen werden, die bei den anderen Mißfallen und Empörung erregen, und daß sich dem einen die Hand leichter zur Faust ballt als dem anderen. Wie sollte Jean Baptiste Götterle wissen, daß es einen Stamm gibt, der die Mainfranken heißt, und in deren Seele es aussieht wie in ihrem Land, wo das Reich des Gambrinus mit dem des Bacchus zusammentrifft? Will heißen, daß bei ihnen beides zu finden ist: das Leichte und das Schwere, das Fröhlichflatternde und das Derbbeständige, Liebenswürdigkeit und Faustrechtsgefühl, genau so wie ihre Hauptstadt Würzburg von lachenden Rebengeländen umgrünt wird und dabei in den Tiefen der Hofbräuhausbottiche ein sehr gehaltvolles Bier braut.

Während das Bier Gewicht und Würde verleiht und strotzende Muskeln an den Oberarmen, sind die Weingeister immerfort damit beschäftigt, die Würzburger ins Leichtsinnige und Unbekümmerte zu ziehen. Es kommt dazu, daß diese feine und glückliche Stadt außer ihrem guten Wein und Bier noch zwei andere große Schätze hat: die Würzburger Glöckle mit ihrem schönen Geläut und die Würzburger Mädle, von denen das Lied anerkennt, daß sie kreuzbrave Leut' seien. Wer also den Weingeistern nachgeben will, der mag in Würzburg alleweg eine freundliche Teilnehmerin finden, und wenn dann noch zu dem Gekicher und Wichtigtun die Glocken von den Türmen ihre silbernen Wellen auf die Stadt sinken lassen, dann kann man schon glauben, die Welt sei eine ganz prächtige Erfindung. An solchen Festtagen des Herzens ist es, als wäre der Geist, der Balthasar Neumann die fürstbischöfliche Residenz bauen half und Tiepolo die Farben mischte, noch immer nicht gestorben und lache von jedem Rokokoschnörkel sein jungfrisches Leben herunter.

Herrn Jean Baptiste Götterle, der in gewissem Sinn Tiepolos Nachfolger war und nackte Wände mit Recken belebte, die aussahen wie die russischen Haarmenschen in Barnums Wanderzirkus, und mit Heldenjungfrauen, die sich der Herkunft aus dem Quartier Latin verdächtig machten, diesem Baptiste Götterle aber schien in Würzburg kein so freundlicher Geist zur Seite zu stehen.

Man erfuhr nicht genau, was in Würzburg vorgefallen war.

Aber man darf annehmen, daß der Maler die Seele der Mainfranken irgendwie sowohl auf der Bierseite als auf der Weinseite verletzt haben mochte. Vielleicht, indem er dem Gebräu des Hofbräuhauses keine gebührende und dafür der weiblichen Spezialität Würzburgs wieder allzuviel unwillkommene Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Dies eine konnte einwandfrei festgestellt werden, daß eines Tages Jean Baptiste Götterles eigene Hilfsarbeiter, Gerüstbauer und Farbenmischer unter dem Schlachtruf: „Haut's dem Saufranzosen den Buckel voll!" und: „Wir brauchen keinen Wackes!" über ihn hergefallen waren. Der Ausdruck „Wackes" läßt es nicht ganz ausgeschlossen erscheinen, daß auch politische Leidenschaften bei dieser Empörung mitgespielt haben dürften. Was auch die dunklen Wurzeln der Tat gewesen sein mögen, jedenfalls wurde Herrn Götterle die Malkappe über Ohren und Augen gezogen, der Malkittel über Kopf und Arme gestülpt und er auf die solcherart freigelegte Rundung nicht eben sanft gestreichelt. Hierauf hingen ihn die entfesselten Barbaren mit dem Hosenbund am Fenster außen an, bis er nach etwa einer halben Stunde Zappelns zwei Meter tief auf weiche Gartenerde plumpste.

Jean Baptiste Götterle verließ nach diesem Vorfall unter Zeter und Mordio die Hauptstadt der Mainfranken und erklärte, nicht früher zurückkommen zu wollen, als bis er volle Genugtuung erhalten hätte.

Das hatte eben noch gefehlt, um dem Meister die sogenannte Kultur Deutschlands im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Und so erklärt es sich, daß er an jenem Abend, dem zweiten nach seiner Rückkehr, in der Singspielhalle zur „Madame Pompadour" dasaß, als eine lebende Mine, als ein bis unter die Hutkrempe mit Pulver gefüllter Speiteufel.

— —

Es wird weiter menschlich verständlich, warum er beim Anblick des jungen Kohlmeis sogleich sein allerhöhnischstes Gesicht aufsetzte.

„Ich weiß es nicht," sagte er, indem er den Kopf hob und die Luft einsog, „es riecht hier auf einmal nach Kaserne!"

Ludwig Neuner schnüffelte gleichfalls und sagte in aller Unschuld, er könnte das nicht finden, was ihm von Götterle wegen seiner Begriffsstützigkeit einen tadelnden Blick eintrug.

Es war nicht zu sehen, ob Engelbert Kohlmeis die Bemerkung des Malers gehört hatte, denn er stierte in sein Weinglas und schien nicht einmal für die Darbietungen der Bajadere Aufmerksamkeit zu haben.

Ein rasender Radfahrer folgte der Bajadere und führte seine Kunststücke zur Verwunderung der Zuschauer mit ungebrochenem Hals durch. Drei japanische Akrobaten kletterten auf einer Leiter herum, die ein vierter auf der flachen Hand im Gleichgewicht hielt. Das Hundetheater führte die herzzerreißende Pantomime: „Das Roserl vom Wörther See oder Karos Rache" auf.

Lauter gute Nummern des neuen Dienstagsprogramms, in das von früheren Wochen her einzig Mademoiselle Vauban, die Goldfliege, übernommen war. Man hatte sich daran gewöhnt, sie wegen ihrer guten Beziehungen zum Publikum als eine Art eisernen Bestand der Singspielhalle zu betrachten.

Karo hatte seine Rache genommen, das Publikum klatschte begeistert, die vierfüßigen Künstler trippelten auf den Hinterbeinen und liefen, noch ehe der Vorhang ganz unten war, mit lautem Freudegekläff auf allen vieren davon.

„So fällt auch der Mensch immer wieder ins Tierische," sagte Götterle mit erhobener Stimme, „wenn er keine rechte Kultur hat." Und er fügte, so als gehöre es unmittelbar dazu, die Frage an, ob Valentin Kmoch glaube, daß es in Deutschland eine Gerechtigkeit gäbe. „Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, so dürfen die Kerle nicht unter einem Jahr Kerker davonkommen!"

Mademoiselle Vauban trat auf, flitternd und flatternd, umschwirrte und umsumste die Bühne, kreuzte die Beine, putzte die schwankenden Fühler, versuchte an den Wänden hinanzuklettern, umschwärmte mit Sehnsuchtsgebärden eine Flamme, die in einem Dreifuß brannte, und machte dann die Fliege im Herbst, wie sie matt wird und stirbt. Dazu sang sie mit ihrem dünnen Drahtstimmchen die Chanson von der Goldfliege.

Ihre Blicke strahlten nach dem zerzupften Kavalier vor der Bühne, der in sich gekehrt dasaß und in düsteres Gewölk gehüllt war.

Als Mademoiselle Vauban weggeflattert war, hörte er, wie jemand am Nebentische sagte, sehr laut: „Habt ihr das schon gehört, die Kohlmeisen fressen auch Goldfliegen! Na — wenn nur nicht die Goldfliegen die Kohlmeisen fressen!"

Aber Engelbert war viel zu viel mit großen Lebensfragen beschäftigt, um so niedlichen Bosheiten zu begegnen.

Jean Baptiste Götterle wuchs bei dieser Unempfindlichkeit am Nachbartisch der Zorn. Er war ganz blaß im Gesicht und zerkrümelte zwischen seinen Fingerspitzen ein Stück Brot nach dem anderen. Und da er einmal durchaus entschlossen war, den Feind aus seiner herausfordernden Gelassenheit zu treiben, so verstärkte er gewisse Wendungen des Gesprächs so, daß sie einem Halbtauben hätten in die Ohren dringen müssen.

Valentin Kmoch hatte ein neues großes Wort, das er nach allen Seiten wendete und liebkoste: das Wort ‚Weltreich'. Karls des Fünften seltsame Gestalt stand aus der Vergangenheit auf.

„Es ist ein gewaltiger Unterschied", posaunte der Maler, „zwischen dem Reich Karls des Fünften und dem Wilhelms des Zweiten. Im Reich Karls des Fünften ging die Sonne nicht unter, in dem Wilhelms des Zweiten ist sie noch nicht aufgegangen. Ich glaube, es ist Frankreich vorbehalten, ihm den Sonnenaufgang zu bringen."

Noch immer regte sich nichts am Nebentisch. Jean Baptiste riß mit zitternden Händen seine Brieftasche heraus, entnahm ihr die Ansichtskarte mit dem zerstückelten Deutschen Reich und, obzwar sie jedem seiner Kameraden zur Genüge bekannt war, hielt er sie ihnen unter die Nase: „So muß es einmal kommen, diese Barbaren müssen auf die Knie."

Aber da fiel ein Schatten über Karte, Hände und zusammengesteckte Köpfe.

Engelbert Kohlmeis stand da und sagte dem Maler leise, aber mit allem Nachdruck gerade ins Gesicht: „Herr Götterle, Sie sind ein — Lausejunge!"

Das Wort platzte wie eine Granate, Splitter rissen die Gesellschaft auseinander. Monsieur Götterle fuhr auf: „Was . . . was sagen Sie da?"

Der junge Mann bestand aber darauf, mit einer vollkommenen, bestimmten Artigkeit: „Bitte, machen Sie kein Aufsehen, die Leute sehen schon her . . . nein, nein, mein Herr — Sie sind ein Lausejunge!" Engelbert Kohlmeis war förmlich verklärt, von innen durchleuchtet, die Augen seines Vaters lagen unter den festen Brauen. Der Lausejunge war fort, war abgewälzt, weitergegeben, saß nun auf einem anderen.

Daran war nun nichts mehr zu ändern, und sogleich wurde die Angelegenheit mit den festen Linien der Vorschrift umrissen. Die Herren versicherten gegenseitig, sie würden voneinander hören, und Engelbert Kohlmeis teilte Jean Baptiste Götterle mit, daß er morgen von zwei bis vier Uhr nachmittags für Freunde des Herrn Götterle, die ihm in dessen Namen etwas auszurichten hätten, zu sprechen wäre.

So weit war alles in Ordnung.

Aber Kohlmeis wartete umsonst, und als er, um die Sache nicht unrühmlich im Sande verlaufen zu lassen, selbst seine Boten aussandte, erfuhr man, daß Herr Jean Baptiste Götterle verreist wäre.

„Unbekannt, wohin", wie sich der Briefträger gezwungen sah, auf den Umschlägen der künftig eintreffenden Briefe zu vermerken.

— —

Nach Weihnachten kam ein giftiger Dampf aus den Abgründen des Seins und warf Franz Firmkranz nieder wie ein schlagendes Wetter.

Im Wechsel von Hitze der glühenden Öfen und der kalten Nässe auf den Höfen der Fabrik, in Tagen einer frühzeitigen Schneeschmelze gewann die Krankheit Gewalt über ihn. Es war seltsam, wie ihm die Welt in einer schaukelnden Dämmerung zerging, und wie nur das Gefühl des Dahintreibens auf dem Schrankenlosen übrigblieb. Dies eine stand in dem von Fieber zerstäubten Bewußtsein, daß es eine gefahrvolle Fahrt sei, weil man mit Zerstörungsstoffen beladen war. Ein Stoß könnte genügen, um im Hirn eine Lichtexplosion stattfinden zu lassen, die den Schädel zerriß. Dieser mit Grelligkeit schwangere Dämmerzustand, durch den Bänder eines düsteren Rots gewirkt waren oder Klumpen glühender Schlacke glitten, war wie ein inneres Abbild der Arbeit des Blutes.

Gleich in den ersten Tagen von Firmkranz' Krankheit kam Madeleine zu ihm.

Er hatte seine alte Wohnung bei dem Postrat Göbel behalten, da der Aufschub der Verlobung den Zwang von ihm nahm, sich um ein anderes und vornehmeres Heim kümmern zu müssen.

Madeleine kam heimlich. Ihre Eltern hätten den Besuch niemals gebilligt.

Sie fand Marianne am Bett des Kranken. Die beiden Mädchen kannten sich sehr gut, denn sie hatten eine Zeitlang bei einem angesehenen Mülhausener Gymnasialprofessor, der sich mit den ersten Familien der Stadt gut stand, einiges über moderne Literatur gehört. Vom Neuesten das Neueste, da ein Stückchen und dort ein Stückchen, damit man doch vorne mit dabei sei.

Nun maßen sie sich, als sähen sie einander zum erstenmal.

„Mein Gott, Sie bemühen sich selbst", sagte Madeleine.

„Es macht mir Freude," antwortete Marianne, „der arme Herr Firmkranz war auch in der ersten Zeit so allein."

„Gestern war doch mein Vater hier."

Marianne lächelte sich aus dem weitesten Umkreis von Madeleines Herzen hinweg: „Er ist schwer krank, Fräulein, sehr schwer. Eine Brustfellentzündung. Man muß ihn sorgsam pflegen."

„Gewiß!" Und nach einem köstlichen Stirnrunzeln fuhr Madeleine fort: „Sie haben recht. Ich will eine Krankenschwester schicken."

„Es ist nicht nötig. Ich habe einen Pflegerinnenkurs gemacht, ich bin meiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Doktor Demmler hat alles in meine Hände gelegt."

Aber Madeleine wehrte heftig ab. „Wie kämen Sie dazu, sich eine solche Mühe aufzubürden? Sie haben doch Ihren alten Großvater zu pflegen, und doppelte Arbeit würde Sie aufreiben. Nein . . . nein . . . es ist meine Sache, meinen Bräutigam — Sie wissen doch jedenfalls, wenn es auch noch nicht öffentlich ist — ja also, ich meine, eigentlich sollte ich an diesem Bette sitzen. Aber es ist mir nicht vergönnt . . . mein Vater wünscht es nicht. Ich bin heimlich hier. So will ich wenigstens durch die Schwester für ihn sorgen."

Madeleines schöne Offenheit entwaffnete Marianne. Dieses Mädchen verhehlte ihr nichts, sie gab sich vertrauensvoll in ihre Hand und sagte es beinahe unverhüllt, daß ihr der Gedanke unerträglich sei, eine andere als eine ganz Unbeteiligte hier zu wissen. Mit welchem Recht verteidigte sie denn diesen Platz?

Marianne senkte den Kopf. Es war bitter, wieder weichen zu müssen, wo man schon in ein starkes Lebensgefühl hineingewachsen war, das Gefühl der Unentbehrlichkeit und der Verantwortung für ein Atmen und ein Ringen um Gesundheit. So erklärte sie den Schmerz, den sie empfand, und mit einer plötzlichen Wallung von Aufrichtigkeit, mit der sie Madeleines gerades Spiel vergelten zu wollen schien, sagte sie es heraus, was sie dachte.

Nachdenklich, mit einem warmen Schatten in den klugen Augen, sah sie Madeleine an. Dann reichte sie ihr rasch die Hand, aus dem Muff heraus, in dem sie bis jetzt vergraben gewesen war. „Verzeihen Sie!" murmelte sie, schritt auf den Kranken zu, küßte ihn auf die feuchte Stirne und ging.

Am nächsten Tage kam dann die Pflegerin, eine große, derbe Person mit zugreiferischen Händen, und nahm Marianne ihre Aufgabe ab.

— —

Mit Madeleines Liebe war es eine eigene Sache.

Sie empfand sie nicht als Reichtum, als überschwengliche Seligkeit, als brausendes Glück. Aber es war ihr, als könnte etwas sehr Großes und Schönes aus ihr werden, als stände in der Zukunft die verhüllte Möglichkeit restloser Erfüllung ihres Seins. Wenn sie mit Firmkranz in gesunden Tagen beisammenwar, so kam sie manchmal über einen Widerstand gegen ihn nicht hinaus, der oft von bloßer Neckerei zu sehr erbitterter Feindseligkeit führte. Aber selbst kurze Trennungszeiten machten sie weich und sehnsüchtig.

So wie mit dem Verlobten ging es ihr mit vielen anderen Dingen. Besitz machte ihr wenig Freude, und zu ernsthaftem Werben, zu geduldigem Erwarten eines Erfolges fand sie sich unfähig. Manchmal meinte sie bedauern zu müssen, daß man sie in einem Pariser Pensionat hatte erziehen lassen, wo eine vielleicht bedeutende Kraft in lauter Kram und Kleinzeug, in ein oberflächliches Wissen und Flattern um alles und nichts zergangen war. Seitdem sie Marianne gesehen hatte, in der Sicherheit und dem Gleichmaß glücklich vollkommener Selbsterziehung, war es ihr, als wüßte sie, was ihr fehle. Das herb beherrschte Mädchen rückte in die Klarheit eines Ideales auf.

Dann aber stand Madeleine wieder vor dem Spiegel, lachte ihrem hübschen Bild zu, trieb verliebten Unsinn mit sich selbst, indem sie ihr Haar auflöste und ihre Zöpfe küßte, das ordentlich gereihte, weiß schimmernde Gebiß bewunderte und zwischen den über das Glas gespreizten Fingern mit ihren eigenen Augen kokettierte.

In nachdenksamen Stunden wollte ihr dann wieder scheinen, als wäre dem lustigen Gesprudel ihres Blutes doch auch eine Schwere beigemischt, als hinge sie durch alle die Ahnen von Vaters Seite her, Bauern, Schollenmenschen bis zur vorletzten Generation, noch irgendwie am deutschen Wesen. In dieser Wurzel ihres Daseins lagen die derben Pflüger mit den rissigen Händen, die noch vor den Zeiten des großen Ludwig die Erde des Elsaß umgebrochen hatten, als sie noch gut deutsch gewesen war. Wenn Madeleine in sich hineinlauschte, konnte sie es hören wie schweren Tropfenfall aus dunkler Wölbung durch einen langen Weg in dunkle Tiefen.

Freilich, von der Mutter Seite her war sie eine rechte Französin. Aus Nancy, wo man die Deutschen zu allen Tageszeiten fraß. Und daß die Mutter zum ererbten Haß noch eine ganz besondere Abneigung gegen den Feind Frankreichs bekam, daran war nichts anderes schuld als die deutsche Ordnung und polizeilich geregelte Sittlichkeit.

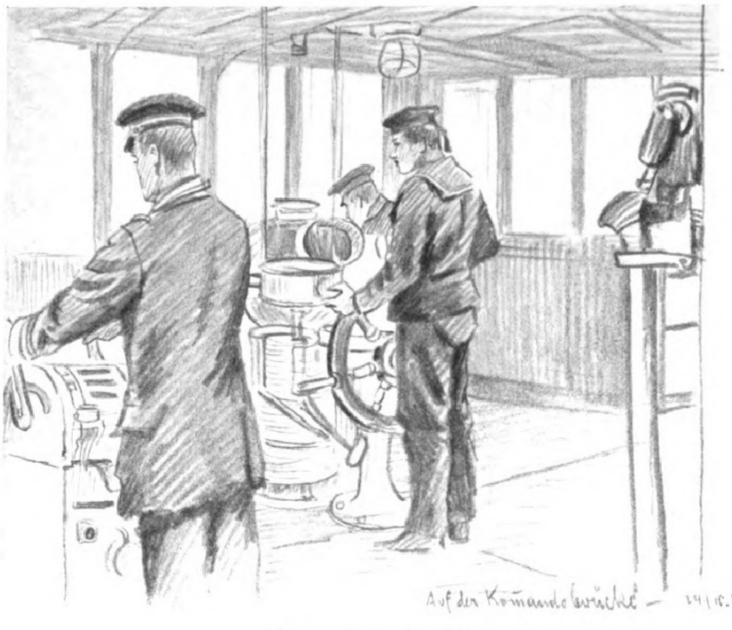
(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Verdeutschungen im Heere.

Von Paul Hundt.

Bei den durch den Krieg lebhaft geförderten Bemühungen um die Ausmerzung der überflüssigen Fremdwörter ist unser Heer oft genug, im Ernst sowohl wie scherzweise, als schlechtes Beispiel hingestellt worden. Heißsporne können nicht begreifen, weshalb die Heeresleitung jetzt, wo die Zeit für die Ausjätung des Fremdwörterunkrautes so günstig ist, nicht sofort die Hand an dieses höchst volkstümliche Werk legt, und nicht ohne eine gewisse Berechtigung weisen sie auf die zahlreichen Erörterungen der Angelegenheit in den Tageszeitungen hin, die den Wunsch des Volkes nach deutschen Bezeichnungen im deutschen Heere widerspiegeln.

Freilich erscheinen uns jetzt mehr denn früher die in unserer Heeressprache vorkommenden Fremdwörter als unschöne Flicken an ihrem Gewande, aber — vorläufig hat das Heer wichtigeres zu tun, als sich mit diesen „Schönheitsfehlern“ zu beschäftigen. Es gibt wohl wenig Deutsche, die nicht wünschen, daß das Heer auch die Fremdwörterausmerzung ernsthaft in die Hand nehme und gut deutsch löse;



Auf der Kommandobrücke.

aber jeder Einsichtige verschiebt diese Arbeit mit vielen anderen ebenso wichtigen und wichtigeren bis nach dem Frieden. Das hindert allerdings keineswegs, daß man sich „hinter der Front“ und daheim im Lande auch jetzt schon fleißig mit der Frage beschäftigt und ihre Lösung vorbereitet. Beiträge dazu sind während des Krieges auch bereits mehrfach geliefert worden, und es ist unserer Ansicht nach durchaus gut und nützlich, daß dies geschieht, daß Vorschläge zum Ersatz der Fremdwörter im Heere von vielen und verschiedenen Seiten, auch aus bürgerlichen Kreisen, gemacht werden, denn durch den Wettbewerb solcher Vorschläge gelangen wir am sichersten zu guten deutschen Bezeichnungen — und in diesem Sinne will auch die folgende Besprechung einiges zu dem großen Werke beisteuern.

Es liegt eigentlich sehr nahe, für unser heutiges Heer die alten Bezeichnungen aus den deutschen Landsknechtsheeren früherer Jahrhunderte dienstbar zu machen, und doch gingen bisher die meisten Vorschläge an ihnen vorüber. Verschiedene dieser Bezeichnungen eignen sich nämlich sehr gut auch heute. So könnte Heermeister, der Titel, den im Mittelalter die obersten Truppenführer hatten, für General wiederaufgenommen werden. Heermeisterleutnant (für Generalleutnant) und Heermeisterhauptmann (für Generalmajor) reihen sich zwanglos an. Die Unteroffiziere der Landsknechtsheere hießen Rottmeister. Wäre das Wort nicht ein klangvoller Titel für unsere heutigen Unteroffiziere? Das französische Sergeant gäben wir um das wuchtige Oberrottmeister gern preis.

Ein anderer Titel alter Zeit ist Schäffer. Im Deutschen Ritterorden standen dem Hochmeister und dem Ordensmarschall Schäffer zur Seite. Da der Ordensmarschall der Kriegsminister des Ordens war, so entspricht der Titel etwa dem der Intendanten der heutigen Heeresverwaltung. Wir schlagen ihn als Ersatz für Intendant vor; Intendantur würde durch Schäfferamt abgelöst werden können. Die Titel der verschiedenen Intendanturbeamten lassen sich mit Hilfe von Schäffer zwanglos bilden.

Daß „Graf“ in alten Zeiten eine Amtsbezeichnung war, ist heute ziemlich vergessen. Nur in einer Zusammensetzung brauchen wir es noch im ursprünglichen Sinne: in „Deichgraf“, das im Holsteinischen üblich ist, und ferner abgewandelt in „Deichgräfe“, wie der Titel an den Küsten zwischen Hamburg und Emden lautet. Die Abwandlung Gräfe gibt vielleicht einen guten Ersatz für das Fremdwort Kommandeur, und zwar für die Kommandeure der großen Verbände Korps, Division und Brigade. Die Herkunft von Graf wird in Gräfe noch lebhaft empfunden, so daß das Wort eine durchaus würdige Bezeichnung der im Range der Heermeister stehenden Führer wäre. Den Kommandeuren der nächst kleineren Verbände müßte die Benennung Herr gegeben werden. Herr in diesem Sinne kennen wir bisher, abgesehen von dem Adelstitel, nur in „Ratsherr“; aber gerade für die Befehlshaber im Heere dürfte es angebracht sein.

Gute alte Worte sind Troß, Stück und Zeug. Troß ist wie kein anderes als Ersatz für Train geeignet. Trainsoldat = Troßmann. Stück, die Bezeichnung des Geschützes, gibt auf gleiche Art Stücksmann für Kanonier. Stückzug für Batterie wird leicht verstanden werden. Zeug, früher als zusammenfassende Benennung des zum Schießen, besonders zum Geschützschießen, nötigen Geräts und Materials gebraucht, hilft uns Artilleriedepot ersetzen durch Zeughof und Munition durch Schießzeug. „Schießbedarf“ wäre länger und sozusagen nüchterner als Schießzeug und darum weniger empfehlenswert. Munitions-depot = Schießzeuglager; Munitionskolonne = Schießzeugtrupp.

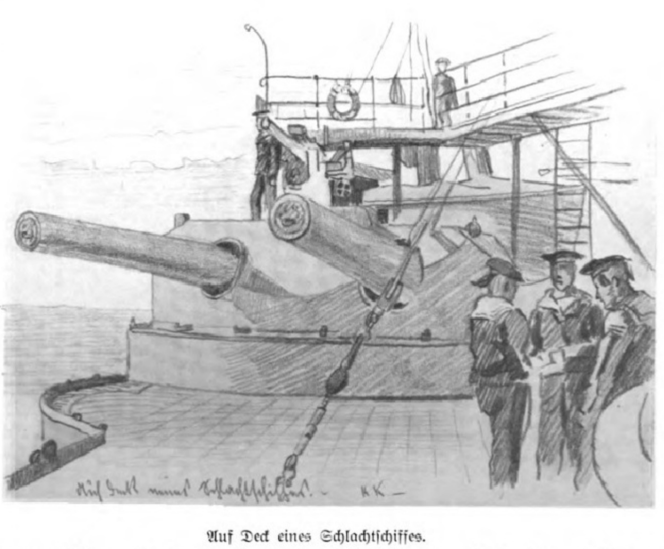
Trupp eröffnet die Reihe der Ersatzwörter für die fremden Verbandsbezeichnungen. (Mehrzahl: die Truppe; nicht die Trupps, das undeutsch ist.) Es ersetzt Kolonne in allen Verbindungen passend, z. B. Feldbäckereitrupp statt Feldbäckereikolonne, Troßtrupp statt Trainkolonne. Auch Detachement kann durch Trupp abgelöst werden, denn die Mannigfaltigkeit in der Bezeichnung kleinerer Gruppen ist wohl nicht unbedingt notwendig. — Für Armeekorps schlagen wir das alte deutsche Wort Heerbann vor, für Division Geschwader. Bei Geschwader werden Verwechslungen mit der Flotte wohl kaum vorkommen; ohnehin ist ja das Wort auch auf dem Lande altbekannt in „Reitergeschwader“. Es in dem bestimmten Sinne von Division zu gebrauchen, geht unserer Meinung nach durchaus an. — Für die weiteren Eindeutschungen in dieser Gruppe knüpfen wir an das Wort Hundertschaft an. Diese Bezeichnung der kleinsten staatlichen Verbände unserer Vorfahren, der alten Dorfschaften, hatte gerade auch im Heerwesen seine Bedeutung, und darum möchten wir die Wiederaufnahme empfehlen. Für



Ballonabwehrgeschütz.



Unterseeboot-Kommandant am Periskop.



Auf Deck eines Schlachtschiffes.

Augenblicksbilder von der österreichisch-ungarischen Marine während des Weltkriegs. Nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Rittmeister Hugo Klein.



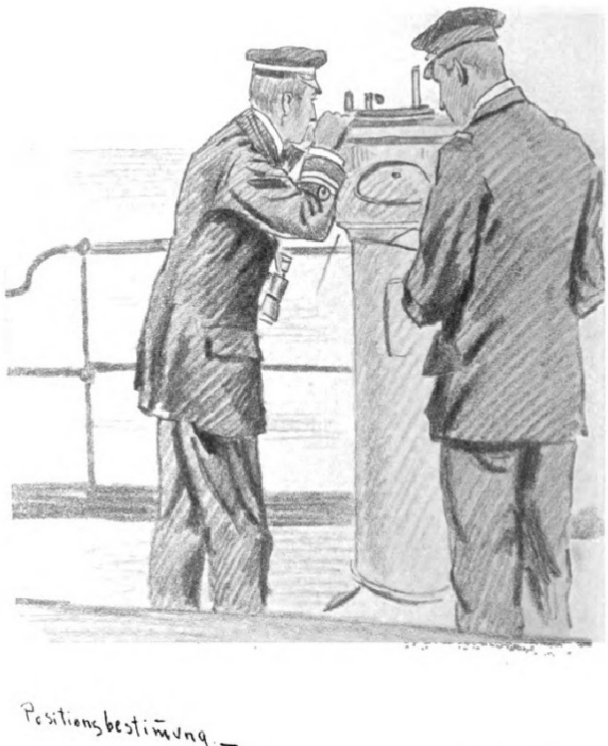
Am Signalprojektor.



Am Entfernungsmesser für Flugzeuge.



Im Unterseeboot vor dem Torpedoabschuß.



Bei der Positionsbestimmung.

Augenblicksbilder von der österreichisch-ungarischen Marine während des Weltkriegs. Nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Rittmeister Hugo Klein.


RICHARD
ASSMANN
KOCHANÓWKA, JUNI 1915



Deutsche Soldaten beim Fischen durch die Franzosen versenkter Granaten.



Interessanter Häuserdurchbruch, um vom Feinde ungesehen an den vordersten Punkt eine[s] von uns besetzten Ortes zu gelangen.

Kompagnie und Eskadron wäre Hundertschaft ein brauchbarer Ersatz. Daß diese Verbände nicht ausgerechnet hundert Mann stark sind, fällt wenig ins Gewicht. Bequem reiht sich alsdann Tausendschaft für Bataillon an, und, wenn wir die Endung -schaft zur Bildung neuer Gruppenbezeichnungen weiter verwenden wollen, so fänden sich in Fahnschaft für Regiment (von „Fahne") und in Fahnschaftsverband oder kürzer Fahnverband für Brigade Ersatzwörter, denen sich Rottmeisterschaft oder vielleicht das kürzere Kammerschaft für Korporalschaft passend anreiht. Statt Tausendschaft (für Bataillon) möchten wir auch Sturmschaft zur Wahl stellen, ein kurzes Wort von kriegerischem Klange, das das Andenken an das „Sturmhaufe" der mittelalterlichen Heere auffrischt. Mit allen diesen Namen verbinden sich die obengenannten Verdeutschungen Gräfe und Herr und das schon gebräuchliche Führer zu guten Benennungen: Heerbanngräfe (Korpskommandeur), Geschwadergräfe (Divisionskommandeur), Fahnverbandsgräfe (Brigadekommandeur), Fahnschaftsherr (Regimentskommandeur), Sturmschaftsherr (Bataillonskommandeur), Hundertschaftsführer (Kompagnieführer), Kammerschaftsführer (Korporalschaftsführer).

Zur Beibehaltung von Infanterist, Musketier, Füsilier und Grenadier liegen keine wichtigen Gründe vor. Veraltete Waffen schafft man ab und bewahrt von ihnen nur Erinnerungsstücke in Zeughäusern auf. Namen wie die eben genannten darf und soll man ebenso behandeln — in den Büchern der Geschichte mögen sie weiterleben, dort leben ja auch die Bombardiere, die Pikeniere u. a. Die heutigen Infanteristen aller Arten können künftig Schützen heißen. Die schon vorhandenen Schützen wären, falls man sie nicht einfach Jäger nennen will, zu Scharfschützen zu machen; und soll ein übriges getan werden, so könnte man die bürgerlichen Schützenvereinsmitglieder verpflichten, sich fürderhin zur Vermeidung von Verwechslungen Bürgerschützen zu nennen. Von den Reitern (so sollte künftig für Kavallerie und Kavalleristen gesagt werden!) müßten die Gardedukorps, die Kürassiere, die Karabiniers und die Chevaulegers ebenfalls „ins Zeughaus wandern". Königsreiter, Harnischreiter, Leibreiter und leichte Reiter bilden würdige und treffende Ersatzbenennungen dafür. Leibreiter bringt uns auf das Leib-, die Vorsilbe, die sich zum Ersatz von Garde eignet. Zwar ist Garde schon ziemlich eingedeutscht, um aber zu möglichst vielen reindeutschen Bezeichnungen zu kommen, empfiehlt sich die Ausmerzung doch. Es könnte künftig sehr gut heißen: Leibschützen (Gardeinfanterie), Leibreiter (Gardekavallerie), Leibgeschütztruppe (Gardeartillerie), Leibwehrbautruppe (Gardepioniere).

Die eben genannten Verdeutschungen für Artillerie (Geschütztruppe) und Pioniere (Wehrbautruppe) sind zwar etwas umständlich, aber es dürfte sich sehr schwer ein Ersatz von der Kürze der Wörter Schütze und Reiter finden. Um die Zuhilfenahme von „-truppe" kommt man vielleicht nicht herum. Die Ausgrabung des alten „Arkeley" für Artillerie möchten wir nicht empfehlen, — Geschütztruppe scheint bis auf weiteres das beste, und Wehrbautruppe ebenfalls, wenn auch Wehrbau einerseits meh[r] umfaßt als die Feldbefestigungen und anderseits de[n] Brücken- und Wegebau nicht einschließt. — Für Trai[n] haben wir Troß als Ersatz bereits erwähnt, und für di[e] Telegraphentruppen sei Fernmelder vorgeschlagen. Di[e] Sanitätsmannschaften endlich könn[]ten in Wundheilmannschafte[n] umgetauft werden, denn im Krieg[e] handelt es sich ja hauptsächlich u[m] Verwundungen, die zu heilen sind weniger um Erkrankungen.

Alle diese Mannschaften abe[r] dienen ihre Standheerzeit — man nennt sie jetzt die aktive Dienstzeit. Nach dieser treten sie in de[n] Ersatzstand (Reserve) über al[s] Ersatzmänner (Reservisten), un[d] zwar genauer als Ersatzschützen Ersatzreiter, Ersatztroßmänner usw. Der Leutnant der Reserv[e] läßt künftig „Leutnant i. Ers." (im Ersatzstand) auf seine Karte[n] drucken. Das Landwehrbezirkskommando aber, das sich mit de[n] Ersatzmannschaften, auch dene[n] des zweiten Standes, de[n] jetzigen Ersatzreservisten, befaßt wird einfach Landwehramt genannt — wie überhaupt Kommando fast überall in Amt gewandelt werden kann: Heerbannamt (Korpskommando), 129. Schützen-Fahnschaftsamt (Kommando des Infanterieregiments Nr. 129) 7. Jäger-Sturmschaftsamt (Kommando des 7. Jägerbataillons), 2. Sturmschaftsamt der 3. Leibschützenfahnschaft (Kommando des 2. Bataillons 3. Garderegiments zu Fuß).

Das Vorstehende berücksichtigt zwar nur eine beschränkte Zahl der in der Heeressprache vorkommenden Fremdwörter, da es sich aber gerade um di[e] wichtigsten, tausend- und millionenfach vom ganzen Volke gebrauchten Benennungen handelt, dürfen wir auch diesen kleinen Beitrag nicht als gering ansehen. Und mögen späte[r] auch nur drei oder vier der hier vorgeschlagenen Wörte[r] eingeführt werden, ihren Zweck hätte diese Anregung dann doch erfüllt, und unseres Anteils an der Förderung de[r] Spracheinheit im deutschen Heere wären wir herzlich froh.



Deutsche Technik im Felde: Ein idealer Mannschaftsunterstand in Beton mit Luft- und Lichtschächten.





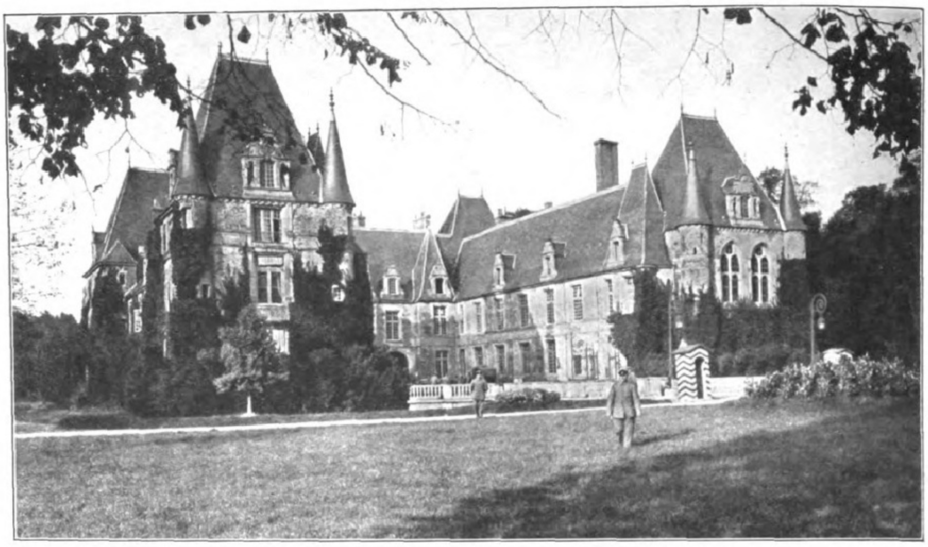
Blick in das Innere von den Franzosen in zweckloser Weise zerschossener Kirchen hinter der deutschen Front.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

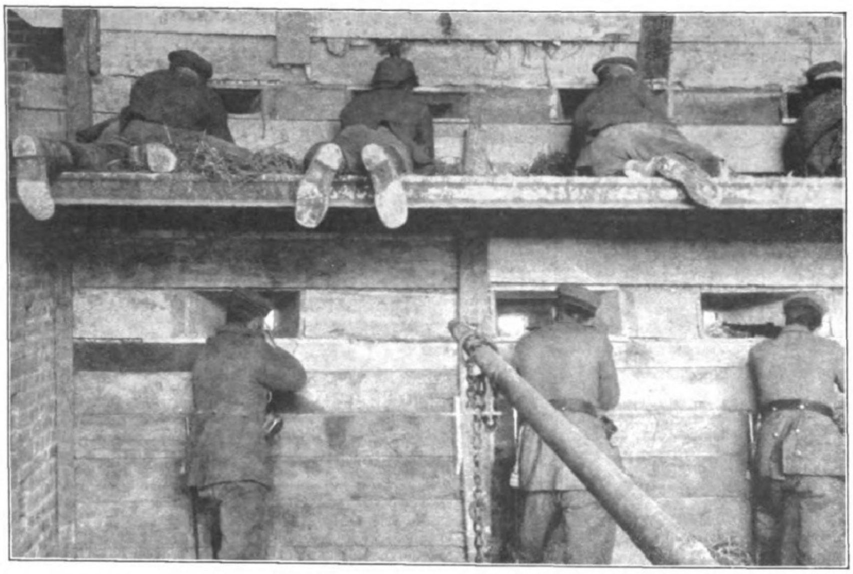
Ein Wachtstubenidyll hinter der Schützenlinie.

Vogesenlandschaft! Hoch oben am Berge hat bayrischer Landsturm sein Quartier. Dort stehen einige vereinzelte große Gehöfte dicht am Rande des Waldes, der sich bis zum Kamme des Gebirges emporzieht. Man hat noch eine halbe Stunde steil bergan zu steigen, bis man den Kamm erreicht, von dem aus sich ein herrlicher Blick auf die deutschen Vogesen und die Tiefebene des Rheins eröffnet; hier hat die eine Kompagnie des Bataillons die niederen Hütten erbaut, die ihr den Winter über als heizbares Quartier gedient, während die andere Kompagnie in den Scheunen der unteren Gehöfte untergebracht ist, deren Heu zwar ein besseres Lager bietet, um deren Heizbarkeit es aber schlecht bestellt ist, und die deshalb während des Winters bei mangelnder Wärme und bei mangelndem Licht gerade keine behaglichen Wohnstätten zu nennen waren. Doch wir sind im Krieg, man gewöhnt sich an manches, und an Luftigkeit haben diese Scheunenquartiere nichts zu wünschen übriggelassen, während einem in den Hütten der mit heizbaren Quartieren bedachten Kameraden oft der beißende Rauch das Wasser aus den Augen trieb.

Tritt man aus den typischen schmalen Hauseingängen dieser bereits auf französichem Boden liegenden Gehöfte heraus, dann gleitet der Blick an den sich wie zwei Arme vorlegenden Höhenzügen vorbei in einen Talkessel, der von der hell schimmernden Straße durchzogen ist. Das scharfe Auge würde erkennen, daß die Häuser, die sich dort vorn am Eingang des Kessels um die Straße gruppieren, nur noch Ruinen sind mit halbzerstörten Dachstühlen und klaffenden Löchern in den Mauern. Es war am Allerseelentage des vorigen Jahres, als die Franzosen, um etliche deutsche Proviantwagen zu treffen, die man etwas unachtsam mitten auf der Dorfstraße im Gesichtskreise des französischen Beobachters hatte stehen lassen, das Dorf mit etwa 100 Granaten beschossen, so daß den armen Einwohnern nichts übrigblieb, als ihre in Trümmerstätten verwandelten Häuser zu verlassen. Die Proviantwagen wurden aber nicht getroffen.



Das Schloß Marchais des Fürsten Albert von Monako in dem gleichnamigen Ort in Nordfrankreich. (Nach der Besitzergreifung durch die deutschen Truppen wurden sofort umfassende Sicherheitsmaßregeln getroffen, um das wertvolle Besitztum des uns feindlichen Fürsten vor Schaden zu bewahren.)



Inneres eines in Verteidigungszustand gesetzten Hauses. (Die Schützen befinden sich in zwei Stockwerken übereinander.)

Man kann das, wie gesagt, mit gutem Auge von den hochgelegenen Gehöften aus sehen, die Fortsetzung der Straße ist aber durch den vorspringenden Höhenzug verborgen. Dort weiter nach vorn liegt dann ein Ort, der rheinischen Landwehrleuten als Ruhequartier dient, wenn sie von ihrer dreitägigen Schützengrabenarbeit zur Ablösung herunterkommen. Diese Quartiere sind alle gut und heizbar, haben Luft und Licht; das einzige Unangenehme ist nur, daß man sich tagsüber, solange als es einigermaßen hell ist, nicht auf der Straße blicken lassen darf, denn auf dem Kamm des dahinter liegenden grünen Rückens stehen oder standen noch vor kurzer Zeit die Franzosen, und die lassen es sich nicht verdrießen, sogar mit Granaten auf den einzelnen Soldaten zu schießen, der sich blicken läßt. Schließlich ist ja auch ein deutscher Landwehrmann eine Granate wert, man kann es den Herren Franzosen nicht verargen, wenn sie sich solches Ziel teure Munition kosten lassen.

Eine halbe Gehstunde vor diesem Orte, also etwa gleich hinter dem zerschossenen Dorfe, liegen an der Straße zwei Häuser, die vollkommen unversehrt sind. Man kann sie von unseren Gehöften aus nicht sehen, denn sie sind schon von dem Abfall des Höhenzuges verdeckt, der dadurch, daß er an dieser Stelle nahe an die Straße herantritt, eine Art Engpaß bildet, welcher unter Umständen strategische Bedeutung hat. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß man eins der Häuser zum Lokal der Ortswache bestimmt hat, der die Aufgabe obliegt, niemand durchzulassen, der nicht die Erlaubnis dazu hat oder vermöge seiner Stellung dazu berechtigt ist, ferner in den Nachtstunden Sicherheitspatrouillen auszusenden, die die Straßen begehen, damit sich dort nichts Verdächtiges unbeachtet zeige, endlich einige Posten auszustellen.

Es ist dies aus verschiedenen Gründen die angenehmste Wache, die in den Pflichtenkreis der oben in den Gehöften einquartierten Landsturmleute fällt, denn der Dienst ist hier verhältnismäßig leicht, die Öfen, die aufgestellt waren, gaben gute Wärme, so daß man wieder einmal einige Tage im geheizten Raum zubringen konnte, und außerdem war die Mutter Simon da, ein besonderer Typ von französischer Vogesenbäuerin, die eine etwas nähere Betrachtung verdient.

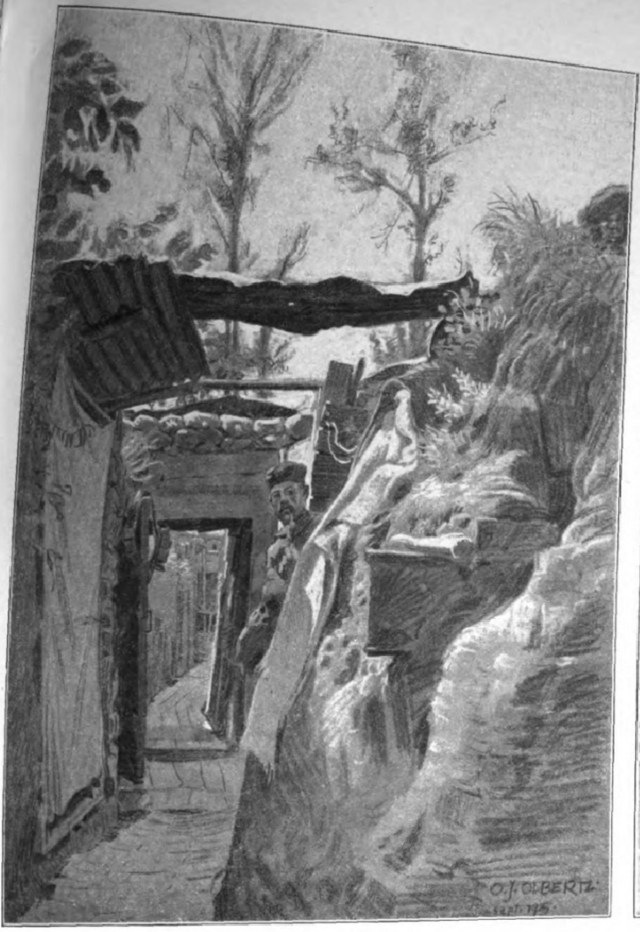
Wer die prächtigen, an die Kulturgeschichte streifenden Romane Erckmann-Chatrians kennt, wird in ihnen gelegentlich solchen Gestalten begegnet sein, wie sie mir in der mère Simon leibhaftig und lebensprühend entgegentrat. Ein mächtiger Körper mit starkem Knochengerüst, der sich jetzt noch, trotz der 66 Jahre, aufrecht und straff hält, ein paar große, lebhaft blickende Augen, über die aber ein dünner Schleier von Melancholie gebreitet ist, und die aus einem etwas grobknochigen Gesicht herausschauen, das auch jetzt noch die Spuren einstiger derber Schönheit zeigt, dazu die tiefe, voll und melodisch klingende Altstimme; all das ergibt eine Persönlichkeit, die nicht übersehen werden kann, und die an und für sich Interesse erregt.

Mutter Simon ist ebenso wie die neben ihr wohnende Nachbarin am Tage der großen Beschießung ruhig in ihrem Hause geblieben, denn die Häuser liegen, wie erwähnt, etwas abgesondert vom Dorfe, das erst hinter dem Hügelrücken beginnt, und da dachte sie wohl, daß das Geschick es mit ihr gut gemeint, und daß die Granaten ihrer Landsleute sie verschonen würden. Sie hat nicht einmal versucht, aus dem Hause zu laufen, sondern hat sich nur zitternd und bebend, wie es eben bei einem alten Weibe begreiflich ist, im hintersten Winkel desselben verkrochen, bis der Abend kam und damit das Schießen aufhörte. Seit der Zeit aber ist sie nervös geworden, und schon der nähere Kanonendonner versetzt sie in Schrecken.

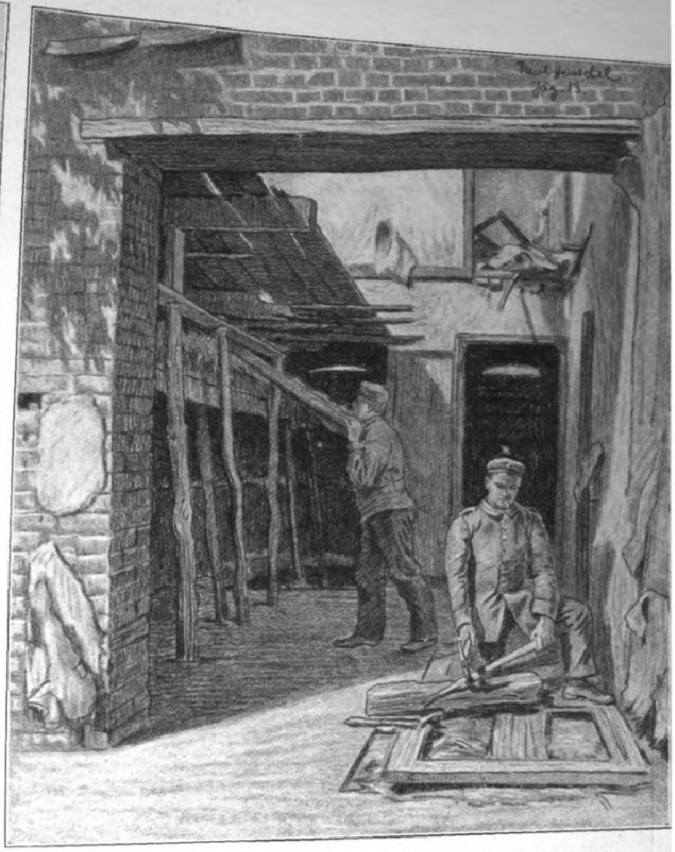


Beobachtungsposten in einer Scheune 300 m vor dem Feinde. (Phot. Max Wipperling.)

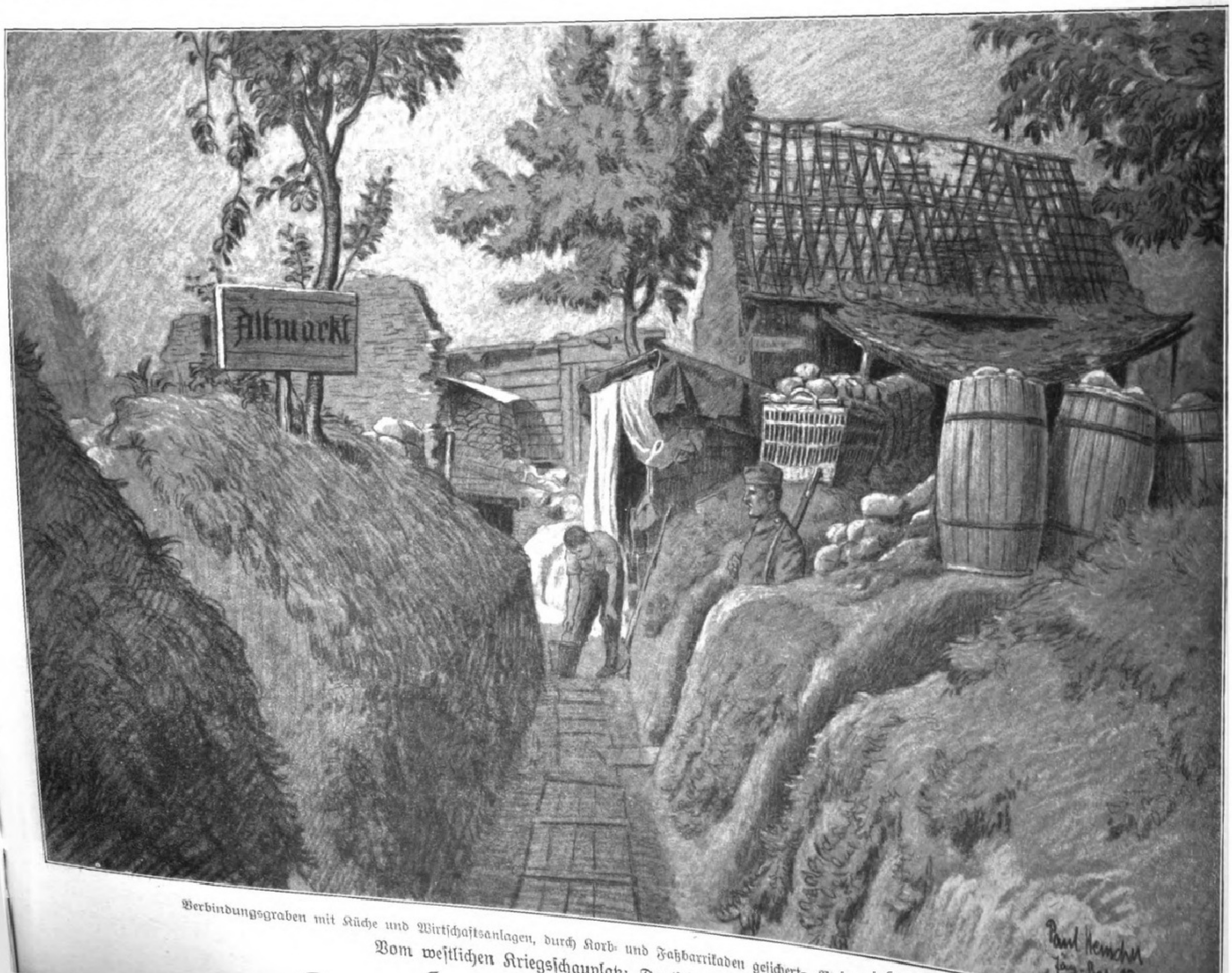
Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Malerischer Blick in einen Schützengraben. Nach einer Zeichnung von O. J. Olbertz.



In Häuser eingebaute Stellungen. Nach einer Zeichnung von Paul Henschel.



Verbindungsgraben mit Küche und Wirtschaftsanlagen, durch Korb- und Faßbarrikaden gesichert. Nach einer Zeichnung von Paul Henschel.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Deutsche Stellungen in Flandern.

Also, wie gesagt, unsere Landsturmleute fühlen sich auf der Ortswache, im Hause der Mutter Simon so wohl, wie man sich überhaupt im Kriege zu fühlen vermag. Mutter Simon hat noch drei Ziegen, die reichlich Milch geben, sie erzählt den Soldaten die wunderbarsten Dinge, von denen diese natürlich kein Wort verstehen, die sie aber zu erraten glauben und durch Zeichensprache deutlicher machen; man hält mit einem Worte gute Kameradschaft mit ihr und hat das Gefühl, als ginge mit dem alten Weiberl ein guter Geist durch das Haus. Als daher eines schönen Tages wieder die Wache ausgeteilt wird und uns die Ortswache trifft, ist jeder mit der Zuteilung zufrieden.

Sobald der Abend dämmert, wird zum Abmarsch angetreten, denn das Straßenstück, an dem sich unser Wachtlokal, das Simonsche Haus, befindet, liegt ja bereits im Gesichtsfeld der französischen Beobachter, und da diesen natürlich nicht kund werden darf, daß das Haus als Wachtlokal dient, darf sich die Ablösung nur unter dem Schutze der Dunkelheit vollziehen. Langsam marschieren wir von unseren Berggehöften herab und halten — achtzehn Mann stark — nach etwa drei Viertelstunden vor dem Hause, das nun schnell von der alten Mannschaft



Unser Kaiser im Felde: Kaiser Wilhelm in Begleitung des Deutschen Kronprinzen bei einer Truppenbesichtigung auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

geräumt wird, worauf wir warten, denn alle haben wir in der engen Behausung nicht Platz.

Mutter Simon ist in der Küche, sie kennt ja bereits fast jeden von uns, denn im Laufe der Zeit sind wir schon mehrere Male in ihrem Hause als Wachmannschaft gewesen. Ein freundlicher Gruß und ein Händedruck, dann weist sie jenen, die im Hause noch nicht Bescheid wissen, den Raum, wo sie schlafen können, und während dann die Mannschaft unten auf dem guten Küchenherd den Tee oder Kaffee siedet und den Abendimbiß nimmt, zieht sie sich in ihre im ersten Stock neben dem Heuboden befindliche Kammer zurück und begibt sich zur Ruhe. Ihr ehemaliges Wohnzimmer neben der Küche dient uns als Wachtlokal.

In der Nacht gibt es natürlich zu tun; die einen machen ihre Patrouillengänge, die anderen stehen Posten, aber dazwischen gibt es lange Ruhepausen, in denen man sich in dem behaglich durchwärmten Raum auf dem Heulager oder — es ist das allerdings eine besondere, weil praktisch schwierige Begünstigung — auf der Matratze strecken kann. Man schnallt das Lederzeug ab, lehnt das Gewehr in die Ecke und verfällt sofort in jenen wohligen, tiefen Schlaf, wie ihn eben nur Soldaten schlafen können. Wahrlich, nächtliches Postenstehen und Patrouillengehen sind eine wunderbare Panazee für Schlaflose!

Kaum dämmert der Morgen, so krabbelt Mutter Simon auch schon in der Küche herum, sie sucht ihre Geschirre zum Melken der Ziegen, denn die Soldaten warten schon auf die Milch, und da doch nicht genug Milch vorhanden ist, um alle achtzehn zu befriedigen, erledigt die gute Alte die Milchfrage so früh wie möglich, weil dann noch nicht alle auf sind und sie nachher mit gutem Gewissen sagen kann: „Je n'ai plus" — es ist keine mehr da.

Mutter Simon spricht nämlich eigentlich mit den Soldaten, da es bei denen ja doch auf dasselbe herauskommt, ihr geliebtes „patois", das sie durch Pantomime unterstützt; mir gegenüber bedient sie sich eines guten, korrekten Französisch, in dem sie mir schon so manches rührende Ereignis aus ihrem Leben berichtet hat. Jetzt aber, in der Frühe, hat sie keine Zeit, obwohl ihr Haushalt vollkommen daniederliegt, gibt es allerlei zu tun; erst am Nachmittag kommt sie, halb verschämt und wie um Erlaubnis bittend, zu uns ins Zimmer herein, um sich an den warmen Ofen zu setzen, der in ihrem Stübchen oben mangelt. Wenn dann einer unter den Leuten ist, der Französisch spricht, geht ihr das Herz auf.

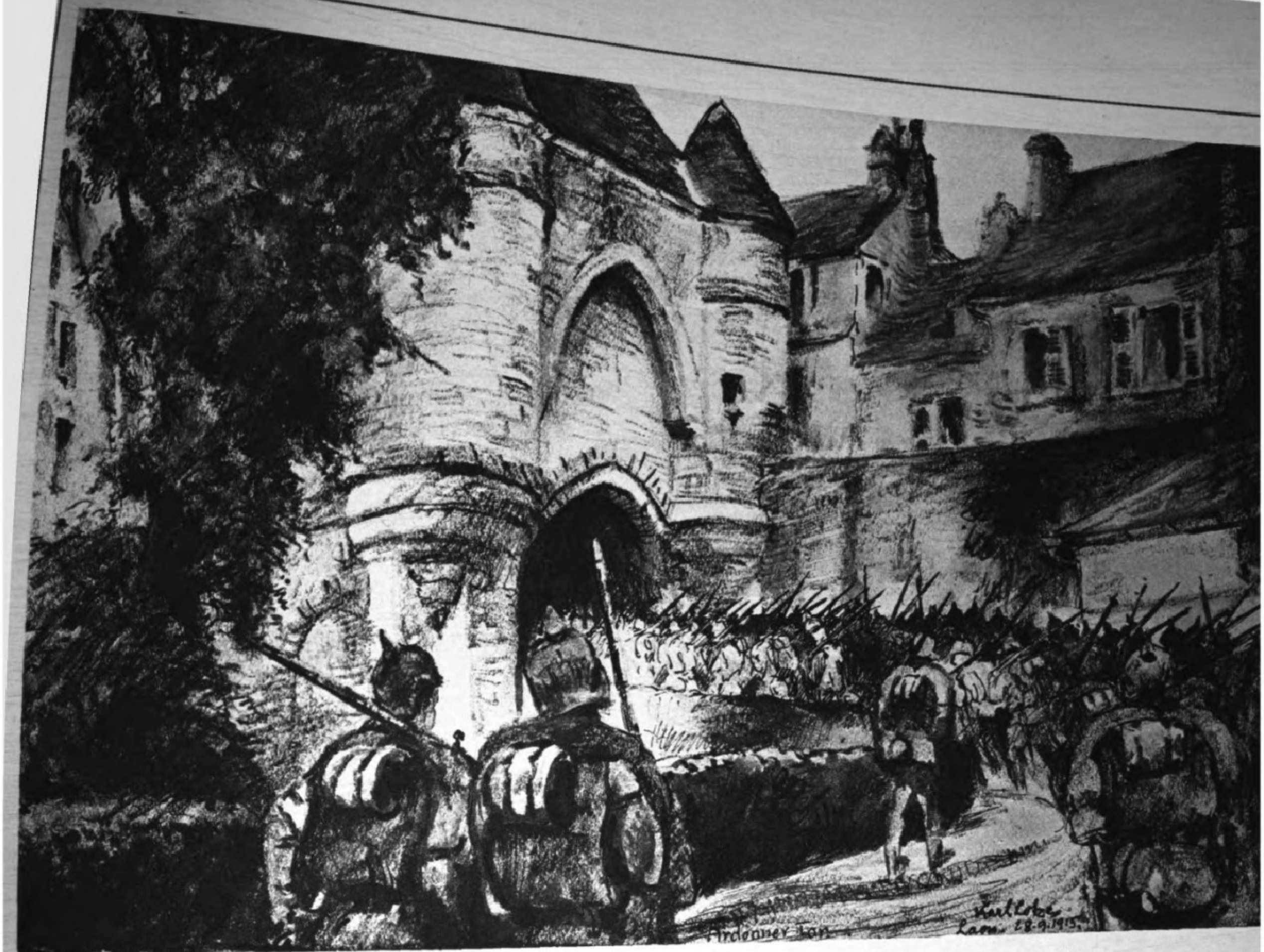
Sobald es draußen hell geworden ist, darf niemand von unseren Leuten mehr aus dem Hause hinaus; die Franzosen sollen ja nicht erfahren, daß hier ein Wachtlokal und Soldaten sind. Es ist strenger Befehl! Nun ist es aber Pflicht des am Tage hinter der Hausmauer sorgsam verborgenen Postens, jeden vorübergehenden Soldaten oder auch Zivilisten anzuhalten und auf Grund der Papiere zu prüfen, ob er ihn passieren lassen darf. Tut er das aber, dann bedarf es von seiten des französischen Beobachters auch dann, wenn er unseren Posten nicht sieht, keines großen Scharfsinnes, herauszubringen, daß dort, wo jeder Vorübergehende von einer unsichtbaren Kraft angehalten wird und erst nach einigen Hantierungen weiterzieht, ein Posten stehen muß. Ein eigentümliches Dilemma, Konflikt zwischen Pflicht und Pflicht, Pflicht der Kontrolle und Pflicht der Geheimhaltung. Es läßt sich leider an dieser Stelle nicht anders machen. Man muß beides so gut wie möglich zu vereinen suchen.

Der Tag geht für die Mannschaft auf diesem beliebten Posten mit fast vollständiger Ruhe dahin. Nur ein Posten, eben der Kontrollposten, wird ausgestellt und alle zwei Stunden abgelöst; die anderen ruhen oder vertreiben sich die Zeit mit Kartenspielen und Lesen. In der Nacht gibt es dann dafür um so mehr zu tun.

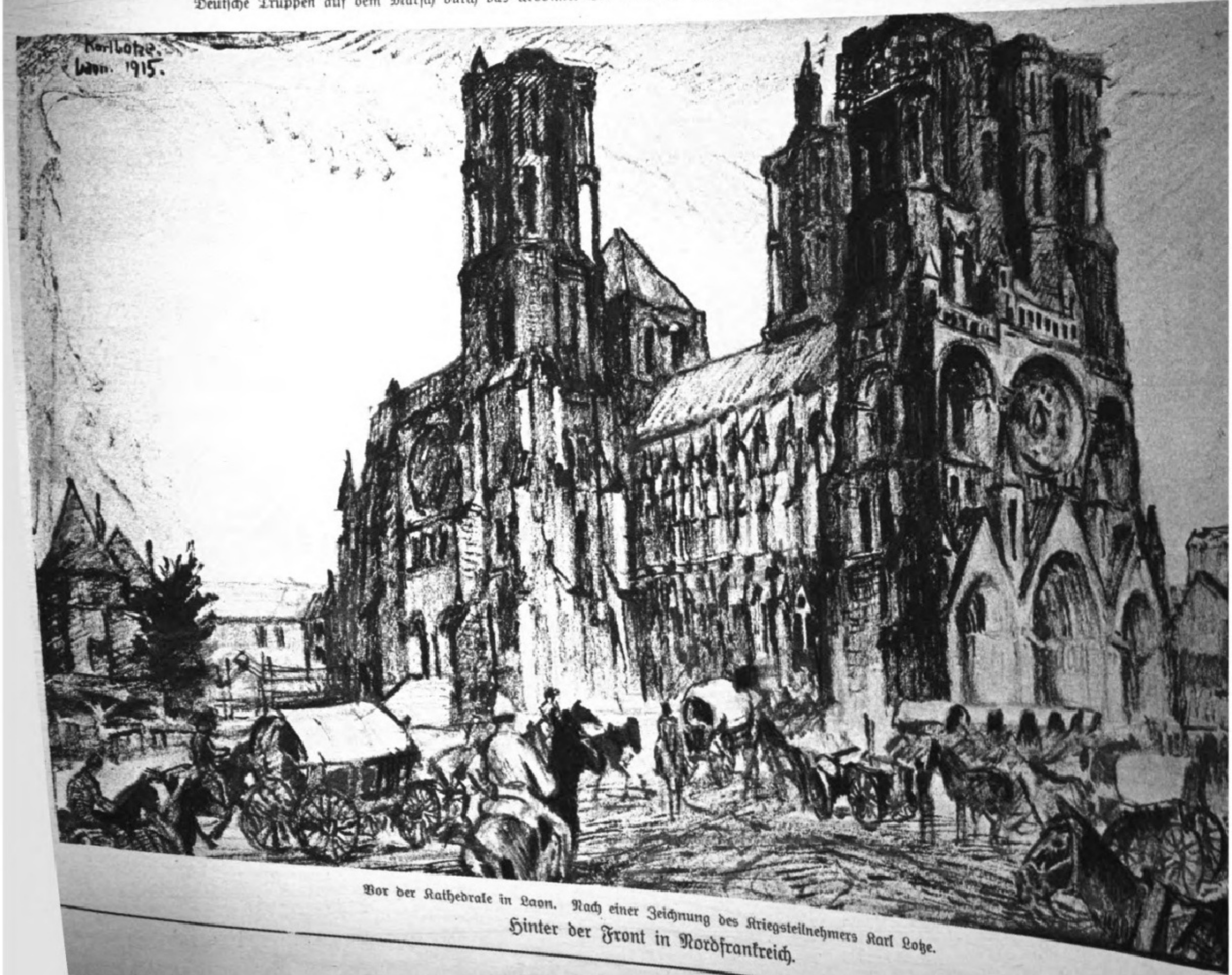
Wir haben dieses Mal für unsere Wache einen guten Koch mitbekommen; Fleisch und Zubehör werden nach Anbruch der Dunkelheit von den dazu bestimmten Leuten vom Fourageunteroffizier in der Kompagnieküche geholt, und wenn dann der Trupp mit den vollen Säcken ankommt, ist das Auspacken eine Sache, für die alle, besonders aber unser Koch, ein lebhaftes Interesse haben. Für heute hat er uns Schweinefleisch mit vorzüglichem Kraut hergerichtet, und er hat es sogar verstanden, aus der Schweinefleischbrühe eine Suppe zu bereiten, für die alle das höchste Lob äußern; auch mir schmeckte sie ausgezeichnet. Es ist genug da, daß auch Mutter Simon und ihr kleiner Enkel einen Teller voll abbekommen, und nun sitzt sie, während die anderen Kameraden auf dem Heu liegen, Karten spielen, Briefe schreiben oder Zeitung lesen, mir gegenüber am Ofen und erzählt etwas. Man fühlt sich behaglich wohl und geborgen. So dicht an der Front und doch dabei eine traute Wachtstubensituation nach der Art Hackländers.

Jetzt setzt wieder drüben Kanonendonner ein, auf den wir nicht sonderlich achten, denn wir sind daran gewöhnt. Plötzlich aber geschieht etwas Seltsames. Man hörte ein ganz kurzes Pfeifen, dann einen dumpfen Schlag, etwa wie wenn eine schwere Hand in eine weiche Masse patschte. Gleichzeitig spritzte aber auch von der Wiese, die jenseits der Straße liegt, der weiche, morastige Boden auf; an unserer Hauswand müßte man die Spritzer sehen. Wir sahen uns alle einen Moment lang erschrocken und zweifelnd an, dann aber war es uns allen sogleich klar: eine Blindgängergranate, also eine französische Granate, die nicht explodierte, ist in der Wiese dicht neben dem Hause eingeschlagen. Da man mit Granaten keine Zufallschüsse abgibt, kann kein Zweifel darüber sein, daß man unser Wachtlokal mit Granaten beschießt. Es ist den Franzosen verdächtig vorgekommen, daß jeder Vorübergehende an unserem Hause anhält, und nun wollen sie dem Posten, den sie richtig darin vermuten, die Suppe versalzen.

Mutter Simon verbirgt ihr Gesicht in den Händen und fängt zu schluchzen an; auch sie weiß, um was es sich handelt. Nun stellt sich blitzschnell in jedem Hirn die Frage, was zu tun ist. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Haus oder eine Stellung, die damit verbunden ist, zu verteidigen; wir haben hier gewissermaßen nur unsere Wohnung, diese Wohnung ist das Ziel des feindlichen Granatfeuers. Dürfen wir sie verlassen, nur hundert Meter über die Straße eilen und uns so in Sicherheit bringen? Einen Moment lang durchzuckt diese Frage jedes Hirn, und ein Teil der Mannschaft ist auch tatsächlich bereits auf dem Sprunge, das bedrohte Haus zu verlassen. Dann aber siegt das Pflicht- und das Soldatengefühl: Wir sind hier an diesen Posten gestellt, wir haben hier auszuhalten, solange wie möglich; solange uns aber nicht das Dach über dem Kopfe zusammenstürzt, bleiben wir. Diese Überlegung spielt sich in der Zeit einer Minute ab. Da kommt auch schon der Schall des abgefeuerten Schusses von drüben, man hört das Sausen, das Heulen und Pfeifen der herankommenden Granate, man zählt die sich endlos dehnenden Sekunden, bis das Krachen des krepierenden Geschosses unsere Fenster erbeben läßt. Dieses Mal ist es kein Blindgänger, die Granate krepierte jetzt dicht oberhalb an der anderen Seite des Hauses, ein schwerer Erdbrocken, der aufgewühlt wurde, muß auf das Dach gefallen sein. Nun folgt in regelmäßigen Abständen von fünf Minuten Schuß auf Schuß. Immer wieder dasselbe herankommende Heulen, das gespannte Warten auf die Explosion, das Aufatmen, wenn die Explosion erfolgt und unser Haus unversehrt ist.



Deutsche Truppen auf dem Marsch durch das Ardonner Tor in Laon. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Karl Lotze.

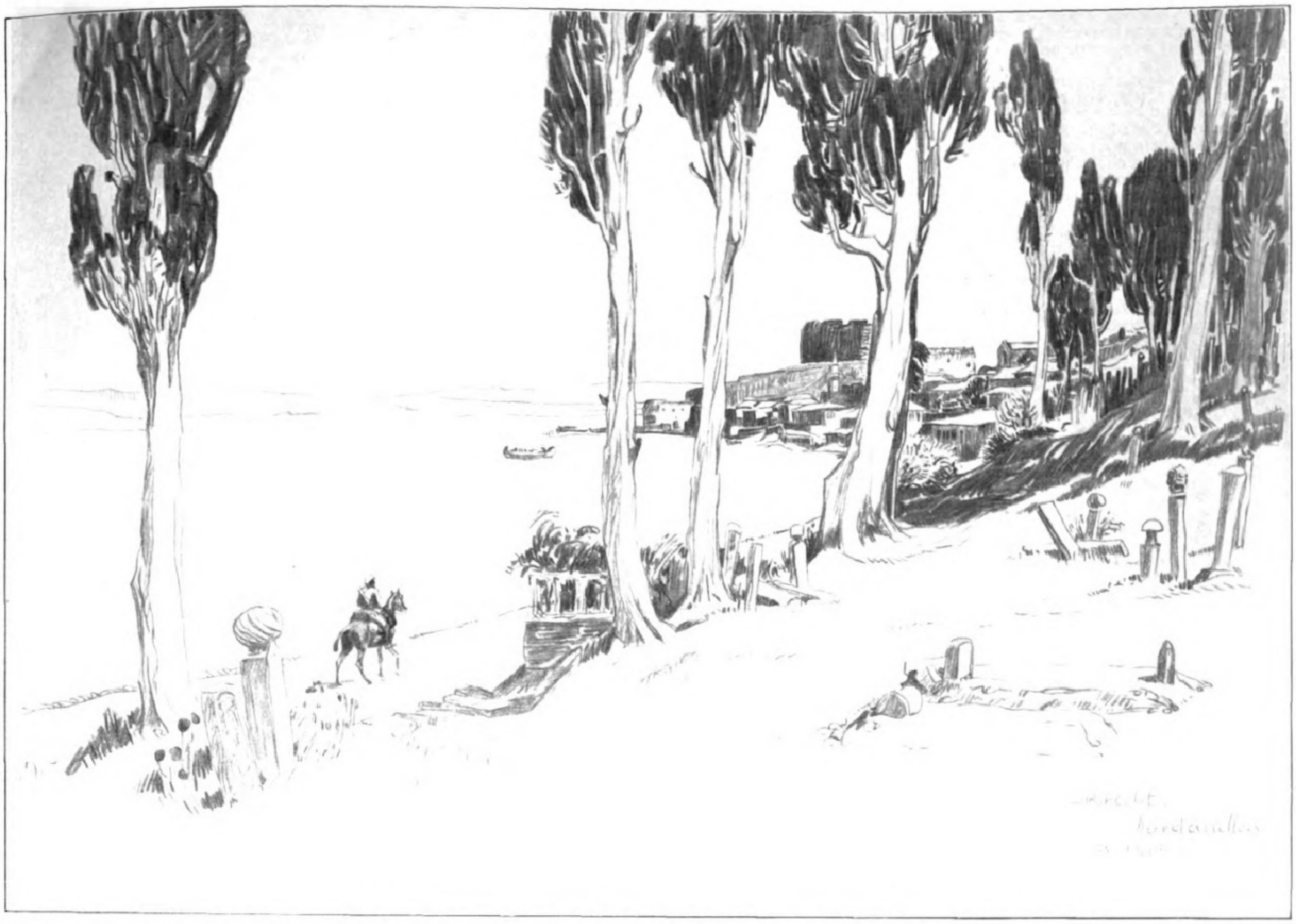


Vor der Kathedrale in Laon. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Karl Lotze.

Hinter der Front in Nordfrankreich.



Die Türkei im Weltkrieg: Das Dardanellenfort Tschimelik im siegreichen Kampf mit der englisch-französischen Flotte während des großen Angriffs am 18. März 1915.
Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Georg Lebrecht.



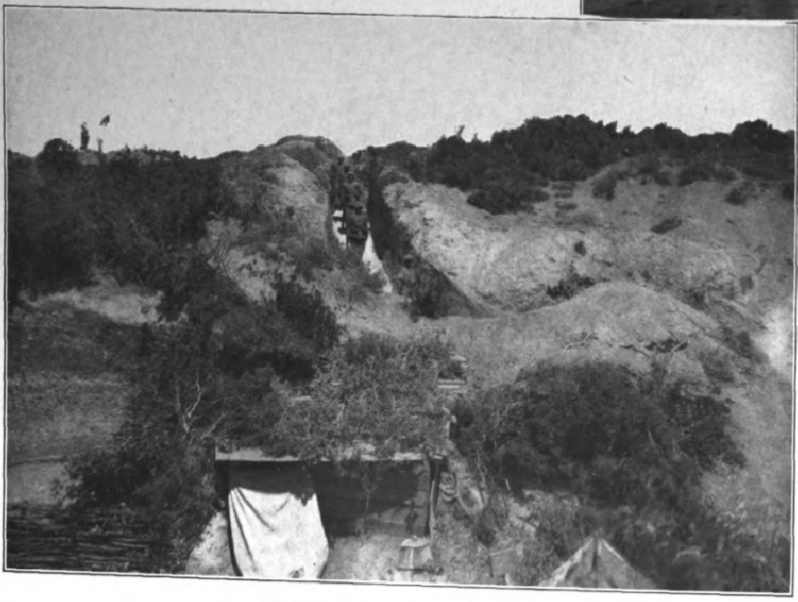
Die Türkei im Weltkrieg: Alter Friedhof an den Dardanellen beim Fort Rumeli Medjidjeh mit neuen Soldatengräbern. Nach einer Zeichnung des zum türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Georg Lebrecht.

Im Kampfe sieht und hört man die herankommende Kugel nicht, hier aber ist jeder Schuß von dem fernen Donner des Abfeuerns, dem hörbaren Näherkommen der Granate bis zur Explosion von so intensiver Steigerung und gesteigerter Wirkung auf den ruhig Zuhörenden, dem dieser tödliche Gruß zugedacht ist, daß dem an dramatischem Gehalt nichts an die Seite zu setzen ist.

Ein Teil unserer Leute hält sich im Keller als dem sichersten Ort des Hauses auf; mich bewegen ernste Gedanken, die weitab von Furcht sind, und die reiner und größer sind, näher an die Ewigkeit heranreichen als irgendwelche, die ich vielleicht jemals im Leben gedacht, ähnlich vielleicht jenen, die man hat, wenn man von einem hohen Berge aus, sich selbst in der Natur verlierend, in der Schönheit des ringsum Geschauten aufgeht.

Die Nerven beginnen sich anzuspannen und gleichzeitig abzustumpfen, denn zwei Stunden lang fallen in kurzen Abständen die Granaten dicht beim Hause ein, nur meterweit ist das eine und das andere Mal der Tod von uns entfernt, und jedesmal machen wir diese Stufenleiter der Vorbereitung, des Abfeuerns, des heulenden Herankommens, des Krepierens mit. Als es Abend wird und das Feuern aufhört, sind unsere Nerven unempfindlich wie Stricke geworden. Das dünne Dach hätte uns natürlich





Türkischer Schützengraben auf Gallipoli.

Pferdewäsche im Ägäischen Meer in einer Bucht der Gallipolihalbinsel.

Die Türkei im Weltkrieg. (Phot. A. Melkenstein.)

keinen Schutz geboten. — Wir haben das Gefühl, unsere Aufgabe gut erfüllt zu haben, vielleicht wollte die vorzüglich schießende französische Artillerie das Haus nicht treffen, vielleicht legte man die Granaten nur so nahe, daß man uns herausschreckte, daß wir uns demaskierten.

Am Abend brennt wieder die Lampe in dem traulichen Zimmer, wir sitzen beieinander und besprechen die Erlebnisse des Tages. Mutter Simon kann sich noch nicht beruhigen, immer wieder und wieder perlen ihr die Tränen aus den Augen. Es ist zu schrecklich, daß ihr die Franzosen das Haus über dem Kopfe zusammenschießen, aber sie trotzt der Gefahr, sie will nicht weichen; solange die deutschen Soldaten in ihrem Hause bleiben, bleibt sie auch. Sie hat das Gefühl, solange die Feldgrauen da sind, kann ihr nichts geschehen.

Und so war es auch: die Franzen haben auf das Wachtlokal nicht mehr geschossen, sind wohl heute gar nicht mehr in der Lage, es zu tun. Mère Simon aber macht immer noch in ihrem Hause den deutschen Landsturmmännern die Honneurs, die sie ihr zwar brummig, aber gutgelaunt erwidern.

Albert Bencke.



Die Türkei im Weltkrieg: Türkische Soldaten in ihren Mußestunden; Vorführung eines Nationaltanzes. (Phot. M. Löhrich.)



Die Türkei im Weltkrieg: Verbandstelle des Roten Halbmonds auf Gallipoli. (Phot. M. Löhrich.)

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Bad-Nauheim. Zu den mannigfachen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die der Krieg verursacht hat, gehört auch die Einrichtung des Winterkurbetriebes in verschiedenen Badeorten Deutschlands. Auch in Bad-Nauheim wird in diesem Winter zum erstenmal ein regelrechter Kurbetrieb stattfinden; nicht nur Badehäuser, in denen Thermal-, Sprudel- und Brunnenbäder verabfolgt werden, sondern auch das Kurhaus bleibt geöffnet, und das Unterhaltungsprogramm, das regelmäßige Konzerte, Theatervorstellungen und andere Veranstaltungen bringt, erweist sich als sehr reichhaltig und abwechslungsvoll. Die Zahl der bisher schon eingetroffenen und angemeldeten Kurgäste ist recht erheblich. Bad-Nauheim bietet in dieser früher so ruhigen Zeit den Anblick regen Badelebens und Fremdenverkehrs. Es ist zu erwarten, daß Bad-Nauheim auch während der Winterkurzeit dauernd gut besucht und der Zweck erreicht werden wird, den vielen durch den Krieg an ihrer Gesundheit unmittelbar oder mittelbar Geschädigten (vor allem Herz-, Rheumatismus-, Gicht- und Nervenleidenden) auch im Winter Gelegenheit zur Heilung zu bieten.

Lahmann-Wäsche im Feld. Wie hervorragend geeignet und bewährt diese gesunde und zweckmäßige Unterkleidung von unseren braven Kriegern befunden wird, zeigen Zuschriften wie die folgende: „Mit Dr. Lahmanns Unterkleidung habe ich bereits seit Jahren die besten Erfahrungen gemacht. Ich rüstete mich deshalb für den Feldzug ebenfalls mit Dr. Lahmann-Wäsche aus. Die häufigen Witterungswechsel während der ersten Kriegsmonate und die großen Temperaturunterschiede der Tage und Nächte während des Herbstes in Frankreich, in Verbindung mit den großen Anstrengungen des Vormarsches stellten meine Gesundheit auf eine harte Probe, besonders weil ich infolge meiner empfindlichen Haut leicht zu Katarrhen neige. Daß diese gänzlich ausgeblieben sind, schreibe ich lediglich den ausgezeichneten Eigenschaften der Lahmann-Wäsche zu. Es sind also meine früheren guten Erfahrungen in vollem Umfange bestätigt worden. gez. P. T., Leutnant d. R." Die Dr. Lahmann-Wäsche ist in mehr als 30jähriger Praxis in allen Lebenslagen und Jahreszeiten, für alle Zwecke und für alt und jung erprobt worden. Wem das Wohlbefinden seiner Lieben im Kriege am Herzen liegt, der schicke Lahmann-Wäsche ins Feld! Aber auch den Zuhausegebliebenen leistet sie in gesundheitlicher und praktischer Hinsicht unschätzbare Dienste. Die alleinige Fabrik H. Heinzelmann in Reutlingen L. 29 versendet kostenlos prächtig illustrierte Original-Preisliste und weist Verkaufsstellen nach.

Die schwere Not der Zeit hat bei dem tiefen Gemüt der Deutschen die leichte Musik begreiflicherweise zurückgedrängt. Welches Instrument wäre da für so herbe Zeit geeigneter, als das Harmonium, das zur Einkehr in sich selbst ladet manchem bedrückten Gemüt Trost und Halt gibt. Wenn irg eine Musikrichtung nach Friedensschluß Aussicht hat, den fühlen des Volkes Rechnung zu tragen, so wird es in e Linie die Harmoniummusik sein. Das Harmonium ist, kaum ein andres Instrument, zur Wiedergabe religiöser, f licher und klassischer Musik berufen und namentlich bei größ Dispositionen zu Konzertvorträgen, zum Solo- und Zusamm spiel vorzüglich geeignet. Da es fast keine Familie gibt, der nicht Heldensöhne fürs Vaterland gefallen sind, so auf Jahrzehnte hinaus unsre Hausmusik eine tiefere, e Richtung annehmen. Harmoniums der Firma Aloys Ma (gegr. 1846), Königl. Hoflieferant in Fulda, erfreuen durch den Wohlklang ihres Orgeltones und billigste P eines Weltrufes. Illustr. Kataloge, auch über Hausorgeln, jedermann ohne musikalische Vor- und Notenkenntnisse s vierstimmig spielbar, versendet die Firma kostenlos.

Kariöse oder wurzelkranke Zähne verursachen wie weiß Zahnschmerzen, die zu krankhafter Nervenreizung tragen können. Eine regelmäßige Zahn- und Mundpflege daher nicht genug empfohlen werden. Man verwende h nur erstklassige Präparate wie es Kalodont-Zahn-Creme Kalodont-Mundwasser sind; sie haben sich seit 28 Ja bestens bewährt.



Schiedmayer

5 Große Preise Paris · St. Louis · Roubaix · Turin · Leipzig

Flügel Pianinos Harmonium

Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart, Neckarstr. 12 Eckhaus

K. und K. Hoflieferanten

Man verlange die illustrirt. Kataloge

62 Medaillen

16 Hoflief. Dipl.

Stammhaus Stuttgart. Filialfabrik: ALTBACH. Filialen: **Berlin**, Potsdamerstr. 27 B; **Frankfurt a. M.**, Eschenheimerstr. 74. — Niederlagen überall.

Hermsdorf-Schwarz



ist das beste

Diamantschwarz

für Strümpfe, Handschuhe, Trikotagen, Strick- und Webgarne

Nur garantiert echt wenn mit dem Namen:

Louis Hermsdorf Färber

gestempelt

Louis Hermsdorf, Chemnitz
Grösste Schwarzfärberei der Welt

Das grosse Los

der

Königl. Sächs. Landes-Lotterie

im günstigsten Falle

800000

Hauptgewinne:

500000
300000
200000
150000
100000

60000, 50000, 40000, 30000 Mk. usw.

110000 Lose u. 55000 Gewinne im Betrage von über 20 Millionen Mark.

Jedes zweite Los gewinnt.

Ziehung 1. Klasse 8. und 9. Dezember 1915.

Klassen-Lose, für jede Klasse:				Voll-Lose, für alle Klassen gültig:			
1/10	1/5	1/2	1/1	1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5.—	M. 10.—	M. 25.—	M. 50.—	M. 25.—	M. 50 —	M. 125.—	M. 250.—

empfehlen und versenden

Friedrich Fricke & Co., Leipzig, Arndtstr. Nr. 35/40.

Königl. Sächs. Lotterie-Kollektion.

(In Oesterreich-Ungarn verboten.)

Die Pfaff-Nähmaschine

sind unübertroffen hinsichtlich Güte, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit.



Über eine Million im Gebrauch

Niederlagen in allen größeren Plätzen

G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN

Nähmaschinen-Fabrik

Gegründet 1862

Körperpflege durch Wasser, Luft u. Sport. Eine Anleitung zur Lebenskunst von Dr. Julian Marcuse. Mit 121 Abbildungen. In Rohleinenband 6 Mark. Ausführliche Prospekte stehen unentgeltlich zur Verfügung. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26

Musik-Instrumente für Orchester, Schule und Haus.



Spezialität: Streichinstrumente. Saiten. Eigene Ateliers. Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



Farbige Kunstblätter der Illustrirten Zeitung.

Prächtiger Zimmerschmuck. Als Geschenk geeignet.

Vielfacher Anregung zufolge haben wir von den schönsten der in der Illustrirten Zeitung zum Abdruck gebrachten farbigen Kunstblätter ungebrochene Sonderdrucke auf Kunstdruckkarton herstellen lassen, die auf dunkeln Karton aufgelegt, zum Preise von je 1 Mark (einer Seite der Illustr. Ztg. entsprech.) bezw. je 2 Mark (einer Doppels. der Illustr. Ztg. entsprech.) durch jede Buch- und Kunsthandlung oder direkt vom unterzeichnet. Verlag zu beziehen sind. Das illustr. Verzeichnis der etwa 200 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenl. versandt.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig 26.

Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Von der im Auftrage der Leipziger „Illustrirten Zeitung" hergestellten Aufnahme, die den großen Strategen mit dem Zirkel in der Hand am Kartentisch sitzend zeigt (siehe Kriegsnummer 55 der Leipziger „Illustrirten Zeitung" vom 19. August 1915), haben wir Sonderdrucke anfertigen lassen, um dadurch der außergewöhnlich großen Nachfrage nach dem vortrefflichen Bilde genügen zu können.

Preis jedes Abzuges 1 Mark.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1-7.

---

168. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie

(In Oesterreich-Ungarn verboten.)

110000 Lose, 55000 Gewinne.

Ziehung 1. Klasse 8. u. 9. Dez. 1915.

Im günstigsten Falle

800000

Hauptgewinne

500000
300000
200000
150000
100000

Klassen-Lose für jede Klasse			
1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5.—	M. 10.—	M. 25.—	M. 50.-

Voll-Lose gültig für alle Klassen			
1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25.-	M. 50.-	M. 125.-	M. 250.

empfiehlt und versendet die Kgl. Sächs. Lotterie-Kollektion von

Reinhold Walther, Leipzig,

Pfaffendorferstr. 6, bestehend seit 1856.
Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Leipzig.



Gessler's echter Altvater Kräuter-Likör

Alleinige Fabrikation: Siegfried Gessler K. u. K. Hoflieferant Jägerndorf, Oesterreich

---

Werdende Mütter



können das Auffällige ihres Zustandes fast bis zum letzten Augenblick verdecken durch das für die Gesundheit von Mutter und Kind auch unerlässliche

Thalysia-Umstandskleid

dessen anerkannt praktischste, gesetzlich geschützte Erweiterungseinrichtung ein stetes und müheloses Anpassen an den sich täglich ändernden Körperumfang, sowie ein späteres Auftragen als unauffällig., modernes Straßenkleid gestattet. Preise von Mark 22.- aufwärts. Prosp. Nr. 101 frei. Sonderbroschüre Nr. 101. „Die werdende Mutter", ärztliche Ratschläge für die Hoffnungszeit, postfrei gegen 30 Pfennig (wird bei Warenbezug gutgebracht) von Thalysia Paul Garms G. m. b. H. Fabrik und Versandabteilung Leipzig-Co. Eigene Verkaufshäuser nur: Leipzig, Neumarkt 40; Berlin, Wilhelmstr. 37; München, Schäfflerstraße 21; Wien, Weihburggasse 18.

---

168. Königl. Sächs. Landes-Lotterie (In Oesterreich-Ungarn verboten.)

LOSE

Ziehung I. Klasse den 8. u. 9. Dezbr. (Amtlicher Plan gratis.)

Haupttreffer Mk. 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3 à 50000, 3 à 40000, 4 à 30000, 7 à 20000, 4 à 15000, 14 à 10000 u. a. m., **ev. Mk. 800000**

Klassenlose klassenweise zu erneuern	1/10	1/5	1/2	1/1
	Mk. 5.-	Mk. 10.-	Mk. 25.-	Mk. 50.-

Vollose (gültig für **alle** Ziehungen):	1/10	1/5	1/2	1/1
	Mk. 25.-	Mk. 50.-	Mk. 125.-	Mk. 250.-

empfehlen und versenden die amtlichen Königl. Sächs. Lotterie-Kollektionen von

Louis Lösche, Leipzig, Katharinenstrasse Nr. 14. | **George Meyer, Leipzig,** Neumarkt Nr. 40.

KÖNIGL. SÄCHSISCHE LANDES-LOTTERIE

110000 Lose — 55000 Gewinne. (In Österreich-Ungarn verboten.)

Haupttreffer mit Prämie: Im günstigsten Falle **800000 M.** Hauptgewinne: **500000 300000 200000 150000 100000 M.** etc.

In 5 Klassen. Preis jeder Klasse: 1/10 M. 5.—, 1/5 M. 10.—, 1/2 M. 25.—, 1/1 Mk. 50.—. Auch werden Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig, ausgegeben. Preis per 1/10 M. 25.—, 1/5 M. 50.—, 1/2 M. 125, 1/1 M. 250.—

Ziehung der 1. Klasse 8. und 9. Dezember 1915.

Versand auch unter Nachnahme durch Kgl. Kollekteur **H. G. F. Fischer Nachf., Leipzig, Postschließfach 164.**

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Nr. 3777.

Kriegsnummer 68.

Preis 1 Mark.

Der Liebesdienst deutscher Bäder, Kurorte und Sanatorien.

Beitrag II.



Paschen's orthopädische Heilanstalt in Dessau (Anhalt), Reserve-Lazarett Paschen.



Bad Liebenstein (S.-M.), Herzogin-Charlotte-Augenheilanstalt für verwundete und erkrankte Krieger.

Paschen's orthopädische Heilanstalt zu Dessau i. Anh. (3 Abbild.) hat ihre Einrichtungen auch in den Dienst der verwundeten und erkrankten Vaterlandsverteidiger gestellt. Ein großer Teil der Anstalt ist zu Lazarettzwecken eingerichtet, der ausgedehnte Garten sowie das Palmenhaus sind den Verwundeten zur Benutzung überlassen. Eines besonders starken Besuches erfreut sich das mediko-mechanische Zander-Institut, dessen kostenlose Benutzung nebst schwedischer Massage nicht nur den Insassen des Anstaltslazaretts, sondern den Verwundeten sämtlicher Lazarette Dessaus von der Leitung der Anstalt bereitwilligst gewährt wird. Viele unserer braven Soldaten, bei denen sich nach Heilung ihrer Wunden Versteifungen oder Lähmungen der verletzt gewesenen Glieder zeigten, haben durch Behandlung in diesem Institut die volle Beweglichkeit ihrer Hände, Arme oder Beine wiedererlangt, so daß schon ein großer Segen von hier ausgegangen ist. Auch nach Gicht und Rheumatismus ist die mediko-mechanische Behandlung von besten Erfolgen begleitet. In der Anstalt gelangen außer mediko-mechanischer Behandlung gymnastische Übungen, schwedische und elektrische Massage, elektrische Lichtbäder, Heißluftbäder, Heilbäder usw. zur Anwendung; auch verfügt die Anstalt noch über genügend Raum zur Aufnahme von Kurgästen, die an Rückgratverkrümmungen, Fußverkrümmungen, Gelenkentzündungen usw. leiden, und gewährt Kriegsteilnehmern gern Ermäßigung. Prospekt und Auskunft auf Wunsch kostenlos.

Bad-Nauheim am Taunus. Sommer- und Winterkurort (1 Abbild.). Ältestes und berühmtestes Bad für Herzkrankheiten. Gleich vorzügliche Erfolge bei Rheumatismus, Gicht, Erschütterung des Nervensystems, in der Erholung nach Verwundungen, Knochenbrüchen usw. — Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. Herrliche Park- und Waldspaziergänge. Auch im Winter Konzerte und Unterhaltungen. Für Feldzugsteilnehmer Vergünstigungen. Auskünfte durch „Geschäftszimmer Kurhaus“.

Friedrichshall, Sachsen-Meiningen, (1 Abbild.) verschickt das altbewährte, natürliche „Friedrichshaller“, das in vielen Lazaretten erfolgreiche Verwendung zum Wohle der Verwundeten und Kranken findet. Es steht in seiner Wirkung den kochsalzhaltigen Mineralbrunnen nahe und wird von hervorragenden ärztlichen Autoritäten als „mild eröffnendes und kräftig auflösendes Haus- und Heilmittel“ besonders zu längerem Gebrauch, auch bei den Folgen von Kriegserkrankungen empfohlen.

Bad Liebenstein, S.-M. (2 Abbild.), reizend in 350 m Höhe am Westhange des Thüringer Waldes gelegen, hat durch die neuen Besitzer an sich selbst eine Regenerationskur erfahren. Herrliche Anlagen, prächtige Gebäude, Wald bis in den Ort, — die altberühmten starken natürlich-kohlensauren Eisen-Mangan-Arsen-Quellen werden in ihren anerkannten Heilwirkungen dadurch trefflich unterstützt. Die Verwundeten des Deutschen Heeres sollen von diesen Vorzügen auch Vorteil für ihre Genesung haben, und es wurde deshalb im Vorjahre das Lazarett „Herzogin Charlotte“ eröffnet. Seit einigen Monaten ist weiter die unter dem Schutze der Frau Herzogin von Sachsen-Meiningen stehende einzigartige Stiftung „Herzogin-Charlotte-Augenheilanstalt für verwundete und erkrankte Krieger“ eingerichtet und bereits mit etwa 100 Kriegsverwundeten belegt. Sie bezweckt die Erhaltung des Augenlichts und steht unter persönlicher Leitung einer ersten Autorität der Augenheilkunde. Im Ehrenausschuß sind die hervorragendsten Namen Deutschlands.

Wiesbaden (2 Abbild.). Unter den Winterkurorten Deutschlands steht das durch seine heißen Quellen, seine außerordentlich günstige Lage und sein angenehmes mildes Klima ausgezeichnete Wiesbaden an erster Stelle. Viele Gicht- und Rheumatismus-Kranke eilen auch im Winter nach Wiesbaden zur Heilung und Erholung. Eine neue Mission ist Wiesbaden durch den Krieg zugefallen. Tausenden unserer Braven aus dem Felde bietet es auch im Winter alle Hilfsmittel zur Wiedererlangung von Kraft, Mut und Gesundheit. Alle Trink- und Badeeinrichtungen halten ihre Kurbetriebe in vollem Umfange aufrecht. Es sind vorhanden: Alle Arten Bäder, Inhalationen, medikomechanische Einrichtungen, Heißluftbehandlung, Hydrotherapie, Diathermie, spezialärztliche Behandlung jeder Art; sechs moderne Krankenhäuser mit erstklassigen Chirurgen. Die Kranken sind in vorzüglich eingerichteten Teillazaretten untergebracht. Die vielerlei vornehmen Veranstaltungen sorgen für ernsten Kunstgenuß oder heitere Zerstreuung.

Königl. Bad Oeynhausen (Westfalen), Sommer- und Winterkurort (1 Abbild.). Einziges Bad Norddeutschlands mit kohlensäurereichen, naturwarmen Thermalsolbädern (32,5° C), bei Nervenkrankheiten, Lähmungen aller Art, Herzkrankheiten, Rheumatismus, Frauenkrankheiten. Verwundeten und genesenden Kriegsteilnehmern werden während der Dauer des Krieges sämtliche Kurmittel des Bades unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Auskunft durch Königl. Badeverwaltung.

Bad Mergentheim i. Württbg. „das deutsche Karlsbad“ (1 Abbild.) hat 300-800 Verwundete in seinen Lazaretten. Trotz des Krieges herrscht lebhafter Kurbetrieb und viele Kurbedürftige, die sonst ins Ausland gingen, sind dieses Jahr in Mergentheim (1 Std. von Würzburg). Die Karlsquelle erzielt aber auch staunenswerte Heilerfolge bei Zucker, Gallensteinen, Leberleiden, Gicht, Fettsucht, Verstopfung sowie chron. Magen- und Darmkrankheiten, sodaß dem aufstrebenden Bade eine große Zukunft bevorsteht.



Paschen's orthopädische Heilanstalt in Dessau (Anhalt). Soldaten im mediko-mechanischen Institut.



Bad Liebenstein (S.-M.), Lazarett Herzogin Charlotte.



Paschen's orthopädische Heilanstalt in Dessau (Anhalt), Gesamtansicht.



Wiesbaden, Städt. Kaiser-Friedrich-Bad.



Bad-Nauheim, Sprudelhof mit den drei Hauptsprudeln, im Hintergrunde Park mit Kurhaus.



Wiesbaden, Genesungsheim der Kriegsteilnehmer der verbündeten Armeen.



Friedrichshall, Anlage der Friedrichshaller Bitterwasser-Quelle.



Bad Mergentheim i. Württbg., Dr. Reicher's Kuranstalt „Hohenlohe“.



Königl. Bad Oeynhausen, Thermalbadehaus I.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3777. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 18. November 1915.


ROBERT FRANKE
Bahlsens Türken-Makronen
LEIBNIZ-KEKS
H·BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER
LEIBNIZ-KEKS


KAISER BORAX
Kaiser Borax
KAISER-BORAX für Toalet und Haushalt
KAISER-BORAX
zur Haut- u. Körperpflege.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3777. 145. Bd.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Durch Rußlands Sümpfe und Schlamm.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Reinhard Pfaehler von Othegraven.

Das heilige Vermächtnis unserer gefallenen Helden.

Von Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Universitätsprofessor in Berlin.

Wer von uns Deutschen war nicht ein Freund des Friedens und wiegte sich in dem Traume, daß wir kraftvoll genug wären, immer wieder von neuem die Dämonen des Krieges zu bannen! Es hätte, soweit es an uns lag, wahrlich nicht erst der Gründung von Friedensgesellschaften und Friedenskongressen bedurft, um die Welt davon zu überzeugen, daß das deutsche Volk am allerwenigsten gesonnen ist, die Freiheit der anderen Nationen zu unterdrücken. Was wir wollten, war das entschlossene Bestreben, uns durch den wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung unserer nationalen Kräfte die uns gebührende Stellung im Rate der Völker zu schaffen und so unsere weltgeschichtliche Aufgabe im Dienste der Menschheit zu erfüllen. Da aber geschah das überaus Wunderbare: *gerade der Friede hat uns den furchtbarsten Krieg gebracht!* Nicht die Stärke unserer Waffengewalt, sondern die überlegene Stärke unserer Friedensarbeit hat diesen Völkerkampf entfacht. Man wußte, daß wir nicht rauf- und beutelustig über schwächere Länder herfallen würden; aber mit wachsendem Ingrimme verfolgten unsere Feinde, wie unserer Hände Fleiß und die Zucht des Denkens sich von Jahr zu Jahr mehr den Weltmarkt eroberte und damit zugleich die Führung der Weltkultur errang. Diesen Spannungen des friedlichen Wettbewerbes hielt man sich nicht mehr gewachsen, und darum entfesselte man den Krieg einer ganzen Welt gegen uns, um uns ins Verderben zu stürzen. Man hat uns den Frieden mißgönnt, und so wurde er die Wurzel des Krieges.

Da brachen denn die verblendeten Mächte der Zerstörung los; und grausiger denn je haben wir das Walten dieser Riesenmacht in dem uns umtosenden Völkerkampf erfahren. Alles war bedroht: unser Leben, unsere Freiheit, unsere Ehre. Aber die Gewalt unserer Feinde hat uns nicht übermocht, und die eherne Wage des Weltgeschicks hat sich auf unsere Seite geneigt. Nicht uns, sondern unseren haßerfüllten Gegnern ist das vernichtende Menetekel des „Gewogen und zu leicht befunden“ mit Flammenschrift an die Wand geschrieben worden; — Roß und Mannen sind erschlagen. Aber dieser Siegespreis ist doch auch von uns nur errungen worden durch die entsagungsvolle Darbringung eines ungeheuren Totenopfers, das uns von der rauhen Hand des Schicksals abgefordert worden ist. Wem krampft sich da nicht das Herz im Leibe zusammen, wenn er all der herrlichen Männergestalten gedenkt, deren nun so viele, ach, den Tod für das Vaterland starben! Wir wollen uns nicht darüber hinwegtäuschen: es war eine furchtbare Heimsuchung, von der unser Volk betroffen worden ist; es war ein Blutgang sondergleichen! — Und dennoch ist etwas Übermächtiges und Übermenschliches, das durch diese herbe, verzehrende Trauer erhebend und beseligend hindurchklingt. Denn wenn es geschähe, daß sich die Gräber noch einmal öffneten und unsere teuren Gefallenen daraus hervorstiegen, und wenn sie dann, umgeben von den Müttern und Frauen, von den Schwestern und Bräuten, gefragt würden, ob sie wohl um der Erhaltung ihres Lebens willen wünschten, daß es anders mit ihrem Volk gekommen wäre, — was würden sie sagen? — Es hieße ihnen den größten Schimpf antun und ihren Siegeslorbeer schänden, wenn wir auch nur von einem glaubten, daß er sich nicht lächelnden Antlitzes der harten Notwendigkeit fügte, in dem Bewußtsein, mit seinem Tode das Siegel eines höheren Lebens empfangen zu haben. Sie sind der köstliche Same, der in die Erde geborgen wurde, auf daß des Deutschen Reiches Herrlichkeit zu neuer Schöpferkraft erwache, und damit vollendet werde, was noch unvollendet ist. So aber haben sie uns ein erhabenes Vermächtnis überantwortet, um deswillen sie ihre Leiber hingeben mußten. Und dieses heilige Erbe unserer gefallenen Helden, welches ist es? Kein anderes als *die große Sache der abschließenden Krönung unserer deutschen Nationaleinheit.*

Damals, als unsere Heere im Jahre 1871 siegreich von Paris zurückkehrten, war unsere Nation nach langem Ringen endlich als Staatskörper politisch und militärisch geeint. Aber wie in der Geschichte nie etwas Großes geschieht, als damit immer noch etwas Größeres daraus hervorgebracht werde, so entstand nunmehr erst die so außerordentlich verwickelte Aufgabe, auch die persönlichen und gesellschaftlichen Mächte auf eine gemeinsame Grundlage des Glaubens, Denkens und Handelns zu stellen und die Nation endlich zu einer freien *geistigen Einheit* zusammenzuschließen. Denn noch immer kann sich ein Volksgebilde als nicht vollkommen geeint fühlen, solange es nicht einen in dem Ganzen wie in jedem einzelnen wirkenden Geistestrieb erzeugt, der bei aller Mannigfaltigkeit der individuellen Tatkraft dem religiösen und sittlichen, dem wirtschaftlichen und politischen Leben ein gleiches, allgemeines Grundgepräge gibt. Nach einem solchen ringen wir nun schon seit vierhundert Jahren. Aber trotz der kirchlichen Bewegung des sechzehnten und der philosophisch-künstlerischen des achtzehnten Jahrhunderts ist es noch zu keiner durchgreifenden Festigung des nationalen Geisteslebens gekommen bis auf den heutigen Tag. Oder ist es nicht so, daß die zersetzenden Mächte des Unglaubens, der auf allen Gebieten wuchernden Selbstsucht und der Feindschaft wider den Geist abermals schlimmer zu hausen begonnen hatten denn je? Hatten sich nicht gerade die führenden Klassen unseres Volkstums nur allzusehr den fremden Götzen in die Arme geworfen, voran den unsäglichen Plattheiten des Anglo-Amerikanismus, und hatten das eigene Pfund vergraben? Da war es denn nicht anders; wir mußten auch unser geistiges Gottesleben erst wieder in einem bitteren Kampf gegen die feindlichen Mächte der Außenwelt erfassen lernen; gerade wie vordem unsere politische Einheit auf dem Schlachtfeld errungen werden mußte. Was uns dieser Krieg daher auch sonst bringen mag, das Höchste und Wichtigste ist doch, daß die *geistige Einheit* der Nation aus ihm hervorgehe. Dazu aber mußte das Urbild eines neuen Menschen aus dem Schoß der nationalen Bildkraft geboren werden; ein Mensch, der dreierlei zugleich ist: ein neuer Glaubensjünger, ein neuer Staatsbürger und ein neuer Freiheitsstifter. Und das ist nun die einigende Kraft, die mitten in diesen tieferschütternden Kämpfen zum Durchbruch gekommen ist. Aus dem Opfertode unserer Helden ist ein neuer Lebensgeist erwacht.

Das erste ist also die Erneuerung und Vertiefung des Glaubens. Schon war es dahin gekommen, daß nicht wenige und nicht die schlechtesten unseres Volkes sich des lebendigen Gottesglaubens schämen zu müssen meinten. Sie hielten sich für besonders erleuchtet, wenn sie sich der Vorstellung hingaben, man bedürfe der Religion nicht mehr und könne sie durch eine naturwissenschaftliche oder ästhetische Weltanschauung ersetzen. Auch waren sie des religiösen Parteihaders müde und wußten den alten Katechismusformeln keinen lebensvollen Sinn mehr abzugewinnen. Sie hatten es vergessen oder nie erfahren, daß Glauben mehr sei als alles dieses, ein Höchstes, das durch nichts anderes ersetzt werden kann. Darum hatten denn auch die Gespenster des Unglaubens Einzug gehalten in die Häuser, in die Schulen und Kirchen. Der Krieg aber hat sie wieder verscheucht, und von den Schützengräben her haben sich neue Glaubensströme über unser Land ergossen. Gerade der Kern des deutschen Volkes, der draußen im Felde steht, hat zuerst wieder begriffen, daß es eine Glaubensmacht gibt gewaltiger und ursprünglicher als aller Buchstaben- und Zeremonienglaube. Mitten unter dem Kanonendonner und Gewehrfeuer hat sich eine Wiedergeburt aus dem Gottesgeiste vollzogen, die das hoffnungsfreudige Werden eines neuen, reineren Menschen erwirkt hat. So aber ist allüberall das Bewußtsein aufgegangen, daß Glaube im letzten Grunde nichts anderes ist als die göttliche Schaffensfreude im Menschen, Unglaube dagegen: die Lähmung dieser Urkraft. Der Glaube läßt die ewigen Geistesmächte in uns auferstehen, der Unglaube macht uns zu Knechten der vergänglichen Sinnesmächte. Im Glauben erfassen wir den wahren Menschen, im Unglauben nur seine sterbliche Hülle. Wer daher die Kraft des Glaubens unterdrückt oder sich von ihr lossagt, der gibt die göttliche Kraft des eigenen Ichs preis und wird ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Wo etwas wahrhaft Großes und die Herzen aller Menschen Ergreifendes geschieht, da wirken auch immer religiöse Urtriebe mit und offenbaren die tiefere, schöpferische Gesittungskraft des Glaubens. Sie aber ist es auch, die alles, was konfessionell voneinander verschieden ist, durch die Erweckung des Gottesgeistes der sittlichen Schaffensfreude wieder zu einem Ganzen vereinigt und zu weltgeschichtlichem Wirken befähigt. Darum, ihr deutschen Männer und Frauen, laßt uns wieder echte und rechte Glaubensjünger werden; laßt den neuen Glaubensmenschen in uns auferstehen, nicht den konfessionslosen, wohl aber denjenigen, dem das Sonderbekenntnis nur das für ihn geeignetste Mittel ist, den schöpferischen Gesittungstrieb der in unserem Volke verankerten Gottesgemeinschaft zur reifen Entfaltung zu bringen. Nur die Erneuerung des Lebens aus dem gemeinsamen Gesittungsglauben kann die geistige Einheit der Nation erzeugen.

Zugleich aber damit muß zweitens ein neuer Staatsbürger aus uns hervorgehen. Denn endlich einmal muß doch der Grundirrtum überwunden werden, daß der Staat nur eine außer- und über uns waltende Macht sei, die als solche die Freiheit der Bürger beständig unterdrückt. So kann es sein; und wo es so ist, da ist auch der Staat noch ein unvollendetes Gebilde, eine Macht der Willkür in den Händen der herrschenden Gesellschaftsklassen. Aber das ist nun gerade das Große, daß sich bei uns der Staat der Gewalt längst in einen solchen der Freiheit verwandelt hat. Das Deutsche Kaiserreich ist ein sittliches Staatswesen; es ist der zur selbständigen Persönlichkeit erhobene deutsche Volksgeist. In ihm finden wir uns selber wieder; freilich nicht, wie wir als sinnliche Individuen voneinander verschieden sind, sondern wie wir als sittliche Glieder einer nationalen Gemeinschaft einander gleich sind und daran die allgemeine Grundlage unserer individuellen Selbstbetätigung haben. Das ist also eine andere Gleichheit als diejenige, von der alle unklaren Köpfe seit dem Zeitalter der großen Französischen Revolution träumen; hier handelt es sich nicht um eine ausgeklügelte, geistlose Gleichmacherei, die als solche für alle höhere Gemeinschaftsbildung nur erstarrend und todbringend wirken würde, sondern diese Gleichheit ist der alle auf dieselbe Weise ergreifende und durchdringende Gemeinwille, der im Staate zur objektiven Lebensbetätigung kommt, so daß sich darin nun alle als sittliche Glieder des Volksganzen persönlich und einheitlich repräsentiert wissen. Dieser staatliche Gesittungsgeist bedeutet daher mehr als nur das Bestreben, sich von der Verletzung der guten Sitte und der Landesgesetze fernzuhalten; er bedeutet auch mehr, als nur die moralische Gesinnung in allem privaten und gesellschaftlichem Tun zu bewähren; er bedeutet vielmehr die selbsttätige Erzeugung des höheren, politischen Menschen, der das Ethos des Staates als den Grundtrieb seiner eigenen Persönlichkeitsbildung lebendig erfaßt und zur grundlegenden Selbstbestimmung aller seiner Handlungen macht. Von diesem Ethos müssen alle wahrhaft bedeutenden nationalen Hervorbringungen erweckt, erwärmt und geleitet sein. Im Kampf dafür haben jetzt Deutschlands Heldensöhne gegen die zurückgebliebene Kultur unserer Feinde ihr teures Leben geopfert. In ihnen ist die Kraft jener vollendeten staatsbürgerlichen Persönlichkeitsgesittung zur lebendigen Tat geworden. Eben dies ist die große, heilige Sache, die sie zur unerschütterlichen Grundlage unserer ganzen Volksgemeinschaft gemacht haben, und in der Entfachung dieses Geistes leben sie nun selbst unsterblich fort. Mit der einheitzeugenden Triebkraft der neuen Glaubensjüngerschaft ist diejenige des neuen Staatsbürgertums unauflöslich verbunden.

Mit beidem zugleich ringt sich aber ein Drittes machtvoll empor: der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit! — Die Freiheit ist das erhabenste Gut der Menschheit; sie gibt erst allen anderen Gütern der Menschheit die göttliche Weihe. Aus diesem dunklen, ahnungsvollen Gefühl heraus ist „Freiheit und Gleichheit“ seit dem 18. Jahrhundert der immer widerschallende Ruf der revolutionären Massen. Aber auf dem Wege, auf dem die Freiheit hier erstrebt wird, kann sie nicht erreicht werden. Da ist uns aus dem deutschen Glauben und Denken ein tieferer Begriff der Freiheit aufgegangen, und ihn zu verwirklichen, ist der heilige Beruf unserer ganzen Bildungsarbeit. Erst dem Genius unseres Volkes ist die Erkenntnis aufgegangen, daß im letzten Grunde nichts frei ist als der ewige, unendliche Wille, und daß der menschliche Wille es nur so weit ist, als er sich jenem gemäß selbsttätig bestimmt. Der natürliche, endliche Wille unterliegt dem unabänderlichen Zwange des ursächlichen Geschehens, und nur *der* Wille ist wahrhaft frei, der sich selbst zum Organ des göttlichen Willens erhebt. Das ist das Ethos der Freiheit, wie es im Geistesleben des deutschen Volkes sein wahres Wesen offenbart hat; und im allerletzten Grunde darum sind wir mit dem hohlen, selbstsüchtigen Freiheitsgetriebe der Feindeswelt in einen Kampf auf Leben und Tod geraten. Und nun ist dies das Epochemachende, daß jenes höhere, sittliche Freiheitsbewußtsein, das sich bis dahin nur langsam in dem inneren Gemütsleben unseres Volkstums durchgebildet hatte, jetzt endlich von dem Urstande der deutschen Nation, von unserer feldgrauen Heldenmannschaft, in die Tat umgesetzt worden ist. Es ist ja doch in den Reihen unseres unvergleichlichen Heeres bis auf den letzten Mann herab ein neuer Lebensgeist emporgelodert, jener tiefernste Drang, nicht nur das eigene Leben im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung entschlossen für das Vaterland einzusetzen, sondern darüber hinaus sich zum selbständigen Träger und Vertreter des heroischen Gesamtwillens zu machen, in wie begrenzter Stellung es auch immer sei. Volk und Heer sind jetzt erst wahrhaft eins geworden. Der Wille des Ganzen ist der persönliche Wille jedes einzelnen geworden und wird von ihm individuell verwirklicht. Wie ein geheimnisvolles Weben hat dieser Geist der freien Selbstgesittung die Herzen unserer kühnen Streiter ergriffen und erweist sich nun als das Testament, dessen Ausführung unsere gefallenen Helden vertrauensvoll in unsere Hände gelegt haben. Seid darum gesegnet, ihr tapferen Scharen, die ihr uns nicht nur die Erwecker eines neuen Glaubens- und Staatsbewußtseins geworden seid, sondern, von beidem getragen, die Stifter des neuen, sich selber zur sittlichen Freiheit hindurchringenden Menschen!

Wohlan denn! Auf den Schlachtfeldern ist die Gesinnung erwacht, die unserem politisch und militärisch geeinten Reich nun endlich auch die geistige Einheit zu geben vermag. Jenseits aller konfessionellen, parteipolitischen und gesellschaftlichen Gegensätze ist jene höhere Macht der Freiheitsgesittung in unserem Volke gereift, deren nationale Verwirklichung unsere heiligste Lebensaufgabe ist. In dieser sittlichen, aus dem Wesen und Willen Gottes geborenen Selbstbildung liegt der tief verborgene Einheitsgrund, der unsere Sprache geprägt, unsere Volksgemeinschaft zusammengefügt und uns zu Rüstzeugen des weltgeschichtlichen Freiheitsgedankens auserwählt hat. Wie er uns die Einheit unserer Staatsmacht und Wehrkraft gebracht hat, so soll er uns jetzt auch die schöpferische Einheit unseres Glaubens, Denkens und Gestaltens erwirken. Ein neuer Weltentag ist angebrochen. Die alte Form der europäischen Kulturgemeinschaft ist an innerer Erschöpfung zugrunde gegangen und unwiederbringlich zertrümmert. Nur im deutschen Volke ist abermals ein Fortschritt der Gesittung erzeugt worden, stark genug, um sich über sich selbst zu erheben und der ganzen Menschheit die Antriebe zu einer Selbstbildung im Geiste der Freiheit einzuflößen. Die geistige Einheit der deutschen Nation muß zugleich der abendländischen Kulturwelt wieder eine neue, universelle Bildungseinheit vermitteln und so diese Völkergruppe vor ihrem Zerfall bewahren. Wozu im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 der Grund gelegt wurde, das ist im europäischen Kriege von 1914/15 seiner Vollendung entgegengeführt worden: auf dem Schlachtfelde hat die Einigung der deutschen Geisteswelt ihre Feuertaufe empfangen! —

Das also ist das heilige Vermächtnis unserer gefallenen Helden. Was sterblich an ihnen war, das haben sie willig dahingegeben, um ein unsterbliches Gut dafür zu erringen, in dessen Werden und Wachsen und Reifen sie nun selbst ein erhöhtes Dasein führen, und darin sie zu einem verklärten Leben auferstanden sind. Die Hülle ist abgestreift, der Geist ist frei! Nur wir stehen noch tief erschütterten Gemütes da und können es noch immer nicht glauben, daß wir ihrer so viele nimmer wieder von Angesicht zu Angesicht begrüßen sollen, wenn am Tage des Friedens das siegreiche Heer seinen Einzug hält. Da wird uns wund und weh ums Herz, und dann steigen wohl die bangen Zweifel auf, ob es nicht doch so sei, wie der Psalmist singt: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüberfährt, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr!“ — Wohl ist es so; aber nur mit denen, die ein Leben außer Gott und wider Gott führen. Ein anderes ist es mit dem, der nur sich selbst lebt, und wiederum ein anderes mit dem, der Gott lebt. Denn was wir dem Ewigen leben, das bleibt auch ewig und ist der irdischen Vergänglichkeit entrückt. Sie aber alle, die tapferen Streiter, die nun in fremder Erde zur ewigen Ruhe gebettet sind, sie alle haben ihr Leben darangesetzt in dem felsenfesten Glauben, dem Willen des Weltgeistes den Sieg zu erkämpfen, und darum sind sie nun auch eingegangen in sein unsterbliches Reich. Von ihnen gilt daher auch ein anderes Schriftwort, das zugleich uns einen köstlichen Trost bereitet, — jenes von allem Leide erlösende Wort: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben; ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!“ — Des sind wir gewiß.



Unsere Marine im Weltkrieg: Ein Torpedoboot übernimmt von einem Depeschenboot die letzte Post vor dem Auslaufen.

Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Ein kriegswirtschaftliches Dokument.

Von Kgl. Wirkl. Rat H. Osel, München, Mitglied des Landtags.

Vor dem Fenster meines Häuschens liegt Wiesen- und Ackerland. Ich sah Ernte und Saat und wieder Ernte und Saat all die Jahre bis heute. Weit abseits ragen schlanke tannengleiche Essentürme in die Luft, aus den Stätten organisierter Arbeit. Sie zeigen mir Tag für Tag, daß dort Leben, Tätigkeit herrscht — wie all die Jahre. — Ist denn kein Krieg? Brennt nicht die Lohe an allen Enden Europas?

Ja, Gott sei's geklagt, es ist Weltkrieg. Aber Gott sei gedankt: er fand ein einiges, gefestetes Volk, das in beispielloser Kraft die Feinde durch deutsche Männer und ihre Waffenbrüder im Osten von seinen Grenzen fernhält, und er fand eine Organisation im Innern, die, immer sich ausbauend, uns die Wurzeln unserer Kraft erhielt. Das erste zusammenfassende Bild hierfür bietet der Bericht an den bayrischen Landtag, der nach Kriegsausbruch seine Pforten schloß, um sie erst vor wenigen Wochen wieder zu öffnen.

„Mitteilungen des Königlichen Staatsministeriums des Königlichen Hauses und des Äußern und des Innern über die Kriegstätigkeit der inneren Staatsverwaltung" nennt sich das kriegswirtschaftliche Dokument, das in übersichtlicher Form ein dickes Buch wurde, so daß seine Bewertung innerhalb des Rahmens eines Aufsatzes auch nicht annähernd erschöpfend erfolgen kann. Seinen Inhalt charakterisiert die Einführung treffend mit den Worten: „Neben der Mithilfe zur Vorbereitung und Rüstung der Landesverteidigung handelte es sich darum, die heimische Volkswirtschaft aufrechtzuerhalten, sie in der Kraft der Gütererzeugung gegen die hemmenden Einwirkungen des Krieges möglichst zu stärken, die Verteilung der unentbehrlichen Erzeugnisse, soweit notwendig, nach den Bedürfnissen der Volksgesundheit und des Staatswohles zu regeln und endlich die Schäden, die der Krieg der Wohlfahrt des Volkes bringt, durch gesteigerte Wohlfahrtspflege nach Kräften auszugleichen." Daß so ziemlich bei allen Maßnahmen die Kriegsverwaltung und ihre Anforderungen von wesentlichem Einfluß waren, ist natürlich; der Krieg schuf gleiches Recht im ganzen Reich. Wir wissen, wie prächtig die Mobilmachung mit all ihren Begleiterscheinungen bei uns verlaufen ist, die in dem ersten Abschnitt, „Landesverteidigung", skizziert wird. Was hier an Menschen und Material in Bewegung zu setzen war, haben wir alle erlebt. Neu und herzerfrischend ist das Kapitel „Militärische Jugenderziehung", das eine ausführliche Darstellung findet. Die verschiedenen bayrischen Organisationen haben seit Jahreswende 1914 rund 79000 Jungmannschaften vereinigt, die in 2288 Organisationen mit 5293 Abrichtern arbeiteten.

Da die „Kulturentente" das deutsche Millionenvolk aushungern wollte, war die „Nahrungsmittelbereitschaft", welche den zweiten Abschnitt der Mitteilungen bildet, natürlich die wichtigste Aufgabe der Staatsverwaltungen. Ein Landesausschuß, „Erntehilfe", zusammen mit militärischen Beurlaubungen, waren für die Einbringung der Ernte 1914 und für den Wiederanbau und die neue Ernte neben der einmütigen Hilfsbereitschaft der zu Hause gebliebenen Bevölkerung die Mittel, mit denen wir die Pläne unserer Gegner zuschanden machten. Wenn dabei später auch noch Kriegsgefangene zur Verwendung kamen, so werden alle, die solche Leute bei der Arbeit sahen, aus den lachenden und vollwangigen Gesichtern die Überzeugung gewonnen haben, daß denselben diese Tätigkeit mehr zugesagt als die in Gefangenenlagern. Veröffentlichte Berichte der Distriktsverwaltungen bestätigen das. Bei Bodenkulturarbeiten und in mancherlei sonstigen Betrieben arbeiten Gefangene willig, weil sie gut genährt und freundlich behandelt werden, dabei gleichzeitig etwas verdienen. Im übrigen haben Arbeitgeber und Arbeitnehmer das gleiche Interesse gezeigt, nur in besonderen Ausnahmefällen Gefangenenarbeit heranzuziehen. Ein gewisser Mangel an Futtermitteln wurde durch die „Bayrische Futtermittelverteilung, G. m. b. H. und Co." nach Kräften zu beheben gesucht. Daß natürlich trotzdem die Viehhaltung darunter litt, ist klar, und die zu besprechenden Mitteilungen geben ein erschöpfendes Bild über die Abhilfemaßnahmen, die leider nicht immer in ihrer Wirkung der Absicht entsprachen. In der Zeit der Brot- und Mehlkarten und der Beschlagnahme von Getreide und Mehl, die freilich erst reichlich spät einsetzte, obwohl sie von den bayrischen Bauernvereinen unter der Führung des bekannten früheren Parlamentariers Dr. Heim schon frühzeitig verlangt wurde, kann die Darstellung unserer Denkschrift für uns nichts Neues sagen. Zweifellos werden sich aber daraus gute Lehren für die Zukunft ergeben. Diejenigen allerdings, die hiervon eine künftige umfassende Herrschaft des Staatssozialismus ableiten möchten, werden auch in Zukunft kaum ihre Ideale erfüllt sehen. Die Abschnitte „Preisbildung" und „Höchstpreise", die im Zusammenhalt mit der „Sicherung des Heeresbedarfes" eingehende Darstellung finden, dürften gleichfalls unseren Volkswirtschaftlern reichlichen Anlaß zum künftigen Studium geben. Bis zur Stunde scheinen die technischen Schwierigkeiten und insbesondere die Wirkung der Preisbildung auf die Landwirtschaft nicht nur als Produzenten-, sondern auch als Konsumentenstand in den weitesten Kreisen noch keineswegs richtig erkannt zu sein. Die Frage der Überteuerung hängt damit innig zusammen und ist in unserer Denkschrift sehr zutreffend gegeben. Mit Recht wird „als spezifische Kriegserscheinung ein schmarotzerhaftes Zwischenhändler- und Spekulantentum" an den Pranger gestellt, „das mit dem reellen Handel nichts zu tun hat, sondern ausschließlich darauf ausgeht, die Waren aufzukaufen, sie zurückzuhalten und so den Preis auch noch künstlich in die Höhe zu treiben."



Unsere Fürsten im Felde IX: Großherzog Friedrich August von Oldenburg.

Unsere bewunderungswürdige deutsche gewerbliche Entwicklung findet in dem weite Abschnitt „die Handels- und Gewerbeverwaltung im Kriege" ihre dokumentarische D stellung, und sie brachte für die bayrische Regierung um so mehr außergewöhnliche Arb als die geographische Lage Bayern ungünstig in die südöstliche Ecke des Reiches gest habe. Die Denkschrift hebt mit warmer Anerkennung hervor, wie trotzdem Indust und Handwerk in weitem Umfange den Anschluß fanden. Das Sammelwort „Heer lieferungen" umgrenzt allerdings den Kreis der vorwiegend nutzbringenden Arbeit. bayrische Brauerei, die Spielwarenindustrie, das Baugewerbe und die damit zusamm hängenden Industrien, einzelne Porzellanfabriken, Gold- und Silberschlägereien, die Bu papierindustrie, die Buchdruckereien usw. haben natürlich noch schwere Zeiten. So konnte der Kriegsausschuß unserer Zentralstelle für Industrie, Gewerbe und Handel dal mancherlei Gutes stiften, wenn ihm auch eine umfassende Tätigkeit angesichts der me rasch nötigen Entscheide versagt blieb. Die gemeinnützigen Gesellschaften für Rohsto und die sonstigen Kriegsgesellschaften und Abrechnungsstellen haben zweifellos regulierer und ausgleichend gewirkt, hätten aber bei etwas weniger einseitiger Zusammensetzu von Anfang an das Vertrauen in ihre Tätigkeit wesentlich stärken können. In den di Hauptindustriestädten Bayerns errichte Kriegskreditbanken griffen überaus segen reich ein. Sie halfen den Kleinen. Me handelte es sich um Summen von 2 bis 2000 ℳ. — Mit Kohle waren w genügend versorgt, während die Min ralöle wie überall im Reich knapp ware Die Denkschrift weist deshalb auf die B deutung des Donauweges für die Ölei fuhr neuerlich hin. Mit Dank wird a erkannt, daß auch die preußische Heere verwaltung dem bayrischen Handwe Aufträge zukommen ließ. In unsere Parlament kamen indessen umfangreic Klagen wegen der Lieferungen an d Marine zum Ausdruck. Unser Bergba litt zum Teil unter dem Arbeitermange Wenn die Bierkontingentierung in Bayer besonders hart empfunden wurde, so i das erklärlich. Als wir aber lasen, da München allein über 400000 hl Bier a die Feldtruppen schickte, so wirkte da überaus beruhigend auch auf jene, dene die Tropfen recht erheblich geschmäler werden mußten. Die Schmerzen de Grund- und Hausbesitzes sind im Reic die gleichen für Vermieter und Mieter Alles in allem hat der deutsche organi satorische Geist, wie er eben nur i einem in allen seinen Teilen gebildete Volk zu Hause sein kann, dessen Erziehun nicht den Egoismus, sondern die Hilfs bereitschaft in die Herzen pflanzt, un auch im Innern ungebeugt erhalten. Erkennen wir so den Wert einer einheitliche Bildung und Erziehung, die auch de Ärmsten für den Kampf ums Dasei nicht ohne Rüstzeug läßt, und die uns s vorteilhaft von unseren Gegnern unterscheidet, so wird es vielleicht eine rech dankbare Aufgabe sein, objektiv zu untersuchen, ob nicht gerade die oft bespöttelte „Kleinstaaterei mit ihrem Partikularismus" eine wesentliche Quelle dafür geworden ist, daß die gewaltige Anzahl von Volksschulen und höheren Bildungsstätten heute Deutschlands Zier bildet. Und ob nicht aus denselben Ursachen wir gerade vor jener französischen Wasserkopfpolitik verschont blieben — und hoffentlich auch in Zukunft verschont bleiben — die alle Intelligenz und alle Schaffenskraft an einer Stelle aufsaugt. Etwas Weiteres führt uns die Abhandlung über „die Kriegswohlfahrtspflege" vor Augen, wozu uns zwar auch die Erziehung antreibt, was aber ohne das deutsche Gemüt weder nach Form noch nach Inhalt erreicht werden könnte. Zunächst ist überall vermieden, der Fürsorge das Demütigende der Armenunterstützung aufzudrücken. Wir sorgen für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer von Reichs wegen und durch freiwillige Fürsorge, ebenso für die Hinterbliebenen unserer Krieger. Ein erhebendes Gefühl mag uns beschleichen, wenn wir sehen, wie Staat und Volk an der Kriegsinvalidenfürsorge arbeiten und sie ausbauen, so daß wir wohl hoffen dürfen, daß uns dereinst nicht die Röte der Scham ins Gesicht steigen muß, weil wir sehen, daß Männer, die Gut und Blut für uns geopfert haben, an dem Notwendigsten darben müssen. In Bayern wurden im August 1914 rund 600000 Frauen und Kinder und sonstige Angehörige unterstützt. Im Juli 1915 waren es nahezu 1100000 Personen, auf die rund 89 Millionen ℳ trafen, soweit die reichsgesetzliche Familienunterstützung in Frage ist. Es ging trotzdem nicht ohne Klagen und Beschwerden ab, weil nicht immer gleich die den Familien der Kriegsteilnehmer schuldige Billigkeit waltete. Daß wir die Mittel aufbrachten, mag uns mit Befriedigung erfüllen. Was an freiwilliger Fürsorge geleistet wurde, ist ziffernmäßig noch nicht festzustellen. Und die Fürsorge, um unsere Invaliden wieder ihren Berufen zuführen zu können, läßt uns das Beste für die Zukunft erhoffen. Die Leistungen unserer Sozialversicherungen werden ein bleibender Ruhmestitel für dieselben sein. Wenn wir hören, daß diese neben der militärischen Versorgung und neben der Familienunterstützung noch rund 1¼ Millionen ℳ aufwendeten, und daß die Landesversicherungsanstalten Heilstätten und Genesungsheime zur Verfügung stellten, so mag mancher, dem die Versicherung nicht immer gerade Freude machte, deren Wert erst recht erkennen. Und weil die Deutschen an alles denken, so kam auch „die öffentliche Sicherheit und die Gesundheitspflege" nicht zu kurz. Zum Schluß gedenken die Mitteilungen unserer deutschen Heere, und ganz Deutschland wird es verstehen, daß dabei die bayrischen Truppen besonders genannt werden. Auch der Dank an die Beamtenschaft ist verdient, und nicht nur wir in Bayern, sondern alle in unserem deutschen Vaterlande dürfen es für sich in Anspruch nehmen, wenn die bayrische Publikation mit den Worten schließt: „Was aber die in der Heimat Zurückgebliebenen im öffentlichen Dienst geleistet haben, fand seine feste Grundlage in der Arbeit und in der lebendigen Kraft des ganzen Volkes, seiner im Handeln wie im Tragen bewährten Stärke, seiner Treue zum Vaterland." Wir tragen's und machen's mit Gott!



Ungarische Feldküche in einem Bauernhofe.



Bei der Bagage hinter der Front bei Limanovci.

Augenblicksbilder vom Kriege gegen Serbien. Nach Zeichnungen des Kriegsteilnehmers Leutnants d. L. C. Heßmert, z. Z. im Felde.

Im Artillerieduell.

Von Dr. Ernst Decsey.

Nach Tisch könnten wir ein bißchen aufs Schlachtfeld gehen ..." sagte der Major zu uns, die wir mit Liebesgaben ins Korpsquartier gekommen waren. „Nicht wahr ...?" Natürlich waren wir dabei. Er ging jeden Tag da hinaus wie zu einem Verdauungsbummel. Überhaupt ein Schwerenöter, unser Major. Ein lustiges Seemannsgesicht, eine längst braun gewordene Kappe von unsagbarer Form auf dem Kopf, schwere Bergstiefel an den Füßen: wie ein alpiner Führer in verschlissener Offiziersuniform sah er aus. Er zwinkert uns zu und geht voran zum Auto mit langsamen, wuchtigen Schlenderschritten.

Wir fahren ganz neue, frische Straßen, bergan, dem Kanonendonner entgegen. Der Karst hat sein graues Angesicht verändert, die Unwegsamkeit, die Wüstenödigkeit ist verloren. Arbeit legt sein rotes steinernes Eingeweide blos. Mächtige Quetschmaschinen stehen auf der Heide und kauen in ihren stählernen Kinnbacken das Gestein, zermalmen es zu Straßenschotter. Bohrmaschinen wühlen Stollen in tiefe Dolinen, schlanke stählerne Rohre liegen am Weg — die Adern, durch die das Wasser von weit, weit herauf in diese dürstenden Gegenden getrieben wird — überall Arbeit und Arbeit, eine kulturelle Hochleistung, wie sie der Frieden kaum zu ahnen wagte, und nun alles mitten im Krieg, mitten im Feuer der Geschütze. Ist der Krieg nur der zerstörende Gott ...?

Halt —! Die Straße windet sich durch die grauen Steinhäuser des Dorfes, kreuzt sich mit anderen, von allen Seiten strömen Wagen, Autos, Rinderherden, Soldaten, Reiter zusammen und bilden einen richtigen Wirbel. „Fehlt nur, daß jetzt eine Granate einschlägt ..." meint der Major. Wir sind im Feuerbereich.

Draußen wird die Steinheide immer leerer, immer einsamer. Keine Soldaten zu sehen. Nur der leere blaue Himmel über uns. Aus seiner Tiefe pufft und knurrt es heraus. Granatlöcher neben dem Weg. Das Auto muß halten und sich in einer Doline verkriechen. (Dolinen sind die natürlichen tiefen, oft dichtbewachsenen Trichter im Karstboden.) Drüben sieht man ein merkwürdiges Luftwesen, seltsam wie eine gekrümmte Riesenmade, die leise hin und her schwankt und alles auf der Erde zu beäugen scheint: es ist der Fesselballon der Italiener. Man glaubt, es wachsen ihm Augen aus Stielen hervor, wenn er uns so nachsieht ...



Straße in Jacovo an der Save.

Wir gehen zu Fuß weiter, müssen „Einzelabfallen" machen, einer zwanzig Schritt hinter dem andern. Das ist unheimlich, denn in Augenblicken der Gefahr will die Herde beisammenbleiben. Aber wir dürfen dem Ballon nicht auffallen.

Da — ein ferner Schlag aus der Richtung von ... herüber. Ein paar Sekunden später klettert von rechts etwas aus der leeren Luft heran. Etwas Feindliches windet sich auf uns zu. Es pfeift schwer wie eine Eisentonne, die am Draht herüberfährt. Wohin wird das gehen? Irgendwo in der Nähe haut es in den Steinboden. Die Eisentonne ist plötzlich steckengeblieben.

Unwillkürlich hat man sich geduckt. Aber wozu? Das kleine kniehohe Steinriegelmäuerchen neben mir könnte mich nicht schützen. Es ist ganz einerlei. Liegen, stehen, gehen — ganz einerlei. Ich sehe einen Granattrichter jenseits vom Mäuerchen ... die roten Eingeweide der Karsterde ... ein paar Schritte nur. Kann das nicht überall sein? Auch bei mir?

Mir ward etwas säuerlich zu Mut. Als Held geht niemand das erstemal in dieses Artilleriegewitter. Und nun kommt es wieder aus dieser unheimlich blauen Leere des Himmels von rechts heran ... klettert gegen mich ... jammert ... winselt ... und patscht, plötzlich verstummend, in den Boden. Noch einmal ... Heranklettern ... und Niederpatschen ... Ich greife in die Tasche ... ah ... Zigarettentabak ... ich drehe mir eine, drehe, drehe, zünde sie an ... wie wenn nichts wäre ... nichts in mir ... nichts draußen ... um mich abzulenken ... zwinge mich, an die Zigarette zu denken... gleichgültig zu sein. Was bleibt denn übrig?

Freund W., der vor mir geht, macht bei einem Granatenpatsch plötzlich einen Luftsprung. Er kann sich nicht halten, springt und flucht mit einer berserkerhaften Wut: Diese Verräterbande da drüben ...! Dann geht er ruhig weiter.

Auf einmal schlägt mir ein stechender Knall in die Kniekehlen. Ein ungeheures Schüttern der Luft reißt mir die Mütze hoch — das kam von links. Was war das? Der Major, der an der Spitze schlendert, dreht sich um und lächelt zurück. Deutet nach links, schwenkt ein und geht an eine kleine Riegelmauer heran. Wir folgen. Auf einmal sehe ich, wie aus der Erde gezaubert, ein steiles Riesenrohr, an dem kleinere Rohre haften ... Mannschaft herum ... ein Geschütz. Es sieht beinahe gelehrt aus, wie ein Teleskop, nicht wie eine Waffe. Es ist einer unserer Mörser. Vorhin hatte er seine Stimme erhoben. Ich hatte ihn nicht gesehen, bis ich dicht davorstand. Wie kann man nur auf leerer Heide dieses Riesenrohr so gründlich verstecken ...?

Aus dem Gebüsch ist ein Leutnant getreten. Salutiert stramm und verlangt mit freundlicher Ruhe, ganz dienstlich, unsere Legitimation. Er prüft sie, verbeugt sich, verschwindet, geht wieder an seine unsichtbare Arbeit. In einem Bureau kann man Formalitäten nicht ruhiger und korrekter erledigen als hier, auf dem Schlachtfeld, mitten im Schwirren der Granaten. Welch sicherer Betrieb!

Der Weg führt uns weiter. Wir müssen gerade zwischen zwei Batterien durch. Die zweite ist ein Haubitzlein, das nicht minder tost wie sein dicker Bruder, der Mörser. Und so kommen wir bis an den Rand der Hochfläche. Unsern Marsch begleiten unaufhörlich die italienischen Eisentonnen und ein gewisser Fatalismus. Wir sehen hinab ... das Meer ...!

„Bitte sich hinter dem Gebüsch zu decken," sagte der Major, „sonst ziehen



Tragtiere für den Gebirgskrieg in Serbien.



Kavalleriepatrouille bei Michalki am 19. August 1915.

Augenblicksbilder vom Kriege gegen Serbien. Nach Zeichnungen des Kriegsteilnehmers Leutnants d. L. C. Heßmert, z. Z. im Felde.



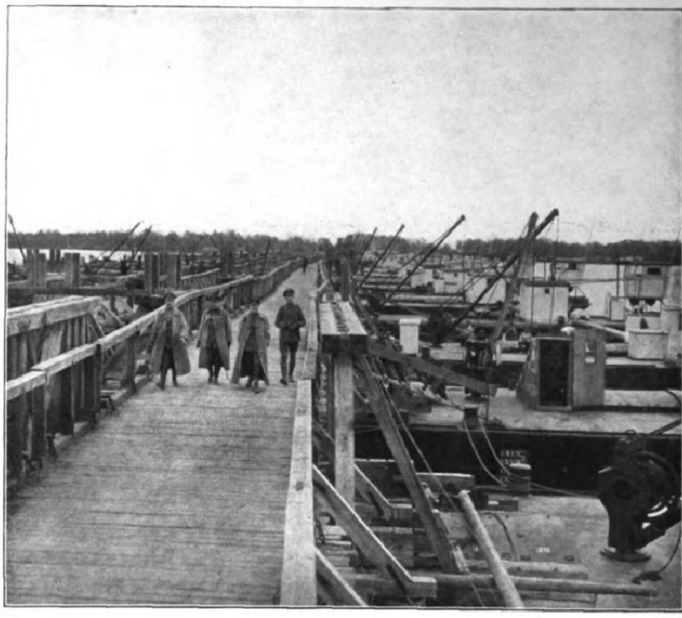
Alte Kirche des Zaren Lazar in Kruschewatz.



Markt in Kruschewatz, das von der Armee v. Gallwitz am 7. November besetzt wurde.



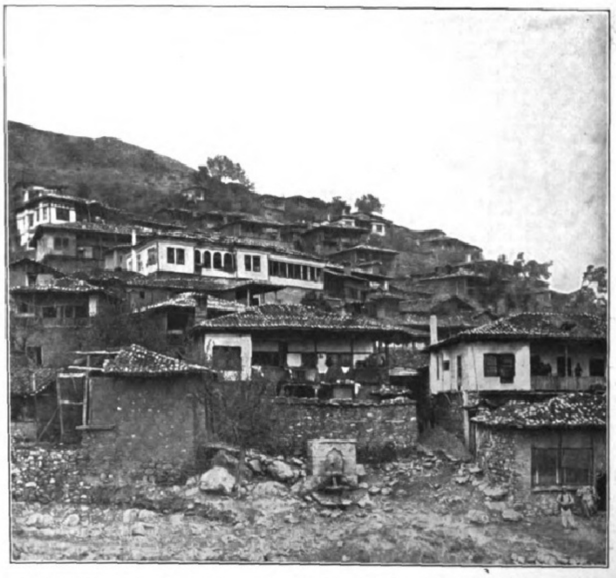
Der von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen am 16. Oktober erstürmte Avalaberg südlich von Belgrad mit der Zitadelle, bzw. dem alten Kloster.



Die große Schiffsbrücke über die Donau bei Semendria. (Phot. W. Braemer.)



Straße in dem von der Armee des bulgarischen Generals Bojadjieff genommenen Alexinatz.



Teilansicht der von den Bulgaren besetzten Stadt Veles (Köprülü) in Mazedonien.

Zu dem siegreichen Vordringen der deutsch-österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppen in Serbien.

wir das italienische Feuer von dort auf uns, und es wäre unseren Herren unangenehm, wenn sie mehr Arbeit bekämen ... unseretwegen." „Also decken wir uns hinter dem Gebüsch, damit die Herren nicht mehr Arbeit bekommen." Beinahe mußte ich lachen. Mehr Arbeit. Als ob man in einem Bureau stören würde.

Unterdessen haben beide Geschützreihen einander angebrüllt. Zugleich. Eine will der andern das Maul verbieten. „Was suchst du da? Ruhig! Marsch, weg!" Dann eine Pause. Ein einzelner Schuß kommt nach, ganz phlegmatisch: „Hol dich der Teufel ...!"

Wir marschieren zurück. Wieder das Einanderanbrüllen. Man bohrt mit den Augen in den leeren Raum hinein ... jetzt kommt es von links ... aha! Aber wozu das Zigarettendrehen ... die Erregung klingt allmählich ab ... was ist das Leben? Paßt man sich so schnell an ...?

„Da sind wir heute heil heraus", sagte der Major. Nach dieser Stunde dürfen wir wieder zusammengehen.

Der Autolenker hatte inzwischen alle Wonnen des Wartens durchgekostet. Wir konnten gehen, er mußte stillstehen.

erzählt wird, verblaßt vor dem Unerzählbaren, das Steirer, Kärntner, Ungarn, Kroaten an der Isonzofront für uns begehen. Sie müssen eines Tags, wenn das Umstülpen der Welt beendet ist, einen neuen Herodot, ihren Livius und Tacitus finden, der die alten vergessen macht.

Kriegschronik.

28. Oktober 1915.

Nordöstlich des Ortes Garbunowka sind neue Fortschritte gegen russische Angriffe behauptet. Der Kirchhof von Szaszali ist wieder in unserem Besitz. Bei Schtscherssy (am Njemen) nordöstlich von Nowogrodek scheiterte ein starker russischer Angriff. Westlich von Czartorysk wurde Rudka genommen.

Die italienische 3. Armee erneuerte den Angriff auf die Hochfläche von Doberdò bisher nicht. Dagegen setzte die nördlich anschließende II. Armee ihre vergeblichen Anstrengungen gegen die österreichisch-ungarischen festen Stellungen mehrfach fort und dehnte sie auch auf das

Heute morgen erschien ein russisches Geschwader vor Warna und begann nach den Weisungen eines Wasserflugzeugs die Stadt und den Hafen zu beschießen. Die bulgarischen Küstenbatterien erwiderten das Feuer. Zwei russische Schiffe von der Klasse „Tri Swiatitelja" wurden von Granaten oder Torpedos getroffen und versenkt. Die anderen Schiffe zogen sich, von Unterseebooten verfolgt, zurück.

29. Oktober 1915.

Gestern nahmen die italienische II. und III. Armee den allgemeinen Angriff mit aller Kraft von neuem auf. Den Infanterieangriffen ging eine Artillerievorbereitung voraus, die sich in mehreren Abschnitten bis zum Trommelfeuer steigerte und namentlich gegen den Görzer Brückenkopf eine noch nicht dagewesene Heftigkeit erreichte. Aber weder dieses Feuer noch die folgenden Stürme vermochten die k. u. k. Truppen zu erschüttern. Abermals wiesen sie den Feind an der ganzen Front blutig ab und behaupteten ausnahmslos ihre vielfach zerschossenen Stellungen.

Die südöstlich von Visegrad auftretenden montenegrinischen Bataillone wurden bei Drinsko und auf der Suha



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Kriegsrat an der Szczara. Nach einer für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach der Natur gezeichneten Skizze des auf dem östlichen Kriegsschauplatz tätigen Kriegsmalers Hugo L. Braune.

Die Szczara mit dem Bahnknotenpunkt Baranowitschi, der östlichste von unseren Truppen besetzte Abschnitt Rußlands, zieht noch täglich die heftigsten Angriffe der Russen auf sich. Die Skizze zeigt einen Kriegsrat von Offizieren an der von den Russen niedergebrannten Mühle von Boguschi. Im Hintergrunde sind die tags zuvor zertrümmerten Schützengräben zu sehen.

„Jetzt das Auto rasch heraus ...!"

Aber das Auto will nicht flott werden. Es gibt einen aufregenden Augenblick. Die Sekunden dehnen sich.

Der Wagen soll mit dem Rücken voran aus der Doline heraus. Ginster und Brombeergesträuch umklammert eigensinnig seine Räder. Perfide Steine haben sich gelockert. Die Hinterräder schwirren frei in der Luft. Der Wagen keucht vor Anstrengung ... Alle fünf schoben wir den Wagen hinauf, der Schweiß rann uns über die Körper ...

„Vorwärts, jetzt keine Zeit verlieren — sonst kriegen wir eine aufs Dach", ruft der Major. Sonst ist er ein Stoiker vom reinsten Wasser.

Wir sausten ab. Und so kamen wir aus der schweren Kanonade heraus.

Wir hatten genug „bemerkt". Es war notwendig gewesen, einmal in diesem Feuer zu stehen, um zu ahnen, was die ertragen, die darin Tage und Wochen als Kämpfer liegen. Was waren die ungefähr 150 Schuß, die wir aushielten?

Goethe fand die Geschichte seiner Tage durchaus groß und bedeutend: „Die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden." Und heute? Was uns in den Gymnasien von den antiken Helden

Flitscher Becken aus. Je eine weitere Armee greift die Dolomiten-Front und Südtirol an. Vor dem Col di Lana brachen gestern nachmittag sechs Stürme der Italiener zusammen.

Auf dem Balkankriegsschauplatz gewann die Armee des Generals v. Gallwitz das Gelände westlich der Eisenbahnstation Lapowo und vertrieb den Gegner unter schweren Kämpfen von den Höhen südlich und südöstlich von Svilajnac. Die Armee hat seit dem 23. Oktober 2033 Gefangene gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet.

Der aus österreichisch-ungarischen Kräften zusammengesetzte rechte Flügel der Armee des Generals v. Kövess hat die obere Kolubara in breiter Front überschritten. Die Deutschen erstiegen die Gebirgskette nördlich von Rudnik. Östlich davon dringen auf gleicher Höhe österreichisch-ungarische Kolonnen beiderseits der Straße Topola-Kragujevac vor. Die östlich von Visegrad vordringenden k. u. k. Truppen haben den Feind beiderseits der Karaula Balva über die Grenze zurückgeworfen. Zwei flankierend angesetzte Gegenangriffe einer montenegrinischen Brigade wurden abgeschlagen.

Die bulgarische 1. Armee hat Zajecar und Knjazevac erobert und kämpft erfolgreich auf den Höhen des linken Timokufers.

Gora geschlagen. Die deutschen Divisionen der Armee des Generals v. Kövess drangen in die Gegend von Rudnik vor. Österreichisch-ungarische Kräfte dieser Armee überquerten im Angriff die durch andauernden Regen fast ungangbar gewordenen Niederungen an der östlichen Raca, warfen in erbitterten Kämpfen den Feind von der Cumisko-Höhe und erstürmten die Kirche und das Dorf Cumic. Die Armee des Generals v. Gallwitz überschritt im Raume von Lapovo die Lepenica. Südöstlich von Svilajnac wurden die feindlichen Stellungen beiderseits der Resava gestürmt. Die bulgarische I. Armee eroberte Pirot; der Feind hat vor ihrer ganzen Front den Rückzug angetreten.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: Am Vormittag des 27. Oktober griff eines unserer Unterseeboote im westlichen Teil des Schwarzen Meeres die russische Flotte an und torpedierte ein Linienschiff vom Typ Panteleimon, das schwer beschädigt wurde. Die russische Flotte zog sich darauf schleunigst nach Sebastopol zurück.

30. Oktober 1915.

Nordöstlich von Mitau wiesen unsere bei Plakanen auf das Norduser der Misse vorgeschobenen Kräfte zwei starke Nachtangriffe ab und zogen sich vor einem weiteren Angriff in die Hauptstellung auf dem Süduser zurück.



Hindenburgs Arbeitszimmer im Hauptquartier Ost. (Phot. O. Salz.)

Westlich von Czartorysk wurde die russische Stellung bei Komarow und der Ort selbst genommen; ein nächtlicher russischer Gegenangriff blieb erfolglos. Kamienucha, Huta-Lisowka und Bielgew wurden gestürmt. 18 Offiziere, 925 Mann sind gefangengenommen, 2 Maschinengewehre erbeutet.

An der Isonzo-Front verlief der gestrige Tag im Abschnitt nördlich des Görzer Brückenkopfes merklich ruhiger. Nur die Besatzung des Brückenkopfes von Tolmein hatte noch einen stärkeren Angriff abzuweisen. Angriffsversuche der Italiener auf den Monte Sabotino und die Stellungen westlich Peoma wurden zurückgewiesen. Auch auf der Podgora-Höhe blieben nach erbitterten Nahkämpfen alle Gräben im Besitz ihrer Verteidiger. An der Dolomiten-Front nahm der Gegner mit zehnfach überlegenen Kräften die österreichisch-ungarischen Vorstellungen auf dem Col di Lana. Feindliche Angriffe im Tonale-Gebiet wurden blutig abgeschlagen.

Die Armeen der Generale v. Köveß und v. Gallwitz haben feindliche Stellungen gestürmt, über 1000 Serben gefangengenommen, 2 Geschütze, 1 Maschinengewehr erbeutet und sind in der Vorbewegung geblieben. Im Nordostteil Serbiens ist der Gegner überall im Rückzuge. Die Bulgaren verfolgen vom Timok her. Südwestlich von Knjazevac drangen sie in die serbischen Stellungen auf der Tresibaba Planina ein.

31. Oktober 1915.

Bayrische Truppen setzten sich nordöstlich von Neuville in Besitz der französischen Stellung in einer Ausdehnung von 1100 m, machten etwa 200 Gefangene und erbeuteten 4 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer. Ein feindlicher Gegenangriff wurde abgeschlagen. In der Champagne ist ein weit vorspringendes deutsches Grabenstück nördlich von Le Mesnil in der Nacht vom 29. zum 30. Oktober an die Franzosen verlorengegangen. — Bei Tahure griffen nachmittags unsere Truppen an. Sie stürmten die Butte de Tahure (Höhe 192 nordwestlich des Ortes); 21 französisch[e] Offiziere (darunter 2 Bataillonskommandeure), 1215 Mann wurde[n] gefangengenommen.

Durch unser konzentrisches Feuer wurden die Russen gezwungen, de[n] Ort Plakanen auf dem Norduser der Misse wieder zu räumen.

Der Angriff westlich von Czartorysk erreichte die Linie Ostrand vo[n] Komarow-Höhen östlich Podgacie. Die erreichten Stellungen wurde[n] gegen wiederholte russische Nachtangriffe in teilweise erbitterten Kämpfe[n] gehalten.

Auch gestern wiederholten die Italiener ihre Angriffe gegen die meis[t] umstrittenen Punkte der Brückenköpfe von Tolmein und Görz sowie a[n] mehreren Stellen der Karsthochfläche von Doberdò. So kam es wiede[r] zu erbitterten Nahkämpfen, die allenhalben damit abschlossen, daß di[e] österreichisch-ungarischen Truppen ihre Stellungen in Besitz behielten. A[n] der Tiroler Front wurden abermals feindliche Angriffe im Tonale-Gebi[et] blutig abgewiesen.

Östlich Visegrad drangen österreichisch-ungarische Abteilungen au[f] serbisches Gebiet vor. Die von Valjewo südwärts vorrückenden Kolonne[n] des Generals v. Köveß trieben bei Razana feindliche Reiterei zurüc[k]. Unmittelbar nordwestlich Grn. Milanovac erstürmten österreichisch-unga[ri]sche Truppen mehrere stark besetzte feindliche Stellungen, wobei 4 Ge[]schütze und 3 Munitionswagen erbeutet wurden. Gleichzeitig kämpfte[n] sich deutsche Streitkräfte von Norden und Nordosten gegen Grn. Mila[]novac heran und drangen in diese Stadt ein. Auch der Angriff de[r] k. u. k. Truppen im Gelände nordwestlich von Kragujevac gewinnt überal[l] Raum. Die westlich von Lapowo steil aufragende Höhe Strazenica i[st] in deutschem Besitz. Die Bulgaren dringen allerorts gegen Westen vo[r]. Eine von Pirot entsandte bulgarische Kolonne nähert sich Vlasotinc[e].

(Fortsetzung der Kriegschronik auf Seite 677.)

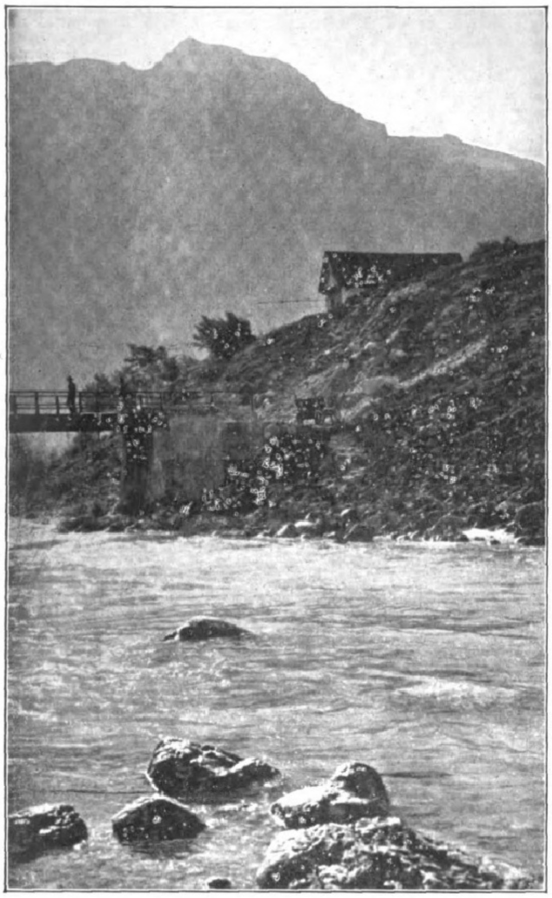


Ein Ruhestündchen bei Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Rechts von Hindenburg: Generalleutna[nt] Ludendorff. Hindenburg gegenüber, mit Brille: Fürst zu Dohna-Schlobitten. (Phot. O. Salz.)



General der Infanterie v. Linsingen (×), der Befehlshaber einer Heeresgruppe, mit seinem Stabe.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Partie am Ufer des Isonzo.



Österreichisch-ungarischer Schützengraben im felsigen Gebirgsgelände.



In den Dolomiten: Österreichisch-ungarische Patrouille sichtet den Feind.

Der Krieg mit Italien.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(8. Fortsetzung.)

Vor Jahren, bei einem Aufenthalt in Berlin, hatten sie und Herr Brosam sich abends zu verschiedenen Besorgungen getrennt und für später das Wiederfinden Unter den Linden in der Nähe des Café Bauer bestimmt. Frau Brosam war früher da und ging langsam auf kurzer Strecke auf und ab, indem sie alle entgegenkommenden Männer scharf ansah. Ihre Kurzsichtigkeit zwang sie, den Männern unter die Hutkrempen zu schauen; aber als sie dies in aller Unbefangenheit eine Weile betrieben hatte, legte sich die Hand eines Schutzmannes auf ihren Arm, und eine Stimme, die den innersten Menschen erbeben machte, befahl: „Kommen Sie mit!"

Frau Brosam folgte dem Schutzmann aus einem sogleich zusammendrängenden Kreis von Gaffern in einem Zustand von Betäubung, und erst nach etlichen hundert Schritten fand sie die Sprache, um den Schutzmann zu fragen, was er denn eigentlich wolle. Zuerst antwortete er durch unverständliche Anspielungen von einer Grobheit des Tones, die sie empörte; endlich begriff sie, daß man sie verdächtigte, zu dem verlorenen Haufen zu gehören, der die Straßen der Großstadt nach Beute absuchte, und daß sie sich verdächtig gemacht habe. Der Mann glaubte weder ihren erklärenden Worten, noch der Ehrlichkeit ihrer Entrüstung, noch der Echtheit ihres Weinens, sie galt als auf frischer Tat ertappt und wurde die Nacht über — eine unbeschreibliche Nacht der Qual — mit allerlei zusammengefangenem Gesindel in einem Gewahrsam gehalten. Es war eine Höllennacht, und erst am nächsten Morgen wurde durch den inzwischen halb verzweifelten Gatten die Wahrheit ans Licht gebracht. Die Verlegenheit der Behörde, die allerbeweglichsten Entschuldigungen ob dieses bedauerlichen Mißgriffes, der Kanonendonner über dem schuldtragenden Schutzmann, alles das genügte Frau Brosam nicht zur Vergeltung der Schmach. Sie brach von dieser Nacht an alle Beziehungen zu Deutschland ab, verließ noch am selben Vormittag mit ihrem Gatten die Stadt und war in all den Jahren nie wieder in Berlin gewesen.

Ihr Erlebnis aber wuchs derart ins Allgemeine und Regelhafte, daß ihr Deutschland schließlich zu dem Staat wurde, in dem jeder beliebige Schutzmann das Recht hat, nach seinem Gutdünken über ahnungslose Frauen herzufallen und sie durch Schlamm und Dreck zu ziehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die knochenstarke Krankenschwester war noch keine drei Tage bei Franz Firmkranz tätig, als Madeleine vor ihren Vater hintrat und ihn um die Erlaubnis bat, ihren Verlobten pflegen zu dürfen.

„Kind, Kind!" jammerte Herr Brosam und setzte ihr auseinander, daß dies nicht anginge, ohne schwere Gefahr für die Wahrung des Verlobungsgeheimnisses. Darauf erwiderte Madeleine, daß man ja doch ohnehin in ganz Mülhausen davon spreche, und daß man schon darüber lächle, weil der Vater aus Furcht vor dem preußischen Tyrannen sein Bestimmungsrecht über die eigenen Familienangelegenheiten preisgebe. Übrigens, da ja doch schließlich einmal die Geheimtuerei werde ein Ende nehmen müssen, werde man ihr mit Recht den Vorwurf der Herzenskälte machen können, wenn sie sich um den ihr schon nahezu Verlobten während seiner Krankheit nicht gekümmert habe. Die Anwesenheit der Schwester Klotilde gebe zudem die Gewähr, daß üble Deutungen und bösartiges Getuschel ausgeschlossen wären.

Von alledem fiel besonders ins Gewicht, daß Herr Kohlmeis nicht etwa glauben dürfe, Brosams Entschlüsse in Familiendingen richteten sich nach seinem Gefallen oder Mißfallen.

So kam es, daß Franz Firmkranz, als er aus dem Qualm des Fiebers nach wochenlangem Ringen am Absturz des Seins zum Bewußtsein kam, an seinem Bett neben der Schwester Klotilde auch seine Braut fand.

Wenn das Fieber die Schlacken aus dem Blut gebrannt hat und alle Zellen des Körpers von Grund auf umgebaut und erneuert sind, dann kann es geschehen, daß auch etwas wie ein neuer Geist durch den Körper weht. Vorsichtig geht er, sehr leicht und unbeschwert, noch nicht allzueng an Knochen, Muskeln und Phosphor gebunden, auf Schritt und Tritt entdeckt er Neues wie auf Frühlingswiesen. Der Himmel des Lebens ist höher, und um jedes Menschenbild geht ein schmales Goldgeleuchte. So liebenswert seid ihr also — spricht dieser frühlingshafte Geist — so holde Wunder sind Dinge und Menschen; und ich, der ich in Gefahr war, euch alle zu verlieren, habe euch wiedergewonnen! Langsam wächst dann mit der Kraft das Licht, und leise beginnen alle kleinen Adern des Blutes zu singen, bis alles Sein in Blau und Silber steht. Gott ist überall, im leisen Heranstreichen der Aprilluft durch die offenen Fenster, in den Blumen, die in der schlanken blauen Vase auf dem Tischchen stehen, in der Hand der Geliebten, die das Bett glättet, in jedem Atemzug, der Behagen in der Brust verbreitet. Man fühlt, daß der Mensch dem Guten näher steht als dem Bösen, der Treue näher als der Untreue, der Hingabe näher als der Selbstbehauptung.

Seine Liebe zu Madeleine war Firmkranz in diesen Fieberwochen ganz ausgeglüht, und er erhielt sie von der Hand des wiederkehrenden Lebens als eine köstlich reine Schale, in die er seine ganze Zukunft ergießen durfte. Alles flüchtige Gefallen, mit dem er sonst jeder begegnenden Weiblichkeit entgegengekommen war, die rasche Bewegtheit seines leichten Herzens, der Hauch und Duft der vielen verfliegenden Empfindungen waren nun in eins geflossen und Madeleine hingegeben.

Sie saß fast den ganzen Tag an seinem Bett, strahlend, lachend, plau dernd. Über seine Nächte wachte die knochenstarke Schwester Klotilde

Auch Marianne kam manchmal, aber sie brachte Kälte mit und blie niemals lange. Sie ahnte nicht, daß sie es im Grunde war, die Madelein an das Bett des Kranken geführt hatte.

Als sich Franz Firmkranz im April vom Bette erheben durfte, zögert Herr Brosam nicht länger, die Verlobung zu veröffentlichen. Die Ver lobungskarten waren mit blauen und roten Lettern auf elfenbeinweißer Papier gedruckt und in deutscher und französischer Sprache abgefaßt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo die Grenze zwischen Bosnien und Serbien die Drina verläßt un wild durch die Berge läuft, da ist für den Finanzwächter ein schwere Dienst.

Man kann es vielleicht mit gutem Glück verhindern, daß die Schmuggl über den reißenden Fluß kommen; wer aber will alle die Wegschlänglei bewachen, die aus den zerrissenen Schluchten emporkriechen und sich übe die Höhen winden, gedeckt durch Wälder oder Felsblöcke oder stache krauses Gestrüpp?

Die Serben diesseits und jenseits der Grenze, die sich auch sonst s gut verstehen, sind, was den Schmuggel anbelangt, erst recht eine Han und ein Herz, und in dunklen Nächten geht ein Hin und Her au den Ziegenpfaden, ist ein Klettern im Finstern und ein Begegnen in en legenen Hirtenhüten — kein Aufpassen hilft dagegen. Wenn manchma in solchen Nächten ein Schuß kracht, so kann man wetten, der komm aus dem Gewehr eines Finanzwächters, das hinter einem flüchtigen Schmuggle schatten dreinknallt.

Der April treibt dem kahlen Kalkstein das Grün aus, sprenkelt da Grau mit allen Blumen, die einen so starken Duft haben, als müßten s in der kurzen Zwischenzeit zwischen Schnee und Sommerglut alle Leben kraft des Blühens schrankenlos vergeuden.

Der Finanzwachoberaufseher Ivo Kozar steigt einen Weg empor, de von Gostilja an die Flanken des Stolac seine kurzen Schraubenwindunge legt. Daß es ein Weg ist, wissen nur die Ziegen, die Schmuggler und d Finanzwächter, und man darf nicht mehr von einem solchen Weg erwarte als daß die Steine ein wenig verschoben sind, und daß die Alpenrose wirrnis an manchen Stellen geknickte Zweiglein zeigt.

Der Bauer Vučic aus Gostilja ist heute nachmittag um drei Uhr au gerückt, mit einem kleinen Sack voll Salz, als wolle er seinen Ziegen obe auf dem Stolac die Lecke einrichten. Aber — ho, Mirko Vučic, der Iv Kozar kennt deine Schliche! Heute nacht kommst du zurück mit eine Sack voll Tabak, gib acht, Vučic, heute faßt dich der Kozar! Allzulan hast du die Finanzwache am Narrenseil geführt. Drei Wege kannst d gehen. Die Kameraden lauern auf den andern, Ivo Kozar hat den ; überwachen sich vorbehalten, der den Vučic am ehesten bringen kan

Über den Stolac bäumt sich eine Wolke, blau und grau, aus de Brlozki-Tal qualmt's, Fetzen weißlichen Dampfes winken unter dem Ker gewölk, die Falten schreien gewitterbang, in der verwunschenen War hämmert der Sturmbock.

Das wird eine Schmugglernacht, und der Vučic kommt sicher, das i wie Amen im Gebet.

Ein Mädel klettert im Geröll, straff und fest, rot springt der Rock v dem Grau der Felsen talab. Der Ivo Kozar kennt die Dirne und blei stehen, um ein paar Worte mit ihr zu sprechen. Vielleicht hat sie de Vučic gesehen.

Aber das Mädel ist scheu und karg mit Worten, drängt rasch an ih vorbei, denn Ivo Kozar ist ein Kroat, und die liebt man nicht, wo die Serbe von Stephan Duschan träumen und dem großserbischen Reich der Zukunft.

Nicht — nicht! denkt der Finanzer und klimmt weiter. Die Woll über dem Stolac hat sich höher aufgebäumt und tiefer gesenkt und ru nun eine Weile auf dem Gipfel, als wolle sie sich sammeln, ehe sie si auf die bange Bergwelt stürzt. Der alte Zauberer drüben in der kahl Wand, die wohl vierhundert Meter in einem Satz herabspringt, hämme mit seinem Schädel wie verzweifelt gegen den Felsen.

Schon laufen dem Finanzer die ersten Windwölfe entgegen, und a zögen sie die Wolken hinter sich her, so kriechen die Säume oben üb die Kuppen. Es ist ganz dunkel geworden.

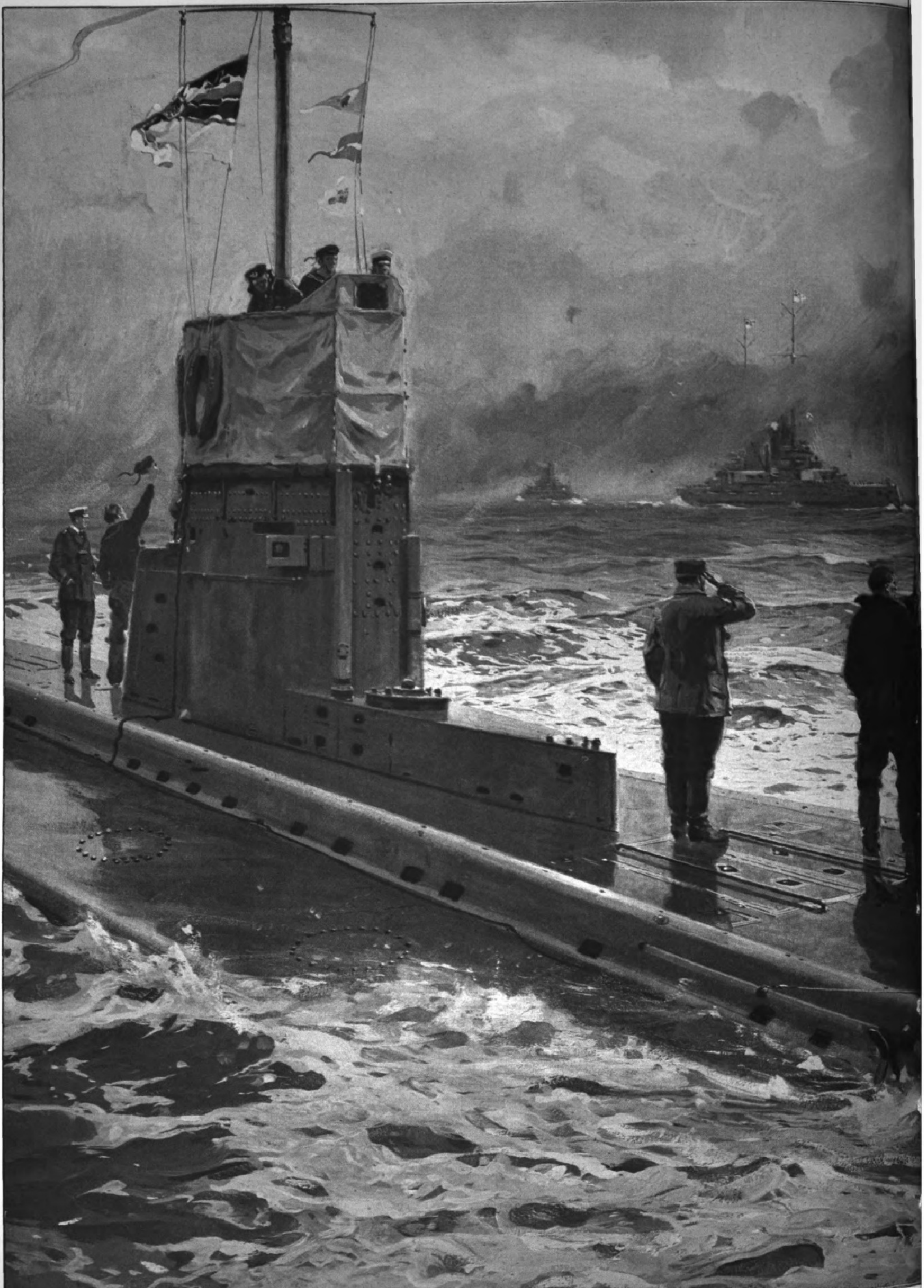
Es wäre gut, wenn man die Hütte erreichte, die oben unter de Radosch steht.

Jetzt kommt eine ganze Meute von Windwölfen, heulend, in groß Sprüngen, und in den Runsen und Mulden oben wirbeln und wälzen si graue Ballen. Es kracht, als bräche der Berg auseinander, und Feu fliegt aus seinen Eingeweiden, sogleich ist es wieder stockfinstere Nach aber aus diesem Bauch der Finsternis stürzt Wasser hervor, eine Wa von Wasser. Es schreit, heult und wimmert, aber das Wasser schluc alles rasch hinunter, nur nicht die Schläge, mit denen oben die Schleus gesprengt werden. Man glaubt, man ist in einem Steinbruch, zur Ze wenn die Minen gelöst werden.

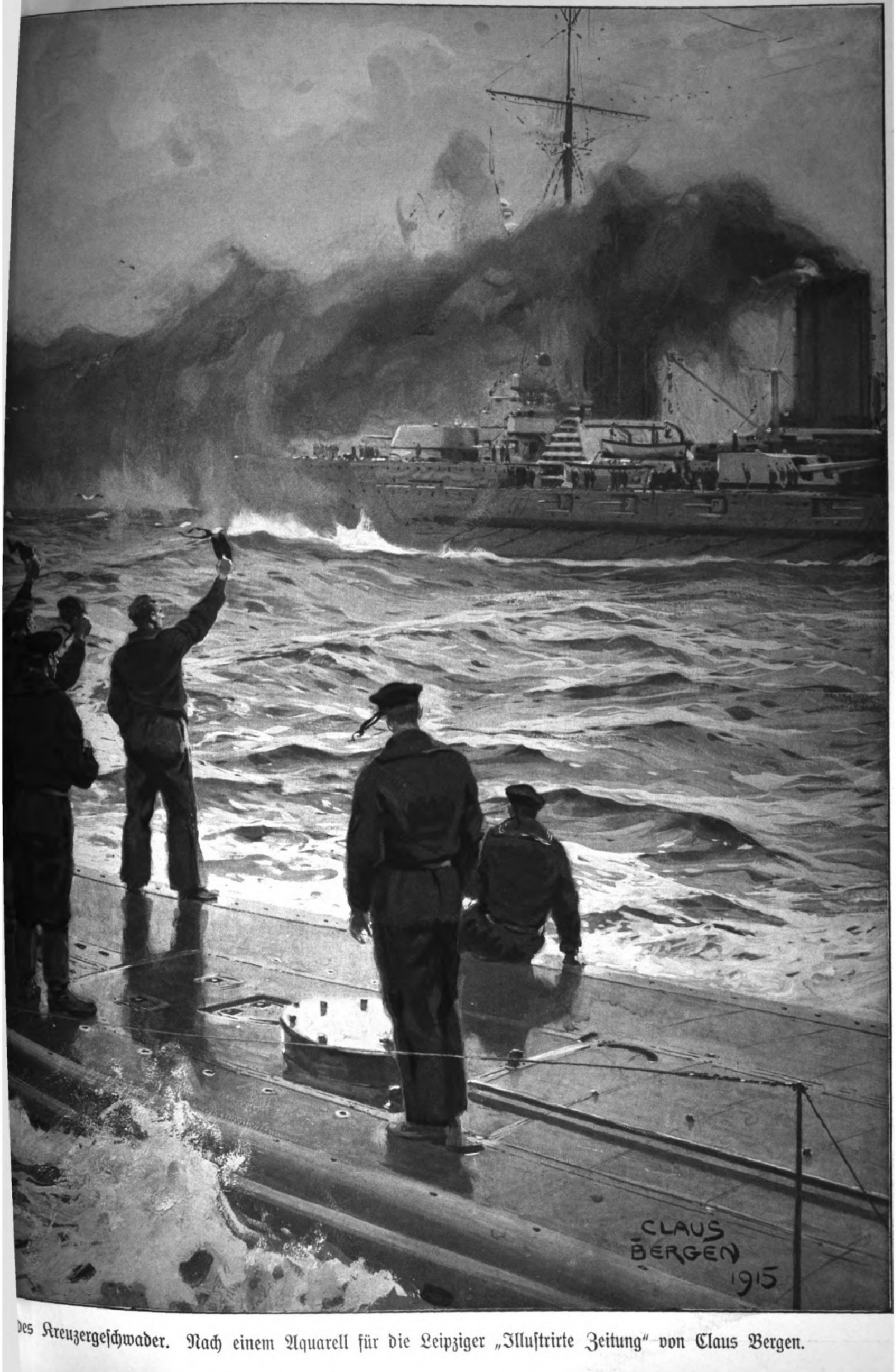
Sturm und Wasser schlagen Kopf und Brust wie mit schweren nass Fetzen, Keulenhiebe fallen auf die Schultern.

Die Hütte, Ivo Kozar, die Hütte!

Der Atem wird die Kehle hinab in die Lunge zurückgetrieben, mühsa pfeift er in dünnen Faden wieder hervor. Das Gehen ist nur ein Tappe



Unsere Marine im Weltkrieg: Die Mannschaft eines heimkehrenden deutschen Unterseebootes begrüßt ein au



des Kreuzergeschwader. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Claus Bergen.

aber es trägt doch aufwärts. Ein Baum ist da, die Wetterföhre — da ist nun auch die Hütte in der Nähe, halb rechts . . .

Gießbäche stürzen unter Kozars Füßen fort, große Steine rollen ihm entgegen. Zwischen Blitz und Blitz klemmt sich die Hütte, schäumender Gischt braust links und rechts, die Wasser hämmern auf das Bewußtsein los, vor den Augen stockt die Finsternis in Klumpen.

Jetzt, das, das ist die Hüttentür . . . Kozar ertappt rissiges Holz, die Türe widersteht, er reißt sie auf und stolpert in den Raum, ein Stück Nacht, Kälte und Nässe.

Feuerschein blendet. Zuerst muß man das Wasser aus den Augen wischen.

Fünf Männer sitzen um das prasselnde Reisigfeuer auf dem schwarzen Steinherd. Fünf Männer starren den Sturmflüchtling an, mißtrauisch, wie er da steht, inmitten einer Wasserlache, die sich sogleich unter seinen Füßen ansammelt.

Der Finanzer gibt seinen „Guten Abend!" Die anderen murmeln den Gruß zurück, aber er ist nicht sehr gastfreundlich, sie laden ihn nicht ein, zum Feuer zu kommen. Oh, er weiß schon, das macht seine Uniform, die mag man in den Bergen nicht.

Ob das wohl Schmuggler sind, die fünf? Man hat seine Witterung für solche Dinge, und er möchte beinahe sagen, die fünf haben mit Schmuggel nichts zu tun. Mit Ausnahme eines einzigen, dem vielleicht die Bergluft die Haut verbrannt und zerrissen hat, scheinen sie alle eher Stadtleute zu sein.

Ivo Kozar stellt sein Gewehr neben die Türe und schlenkert in einer Ecke die Glieder, daß die Wassertropfen im Bogen gegen Wand und Boden sprühen, breite Kometenschweife von Wasserbahnen auf den Stein zeichnend. Dabei läßt er seine wachsamen Augen herumlaufen, ob nicht doch irgendwo etwas das Versteck geschmuggelter Waren verrät. Denn die Frage bleibt offen: was machen die fünf, von denen vier Städter sind, bei Anbruch der Nacht und solchem Wetter in der kahlen Hirtenhütte auf dem Stolac? Aber der Finanzer läßt umsonst seine Luchsblicke durch die Hütte laufen. Er kennt diesen alten, verräucherten Steinhaufen zu genau, da ist keine Falltüre und kein geheimes Versteck für geschwärzte Waren, man könnte in diesem armseligen Bau vor einem Zollwächter keine Oka Tabak verstecken.

Es sind keine Schmuggler; dann wird es immer dringender, zu fragen: Was machen die da?

Ivo Kozar kommt wieder ans Feuer. Die fünf haben die Köpfe zusammengesteckt und sich verständigt, das hat Ivo an den Schatten gesehen, jetzt rücken sie auseinander und machen ihm Platz. Über dem prasselnden Feuer hängt der Kupferkessel mit den tausend Beulen, in dem ist heißes Wasser. Ein Kleiner, Magerer, mit einem schwarzen Schnurrbart und einer Fliege auf der Unterlippe schöpft mit einem tönernen Topf, tut Rum und Zucker hinein.

„Trink, Bruder!"

Ivo Kozar wärmt sich die Hände an dem heißen Topf: „Es ist ein Schweinewetter draußen!"

„Es ist die Sündflut, Bruder!"

Und einer, mit einem Soldatengesicht, man könnte ihn für einen Offizier in Zivil halten, brummt: „Wahrhaftig, es sind Sünden genug geschehen in diesem Land. Und geschehen bis zum heutigen Tag. Es wäre Zeit, sie zu tilgen."

Ivo Kozar trinkt und schaut dabei sehr genau, mit wem er es zu tun hat. Zwei von den Gesichtern kennt er, die hat er schon irgendwo gesehen, in Višegrad oder gar in Serajewo. Ein Finanzer hat ein Gedächtnis für Gesichter, ein Gedächtnis wie eine photographische Platte: wen er einmal gesehen hat, den merkt er sich. Der dritte ist der Mann mit dem Offiziersgesicht, der vierte der Mann aus den Bergen und der fünfte ein Bürschlein von kaum zwanzig. Das hat Augen wie Kohlen, böse und unruhige Augen, seine Haut ist wie eine Milchschwarte, gelb und weiß. So sieht er aus, als wäre er seinen Eltern entlaufen, oder als hätte er eine Ladenkasse geleert.

„Du bist ein Serbe, Bruder?" fragt der, den Ivo für einen Offizier hält.

„Ich bin Kroat", sagt Ivo Kozar und wischt den Bart mit dem Handrücken. Er hat etwas entdeckt, einen Mantel, der scheinbar achtlos auf den Boden geworfen ist, aber unter dem Mantel da liegt etwas, ein Ballen . . . ein Pack . . .

Der mit der schwarzen Fliege schaut dem Finanzer streng ins Gesicht und sagt zurechtweisend: „Serben und Kroaten sind ein Stamm . . . nur: die Serben denken an die Zukunft, und die Kroaten kleben an der Vergangenheit." Schon gut! denkt der Finanzer, die sind Brüder, wenn es die Serben so brauchen können. Und wenn sie es nicht so brauchen können, heißt's: Kusch, Kroat! Da haben sie Vereine in ganz Bosnien, im ganzen Land, die Serben — die wollen dem Kaiser das Land wegnehmen, um es dem Peter drüben zu geben. Jeder Mensch in ganz Bosnien weiß das, vom Lastträger bis zum Landeschef, aber man muß so tun, als wüßte man nichts . . . es ist ein Wespennest.

„Ist es wahr, daß heuer euer Franz Ferdinand nach Bosnien kommt . . . zu den Manövern?" fragt der mit dem Offiziersgesicht. Er sagt: „euer" Franz Ferdinand, denkt Ivo Kozar, also ist er von drüben! „Man spricht davon," meint er, „aber man weiß nichts Gewisses, gar nichts."

Dabei stützt er sich mit der Hand auf den Boden und, um Platz zu bekommen, schiebt er ein wenig den Mantel beiseite, unter dem dieser Ballen liegt, dieser Pack . . . Aber der mit der schwarzen Fliege lauert ihm genau auf Miene und Wort und jede Bewegung. Er erhebt sich und macht einen Schritt zum Feuer und tritt dabei dem Finanzer mit dem nägelbeschlagenen Schuh auf die Hand.

Ivo Kozar stößt einen Fluch aus.

„Oh, Bruder, wo hast du deine Finger?" lacht der Mensch, und aus seinen Augen glitzert die Bosheit.

Jetzt weiß Ivo Kozar genug. Es sind doch Schmuggler, trotz alledem, aber, was kann er machen, hier, wo sie fünf gegen einen sind!

Sie rauchen und trinken, und nach einer Stunde tritt der Finanzer unter die Hüttentür. Es hat aufgehört zu regnen; zwar stürmt es noch, und es ist stockdunkel, aber man findet schon seinen Tritt. Ivo Kozars Plan ist fertig: er wird die Kameraden holen und den Schmugglern unten den Weg abschneiden.

Das wird er tun!

Er nimmt sein Gewehr auf, dankt für Feuer und Grog und Tabak, reicht jedem die Hand und geht.

„Nimm dich in acht," sagt der Bauer, „die Wege sind unterwaschen. Unten ist eine Stelle, wo der Regen immer ein ganzes Eck wegnimmt."

Ivo Kozar lacht nur. Die wollen ihn Vorsicht lehren!

Wie er dreihundert Schritte von der Hütte ist, über der verwunschenen Wand, fliegt ihm der Feuerschein nach, und jemand ruft: „He, Bruder, hast was vergessen!"

Was könnte ich vergessen haben? denkt Kozar und greift an seine Taschen.

Der Kleine, Magere kommt ihm nach, schwarz vor dem roten Schein aus der Hüttentüre.

„Was ist's denn?" fragt Ivo Kozar.

„Da!" sagt der kleine Mensch und streckt die Hand aus.

Es kracht . . .

Der Finanzer schreit: „Jesus Christus!" . . . taumelt, dreht sich im Kreis und knickt plötzlich ein über den Wegrand . . . in den Abgrund. —

Der Kleine, Magere beugt sich, die Browningpistole in der Hand, vor und lauscht, wie die Steine poltern. Dem ist der Mund verriegelt! Der wird nichts erzählen können!

Wenn sie ihn unten finden, dann sieht er schon so aus, daß keiner was merkt . . .! Der Sturm hat's getan . . .

— —

Warum Matthias Supp Kolumbus hieß?

Das war noch zu Zeiten der seligen Baßkatze gewesen, da er zu predigen begann: neue Länder müßten in der Kunst gesucht werden, es läge noch, unseren Zeitgenossen unbekannt, ein Amerika im Westen der geistigen Welt.

Und da es ihm niemand glauben wollte, machte er sich allein auf, um sein Amerika zu finden. Er segelte mit einer buntbewimpelten Flotte von Hoffnungen und Wünschen aus, aber bald geriet er in das Sargasso-Meer seines Lebens, Windstille trat ein, giftig dampfte die bleierne Flut, sein Hirn ward glühend, und Verzweiflung spaltete seine Einheit, so daß er sich selbst zu bekämpfen begann.

Bis aus diesem furchtbaren Kampf und Krampf sein Frevel zum Himmel emporstieg; angenommen, angenommen ward durch Gott und in Segen verwandelt, der sich über sein Leben ergoß, über sein äußeres zunächst, das er nach der Heimkehr von der Kolumbusfahrt ins Bürgerliche beschränkte.

So aber sprach Matthias Supp in der Baßkatze über Kunst: Sie sei seit zweitausend Jahren, seit den Grabkammern der Ägypter und den Deckenmalereien der Höhlenmenschen nichts als Eindruck gewesen, Abbild der äußeren Welt, vom Künstler mit möglichster Treue aus sich herausgestellt. Seine Sorge sei vor allem darauf gerichtet gewesen, die Erkennbarkeit des Dinges zu fördern. Das Amerika der Kunst, dieses neue Land, sei das Reich des Ausdruckes, der wahrhafte Maler beschränke sich nicht darauf, zu malen, was ihm die äußere Welt an Erscheinungen vorspiegele, sondern er male auch sein Hören, sein Riechen, sein Schmecken, sein Fühlen. Ein Kerl, der etwas tauge, müsse imstande sein, die Tastempfindung zu malen, die die Fingerspitzen beim Berühren einer Nußschale, eines Reibeisens, eines Seidenstoffes hätten. Oder er müsse die Gehörsempfindung malen können beim Zerreißen von Leinwand, beim Knallen eines Sektpfropfens, beim Bellen eines Hundes. Kurz, der Künstler suche von nun an nicht mehr den Eindruck der Realitäten wiederzugeben, sondern er mühe sich nur um den Ausdruck seiner eigenen Welt, nicht mehr um den Schein, sondern um das Sein.

So predigte Matthias Supp in den Nächten der Baßkatze von der Sperrstunde bis zur Stunde der warmen Semmeln und oft noch nachher bis tief in den Frühschoppen hinein. Wenn er sich auch manchmal im Grotesken gefiel und sein fanatischer Übermut den kahlen Sätzen gern ein kleines Glockengebimmel anhing, so war es ihm doch inniger und ehrlicher Ernst mit seiner Meinung. Er machte sich zu ihrem Märtyrer und ließ sich mit Witzen und Gelächter spicken wie der heilige Sebastian mit Pfeilen.

Aber das Publikum und die Kritiker waren einig in ihrer Meinung über Matthias Supps Ausdruckskunst, und sein öffentliches Wirken schloß mit einer Sonderausstellung, in der ein pensionierter Major einen Wutanfall bekommen hatte. Der alte Herr war mit erhobenem Regenschirm auf Herrn Püschel, den wagemutigen Kunsthändler, losgegangen und hatte alle Lust bezeugt, in Vertretung des Künstlers Herrn Püschel durchzuhauen, weil er von ihm zum Narren gehalten werde.

Nun war das alles anders geworden, das Sargasso-Meer war durchbrochen, Amerika erreicht, eine unabsehbare Schar von frohlockenden Jünglingen und Malweiblein tanzte Cancan auf den Trümmern der alten Kunst. Und schon begannen die Fortgeschrittensten unter den Zeitgenossen ihre Salons mit grünen Menschen zu bevölkern, die in viereckigen Gesichtern vom reinsten Ultramarinblau drei dreieckige zinnoberrote Augen und zwei orangegelbe Münder von Brezelform hatten, oder Landschaften an die Wände zu hängen, in denen pfropfenzieherartig aufgedrehte Bäume mit schiefstehenden Häusern ohne Fenster und Türen, Visionen von Köpfen, Bergen, die stachelig waren wie Kakteen, und Hunden, die nach Art der Fliegen mit den Beinen nach oben an einer Stubendecke von Himmel liefen, zusammengerührt waren.

Unter dieser Verwirrung der Allerjüngsten wirkte Matthias Supp schon wieder wie ein Patriarch. Er war der Besonnenste, Gelassenste, Gehaltvollste. Er wurde gefeiert, als ein Vorläufer, ein Ahne all der tumultuarischen Entzweimalerei des Alten.

Auf seinen Bildern vereinigte sich der Geschmack der letzten Nachzügler der Neuerer und der ersten Linien der entwicklungsfreudigen Zeitgenossen, die von der Vergangenheit herkamen.

So wurden seine Bilder der große Erfolg der Ausstellung, und Matthias Supp ging verzweifelt herum, weil nun offenbar war, daß ihn Gott durch diesen bisher noch vorbehaltenen Triumph noch tiefer in seine Schuld verstrickte. Nun hatte er alles erreicht, was er je erstrebt hatte, nun war er unlösbar an seinen Fluch gebunden. Sein Name wurde durch alle Zeitungen gezogen, sein Leben wurde vor aller Welt aufgeschlagen, seine Mansardenmalerei wurde ein Heranreifen in der Stille genannt.

Dabei sah er nur allzuklar das Unheil über dem Schwarm all derer, die als seine Jünger galten. Die wenigsten malten aus sich selbst heraus, viele ahmten einfach den andern nach, weil man doch nun einmal mit dem Strom schwimmen mußte, die meisten suchten krampfhaft irgend etwas ganz Besonderes, wodurch sie sich von allen anderen sogleich auf den ersten Blick unterscheiden könnten.

Er ging oft in der Ausstellung herum, um sich hinter den Rücken der Besucher zu stellen, die seine Amazonen bewunderten. Wie er früher nach einem Wort der Anerkennung gesucht hatte, so dürstete er jetzt nach einem Wort gerechten Tadels, verständiger Vernichtung, die ihm als Sühne gelten könnte. Aber er hörte nur entweder eifriges Nachbeten von Zeitungsphrasen oder einen Tadel, der keiner war, weil er sich nicht auf Inneres, sondern auf Äußeres begründete.

Einmal sagte einer: „Er ist Bankprokurist. Und er malt wie ein Bankprokurist. Nun soll er auch noch malen: ‚Soll und Haben‘ oder ‚Der prolongierte Wechsel‘ oder ‚Kursschwankungen im Monat April‘.“

Und ein anderer antwortete: „Daß er Bankprokurist ist, zeigt, er hat kein Vertrauen in sich. Wie kann ein Künstler in einem solchen Beruf bleiben!“

Ja, ja, vielleicht hatte der Mann recht. Aber wie sollte man Vertrauen zu irgend etwas haben, wenn man unter der Drohung Gottes stand? Das Unheimliche über seinem Leben wuchs und wuchs.

Eines Tages nahm er seinen Freund in die Ausstellung mit, Fridolin Zangerl, der alles zerbiß und zerriß. Der besah die Bilder genau und sagte endlich: „Es ist viel Unsinn darunter, auch unter deinen Sachen. Aber man muß sich doch darüber freuen. Das ist Krieg mit dem Alten, also eine Ahnung von Gott. Und man muß sich freuen, daß es eine Jugend gibt, die ganz von vorne anfangen will, die stürmt und schreit. Nur die Bewegung ist Leben, und es ist das heilige Recht der Jugend, Throne zu stürzen.“

So war auch hier kein Trost.

Und Matthias Supp sah sich verdammt, an der Spitze einer Schar weiterzuziehen, deren Anführer zu sein er durch nichts berufen war.

— —

Marianne Göbel war den Mächtigen Mülhausens noch immer nicht als Lehrerin genehm geworden. Ihren Pflegerinnenkurs hatte sie beendet, aber seit sie vom Bette Firmkranz' hatte weichen müssen, schienen ihr die Aufgaben dieses Berufes wenig wertvoll.

Da bot sich ihr eine neue Tätigkeit.

Im Mittelpunkt Deutschlands fand eine Ausstellung statt, die dem Buch geweiht war. Die alte Buchstadt Leipzig berief die Nationen der Erde zu einer Schau über die Armeen der Geister. Gutenbergs Kunst, der ganze unabsehbare Schwarm des Gedruckten von der Handpresse bis zur Rotationsmaschine, sollte vorgeführt werden, und in einer Flucht von Tempeln wollte man das innige menschliche Gemeingefühl der Völker vorstellen. Es galt, zu zeigen, was Verstand, tiefe Gläubigkeit, eindringliche Forschung, Witz und die starke Weltfreudigkeit der Kunst jemals an Gütern gefördert hatten, und wie all das ins Buch gekleidet war. Deutschland, in diesem Belang allen Nationen voran, schien zu dieser größten aller Unternehmungen des guten Genius der Erde berufen.

Marianne fand in den Zeitungen, daß junge Mädchen gesucht würden, die in den Abteilungen der Verleger Besichtigung und Verkauf leiten sollten. Ihre Sprachkenntnisse und ihre Bildung machten es ihr leicht, eine solche Stellung zu finden.

Nachdem sie beim Großvater ihren Willen durchgetrotzt hatte — der alte Herr unterließ es nicht, sie im Fegefeuer seiner Vorwürfe ordentlich zu rösten — nahm sie von Firmkranz bündigen Abschied.

„So, so, nach Leipzig," sagte er, „und das erfahre ich erst jetzt?" Er saß im Armstuhl am Fenster, es war im Interregnum zwischen Madeleine und Schwester Klotilde, die Dämmerung verspann die Blätter des Apfelbaumes zu einem weichen, grauen Filz. Der Pumpenschwengel im großen Gemüsegarten drüben quickte, eine Amsel pfiff sich alle Milde und Innigkeit des Frühlings von der Brust.

Marianne sah mit einer kaum bezwinglichen Rührung die langgestreckte, mager gewordene Hand Firmkranz' über die Armlehne des Stuhles baumeln. Seine Wangengruben begannen sich langsam aufzufüllen, die Augen sahen nicht mehr so ausgebrannt aus, und an den Schläfen spannte sich die Haut.

Es war seltsam, ihn inmitten all der Gegenstände, die man so genau kannte, lassen zu sollen und selbst hinauszugehen. Jedes Stück in diesem Raum liebte Marianne von Kindesbeinen an, seit sie sich erinnern konnte, hatte sie mit der Mutter beim Großvater gewohnt; und so hing an diesem Sofaeck hier das Gedächtnis einer ordentlichen Beule, braun und blau, die mit dem flachen Brotmesser niedergedrückt werden mußte; der dunklere Schatten auf dem dünn verwaschenen, mit alter, verblaßter Seide gestickten Deckchen war die letzte Spur einer alten Untat, eines Kleckses einst vergossener veilchenblauer Salontinte, der mit den Tränen der Mutter gesalbt war; der kleine Messingring, der dort auf der Kommodenlade, der zweiten von unten, fehlte, den hatten Mariannes Kinderhändchen abgedreht und im Garten für die Dohlen an den Baum gehängt, weil sie gehört hatte, daß es den Dohlen, Elstern, Krähen und Raben um den Glanz der Welt zu tun sei. Und wenn auch nicht eine Dohle ihn geholt hatte, so mochte ihn doch vielleicht ein Straßenjunge des Mitnehmens wert gefunden haben. So sagte der Großvater. Marianne aber wußte es besser, daß ihn doch die Dohle fortgetragen hatte, und daß der goldene Ring nun in einer dunklen Höhle aufbewahrt wurde, mit anderen Schätzen, und daß ihn bisweilen die alte Dohle den Dohlenkindern im Nest zeigte.

Sie mußte lächeln, wie ihr das alles aus den alten Dingen entgegenwanderte, und daß der Genesende inmitten dieser von ihrem Sein getränkten Welt zurückblieb. Sie stellte sich vor, daß der gute und freundliche Atem dieses Raumes, das maßvoll in sich Beruhende auf sein Wesen glücklich einwirken und seine Gesundung durch geheime Ströme fördern müsse.

Franz Firmkranz hatte inzwischen einiges gesprochen, das als Musik durch diese Gedanken gegangen war; jetzt sagte er noch: „Grüßen Sie mir die alte Stadt . . . meine Freunde sind die Ihren. Und innigen Dank für alles."

Marianne verhärtete ihr Herz und verdunkelte ihren Blick. Dennoch drehte sich das Zimmer im Kreise, aber sie faßte noch einmal festen Fuß und reichte Firmkranz die Hand. —

Die Fahrt nach Leipzig verdroß sie nicht, denn sie sah viele Landschaften in voller Frühlingsglorie, sie fühlte, wie Deutschland mit Wäldern, Äckern, kleinen und großen Städten an ihren Zug heranwogte; sie sah viele Menschen, in deren Leben sie hineinsann, denn sie fand, es gäbe nichts Wichtigeres für den Menschen, als sich selbst in seinem Nachbarn aufzusuchen.

Als sie nach langer Reise in Leipzig ankam, da stand ein langer, dünner Mensch mit einem viereckigen, rotblonden Sträflingsschädel in der Menge und focht ganze Kapellmeisterschlachten mit den Armen in der Luft.

„Johannes! Sind Sie es?" rief Marianne, verwundert und nicht übel zufrieden, in der großen Fremdheit gleich so ein Stück Heimat zu haben. Sie lachte ihm froh ins Gesicht, denn der Jüngling war durch sein heftiges armfuchtelndes Telegraphieren außer Atem gekommen, auf seinen Backen stand die Wiedersehensfreude in hellroter Herrlichkeit.

Der Leipziger Bahnhof, dieses Heidelberger Faß voll brausenden Lärms, tobte um sie her, sie glaubte, jede Eisenrippe und jeden Betonpfeiler aus Firmkranz' Schilderungen zu kennen.

Und plötzlich fiel ihr ein: „Ja — und woher wissen Sie, wann ich komme . . . und so . . .?"

Johannes Fiedler quetschte ein unzähligemale gefaltetes und wieder entfaltetes Papier aus der Tasche. „Da! Hier!" Es war ein Telegramm von Firmkranz, in dem er Fiedler bat, Fräulein Marianne auf dem Bahnhof zu empfangen und ihr alle Wege in Leipzig zu bereiten.

Der Gute! dachte Marianne.

Und wirklich hatte Johannes trotz des Ausstellungsandrangs eine nach Studentenbegriffen sehr bierehrliche Bude für Marianne aufgetrieben, in die er sie voll Stolz einführte.

Marianne war müde und schlief in dieser ersten Nacht so wundersam, als stünden die beiden braven Kerle Firmkranz und Fiedler als Sankt Michael und Sankt Gabriel an ihrem Bett und scheuchten alle bösen Träume weg.

Johannes aber strich bis drei Uhr morgens, in die ersten Zuckungen des Großstadtlebens hinein, vor Mariannes Haus herum, unselig-selig darüber, nun endlich wieder einmal das Fenster zu wissen, hinter dem sie schlief.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Einsame Wacht im Feld. Von Karl Martin Schiller.

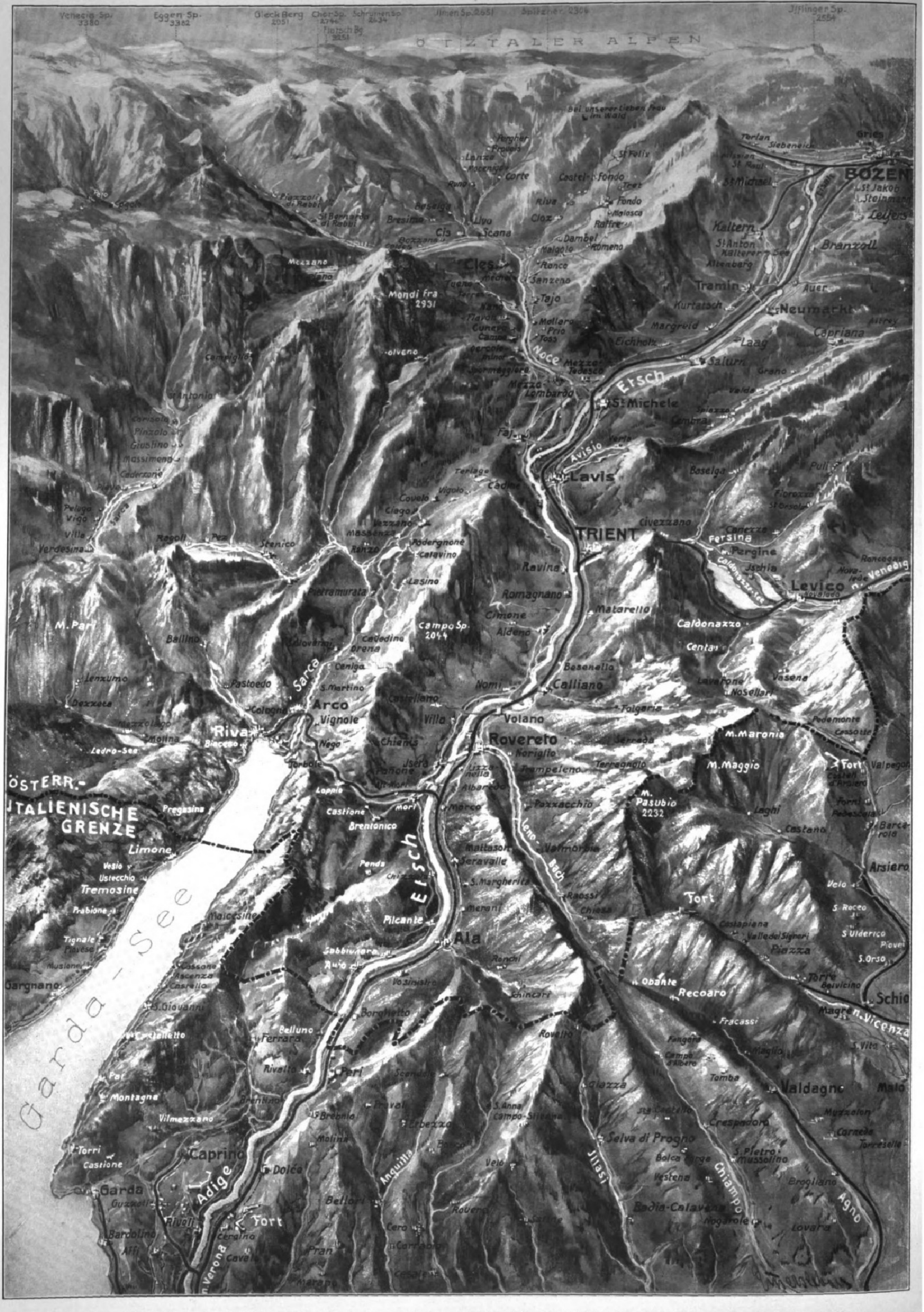
Matte Feuer in den Gräben.
Mancher, den ich heut verlor.
Wer wird morgen Abschied geben?
Was heißt Tod und was heißt Leben?
Dunkel steigt die Nacht empor.

Meiner Lider dumpfe Schwere
Betten keine Träume ein.
Wächter bin ich Deutschlands Ehre.
Warum schlaft ihr nicht, ihr Heere?
Wachen heißt auch Sieger sein.

Schüsse hallen durch das Schweigen.
Krater bersten und verlohn.
Jähe Feuerbogen steigen
Auf zu Tanz und Flammenreigen.
Donner wächst wie Orgelton.

Sterne heben sich und sprühen
Leuchtend in die Nacht hinauf.
Berge fangen an zu glühen.
Dunkle Brandgewölke blühen
In purpurner Fülle auf.

Gruß dir, Tod, du nimmermüder.
Meine Seele haßt dich kaum.
Gott befohlen, deutsche Brüder!
Gönnt euch Schlaf, ihr schweren Lider. —
Heimat, grüß' mich nicht im Traum.



Der Krieg mit Italien: Tirols Südgrenze. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Walter Emmersleben.

Kriegschronik.

1. November 1915.

In der Champagne schritten die Franzosen bei Tahure nachmittags zum Gegenangriff. Sie wurden abgewiesen. Die von unseren Truppen am 30. Oktober gestürmte Butte de Tahure ist fest in unserer Hand geblieben. Die Zahl der in den letzten beiden Tagen gemachten Gefangenen ist auf 31 Offiziere, 1277 Mann gestiegen.

Beiderseits der Eisenbahn Tukkum-Riga gewannen unsere Truppen im Angriff die allgemeine Linie Raggasem-Kemmern- (westlich von Schlock) Jaunsem. Feindliche Gegenstöße wurden zurückgeschlagen. Westlich und südwestlich von Dünaburg wurden starke russische Angriffe abgewiesen.

Östlich von Baranowitschi wurde ein russischer Nachtangriff nach Nahkampf abgeschlagen. Ein feindlicher Gegenstoß nördlich von Komarow hatte keinen Erfolg.

Deutsche Truppen der Armee des Generals Grafen v. Bothmer wurden bei Siemikowce (an der Strypa nördlich von Burkanow) angegriffen und stehen dort noch im Kampf.

An der Szczara haben k. u. k. Truppen einen Nachtangriff nach heftigem Handgemenge abgewiesen, an der Kormin-Front mehrere starke Nachtangriffe.

Der am 18. Oktober eingeleitete, am 28. Oktober mit frischen Truppen erneute dritte Ansturm der Italiener gegen die küstenländische Front beginnt zu erlahmen. Gestern stieß der Feind zwar noch gegen den Nordrand der Hochfläche von Doberdò vor; sein Angriff ist jedoch nicht mehr allgemein. Mag der Kampf auch nochmals aufflammen, die von der italienischen Heeresleitung mit großen Worten angekündigte, an der Hauptfront mit wenigstens 25 Infanterie-Divisionen versuchte Offensive ist an der unerschütterlichen Mauer der k. u. k. Truppen zusammengebrochen, die zweiwöchige Isonzoschlacht für die österreichisch-ungarischen Waffen gewonnen, die Kampffront durchweg unverändert. Ebenso behielten die Verteidiger von Tirol und Kärnten ihre seit Kriegsbeginn heldenmütig behaupteten Stellungen fest in Händen. In den Kämpfen der zweiten Oktoberhälfte verlor der Feind mindestens 150000 Mann.

Auf dem serbischen Kriegsschauplatz wurden in Fortsetzung des Angriffs die Höhen südlich von Grn. Milanovac in Besitz genommen. In Richtung auf Kragujevac ist der Feind über den Petrovackar- und Lepenica-Abschnitt zurückgeworfen; Kragujevac ist in deutscher Hand. Östlich der Morava ist gegen zähen Widerstand der Serben der Trivunovo-Berg genommen. Bulgarische Kräfte haben auf der Straße nach Parazin die Höhen westlich Planinica und im Nisava-Tal die Höhen westlich Bela-Palanka erkämpft.

Die Zahl der im Oktober von deutschen Truppen im Osten eingebrachten Gefangenen und die von ihnen gemachte Beute beträgt:

Bei der Heeresgruppe v. Hindenburg: 98 Offiziere, 14482 Mann gefangen und 40 Maschinengewehre erbeutet.

Bei der Heeresgruppe Prinz Leopold: 32 Offiziere, 4134 Mann gefangen und 2 Maschinengewehre erbeutet.

Bei der Heeresgruppe v. Linsingen: 56 Offiziere, 8871 Mann gefangen, 21 Maschinengewehre erbeutet.

Bei der Heeresgruppe des Grafen v. Bothmer: 3 Offiziere, 1525 Mann gefangen, 1 Maschinengewehr erbeutet.

Bei der Heeresgruppe v. Mackensen: 55 Offiziere, 11937 Mann gefangen, 23 Geschütze (abgesehen von einer großen Zahl aufgefundener Geschütze älterer Fertigung) und 16 Maschinengewehre erbeutet.

Zusammen: 244 Offiziere, 40949 Mann gefangen, 23 Geschütze und 80 Maschinengewehre erbeutet.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz beträgt die Oktoberbeute der dem k. u. k. Oberkommando unterstehenden Armeen 142 Offiziere, 26000 Mann, 44 Maschinengewehre, 1 Geschütz, 3 Flugzeuge und sonstiges Kriegsmaterial.

2. November 1915.

Südlich der Bahn Tukkum-Riga hat unser Angriff beiderseits der Aa weitere Fortschritte gemacht. Vor Dünaburg wurde auch gestern heftig gekämpft. Mehrfache starke russische Angriffe sind blutig abgewiesen.

Die Russen versuchten, unser Vorgehen westlich von Czartorysk durch Gegenangriff auf breiter Front und in dichten Massen zum Stehen zu bringen. Sie sind unter schwersten Verlusten zurückgeworfen.

Bei Siemikowce war es den Russen vorübergehend gelungen, in die Stellungen der Truppen des Generals Grafen v. Bothmer einzudringen. Durch Gegenstoß gewannen wir unsere Gräben zurück und nahmen über 600 Russen gefangen. Der Ort Siemikowce selbst wurde nach erbitterten Nachtkämpfen heute morgen zum größten Teil wieder erstürmt, wobei weitere 2000 Gefangene gemacht wurden.

Im Görzischen wurde gestern wieder heftig gekämpft. Überall traten auf der Seite der Italiener mehrere von der Tiroler und Kärntner Front herangebrachte Infanteriebrigaden auf. Unter Einsatz dieser Verstärkungen versuchte der Feind um jeden Preis bei Görz einzubrechen. Unter schwereren Verlusten denn je wurden die Italiener überall zurückgeschlagen.

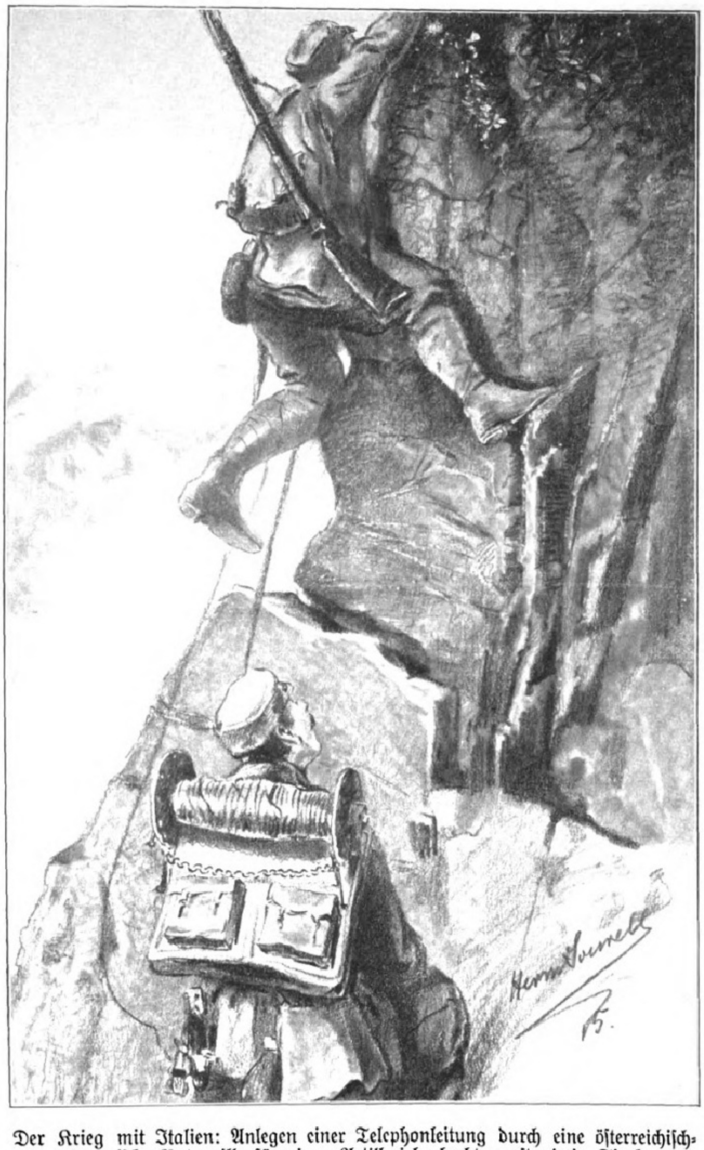
An der montenegrinischen Grenze gingen österreichisch-ungarische Streitkräfte an zahlreichen Stellen zum Angriff über. Sie eroberten die Grenzhöhen Troglav und Orlovac, südöstlich von Avtovac, und die beherrschende Höhenstellung bei Wardar nordöstlich von Bilecka.

Nördlich und nordöstlich von Cacak ist der Austritt aus dem Bergland südlich Grn. Milanowac in das Tal der westlichen (Golijska-) Morava erzwungen. Cacak ist besetzt. Die Höhen südlich von Kragujevac sind genommen. Beiderseits der Morava ist die allgemeine Linie Bagrdan-Despotovac überschritten.

Die Italiener setzten ihre auf Görz gerichteten An strengungen ununterbrochen fort. Gestern griffen wied sehr starke Kräfte an; sie wurden überall abgeschlage In den Kämpfen verloren mehrere italienische Regiment die Hälfte ihres Bestandes.

In Serbien ist Usice von einer österreichisch-ungarische Kolonne besetzt worden. Die Straße von Cacak-Kragujev ist überschritten. In Kragujevac wurden 6 Geschütze, 20 G schützrohre, 12 Minenwerfer, mehrere tausend Gewehr viel Munition und Material erbeutet. Die deutschen Truppe der Armee des Generals v. Köveß machten gestern 350 G fangene und erbeuteten 4 Geschütze. Die Armee des General v. Gallwitz nahm in den letzten drei Tagen 1100 Serbe gefangen.

Die gegen Montenegro kämpfenden österreichisch-ungar schen Streitkräfte erstürmten südlich von Avtovac die a feindlichem Gebiet liegenden Höhen Bobija und drei ande von den Montenegrinern zäh verteidigte Berggipfel.



Der Krieg mit Italien: Anlegen einer Telephonleitung durch eine österreichisch-ungarische Patrouille für einen Artilleriebeobachtungsstand in Tirol.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hermann Sourell.

Die Armee des Generals Bojadjieff hatte am 31. Oktober die Bezdan-Höhe westlich von Slatina an der Straße Knjazevac-Soko-Banja und die Höhen beiderseits der Turjia östlich von Svrljig in Besitz genommen. Im Nisava-Tal nordwestlich von Bela Palanka wurde Brandol überschritten.

3. November 1915.

Vor Dünaburg setzten die Russen ihre Angriffe fort. Bei Illuxt und Garbunowka wurden sie abgewiesen, viermal stürmten sie unter außergewöhnlichen Verlusten vergebens gegen unsere Stellungen bei Gateni an. Zwischen Swenten- und Ilsen-See mußte unsere Linie zurückgezogen werden, es glang dort den Russen, das Dorf Mikulischki zu besetzen.

Am Oginsky-Kanal wurde ein feindlicher Vorstoß gegen die Schleuse von Osaritzki abgeschlagen.

Beiderseits der Straße Linowo-Czartorysk sind die Russen erneut zum weiteren Rückzug gezwungen.

Nördlich von Buczacz brach ein russischer Angriff zusammen. Nördlich von Bieniawa wurde den ganzen Tag erbittert um den Besitz des Ortes Siemikowce gekämpft.

Die unter dem Befehl des Generals v. Linsingen stehenden Kräfte brachen mit ihrer Stoßgruppe bei Bielgow, westlich von Czartorysk, in die russische Hauptstellung ein.

Die Kämpfe um Siemikowce endeten mit der völlige Vertreibung der Russen aus dem Orte und von dem west lichen Strypaufer. Der Feind verlor neuerlich 2000 Ge fangene. Nördlich von Komarow, am unteren Styr, wur den einige russische Gräben genommen.

Vereinzelte Vorstöße der Italiener brachen zusammen Nachts wurden feindliche Angriffe bei Zagora abgeschlagen

Im Moravica-Tal wurden die Höhen bei Arilje i Besitz genommen. Südlich von Cacak ist der Kamm de Jelica Planina überschritten. Beiderseits des Kotlenik Berglandes haben unsere Truppen den Feind geworfe und in der Verfolgung das Norduſer der westliche (Golijska-) Morava beiderseits von Kraljevo erreicht. Si nahmen 1100 Serben gefangen.

Östlich der Gruza hat die Armee des Generals v. Gallwi den Feind über die Linie Godacica-Santarovac zurück geworfen, hat die Höhen südlich des Lugomir gestürm und im Morava-Tal die Orte Cuprija, Tresnjevica un Paracin genommen. 1500 Gefangene wurden eingebracht

Die im Orjen-Gebiet kämpfenden österreichisch-ungari schen Truppen erstürmten gestern im umfassenden Angri den westlich von Grahovo aufragenden Berg Miei Motika zersprengten die montenegrinische Besatzung und machte einen großen Teil derselben zu Gefangenen.

Die Armee des Generals Bojadjie hat westlich von Planinica beiderseit der Straße Zajecar-Paracin den Fein zurückgeworfen. Südwestlich von Knj zevac verfolgen die bulgarischen Tru pen, haben den Brückenkopf von Svrlji genommen, den Svrljiski Timok übe schritten und dringen nach dem Nisav Tal vor.

4. November 1915.

Nördlich von Massiges stürmte unsere Truppen einen nahe vor unsere Front liegenden französischen Grabe in einer Ausdehnung von 800 m. De größte Teil der Besatzung ist gefalle nur 2 Offiziere (darunter 1 Major) un 25 Mann wurden gefangengenomme

Vor Dünaburg wiederholten di Russen ihre Angriffe, überall wurde sie zurückgeschlagen. Das Dorf Miku lischki ist wieder von uns besetzt.

Ein abermaliger Versuch des Fei des, durch starke Gegenangriffe un den Erfolg westlich von Czartory streitig zu machen, scheiterte. Aus de vorgestrigen Kämpfen wurden ins gesamt 5 Offiziere, 1117 Mann al Gefangene und 11 Maschinengeweh eingebracht.

Bei den Truppen des General Grafen v. Bothmer wurde auch geste noch in und bei Siemikowce gekämpf die Zahl der bei dem Dorfkampf g machten Gefangenen hat sich a 3000 erhöht.

Die Angriffe der Italiener auf de Görzer Brückenkopf und die Nachba abschnitte dauern fort. Wieder wurd der Feind abgewiesen.

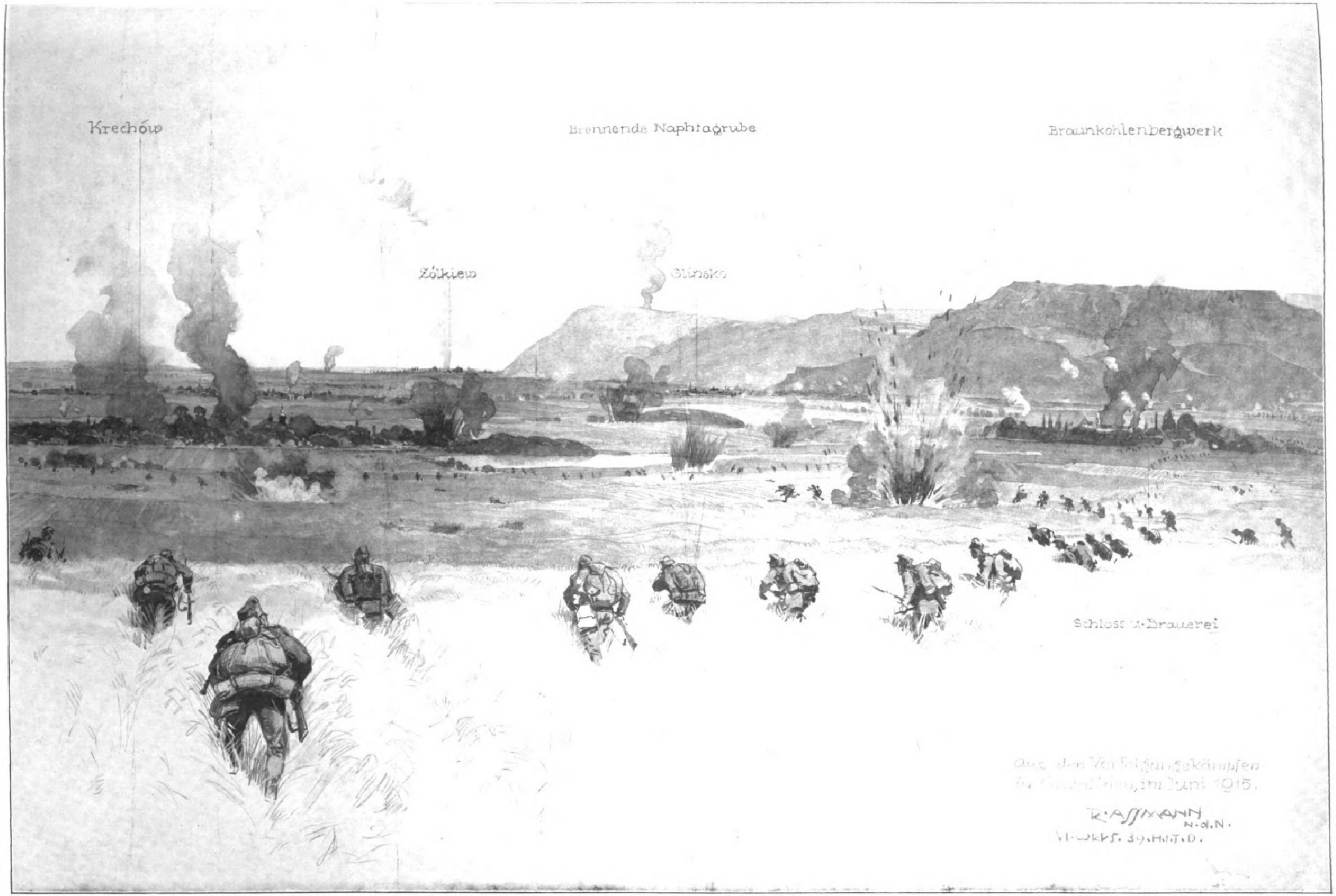
Östlich von Trebinje ist ein Angri gegen die montenegrinischen Gren stellungen im Gange. Östlich von Bile und südlich von Avtovac wurden i den dort erkämpften Positionen feind liche Vorstöße abgeschlagen.

Gegen zähen feindlichen Widersta sind die verbündeten Truppen beide seits des Koslenik-Berglandes (nördli von Kraljevo) im Vordringen. Östli davon ist die allgemeine Linie Zakuta Vk. Pcelica-Jagodina überschritten. Di Armee des Generals Bojadjieff ha Balakonje und Boljevac (an der Stra Zajecar-Parazin) genommen und i Vorgehen von Svrljig auf Nisch de Kalafat (10 km nordöstlich von Nisch erstürmt.

5. November 1915.

Der von den Franzosen noch be setzte kleine Graben nordöstlich vo Le Mesnil wurde heute nacht gesäuber Ein Gegenangriff gegen den von un seren Truppen gestürmten Grabe nördlich von Massiges wurde bluti abgewiesen. Die Zahl der Gefangene ist auf 3 Offiziere, 90 Mann gestiegen 8 Maschinengewehre, 12 kleine Minen werfer wurden erbeutet.

Ohne Rücksicht auf ihre ganz außer gewöhnlich hohen Verluste haben di Russen ihre vergeblichen Angriffe zwi schen Swenten- und Ilsen-See sow bei Gateni fortgesetzt.



Aus den Verfolgungskämpfen in Ostgalizien: Gefechtssituation bei den Kämpfen um Krechów im Juni 1915. Nach der Natur gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.

Unsere Feldgeistlichen im Weltkrieg.

Vom evang. Feldgeistlichen Lazarettpfarrer Buddensieg.

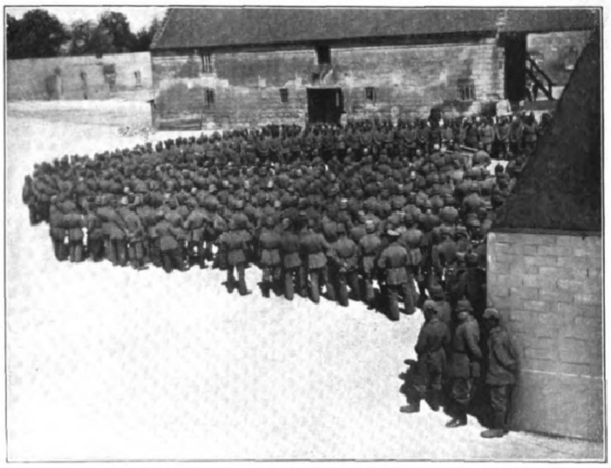
Als nach dem Kriege von 1866 die siegreichen preußischen Truppen durchs Brandenburger Tor in Berlin eingezogen waren, kam als Letzter auch der Feldgeistliche mit seinem Felleisen auf dem Rücken hindurchgeschritten. Ein witziger Berliner rief aus der Volksmenge heraus: „Da kommt ooch det Amen zum Vaterunser!" Wenn auch die Ausrüstung des Feldgeistlichen heute ein wenig anders geworden ist — als wohlbestallter Divisionspfarrer hat er Pferd und Wagen — so sucht er seine Tätigkeit von den Zeiten des großen Preußenkönigs her, der bei jedem seiner Regimenter einen Feldprediger haben wollte, bis in unseren Weltkrieg hinein doch immer noch darin, eine Art „Amen zum Vaterunser" zu sein, d. h. die Herzen der in die Schlacht ziehenden Soldaten zu Gott zu ziehen, daß ihre „Fäuste schlagen auf den Feind", oder den Verwundeten und Sterbenden auf dem Schlachtfeld und im Lazarett mit den heiligen Sakramenten und dem Trost des göttlichen Wortes nahe zu sein.



Geh. Konsistorialrat D. Goens, Feldoberpfarrer des Westheeres, Seelsorger des Kaisers.

Es war daher ein durchaus berechtigtes und in vielen Kreisen des deutschen Volkes geäußertes Verlangen, das besonders am Anfang unseres Weltkrieges hervortrat, daß die Truppen mit einer genügenden Anzahl Feldgeistlicher versorgt seien. Der damals empfundene Mangel besonders an evangelischen Feldgeistlichen wurde jedoch bald durch eine Vermehrung der geistlichen Stellen im Heere behoben, weiterhin fanden sich unter den einzelnen Truppenteilen Geistliche oder Theologen, die besonders in den langen Wochen des Stellungskrieges für eine regelmäßige kirchliche Versorgung der Soldaten Sorge trugen. Im rückwärtigen Etappengebiet versehen den kirchlichen Dienst die Lazarettpfarrer, denen also nicht nur — worauf ihr Name deuten könnte — die Seelsorge in den Etappenlazaretten, sondern im besonderen die kirchliche Versorgung der Besatzungstruppen, Etappenkolonnen, Armierungsbataillone und dergleichen obliegt.

Dementsprechend bietet die Tätigkeit der Feldgeistlichen je nach der Nähe des Feindes ein verschiedenes Bild. Der Divisionspfarrer kann sein Regiment bis an den Feind heran begleiten. In den aufregenden Stunden vor dem Gefecht bietet sich ihm besonders willkommene Gelegenheit zu ermunterndem kurzen Zuspruch. So wird von einem Feldgeistlichen aus dem 70er Kriege erzählt, der, ein gewandter Reiter, vor dem Entscheidungskampf von St.-Privat von Truppe zu Truppe sprengte und durch alte Kern- und Trostworte der Bibel die sich ihrer schweren Aufgabe bewußten preußischen Garderegimenter mit neuem Mut beseelte. Im Gefecht findet der Feldgeistliche seine schwerste Aufgabe hinter der kämpfenden Truppe auf den Verbandplätzen, denn bei der ungeheuren Ausdehnung unserer heutigen Schlachtfelder kann sich seine Tätigkeit nur auf einen bestimmten Raum beschränken, wenn er auch jede Gelegenheit benutzt, auf dem Schlachtfeld ebenso wie am Verbandplatz todwunden Kameraden die heiligen Sakramente zu



Feldgottesdienst auf dem Hofe einer französischen Ferme.



Beerdigung eines gefallenen deutschen Soldaten in Noyon: Der Leichenzug.



Beerdigung eines gefallenen deutschen Soldaten in Noyon: Die Grabtragung.

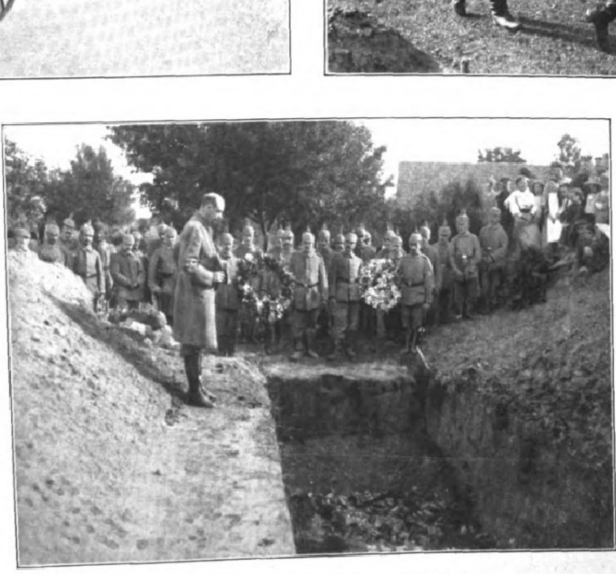
spenden, letzte Grüße und Wünsche an die Angehörigen zu übernehmen und mit Gottes Wort zu helfen und zu trösten, ein Dienst, der oft im feindlichen Feuer getan werden muß und auch unter den Feldgeistlichen dieses Krieges Opfer gefordert hat. Der Dienst des Soldaten bringt es mit sich, daß gottesdienstliche Feiern im Felde nur in den einfachsten Formen und ohne Rücksicht auf die herkömmliche Sonntagsfeier abgehalten werden. Ist doch die Kirche des Feldpredigers meistens der freie Himmel, und die Orgel spielen oft die feindlichen Geschütze mit dem Heulen und Pfeifen ihrer Granaten und Schrapnelle. Deshalb hat man auch häufig von der Benutzung der Kirchen an der Front Abstand nehmen müssen, weil sie ein beliebtes Ziel der feindlichen Artillerie bilden. Während des Stellungskrieges dienen wiederholt Unterstände mit den allerkleinsten Raumverhältnissen der Abhaltung des Gottesdienstes. Gerade solche schlichte ernste Feierstunden, in denen das Menschliche uns zu einer rechten Gemeinde verbindet und das streng Kirchliche zurücktritt, haben auf unsere Soldaten tieferen Eindruck hinterlassen als eine stolze Feier in der prächtigsten Kirche. Katholischerseits hat man übrigens den Versuch gemacht, durch einen geschickt und geschmackvoll in einen Kraftwagen eingebauten Hochaltar den Mannschaften auch an der Front die Gelegenheit zur heiligen Messe zu verschaffen. Die gottesdienstliche Feier selbst vollzieht sich bei beiden Konfessionen in der Regel an Hand des kleinen Feldgesangbuches, das alle unsere Soldaten, je nach ihrer Konfession, beim Ausmarsch erhalten. Und wie gewaltig packen die alten Choräle hier draußen im freien Feld oder im Schutz des engen, niedrigen Unterstandes, wenn sie von einer Soldatengemeinde gesungen werden, die dem Tod und dem Höllenfeuer feindlicher Geschütze täglich ins Auge sieht! Auch für den Feldgeistlichen folgen ja nur zu oft Gottesdienst- und Begräbnisfeier auf dem Soldatenfriedhof hintereinander.

Über unsere Soldatenfriedhöfe müßte eigentlich ein besonderes Kapitel geschrieben werden. Wenn das Wesen eines Volkes sich danach bestimmen läßt, wie es seine Toten ehrt, so steht unser Volk an erster Stelle. Denn es gibt keinen Ort im Felde, den der deutsche Soldat mit so viel rührender Sorgfalt und zartem Sinn anlegt und pflegt, als die ernste heilige Stätte eines deutschen Soldatenfriedhofs in Feindesland. Und wieviel blutige Saat ruht hier, von der Hand des Feldgeistlichen eingesegnet, für eine bessere Zukunft unseres Vaterlandes! Der Feldgeistliche ist es auch, dem in der Regel das schwere Amt zufällt, den Hinterbliebenen der Gefallenen zu schreiben, hat er doch mit der Trauerkunde so oft nicht nur letzte Grüße und Wünsche an Eltern, Weib und Kind zu bestellen, er kann auch an den Trauernden in der Heimat seinen Dienst fortsetzen durch manch tröstendes Wort.

Der lange Stellungskrieg, der unser Heer vor so viele ungewohnte Aufgaben stellte, hat auch dem Feldgeistlichen allerlei neue Gebiete für seine Arbeit an den stillliegenden Truppen erschlossen. Während er beim Vormarsch ganzen Truppenteilen gelegentlich kurze gottesdienstliche Feiern halten konnte, bietet ihm die Ruhestellung hinter der Front willkommene Gelegenheit, nun auch einmal den einzelnen Soldaten näherzutreten. Hier bekommt er von ihnen mancherlei Fragen und Wünsche zu hören, zu denen auf dem Vormarsch sich keine Gelegenheit bot, vor allem wohl die Bitte um ein gutes Buch.

So entstanden allmählich in den Ruhestellungen hinter der Front Büchereien und Schriftenniederlagen, und manche freie Stunde mußte der Geistliche opfern, um die vielseitigen Wünsche nach Lesestoff durch Auswahl und Beschaffung geeigneter Bücher befriedigen zu können. Ja, mit der Zeit sind unter Anleitung der Geistlichen in solchen Ruhequartieren behagliche Heime für die Soldaten mit Zeitungen, Spielen und Büchereien eingerichtet worden, wie sie früher bereits in den weiter rückwärts gelegenen Etappenorten die dortigen Lazarettpfarrer geschaffen haben.

Im Stellungskrieg unterscheidet sich überhaupt die Tätigkeit der Feldgeistlichen an der Front kaum wesentlich von derjenigen der Etappenpfarrer, wie man die Lazarettpfarrer eigentlich bezeichnen müßte. Denn ihre Tätigkeit erstreckt sich nicht nur auf den Dienst im Lazarett, sondern auf sämtliche im Etappengebiet liegende Truppenteile. Ihren Standort haben sie allerdings fast immer in einem größeren Ort, in dem sich ein Lazarett befindet. Hier hat sich dem Lazarettpfarrer im Laufe der Zeit ein reiches Feld der Tätigkeit aufgetan, denn in den langen, einsamen Stunden auf dem Krankenlager kommen unseren Soldaten so manche Fragen, für die sie gerade von ihrem Pfarrer eine Antwort verlangen; er ist daher auch in den Lazarettsälen ständiger Besucher. Hier und dort knüpfen sich zwischen ihm und den Kranken mancherlei feine Fäden; hat er doch Gelegenheit, bei längerer Bekanntschaft mit den kranken und verwundeten Soldaten, auch mancherlei häusliche Sorgen mit ihnen zu besprechen und ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Besonders dankbar und empfänglich für die Seelsorge des Geistlichen haben sich diejenigen unter den Kranken gezeigt, die an schweren ansteckenden Krankheiten daniederlagen. Unter diesen Kranken findet der Lazarettpfarrer fast immer offene Herzen für geistlichen



Ein Feldgeistlicher im Gebet am Grabe.

Zuspruch, und mancher von ihnen greift in der Stille nach dem Andachtsbüchlein oder dem Neuen Testament, das ihm sein Pfarrer in die Hand gelegt hat.

Ein ebenso gefährlicher wie ansteckender Gast wie manche Krankheit ist im Lazarett die Langeweile. Auch hier stehen dem Lazarettpfarrer durch Unterhaltungs- und Vortragsabende die Mittel zu Gebote, seine kranken und verwundeten Kameraden zu fesseln und zu beschäftigen. Finden sich doch unter unseren Leuten fast immer allerlei Vortragskünstler, die in den einzelnen Sälen der Lazarette ihre Kunst zum besten geben. Das Musikinstrument der Soldaten im Weltkrieg 1914/15 im Lazarett wie auf dem Marsch ist die „Schnutenorgel", wie unsere Soldaten die Mundharmonika getauft haben. Der Lazarettpfarrer wird selten ohne einige dieser willkommenen Instrumente in der Tasche seinen Gang durch die Krankensäle antreten. Hier und da hat sich in den Lazaretten Gelegenheit gefunden, besondere Räume und Säle für die Soldaten zu schaffen, in denen Konzert- und Vortragsabende in regelmäßiger Reihenfolge abgehalten



Ein evangelischer und ein katholischer Feldgeistlicher.



Soldatenfriedhof in Sissonne.



Soldatenfriedhof in Noyon.

werden. Liegt doch dem Pfarrer in dieser langen Zeit des Stellungskrieges besonders die Aufgabe ob, die Welle vaterländischer Begeisterung hochzuhalten und nicht in das Einerlei des Alltagsdienstes versickern zu lassen. Außerdem lebt in unseren Soldaten fast immer das eifrige Verlangen, von kundiger Seite her einen Überblick der politischen Lage zu erhalten, da sie in ihrer Mehrzahl nicht in der Lage sind, die Bedeutung der augenblicklichen Zeitereignisse zu ermessen. Und wie es der Pfarrer oft erfahren kann, daß ihm auf einem von vaterländischem Geist durchwehten Vortragsabend seine Soldaten ermutigt und begeistert die Hand reichen: „So, nun wollen wir aber wieder an die Front, auf die Franzosen los", so kann er andererseits denen, die auf dem Krankenbett mit brennendem Anteil auf jeden Klang lauschen, der ihnen von draußen in ihre Stille hereingetragen wird, die Zuversicht stärken, daß die deutsche Sache in der Welt vorangeht. An den Sonntagen zieht der Etappenpfarrer zu Pferd oder zu Wagen mit seinem Feldkoffer und Feldharmonium hinaus zu den Kolonnen. Der Gottesdienst, den er ihnen hält, ist ja für die im Etappengebiet weit zerstreut liegenden Besatzungstruppen das einzige Kennzeichen dafür, daß sie Sonntag haben. Zumal auch die französische Bevölkerung keine Sonntagsruhe kennt und Sonntags wie Wochentags der gleichen Arbeit nachgeht, obwohl manche unserer verdienten Etappenkommandanten sich bemüht haben, wenigstens am Sonntag in ihrem Etappenort der französischen Bevölkerung Arbeitsruhe und — saubere Straßen anzuerziehen. Besondere Aufgaben fallen dem Etappenpfarrer bei seinem Kolonnendienst hinsichtlich der Bücher- und Schriftenverteilung zu. Nicht nur, weil er den Etappentruppen und Wachtkommandos an den Bahnstrecken mit seinen Büchern und Schriften manche lange Stunde verkürzen möchte, es drohen den Soldaten auch im Osten wie im Westen bei dem engen Zusammenleben mit der Bevölkerung mancherlei sittliche Gefahren, deren ernste Bekämpfung mit einem kurzen Wort nicht genügend



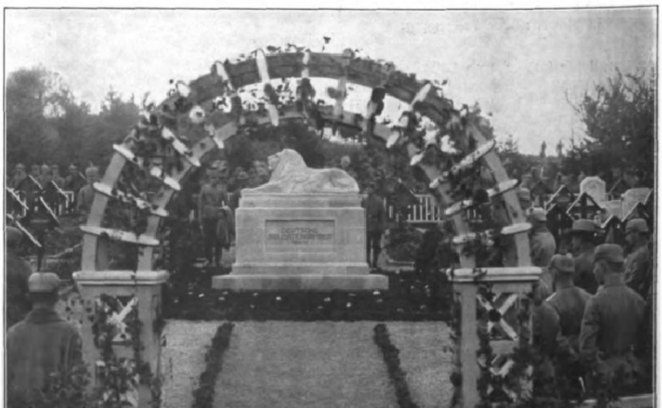
Das am 18. Oktober 1915 in Anwesenheit des Kaisers eingeweihte Kriegerdenkmal in St.-Quentin, geschaffen von Professor Wandschneider.

erreicht werden kann. Hier leisten Schriften gegen Trunksucht und Unsittlichkeit wertvolle ergänzende Dienste, wie ja auch die Oberste Heeresleitung auf die Unterstützung durch die Feldgeistlichen im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten besonderes Gewicht legt.

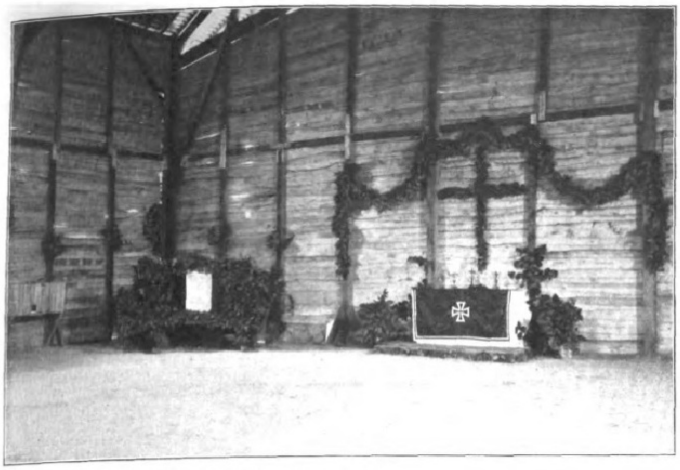
Schon früher, als es den Geistlichen an der Front möglich war, haben es sich die Etappenpfarrer angelegen sein lassen, besondere Heime für die Soldaten zu schaffen, in denen während der heißen Jahreszeit allerlei erfrischende alkoholfreie Getränke und Beköstigung bereitstanden, während sie in der kalten Jahreszeit einen behaglichen, warmen Aufenthaltsraum boten. Gewöhnlich ist in ihnen ein Lese- und Schreibzimmer sowie eine Soldatenbücherei enthalten. Ein wesentliches Verdienst an der Errichtung dieser Soldatenheime haben sich die christlichen Jugendbündnisse Deutschlands und die deutsche christliche Studentenvereinigung sowie einige bekannte Buchhändlerverläge erworben, welch letztere mit einer ganzen Reihe prächtiger Steindrucke und vaterländischer



Eingang zum deutschen Friedhof in Lagny. Die Verzierungen an den Pfeilern sind aus französischen Blindgängern hergestellt.



Friedhofsdenkmal in H. an den Côtes Lorraines. Der Entwurf des Denkmals stammt von dem Hamelner Stadtbaumeister Leutn. Zang, die Ausführung in Savonnières-Stein von Bildhauer Wehrmann Georg Hildebrandt.



Als Kirche eingerichtete Feldscheune hinter der Front.

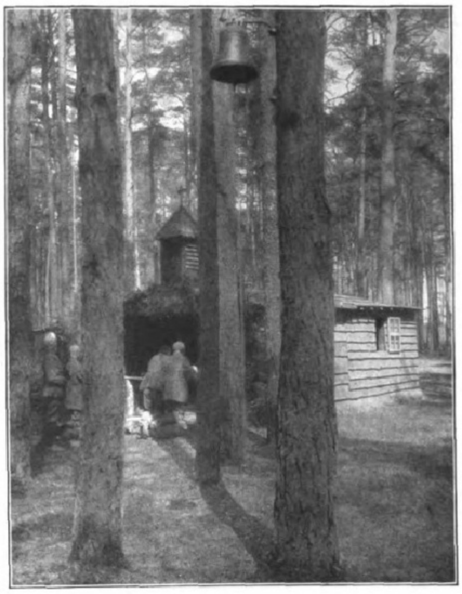


Altar in der Feldkirche des Großen Hauptquartiers.

Bilder die kahlen Wände der deutschen Soldatenheime in Feindesland schmücken halfen.

Im besonderen Umfang sind in einem Lazarett im Westen, das dort in einem früheren französischen Truppenlager aufgeschlagen ist, allerlei Einrichtungen von den Lazarettpfarrern im Verein mit der dortigen Lazarettverwaltung für die verwundeten und kranken Soldaten getroffen worden. Aus Birkenholz haben die Soldaten sich an einem Wäldchen des Platzes Waldkapelle und Waldkanzel gezimmert und das frühere französische Offizierskasino in eine schmucke Kirche umgewandelt und ausgemalt. Weiterhin ist hier ein besonders anziehendes Heim für die kranken und verwundeten Soldaten geschaffen. Eine Birkenlaube mit blühenden Geranien und wehenden Fahnen empfängt den Besucher beim Eintritt in die für die Zwecke des Heims eingerichtete Lagerbaracke, die Schreibzimmer, Offizierszimmer, Lesesaal und Ausstellungssaal für Lazarettkunst enthält. Im Schreibzimmer bekommen die Soldaten unentgeltlich allen Schreibstoff geliefert. Mancher läßt sich auch hier seinen Brief an die Lieben daheim schreiben, der ihnen von seiner Verwundung Kunde bringen soll. Im Offizierszimmer liegen die neuesten Kriegsbroschüren aus, und Kunstwartbilder schmücken seine Wände. Die zahlreichsten Besucher weist der Lesesaal auf, der die neuesten Zeitungen und illustrierten Zeitschriften für die Soldaten enthält. Besonders die frisch von der Front eintreffenden Verwundeten finden hier die neuesten Zeitungen und mit ihnen langentbehrte Nachrichten aus der Heimat.

Um die Kranken in den langen Stunden im Lazarett zur Anfertigung allerlei nützlicher oder künstlerischer Handarbeiten anzuregen, wurde im nächsten Saal des Heims kürzlich eine Ausstellung von allerlei Lazarettkunstarbeiten veranstaltet, und zwar in ähnlicher Weise, wie solche in der Heimat wiederholt geboten worden sind. In regem Wetteifer brachten hier unsere Soldaten alle



Katholische Kapelle im Walde von Bialoschewo. Das Häuschen wurde von dem Divisionspfarrer bewohnt.

der Feldgeistlichen folgen, da sie vielfach dem Lai ein ungewohntes Bild bietet. Der Feldgeistliche i Weltkriege hat den schwarzen Amtsrock mit eine feldgrauen vertauscht, der für alle Konfessionen d gleiche ist. Auch die seidene violette Armbinde m dem roten Kreuz in der Mitte ist für alle Gei lichen dieselbe. Nur das silberne Kreuz, das b Dienstverrichtungen in der Regel offen auf der Bru an einer Kette getragen wird, zeigt bei den katholisch Feldgeistlichen das Bildnis des Gekreuzigten, währe die evangelischen nur ein glattes Kreuz führen. Sta des Helms trägt der Pfarrer im Felde bei feierlich Gelegenheiten einen feldgrauen Hut in der Form, w er von unsern Südwestern her uns bekannt ist, n daß zwischen den beiden Kokarden ein weißes Kre sich befindet. In der Regel verrichtet der Feldgeistli auch seine Amtshandlungen einschließlich des Gott dienstes im Feldrock. Ja, vielfach haben unsere Soldat selbst den Wunsch geäußert, ihren Pfarrer anstatt schwarzen Talar nur noch feldgrau vor sich zu seh weil er ihnen dann menschlich noch näher schi Dessenungeachtet wird der Geistliche auf eine gewi äußerliche Würde besonders seiner Gottesdienste, mög sie auch im allerdürftigsten Raume abgehalten werd besonderen Wert legen, wie es ja für die katholisch Geistlichen bei der Abhaltung der Messe von vornher geboten ist. Die evangelischen Pfarrer ihrerseits hab es sich angelegen sein lassen, durch eine Altardecke, im geschlossenen Raume über einen schnell beschafft Tisch oder beim Feldgottesdienst über einige abgebroche Zweige gebreitet wurde, sich ihre Predigtkanzel schaffen.

Einige Vereinigungen in der Heimat bemühten s besonders darum, den Feldgeistlichen die nötigen Ger zur Abhaltung des Abendmahls und zur Spendu der heiligen Sakramente zu besorgen, damit der Gei liche jederzeit besondere Bitten schwerverwundeter o



Eine Kanzel im Wäldchen von Ruda, die ein im Osten befindliches Regiment gebaut hat.



Blick in ein Soldatenheim in ein alten französischen Wallfahrtsort.

die kleinen Erinnerungen zusammengetragen, die sie sich aus Holz und Resten feindlicher Geschosse oder aus dem weißen Kalkstein der Champagne zurechtgeschnitzt, gehämmert und gefeilt hatten. Der bunte Blumenflor des französischen Spätsommers erstrahlte über den Ausstellungstischen, und darunter standen all die kleinen zierlichen, oft mit unendlicher Sorgfalt gebastelten Kunstarbeiten, die nicht nur von der großen Geschicklichkeit, sondern noch mehr von dem sinnigen und zarten Heimatsgedanken des deutschen Soldaten Zeugnis gaben.

Zum Schluß mögen noch einige Ausführungen über die Ausrüstung



Promenadekonzert in einem zum Lazarett hergerichteten ehemaligen französischen Truppenlager.

sterbender Kameraden auf Austeilu der Sterbekommunion erfüllen kon

So sind es mancherlei Aufgab die dem Feldgeistlichen im W kriege zufallen. Es bedarf kei besonderen Erwähnung, daß in ihrer Arbeit die Geistlic beider Konfessionen auf das e trächtigste zusammengefunden hab wie überhaupt im Kriege die trenn den Glaubensunterschiede von sel weggefallen sind und alles Stre auf das eine Ziel gerichtet ist, Gott und Vaterland alle Kräfte deutschen Seele mobil zu mac und christliche Frömmigkeit in al Teilen unseres Heeres zu pflan und zu pflegen.





Ein deutscher Gegenangriff bei La Bassée. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kampfteilnehmer Hans Friedrich.

Die Bedeutung des internationalen Privat-, Handels- und Verwaltungsrechts nach dem Kriege.

Von Professor Dr. Stier-Somlo, Köln.

Unser ganzes Denken wird beherrscht von dem Kampfe, den wir gegen eine Welt von Feinden zu bestehen haben. Es ist aller Deutschen felsenfeste Überzeugung, daß all die unermeßlich großen Opfer an Menschenleben, an ideellen und wirtschaftlichen Werten für uns nur einen Frieden gestatten, der die Erhaltung und Mehrung unserer staatlichen Stellung und die Sicherheit eines langen, ehrenvollen Friedens verbürgt. Aber es wäre nicht richtig, über jene unbedingt in erster Reihe stehenden großen Gegenwartsaufgaben die zukünftigen ganz außer acht zu lassen. Ihre Zahl wird auf allen Gebieten unseres staatlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens unermeßlich sein. Es ist Recht und Pflicht der Sachkundigen, schon heute nach Kräften dasjenige durch Überdenken und womöglich durch Inangriffnahme von geeigneten Maßnahmen vorzubereiten, was schon übersehbar ist.

Eine der allerwichtigsten Angelegenheiten schon während des Krieges ist die Gestaltung unserer Rechtsverhältnisse zu Ausländern. Der gehässige Wirtschaftskrieg, den insbesondere England und Frankreich gegen uns mit allen, auch den unwürdigsten Mitteln führen, hat unter anderm zu den bekannten Verboten der Erfüllung von Zahlungsverpflichtungen gegenüber Deutschen geführt, Verboten, die wir mit den gleichen Maßregeln beantworten mußten. Entstehen schon hieraus Verwicklungen bisher unbekannter und rechtlich schwierigster Art, so wird nach Eintritt des Friedens eine unübersehbare Menge von Rechtsfragen zwischen Deutschen einerseits, den Angehörigen der jetzt mit uns kriegführenden Staaten anderseits in all denjenigen Punkten entstehen, die sich auf die vor dem Kriege geschlossenen Verträge, insbesondere kaufmännischer und industrieller Art, beziehen. Alle Fragen des Verzugs, der Unmöglichkeit der Leistung, der Fälligkeit der Forderungen, des Rücktritts von Verträgen, des Minderungs- und Schadenersatzrechts werden mit größter Eindringlichkeit auftreten. Man denke auch an die vielen Zweifel bezüglich des Patent-, Musterschutz- und Markenrechts, an das Urheber- und Verlagsrecht, die sämtlich ihre internationalen Rechtsbeziehungen haben.

Wir lassen hier das Völkerrecht, über dessen Geltung und Bedeutung zur Zeit so überaus viele Meinungen umlaufen, beiseite; man wird in ruhigeren Zeiten finden, daß auch hier übertriebene Verwerfung ebenso unangebracht ist wie himmelstürmendes Lob, daß das Völkerrecht manche schweren Schattenseiten hat, aber trotz unzähliger Verletzungen durch unsere Feinde wirksames Recht bleibt, das sich selbst in diesem Weltkriege durch die weniger beachtete Befolgung seiner Vorschriften durch Deutschland und einige neutrale Staaten wohl bewährt hat. Unter Ausschluß daher des Völkerrechts denken wir an das internationale Privat-, Handels- und Verwaltungsrecht. Diese Gebiete sind jedem Gebildeten bekannt, wenn ihm auch der Begriff nicht geläufig zu sein braucht. Am besten dienen hier Beispiele. Es hat ein zweiundzwanzigjähriger Deutscher im Ausland, wo die Volljährigkeit erst mit dem vierundzwanzigsten oder fünfundzwanzigsten Lebensjahre eintritt (etwa in Dänemark, Österreich-Ungarn, Spanien), ein Rechtsgeschäft abgeschlossen. Kann er wegen Nichterfüllung seiner hieraus entsprungenen Verpflichtungen einwenden, daß er zur Zeit der Eingehung des



Minenwerfer und Posten eines Honved-Infanterieregiments an der beßarabischen Grenze.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.



Aus Russisch-Polen: Das Jägerhaus Cerny — las, ehemals Sitz eines russischen Brigadekommandos, jetzt im Besitz der österreichisch-ungarischen Truppen.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" W. Gause.

Geschäfts nach ausländischem Rechte nicht volljährig und daher nicht geschäftsfähig war? Nein, weil die Geschäftsfähigkeit einer Person nach den Gesetzen des Staates beurteilt wird, dem die Person angehört, also nach deutschem Rechte, das die Volljährigkeit mit dem einundzwanzigsten Lebensjahr eintreten läßt. Ein anderer Fall: ein Engländer ist in Deutschland geistesschwach geworden oder der Trunksucht anheimgefallen. Kann er bei uns nach deutschen Gesetzen entmündigt werden? Oder: nach welchen Gesetzen regelt sich die Form einer in Deutschland stattfindenden Eheschließung zwischen einem Deutschen und einem Ausländer oder zwischen Ausländern? Welche Gesetze kommen in Anwendung, wenn ein Deutscher mit einer Französin in London eine Ehe eingehen will? Welches eheliche Güterrecht ist maßgebend, wenn ein Deutscher in Nordamerika eine schwedische Frau geheiratet hat? Die Fragen und Beispiele könnten beliebig gehäuft werden. Aber nicht nur um physische Personen handelt es sich, sondern auch um das Recht der sogenannten juristischen Personen, also der Körperschaften, z. B. Vereine, Aktiengesellschaften. Ist eine niederländische Körperschaft, die dort für rechtsfähig gilt, dies auch bei uns? Kann sie hier einen Deutschen verklagen? Kann sie, wenn sie etwa eine Niederlassung und Vermögen in Deutschland hat, verklagt werden? Können ausländische Aktiengesellschaften und in welchen Beziehungen nach deutschem Rechte beurteilt werden? Aber noch andere wichtigste Fragen des Alltags tauchen auf: Welches Recht entscheidet, wenn ein Deutscher von einem in England lebenden Norweger Waren bestellt hat und der Lieferant in Verzug gerät? Oder wenn ein Deutscher sich verpflichtet hat, industrielle oder landwirtschaftliche Maschinen nach Italien zu liefern und seine Vertragspflicht nicht erfüllt? All diese Zweifel und notwendigen Lösungen schlagen nun in das internationale Privat- und Handelsrecht ein. Dieses enthält die Rechtssätze, welche die örtliche Anwendbarkeit des Privatrechts bestimmen, insbesondere dartun, das Recht welchen Staates in einem konkreten Falle mit zwischenstaatlichen Beziehungen gilt. Das internationale Recht erstreckt sich auf das ganze Gebiet des Personen-, Sachen-, Obligationen-, Familien- und Erbrechts. Das internationale Handelsrecht kommt zur Geltung bei dem Eisenbahnfrachtverkehr, dem internationalen Postverkehr, dem Wechselverkehr. Auch das internationale Aktien- und Seerecht mag hier erwähnt werden. In Deutschland ist das internationale Privatrecht gesetzlich nur in den äußersten Umrissen erfaßt (Art. 7 bis 31 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch), während ein unabsehbares Rechtsfragengebiet der Wissenschaft und der Rechtsprechung zur Entscheidung überlassen worden ist. Durch diese beiden ist zwar in den letzten Jahrzehnten eine recht emsige und wertvolle Arbeit geleistet worden, doch ist nur an verschwindend wenigen Punkten eine übereinstimmende Praxis erzielt worden.

Ein besonders reiches Betätigungsfeld hat das internationale **Verwaltungsrecht**, dessen Regeln sich noch lange nicht allgemeiner Anerkennung erfreuen. Wir heben nur einige Probleme hervor: die des Aufenthalts und der Niederlassung; die Beschränkungen für Ausländer im Inlande; das Paßwesen; die Meldepflichten; die Beurkundung des Personenstandes; die Tätigkeit auf dem Gebiete der Gesundheit und der äußeren Sicherheit; Krankenfürsorge; Irrenanstalten; Staatsangehörigkeit der Vereine und Stiftungen; Schulpflicht; Zwangserziehung; religiöse Kindererziehung usw.

In seiner jüngsten Schrift („Deutscher Aufstieg“ 1915) hat Karl Lamprecht auch von der Auswanderung gesprochen, die viele Deutsche in einem Maße in die Welt getrieben hat wie die Auswanderung keines anderen Volkes, noch weit über die Engländer hinaus sind wir heute das gleichmäßigst verbreitete Volk hin über die ganze Erde. Wir stehen — das muß meines Erachtens allgemeine Überzeugung werden — auch nach dem Kriege, und dann erst recht, vor der Tatsache, daß unsere internationalen Wirtschafts-, insbesondere Handels- und Verkehrsbeziehungen noch größer werden als vor dem Kriege. Das Wirtschaftsleben der Welt gestaltet sich aber immer mehr als ein einheitliches, und die Wirtschaftsentwicklung der einzelnen Staaten ist miteinander verflochten. Mögen wir uns darüber klar werden, daß keine der großen Kulturnationen in wirtschaftlicher Isolierung denkbar ist. Dann aber bedarf es eines schleunigen und intensivsten Ausbaues unserer internationalrechtlichen Grundsätze. Wir dürfen nicht auch hier wie auf dem Gebiete der Nachrichtenversorgung ins Ausland in Zukunft den Kürzeren ziehen. Die Wissenschaft muß sich viel mehr als bis jetzt des internationalen Rechts annehmen, und an geeigneten äußeren Organisationen wird es nicht fehlen. Der Gesetzgeber darf sich einer eingehenderen Kodifikation dieses wichtigen Stoffes nicht entschlagen, und endlich darf auch das nach dem Kriege hoffentlich noch viel mächtigere Deutsche Reich seinen Schutz und seine Förderung nicht versagen, wenn das Ausland internationalrechtliche Vorschriften zuungunsten von Deutschen anwenden will. Einer großen Zukunft entsprechen auch große Anstrengungen und Pflichten. Wir sind überzeugt, daß unser Staat und unser Volk sie zu erfüllen wissen werden.



Dr. Robert Barany,

der Träger des Nobelpreises für Medizin für das Jahr 1914. Der junge Gelehrte ist Privatdozent der Ohrenheilkunde an der Wiener Universität und erhielt den Preis für seine Arbeiten über die Physiologie und Pathologie des Vestibulum. Er geriet bei der Einnahme von Przemysl in russische Kriegsgefangenschaft und befindet sich in Transkaspien.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Leipziger Bibliothekarschule. Die vom Deutschen Buchgewerbeverein seit Jahren in Leipzig geplante Deutsche Bibliothekar- und Museumsbeamten-Schule im Anschluß an das Deutsche Buchgewerbe- und Schriften-Museum ist dieser Tage eröffnet worden. Der Studiengang der Schule, an der neunzehn Dozenten lehren, wird zwei Jahre dauern.

Ein Preisausschreiben für einen Armersatz. Der Verein Deutscher Ingenieure (Berlin NW. 7, Sommerstraße 4a) hat ein Preisausschreiben erlassen, das leider sehr zeitgemäß ist. Zweck des Preisausschreibens ist die Erlangung eines Armersatzes, der „den Träger zu möglichst vielen Verrichtungen in den Werkstätten der mechanischen Industrie befähigt". Im besonderen wird möglichste Einfachheit und Haltbarkeit des ganzen Stückes, geringes Gewicht und ein Herstellungspreis gefordert, der so billig sein soll, daß die Militärverwaltung jeden Kriegsverletzten, der seiner bedarf, mit dem neuen Armersatz zu versehen imstande ist. Ferner wird Wert darauf gelegt, daß der Verletzte den Armersatz ohne fremde Hilfe an- und ablegen kann, und daß sich etwa einzusetzende Arbeitsgeräte leicht und rasch auswechseln lassen. Der wichtigen Frage der Verhütung von Betriebsunfällen wird durch die Vorschrift, die Konstruktion möglichst ohne vorspringende Teile durchzuführen, Rechnung getragen. Zum Wettbewerb ist jedermann zugelassen. Die Einreichungsfrist läuft am 1. Februar 1916 ab. Der erste Preis beträgt 10000 Mark, außerdem ist ein zweiter und ein dritter P[reis] im Betrage von 3000 bezw. 2000 Mark vorgesehen. Hoffen[tlich] erreicht das Preisausschreiben seinen Zweck, weitere Fortsch[ritte] auf dem Gebiete des Armersatzes für Arbeiter herbeizufü[hren].

Aus den Reihen der Deutschen Turnerschaft haben bis Anfang November hundertundsechsundvierzig das Ei[serne] Kreuz erster Klasse erworben.

Bei rheumatischen Beschwerden empfehlen sich Einreibu[ngen] mit „Dr. R. Reiß' Rheumasan", das seit über zwölf Jahren in zahllosen Fällen hervorragend bewährt hat. Man spür[t] wohltuendes Wärmegefühl schon nach der ersten Einreib[ung]. Es gibt keine Apotheke, die nicht das Dr. R. Reiß' Rheum[asan] zu 2 Mark 10 Pfg. und 1 Mark 30 Pfg. vorrätig hält.















Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Erich Wedel; beide in Leipzig. – Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. – Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Nr. 3778.

Kriegsnummer 6…

Von den bayrischen Vereinslazarettzügen des Roten Kreuzes.



Kommerzienrat Dr. Carl Soldan, Vorstand des Roten Kreuzes in Mittelfranken.

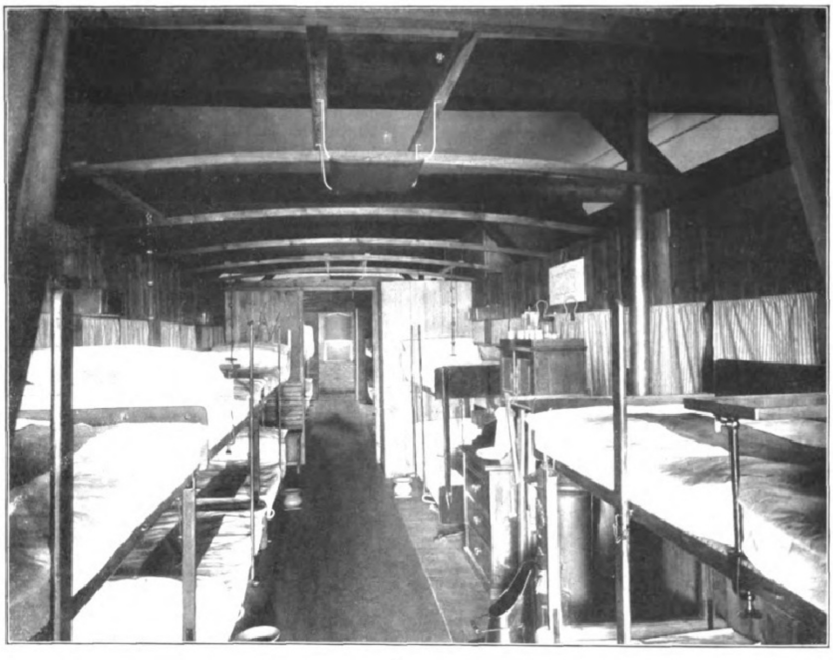


Kommerzienrat Willy Supf, Vorstand des Roten Kreuzes in Mittelfranken.

Das deutsche Rote Kreuz, im besonderen seine Abteilung für freiwillige Krankenpflege im Kriege, hat es sich schon seit Jahren zur Aufgabe gemacht und unermüdlich daran gearbeitet, das Los der Verwundeten zu verbessern und ihren Zustand erträglich zu gestalten. Das Endergebnis all dieser Arbeit waren die Lazarettzüge. Mit Beginn des jetzigen Krieges standen dem bayrischen Landeskomitee zwei Lazarettzüge zur Verfügung, die schon in Friedenszeit von hochherzigen Spendern gestiftet worden waren. Sieben weitere solche Züge wurden im Laufe der ersten drei Kriegsmonate fertiggestellt, ebenfalls gestiftet von großmütigen, opferfreudigen Menschen. Zum Unterschied von den militärischen und Hilfslazarettzügen führen die Züge des Roten Kreuzes die Bezeichnung „Vereinslazarettzüge“. Von kleinen Abweichungen abgesehen, bestehen die Vereinslazarettzüge gewöhnlich aus 32 Wagen, und zwar aus 20 Krankenwagen mit je 10 Betten für Verwundete, dem Chefarztwagen mit dem Operationsraum, einem Wohn- und Schlafwagen für die 3 Assistenzärzte, dem Apotheken- und Verwaltungswagen, 2 Krankenwärterwagen, 1 Küchenwagen, 1 Vorrats- und 1 Magazinwagen, 1 Heizmaterialwagen und 1 Wagen für das Küchen- und technische Personal. Außerdem befindet sich bei jedem Lazarettzuge ein Gepäckwagen und ein Schutzwagen. Die Heizung der Wagen erfolgt mittels Füllöfen, da eine gleichmäßige Durchheizung so langer Züge von der Lokomotive aus unmöglich ist und bei Heizkesselwagen, die Zentralheizung liefern, fortwährend Störungen eintreten und Reparaturen notwenig werden. Das Personal der Vereinslazarettzüge setzt sich zusammen aus dem Chefarzt, 3 Assistenzärzten, dem Apotheker, dem Verwalter, 20 Pflegern, 1 Koch und 2 Gehilfen. Das technische Personal besteht aus dem Wagenwärter, dessen Gehilfen und einem Schlosser. Der Chefarzt des Zuges, der in den meisten Zügen auch gleichzeitig Transportleiter ist, führt die Oberaufsicht und trägt die Verantwortung für den Zug und den gesamten Betrieb. Er meldet dem Feldsanitätschef telegraphisch die Ankunft im und die Abfahrt aus dem Heimatgebiet. Er führt ein in alle Einzelheiten gehendes dienstliches Kriegstagebuch, registriert genau die Verwundeten nach Personalien, Zugehörigkeit zur Truppe, Art und Ort der Verwundung usw. Zu seinen Obliegenheiten gehört es weiterhin, mit Beendigung jeder Fahrt der vorgesetzten Dienststelle einen genauen schriftlichen Fahrtbericht einzureichen.

Nach der Rückkehr des Zuges ins Heimatgebiet und der Unterbringung der Verwundeten in die Lazarette des Endzieles erfolgt zunächst die gründliche Reinigung sämtlicher Krankenwagen, der Wohnwagen und des Küchen- und Vorratswagens. Die gebrauchte Wäsche wird sofort in eine Dampfwäscherei gegeben. Ist dann der Zug in all seinen Beständen, hauptsächlich in den unbedingt nötigen Mundvorräten, in Verbandmitteln und Medikamenten ergänzt, so meldet der Chefarzt der Linienkommandantur oder in neuerer Zeit der Etappeninspektion der Armee, zu welcher der Zug gehört, Fahrtbereitschaft.

Erfolgt die Abberufung, dann werden alle Wagen von innen und außen nochmals genau auf ihren tadellosen Zustand geprüft. Am Einladeplatz angekommen, beginnt meist sofort die Zuführung der Verwundeten. Die Betten in den Vereinslazarettzügen sind von bequemer Breite und Länge. Sie sind mit güten Matratzen und Kopfkissen, die weiß bezogen sind, versehen, je zwei sind übereinander angebracht, federn gut und können herausgenommen werden, so daß bei ganz schweren Verletzungen der Verletzte außerhalb des Wagens aufs Bett und in diesem in den Wagen gebracht werden kann. Die über jedem Bett angebrachte Aufrichteschnur bewährt sich vorzüglich. Wenn die sämtlichen Betten des Zuges belegt sind, machen die Ärzte die erste Visite. Während oder nach schweren Kämpfen werden die Lazarettzüge oft bis weit ins Frontgebiet hinein vorgerufen, um direkt vom Verbandplatz oder Feldlazarett aus beladen zu werden. In solchen Fällen ist ein großer Teil der Verwundeten oft nur mit dem Notverband versehen. Hier muß natürlich sofort eingegriffen werden. Im übrigen aber überläßt man die Verwundeten zunächst der Ruhe. Schon während des Einladens wird den Verwundeten eine entsprechende Kost gereicht. Die Verköstigung ist stets vorzüglich. Als erstes Frühstück wird morgens sieben Uhr entweder Kaffee mit Milch oder Kakao mit Milch und Zwieback gegeben. Um zehn Uhr erhalten die Verwundeten Butterbrot mit Wurst oder Schinken, mittags immer eine kräftige Suppe und Ochsenfleisch mit Beilage oder Kalbsgulasch oder Rindsgulasch, fast stets aus frischem Fleisch zubereitet. Nur in Notfällen wird Konservenfleisch gegeben. Auch am Abend erhält jeder Verwundete entsprechend kräftige Kost. An Getränken wird in reicher Menge Tee, außerdem aber auch Limonade, Selterswasser und Wein verabreicht. Die Behandlung der Verwundeten erfolgt in der sorgfältigsten und liebevollsten Weise. Ganz besonders wird Wert darauf gelegt, den braven Vaterlandsverteidigern möglichst wenig Schmerzen zu bereiten. Um dies zu ermöglichen, geschieht der Verbandwechsel immer in den Krankenwagen selbst.



Krankenwagen.

Ihre eigentliche Aufgabe: die Verwundeten in die Heimat zu befördern, ohne daß der Transport auf ihren Zustand einen schädigenden Einfluß ausübt, erfüllen die Lazarettzüge in hohem Maße, und hierin liegt zunächst ihre humanitäre Bedeutung. Aber auch in sozialer Beziehung sind sie von eminenter Wichtigkeit. Durch den schnellen Abtransport großer Mengen Verwundeter wird zweifellos dem Auftreten und der Ausbreitungsgefahr verheerender Krankheiten wirkungsvoll entgegengearbeitet. Sie ermöglichen weiterhin die schleunige Unterbringung der Verwundeten in die heimatlichen Lazarette, und gewiß wird dadurch ein großer Prozentsatz aller Verwundeten dem Leben erhalten.

Die vorstehende Schilderung beruht auf den Erfahrungen des bayrischen Vereinslazarettzuges „G“ nach zurückgelegten vierundzwanzig Fahrten. Stifter dieses Zuges waren die Kommerzienräte W. Supf und Dr. Soldan, Vorstände des Roten Kreuzes in Mittelfranken, die im Laufe des Völkerkrieges ehrenamtlich mit der Herstellung und Einrichtung von acht bayrischen Vereinslazarettzügen betraut gewesen waren.



Operationsraum im Chefarztwagen.



Küchenwagen.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

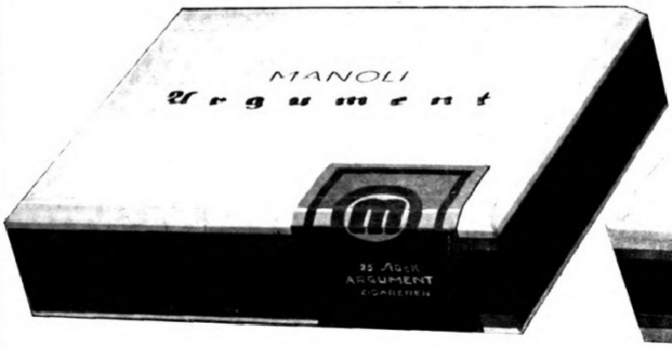
Nr. 3778. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 25. November 19

Manoli-Neuheiten
für den Weihnachtstisch.



Mit dem steigenden Wohlstand des deutschen Volkes in den letzten 25 Jahren hat sich auch die Freude am Luxus gehoben und der Geschmack verfeinert. In demselben Maße ist auch die deutsche Industrie dazu übergegangen, ihre Erzeugnisse immer mehr zu verbessern und zu vervollkommnen, so daß heute die deutschen Fabrikate, insbesondere auf dem Gebiete der Nahrungs- und Genußmittel, einen Grad der Vollendung erreicht haben, wie er von keinem ausländischen Produkt erreicht, geschweige denn, übertroffen wird.

Auch die Zigarette zählt zu jenen Genußmitteln, welche ihre ins Ungeheuere gewachsene Beliebtheit dem oben gekennzeichneten Zug der Zeit zu verdanken haben. Als ein echtes





Kind der verfeinerten Genußfreudigkeit hat sie den Weg in den Mund eines jeden Rauchers und auch in weitem Maße zwischen die zarten Lippen der holden Weiblichkeit gefunden. Immer größer wurde die Sorgfalt, mit welcher der deutsche Fabrikant seine Mischungen herstellte, die besten Gewächse des Orients wurden herangezogen, bis die deutsche Zigarette ein Edelprodukt ersten Ranges geworden war. Mit diesem Prozeß der Verbesserung der inneren Güte ging Hand in Hand die äußere Ausschmükkung. Das alte Papierpäckchen und die alte Weißblechschachtel mit dem „berühmten", möglichst bunten Etikett wurden im Laufe der Zeit ersetzt durch die geschmackvollen, farbigen Emailleblechdosen sowie durch Kartons, künstlerisch in Form, Farbengebung und Zeichnung. – Sowohl auf dem Gebiete der Qualität wie auch auf dem der vornehmen, künstlerischen Ausstattung der Zigarette hat vor allen anderen die Manoli-Zigarettenfabrik bahnbrechend gewirkt. Rastlos bemüht durch eigene Einkäufer in den mazedonischen und kleinasiatischen Tabakländern die besten Edeltabake ihrer Fabrikation zuzuführen, hat sie es verstanden, die Manoli-Zigarette zur führenden Marke Deutschlands zu gestalten. Durch Heranziehung erster Künstler sind die Packungen ihrer Zigaretten vorbildlich für die ganze Industrie geworden, und das Signum der Firma, das weithin leuchtende „m" im Kreise ist für den Raucher der Garantiestempel der Vollendung.



Zum herannahenden Weihnachtsfeste ist wiederum eine Anzahl neuer Manoli-Marken auf dem Markte erschienen, welche ein vornehmes Geschenk für den Gabentisch eines jeden Rauchers darstellen und nicht nur in der Heimat, sondern auch im Felde die Freude jedes Zigaretten-Liebhabers erwecken werden. Die hier abgebildeten neuen Marken:

Extragroß . . . . 5 Pfg.
Argument . . . . 6 Pfg.
Heliotrop . . . . 8 Pfg.
Klasse . . . . . . 10 Pfg.

stellen in ihrer Art das Vollendetste dar, was dem Raucher bisher in den entsprechenden Preislagen geboten wurde, und der edelduftende aromatische Inhalt entspricht in jeder Beziehung den Erwartungen, welche der Beschauer an die prächtige, geschmackvolle und farbenfreudige Umhüllung knüpft.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3778. 145. Band.



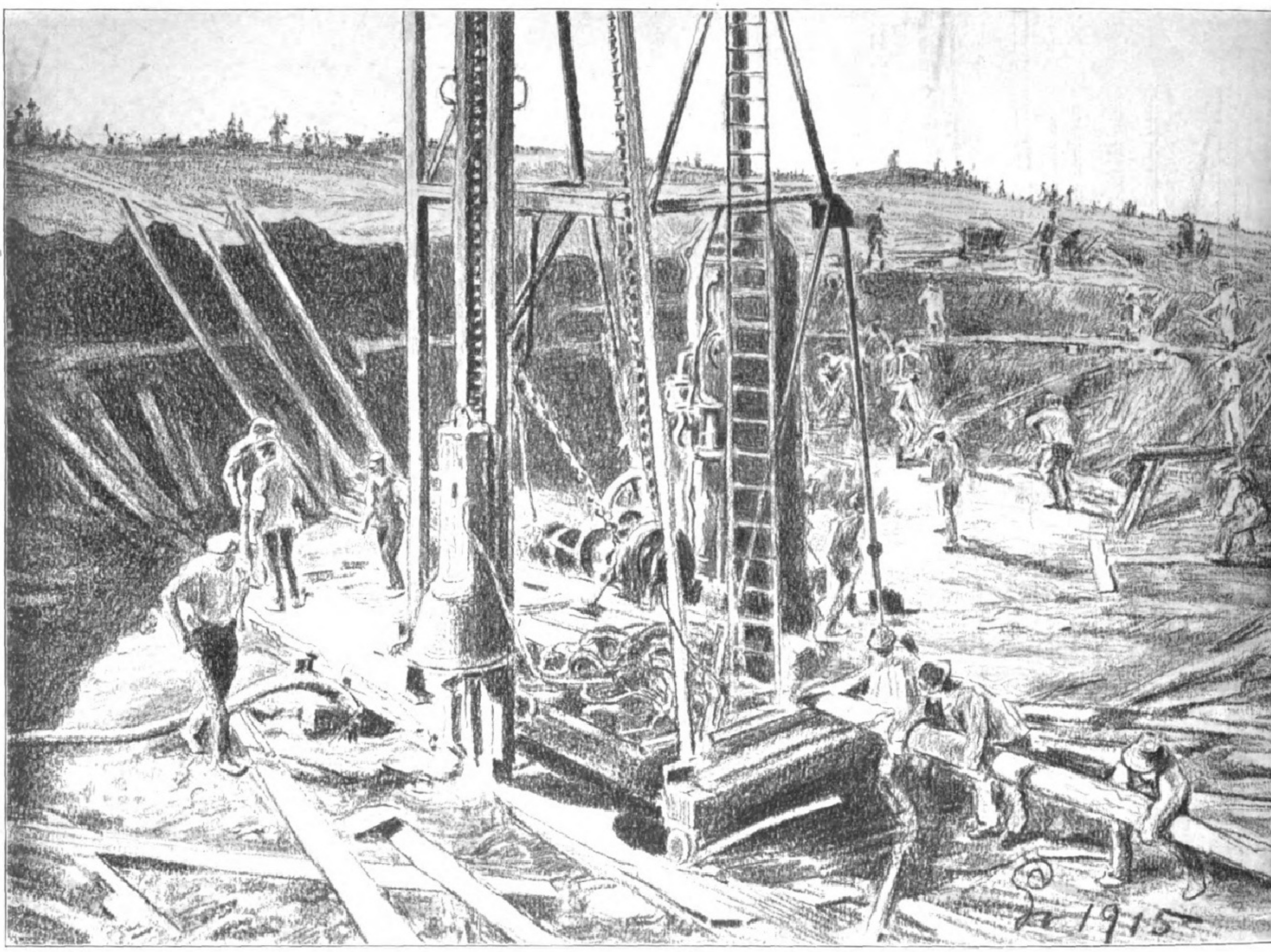
Vom Kriegsschauplatz in Flandern: Die Sprengung des Ostender Leuchtturms am 7. September 1915.
Nach einer Zeichnung des auf dem flandrischen Kriegsschauplatz tätigen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

Der moderne Rechtsstaat vor und nach dem Kriege.

Von Professor Dr. Stier-Somlo Cöln.

Wer von den vielen, die das Wort „Rechtsstaat" gebrauchen, ist sich seines ganzen reichen Inhalts voll bewußt? Wer mit einem Gesetz nicht zufrieden ist, dessen Wirkungen am eigenen Leibe peinlich verspürt, sieht ebenso häufig den Rechtsstaat bedroht wie die Prozeßpartei, die in einem Rechtsstreit unterlegen ist. Je nach der Parteistellung, der aristokratischen oder demokratischen Auffassung, lösen unsere politischen und parlamentarischen Verhältnisse oder gelegentliche Mißgriffe der Behörden oder zeitweiliges Versagen altgewohnter öffentlicher Einrichtungen bei so manchen einen Seufzer aus, man habe doch den Rechtsstaat noch nicht ganz, man müsse ihn erobern, wie ihn andere Kulturstaaten angeblich schon besitzen.

Wollen wir uns klar werden über den „Rechtsstaat", so bedarf es der Erkenntnis, daß das Wort eine größere Reihe von staatlichen Erscheinungen mitumfaßt. Es ist doch offenkundig, daß ohne die Mitwirkung der Volksvertretung an der Gesetzgebung, ohne Unabhängigkeit des erst später: von allen Staatstätigkeiten war es die Verwaltung allein gewesen, die noch am meisten nach freiem Ermessen und nicht nach strengen Rechtsvorschriften vorging, bei der noch keine gerichtliche Kontrolle ihrer Wirksamkeit bestand. Das war aber von besonderer Bedeutung, weil es sich hier um das wichtige Problem der Rechte des Einzelwesens gegenüber dem Staate handelte, darum, daß er nicht auf Grund von allgemeinen Dienstvorschriften der Beamten in seiner Persönlichkeitssphäre beengt oder gar unerträglich behindert wird. Besonders auf dem Gebiete des Polizeirechts versagte der Rechtsschutz der einzelnen allzu häufig. Das mußte anders werden und wurde auch anders. Die Verwaltungsgerichtsbarkeit ist geschaffen worden und drang siegreich vor. Obwohl sie noch immer ausbaufähig und reformbedürftig ist, so stellt sie doch ein außerordentlich bedeutsames Element in der Sicherung individueller bürgerlicher Freiheit dar. Es wurden ferner in unabsehbarer Ansprüche auf individuelle Freiheit, subjektive Rechte gegenüber dem Staat bescheiden und alles bereitgestellt wird zu dem Zwecke: Niederwerfung der Feinde, Erhaltung und Stärkung des Deutschen Reichs, Beförderung seiner Größe und Herrlichkeit. Deshalb werden z. B. während des Kriegszustandes außer Kraft gesetzt: das Recht zum Schutze der persönlichen Freiheit, der Unverletzlichkeit der Wohnung; das Recht, durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern, die Preßfreiheit, das Vereins- und Versammlungsrecht und die Bestimmung, daß die bewaffnete Macht zur Unterdrückung innerer Unruhen und zur Ausübung der Gesetze nur in den vom Gesetze bestimmten Fällen und Formen und auf Requisition der Zivilbehörden verwendet werden kann. Im Kriege kann sich daher der Rechtsstaat nicht voll entfalten, und das ist ganz natürlich und in keiner Weise beklagenswert; denn es stehen eben höhere Dinge auf dem Spiel, derenthalben jene Beschränkung der persönlichen Freiheit



Unsere technischen Truppen bei der Arbeit: Aufstellung eines Dampframmers im Operationsgebiet in Flandern.

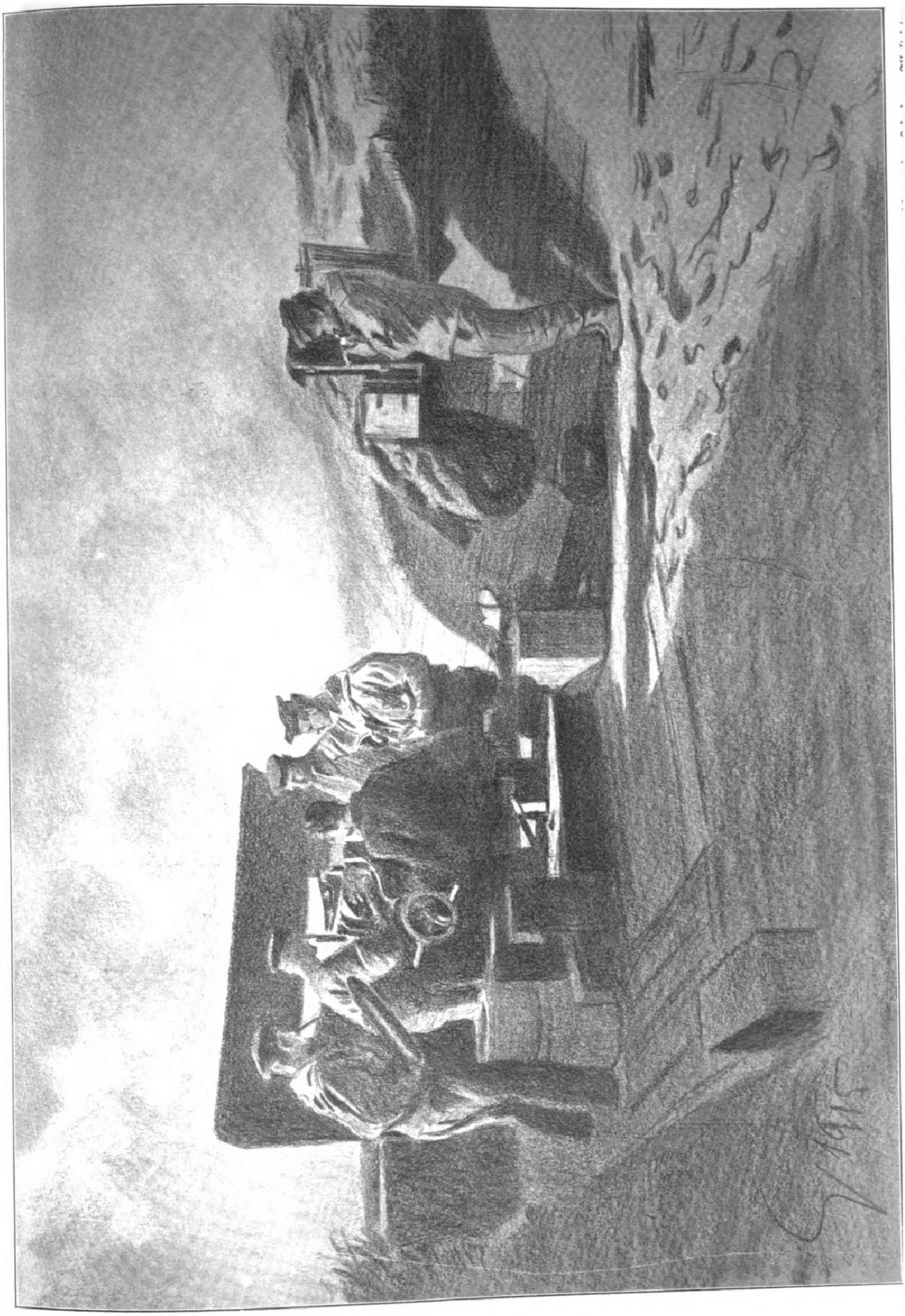
Nach einer Zeichnung des auf dem flandrischen Kriegsschauplatz tätigen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Richtertums ein moderner Rechtsstaat undenkbar ist. So gehören denn Konstitutionalismus und Freiheit des Richtertums zweifellos zu seinen Merkmalen, nicht minder aber die Selbstverwaltung, wie sie seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nach dem großen Vorbild der Stein-Hardenbergschen Reform das öffentliche Leben unserer Gemeinden und Gemeindeverbände erfüllte und durchdrang, jetzt auch auf vielen anderen Gebieten, insbesondere auf dem der Sozialgesetzgebung, herrscht und in ihrem segensreichen Wirken gar nicht überschätzt werden kann. Als Kennzeichen des Rechtsstaats wird aber auch eine Summe von Freiheitsrechten zu erachten sein, ohne die wir uns unser Bürgerdasein nicht mehr vorzustellen vermöchten, wie das Recht der persönlichen Freiheit und der Auswanderung, Freizügigkeit, Verehelichungsfreiheit, Gewerbe-, Preß-, Religionsfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Eigentumsfreiheit, um nur das Wichtigste zu erwähnen. Eine merkwürdige Erfahrung lehrte aber, daß der Besitz all dieser wertvollen ideellen Güter noch immer nicht den Rechtsstaat vollständig darbietet. Als man nämlich am Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Preußen zwar Verfassungsurkunde und Volksvertretung, Freiheitsrechte, Unabhängigkeit der Gerichte und eine wohlausgebildete Selbstverwaltung besaß, wähnte man, es könnten politisch reaktionäre Zeiten nicht mehr kommen, und doch begannen sie gerade bald nach Veröffentlichung der Verfassungsurkunde. Die Erklärung hierfür fand sich Zahl Verwaltungsrechtvorschriften erlassen, die die Abgrenzung der Befugnisse der Behörden gegenüber dem Staatsangehörigen, der subjektiven öffentlichen Rechte der einzelnen auch gegenüber der mächtigen Staatsgemeinschaft in möglichst klare Formeln brachten. Freilich war und ist es nicht möglich, das freie Ermessen gänzlich auszuschalten. Aber es ist doch stark eingeengt und der Rechtsschutz gegenüber etwa beabsichtigten reaktionären Maßregeln der Verwaltung immer vollständiger geworden.

Die tragende Unterlage dieser neuen Wandlung der Dinge ist aber die aus dem Zeitgeist heraus geborene Überzeugung, daß alle Verwaltung *unter* dem Gesetze stehen müsse, daß keine Verwaltungshandlung vorgenommen werden darf, die sich nicht auf eine gesetzliche Grundlage zu stützen vermag. Es ist freilich nicht richtig, was viele behaupten, daß dies allein das Kennzeichen des Rechtsstaats ist, vielmehr gehört alles andere, dessen bereits Erwähnung geschah, mindestens ebenso zu seiner Vorstellung: Parlament und richterliche Unabhängigkeit, Selbstverwaltung und die Summe der Freiheitsrechte. Immerhin ist für die tägliche Verwaltung, die den Bürger am unmittelbarsten in all seinen Lebensbetätigungen trifft, dieser Grundsatz der *gesetzmäßigen* Verwaltung von allergrößter Bedeutung.

Im *Kriege* freilich läßt sich die Forderung des Rechtsstaats nicht ganz verwirklichen. Höhere Interessen, Fragen des Bestehens oder Untergangs verlangen, daß sich die notwendig erscheint. Daß aber auch im Kriege der Rechtsstaat nicht aufgehört hat zu bestehen, beweisen die fortlaufende Tätigkeit der Gerichte und Verwaltungsbehörden, die Zusammenberufung und Beschlußfassung der Parlamente, das unausgesetzte Wirken der Selbstverwaltung.

Aber *nach* dem Kriege muß alles und jedes unserer rechtsstaatlichen, in Verfassung und Gesetz verbürgten Rechte wieder zur vollen Geltung kommen. Ja noch mehr! Gerade diese schwere, unermeßlich wichtige Zeit, in der wir leben, hat uns unvergängliche Lehren gegeben, die fruchtbar zu machen zu unseren allerersten Pflichten nach errungenem siegreichen Frieden gehören wird. Noch nie sind in Deutschland so sehr wie seit dem 1. August 1914 die trennenden Schranken zwischen den Ständen hinweggeräumt worden. Noch nie hat eine schöne und edle Volkstümlichkeit in diesem Maße platzgegriffen. Die vielbewunderte Einheit unserer Nation fand reich und arm, hoch und gering, alt und jung, Mann und Frau in *einem* Willen, in *einer* Begeisterung, in *einer* Betätigungsart — für Deutschland alles und jedes zu opfern — in vollkommener Übereinstimmung; draußen im Schlachtfelde, im Schützengraben, auf den Wogen des Meeres, überall derselbe Herzschlag. Alles beseelt von dem gleichen Wunsche, nirgends ein Geist der Absonderung, des Hochmuts, des Besserdünkens, erst recht nicht bei den Daheimgebliebenen, die durch Millionen Fäden mit den Kämpfenden zusammenhängen, ihr Leid und ihre Freude teilen,





Generalleutnant Schmidt v. Knobelsdorf,
erhielt den Orden pour le mérite. (Phot. Dührkoop, Berlin.)

für sie bangen und sorgen und, wenn es das Schicksal will, schmerzlich um sie trauern. Das ganze deutsche Volk hat sich in heldenhaftem Aufschwung bewährt. Seine Fürsten haben sich an Edelsinn und Opferbereitschaft von vornherein ausgezeichnet. Es ist ein unzerreißbares, stolzes Band geschlungen worden zwischen Regierenden und Regierten. Schon aus diesem Grunde ist es unausbleiblich, daß manche Reste eines früheren, zuweilen mehr die Rechte der Behörden betonenden Zeitalters mit diesem Kriege weggeschwemmt sein müssen. Wie der Minister des Innern in Preußen die Behörden anwies, in dieser Kriegszeit gewisse minder wichtige Verfehlungen gegen polizeiliche Vorschriften gerichtlich nicht weiter zu verfolgen, so wird man später doch wohl nicht erst einer so tief ernsten Veranlassung wie des Krieges bedürfen, um vor einer Überspannung der polizeilichen Gewalt zu warnen. Ein freierer Geist, ein größeres Gehenlassen der Bevölkerung, eine Einschränkung des Reglementierens und Anordnens ist unter dem Drucke des Krieges über die Regierenden gekommen, und es ist kaum denkbar, daß diese Errungenschaft in Friedenszeiten nicht anhalten sollte. Man wird aber noch weiter gehen und alles tun müssen, um aus den Rechtsvorschriften die Unbestimmtheit auszumerzen, die nur zu einem freien Ermessen der Behörden Anlaß gibt und dadurch den einzelnen außerordentlich stark einschränken kann. Soweit es möglich ist, muß eine noch schärfere Abgrenzung der individuellen Lebens- und Rechtssphäre erfolgen, sichergestellt werden gegenüber jedem Eingriff, wenn auch noch so gut gemeinter Art. Das bedeutet viel, unendlich viel! Manche Generation wird an diesem Werke arbeiten müssen. Aber sie wird es tun in dem Bewußtsein, nicht einer überstiegenen Ichsucht, sondern letzten Endes dem staatlichen Ganzen einen Dienst zu erweisen. Denn Kräfte, die sich frei regen können, haben eine größere Schwungkraft als die mehr oder minder gebundenen; sie führen zu erhöhter Lebensfreude, stärkerem Willen, bewußter Zielstrebigkeit und deshalb auch zu kühneren und besseren Leistungen. Auf dem Boden der täglichen Verwaltung liegt der Schwerpunkt der Verwirklichung des Rechtsstaats; aber auch der Ausbau der Selbstverwaltung, die Reform des parlamentarischen Wahlrechts sind Aufgaben, des Schweißes der Edlen wert. So hat der Krieg auch auf dem Boden, den wir vom Rechtsstaatsgedanken eingenommen uns vorzustellen haben, brauchbare Saat ausgestreut. Es ist ein stolzer und froher Ausblick, der uns schon heute vergönnt ist. Er gilt auch hier Deutschlands Größe und Zukunft.



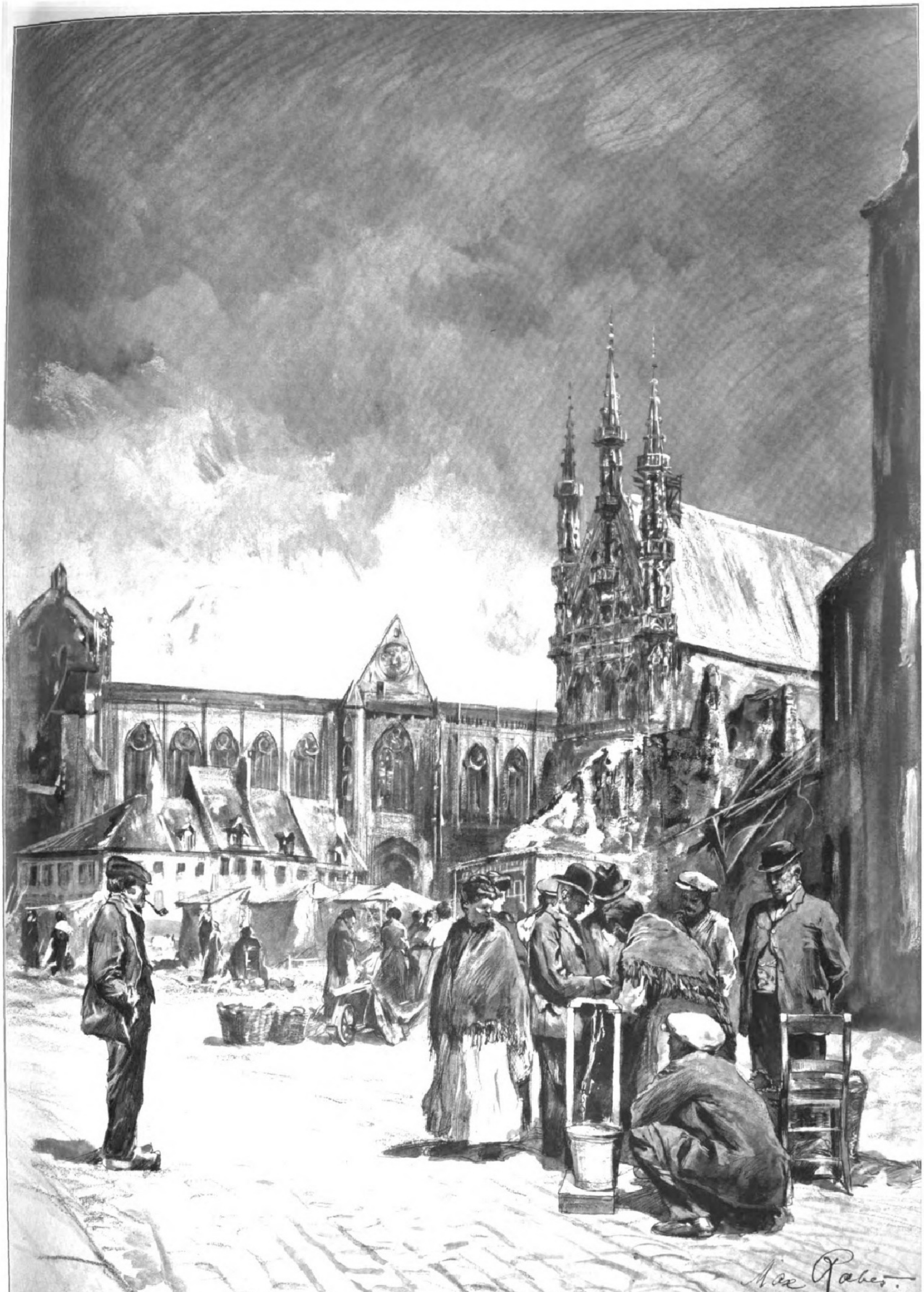
Generalleutnant v. Wilsdorf,
der neue sächsische Kriegsminister. (Phot. Hermann Bähr, Dresden.)

Der Wechsel im sächsischen Kriegsministerium.

Der in einer Dienststellung im Felde befindliche bisherige sächsische Kriegsminister General der Infanterie v. Carlowitz hat den König von Sachsen um seine Entlassung aus dem Amte als Kriegsminister gebeten. Diese ist ihm unter Belassung des Titels und Ranges als Staatsminister bewilligt worden. General v. Carlowitz wurde am 25. März 1858 zu Riesa geboren. Er besuchte das Progymnasium und die Fürstenschule zu Grimma, trat am 1. April 1877 als Einjährig-Freiwilliger bei dem 8. Infanterieregiment Nr. 107 ein, wurde am 11. Mai 1879 beim 7. Infanterieregiment Nr. 106 Avantageur und am 12. November desselben Jahres Leutnant. Die militärische Laufbahn des jungen Offiziers war überaus schnell und ausgezeichnet. Nach sieben Jahren zum Oberleutnant befördert, wurde er noch als Leutnant zur Kriegsakademie nach Berlin kommandiert, erhielt 1891 das Patent als Hauptmann mit seiner Versetzung in den Generalstab, von wo im Jahre 1893 seine Abkommandierung in den Großen Generalstab erfolgte. Im Jahre 1896 als Kompagniechef zum 7. Infanterieregiment Nr. 106 zurückversetzt, wurde er 1897 erneut zum Generalstab berufen, 1898 zum Major befördert, 1901 mit der Führung eines Bataillons des 1. (Leib-)Grenadierregiments betraut und 1902 abermals, und zwar in den Generalstab

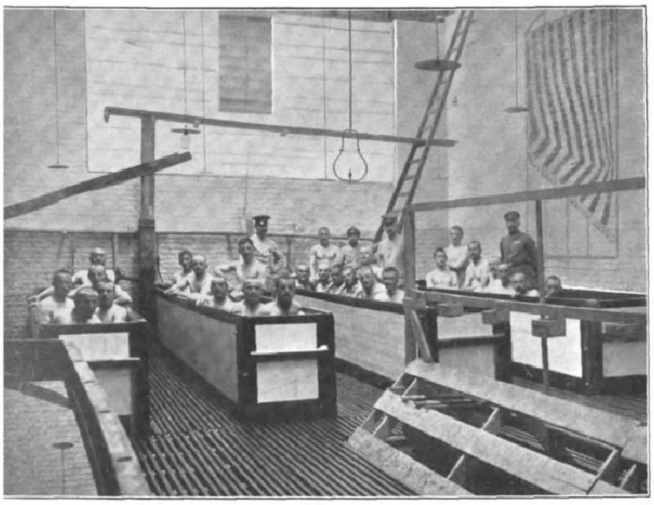


Die deutsche Kronprinzessin bei der Besichtigung des Vereinslazarettzugs „Kronprinzessin Cecilie“. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Aus dem besetzten Belgien: Wiedererwachendes Leben in Löwen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor Max Rabes.



Innenansicht.

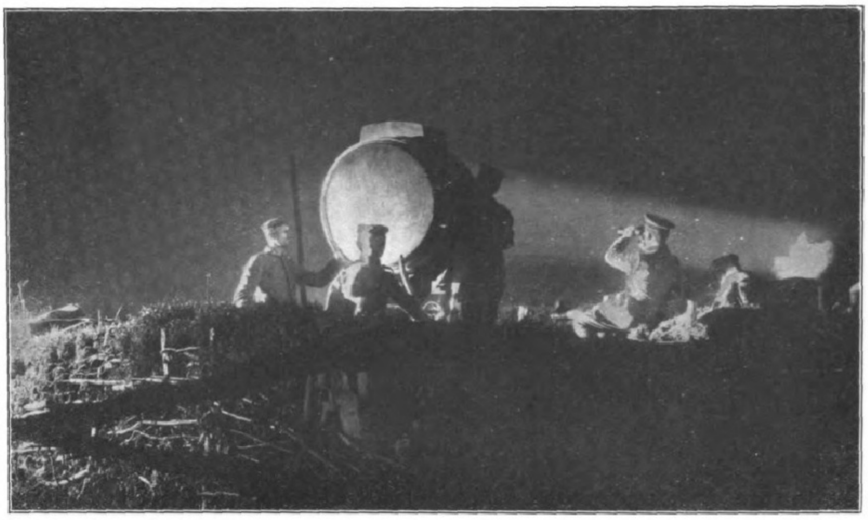


Außenansicht.

Ein hinter der Front bei Ypern als Badeanstalt eingerichtetes früheres Fabrikgebäude.

des XII. Armeekorps berufen. Im Jahre 1904 zum Oberstleutnant befördert und wenige Monate später zum Chef des Generalstabs des XII. Armeekorps ernannt, erhielt er noch in demselben Jahre die Stellung als Flügeladjutant des Königs. Im Jahre 1908 unternahm der inzwischen zum Oberst beförderte Offizier die Führung des Leib-Grenadierregiments Nr. 100 und 1910 als Generalmajor das Kommando der 6. Infanteriebrigade Nr. 64; 1912 wurde Herr v. Carlowitz zum General à la suite des Königs ernannt, 1913 zum Generalleutnant und Generaladjutanten befördert und im Mai 1914 zur Leitung des Kriegsministeriums berufen.

Auch der neue sächsische Kriegsminister, Generalleutnant v. Wilsdorf, geboren am 18. Januar 1857 zu Großhartmannsdorf bei Freiberg, trat, nach dem Besuch des Gymnasiums zu Freiberg, im Jahre 1875 als Einjährig-Freiwilliger beim Schützen-(Füsilier-)Regiment Nr. 108 in den Dienst des Heeres. Er wurde von diesem Regiment später als Fahnenjunker übernommen und im Jahre 1877 zum Offizier befördert. Die Ernennung zum Hauptmann und Kompagniechef erfolgte im Jahre 1889 unter Versetzung zum 2. Jägerbataillon Nr. 13. Im Jahre 1899 wurde er Major und kurze Zeit darauf unter Ernennung zum Bataillonskommandeur in das 7. Infanterieregiment Nr. 106 versetzt, dann von 1901 an einundeinhalb Jahr als Adjutant beim Generalkommando des XIX. Armeekorps verwendet und hierauf zum Kommandeur des 1. Jägerbataillons Nr. 12 ernannt. Nach vorausgegangener Beförderung zum Oberstleutnant erfolgte Ostern 1905 die Ernennung zum Kommandeur des Kadettenkorps und im August des folgenden Jahres die Versetzung als Abteilungschef in das Kriegsministerium. Hier rückte er zum Obersten (1906) und zum Generalmajor (1911) auf. Im April des letztgenannten Jahres wurde ihm der erbliche Adel verliehen, und 1913 erhielt er, in Genehmigung seines Abschiedsgesuches, unter Verleihung des Charakters als Generalleutnant, die Stellung zur Disposition. Bei Ausbruch des Krieges fand Generalleutnant v. Wilsdorf zunächst Verwendung als Chef des Stabes des stellvertretenden XIX. Armeekorps und hierauf vom 10. September 1914 ab als stellvertretender Kriegsminister. Am 25. Oktober ernannte der König von Sachsen sodann Herrn v. Wilsdorf zum Staats- und Kriegsminister.



Eine Scheinwerferabteilung auf dem westlichen Kriegsschauplatz in Tätigkeit.

Kriegschronik.

6. November 1915.

Im Handgranatenkampf wurden die in den Ostteil unseres neuen Grabens nördlich von Massiges eingedrungenen Franzosen wieder daraus vertrieben.

Die Russen wiederholten ihre Durchbruchsversuche bei Dünaburg mit gleichem Mißerfolge wie an den vorhergehenden Tagen.

Bei Siemikowce ist Ruhe eingetreten, der Gegner ist in seine alten Stellungen auf dem Ostufer der Strypa zurückgeworfen.

(Fortsetzung siehe Seite 710.)



Der Altar der Kirche in Fromelles.



Das Innere der Kirche in Le Maisnil.

Von den Engländern in zweckloser Weise zerschossene französische Kirchen hinter unserer westlichen Front.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(9. Fortsetzung.)

Der Raum, den Marianne zu betreuen hatte, war in Braunrot und Grün gehalten, etwas schwer, aber vornehm in seiner schlichten Gediegenheit. Das Licht kam durch ein übermütig bunt verglastes Fenster, das auf einen kleinen Vorplatz ging, die Türe führte auf einen schmalen Gang zwischen vielen ähnlichen Abteilungen. Wie die Zellen einer Honigwabe lagen die kleinen Ausstellungskojen der Verleger nebeneinander, wirklich wie die kleinen Wachszimmerchen eines Bienenstockes, in dem eifrige Bienen die Weisheit und Schönheit von Jahrtausenden zusammengetragen haben.

Herr Äckerling, der in der ersten Viertelstunde wußte, daß ihm mit Marianne das große Los zugefallen sei, führte sie selbst ein und zeigte ihr die bedeutenden Dinge seines Verlages; das Mädchen, dessen frohe Zuneigung zu Büchern hier zum erstenmal in ein persönliches Verhalten zu ihnen kam, war beglückt wie ein Kind.

Da war der runde Tisch, unter dessen Glasplatte Schreiben der wichtigsten Autoren des Herrn Äckerling ausgestellt waren, so daß jeder Käufer und Leser seinen Lieblingen gleich bis ins Graphologische nachspüren konnte. Dann waren die Japanbücher, köstlich auf Reispapier gedruckt, Übersetzungen aus der Literatur des wunderbaren Inselvolkes, und wenn man mit der Hand über die weichen Blätter hinstrisch, so hatte man eine Ahnung vom Kirschblütenfest und vom Hauch der Tausend Inseln. Aber auch aus vielen anderen Literaturen der Welt waren Dichter von Rang in Übersetzungen vertreten, schwer in Bauernstiefeln stampfende Norweger, überfeine, zerfasernde Dänen, sarkastische Engländer, deren Sätzen die Shagpfeife der Überlegenheit aus dem Maule hing, feine, biegsame Franzosen, die noch immer an denselben Phrasen zirkelten und schliffen, die sie vom achtzehnten Jahrhundert schon abgerundet übernommen hatten.

Es waren auch einige Deutsche unter Herrn Äckerlings Autoren, aber ihnen maß er nicht viel Bedeutung bei.

Zu dieser Mannigfaltigkeit der Geister gesellte sich die des äußeren Kleides. Der Anstieg vom broschierten Stück zum Luxusband ließ Marianne erzittern, und wenn sie so ein feines und kostbares Meisterwerk der Buchkunst in Händen hielt, so trug sie es mit aller Sorgfalt herum, als sei es zerbrechlich und unersetzlich. Ihre Haut hatte für jedes Material besondere Empfindungen, für Pergament eine erfrischende Kühle, für Saffian eine Trockenheit, die den Atem verkürzte, für ein gutes, glattes Leder eine Fülle von Saft; und wenn sie irgendeinen frohen Einband sah, mit Blumen oder lustig gerafften Gewinden, so konnte sie ihn geradezu freundlich anlachen.

Der Raum, in dem sie Herrn Äckerlings Verlagswerke betreuen sollte, war bald fertig. Es waren noch die großen, mit gelber Seide überzogenen Beleuchtungskörper einzusetzen und dann — eine Arbeit, die schon Marianne überlassen war — die Bücher in die schönen, gediegenen Wandschränke einzuordnen. Während noch der Elektrizitätsmensch auf seinen Stehleitern durch das Zimmer rutschte, lief Marianne schon von Wand zu Wand, trat zurück wie ein Maler, der die Valeurs studiert, und wandte sich im Eifer eines neuen Einfalls manchmal so plötzlich um, daß sie den Leiterstelzenmann beinahe umgerannt hätte. Es war keine Kleinigkeit, die Bücher so aneinanderzureihen, daß jedes auf das vorteilhafteste stand und in einer schönen Abwechslung jede Besonderheit am besten zum Ausdruck gebracht war.

Bücherrücken waren wie Musik, wie eine Klaviatur, auf der man jede Melodie spielen konnte, heiteres, leichtsinniges Geklimper, strenge mathematische Fugen und die gewichtige, schwarzbehangene Majestät eines Trauermarsches.

Marianne fühlte sich in diesem Schaffen unendlich wohl, als habe sie hier ihr eigentlichstes Lebensland gefunden.

Ringsum gab es ein gewaltiges Schlagen, Hämmern, Schleifen und Rädern. Man konnte manchmal meinen, im Bauch eines Schiffes zu sein, das auf der Werft liegt. Denn diese Ausstellung, die in einigen Tagen eröffnet werden sollte, war weit davon entfernt, fertig zu sein. Und eben diese Emsigkeit der Arbeit, diese Anspannung aller Kräfte ringsum teilte sich Marianne mit, obzwar sie eigentlich mit ihrer Arbeit schon am Ende war. So tat sie Unnötiges, Überflüssiges und riß schon Fertiges noch einmal ein, um bis zur restlosen Erschöpfung ihrer Idee schmucker Gediegenheit vorzudringen.

An den Nachmittagen fand sich Johannes Fiedler ein und stand ihr unter den geschäftigen Händen herum.

„Gehen Sie mir aus dem Wege, Unglücksmensch!" sagte Marianne und wischte ihm mit einem Stoß Bücher unter der Nase vorbei. Ach, weiß Gott, er war immer da, wo man ihn nicht brauchen konnte — irgendwo hinter ihr, beinahe noch lästiger als der Leiterstelzenmann.

„Kann ich Ihnen denn gar nicht helfen?" fragte Johannes betrübt.

„Nein . . . nein. Setzen Sie sich dort drüben in die Ecke!"

Er gehorchte und schlich in ein bescheidenes Winkelchen, aber als ihn Marianne so sitzen sah, in seiner zerzausten Treuherzigkeit, da tat ihr das Stückchen verregneter Heimat leid: „Erzählen Sie mir doch etwas von sich!" lud sie ein, indem sie in einem Nebeneinander von Schwarz, Grün und Weiß das Weiß mit dem Grün vertauschte.

Da war Johannes Fiedler gerne dabei, denn er glaubte, daß er eine Reihe höchst bemerkenswerter Erlebnisse hinter sich habe. Und er begann einen Bericht von seinen allerneuesten Leipziger Anfängen an, vom Budensuchen und den Inskriptionen, von seinem stillen, schwer ertragenen Heimweh. Er wagte nicht, diesem Heimweh eine andere und höhere Farbe zu geben, aber sein Blick hing an Mariannes Gesicht, ob die wohl durch die Hüllen sähe.

Marianne runzelte die Stirne und zog die Brauen zusammen; es galt aber nur der Erwägung, ob man den roten Saffianrücken neben dem braunen Leder stehen lassen könne.

Seufzend bekannte der Student, daß es ihn große Überwindung gekostet habe, Weihnachten fern von der Heimat verbringen zu müssen. Aber er habe es getan, um Herrn Brosam zu zeigen, daß er darauf bedacht sei, Geld zu sparen und unaufhaltsam in den Wissenschaften voranzukommen. Und es sei ihm gelungen, von den Brosamschen Monatsgeldern so viel zu erschinden, daß er die Anzahlung auf ein Mikroskop habe leisten können.

Das seien Wunderwelten, in die man mit diesem Instrument blicken könne, Reiche voll einer Herrlichkeit, der sich im Sichtbaren nicht so bald etwas zur Seite stellen dürfe.

Und nun wurde der Mund des Studentleins immer beredter. Seine Medizin lobte er in den Himmel hinauf, und sie nahm dabei wirklich etwas von einer Göttin an. Dieser unscheinbare und gedrückte Mensch hatte eine Vorstellung von der Erhabenheit der Wissenschaft, der er sich hingegeben hatte, und von der Sendung des Arztes, daß selbst Marianne manchmal inmitten ihrer Arbeit einen verwunderten Blick von den Bücherreihen losrang und nach ihm sandte.

Er war aufgestanden, er strahlte, er sprach mit den Händen, er war beinahe schön in seiner Begeisterung. Sein ganzes Wesen war in diesem Psalm, in dieser Hymne erhöht. Auf eine höchst geheimnisvolle Weise flossen ihm die Medizin und Marianne in eins. Er pries die Medizin, und es überkam ihn, als sei auch das Mädchen dabei gemeint; er umwarb seine Wissenschaft, und es war ihm, als sei auch Marianne in dieser Werbung inbegriffen.

Die Medizin! Etwas Besseres konnte einem Menschen nicht beschieden sein als sich ihr zu weihen. Sie forderte einen ganzen Mann, aber wie hätte man auch nur einen Teil seines Wesens absondern mögen, wenn es darum ging, sich in die Mysterien der Natur zu versenken, in die Mischungen der Elemente, in den Bau des Menschen, in den Verlauf und die Bekämpfung der Krankheiten!

Marianne betrachtete ihn mit einigem Erstaunen. Wahrhaftig, dieser junge Mensch war gewachsen und hatte seine Bahn mit festen Schritten betreten! Und mit einem leisen Schauer dachte sie an das, was hinter diesem Sommermonatsglück ihrer Zufriedenheit lag, an den Herbst und Winter mit dem fortgeschleppten Suchen nach ihrer eigentlichen Berufung.

„Sie sind glücklich, Johannes!" sagte sie.

Ja, er war glücklich, er leugnete es nicht, dieses Leben heftiger Arbeit war schön.

Sie gingen miteinander fort.

Noch donnerte und klopfte das ganze unfertige Werk der Ausstellung seiner Vollendung entgegen. Berlin war weit zurück. In der Halle mit den bunten Riesen in den Ecken und den über die Decke züngelnden Schnörkeln lagen Kisten im wüsten Durcheinander, Leinwanden wurden herumgezerrt, die Tapezierer klebten, mit breitköpfigen Nägeln zwischen den Lippen, in verwegenen Stellungen zwischen Holzwänden und befestigten lange Schweife von buntem Tuch über sich; Tischler ließen ihre Sägen durch Bretter und lange Latten knirschen und schnarren; man trat auf farbiges Papier, stieß gegen Kleistertöpfe, die inmitten eines Wirrwarrs von Sägemehl, Glasscherben und Pappe ihre breitrunde, klebrige Behaglichkeit ruhen ließen, man wurde von einer Schar von Arbeitern, die mit schweren Zementsäcken auf den Schultern durch schmale Gänge kamen, zur Seite geworfen.

Draußen in den Ausstellungsstraßen sah man in der späten Dämmerung noch die Gärtner an der Arbeit, Bogenlampen wurden zur Probe an den hohen Masten emporgewunden und flatterten violett wie neu aus dem Chaos geborene Welten. An schwankende Bogenruten, an die Kanten der Gebäude wurden Tausende von runden Glühäpfeln gereiht.

Und aus allen Himmelsrichtungen stürzten noch immer, wie eine unerschöpfliche Flut, Kisten mit Bildern und Büchern, aus allen Ländern der Erde ergossen sich diese Lawinen von Schätzen des Geistes, als wünschten die Völker, hier, auf dem Boden Deutschlands, endlich einmal ihr Letztes, Innigstes, ihr Innerstes und Erhabenstes, den Sinn ihres Ringens um Welt und Ewigkeit zu offenbaren.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Durch die Kirgisensteppe geht der Frühling und treibt den Rest des Winters in das Altai-Gebirge und den Tiën-schan.

Was da noch weiß in den Steppen glitzert, ist nicht mehr Schnee, sondern Salz: dort, wo die breiten Seen verdunsten, glänzen seine bröckeligen Krusten, die Flüsse schäumen zwischen den Lößufern, der Saxaul treibt neue Zweige, die ebenso greisenhaft dürr und spitz aussehen wie die alten. In der Sandsteppe und gar in der Grassteppe, da zieht der Frühling die große königliche Brokatschleppe über das Land: dunkelroter und blaugrauer Stein sind mit Smaragdbändern eingefaßt, und dem armseligsten Felsblock steckt noch ein Büschel Vergißmeinnicht oder Tulpen oder Löwenmaul an der harten Brust.



Das erste Zeppelin-Luftschiff auf der Fahrt nach Sofia, am 9. November beim Eisernen Tor die serbische

Im Vordergrund Orsova, stromabwärts bei der Flußbiegung die Insel Ada Kaleh, dahinter die Enge des Eiser



überfliegend. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor M. Zeno Diemer.
die rumänische Stadt Turn-Severin (links) und die Donauschleife, die den östlichen Zipfel Serbiens umschließt.

In die Jurten scheint die Sonne hinein, die Bergkirgisen schauen nach den blauen Höhen, in ein paar Wochen ziehen sie auf die Hochwiesen; die Kirgisen der Ebene rücken an die Ufer der Steppenseen, denn viel Volk drängt heran, und wer früher kommt, hat den besseren Platz.

Aber dieser Frühling ist voll Wind. Alle Tage sind voll Wind, und in den Nächten heult er durch die Finsternis wie durch eine leere Tonne.

Die Schamanen schütteln die Köpfe: „Große Winde . . . große Kriege."

An den Wasserlachen sitzen die Alten und schaben mit Scherben von der Haut die dicken Talgkrusten ab, die den Winter über angewachsen sind, als Schutz gegen die Kälte. Die Mütter lausen ihre Kinder unter struppigen Weiden, die Knaben haben Wüstenmäuse gefangen und schnellen sie an langen, schwankenden Ruten in die Luft oder tauchen sie unter Wasser. Den dickgepelzten Zottelochsen gehen die Winterhaare büschelweise aus, überall liegen sie umher, und der unaufhörliche Wind treibt sie überallhin, in die Augen und in die Milchtöpfe. Auf den ungesattelten Pferden jagen die Burschen herum und schlagen im Scherz mit den Peitschen nach den Mädchen, die ihnen höhnische Worte nachrufen.

Abends schauen die Schamanen lange in den brandroten Himmel, und immer wieder will es ihnen scheinen, als hebe sich das gehörnte Haupt des Kara-Umysk über die Steppenränder. Und dann fangen sie in den Zelten einen uralten Sang an, von den tausend mal tausend mal tausend Reitern, die nach Westen zogen, voran ritt der Khan, der war groß wie ein Turm, sechzehn Lanzen konnte er auf einmal schleudern, und jede traf ihr Ziel, sein Bogen, der lang war wie eine Pappel, schnellte einen Pfeil so weit, wie der Wildesel laufen kann zwischen Morgen und Abend.

Sie zogen gegen Westen, und ihrer Hufe waren so viele, daß das härteste Gestein durch sie zu Sand zerbröckelt wurde; wenn sie an Flüsse kamen, so ritten ihrer so viele hinein, bis das Wasser gestaut war und die anderen durch das trockene Bett ziehen konnten. Im Westen waren Städte aus weißem Stein mit goldenen Dächern und Türmen von Kupfer, zwischen roten und grünen Säulen auf Teppichen weiße Frauen, die mit goldenen Armreifen und Beinringen geschmückt waren. Der Khan hob seine große Hand, deutete nach Westen und sagte: „Dorthin!"

Sie zogen durch die Monde, die Heere stoben vor ihnen dahin oder blieben zermalmt zurück, als ob eine Walze über sie gegangen wäre, Männer mit weißen Bärten hingen an den Bäumen, Leiber an Pfählen schmückten die Seiten der Heerstraße, sie knüpften Gefangene mit ihren eigenen Eingeweiden an die Sättel und ließen sie neben den Pferden laufen, von den weißen Städten und goldenen Türmen wehten die großen roten Brandfahnen, die geschmückten Frauen wanden sich in den Armen der Krieger . . .

Die Winde wehen unaufhörlich über die Steppen hin, schon ist die Feuchtigkeit aufgesogen, Staub wirbelt und Salz und beizt die Augen.

Da kommen die Tschinowniks aus ihren Städten in die Zeltdörfer. Der Zar will: Wer waffenfähig ist, der soll aufsitzen und mit den jungen Männern der Nachbardörfer zu einem Sammelplatz reiten. Der Tschinownik steht da im Namen des Zaren und macht seine Scherze, ißt aus der gemeinsamen Schüssel mit, dem Ältesten gibt er Geld, und dann teilt er Branntwein aus, bis alle vergnügt sind. Dann fassen sie einander an den Schultern und tanzen im Kreis.

In alle Dörfer, selbst in die entlegensten, kommen die Tschinowniks. Sie bringen Geld und Wodka, und alles ist vergnügt.

„Herr," fragen die Ältesten, „wohin sollen unsere jungen Leute gehen?"

„Zum Zaren, Väterchen, gutes, zum weißen Zaren. Er liebt euch. Er möchte euch alle gerne sehen. Und daß ja keiner zurückbleibt. Der Zar hat ein großes Zauberbuch, in dem steht alles drin. Das braucht er nur aufzuschlagen, und da weiß er sogleich, wer zurückgeblieben ist. Und dem geht es dann schlecht, dem Armen, da kommen dann die Soldaten und schlagen ihm die rechte Hand ab oder gar den Kopf. Denn der Zar kränkt sich, wenn man seine Liebe so schlecht vergilt."

Alle Tschinowniks zwischen dem Ural und dem großen Meer sind auf den Beinen. Und viele hunderttausend flinke Hufe traben über die Steppe, von den Ufern des Uralsees bis zu denen des Amur, die Salzsteppen werden lebendig und die Grassteppen und die Abhänge des Altai, aus der Tundra und der Taiga, dem sibirischen Urwald, kommen Jäger und Hirten und Bauern und ziehen in die Städte.

Und wer in den Städten schon einmal Soldat gewesen ist, der zieht wieder seine Uniform an, denn alle will der weiße Zar sehen, alle seine Kinder.

Und auf den Schienen, in den Bahnhöfen stehen viele Züge bereit, um alle nach dem Westen zu führen: Mongolen, Kirgisen, Ostjaken, Tschuktschen, Turkmenen . . . alle sind die Kinder des guten, weisen und mächtigen Zaren.

Viele Züge stehen da, schwarz und schnaubend, und aller eiserne Brust ist nach Westen gerichtet.

Nach Westen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der König kam, war die Ausstellung noch immer nicht fertig.

Natürlich, außen herum, in der Nähe der Teppiche und Tribünen, dort, wo man den hohen Gast hinführen wollte, war alles für den königlichen Blick auf den Glanz hergerichtet. Alles stand an seinem Ort, jedes Ding hatte ein Sonntagslächeln und die unschuldsvollste Miene: Ach Gott, wir stehen schon lange so. Aber das alte Chaos war keineswegs ausgetrieben, es war nur in die Ecken und dunklen Verschläge gedrängt und vorübergehend gebändigt. Man hätte an manchen Stellen nur einen Vorhang zu heben oder hinter einen potemkinschen Bücherschrank zu sehen brauchen, um die heilige Ordnung bis auf ihre nackten Brettergerüste zu blamieren.

Trotz aller Vorsicht schaute doch da und dort ein Zipfel vor, der nicht fürs Publikum bestimmt war, wie einer Dame, die sich allzu hastig angezogen hat, bisweilen ein Streiflein Unterrock unter dem Straßenkleid hervorwedelt. Aber wenn man ein guter König ist, merkt man so was nicht und bringt den getreuen Festausschuß nicht in Verlegenheit. Trotzdem geschah es, daß bei einer allzu unvorsichtigen Erkundigung dem König durch die Verwirrung der befrackten Herren ringsum klar wurde, er habe eine peinliche Frage gestellt. Mit dem schönen Vorrecht des Herrschers, allen Schrecken seiner Majestät durch ein höfliches und behagliches Lächeln zu lindern, sagte der Gast: „Ach so . . . nicht fertig! Na, meine Herren — trösten Sie sich. In meiner Naturgeschichte steht, es gibt keine fertigen Ausstellungen, und man muß froh sein, wenn der Anstrich trocken ist!"

Da waren die Herren von ihrer Angst befreit, das alte Chaos in seinen Verstecken war gleich nicht mehr so bedrohlich, und zur Glorie der königlichen Gegenwart kam die Wärme gemütlicher Beziehungen von Mensch zu Mensch, die Einsicht, daß sich auch die allergrößte Weltausstellung nicht überirdisch aufzuspielen brauche, sondern sich ruhig als Menschenwerk bekennen dürfe.

Der sonnenfröhliche, windzerzauste Maientag tat das Seinige, daß sich alles Volk ins festliche Behagen stimmen könne. Es war, als sei dieses Blasen in der Luft eigens zu dem Zweck bestellt, um alle die Hunderte Flaggen und Fahnen, mit denen die Nationen der Erde Deutschlands Einladung zu dieser Heerschau der Geister dankten, in Bewegung zu bringen, flattern zu machen, daß die bunten Tücher einander kosend und freundnachbarlich berühren könnten.

Die Uniformen der Aufseher glänzten vor straffer Neuheit, die Zähl- und Drehmaschinen an den Eingängen knacksten und knarrten unaufhörlich, die Mädchen mit den Ausstellungslosen warfen sich in das Getümmel und versprachen jedem Käufer, sein Los müsse gewinnen, und es gab viele, die ihnen so ein Papier abnahmen, nicht in der Hoffnung auf Bereicherung, sondern einfach, weil der Tag schön war, und weil die Fahnen wehten. In den Kaffeehäusern, auf den Terrassen, in den Bierwirtschaften, an den Gartenanlagen und Wasserbecken klirrten und klapperten Tassen und Biergläser. Alle die prächtigen Gelegenheiten, seinem inneren Menschen ehrlich zu seinem Recht zu verhelfen, diese Schenken in Fässern, in Archen, in Burgruinen, in riesenhaft ausgewachsenen Almhütten, in Moscheen und im Bezirke eines Bratrostes sogen die Menschen ein, sättigten sie und spien sie wieder aus.

Wenn sich die Gründlichen und Eifrigen durch ein paar Stunden in der Halle des Buchgewerbes, in jenem Zellenbau des deutschen Verlagswesens, oder in der Halle der Kultur, wo man sah, wie sich der Mensch abgeplagt hatte, um die Büchermacherei herauszubringen, oder in der Maschinenhalle, wo man die allerfeinsten und allergewaltigsten Sklaven der unscheinbaren grauen Masse im Schädel des Menschen vor sich erblickte, wenn sich die Gewissenhaften genügend ermüdet hatten, so faßte sie plötzlich eine Lust nach dem durchaus Ungeistigen und Sinnestollen. Der Katalog dieser Ausstellung war selbst ein ganzes Buch. Und wenn man das, was menschlichen Kräften in einem Zug zu erledigen möglich war, an dem maß, was noch zu leisten übrigblieb, so faßte den unerschrockensten und abgehärtetsten Museumswanderer ein Grauen. So mochte den Erbauern des babylonischen Turmes zumute gewesen sein, als sie sahen, daß sie ihr Gebäude mit aller Mühe doch dem Himmelsgewölbe nicht näher brächten.

Zwischen Verzweiflung und Übermut ist in unserer Seele nur eine dünne Türe. Es kommt vor, daß die Buntheit schal wird und man jählings in das dunkel verhangene, von schwefeligen Flammenfratzen erhellte Gemach stürzt. Oder aber, daß man, der feuchten Gewölbe und des Zähneklapperns müde, unmittelbar ins Schellengeklingel und Feuchtfröhliche springt. So kam es, daß auch die Gewissenhaftesten und Beflissensten endlich ihren Finger aus der Seitenklemme des Kataloges zogen und der Gegend zuwanderten, wo man um billiges Geld um den Rest des Verstandes gebracht wurde, den man aus dem Ernst der Gelehrtenregion gerettet hatte. Man konnte sich da die Eingeweide herausreißen lassen, indem man an Schweizerlandschaften aus Pappe und durch Tunnels auf einem Wägelchen dahinfuhr, das plötzlich kopfüber in Abgründe stürzte oder an den Kurven ein Vorgefühl von Himmelfahrt vermittelte; oder man konnte von einem turmhohen Gerüst auf einem Boot in einen Teich hinabsausen, dessen Wasser wie von einer Explosion auseinandergerissen wurden; es gab eine ganze Menge von Lustbarkeiten, die, indem sie den leiblichen Menschen kneteten, pufften, spiralenförmig zusammenwanden, spickten, hackten und ausdehnten, seinen innigeren Verband mit dem geistigen Menschen wiederherstellten.

Marianne war vom frühen Morgen an auf ihrem Posten.

Sie erhaschte einen Schimmer vom König, sah viele Herren in schwarzen Fräcken heftig durcheinanderrennen, dann kam der Ansturm der Besucher, der bis zum Abend anhielt. Sie zeigte und erklärte mit einer unerschöpflichen Liebenswürdigkeit, sprach sechs Stunden hintereinander und hatte dabei ein scharfes Auge auf jeden, daß nicht etwa ein begeisterter Bücherliebhaber einen ihrer Lieblinge mitgehen heiße.

Gegen Abend kam Johannes Fiedler. Er hielt sich bescheiden zurück und wartete, bis seine Zeit da war. Das Glockenzeichen der Aufseher scheuchte die Besucher mit Einbruch des Abends aus den Hallen.

Nun kam auch Matthias Supp. Vor zwei Tagen war er mit einem Brief von Franz Firmkranz angerückt. Der Ingenieur schrieb, er möge sich Mariannens annehmen, wenn sie sich einsam fühle, sie habe es um ihn verdient, da sie ihm in seiner Krankheit viel Liebes getan habe.

„Mein Gott," hatte Marianne gestammelt, „gar nichts habe ich getan. Ich habe ja nichts tun können."

Matthias Supp aber, dem sein erstes Auftreten nur eine Freundespflicht gewesen war, kam nicht ungern wieder, in diesen Kreis von Licht und Wärme, den Marianne zu verbreiten schien. Marianne fand den kleinen

Mann mit dem abgeschabten Rock und dem verfallenen Gesicht etwas verwunderlich für einen Maler, da sie sich einen solchen eher mit dem lärmenden, genialischen Gebaren des Mülhausener Tizians Götterle vorzustellen gewöhnt hatte. Das Männlein glich eher einem verkümmerten Schullehrer, der sein Hungertyphusjubiläum hinter sich hat, als einem, der, wie sie von Firmkranz wußte, ein Brandstifter in der Kunst war und damit großen Erfolg gehabt hatte.

Marianne verschloß sorgsam ihre Abteilung, dann ließen sie sich von der Menge treiben. Marianne in der Mitte, Fiedler und Matthias Supp als Deckung auf ihren Seiten. Der Strom zog sie die Straße der Nationen hinab.

Da war Italiens Ausstellungsbau, kalt, vornehm und zurückhaltend, nicht Fisch, nicht Fleisch; Frankreich hatte ein kleines Palais aufgestellt, in dem es auch nur zu wiederholen wußte, was es schon in den Tagen von Versailles gesagt hatte. In einem Pavillon hatte sich Japan niedergelassen, mit freiem Ausblick nach allen Seiten, es war ihm aber anzusehen, daß es ihm kein rechter Ernst damit war, sich hier aufzuhalten.

Dann kam England mit einem Häuschen in seiner üblichen Landgotik, langweilig wie ein englischer Sonntag in Manchester. Marianne grüßte hinüber: „Good evening" — sie liebte England, die Engländer und die englische Sprache, die so knapp und praktisch ist und für jedes Wetter, wie englischer Hosenstoff.

Hier glaubte Matthias Supp einen Augenblick, Mittentzwey mit Valeska im Gewühl zu sehen, und es schien ihm, als habe ihn auch der Oberleutnant bemerkt. Und er schob schon den Arm vor, um zu dem Freund durchzudringen. Aber der drüben wandte sich ab, und in der nächsten Minute spülten sie neue Menschenmassen auseinander.

Nun waren sie zwischen Rußland und Österreich. Rußland war noch ganz in Fetzen und Säcke eingepackt und verhüllt, und nicht einmal für die Dauer der königlichen Gegenwart hatte diese Unfertigkeit beschönigt werden können. Das österreichische Haus stand mit einer freien und heiteren Front ihm gegenüber, ein neuer Geist schlichter Sachlichkeit hatte den Bau bestimmt. Die Liebenswürdigkeit der österreichischen Seele war in diesem Haus ins Gediegene erhöht.

War das nicht wie ein Stück von Firmkranz' Wesen? Marianne grüßte hinüber, ihre Seele winkte ihm heimlich zu. Hatte der Gute und Sorgliche ihr nicht die beiden Menschen gesendet, die da an ihrer Seite gingen? So waren sie nur ein Abglanz von ihm, ein Strahl seiner Wirkung und wert, daß man sich ihnen freundlich erwies.

Ihre Begleiter staunten, wie heiter das Mädchen sein konnte. Sie aßen in einer Wurstbraterei, wurden von ungeduldigen Nachfolgern von den Stühlen weggepufft und gerieten in das Labyrinth des Vergnügens, das da jenseits der Brücke aufgebaut war. Matthias Supp holte sich auf einem scheußlichen Ding von Amüsierfolter, das vier verschiedene Bewegungen in eine Art von Weltuntergang verflocht, einen Anfall von Seekrankheit. Fiedler ließ von einem flinken Japaner seinen Schattenriß ausschneiden und beglückte Marianne mit ihm zum Andenken an diese Stunde.

Dann fuhren sie auf der großen Szeneriebahn, und als sie ganz hoch oben die Runde machten und Marianne die mächtigen Hallen mit ihren unermeßlichen Schätzen an Kultur unten ausgebreitet sah, diese Sternbilder, Perlenschnüre und Fackelzüge von Lichtern, den leuchtenden Ausbruch des Springbrunnens im Wasserbecken und den tiefroten Nachthimmel mit den von Dünsten aufgefangenen Garben von Helligkeit, da kam es seltsam über sie, immer stärker bis zu einem dunkeln, wundersamen Gefühl von Güte und Ewigkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In London ist der brandrote Nebel tief in die Straßen hinabgezogen.

Wo die Lichter seltener werden, ist der Nebel kalt und grau, in den Vorstädten wird er schwarz und riecht nach Schlamm und Abfall.

Es ist spät in der Nacht, in der Stunde, wo an Stelle des abgetanen Tages ein neuer in das Zifferblatt der Zeiten springt.

Durch den St.-James-Park zackelt eine Nachtdroschke, die aussieht, als sei sie aus Nebel zusammengeronnen. Auf dem Bock sitzt der Kutscher, ein Ungeheuer im Pelz, bis an die Mütze vermummt, er schwankt auf seinem Sitz, und es ist, als habe er selber schwerer geladen als seine Droschke. Das Pferd hat ein fletschendes Gebiß, aus dem eine lange, blaue Zunge baumelt, trotz der wollenen Decke sieht man sein klapperdürres Skelett mit den Hörnern von Beckenknochen und den Faßreifen von Rippen.

Ganz lautlos geht der alte Karren, keine Feder quiekt, kein Räderrollen dröhnt, die Hufe des Gaules klappern nicht.

Viele wichtige Gebäude stehen um den St. James-Park, in denen England seine Völker-Ragouts kocht und die Geschicke Europas bereitet. Der Königliche Palast, die India Office, das Schatzamt, die Admiralität, d[as] Ministerium des Auswärtigen.

Vor einer langgestreckten Front hält der Karren. Ein kleiner, eifrig[er] Mann hüpft an die Türe, die öffnet sich unter seiner Berührung. Wi[e] er in die dunklen und kalten Treppenräume taucht, geht ein Leuchte[n] an, kein Licht brennt sichtbar, es ist, als sei die Luft selbst in eine[n] feuchten Glanz geraten, einen Schimmer wie moderndes Holz.

Der kleine Mann springt durch dieses ätzende Licht treppenan, di[e] Räume tun sich vor ihm auf, eine Flucht von Räumen, die sich nach un[d] nach entzünden, bis in ein Kabinett hinein.

Ein Mann sitzt da an einem Tisch. Glatt, kahl und höflich verneig[t] er sich vor dem Gast.

Ohne ein Wort zu sprechen, nehmen die beiden Platz. Die Luft en[t]brennt heller um sie, und sie beugen sich über die Tischplatte, auf d[er] Länder zu sehen sind, Grenzen von Ländern und blaue Meere. Klein[e] Figürchen stehen da und dort, Schachfiguren, Reiter und Türme, Bauer[n] und Offiziere.

Ein Spiel beginnt, ein seltsames Spiel über die Länder und über di[e] Meere hin, mit Verschieben, Vorrücken und Einkreisen. Die Hände d[er] Männer zittern gierig über diesem Spiel, ihre Züge gehen nicht gege[n]einander, sondern helfen einander, sie sind gegen einen dritten gerichte[t,] der nicht da ist.

Und das Seltsamste: wo eine Figur stand, bleibt beim Wegnehme[n] ein großer dunkelroter Tropfen. Viele Tropfen stehen schon auf de[n] Ländern und Meeren der Tischplatte. Immer eifriger wird das Spiel, un[d] die dunkelroten Tropfen fließen auseinander, nähern sich und zucken i[n] kleinen Lachen zusammen. Aus den Laden zu beiden Seiten des Tisch[es] nehmen sie immer neue Figuren, um sie auf den Tisch zu setzen, un[d] jede hinterläßt einen kleinen dunkelroten Tropfen. Schon ist die ganz[e] Platte gesprenkelt, und die Lachen breiten sich aus, werden zu kleine[n] Bächen, die langsam über die Länder zögern. Die Spannung der Obe[r]fläche wölbt die Flüssigkeit noch, aber bald ist der Druck stark genug, um diese Hemmung zu überwinden, und nun kriechen die kleinen rote[n] Bäche in Zeichen über den Tisch hin, in Bändern und Hieroglyphen.

Das Spiel geht weiter, inmitten des Bannkreises dieser roten Zeiche[n] durch sie hindurch, daß die Füße der Figürchen von dem roten Saft be[]netzt werden. Die Reiter und Türme, Bauern und Offiziere verwische[n] die Hieroglyphen, sie ziehen rote Säume nach, schleppen Kometenschweif[e] hinter sich her.

Schon ist der Tisch von einer steigenden Flut überronnen, die Grenze[n] der Länder und Meere sind unkenntlich geworden, die Städte ertrinken i[n] diesem immer nachquellenden Rot.

Ganz lautlos ist dies alles, aber nun klingt ein Ton in diese Still[e] eines Grabgewölbes, in dem zwei Phantome ein Spiel der Hölle zu be[]treiben scheinen.

Es ist ein Ton, als fiele ein klingender Tropfen herab. Ein Klopfer[,] Tropfen fallen. Wieder einer . . . von den Rändern des Tisches tropf[t] es, tropft, tropft, auf den Boden — der Tisch quillt über, die Über[]schwemmung steigt über die Grenzen der Platte.

Es tropft, tröpfelt, träufelt, immer rascher, nun surren dünne rote Fade[n] nach allen Seiten herab. Und dieses Surren und Klopfen der Tropfe[n] ist das einzige Geräusch in dieser Stille des ungeheuren Gebäudes, i[n] dem niemand wacht als die beiden lautlosen Schatten.

Nach allen Seiten rieseln die dünnen Faden, und auf dem Boden, z[u] den Füßen der Spieler sammeln sich große Lachen.

In regelmäßigen Stößen scheint der Tisch das rote Naß auszusenden wie eine Pumpe, wie ein Herz, das Blut in den Körper treibt. Und di[e] Spieler setzen ihre Figürchen mitten in dieses Wallen von Blut, in diese[s] Aufsprudeln und diese kleinen Wirbel. Reiter und Türme, Bauern un[d] Offiziere sind von Blut befleckt, verlieren ihre Form unter den Krusten, die sich auf ihnen bilden. Es sieht aus, als spielten die beiden mit rohen blutigen Fleischklümpchen.

Die Flut auf dem Boden wächst, schon ist alles bis an die Wänd[e] überschwemmt; sie steigt an den Füßen der Spieler hinan, benetzt ihr[e] Knöchel, dringt unter den Ritzen der Türen in die Nachbarräume un[d] strebt den Treppen zu, über die sie wie eine gewaltige dunkle Schlang[e] hinabläuft.

Oben an dem schlagenden, pulsenden Herzen, das diese Güsse, dies[e] Wasserfälle, diese Stürze von Blut emportreibt und aussendet, sitzen di[e] beiden lautlosen Spieler und schieben ihre rohen, bluttriefenden Fleisch[]klümpchen hin und her, um einen dritten in die Enge zu treiben, de[r] nicht da ist.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Die Söhne der Stürmer von St.-Privat. Von Albert Korn.

(Polen 1915.)

„Gewehre gefällt" — gellt's wild durch die Reih'n,
Der Oberst läßt Sturmmarsch schlagen.
Sie krampfen die Fäuste, sie wettern drein,
Es ist wie zu Väter Tagen.

Durch Schlamm, über Löcher und fruchtschweren [Bann
Den Angriff sie vorwärtstragen.
Sie springen, sie keuchen mit Hurra hinan,
Gerad wie zu Väter Tagen.

Nur vorwärts, weiter, das Ziel ist nah,
Mag rings auch der Himmel dröhnen:
Noch lebt die Garde von St.-Privat
In ihren herrlichen Söhnen!

Im Schützengraben. Von Eugen Roth, z. Z. Kriegsfreiwilliger.

Im Schützengraben, die bange Nacht
Hab' ich kein Auge zugebracht.

Die Feuer schwelten, schwer und rot —
Am Grabenrande hockte der Tod.

Ich saß und stierte und sann und sann,
Schleppend und müde die Zeit verrann.

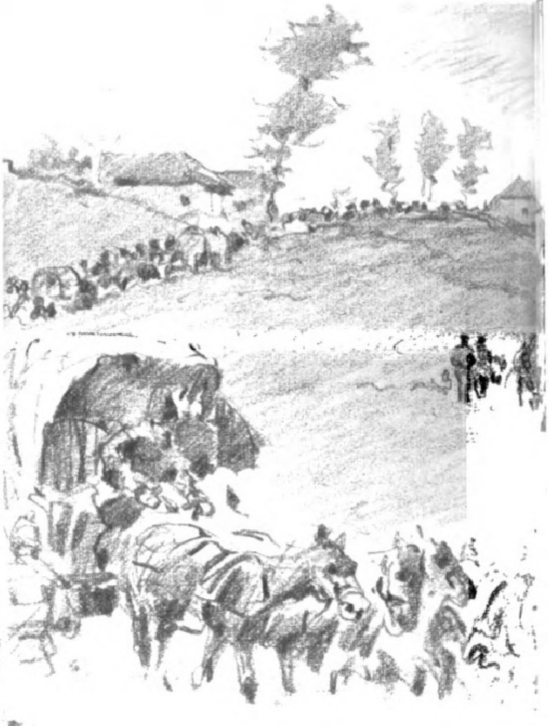
Wir sehnten uns nach Licht und Tag,
Lastend und grausam das Dunkel lag.

Gespenstisch Stunde um Stunde kam
Und die Qual aus den Händen der andern nahm

Ein Streifen Bluts — das Morgenrot —
Mir aber war, mein Herz sei tot.



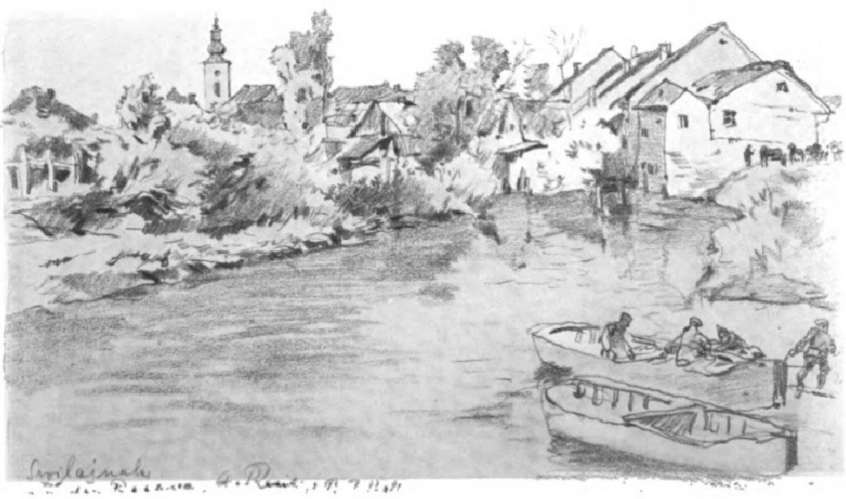
Motiv aus Kragujewatz.



Vormar[



Swilajnatz: Wiederhergestellte Brücke über die Resawa.



Swilajnatz: An der Resawa.



Kirche in [

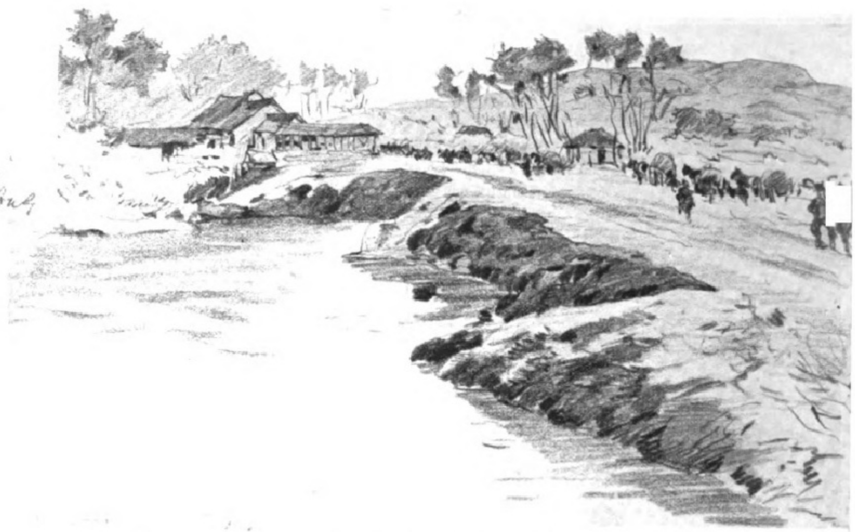
Mit den deutschen Truppen auf dem Vormarsch in Serbien. Nach St



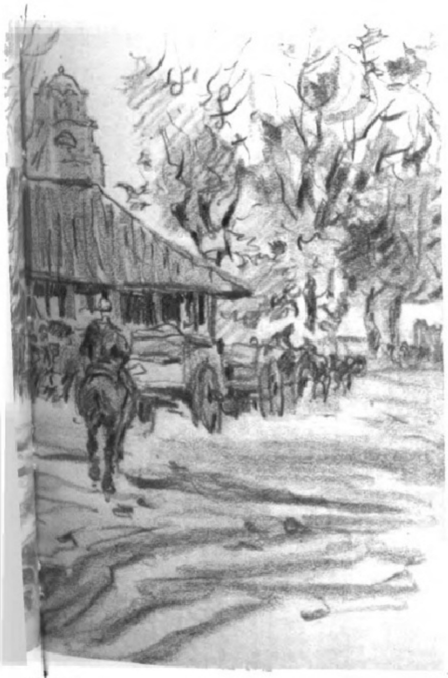


Kragujewatz: Altes serbisches Haus.

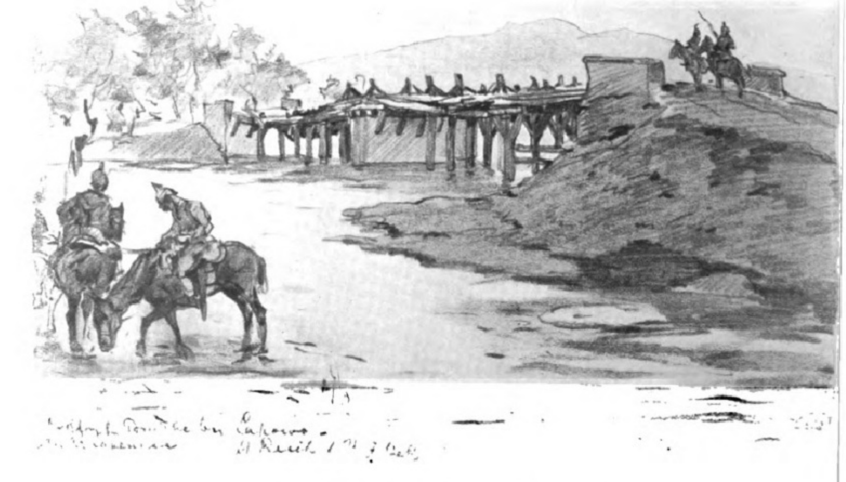
...jewatz.



Deutsche Truppen im Resawatal.



...nizatal.



Zerstörte Brücke über die Lepeniza bei Lapowo.

...e Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer A. Reich.



Während des Kriegs in Sofia: Passanten vor einer Buchhandlung bei der Betrachtung einer Kriegskarte.



Der erste „Zeppelin" auf dem Balkan: Ankunft des Luftschiffs über Sofia am 9. November.

Kriegerheimstätten.

Von Erwin Stein, Berlin,
Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik.

Mit unsagbarem Opfermut, mit echt deutscher Treue kämpft unter des Reiches Fahnen der wehrfähige Teil des deutschen Volkes. Monat auf Monat verrinnt, mit stets gleicher Selbstverständlichkeit fordert die Verteidigung des Landes und die Bezwingung der Feinde die Opfer des einzelnen, Opfer an Gut und Besitz, an Leib und Leben. Wenn unsere Kämpfer einmal wieder heimkommen, wird ihnen des Vaterlandes und des Volkes Dank gesagt, und es ist bezeichnend für unsere Führer im öffentlichen Leben, daß man schon heute daran denkt, diesen Dank nicht nur zu sagen, sondern ihn auch wirklich abzustatten. —

Nach dem letzten Krieg gegen Frankreich erlebte die Welt das unerfreuliche Schauspiel, daß die nationale Begeisterung in kurzer Zeit in Enttäuschung und Verbitterung umschlug, und daß diese Stimmung auch bei einem großen Teil der ehemaligen Feldzugsteilnehmer zu finden war. Die Erklärung dafür gibt Adolph Wagner in einer nun im sechsten Tausend erschienenen Schrift („Wohnungsnot und städtische Bodenfrage"), in der er ausführt: „Ich bin während des Deutsch-Französischen Krieges im Jahre 1870 hierher berufen worden. Wie lag damals die Sache? Berlin war, wie man öfter spöttisch gesagt hat, mehr eine große Landstadt und noch weit von der Million Einwohner entfernt. Unsere Heere standen im Feld, und der schwere harte Winter 1870/71 lagerte hier über den deutschen Landen und über dem Kriegsschauplatz in Frankreich, wo unsere Truppen das Schwerste durchzumachen hatten, aber immer unentwegt weiter gingen.

Nun kamen unsere Krieger zurück. Und was sahen sie? Gerade in den Jahren 1871 bis 1873 schnellten die Mietspreise und schnellten die Preise der Baustellen, der bebauten Grundstücke und Häuser, gar kolossal empor. Die statistischen Nachweise ergeben eine Steigerung von 10, 15, 20 und mehr Prozent von Jahr zu Jahr. Worauf ist dies Emporschnellen zurückzuführen? Auf irgendwelche Leistungen der Grundstücks- und Gebäudeeigentümer? Was hatten die getan? Sie waren im Handumdrehen durch die weltgeschichtlichen Ereignisse, die das deutsche Heer auf französischem Boden durchgeführt hatte, ganz



General Bojadjeff, Führer der gemeinsam mit den deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften operierenden bulgarischen ersten Armee.

bedeutend reicher geworden. — Als nun die zurückkommenden Soldaten und Landwehrmänner hier einzogen, hieß es, wenn sie eine Wohnung mieten wollten: ‚Jetzt müßt ihr aber 20 bis 30 Proz. mehr zahlen', und wenn sie Familie hatten, so wurde ihnen gesagt: ‚Ihr dürft aber keine zu große Familie haben; wir wollen keine Mieter mit fünf bis sechs Kindern!' Wenn neue Kinder kamen, hieß es: ‚Darauf haben wir nicht gerechnet; die Familie muß in knappem Maß bleiben, sonst können wir es nicht aushalten!' Das waren die Urteile, die damals gefällt wurden.

Ich sollte meinen, die einfache Tatsache, daß einem zurückkehrenden Krieger die Miete gesteigert oder, wer mit einer großen Familie gesegnet ist, die Wohnung gekündigt wird, hat zehnmal mehr aufhetzend gewirkt als irgend etwas, was die Sozialdemokratie theoretisch oder praktisch vertreten hat!"

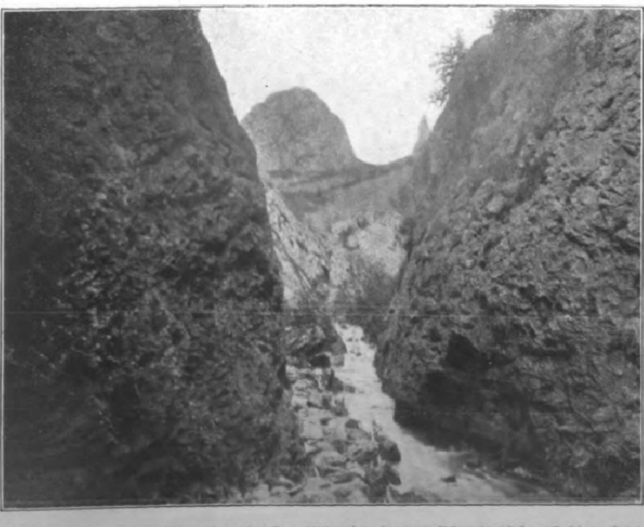
Die Wohnungsnot jener Tage brachte die Notwendigkeit, Barackenbauten herzustellen, zu deren Bewohnern zum Teil heimgekommene Krieger mit ihren Familien gehörten. Schultze-Delitzsch schlug damals die Gründung von Kapitalgenossenschaften als Unternehmer und Personalgenossenschaften als Kunden vor.

„Während der Kapitalsgenossenschaft das Feld der Spekulation einzuräumen ist, die möglichste Erwerbung großer Bau-(Boden-)komplexe, hat die Personalgenossenschaft die Aufgabe, die Sammlung von Kapitalien unter ihren Mitgliedern zu organisieren; dann aber als Genossenschaft mit der Kapitalgenossenschaft in ein freies Kontraktverhältnis zu treten über den Bau von Arbeiterwohnungen, bezw. über die Erwerbung derselben."

„Organisieren Sie nur und dokumentieren Sie dadurch den ehrenhaften Geist, der in der deutschen Arbeiterwelt herrscht; damit werden Sie alle Schwierigkeiten besiegen!"

Die heutige Generation will eine glückliche Lösung der Wohnungsfrage nach dem Kriege, namentlich soweit es sich um Familien von Feldzugsteilnehmern handelt, bereits jetzt vorbereiten. Im Frühjahr dieses Jahres wurde der Hauptausschuß für Kriegerheimstätten ins Leben gerufen, dem mehr als 600 Organisationen angehören.

Der Hauptausschuß erstrebt ein Reichsgesetz, durch das den heimkehrenden Kriegern die Möglichkeit geboten wird, mit öffentlicher Hilfe im Reiche oder seinen Kolonien eine Heimstätte zu erwerben, sei es



Landschaft im oberen Morawitzatal. (Das Bild zeigt einen typischen serbischen Gebirgspfad.)



Burg Meglitsch im Ibartal, in dem die deutschen Truppen vordringen.

Vom Balkan-Kriegsschauplatz.

zum Zwecke ländlicher oder gärtnerischer Siedlung, sei es zum Erwerb eines Wohnheims, und zwar auf folgender Grundlage: Anspruch eines jeden Kriegers auf Hergabe billigen Bodens, bei dessen Preis nicht der Marktwert, sondern allein die Rücksicht auf den gesicherten Bestand der Heimstätten ausschlaggebend ist. — Übernahme des Grundstücks ohne Kapitalanzahlung gegen eine mäßige unkündbare Rente, die nicht erhöht werdeu darf, solange der Kriegsteilnehmer lebt oder sich nicht der Heimstätte entäußert. — Bereitstellung von Baudarlehen gegen mäßige Zins- und Tilgungssätze, wobei für gärtnerische oder landwirtschaftliche Betriebe die berufliche Eignung und ein angemessenes Betriebskapital vorauszusetzen sind. Diese Tilgungsdarlehen dürfen die volle Höhe der Baukosten erreichen, damit auch Unbemittelten die Errichtung einer Heimstätte ermöglicht wird. — In einer seiner Sitzungen hat der Ausschuß auch Grundsätze für ein Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten entworfen, von denen die wichtigsten wie folgt lauten:

Das Reich dankt seinen Verteidigern, indem es jedem deutschen Kriegsteilnehmer oder seiner Witwe die Möglichkeit eröffnet, auf dem vaterländischen Boden ein Familienheim auf eigener Scholle (Kriegerheimstätte) zu erringen.

Die Kriegerheimstätten sollen, gemäß den Lehren dieses Läuterungskrieges, das deutsche Boden- und Siedlungswesen auf das Ziel hinlenken, einen körperlich und sittlich gesunden Volksnachwuchs zu sichern, die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen und die Erträgnisse des heimischen Bodens zu steigern.

Jeder deutsche Kriegsteilnehmer hat im Rahmen dieses Gesetzes einen Anspruch auf eine Heimstätte im Reich oder in seinen Kolonien. Unter den Bewerbern sollen die ortsangehörigen Kriegsbeschädigten, Witwen und kinderreichen Familien zuerst berücksichtigt werden. —

Es steht heute natürlich noch nicht fest, welche Wege eingeschlagen werden müssen, um wirklich zum Ziele zu kommen, die Bestrebungen selbst verdienen ohne Zweifel auch die Aufmerksamkeit der Gemeinden, Landkreise usw.

Einen anderen Weg zur Lösung dieser Frage bedeuten die Baugenossenschaften. Professor Dr. Carl Koehne-Berlin hat unlängst dem über das ganze Reich ausgedehnten Verein für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik ein Referat über die Baugenossenschaffen und ihren Wert erstattet, das jetzt von besonderer Wichtigkeit erscheint. Aus diesem Referat geht hervor, daß es namentlich die Stadtgemeinden, aber auch einige Kreise und Landgemeinden sind, die die Baugenossenschaften zwecks Bekämpfung der Wohnungsnot der ärmeren Bevölkerung auf verschiedene Weise fördern. So gewähren Gemeinden in verschiedenen Fällen den Baugenossenschaften Dispense von polizeilichen Vorschriften über Bebauungsplan und Häuserbau. Dieses Verfahren ist berechtigt, denn die hier in Frage kommenden Vereine bauen oft Einfamilienhäuser, auch Mehrfamilienhäuser, aber keine Mietskasernen. Die Kommunalverbände zeichnen ferner oft Geschäftsanteile der Baugenossenschaften und sichern sich so auch einen Einfluß auf die Verwaltung der Vereine. Gemeinden gewähren vielfach den Baugenossenschaften Sachleistungen gegen geringes oder ohne Entgelt oder mit Stundung. Das geschieht namentlich bei Überlassung von Gelände zu Eigentum oder Erbbaurecht. Es kommen aber auch andere privatrechtliche Leistungen vor. So hat Magdeburg in einem Fall die Entwässerung des Baugeländes auf Kosten der Stadt mit einem Aufwand von 95000 ℳ ausgeführt. Auch Vergünstigungen bei öffentlichrechlichen geldlichen Verpf
tungen sind zu nennen,
Straßen- und Kanalisati
gebühren, bei Gebühren
Baubeaufsichtigungen,
serleitung, Kanalbenutz
Grubenreinigung, Steuer
der Art, Grund- und Gebä
steuern, kommunale Um
steuer bei der Eigentumsü
tragung von Grundstü
. Praktisch noch wicht
ist die durch die Gemein
gewährte Kredithilfe und
Bewilligung von Hypothe
darlehen. Die Formen
Unterstützung sind also
verschieden, gestatten A
und Anpassung nach örtli
Verhältnissen und lassen e
Ausbau der Baugeno
schaften im Sinne der Sc
fung von Kriegerheimstät
die Förderung dieses Ausb
durch die Gemeinden, als
ratsam erscheinen.

Diese Arbeit im Sinne
Schaffung von Kriegerh
stätten gibt, so betont
Professor Koehne, den
meinden ein Mittel, bewuß
Schwierigkeiten der Wohnun
beschaffung für besonders kin
reiche Familien zu mildern
damit dem drohenden Bev
rungsrückgange entgege
arbeiten. Bisher finden sich
günstigungen besonders kin
reicher Familien lediglich be
meinnützigen Bauvereinen
Wohnungsstiftungen, w
auch bei ihnen nur selten.
Kommunalverbände wür
sich indessen ein Verdienst
werben, wenn sie nur solche B
genossenchaften unterstützen,
sich verpflichten, einen besti
ten Teil der von ihnen he
stellten Wohnungen ledig
Mietern mit drei oder mehr K
dern zu überlassen. Dad
würden die Schwierigkei
denen kinderreiche Familien
der Wohnungsbeschaffung
gegnen, noch weit mehr als je
durch die bisherige Tätigkeit
Baugenossenschaften vern
dert werden.

Man soll sich aber bei
Förderung der Schaffung
Kriegerheimstätten nicht au
Gemeinden allein verlassen,
dern alle die Behörden,
bände und Personen zu ge
nen suchen, die zur Mitwirk
berufen sind. Je größer der K
der Träger des Gedankens, d
größer sind auch die Erfo



Von den Schwierigkeiten unseres Vormarsches in Serbien: Überschwemmte Landstrecke an der Lepenitza. (Auf der überfluteten Straße erblickt man verschiedene von den flüchtenden Serben zurückgelassene Fuhrwerke. Vorn ein zerstörter serbischer Küchenwagen, dahinter am Fluß ein deutscher Radfahrerposten.)



General Toscheff, bulgarischer Armeeführer.



General Todoroff, bulgari
Armeeführer.



Nachtlager in einer serbischen Kirche.

Vom Balkan-Kriegsschauplatz.



Die Fassade und das Portal des Universitätsgebäudes.

Kriegschronik.

6. November 1915. (Fortsetzung.)

Auf dem serbischen Kriegsschauplatz ist Kraljevo genommen. Stubal ist erreicht, der Zupanjevacka-Abschnitt überschritten. Im Morava-Tal wurde bis über Obraz-Stirica nachgedrängt; durch Handstreich setzten sich unsere Truppen noch nachts in Besitz von Barvarin. Über 3000 Serben wurden gefangengenommen.

Bei Krivivir ist die Gefechtsfühlung zwischen den deutschen und bulgarischen Hauptkräften gewonnen.

Die an der montenegrinischen Grenze kämpfenden österreichisch-ungarischen Kräfte erstürmten vorgestern östlich von Trabinje den Ilino und durchbrachen damit die montenegrinische Hauptstellung. Von der Armee des Generals v. Kövess gewann eine österreichisch-ungarische Kolonne den Talpaß (Klisura) südlich von Aprilje; eine andere drängte den Gegner über die Jelica und südöstlich von Cacak zurück.

Nach dreitägigem Kampf ist gegen zähen Widerstand der Serben die befestigte Hauptstadt Nisch gestern nachmittag erobert. Auch Soko-Banja und die Höhen westlich von Lukovo wurden von den Bulgaren genommen.

7. November 1915.

Südwestlich und südlich von Riga wurden mehrfache russische Teilangriffe abgeschlagen. Vor Dünaburg scheiterten feindliche Angriffe bei Illuxt und zwischen Swenten- und Ilsensee. Die in der Nacht vom 5. zum 6. November nordwestlich des Swenten-Sees durch nächtlichen Überfall in unsere Stellung eingedrungenen Russen wurden gestern wieder hinausgeworfen.

Südöstlich von Wisniowczyk an der Strypa und nordwestlich von Tubno schlugen österreichisch-ungarische Truppen starke russische Angriffe ab.

Alle Versuche der Italiener, die k. u. k. Stellungen im Abschnitt von San Martino zu durchbrechen, sind gescheitert.

Österreichisch-ungarische Truppen haben den Feind von der Gracina-Höhe (12 km nordwestlich von Ivanjica) zurückgedrängt und sind im Tal der westlichen Morava über Slatina hinaus vorgedrungen.

Beiderseits von Kraljevo ist der Flußübergang erzwungen. In Kraljevo, das nach heftigem Straßenkampf von brandenburgischen Truppen genommen wurde, sind 130 Geschütze erbeutet.

Deutsche Truppen stehen dicht vor Krusevac. Die Armee des Generals v. Gallwitz nahm gestern über 3000 Serben gefangen.

Die Montenegriner versuchten die ihnen in den letzten Tagen entrissenen Stellungen zurückzugewinnen; ihre Angriffe scheiterten.

8. November 1915.

Am Hilsenfirst in den Vogesen wurde dem Gegner ein vorgeschobenes Grabenstück entrissen.

Leutnant Immelmann schoß gestern westlich von Douai das sechste feindliche Flugzeug ab, einen mit drei Maschinengewehren ausgerüsteten englischen Bristol-Doppeldecker.

Südlich und südöstlich von Riga, ferner westlich von Jakobstadt, beiderseits der Eisenbahn Mitau-Jakobstadt, und vor Dünaburg griffen die Russen nach starker Feuervorbereitung mit erheblichen Kräften an. Ihre Angriffe sind, teilweise unter schweren Verlusten für sie, abgeschlagen.

Bei Saponow an der Ikwa, am Kormin-Bach und westlich von Czartorysk wurden russische Angriffe abgeschlagen.

Um den Col di Lana wurde heftig gekämpft. Nachmittags fiel die Spitze dieses Berges in die Hände der Italiener, abends wurde sie von den k. u. k. Truppen durch einen Gegenangriff zurückgewonnen.

Auf dem serbischen Kriegsschauplatz haben österreichisch-ungarische Truppen Ivanjica und den Bijenac (896 m) 7 km nordöstlich davon erreicht. Deutsche Truppen sind im Angriff auf die Höhen südlich von Kraljevo. Zwischen Kraljevo und Krusevac ist die westliche Morava an mehreren Stellen überschritten.

Krusevac wurde bereits in der Nacht vom 6. zum 7. November besetzt. Über 3000 Serben sind unverwundet gefangengenommen, über 1500 Verwundete wurden in Lazaretten gefunden. Die Beute besteht, soweit bisher feststeht, in 10 Geschützen, viel Munition und Material sowie erheblichen Verpflegungsvorräten.

Im Tal der südlichen (Binacka-) Morava wurde Prastovce durchschritten.

Am 7. November nachmittags wurde der Kleine Kreuzer „Undine“ bei einer Patrouillenfahrt südlich der schwedischen Küste durch zwei Torpedoschüsse eines Unterseebootes zum Sinken gebracht. Fast die ganze Besatzung ist gerettet.

9. November 1915.

Versuche der Franzosen, das ihnen am Hilsenfirst entrissene Grabenstück zurückzugewinnen, wurden vereitelt.

Die russischen Angriffe wurden auch gestern westlich und südlich von Riga, westlich von Jakobstadt und vor Dünaburg ohne jeden Erfolg fortgesetzt.

Südlich von Kraljevo und südlich von Krusevac wurden die Serben aus ihren Nachhutstellungen geworfen. Die Höhen bei Gjunis auf dem linken Ufer der südlichen Morava sind erstürmt.

Die Beute von Krusevac erhöht sich auf etwa 50 Geschütze, darunter 10 schwere, die Gefangenenzahl auf über 7000.

Von den k. u. k. Truppen hat eine Gruppe Ivanjica besetzt, eine andere den Feind aus seinen an der Straße Ivanjica-Kraljevo angelegten Höhenstellungen geworfen.

Die Bulgaren haben Leskovac in Besitz genommen. Als bulgarische Kriegsbeute wurden in Nisch und Umgebung bis jetzt gezählt: 42 Festungsgeschütze, Tausende von Gewehren und Kisten mit Munition, 700 Eisenbahnwagen, viele Automobile, viel Sanitätsmaterial, Hunderttausende von Soldatenwäschestücken und Uniformen. Bis jetzt wurden bei Nisch 5000 Gefangene gezählt.

10. November 1915.

Westlich von Riga wurde ein russischer Vorstoß gegen Kemmern zum Stehen gebracht. Westlich von Jakobstadt wurden stärkere, zum Angriff vorgehende feindliche Kräfte zurückgeschlagen.

Ein russischer Durchbruchsversuch bei und nördlich von Budka, (westlich von Czartorysk) kam vor ostpreußischen, kurhessischen und österreichischen Regimentern zum Stehen. Ein Gegenstoß warf den Feind in seine Stellungen zurück.



Begrüßung der Festgäste durch den Rektor Professor Dr. Brudzinski (×) und die Studenten bei dem Eintritt in das Universitätsgebäude.



Der Festakt in der Aula der Universität in Gegenwart des Generalgouverneurs Generals v. Beseler (×).

Eine deutsche Kulturtat in Russisch-Polen: Die feierliche Wiedereröffnung der von den Russen unterdrückten polnischen Universität in Warschau durch die deutschen Verwaltungsbehörden (15. November).

Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten.



Ein typisches Bild aus Galizien: Ein von den Russen auf ihrem Rückzuge zerstörtes Dorf zwischen Drohobycz und Stryj.
Nach einer Zeichnung des bei den österreichisch-ungarischen Truppen mitkämpfenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" k. u. k. Oberleutnants i. R. Victor Schramm



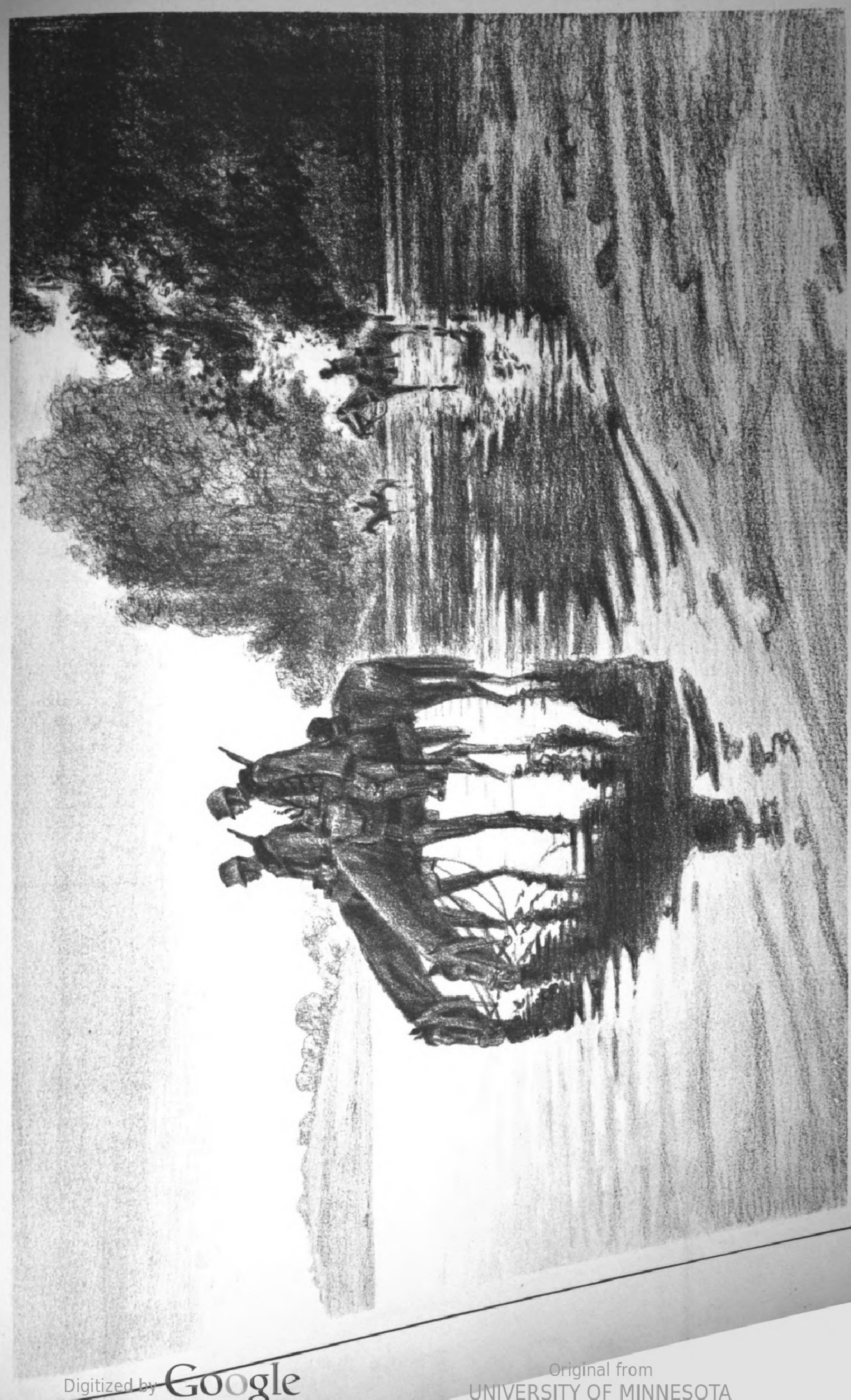
Ablösungstruppen, die im März 1915 zwischen Sianki und Szavinka in ihre Stellung marschieren. Bei dem tiefen Schnee und der Wegelosigkeit des Geländes war nur ein Gänsemarsch möglich. Kräftige Leute, die einander ablösten, bildeten die Vortreter. Als gute tägliche Marschleistung galten 4 km.



Die tote Schwarmlinie, ein Ruhmesblatt in der Geschichte des 6. Honvedregiments. Anfang April 1915 durchbrachen die Russen die österreichisch-ungarische Stellung bei Höhe 1001 nächst Wolosate. Im Gegenangriff warfen die 6er Honveds die Russen wieder zurück und setzten sich in einem Birkenwäldchen fest. Die dort aus den Deckungen nach vorn gekrochene Schwarmlinie hielt die Russen von weiterem Vordringen ab, und dabei fand ein Mann nach dem andern den Heldentod.

Aus den Tagen der Karpathenkämpfe.

Nach Zeichnungen des bei den österreichisch-ungarischen Truppen mitkämpfenden Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" k. u. k. Oberleutnants i. R. Victor Schramm.





Die „Kaiserjägerhügel"; Höhe 402 und 419 bei Tarnow in Galizien, die von den Kaiserjägern gestürmt wurden.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.



Aus der Bukowina: Eine Höhle mit Quelle, die ungarischer Landwehr als Hilfsplatz dient.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Hauptmann Ludwig Heßhaimer.

Italienische Angriffe auf den Südteil der Podgora-Stellung, gegen Zagora, bei Plava und auf den Col di Lana wurden abgewiesen.

Österreichisch-ungarische Truppen der Armee des Generals v. Kövess haben südwestlich von Ivanjica die stark besetzte Höhe Okolista genommen und auf Eldoviste, dem Südausläufer der Jelica-Planina, eine aus mehreren hintereinanderliegenden Schützengräben bestehende Stellung gestürmt.

Südwestlich von Kraljevo dringen deutsche Streitkräfte beiderseits der Ibar vor; südwestlich von Krusevac gewannen sie den Raum von Aleksandrovac.

Die Beute von Krusevac beträgt nach den nunmehrigen Feststellungen: 103 fast durchweg moderne Geschütze, große Mengen Munition und Kriegsmaterial.

Die Armee des Generals Bojadjeff meldet 3660 Gefangene; als Beute von Nisch 100, von Leskovac 12 Geschütze.

Die Bulgaren haben den Feind bei Nisch und Aleksinac auf das linke Ufer der südlichen Morawa zurückgeworfen.

Am 5. November wurde am Eingang des Finnischen Meerbusens das Führerfahrzeug einer russischen Minensuchabteilung und am 9. November nördlich von Dünkirchen ein französisches Torpedoboot durch unsere Unterseeboote versenkt.



Generaloberst Erzherzog Eugen (links) und Erzherzog Joseph (rechts) bei einer Besichtigung an der Isonzofront.

11. November 1915.

Bei Kemmern (westlich von Riga) wurden gestern drei Angriffe, die durch Feuer russischer Schiffe unterstützt wurden, abgeschlagen. In der Nacht sind unsere Truppen planmäßig und ungestört vom Feinde aus dem Waldgelände westlich und südwestlich von Schlock zurückgezogen worden, da es durch den Regen der letzten Tage in Sumpf verwandelt ist.

Bei Berfemünde (südöstlich von Riga) kam ein feindlicher Angriff in unserem Feuer nicht zur Durchführung.

Unterstützt von deutscher Artillerie warfen österreichisch-ungarische Truppen die Russen aus Kosciuchnowka (nördlich der Eisenbahn Kowel-Sarny) und ihren südlich anschließenden Stellungen. 7 Offiziere, über 200 Mann, 8 Maschinengewehre wurden eingebracht. Südlich der Bahn scheiterten russische Angriffe.

Die Italiener nahmen ihre Anstrengungen, Görz zu gewinnen, von neuem auf. Gestern schritten sie nach mehrstündiger heftiger Artillerievorbereitung an der ganzen Front von Plava bis zum Monte dei Sei Busi mit starken Kräften zum allgemeinen Angriff. Wiederholt schlugen die tapferen Verteidiger alle Stürme unter schwersten Verlusten des Feindes ab.

Östlich von Trebinje wurde ein starker montenegrinischer Angriff abgewiesen. Der Feind erlitt große Verluste. Die von Uzice südwärts vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen hatten gestern den halben Weg nach Nova Varos zurückgelegt. Nordöstlich von Ivanjica wurden die Serben aus mehreren Stellungen auf dem Comorno-Rücken gewo — Die Verfolgung der Serben im Gebirge südlich der westlichen Morawa hat Fortschritte gemacht. Über 4000 Serben wurden gefangengenommen. — Die Arme Generals Bojadjeff hat die Morawa an mehreren Stellen überschritten.

12. November 1915.

Die deutschen Truppen, die gestern am frühen M südlich der Eisenbahn Kowel-Sarny einen russ Angriff abschlugen, nahmen dabei 4 Off und 230 Mann gefangen.

Offiziersabteilungen haben festgestellt die am Kormin südlich Garajm stehenden feindlichen Truppen reichisch-ungarische Verwundete dergemacht haben.

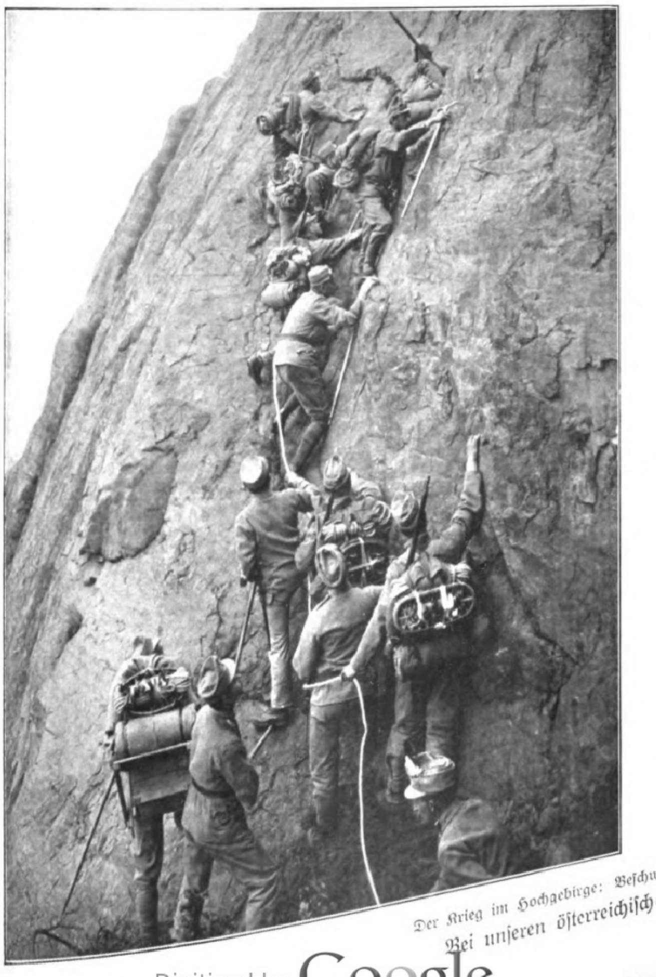
Italienische Infanterie griff mals den Brückenkopf von und die Hochfläche vor berdó unaufhörlich an der brachen alle S unter furchtbaren lusten der Angreife sammen.

An der Dolomiten- machten die Ita auch in den letzten auf die k. u. k. St gen auf der Spitz an den Hängen de di Lana mehrmal gebliche Anstürme.

Auf dem Balkan schauplatz wurde di folgung fortgesetzt. lich der Linie Kr Trstenik ist der erste Ge kamm überschritten. Im R Tal, südwestlich von Kr drangen unsere Truppen bis vor. Weiter östlich ist Ribar das dicht dabeiliegende Ribarska erreicht. Gestern wurden über 170 fangene gemacht und 11 Geschütze er Im Ibartal haben deutsche Truppen Bog und die beiderseitigen Höhen erstürmt. Armee v. Gallwitz nähert sich den Höhenkä des Jastrebac-Gebirges. Die neuerliche Beute beträg 1400 Mann, 11 Geschütze, 16 Munitionswagen und Brückentrain. Die bulgarische Armee hat an ihrer Front den Morawa-Übergang erzwungen.

Um den Hooger Trichter. Von Hans Schoenfeld, z. Zt. im

In Flandern hat jeder Kampfort seine Zeit. Er taucht plötzlich auf im Genera bericht, hält sich da einige Zeit, wird den deutschen Lesern sehr bekannt, und allm wird es über ihn still. Man könnte für gewisse flandrische Fronten die unbe Behauptung aufstellen: die Reihenfolge und Steigerung flandrischer Kampfort von West nach Ost: Warneton, Messines, Wytschaete, St.-Eloi, Höhe 60, Hooge.





Der Krieg im Hochgebirge: Beschwerliche Aufstiege in den Dolomiten.
Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten.



: Krieg mit Italien: Tirols südwestlichste Grenze gegen Italien. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Walter Emmersleben.
dieser Karte schließt die in Nummer 3762 begonnene und in den Nummern 3765, 3771 und 3777 fortgesetzte Serie von Reliefkarten des österreichisch-italienischen Grenzgebiets, die, in der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung nebeneinandergelegt, eine lückenlose Übersicht über den italienischen Kriegsschauplatz geben.)



Bulgarischer Finanzminister Tontscheff,
weilte zu Besprechungen finanzieller Natur kürzlich in Budapest, Wien und Berlin.

Dieser Knickpunkt der deutschen Front im flämischen Belgien, der Ypern am dichtesten vor den Mauern sitzt, steht dauernd im Mittelpunkte der flandrischen, fast möchte man sagen, westlichen Kämpfe. Jedenfalls steht er, was Hartnäckigkeit und Dauer der Kämpfe anlangt, mit an oberster Stelle.

Die Geschichte dieses landschaftlich noch immer reizvollen Schlachtgefildes ist kurz die: Schon in den Kämpfen des Oktobers und Novembers spielte die große Straße von Menin (Meenen) nach Ypern eine wesentliche Rolle. Breit und mit einer Doppelreihe schöner alter Bäume, zur Seite die stark belastete Kleinbahn, führt sie durch die schönste Hügellandschaft Belgiens nach der Küste zu. Oft hebt sich ihr Verlauf zu weitüberschauenden Höhenrändern, um deren Besitz die heißen Kämpfe stattfanden, die sich in den einst blühenden Dörfern zur Rechten und Linken historische Schlachtnamen schufen: Zandvoorde, Gheluvelt, Becelaere. Jetzt ziehen erhabene Trümmerstätten längs der großen Straße. Schon jährt sich ihre Tragödie.

Erst im Mai begannen jene großen deutschen Vorstöße, die den Briten westlich dicht vor Ypern warfen. Auch rechts und links der großen Straße ging es vorwärts. Vor allem entspannen sich rechts der Chaussee jene schweren Kämpfe um Schloß Hooge und den Bellewaarder See.

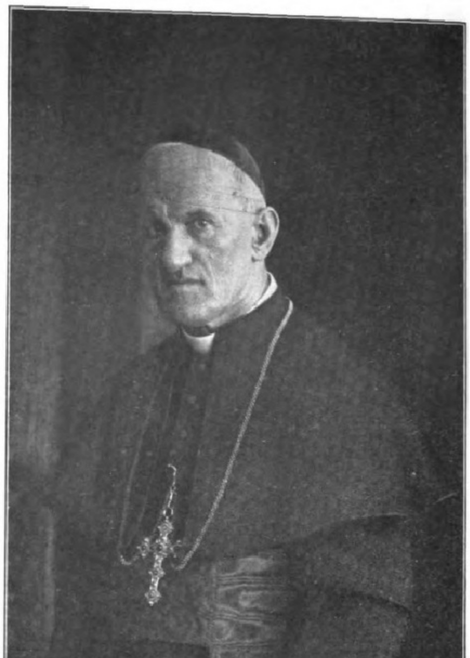
Ein ganz herrlicher, auch für flandrische Schlösser ungewöhnlich schöner Besitz muß diese Herrschaft des Barons Vinth vor den Toren Yperns, zu Füßen der letzten Höhenwelle, die Ypern beherrscht, gewesen sein. Mächtige Laubbäume edler Arten schlossen sich in dichtem Ringe um das mehr massige und alte als modernluxuriöse Schloß. Frei sprossen Oleander, Azaleen und Phloxinien in breiten Wogen. Und überall winkte das sanfte Oval des blinkenden Sees im Kranze seiner Eichen.

Ein malerisches Seeschlößchen mag an schönen Tagen oft feudale Gesellschaft zum Rudern, Angeln und Flirten auf seinem schilfumsäumten Halbinselchen gesehen haben.

All das war. Kulissenhaft in seiner Zerzaustheit hängt das Seeschlößchen vornüber, vom Herrenhaus stehen nur noch Grundmauern. Der einzigschöne Park ist ein Meer zersplitterter Stümpfe mit schlaffen, spärlichen Trieben. Nur der Schlingefarn wuchert stärker, und im See, aus dessen sumpfigem Schoße des Morgens und Abends frostige Nebel schon steigen, schnellen die mächtigen Karpfen lustiger übers Wasser, denn sie haben gute Zeit. Von den Körpern gefallener Engländer, die bei den Kämpfen um den See dran glauben mußten, sind sie so stark und übermütig geworden.

Es sind tapfere Regimenter gewesen, die hier gestürmt haben. Der Engländer, der hier Ypern am stärksten und unmittelbarsten bedroht sah, setzte alles daran, dem Gegner jeden Fußbreit Bodens zu verwehren. Das Schloß und einen Teil des Dorfes mußte er dem Deutschen lassen, aber letzte Häuser von Hooge, von denen aus die große Straße unter Sperrfeuer zu halten war, verblieben ihm. Der Kampf stand 2500 m vor Ypern.

Es schien ruhiger werden zu wollen, da kam die große Sprengung. Genau wie auf Höhe 60. Ein mächtiger Trichter war's hier zwar nur, aber er saß mitten in der Gefechtsfront und störte empfindlich. Es war auch den Briten nicht zweifelhaft, daß dieser Trichter ihnen entrissen würde. Sie bereiteten sich auf alles vor und suchten die deutschen Einkreisungsarbeiten, die den Trichter sturmreif



Monsignore Dr. A. Frühwirth,
apostolischer Nuntius am bayrischen Königshof in München, wurde zum Kurienkardinal ernannt. (Phot. Photographische Welt in München.)

machten, mit Minen, Handgranaten und Artillerie zu stören. Aber unbeirrt schanzte das Regiment sich fest um den Trichter, besserten fleißige Hände nachts zerschossene Laufgräben und zwangen das Wasser des Sees und Talgrundes nieder.

Darüber war's Spätjuli geworden. Man hörte wohl stärkeren Geschützdonner an der großen Yperner Straße, aber das kam und ging an der ganzen Front. Die Engländer liebten es, von Zeit zu Zeit Artillerie zusammenzuziehen und an der und jener hartumkämpften Frontstelle wieder mit Bumbum aufzutreten. Man soll dann wohl deutscherseits denken: Aha! Jetzt geht's los mit der großen englischen Offensive. Na, endlich mal was! Oder: Hier tun sie so, als ob — und wo anders meinen sie's ernst. Eure Maskiermätzchen kennt man schon. Aber so ungebärdig das jeweils anfing mit derben Kalibern und Lage auf Lage leichter Schrapnells, so friedlich ließ sich's allmählich wieder an. Kein Angriff erfolgte.

Anders mit Hooge. Vielleicht mag auch die fatale Er[illegible]ung bei den englischen Führern maßgebend gewesen sein, [illegible] wieder so ein Trichterkampf mit Ärgernis für sie enden



Halil-Bei,
der neue türkische Minister des Äußeren, vorher Präsident türkischen Kammer.

solle, wo man noch jüngst im Parlament so kritisch [...] dem wahren Sachverhalt der Lage auf Höhe 60 [...] ihren drei mächtigen Sprengtrichtern gefragt hatte.

Jedenfalls hatten die Herren French und Unterfül[...] keinesfalls das Gelingen des deutschen Sturmes auf [...] Hooger Trichter erwartet. Es war eine fatale Geschi[...] die man im englischen Bericht sauersüß zugeben mu[...] So geschickt man vorher den Vorgang der Spreng[...] und des englischen Vordringens bis zum See und [...] auffrisiert hatte — wiewohl in Wirklichkeit die deut[...] Front rechts und links vom Trichter unverändert b[...] — so unbedeutend stellte man den Verlust des Trich[...] nun hin. Allerdings mußte man zugestehen, daß [...] dem Sturm auf den Trichter die Deutschen noch [...] ganzes Stück weitergekommen waren, und daß [...] selbst schwere Verluste zu verzeichnen hatte.

Natürlich rechnete man mit einem Gegenstoß [...] neuen Sprengversuchen des erbosten Gegners. Sc[...] vollendete Minierschächte fanden sich in dem neugew[...] nenen Gelände, und es schien mehr als Zufall, [...] man von deutscher Seite mit dem überraschenden [...] griff einer großen englischen Sprengung zuvorgekom[...] war, die dritthalb Stunden später stattfinden sollte.

So wurde Hooge kritischer Punkt der flandris[...] Front. Die Engländer zogen an Artillerie zusam[...] was sie nur konnten. Munition hatten sie trotz i[...] Munitions-Beschaffungs-Ministeriums genug und s[...] ten nicht. Es ging Tag und Nacht. Besonders von [...] Morgendämmerung an, des frühen Vormittags und [...] Nachmittags. Dann traten in Menin und Wervicq [...] Leute vor die Haustüren, wechselten besorgte Blicke [...] sagten: „Hooge." Hooge, dessen herrlicher Park und [...] ihnen von manchem Spaziergang im Vorsommer, [...] der Brite den Krieg ins Flandrische trug, in lebha[...] Erinnerung war.



Geheimrat Professor Dr. Richard Willstätte[r],
Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie in Be[rlin-]Dahlem, erhielt den Nobelpreis für Chemie für das Jahr [...] (Phot. Dührkoop, Berlin.)



Professor Dr. Max v. Laue, [illegible] Frankfurt am Main, erhielt [illegible] der Röntgenstrahlen in [illegible] Jahr 1914.



Aus der Zeit der großen Karpathenkämpfe: Herstellung eines Verhaues im Walde zwischen der Gusina und dem Beskidenkamm. Nach einer Skizze des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Verwundete und als herrenlos eingefangene Pferde werden in ein polnisches Flüßchen zur Tränke geführt. Nach e
Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Paul Leuteritz.

Schwer lag das britische Granatfeuer auf den deutschen Gräben um Hooge. Das treue Regiment hielt unerschütterlich und gab das Letzte her, als nach einem besonders starken Geschützfeuer der Angriff auf den Trichter einsetzte.

Furchtbare Verluste müssen die Engländer, die in dicken Gruppenkolonnen stürmten — einmal, zweimal, ja dreimal — gehabt haben. Die englische Verlustliste besagte mit ihren knapp 3000 Verwundeten nicht das Richtige. Lord Kitchener verteilt sein Armee-Minus auf längere Zeit. Das wirkt gleichmäßiger und beruhigender. Die vorgeschobene Front des neugewonnenen Hooger Sturmgeländes wurde von Flanken und Front eingedrückt.

Der Trichter war wieder englisch.

Aber nun begann die deutsche Artillerie. Acht Stunden feuerte sie ununterbrochen aus allen Schlünden. Und wer mit vorn gestanden hat und durch eine Schießscharte auf die englischen Gräben am Trichter unter deutschem Geschützfeuer beobachtet hat, der weiß, was „Volltreffer im Schützengraben“ heißt. Dann kennt auch der zäheste Engländer nur das eine Wort: Räumen! Wenn nicht auf den dickbesetzten, dicht hintereinanderliegenden zweiten, dritten und Reservestellungen auch das verwünschte deutsche Feuer läge!

Da waren englische Truppen der neuen Kitchener-Armee zehn Monate in England ausgebildet, dann um Poperinghe in Reserve. Kaum aber zwei Stunden in den Hooger Gräben, bekamen sie eine Feuertaufe von deutscher Hand zu spüren, die so nachdrücklich wirkte, daß die Brigade gleich wieder abgelöst wurde. Der Herr General mag bei diesem seinem ersten Brigade-Gefechtsbericht nach London den Federhalter ziemlich oft abgesetzt haben. Auch die Regimenter, die nachgefüllt worden waren, litten schwer unter deutscher und eigener Artillerie, die das Bestreben, möglichst nahe vor der eigenen Front in deutsche Gräben zu feuern, meist teuer mit dem Blut englischer Infanterie bezahlte.

Nun wüten um Hooge Artilleriekämpfe großen Stiles, die größten vielleicht an der ganzen Westfront beim Niederschreiben dieser Zeilen. Der Brite hat, da er denn schon mit Steilfeuergeschützen von der Art unserer leichten, mittleren und schwersten Haubitzen nicht mitkommt, Batterien schwerer Schiffsgeschütze herangebracht, mit denen er unentwegt ins Gelände schießt, als wäre jeder deutsche Soldat ihm wie ein Überdreadnought, dessen Deck es mit schwersten Kalibern zu zerschmettern gilt.

Aber der englischen Infanterie geschieht zuleide, was ihre Artillerie nicht lassen kann. Furchtbar ist das Strafgericht der deutschen Geschütze, die schwer auffindbar, von gegnerischem Beschuß kaum behelligt, um Hooge stehen. Der deutsche Soldat lächelte schon, als er die merkwürdige Stelle in Frenchs Frontbericht las: „Wir behielten die Überlegenheit bei allen Artilleriekämpfen.“ — Das war und ist jetzt noch viel mehr ein frommer Wunsch. Furchtbar ist die Macht, die Wucht der zahllosen deutschen Geschütze um Hooge, furchtbarer noch die Wirkung ihrer zahllosen Munition.

Wie die Erde täglich zu ihren Zeiten unter den berstenden Geschossen um See, Park und Trichter erbebt, so schallt auch die Luft wider vom trockenen Tack-tack der Maschinengewehre auf deutschen und englischen Kampfflugzeugen.

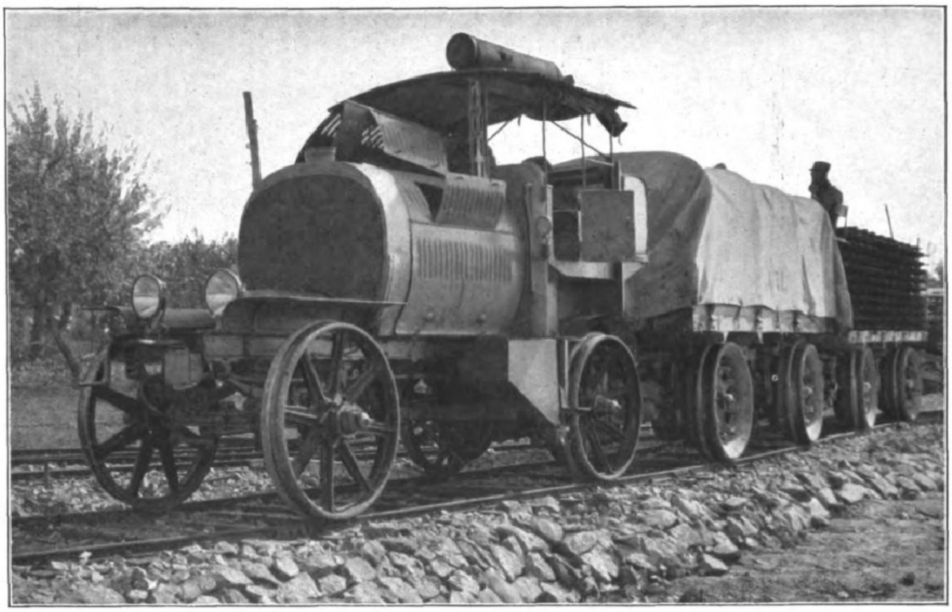
In der Erde Schoß aber wird fieberhaft gearbeitet. Deutscher Fleiß und Zähigkeit lassen sich weder von Wetter und Wasser noch vom Feind kleinkriegen.

Der Brite versuchte in erster Zeit die Front des Nachts mit Gewehrgranaten und Minen zu beunruhigen; das Netz alter Laufgräben, das beiden Teilen gehört, fordert ja zum Anschleichen, Minieren und Barrikadenbluff heraus. Aber die deutsche Truppe verstand keinen Spaß. Es kam zu Handgranatenkämpfen, so hitzig, daß der Rauchqualm kaum den nächsten Nachbar sehen ließ. Schwerste Minen flogen dem Feind in seinen Trichter, Granaten hinterdrein. Da halte stand, was von Fleisch und Blut ist.

Kühler werden schon die Nächte. Der Nebel kraucht vom See in die deutschen Gräben, ein leiser, aufdringlicher Gesell, der Wärme und Menschen sucht.

Und vor Hooge donnern die Kanonen weiter. Tag und Nacht. Bald wird das zerfetzte Gebüsch, und was von Blättern am zerschmetterten Stamm gedieh, sich bräunen und lautlos zur Erde kreiseln.

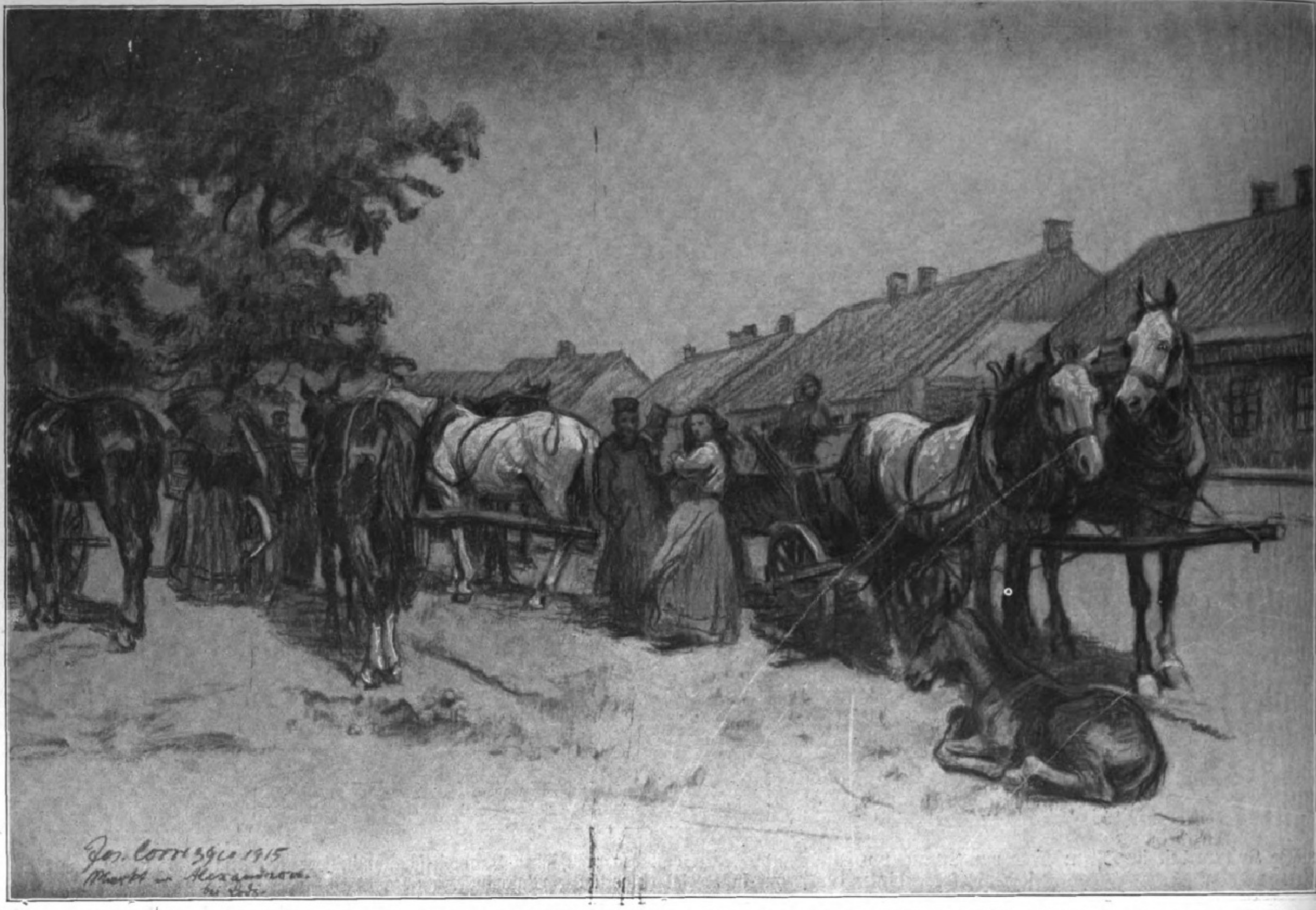
Es gibt frühen Herbst in Flandern. Treu steht der deutsche Soldat auch einen zweiten Herbst hier oben und trotzt allen Schrecken und raffinierten Mordwerkzeugen dieses Stellungskrieges im Westen. Er hat's ja eben wieder durch die glänzend abgewiesenen Angriffe irischer und schottischer Regimenter bei Beginn der großen feindlichen Offensive Ende September bewiesen.



Der Krieg mit Italien: Elektro-Benzin-Feldbahn im Karstgebiet. (Kilophot, Wien.)



Deutsche Kulturarbeit im Osten: Eine von Leutnant v. Schorlemer (dem Sohn des preußischen Landwirtschaftsministers, auf dem Bilde neben dem L stehend) 3 km hinter der Front in Koziol eingerichtete Waldschule. (Phot. Atelier Schaul.)



Hinter der Front in Russisch-Polen: Markt in Alexandrow bei Lodz. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Josef Correggio.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Hilfsbereitschaft. Um der gewaltigen Zahl von Unterstützungsgesuchen gerecht zu werden, hat die Deutsche Kronprinzessin nun auch die Herausgabe eines Kriegsbilderbuches für Kinder angeordnet. Der Ertrag soll der Kriegskinderspende deutscher Frauen zufließen. Das Mitte November im Verlag von Hermann Hillger in Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124/125 erschienene Buch betitelt sich „Vater ist im Kriege" und bringt in bunten Farben 24 Bilder bekannter Künstler mit Versen von Rudolf Presber. Der Verkaufspreis beträgt 1 Mk. 20 Pfg., wovon 25 Pfg. der Kriegskinderspende deutscher Frauen für jedes verkaufte Buch zufließen. Wir empfehlen das Buch allen unsern Lesern.

Unterstützung der Kriegerfamilien. Auf Einladung des Staatssekretärs des Innern fand im Reichstagsgebäude eine Besprechung über die Handhabung des Gesetzes über die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften zwischen den Vertretern der Reichsbehörden und der sämtlichen Bundesregierungen statt. An diese Besprechung schloß sich eine weitere Verhandlung an, zu der außerdem der Deutsche Städtetag, der Reichsverband deutscher Städte, der Verband der größeren Landgemeinden, der Kriegs-Ausschuß der deutschen Industrie, der Bund der Landwirte sowie die Gewerkschaften aller Richtungen Einladungen erhalten hatten. Ministerialdirektor Lewald als Vorsitzender teilte mit, daß in Aussicht genommen sei, unter Fortfall der bisherigen Beschränkungen die Familienunterstützungen in Zukunft auch den Angehörigen sämtlicher aktiven Mannschaften zu gewähren. Die eingehenden Mitteilungen, die über die Durchführung des Gesetzes in zahlreichen städtischen und ländlichen Lieferungsverbänden von den hierbei tätigen Herren gemacht wurden, führten zu einem Austausch von Erfahrungen, der — wie zu hoffen ist — mit zu dem Ziele beitragen wird, etwa noch bestehende Mängel und Ungleichheiten zum Wohle unserer Kriegerfamilien zu beheben.



Volkstrachten in der Gegend von Lowicz.



Rückkehrende polnische Flüchtlinge.



Russische Soldatengräber bei Lodz.

Die Firma Fried. Krupp zeigt ihre edle Gesinnung aufs neue in folgenden Zahlen aus dem Jahresabschluß. Die Firma Fried. Krupp führt der Kriegsfürsorge der Allgemeinheit 23 Millionen 700 000 Mark zu, davon 20 Millionen für eine im Anschluß an die National-Stiftung zu errichtende Krupp-Stiftung, insbesondere zugunsten von kinderreichen Familien gefallener oder schwerbeschädigter Krieger, und sie warf unter anderm ferner noch aus für die Wohlfahrtspflege der Firma 5 Millionen Mark für Kriegsbeihilfen, 5 Millionen Mark für den Bau von Arbeiterwohnungen für kinderreiche Familien und 3 Millionen Mark für Invaliden- und Pensionseinrichtungen. Fürwahr eine Noblesse, die ihresgleichen sucht.

Sind die Nerven krank und matt, dann ist es auch der ganze Körper. Es ist daher durchaus verkehrt, wenn ganz einseitig nur auf die Pflege der Muskeln Wert gelegt wird, während man der Pflege seiner Nerven geringe Aufmerksamkeit schenkt. Der lebenswichtigste Bestandteil von Nerven, Gehirn und Rückenmark ist das Lecithin. Seitdem diese Tatsache wissenschaftlich festgestellt ist, verordnet der erfahrene Arzt zur Kräftigung und Auffrischung geschwächter und abgespannter Nerven das Biocitin mit vorzüglichem Erfolg; ist doch Biocitin das einzige Präparat, das zehn Prozent physiologisch reines Lecithin, hergestellt nach dem patentierten Verfahren des Herrn Professors Dr. Habermann, enthält. Aber nicht bloß die Nerven, sondern der ganze menschliche Körper wird durch Biocitin gekräftigt, weil dieses neben seinem hohen Gehalt an Lecithin auch noch andere wertvolle Nährstoffe in konzentrierter Form enthält, die Blut und Muskeln neu bilden und den ganzen Organismus kräftigen. Die Biocitin-Fabrik, Berlin S. 61, J. 6, stellt Interessenten gern ein Geschmacksmuster und eine Broschüre über rationelle Nervenpflege kostenlos zur Verfügung.

Der Kampf gegen deutsche Waren in England.

(Aus dem Anzeigenteil englischer Zeitschriften.)



Anzeige aus dem „Punch“ die die berühmten Markenartikel der deutschen chemischen Industrie angreift: Der abgeschaffte Parademarsch. Großer Vorbeimarsch der Entbehrlichen. Die feindlichen Ladenhüter werden nach Deutschland heimgeschickt.

Wenn man die englischen Tageszeitungen und Wochenschriften bis zum letzten Blatt durchsieht, so wird man finden, daß in dem Inhalt aller dieser Zeitungen ein Zwiespalt steckt, der für uns sehr interessant ist. Während nämlich im Textteil der Blätter immer wieder darauf hingewiesen wird, welche edle und uneigennützige Rolle England in diesem Kriege spielt, wie selbstlos es dem „gemarterten“ Belgien und dem „brutal überfallenen“ Frankreich hilft, klingt aus dem Anzeigenteil ein ganz anderer, nicht so uneigennütziger Ton, wie dies aus der Fülle solcher Anzeigen die beiden hier beigegebenen dartun. Da wird der Kampf gegen deutsche Waren mit einer Heftigkeit gepredigt, aus der auch das britische Publikum, wenn ihm ein Rest objektiver Betrachtung geblieben ist, mit Erstaunen ersehen müßte, wie groß bisher der Verbrauch deutscher Waren in England war. Daß diese Rieseneinfuhr aus Deutschland nur möglich war, weil die deutsche Industrie billiger und geschickter arbeitete als der englische Markt, wird von den in erstaunlich heftigem Ton abgefaßten Anzeigen natürlich nicht zugegeben. Im englischen Publikum wird der Eindruck erweckt, als wäre der „gute, brave, unschuldige Engländer“ mit den Fabrikaten „made in Germany“ heimtückisch getäuscht und betrogen worden.



Zeichnung aus der Wochenschrift „London Opinion“, d… deutsche Waren Stimmung macht: „Ja, geschnitten! Ges… schon recht, warum habe ich auch ein deutsches Rasierme… Wunder, daß es mir nicht gleich die Gurgel durchgeschni…

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Nr. 3779. Kriegsnummer 70. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

13. November 1915.

Die großen Kämpfe im Görzischen, die neuerdings den Charakter einer Schlacht annahmen, dauerten auch gestern fort. Die verzweifelten Anstrengungen des Feindes scheiterten jedoch am zähen Widerstande der mit unübertrefflichem Heldenmut fechtenden k. u. k. Truppen.

Auf dem Balkankriegsschauplatz sind die Paßhöhen des Jastrebatz (Berggruppe südöstlich von Krusewatz) von unseren Truppen genommen. Über 1100 Serben fielen gefangen in unsere Hand, 1 Geschütz wurde erbeutet.

Die Wisegrad-Gruppe hat die Vorstellungen des Gegners im unteren Lim-Gebiet genommen. Die über Iwanjitza vorgehenden österreichisch-ungarischen Truppen haben die Höhen Vl. Liwada und Crvena Gora erkämpft. Eine andere Gruppe hat nach Überwindung aller durch Schneefall, Kälte und Hochgebirge gegebenen Schwierigkeiten im Raume zwischen dem Ibar- und Morawitza-Tal die wichtigen Höhen Smrtzak Trigonometer 1649 und Kasutitza Trigonometer 1512 erstürmt und einige Gegenangriffe abgewiesen.

14. November 1915.

Bei Podgatzitz, nordwestlich von Czartorysk, brachen deutsche Truppen in die russischen Stellungen ein, machten 1515 Gefangene und erbeuteten 4 Maschinengewehre. Nördlich der Eisenbahn Kowel-Sarny scheiterten russische Angriffe vor den österreichischen Linien.

Die italienische schwere Artillerie unterhielt über den unbezwungenen Brückenkopf hinweg ein Geschützfeuer auf Görz. Unterdessen war die erfolglose Angriffstätigkeit der Italiener vornehmlich gegen den Nordteil der Hochfläche von Doberdó gerichtet. Nördlich des Monte San Michele ging ein Frontstück vorübergehend an den Feind verloren; abends wurde es durch Gegenangriff vollständig zurückerobert. Die übrigen Vorstöße der Italiener wurden sämtlich blutig abgeschlagen. Mehrere k. u. k. Flugzeuge belegten Verona mit Bomben.

Die Armeen der Generale v. Kövess und v. Gallwitz warfen auf der ganzen Front in teilweise hartnäckigen Kämpfen die Serben erneut zurück. 13 Offiziere, 1760 Mann wurden gefangengenommen und 2 Geschütze erbeutet. Die Armee des Generals Bojadjeff ist im Anschluß an die deutschen Truppen von der südlichen Morawa her im Vordringen.

15. November 1915.

Nordöstlich von Ecurie wurde ein vorspringender französischer Graben von 300 m Breite nach heftigem Kampfe genommen und mit unserer Stellung verbunden.

In der Gegend von Smorgon brach ein russischer Teilangriff unter schweren Verlusten vor unserer Stellung zusammen.

Im Anschluß an den Einbruch in die feindliche Linie bei Podgatzie griffen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen gestern die russischen Stellungen auf dem Westufer des Styr in ganzer Ausdehnung an. Die Russen sind geworfen, das westliche Ufer ist von ihnen gesäubert.

Am Nordhang des Monte San Michele gelang es den Italienern, wieder in eine durch schweres Artilleriefeuer geschlagene Lücke der österreichisch-ungarischen Stellung einzudringen. Starke feindliche Kräfte, die abends nördlich dieser Einbruchsstelle zum Angriff vorgingen, wurden blutig abgewiesen. Hierauf setzte ein Gegenangriff der k. u. k. Streitkräfte ein, der das verlorene Frontstück vollständig zurückgewann und dem Feinde außerordentlich große Verluste zufügte. Auch ein starker italienischer Angriff gegen den Monte dei Sei Busi brach wie alle früheren zusammen. Durch die Beschießung von Görz wurden bisher 58 Zivilpersonen getötet, 50 verwundet, etwa 300 Häuser und fast alle Kirchen und Klöster schwer beschädigt. Ein österreichisch-ungarisches Fliegergeschwader belegte neuerdings Verona mit zahlreichen Bomben.

Auf dem Balkankriegsschauplatz blieb die Verfolgung überall im Fluß. Gestern wurden im ganzen über 8500 Gefangene und 12 Geschütze eingebracht, davon durch die bulgarischen Truppen etwa 7000 Mann und 6 Geschütze. Im Toplitza-Tal ist Prokuplje erreicht. Die k. u. k. Wisegrader Truppe hat die Montenegriner über den Lim zurückgeworfen und Sokolowitz sowie die östlichen Anhöhen erreicht.

16. November 1915.

Drei Versuche der Franzosen, uns den am 14. November nordöstlich von Ecurie genommenen Graben wieder zu entreißen, scheiterten.

Der Nordabschnitt der Hochfläche von Doberdó war auch gestern der Schauplatz hartnäckigsten Ringens. Um die Stellungen beiderseits des Monte San Michele wird Tag und Nacht gekämpft. Am Nordhang dieses Berges drangen die Italiener wiederholt in die k. u. k. Linien ein; in den Abendstunden gelang es jedoch, den Feind fast völlig zu vertreiben.

Auf dem Balkankriegsschauplatz ist die Verfolgung im rüstigen Fortschreiten. Es sind gestern über 1000 Serben gefangengenommen, 2 Maschinengewehre und 3 Geschütze erbeutet. Österreichisch-ungarische Truppen gewannen die Gegend von Uwatz, die Cigota-Planina und die Höhen von Jawor.

Eine deutsche Kolonne des Generals v. Kövess nahm, beiderseits der von Kraljewo nach Nowibazar führenden Straße vorrückend, Uwatz in Besitz.

Die weiter östlich vordringenden österreichisch-ungarischen Kräfte überschritten bei Babitza die Straße Raska-Kursumlija und erstürmten die serbischen Verschanzungen auf dem Berge Lucak (östlich von Babitza). Deutsche und bulgarische Divisionen nähern sich von Norden und Osten dem Straßenknotenpunkt Kursumlija.

17. November 1915.

Russische Zerstörer beschossen gestern an der Nordspitze von Kurland Petragge und die Gegend südwestlich davon.

In Serbien machte die Verfolgung im Gebirge weitere gute Fortschritte. Über 2000 Gefangene, 1 Maschinengewehr und 2 Geschütze blieben in unserer Hand.

Die an der Sandschak-Grenze kämpfenden k. u. k. Truppen warfen die letzten montenegrinischen Nachhuten über den Lim zurück. Die gegen Sjenitza vordringende österreichisch-ungarische Kolonne warf die Serben aus ihren zäh verteidigten Gebirgsstellungen nördlich von Jawor. Die deutschen Truppen des Generals v. Kövess standen gestern einen halben Tagemarsch von Raska entfernt.

18. November 1915.

Die Engländer versuchten gestern früh einen Handstreich gegen unsere Stellung an der Straße Messines - Armentières; sie wurden abgewiesen.

Beim Aufräumen des Schlachtfeldes von Czartorysk ist erst die volle Größe des jüngst errungenen Erfolges zutage getreten. Der Feind hatte schwere Verluste. Bisher wurden 2500 Russen begraben und 400 frische Gräber gezählt. Mehrere tausend Gewehre und große Mengen Munition sind die Beute.

Der Gegner besaß am westlichen Styr-Ufer vier hintereinanderliegende starke Stellungen mit Drahthindernissen, Stützpunkten und Flankierungsanlagen; ausgedehnte Hüttenlager mit Blockhäusern und große Stallungen bewiesen, daß er sich schon für den Winter eingerichtet hatte.

Die Italiener versuchten schwache Vorstöße gegen Zagora am Nordhange des Monte San Michele und gegen den Abschnitt südwestlich San Martino; alle wurden abgewiesen.

Seit heute zeitlich früh steht Görz wieder unter heftigem Geschützfeuer. Der alte Stadtteil von Riva war gestern vom Altissimo her unter Feuer.

Die verbündeten Armeen haben in der Verfolgung der Serben die allgemeine Linie Jawor, nördlich Raska-Kursumlija-Radan-Oruglitza, erreicht.

Die deutschen Truppen fanden Kursumlija von den Serben verlassen und ausgeplündert vor. Es wurden mehrere hundert Gefangene und einige Geschütze eingebracht.

Nördlich von Nowa Waros nähern sich österreichisch-ungarische Truppen dem Abschnitt des Uwatz. Der Ort Jawor ist in Besitz genommen.

Bulgarische Kräfte gewannen kämpfend die Höhen des Radan und den Raum südöstlich davon.

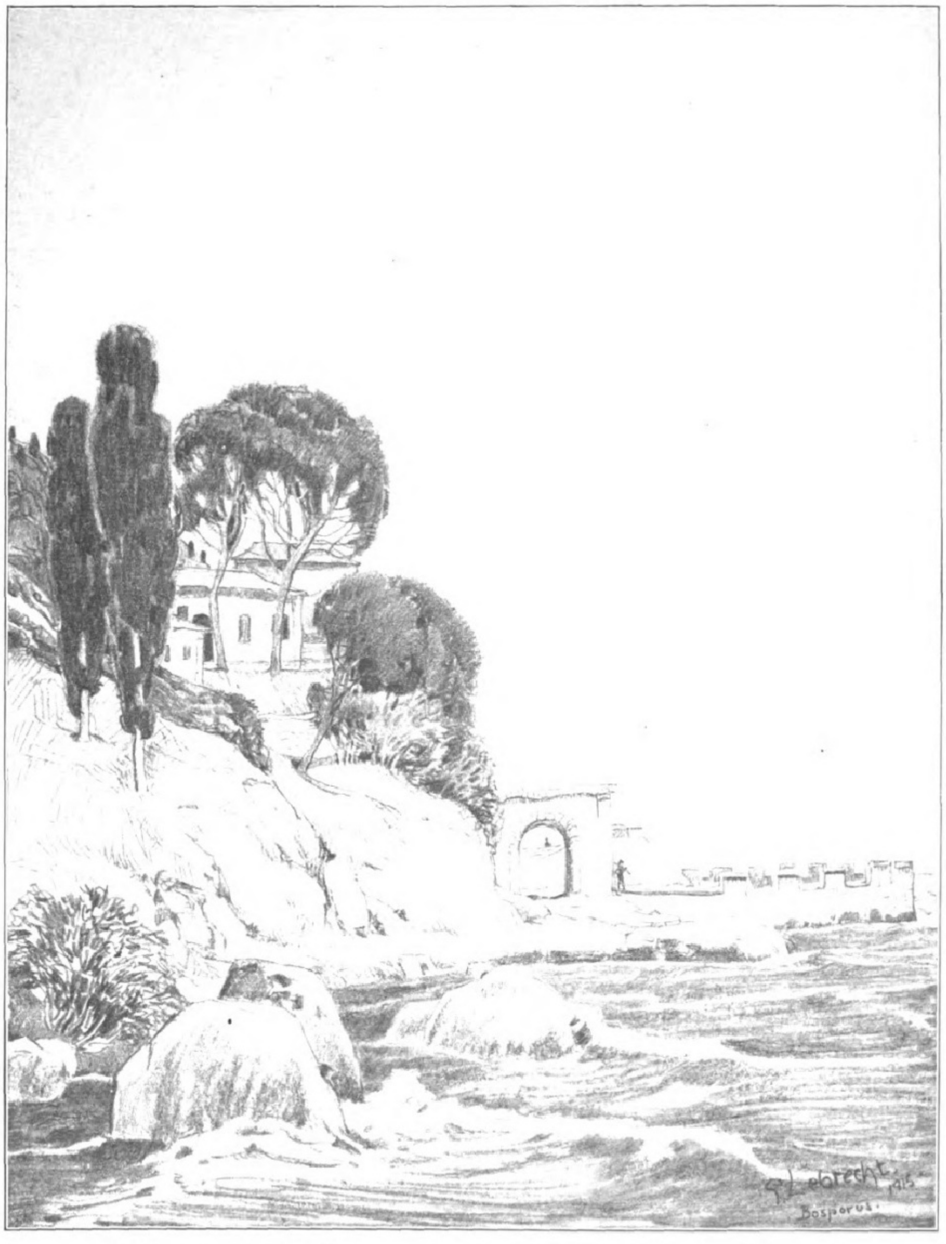
19. November 1915.

Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff englische Truppenlager westlich von Poperinghe an.

Die italienischen Angriffe an der Isonzofront haben wieder begonnen. Wie bei den letzten großen Kämpfen richteten sie sich auch diesmal hauptsächlich gegen den Raum von Görz. Der Brückenkopf steht unausgesetzt unter schwerem Geschützfeuer. Angriffsversuche gegen Oslavija und ein starker Vorstoß gegen die Podgora-Höhe wurden abgeschlagen.

Die planmäßige Beschießung der Stadt Görz dauerte vormittags vier, nachmittags über zwei Stunden an. 3000 Geschosse aller Kaliber waren diesem Zerstörungswerke gewidmet. Sie verursachten große Brände; der militärische Schaden ist gering, dagegen ist die Einwohnerschaft durch Verluste an Menschenleben und Eigentum schwer getroffen.

Den Nordabschnitt der Hochfläche von Doberdó griff der Feind abermals heftig an. Am Nordhang des Monte San Michele drang er mehrmals in die k. u. k. Stellung ein, die erbitterten Nahkämpfe endeten jedoch für die österreichisch-ungarischen Truppen mit der vollständigen Behauptung ihrer ursprünglichen Kampflinie.



Bei unseren türkischen Bundesgenossen im Weltkrieg: Wachhaus am Bosporus.

Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Georg Lebrecht.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3779. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 2. Dezember 1915.

Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.

Bad-Nauheim

heilt und lindert **Herzkrankheiten,** Rheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden sowie Verwundungen, Knochenbrüche usw.

Während des ganzen Winters Bäder und Kurhaus geöffnet.
Konzerte / Abendunterhaltungen / Theater / Herrliche Park- u. Waldspaziergänge
Ermäßigte Kurabgabe / Für Feldzugsteilnehmer Vergünstigungen.
Prospekte durch „Geschäftszimmer Kurhaus, Bad-Nauheim".

Winterkur 1915/1916

Sanatorium Am Goldberg.

Bad Blankenburg — Thüringer Wald.
Von Professoren und Ärzten gut empfohlen. Winterkuren. Höchstzahl **50** Kurgäste.
Prospekt kostenlos. Telephon 44. Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Dr. Bieling,
Waldsanatorium Tannenhof,
Friedrichroda (Thür.)
Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

---

Sanatorium Elsterberg

für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), **nicht operative Frauenleiden** u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz 16.

Vollkommenste und modernste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Großer alter Park, freie Höhenlage. Behagliche Wohnräume, Zanderinstitut, Badesäle, Luftbäder, Emser Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Herz-, Hautleiden, Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden usw.
Kriegsteilnehmern Ermäßigung. Illustr. Prosp. frei. 3 Ärzte. Chefarzt: Dr. Loebell.

Katarrhe

Natürliches Wiesbadener-Kochbrunnen-Quellsalz

Bronchitis, Lungenleiden, Husten, Heiserkeit, Kehlkopf-, Luftröhr.-, Nasen-, Rachen-Katarrhe, Keuchhusten, Schnupfen, Asthma.

Beispiellose Heilerfolge! Kontrolle der Stadt Wiesbaden.

Magen- u. Darmleiden.

Tausende verdanken diesem Naturschatz v. Weltruf jährlich ihre Genesung. In Apoth. 2.50 M., direkt 3 Flasch. 7 M. fr. Aufklärende Kurschrift sowie
Proben vollkommen gratis
durch Brunnen-Kontor Wiesbaden L.
Warnung
vor wirkungslosen Nachahmungen.
Wenn nichts hilft

Sanatorium Erholung.

Sülzhayn i. Südharz b. Nordhausen.
Privatheilanstalt für
Leichtlungenkranke und Erholungsbedürftige.
Herrliche, sehr sonnige Lage. Zimmer nur Sonnenseite. Heizb. Liegehalle. Parkliegehallen. 2 Ärzte. Mäßige Preise
Prospekte durch die Verwaltung.

Rheumasan

ist eine schmerzstillende ableitende Einreibung (patentiert) von Aerzten u. Kliniken hervorragend begutachtet bei Jschias, Nervenschmerzen und bei

Tube Mk. 2.10 u. 1.30

Rheumatismus

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke

Neu-Coswig i. Sa. Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich.
Heizbare Liegehallen. Glänzende Erfolge d. eig. Beh.-Methode.

Thüringer Waldkurheim

Friedrichroda. (Offizier-Genesungsh.) **Dr. Lots** Hervorr. Lage, Südseite. Physik. diät. Therapie.
Eigene bewährte Kur bei all. nervös. Erkrankgn. **Auskunft San.-Rat Dr. Lots.**

Sanguinal



in Pillenform

Anerkannt zur wirksamen prompten Bekämpfung von Blutarmut und Bleichsucht.
Vorzügliches Unterstützungsmittel zur baldigen Genesung unserer verwundeten Krieger.
Zu haben in allen Apotheken / Grosspackung mit 100 Stück M. 2.20
Man achte streng auf den Namen der Firma Krewel & Co., G. m. b. H., Köln und den geschützten Namen „Sanguinal"

Wybert TABLETTEN

sind unsern Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Liebesgabe

In Wind und Wetter schützen Wybert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.

Yohimbin-Tabletten

Anregend! Kräftigend!

mit 0,006 gr. Gehalt an reinem salzsauren Yohimbin.
Literatur versendet gratis **Elefanten-Apotheke, Berlin L, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).**
Originalpackung 10 Stück M. 2,25, 25 St. 4.–, 50 St. 7.50, 100 St. 13.50, 200 St. 25.–.

Königl. Sächs. Landes-Lotterie

Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.

800000 200000
500000 150000
300000 100000
(In Oesterreich-Ungarn verboten.)

und namentlich viele Mittelgewinne.
20 Millionen 801000 Mark
kommen innerhalb 5 Monaten zur Ausspielung.
Spielplan gratis.



Das Glücksrad

Ziehung 1. Klasse
8. und 9. Dezember 1915.

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Mark	5.—	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:

Mark	25.—	50.—	125.—	250.—

Versand, auf Wunsch u. Nachnahme, durch d. Kgl. Koll.
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Gew.-Listen u. Auszahlg schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.

Cigaretten für die Front.

Nur für unsere Truppen. Billig und wirklich gut. — Wir liefern portofrei nach Qualität 100 Stück zu Mk. 1.70, zu Mk. 2.70 und Mk. 3.40.
KARL VOEGELS, G. m. b. H., BERLIN O., Blumenstr. 75.

Konzessionierte
Königl. Sächs. Lotterie-Kollektion
Friedr. Otto Kunze
Chemnitz

in Österreich-Ungarn verboten



Gessler's echter Altvater Kräuter-Likör

Alleinige Fabrikation:
Siegfried Gessler
K. u. K. Hoflieferant
Jägerndorf (Oesterreich)

„Eroscin"

das neue ideale
Nerventonicum
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche
50 Tabl. 5.., 100 T. 9.., 250 T. 15 M.
Glänzend begutachtet.
Dr. E. Komoll
Berlin-Halensee

Königlich Sächsische
Landes-Lotterie

(In Oesterreich-Ungarn verboten.)
Ziehung I. Klasse 8. u. 9. Dez.

800000
Hauptgewinne:
500000
300000
200000
150000
100000

Lose	1/10	1/5	1/2	1/1
	5.—	10.—	25.—	50.—

Staatliche Kollektion
Martin Kaufmann,
Leipzig, Windmühlenstr. 45.



Frischer Vorrat

Frischhaltung

aller Nahrungsmittel durch
Weck
Konservengläser und Sterilisierapparate für den Hausgebrauch
Jll. Broschüre franko
J. Weck G. m. b. H.
Öflingen W 13 Baden.

J. A. Henckels

Zwillingswerk Solingen

empfiehlt zum Versand mit Feldpostbrief:

Armeemesser, Feldbestecke, Jagdmesser, Dolche, Rasiermesser u. Rasierapparate.

Haupt-Niederlage: **Berlin W. 66** Leipziger Strasse 118.
Eigene Niederlagen:
Cöln a. Rh., Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien.

ZIGARETTENFABRIK GEORG JASMATZI & SÖHNE



Zwei Kaiser
ZIGARETTEN

TRUSTFREI
3½ bis 10 Pfg.

GEORG JASMATZI & SÖHNE DRESDEN-A16



DER FEINE MANN RAUCHT
HÄNSOM
IM DRUCKKNOPF-ETUI

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Grossherzoglich Sächs. Hochschule für bildende Kunst zu Weimar.

Ausbildung in den Fächern der bildenden Kunst einschl. Plastik.

Eintritt jederzeit.

Wintersemester vom 3. Montag im Oktober an. **Sommersemester** von Ostern an. **Damen** als Studierende und Hospitanten zugelassen.

Lehrer für Figurenmalerei: Professoren Fritz Mackensen, Max Thedy, Ludwig von Hofmann, Walter Klemm, Robert Weise. — Landschaftsmalerei: Prof. Th. Hagen. — Schule für Radieren, Lithographieren und Holzschnitt: Prof. Walter Klemm. Eigne Kunstdruckerei, Lehrer für Kunstdruck: Hofkunstdrucker Otto Eisbein. — Anatomisches Zeichnen: Prof. Otto Rasch. — Perspektive: Prof. Berthold Paul Förster. — Bildhauerei: Prof. Richard Engelmann. **Freie Wahl des Lehrers.** Kunstgeschichtliche Vorlesungen, Aesthetik: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. von Oettingen. — Plastische Anatomie: Geh. Med.-Rat Dr. Knopf. Einzelvorträge von Verschiedenen.

Näheres durch das Sekretariat. Der Direktor: Prof. Fritz Mackensen.

Pädagogium Neuenheim
in Heidelberg-Neuenheim.

Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt i. **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.). **Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Gr. eig. Spielfeld. Wandern. Fluß- u. **Hallenbäder.** Werkstatte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohl. **Familienheim** i. eigener Villa. Keine Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher** u. **Zurückgebliebener** Aufgaben u. Anleitung i. tägl. **Arbeitsstunden.** Prüfungsergebnisse. Prospekt d. d. Direktion. — Seit 1895: **312 Einjährige, 198 Prima** u. **Obersekunda** (7., 8. u. 9. Kl.)

Ingenieur-Schule Zwickau Königr. Sachsen
Masch.-, Elektr.- u. Hüttentechnik
Ingenieur- und Techniker-Kurse.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894.
Eisenkonstruktion-, Bau- Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie und Praxis. Studienplan frei.

Halle S. 51. Dr. Harang's Anstalt
415 Einj., 131 Abit. seit 1900. Prosp.

Echte billige Briefmarken!
100 As., Afr., Austr. Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.
Große illustr. Preisliste gratis u. franko

BRIEFMARKEN KATALOG FREI
PHILIPP KOSACK & Co.
BERLIN C. 2.



Dankbare Liebesgabe!
Kriegsteilnehmer finden sicher Nervenberuhigung durch
„Ohropax" Geräuschschützer
D.R.W.Z. 158909
D.R.G.M. 520908
welche den Gehörgang gegen lästige **Geräusche** und **Lärm** abschließen; besonders anzuwenden während des **Schlafes**, bei der **Arbeit**, auf **Reisen**, auf dem **Krankenlager**, vor allem im **Kriege.** Schachtel M. 1.-, 7 Sch. M. 6.-. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- u. Gummigeschäften. Alleinfabrik. Apoth.
Max Negwer, Berlin 146, Bülowstr. 56.

Fort mit dem



Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden:
Extension, G. m. b. H., Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 232.



Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



Liebes Christkind

*Vater ist Soldat, da wünsche ich mir Weihn[...] nur feldgraue **Lineol-Soldaten** und Feinde, die ver[...] werden können. Ich will auch immer recht bra[...]*
Dein Er[...]

Lineol-Soldaten
sind das schönste Spielzeug für Kinder. Nur echt m[...] Schutzmarke Lineol. Nur in den besseren Gesch[...] zu haben. Bezugsquellen werden nachgewiesen durch die [...]
Oskar Wiederholz / Brandenburg a[...]



Nachahmungen weise man zurück

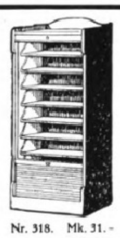
Pallabona unerreichtes tr[...] Haarentfettung[...]
entfettet die Haare rationell auf trockenem [...] macht sie locker und leicht zu frisieren, ve[...] Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, [...] die Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Ärztlich [...]len. Dosen zu 80 Pfg., 1 Mark 50 Pfg. u. [...] 50 Pfg. bei **Damenfriseuren,** in **Parfümeri[...]** franko von Pallabona-Gesellschaft, Münch[...]

Als Geschenke sind Beyers Handarbeitsbücher das Entzücken jeder Dame!



Preis je 1 Mark 50 Pf.
durch alle Buchhandlungen, alle Handarbeitsgeschäfte und durch den Verlag der Deutschen Moden-Zeitung, Otto Beyer, Leipzig. Dieser sendet das Verzeichnis der 40 verschiedenen Bücher, die dem Schmucke des Heims und der Kleidung dienen, umsonst.

Stolzenberg Privatzimmer und Bureau-Möbel



Katalog kostenlos
Fabrik Stolzenberg
in Oos-Baden und Berlin SW. 68.
Nr. 318. Mk. 31.-



Maraschino
EINZIG IN DER WELT.
LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Oesterreich.

Die verfeinerte Kultu[r] des Geruchsinnes

verwirft Parfüms mit aufdringlic[hem] Charakter oder betäubendem Moschus- [...] Patschuligeruch. Die vornehme D[...] schmückt sich mit dem reinen köstlichen H[...] frischer Frühlingsblumen. Dralles **Illu[sion]** im Leuchtturm **ist** höchst konzentri[erter] Blütenduft von **bezaubernder, unv[er]gleichlicher Naturtreue.**

Größte Ausgiebigkeit, da ein flücht[iges] Bestreichen mit dem Glasstift genügt, [um] den bestrickenden, langanhaltenden [...] hervorzurufen. Ein Tropfen ist schon zu[...]

Bei Dralles Illusion hat man [...] Garantie, den Forderungen des gewäh[ltesten] Geschmacks zu genügen.



Dralles ILLUSION im Leuchttu[rm]

Maiglöckchen, Rose, Flieder, Heliotrop, Reseda M. 3.-
Veilchen . . . . M. 4.-

In Parfümerien, Drogerien und besseren Friseur-Gesc[häften] sowie in Apotheken.

Briefmarken für Sammler billigst. Preisliste 24 und Briefmarkenzeitung sendet kostenlos **August Marbes in Bremen.**

FABRIKATION IN Silber
SEIT 1820 A. KÜNNE ALTENA
Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert. Patriot. Kriegsschmuck, Album u. Wahl.



Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen 248, gegr. 1824.
Bedeutende Musikinstr.-Firma. Katal. umsonst.

Königl. Sächsische Landes-Lotterie
(in Österreich-Ungarn verboten)
110000 Lose — 55000 Gewinne und 1 Prämie in 5 Klassen
Ziehung I. Klasse am 8. und 9. Dezember 1915
Jedes zweite Los gewinnt.

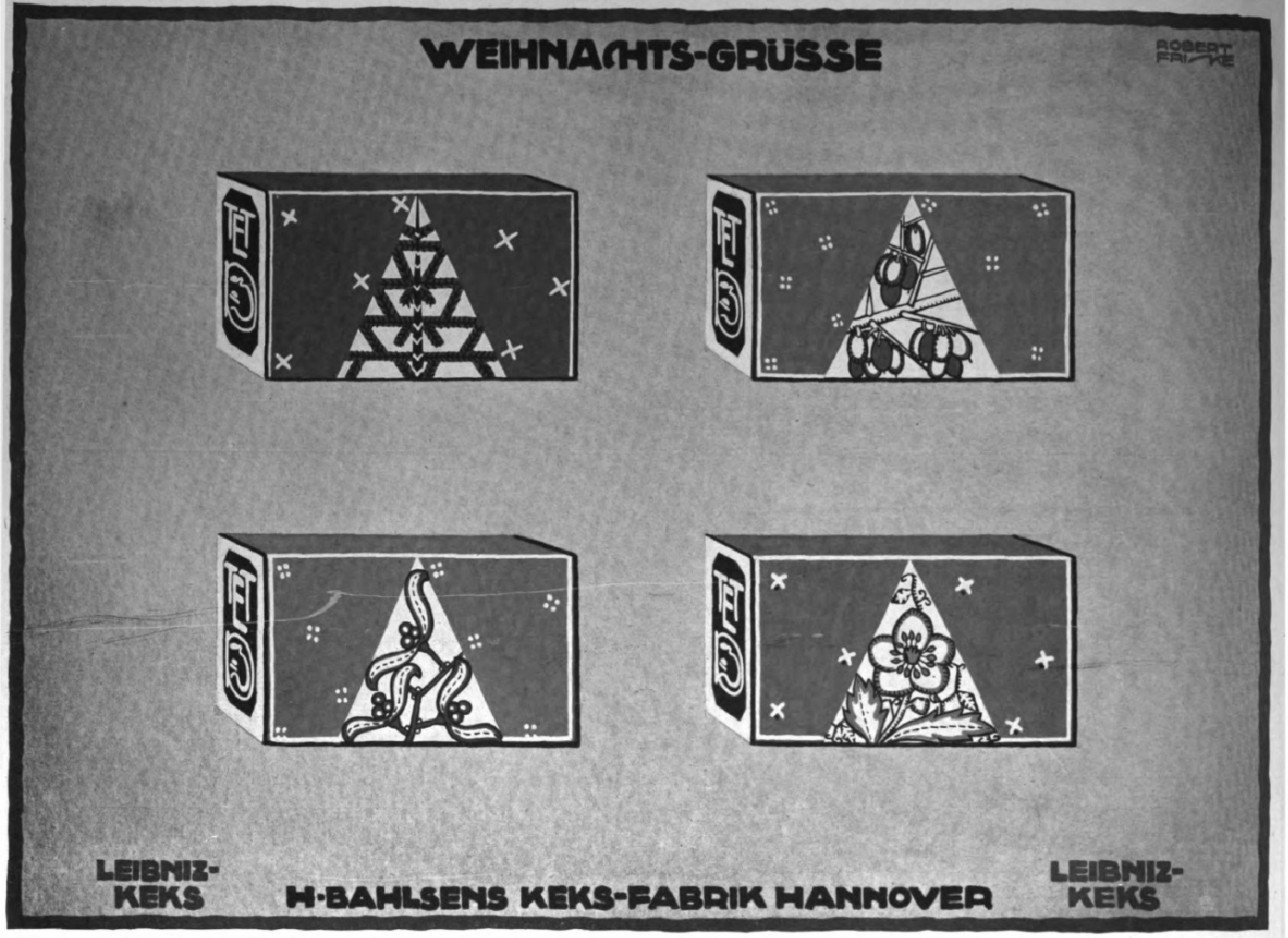
800,000 Spec. **500,000**
300,000 M **200,000**
150,000 M **100,000**

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Klassen-Lose (in jeder Klasse)	M. 5.—	M. 10.—	M. 25.—	M. 50.—
Voll-Lose (für alle Klassen)	M. 25.—	M. 50.—	M. 125.—	M. 250.—

Paul Lippold, Königl. Sächsischer Lotterie-Kollekteur, **Leipzig,** Richard-Wagner-Strasse 10.
Postscheckkonto: 50726 Leipzig.



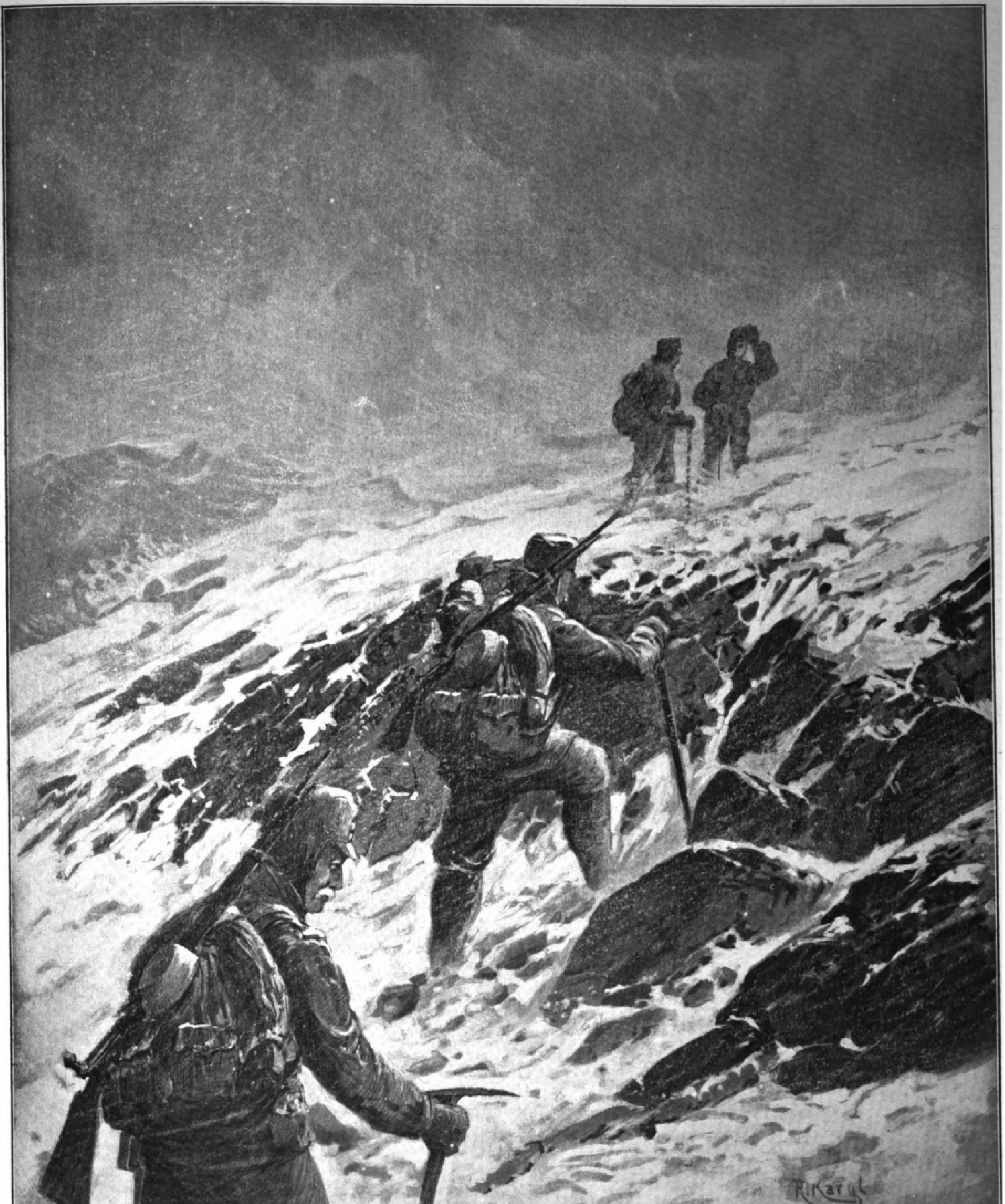
Soennecken Goldfüllfedern
D·R·Patent
Unübertroffen
Sicherheits-System
Ueberall erhältlich
F. Soennecken • Bonn
Berlin • Leipzig • Brüssel


WEIHNACHTS-GRÜSSE
ROBERT FRICKE
LEIBNIZ-KEKS
H-BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER
LEIBNIZ-KEKS


A·BATSCHARI
H R ERDT
ABC
Cigaretten

Illustrirte Zeitung

Nr. 3779. 145. Band.



Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarische Hochgebirgspatrouille im Schneesturm.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Kargl.

Militärische Jugendfürsorge.

Betrachtungen zu einem Erlaß des Stellvertretenden Generalkommandos in Cassel. Von Professor Dr. W. Rein, Jena.

Die pädagogischen Kreise unseres Vaterlandes und alle, denen Volkserziehungsfragen am Herzen liegen, haben in den letzten Jahrzehnten mit ernster Sorge auf die Entwicklung unserer Jugend, namentlich in den Jahren zwischen vierzehn und achtzehn, geschaut. Es traten Erscheinungen zutage, die auf eine zunehmende Verwilderung, auf eine wachsende Zuchtlosigkeit schließen ließen, sowohl bei Jünglingen wie bei Jungfrauen. Frühere Schranken im Umgang der Geschlechter schienen völlig beseitigt und einem freien Verkehr Platz gemacht zu haben, der manche Gefahren in sich barg. Eine frühreife Jugend setzte sich mit einer gewissen Sicherheit und einer Art Überlegenheit über vieles hinweg, was früher durch die Sitte gewohnheitsgemäß geheiligt war. Unserer Jugend erschien das alles als von Vorurteilen eingegeben, die man so rasch als möglich über Bord werfen müsse. Ungezwungenheit, Selbstbestimmung, freie Entwicklung aus sich heraus, Genießen, was das Leben bietet — in solchen Stichworten faßte man den Lebensinhalt zusammen, wenn man es sich auch nicht in die volle Klarheit des Bewußtseins erhob. Namentlich die Jugend aus den unteren Schichten, die mit der Konfirmation und dem Verlassen der Schule vielfach sich selbst überlassen war, folgte einfach den sinnlichen Trieben und Begierden, ohne sich weiter Gedanken zu machen.

Vielleicht erscheint diese Zeichnung zu schwarz. Aber sie ist es nicht, namentlich, wenn man die Jugend unserer Städte, vor allem der Großstädte und der industriellen Bezirke, ins Auge faßt. Man bedenke, daß die Erscheinungen, die in der Welt unserer Jugend viele mit Sorge erfüllten, nicht zufällig sind, sondern daß sie ihre tieferen Gründe haben. Sie sich klar zu machen, ist durchaus notwendig, wenn man auf Abhilfe, auf Gegenmaßregeln sinnt. Die Welt der Erwachsenen darf nicht bloß anklagen, sondern muß sich die Frage vorlegen, wieweit sie selbst an den Erscheinungen schuld sei, die in der Jugendwelt als verwerflich sich aufdrängen. So sei zunächst hierauf der Blick gelenkt.

Kaiser Friedrich hat in der unglückseligen Zeit der Gründerjahre, die durch die Milliardenflut nach 1871 heraufbeschworen wurden, eine Mahnung ergehen lassen, deren innere Berechtigung und Wahrheit von bleibender Bedeutung ist. Er wies darauf hin, daß alles, was in den oberen Schichten vor sich geht, in allmählichen langsamen Wellenschlägen sich in die unteren verbreitet. Das Beispiel, das die führenden Kreise geben, pflanzt sich unmerklich, aber greifbar fort und erfaßt mehr oder minder die ganze Bevölkerung. Am augenscheinlichsten in dem Nachäffen der Mode. Aber auch in der Art und Weise der Lebensauffassung und Lebensführung. Wenn mit dem wachsenden Reichtum in den besitzenden Klassen das Maß materialistischer Weltanschauung und materieller Genußsucht wächst, so darf man sich nicht wundern, wenn auch in den unteren Schichten der gleiche Prozeß sich, wenn auch in vergröberten Formen, abspielt, und wenn vor allem die Jugend von diesem Geiste ergriffen wird.

Der psychologische Materialismus, der von einem selbständigen Seelenwesen nichts weiß, ist in wissenschaftlichen Kreisen als eine unhaltbare, mit den Tatsachen der Erfahrung nicht vereinbare Hypothese längst überwunden, aber in breiten Schichten hat er sich als eine leicht faßbare und willkommene Lehre ausgebreitet und zum ethischen Materialismus verdichtet mit der leicht eingehenden Lehre: Genieße dein Leben! Die relativistischen Vertreter einer evolutionistischen Ethik, die im Grunde genommen keine ist, haben das Ihrige dazu beigetragen, ohne es zu wollen, oft wohl ohne Ahnung der Folgen, die eine Erweichung der Gewissensforderungen mit sich führt. Aber die Halbgebildeten, die Unreifen, die eines selbständigen Urteils entbehren, fallen solchen Irrlehren nur zu leicht anheim und geben sie kritiklos weiter.

So wird es begreiflich, wie von oben her das Gift, das nach unten sickert, in den jugendlichen Gehirnen Unheil anrichtet. Das Kinounwesen und die Schundliteratur, die des Gelderwerbs wegen verbreitet wird, haben das Ihrige dazu beigetragen, den moralischen Sinn und den Geschmack der Jugend zu verderben, die Achtung vor dem Alter und die Ehrfurcht, nach Goethe eine der Grundpfeiler aller gesunden Entwicklung, zu untergraben. Wie an Ygdrasills Esche die Würmer nagten, um den heiligen Baum zu Fall zu bringen, so waren dunkle Mächte geschäftig, das Wohl unseres Volkes zu zerstören, indem sie die Jugend verdarben.

Aber auch berufene Vertreter der Jugenderziehung können von diesem Vorwurf nicht freigesprochen werden, an dem Verfall mitgearbeitet zu haben. Das berühmte Stichwort vom „Jahrhundert des Kindes“ hat nicht wenig zur Verwilderung der Jugend beigetragen, weil es geeignet war, die Macht des Erziehers zu schwächen und dafür die Macht der Jugend zu erhöhen. Die Rollen schienen damit vertauscht zu sein. Die Zügel der Regierung nahmen die Unmündigen in die Hand; die Mündigen haben sich den Wünschen und Neigungen des Kindes anzupassen und sich von allem, was nach Zwang aussehen könnte, fernzuhalten. Damit wird der Pflichtbegriff aufgelöst. Er ist dem freien Ausleben zuwider und legt Schranken auf, die nicht überschritten werden sollen. Aber solchen Zwang halten gewisse moderne Anschauungen zu sehr hinderlich für die freie Entwicklung der Kindesnatur und wollen ihn beseitigt sehen, weil sie an die Güte dieser Natur glauben. Aber dieser Glaube ist ein Aberglaube. Auch der begeistertste Optimist muß doch die Tatsache anerkennen, daß neben viel Gutem in der Kindesnatur doch auch manches Böse sich geltend macht, ja daß letzteres oft viel mehr Macht entfaltet, als es das Gute zu tun vermag. Wir glauben an den Sieg des Guten in der Welt und im Leben des einzelnen, sind aber überzeugt, daß dieser Sieg nicht mühelos erkämpft wird, und daß die Jugend im Kampf mit dem Schlechten nicht sich selbst überlassen werden darf, weil ihre Kräfte nicht ausreichen, sondern daß sie einer strengen, wenn auch immer gütigen Führung bedarf.

Was aus einer sich selbst überlassenen Jugend wird, das haben wir genugsam erfahren durch die betrübenden Erscheinungen im Leben der Jugendlichen, die, aus der Volksschule entlassen, ihre eigenen Wege gingen. Die Zahlen des jugendlichen Verbrechertums sprechen eine furchtbare Sprache. Es erscheint geradezu unbegreiflich, daß man gegen dieses Übel von seiten der Gesellschaft erst sehr spät aufmerksam wurde, um in ihre Bekämpfung einzutreten. Noch unbegreiflicher, daß man sein Gewissen mit Maßnahmen beruhigte, die wohl etwas bedeuten, aber das Übel nicht an der Wurzel anzupacken vermochten. So können wir die Gesellschaft nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß sie die Hauptschuld an der Verwahrlosung der Jugend zwischen vierzehn und achtzehn Jahren trifft. Man bedenke, daß dieser Zeitraum für die Entwicklung der jungen Menschenkinder die bedeutungsvollsten, aber zugleich die gefährlichsten sind. Die bedeutungsvollsten, weil sich in ihnen die Grundzüge der wachsenden Persönlichkeit festlegen; die gefährlichsten, weil die Pubertätsentwicklung in sie hineinfällt. Mit ihr sind tiefgehende Wandlungen im seelischen Leben verknüpft. In dieser schweren Zeit bedarf die Jugend besonders kräftiger und warmherziger Führung. Wo sie fehlt, gibt man die Jugendentwicklung mehr oder weniger dem Zufall preis. Das ist aber nicht klüger, als Buchstaben ins Wasser schreiben, und nicht gewissenhafter, als einen Brand mit Petroleum löschen wollen. Aber man hat es getan, als mit der Aufhebung der alten Zünfte und der Einführung der Gewerbefreiheit auch die Jugend freigegeben wurde. Freiheit kann aber nur der vertragen, der sie in rechter Weise zu nutzen versteht. Sonst artet die Freiheit in Zügellosigkeit aus. Nutzen kann sie nur dem, der eine in sich gefestete Persönlichkeit ist. Kann man aber eine charaktervolle Ausprägung von der Jugend erwarten? Tut man es, so gibt man sich einem Utopismus hin, der ebenso gefährlich ist wie der Aberglaube, daß aus dem freien Wettkampf der wirtschaftlichen Kräfte die allgemeine Wohlfahrt entspringen müßte. Wie das Manchestertum Bankerott gemacht hat, so auch der Glaube, daß die frei erklärte Jugend sich selbst regieren könnte. Das Freierklären nützt nichts; man muß machen, daß sie zur Freiheit sich durchringe. So lange die Zunftverfassung herrschte, waren die Knaben von vierzehn bis achtzehn Jahren unter strenger Zucht. Bei ihrer Auflösung, die sich gewiß im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung als nötig erwies, ging man zu radikal vor. Man hätte eine Neuorganisation treffen müssen, die die Gewähr bot, daß der unreifen Jugend der Rückhalt nicht fehlte, der ihr not tut. Aber man baute nicht einmal die Fortbildungsschule aus. Und wo man es tat, geschah es in ganz unzureichender Weise, indem man sie nur auf zwei Jahre, von vierzehn bis sechzehn, festsetzte und sich mit vier Wochenstunden begnügte. Das bedeutet überdies nur ein Stück Unterricht, aber noch lange nicht ein Stück Erziehung. Das aber ist es, was not tut! So willkommen die Fortführung des Wissens, die Weiterbildung der Intelligenz ist, wichtiger ist die Beeinflussung des Gemütes, die Kräftigung und Stählung des Willens in der Richtung auf das Gute.

Wie das zu machen sei, darin hat bisher die Kraft des Staates und die der Gemeinden versagt. Dafür traten hier und da die Kirchen ein, sowohl die katholische wie die evangelische, mit ihren Jugendorganisationen. Mit gutem Recht, aber nicht mit vollem Erfolg. Denn sie konnten nur einen Bruchteil der Jugend gewinnen, besonders in den protestantischen Kreisen, in denen sich die Abkehr von der Kirche schon in der Jugend erschreckend zeigt. Konfirmation bedeutet hier vielfach Abschied von der religiösen Gemeinschaft. Was mit ihr zusammenhängt, wird als ein Zwang empfunden, dem man soweit als möglich aus dem Weg geht. So begrüßenswert die Bemühungen der Kirche auch sein mögen, der Jugend sich anzunehmen, so darf man sich doch keiner Täuschung hingeben, als ob sie einen weitgreifenden Einfluß auszuüben vermöchte, solange sie selbst fremd neben dem Volksleben steht.

Einen solchen Einfluß wußte die sozialdemokratische Partei in höherem Maße zu entwickeln. Durch ihre Jugendorganisationen nahm sie sich des heranwachsenden Arbeitergeschlechtes an. Und wenn dies auch im Hinblick auf die Gewinnung zukünftiger Mitglieder geschah, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie, abgesehen von der Einseitigkeit, in der es geschah, der Jugendbehütung gute Dienste geleistet hat. Aber auch sie konnte doch nur einen Teil der Unmündigen heranziehen, die durch ihre Eltern dem Kreis der Partei bereits nahestanden.

Dasselbe Schicksal teilten die freiwilligen Jugendorganisationen, Jung-Deutschland, Pfadfinder, Wandervögel. Die letzten beiden Gruppen faßten überhaupt nur Jugend aus den mittleren und höheren Gesellschaftsschichten ins Auge. Und ebenso besteht Jung-Deutschland im wesentlichen aus Schülern höherer Lehranstalten, wenn auch prinzipiell alle Bevölkerungsschichten herangezogen werden sollen. Nach dem schönen Kaiserwort: „In dem jetzt bevorstehenden Kampfe kenne ich in meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche ... Es handelt sich jetzt darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen ...“, soll es auch in der Jung-Deutschland-Bewegung keine Klassen- und Standesunterschiede geben, sondern die Liebe zum gemeinsamen großen Vaterland soll alle umschließen, die nebensächlichen Gegensätze aufheben und das Streben nach dem Guten und Schönen als gemeinsames Ziel erkennen lassen.

So willkommen die aus eigener Anregung geborenen Organisationen sein mögen, weil sie gegenüber dunkeln Schatten, die auf unserem Jugendleben liegen, den Glauben an den der Jugend innewohnenden Idealismus stärken, so kommen wir doch darüber nicht hinweg, daß diese Organisationen nur Teilerscheinungen in der Masse der jugendlichen Bevölkerung sind, die namentlich in unseren Tagen einer besonderen Behütung bedarf. Denn es ist unbestritten und wird von vielen Seiten bestätigt, daß während des großen Krieges die Verwilderung der Jugend nicht ab-, sondern eher zugenommen hat. Dies ist auch ganz begreiflich. Vielfach fehlt in den Familien die väterliche Autorität, die Mutter ist noch mehr als sonst auf Verdienst angewiesen, so daß der Haushalt gelockert, wenn nicht aufgelöst erscheint. Der tiefe Ernst, der die Welt der Erwachsenen immer stärker erfaßt, je länger der Krieg dauert, muß vor der lebensfrohen und sorglosen Jugend haltmachen, die das Kriegsspiel nachahmt und, von der Leidenschaft fortgerissen, weder das fremde Eigentum schont, noch sonst sich irgendwie Fesseln anlegen lassen will. Die Schattenseiten des Krieges spiegeln sich in diesem Treiben wider, während die großen und tiefgehenden Eindrücke, die der Ernstfall zeitigt, naturgemäß in dem Spiele auf heimischer Erde fehlen.

Solcher Verwilderung sollen Eltern, Erzieher, die städtischen und die staatlichen Behörden steuern. Sie tun es wohl teilweise, aber von einem Erfolg ist nichts zu spüren. Deshalb ist es mit großer Freude und Genugtuung zu begrüßen, daß das Stellvertretende Generalkommando in Cassel für den Bereich des XI. Armeekorps einen Erlaß herausgegeben hat, der von dem Gedanken getragen ist, daß die mehrfach beobachtete Zuchtlosigkeit der Jugendlichen in der jetzigen Kriegszeit eine doppelt ernste Gefahr für unser Vaterland bedeutet. Ihr zu steuern, müsse mit allen zu Gebote stehenden Mitteln versucht werden.

Die Verordnung wendet sich naturgemäß zuerst an die Eltern, besonders an die Mütter, an die Vormünder und deren Stellvertreter, daß sie ihrer Pflicht gegen das Vaterland eingedenk bleiben und das heranwachsende Geschlecht in Gottesfurcht, Zucht und Arbeitsamkeit erziehen, ohne ihm dabei die Frische und Lebensfreude zu verkümmern, derer die Jugend in ihrem Gedeihen nicht entraten kann.

In gleicher Weise ist die Verordnung an die Jugenderzieher und an die Beamten der öffentlichen Sicherheit gerichtet. Sie sollen in sorgsamer Überwachung der Jugend nicht nachlassen. Es gelte, wirkliche Verfehlungen der verdienten Strafe zuzuführen und zu verhindern, daß unter den Jugendlichen die Zungengewandten und die körperlich Starken, aber sittlich Unbekümmerten die Führerrolle an sich reißen, wie es nur allzuoft geschehe. Mit Recht wird dann hervorgehoben, daß das Hauptgewicht nicht auf Abwehrverbote, sondern auf aufbauende Maßnahmen gelegt werden müsse. Es führe zu nichts, der Jugend Vergnügungen unangemessener Art zu versagen, vielmehr sei es nötig, einen guten Ersatz zu bieten. „Man muß die Jugend nicht nur von Schädlichem fernhalten, sondern ihr auch Wertvolles nahebringen.“ Dazu gehören feste Einrichtungen für Turnen und Spiel, für Wanderungen sowie für belehrende und unterhaltende Veranstaltungen. Spielplätze und Jugendheime sind in hinreichender Zahl und Größe einzurichten. Die Aufsicht aber möge wenigen Personen aus allen Schichten der Bevölkerung ehrenamtlich anvertraut werden, die ein warmes Herz für die Jugend und Verständnis und Geschick mitbringen. In größeren Städten sind dramatische und musikalische Aufführungen ins Auge zu fassen. Jugendfreundlich gesinnte Geber werden sich finden, die geringen, dazu nötigen Mittel aufzubringen; Ausschüsse für Jugendpflege haben die Organisation in die Hand zu nehmen.

In einem besonderen Erlaß wendet sich dann das Generalkommando in Cassel an die Jugendlichen selbst, um sie aufzufordern, daß sie ihre Vaterlandsliebe dadurch betätigen sollten, daß sie sich in jeder Beziehung ihres Volkes würdig erweisen und sich für die Zukunft in rechter Weise vorbereiten. Der Erlaß verdient es, hier im Wortlaut abgedruckt zu werden:

„An die Jugendlichen des Korpsbereichs!

Euere Väter stehen im Dienste des Vaterlands und vor dem Feinde. Für Euch opfern sie Gesundheit, Blut und Leben. Wollt Ihr Euch ihrer unwert erweisen und keine Opfer bringen?

Deutschland erwartet Opfer auch von Euch. Ihr sollt verzichten auf leere Zerstreuungen und rohe Vergnügungen, verzichten auf ungeeignete Bücher, wie sie Eure Eltern Euch nicht geben würden, verzichten auf alles unsaubere Treiben, das Ihr vor den Augen Eurer Eltern verheimlichen müßtet. Dafür sollt Ihr lernen und arbeiten, damit Ihr Euern Müttern eine Stütze, Euern jüngern Geschwistern ein Vorbild, dem Vaterlande dermaleinst wertvolle Bürger werdet.

Wenn Euere Väter heimkehren aus dem Kriege, sollen sie eine tätige und tüchtige Jugend vorfinden, nicht eine entartete und zuchtlose! Ihr aber, deren Väter den Heldentod starben, Ihr sollt doppelt eingedenk bleiben, Euch ihnen dankbar zu erweisen durch fleckenlose Sittenreinheit, Willensstärke und Pflichttreue!

Ich weiß wohl, daß es unter Euch Manche gibt, die nicht gehorchen, nicht arbeiten, nicht helfen, sondern nur gegen Ältere unehrerbietig sein, möglichst viel bummeln und sich großtun wollen. Gegen diese habe ich heute eine Verordnung erlassen und strenge Strafen angedroht bei Zuwiderhandlungen. Ich hoffe jedoch, daß es dieser Strafen nur selten bedürfen wird.

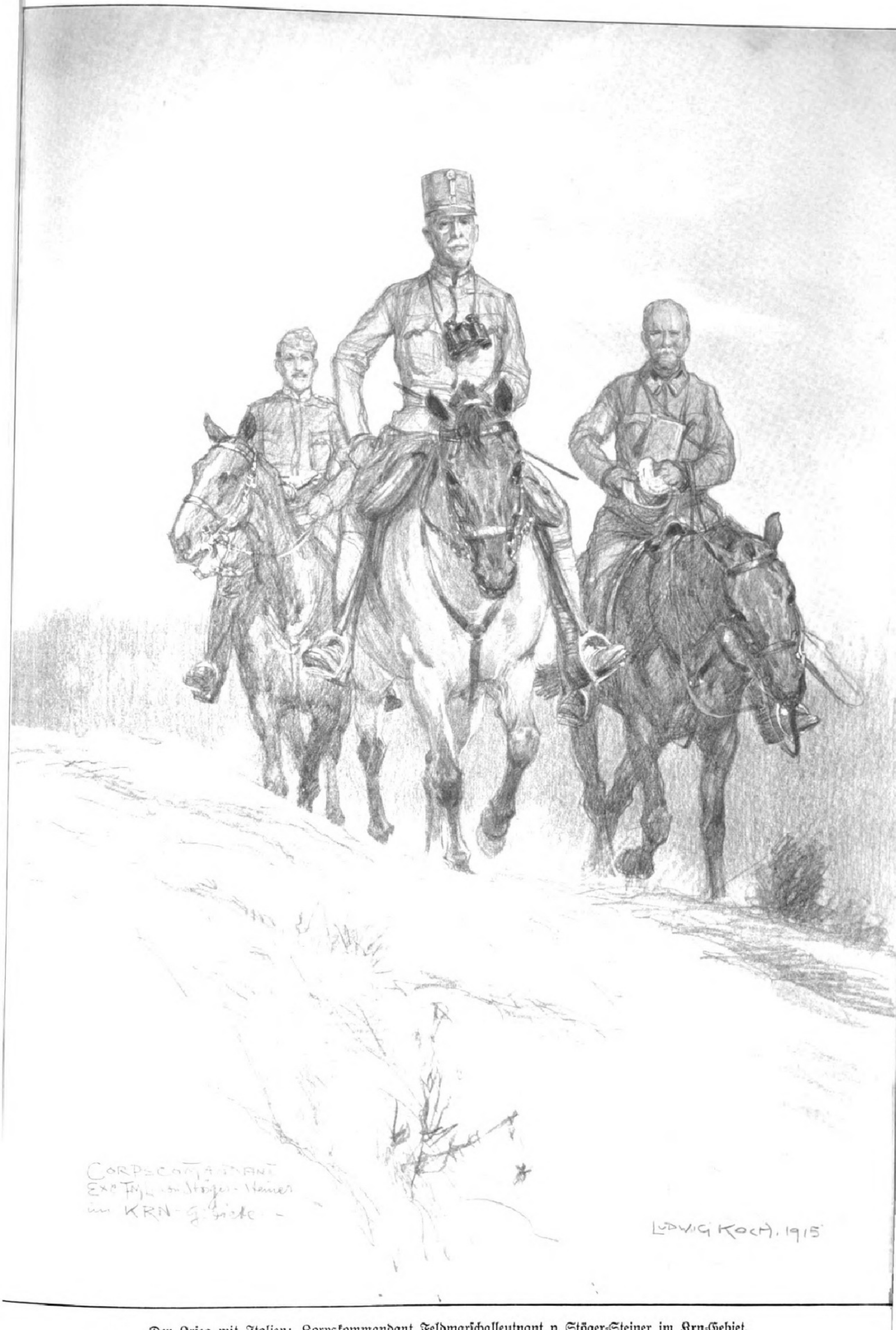
Deshalb wende ich mich an die Tüchtigen unter Euch, an die, die ihre Eltern, ihre Verwandten, ihr deutsches Vaterland in Ehren halten wollen. Diese sind ohne jeden Zweifel unter Euch in der überwiegenden Mehrzahl. Wenn die Tüchtigen zusammenhalten, wird der Faule und Liederliche nicht aufkommen!

Haltet also selbst untereinander auf Fleiß und Zucht und Ordnung! Dann leistet auch ihr Jugendlichen Kriegsdienste für unser deutsches Vaterland!

Ihr seid das kommende Geschlecht unseres Volkes!

Der Kommandierende General
von Haugwitz.“

Die „Verordnung“, von der in dem mitgeteilten Erlaß gesprochen wird, verbietet den Wirtshausbesuch in den Abendstunden von 6 Uhr ab. Die Gastwirte dürfen den abendlichen Wirtshausbesuch von Jugendlichen nicht dulden. Jugendliche dürfen nur mit Genehmigung ihrer Eltern,



Der Krieg mit Italien: Korpskommandant Feldmarschalleutnant v. Stöger-Steiner im Krn-Gebiet.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von Professor Ludwig Koch.



Feind in Sicht! Österreichisch-ungarische Patrouille in den Dolomiten.



Feldmarschalleutnant Nemeczek (×) und die Herren seines Stabes mit den Helden, deren Brust die Goldene Tapferkeitsmedaille schmückt, die sie in harten Kämpfen gegen die Italiener erworben haben.

Erzieher oder deren Vertreter und außerhalb der Wohnung nur in deren Beisein Alkohol enthaltende Getränke zu sich nehmen oder rauchen. Die Verabfolgung von Alkohol enthaltenden Getränken und Tabak an Jugendliche zu verbotenem Genuß ist untersagt.

Mit vollem Recht. Über die Gefahren des Alkohols braucht heute in Deutschland kein Wort mehr verloren zu werden. Der Kampf gegen den Alkoholgenuß, namentlich bei Kindern und Jugendlichen, ist auf der ganzen Linie im Vorschreiten. Dagegen werden die Gefahren des Tabakrauchens noch nicht allgemein erkannt und bekämpft. Das „Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung" in Preußen



Beziehen einer Feuerstellung einer Gebirgskanonen-Batterie an der Tiroler Grenze. (Kilophot, Wien.)

führt darüber Klage, daß bei Schulkindern und Jugendlichen das Zigarettenrauchen überhandgenommen habe, so daß dadurch ernste Gefahren für die Volksgesundheit drohen.

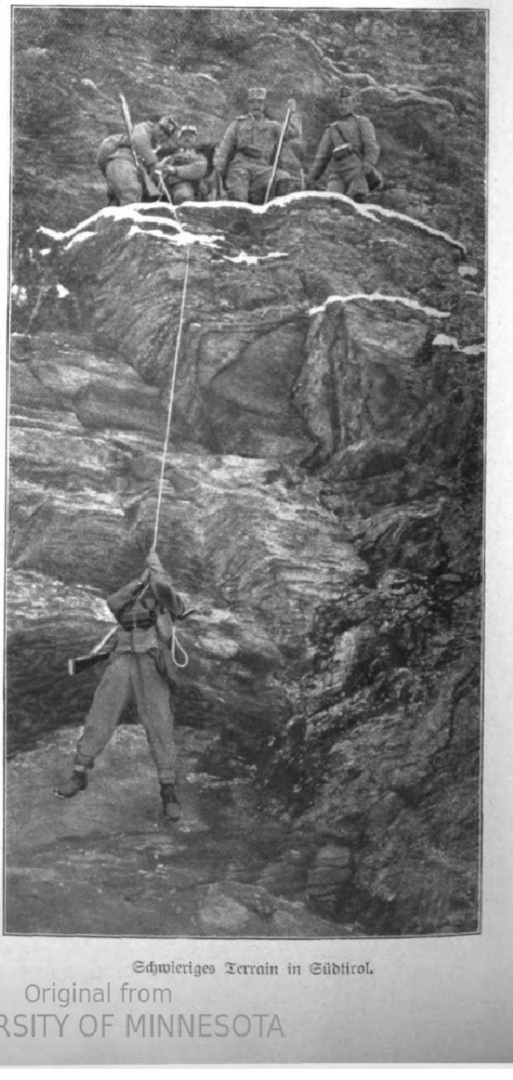
Bei Erörterung der Ursachen, die eine zunehmende Verwilderung der Jugend während der Kriegszeit hervorgerufen haben, wird auch die Kinogefahr stark betont. Diese Gefahr hat die „Verordnung" des Casseler Generalkommandos wohl erkannt. Darum bestimmt sie: Jugendliche dürfen keine Lichtspiel-Schaubühnen besuchen. Die Inhaber von Lichtspielhäusern und deren Vertreter dürfen den Besuch Jugendlicher nicht dulden. Ausgenommen von diesem Verbot bleiben besondere Jugendvorstellungen, die von Polizei- und Schulbehörde vorher geprüft und genehmigt wurden. —



Auf Feldwache in den Dolomiten. (phot. Biehler.)

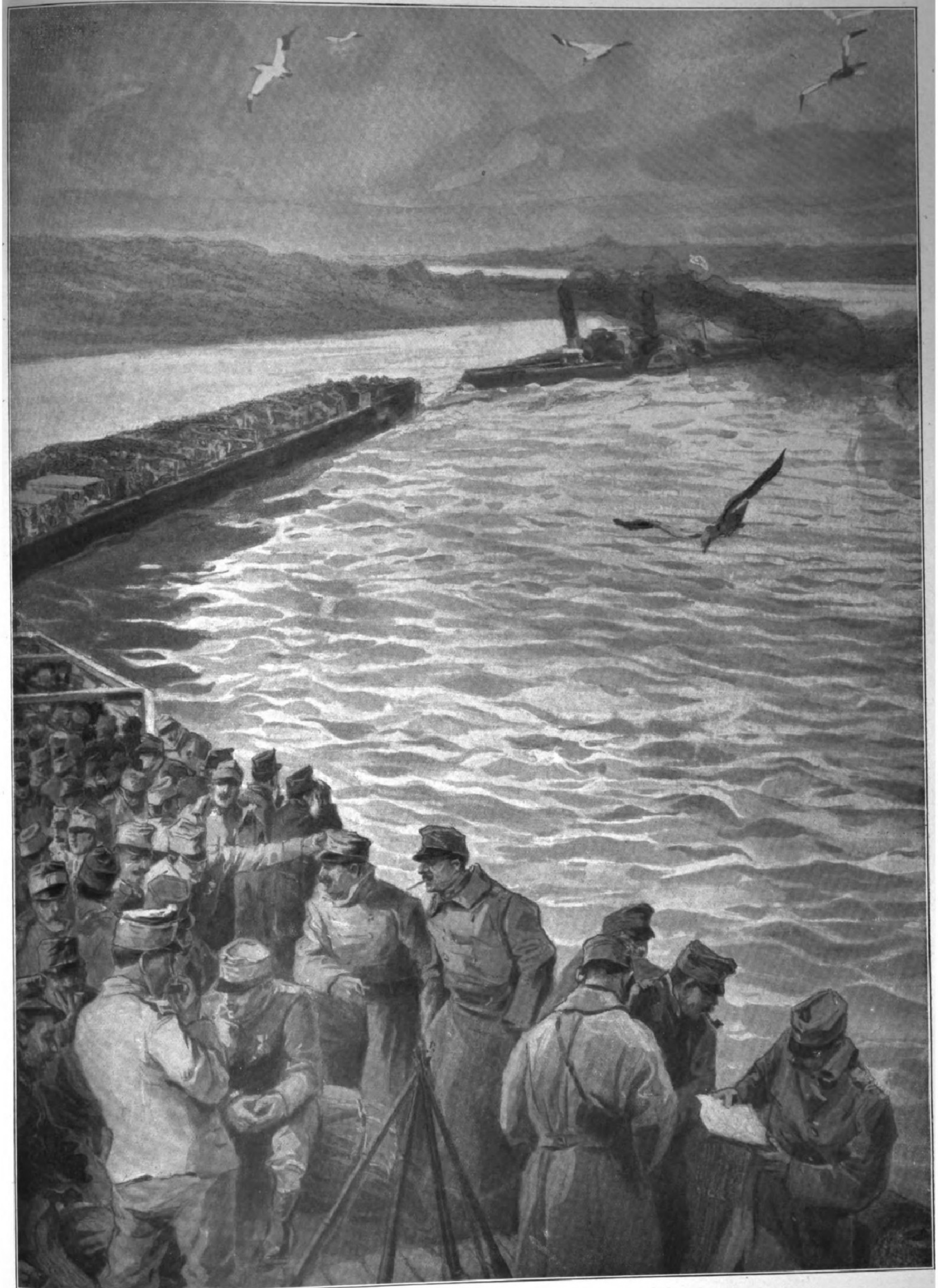
Die Aufgabe, um die es sich bei der Bekämpfung der zunehmenden Zuchtlosigkeit dreht, ist groß und wichtig. Es handelt sich um unseres deutschen Volkes Zukunft. Das ist der Grundton, der den Erlaß des Casseler Generalkommandos beseelt. **Was keine Zivilbehörde bisher gewagt hat, die Militärbehörde hat es unternommen.** Trotz der gewaltigen Arbeitslast, die die Erledigung rein militärischer Aufgaben mit sich führt, ist sie nicht davor zurückgeschreckt, in das Gebiet der Volkserziehung mit starker Hand einzugreifen und den Blick der Daheimgebliebenen auf ernste und würdige Ziele zu lenken und die Gewissen zu schärfen, damit man endlich dem gefährlichen Gehen- und Geschehenlassen scharf entgegentrete. Was andere Völker für Freiheit halten, wollen wir ihnen ruhig lassen. Wir verstehen etwas anderes und Höheres darunter: Gebundenheit an die Forderungen der Sittlichkeit, die ewig und unabweislich sind. Durch den Gehorsam an sie hebt sich der einzelne über den naturhaften Zustand hinaus in das Reich der inneren Freiheit. So auch das Volk, das dadurch von bloßer Zivilisation zu einer Innenkultur aufsteigt, die als eine schöne Blüte der Menschheit gerühmt wird.

Das ist es, was das deutsche Volk von anderen Nationen scheidet: Man glaubt bei uns an gemeinsame Arbeit, die von Ideen getragen ist. Heute tritt es greifbar in Erscheinung: das deutsche Volk ist eine gewaltige Arbeitsgemeinschaft, in die der einzelne sich einordnet in den Dienst des Ganzen. In dieser allumfassenden Organisation liegt unsere Stärke. Unsere Gegner mögen sie als „Militarismus des Deutschtums" verspotten; wir sind stolz auf den inneren Zusammenhang zwischen Kriegs- und Friedensarbeit. In der gemeinsamen Wertschätzung der freiwilligen Zucht eines großen Volks-, Kriegs- und Arbeitsheeres schließen wir uns eng zusammen. Das ist eine der Früchte des gewaltigen Krieges. Das in ihm erprobte deutsche Wesen hat seine Taufe empfangen. Der Deutsche ist staatlicher Wirtschaftsbürger mit Leib und Seele; sein Ideal ist und bleibt der Organismus, nicht die Willkür; die Vernunft und nicht der blinde Kampf ums Dasein. Das ist unsere Freiheit, unsere Selbstentfaltung.

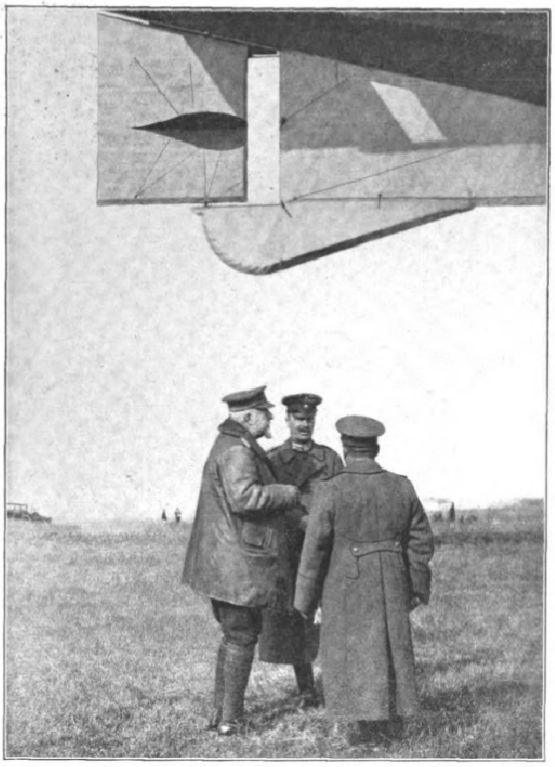


Schwieriges Terrain in Südtirol.

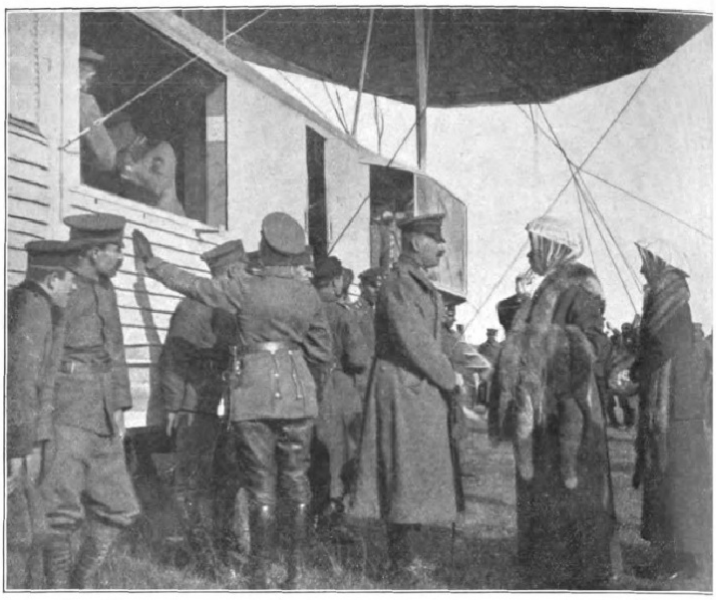
Der Krieg mit Italien.



Vom Krieg auf dem Balkan: Österreichisch-ungarischer Truppentransport auf der Donau.
Auf Grund einer photographischen Aufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Liebing.



König Ferdinand von Bulgarien im Gespräch mit dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg.



Königin Eleonore von Bulgarien im Gespräche mit dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenbur

Zum Zeppelin-Besuch in Sofia: Nach der Landung des Luftschiffs am 9. Novembe

Die Universität Warschau.

Von Professor Dr. Alexander Brückner, Berlin.

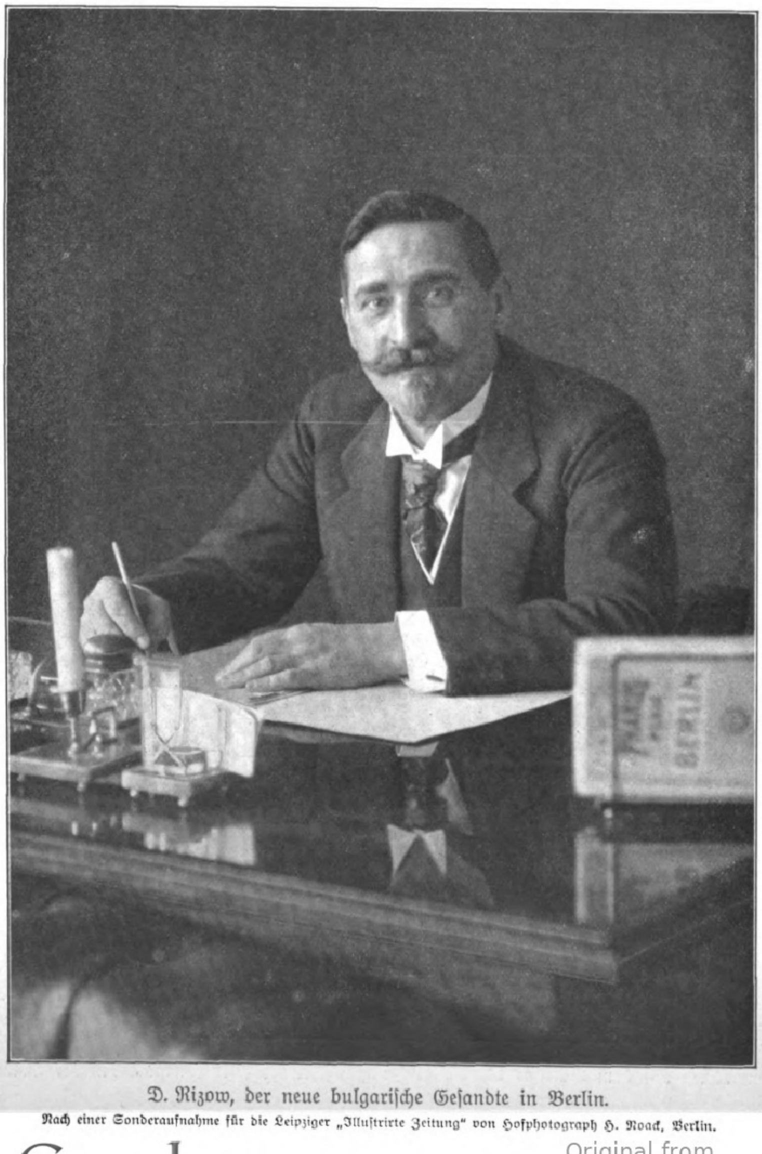
Mitten im Kriegsgetümmel, kaum ein Vierteljahr seit Vertreibung des Erbfeindes aus Warschau, ist hier die neue polnische Universität unter den Auspizien der deutschen Kriegsbehörden feierlich eröffnet worden. Während die Russen im würdigen Abschluß ihrer Herrschaft über Polen das Land bestialisch verheerten und Hunderttausende forttrieben, um die einen im Elend umkommen zu lassen, um mit den anderen die Lücken in der Kolonisation und den Mangel an Arbeitskräften in den Bergwerken Ostsibiriens statt chinesischer Kulis auszufüllen, haben die Deutschen ein Kultur- und Friedenswerk höchsten Ranges organisiert, sich Anspruch auf ewigen Dank erworben, sich um Polen uneigennützig verdient gemacht. Was hatten sie hier vorgefunden, wie war die bisherige Entwicklung gewesen?

Die alte Universität Warschau hatte in dem ganzen Jahrhundert ihres Bestehens alle Leiden von Stadt und Nation mit durchkostet; es hatte sich ihr Verhältnis ebenso sprunghaft, anormal, widersinnig gestaltet wie alle die andern des unglücklichen Landes selbst. Im alten Polen hatte die erst seit dem 17. Jahrhundert die Stelle der alten Königstadt Krakau einnehmende neue Hauptstadt Warschau keine Hochschule gehabt; es genügten dem Lande die alte Jagellonenuniversität Krakau für die „Krone" und die Jesuitenakademie Wilno für Litauen. Nach 1815, im neuen Kongreßpolen, das ja von Krakau und Wilno getrennt war, mußte diese Lücke ausgefüllt werden. Die „Hauptschule" wurde 1818 feierlich inauguriert; als Unterkunft diente ein auf die Weichsel mündender Palast des Königs Johann Kasimir, der früher das Kadettenkorps beherbergt hatte. Denkmünzen und Gemälde verewigten den Akt, der mit Jubel aufgenommen war als neues Zeichen der Gnade des enthusiastisch verehrten Landesherrn, als Bürgschaft weiterer, noch wichtigerer Akte seiner ungeheuchelten Polensympathie, die Außerordentliches in Aussicht stellte.

Die neue Anstalt erlangt nicht ganz die Bedeutung ihrer älteren Schwester in Wilno, was vor allem durch die knappe Zeit ihres Bestehens bedingt ist, denn bereits der Novemberaufstand von 1830 und die folgenden Kämpfe führten ihre vorläufige Schließung herbei. Diese wurde sofort zu eine dauernden, denn Kaiser Nikolaus, ein persönlicher Feind jeglichen Universitätslebens, schloß di beiden Universitäten Warschau und Wilno; die westrussischen Gouvernements bekamen zwar eine Ersatz durch eine neue Universität in Kiew, aber Polen blieb ohne jede Hochschule, bis auf ei paar dürftige Fachschulen.

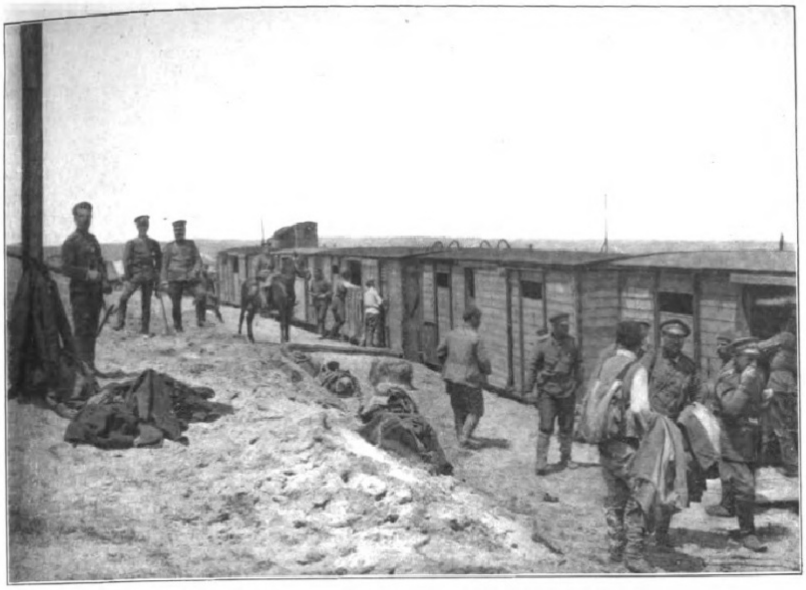
Der neue Kurs unter Alexander II. brachte eine Änderung; auf die unbedingte Unterdrückun folgte eine Berücksichtigung der elementarsten nationalen Forderungen, die ja in einer natic nalen Autonomie Polens gipfeln sollten. Eine der ersten Sorgen des energischen Marqui Wielopolski, der für die Aus führung dieser tiefgreifenden Ar derungen auserfehen war, war di Errichtung einer neuen „Hauptschule' die auch 1862 eröffnet wurde. De Staatsmann hatte mit große Schwierigkeiten, namentlich in de Wahl geeigneter Lehrer, zu kämpfe da ja dezennienlang wissenschaftliche Leben gelähmt gewesen war. E berief hierzu einige Gymnasiallehre aus dem Posenschen, andere ar gehende Gelehrte, die eben noch di Bänke in Göttingen gedrückt hatten trotzdem gedieh die neue Hochschul vorzüglich. Der Pflichteifer de Lehrer (drei von ihnen nahme noch Teil an der Eröffnungsfeie vom 15. November 1915), die Hin gebung der reich befähigten Jugen an das Studium, die innigen Wechsel beziehungen zwischen Lehrenden un Lernenden, der streng wissenschaft liche Geist ließen die junge Anstal der nur sieben Jahre, die Hälfte de Zeitdauer der Alexander-Universitä beschieden waren, außerordentlich Erfolge erzielen. Aus ihr ginge hervor Polens führende Geister, di Sienkiewicz, Prus, Swientochowsk die Leuchten der polnischen Literatu und neben ihnen die verdienteste Juristen, Ärzte, Lehrer. Da brac über dieses intensive Leben und sein volle Schaffensfreude das Verhäng nis herein. Die Insurrektion vo 1863 hatte wohl die Zuhörerzah etwas gelichtet, aber den regelrechte Studiengang keinen Augenblick lan unterbrochen, daher lag kein Grun vor zu einer Unterdrückung des Stu diums. Diese erfolgte trotzdem, wei sich die Stellung der Regierung dem Lande gegenüber von Grund au geändert hatte; wohl kamen allerle Reformen, nur in der allem Natio nalen entgegengesetzten Richtung Was dem Despoten Nikolaus nich eingefallen, eine Russifizierun des ethnographischen Polens, da erhob die liberale Regierung z ihrem Prinzip, und für dieses Wer sollte ihr die Schule, von unten au bis zur Universität, den Vorspan leisten; vergebens warnten einsich tigere Russen vor diesem Beginnen das nur die Zwecke jeglichen Unter richtes verfälschte, die Schule ver giftete und das erwünschte Ziel doc nicht erreichte.

Im Jahre 1869 wurde di Hauptschule russifiziert; die pol nischen Professoren verließen si größtenteils, gingen z. B. nac Lemberg; polnische Privatdozente wurden nicht mehr zugelassen. Ihr Stelle nahmen Russen ein, unte denen es allerdings stets einzeln



D. Rizow, der neue bulgarische Gesandte in Berlin.

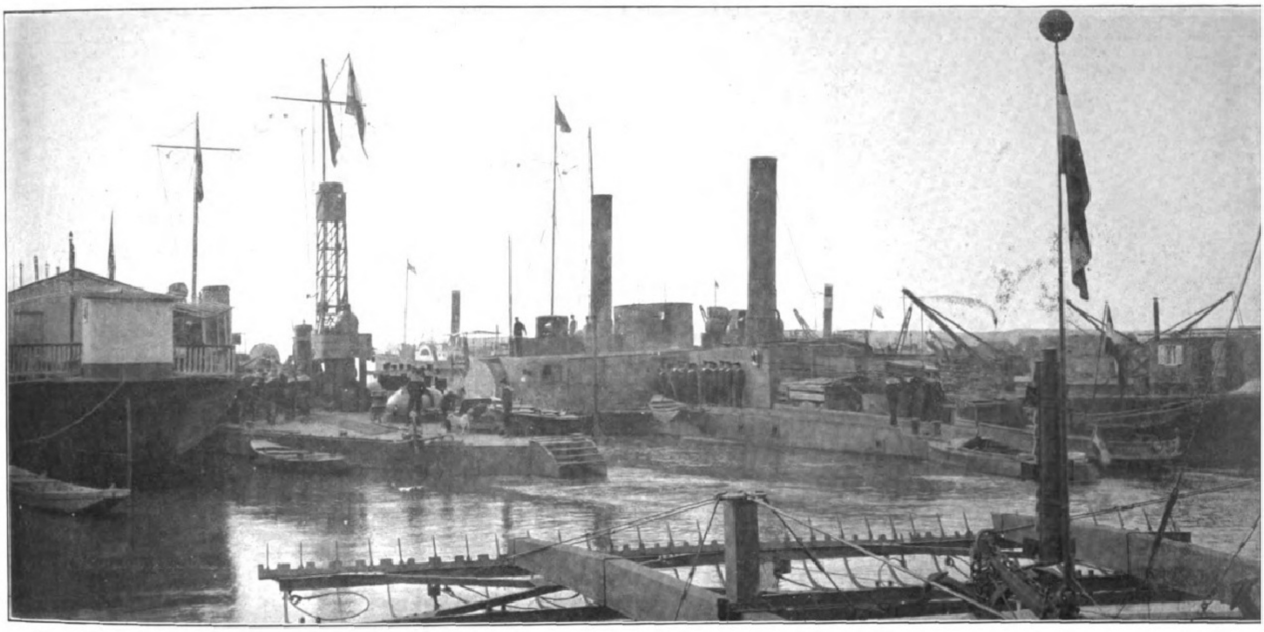
Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Hofphotograph H. Noack, Berlin.



Verladen von Proviant und Kriegsmaterial auf einer Grenzstation.



Bulgarische Offiziere beobachten den Feind.



Ankunft der ersten österreichisch-ungarischen Monitore und Kriegstransportschiffe in Lom-Palanka an der Donau (Bulgarien).



Im bulgarischen Schützengraben an der serbischen Front.

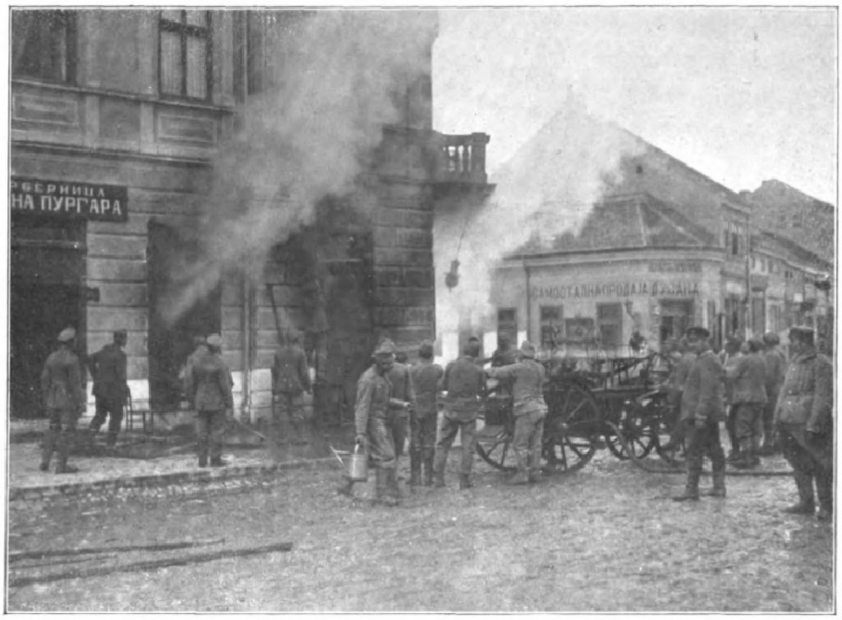


Bulgarisches Lager: Die Soldaten beim Mittagsmahle.

Bei unseren bulgarischen Verbündeten auf dem serbischen Kriegsschauplatz.

Vertreter wahrer Wissenschaft gab, während die Mehrzahl, zumal unter den Juristen und Medizinern, einfach Handlanger waren, die nicht die Wissenschaft, nur das Russentum pflegten. Sie haßten die Polen fanatisch (z. B. der Rektor Lawrowsky) oder verhielten sich ihnen gegenüber ablehnend und gleichgültig; ebenso die wenigen russischen Studenten, die die Aussicht auf reiche Stipendien lockte, die ja nicht den Würdigen oder Bedürftigen, nur den Russen verliehen wurden. Die polnische Gesellschaft schloß sich von ihnen allen hermetisch ab, ebenso die polnische Jugend, die sie nur haßte oder verachtete. Äußerlich bewahrte sie eine korrekte Haltung; wem es nur die Mittel erlaubten, floh aus Warschaus in andere russische Universitäten (z. B. Dorpat) oder in ausländische; die russische Universität in Warschau war geistig in Acht und Bann getan, bald sollte sie es auch physisch werden.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts wurde nämlich die Stimmung unter der unzufriedenen Jugend, nicht nur in Warschau, immer gespannter. Anfang 1905 mußten alle Universitäten Rußlands geschlossen werden und wurden erst im



Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen beim Löschen eines Brandes in der serbischen Stadt Pozarewatz (etwa 7 km östlich der Morawa).



Deutsche Ordnung in Serbien: Straßenreinigung nach deutschem Muster.



Serbische Einwohner bei der Flucht aus dem Kampfgebiet.

Herbst desselben Jahres alle wieder eröffnet bis auf die Warschauer. Hier schien sich eine endgültige Wendung zum Besseren vorzubereiten, die russischen Professoren rüsteten bereits zur Abreise nach einer neuen Universität (Saratow); die russischen Studenten verließen Warschau, um den polnischen Kollegen in der Erreichung ihrer nationalen Ziele nicht hinderlich zu sein; die Regierung schien zu schwanken. Endlich ließ sie alles beim alten und entfernte nur die russischen Professoren, die die Berechtigung der polnischen Forderungen anerkannt hatten. Die Jugend antwortete mit einem strengen Boykott der russischen Anstalt, dem sich nur die Juden nicht anschlossen; darauf öffnete die Regierung den Zugang zur Universität allen russischen Seminaristen (Zöglingen der Priesterschulen, ohne Reifezeugnis, mit dem Lehrgang von bloß sechs Gymnasialklassen), die nunmehr die neue, ausschließlich russische Universität Warschau überschwemmten, da ihnen der Besuch anderer russischer Universitäten wegen ihrer ungenügenden Vorbildung verschlossen blieb. Der allgemeine Boykott der polnischen Jugend war ein verhängnisvoller Schritt und wurde daher durchaus nicht von der Presse und älteren Leuten gebilligt; man schnitt sich damit ins eigene Fleisch.

Nach ihrem letzten gedruckten Jahresbericht (Anfang 1914) zählte sie 2415 Studenten, darunter nur 300 Polen; 1880 Russen, davon 1160 Popensöhne (Seminaristen); 137 Lehrer; das Jahresbudget betrug 700000 Rubel; unter ihren 45 Anstalten (Kliniken, Museen usw.) ragte die Bibliothek mit weit über 600000 Bänden hervor sowie das Zoologische Kabinett, dessen ornithologische Abteilung dank polnischer Sammlungen ihresgleichen in ganz Europa sucht.

Der 5. August 1915 machte allen diesen unerträglichen Zuständen ein jähes Ende. Die russischen Professoren und Studenten hatten längst die Stadt verlassen; beim Rückzug plünderten die Russen die Sammlungen, die Bibliothek verlor ihre Handschriften und seltenen Drucke, die physikalischen Institute ihre Instrumente, die Säle ihre Gemälde. Eine der ersten Sorgen für die neue deutsche Verwaltung war nun die Instandsetzung des Schulbetriebes im Lande, die Oberaufsicht und Regelung des Unterrichtsplanes, seine Krönung durch die völlige Neuaufrichtung einer Universität, der dritten polnischen in Warschau im Laufe eines Jahrhunderts!

Dank den Deutschen ist ein Ziel polnischer Wünsche erreicht. Wie durch die Universitäten Krakau und Lemberg das polnische wissenschaftliche Leben rasch emporschnellte, so wird auch die neue nationale Schule in Warschau ein Brennpunkt gelehrten Treibens werden, in dem sich die natürlichen Anlagen der Polen reich entwickeln können; denn mag die Wissenschaft nach Aufgaben und Methoden international sein, nur aus dem nationalen Boden zieht sie ihre besten Säfte; die unfruchtbare russische Universität in Warschau war ein abschreckendes Beispiel unnationaler Schulen, die in Jurjew (Dorpat) bietet ähnliches. So eröffnet sich für die polnische studierende Jugend, für die polnische schaffende Wissenschaft ein ungeahnter froher Ausblick; mögen die Wunden, die bisher der Krieg dem schwergeprüften Lande schlug, noch so tief sein, die neue nationale Schule bleibt wie ein aus dunklen Wolken hervorbrechendes Himmelslicht. Und dies verdankt Warschau deutscher verständnisvoller Art, die Kulturaufgaben mit Vorliebe sich zuwendet.



Deutsche Orts- und Richtungsbezeichnungen in Pozarewatz.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.



Zur Beendigung des Hauptfeldzugs gegen Serbien: Reliefkarte von Mittelserbien, wo mit der Einnahme von Mitrowitza und Pristina am 24. November die großen Operationen gegen Serbien ihren Abschluß fanden.

Mehr als 100 000 Mann, d. h. fast die Hälfte der ganzen serbischen Wehrmacht, sind während des fast zweimonatigen Feldzugs gefangengenommen, 502 Geschütze, darunter viele schwere, erbeutet worden, die serbischen Verluste im Kampf und durch Verlassen der Fahnen nicht zu schätzen. Die kärglichen Reste des serbischen Heeres sind in die albanischen Gebirge geflohen.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von **Karl Hans Strobl.**

Zweiter Teil.

Siebentes Kapitel.

(10. Fortsetzung.)

Firmkranz war kränker gewesen, als er gewußt hatte.

Er merkte es daran, daß eine Schwäche zurückgeblieben war, die sich durch den besten Arbeitswillen nicht vertreiben ließ.

„Nein," sagte Herr Kohlmeis, als der Ingenieur kam, um seinen Dienstantritt anzuzeigen, „daraus wird nichts, Verehrtester. Sie sehen ja aus wie ein Gegenbeispiel. Jetzt gehen Sie erst einmal noch zwei Monate auf Urlaub. Und kommen Sie mir erst zurück, bis Sie wieder den kleinen Amboß stemmen können."

Franz Firmkranz fand sich in die zwei Monate Nichtstun und entschloß sich, den Juni zu einem Besuch bei der Mutter zu benützen. Er hatte die mährische Stadt lange nicht mehr gesehen und gab Madeleine recht, es sei notwendig, seine alte Mutter noch vorher aufzusuchen. Vorher — das hieß, ehe er ganz und gar aus seinem Vaterhaus entwurzelt war und ein eigenes Heim begründete.

In der Patentangelegenheit konnte er sich vollkommen auf Herrn Brosam verlassen, der würde den Vorteil seines Schwiegersohnes wahrnehmen wie seinen eigenen.

Die alte Frau war vor Freude über dieses Wiedersehen ganz wirr im Kopf, Lachen und Weinen liefen aus einem Rohr, sie geschäftelte so viel um den Sohn herum, daß die ganze wohlbehütete Ordnung ihres Heims zu wanken begann. Ihrem Drang nach Liebesbeweisen hatte Franz viel zu wenig Bedürfnisse, und darum dichtete sie ihm da und dort eines an, um es dann mit dem eigensinnigsten Eifer zu befriedigen.

„Nein, nein," sagte sie, als der Sohn lachend abwehrte, „du sagst nur nichts. Du bist immer bescheiden gewesen. Deine Frau wird's gut haben. Aber solange du bei deiner Mutter bist, sollst du alles haben."

Dann mußte Franz von seiner Braut erzählen. Er nahm die feinsten und zärtlichsten Worte, die er hatte, wob Sonnenstrahlen und Innigkeit des Herzens um sie und erreichte es, daß die alte Frau aus dieser Schilderung das Vertrauen schöpfte, ihr Sohn habe eine Braut gefunden, die seiner nicht ganz unwürdig sei.

Auch der Bruder, der Fachlehrer Joseph Firmkranz, zeigte sich über den Besuch erfreut, obwohl seine Freude freilich die gemesseneren Farben trug, wie sie einem Gelehrten anstehen. Joseph Firmkranz, Fachlehrer für Deutsch und Geschichte an einer Mädchenbürgerschule, beschäftigte sich in seiner freien Zeit nicht mit Tarockspielen wie Kollege Kratochwil oder mit Fischen wie Kollege Hajek oder mit Briefmarkensammeln wie Kollege Wieprich, sondern mit der Mythologie und Kulturgeschichte der Ur-Arier. Wenn diese ernste Leidenschaft ein Steckenpferd genannt werden konnte, so hatte es die Ausmessungen des trojanischen Gaules und barg in seinem Bauch eine kriegerische Schar allerschwierigster Probleme und allerwüchsigster Hypothesen. Vergleichende Mythologie, Kenntnis des Sanskrit, vollständiges Verständnis der Veden und Upanishaden waren, um nur einiges zu nennen, unerläßliche Voraussetzungen; und um ein Buch zu schreiben wie „Der Tierkreis der Inder" oder „Die arischen Göttergestalten", bedurfte es eines Sitzleders von der Dicke einer Nilpferdhaut.

Joseph Firmkranz' Kummer war, daß man diese eines Hochschulprofessors würdigen Leistungen höheren Ortes übersah, und daß man ihn, der verdient hätte, eine Lehrkanzel zu erhalten, nach wie vor halbwüchsigen Mädchen die Geschichte der Babenberger vortragen und Schillers Gedichte analysieren ließ. Ein Ingenieur hatte es da leichter und besser. Wenn dem an einer Handschuhknöpfestanzmaschine eine neue Schraube einfiel, so nahm er ein Patent und fertig. Name und Erfolg waren eins. Auf arische Göttergestalten bekam man kein Patent.

Aus seinen Studien war dem Forscher die Überzeugung zuteil geworden, daß die einzig echten Nachfolger der alten Arier nebst den Indern die heutigen Deutschen seien; diese gelehrte Ansicht wurde, ins praktische und öffentliche Leben umgesetzt, die heilige Zuversicht, daß die Deutschen zur Führerschaft nicht nur in Österreich, sondern auch in Europa und somit auf der ganzen Erde berufen seien.

Deshalb konnte er auch die Wahl seines Bruders nicht ganz billigen, weil dieser nicht zu leugnen vermochte, daß seine Braut im Herzen durchaus auf der französischen Seite stand, dort, wo man den Deutschen ihre große Berufung bestritt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß man übrigens auch in der engeren Heimat diese Berufung nicht gelten lassen wollte, erwies sich wieder einmal in den großen Krawallen zu Ende des Juni.

Man weiß aus den Bauerngeschichten und aus dem Leben, daß Dickschädel es fertigbringen, wegen eines Wiesenraines oder eines alten Röhrbrunnens so lange zu prozessieren, bis der Wiesenrain ganz und gar in Sporteln, Stempel und Gebühren umgewandelt ist und aus dem Pumpen am Röhrbrunnen ein Pumpen aus den Taschen der Wucherer werden muß. Oder es ist wie in den Eisenbahnwagen, wo der eine gerade das Fenster offen haben will, das der andere geschlossen haben möchte. Sie könnten sich ja vergleichen und die Plätze tauschen, aber darauf verfällt keiner, und so fauchen sie lieber aufeinander los und wollen ihr Recht behaupten, und daß der eine dem andern nachgäbe, ist ganz und gar ausgeschlossen.

Ein solches Wiesenrain-, Röhrbrunnen- und Zugfenstergezerre hatten die Deutschen mit den Tschechen schon seit etlichen hundert Jahren, und dabei war so viel an Stempeln, Sporteln und Gebühren aufgegangen, daß es ein Jammer genannt werden konnte. Sehr viel guter Wille war darangesetzt und wieder abgezogen worden, sehr viel lebendige Kraft lag verschüttet, und je mehr man sich bemühte, sich zu vertragen, desto mehr glaubte man, sich davon überzeugt zu haben, es gebe auf der ganzen Welt keinen unverträglicheren Nachbarn als den, zu dem man von einem boshaften geographischen Mißgeschick verdammt worden sei.

Schließlich glaubten die Hitzköpfe auf beiden Seiten, die Sache sei nicht anders als nur mit der Faust zu entscheiden, und der beste Beweis sei immer noch ein ausgerissener Haarschopf oder ein eingeschlagener Backenzahn.

Und so taten sie dem Nachbarn alles zu Trotz, was ihn ärgern konnte, rieben ihm allerlei unter die Nase, was diesem nicht anstand, allerlei festliche Veranstaltungen, die sonst der Entspannung und Freude dienen mögen, wurden eigens mit Spitzen und Widerhaken ausgerüstet, daß sie dem bösen Nachbarn recht ins Fleisch drängen. Fahnen, Festjubel, Musik und Feuerwerk bekamen so einen ganz und gar kriegerischen Sinn.

Für diese Junitage war in Franz Firmkranz' Vaterstadt ein solches Fest der tschechischen Turner berufen worden.

„Dreißigtausend oder gar vierzigtausend sollen kommen," sagte Joseph Firmkranz ganz aufgeregt, „und man erlaubt's. Die werden uns überschwemmen; was sollen wir dagegen tun? Es kann furchtbar werden! Es kann ein Blutbad geben! Der Konsul Grünstein verschwindet überhaupt. Am Freitag fährt er nach Wien, am Montag kehrt er zurück. Er will nicht dabeigewesen sein." Und dann erzählte er weiter, es kämen Turner aus Böhmen, aus Krain, aus Kärnten, aus Polen, aus Serbien, eine Völkerwanderung von Turnern, alle zum Äußersten entschlossen. Natürlich habe man ihnen auch ein deutsches Trutzfest dagegengesetzt, und irgendeine Fahnenweihe beim Schützenverein habe den Vorwand dazu abgeben müssen. Es sei alles aufgeboten worden, aber man könne doch daran nicht zweifeln, daß die entschlossenste deutsche Gegenwehr von dieser Menge überrannt werden müsse. „Na — ja! Wir haben die Konsuls Grünstein, sehr anständige Leute, aber wenn's gilt — fahren sie nach Wien! Die anderen haben Volk, Volk, Volk. Das ist ein ungleicher Kampf. Aber wir wollen ihn dennoch aufnehmen. Sie sollen sehen. Wenn wir untergehen, so soll die Welt ein Schauspiel erleben wie Tejas Kampf am Berge Vesuv." Und er schüttelte seine dürre Gelehrtenfaust gegen den unsichtbaren Feind.

Abends kam er noch einmal, eigens um zu sagen, daß auch er am Festzug teilnehmen werde, mit dem Lehrerverein „Diesterweg", und er werde neben dem Fahnenträger gehen.

Franz Firmkranz lächelte über seines Bruders kriegerischen Eifer. Er meinte, es gehöre zu den eigentümlichen Lebensäußerungen Österreichs, daß sich die Nachbarn untereinander nicht vertrügen, und seit Menschengedenken habe man nicht gehört, daß Deutsche und Tschechen unter einen Hut gebracht werden könnten. Das würde eben einfach so weitergehen, bis eines Tages die Baracke zusammenfiele. Er hielt es für unnötig, sich darüber zu erhitzen; ebensogut könnte man gegen ein anderes Naturgesetz wettern, etwa daß alle Körper schwer seien, oder daß die Quecksilbersäule durch Fallen die Kälte und durch Steigen die Wärme anzeige.

Joseph Firmkranz hob schnaubend die behaarte Gelehrtenfaust. „Man merkt's schon an dir, daß du eine Französin heiraten willst." Er sah jetzt wirklich aus wie eine seiner arischen Göttergestalten, etwa der Gewittergott, der im Begriff ist, den Blitz zu schleudern. „Wir haben diesen Staat mit unserm Schweiß und Blut geschaffen, wir haben ihn den Wilden abgerungen, noch heute sind wir sein Kitt. Wer uns Deutsche austreibt, der richtet Österreich zugrunde. Die Slawen . . . der Russe wäre denen heute lieber als morgen."

Frau Firmkranz kam schreckensbleich und berichtete, die Frau Selcherin Nowotny habe gesagt, sie habe von einem Wachmann gehört, es kämen hunderttausend Sokols, und im Hofe der Statthalterei seien schon Kanonen aufgestellt worden, um auf die Deutschen zu schießen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie es gekommen war, hätte niemand zu sagen gewußt.

Die beiden Festzüge, deren jedem ein besonderer Weg von der Behörde vorgeschrieben war, hatten, wie von einer geheimen Anziehung der Rauflüsternheit aufeinanderzugetrieben, ihre Bahnen verlassen und waren mit den Spitzen gerade vor den Fenstern der Statthalterei zusammengeraten.

Franz Firmkranz, der in der Zuschauermauer eingekeilt war, sah da vorne sogleich ein Gefuchtel von Stöcken; man brüllte, man schlug einander die Hüte vom Kopf. Die Spitzen der beiden Festzüge trafen aufeinander, brachen ab, die Flanken wurden aufgerissen, eine Fahne schwankte im Gewühl, sank, stieg wieder hoch.

An Firmkranz war eben noch der Radfahrerklub „All Heil" vorübergekommen, mit geschmückten Rädern und stramm gespannten Waden; jetzt war der Gesangverein „Liederkranz" im Anrücken, von einem grünseidenen Banner mit goldgestickter Lyra überrauscht; aber das war auch der letzte Anblick von Ordnung und Gesittung, denn im nächsten Augenblick hatte Stoß und Gegenstoß alles durcheinandergeworfen, und die Straße war für so viel kriegerische Bewegung nicht mehr breit genug.

Ohne sich darum zu kümmern, ob er von Freunden oder Feinden umgeben war, brüllte Firmkranz mit, warf sich ins Gewühl, vorwärts, irgendwohin, wo gerauft wurde, wo er die Arme schwingen konnte. Er lachte mit glucksenden Stößen, ganz fortgerissen von einem Gefühl der Kraft und Lust am Kampf.

Jemand packte ihn am Hemdkragen und riß ihm die Weste auf, er sah zwei funkelnde Augen über sich und pflanzte seine Faust mitten hinein. Wie durch eine überirdische Gewalt sah er sich von seinem Gegner getrennt, wurde vom Boden gehoben und fortgeschwemmt, auf die Seite geworfen. Durch eine plötzlich in der Menge entstandene Gasse klapperten Dragoner, wütendes Geschrei vor sich und hinter sich.

Der Reiterangriff hatte die Schlachtreihen getrennt, Polizei drängte nach und warf sich mit ausgestreckten Armen auf die Erbosten, wie sich Waschfrauen auf schmutzige Wäsche stürzen, mit Walken und Kneten und Schlagen.

Franz Firmkranz stopfte den ausgerissenen Hemdkragen in den Rock zurück, so gut es gehen wollte, knöpfte die Weste zu und sagte vergnügt zu sich: „Heute merke ich, daß ich wieder gesund bin!"

Eine klägliche Gestalt von ergötzlicher Hilflosigkeit war ihm zum Nachbar geworden. Das war jemand, dem hatten sie einen steifen schwarzen Hut bis über die Ohren getrieben und dann die Krempe abgerissen, daß der runde Deckel wie ein alter Topfhelm auf dem Kopfe saß und jedem Bemühen, ihn abzuziehen, widerstand. Und der geschlagene Ritter war Firmkranz brüderlich bekannt, nur daß Joseph weder aussah wie ein Gelehrter noch wie eine arische Göttergestalt, sondern am allerehesten wie ein hinausgeschmissener Weinagent.

Franz Firmkranz half dem Bruder ans Licht, indem er dem Topfhelm mit seinem Taschenmesser einen seitlichen Schlitz beibrachte.

„Du bist es?" fragte der Befreite.

„Wie geht's? Besiegt und geschlagen das tapfere Heer . . ?"

Der Bruder reckte in stummer Wut, den zerschlitzten Topfhelm hinten auf dem Haupt, seine Faust nach der gegnerischen Schlachtreihe.

Plötzlich kamen Steine angesaust. Der Polizei war es gelungen, eine breite neutrale Zone zwischen die feindlichen Heerscharen zu legen. Aber, wie es schon mit Neutralitäten zu gehen pflegt: wenn man sie nicht gelten lassen will, findet sich immer etwas, um sich über sie hinwegzusetzen. So hatten die drüben aus irgendeinem Hofwinkel oder hinter einem Baugerüste Wurfgeschosse hervorgezaubert, und Ziegeltrümmer flogen nun in lustigen Bogen über die neutralen Pickelhauben hin.

Viele Hände diesseits reckten sich und holten aus, um die Geschosse zurückzuwerfen. Aber schon war die deutsche Wut verraucht und eine staatsbürgerliche Gesinnung von Ordnung und Achtung vor der Obrigkeit zurückgekehrt.

„Nein . . . Nein!" schrieen die Besonnenen, „nicht zurückwerfen! Steine aufheben! Steine aufheben!"

„So ist's recht," lachte Franz Firmkranz, „jetzt sind wir wieder bei uns zu Haus. Nicht vergelten! Steine aufheben, nur aufheben, als Beweise vor der Weltgeschichte . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zur selben Zeit fielen in der Hauptstadt Bosniens die Schüsse, die den Mann töteten, der dazu berufen war, den Thron Österreichs zu besteigen.

Er nahm seine Gattin mit in den Tod. Er hatte ihr zuliebe darauf verzichtet, seine Kinder als Erben der Krone zu sehen, nun leistete sie ihm dafür Gefolgschaft in der dunkeln Stunde.

Als er nach dem ersten mißglückten Streich gegen sein Leben das Rathaus verließ, um seine Fahrt fortzusetzen, umkrampfte die Frau seinen Arm und flüsterte: „Nicht . . . nicht . . fahre nicht!" Niemand bemerkte es, daß die Frau in diesem Augenblick so gar nicht Hoheit war, sondern einzig ein von angstvoller Liebe gerütteltes Weib.

Aber in ihm stand der Soldat und der künftige Herrscher, und der wollte nichts vom Schatten der Furcht kennen, und um eines bübischen Mordanschlags willen wich er keine Handbreit vom Vorgenommenen.

Mit aller Liebe und Zärtlichkeit eines in bürgerlicher Gemeinsamkeit verbrachten Lebens entwand er sich ihr: „Nein . . . es muß sein . . . aber du, du bist unwohl, du bleibst!"

Sie straffte sich neben ihm: „Ich weiß genug — ich fahre mit dir."

Dieses kleine Drama von Angst und Innigkeit und Heldenmut hatte kaum eine halbe Minute gedauert, während deren der Erzherzog und seine Gemahlin ein paar Treppenstufen unter dem Portal des Rathauses hinabstiegen, von den Adjutanten, den Spitzen der Behörden und dem schlotternden Bürgermeister gefolgt.

Die Gräfin bestieg den Wagen. Es war ihr, als falle ein Schatten über die Sitze, gerade so, als habe sich jemand hinten aufgeschwungen. Ihrem erschreckten Blick bot sich nichts als das ernste Gesicht des Personaladjutanten und die verzweifelte Verlorenheit des Bürgermeisters.

Alle Höhen über der Stadt waren heiter in Sonne und Südlandsluft, der Bergfluß, den sie auf schönem Damm entlang fuhren, brachte ein wildjunges Berggeplauder mit; aber dennoch war alles das irgendwie fahl, unterhöhlt und gefahrdrohend, als wäre Sonnenschein und Weltheiterkeit nur die Maske für ein ingrimmiges, tückisches Schicksalsgesicht.

Sie fuhren den Fluß entlang und die Reihen der Menschen dahin, aus denen der Jubel und die Begeisterung schrie, daß der Erzherzog gerettet worden war. Sie sprachen nicht, weder von dem, was geschehen war, noch von dem, was kommen konnte, und die Gräfin schmiegte sich an den Gatten, so enge es anging, ohne die Würde einer feierlichen Auffahrt zu zerstören — bis einer mitten aus der Menge hervorsprang, sich an den Wagen klammerte und schoß . . .

Den zweiten Schuß hörte die Gräfin schon nicht mehr. Der Kopf des Gatten war auf ihren Schoß gesunken, und beider Leben entrann zugleich in die Tiefen des Alls. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zunächst freilich verhütete die furchtbare Tat noch blutiges und verhängnisvolles Geschehen.

Die Hitze, mit der die feindlichen Heerhaufen einander in die Festzugsherrlichkeit gefahren waren, hielt an und wuchs noch, denn es erwies sich wieder einmal, daß unter Umständen ein verhindertes Raufen als eine unstillbare Muskel- und Seelensehnsucht dem Menschen so lange zusetzt, bis er ihr genuggetan hat.

Für den Nachmittag war an dem einen Ende der Stadt das deutsche Schießen und am gerade entgegengesetzten das tschechische Turnen vorbereitet; aber, wenn auch die beiden Schauplätze etwa eineinhalb Stunden voneinander entfernt waren, so war es doch jedem Straßenkampfstrategen klar, daß man sich schon irgendwo zu finden wissen werde.

„Wir müssen zur Selbsthilfe greifen", schrie ein Redner vom Kaiser-Joseph-Denkmal her, und als hätte dies nicht der aller Welt bekannte Regenschirmhändler Albert, sondern von dieser Stelle und zu dieser Stunde der große Volkskaiser selbst gesagt, schlug es allen im Herzen Wurzeln. Es wurde ganz vergessen, daß es eigentlich der deutschen Gepflogenheit entsprach, die Steine aufzuheben und nicht zurückzuwerfen. Eine heilige Schar verwegener junger Leute, Studenten und Turner, rottete sich zusammen und bezog Wache auf den zum Schützenplatz führenden Straßen, um einer Überrumpelung vorzubeugen.

Aber auch die Feinde hatten ihre Komitatschibanden, und so kam es im Verlauf des Nachmittags wieder zu einzelnen Zusammenstößen, die als Vorboten eines allgemeinen Kampfes anzusehen waren.

Auch Franz Firmkranz war ungemein kriegerisch gestimmt.

Die alte Frau Firmkranz brachte heute einen angebrannten Sonntagsbraten auf den Tisch; ihr bangendes Mutterherz hatte weder über der Suppe noch über dem Apfelstrudel mit der sonstigen Sorgfalt zu wachen vermocht, so daß die eine eher einem überaus salzhaltigen Klebestoff und der andere einem unzusammenhängenden Gemengsel von Teig und Apfelschnitten glich.

Wie immer Sonntags hatte sie auch ihren zweiten Sohn zu Gast, der sonst seine abgesonderte Gelehrten- und Junggesellenwirtschaft führte. Und es waren ihre wärmsten und von strahlendster Liebe erfüllten Stunden, wenn beide Buben die Beine unter ihren Tisch streckten, nach jedem Gang ein Lob der mütterlichen Kochkunst anstimmten und sich dann in so klugen und weltumfassenden Gesprächen ergingen, daß sie kaum zu folgen vermochte.

Heute war das Thema Mord und Totschlag, und Josephs verunglückter schwarzer Hut bewies zur Genüge, wessen man sich zu versehen hatte.

„Daß wir uns so grimmig zerfleischen müssen," sagte Franz, „und dabei ist mir doch, als könnten wir uns ganz gut nebeneinander vertragen, wenn einer den anderen nur mit ein wenig gutem Willen wollte verstehen lernen. Es ist wie eine Verzauberung, und wenn einer das richtige Wort wüßte, so könnte er alles lösen."

„Ein Bismarck fehlt uns Deutschen in Österreich," entgegnete Joseph, „einer, auf den wir alle hören. So ein ganz Großer, der unsere alte traurige Uneinigkeit überwindet. Das ist unser Fluch. Wir haben Parteien, wir haben kein Volk. Aber der Tag wird kommen, an dem wir wieder obenanstehen, die überwundenen Sklavenvölker zu unseren Füßen."

So meinte es Franz nicht. Er meinte, man dürfe nicht hoffen, diese aufstrebenden Nationen zu unterdrücken. Aber es wäre doch möglich, ihnen begreiflich zu machen, daß sie nur gute Nachbarschaft zu halten brauchten, um auch ihren Platz an der Sonne zu behaupten.

Noch im Gespräch über diesen Gegenstand gingen sie fort, und die Mutter sandte ihnen einen angstvollen Segen nach, als zögen sie in die Schlacht.

Draußen sah es freilich nicht nach Verständigung und guter Nachbarschaft aus. Alle Straßen waren von Militärposten besetzt, starke Polizeiwachen standen an den Ecken, und Dragonerpatrouillen ritten im Schritt dahin. Es war so gründlich und zweckmäßig abgesperrt, daß man alle Augenblicke gegen ein donnerndes „Zurück" anlief. Die beiden Brüder waren durch dieses Aufgebot zu den absonderlichsten Umwegen gezwungen, die sie immer mehr aus der inneren Stadt heraus und gegen jenes Ende brachten, wo die Rothemden auf einem freien Platz die große Schauübung abhielten.

Die Gegend färbte sich immer mehr ins Weiß-Rot-Blaue. Da drüben war die Festwiese mit dem Hag von grauer Segelleinwand rundum und dem Fahnengeflatter an hohen Masten. Schon klangen die vielen, an allen Ecken und vor den Schaubühnen aufgestellten Musikkapellen blechtönig und unschön zusammen.

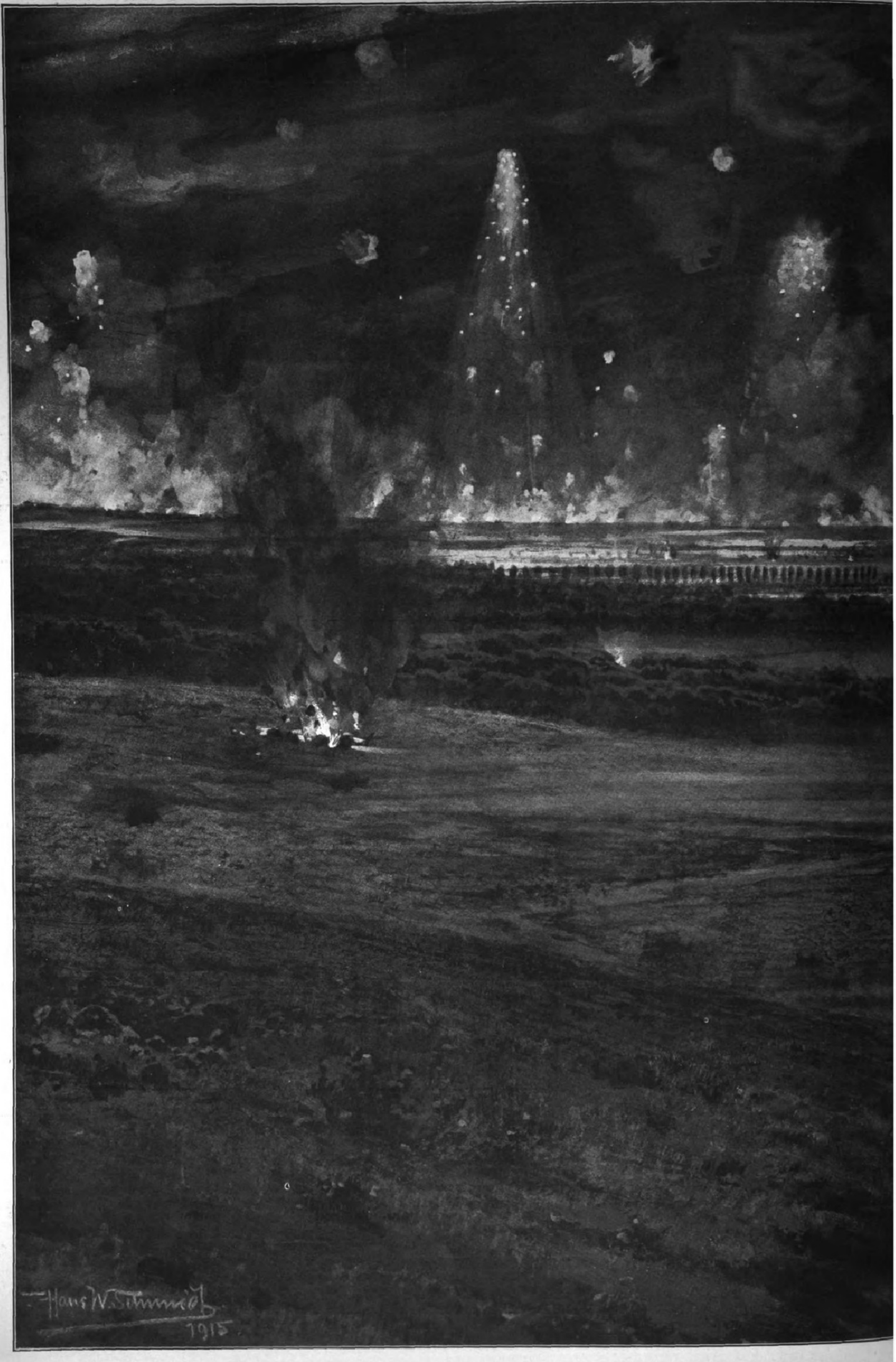
Die Brüder Firmkranz, die wider ihren Willen hierher geraten waren, sahen sich vor einer Kette von Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett, und als sie sich wandten, wurde ihnen durch plötzlich aufziehende Polizeiwachen auch der Rückweg abgeschnitten. Ärgerlich berieten sie darüber, was zu tun sei, als sie einen Gesang hörten, der rasch herankam.

Das war . . . weiß Gott, das war die „Wacht am Rhein".

Ein paar hundert tollkühner Jünglinge hatten die drückende Erwartung nicht länger ertragen. Sie waren irgendwie um die bewaffneten Sperren herumgekommen und setzten nun der Übermacht der Gegner ihr Kampflied mitten ins Gesicht.

„Diese Esel! Diese Esel!" sagte Joseph Firmkranz.

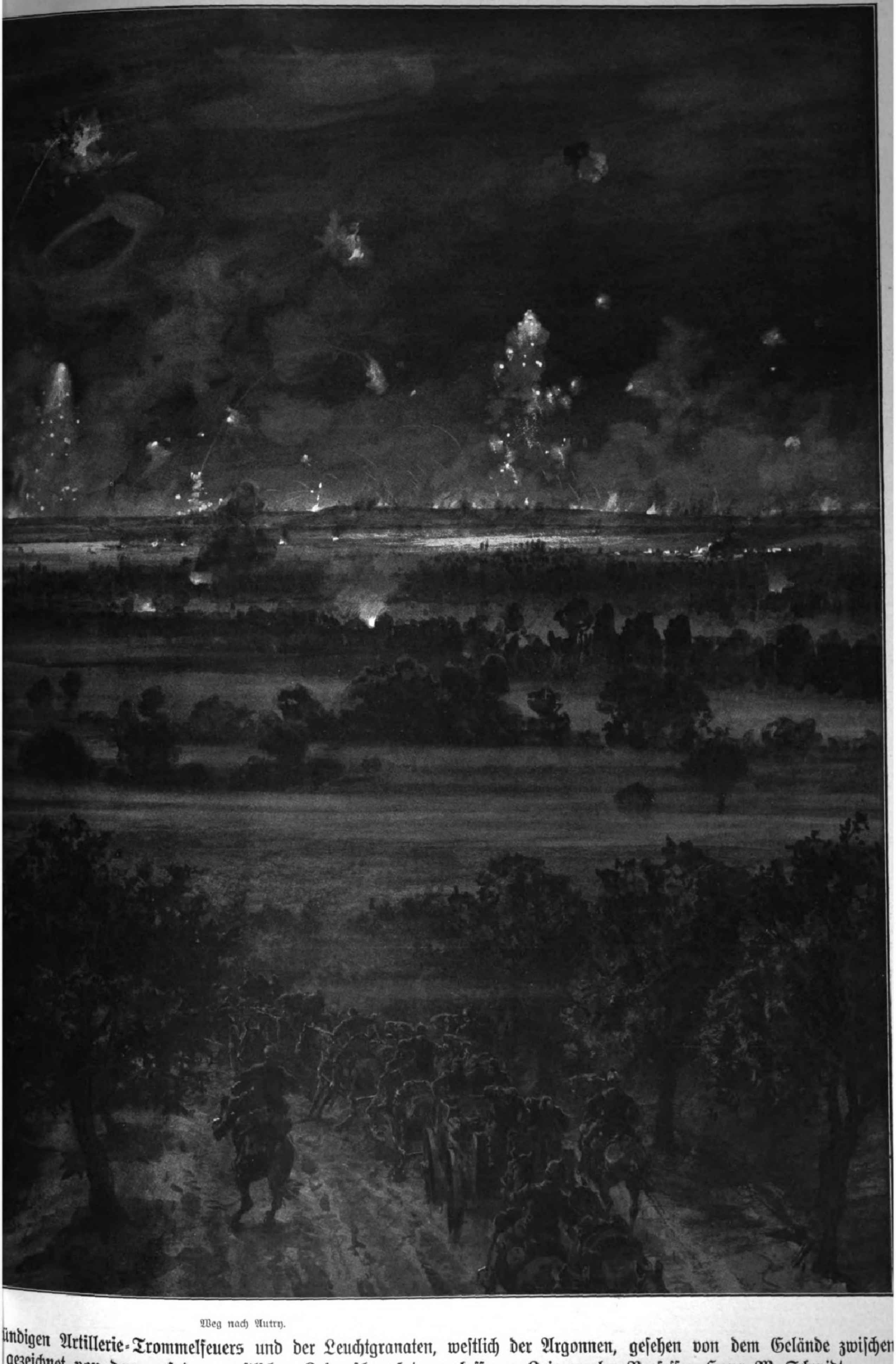
„Himmelherrgott, diese Esel!" sagte Franz Firmkranz, und sein Gesicht leuchtete.



Straße mit Pappeln = Chaussee Cernay-Condé.

Von der dritten Champagneschlacht: Lichtwirkung des die große französische und englische Offensive vorbereite[n] Senuc und Montcheutin in der Nacht vom 22. zum 23. September 1915. Für die Leipziger „Illustr[irte]

Cernay.



Weg nach Autry.

ündigen Artillerie-Trommelfeuers und der Leuchtgranaten, westlich der Argonnen, gesehen von dem Gelände zwischen
gezeichnet von dem auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.

Man sah, wie die Gendarmen unruhig wurden. Auf Befehl des Leutnants machten sie kehrt und begannen in der Richtung auf den Gesang vorzugehen.

Inmitten des schweren Menschenklumpens, in dem die Brüder staken, mußten sie alle seine Bewegungen mitmachen. Sie folgten den vorrückenden Gendarmen, und ebenso plötzlich, wie sie vorgetrieben worden waren, standen sie festgekeilt.

Die „Wacht am Rhein" da vorne war abgebrochen, ein heißes, erbittertes Geschrei schlug ihnen entgegen.

„Mein Gott, sie werden doch nicht . . ." murmelte Joseph.

In beiden Brüdern war jetzt nur ein Gedanke: irgendwie zu helfen, zu beschwichtigen, Unglück zu verhüten, indem man Vernunft und Menschlichkeit anrief. Aber wie in einen bösen Traum waren sie gebannt, sie vermochten sich nicht zu rühren, und schon sahen sie ringsum lauter finstere Gesichter. Man hatte sie als Deutsche erkannt, und die Gefahr war nun ihnen selbst auf den Leib gerückt. Jeden Augenblick konnte etwas Unheilvolles geschehen, als würde man einem fürchterlichen Sturz blutig abschließender Schicksale zugetrieben.

Plötzlich wurde der Menschenklumpen zerrissen, ein paar Polizeileute hatten sich in die Masse geworfen, um einem Beamten Platz zu machen, einem großen, dicken Menschen, dessen Tiefquart ihn als einstigen Farbenstudenten auswies. Wie ein Schneepflug wühlte sich die kleine Gruppe von Männern durch, ohne auf Schultern und Rippen sonderlich Bedacht zu nehmen.

Der Polizeibeamte war sehr blaß, schwenkte ein Papier und schrie mit einer heiseren Stimme: „Aufhören . . . Aufhören!"

Und es war etwas in seinem Gesicht und seiner Stimme, das allen Ingrimm schweigen hieß, das alle Rachsucht zurücktrieb. Das Papier wehte über den Hüten: „Aufhören . . . Aufhören!"

Jetzt mußte der Beamte die Reihe der Gendarmen erreicht haben, denn auch da vorne wurde es still, als hätte ein großes wollenes Tuch das ganze Getümmel gedämpft.

Und man hörte diese heisere Stimme mit einer unnatürlichen Schärfe über die ganze Menge hin und durch das Blechgetön der Musik: „Aufhören! Nach Haus gehen! Der Thronfolger ist in Serajewo ermordet worden!"

Noch wußte niemand etwas anderes als diese kahle, fürchterliche Tatsache. Aber sogleich erfaßte jeder die Wahrheit und Wucht dieser Worte, und in jedem Hirn stellte sich eine ungefähre Ahnung des einzig möglichen Herganges ein. Das Wort Serajewo führte sofort mit dem Schauplatz auch die Vorstellung des Zusammenhanges heran.

Und in dieser Stille, die nur heftiges Atmen war und rasender Gedankenstrom über einem bleiernen Gefühl von Schmerz und Unheil, hörte man, wie die Musikkapellen auf dem Festplatz ihr Spiel abbrachen, mitten im Takt, im Geschmetter der Märsche, eine nach der anderen, bis nur noch eine, die fernste, übrig war.

Jetzt schloß auch diese mit einem lächerlichen Mißton, und man wußte, daß die Nachricht überall hingedrungen war . . . Gemurmel quoll, eine düstere Brandung, Erbeben von Tausenden im Innersten getroffener Seelen.

Franz Firmkranz sagte langsam und gewichtig, ohne die Worte als sein eigenes Erzeugnis zu fühlen: „Das ist der Krieg!"

Und ein Mensch, ein ganz fremder Mensch neben ihm, ein kleiner Kaufmann oder ein Arbeiter, wandte sein Gesicht und nickte ihm zu, mit einem schreckhaft geweiteten Auge seinen Blick erfassend. Und das war nicht eines Mannes Gesicht, nicht dieses kleinen Kaufmannes oder Arbeiters, sondern das Antlitz von Hunderttausenden, das Gesicht eines Volkes, in dem aller Zwist durch die Gemeinsamkeit des Schreckens und der bangen Ahnung erloschen war.

Noch am selben Abend wurden die serbischen Turner unter dem Schutz der Gendarmerie und Polizei auf den Bahnhof gebracht und eiligst in ihre Heimat abgeschoben.

— —

Für den Monat Juli waren Familien- und Urlaubsfreuden mit den Brosams in Garmisch angesetzt.

Die Brosams bewohnten eine Villa an der Loisach, und als Firmkranz ankam, fand er für sich ein freundliches Zimmer bereitet, das in allem nach seinen Wünschen gestimmt war. Während die Räume der Brosams auch hier in dieser Sommerwelt noch mehr ins Düster-Vornehme strebten, mit einem Aufwand von Teppichen und schweren Vorhängen, die man umständlich von Mülhausen herangeschleppt hatte, war dem Stübchen Firmkranz' Sonne und Luft gegönnt. Nur dünner Mull umrahmte die Fenster, und in den Möbeln war eine im Bäuerlichen beharrende Einfachheit gewahrt. Dankbar erkannte Firmkranz in alledem das Walten Madeleines, und eine köstliche Zuversicht erwuchs ihm daraus, daß auch ihre Ehe nach seinem Wesen Richtung und Haltung haben werde.

Für Madeleine aber, deren Sehnsucht nach dem Abwesenden an seinem Bild gemodelt hatte, um es ganz nahe an ihrem Herzen fühlen zu können, brachte der Zurückgekehrte eine Menge fremden Lebens mit, das sie scheu machte.

Sie hätte nicht sagen können, was es war, das sie so sonderbar auf sich selber beschränkte. Die Krankenbettromantik war verflogen, und sie empfand es qualvoll, daß sie, statt sich der wiedergewonnenen Kraft und und des erhöhten Lebens ihres Bräutigams zu freuen, von diesem derben Wesen abgestoßen wurde. Seine Neigungen gingen dahin, in langen Märschen über die Berge zu laufen und abends in irgendeinem raucherfüllten Wirtshaus aus Maßkrügen Bier zu trinken und mit Holzknechten und Jägern und Bergführern lange, kaum verständliche Gespräche zu führen.

Es war Firmkranz' Wunsch gewesen, in die Berge zu gehen, und der hatte, als der eines Genesenden, bei der Beratung über die Sommerpläne den Ausschlag gegeben. Nun begann es Madeleine zu bedauern, daß sie es nicht hatte durchsetzen können, den Familiensommer in einem der französischen Seebäder zuzubringen. Dort war die Welt, hier nur das aus dem Leim gegangene Dorf, dort war das elegante und zierliche Durcheinanderwirken von Geschmack und Geist, hier wimmelte eine plumpe Menge von Sommerfrischlern und Touristen, deren Ungeschmack in allen Dingen empörend war. Die Männer liefen in Kniehosen und blauen Jankern herum, die Frauen und Mädchen spannten pralle Mieder um den Leib und wedelten mit kurzen Dirndelröcken durch das Dorf. Und wenn sich Madeleine auch dem allgemeinen Brauch fügte und der deutsche Teil ihres Wesens zugeben mußte, daß sie in Rock und Mieder sehr wohlgeraten aussah, so schickte das Franzosentum doch die bittersten Bedenken aus, daß dieses Tun und Tragen nur eine Fälschung und ein grober Verrat sei.

Die Zeit war keineswegs darnach, daß eine solche Spaltung von der Wurzel an hätte vergessen und verklebt werden können, denn immer ärger wurde das Durcheinanderreden Europas über die geschehenen und künftigen Dinge. Die erste Empörung über den Mord von Serajewo war im Ring der Feinde sehr rasch vor der Erwägung vergangen, daß man die Mörder doch unter den Schutz der großen Politik nehmen müsse. Der Stand der Kräfte gebot es, Gerechtigkeit zu verweigern und Österreich an seiner Abrechnung mit dem bösartigen Nachbarn zu verhindern.

Regenwetter trat ein, und da man seine Gedanken nicht in den Wäldern ausdünsten und auf den Gemssteigen liegenlassen konnte, hockte man im Kurhaus und schlang Zeitungen, um nachher am Biertisch Verdautes und Unverdautes im Durcheinander weiterzugeben.

Es war nichts mit dem geruhsamen Sommerleben. Die große Seeschlange, die sonst in der Zeit saurer Gurken als das gemütlichste aller Untiere auftaucht, war diesmal von einem bluttriefenden Gespenst verdrängt, das fahl und hohläugig am Weltensaum emporstieg.

— —

Zwischen zwei Regengüssen hatte Firmkranz mit Madeleine den Badersee gewinnen können.

Das kleine, blaugrüne Wasser lag ganz einsam. Die Kellerei in dem Wirtshaus am Seeufer beklagte sich über das schlechte Wetter und über die unruhigen Zeiten. Es seien so viele Fremde abgereist.

In einem Kahn fuhren sie hinaus, immer nach ein paar Schlägen hielt Firmkranz mit dem Rudern inne, und dann war es, wenn sie ihre Blicke in das Wasser senkten, als stiege das glasige Grün um sie empor; so stark war die Strahlung des Lichtes aus dem köstlichen Weiher, wenn die Sonne zwischen dem Regengewölk ihre Gnade gab. Unten auf dem Grund waren die ertrunkenen Stämme durcheinandergewirrt, Wasserpflanzen rankten um die starren Äste, alles war Klarheit bis in die Tiefe. Traum und Märchen spannen in Wald und See.

Der Kahn hielt über dem sehnsüchtig aufstrebenden Nixenbild im grünen Schloß. Von den Booten der Sommergäste umwimmelt, war das Bild ein Popanz von Ungeschmacks Gnaden, den Einsamen wurde es Ausdruck eines geheimnisvollen Dranges, inniger Verlorenheit in Rätseln des Seins. Und als hätte Firmkranz im Anblick des schwebenden Wasserwesens da unten seiner eigenen sehnenden Liebe endlich zu einem Wort gefunden, fragte er: „Madeleine, was ist mit dir?"

Auch sie war weich in die Stunde geschmiegt und suchte nach ihm. Aber wie konnte sie sagen, was sie selbst nicht in sich gelöst hatte? Es war ihr manchmal, als verschlösse ihr Gott Herz und Mund. So mußte sie schweigen und war doch voll innerer Sprache, für die aber noch kein Laut geboren war.

Langsam zogen sie über die Nixe weg, und so verging mit dem Bild auch die wunderliche Größe und Heimlichkeit des Augenblicks. Eine lichte Wolke kam über die Wände. Und bei währendem Sonnenschein, aus einem tief gekrümmten Farbenbogen zwischen den Waldbergen begann es leicht zu regnen.

Sie ließen es geschehen, denn beide hingen noch an dem Nachhall der vollen Töne ihrer Seelen.

„Morgen bist du einundzwanzig", sagte Firmkranz, und dies, daß Madeleine einundzwanzig war, stand ganz innig bei dem grünen See, dem verschwundenen Wasserwesen und dem leichten Regen.

„Wir wollen heute abend Blei gießen", entschied Madeleine.

Sie fuhren mit dem Motorwagen nach Garmisch. „'s is eh bald Matthäi am letzten mit der Fahrerei," sagte der Lenker grinsend, „wenn's losgeht, so rücken mir zerscht ab."

„Glaubst, es geht an, Pareider?"

„Glaubst es epper net?"

Mein Gott, und mit jedem beliebigen Holzknecht, Bergkraxler, Postillon und Kraftwagenbändiger saß er am Du-Tischlein; das war eine Art Herablassung, für die Madeleine schon gar keinen rechten Namen fand. Es stand ihr bei solchen Betrachtungen sehr fest im Sinne, daß sie durch ihre Mutter aus einem Nancyer Pratriziergeschlecht abstammte, das mit seinen vorletzten Geschlechtern in der großen Revolution für das Königtum Blutzeugenschaft abgelegt hatte.

Sie waren allein im geräumigen Wagen, und bei einer etwas straffen Kurve geschah es, daß Firmkranz aus einem durch eigene Nachhilfe verstärkten Schwung heraus seine Braut zu küssen versuchte.

Es war keine Gefahr des Erwischtwerdens, links und rechts standen feste Tannenwände, und zudem hingen die allerschönsten Regenvorhänge vor den Fenstern, so daß auch der neugierigste Waldgeist nicht hätte hineinsehen können. Aber Madeleine stemmte ihn von ihrem Mund weg und sah ihn mit einem höchst eigentümlichen Blick an: „Nein . . . nein . . ." sagte sie und zog sich vor ihrem Bräutigam zurück, als hätte er etwas Unerhörtes versucht. Den ganzen Weg über saß sie in ihrer Ecke, und mit keinem Fragen und Raten, nicht mit Scherzen und nicht mit Schmollen war zu ergründen, wodurch Firmkranz ihren Unwillen erregt hatte.

(Fortsetzung folgt in übernächster Nummer.)


2033

Der Kriegsschauplatz auf dem Balkan.

Von Generalmajor a. D. Bahn, Auerbach in Hessen.

Der Gang der kriegerischen Ereignisse und ein unbestreitbarer Erfolg der Diplomatie der Mittelmächte lenken zur Zeit unsere Blicke wieder nach dem Balkankriegsschauplatz. Im Westen ist der längst geplante, gut vorbereitete und mit großen Mitteln unternommene Durchbruchsversuch der Engländer und Franzosen abgeschlagen. Auch die letzten Nachklänge dieser Angriffe vermögen an diesem Ergebnis nichts zu ändern. Im Osten und Südosten sind die Russen in den ununterbrochenen Kämpfen der letzten Monate zurückgeschlagen und aus Galizien verdrängt worden. Bei der vorgerückten Jahreszeit ist mit einem groß angelegten Angriff Rußlands nach seinen schweren Niederlagen vorerst kaum zu rechnen.

Da bietet, für den Außenstehenden scheinbar urplötzlich, das Heraustreten Bulgariens aus seiner bisher beobachteten bewaffneten Neutralität den Anlaß, den Kampf in Serbien, der nach den ersten harten Schlägen, zu Anfang dieses Krieges, fast völlig eingeschlafen war, von neuem und kräftiger denn je zu entfachen.



Französische Gefangene vom Hartmannsweilerkopf vom 18. Oktober 1915. Nach einer Zeichnung des zur Zeit auf dem Kriegsschauplatz in den Vogesen weilenden Kriegsmalers Martin Frost.

Neben der politischen und wirtschaftlichen Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland muß eine Neuregelung der politischen Verhältnisse auf dem Balkan das Ergebnis dieses Krieges sein. Bei dieser Neugestaltung der Verhältnisse auf dem Balkan wünscht Rußland Konstantinopel zu gewinnen, um für seine Ausfuhr nach Westeuropa einen gut gelegenen, das ganze Jahr eisfreien Hafen zu haben. Eingestandenermaßen hat nach den schweren Niederlagen und den großen Verlusten die Fortführung des Krieges für Rußland nur noch Sinn und den alleinigen Zweck, Konstantinopel zu gewinnen. Sobald die Aussicht hierzu erst einmal gänzlich und für immer geschwunden sein wird, würde Rußland vielleicht nicht abgeneigt sein, vom Kriege zurückzutreten. Das müssen England und Frankreich selbstverständlich verhindern, denn dann wäre der Krieg sofort zu ihren Ungunsten entschieden. Deshalb sollen beide, sosehr es auch mit der politischen Überlieferung Englands im Widerspruch steht, Rußland den Besitz von Konstantinopel, des Bosporus und der Dardanellenstraße zugesagt haben.

Um Konstantinopel für Rußland zu gewinnen, haben sich England und Frankreich in das militärisch sehr gewagte und wenig aussichtsvolle Dardanellenunternehmen gestürzt. Neben der Erfüllung der russischen Bedingung war für diese folgenschwere Entscheidung noch mitbestimmend, durch den Kampf auf Gallipoli die Türken von Ägypten fernzuhalten, die Russen im Kaukasus zu entlasten und die Dardanellenstraße für den Verkehr der Vierverbandsmächte untereinander zu öffnen.

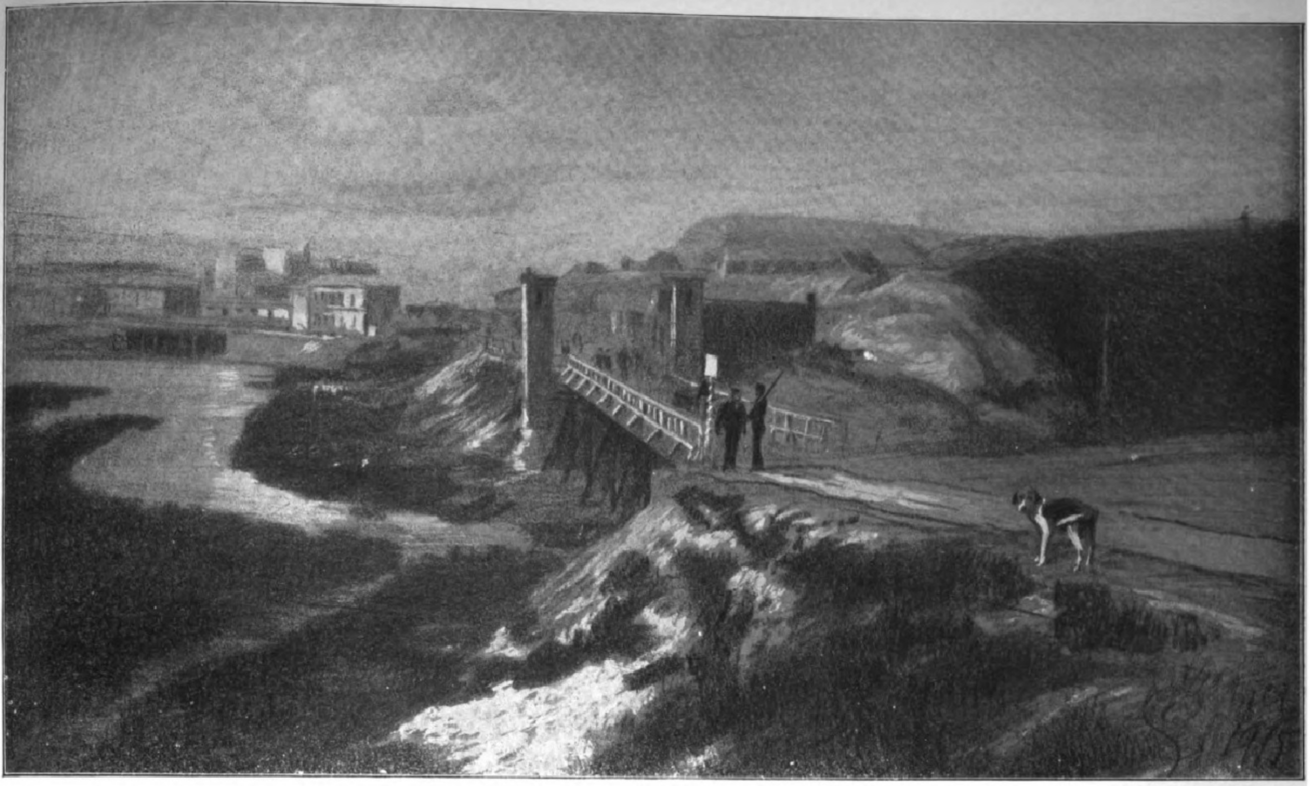
Rußland ist bei seiner wenig entwickelten Industrie nicht imstande, den Bedarf an Kriegsgerät, namentlich an Munition, für sein großes Heer im eignen Lande zu decken. Es bedarf unausgesetzt der Hilfe seiner Bundesgenossen. Um Kriegsgerät aus England und Frankreich nach Rußland einzuführen, wäre der Weg durch die Dardanellen der kürzeste, bequemste und sicherste. Seitdem die Dardanellen geschlossen sind, gehen die Sendungen während des Sommers zu Schiff nördlich um die skandinavische Halbinsel in das Weiße Meer nach Archangelsk und von da über Moskau an die Front. Sobald der Hafen von Archangelsk zugefroren ist, hört diese Verbindung auf, und es bleiben nur noch zwei Zufuhrwege offen, die aber beide durch neutrale Länder führen.

Erstens der Weg über Bergen, Drontheim oder Narwik und über die norwegischen und schwedischen Eisenbahnen durch Finnland nach Petersburg. Die drei genannten Häfen sind trotz ihrer nördlichen Lage durch die Einwirkung des Golfstromes auch im Winter eisfrei. Die Durchfuhr von Banngut durch ein neutrales Land hängt aber von der Willfährigkeit der Regierung dieses Landes ab. Bei Schweden, das in diesem Kriege eine bemerkenswert unparteiische Neutralität beobachtet, ist auf eine widerspruchslose Duldung offenkundiger Durchfuhr von Kriegsgerät für Rußland nicht zu rechnen. Darum blieb bisher für den Vierverband nur noch der zweite Weg über das seit dem Frieden von Bukarest griechische Saloniki, durch Serbien über Üsküb, Nisch, Negotin nach Prahowo an der Donau. Über die Neutralität und den Einspruch Griechenlands hat sich England, obwohl es angeblich nur zum Schutz der Neutralität kleiner Staaten den Krieg begonnen hat, aus so wichtigem Anlaß hinweggesetzt. Daß dieser Zufuhrweg bis vor kurzem ausgiebig benutzt worden ist, beweist die Meldung, daß die Bulgaren bei Prahowo eine russische Munitionsniederlage aufgefunden und zerstört haben.

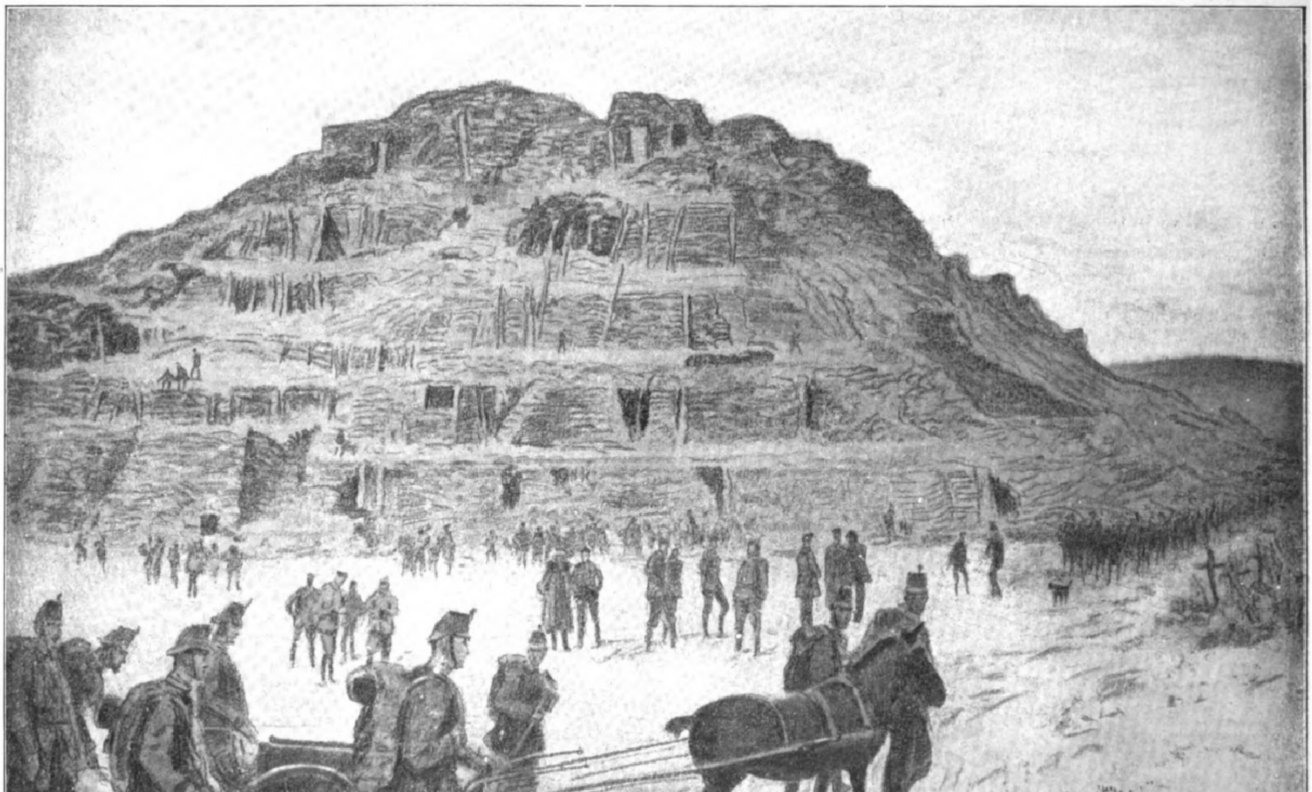
Die Eisenbahn Üsküb-Nisch-Negotin läuft in bedenklicher Nähe der bulgarischen Grenze, so daß sie durch ein feindliches Bulgarien in kurzer Zeit unterbrochen werden kann, wie dies ja auch sofort nach Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Bulgaren und Serben der Fall gewesen ist. Dadurch wird Rußland von der Zufuhr seiner westlichen Verbündeten abgeschnitten und während seines langen Winters allein auf die Hilfe von Japan, den Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada angewiesen, die aus eigenem Geschäftsinteresse so viel Kriegsgerät liefern, wie Rußland bezahlen kann. Nun hört sich das leichter an, als es auszuführen ist. Das Kriegsgerät muß nicht nur gefertigt, sondern auch an die Front geschafft werden. Dazu steht aber nur eine einzige, etwa 8700 km lange Eisenbahnlinie zur Verfügung, die Moskau mit der asiatischen Küste am Stillen Ozean verbindet, die Linie Moskau-Wladiwostok oder Dalni auf Korea. Personenzüge fahren dreizehn Tage, Lastzüge mit Munition natürlich länger, vielleicht zwanzig Tage. Diese Linie sollte nach dem Russisch-Japanischen Kriege zweigleisig ausgebaut werden. Dem Vernehmen nach ist dies aber noch nicht auf der ganzen Strecke durchgeführt. Die eingleisigen Teile der Bahn sind Betriebsstörungen leicht ausgesetzt, die die Transporte verzögern. Der lange und harte sibirische Winter mit seinen Schneemassen tut ein weiteres, die Züge aufzuhalten, und schließlich besteht in dem ausgedehnten Reich ein erheblicher Mangel an Eisenbahnwagen und Maschinen, der zur Zeit sogar so groß sein soll, daß in Sibirien 500 Millionen Pud Getreide lagern und verderben sollen, weil es nicht möglich ist, die zu ihrer Fortschaffung nach dem Westen, wo sie so nötig gebraucht werden, erforderlichen Eisenbahnzüge heranzuschaffen. Es muß damit gerechnet werden, daß Munitionszüge einschließlich des Ein- und Ausladens etwa 45 Tage für die Hin- und Rückfahrt gebrauchen. Um einen geregelten dauernden Nachschub von Kriegsgerät, namentlich von Munition, zu gewährleisten, müßte ein ungeheurer Wagenpark zur Verfügung stehen, wie ihn Rußland nicht aufbringen kann. Das Kriegsgerät wird im Osten der Vereinigten Staaten oder Kanadas und auf den japanischen Inseln hergestellt, muß also im ersteren Falle auf der Eisenbahn Nordamerika durchqueren, in San Franzisko oder Vancouver auf ein Überseeschiff umgeladen und über den Stillen Ozean nach Dalni oder Wlodiwostok geschafft werden. Die Expreßzüge Neuyork-San Franzisko fahren 4 bis 5 Tage und Nächte, Munitionszüge wesentlich länger, vielleicht mehr als die doppelte Zeit; Personendampfer brauchen für die Überfahrt über den Stillen Ozean 14 bis 18 Tage, Frachtdampfer wesentlich mehr. Alles in allem muß damit gerechnet werden, daß das in Amerika gefertigte Kriegsgerät wenigstens 2 Monate, das in Japan gefertigte mehr als einen Monat braucht, ehe es in Moskau ausgeladen werden kann. Dabei ist noch vorausgesetzt, daß trotz des langen Weges und trotz der



Am Eingang eines Vogesendorfes am 20. Oktober 1915. Nach einer Zeichnung des zur Zeit auf dem Kriegsschauplatz in den Vogesen weilenden Kriegsmalers Martin Frost.



Brückenwache. Nach einer Zeichnung des auf dem flandrischen Kriegsschauplatz tätigen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Wolkenkratzer. Nach einer Zeichnung des auf dem flandrischen Kriegsschauplatz tätigen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern.





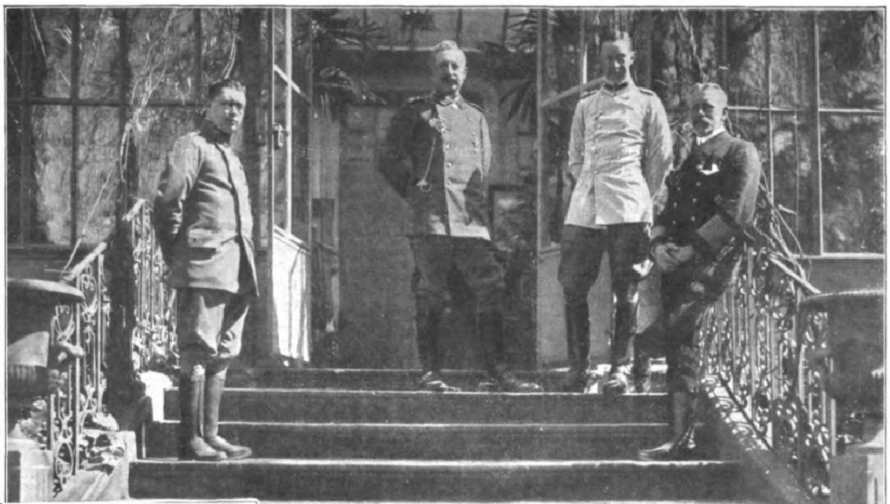
Bei unseren Armierungssoldaten: Ausbauen und Befestigen einer Stellung.

Herstellen des Schützengrabens für den Winter.

Verschiedenartigkeit der Beförderungsmittel an keiner Stelle eine Unterbrechung oder Verzögerung eintritt.

Diese ungeheuren Schwierigkeiten in der Versorgung Rußlands, die ja schon einen offenkundigen Mangel an Artillerie und Munition in den Kämpfen der letzten Monate verursacht haben, erklären den Nachdruck, den England und Frankreich auf die Öffnung der Straße der Dardanellen legen, und erklären auch die ungeheuren Opfer, die sie bisher dafür gebracht haben. Der Parlaments-Untersekretär im Kriegsamt hat im Unterhause die Verluste des englischen Landheeres vor den Dardanellen bis zum 9. Oktober dieses Jahres auf 96899 Mann angegeben. Schätzt man die der Franzosen ebenso hoch und rechnet die der beiden Flotten mit ein, so ist ein Gesamtverlust von rund 250000 Mann nicht unwahrscheinlich. Ein Berufener, der türkische Kriegsminister Enver-Pascha, berechnet ihn so hoch.

Trotz dieser ungeheuren Opfer und trotz monatelanger Kämpfe sind die Verbündeten auch nicht einen Schritt vorwärtsgekommen. Die Dardanellen-Unternehmung war ungenügend vorbereitet und mit zu schwachen Kräften begonnen worden. Die Verbündeten glaubten sich noch der alten, sorglosen und schwachen Türkei gegenüber, glaubten durch eine Beschießung der Befestigungen die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwingen zu können. Darin hatten sie sich geirrt. Der türkische Soldat, von jeher tapfer und zäh, war gut geschult und meisterhaft geführt. Ferner hatten die Verbündeten auf die Hilfe Italiens, Bulgariens und Griechenlands gerechnet. Alle drei



Unser Kaiser mit dem Kronprinzen Wilhelm und dem Prinzen Heinrich von Preußen im Westen. Auf der Treppe links: Prinz Waldemar von Preußen, der Sohn des Prinzen Heinrich. (Hofphot. G. Berger.)

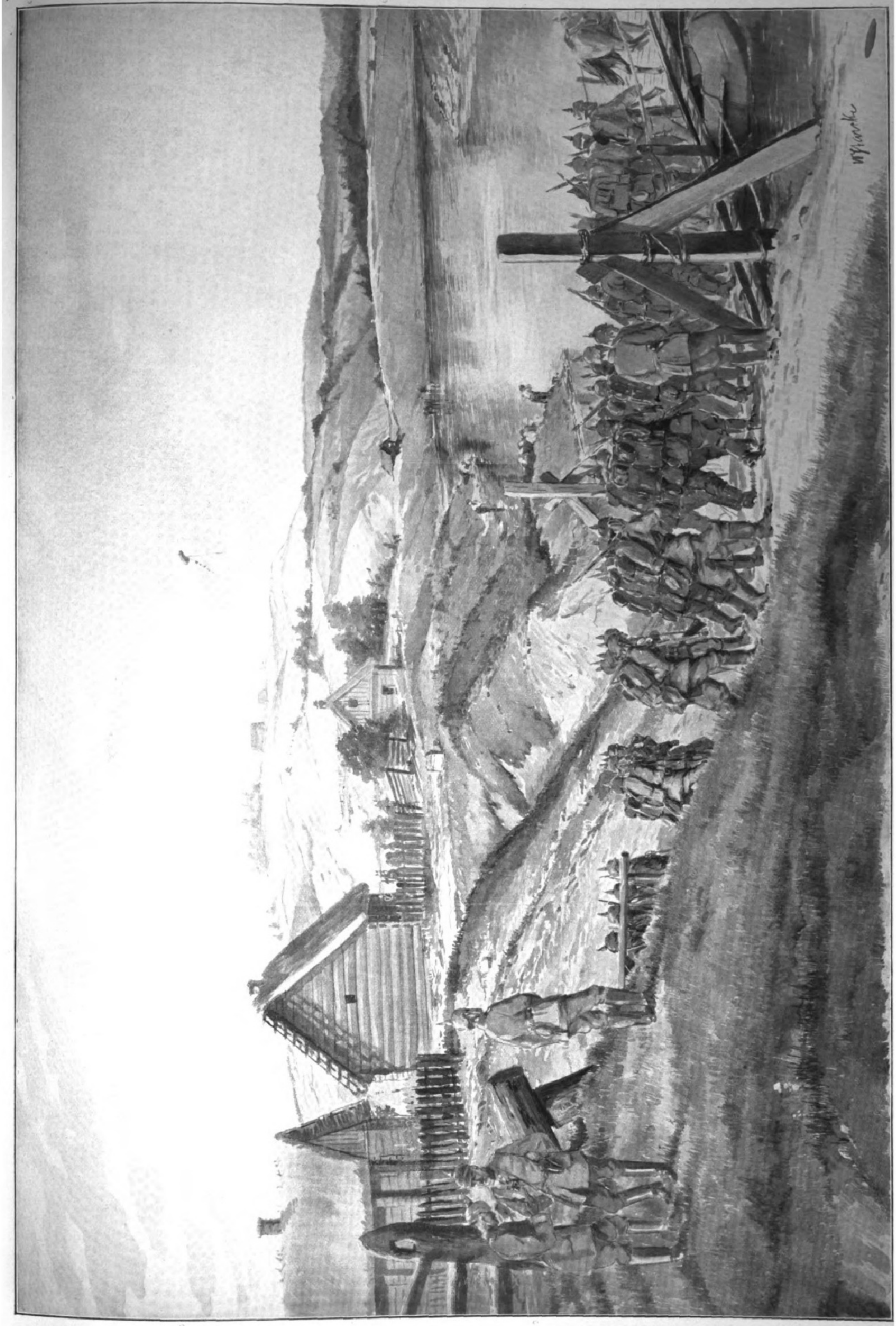


Ein bombensicherer Telephonunterstand vor Neuve Chapelle.

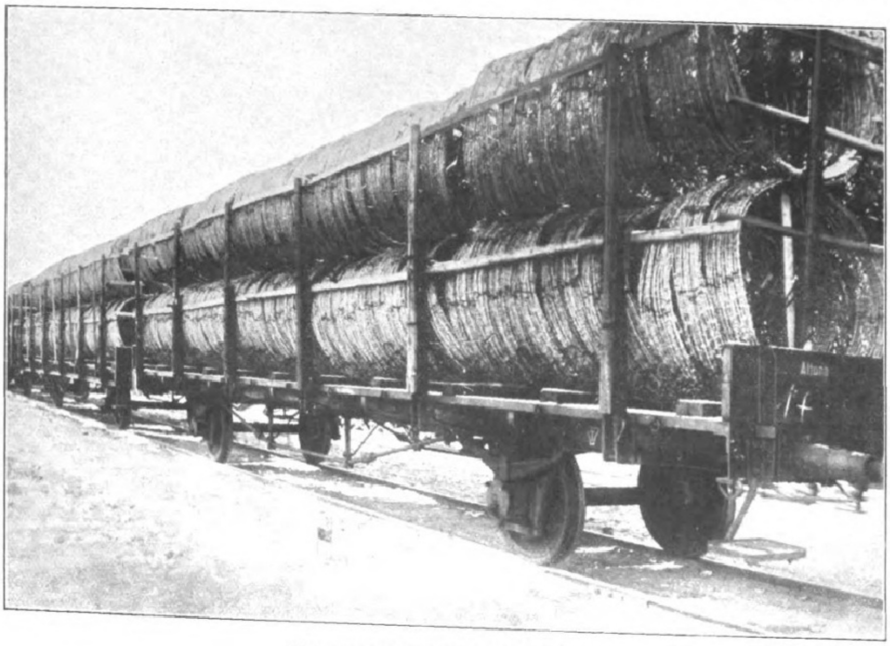


Bei unseren Armierungssoldaten: Füllen der Sandsäcke.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Staaten versagten, sie sandten weder eine Flotte noch ein Landungsheer, und gerade das Fehlen eines solchen hat den anfänglichen Erfolg der verbündeten Truppen vor den Außenforts an den Dardanellen nicht ausnützen lassen. Bulgarien war durch seine geographische Lage besonders geeignet, der Türkei den Todesstoß zu versetzen. Es umschließt die europäische Türkei im Westen und Norden vom Ägäischen Meere bis zum Schwarzen Meere. Ein Angriff auf Konstantinopel von Bulgarien her kennt nichts von den großen Schwierigkeiten, Truppen über See zu landen und sie von einer über See liegenden Operationsbasis aus zu versorgen. Auch bietet der Aufmarsch eines bulgarischen Heeres längs der türkischen Grenze besondere Vorteile. Diese günstige militärgeographische Lage Bulgariens zur Türkei hat mitgewirkt, daß im ersten Balkankriege die Bulgaren die Türken bis zur Tschataldschalinie, etwa 40 km vor Konstantinopel, zurückdrängen und im Verein mit den Serben auch das tapfer verteidigte Adrianopel nehmen konnten. In richtiger Einschätzung des Wertes der bulgarischen Hilfe hat die Vierverbands-Diplomatie alles aufgeboten und Versprechungen auf Versprechungen an Gebietszuwachs gemacht, um Bulgarien zu einem Angriff auf Konstantinopel zu veranlassen. Wäre ein solcher Angriff unternommen worden unter gleichzeitigen ununterbrochenen und tatkräftigen Angriffen der Engländer und Franzosen auf Gallipoli, unter einer gleichzeitigen Landung von Italienern in Kleinasien, z. B. in dem dazu vorzüglich geeigneten Hafen von Smyrna, und deren Vorstoß nach Norden, ferner unter gleichzeitigen heftigen Angriffen der Russen im Kaukasus sowie schließlich unter einem gleichzeitigen Angriff auf den Bosporus durch die russische Flotte, so wären dadurch die türkischen Truppen auf den verschiedensten, weit auseinanderliegenden Kriegsschauplätzen sehr stark in Anspruch genommen worden. Es wäre nicht undenkbar, daß infolge solcher vielseitigen, aber einheitlich geleiteten Unternehmungen ein Umschwung der Kriegslage auf Gallipoli zugunsten des Vierverbandes hätte eintreten können.



Waggons mit Stacheldraht für die Front.

Bulgarien hat sich nun zugunsten des Dreibundes gegen den Vierverband entschieden. Ausschlaggebend für diese Stellungnahme war unzweifelhaft der Umstand, daß die Verhandlungen Bulgariens mit der Türkei wegen einer Grenzberichtigung schon vor Monaten zu einem Einvernehmen geführt hatten, und vor allem, daß sich die Türkei auch bereit erklärte, die abzutretenden Gebiete sofort an Bulgarien zu übergeben. Der Geländegewinn Bulgariens ist nicht groß, er beträgt nur rund 3000 Geviertkilometer. Der Vorteil Bulgariens liegt auch nicht hierin, sondern in dem Umstande, daß es durch die neuen Gebiete in den Besitz des ganzen Geländes gelangt ist, durch das die Eisenbahn Sofia-Dedeagatsch führt. Diese für Bulgarien strategisch so wichtige Linie ist nunmehr in ausschließlichem Machtbereich Bulgariens und nicht mehr zum Teil in türkischem. Großes politisches Verständnis für die Lage seitens der Türkei und ein unbestreitbares Geschick der Diplomatie der Mittelmächte ermöglichten ein Übereinkommen zwischen Bulgarien und Türkei. Während Bulgarien auf diese Weise seine nationalen Wünsche, wenn auch nicht in vollem Umfange, so doch zum großen Teile, verwirklichen konnte, führten die gleichzeitigen Verhandlungen mit Serbien und dem Vierverband auf uneingeschränkte und sofortige Übergabe der Bulgarien im Frieden von Bukarest vertragswidrig vorenthaltenen Teile von Mazedonien zu keinem Einvernehmen. Dadurch war die Stellungnahme Bulgariens zugunsten des Dreibundes gegen Serbien und den Vierverband selbstverständlich.

Durch diese Stellungnahme wurde die Kriegslage auf dem Balkan vollständig verändert. Das Dardanellenunternehmen war rettungslos verloren, und die Verbindung mit Rußland und Serbien von Saloniki über Üsküb-Nisch hörte mit Unterbrechung der Bahn durch die Bulgaren auf. Dem Dreibund aber eröffnete diese Stellungnahme Bulgariens eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung von Berlin-Wien-Budapest über Belgrad, Sofia und Adrianopel nach Konstantinopel, sobald die durch den nordöstlichen Teil Serbiens führende Strecke Belgrad-Tzaribrod genommen sein würde. Die Notwendigkeit, diese Eisenbahnstrecke zu erobern und für die Dauer zu sichern, trug den Krieg von neuem nach Serbien.

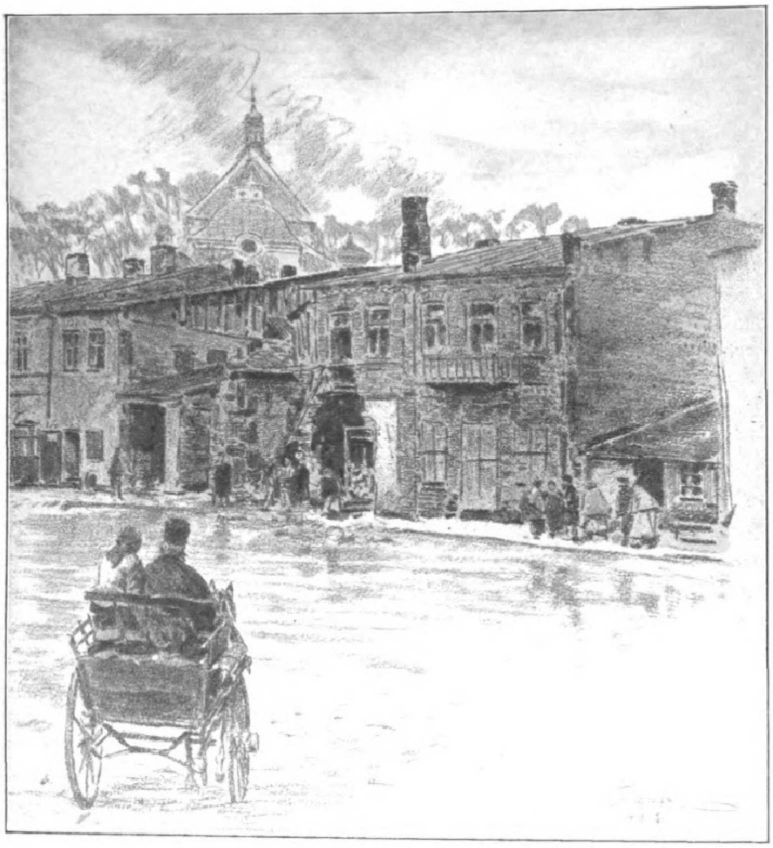
Der geographischen Lage Serbiens entsprechend fiel bei einem gemeinsamen Angriff der Mittelmächte und Bulgariens auf Serbien den ersteren der Angriff von Westen und Norden, dem letzteren der von Osten zu. Serbien grenzt nämlich im Westen, von Süden angefangen, an Albanien, Montenegro und Österreich. Zwischen diesem



...en Kriegsschauplatz. Um sie den Blicken feindlicher Flieger zu entziehen, hat man die ganze Straße in einen künstlichen Wald umgewandelt.

...stlichen Kriegsschauplatz.

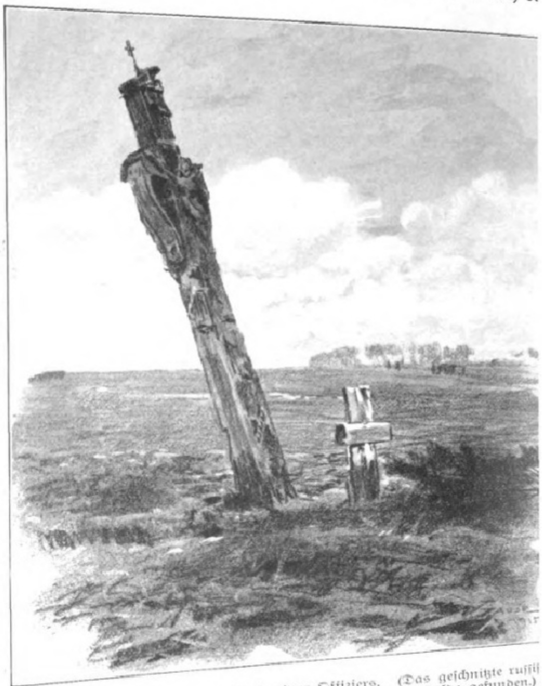




Marktplatz in Piliza. (Das Loch in dem Hause rührt von einer 18-cm-Granate her.)

und Serbien bildet die von Süden nach Norden fließende Drina die Grenze. Im Norden werden beide Staaten durch die Save und die Donau getrennt. Im Osten grenzt Serbien an Bulgarien. Nur ein kleiner Zipfel Serbiens schiebt sich, dem Lauf der Donau folgend, zwischen Österreich und Bulgarien hindurch und grenzt an das jenseits der Donau liegende Rumänien. Und gerade dieser Zwickel hat in letzter Zeit die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen, denn hier war es, wo sich das Heer der Mittelmächte mit dem Bulgariens die Hand reichte. Nachdem dieser Zipfel von Serben gesäubert war, konnte das erste Schiff seit Ausbruch des Krieges aus Österreich donauabwärts nach Bulgarien, nach Widdin, gelangen.

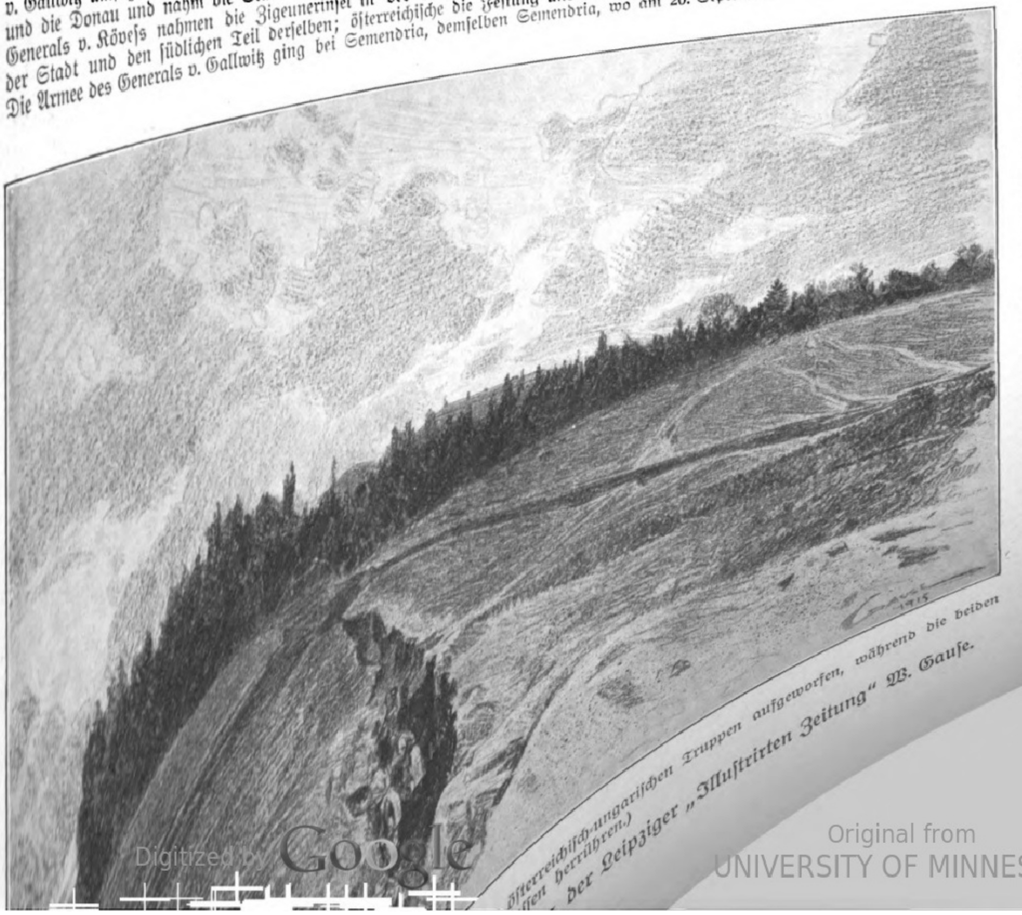
Für den Angriff auf Serbien von Westen und Norden her wurde auf österreichisch-ungarischem Gebiet eine neue Heeresgruppe unter dem Generalfeldmarschall v. Mackensen gebildet, die die beiden Armeen des ungarischen Generals der Infanterie v. Kövess und die des deutschen Generals der Artillerie v. Gallwitz umfaßt. Die erstere drang von Westen her über die Drina, von Norden über die Save und die Donau und nahm die Stadt und Festung Belgrad. Deutsche Truppen unter dem Befehl des Generals v. Kövess nahmen die Zigeunerinsel in der Save, den neuen Konak, die Höhen südwestlich der Stadt und den südlichen Teil derselben; österreichische die Festung und den nördlichen Stadtteil. Die Armee des Generals v. Gallwitz ging bei Semendria, demselben Semendria, wo am 20. September die deutsche Artillerie den neuen Kampf in Serbien einleitete, u[…] stromabwärts bis Gradiste an mehreren Stellen über die Donau. Bei[…] Armeen sind in ununterbrochenem siegreichen Vordringen geblieben u[…] haben das serbische Heer von Norden nach Süden zurückgedrängt. T[…] Bulgaren überschritten ihre Westgrenze im Norden von Negotin bis i[…] Süden nach Strumitza und haben inzwischen Negotin, Zajetzar, Knja[…] watz, Bela-Palanka, Pirot, Wranje, Kumanowo, Üsküb und Nisch g[…] nommen. Während die Lage der Serben hoffnungslos ist, landen En[…] land und Frankreich noch immer Truppen in Saloniki. Dieses ist da[…] ausersehen worden, weil es der günstigste Zugang nach Serbien i[…] Die Bucht von Saloniki ist tief in das Land eingeschnitten. Dadu[…] und durch die Art ihrer Gestaltung ist der Hafen von Saloniki se[…] geschützt. Er ist sehr geräumig und für die Landung eines großen Heer[…] besonders geeignet. Von hier gehen drei Eisenbahnen aus. Die nor[…] westliche endet bald nach Überschreitung der serbischen Grenze in Monast[…] Sie kann jetzt für den Aufmarsch der Vierverbandstruppen von Bedeutu[…] werden. Die mittlere Linie geht nach Üsküb, ihr westlicher Zweig na[…] Mitrowitza, ihr östlicher nach Nisch, wo er die Verbindung mit der Orie[…] bahn Belgrad-Nisch-Sofia und nach Nordosten über Nisch hinaus mit d[…] Donau herstellt. Diese Bahn war für die Vierverbandstruppen von d[…] allergrößten Wichtigkeit; das ganze Hilfsunternehmen im Norden Serbie[…] mußte auf diese Linie aufgebaut werden. Und sie ist durch das schne[…] Vorgehen Bulgariens an verschiedenen Stellen unterbrochen. Dadu[…] hat dieses Unternehmen den Todesstoß empfangen, ehe es begonnen hat[…] Die dritte Linie geht südlich der bulgarischen Grenze über Seres nach de[…]



Grab eines Offiziers. (Das geschnitzte russi[…] Kreuz wurde auf dem Felde gefunden.)

Hafen von Dedeagatsch. Sie wird verm[…] lich durch die weiteren Maßnahmen des Vi[…] verbandes gegen Bulgarien erhöhte Bed[…] tung gewinnen. Nach alledem war der Ha[…] von Saloniki für die Landung von Trupp[…] zur Unterstützung Serbiens ursprünglich […] geeignet. Nur ist er seit dem Bukares[…] Frieden griechisch, und seine Benutzung […] Truppenlandungen muß als eine offenb[…] und bewußte Verletzung der Neutrali[…] Griechenlands angesehen werden, die […] Griechenlands zu hindern Griechenland […] Waffengewalt zu hindern wäre. Dazu wäre es a[…] pflichtet gewesen, denn der Hafen von Sa[…] imstande gewesen, denn der Hafen von Verteidigungs[…] niki hat bei Karaburun wie auch bei der […] lagen. Es ist aber, wie auch Chios […] setzung der Inseln Imbros, der Gew[…] Mytilene durch die Engländer, der sich dara[…] gewichen. Griechenland beruft sich dara[…] daß Saloniki Freihafen sei, es also e[…] Landung von Truppen nicht verhind[…] dürfe. Diese Haltung läßt sich dadurch e[…] schuldigen, daß Griechenland mit seinen la[…] gestreckten Küsten und vielen Inseln so v[…] kommen in der Hand Englands und Fra[…] reichs ist, daß deren Flotten ihm in kürze[…] Frist den Lebensnerv unterbinden könn[…] wenn es sich den Truppenlandungen […] Saloniki widersetzen würde.

Da die Bulgaren durch ihr rasches V[…] gehen die Eisenbahn Saloniki-Nisch frühze[…] unterbrochen haben, so war das Vorschie[…] der gelandeten Truppen auf den nördlic[…] Kriegsschauplatz, wo sie so dringend bege[…] wurden, nicht mehr möglich. Zunächst w[…] den nur einzelne französische Verbände na[…] lich in Richtung auf Strumitza vorgescho[…] Dort ist es bei Walandowo, südwestlich […] Strumitza, zu einem Kampf gekommen, […] dem die Franzosen augenscheinlich unterle[…] sind. Inzwischen sind weitere Truppen ü[…] die serbische Grenze gegangen. Die Bulga[…] haben sie bisher auf der Linie Monas[…] Prilep-Weles zurückgedrängt.



[…] österreichisch-ungarischen Truppen aufgeworfen, während die beiden […] […]ssen herrühren.) […] der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ W. Gause.

Diese für uns so überaus günstige Kriegslage in Serbien ist erreicht worden durch unser schnelles und tatkräftiges Handeln. Durch dasselbe haben wir die Vierverbandsmächte gezwungen, uns in Serbien gegenüberzutreten, gewiß ganz gegen ihren Wunsch und Willen und unter Verhältnissen, die für sie wesentlich ungünstiger sind als für uns. Obwohl nach der Stellungnahme Bulgariens unser Auftreten in Serbien zur Eroberung der Eisenbahn selbstverständlich war, haben wir unsere Gegner so vollständig überrascht, daß ihnen die Eisenbahn Saloniki-Nisch verlorenging und dadurch ihr Unternehmen aussichtslos wurde, ehe es begonnen hatte.

Die Eisenbahnlinie Belgrad-Tzaribrod ist im Besitz der Mittelmächte. Ihr Betrieb wird in nächster Zeit wieder eröffnet. Damit haben die Mittelmächte die ununterbrochene Verbindung von Berlin, Wien und Budapest nach Konstantinopel. Sie ermöglicht es, die Türkei, die bisher, völlig abgeschlossen von ihren Bundesgenossen, auf ihre eigenen nicht starken Hilfsquellen für die Kriegführung angewiesen war, mit allem zum Kriege Nötigen zu versorgen.



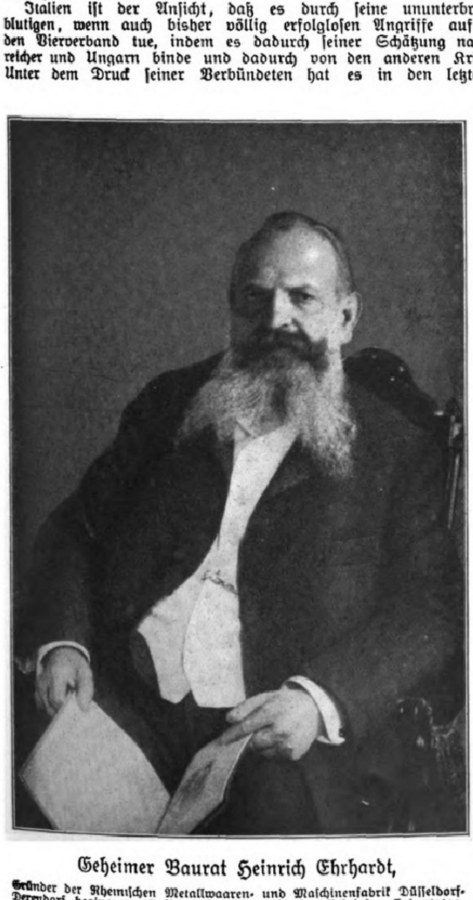
Frau Gerard,
die Gattin des amerikanischen Botschafters in Berlin, die vom Kaiser in Anerkennung ihrer Fürsorge-Tätigkeit in der Kriegszeit die Rote-Kreuz-Medaille 1. und 2. Klasse erhielt. (Phot. Jüptner-Stuhr, Berlin.)

Die Erkenntnis dieser Gefahren ist es, die den Vierverband veranlaßt, alles aufzubieten, um unsere Verbindung mit der Türkei zu verhindern. Deshalb, und nicht um das kleine Serbien zu retten, das man fünfzehn Monate seinem eigenen Schicksal überließ, ist der Kampf in Serbien seitens des Vierverbands aufgenommen worden. Hier kann uns die Verbindung mit der Türkei nicht mehr streitig gemacht werden. Deshalb versucht der Vierverband, sie in Bulgarien oder der Europäischen Türkei zu stören.

Die englische und die französische Flotte haben die bulgarische Küste des Ägäischen Meeres wiederholt heftig beschossen. Ob mit der Absicht einer Landung daselbst, ist zweifelhaft. Einer solchen würden die Türken mit aller Macht entgegentreten, denn hier wird bereits Konstantinopel verteidigt. Deshalb ist das ganze Land östlich der Maritza bis nach Konstantinopel mit Befestigungen übersät. Sollte wirklich ein Vierverbandsheer bis zur Maritza vordringen, so würde es noch eine schwere und zeitraubende Arbeit zu verrichten haben, ehe es in Konstantinopel einziehen könnte.

Auch Rußland hat seine unmittelbare und weitgehende Unterstützung in dem Kampfe gegen Bulgarien zugesagt. Schon um den Schein aufrechtzuerhalten, daß es noch immer die Vormacht auf dem Balkan sei. Die wirkungsvollste Unterstützung könnte Rußland natürlich dann leisten, wenn es, durch Rumänien marschierend, Bulgarien von Norden her anfallen könnte. Rumänien hat aber bisher alle Versuchungen des Vierverbandes, den Durchzug zu gestatten, entschieden abgelehnt, auch das letzte verlockendste Angebot, gegen sofortige Besetzung von Beßarabien. Wenn Rumänien wirklich eine unparteiische Neutralität einhalten will, so hat es auch die Macht, den Durchmarsch eines russischen Heeres zu verhindern. Das geschwächte Rußland wird es sich zweimal überlegen, sich auch noch das unversehrte, tüchtige Heer Rumäniens zum Gegner zu machen. Bleibt, wie zu erwarten, den Russen der Durchmarsch durch die Dobrudscha dauernd verwehrt, so kann es Bulgarien nur über das Schwarze Meer an seiner kurzen Ostgrenze angreifen. Dort liegen die bulgarischen Häfen Warna und Burgas; beide zu Truppenlandungen geeignet. Warna ist selbst Festung; vor Burgas liegt die Küstenbefestigung von Misiwria. Eine Landung des in Odessa gebildeten Heeres ist nur unter dem Schutze der Schwarzen-Meer-Flotte möglich. Diese hat bereits den Versuch gemacht, unter Beschießung von Warna dort Truppen zu landen. Bei diesem Versuch sind zwei russische Linienschiffe versenkt, ein drittes ist von einem U-Boot im westlichen Teil des Schwarzen Meeres zum Sinken gebracht worden. Ein großer Verlust, denn die Schwarze-Meer-Flotte ist nur klein und wenig kampffähig. Die Truppenlandung an der bulgarischen Küste hat bei tatkräftigem Eingreifen der türkischen Flotte, der deutschen U-Boote und der bulgarischen Küstengeschütze immerhin sehr erhebliche Schwierigkeiten und wird so bald nicht beendet sein.

Italien ist der Ansicht, daß es durch seine ununterbrochenen, heftigen und blutigen, wenn auch bisher völlig erfolglosen Angriffe auf Österreich genug für den Vierverband tue, indem es dadurch seiner Schätzung nach eine Million Österreicher und Ungarn binde und dadurch von den anderen Kriegsschauplätzen abhalte. Unter dem Druck seiner Verbündeten hat es in den letzten Wochen diese Angriffe ohne Rücksicht auf die Größe der Opfer noch verstärkt. Alle Wünsche Englands und Frankreichs, sich auf den anderen Kriegsschauplätzen auch zu beteiligen, hat es bisher abgelehnt, vermutlich auf den Rat Cadornas. Es hat sich nicht nach Gallipoli locken lassen, es will die Engländer in Ägypten nicht ablösen, will in Kleinasien nicht landen und will auch keine Truppen nach Serbien gegen Bulgarien senden.



Geheimer Baurat Heinrich Ehrhardt,
Gründer der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik Düsseldorf-Derendorf, beging am 17. November seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. (Phot. Overbeck, Düsseldorf.)

Neuerdings gewinnt es den Anschein, als wolle Italien in Albanien landen. Nicht etwa um Serbien in uneigennütziger Weise zu helfen, denn dazu ist es zu spät, sondern seines eigenen Vorteils wegen. Italiens Wunsch ist es, die Adria zu einem italienischen Binnensee zu machen. Dazu bedarf es neben Triest und Dalmatien, die es jetzt von Österreich-Ungarn erobern will, auch Albaniens und vor allem des albanischen Walona, das es widerrechtlich schon besetzte, als es noch der Bundesgenosse Österreichs war. Mit Albanien an der Hand, kann es die Meerenge von Otranto, die nur etwa 70 km breit ist, schließen. Das widerstreitet den Interessen Griechenlands, das sich den freien Verkehr in der Adria nicht sperren lassen un[...] halb Albanien, besonders Walona, nicht in Italiens Hand kommen lassen [...] Griechenland begehrt selbst den südlichen Teil Albaniens. Gerade um es Gri[...] land vorwegzunehmen, und um es beim Friedensschluß als Faustpfand zu [...] will Italien Albanien besetzen. Nun möchte auch Serbien durch Albanien [...] Adria und sieht deshalb die Hilfe Italiens dort mit scheelen Augen an.

Die Bedeutung des Kampfes in Serbien liegt danach darin, wer vo[...] beiden Gegnern, die Mittelmächte oder der Vierverband, zuerst in Konstan[...] einzieht. Die Engländer fürchten von einem Einzug der Mitte[...] in Konstantinopel die Bedrohung des Suezkanals und Ägypte[...] diesem Sinne hat ein Berufener, Lord Cromer, erklärt, es [...] große Gefahr für Ägypten, daß der Krieg nach dem Bal[...] tragen sei. Ein englischer Kronrat hat sich mit der Vertei[...] Ägyptens beschäftigt, das dortige Heer soll von 300000 Ma[...] 400000 gebracht werden, Italien soll Hilfstruppen send[...] der Suezkanal an verschiedenen Stellen überschwemmt [...] Aber der Weg nach Konstantinopel kann den Mittel[...] nicht mehr verlegt werden.

Johannes Trojan.

Nun hat sich auch Johannes Trojans schalkhaft voll und gütig blickendes Auge zum ewigen Sch[...] geschlossen. Am Strande der Ostsee, in der alten Ha[...] Danzig, ist er am 14. August 1837 geboren und an de[...] desselben Meeres, in der alten Hansestadt Rostock, ist [...] 21. November 1915 gestorben. Zeitlebens liebte er [...] wandern, und viele Gegenden Deutschlands hat er [...] gern durchstreift, hat die Schweiz gesehen und zweima[...] die Fahrt über den großen Teich gemacht. Aber, [...] er die Natur in jeder Gestalt liebte, immer wieder zog [...] zurück zum Gestade des heimischen Meeres, und wie i[...] auch den kleinsten Dingen, so ist er auch in dieser [...] immer sich selbst getreu geblieben. Wie er selbst durch un[...] einfach und echt war, so sind es auch seine Werke. I[...] Zeile, die er schrieb, spiegelt sich seine schlichte, aber starke [...] lichkeit wider. Er hat keine großen Werke geschaffen, aber a[...] Gebiete dichterischer Kleinkunst hat er Großes geleistet. Er hat [...] die schöne Begabung, im Kleinen das Große, in dem, was [...] wöhnlich erscheint, das Besondere und Reizvolle zu erkennen [...] schildern. Er war eine sonnige Natur, und mit der Sonne [...] Wesens vergoldete er die Alltäglichkeiten des Lebens. Er scherzt[...] daß das Gold auf der Straße läge, für den, der es zu finde[...] Und er wußte es zu finden, in einem viel höheren Sinne noch [...] es bei seinem Scherzwort meinte. Denn wenn er auch gen[...] „Genie" war, so gilt doch von ihm das Wort Humboldts, daß ei[...] auf einem Spaziergange mehr sähe als ein gewöhnlicher Men[...] einer Reise um die Welt. Trojan war eine völlig geschlossene, [...] nische Natur, er liebte das Leben, aber niemals fürchtete er de[...] Auch dieser schöne Gleichklang klingt aus seinen Arbeiten wider, aus den kleinen [...] blicksbildern, die er in unerschöpflicher Fülle bei jedem Schritte gewann und als [...] in Tagesblättern veröffentlichte, wie aus seinen scherzhaften und zum Teil ga[...] lichen ernsten Gedichten. Er liebte die Kinder, und er verstand sie, denn er b[...] sich sein ganzes Leben hindurch selbst die Reinheit des Kinderherzens; darum k[...] für Kinder und von Kindern so lieblich erzählen und singen. Zugleich aber [...] er ein Füllhorn voll weisheitsvoller Sprüche aus und begleitete mit spottend[...] humorvollen, starken und hinreißenden Worten in dem von ihm so lange Ja[...] durch geleiteten „Kladderadatsch" die kleinen und großen Ereignisse des Ta[...] blieb auch als Leiter dieses „Witzblattes" doch fast immer noch mehr humor[...] witzig, wie schlagend auch manche seiner Pointen wirkten. Falschheit, Heuche[...] Aufgeblasenheit waren ihm verhaßt, die kleinen Schwächen der Menschen aber [...] und verzieh er, weil er selbst ein ganzer Mensch war und voll von warmer M[...] liebe. Darum werden viele seiner kleinen Werke, die alle seine eigenen Züge [...] ihn überleben und ihm, wie die unseren, auch die Herzen der Kommenden gewinn[...] auf lange Zeit hinaus.

Paul Wa[...]

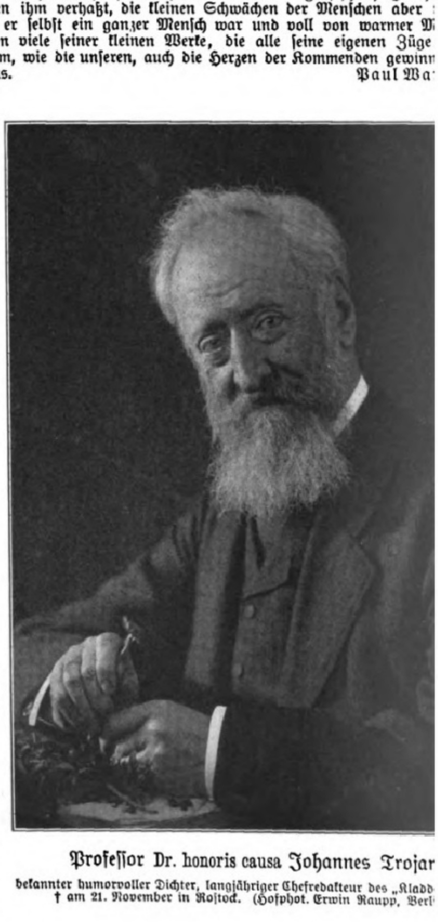
Der Unterricht für Kriegsinvaliden.

Von Gewerbelehrer Ludw. Schwenk, Schwäb.-Gmünd.

Eine ganze neue Schulgattung ist zur Zeit in der Entstehung begriffen, die eben erst ihrem Höhepunkt zustrebt und vermutlich schon in wenigen Jahren nach dem Friedensschluß aufhören wird: der

Unterricht für Kriegsverwundete.

Wenn unsere tapferen Feldgrauen von der Front verwundet zurückkommen, so stellt sich schon nach einigen Tagen das Gefühl der Langeweile ein, untermischt mit der allmählich aufdämmernden Sorge um ihr künftiges Dasein. Merkwürdigerweise ist zunächst bei den Verstümmelten die Ansicht vorherrschend, daß der Staat (in einer ihnen noch unklaren Weise) für den Invaliden zu sorgen habe. So naheliegend und selbstverständlich dieser Gedanke auch ist, so bedarf er doch schon aus rein



Professor Dr. honoris causa Johannes Trojan,
bekannter humorvoller Dichter, langjähriger Chefredakteur des „Kladd[eradatsch"], † am 21. November in Rostock. (Hofphot. Erwin Raupp, Berl[in.])



Unsere Marine im Weltkrieg: Auf der Verfolgung eines englischen Kreuzers. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“

wirtschaftlichen und ethischen Gründen einer Prüfung; dabei soll an der Berechtigung der Forderung nicht gezweifelt werden.

Eine Hauptaufgabe namentlich unserer technischen deutschen Schulen besteht darin, den verwundeten Helden die nötige Selbstachtung und das erforderliche Maß von Selbstvertrauen wieder zurückzugeben. So einfach dies auch erscheinen mag, so ist doch mit dieser Forderung eine recht schwere Aufgabe zum Ausdruck gebracht. Zunächst ist das ziemlich verbreitete Vorurteil unserer Kriegsinvaliden zu beseitigen, daß eine erhöhte Leistungsfähigkeit, die sie sich durch Teilnahme an Unterrichtskursen erwerben würden, zu einer Kürzung der Rente führen müsse. Glücklicherweise sind unzweideutige Erlasse von Militärbehörden vorhanden, die diesem an sich erklärlichen Irrtum klar entgegentreten.

Eine neue Schwierigkeit findet der Lehrer der Kriegsinvaliden in dem naturgemäß stark geschwächten Selbstvertrauen seines großen Schülers in bezug auf die Ausübung der früheren Berufstätigkeit. Wenn auch allgemein gültige Grundsätze über den Unterricht der Kriegsinvaliden noch nicht zu völliger Unbestrittenheit durchgedrungen sind, so wird doch schon heute von allen Kennern der Verhältnisse der Satz aufgestellt: „Jeder Invalide ist nach Möglichkeit in seiner alten Berufsart unterzubringen.“ Dieser Forderung kommen nun glücklicherweise die Vertreter der deutschen Industrie und des Gewerbes in einer überaus erfreulichen Weise entgegen, so daß die reale Grundlage der Erziehungsweise auf Grund dieses Leitsatzes keinen Schwierigkeiten begegnet. Demgemäß ist nun mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß die große Summe praktischer Erfahrungen, die der Invalide aus seiner früheren Tätigkeit uneingeschränkt geistig besitzt, zu möglichst vollkommener Wiederanwendung gelangen kann. Natürlicherweise treten hier ernste Schwierigkeiten auf: wie soll man einen Metalldreher unterrichten, der eine Hand verloren hat? Was tut ein Goldschmied, dessen rechter Arm gelähmt ist? Wie ist ein Elektromonteur zu beschäftigen, der beide Beine verloren hat? usw. Die im einzelnen gestellten derartigen Aufgaben zeigen ernste, beklagenswerte Unterschiede. Streng genommen muß für jeden einzelnen Invaliden ein besonderer Lehrplan aufgestellt werden. Zu diesem Zweck ist eine Berufsberatung erforderlich, an der sich sowohl der Arzt wie der Lehrer und die Lazarettverwaltung beteiligt. Die Hauptaufgabe ist, festzustellen, nach welcher Richtung die Unterrichtsfächer und der Lehrstoff auszuwählen sind, um eine hohe Ausnutzung der früheren Erfahrungen und vorangegangenen Ausbildung des Invaliden zu erzielen. Dann wird untersucht, wie lange der Heilungsprozeß wohl dauert, ob eine dauernde Invalidität vorhanden ist. Die unangenehm häufig auftretende Neigung zu irgendeiner Beamtenstellung muß namentlich dort bekämpft werden, wo mangelhafte Schulkenntnisse des Invaliden festgestellt werden und ein Unterkommen im alten Beruf erreichbar erscheint. Dabei kommt glücklicherweise der Umstand zu Hilfe, daß der Invalide nirgends leichter als in seinem alten praktischen Beruf wieder unterzukommen vermag, und daß dort auch ein viel höherer Verdienst für ihn herauskommt, der seinen



Herzogin Marie Antoinette zu Mecklenburg-Schwerin als Pflegerin.

Die Herzogin war schon in verschiedenen Kriegslazaretten als Pflegerin tätig. (Hofphot. Ferd. Esch, Ludwigslust i. M.)

Rentenanspru[...]
dieser Erwägu[...]
Beschäftigung
auf eine haui[...]
geschehen. Gl[...]
keit
letzun[...]
müsse[...]
ratun[...]
arten
viele
indust[...]
wo.
mit E[...]
lassen
Be[...]
zwisch[...]
im Le[...]
Feld
untau[...]
letzter[...]
Ausbi[...]
und
deutsch[...]
Brief[...]
Buchi[...]
(Sten[...]
Zweisch[...]
Natur[...]
schritt[...]
es ist
invali[...]
Grun[...]
Di[...]
ihrerse[...]
die n[...]
gewer[...]
wozu
und
ist n[...]
den.
der i[...]
keit
geben
die U[...]
des J[...]
bellen[...]
erfolg[...]
fern d[...]
steht,
suchen
Kriegs[...]
gewer[...]
folge
mehr
Bureo[...]
den n[...]
Mecha[...]
usw.,



Der Humor unserer Feldgrauen: Eine improvisierte Musikkapelle in einem militärischen Genesungsheim. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Adolf G. Döring.





Ein neues Musikinstrument: Das Granatophon.

An Fäden in einem Holzgestell freischwebend aufgehängt, geben die Granatsplitter, mit kleinen Holzhämmern geschlagen, musikalische Töne, bei denen ein musikalisches Gehör Zwischenstufen noch von einem Viertelton und darunter herauszuhören vermag. Bisher hat dieses eigenartige Instrument einen Umfang von annähernd zwei Oktaven erreicht, innerhalb deren die schönsten Volksweisen zweistimmig erklingen. Die Granatsplitter stammen aus der letzten Champagneschlacht.

oder als Maschinenwärter- und Aufseher ausgebildet werden. Hierbei kommt die Großindustrie als späterer Arbeitgeber in umfassendem Grade in Betracht, wobei die große allgemeine Bereitwilligkeit derselben gerühmt werden kann, daß sie ihre Invaliden möglichst wieder im eigenen Betrieb anzustellen gewillt ist.

Nicht selten sind die Fälle, wo trotz schwerster Invalidität der frühere Beruf in vollem Umfang wieder ausgeübt werden kann. So kann ein Schriftsetzer oder Ziseleur, dem beide Beine abgeschossen sind, seinen früheren Beruf in vollem Umfang wieder ausüben; damit soll selbstverständlich nicht etwa die Rentenbedürftigkeit bestritten werden. Wo die Erlahmung einzelner Finger oder Gelenke eingetreten ist, ist auf eine allmähliche Benutzung dieser Glieder in einfachen Werkstattarbeiten zu sehen. Erfahrungsgemäß arbeiten sich die Glieder an Hand der praktischen Tätigkeit am raschesten wieder ein, wobei selbstverständlich unsere wohlausgestatteten mediko-mechanischen Institute eine wertvolle Hilfe abgeben. Mehrere mit hohen Preisen ausgestattete Wettbewerbe sorgen dafür (wie sich schon heute feststellen läßt), daß die Schaffung künstlicher Glieder und Hilfswerkzeuge für Kriegsverstümmelte einen ungeahnten Aufschwung und hohe Vervollkommnung erfahren werden.

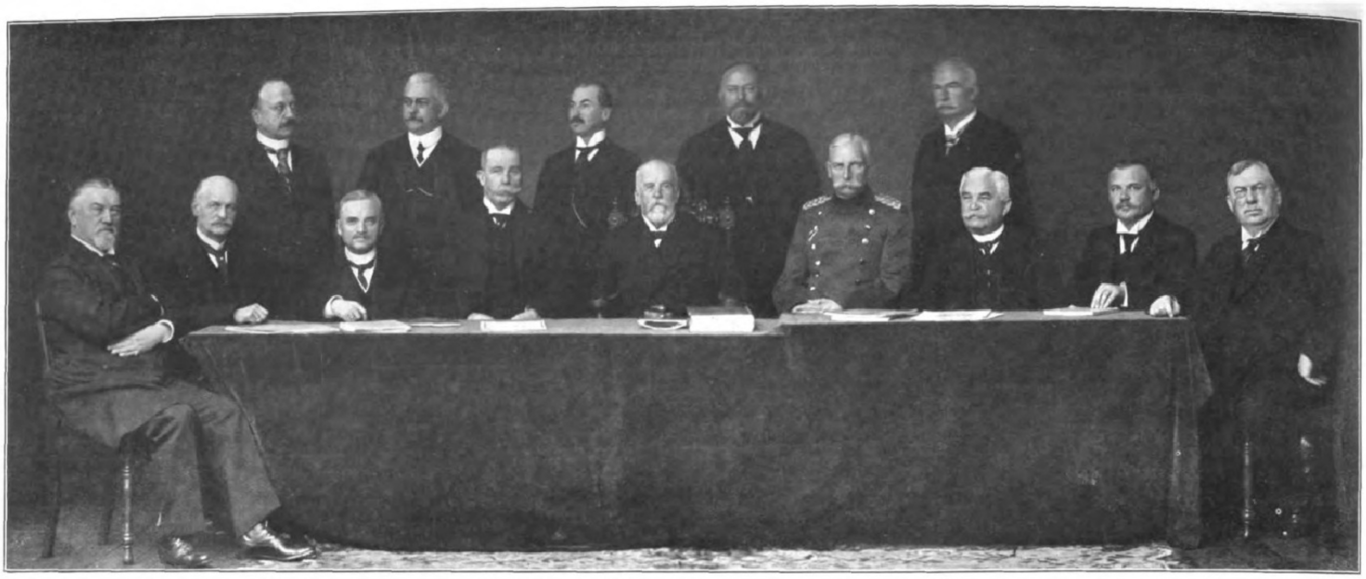




Eine Frühstückspause unserer Feldgrauen in Wolhynien.

Frau Profes
Halle a. d.
ganzen Feld
2. Oktober 1
und zwar al
führerin und
ihrer Chauffe
Schwester,
hat, bei ihr
War

Täglich k
derte von
liden in di
sie alle bedür
gebenden, t
ratung und
suchten Unt
Die bis
teten Kurse
Kriegsinvali
erfreulichster
aufkommen,
sozial und
bedeutungsv
ben Tausen
tapferen
einer befried
tigkeit wied
wird.



Der Vorsitzende und die Abteilungsvorstände des Landesausschusses der Vereine vom Roten Kreuz im Königreich Sachsen mit ihren Stellvertretern.

Von links nach rechts, sitzend: Kgl. Forstmeister a. D. Frhr. v. Loewenstein, Generalleutnant z. D. Mehlhorn, Wirkl. Geh. Kriegsrat Feine, Generalmajor z. D. v. Wardenburg, Wirkl. Geh. Rat D. Graf Vitzthum, Generalmajor z. D. Schmidt, Generalmajor z. D. Götz, Kommerzienrat Ernst, Professor Dr. Koepert; stehend: Oberlandesgerichtsrat Wahl, Wirkl. Geh. Kriegsrat Walde, v. Gablenz, Geh. Hofrat Professor Förster, Major a. D. Teichmann.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Winter im Bayrischen Hochland. Der Hochlandswinter bedeutet gerade in diesen ernsten Zeiten, die an die Nervenkraft jedes Einzelnen die größten Anforderungen stellen, eine Quelle, aus der alle, die auf kürzere oder längere Zeit ausspannen wollen, neue Kraft, neue Energie und Zuversicht schöpfen können. Wenn unten in den Städten der Ebene der Nebel lastet und die Temperatur auf 10 bis 15 Grad unter Null sinkt, kann man auf den Höhen der Berge oft bei 15 bis 20 Grad über Null im Freien sich aufhalten, unter sich das wallende Nebelmeer der Ebene, vor sich die schneeigen Firnen der Bergwelt in sonniger Klarheit und blendender Pracht. Neben dem erquickenden Aufenthalt in der winterlichen Natur spielt bekanntermaßen der Wintersport als Heilfaktor eine wichtige Rolle. Das Bayrische Hochland selbst, wie das ganze Alpenvorland bietet für die Ausübung aller Arten des Wintersports die denkbar günstigsten Gelegenheiten. Die einfachste Art sportlicher Betätigung, das Rodeln, kann gerade im Bayrischen Hochland beinahe überall ausgeübt werden, ganz abgesehen von den herrlichen, großen Rodelbahnen, die eine Besonderheit des Bayrischen Hochlandes sind und von einer Reihe aussichtsreicher Berge als wohlgepflegte Anlagen in einer Länge von mehreren Kilometern zu Tal führen. Fast überall stehen Schlitten (Rodel) gegen billiges Entgelt zur Verfügung. Der des Skilaufs Kundige wird in den bayrischen Bergen ein unbegrenztes Feld für seine Tätigkeit finden. Anfänger im Skilauf haben an verschiedenen Plätzen Gelegenheit, Skikurse mitzumachen. Übungshügel und Sprunghügel sind in großer Zahl vorhanden. Wer dem Eissport (Eislauf, Eisschießen usw.) huldigt, findet vor allem auf den schönen Seen reichlich Gelegenheit. In kalten Wintern sind selbst die großen Gewässer, wie z. B. Chiemsee, Starnbergersee, Ammersee usw. zugefroren und bieten herrliche Bahn für weite Schlittschuhfahrten. Zur Durchführung von Heilkuren aller Art ist reichlich Gelegenheit geboten, da fast alle Bad- und Kurorte des Bayrischen Hochlandes auch im Winter ihre Betriebe offen halten, was insbesondere für kur- und erholungsbedürftige Kriegsteilnehmer von Wichtigkeit ist.

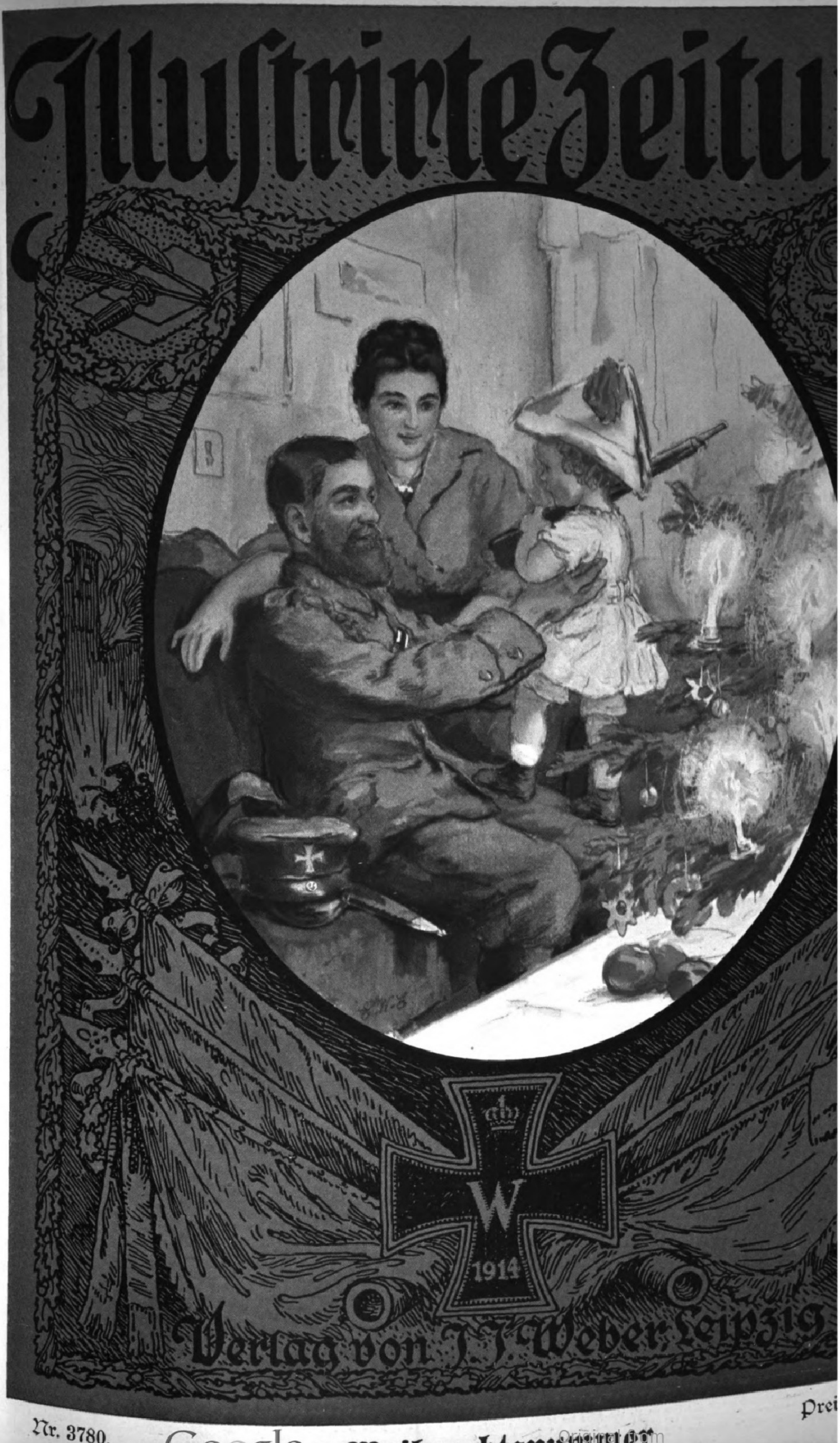
Bad Elster. In unserm Kurorte ist winterliche Ruhe eingekehrt. Wer nach Erholung und Stärkung seiner Nerven verlangt, dem kann das Bad gerade jetzt zu einem wahren Gesundbrunnen werden. Das ganze Elstergebirge liegt schon in Schnee und bietet so nicht minder reizvolle Eindrücke wie im Sommer. Die Rodelbahn ist instand gesetzt und soll beim nächsten Neuschnee eröffnet werden. Zur Zeit sind einige Hundert Kurgäste anwesend, sodaß sich besonders im Sanatorium wie im Badehaus, wo täglich alle Arten von Bädern abgegeben werden, ein verhältnismäßig recht lebhafter Betrieb abwickelt.

Der wachsende Wohlstand erhöht auch das Interesse an dem Kunsthandwerk und das Verständnis für dessen Einfluß auf die harmonische Ausgestaltung unserer Wohnräume. Die Einrichtung unseres Heims, der man jetzt eine größere Sorgfalt als früher widmet, verlangt auch ein Klavier, dessen äußere Formen die Gesamtwirkung nicht beeinträchtigen. Mehr aber noch soll die Klangschönheit des Instrumentes die gespanntesten Erwartungen erfüllen, zu denen sein verheißungsvolles Äußere berechtigt. Das allein vermag nur ein Steinway-Flügel oder -Piano, welche Instrumente der kritischen Prüfung des Musikfreundes, wie der des bildenden Künstlers im gleichen Maße standhalten. Beachtenswertes hierüber enthält die Steinway-Broschüre „Kunstgehäuse". Man verlange solche von Steinway & Sons, Hamburg 6.

Zur Vermeidung von Feldpostbränden ist alles, was solche hervorrufen könnte, für Feldpostsendungen streng verboten. Gegen Einsendung von 2 Mark 35 Pfg. erhält man von Herrn Fabrikant Ferdinand Dannemann in Leipzig 19, Universitätsstraße 18—24, das Rezept für einen völlig ungefährlichen Streichholzersatz (Deutsches Reichspatent). Vgl. die Anzeige auf Seite 757 dieser Nummer.

Wir bitten von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gefl. recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich Otto [illegible], für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Nr. 3780. **Weihnachtsnummer.** Prei

Wir in Flandern um die zweite Kriegsweihnacht.

Von Oberleutnant Hans Schoenfeld.

Das war einer der beliebtesten Trümpfe unserer Alten, der wenigen, die von Anno 1914 noch übriggeblieben sind, den Neuen vom Jahre 1915 gegenüber: „Ihr könnt ja überhaupt nicht mitreden. Ihr habt ja nicht mal die Kriegsweihnacht mitgemacht. Das muß man einfach miterlebt haben, will anders man als alter Kriegsteilnehmer gelten, der seine Erinnerungen hat und was erzählen kann." Die Neuen senkten dann den Kopf und konnten nichts dazu sagen. Gehört hatten sie ja selber genug von diesen stimmungsvollen Weihnachtsfeiern deutscher Kämpfer an Ost- und Westfront; diesen Feiern, die oft zum ergreifenden Ausdruck deutscher Treue, Innigkeit und Dankbarkeit geworden waren.

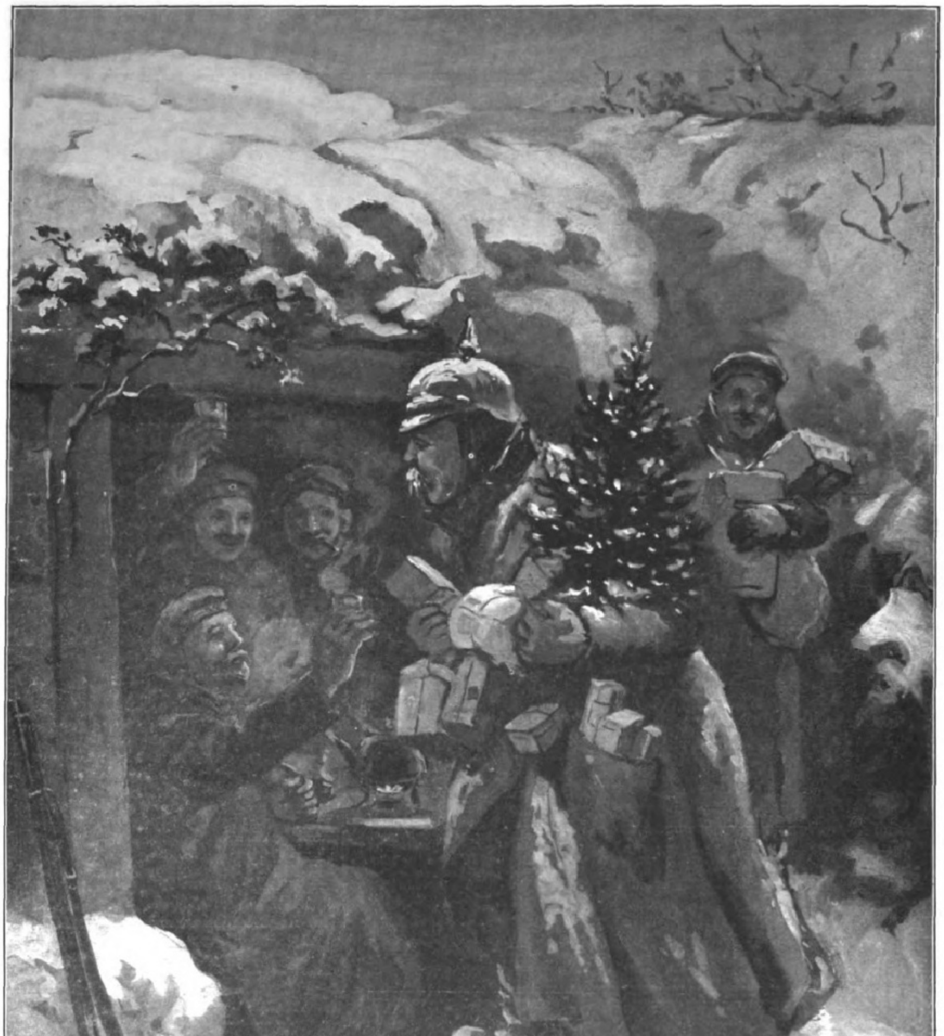
Der Trumpf ist endgültig ausgespielt. Nun stehen sie alle, die paar ganz Alten von Kriegsanfang, die vom Januar, Frühling und Sommer 1915 und die Jüngsten (oft mit grauen Haaren) vor der neuen, zweiten Kriegsweihnacht, der sie mit zwiespältigen Empfindungen entgegensehen.

Die Alten sind jetzt die Nachdenklichsten. Sie halten den Mund hübsch still und sinnieren vor sich hin in dienstfreien Stunden oder tun sich zu zweien oder dreien zusammen, um sich eins auszumalen, wie das „damals" war, zur letzten Weihnacht 1913. Denn in diesen Voradventstagen spukt ihnen hier draußen am Feind das liebste deutsche Fest genau so im Kopf wie früher daheim, in friedlicher Zeit.

Die Neuen — die freuen sich schon eher auf ihre erste Kriegsweihnacht, und sie fragen die Teilnehmer des Vorjahrs-Christfestes oft genug nach Einzelheiten: ob's da Tannenbäume gibt und jeder ein Liebesgabenpaket für sich kriegt. Was die Offiziere schenken, und ob die Feldküche etwas Extraes kocht. Punsch zumindest. Sie rechnen: ob die Kompagnie am Heiligabend „vorne" sein wird oder in den behaglichen Lagerhütten. Die Alten, erst mißtrauisch, werden schließlich doch warm und packen aus. Es war doch zu schön.

Und warum soll's denn diesmal schlechter werden?

Gewiß! Die große, stürmische Christgabenflut eines überdankbaren, wohlhabenden Volkes, die wird es nicht wieder. Und die allgemeine innige Anteilnahme, die hat auch nachgelassen: es sind daheim zu viele geworden, die einsam und trauernd diese neue Weihnacht mit Bangen kommen sehen; denen noch im Vorjahre der Tannenbaum so hoffnungsfroh strahlte, da sie sich etwas Liebes draußen am Feind noch wohlbehalten wußten. Und es sind der Pflichten und Geldanforderungen zu viele geworden, als daß man diesen Überfluß der Liebesgaben des Vorjahres erwarten dürfte. Das deutsche Volk hat haushalten gelernt. Was es diesmal für seine Kämpfer gibt, wiegt, an diesem Sinn klugen Maßhaltens gemessen, vollwichtiger als die zur Vorweihnacht leichthin aus Überfluß und Hoffnung auf rasches Kriegsende gegebenen Geschenke.



Feldgraue Weihnachten im Osten: Der Weihnachtsmann im Schützengraben.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Oscar Achenbach.

Das rührt uns alle hier am Feind. Deshalb lieben wir schon jetzt die neue Weihnacht. Die stillere und innigere, die uns stark machen soll bis ans Ende.

Wir am Feind sollen und wollen nicht so viel an Gewesenes und Gewesene denken. Dazu hatten wir am Totenfest genugsam Gelegenheit. Wir wollen all unsere Sinne auf das Gegenwärtige und Mögliche ungewisser, spannender Zukunft richten. Und unsere alte deutsche Abenteurer- und Träumerlust will just vor Weihnacht erwachen. Es ist wie ein erstauntes Sichbesinnen, daß es doch eigentlich ein höchst romantisches Ding ist, dieses seltsame, zigeunerhaft ungewisse und naturwilde, dabei aber so streng geregelte, nicht gestattete, nein befohlene Zusammenleben reisiger Mannen in der ungebundenen Natur. Herrgott — hat sich da nicht der Traum unserer Jugend, das Ideal unserer wilden Jungenswünsche erfüllt. Hatten wir das ganz vergessen?

Hört nur hier auf die Gespräche unserer Soldaten im Schützengraben: einer schon genügt, diese Ansicht zu bekennen, und die Kameraden, die am lautesten schimpfen, werden still. Es war ein Wort zu rechter Zeit, das hilft. Es kommt ja wirklich nur auf die Auffassung an, hier draußen das Kriegshandwerk im Schützengraben zu einer Höllenqual oder einem immer neuen Erlebnis zu gestalten. Sieht man's von der richtigen, der einzig erträglichen Seite an: aus der Not eine Tugend, eine belustigende Zwangslage zu machen, dann kann, Seite an Seite mit Gleichgesinnten, die aus dem bloßen Kameraden unvermerkt zum treuen Freunde geworden sind, dieses zwischen Schanzen, Wachen und Schießen vorm Feind, Schlafen, Spielen und Sichtummeln in Ruhestellung geteilte Leben ein köstliches Erlebnis werden. Dann erhält auch das Wort „Ideal" seinen warmen Klang: Vaterland, Freundschaft, ewig geheimnisvoller Wechsel des Erlebens, Liebe, Pflicht und Treue. Gottvertrauen und Mut.

Da sind nun wir in Flandern. Truppen, die vielfach die erste Weihnacht schon in der kampfblutigen Front zwischen Arras und Nieuport begangen haben, und so eine Art Heimatrecht, zumindest ein vertrauteres Verhältnis zu diesem schönen, wetter- und schicksalsschweren Land gewonnen haben. Wir haben unsere flandrischen Weihnachtserinnerungen, schöne, tiefe Erlebnisse.

So will ich jenen 23. Dezember 1914 nie vergessen, als wir acht Mann hoch zu Roß und Wagen auszogen, Tannenbäume zu holen. Hatten bei einem Übungsmarsch von Lille nördlich nach der belgischen Grenze von ungefähr die Tannenschonung eines Herrschaftsparkes am Wege prangen sehen. Dem seltenen flandrischen Objekt entsprechend warnten Tafeln in Französisch und ahnungsvollem Deutsch vor Betreten oder gar Abholzen der Dickung. Flatter- und Tretminen, Selbstschüsse. Was die uns schon störten, wo wir ganz andere Sachen überstanden hatten! Schon damals stand es bei der Kompagnie fest: hier oder nirgends wachsen eure Christbäume. — Und wie wir am Weihnachtsvorabend hinkommen, ist unsere Schonung verschwunden. Nur die Tafeln stehen noch. Der greinende Pförtner verrät uns die Konkurrenten: Bayrische Jäger aus der Nachbarschaft. Aber nicht weit am Schloß hinterm Bach — dort der rote Bau mit dem Türmchen — gibt's echte Edeltannen. Doch beileibe nicht sagen, wer's ihnen gesteckt hat. — Wir fanden nicht nur die Prachtbäume, sondern in der Schloßfrau eine deutsche Landsmännin, der wir verlegen entgegentraten, und die wir, reichbeschenkt für die Kompagnie, dankbar verließen. Die Bescherung selbst: ein Gartenlokal in der Liller Villenvorstadt St.-Maurice. Alle Glasfenster gesprungen. Die elektrische Eigenbetriebsleitung durch deutsche Granaten beim Strafgericht über Lille im Oktober 1914 beschädigt. Was verschlug uns das alles: Zeltplanen vor die Fensterhöhlen, tüchtig durchgeheizt und durch geschickte Leute die Schäden der Lichtanlage beseitigt, dann war der Weihnachtssaal fertig. Rasch noch ein Klavier, ein Gerüst für lebende Bilder, und für die Unterhaltung durch Kunstjünger unter den Marssöhnen war gesorgt.

Herrgott, waren das Tafeln! Zum Brechen voll, ein Gabenmeer in bunten Farben und lockenden Gerüchen, die Feldküche hatte Heringssalat gemacht, Punsch dazu. Gönner aus der Garnison hatten dem Truppenteil ein Fäßlein Helles gesandt und die Offiziere Butter und Brot gestiftet, dazu wohlweislich bis zum Christfest aufgesparte Orden verteilt. Ansprachen, Gesänge, Klavier- und Mundharmonikavorträge, humoristische Gedichte. Hoch lebe der Hauptmann, die Zugoffiziere! Und rührende Briefe lieber unbekannter alter Veteranen. Dazu in bengalischem Licht Szenen aus besonders ergreifenden, humorvollen oder bewegten Erlebnissen der Kompagnie ... und Schlag Mitternacht mit einem Hoch auf den Landesherrn, den Truppenteil, die Lieben daheim, die Gabenspender, mit einem Händedruck zwischen Vorgesetzten und Untergebenen rückte in strammer Marschordnung, wie sie gekommen, die Kompagnie in die Quartiere zurück, schwerbeladen wie eine Kohlenzille.

Das werden wir heuer nicht wieder haben. Keine Bühne und kein bengalisches Feuer. Elektrisches Licht von der Korpszentrale vielleicht. Richtige Glasfenster sicherlich. Nach einem Jahre hat deutsche Ordnung allen Soldaten geschlossene Fenster zu schaffen gewußt. Heringssalat und Punsch, nach Wunsch der Kompagnie. Und lebende Bilder — da wüßten wir gar nicht, wo anfangen, so viel haben wir seitdem erlebt. Nicht an Gewesenes denken: Gegenwart, Zukunft!

Was wir aber damals nicht hatten: riesenhohe Bäume eines flandrischen Waldes, über unseren Baracken rauschend ein Sturmlied der Heiligen Nacht. Weite Flur im Vollmond; da, wo der nächtliche Horizont verschwimmt, geisterhaft aufglühende und verlöschende Lichter. Gegrüßt Kameraden im Schützengraben zu unseres Herrn Christi Wiegenfest. Wir aber, Offiziere und Säbeltragende, wir werden bei fröhlicher Pirsch Fasan und Hase in die Weihnachtsbratpfanne geliefert haben. Werden gar eine Stopfgans, ein Spanferklein von den Marktfrauen zu Kortryk erstanden haben, und voll von stürmenden Empfindungen, Wein und Zigarren werden wir vielleicht Arm in Arm noch hinausschlendern in die göttliche Nacht des Welterlösers, gläubig vertrauend, trotz des spukhaft vorausarbeitenden Kriegsgetümmels, auf die Sendung des Friedebringers.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Illustrirte Z

Leipzig, Berlin, Wien,

Weihnachtsnummer.

Nr. 3780. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seit



Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.



Dr. med. Lahmann's Nährsalz-Präparate!

Nährsalz-Cacao ist das einzige Cacaopulver, welches nicht mit mineralischen Salzen, sondern mit **Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** aufgeschlossen ist. Es fördert daher die Ernährung in hohem Grade, wirkt wohltuend auf Magen und Darm und ist für magenschwache Personen besonders geeignet.

Nährsalz-Chocolade enthält ebenfalls **Dr. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** und wird durch diesen Zusatz eine zum Kochen und Rohessen gleich geeignete kräftige Nährchocolade.

Nährsalz-Extrakt **rein aus Pflanzen** hergestellt, ist durch seinen hohen Gehalt an pflanzlichem Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk usw. ein vorzügliches, den Nährwert erhöhendes Zusatzmittel zu Speisen.

Pflanzen-Milch der Kuhmilch zugesetzt, bewährtester Ersatz beim Versagen der Brustnahrung.

Gesundheit ist Reichthum. Fabrik-Marke

Die **Dr. med. Lahmann'schen Nährsalz-Präparate** sind über 30 Jahre im Gebrauch und finden Verwendung in fast allen Sanatorien. Ausführliche Broschüren versenden gratis und franko die

Alleinigen Fabrikanten Hewel & Veithen, Köln, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik



Vor dem Roeckl-Laden
Gemälde von B. Wennerberg

Roeckl-Handschuhe
Schönstes Weihnachtsgeschenk

20 eigene Verkaufsstellen in den größeren deutschen Städten

Berlin Friedrichstraße 59/60 Ecke Leipziger Straße



Anker
Schnell-Nähmaschinen
Erstklassige Fabrikate
Anker-Werke A.-G. Bielefeld
gegründet 1876

Lieferantin für die Armee und Schulen

Ein Korsett nach dem andern

versucht die auf gute Figur und Wohlbefinden gleichzeitig bedachte Dame. Keines gewährt ihr solch wohliges Gefühl der Freiheit und Leichtigkeit wie der ges. gesch.

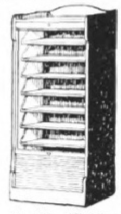
Thalysia-Edelformer

Und auch nur in diesem findet sie zugleich einen Körperverschönerer und Wiederhersteller geschädigter Gesundheit. Hunderte begeisterter Anerkennungen. Verschiedene Ausführungen: mit und ohne Leibstütze u. desgl. Achselträgern. Näheres in der Kriegsausgabe der „Thalysia-Mode" No. 115. (Preis 40 Pf. postfrei; Betrag bei nachfolgender Bestellung zurück). Preisbl. frei.

Thalysia Paul Garms G. m. b. H.,
Fabrik und Versandabteilung: **Leipzig-Co.,**
Eig. Verkaufshäuser in **Berlin,** Wilhelmstr. 37, **München,** Schäfflerstr. 21, **Wien I,** Weihburggasse 18
Angabe der nächstgelegenen Vertretung auf Anfrage.

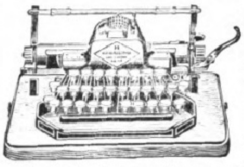


Stolzenberg
Privatzimmer und Bureau-Möbel
Katalog kostenlos
Fabrik Stolzenberg
in Oos-Baden und Berlin SW. 68.



Nr 318. Mk. 31.-

Blickensderfer Schreibmaschine



Das bewährte System mit dem unverwüstlichen Mechanismus, der einzig schönen Schrift und den wichtigen Sondervorzügen.

Ueber 175000 im Gebrauch!

Preis mit **zwei** Schriftarten nach Wahl . . . **185–260 Mk.**
Modell Weltblick . . . **135 Mk.**
„Nocoblick", Noten- und Korrespondenz-Schreibmaschine **750 Mk.**

Leipzig 1914: Goldener Preis! Illustrierter Katalog Nr. 30 kostenfrei!

Groyen & Richtmann, Köln.

Trauringe mit von Künstlerhand aufgestoch. Eichenkranz-, Myrten- oder Lorbeer-Ornament.
Zu beziehen durch Juweliere.



„Lorbeer" „Nibelungen" „Eichenlaub"

Kunstwerkstätte W. Preuner, Stuttgart.
Fabrik der Trauringe „Du bist min, ich bin Din", „Mit Wille Dein Eigen".



Hermsdorf-Schwarz
ist das beste
Diamantschwarz
für Strümpfe, Handschuhe, Trikotagen, Strick- und Webgarne

Nur garantiert echt wenn mit dem Namen:
Louis Hermsdorf Färber
gestempelt

Louis Hermsdorf, Chemnitz
Größte Schwarzfärberei der Welt

JACOBY-BOY

Zahnstein
verfärbt und
entstellt
die Zähne

Solvolith löst
den Zahnstein u. macht die Zähne blendend weiß

F. Wolff & Sohn's
Odonta Weiss
Antiseptische Zahncreme

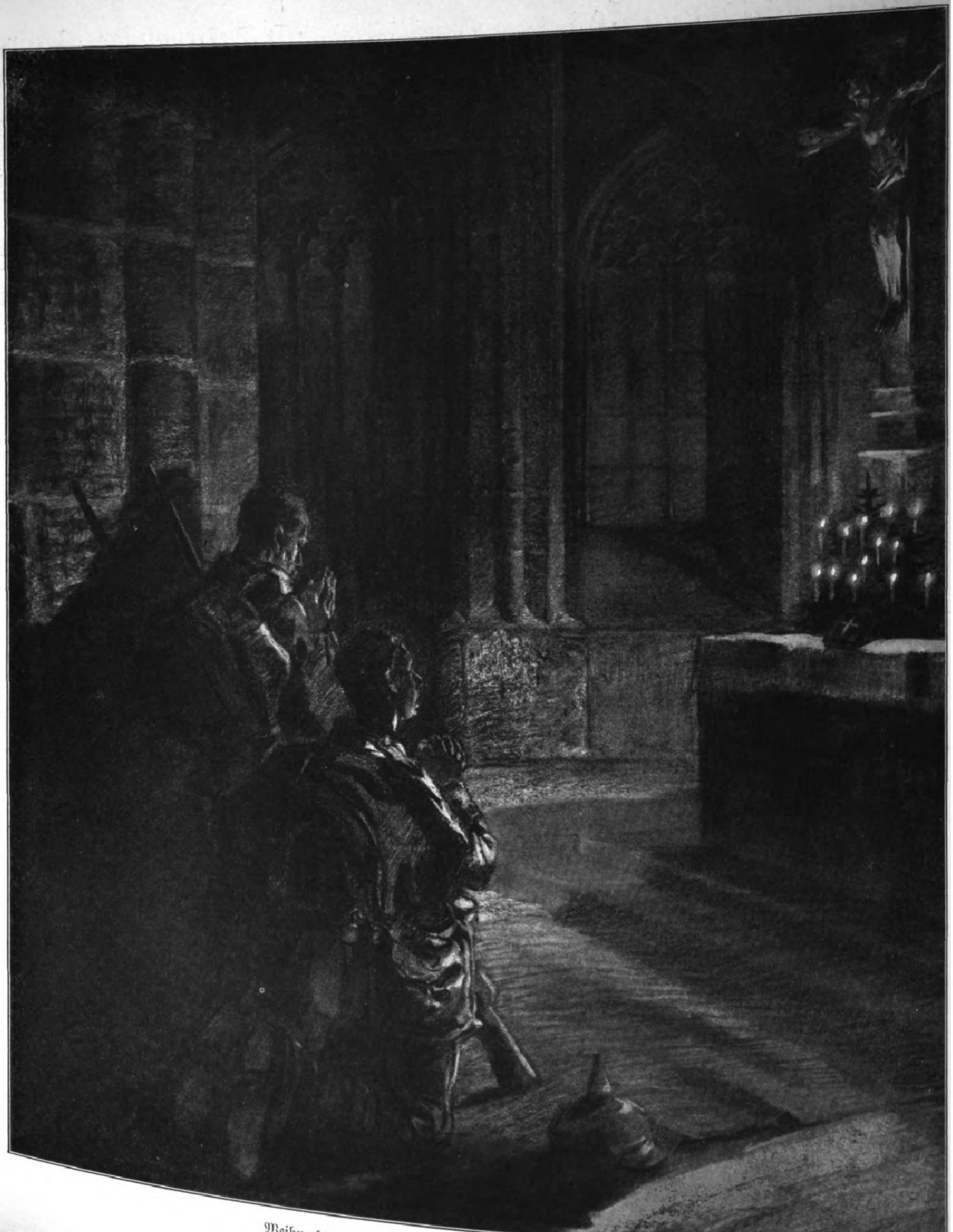


Preis 60 Pf. u. 1 M.
Probetuben 10 Pf.
Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- u. Parfümeriegeschäften.


Riquet
Mammut-Kakao
VOLL KRAFT
Riquet & Co., A:G. Firma gegr. 1745 in Leipzig

Illustrirte Zeitung

Nr. 3780. 145. Bd.



Weihnachten im Felde: Stille Andacht in einer flandrischen Kirche.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Walter Hammer.



Weihnachtsgedanken. Von Oberhofprediger D. E. Dryander, Berlin.

Kürzlich ging durch die Blätter die Schilderung eines Weihnachtsabends, den im vorigen Jahre deutsche Kriegsgefangene in einem französischen Lager erlebten. In gedrückter Stimmung begannen die Vorbereitungen. Dann erklangen unter dem strahlenden Christbaum die alten lieben Weihnachtslieder: „O du fröhliche" und „Stille Nacht, heilige Nacht". Die rauhen Männer aber, die beim heftigsten Schmerze nicht zuckten, schämten sich nicht der Tränen, die in den Bart herabtropften, während die französischen Wachen verwundert auf den Baum und die deutschen Gefangenen sahen und es nicht verstanden, was diese harten und stolzen Menschen so weich und still machte.

Sehr begreiflich. Denn kein Volk kennt die deutsche Weihnachtssitte, die auch bei uns in dieser Form nicht über ein Jahrhundert alt ist, und die doch alles einschließt, was Weihnachten uns bedeutet. Die Liebe zur Heimat, in trüber Gefangenschaft zweifach empfunden, die trauliche Gemeinschaft des Hauses, die Freude am Jubel der Kleinen, die warme Liebe der Großen, die Erinnerung an den Glauben der Kindheit und seine so oft im Leben bewährte Kraft, alles das findet, Volkstümliches und Kirchliches, das rein Menschliche und das Christliche in einzigartiger Weise miteinander vermählend, seinen zartesten Ausdruck in der deutschen Weihnachtsfeier und umwebt das Fest wie kein anderes mit einer so zarten Poesie, daß ihr nicht leicht einer sich gänzlich entzieht.

So ist es denn kein Wunder, wenn unser Volk, wo es irgend vermag, diese Feier sich verschafft. In wie vielen Gefangenenlagern mag das gleiche Bild sich in diesem Jahre wiederholen! In mehr als einem Schützengraben wird die Frage erörtert werden, ob wenigstens am Heiligen Abend der Feind das Feuer einstellen oder die Stunden der Feier zu einem Überfall benutzen werde. Schon haben vielleicht die Tiroler Schützen die Tannenfichte, die mutig an der schroffen Felswand emporklettert, zum Weihnachtsschmuck in die Unterstandshütte ausersehen. Und auf dem Torpedoboot, das die Wogen der Ostsee durchfurcht, wird am Christabend irgendein Maat die sorgsam behütete Festtanne aus verborgenem Raume hervorholen. Wir grüßen sie alle in Ost und West, die treuen Hüter am Grenzwall des Vaterlands, die *unsere* Weihnachtsfeier schützen, und wünschen auch ihnen allen mitten in Not und Tod fröhliche Weihnacht!

Aber doch würde diese Poesie des Festes, die unwägbare Masse der Empfindungen, die in ihm sich sammelt, schwerlich vor der Rauheit des Lebens wie vor der blasierten Nüchternheit der Zeit standhalten, trüge sie nicht einen noch festeren und unzerstörbaren Untergrund in sich.

Wir sind heute wie nie ein den Wirklichkeiten des Daseins zugewandtes Geschlecht. Wir freuen uns der reichen Gestaltung des Lebens und der früher ungeahnten Fülle seiner Genüsse. Auch die Wissenschaft hat sich in erster Linie der Naturerobernng und -beherrschung zugekehrt und zweifelt nicht, daß bald das Wort „unmöglich" aus ihrem Wörterbuch verschwinden werde. Hat doch auch der Weltkrieg dafür seine Beweise geliefert! Aber — wir haben vielleicht mit diesem nach außen gewendeten weltoffenen Blick das Auge für die stillen und verborgenen Tiefen verloren, aus denen auch die Kraft für die Welteroberung uns zuströmt. Erstorben ist es gleichwohl nicht. Lauscht doch, bei aller scheinbaren Ablehnung einer Welt des Übersinnlichen, die Menschheit jedem Klange, der dorthin weist, mit der zitternden Ahnung, daß hier ein Großes auch für sie verborgen sei. Auch die Stimmen der Metaphysik, auch die der religiösen Mystik verklingen nicht ungehört. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß unter dem Donnern des Krieges eine religiöse Erhebung, und zwar im christlichen Sinne, sich vollzogen hätte, die alle aufwärts weisenden Kräfte der Zeit in ihren Dienst zog? In diesen Tiefen der Mystik liegt auch die Kraft der Weihnachtsfeier verborgen. Sie hat, um mit Paulus zu reden, in einem „Mysterion" ihren Grund. Unter den verschiedenen Religionen der Erde stehen die sogenannten *Erlösungsreligionen* am höchsten. An ihrer Spitze steht als „ethische Erlösungsreligion" das Christentum. Es ist die einzige dieser Erlösungsreligionen, die einen *Erlöser* kennt. Die Geburt dieses Erlösers feiert die Weihnacht!

Freilich nicht wie die Gedenktage großer Männer begeht die Kirche das Geburtsfest Jesu. Niemand weiß seinen Geburtstag. Erst im Jahre 353 ist der 25. Dezember zum erstenmal als solcher in Rom gefeiert worden. Maßgebend waren dabei für den römischen Bischof symbolische Gründe, verbunden mit der Klugheitsmaßregel, womöglich der eingebürgerten Gewohnheit heidnischer Feste eine christliche Feier unterzuschieben. Der 25. Dezember, als der kürzeste und zugleich als Tag der wiederkehrenden Sonne, bot willkommenen Anlaß zu der „geistreichen Akkommodation", Christum als den Sol invictus, als das Licht der Welt, und seinen Geburtstag als den Beginn des neuen Goldenen Zeitalters zu begehen. So wurde das Winterfest der Sonnenwende, das Fest des siegenden Lichtgottes, das Gefäß, um Jesum als das in die Welt getretene *Licht* zu feiern. In diesem Sinne hat „mitten im kalten Winter" das Weihnachtsfest seinen Siegesgang durch die christliche Welt angetreten und sie mit reichem Glanz und Wärme erfüllt. Die „Nox sacrosancta" wurde das Heiligtum jenes göttlichen „Geheimnisses": Gott ist geoffenbart im Fleisch!

Jesus das Licht der Welt! Man würde fehlgreifen, wenn man diese Erleuchtung auf neue *Erkenntnisse* einschränken wollte, die Jesus gebracht hat. Sicher fehlen sie nicht. Wenn *Harnack* das schöne Wort schreibt, Christus habe den Wert der ganzen Menschheit gesteigert, so ist auch die Steigerung der Erkenntnis mit eingeschlossen, und zwar eine Erkenntnis über die tiefsten Fragen der Menschheit, das Woher und Wohin, den Sinn und das Ziel des Lebens.

Aber doch steht das erst in zweiter Linie. Was zunächst von ihm ausgeht, ist nicht eine Erkenntnis, die der Denker verarbeitet, sondern eine *Bewegung*, eine Umwälzung, ein persönliches Erlebnis, das, vom Zentralpunkt des Menschen ausgehend, seinen ganzen Lebensbestand ergreift, sein Lebensgefühl steigert, seine innere und äußere Welt umwandelt und in die Sphäre der Erlösung erhebt. In jedem Augenblick des ungeheueren Prozesses aber empfängt die Entwicklung ihre Anstöße, ihre Regelung, ihre Ziele und ihre Kraft von der *geschichtlichen Person Jesu* als des Lichtes der Welt.

Ich greife nur etliche Punkte heraus.

Durch die Religionen der Welt, von den orientalischen an bis zu den altgermanischen, zieht sich der Gedanke eines schweren Kampfes hindurch zwischen Licht und Finsternis, Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, Gott und dem Teufel. Wenn heute die Menschen wie im plötzlichen Wahnsinn vernichten, was sie in langer, heißer Arbeit gebaut haben, so setzen sie nur den Kampf fort, den die Jahrhunderte hindurch die um die Menschheit ringenden Geistesmächte wider einander führen. Auch in den Kriegen der Welt vollzieht sich der alte Kampf zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge. Wir kämpfen ihn auch in dem Kriege, von dem heute der Erdboden erzittert. Wo aber ist ein Bürge dafür, daß dieser Kampf nicht ziellos verlaufe, bis in namenlosen Qualen die Menschheit sich verblutet hat? Ein Bürge für einen *Sieg des Guten* und für ein göttliches Ziel der verschlungenen Wege der Geschichte? Die Weihnachtsbotschaft nennt ihn: *Jesus das Licht der Welt!*

Das Licht der Welt. Die Welt liebt die sittliche Dämmerung. Hier aber steht mitten in der Weltgeschichte einer, der der vollkommen Gute ist, hinter dem in wesenlosem Scheine das Böse liegt. Er steht so gewaltig der Menschheit gegenüber, daß sie nicht anders kann als Stellung zu ihm nehmen. Kein Wunder, daß an ihm die Geister sich scheiden von der zartesten Liebe an bis zum glühenden Haß. Er steht auch der Menschheit von heute als das personifizierte Gewissen gegenüber und wird auch von der grauenhaften Welt der Lüge, die in dieser Kriegszeit allein unbedingte Siege über uns erkämpft und mehr als einmal uns wehrlos gemacht hat, den heuchlerischen Schleier abreißen und der Wahrheit zum Siege helfen. Und diesen König der Wahrheit, den Bürgen für ihren Sieg, verkündet die Weihnachtsbotschaft von Jesu als *dem Licht der Welt*.

Vom Licht geht Leben aus. Aber was heißt eigentlich *Leben*? Leben ist wirken und schaffen, hat man wohl geantwortet. Leben sei dulden und leiden, sein Geheimnis sei seine Verneinung — so die anderen. In Wahrheit liegt der Sinn des Lebens tiefer. Mit erschütternder Gewalt hat der Krieg uns ein Neues erschlossen, und wenigstens denen, die helle Augen haben und im Flusse der Erscheinungen das Bleibende und Wesentliche zu erkennen vermögen, ist es wie eine Offenbarung aufgegangen: *Leben* heißt *opfern*, heißt *hingeben* und sich *verleugnen*, um im Opfern und Hingeben nicht einen Verlust, sondern den höchsten Lebensgewinn zu erhalten. Das vollkommene Opfer aber ist das des Lebens. Es muß uns mit tiefster Freude erfüllen, wenn die Empfindung für die Herrlichkeit dieses Opfers heute viele erfüllt, die sonst kein Auge dafür hatten, wenn *der* für erbärmlich und unwürdig der großen Zeit gehalten wird, der diesem Opfer sich entziehen will. Aber der Ursprung dieses Gedankens liegt bei dem, der kraft seines sich selbst opfernden Lebens zum Welterlöser wurde, Christus. Jedes Weihnachten gibt uns neuen Anstoß, in diese heilige Bewegung einzutreten und durch *Opfern* und *Sterben* wahrhaft *lebendig* zu werden.

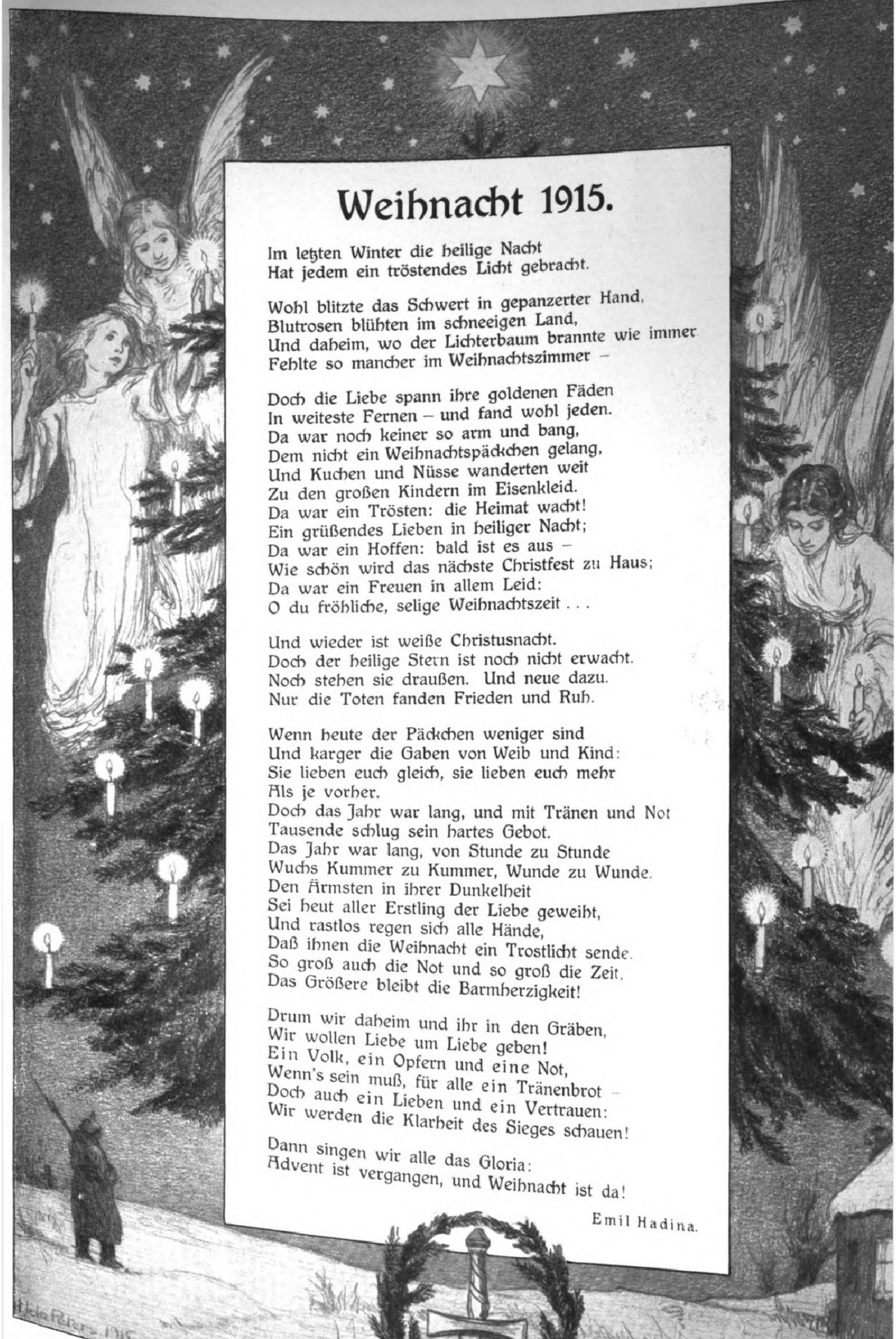
Zwar ist dies Opfer mit Furchtbarem verbunden. Man darf nur an ein Schlachtfeld denken, wenn über die blutgetränkte Walstatt die schweigende Nacht sich senkt und in der Stille die Schmerzensschreie der Verwundeten, die Seufzer der Sterbenden, die Angstrufe der Verlassenen laut werden. Man darf nur hindurchgehen durch die Häuser daheim, in denen man angstvoll der Botschaften wartet, die die Bewahrung eines teuren Lebens bestätigen. Aber auch über den Schlachtfeldern der Menschheit, ob sie auf blutiger Walstatt, ob sie in der kleinen und doch so großen Welt des Herzens sich finden, steht das unermeßlich große Wort, das in allen Literaturen der Welt keine Parallele hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" Auch zu den Unglücklichen, die der Sturm menschlicher Schuld, göttlicher Gerichte zu Boden geworfen, neigt sich diese erquickende Hand und gießt Öl und Wein in die Wunden. Wie Freund und Feind im Elend nebeneinander liegen, nun ohne Haß, ohne Leidenschaft, der Leidende neben dem Leidenden, und jeder den andern erquicken möchte, so eilt die Samariterliebe in die Lazarette, zu den Verlassenen. Neutrale Länder wetteifern mit den kriegführenden Nationen, zum Zeichen einer Liebe, die über alle menschlichen Spaltungen und Rassenunterschiede hinausreicht. Zarte Frauenhände vollbringen, was die Männer nicht vermögen: sie weben in die Arbeit der Liebe die Wärme, das innerlich Gewinnende und Versöhnende hinein. In diesem Wirken finden zugleich die Trauernden den Trost, den sie brauchen, die Einsamen den neuen Lebensinhalt, der sie befriedigt, alle den großen, hohen, festlichen Zug, der ihr Leben schmückt. Wenn wir dem Ursprunge dieses Stromes nachforschen — er leitet uns schließlich zur Krippe von Bethlehem, zur Weihnachtskunde von Jesu, dessen Licht auch diese Finsternis hell macht.

Ich könnte fortfahren, aber ich breche ab. — Es erhellt genugsam, daß es sich bei der Weihnachtsfeier nicht nur um eine sinnige Kindererinnerung oder um eine poesiereiche Sitte handelt. Mit Recht darf man von einer *Gabe* sprechen, die uns geschenkt ward, und an deren bleibende Bedeutung wir uns pietätvoll erinnern. Denn die Frage drängt sich ja förmlich auf: *von wannen stammt* die wunderbare Gestalt, die, mitten in der Weltgeschichte stehend, den Wendepunkt der Zeiten bildet? Stammt sie von der Erde, d. h. ist sie aus den Kräften, den Bedingungen und Umständen ihrer Zeit abzuleiten und zu begreifen, wie andere Genies der Menschheit auch, ein Produkt aus dem Zusammenwirken erdentsprungener Faktoren? Oder verdichtet sich das Geheimnis, das schon das Werden des Genies umgibt, bei ihr zu undurchdringlichem Dunkel, das uns nötigt, sie als das Produkt einer anderen Welt zu werten, als den edlen Zweig, der mit seinem Eintritt in die Weltgeschichte dem verwilderten Stamme der Menschheit eingepfropft wurde, um sie zu veredeln? Für die Kirche aller Jahrhunderte ist die Antwort nicht zweifelhaft! Wie immer einer die Person Jesu verstehe oder erkläre, es steht fest, seine Gestalt gehört zu dem Leuchtendsten, das die Menschheit aufgebracht hat. Wir wissen kein besseres Wort, das Geheimnis in Worte zu fassen, als den Ausspruch des Paulus —: „Gott, geoffenbart im Fleisch!" — das ist die Gabe der Weihnacht.

Damit beantwortet sich nun auch die Frage, ob wir noch heute Weihnachten feiern, ob wir es auch in der Kriegszeit feiern sollen. Dauert die Wirkung der Gabe ungeschwächt fort, warum nicht ihre dankbare Feier? Und die Kriegszeit? Gewiß, es ist ein herber Gegensatz, wenn hier von der stillen, heiligen Nacht gesungen wird und draußen der Kanonendonner die ermatteten Schläfer aufschreckt, ein furchtbarer Widerspruch, wenn hier Kindermund den Weihnachtsspruch von der großen Freude aufsagt und draußen die Brüder zum blutigen Angriff sich rüsten. Darum soll allerdings unsere Feier ernster, stiller und bescheidener verlaufen als sonst.

Aber gehalten werden soll sie dennoch. Ja gerade heute soll das Weihnachtsgefühl geweckt, der Weihnachtsfrieden gepriesen, der tiefste und eigentliche Inhalt des Festes herausgehoben werden. Woher stammt denn der starke Idealismus, mit dem unser gesamtes Volk mit unerschütterlicher Zuversicht den Sieg erwartet? Woher dieser Glaube an den Sieg der Wahrheit über die Lüge, des Rechts über das Unrecht, der Reinheit über die Welt des Schmutzes, des Geistes über das Schwergewicht der Zahl? — Seine Kraft liegt darin, daß diese Wahrheit und Reinheit nicht nur als unbestimmte Idee über der Weltentwicklung schwebt und jedesmal in unerreichbare Ferne zurückweicht, wenn wir sie erfassen wollen, sondern daß diese Idee *Wirklichkeit und Gestalt* gewonnen hat in der Person Jesu Christi, durch den sie auch uns erreichbar wird. Unsere Weihnachtsfeier soll lauter als sonst verkünden, worin die Siegeskraft unseres Volkes ruht. Zu den Errungenschaften des Krieges soll auch das gehören, daß der Aufschwung des religiösen Lebens, den wir miterlebt haben, nicht kraftlos verrausche, sondern daß in unserem deutschen Volke der Religion wieder der königliche Platz angewiesen werde, der ihr gebührt. Der göttliche Heros der Religion aber steht vor uns in dem Heiland, dessen Geburt wir zu Weihnacht feiern.

Immer ist uns Weihnachten das Fest der Liebe gewesen. — In diesem Jahre gilt es, Liebe in großem Stil zu üben, deren Odem bis in die fernsten Schützengräben, in die ödesten Gefangenenlager weht. Soweit unsre Möglichkeiten reichen, soll die erfinderische Liebe die Wege öffnen, um *jedem* das Bewußtsein zu geben, daß er zum Ganzen gehört und dieses Ganze ihn nicht missen will. — Vor allem wir selbst sammeln uns unter dem Weihnachtsbaum zu neuem Glauben an den Sieg des Guten, zum Kampfe für die Wahrhaftigkeit an Stelle aller Verlogenheit, zum Ringen um Reinheit wider die Schamlosigkeit, zum Halten an allen den religiösen und sittlichen Gütern, die uns die Weihnachtsbotschaft vor Augen stellt. Nicht das letzte unter ihnen ist, daß der furchtbare Haß überwunden werde, der heute die Nationen trennt. Im Gedächtnis der „allem Volke" widerfahrenen Weihnachtsfreude werden wir ihnen seinerzeit die Hände entgegenstrecken zu dem großen Versöhnungstage der Menschheit, auf den jedes Weihnachtsfest weissagend hinweist.



Weihnacht 1915.

Im letzten Winter die heilige Nacht
Hat jedem ein tröstendes Licht gebracht.

Wohl blitzte das Schwert in gepanzerter Hand,
Blutrosen blühten im schneeigen Land,
Und daheim, wo der Lichterbaum brannte wie immer
Fehlte so mancher im Weihnachtszimmer –

Doch die Liebe spann ihre goldenen Fäden
In weiteste Fernen – und fand wohl jeden.
Da war noch keiner so arm und bang,
Dem nicht ein Weihnachtspäckchen gelang,
Und Kuchen und Nüsse wanderten weit
Zu den großen Kindern im Eisenkleid.
Da war ein Trösten: die Heimat wacht!
Ein grüßendes Lieben in heiliger Nacht;
Da war ein Hoffen: bald ist es aus –
Wie schön wird das nächste Christfest zu Haus;
Da war ein Freuen in allem Leid:
O du fröhliche, selige Weihnachtszeit . . .

Und wieder ist weiße Christusnacht.
Doch der heilige Stern ist noch nicht erwacht.
Noch stehen sie draußen. Und neue dazu.
Nur die Toten fanden Frieden und Ruh.

Wenn heute der Päckchen weniger sind
Und karger die Gaben von Weib und Kind:
Sie lieben euch gleich, sie lieben euch mehr
Als je vorher.
Doch das Jahr war lang, und mit Tränen und Not
Tausende schlug sein hartes Gebot.
Das Jahr war lang, von Stunde zu Stunde
Wuchs Kummer zu Kummer, Wunde zu Wunde.
Den Ärmsten in ihrer Dunkelheit
Sei heut aller Erstling der Liebe geweiht,
Und rastlos regen sich alle Hände,
Daß ihnen die Weihnacht ein Trostlicht sende.
So groß auch die Not und so groß die Zeit,
Das Größere bleibt die Barmherzigkeit!

Drum wir daheim und ihr in den Gräben,
Wir wollen Liebe um Liebe geben!
Ein Volk, ein Opfern und eine Not,
Wenn's sein muß, für alle ein Tränenbrot –
Doch auch ein Lieben und ein Vertrauen:
Wir werden die Klarheit des Sieges schauen!

Dann singen wir alle das Gloria:
Advent ist vergangen, und Weihnacht ist da!

Emil Hadina.

Das Ideal des ewigen Völkerfriedens.

Von Dr. Arnold Rademacher, Professor der Theologie in Bonn.

Die Idee eines ewigen Völkerfriedens ist zu groß und zu schön, als daß sie nicht zu allen Zeiten Gedanken und Wünsche der Menschen, und nicht der schlechtesten unter ihnen, angezogen hätte. Der nie rastende, energieverbrauchende und ermüdende Kampf ums Dasein löst sie wie von selbst, man möchte sagen mechanisch, aus. Daß sie in einer Zeit, wo der waffenstarrende Friede dem sozialen Organismus das Mark aus den Knochen zu saugen drohte und jeden Augenblick sich vor die Katastrophe eines Weltkrieges gestellt sah, edel veranlagte Geister mit besonderer Lebhaftigkeit beschäftigte, kann nicht wundernehmen. Es ist daher kein Zufall, daß der Pazifismus gerade in der letzten Vergangenheit in internationalen Konferenzen, in Vereinen und literarischen Erscheinungen religiöser, philosophischer, sozialpolitischer und selbst belletristischer Art immer wieder die Größe dieser Idee den Völkern nahezubringen suchte. Der Ausbruch des Weltkrieges hat auf die Verfechter ihrer Möglichkeit verschieden gewirkt. Er hat die einen mit einer Art pessimistischer Resignation erfüllt, den anderen angesichts der kulturzermalmenden Folgen des Völkerringens einen Beleg mehr in die Hand gegeben, um den Erfahrungsbeweis für die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung zu erbringen. Es ist ein in der Menschenseele liegendes Gesetz, daß sie sich mit der unvollkommenen Wirklichkeit nicht zufrieden geben will, und daß die Not des Lebens den Blick wehmutvoll auf eine schönere Vergangenheit zurück- und sehnsüchtig nach einer besseren Zukunft vorauslenkt, wo die Seele der einzelnen und der Völker Heimat und Ruhe fände. Das Paradies der Vergangenheit und der Zukunft, das goldene Zeitalter eines ewigen Friedens, ist der Ausdruck, in dem sich dieses Sehnen verdichtet. Ist es nur eine Idee, ein bloßer Traum, oder ist es ein Ideal, dessen Verwirklichung, wenn auch nicht von diesem eisernen Zeitalter, dennoch von einer fernen Zukunft erwartet werden darf?

I. In den Sagen der Vorzeit tritt die Idee des Völkerfriedens in den verschiedensten Formen uns entgegen. Wer hätte sich nicht schon in der Jugend erwärmt an der Schilderung des goldenen Zeitalters bei Ovid, wo die Menschen aus freien Stücken ohne Gesetz und Rächer Treue und Recht bewahrten, wo es nicht Strafe noch Furcht gab noch drohende Worte auf eherner Tafel, wo keine flehende Schar das dräuende Antlitz ihres Richters zu fürchten hatte und jeder ohne Beschützer sich seiner Sicherheit freuen konnte? Eine noch so hoch entwickelte Kultur hat dieses Sehnen nicht gestillt, es eher noch tiefer empfinden lassen. Wie der Horizont um so weiter zurückweicht, je höher der Standort ist, so sah sich die Menschheit um so weiter von dem erträumten Glück entfernt, je mehr sie davon genießen durfte. Nur ein göttliches Wesen, so schien es, könnte jenen Zustand heraufführen. Der römische Dichter Vergil begrüßt in seiner vierten Ekloge den erwarteten Sohn seines Freundes Asinius Pollio mit Worten freudigster Hoffnung als den Friedensfürsten.

Im Zusammenhang mit der Messiasankündigung bei Jesaias (11,1): „Hervorgehen wird ein Reis aus dem Wurzelstock Isai, und eine Blüte steigt aus seiner Wurzel empor“, schildert die Bibel das Glück des ewigen Weltfriedens im Gottesreich. „Im Gegensatz zu Assyriens bluttriefender Weltmonarchie, zu dem Schlachtrufe und dem Angstgeschrei der Völker innerhalb dieser Weltzeit, erhellt sich dem prophetischen Auge der Blick in den Abschluß der Zeiten, in das verklärte Friedensreich der Erlösung, in welchem nicht nur die Menschheit ihre Sühne gefunden und den Eingang in die Ruhe, sondern auch die gesamte Schöpfung ... den Frieden des Paradieses wiedergefunden hat“ (Loch und Reischl, „Die heiligen Schriften“ II, 696). Dann werden die Völker ihre Schwerter umschmieden in Pflugscharen und ihre Lanzen in Sicheln; dann wird nicht mehr Volk gegen Volk das Schwert ergreifen, und nicht mehr werden sie das Kriegführen erlernen (2,4). Ein jeder wird sitzen unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum, ohne daß jemand ihn aufschreckt (Mich. 4,4). Dann wird wohnen der Wolf bei dem Lamme und der Parder lagern bei dem Böcklein. Kalb und Löwe und Schaf weilen beieinander, und ein kleiner Knabe wird sie leiten. Kuh und Bärin weiden, beisammen lagern ihre Jungen, und der Leu wird dem Rinde gleich Stroh fressen. Und der Säugling spielt an der Natter Höhle, und auf das Auge der Schlange legt der kaum Entwöhnte seine Hand.

Die politischen Reichshoffnungen der Juden fanden in der buchstäblichen Auslegung dieser Bibelworte willkommene Nahrung und drangen, da ihre Erfüllung sich immer mehr verzog und immer aussichtsloser schien, auch in christliche Kreise ein: das Tausendjährige Reich soll den ewigen Völkerfrieden bescheren. Die apokalyptischen Gesichte mußten sich eine grobsinnliche Deutung gefallen lassen, um als Unterlage für chiliastische Vorstellungen zu dienen. Das Ringen des jungen Christentums mit der heidnischen Staatsgewalt mochte in manchen Seelen mit der Sehnsucht nach endlichem religiösen Frieden auch Hoffnungen auf das Anbrechen eines geistig-irdischen Reiches aufleben lassen. Der breite Strom des kirchlichen Lebens hat allerdings solche Träume nicht geteilt und sie allmählich hinweggespült. Augustinus hat sie in seinem rein geistig aufgefaßten Gottesstaat endgültig überwunden.

Während in den Völkertraditionen das Glücksverlangen und in den biblischen Büchern und ihren Ausdeutungen das religiöse Interesse für die Friedenshoffnung ausschlaggebend ist, innerhalb deren der politische Völkerfriede nur eine untergeordnete Rolle spielt, haben die Philosophen aus kulturwissenschaftlichen Erwägungen heraus und um ihrer selbst willen die Friedensidee aufgegriffen und ihre Möglichkeit und ihre Aussichten zu ergründen gesucht. Den Ausgangspunkt bildet dabei das Problem des Übels, das angesichts eines Krieges sich mit besonderer Gewalt dem Denken aufdrängt. Dem Krieg als dem größten der physischen Übel kann keine selbständige Bedeutung innewohnen; er kann nur um eines Gutes willen da sein. Schon in der Staatslehre des Aristoteles begegnet uns der Gedanke, daß der Krieg nur um des Friedens willen da ist, wie die Arbeit um der Muße und das Notwendige und Nützliche um des Schönen willen, daß die Bürger zwar imstande sein sollen, Geschäfte zu treiben und Krieg zu führen, mehr aber noch in Frieden und Muße zu leben, daß der Gesetzgeber darauf bedacht sein müsse, das Kriegswesen und die ganze übrige Gesetzgebung dem Zweck der Muße und des Friedens unterzuordnen.

Das Weltbild der Alten war freilich noch zu eng begrenzt und der politische Blick noch zu kleinstaatlich orientiert, um über den Volksfrieden hinaus sich auch über den allgemeinen Völkerfrieden schon Gedanken zu machen. Erst mit dem Auftreten internationaler Beziehungen und Verwicklungen konnte das Problem eines Weltfriedens auftreten und trat mit Dringlichkeit auf in einer Zeit, wo Völker anfingen, Weltpolitik zu treiben. Die Scheidewände der Staaten werden dünner, die Mischung der Nationen schreitet unaufhaltsam fort, der Einzelstaat genügt sich nicht mehr vollkommen in allen Bedürfnissen, es kommt zu internationalen Handelsverträgen und politischen Staatenbünden, die auf eine fortschreitende Lockerung der staatlichen und nationalen Abgeschlossenheit und auf eine Erweiterung der staatsbürgerlichen zu weltbürgerlichen Interessen hinzuarbeiten scheinen.

In Deutschland fand dieser weltbürgerliche Gedanke in einer Zeit der staatlichen und nationalen Ohnmacht



Landsturmweihnachten in Nordfrankreich. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Willy Specht.

ffnungen
ufleben lass
at allerding
nweggesp
faßten Got

lücksverlang
Ausdeutung
ung ausschl
ölkerfriede
Philosoph
gen hera
nsidee
Aussichten
ldet dabei
rieges sich
Dem Krieg
e selbständig

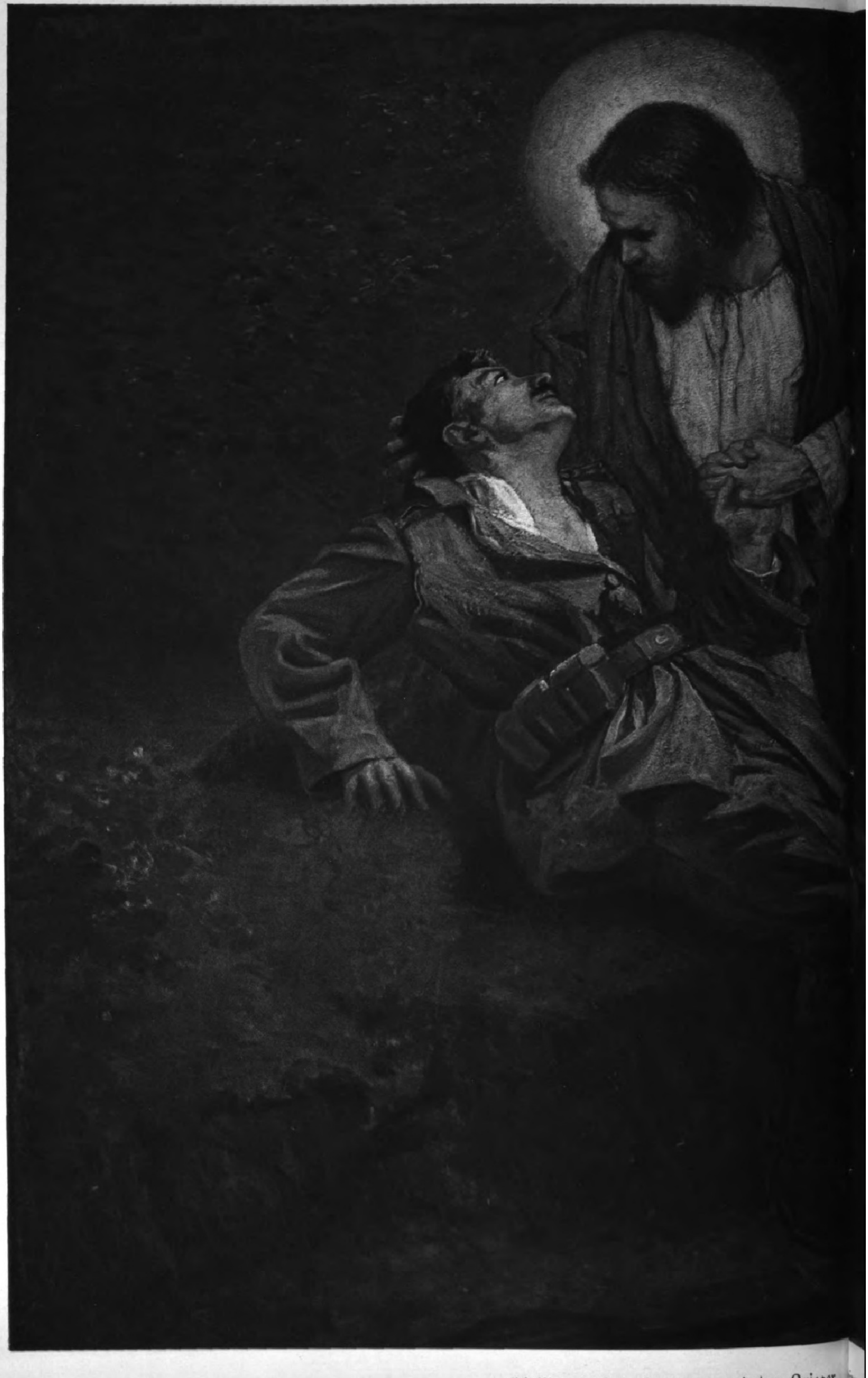


t.

um eines
des Arbei
rieg nur
m der
hönen
schäfte
in Frieden
rauf
erige
s unter
noch
staatlich
ch auch
danken
Beziehung
Weltfriedens
in einer
Die Scheide
ung der
it genügt
es kommt
litischen
derung der
t und auf
zu weltbü

ürgerliche
ionalen





Christus tröstet einen verwundeten Krieger.



ndelten [illegible] einem Gemälde von Professor Walther Firle.



Die Verwundetenfürsorge im Kriege: Beladen eines Lazarettzuges auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem zur Front im Osten zugelassenen Kriegsmaler Josef Correggio.

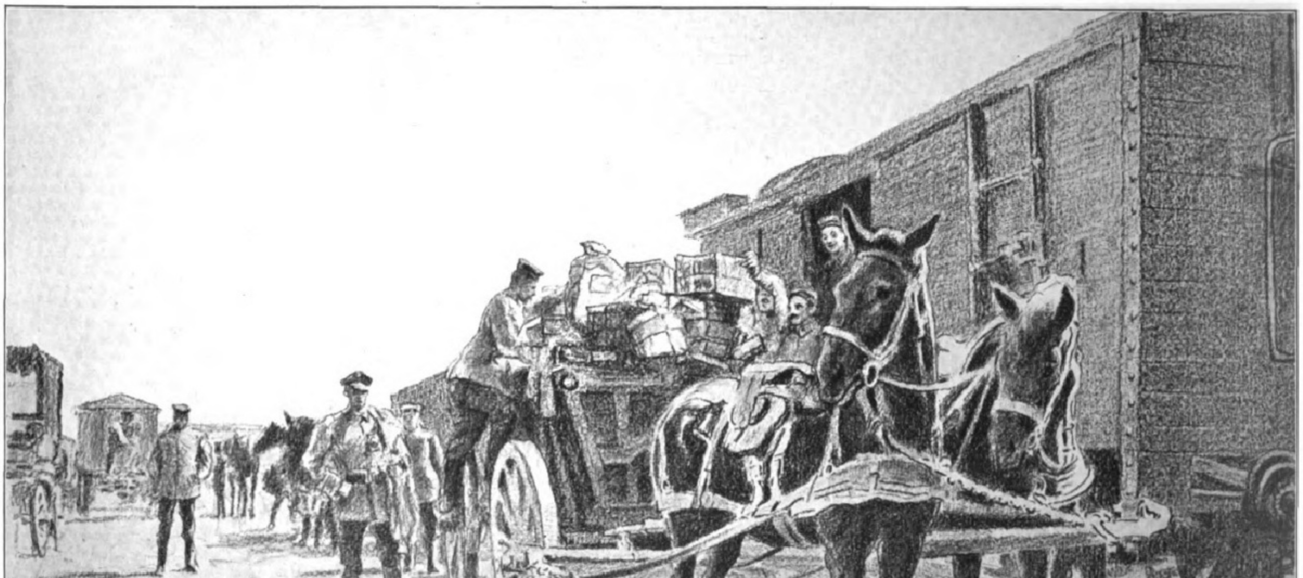
nach dem Dreißigjährigen Kriege, die sich in der Bewunderung und Nachahmung des Fremdländischen nicht genugtun konnte, neue Nahrung. Unseren Dichtern und Philosophen kam das vaterländische Gefühl immer mehr zugunsten kosmopolitischer Träume abhanden. Bekannt ist Lessings Ausspruch in einem Brief an Gleim: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich Weltbürger sein sollte.“ Immanuel Kant hat im hohen Greisenalter in einer eigenen Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ dieses weltbürgerliche Ideal vertreten und „Präliminar- und Definitivartikel“ für denselben entworfen. Er erblickt grundsätzlich in einem Völkerstaat, der durch den freien Zusammenschluß der Bürger entstände, den Idealzustand; weil dieser aber bei der herrschenden Form des Völkerrechtes keine Aussicht auf Verwirklichung habe, so sei eine Weltrepublik, d. i. ein sich stets weiter ausbreitender Staatenbund als „negatives Surrogat“ eines Völkerstaates anzustreben. Sein ganzer Ingrimm gilt dem bestehenden Völkerrecht, das mit der Moral im Streit liegt und den Weltfrieden hintanhält. Im Gegensatz zu Kant sehen viele neuzeitliche deutsche Philosophen in dem Kriege nicht nur eine im Völkerleben nun einmal bestehende Tatsache, ein unvermeidliches Übel, sondern vielmehr einen Forschrittsfaktor. Sie geben dem alten Herakleitos Recht, der den Krieg den Vater aller Dinge nennt. Hegel befürchtet von einem ewigen Frieden die Versumpfung der menschlichen Gesellschaft, Nietzsche fordert eine stetige Ausbildung und Steigerung der kriegerischen Eigenschaften im Interesse der Hinaufzüchtung des Kraftvollen. Dagegen hat der Deutsche Monistenbund durch eine amerikanische Rednerin auf seiner Magdeburger Tagung im September 1912 eine „internationale Weltpetition für den Völkerfrieden“ begründen lassen, und sein Vorsitzender Wilhelm Ostwald gibt seine Ansicht dahin kund: „Für den Völkerfrieden besteht nicht die Frage, ob er eingeführt wird, sondern nur, wann er eingeführt wird“, und sieht in der Proklamierung auch der politischen Einheit aller Völker ein Stück Monismus. Für Moltke ist der ewige Friede ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung.

II. Ist der Völkerfrieden ein Gut, und dürfen wir auf seine Verwirklichung hoffen? Der erste Teil der Frage ist leichter zu beantworten als der zweite. Absolut gesprochen, kann darüber kein Zweifel sein, daß der Friede das höhere Gut ist; denn Krieg wird um des Friedens willen geführt. In einer idealen Welt kann für den Krieg weder unter den Personen noch unter den Völkern ein berechtigter Platz sein. Kant sieht in dem Krieg das furchtbarste Attentat auf die moralische Ordnung. Es kann sich nur fragen, ob der Krieg in der realen konkreten Welt als kulturfördernder Faktor anzusehen ist.

Der Krieg ist auf der einen Seite ein Wertzerstörer und Kulturzermalmer. Er ist als Angriffskrieg nach Herder ein unmenschliches, ärger als tierisches Beginnen, und seine Folgen sind so furchtbar, daß alle edlen Menschen den Abscheu gegen ihn mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen sollten, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen nicht nur verhaßt werde, sondern daß man es mit gleichem Schauder als den St. Veitstanz, Pest, Hungersnot, Erdbeben, den Schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben kaum wage. Der Krieg kann aber auch ein Wert- und Welterneuerer sein. Es ist oft genug gerühmt worden, wie der gegenwärtige Krieg im politischen und gesellschaftlichen, literarischen und religiösen Leben eine Wiedergeburt herbeigeführt, wie er so manches Ungesunde, Dekadente, Perverse hinweggefegt, wie er die edelsten Kräfte unserer Natur mobil gemacht und zu Hause und im Felde Kraftleistungen von Heldenmut ausgelöst habe, deren wir die verweichlichte Überkultur der Jetztzeit nicht für fähig gehalten hätten. Man weist auch gern hin auf den wirtschaftlichen Aufschwung,



Auch eine Weihnachtsfreude: Ein aus der vorderen Linie in Flandern kommender Verwundeter erklärt seinen Kameraden, wie ihm sein Helm das Leben gerettet hat. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Fritz Grotemeyer.



Ausladen von Weihnachtspaketen auf einem Bahnhof im Etappengebiet in Westflandern. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Fritz Grotemeyer.

den ein Volk nach einem Kriege, nicht nur nach einem glücklichen, zu nehmen pflege. Der Krieg wirke wie ein reinigendes Ungewitter, wie ein alles Morsche hinwegfegender und das Lebenskräftige entlastender und festigender Sturmwind, wie ein Selektionsprinzip, das zwar alles Kranke grausam beseitige, aber nur, um dem Starken Luft und Licht und Lebenskraft in reicherem Maße zuzuführen. Ein empirischer Beweis für die behauptete Kulturkraft des Krieges kann freilich nie geführt werden, weil kriegführende und krieglose Zeiten niemals nebeneinander gestellt werden können und, selbst wenn dieses möglich wäre, nicht entschieden werden könnte, was auf Rechnung des Krieges und was auf die des Friedens zu setzen wäre. Über den Kulturwert oder -unwert des Krieges wird daher wohl nie eine vollkommene Übereinstimmung zu erzielen sein. Die Gegner des Krieges werden jedenfalls nicht widerlegt werden können, wenn sie darauf hinweisen, daß der Krieg als solcher keine Werte schafft. Er ist höchstens eine Gelegenheit oder ein Anlaß, der vorhandene kulturschaffende Kräfte anregt und entbindet, und es ist außerdem noch sehr die Frage, ob eine solche Entbindung nicht auch durch diese Kräfte selbsttätig erfolgen könnte. Wer an eine ständige Aufwärtsentwicklung der Menschenart glaubt, wird der Hoffnung leben, daß es einmal in einer, vielleicht noch fernen, Zukunft solcher brutalen Katastrophen nicht mehr bedürfe, um die in der Menschheit liegenden Energiequellen in Fluß zu bringen.

Dürfen wir auf einen ewigen Völkerfrieden hoffen? Wir möchten die Frage mit einem herzhaften „Ja" beantworten. Zunächst um der Ehre der Menschheit willen. Wie der Einzelwille, so ist auch der Völkerwille im Prinzip frei. Warum sollten wir nicht in der Aufwärtsentwicklung der Menschheit einen Zustand erwarten dürfen, wo die Einsicht und die Achtung vor den ewigen Gesetzen derart die Herrschaft auch im Völkerleben gewinnen wird, daß durch „Friedensjustiz" und gütliche Vereinbarung erreicht werden kann, was bisher dem Prozeß und der Entscheidung der Waffen überantwortet war, um so mehr, als der Volkswille tatsächlich von wenigen führenden Persönlichkeiten vertreten wird? Dazu kommt der Gedanke der Humanität angesichts der Grausamkeit, die der Krieg infolge der Fortschritte der Technik nicht nur für die Kriegführenden, sondern auch für friedliche Bürger angenommen hat, und der gewaltigen Schädigungen, die er auch für nichtbeteiligte Staaten mit sich bringt infolge der weltwirtschaftlichen Stockungen und Krisen. Der englische Führer der Konservativen, Lord Balfour, hat noch im Juli 1912 im Unterhaus gesagt: „Meine Hoffnung auf den Frieden ist auf die Tatsache gegründet, daß ein moderner Krieg, insbesondere ein allesumfassender Krieg, ein so niederschmetterndes Unglück sein würde, daß der unüberlegteste Staatsmann erschreckt vor dieser Aussicht zurückweichen muß." Er hat freilich unterdessen seine Meinung geändert, aber das hindert nicht, daß in den Folgen eines modernen Krieges, und noch mehr eines Krieges der Zukunft, starke Antriebe liegen, ihn mit allen Mitteln aus dem Leben der Völker allmählich auszuschalten. Das Prinzip der Humanität wird sich immer mehr durchsetzen nicht nur in der Handhabung des unvermeidlich scheinenden Krieges, sondern auch in den Maßnahmen zur Beseitigung des Krieges überhaupt und wird, so hoffen wir, einstmals über ihn triumphieren.

Gegenwärtig klafft freilich der Abstand zwischen Privatrecht und Völkerrecht noch zu weit auseinander, um eine baldige Verwirklichung dieser Hoffnung zu rechtfertigen. Erst muß sich die Völkermoral an der Volksmoral wie diese am Naturrecht orientieren. Kant würde heute noch grimmiger die Mißgeburt von Völkerrecht verdammen als zu seiner Zeit. Doch brauchen wir auch in dieser Hinsicht nicht ohne Hoffnung zu sein. „Der Umstand," sagt Gustav Schneider in den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 160 [1915], 66), „daß kein heutiger Staat schamlos eingesteht, daß ihm die Macht vor dem Rechte gehe, sondern daß jeder sich bemüht, seine Handlungen mit dem Schein des Völkerrechts zu umkleiden, und jeder dem Gegner fortwährend Verletzungen des Völkerrechts vorwirft, beweist, daß bei jedem Kulturstaat die Idee des Völkerrechts lebendig ist und sie nur zeitweilig vom nationalen Haß oder der blinden Volksleidenschaft gelähmt und erstickt wird." Der Gedanke an die Lasten des bewaffneten Friedens, dessen ungeheure Kosten den Kulturaufgaben entzogen werden, bewegt sich in der gleichen Richtung. „Soll ein derartiger Zustand der bürgerlichen Gesellschaft der natürliche sein?" fragt mit Recht der Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben „An alle Fürsten und Völker der Erde".

Die Hoffnung wird unterstützt durch die zunehmende Annäherung der Nationen als Folge nicht nur gemeinsamer kultureller Interessen, sondern mehr noch blutlicher Mischung, die allein die elementare Leidenschaftlichkeit des Nationalismus wirksam zu dämpfen vermag, am meisten aber durch die wirtschaftspolitischen Beziehungen der Völker, den „Handelsgeist", wie Kant sich ausdrückt, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen kann.

Wenn der Gedanke des Fortschritts und der Humanität nicht stark genug ist, jenen Idealzustand heraufzuführen, dann dürfen wir von dem Einfluß des Christentums eine starke Förderung der Friedensidee erwarten. In seinen Grundsätzen liegt die Tendenz und in seiner Gnade, wie wir glauben, auch die Kraft, die Völker zu verbrüdern und zu einer großen Familie zusammenzuschließen. Es hat auf diesem Gebiete bereits seine geschichtlichen Verdienste. Joseph Hergenröther zeigt in seinem Werke „Katholische Kirche und christlicher Staat" (S. 23ff.), wie die mittelalterliche Kirche bemüht war, den Krieg aus der Welt zu verbannen und, da dies nicht möglich war, wenigstens ihn einzuschränken, ihn durch das Verbot allzu mörderischer Waffen zu mildern und die Entscheidung über Recht und Unrecht desselben unter ihre Autorität zu stellen. Die Haager Friedenskonferenz hat die an sie geknüpften Erwartungen leider nicht erfüllt. Solange ein Volk die Alleinherrschaft der Meere behauptet, würde einem solchen Tribunal die Kraft fehlen, etwa auf einen allgemeinen Frieden gerichtete Beschlüsse wirksam durchzusetzen. Ist einmal die Freiheit der Meere erkämpft, so besteht eine begründetere Hoffnung, daß Krieg und Friede der Völker nicht mehr von der Willkür eines Volkes abhängt.

Oft schon in der Kriegsgeschichte Europas haben sich die Augen der zivilisierten Welt auf den Papst als den berufensten Friedensvermittler gerichtet, und auch das gegenwärtige Haupt der katholischen Christenheit hat wiederholt mit Erfolg seine Stimme erhoben und Friedensworte in die Schlachtreihen der Kämpfer hinein ertönen lassen. Die katholische Kirche wird gewiß ihr Teil dazu beisteuern, daß der eminent christliche Gedanke des ewigen Völkerfriedens immer mehr an Boden gewinnt.

Je mehr der einzelne sich frei zu machen sucht von dem entzweienden Egoismus, desto eher kann das Christentum seine völkereinigende und völkerbeglückende Mission, wenn auch in einer noch so weit entfernten Zukunft, verwirklichen. Hier stimmen wir, wenngleich aus anderen Gründen, Wilhelm Ostwalds Wort bei: „Für den Völkerfrieden besteht nicht die Frage, ob er eingeführt wird, sondern wann er eingeführt wird." Wer wollte nicht angesichts des schneidenden Kontrastes zwischen Weihnachten, dem Friedensfest, und dem Völkerstreit mit seinem Tod, seinen Wunden und seinen Ruinen dahin zu wirken bereit sein, daß einst ein glücklicheres Geschlecht nach uns die Erfüllung der Engelsbotschaft genießen könne: „Friede den Menschen auf Erden": ungetrübten Seelenfrieden, dauernden Burgfrieden und ewigen Völkerfrieden!



Beim Schmücken des Weihnachtsbaumes.



Eine Proviantkolonne bringt die ersehnten Weihnachtsbäume mit.



Soldaten tragen ihren verwundeten Kameraden die fertig geschmückten Weihnachtsbäume ins Lazarett.

Vorbereitungen zum Weihnachtsfest an der Front.



Madonna di Rocco.

Die Geschichte zweier Kriegsweihnachten.

Von Carl Graf Scapinelli.

Von dem herrlich gelegenen Dolomitenhotel waren die meisten Gäste heute nach Bozen gekommen, um dem Auszug eines Ersatzbataillons der Tiroler Kaiserjäger beizuwohnen. Spätherbst 1914 war's, seit Wochen hatte der Krieg gegen Rußland und Serbien gewütet, und manch braver Sohn des Tiroler Landes war auf schmutzigem Feld in Polen zur ewigen Ruh' bestattet.

Aber der brausende Ruf des Vaterlandes ließ keinen, der da heute auszog, nur einen Augenblick bange zaudern — der Kaiser rief seine Schützen, rief seine Tiroler, und jubelnd folgten sie ihm!

Als käme der Landesherr selber, so dicht war heute der alte, weite Walterplatz in Bozen mit Zuschauern besetzt, da mit klingendem Spiel die Hechtgrauen mit dem Edelweiß am Kragen, den Federstoß am Käppi in jauchzendem Zug, mit entblößtem Haupt oft, die Kappen schwingend, der tüchtigsten eine der österreichisch-ungarischen Truppen, dahergezogen kamen. Von den Fenstern der Häuser warf man Blumen, schwang man Tücher; aus dem ernsten Abschiedsfest war eine brausende patriotische Feier geworden.

Die Musik an der Spitze spielte „O du mein Österreich". Hoch aufgerichtet, stramm, als sähe ganz Bozen auf ihn, schritt Leutnant Andreas von Höllecker an der Spitze seines Zuges, ein Jüngling im ganzen Aussehen, groß, blond, helläugig. Lang genug hatte er als junger Forstbeamter in der Kanzlei gesessen, jetzt hieß es zeigen, was er als Soldat wert war.

Da plötzlich in seinen hellen Augen ein Aufleuchten; dicht am Walterdenkmal gelehnt stand Hella Demeter und daneben sein älterer Bruder Leopold, und unwillkürlich brach sich das Mädchen, die kühle, vornehme Hella, Bahn durch die Menschenmauer, kam auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand zum Abschied, stumm und mit lachenden Augen; zögernd war Leopold gefolgt — zögernd und ein wenig erstaunt. Aber dann gab auch er ihm die Hand, herzlich und aufrichtig.

Schon drängte der Zug weiter, und Andreas von Höllecker war mit ein paar Sätzen wieder bei seinen Leuten. Ein Strahlen war in seinen Zügen — er winkte noch. Dann war er durch den nachmarschierenden Schwarm unsichtbar geworden.

Die Hechtgrauen, umgeben von einem dichten Kordon von Zivil, eingehüllt in eine Wolke von Staub, zogen dem Bahnhof zu, leiser schon klang die Musik, leiser die Zurufe der Menge, die sie im Spalier empfing, und auch am Walterplatz wurden die Reihen der Zuschauer rasch lichter und lockerer.

Fast nachdenklich stand Leopold von Höllecker neben der hohen, blondhaarigen Hella Demeter; klein erschien er neben ihr und unansehnlich.

Also doch, dachte er. All die Zeit, da er mit seinem Bruder seit Wochen in das Hotel an der Südtiroler Grenze zum Tennisspiel, zu Kahnfahrten auf dem See kam — er vom nahen Schlößchen, der Bruder von Bozen, da hatte er gefühlt, wie Andreas, der große, starke Junge, heimlich um Hella warb, um diese kühle Norddeutsche mit dem schönen Madonnengesicht, die auch er anbetete; aber nie, niemals hatte er finden können, daß sie den jüngeren Bruder bevorzuge, ihm irgendein Zeichen der Zuneigung gäbe. Aber jetzt, jetzt, wie sich die beiden ansahen — da war ihm doch alles klar geworden.

„Kommen Sie, lieber Doktor, kommen Sie, wir müssen ins Hotel, wo die Eltern warten."

Hella riß ihn aus seinen bösen Träumen, und in der Unkenntnis der Lage sagte sie:

„So nachdenklich, Doktor? Ein so junges Blut wie Ihr Bruder gehört in den Krieg — all meine Brüder sind draußen!"

„Nur ich bleibe da, Fräulein Hella, ein Staatskrüppel, ich war einst zu schwach und blutarm fürs Militär!" —

„Nicht jeder kann Soldat sein, Herr Doktor!" Tröstend fast sagte sie es.

„Gewiß nicht, wir leben aber in einer Zeit, da glaubt ein jeder, es müsse so sein. Ordentlich scheel angesehen wird man darob!"

„Noch ist Ihr engeres Vaterland Tirol nicht in Gefahr — es gibt auch Aufgaben für die Zurückbleibenden!"

„Gewiß, viel, viel holt der Krieg aus dem Menschen, das Beste vielleicht, aber nicht alle sind zum Kampfe tauglich, Fräulein Hella. — Das Robuste holt er, fordert er; Frau Psyche und Herrn Amor, vielleicht auch die geistigen Recken, die oft körperliche Krüppel sind, läßt er daheim. — Als wollte er das Mimosenhafte erhalten, die Frauen und Mädchen, die Tränen weinen können, deren Herzen bang um die draußen klopfen, die geistigen Recken mit schwachem Körper, daß sie den Schatz hüten, für den sie kämpfen!"

„Ein hübscher Gedanke, Herr Doktor! Ich hab' Sie im Verdacht, daß Sie nicht nur in alten Bänden schmökern, sondern auch heimlich dichten!" — Sie lachte hell auf.

Und dieses Lachen tat ihm wieder wohl. Nein, sie war ohne Falsch, das war nur früher ein Aufflackern der Psyche gewesen, die um alle, die hinausmüssen, bangt. — Nein, nein, er konnte beruhigt sein. Und eine Welle Blut schoß ihm vor Freude ins Gesicht, jetzt konnte er hoffen.

Im Hotel Greif im Vestibül erwarteten die Eltern schon Hella und den Doktor.

„Stramme Jungens," sagte der alte Fabrikant Demeter, „die werden den Russen schon kommen! — Aber wir müssen heim, es dunkelt jetzt früh, und ich hab' noch eine Depesche im Alpenhotel zu erwarten. Wenn man eine Fabrik knapp an der französischen Grenze stehen hat, dann sollte man überhaupt nicht dasitzen, auch nicht auf eine Woche, und wenn's der Arzt noch so sehr verlangt."

„Man muß auf seine Gesundheit achten, Herr Demeter," meinte Leopold, „dann hat's Ihre Familie da auch ganz anders im schönen Tiroler Herbst wie da oben, wo die Granaten einschlagen. Dem Arzt muß man folgen!"

„Ach, im Kriege hat der Arzt nichts zu sagen, nur das Militär", versetzte der Fabrikant.

„Na, das hat dir aber doch auch geraten, von der Grenze wegzuziehen", warf seine Frau ein.

„Und all die Sorgen dort zu lassen", brummte der alte Demeter.

„Mein Mann ist unverbesserlich, er quält sich fort mit dummen Gedanken an seine Fabrik!"

Vor dem Greif stand das Auto bereit, das die Familie nach den Dolomitenhöhen bringen sollte, wo sie nun seit Wochen in einem der vornehmen Hotels hausten.

Leopold von Höllecker hörte der Mutter Hellas, einer kleinen, rundlichen Dame, scheinbar aufmerksam zu, aber sein Blick wich nicht von der Gestalt des Mädchens. Und da die Eltern schon im Grund des Wagens saßen, da fügte es sich, daß er länger wie sonst Hellas langgestreckte, edle Hand halten konnte.

„Darf ich morgen zu einer Tennispartie kommen, Fräulein?"

„Aber natürlich, Herr Doktor! Es wird ja so einsam dort oben. Ich bitte Sie sogar, zu kommen!"

Dankbar verneigte er sich, schlug die Wagendecke vorsichtig über ihre jungen Glieder, da sie eingestiegen war, und sah lange dem dahinsausenden Auto nach.

* * *

Einmal im Leben würde er doch Glück haben. Und dieses Glück, Hella genannt, wollte er fassen, fassen mit beiden Händen, unbekümmert um alles.

Was war bis jetzt sein Leben gewesen? Ein Zurückstehen hinter all den Robusten und Starken, hinter den Hübschen und Aufrechten, hinter Pflicht und Bruderliebe. Oft schon hatte er ein Mädchen gerne gesehn, aber wenn neben ihm, dem Kleinen, Unansehnlichen mit der großen goldenen Brille, dem schütteren Haar, wieder irgend so ein Aufrechter erschien, da gab er den Kampf gleich auf, ehe er ihn begonnen, fuhr zurück auf sein Schlössel, sein armseliges, altes, verschuldetes Schlössel in die Bergeinsamkeit, und vergrub sich in Erfindungen, in kleinliche Studien, in geistigem Kleinkram.

Vor kurzem erst war Hella in sein Leben getreten, nicht laut und aufdringlich etwa, sondern mehr allmählich, ohne daß er es zuerst gemerkt hatte. Bis jetz in dessen Adern das Blut einer italienischen M den kühlen norddeutschen Damen, die er da u Südtirol kennen gelernt, wenig Gefallen abgeru Dialekt, ihre ganze strenge Erziehung, ihre herk Art machte es ihm von vornherein schwer, B sich zu ihnen zu schlagen. Erst der bewunderun Gleichmut Hellas, der seine schüchtern gezeigte nicht hinter die stürmische seines Bruders Andr hatte es ihm angetan.

Es war in den frohen Wochen dort oben, d oft von der Kompagnie rasch herübergeritten kan den Brüdern nie zu einem Mißton gekommen, wußte Andreas' Art zu dämpfen. Der flotte, jung offizier wurde als Kamerad genommen, dess rungen man überhörte, der ernste, ältere Brud Freund behandelt — und keiner wirklich bevo auch nur in irgendeinem falschen Glauben dara

Aber nun war Andreas fort, ein Vergleich und nun stand er, Doktor Leopold von Hölle am Plan, er, der Unansehnliche, dessen Schr Tiroler Heimatkunst einen gewissen Ruf hatten wollte diesen Glückzufall ausnutzen.

Er ging auf sein Zimmer im Hotel, das er innehatte, um morgen zeitig früh erst auf sein zurückzukehren, und setzte sich an den kleinen S Er hatte plötzlich das Bedürfnis, ein paar dun hinzukritzeln, irgendwie seine Gefühle auszudr sah er vor sich einen Bleistiftbrief liegen — vor Irgendwer mochte ihn noch rasch vom Bahnh haben.

Er riß ihn auf und las: „Lieber Poldi! hat mir das entzückendste Wesen noch Lebew An dem Druck ihres Händchens, an dem Leu Blausterne hab' ich gefühlt, endlich, endlich wi erhören — wenn ich wiederkomm'! Du, der bleibst, wirst sie mir hüten, treu und sorglich bitte ich Dich in der Abschiedsstunde! Dein A

„An dem Druck ihres Händchens, an dem Leu Blausterne ..." noch einmal las Leopold diese s nichtssagenden zwei Phrasen und schüttelte Blaß war er geworden, leichenblaß. Die Eif ihn fast erstarren. Nein, nein, das war nicht hatte es ja mit diesen seinen Augen gese konnte nicht so falsch sein. Im Rausche de zuges durch die Straßen erschien das alles nur so. Es war Einbildung, Unsinn! Er sa Uhr, vielleicht stand der Militärzug noch am Diesmal ließ er sich durch ein paar Zeilen schüchtern, nicht zwingen zum Schweigen, zu und zum Hüten. Mann zum Mann würde mit seinem Bruder.

Verwundert sah der Portier des Hotels d von Höllecker nach, da er in rasender Hast di herablief, die Türe des Eingangs hinter sich zu ist net recht," brummte der alte Tiroler, „m oft, er ist net recht!"

Durch die Schar der Lohndiener, der Bahnb des Militärs schaffte er sich Bahn — er mußte Bruder treffen. Drüben am letzten Gleise stan aus allen Fenstern winkte es, überall wurden Blumen, Kappen geschwungen — keuchend li den unterirdischen Gang, die Zugangstreppe die Mütter und Frauen, die Schwestern und Tiroler Kaiserjäger belagerten den Bahnsteig, di gingen aufgeregt von Wagentür zu Wagentü schlossen sie.

„Wo ist der Offizierswagen?"

„Ganz hinten!" hieß es. Er lief nach rückw da — ein Pfiff, und der Zug setzte sich in Be

Noch sah er Andreas' blonden Kopf in eine fensterrahmen erscheinen, hörte ihn rufen: „Pol acht auf sie!" Aber dafür schüttelte er den trotzig und energisch, er wollte es ihm zurufe schwieg doch. Die Tiroler Burschen stimmten im a

Zug dröhnend ein markiges Lied an, von Kraft und Sieg, von den Mädeln in der Heimat, von ihrer Treue!...

Und der Sang der ratternden, rollenden Wagen mischte sich hinein — jeden Laut Leopolds begrabend, seinen schüchternen Protest tötend!

* * *

Wochen gingen dahin, auf den Zacken der Dolomiten in den Hochtälern lag tiefer Schnee. Alltäglich fuhr Doktor von Höllecker mit seinem kleinen Schlitten zum Alpen- hotel, alltäglich speiste er dort an Hellas Seite, alltäglich machte er mit ihr eine kleine Wanderung in der beschnei- ten Umgebung. Schüchtern fast, fast schuldbewußt war sein ganzes Auftreten dem schönen Mädchen gegenüber, aber sie fühlte aus den halben Worten, die er sprach, aus den zarten Andeutungen, die er machte, daß ein tiefer, ein unglücklicher Mensch, eine komplizierte Natur sie liebte, liebte mit allen Fasern seines Herzens.

Von ausgelassener Stim- mung war nichts zwischen ihnen, die wenigen Gäste des Hotels waren lauter stille, ein- gekehrte Leute, die hierher dem Kriege entflohen, Menschen, deren Lieben kämpften, deren Sorgen wachgeworden in der schweren Kriegszeit.

Von ihres Vaters nervös- düsterer Stimmung war auch auf alle andern ein Stück gefallen. Trotz der Herr- lichkeit der winterlichen Alpen- welt, trotz dem Komfort des Hotels, trotz alledem fühlte man die Kriegszeit.

Alle Tage gingen die beiden den kurzen Weg zu einer schlichten alten Wald- kapelle, nach der der nahe kleine Weiler, der schon ita- lienische Bevölkerung auf- wies, seinen Namen hatte: Madonna di Rocco.

Und wenn Leopold den ganzen Weg über oft ge- schwiegen, stumm an des Mädchens Seite geschritten, hier auf der alten Holzbank vor der Kapelle der Madonna di Rocco, da wurde er selt- sam gesprächig. Da ließ er Hella in sein Inneres sehen, da sprach er von sich und von ihr und von ihnen beiden. Ganz zart deutete er auf eine Zukunft hin, eine einsame, schöne Zukunft auf seinem Schlössel.

Sie hörte ihm zu, ruhig und klug dareinsehend, sie nickte ihm Beifall — sie kam ihm ganz langsam näher.

Frau Psyche horchte auf ihn und fühlte, daß fernab des Kampfes noch Herzen klopften, die tief in sich kämpften, und das rührte sie. Es gab stille, stumme, kleine Hinterlandshelden, neben den großen draußen im Schlacht- getümmel.

Dann und wann fragte sie noch nach seinem Bruder Andreas, ob er denn schreibe, und dabei wurde Leopold seltsam ernst und mürrisch und meinte, er ließe oft ein- mal was hören, aber nicht viel!

„Keinen Gruß für mich?"
„Nein — keinen Gruß!"

Fast trotzig, bösartig kam das heraus. Er war sich klar, er sprach eine bewußte Lüge, aber sie war notwendig, er ließ sich von den Starken da draußen sein Glück daheim nicht stören. Er war nicht immer zum Hüter bestimmt, er wollte auch selbst einmal tun und lassen, was er wollte. Oh, er war kein Feigling, er würde es zur gegebenen Zeit seinem Bruder schon schreiben oder sagen. Nur jetzt noch nicht, da die Fäden zu zart waren, die ihn mit Hella verbanden, um berührt zu werden.

Immer näher rückte die Zeit von Weihnachten heran, die Damen im Hotel hatten alle möglichen Sachen für die Truppen zusammengepackt, und auch für das Bataillon, dem Leopolds Bruder angehörte, wurde eine Kiste zusammengestellt. Hella hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst in Bozen verschiedene Einkäufe dafür zu besorgen. Mit Eifersucht wartete Leopold, ob sie für Andreas per- sönlich etwas hinzufügen würde, sie tat es nicht. Das freute ihn fast! Das entlastete sein mimosenhaftes Gewissen.

Noch trennten sie wenige Tage vom stillen Friedens- fest. Es sollte im Kriegsjahr doppelt still auch hier draußen gefeiert werden. Aber dennoch freute sich Leo- pold darauf, es sollte das schönste Weihnachten seines Lebens sein, sein Verlobungsfest zugleich, wenn — ja, wenn ihn Hella nehme.

Und wieder saßen sie an der kleinen Kapelle der Madonna di Rocco, im sinkenden Winterabend. Rot schimmerten die Schneehänge der Dolomiten herüber, der Schnee knirschte, wenn ein Fuhrwerk vorbeikam. Und er



„. . . Und wenn Leopold den ganzen Weg über oft geschwiegen . . . hier auf der alten Holzbank vor der Kapelle der Madonna di Rocco, da wurde er seltsam gesprächig . . ."

sprach wieder, sprach deutlicher, sprach wärmer, und Hella lächelte mild, still — freudig!

Er führte sie in die kleine Kapelle, er führte sie vor das Bild, und plötzlich begann er mit rednerischem Schwung, das alte Bild der Madonna di Rocco ihr zu erklären. Diese Madonna, die heute die ihrige war, die heute ihr Bundesgenosse sein sollte.

Sie verstand ihn, verstand seine Worte, verstand seinen stummen Handkuß — und fuhr ihm dafür streichelnd über die nervös bewegte Hand.

Dann gingen sie in den sinkenden Abend hinaus, ein Tannenbäumlein, ihr Tannenbäumlein wollten sie schnei- den, bis zu den Knien versanken sie im Schnee, bis sie endlich eins fanden, das, morgen geschmückt, sie erfreuen sollte. Es sollte Hellas erste hausfräuliche Tätigkeit sein, dies Bäumlein zu behängen mit all dem süßen Kram.

Die Weihnacht!

Später als sonst fuhr Leopold heim, aber er blieb nicht im Schlössel, er fuhr des Nachts nach Bozen, um dort bei einem kleinen Kunsthändler eine Nachbildung der Madonna di Rocco für Hella zu erstehn.

* * *

In der Halle des Hotels hatten sich die Gäste ver- sammelt, für die Familie Demeter brannte ein eigenes Bäumchen auf einem Tische in der Ecke, und davor stand in hübschem Rahmen das Bild der Madonna für Hella. Eine stille Gruppe von Menschen stand davor, Herr und Frau Demeter, ein paar Bekannte und Leopold. Seltsam, gerade er war heute der Aufgeräumteste, der Lustigste von allen. Während bei den anderen der Gedanke an den Krieg, an die Lieben da draußen die Stimmung drückte, war Leopold selig. Kein Jahr war so schön gewesen, kein Fest so ver- heißungsvoll. Noch ein, zwei Stunden, und er war der glück- lichste Mensch auf Erden, er war Hellas erklärter Bräutigam.

Während er gerade wieder mit ihr vor dem beleuch- teten Bäumchen staunend und lachend stand, kam der Portier des Hotels zu ihm und rief ihn hinaus. Ein Bote aus dem Schlössel sei da, mit einem wichtigen Tele- gramm. Ärgerlich ging er hinaus. Was kam jetzt wieder? Wer störte ihn heute?

Er nahm ihm das Telegramm ab, er wollte es un- gelesen einstecken, aber dann überlegte er, öffnete und las — sein Bruder Andreas war den Heldentod fi Vaterland gefallen — — —

Einen Augenblick packte ihn ganz der Schmerz, ein Zeit dachte er nichts, es krampfte sich alles in il zusammen: der einzige Bruder, sein junger, schö Bruder!

Aber dann besann er sich: da drinnen wurde er wartet, da drinnen wußte man davon noch nichts.

Wie er gerade in die Halle zurückkehren wollte, k ihm schon Hella entgegen. Noch nie hatte sie „Du" ihm gesagt, da sie aber, getrieben von einer bö Ahnung, sich entschlossen, hierher zu kommen, ihn suchen, da hatte sie sich plötzlich eins gefühlt mit il ganz eins: „Was ist's, Leopold? Sag' es mir! Ist u passiert?"

Und er nickte nur stumm, stockend brachte es hervor, und dann fügte er hinzu: „Und heute, heute!" Mehr konnte er nicht sagen. Er sch telte nur immer wieder den Kopf.

Er wollte heim, auf s Schlössel! Vergebens red Hella ihm erst zu, zu bleit — er mußte heim, er ha ja jetzt Arbeit, er hatte all hand anzuordnen.

Der Tod seines Brud hatte ihn gewandelt — ta lang blieb er verscholl tagelang zeigte er sich ni im Hotel. Erst hatten i verschiedene Förmlichkei nach Innsbruck und W gerufen, dann wollte er die Schlachtfelder, um Leiche des Bruders in Heimat zu bringen. — A das ging jetzt nicht. Als wieder zu Hause war, fa er ein Paketchen vor, Effekten seines Bruders, Brieftasche war darunter, der eine Amateurphotog phie Hellas steckte, die dreas am Tennisplatz einn aufgenommen, ferner ein tiger Brief an Leopold, aber noch nicht abgegang Er öffnete ihn mit zitte den Händen, der letzte Gr Andreas' an ihn: Lust hoffnungsvoll klang all was er darin schrieb, u zum Schluß hieß es: „H mir meine Hella, du bist geboren zu solchen ed Missionen, schau, daß sie bleibt. Schneide ihr sel die Kur meinetwegen, Pol ich steck' dich schon wie aus, wenn ich komme. A keinen anderen laß her Und wenn mich wirklich eine Bleikugel trifft, sag' i ich bin in Gedanken an gestorben!"

Leopold schauerte es. G da nicht eines Toten Ha jäh und grausam in Leben? — Welch letzten Wil hatte er zu vollstrecken, überantworten!

Was forderte der Bru im Tod?

— — — — — — — —

Nein und tausendm nein, er konnte ihr, ihr, er so liebte, das nicht sag Das war eine Zerstöru seiner eigenen Gefühle! Lieber ließ er sie und gi daran zugrunde.

Er litt, litt fürchterl unter diesem Zwiespalt. A er blieb ferne von Hel Ihr ins Auge sehen u schweigen, das konnte nicht, sprechen, sich selbst a geben, auch das ging ü seine Kraft.

Da kam ein Briefl von Hella Demeter an i Kurz und klar. Er sa ihm, daß sie morgen in die Heimat reise und bedaure, i nicht mehr gesehen zu haben. Sie hatte gehofft, daß wenigstens zu ihr, der er die Madonna di Rocco geben, das Vertrauen gehabt hätte, ihr seinen Schm teilen zu lassen. — Ihres Vaters Fabrik sei du Fliegerbomben zerstört, ihr Vater ernstlich erkrankt, halbes Erbteil verloren — es war höchste Zeit, daß aus dem Traumleben im Alpenhotel in die rauhe Wi lichkeit ihres Elternheimes käme.

Lange stierte er diesen Brief an — bis jetzt hatte i jede Energie gefehlt, etwas zu tun, was ihn aus dem v zweifelten Zustand des Zwiespalts rettete.

Er nahm mit zitternder Hand ein Stück Papier u schrieb an Hella einen Absagebrief. Er wollte sich sel schlechter machen, als er war, nur um nicht die Wahrh zu gestehen. — „Ich bin ein armer Mann mit einem v schuldeten Schlössel, ich hatte gehofft, an Ihrer Seite e lich sorgenfrei leben zu können. Zum ruhigen Glück hört ein gut fundierter Boden . . ."

So schrieb er fort, er wußte selbst später nicht me was er alles geschrieben hatte, nur eines wußte er, d alles, alles aus und verloren sei . . .

* * *

„Sie sind zu schwach, viel zu nervös zum Dienen, Herr Doktor!“ sagte der Stabsarzt.

„Wenn ich Sie anflehe, ich muß gegen Italien ziehen!“ bat Doktor Leopold von Höllecker.

„Gut, auf Ihre Verantwortung: tauglich!“

Ein Strahlen ging über Leopolds Züge, das erste seit Monaten.

War das ein Leben gewesen, das er bis jetzt da geführt? Zuerst einsam auf dem Schlössel, dann drinnen im Trubel von Wien. Mitten am hellichten Tag sah er in jeder Dame, die ihm begegnete, Hella! — War's eine Krankheit, war's eine Halluzination, war's die begrabene Sehnsucht? —

Wenn er im Dämmern des frühen Abends durch den heimatlichen Forst ging und ein altes Weiblein kam daher, mit einem Holzstoß beladen, dann sah er ihr ins Gesicht und war nicht eher beruhigt, bis er sich überzeugt, daß es die Hollerbäuerin oder die Bergauerin war. Mitten im Tanzsaal eines nächtlichen Vergnügungslokals, wo er vergessen wollte, stand ihm in irgendeiner blonden, hohen Tänzerin Hella wieder gegenüber! — Und wenn er allein war in seinen vier Wänden, dann lallte er oft und oft noch diesen lieben Namen.

Endlich hatte er sich ermannt, er gehörte hinaus in den Krieg. An den Grenzen Tirols stand die Heldenmauer der Landsleute, dorthin gehörte er, um seine Heimat zu schützen. Zwar war er lange von dort fort gewesen, da er sich bei den Standschützen meldete, aber den Doktor von Höllecker nahmen die Schützen gerne, und ehe er sich's versah, war er zum Leutnant gewählt. Erst stand er weiter hinten in der Reserve, aber bald durfte er vor — just an dem Tag, da er Hella zum erstenmal vor einem Jahr sein Herz ausgeschüttet, just an dem Tag kam er beim Alpenhotel, wo sie so lange gehaust, vorüber. Die unteren Zimmer waren als Lazarett benutzt. Aber er ließ nicht nach, bis daß der Arzt ihm auch das Zimmer im ersten Stock öffnete, wo sie gewohnt. Und plötzlich war er still und ruhig. Er war bei ihr. Er war wieder dort, wohin er seit jenem Weihnachtsabend nicht wieder zurückgekehrt. — Aber weiter! Er hatte jetzt andere Pflichten!

Oben im Felsgeklüft der Alpenriesen stand die andere Mannschaft, die der Ablösung harrte, weiter hinauf, dort sollte sein Zug Stellung nehmen. — Und noch am selben Abend standen sie oben im wilden, schneebedeckten Gestein!

Drüben auf ein paar hundert Schritte entfernt war die italienische Stellung.

Langsam sank der Abend herein — dunkel überall, nur der Schnee gab noch einen kleinen Schimmer: über dem Graben kein Licht — und auch herüben keins, höchstens in irgendeinem abgekehrten Unterstand noch eine verdeckte brennende Kerze.

Leopold von Höllecker sah von dort oben ins Tal! Dann und wann pfiff eine feindliche Granate über sie weg, die für den Saumweg bestimmt war, wo jetzt im nächtlichen Dunkel die Tragtierkolonnen heraufkrochen mit Munition und Proviant, vorn hie und da ein paar Gewehrknalle, ein Vorposten, der einem Geräusch nicht traute und schoß. —

Tief, tief unten im Tal sah Leopold plötzlich ein Lichtlein, es mußte aus der Kapelle von Madonna di Rocco kommen, vom Öllämpchen am heiligen Bild.

Die feindlichen Geschütze schwiegen wieder, es war Mitternacht.

Mit dem Blick zu dem Lichtlein im Tal gewandt, saß Leopold da. — Um ihn märchenhafte Friedensstimmung, und doch ein ängstliches Lauern drüben und herüben.



„ . . . er führte sie vor das Bild, und plötzlich begann er mit rednerischem, kunstsinnigem Elan das alte Bild der Madonna di Rocco ihr zu erklären . . .“

Das Licht im Tal! Madonna di Rocco! Und plötzlich hub Leopold leise zu sprechen an, und plötzlich stand er im Geiste dort unten an Hellas Seite, und was er ihr nie, nie gesagt hätte, weswegen er ihr nicht mehr unter die Augen getreten, das murmelte er jetzt, mit heißem Odem, dem Licht im Tal zu.

Eine Granate pfeift jäh über ihn hinüber ins Tal. Leopold springt auf! Fährt sie nicht hinab in die Kapelle, dicht am Weg dahin vorbei?! Ganz wach ist er jetzt. Er muß das Bild der Madonna retten, das einzige Symbol, das sie von ihm hat. Er weckt den Fähnrich — sagt ihm, er müßte rasch zu Tal, und läuft, läuft, was [illegible] kann, den Berg hinab bis zur Kapelle. Trümmer[illegible] gang, aber noch ist das Bild unversehrt, mit [illegible] Händen löst er es von der Wand. Da steht er [illegible] wo er mit ihr gestanden in der schönsten Stun[illegible] Lebens.

Und wieder tönt das Pfeifen der Granat[illegible] die Nacht. — Hell leuchtet's auf, dann ein T[illegible] Brausen, ein Sitzen und Fal[illegible] Gestein — Purpur um ihn — u[illegible] nichts.

* * *

Mit zerschmetterten Füßen, a[illegible] schwer verwundet, hatten die Sta[illegible] ihren Leutnant Leopold von Höll[illegible] den Trümmern der Kapelle herau[illegible] und ihn noch lebend, wenn auch b[illegible] ins Feldspital im Alpenhotel gebrac[illegible]

Auch diesmal stand ein Tanne[illegible] der Halle, denn bald sollte Weihnac[illegible] Aber Leopold sah ihn nicht, da [illegible] in ein Separatzimmer des ersten [illegible] bettete.

Schwestern und Ärzte bemühten [illegible] ihn — erst nach Stunden schlug er d[illegible] auf, sah um sich — und erkannte w[illegible] den Raum, die Schwester Christa[illegible] seinem Bett und hielt ihm die Han[illegible]

Mit großen Augen sah er da[illegible] Ding, eine junge Bozener Bürgers[illegible] „Hella,“ sagte er, „Hella. Ja, u[illegible] habe ich gerettet. Nicht wahr, jetzt, [illegible] du mir wieder gut?“

„Aber gewiß, nur ruhig sein!“ [illegible] Frau Schwester redete ihm gütlich z[illegible] sie ihn aus seinen Träumen stör[illegible] reichte ihm die Schale zum Trinken [illegible] fuhr ihr dankbar streichelnd über [illegible] Hand.

„Gelt, Madonna di Rocco, Ma[illegible] Rocco, die Bank, die lieben Au[illegible] Gottesmutter!“ Er lallte es nur n[illegible] eigenen Augen sahen fiebrig-flatt[illegible] Leere.

Da faltete ihm die Schwester C[illegible] Hände. „Wir wollen beten zur Ma[illegible] Rocco!“

Und tränenden Auges sprach di[illegible] Schwester laut: „Gegrüßet seist d[illegible] voller Gnaden!“ Ihr selbst war [illegible] bang jetzt, da sie sich reden hörte [illegible] den Schwerkranken. —

Unten in der Halle übten die [illegible] wundeten eben zum Klavier das a[illegible] nachtslied: „Stille Nacht, heilige N[illegible]

Einen Augenblick horchte der Kr[illegible] dann sagte er: „Gelt, Hella, ein [illegible] Weihnacht, ein schöneres wie im Vorjahr! Und [illegible] lich und so ruhig!“

„Ja, ja!“ sagte die Schwester in beruhigen[illegible] und sah sich bang im Zimmer um.

Ob er wirklich käme, der Tod — oder ob [illegible] eine Rettung wäre ..... ob man dann diese [illegible] ständigen sollte, von der er so viel sprach? —

Von unten klang wieder eine Strophe [illegible] Weihnachtsliedes herauf ins Krankenzimmer. [illegible] von Höllecker hörte sie nicht mehr, in Gedanken [illegible] vereint war er sanft für immer eingeschlummert.



„ . . . Und noch am selben Abend standen sie oben im wilden, schneebedeckten Gestein! . . .“

höchste Blüte erlangte das Gewerbe im achtzehnten Jahrhundert, zur gleichen Zeit, als der Weihnachtsbaum anfing sich einzubürgern. Der kunstreiche Nürnberger Zinngießer Johann Georg Hilpert machte zuerst Ernst mit der vollen Naturtreue — und diese fordern ja unsere Knaben noch heut als eine Hauptsache. Nun wurde die Geschichte selbst die Lehrmeisterin des Spielwarenfabrikanten; alle Typen der Armee Friedrichs des Großen sehen ihr zinnernes Konterfei aus ovalen Holzschachteln aufsteigen, und eifervolle Knaben schlagen auf der ungefährlichen Ebene ihres Spieltisches alle großen Schlachten noch einmal. Die Zietenhusaren, die Seydlitzkürassiere, die Garden Napoleons und nach 1812 die Kosaken wurden dem Feldherrnwillen rotbäckiger Jugend dienstbar, die gleich freigebig mit Niederlagen wie mit Siegen verfuhr. Auch plastische Zinnsoldaten gab es jetzt, aber sie blieben kostspielig. Nur einen großen Mitbewerber hatten um 1800 noch die kleinen, flachen Metallfiguren: den Bilderbogen zum Ausschneiden. Auch der kam zumeist aus Nürnberg, wo Drucker wie Johannes Raab und G. N. Renner ihn pflegten. Drollig genug sah solch ein Bogen aus: mitten in der Stirn hört der Bilderbogensoldat oft auf, und darüber schweben verschiedene Helme und Mützen für Parade und Alltag; oder die Beine fehlen, und irgendwo in der Ecke stehen Reitstiefel und Gamaschen. Die Kinderhand selbst mußte hier eben das Spielzeug erst fertig machen: durch Austuschen, Aufkleben auf Pappe, Anfügen von kleinen Stehpflöckchen; dem jungen Künstler blieb dabei überlassen, ob er seine Leute zur Parade oder zum Dienst anziehen wollte. Diese Selbsttätigkeit, so unvollkommen ihr Ergebnis oft blieb, sicherte den im übrigen rohen Holzschnittbogen einen Reiz, der sie lange noch neben den Bleisoldaten erhielt. Den geschichtlichen Ereignissen konnte der Bilderbogen noch bequemer folgen als die Bleifiguren; alle möglichen Raritäten und Drolligkeiten des altfränkischen Uniformwesens lassen sich heut noch von den Bogen ablesen: die blauen Fracks bayrischer und württembergischer Infanterie, der gehrockartige, überaus bürgerliche, von Kopf zu Fuß blaue Anzug der bayrischen Landwehr; vor allem aber gefielen die schwarzen Husaren von Braunschweig-Oels mit dem Totenkopfhelme. Wie mögen die einst unsere Jugend in Atem gehalten haben! Auch blieb deren Phantasie bei dem Aufbau von Schlachtszenen nicht auf sich selbst angewiesen; andere Bilderbogen, bunt und nicht zum Ausschneiden bestimmt, zumeist aus dem rührigen Verlage Campes in Nürnberg, hielten in den Befreiungskriegen jene kriegerischen Szenen fest, die heut der Photograph aufnimmt.

Aber die Nürnberger Industrie hat auch vorgesorgt, daß die Jugend nicht länger in Brustharnischen von Baumrinde und mit hölzernen Schwertern ihre Schlachten zu schlagen brauchte wie noch bei Jörg Wickram. Auf den Kupfern des 18. Jahrhunderts tragen die jugendlichen Soldatenspieler schon die getreu der Wirklichkeit nachtrachtenden hohen Blechmützen, die Flinte und die kunstgerechte Trommel (Abb. 9). Auf einem Kupfer Chodowieckis sehen wir Trommler und Pfeifer bei einem lustigen Parademarsch tätig; freilich ist die Musikkapelle zwei Mann, die Mannschaft nur einen Mann stark (Abbild. 7). Ein anderes Kupfer desselben Meisters zeigt uns, wie ein bezopfter Hofmeister, die neue philanthropische Pädagogik übend, eigenhändig das Soldatenspiel der Zöglinge leitet. An Ausrüstung dazu stellte um 1800 das Gewerbe schon fast alles bereit, was die heutigen Spielläden aufweisen. Verfeinerung und Luxus gehen schon ziemlich weit, auch in dem, was für den Gabentisch der Kinder zu Weihnachten außer den Zinnsoldaten selbst an militärischem Spielzeug verfügbar war. Ein 1803 ausgegebener Nürnberger Katalog (von Bestelmeyer) verheißt für den freilich stattlichen Preis von 10 Gulden folgende Herrlichkeiten: „Eine Festung mit Bombardement (d. h. artilleristischer Ausrüstung), die Festung ganz nach der Natur gemacht, die Häuser darauf zum Zusammensetzen. Das Bombardement besteht aus sechs aufgeworfenen Batterien, sechs Schanzkörben, sechs Pulverfässern, sechs Fässern mit Kugeln, sechs Bomben (Kanonen), sechs Kanonieren, siebzehn Zelten, einer Fahnenwacht, einer Marketenderei mit Kochkesseln, verschiedenen gemeinen Soldaten, Trommler, Pfeifer, Offizier und zwölf Bäumen. Die Bomben sind so gemacht, daß man mit hölzernen Kugeln, die sich dabei befinden, daraus schießen kann, und wenn eine Kugel trifft, immer ein Gebäude zusammenstürzet." Das bleibt nicht mehr weit hinter modernstem Spielgerät zurück.

Es gab auch schon Ritterburgen, auf deren Türmen man kleine Funkenfeuer abbrennen konnte, nebst Bäumen, Schloßbrunnen, Zugbrücken. Selbstverständlich konnte man schon prächtige Schaukelpferde haben. Dieser geduldige Liebling unserer Jugend hatte das alte Steckenpferd zurückgedrängt und sah um 1800 schon auf eine mindestens zweihundertjährige Geschichte zurück. Schon im Jahre 1591 hatte der Sohn des Nürnberger Bürgers Balthasar Paumgartner seinen Vater gebeten, ihm von der Frankfurter Messe „ein Pferd, so mit Geishäuten überzogen ist", mitzubringen und dazu glaubwürdig versichert: „Ich will gar fromm sein und flucks lernen." Wie kühn sprengt auf unserem Bilde der kleine Reiter mit wallendem Federbusch einher, er glaubt sich mitten in der Attacke (Abbild. 2).

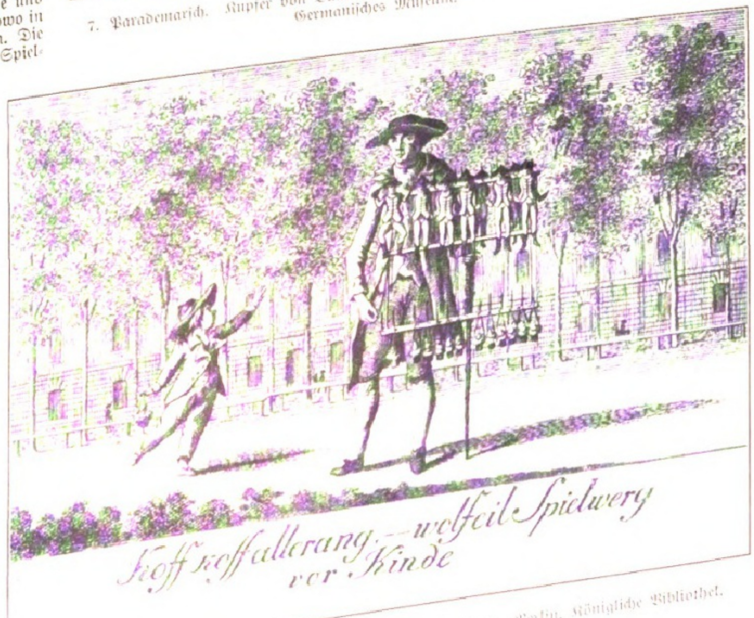
Konnte solches Spielzeug unserer Großväter noch übertroffen werden? Das Nürnberger Gewerbe hat jedenfalls danach getrachtet. Immer reicher an Gestalten wurde die Welt der Zinnsoldaten. Man griff zurück bis auf den Trojanischen Krieg und schuf mit Künstlerhilfe Achill auf dem Streitwagen mit seinen unsterblichen Rossen, den helmumflatterten Hektor, den Rufer im Streit Menelaos. Ergiebig an reisigen Gestalten war auch das Zeitalter der Kreuzzüge. Diese Recken ferner Zeiten legten den Gedanken nahe, gedruckte Erläuterungen beizugeben; das geschah, und mit Hilfe der Nummern, die in die Stehplättchen eingepreßt waren, fand sich nun jeder Junge bald zurecht und genoß eine anschauliche Einführung in die Geschichte. Die Hauptsache aber blieb doch immer die lebendige Gegenwart. Der hartnäckige Wirklichkeitssinn der Knaben verlangte, über jede Waffengattung und jeden militärischen Rang verfügen zu können, und das Gewerbe kam dem nach. Heut bietet es nicht nur die verschiedenen Völker und Waffenarten, sondern jeden Soldaten auch in den mannigfaltigsten Stellungen, dazu die Fülle modernen Kriegsmaterials. So wuchs die Erzeugung vor allem in die Breite, wenn auch das Verfahren seit Beginn des 19. Jahrhunderts feststeht; denn Versuche, neben den Zinnsoldaten größere Figuren aus Holz mit abnehmbarer Ausrüstung zu Ehren zu bringen, können sich bis heut keines großen Erfolges rühmen.

Hat die soldatische Welt, die fort und fort das Kinderspiel belebte, dem Spiele der Erwachsenen gar nichts gespendet? Einiges doch. Von dem strategischen Grundgedanken des edlen Schachspiels abgesehen, das Ende des 11. Jahrhunderts nach Deutschland kam, gab es im 18. Jahrhundert Kartenspiele mit militärischen Szenen auf den Karten und späterhin auch Brettspiele wie das noch heute geübte „Belagerungsspiel". Als 1882 der damalige Kronprinz von Preußen, der spätere kaiserliche Dulder Friedrich III., silberne Hochzeit feierte, schenkte der Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin dem Jubelpaare einen künstlerischen „Spielschrein" mit Familienspielen, unter denen auch ein Belagerungsspiel war. Die Malerei auf dem Spielbrett zeigt hier die Belagerung der Festung Ofen durch die brandenburgischen Truppen unter dem General v. Schöning; die Verteidiger sind Janitscharen, die Angreifer tragen die Uniform der Brandenburger. Das Spiel endet, sobald alle neun Felder der Festung durch die Figuren des Angreifers besetzt sind.

Die eigentliche Sphäre soldatischer Spiele wird immer die junge Welt bleiben. Geht es wohl an, den unvergleichlichen Reiz, den die Soldatenspiele und Spielsoldaten auf diese ausüben, näher zu bestimmen und zu umschreiben? Der feinsinnige Philosoph der „Spiele der Menschen", Karl Groos, spricht einmal vom „spielenden Durchkosten von Lebensmöglichkeiten". Das wird es sein. Das Auge der Jugend hängt, sobald Sinne und Verstand recht erwacht sind, begehrlich an dem anscheinend so reichen, bunten Leben der Erwachsenen. Nun wird ihm ein bewegtester Teil daraus, ein wahrhaft dramatischer, durch diese Spiele näher gerückt, ein weit lebendigerer Anteil daran ermöglicht, als je die Phantasie allein vermitteln könnte. Mit dem Lebenshunger der Jugend selbst verschwistert, werden diese Spiele, wie sie von alten Zeiten auf uns kamen, gewiß auch keiner künftigen Zeit fehlen.



7. Parademarsch. Kupfer von Daniel Chodowiecki (1726 bis 1801). Nürnberg, Germanisches Museum.



8. Berliner Spielwarenverkäufer 1796. Kupfer von Rosenberg. Berlin, Königliche Bibliothek.



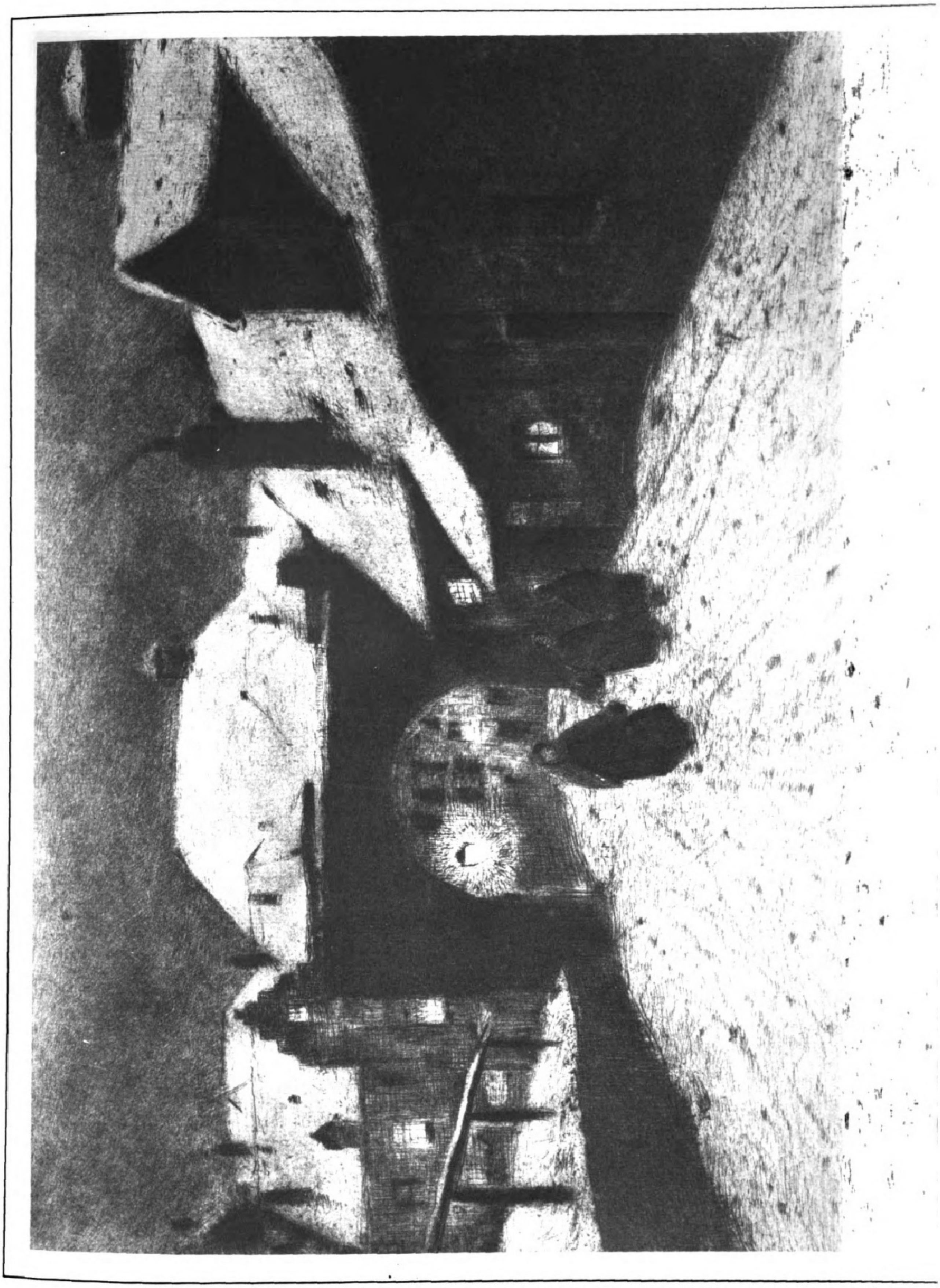
9. Das Soldatenspiel. Kupfer (etwa 1800).



10. Spielende Kinder von Ludwig Richter.



11. Prinz Wilhelm und Kronprinz Friedrich Wilhelm spielen mit Bleisoldaten. Silhouette (1802).





Auf Patrouille in der Weihnachtsnacht. Nach einem Aquarell von Professor Ludwig Koch.

Soldatenspiele und Spielsoldaten.

Von Dr. Heinrich Lohre.



1. Kindertrommel von Ludwig Richter.

„Pummel lüttje Stummel, / Lüttje Tambur Veit, / Pummel mit de Trummel, / Nu hör, wa't geit!“ (Klaus Groth „Voer de Goern“.)

(Pummel kleiner Stummel, Kleiner Tambour Veit, Pummel mit der Trommel, Nu hör, wie 's geht!)

Der junge Parzival, in der gewaltigsten Dichtung unseres Mittelalters, soll nichts hören von Waffen, Kampf und Ritterwesen; so will es die Mutter, die den Gatten in Kämpfen des fernen Morgenlandes verloren hat. Weltfremd im einsamen Walde wächst das schöne Sorgenkind auf. Und trotz allem — was ist das erste Spielzeug, das der Heranwachsende sich selbst fertigt? Armbrust, Köcher und Pfeile! Kindliche Schießübungen beginnen. Und als der Zufall schließlich doch drei Ritter in blanker Wehr durch seine Einsamkeit geführt hat, da kreist seine Knabenphantasie fortwährend um ihre strahlende Erscheinung. „Das einzige, was er begehrt — und immer wieder — ist ein Pferd.“ Wolfram von Eschenbach kannte die Knabeninstinkte.

Wäre Jung Parzival wie ein anderer Rittersohn der Zeit aufgewachsen, er hätte längst ein hölzernes Steckenpferd getummelt, wie das allerliebste Miniaturbilder des Mittelalters zeigen und der Dichter Hugo von Trimberg es schildert. Überdies — er hätte auch schon mit Holz- und Bleisoldaten spielen können.

Wir haben aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert kleine Reiterfiguren aus Blei, flach, aber doppelseitig geprägt, etwa 6 cm hoch, roh im Umriß wie Lebkuchensoldaten (Abbild. 3). Möglich, daß die ältesten Stücke dieser Art zunächst nicht als Spielzeug gedacht waren, sondern einen heiligen Georg oder heiligen Martin



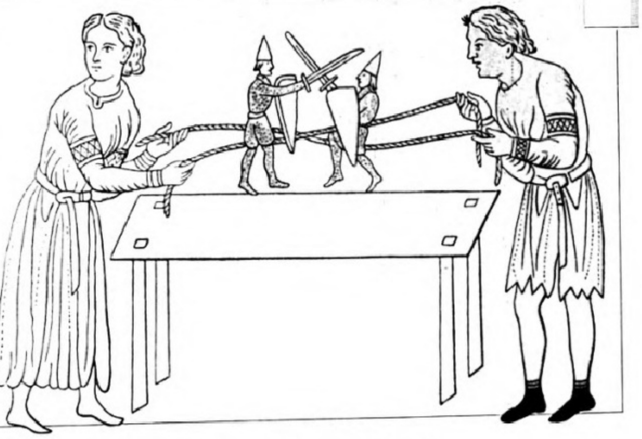
3. Ritterfigur aus Blei (13. Jahrh.). Vorderseite.

darstellten, den man an der Kirchentür kaufte wie später bunte Heiligenbildchen. Aber auch dann werden sie in Kinderhänden gewiß unbefangenem Spiele gedient haben.

Fraglos ein Spielzeug waren größere plastische Ritterfiguren aus Holz, mit Helm und Schild, drollig durch die unvermeidliche Steifheit, wie eine Handzeichnung in dem „Lustgarten“ („Hortus deliciarum“) der Äbtissin Herrad von Landsberg sie schon für das zwölfte Jahrhundert bezeugt (Abbild. 4). Sie waren seitlich an Schnüren derart befestigt, daß man durch Anziehen oder Lockern der Schnüre die Bewegungen des Ausfalls und der Deckung nachahmen konnte; zwei einander gegenübersitzende Spieler vermochten so mit einiger Geschicklichkeit eine Art Puppenturnier aufzuführen. Gewiß wird das Turnier, diese prunkhafte Schaustellung ritterlicher Fechtkunst, auch im Spiele der Knaben untereinander die immer wache Nachahmungslust der Jugend gereizt haben, wenn auch keine Notiz das ausdrücklich bezeugt. Den älteren Knaben ritterlichen Standes nahm dann der Fechtmeister („Schirmmeister“) in Zucht, der den urwüchsigen Trieb zu Kampfspielen mählich in die ernsteren Bahnen der „militärischen Vorbereitung“ hinüberlenkte.

Das Ritterwesen verblaßte, die Bürgerkultur der aufblühenden Städte schoß gegen Ende des Mittelalters immer reicher in Laub und Blüte, der Handwerker und Kaufmann fühlte nun tiefer den Wert und Sinn friedlicher Arbeit in Werkstatt und Kaufmannsgewölbe, aber der Sinn der Jugend stand noch immer nach Waffen und Kriegersitte. Wir sehen es auf dem Titelbilde eines Werkes des sechzehnten Jahrhunderts, der „Kinder-Spel“ von Cats. Der Zeichner des Blattes, Silliman, vereinigte in einer mehr lehrhaften als künstlerischen Weise alle nur möglichen Kinderspiele auf engem Raume, feine und derbe, einen sinnigen kleinen Violinspieler und Purzelbaum schlagende Bengel, aber die ganze Mitte seines Bildes gehört den Soldatenspielern, die mit Trompeten und Pauken, mit Hellebarden und Fahnen, anscheinend an einem hellen Frühlingstage über den freien Platz einer behäbigen holländischen Handelsstadt dahinziehen. Kein anderes Spiel hält so viele Knaben beisammen. Und so berichtet ein trefflicher elsässischer Erzähler des sechzehnten Jahrhunderts, Jörg Wickram, in einer schönen Geschichte „Der Goldfaden“ von einem Knabengefechte, bei dem hölzerne Schwerter, Brustharnische aus Baumrinde und Erdklöße als Geschosse ihre Rolle spielten. Noch lieferte keine Industrie Wehr und Waffen für solche Kämpfe, und das Selbstgefertigte hatte gewiß seinen besonderen Reiz. Spielsoldaten wurden schon gewerbsmäßig erzeugt; es überrascht dabei das zähe Festhalten an einer althergebrachten Form. Wenn Felix Platter erzählt, wie er im Jahre 1542 als Sechsjähriger ein hölzernes Männlein erhielt, das „so man zog, fechten konnte“, so erinnert man sich sofort jenes Bildes bei Herrad von Landsberg und schließt, daß diese turnierenden Holzritter vom zwölften bis ins sechzehnte Jahrhundert nie vergessen worden waren. Sie begegnen uns, umgestaltet und prächtiger hergerichtet, wieder auf einem Holzschnitte des „Weißkunig“, jenes chronikalisch-romanhaften Werkes, das Kaiser Maximilian I., „der letzte Ritter“, selbst begonnen hatte (Abbild. 6). Hier laufen die pomphaft geschirrten Streitrosse auf Rollen; Polster an Stirn und Brust schützen sie gegen den Anprall; der Reiter ist für sich frei beweglich. Die Spieler schieben mit den Händen ihre Puppenritter gegeneinander vor, erst vorsichtig sie bewegend, dann im günstigen Augenblicke zustoßend. Das Bild zeigt den Augenblick des Spiels, in dem der eine Ritter den Gegner zu Falle bringt. Offenbar ist es Maximilian selbst, der den siegreichen Ritter bewegt hat; ein kronenartiges Stirnband schmückt sein Haar. Über die ganze Herstellung dieser Turnierritter belehrt ein vorzüglich erhaltenes Stück, das im Jahre 1895 das Germanische Museum in Nürnberg um hohen Preis ankaufte. Hier sind Roß und Reiter aus Holz gearbeitet, aber völlig umhüllt von ihrer Rüstung, die bei dem Pferde aus reichem Stoff und Metall, bei dem Ritter ganz aus kunstreich verarbeitetem Metall besteht. Doch gab es auch massive Bronzeritter; das





4. Ritterfigurenspiel aus dem „Hortus deliciarum“ (12. Jahrh.).

Erzeugung von Spielwaren. Sie sandte schon im vierzehnten Jahrhundert Puppen aus weißem Ton, wie ein Zufallsfund sie aufgedeckt hat, in andere Städte. Von Nürnberger Spielsoldaten aus Holz und Pappe hören wir im siebzehnten Jahrhundert. Um 1660 genoß diese ganze Industrie bereits solchen Ruf in der weiten Welt, daß große Aufträge auch des Auslandes eingingen. Für den jungen Ludwig XIV. waren noch in Frankreich selbst Spielsoldaten hergestellt worden, die kunstreichsten und kostbarsten, die wohl je selbst ein Königskind besessen hat: sie waren aus eitel Silber nach Modellen des Bildhauers Georg Chassel von dem Silberschmied N. Merlin gefertigt worden. Einmal und nicht wieder sind Luxus, Kunst und Kinderspiel diesen Bund eingegangen; Ludwigs Sohn bekam nur Pappsoldaten aus Nürnberg, freilich ein gewaltiges Heer: 20 Eskadrons Kavallerie, 10 Bataillone Infanterie, flache und plastische Figuren, zum Teil fähig, militärische Bewegungen auszuführen. Das Holz und die Pappmasse blieben vorerst für plastische Figuren das bevorzugte Material, und der Vater des berühmten Kupferstechers Johann Elias Ridinger schuf darin kleine Kunstwerke; aus Blei und Zinn wurden erst später die billigen, flachen Spielsoldaten hergestellt. Die



5. Phylax als Reitpferd. Volkstümlicher Holzschnitt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.



6. Turnierspiel Kai

höchste Blüte erlangte das Gewerbe im achtzehnten Jahrhundert, zur gleichen Zeit, als der Weihnachtsbaum anfing sich einzubürgern. Der kunstreiche Nürnberger Zinngießer Johann Georg Hilpert machte zuerst Ernst mit der vollen Naturtreue — und diese fordern ja unsere Knaben noch heut als eine Hauptsache. Nun wurde die Geschichte selbst die Lehrmeisterin des Spielwarenfabrikanten; alle Typen der Armee Friedrichs des Großen sehen ihr zinnernes Konterfei aus ovalen Holzschachteln aufsteigen, und eifervolle Knaben schlagen auf der ungefährlichen Ebene ihres Spieltisches alle großen Schlachten noch einmal. Die Zietenhusaren, die Seydlitzkürassiere, die Garden Napoleons und nach 1812 die Kosaken wurden dem Feldherrnwillen rotbäckiger Jugend dienstbar, die gleich freigebig mit Niederlagen wie mit Siegen verfuhr. Auch plastische Zinnsoldaten gab es jetzt, aber sie blieben kostspielig. Nur einen großen Mitbewerber hatten um 1800 noch die kleinen, flachen Metallfiguren: den Bilderbogen zum Ausschneiden. Auch der kam zumeist aus Nürnberg, wo Drucker wie Johannes Raab und G. N. Renner ihn pflegten. Drollig genug sah solch ein Bogen aus: mitten in der Stirn hört der Bilderbogensoldat oft auf, und darüber schweben verschiedene Helme und Mützen für Parade und Alltag; oder die Beine fehlen, und irgendwo in der Ecke stehen Reitstiefel und Gamaschen. Die Kinderhand selbst mußte hier eben das Spielzeug erst fertig machen: durch Austuschen, Aufkleben auf Pappe, Anfügen von kleinen Stehpflöckchen; dem jungen Künstler blieb dabei überlassen, ob er seine Leute zur Parade oder zum Dienst anziehen wollte. Diese Selbsttätigkeit, so unvollkommen ihr Ergebnis oft blieb, sicherte den im übrigen rohen Holzschnittbogen einen Reiz, der sie lange noch neben den Bleisoldaten erhielt. Den geschichtlichen Ereignissen konnte der Bilderbogen noch bequemer folgen als die Bleifiguren; alle möglichen Raritäten und Drolligkeiten des altfränkischen Uniformwesens lassen sich heut noch von den Bogen ablesen: die blauen Fracks bayrischer und württembergischer Infanterie, der gehrockartige, überaus bürgerliche, von Kopf zu Fuß blaue Anzug der bayrischen Landwehr; vor allem aber gefielen die schwarzen Husaren von Braunschweig-Oels mit dem Totenkopfhelme. Wie mögen die einst unsere Jugend in Atem gehalten haben! Auch blieb deren Phantasie bei dem Aufbau von Schlachtszenen nicht auf sich selbst angewiesen; andere Bilderbogen, bunt und nicht zum Ausschneiden bestimmt, zumeist aus dem rührigen Verlage Campes in Nürnberg, hielten in den Befreiungskriegen jene kriegerischen Szenen fest, die heut der Photograph aufnimmt.

Aber die Nürnberger Industrie hat auch vorgesorgt, daß die Jugend nicht länger in Brustharnischen von Baumrinde und mit hölzernen Schwertern ihre Schlachten zu schlagen brauchte wie noch bei Jörg Wickram. Auf den Kupfern des 18. Jahrhunderts tragen die jugendlichen Soldatenspieler schon die getreu der Wirklichkeit nachtrachtenden hohen Blechmützen, die Flinte und die kunstgerechte Trommel (Abb. 9). Auf einem Kupfer Chodowieckis sehen wir Trommler und Pfeifer bei einem lustigen Parademarsch tätig; freilich ist die Musikkapelle zwei Mann, die Mannschaft nur einen Mann stark (Abbild. 7). Ein anderes Kupfer desselben Meisters zeigt uns, wie ein bezopfter Hofmeister, die neue philanthropische Pädagogik übend, eigenhändig das Soldatenspiel der Zöglinge leitet. An Ausrüstung dazu stellte um 1800 das Gewerbe schon fast alles bereit, was die heutigen Spielläden aufweisen. Verfeinerung und Luxus gehen schon ziemlich weit, auch in dem, was für den Gabentisch der Kinder zu Weihnachten außer den Zinnsoldaten selbst an militärischem Spielzeug verfügbar war. Ein 1803 ausgegebener Nürnberger Katalog (von Bestelmeyer) verheißt für den freilich stattlichen Preis von 10 Gulden folgende Herrlichkeiten: „Eine Festung mit Bombardement (d. h. artilleristischer Ausrüstung), die Festung ganz nach der Natur gemacht, die Häuser darauf zum Zusammensetzen. Das Bombardement besteht aus sechs aufgeworfenen Batterien, sechs Schanzkörben, sechs Pulverfässern, sechs Fässern mit Kugeln, sechs Bomben (Kanonen), sechs Kanonieren, siebzehn Zelten, einer Fahnenwacht, einer Marketenderei mit Kochkesseln, verschiedenen gemeinen Soldaten, Trommler, Pfeifer, Offizier und zwölf Bäumen. Die Bomben sind so gemacht, daß man mit hölzernen Kugeln, die sich dabei befinden, daraus schießen kann, und wenn eine Kugel trifft, immer ein Gebäude zusammenstürzet.“ Das bleibt nicht mehr weit hinter modernstem Spielgerät zurück.

Es gab auch schon Ritterburgen, auf deren Türmen man kleine Funkenfeuer abbrennen konnte, nebst Bäumen, Schloßbrunnen, Zugbrücken. Selbstverständlich konnte man schon prächtige Schaukelpferde haben. Dieser geduldige Liebling unserer Jugend hatte das alte Steckenpferd zurückgedrängt und sah um 1800 schon auf eine mindestens zweihundertjährige Geschichte zurück. Schon im Jahre 1591 hatte der Sohn des Nürnberger Bürgers Balthasar Paumgartner seinen Vater gebeten, ihm von der Frankfurter Messe „ein Pferd, so mit Geishäuten überzogen ist“, mitzubringen und dazu glaubwürdig versichert: „Ich will gar fromm sein und flucks lernen.“ Wie kühn sprengt auf unserem Bilde der kleine Reiter mit wallendem Federbusch einher, er glaubt sich mitten in der Attacke (Abbild. 2).



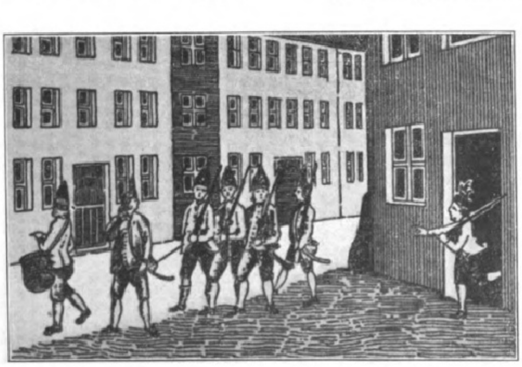
7. Parademarsch. Kupfer von Daniel Chodowiecki (1726 bis 1801). Nürnberg, Germanisches Museum.

Konnte solches Spielzeug unserer Großväter noch übertroffen werden? Das Nürnberger Gewerbe hat jedenfalls danach getrachtet. Immer reicher an Gestalten wurde die Welt der Zinnsoldaten. Man griff zurück bis auf den Trojanischen Krieg und schuf mit Künstlerhilfe Achill auf dem Streitwagen mit seinen unsterblichen Rossen, den helmumflatterten Hektor, den Rufer im Streit Menelaos. Ergiebig an reisigen Gestalten war auch das Zeitalter der Kreuzzüge. Diese Recken ferner Zeiten legten den Gedanken nahe, gedruckte Erläuterungen beizugeben; das geschah, und mit Hilfe der Nummern, die in die Stehplättchen eingepreßt waren, fand sich nun jeder Junge bald zurecht und genoß eine anschauliche Einführung in die Geschichte. Die Hauptsache aber blieb doch immer die lebendige Gegenwart. Der hartnäckige Wirklichkeitssinn der Knaben verlangte, über jede Waffengattung und jeden militärischen Rang verfügen zu können, und das Gewerbe kam dem nach. Heut bietet es nicht nur die verschiedenen Völker und Waffenarten, sondern jeden Soldaten auch in den mannigfaltigsten Stellungen, dazu die Fülle modernen Kriegsmaterials. So wuchs die Erzeugung vor allem in die Breite, wenn auch das Verfahren seit Beginn des 19. Jahrhunderts feststeht; denn Versuche, neben den Zinnsoldaten größere Figuren aus Holz mit abnehmbarer Ausrüstung zu Ehren zu bringen, können sich bis heut keines großen Erfolges rühmen.



8. Berliner Spielwarenverkäufer 1796. Kupfer von Rosenberg. Berlin, Königliche Bibliothek.

Hat die soldatische Welt, die fort und fort das Kinderspiel belebte, dem Spiele der Erwachsenen gar nichts gespendet? Einiges doch. Von dem strategischen Grundgedanken des edlen Schachspiels abgesehen, das Ende des 11. Jahrhunderts nach Deutschland kam, gab es im 18. Jahrhundert Kartenspiele mit militärischen Szenen auf den Karten und späterhin auch Brettspiele wie das noch heute geübte „Belagerungsspiel“. Als 1882 der damalige Kronprinz von Preußen, der spätere kaiserliche Dulder Friedrich III., silberne Hochzeit feierte, schenkte der Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin dem Jubelpaare einen künstlerischen „Spielschrein“ mit Familienspielen, unter denen auch ein Belagerungsspiel war. Die Malerei auf dem Spielbrett zeigt hier die Belagerung der Festung Ofen durch die brandenburgischen Truppen unter dem General v. Schöning; die Verteidiger sind Janitscharen, die Angreifer tragen die Uniform der Brandenburger. Das Spiel endet, sobald alle neun Felder der Festung durch die Figuren des Angreifers besetzt sind.



9. Das Soldatenspiel. Kupfer (etwa 1800).

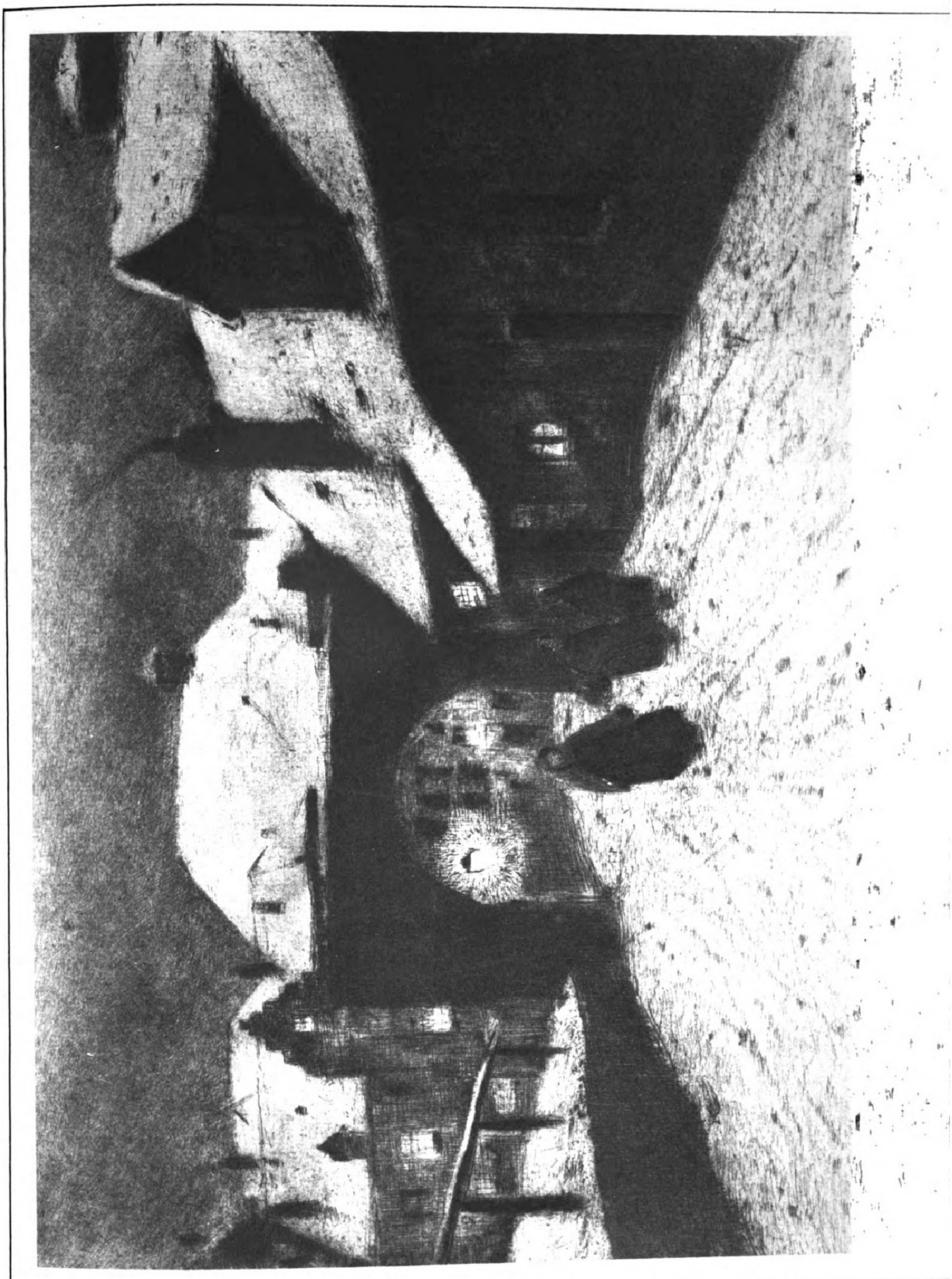


10. Spielende Kinder von Ludwig Richter.



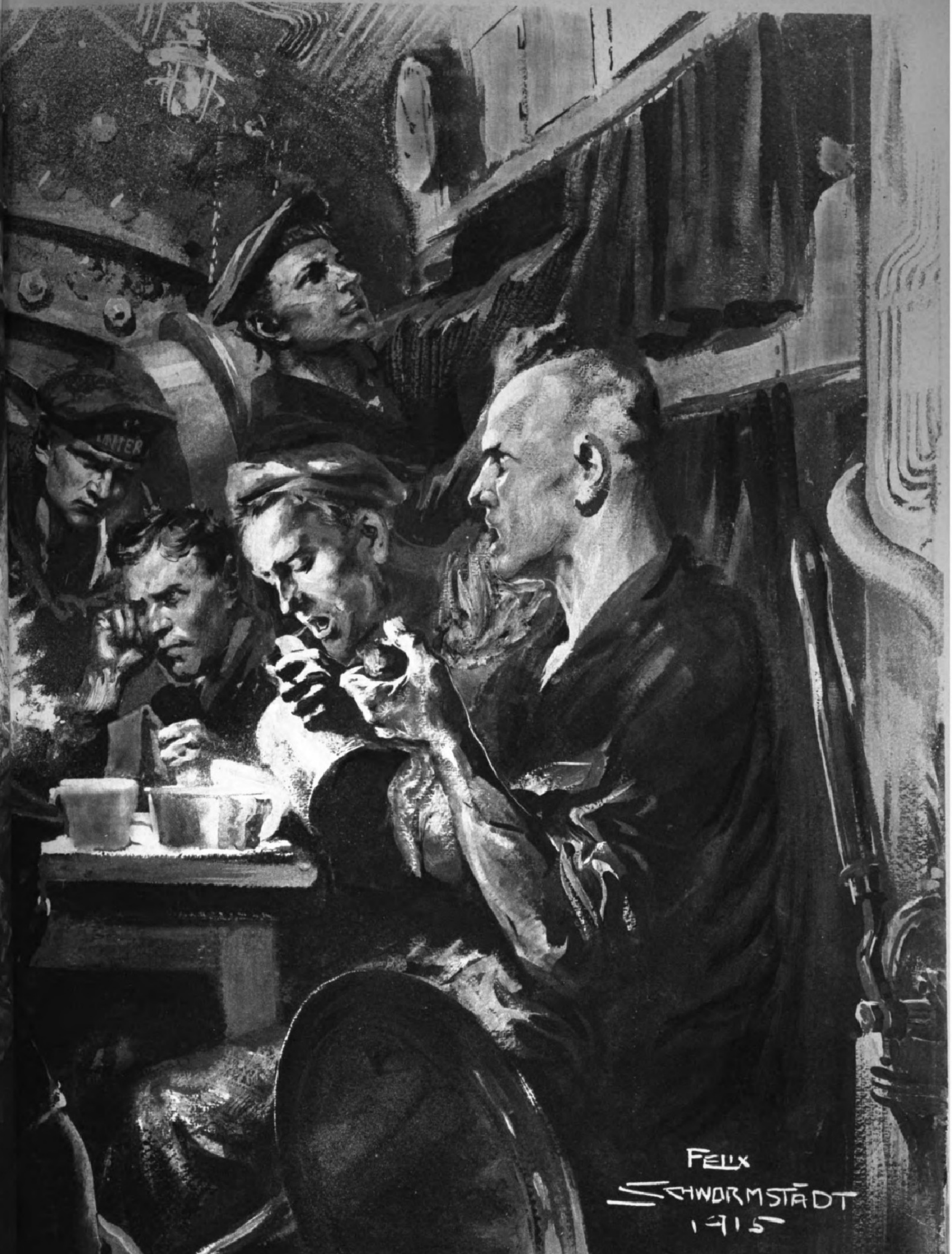
11. Prinz Wilhelm und Kronprinz Friedrich Wilhelm spielen mit Bleisoldaten. Silhouette (1802).

Die eigentliche Sphäre soldatischer Spiele wird immer die junge Welt bleiben. Geht es wohl an, den unvergleichlichen Reiz, den die Soldatenspiele und Spielsoldaten auf diese ausüben, näher zu bestimmen und zu umschreiben? Der feinsinnige Philosoph der „Spiele der Menschen“, Karl Groos, spricht einmal vom „spielenden Durchkosten von Lebensmöglichkeiten“. Das wird es sein. Das Auge der Jugend hängt, sobald Sinne und Verstand recht erwacht sind, begehrlich an dem anscheinend so reichen, bunten Leben der Erwachsenen. Nun wird ihm ein bewegtester Teil daraus, ein wahrhaft dramatischer, durch diese Spiele näher gerückt, ein weit lebendigerer Anteil daran ermöglicht, als je die Phantasie allein vermitteln könnte. Mit dem Lebenshunger der Jugend selbst verschwistert, werden diese Spiele, wie sie von alten Zeiten auf uns kamen, gewiß auch keiner künftigen Zeit fehlen.





Weihnachtsfeier in einem Unterseeboot. Nach einer Zeichnung des zur Marine [illegible]



...nung des zu...ssenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.



Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstags von Adolph v. Menzel am 8. Dezember 1915: Adolph v. Menzel, schlafend.
Nach einer Radierung von Erich Heermann.

ADOLPH MENZEL.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 8. Dezember

Von Hofrat Doenges, Dresden.

Es ist das Schicksal der meisten künstlerischen Erstlingsarbeiten, daß sie von ihren Erschaffern in späteren Zeiten, wenn nicht mit offener Scham, so doch mit heimlichem Mitleid betrachtet werden; Dichter denken nicht gern an ihre ersten stammelnden Lieder zurück, Musiker verbergen die Noten ihrer frühesten Schöpfungen, und Maler vernichten mit grausamer Hand die ersten Offenbarungen ihres Zeichenstifts oder Pinsels. Wenn Adolf Menzel die ersten Regungen seines Künstlerstifts aufbewahrt hätte — er hätte sie jedem zeigen können, ohne scham- oder mitleidsvoll vor sich selbst erröten zu müssen. Wir besitzen als erste seiner selbständigen künstlerischen Arbeiten den Lithographienzyklus „Künstlers Erdenwallen". Man kann ihn ruhig neben die reifsten Arbeiten des Meisters legen, ohne daß in den entscheidenden zeichnerischen Merkmalen wesentliche Unterschiede zwischen dem ganz jungen und dem reifen Menzel wahrzunehmen wären. Wir sehen schon in dieser frühesten Arbeit des Meisters jene unerbittliche Schärfe der Zeichnung, jene überwältigende Kraft der Charakteristik, die beide die Grundlage wurden für die einzigartige Stellung, die Menzel in der Kunst aller Zeiten und Völker, vor allem aber in der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts einnimmt.

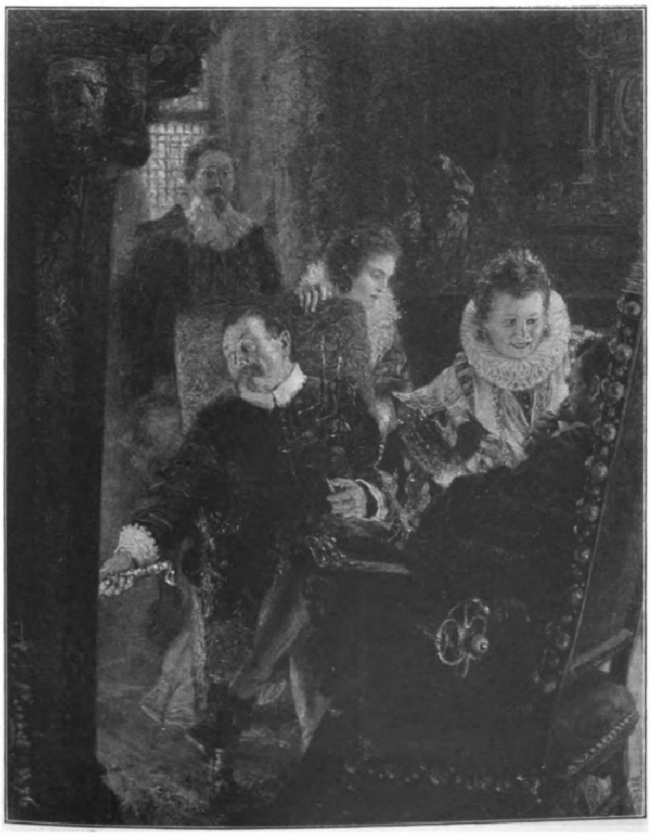
Als Adolf Menzel den Zyklus „Künstlers Erdenwallen" (1833/34)



Der Familienrat (1838).

schuf, war er achtzehn J
er hatte außer der Unte
durch seinen Vater, der
Breslau, wo Adolph am
zember 1815 geboren wor
später in Berlin eine A
graphischer Kunstanstalt
keinerlei Unterricht in Z
und Malerei genossen, un
von dem Vater an küns
Unterweisung gewann, w
ihn schaffte, war nieder
gewesen, Handwerkliche
Dinge, die keine künst
Hoffnungen erwecken, di
noch so bescheidenen
rischen Ehrgeiz befriedig
ten. Er mußte Vignetten
schäftsempfehlungen, T
Preisverzeichnisse, Etike
Wein- und Likörflaschen
Trotzdem. Wie entfaltete s
in diesen und ähnlichen
das Talent Menzels! Es
Jagdeinladungskarte, ein
zeichnung auf Stein, erh
blieben, die der Meister
zehnjähriger entwarf. Das
Handwerker, der diese
sition voll zeichnerischer F
Schärfe, voll flutenden
ersann; das ist ein Kün
allen Merkmalen des Ge
Künstler von jener Unr
keit, von jener zwingende
und Größe, für die es
Bestimmung gibt: Durch

Durch! Für eine v
Anfange seines Schaffen
disziplinierte Natur wie die
war es von Flaschenetike
Jagdeinladungskarten bis



Szene am Kamin (1876).



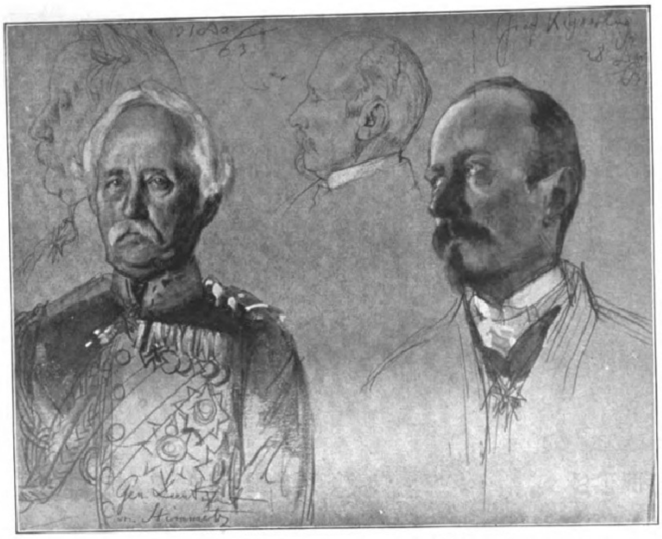
Friedrich der Große und General Fouqué (1852).

Lithographienfolge „Künstlers Erdenwallen", also von rein handwerkerlichen bis zu echt künstlerischen Arbeiten, nur ein Schritt. Andere, weniger energische, weniger ursprüngliche Talente müssen jahrelang die härtesten innerlichen Kämpfe bestehen, um das Handwerkerliche einer Kunstübung zu überwinden, um sich zum Künstlerischen durchzuringen. In Menzel war dieses Künstlerische schon im Handwerklichen latent; wäre er — was ja an sich nicht möglich ist — Kunsthandwerker, Lithograph, sein Leben lang geblieben, so würde ein breiter Strom von Befruchtung sich über dieses Gebiet der Kunst ergossen haben. Er hat es ja übrigens auch von der Höhe seines künstlerischen Schaffens aus bedeutsam genug zu beeinflussen vermocht.

Äußerlich mußte Menzel zunächst den sorgenvollen Weg gehen, der jedem Talente beschieden ist, das aus eigener Kraft emporwachsen muß. Sein Vater war ganz plötzlich gestorben — alle Pläne, die dieser, der die ungewöhnliche zeichnerische Begabung seines Sohnes sehr wohl erkannt hatte, die Menzel selbst im stillen genährt hatte: die Befreiung von der handwerkerlichen Tätigkeit, die systematische Ausbildung des künstlerischen Talentes fielen damit zusammen wie ein Kartenhaus. Es galt jetzt zunächst nichts mehr als der Kampf ums tägliche Leben. Wenn man will, kann man die erste selbständige künstlerische Arbeit Menzels, die Lithographienfolge „Künstlers Erdenwallen", als einen Niederschlag der Stimmungen ansehen, unter denen dieses Werk entstand, notwendigerweise entstehen mußte. Als Niederschlag freilich nur insoweit, als es sich um den Inhalt der zehn Blätter handelt, aus denen das Werk besteht. Es schildert, wie das ja auch der Titel erklärt, den Lebensgang eines Malers. In lapidarer Form legt Menzel die einzelnen Phasen dieses Lebensganges in den Beschriftungen der zehn Kompositionen fest. „Keim" nennt er die erste, die einen Fünf- bis Sechsjährigen zeigt, der den Fußboden der Guten Stube seines Vaters



Komtesse Virginie v. Hacke (1863).



Generalleutnant Karl Fr. v. Steinmetz und Graf Keyserling (1863).

indem er sich (im Jahre 1833) in die Gipsklasse der Berliner Akademie aufnehmen ließ; aber sehr bald überzeugte er sich, daß System, Ordnung und Disziplin weit mehr der Besitz seiner eigenen Hand als der Besitz der Maler waren, die damals an der Berliner Akademie lehrten. So kehrte er dieser nach kurzer Zeit wieder den Rücken und lebte von neuem in der Stille seiner Arbeitsstube seiner Kunst.

Sein zweites Werk, wiederum eine Folge von lithographischen Zeichnungen, aber diesmal nicht mit der Feder, sondern, um eine malerischere Wirkung zu erzielen, mit Kreide behandelt, war die Bilderfolge „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte". Menzel begann die Arbeit im Jahre 1834 und vollendete sie im Jahre 1836.

Arnold Böcklin soll, so berichtet Richard Muther in seiner „Geschichte der Malerei", von Menzel einmal gesagt haben: „Das ist ein großer Gelehrter." Es ist nicht anzunehmen, daß aus diesen Worten Spottlust über das malerische Können Menzels sprechen sollte, denn es ist bekannt, daß Böcklin ein ehrlicher und aufrichtiger Bewunderer der Kunst Menzels war. Er wollte mit ihnen sagen: „Er weiß, was er malt, er kennt (als Geschichtsmaler) die Geschichte." Und das ist in der Tat eine unumgängliche Forderung an den Geschichtsmaler, daß er die Geschichte kenne, daß er ihre Stoffe in den Einzelheiten wie in den Zusammenhängen beherrsche und sie nach

mit Figuren bekritzelt hat und nun diese Freveltat an der weißgescheuerten Diele mit Prügeln von Vaters Hand und Rohrstock büßen muß. „Erstes Aufblitzen des Genies, die Preisverteilung besteht in Prügeln." Die zweite Schilderung nennt der Künstler „Trieb", die dritte „Zwang"; und so folgen, charaktervoll treffend und bündig-kurz bezeichnet, die übrigen, zunächst die des hoffnungsvollen Aufstiegs zu den Höhen des Gradus ad parnassum: „Freiheit", „Schule", „Selbstkampf", „Liebe", „Luftschlösser" und dann die schmerzlicher Erkenntnis und Entsagung: „Wirklichkeit", „Ende" und „Nachruhm".

Wäre es denkbar, daß der Künstler, als ihm die Eingebung zu dieser Arbeit wurde, an sein eigenes mögliches Lebensgeschick gedacht hätte, so mußte ihn die Anerkennung eines Besseren belehren, die das Werk fand. Der Jüngere Berliner Künstlerverein nahm ihn auf diese Talentprobe hin einstimmig als Mitglied auf. Das war zwar nur ein platonischer Erfolg für seinen Künstlerfleiß und für sein Talent; allein da er bedürfnislos bis zur Grenze des Möglichen war, so genügte er ihm vollkommen und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen. Er wäre jetzt imstande gewesen, diesem Schaffen durch den Besuch einer Kunstschule — wenn auch sozusagen im Nebenberufe, weil er ja für sein tägliches Brot weiter arbeiten mußte — System, Ordnung, Disziplin zu geben, und er machte auch den Versuch hierzu,



Dame in Negligé (1840 bis 1850).



Ringergruppen (1850 bis 1860).

Möglichkeit ohne Zutaten der Phantasie schildere, wie sie ist, knapp, klar und ehrlich. Die Zeit, in der Menzel als Maler heranwuchs, tat das nicht. Sie übertrieb ihre Schilderungen romantisch, sie erfüllte sie mit Sentimenten, die sie nicht besaß. Sie posierte die Geschichte, wie andere Zeiten in der Kunst das Menschenbildnis oder die Landschaft oder das Genrestück posiert hatten. Die Geschichtsmaler der frühen Menzelzeit waren in aller Welt keine „großen Gelehrten“.

Als Menzel seine ersten geschichtlichen Arbeiten begann, eben die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“, kannte er den Teil von ihr, den er später in seiner Art ebenso souverän beherrschte wie ein zünftiger Geschichtschreiber, natürlich noch nicht aus dem Fundament heraus, denn er war damals noch nicht zwanzig Jahre alt, hatte hart mit dem Leben ringen müssen und mußte zufrieden sein, wenn er Mußestunden erübrigen konnte, um seine allgemeine Bildung zu fördern. Aber aus dem Inhalt des Werkes erkennt man doch, wie im Laufe schon der zwei Jahre, die ihn diese Schilderung beschäftigt, seine Geschichtskenntnis wächst; er beginnt mit einem Thema („Die Predigt des Christentums bei den Wenden durch den heiligen Vicelin“), das sehr wohl noch, wenigstens dem Stoffe nach, einen romantischen Einschlag vertragen konnte, und steigert seine Kompositionen schon bis zu sehr realistischen Schlachtenbildern („Die Schlacht bei Mollwitz“, „Friedrich der Große vor Leuthen“).

Diese zweite der künstlerisch selbständigen Arbeiten charakterisiert das Wesen Menzels mit ganz ungewöhnlicher Schärfe. Quellenforscher, der er für seine Kunst in demselben Maße war, wie, sagen wir, Ranke es für die Geschichtschreibung gewesen ist, konnte er unmöglich das echte und unmittelbare Verhältnis zu einer Zeit finden, deren Erforschung damals, als er seine „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“ zu komponieren begann, noch nicht über erste Anfänge hinaus gediehen war. Es lag ganz gewiß nicht am Zeichenstift Menzels, daß der Teil dieses Werkes, der Vorgänge aus der mittelalterlichen Geschichte erzählt, nicht voll so unmittelbaren inneren und äußeren Lebens ist wie der Teil, für den ihm reiches Studienmaterial zur Hand war. Im Vergleiche freilich mit den Arbeiten der Geschichtsmaler der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist dieses erste Menzelsche Geschichtswerk, seine zweite selbständige künstlerische Arbeit überhaupt, immerhin Beweis genug dafür, daß sein Streben dahin ging, Geschichte ehrlicher, wirklicher, glaubwürdiger zu malen als die Maler dieser Zeit.

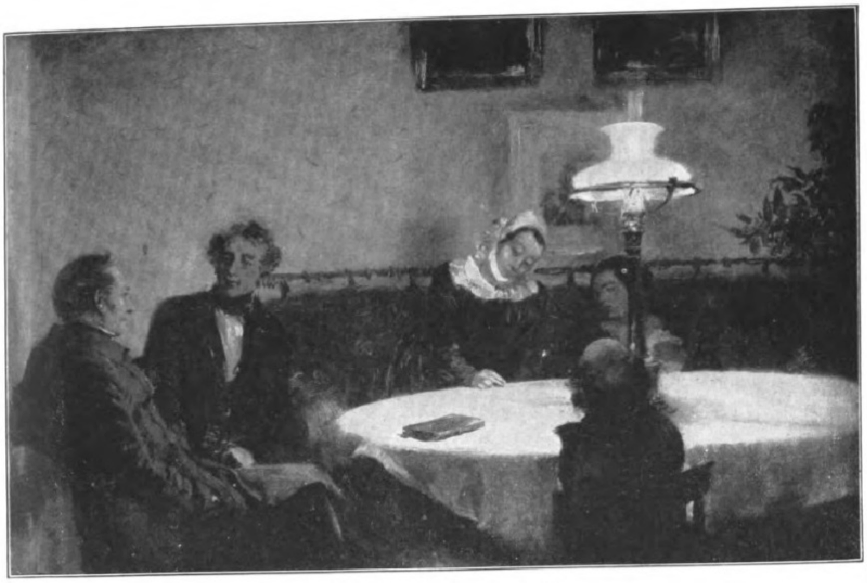
Menzel hatte bis hierher Pinsel und Palette so gut wie nicht berührt. Die Tatsache, daß er von Natur aus Linkshänder war und sich die gleiche Geschicklichkeit wie





Das Théâtre Gymnase (1856).

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.



Abendgesellschaft (um 1848).



Innenraum mit der Schwester des Künstlers (1847).

Arbeit gestellt, auch die letztere — um breitere malerische Wirkungen zu erzielen — erst dann, nachdem er durch die Feder zu wirklicher zeichnerischer Festigkeit gelangt war.

Auch als Maler blieb Menzel ohne irgendwelche Unterweisung von fremder Hand; wie als Zeichner, so bildete er sich auch als Farbenkünstler vollkommen durch sich selbst. Sein erstes Ölbild — „mehr knetend als malend“, wie er selbst einmal gesagt hat — entstand in demselben Jahre, als er sein erstes Geschichtswerk vollendete, im Jahre 1836; es war ein Zugeständnis an den Geschmack der Zeit, ein Genrestück, eine „Schachpartie“, ein Werkchen noch ohne besondere Art zwar, aber doch schon voller Charakteristik und farblichen Lebens. Ihm folgte eine Schilderung aus dem Dreißigjährigen Krieg und dieser wieder eine Genredarstellung „Der Rechtskonsulent“. Erst dieses Bild, eine Arbeit aus dem Jahre 1837, lenkte die Aufmerksamkeit auf den Künstler. Waren vorher ein paar Menschen durch sein zweites Lithographienwerk auf ihn hingeführt worden, da sie erkannten, daß in dem Erschaffer der Blätter aus der brandenburgischen Geschichte ein Maler zur Welt sprach, der die Geschichte mit ganz anderen Augen betrachtete als die Modemaler jener Zeit, so war dieses Interesse doch mählich wieder abgeflaut, weil Menzel sich wieder in sein Arbeitsgemach verbarg. Nun trat dieser junge Mensch plötzlich mit einem Bilde hervor, das in seiner Art ebensosehr wie die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“ etwas ganz anderes war als das bisher in Geltung Gewesene: der Maler, der dieses Bild gemalt hatte, erzählte keine Anekdote, wie es die anderen Maler taten, er schilderte keine rührsame Epistel, sondern er stellte ein Stück echten, warmen Lebens vor den Betrachter und daneben ein Gemälde, das auch farblich voller frischer Reize war.



Im Freien (1852).

Wäre Menzels Begabung schon in dieser Zeit richtig erkannt worden, so hätte seine künstlerische Tätigkeit einen ganz anderen Weg nehmen müssen, als sie ihn tatsächlich nahm. Durch sein zweites Lithographienwerk hatte er seine Berufung als Historienschilderer erwiesen, und die drei Ölbilder, die er bis zum Jahre 1838 schuf, zeigten auch seine Fähigkeiten als Kolorist. Große Kompositionen aus der preußischen Geschichte wären für ihn jetzt die gegebene Arbeit gewesen. Statt dessen mußte er, um die Mittel zum Leben zu erwerben, sich der Buchillustration zuwenden. Johann Jacob Weber, der Begründer der „Illustrirten Zeitung“, dessen Name mit der Geschichte des deutschen Holzschnittes schon durch unsere Zeitung für immer verknüpft ist, hatte die Absicht, eine illustrierte Geschichte Friedrichs des Großen herauszugeben, und er betraute mit der Abfassung des Textes Franz Kugler, den Berliner Historiker und Kunsthistoriker. Franz Kugler war einer von den zunächst nicht Allzuvielen, die an dem Lithographienwerke „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“ Menzels geschichtsmalerische Begabung erkannt hatten. Ihm übertrug er die Aufgabe, den Text seines Buches durch das Bild zu veranschaulichen. Hier — im Jahre 1839 — setzt das „große Gelehrtentum“ Menzels als Geschichtsmaler ein. Wie der Geschichtschreiber den verborgensten Quellen nachspürt, die ihm Stoff liefern können für die Zeit, die er schildern will, wie er aus hundert und tausend Einzelfeststellungen das Material gewinnt für den großen, umfassenden Gesamteindruck, so trug nun Menzel Merkmale für die Zeit zusammen, die er schildern sollte. Kein Bildnis des Großen Königs, sei es nun als Gemälde, als Kupferstich oder wie immer sonst dargestellt, das er



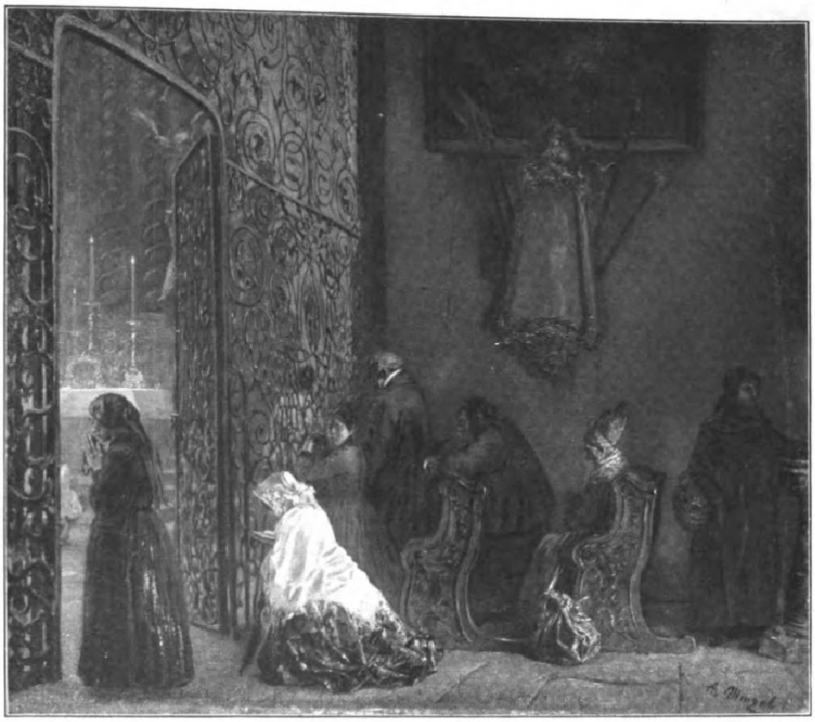
Im Konzert (1848).

nicht kopierte, keine Schilderung aus der Umgebung Friedrichs des Großen, die er nicht abzeichnete, seinem Gedächtnis so unverrückbar einverleibte, daß er das Erworbene schließlich so gut „auswendig wußte“ wie ein fleißiger Schauspieler seine Rolle.

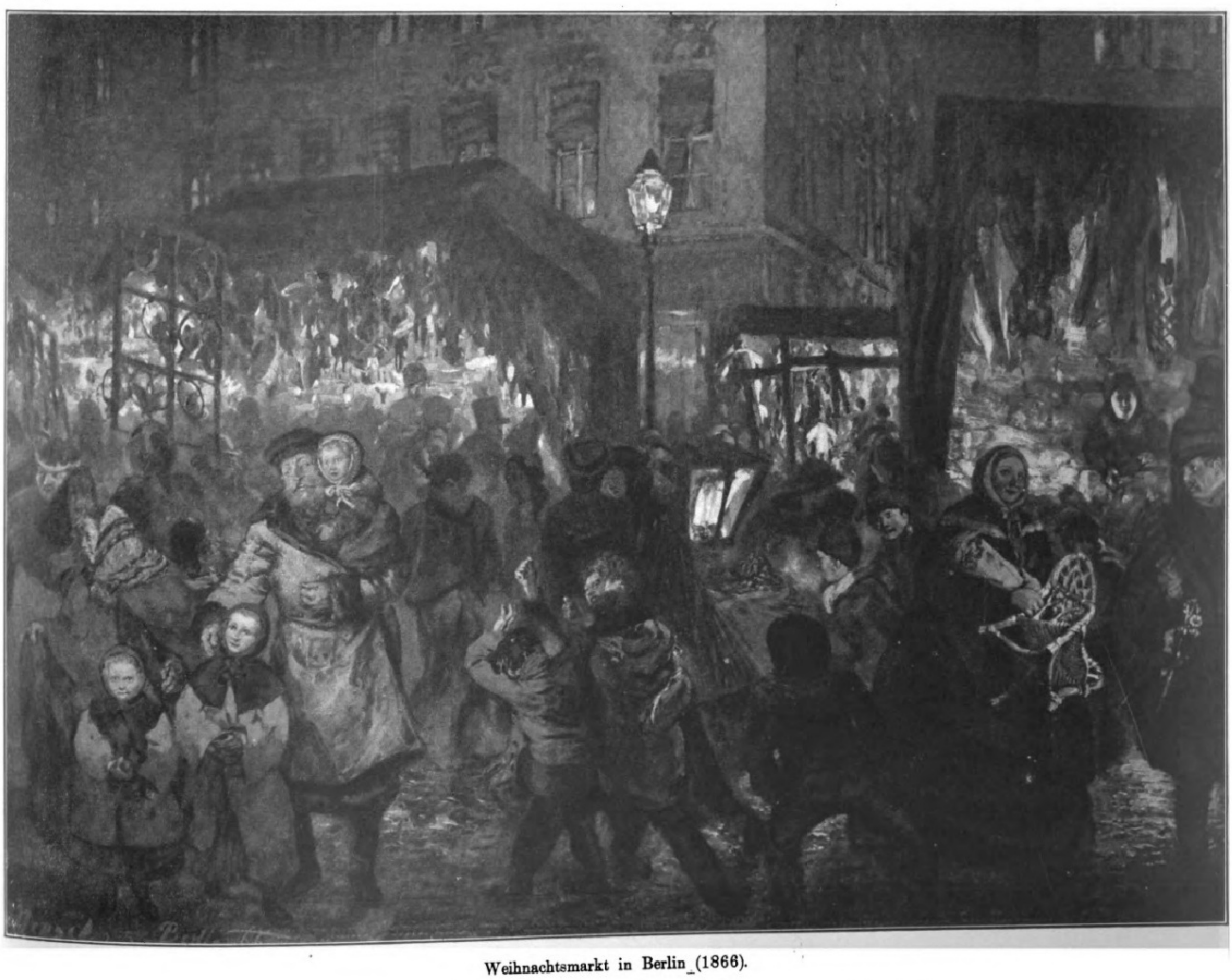
So ist aus Adolph Menzel mählich der „große Gelehrte“ geworden, den Arnold Böcklin ihn nannte, aber daneben reifte auch der große Maler heran, der zum Bahnbrecher für einen neuen geistsprühenden Realismus in der Malerei wurde. War es ihm auch versagt, für seine Kunstauffassung direkt Schule zu bilden, so wirkte er doch um so mehr durch den Anblick seiner eigenen Arbeiten. Nennt man von diesen, soweit sie historische Themata schildern, die „Tafelrunde“ und das „Flötenkonzert in Sanssouci“ oder weiter das schönste seiner Friedrichsbilder, „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“, so greift man ganz willkürlich aus dem Reichtum der Menzelschen Geschichtsmalerei ein paar von den Meisterwerken heraus, die der köstliche Besitz der Nationalgalerie in Berlin sind.

Diese Würdigung Menzels soll und will kein gerundetes, abschließendes Bild von dem Schaffen des Meisters geben. Um das mit Erfolg zu tun, müßte man den doppelten und dreifachen Raum, müßte man eine ganze Nummer der „Illustrirten Zeitung“ zur Verfügung haben. Im Rahmen dieser Darstellung sollte nur aufgezeigt werden, wie Menzel das wurde, was er uns geworden ist. Werk reihte sich nun an Werk, den Holzschnitten für den Weberschen Verlag in Leipzig folgte (1857) das Riesenwerk (453 Tafeln) in kolorierten Lithographien „Die Armee Friedrichs des Großen“, dazwischen das große Holzschnittwerk (1849 waren die 200 Zeichnungen dieser Arbeit vollendet) zu den „Werken Friedrichs des Großen“, und in all diesen Reichtum seines Schaffens hinein noch Arbeiten mit der Radiernadel, große Ölgemälde und die ersten seiner wunderbar zarten Aquarellmalereien.

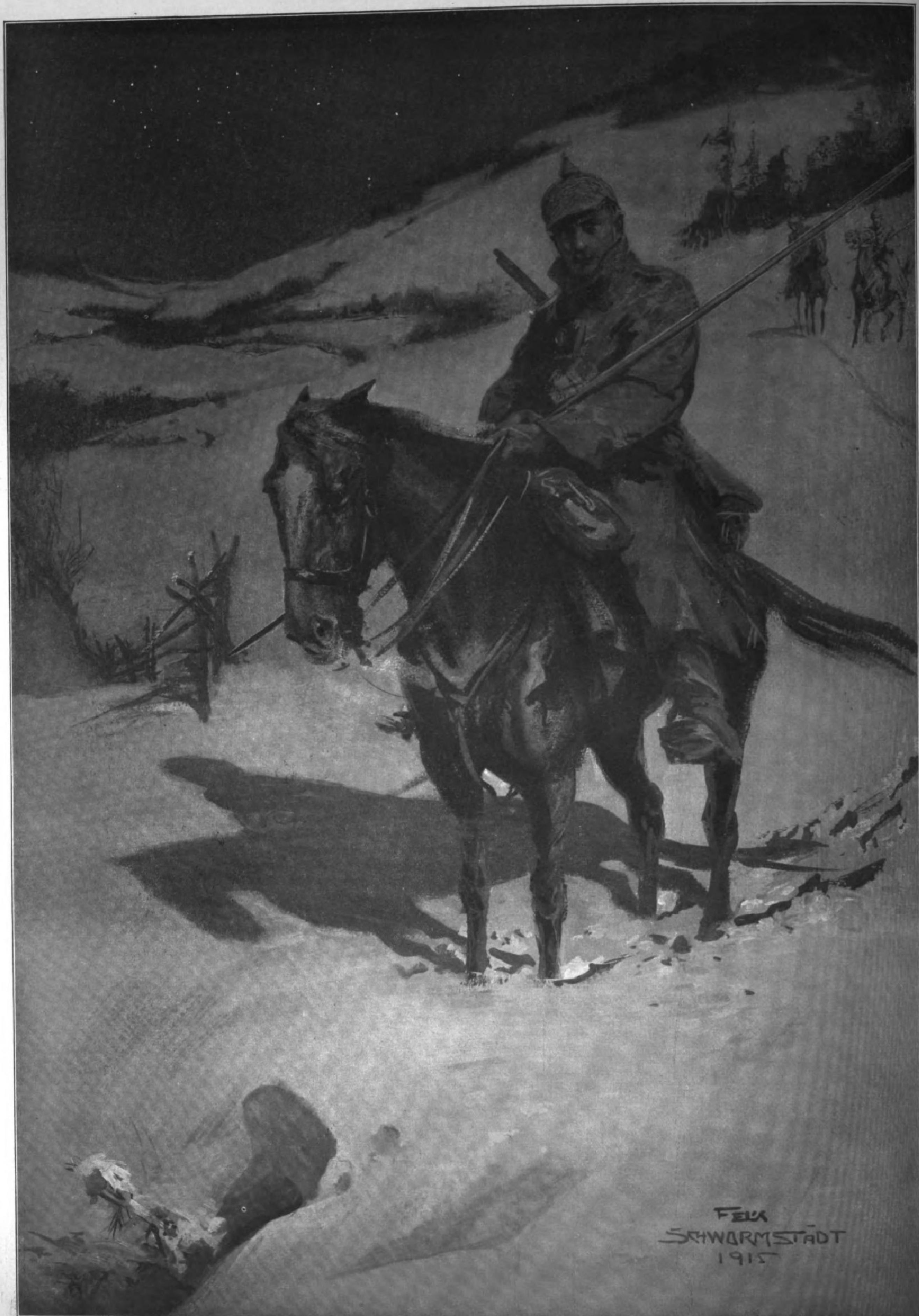
Die Hand des Meisters kannte fast bis zu der Stunde, wo er uns genommen wurde, kein Ermüden. Und er blieb, um noch einmal Böcklins Charakteristikum auf ihn zu wiederholen, nicht nur der „große Gelehrte“, d. h. also, er beschränkte seine Kunst nicht nur auf den Dienst für die Geschichte; mit derselben wahrhaft schöpferischen Kraft wie dieser diente er der Umwelt. Das „Eisenwalzwerk“, das „Ballsouper“, die „Piazza d'Erbe in Verona“, das Innere der „Kirche zu Ettal“, „Nach Schluß des Festes“, „Ballepisode“ — das sind, um nur ein paar der bekanntesten Arbeiten dieser Art des Meisters zu nennen, auch für die Werke Menzels, die der Schilderung unmittelbaren Lebens dienen, nur ein paar willkürlich aus einer fast unübersehbaren Fülle herausgegriffene Beispiele.



Frühmesse in einer Salzburger Kirche (um 1850).



Weihnachtsmarkt in Berlin (1866).



Am Weihnachtsabend 1915: Draußen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Felix Schwormstädt.



Am Weihnachtsabend 1915: Daheim. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Felix Schwormstädt.

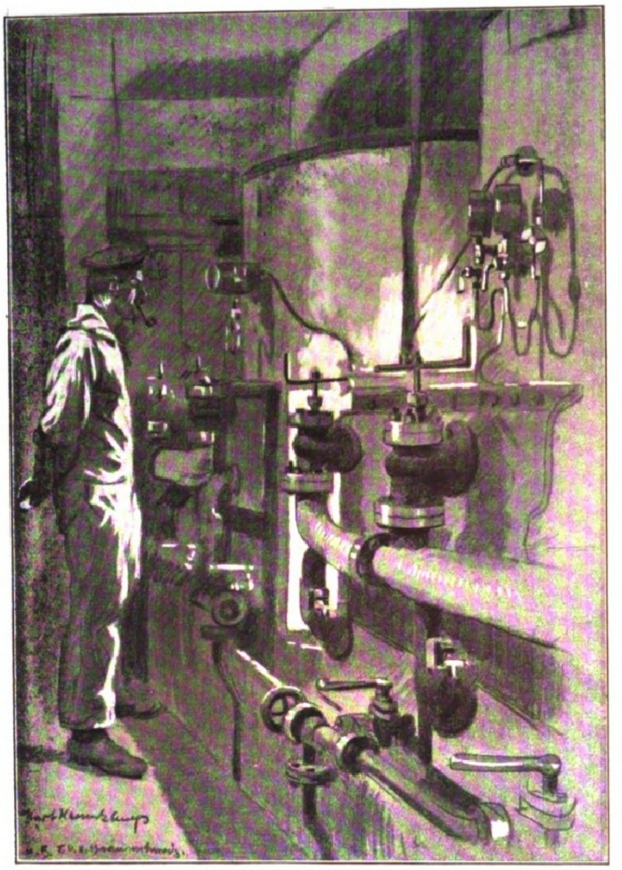
Weihnachten an Bord. Von Hugo Waldeyer.

Es ist noch in den Friedensjahren vor dem großen Kriege.

Der graugestrichene Leib eines mächtigen Linienschiffes liegt festgemacht an einer Boje im Kieler Hafen. Aus dem breiten Schlunde des vorderen Schornsteins dringt dünner Rauch. Er wagt es nicht, in die Höhe zu steigen; scheu vor der Winterkälte kriecht er über Deck.

Über dem stillen Wasser liegt ein Fallen weißer Flocken. Unablässig und sacht senkt sich ihr Flug. Sie verdecken den Himmel und sperren die Fernsicht. Selbst das nahe Land ist von Bord aus nicht mehr zu sehen. Der letzte Schatten Küstensaum verschwindet, und der Lichterglanz der großen Stadt erlischt.

Beharrlich segeln die großen, weichen Flocken auf ihrer steilen Bahn erdabwärts. Sie sind zahlreich wie die Blätter des Waldes und duftig wie Federdaunen. Im Wasser vergeht ihr zartes Gebilde, aber auf den Formen des Schiffes haftet ihr Hauch. Unermüdlich sammeln sich dort ihre Scharen, verhüllen, bekränzen, umschmücken, und einen dichten Teppich, weiß wie köstliches Linnen, breiten sie über



Im Dienst am Heiligabend.

das ebene Deck. — So still wie die zarten Flocken sich zueinander fügen, so still ist es auch auf dem Schiff. Kein Laut dringt nach außen.

Auf der weit ausladenden Kommandobrücke steht das Wachpersonal, ein Offizier, ein Signalmaat und dann noch ein Mann. Der Kommandant hat für den Abend weitgehende Befreiung vom Wachdienst befohlen.

Plötzlich ein taktmäßiges Zirpen über dem Schiff. Ein Funkspruch schwirrt durch die Luft.

Wenige Minuten vergehen, dann tapst ein Schritt die Treppe hinauf, die zur Kommandobrücke führt. Dem wachhabenden Offizier wird ein Zettel aus der Funkenbude vorgelegt. Der Vorgesetzte ordnet an, daß der Kommandant und der Erste Offizier Kenntnis erhalten sollen. Auf dem Zettel steht: „Offizieren und Mannschaften wünsche ich ein fröhliches Weihnachtsfest. Flottenchef."

Der Signalmaat meldet: „Zeit zum Anschlagen zum Gottesdienst!" Der Offizier nickt, und kurz darauf dringt durch die stille, weiße Winterluft verschwiegener Glockenschlag. Er schwillt und verklingt in feierlichem Takt.

Im Innern des Schiffes entsteht Leben. Menschenmassen strömen nach vorn zusammen. Auf der Brücke hört man nur ein leises Schurren und kurz darauf ein scharfes Kommando: der Kommandant ist unter die Mannschaft getreten. Wieder ist es still im Schiff, so still wie draußen der Flockenfall.

Jetzt hebt sich eine Stimme, ein tiefes, wohllautendes Organ wird laut. Der Offizier und das Wachpersonal sind an die Vorkante der Kommandobrücke getreten, beugen sich über das Geländer und lauschen. Nur vereinzelte Worte dringen verständlich bis an ihr Ohr. Es ist die Weihnachtspredigt des Herrn Pfarrers. Und als er schweigt, erklingt Musik, ein Bläserchor. Die Besatzung singt das Lied von der „stillen, heiligen Nacht"!

Der Signalmaat auf der Brücke summt mit, und auch den anderen liegt die liebe, vertraute Weise im Ohr.

Der Offzier ist jung verheiratet. Am Abend wird ein Kamerad für ihn den Dienst übernehmen. Dann kann er an Land zu Frau und Kind. Was wird der Kleine zu dem Glanz der Kerzen sagen?

Der Unteroffizier und der Signalgast sind auch in einer Stunde ihre Wache los. Dann geht es an die Back, zum Gänsebraten und zur bunten Schüssel, zum Weihnachtstannenduft und — Punsch.

Ein fröhlicher Abend wird es an Bord. — Still fallen in der Heiligen Nacht die weißen, zarten Himmelsflocken.

* * *

Unter der Tropenglut schmilzt fast die Erde.

Im Schmucke seiner hell gestrichenen, glänzenden Außenhaut liegt ein Kreuzer im Auslandshafen, ein stattliches, großes Schiff. Seekadetten sind an Bord und Schiffsjungen, junger, blühender Nachwuchs für das Berufspersonal der Marine.

Seit einem halben Jahr ist man von Hause fort, frohgemut und lebenslustig in die weite Welt gezogen. Der Drang nach der Fremde, das Sehnen aus der

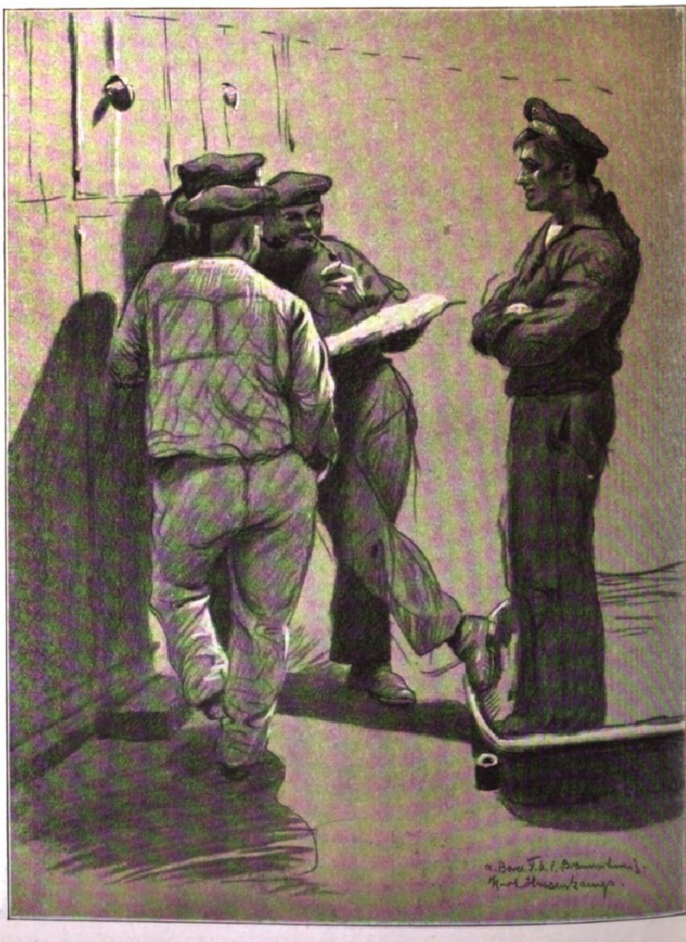


Ein freudig begrüßtes Weihnachtsgeschenk.

Knabenzeit nach Abenteuer und Gefahr hat den Abschied leicht gemacht. Jetzt, wo die Weihnachtstage vor der Türe stehen, beginnt ein Sinnen sich zu regen, das die Gedanken rückwärts lenkt. Es ist wie Heimweh, aber ohne Schmerz.

Das Schiff gleicht einem Tropengarten. Am Morgen sind die schweren Boote an Land gefahren, in Schlepp der Dampfpinaß. Ein deutscher Landsmann hat den Weg gewiesen. Und aus der Überfülle tropischer Palmenpracht sind frische, grüne Schätze an Bord geschafft worden. In allen Räumen finden sie Platz, an den Wänden und unter den niedrigen Decks. Und wo eine leere Stelle bleibt, wird eine lustige, bunte Flagge gespannt.

Vergebens laufen im ganzen Schiff die Ventilatoren, umsonst geben die blank geputzten Windfänger in der Bordwand sich die größte Mühe, einen frischen Lufthauch in das Schiff zu leiten — es bleibt Tropenglut, feuchte, lastende Hitze. Sie setzt sich in den Palmenwedeln fest und brütet im Schiff.



Bei der Besprechung der Kriegslage.

Zur Weihnachtszeit bei unseren Blauen Jungens. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Marinemaler Kurt Hassenkamp.



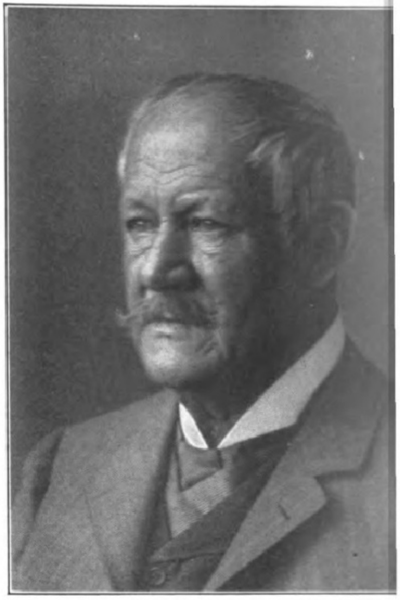


Zum Ableben des bekannten Münchner Malers Professor Gabriel v. Max am 24. November: „Mater amabilis“, ein für das Schaffen des heimgegangenen Meisters besonders charakteristisches Werk. (Photographieverlag der Photographischen Union in München.)



Kardinal Dr. Franz Salesius Bauer,

Fürsterzbischof von Olmütz, † am 25. November. (Phot. A. Wüst, Olmütz.)



Professor Gabriel v. Max,

namhafter Münchner Maler, † am 24. November.

Aber die Stimmung der jungen Besatzung leidet darunter nicht. Wie sollte es auch anders sein, wo der Weihnachtsmann auch in der Tropenwelt seinen Zauberstab gerührt hat!

Wo die Sachen hergekommen sind, die wenigsten wissen es recht. Aber dank der Sorge der Vorgesetzten ist plötzlich alles da, und zwar in reicher Menge, was der Weihnachtsschmuck verlangt: Lametta und Silberflitter, Kerzen und buntes Papier, Watte und leuchtende Kugeln. Und der Weihnachtsmann schreitet durch das Schiff, und wo er geweilt hat, da haben sich fleißige Hände und treue Herzen geregt und haben über die tropische Pracht den Zauber deutscher Weihnachtsstimmung gebreitet. Zum festlichen Saal wird das ganze Schiff, und auf grünem fremdartigen Grunde prunkt traulicher Heimatsglanz. —

Am Abend geht der Kommandant durch sämtliche Decks, mit ihm seine Offiziere und die Gäste des Schiffes aus den Kreisen der deutschen Kolonie an Land. Manch einer fragt sich, was lichter strahlt: der Kerzenschimmer oder die Augen der sorglos-seligen Jugend. An keiner Mannschaftsback fehlt ein bildgeschmücktes Transparent, von gereimtem Wort erklärt, und voller Interesse stellt der Kommandant fest, daß eine Reihe besonders geschickter Künstlerhände sich auf eigenem Gebiete betätigt haben: kleine holzgeschnitzte Bäumchen sind entstanden, grün gestrichen und liebevoll geputzt. Hat ihre Wurzelkraft auch nicht im deutschen Tann gelegen, so sind sie doch von deutscher Art. —

Über dem Schiff wölbt sich ein wolkenloser Himmelsdom. In seinem dunklen Blau sprüht der Sterne Pracht.

Auf dem Wasser liegen schwarze Schatten: es sind Fischerboote der Eingeborenen. Um den Bug der Fahrzeuge spielt flüssiges Gold.

In stiller Nacht leuchtet das Meer.

Es ist Heiligabend in Tropenglut.

* * *

Der große Krieg ist entbrannt. Mit eiserner Faust treibt er seinen schmerzenden Pflug über die Erde.

Auf Vorposten steht ein Torpedoboot. Seit Tagen hält es die See. Unablässig schwingt sich sein schwarzer Leib über die mächtigen Wasserrücken, die, vom eisigen Wintersturm gepeitscht, sich in die Deutsche Bucht der Nordsee wälzen. Mit harten Streichen schlägt der Wind über das Boot. Siegreich hält es dem Wetter Trotz.

Am messerscharfen Bug hängen armdicke Zapfen aus Eis. Sie sind eine Last für das leichte Fahrzeug. Vom Wasser umspült, von Gischt übersprüht, bohrt es sich durch die Wellenkämme.

Graues Wolkengefetz hetzt über den Himmel. Es ist eine tolle Jagd. Und wenn aus dichteren Ballen ein Niederschlag erfolgt, dann ist es ein wirres Gemisch aus Regen, Schnee und Hagel, das quer über die Wasserfläche stürmt.

Aus dem Schornstein des Bootes quillt klumpiger, schwarzer Rauch. Der Wind zerrt ihn heraus und schleppt ihn meilenweit über die See.

Es ist ein wüstes Wetter. Heulend singen die Unholde der Luft.

In Wolle und Ölzeug vermummt hält die Besatzung Wacht. Vor jedem Spritzer, der prasselnd über die Brücke prescht, kann man sich nicht schützen. Das eiskalte, windscharfe Wasser schneidet im Gesicht und hinterläßt eine brennende, salzige Kruste.

Es sind harte Tage! Aber die draußen halten getreulich ihre Wacht, so wie es befohlen! —

Dann naht die Stunde der Ablösung. Ein anderes Boot kommt heraus. Kaum, daß man sich zur Übergabe des Dienstes verständigen kann. Der Wind reißt jeden Laut von den Lippen, und die Signalflaggen bekommt man nicht hoch. Mit Winkern glückt die Verständigung.

Das abgelöste Boot strebt heimwärts. Jadea[illegible] nach Wilhelmshaven geht die Fahrt. Beim Kehr[illegible] kommt noch einmal kräftig Wasser über. Das gan[illegible] deck wird überspült. Dann, vor dem Wind [illegible] der See, wird es besser, mit einem Schlage ruhi[illegible] wärmer.

Gottlob, zum Heiligen Abend liegt man [illegible] hinter den Schleusen der Werft. Das Boot str[illegible] voran. Die Maschine gibt ihm geheimnisvolle [illegible] kehrflügel", indem sie sich hurtiger dreht, als [illegible] drehungszahl der befohlenen Fahrt es vorsieht. [illegible] selbst der Kommandant des Bootes, ein junger [illegible] leutnant, hat nichts dagegen und fühlt sein die[illegible] Gewissen nicht beschwert, wenn er über den „Fl[illegible] Maschinen hinwegsieht. Es ist ja Weihnachte[illegible] muß der Gunst des Schicksals für den freien



Feldgottesdienst in den Vogesen.

dankbar sein, und draußen hatte man, weiß Gott, genug entbehrt!

Als das Boot im Hafen festmacht, stapfen mehrere fremde Leute herbei. Vollbebuckelt sind sie mit Paketen, kaum daß ihr Kopf sich frei zu drehen vermag. Ein Mann meldet: „Die Weihnachtspost! Der Herr Flottillenchef hat sie besorgen lassen!“

Und zwei Stunden später sind die Spuren der Nordsee abgetan. Mollig warm ist es unten im Boot, man hat sich gesäubert, allenthalben aufgeklart. Ölzeug und Wolle sind verstaut. In gutem blauen Zeug sitzt die Mannschaft zusammen. Ein kleiner Tannenbaum ist aufgestellt, und leise erklingt auf einer Ziehharmonika die Weihnachtsweise.

Die Hauptsache sind aber die Pakete. Von Hause sind sie gekommen und dann noch von jenen Stellen, denen in edler, schaffensfreudiger Mildtätigkeit die Sorge am Herzen liegt um das Wohlergehen und die Zufriedenheit unserer Krieger zu Wasser und zu Lande. Und wo die Hüllen fallen, bricht Weihnachtsglück hervor.

Gabriel v. Max.

(Porträt s. S. 801.)

Mitten in der brodelnden Weltumformung ist am 24. November der 75jährige Meister Gabriel Max in das Seelenreich eingegangen, das zu erforschen und zu schauen die geistige und künstlerische Aufgabe seines Lebens gewesen war. Wie mag auf ihn, den stillen, grüblerischen Individualisten, dieser Weltkrieg mit seiner die differenziertesten Seelen und Geister zur Einheit zwingenden Gewalt, seinem alle zarten Seelentöne erdrückenden Lärm gewirkt haben? Wird er gefühlt haben, daß dies der Kessel ist, aus dessen Brodem eine neue Weltenpsyche erstehen wird, die seiner Forschung und seiner Kunst neue Ziele gewiesen hätte, Ziele, die vielleicht die Anpassungskraft des Fünfundsiebzigjährigen überstiegen hätten? So war das Geschick gütig, daß es ihn hinwegnahm.

Gabriel Max entwuchs noch der Romantik. Sein Vater, Joseph Max, hatte sich als Bildhauer in Rom unter Thorwaldsens Einfluß gebildet und vertrat in seinen wenigen malerischen Werken die Richtung von Cornelius und Führich, welch letzterer auch das Jugendideal des Malers Gabriel Max wurde. Familientradition: durch Generationen, seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, vererbtes Künstlerblut (auch die Mutter war die Tochter eines Bildhauers), der böhmische Volkscharakter und die Jugendeindrücke, die Gabriel in dem von historischen Erinnerungen überschatteten Prag, seiner Geburtsstadt, empfing, sind die Faktoren, die seine Künstlerpersönlichkeit gründeten, und deren Kenntnis zum Verständnis seiner Kunst unentbehrlich ist. Sie gaben Blut, Kraft und eigenartige Färbung der in der Romantik wurzelnden künstlerischen Erziehung. Sie waren um so triebkräftigere Keime, als der junge Gabriel völlig weltabgeschieden im engsten Familienkreis, ohne jede öffentliche Schulbildung aufwuchs. In diesem Privatunterricht wurde durch Lektüre der Grund zu dem leidenschaftlichen Naturstudium gelegt, das das künstlerische Schaffen von Gabriel Max in der Zukunft stark bestimmte. Fünfzehnjährig nach dem Tode des Vaters trat er zuerst in die Welt, und zwar in die phantasievolle, blutwarme Geister stark ernüchternde der damaligen Kunstakademien ein, zuerst in Prag, dann in Wien. Mehr innerliche Förderung nahm er von den alten Meistern aus den Museen und Kupferstichkabinetten mit nach Hause. Seinem neuen Kunstideal Delaroche in Paris zustrebend, hielt ihn auf der Reise in München Karl v. Pilotys einsichtsvolle Lehrerpersönlichkeit fest. Vom Jahre 1863 an blieb er, Reisen ins Ausland (1867 endlich nach Paris zu kurzem Aufenthalt) abgerechnet, München treu bis zu seinem Tode. Im Jahre 1869 schlug er hier sein eigenes Zelt auf, Mutter und Geschwister zu sich nehmend. Nach dem Tode der Mutter schuf er sich durch eine Ehe, der drei Kinder entstammen, ein seinem Jugendleben im Elternhaus nachgebildetes Familienleben in starker Weltabgeschiedenheit, inniger Gemeinschaft, künstlerischer Betätigung, wissenschaftlicher Forschung und geistigem Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Gegenwart in Wissenschaft (speziell Naturwissenschaft) und Kunst. Ein eigenes Haus in München, eine Villa in Ammerland am Starnberger See legen in ihren Ateliers, Sammlungen, Laboratorien, einem astronomischen Observatorium Zeugnis ab von der Vielseitigkeit und Gründlichkeit des den Geheimnissen der sichtbaren und transzendentalen Natur nachgehenden Menschen und Künstlers. Dies die flüchtige Skizze eines reichen Lebens.

Die Fülle seines Schaffens nur annähernd zu umgrenzen, ist unmöglich. Seine Werke sind in den meisten europäischen und amerikanischen Galerien vertreten, durch Reproduktionen weit verbreitet. Nur erwähnt sei, daß zu den religiösen und historischen Gemälden, Genrebildern und Idealfiguren noch Werke hinzukommen, die von seinen naturwissenschaftlichen Forschungen abzuleiten sind, so „Die Vivisektion", „Der Anatom" oder die „Affenbilder", die mit der Haeckelschen Abstammungstheorie des Menschen im Zusammenhang stehen. Auch hat sich Max als Illustrator unserer deutschen Dichter stark betätigt. Auf dem Hintergrund seines Lebensbildes soll hier nur versucht werden, seinen Schaffenswert zu umreißen. Was Vererbung, Erziehung und Akademie dem Künstler mitgaben, war einerseits eine träumerische Phantasie, anderseits eine strenge und intime Schulung an der Natur. So vereinigten sich in seiner Person von selbst das ausklingende Zeitalter der Romantik und das beginnende, in welches er hineingeboren wurde, des Realismus, eines Realismus aber, der in der Kunst noch nicht ins volle Menschenleben zu greifen wagte, sondern immer einer historischen Rechtfertigung zur Darstellung bedurfte. Dieser romantisch-historische Realismus bildet das Grundprinzip im Schaffen von Gabriel Max und ordnet es seiner Zeit ein. Diesem Zeitstil aber verlieh er durch die Betonung des Psychischen und die starke Individualisierung in der Darstellung eine persönliche Note, die nur er allein erklingen lassen konnte, und die sein Werk zum unentbehrlichen geschichtlichen Glied in der Entwicklung der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts macht. Hierin ist Max der Mittler zwischen der Piloty-Epoche und der modernen Kunst. Die von psychologischen und psychiatrischen Interessen erfüllte Gegenwart, der Individualitätskult der modernen Zeit hat in Max auf dem Gebiete der Kunst den ersten Vertreter gefunden. Von den sinnfälligen Geschehnissen, die die Historienmaler schilderten, leitet er über zu der Darstellung innerlicher Erlebnisse. Die typische Charakterdarstellung in nur äußerlich individueller Form der alten Heldenbilder wird bei ihm ersetzt durch eine vom inneren Leben gestaltete, individuell verfeinerte Form.

Dem entspricht eine der modernen Lichtmalerei nahekommende Farbenkultur. Das feine Schwingen der seelischen Saiten wird in seinen besten Werken, wie es beim bildenden Künstler sein muß, nicht vermittelt durch das Gegenständliche, sondern den Rhythmus der Form und den Hauch, der über den Farben zittert.

Er bevorzugt die Darstellung seelischer Zustände an wenigen meist äußerlich ruhigen Gestalten. Ein solcher Lyriker in der Kunst durfte nicht viel und schnell schaffen, wenn alles die Höhe seiner eigentlichen künstlerischen Bedeutung einhalten sollte. Die durch Gabriel Max' Vielseitigkeit der Interessen erzeugte Nervosität seines We[...] die Fülle der Bestellungen haben es mit sich gebracht, der Künstler das äußere Maß des Produzierens nicht inneren Maß des wirklich künstlerischen Dranges anp[...] Die Quantität hat die Qualität, die er uns reichte weilen verschüttet. Auch hat das mystisch-spiritisti[...] Element zuweilen das künstlerische unterjocht. Wir h[...] aber die Pflicht, diese Qualitäten unserer deutschen K[...] immer wieder herauszuschälen durch Zusammenstellen besten Werke unserer großen Künstler in Ausstellun[...] die an bestimmten Lebensabschnitten einen Überblick ihre ganze Entwicklung gewähren.

H. [...]

Die Anpassungsfähigkeit der deutsch[...] Industrie.

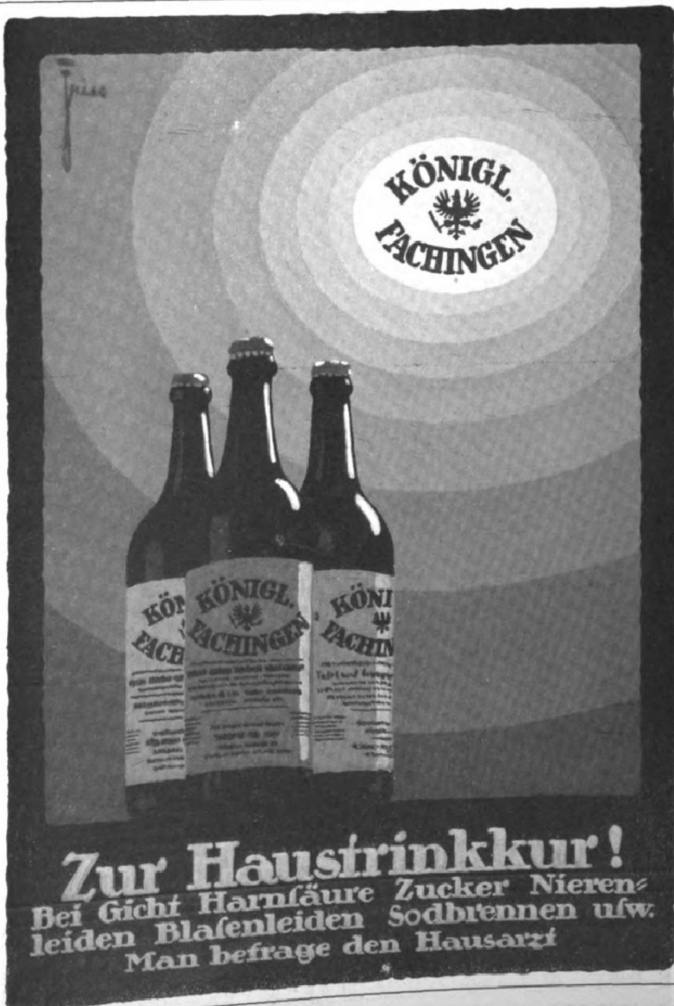
Von Ingenieur Otto Schulz-Mehrin.

Wenn die Engländer vor dem Kriege in Augenbl[...] vernünftiger Selbstprüfung sich die Frage vorle[...] wie es denn eigentlich komme, daß sie im Wettbewerb dem Weltmarkt so oft von den Deutschen geschlagen wu[...] dann kamen sie meist zu dem Ergebnis, der Deutsch[...] rühriger, anpassungsfähiger, entgegenkommender als Engländer, der allzu konservativ bei seinen hergebra[...] Geschäftsmethoden verharre. So berichtet, um ein Be[...] anzuführen, ein englischer Großkaufmann in der „[...] Mail", daß er bei einer Reise durch Australien und seeland, also in englischen Kolonien, auf seine F[...] warum man soviel deutsche Maschinen und Werkzeuge statt englischer verwende, die Auskunft erhielt: „Wenn etwas in Deutschland bestellen, bekommen wir es [...] und in jedem Muster und Modell, wenn wir dagege[...] England bestellen, so heißt es, daß wir nur bestim[...] Muster und Modelle bekommen könnten."

In der Tat, neben der Güte und Preiswürdigkei[...] deutschen Waren, die allerdings von den stolzen — eingebildeten — Engländern in ihren Betrachtungen niemals zugegeben wird, ist es in erster Linie die passungsfähigkeit der deutschen Industrie gewesen, di[...] den Weltmarkt erobern half.

Diese Anpassungsfähigkeit bewährt sich nun auc[...] Kriege und erweist sich auch hier als sehr nützlich. [...] wo ihr der Weltmarkt zum großen Teil verschlossen hat sich die deutsche Industrie schnell und mit große[...] schicklichkeit der neuen Lage angepaßt und sich andere Beschäftigung gesucht.

Das Nächstliegende war offenbar die Arbeit für Krieg. Während der Bedarf für Heer und Marin[...] Frieden von einer verhältnismäßig kleinen Zahl Spezialfabriken gedeckt wurde, wandte sich jetzt im K[...] wo jene Lieferanten zur Deckung des Bedarfs bei w[...] nicht ausreichen, fast die ganze deutsche Industrie Herstellung und Lieferung von Kriegsbedarf zu, mo[...] in ihren Werkstätten auch sonst Dinge fabriziert w[...] sein, die mit dem Kriege oder mit Heer und Marine das geringste zu tun haben.



So richteten sich, um einige charakteristische Beispiele zu nennen, viele elektrotechnische und Maschinenfabriken auf die Anfertigung von Artilleriegeschossen, Nähmaschinen- und Stahlwarenfabriken auf die Anfertigung von Gewehrmunition ein, Beleuchtungskörper- und Metallwarenfabriken übernahmen die Herstellung von Feldflaschen und Kochgeschirren, Fahrradfabriken stellen jetzt eiserne Bettstellen für Lazarette her, Waggonfabriken bauen Feldküchen, die Kleineisenindustrie liefert Spaten, Beile, Tornisterschnallen für die Infanterie, Hufeisen, Geschirrschnallen und Beschläge für die Kavallerie und Artillerie, die Schwarzwälder Uhrenindustrie fertigt Messingpräzisionsteile für Geschosse und anderes, Schirmfabriken stellen wasserdichte Westen her, Konfektionswerkstätten fertigen Brotbeutel, Zelte, Pferdedecken und dergleichen, Hotelbetriebe stellen Fleischkonserven her usw.

Betriebe, die vollständige Ausrüstungsgegenstände nicht herstellen können, übernehmen die Anfertigung von einzelnen Teilen und Zubehör. So liefert eine Textilmaschinenfabrik Zubehör für Artillerie- und andere Fahrzeuge, Stahlgießereien liefern Geschoßhülsen, zahlreiche Maschinenfabriken arbeiten für die sehr in Anspruch genommene Automobilindustrie und für die ebenfalls stark beschäftigten Werften usw.

Dieser Wechsel im Fabrikationszweck bedingte natürlich immer eine mehr oder wenige großer Wandlung der ganzen Fabrikationstätigkeit. Die Maschinen, Werkzeuge und sonstigen Fabrikationseinrichtungen mußten dem neuen Fabrikationsgegenstande angepaßt werden, die Betriebsleiter, Werkmeister und Arbeiter mußten sich darauf einarbeiten, das Verrechnungswesen und die Werkstättenbuchführung mußten zum Teil geändert werden usw. Natürlich suchte jede Fabrik mit so wenig Änderungen wie möglich auszukommen und einen Fabrikationsgegenstand zu finden, der ihrem bisherigen möglichst ähnlich war; aber wer weiß, wie sehr heute im Interesse einer rationellen Herstellung jede Fabrikation auf einen oder wenige bestimmte Gegenstände spezialisiert, gewissermaßen eingestellt ist, der weiß auch, daß es wohl in keinem Falle, wo ein neuer Gegenstand zur Fabrikation übernommen wurde, ohne erhebliche Anpassungstätigkeit abging. Diese Anpassungstätigkeit aber ist, wie wir wissen, in recht kurzer Zeit geleistet worden und so vollkommen, daß einerseits unsere Heeres- und Marineverwaltung ihren ungeheuren Bedarf jederzeit völlig decken konnte und anderseits unsere Industrie zum größten Teil bis zu ihrer vollen jetzigen Leistungsfähigkeit beschäftigt ist.

Die Anpassungsfähigkeit und zugleich auch Findigkeit unserer Industrie zeigt sich ferner in der Überwindung der großen Schwierigkeiten, die durch den Mangel vieler Rohstoffe entstanden sind. So wurde die Knappheit an Benzin und Petroleum dadurch überwunden, daß man die bisher mit Benzin betriebenen Kraftwagen für Spiritus und Benzolbetrieb einrichtete, in der Hauptsache durch Änderung des Vergasers, und daß für die bisher gebrauchten Petroleumlampen solche für Spiritus, Benzol und Azetylen hergestellt wurden. Handelt es sich hierbei in der Hauptsache um eine Verbesserung schon früher bekannter Dinge und um die rasche Befriedigung des plötzlich auftretenden Bedarfs, so wurden an anderen Stellen auch völlig neue Ersatzmittel geschaffen. So verfielen z. B. die beschäftigungslosen Filzhut-



Deutsche Patrouille beim Anschleichen an ein von den Russen besetztes Gehöft. Nach einer Skizze des Kriegsteilnehmers Botho Hoefer.

abrikanten darauf, Militärhelme, die bisher aus Leder, das jetzt sehr teuer ist, hergestellt wurden, nunmehr aus Filz anzufertigen; und das gelang ihnen so gut, daß die Militärbehörde diese Filzhelme einführte. Oder da es nfolge der Behinderung der Einfuhr an Kautschuk mangelt, erfand man an Stelle der bekannten Schläuche us Gummi solche aus einem leimartigen Stoff, die jenen in den meisten Fällen gleichwertig sein sollen. Eine anze Anzahl von Stoffen, an denen es infolge Behinderung der Einfuhr fehlt, wurden für viele Zwecke durch Papierstoff, der reichlich im Inlande selbst gewonnen wird, ersetzt. So hat man Kleidungsstücke, Decken u. a. nstatt aus Wolle oder Baumwolle aus Papier hergestellt, Säcke und Gefäße zum Transport von Zucker, Getreide, Kunstdünger u. dgl. ebenfalls aus Papier oder Holzgeflecht mit Papiereinlagen; für Verpackungszwecke trat an Stelle des Stanniols (Zinn) ein besonders präpariertes Papier. In Bau- und Isolierstoffen ersetzte man den ingeführten Kork durch den einheimischen Fasertorf. Die Zündholzindustrie verwendet an Stelle des russischen Espenholzes deutsches Linden- und Tannenholz. Kupfer und Bronze, eine Kupferlegierung, sind vielfach durch Eisen nd Stahl ersetzt worden, z. B. hat man an Stelle von Leitungen aus Kupfer in elektrischen Anlagen solche aus Eisen eingeführt. — Alle diese Übergänge von einem Stoff zum andern waren aber keineswegs so einfach und eicht, wie es sich hier vielleicht liest. Vielmehr waren fast in allen Fällen nicht bloß gründliche Materialkenntnisse, ondern auch allerlei Versuche und Neukonstruktionen notwendig. Die Herstellung eines Schlauches aus Leimtoff erfordert zweifellos andere Einrichtungen als die Herstellung aus Kautschuk, die Behandlung von Fasertorf ür Bau- und Isoliermaterial ist eine andere als die von Kork hierfür, Kleidungsstücke und Decken aus Papierstoff verden anders hergestellt als solche aus Wolle oder Baumwolle, und die Ersetzung von Kupfer oder Bronze durch Stahl oder Eisen erfordert in der Regel sorgfältige Umkonstruktion und andere Bearbeitungsweise des betreffenden Gegenstandes, eiserne Leitungen für Elektrizität müssen anders isoliert und anders behandelt werden als kupferne. In keinem Falle geht es ohne Arbeit, Wissen, Erfindungstalent, Anpassungsfähigkeit.



Essenausgabe im Schneegestöber an einer Feldküche auf dem östlichen Kriegsschauplatz.



Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz: Am Lagerfeuer.

(Phot. „Az Eredekes Ujsag.")

Diese Eigenschaften kommen auch zum Ausdruck, wenn Industrie und Gewerbe die im Lande selbst gewonnenen und reichlich vorhandenen Rohstoffe anders und intensiver verarbeiten und ausnützen als bisher, um dadurch an anderen mangelnden Rohstoffen zu sparen, z. B. Zuckerrüben zu Spiritus verarbeiten, um Kartoffeln für die Nahrung zu sparen, oder Kartoffeln und Zucker zu allerlei neuem

Gebäck und anderen neuen Speisen, oder Fleisch zu Konserven verschiedenster Form; ein Bemühen, das uns im Kriege sogar neue Genüsse beschert hat und bewirkte, daß unsere Kriegskost gar nicht so einförmig geworden ist, wie man wohl befürchtet hat.

Welche Anpassungsfähigkeit und Vielseitigkeit äußert sich auch in der so plötzlich entstandenen Liebesgaben-Industrie, die in schneller Erkenntnis der Bedürfnisse unserer Truppen auf einmal hunderterlei Dinge auf den Markt gebracht hat, an die vor kurzem überhaupt noch kein Mensch dachte, die aber jetzt gern und viel gekauft werden, weil sie zum größten Teil wirklich zweckmäßig sind und geeignet, unseren Soldaten das Leben im Felde zu erleichtern und angenehmer zu machen.

Hier wie auch bei den vorstehend geschilderten Anpassungen zeigt sich zudem, daß diese Anpassungen durch einen äußerst regen und seinerseits wieder höchst anpassungsfähigen Erfindungsgeist gefördert werden. Fast bei jeder der unzähligen Anpassungen mußte irgendwie auch erfinderisches Talent betätigt werden. Statistisch kommt das zum Ausdruck in der Zahl der Patent- und Gebrauchsmuster-Anmeldungen beim Patentamt des Deutschen Reiches. Die Zahl dieser Anmeldungen aus dem Inlande ist, nach kurzem Rückgang im Anfang des Krieges, zur Zeit ungefähr ebenso groß wie vor dem Kriege. Da nun die Friedensindustrien zur Zeit auf ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet kaum viel Erfindungen schützen lassen, so



Weihnachten im Lazarett. (Hofphot. Eugen Jacobi, Metz.)

muß der größte Teil der Anmeldungen solche Dinge betreffen, für die der Krieg ein Bedürfnis geschaffen hat; der Erfindergeist hat sich also dementsprechend auf diese Bedürfnisse eingestellt.

Die Anpassungsfäh[igkeit un]serer Industrie hat sch[on] gar die großen Schw[ierigkeiten,] die zur Zeit der deuts[chen Aus]fuhr entgegenstehen, überwinden vermocht, deutsche Ausfuhr absolu[t] hältnismäßig weniger zu[rückgegan]gen ist als die englische, die angeblich das Me[er beherr]schende englische Kriegs[flotte alle] Wege offen hält. Au[ch die] Ausfuhrindustrie hat, Lage anpassend, ihre [Produk]tion jetzt auf solche [Dinge ein]gestellt, die besonders [in den] angrenzenden neutralen [Ländern] gebraucht werden, ode[r die von] unseren Feinden nicht a[ls Kriegs]konterbande betrachtet w[erden und] auf neutralen Schiffen [nach] Übersee ausgeführt werd[en können.]

Wie jede Fähigkeit, [die geübt] wird, noch gesteigert [werden kann, so] wird es auch mit d[er Anpas]sungsfähigkeit der deu[tschen In]dustrie sein; diese wird [nach dem] Kriege, der, wie wir [sehen, die] schwierigsten Anpassung[en allent]halben verlangt, noch a[npassungs]fähiger sein als vorh[er. Und] wenn die deutsche A[npassungs]fähigkeit schon vor de[m Kriege] den Engländern so vie[l zu schaf]fen machte und ein[e Haupt]ursache der deutschen E[rfolge auf] dem Weltmarkt war, [so dürfen] wir gewiß sein, daß [die in] diesem Kriege so gründlich geübten und so hoch e[ntwickelte] deutschen Anpassungsfähigkeit nachher erst recht [...] wird, nicht bloß etwa während des Krieges [verlorenes] Terrain zurückzuerobern, sondern noch viel neues

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

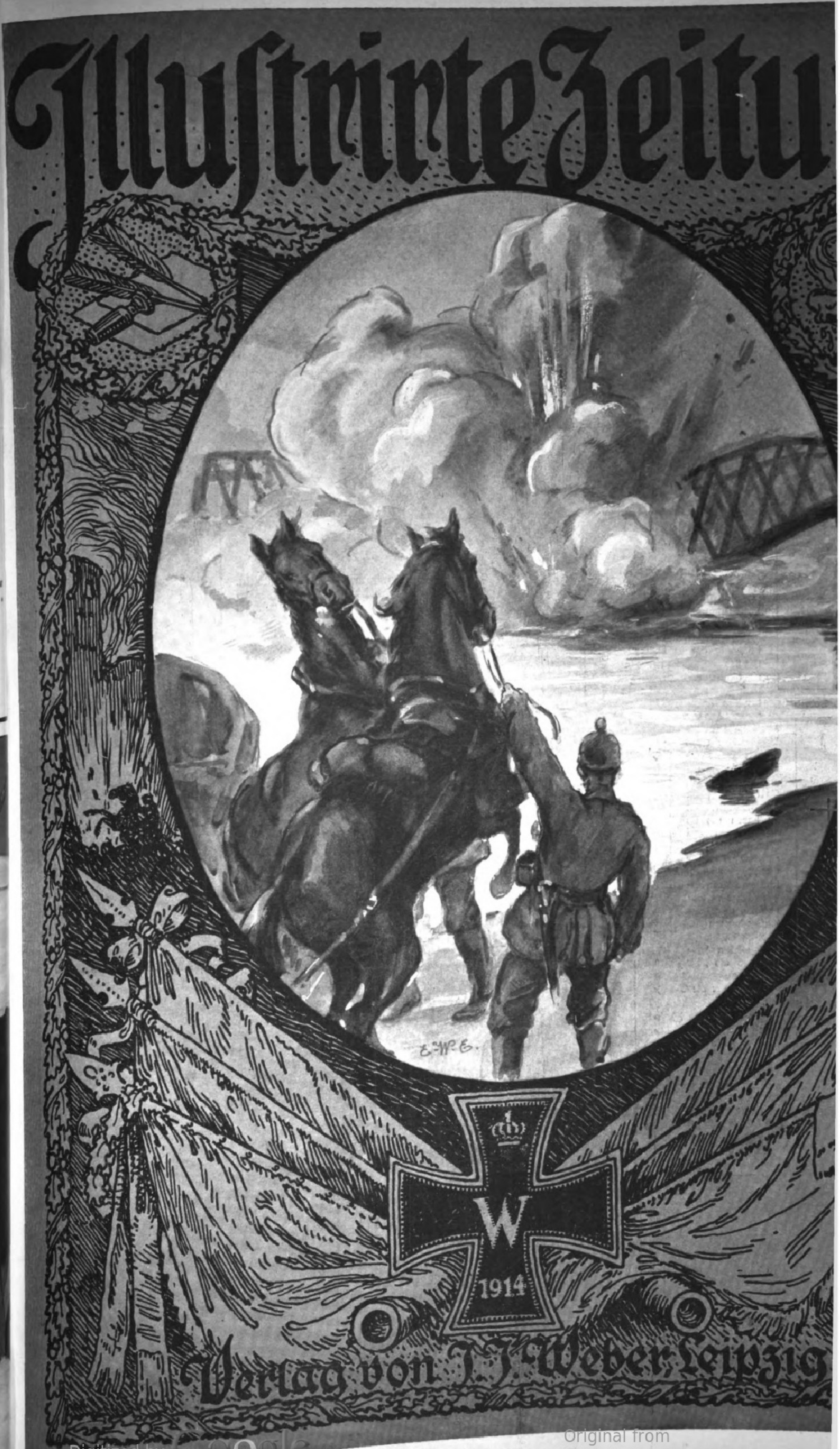
Zur Wettervorhersage wirklich erstklassige Präzisionsapparate von jeher auf den Weltmarkt zu bringen, ist das unbestrittene Verdienst der Firma Wilh. Lambrecht, Fabrik meteorologischer Instrumente in Göttingen. Besondere Anerkennung verdienen die von ihr konstruierten Wettersäulen für das große Publikum. Diese Säulen, eine Frucht langjähriger Versuche und Erfahrungen, bieten nach dem heutigen Stande der Wissenschaft in jeder Beziehung das denkbar Vollkommenste und Beste. Sie kommen für Bade- und Luftkurorte, für öffentliche Plätze von Städten, für Promenaden, Parke, Hotel- und Kurhausanlagen usw. zur Verwendung, und es sollte heutzutage eigentlich jede Gemeinde im Besitze einer solchen Station schon im Interesse unserer heranwachsenden Jugend sein, da ja laut Verfügung des Kgl. Preuß. Kultusministeriums der wetterkundliche Unterricht auf den Schulen eingeführt ist. Leider versucht man heute minderwertige Fabrikate, ja sogar derartige Instrumente, die ihrer mangelhaften Konstruktion wegen überhaupt nicht funktionieren können, als Lambrecht'sche Instrumente zu verkaufen. Man verlange daher nur Originale, die an dem Namen Lambrecht und der Fabrikmarke zu erkennen sind. Es ist interessant, zu erfahren, daß sich Instrumente der genannten Firma im Gebrauch des Kaisers von Deutschland sowie des Kaisers von Österreich und vieler deutscher Fürsten befinden. Auch im Hauptquartier werden Lambrecht'sche Instrumente verwendet. Man beachte die Anzeige auf Seite 765 der vorliegenden Nummer.

Eine neue Erfindung liegt uns vor. Es ist Tabula, das umhängbare Pult, das zum Lesen, Schreiben und Zeichnen dient. Dieses bietet bei den genannten Tätigkeiten die größte Bequemlichkeit, indem es im Sitzen, Gehen und Liegen zu verwenden ist, die Hände frei läßt, also deren Ermüdung verhindert und stets behagliche Ruhestellung gewährt. Für Gesunde und Kranke, die mit Genuß und ohne ermüden zu wollen, längere Zeit mit Lesen beschäftigt sind, vermeidet es alle Unbehaglichkeit, die sonst damit verbunden ist. Die Handhabung ist verblüffend einfach und die Ausführung des Lesepultes trotz der geringen Anschaffungskosten eine gediegene und sehr ansprechende. Die alleinige Bezugsquelle für diesen gesetzlich geschützten Gegenstand ist die Firma Albert Rosenhain, Berlin SW. 19, Leipzigerstr. 71-74, die außer diesem noch eine große Anzahl sehr hübscher Neuheiten zum We herausbringt. Die Neuheiten-Liste, die auch für Lieb eignete Gegenstände anzeigt, wird auf Wunsch kostenlo

Unsere Stühle und Sessel gestatten Beinen und eine beschränkte Ruhestellung. Diejenigen, die dem wohltuende Lage zu geben vermögen, bestehen aus e sodaß Ober- und Unterkörper der jeweiligen Ruhelage folgen müssen, was nicht immer erwünscht ist. Es sin stände, die besonders in Lazaretten und Sanatorien re nehm empfunden werden. Das Verdienst der Fir Stickler in Berlin SW. 68, Ritterstraße 73/74, gründlich Abhilfe geschaffen zu haben. Sie hat eine re geschützte Vorrichtung erfunden, die sie Hafte-Stütz (vergl. die Anzeige auf Seite 764 dieser Nummer). Stützbank ist vornehm gepolstert, paßt sich allen A wärtsbewegungen der unteren Gliedmaßen leicht an u für Füße und Unterschenkel das, was man an allen möbeln bisher leider vermissen mußte. Die Hafte-Stütz Wohltat für Gesunde und Kranke und sollte in keiner Fan Krankenhaus, keinem Lazarett und in keinem Sanator

Bei Einrichtung einer neuen Wohnung ist das Aufhängen von Bildern, Uhren usw. stets ein heikler Punkt. Darum ist es verwunderlich, wie viele Menschen es noch immer gibt, die die ausgezeichnete Erfindung X-Haken nicht kennen, wodurch ihnen mühevolle Arbeit und so vieler berechtigter Ärger über zernagelte Tapeten und ruinierte Wände in der neu hergerichteten Wohnung erspart werden kann. Des X-Hakens Hauptvorzüge sind neben seiner erstaunlichen Tragfähigkeit das spielend leichte Anbringen, was ein Kind ausführen kann, desgleichen das Abnehmen. Mit zwei Fingern ist es möglich, den X-Haken wieder aus der Wand herauszunehmen, und ein kaum mehr als stecknadelkopfgroßes Loch wird hinterlassen. Der Artikel ist überall erhältlich, besonders in jedem bes warengeschäft. Das Generaldepot Harry Stickler, Be macht aber ausdrücklich darauf aufmerksam, daß X-Haken nachstehend abgebildete eingetragene eingestempelt trägt. Ist dieses Zeichen nicht dann haben Sie den echten X-Haken nic

Für die Redaktion verantwortlich Otto Soltau, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Kriegsnummer 72

Der Kampf.



1. Süße Mädel.



2. Scharfschütze.



3. Süße Mädel.

Der Aufschwung, den unsere Industrie während der letzten Jahrzehnte ge- nommen hat, liegt neben ihrer Leistungs- fähigkeit vor allem auch in ihrem hohen Anpassungsvermögen an die Verhältnisse und den Bedarf. Gerade diese Anpassungs- fähigkeit ist auch ein sehr wesentlicher Grund dafür, daß der Export in den Jahren vor dem Kriege so gewaltig gestiegen war. Wie sich unsere Industrie den Kriegsverhältnissen angepaßt hat, haben wir in den letzten Monaten oft zu bewundern Gelegenheit ge- habt. Viele Fabriken stell- ten das ganze Unternehmen auf neue Aufgaben ein, viele suchten innerhalb des ihr bisher vorgeschriebenen Kreises neue Arbeits- und Verkaufsmöglichkeiten. Die- jenigen Firmen, die mit ihren Fabrikaten bisher in starkem Maße auf den Ex- port gerechnet hatten, waren besonders darauf angewie- sen, sich auf neue oder ver- änderte Artikel einzurichten. Es kam dabei durchaus nicht immer nur die weitere Ver-



4. Unsere Goldigen Drei zur Flaggenparade



4 Unsere Goldigen Drei im Gebirge.

dienstmöglichkeit des Unterneh- mens, sondern oft auch der höhere soziale Gesichtspunkt der weiteren Beschäftigung zahlreicher Ange- stellter und Arbeiter in Frage.

Auch die Firma Gebr. Heubach in Lichte hat in diesem Jahre mit der Herstellung neuer Artikel nicht nur reizende zeitgemäße Spielsachen und Zierfiguren auf den Markt gebracht, sondern mit deren Herstellung gleichzeitig Kriegshilfe für die Bevölkerung eines ganzen Ortes ge- leistet.

Die „Goldigen Drei“ sind schon alte Bekannte, denn sie haben sich im Verlauf von zwei Jahren überall gut eingebürgert. Diese Gelenkpüppchen er- scheinen aber in die- sem Jahre in ver- schiedenen neuen Aufmachungen (Ab- bildung 4).

Dieselben Mo- tive sind als „Die süßen Mädel“ ausgebildet wor- den, unter deren Reifrock sich der Behälter für die Süßig- keiten verbirgt (Abbildung 1 und 3).

Ganz neu hinzugekommen sind jedoch reizende durch- aus zeitgemäße Kinderfiguren, die man unter dem Sam- melnamen „Der Kampf“ zusammenfassen kann (Abbil- dung 2 und 5 bis 14).

Unter Mitarbeit der Bildhauerin Fräulein B. Zitzmann, der Schöpferin „Unserer Goldigen Drei“ wurden auch die neuen Modelle geschaffen. Im Gegensatz zu der nichts- sagenden Massenware sieht man jeder einzelnen Figur an, daß sie mit Liebe und Sorgfalt behandelt ist. Es ist der Künstlerin vorzüglich gelungen, den drolligen, naiven Krieg der Kleinen in dieser ernsten Zeit in aufheiternder Weise zu ver- arbeiten, sodaß sich jeder daran erfreuen muß. Die reizenden Figürchen, die die Fabrik im Interesse einer weiteren Ver- breitung auch billigst berechnet hat, werden sicherlich auch die größte Kauflust wecken und jedermann wird angeregt werden, nach und nach die ganze Serie in seinem Hause zu vereinigen.

Wer, vielleicht bei einer Wanderung durch den Thüringer Wald, einmal in das freundlich gelegene Lichte kommt und sich unter sachkundiger Leitung durch das Unternehmen führen läßt, wird dabei vieles Lehr- und Genuß- reiche sehen. Der Besuch gerade der Thüringer Por- zellanfabriken ist ganz be- sonders interessant, da die- selben ihre Fabrikate in der Hauptsache auf die Handfertigkeit der Arbei- terschaft gründen müssen, weil sie, abgelegen von den Fundstätten der Rohmate- rialien, ihre Hauptkraft in Verfeinerung der Waren durch Handarbeit suchen müssen.

Auch die Firma Gebr. Heubach pflegt, auf der Eigentümlichkeit der Kunstfertigkeit der Einwoh- ner fußend, besonders die An- fertigung der Kunstporzellane und Porzellanmalereien und liefert schon seit vielen Jahren Porzellanwaren aller Art von hervorragendem künstlerischen Wert. Die Mitarbeit einer gro- ßen Anzahl der besten Plastiker, wie des auf dem Felde der Ehre ge- fallenen Zeiller, ferner Brasch, Dil- ler, Dorrenbach, Hol- wein, Kirsch, Korn, Krieger, Looschen, Markuse, Metzger, Neuhäuser, Nie- meyer, von Otto, Pflug, van Riesen, Valentin, Vorder- mayer, Wernekinck, Mimmi Müller, Wera von Bartels, Tilly von Walden- fels bürgt für die Qualität der künst- lerischen Entwürfe, die unterstützt werden durch eine der Firma eigentümliche farbenreiche Palette an Scharf- feuer-Farben, die es ermöglicht, jedem einzelnen Modell eine besondere Note zu geben. Ein Gang durch den Modell- raum zeigt Modelle von Dosen, Vasen, Tieren, Figuren und den verschiedensten anderen Gegenständen in reichster Auswahl. Porzellanmaler sind damit beschäftigt, zahlreiche Gegenstände in stiller künstlerischer Arbeit mit den wunder- barsten Bildern zu schmücken.

Im besonderen wird auch die Miniatur-Porträt-Malerei von den allerbesten Kräften gepflegt.

Einen Begriff von den hervorragenden Leistungen der Firma Gebr. Heubach gibt übrigens auch schon ein Be- such des reichhaltigen Musterlagers auf der Leipziger Messe.



5. Auf Leben und Tod.



8. Es zogen drei Burschen. . .



6. Erste Hilfe.



7. Kampf um die Fahne.



9. Zum Sturm.



10. Ich hatt' einen Kameraden.



11. Kriegserklärung.



12. Hurra!



13. In Konstantinopel.



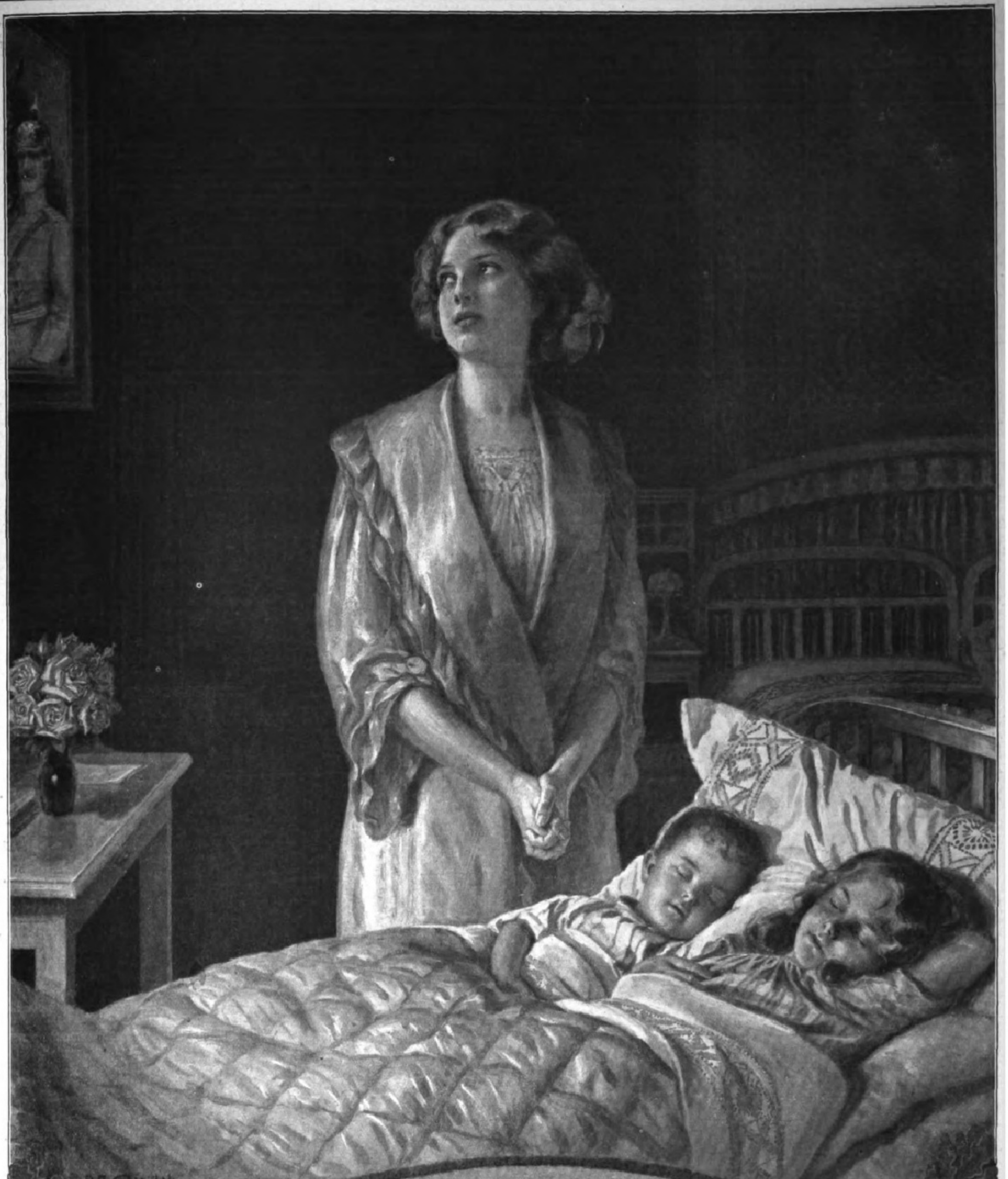
14. Unser Kleeblatt.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3781. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 16. Dezember



Allgemeine Notizen.

Handelshochschule zu Leipzig. Zu Anfang des Wintersemesters haben zunächst die Diplom- und die Handelslehrerprüfungen wie gewöhnlich unter dem Vorsitz des Königlichen Kommissars Herrn Geheimrat Dr. Ayrer oder dessen Stellvertreters Herrn Geheimrat Dr. Raschke stattgefunden. Der Krieg hat natürlich die Zahl der Teilnehmer sehr herabgedrückt. 9 Diplomkandidaten bestanden die Prüfung, davon 5 mit der Note gut (II), 3 mit der Note befriedigend (III), 1 mit der Note ausreichend (IV). Zur mündlichen Handelslehramtsprüfung hatten sich 5 Kandidaten eingefunden; hiervon bestanden 2 mit der Gesamtnote sehr gut (I) und 3 mit der Note gut (II). Neu immatrikuliert wurden zu Beginn dieses Semesters 20 Inländer und 9 Ausländer; unter den Inländern sind 8 weibliche Studierende. Der nominelle Gesamtbestand nach den Listen ist 259, davon 145 Inländer und 114 Ausländer. Der wirkliche Bestand ist aber nur 56, davon 40 Deutsche (darunter 11 Damen). Dazu kommen noch 16 Hörer, z. T. Studierende der Universität. 204 Studierende sind beurlaubt; es sind dies 105 Deutsche, 47 Oesterreicher, 42 Bulgaren und 10 aus anderen Ländern. Der größte Teil ist zum Heeresdienst eingezogen. Gefallen sind seit Beginn des Krieges 24 immatrikulierte Studierende, davon 21 aus dem Deutschen Reiche und 3 aus Oesterreich-Ungarn. Die Hochschule hat für ihre gefallenen Helden einstweilen eine einfache Erinnerungstafel in ihrem Vorraum anbringen lassen.

Zur Geschichte der Technik und Industrie bildet die jüngst erschienene Jubiläumsschrift der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim einen wertvollen Beitrag. Der aus Anlaß ihres 25jährigen Bestehens von der Daimler-Motoren-Gesellschaft herausgegebene stattliche Band führt in vielen Bildern, zum Teil auf großen Tafeln, instruktiv und übersichtlich die Entstehung und den Ausbau der Daimler-Motoren-Werke vor Augen, und er gibt, was ganz besondere Beachtung verdient, eine kurze Geschichte der Erfindung des Daimler-Motors und seiner Entwicklung bis zur Gründung der Gesellschaft im Jahre 1890. Schaffen und Bedeutung des Erfinders des Daimler-Motors, des am 6. März 1900 verstorbenen Kommerzienrats Gottlieb Daimler, würdigt das einleitende Kapitel. Wir entnehmen daraus, daß das erste deutsche Daimlersche Grundpatent im Jahre 1883 erteilt wurde und daß im Jahre 1886 der erste Daimler-Motorwagen entstand. Seit dem Tode Gottlieb Daimler's ruht die technische Direktion allein auf seinem älteren Bruder Königl. Baurat Paul Daimler, dessen Verdienst es ist, durch stetige Verbesserung und Verfeinerung in der Konstruktion der Motoren und Wagen diese zu immer weiterer Vervollkommnung geführt zu haben. Die großzügige Verkaufsorganisation der Daimler-Mercedes-Fabrikate hat der kaufmännische Direktor Kommerzienrat Ernst Berge ins Leben gerufen. Dem Direktorium in Stuttgart-Untertürkheim gehört außerdem Dr. jur. G. Seller an. Das Direktorium der Zweigniederlassung in Berlin-Marienfelde besteht aus Direktor K. Schippert und Direktor E. Wolff.

Empfehlenswerte neue Weihnachtsbücher. Das gute deutsche Buch ist für unser Volk gerade jetzt eine besondere Notwendigkeit. Es lehrt alle die vielen Fachkenntnisse, die unsere Stärke ausmachen, es unterhält, erhebt, erbaut, bildet und läßt alt und jung, unsere Krieger, die Daheimgebliebenen, die Frauenwelt und die Jugend sich mit erfreuen an dem Strom von Weisheit und Schönheit der deutschen Literatur, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Darum braucht jeder das Buch, das ganze Volk braucht es. Wer dem deutschen Buche hilft, der stützt den deutschen Weltsieg. Einige der wichtigeren Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels sind die folgenden:

Das Neue Universum. 36. Band. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Mit einem Anhang zur

Selbstbeschäftigung: „Häusliche Werkstatt". 474 Seiten Text mit 443 Abbildungen und Beilagen. Gebunden 6 Mark 75 Pfg.

Die Kriegsfahrten der Emden. Erzählung für die Jugend von Woldemar Urban. Mit 4 Einschaltbild. von Prof. Willy Stöwer. Gebd. 4 Mk.

Der Siegeslauf der Technik. Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dargestellt u. herausgegeben von Max Geitel. 2000 Seiten Text. mit 2036 Abbildungen, 50 Kunstbeilagen. In drei eleg. Leinenbänden. Preis 36 Mark.

Diese vortrefflichen Bücher sind im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart (Berlin, Leipzig und Wien) erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die neue Ernemann-Projektionsliste Nr. 331 bietet besonders jetzt in der Zeit erhöhter Nachfrage nach Projektionsapparaten viel des Wissenswerten. Sie enthält instruktive Beschreibungen und Abbildungen der bekannten billigen Ernemann-Projektionsapparate und der Ernemann-Neuheiten in solchen. Das ansprechende Büchelchen ist ohne Kosten von der Heinrich Ernemann A.-G. in Dresden 126, Schandauerstr. 48-52 zu beziehen.

Skrofulöse, rachitische Kinder sind in der kälteren Jahreszeit besonders leicht anfällig. Die Verhütung einer oft verderblich werdenden Verschlechterung des Gesundheitszustandes erfordert die ganze Aufmerksamkeit. Sorgsame Eltern geben auf Anregung unserer Ärzte ihren Lieblingen, wenn auch nur zur Vorbeugung, zu den üblichen Speisen und Getränken statt Kochsalz das jod- und bromhaltige natürliche Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz, und zwar einen Teelöffel auf den Tag verteilt. Erforderlichenfalls werden täglich Inhalationen und Gurgelungen mit diesem auch bei Husten, Keuchhusten, Katarrhen bewährten Naturprodukt vorgenommen. Eine Hebung des Allgemeinbefindens, das sich durch zunehmende Eßlust und munteres Wesen bekundet, pflegt sich bald einzustellen. Ausführliche Kurschriften werden den Lesern vom Brunnenkontor in Wiesbaden bereitwilligst übersandt.

Überarbeitete, Nervöse und Erschöpfte findet man in den meisten Familien, und es ist rätlich, auf das von vielen Ärzten als Kräftigungsmittel für Körper und Nerven empfohlene Leciferrin, das überall in den Apotheken zu erhalten ist, aufmerksam zu machen. Es wird in Lazaretten und Krankenhäusern vielfach bei Schwächezuständen nach schweren Krankheiten, Operationen und Blutverlusten verordnet, um die verlorenen Kräfte rasch wieder herzustellen. Leciferrin wird sonst noch warm empfohlen bei Bleichsucht, Blutarmut, Ernährungsstörungen und bei Kindern, die in der Entwicklung zurückgeblieben si[nd,] bei rachitischen und skrofulosen. Eine hervorragende [...] des Leciferrin besteht in der raschen Entwicklung der [...] körperchen, die unbedingt zu guter Gesundheit notw[endig ...]

Geben ist seliger denn Nehmen mag wohl oft zu[...] sonders bei denen, die die Freude des Gebens innerlich [...] Aber eine gute Manoli-Zigarette hat die Eigenschaft, d[...] ebenso selig ist wie Geben. Das sollten sich manche [...] nachtsgeschenken merken.

Winter in München und im Bayerischen Hochl[and ...] alljährlich, ist auch in diesem Jahre ein nützlicher Weg[...] den Winteraufenthalt im Bayerischen Hochland erschi[enen ...] handliche Schriftchen bringt in übersichtlicher Darst[ellung ...] wichtigen Angaben über Unterkunft, Verpflegung, [...] Heilmittel in diesem Gebiete. Es wird allen denen, die [...] landwinter Erholung und neue Kraft oder Linderun[g ...] nesung erhoffen, ein guter Berater sein. Der Wegw[eiser ...] von der Amtlichen Auskunftstelle der Kgl. Bayerisch[en ...] eisenbahnen im Öffentlichen Verkehrsbüro, Berlin [...] den Linden 14, gegen Portoersatz bereitwilligst abg[...]

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Die
Leipziger Neujahrsm[esse]
beginnt **Montag, den 3. Januar**
und endet **Sonntag, den 16. Januar 1916.**

Die **Ledermesse** findet **Mittwoch, den 5. Januar 19[16]** [...] die **Meßbörse** für die **Lederindustrie** wird an de[m ...] **Tage** nachmittags 3—6 Uhr im Saale der Neue[n ...] am Blücherplatz abgehalten.

Leipzig, am 4. Dezember 1915.

Der Rat der Stadt L[eipzig.]

Illustrirte Zeitung

Nr. 3781. 145. Band.



General v. Linsingen,

einer unserer volkstümlichsten Heerführer, der in Belgien, in Nordfrankreich, in den Karpathen, in Galizien und in Wolhynien die ihm unterstellten Truppen zum Siege führte. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben skizziert von dem bei der Heeresgruppe Linsingen weilenden Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Quellen der Abneigung unserer Gegner.

Von K. Wirkl. Rat H. Osel, Mitglied des Bayrischen Landtags.

Ein Meer von schillerndem Schlamm goß der unnatürliche Dreibund über Deutschland und deutsches Wesen aus, als er freventlich die Brandfackel unter die Völker der Alten Welt schleuderte und einen Mantel brauchte, der das Gewissen der Menschheit einhüllen sollte, auf daß es nicht gewahr werde, wie gallischer Übermut, russische ländergierige Unkultur und englischer Überimperialismus sich verbanden, um Deutschland um die Früchte seiner diszipliniertеn Arbeit zu bringen. Einer Arbeit, zu der es angesichts seiner gewaltig wachsenden Bevölkerung gezwungen war, wollte es dieselbe auf der Scholle erhalten und ernähren. Aus politischen Garküchen, aus Schreibstuben und Gelehrtenzimmern, aus den Hallen der Kunst und Religion holte man den Unrat herbei, mit dem man nicht nur die deutsche weiße Weste beschmutzen, sondern Deutschland selbst verschütten wollte. Was zur Massensuggestion geeignet war, leitete man durch die seit Jahren eingerichteten, aber von uns viel zu wenig beachteten Kanäle unter die Völker; uns aber schloß man dann die Schallukеn, auf daß unser Verteidigungsschrei ungehört verhalle.

Wir brauchen als ehrliche Leute uns nicht als die Fehlerlosen darzustellen und werden jede ehrliche Kritik unserer Arbeit, unserer Charaktereigenschaften und Gewohnheiten ertragen und vielleicht — daraus lernen. Das Meer von Unwahrheit aber, wie schon der Beginn des Krieges es sah, schien uns schier unerträglich. Jedenfalls war und ist es uns unverständlich, wie auch das sogenannte neutrale Ausland kritiklos die Schlammflut gegen uns weiterwälzte. Inzwischen begann die Abwehrarbeit und die eigene Gewissenserforschung, um die neuen Vorwürfe, die gegen uns geschleudert wurden, recht zu werten. Die alten Beschuldigungen, die auch gleichzeitig die wahren Ursachen der Abneigung gegen uns enthielten und die Kriegsziele unserer Gegner uns längst verrieten, waren uns schon bekannt.

Leider aber — und damit klopfen wir gleich an die eigene Brust — haben wir bisher das Selbstverständliche nicht getan: auch längst die Abwehr im Auslande organisiert. Wir lasen ja da und dort immer wieder Angriffe auf Deutschland; wir konnten nicht übersehen, wie die Franzosen und Engländer im In- und Ausland stets sich belobten, und wie beide — sogar in Südamerika — das Russentum über das Deutschtum stellten. Der deutsche „Militarismus", der deutsche „Imperialismus" wurden ebenso selbstverständlich als die Gefahr des Weltfriedens immer wieder dem Auslande vorgesagt, als der englische Imperialismus für selbstverständlich und berechtigt angesehen wurde. Das „Greater Britain" hatte niemand erregt, und alle Vergewaltigungen der Völker durch England blieben der Menge im Ausland fremd oder gerieten in Vergessenheit, denn englisches Gold stopfte stets rechtzeitig die Zuflüsse, aus denen das Ausland seine Kenntnis hätte schöpfen können. Englands Tätigkeit in seinen größten Kolonien wie in Irland und Schottland ist voll Blut. Wir Deutschen wissen ebenso, wie es auch in Rußland und Frankreich politisch, wirtschaftlich und kulturell aussieht; aber dieses Wissen wenigstens in der Abwehr gegenüber dem Ausland anzuwenden, dazu glaubten wir in unserer steifen Korrektheit nicht verpflichtet zu sein. Nicht als ob es nicht viele einsichtige Männer gegeben hätte, die das als eine schwer schädigende Unterlassung erkannten; aber ihrer waren zu wenige. Noch ein Jahr vor Beginn des Weltkrieges hatte der Versuch eingesetzt, um ein Instrument zu schaffen, das uns über die Verhältnisse und Stimmungen im Ausland zu unterrichten geeignet erschien und die Möglichkeit bieten konnte, entsprechend Stellung zu nehmen. Parlamentarier besonders hatten sich dafür eingesetzt — ohne Erfolg! Es waren beschämende Garantien, die ein solches Unternehmen geboten bekam. Dr. Mehrmann schrieb mir vor einigen Monaten in Anerkennung meiner Auffassung, die ein stärkeres Rechnen mit den Verhältnissen des Auslandes für absolut geboten erachtet: „Wir müssen robuster werden." So ist es! Die Millionen des Geheimdienstes der Ententeleute, denen England eben erst noch einige weitere hinzufügte, verlangen Beachtung bei uns. Hier ist eine der wesentlichsten Quellen zu verstopfen, in der gerade die trübsten Wasser fließen. Die Wahrheit allein braucht als Filter zu dienen; aber oft will eben ihre Verbreitung bezahlt sein. Die Aufwendung rentiert sich. Noch eins: für die Verbreitung der Wahrheit ein Kabel — haben wir das in Zukunft?

Eins scheint mir als besondere Lehre aus dem Pressetreiben des Auslandes hervorzugehen: Die ganze Friedensbewegung ist wertlos, wenn sie es nicht zuwege bringt, daß die internationale Presse, die ehrlich für den Weltfrieden arbeiten will, sich organisiere, alarmierende, verdächtigende Gerüchte unter sich erst prüfe und Unwahrheiten und Übertreibungen gemeinsam entgegentrete. Die Presse ist neben der Literatur die Hauptsache; Kongresse ohne das dauernde Echo der ehrlichen und großen Presse sind hohler Schall.

Das wird hoffentlich auch jener Teil des deutschen Schrifttums künftig nicht mehr vergessen, der in politischem Übereifer, unterstützt durch sogenannte satirische und Witzblätter, zu Kronzeugen der ausländischen Verleumdung wurde, indem er den „Militarismus" prägte, Staat und Heer beschimpfte und im Namen der Kunst dem deutschen Wesen fremde Leichtfertigkeit als modernen Fortschritt pries. Verweilen wir doch einmal kurz bei Baron D'Estournelles de Constant, dem „Friedensapostel". Im Juli 1906, anläßlich der interparlamentarischen Konferenz zu London, sprach er: „Niemand konspiriert gegen Deutschland, niemand gibt sich dem kindischen Traum hin, die Entwicklung einer großen Rasse, deren Genie alle Welt bewundert, und deren Zukunft alle Welt anerkennt, zu hemmen." Und weiter sprach er: „ . . . in der doppelten Tatsache, daß die Mehrzahl der Großmächte mit Kolonialbesitz saturiert ist, während Deutschland hingegen nicht saturiert ist, wäre gerade ein Element der Übereinstimmung und nicht des Konfliktes gegeben, wenn man wollte." Allerdings konnte er auch folgendes nicht unterdrücken: „Das Wachstum einer großen Rasse kann man zeitweise belästigen, aber nicht verhindern, und die Entwicklung Deutschlands wird nur durch ihren übermäßigen Militarismus (!), aber nicht durch die Machinationen seiner Nachbarn aufgehalten." — Trotzdem, hätte eine ehrliche Presse alle diese Gedanken verbreitet und wiederholt, dann — ja dann hätte derselbe D'Estournelles de Constant seine Schmähungen während des Krieges nicht mehr gegen uns richten können. Besonders wenn die Phrase vom Militarismus noch als allgemeine Wehrpflicht und im Zusammenhang mit den Aufwendungen der Großmächte für diese Zwecke im Ausland beleuchtet worden wäre.

Ehrlich, aber oft allzu subjektiv hat man nach Fehlern bei uns gesucht und nicht wenige gefunden. Unrecht ist es nur, jeden für sich zur Quelle der Abneigung gegen uns zu erklären.

Die Herrschaft des konservativen Staates über ein in seiner Mehrheit demokratisches Volk soll da die Ursache der Abneigung gegen uns sein. In Wirklichkeit wird wohl in gewissen Kreisen des Auslandes dieser Gedanke verbreitet und mit Anlaß sein, uns zu hassen, aber niemand kann im Ernst glauben, daß ein demokratisch regiertes Deutschland weniger Feinde gehabt und der Einkreisungspolitik des englischen Eduard weniger ausgesetzt gewesen wäre. Wohl aber läßt uns die Vergangenheit befürchten, daß die Demokratie am Ruder, infolge ihres idealistischen Gedankenkreises, uns viel weniger militärisch und wirtschaftlich gerüstet vor den Weltkrieg gestellt hätte — eine Frage, die in Zukunft noch mancherlei Kämpfe zeitigen dürfte. Wenn wir die heute von ganz Deutschland anerkannte sozialpolitische Tätigkeit einen Augenblick festhalten, so wäre dazu zu sagen, daß deren allgemeine Kenntnis allein in weiten Kreisen des Auslandes uns Sympathien erworben hätte. Die „Kulturentente" hat das elendeste Proletariat neben den größten Geldsäcken, wir aber sehen aufsteigende Arbeiterbevölkerung. Ist es nicht bezeichnend, daß ein spanischer Republikaner z. B. in einem Flugblatt, das mir ein Freund zusandte, gerade diese Arbeiter- und Angestelltenpolitik hoch preist? Es beginnt:

„Arbeiter, Vorsicht! Pero Grullo, Republicano. Es lebe die Republik, Schützerin der Freiheit, des Rechts und des Wohlergehens des fleißig arbeitenden Volkes! Du weißt schon, lieber Leser, daß ich bereit bin, für das republikanische Recht zu kämpfen, indem ich all mein Gut und meine Energien einsetze . . ."

Was dann folgt, ist ein hohes Lied auf die Versorgung für Arbeiter und Angestellte, auf die Freiheit, Humanität und Gerechtigkeit, auf die deutsche Schulbildung und den Kaiser. Unter anderm sagt er: „Auf 1000 Rekruten kamen im Jahre 1912 bis 1913 folgende Analphabeten: Deutschland 0,1; England 10,0; Frankreich 33,0; Belgien 77,0; Italien 366,0; Serbien 436,0; Rußland 617,0; Länder, die das barbarische Deutschland zu zivilisieren gedenken" (! D. Verf. Grullo).

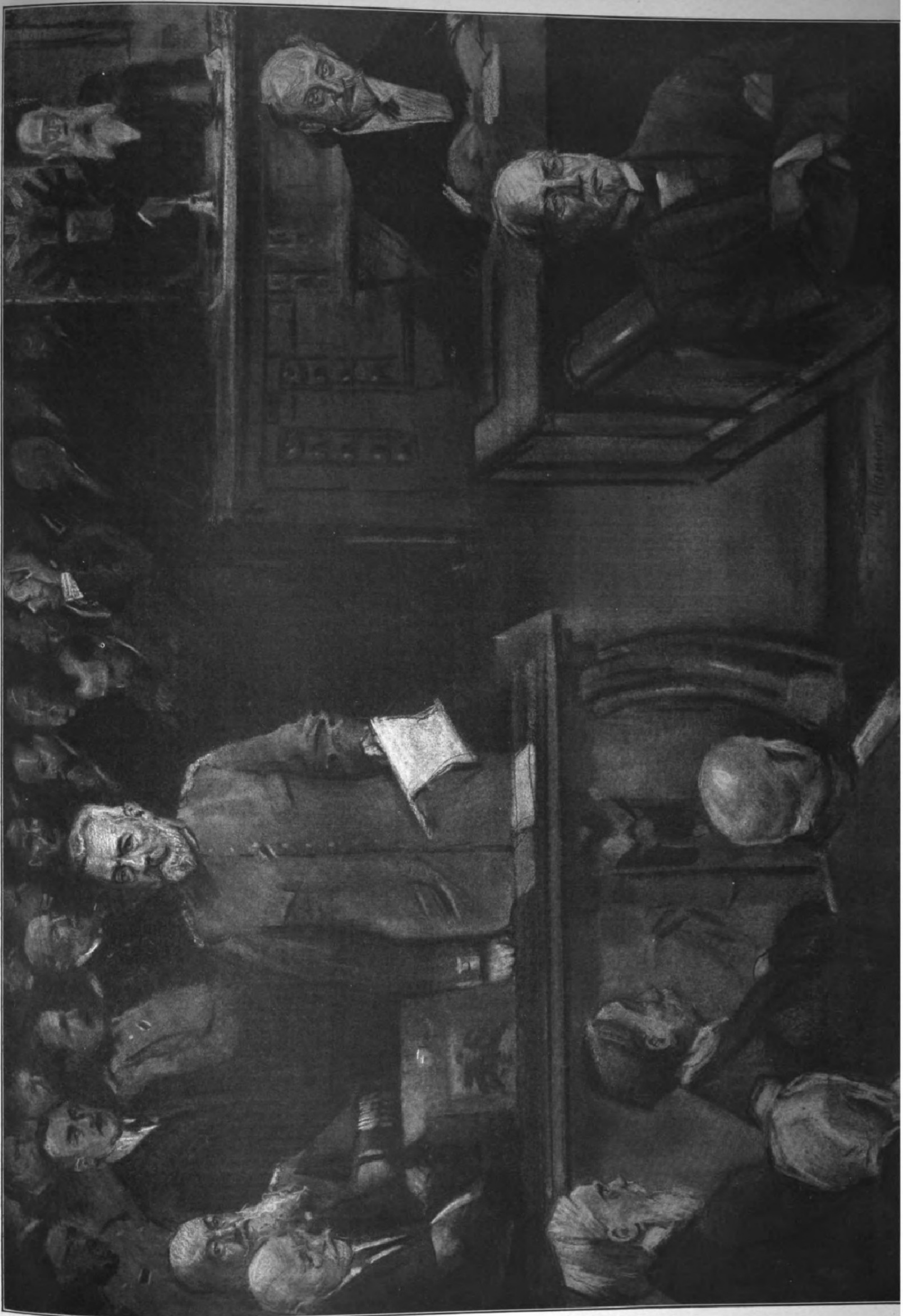
Den angeblichen deutschen „Militarismus" beleuchtet er seinen Landsleuten mit dem Aufwand für die Truppen pro Jahr und Einwohner, indem er folgende Zahlen angibt: „Deutschlands Aufwand in Pesetas 27,60, Frankreichs Aufwand 37,50 und der Englands 41,25." Dann fährt er fort: „Auf 10000 Einwohner kamen in Frankreich 166 aktive Soldaten, in Deutschland nur 116. Wo gab es also den größeren Militarismus?" An anderer Stelle sagt Grullo: „Eine indiskrete Frage: Welcher von den Deutschland feindlichen Staaten hat so viel wie Deutschland im Kulturwert ausgegeben? Ist es Ihnen angenehm, zu wünschen, daß das deutsche Volk vollständig vernichtet wird, damit Europa nur die Russen und Engländer beherrschen?" Nachdem er dem französischen Präsidenten vorgeworfen, daß er offenbar „weder Zeit noch Lust" dazu hatte, das deutsche Musterwerk der Arbeiterversicherung nachzumachen, das die Deutschen dem Kaiser verdanken, schildert er noch englische und russische Grausamkeiten und schließt mit dem Satz: „Meine Absicht ist, die Sympathie der treuen spanischen Frau und des ganzen Volkes zu gewinnen, um zu sehen, ob früh oder spät auch der Spanier seine Knochen auf Englands Seite opfern würde, gleich als wenn er Senegalese oder Italiener wäre. Wir wissen schon, warum Großbritannien keine Truppen aus den Kolonien mehr bringt und auch viele Engländer lieber den Football haben als den Schützengraben . . ."

Die vermeintlich freiheitlicher regierten Länder Frankreich und England haben doch viel Kraft und Zeit in Parteihändeln vertan, und die wechselnden Regierungen auf Grund wechselnder Mehrheiten sind offenbar gar nicht imstande, einer monarchischen Regierung gleichwertig zu werden, deren oberstes Ziel doch immer unverrückt die Wahrung der Interessen des ganzen Staates sein kann. Schließlich hat das angeblich konservative deutsche Regiment wirtschaftlich und militärisch das Beste geleistet, sonst stünden wir heute nicht so selbständig und kräftig vor aller Welt da. Wenn nach dem Kriege noch anhält, was jetzt da und dort verlautbart, dann wird sogar die Demokratie in Zukunft den Bahnen unserer Regierenden folgen, womit nicht gesagt werden will, daß eine weitere freiheitliche Entwicklung in Deutschland etwa zu unterbleiben habe. Im Gegenteil hat uns gerade der 20. August 1915 im Reichstag den Beweis gebracht, daß auf allen Seiten des Hauses diese Entwicklung erwartet wird. Der Republikanismus freilich wird in den allerweitesten Kreisen des deutschen Volkes nicht als Krone dieser Entwicklung verstanden.

Auf künstlerischem Gebiete schadeten wir uns viel. Gerade die Franzosen haben bei uns von der übergroßen Vorliebe für ihre Kunst und ihre Manieren genug gesehen, um uns die Selbständigkeit abzusprechen. Ähnlich liefen seinerzeit manche hinter den Schotten her. Auf einem Gebiet versuchten wir die eigene Kraft: auf dem des Kunstgewerbes. Der Werkbund ist die Organisation dieser Bestrebungen. Wir in Bayern haben dessen Entwicklung gleichfalls gefördert. Ich habe manche Unterhaltung mit Richard Riemerschmid und dem leider zu früh verstorbenen Bildhauer Floßmann und anderen geführt und die Richtung unterstützt. Allein, je mehr man dort glaubt, „die Kunst" (im Handwerk) zu verkörpern, und je mehr man auf diejenigen, welche den alten Kunsttraditionen treu blieben, als Nachahmer herabsah, desto bedenklicher wurden viele. Wir sahen zwar auch in Frankreich Künstler aufstehen und diese deutsche Bewegung ihren Landsleuten als Muster darstellen, weil sie fürchteten, auf dem Weltmarkt in den Hintergrund zu kommen. Ich konnte im Parlament darauf hinweisen. Tatsächlich ist aber gerade das Ausland dem schmückenden Kunsthandwerk treugeblieben, wie mir auch eine Reihe von Reisenden dieser Produktionszweige weiter bestätigen. Die an sich so wertvolle Idee „Materialechtheit und Zweckmäßigkeit" fast ausschließlich zum Kriterium der im Handwerk angewandten Kunst zu machen, hat vielfach eine Nüchternheit erzeugt, die dem reichen Manne auf die Dauer nicht zusagt. Dazu kommt eine nicht seltene Anlehnung an alt-asiatische und ägyptische Formen, die dem Originalitätsgefühl nicht entsprechen konnte.

Wollen wir nicht wieder das Stimmungsvolle, das deutsche Gemüt in sein Recht einsetzen? Das bedeutet keine Mißachtung der großen, echten Kunst des Auslands. Selbst auf die Gefahr hin, daß gewisse Richtungen uns die Originalität absprechen, sollten wir diese Wiedereinsetzung vornehmen. Uns Deutschen wesensfremde Kulturelemente aber werden stets dem Volke etwas Fremdes bleiben, und die paar Ästheten werden nie das Volk darstellen. Das soll das Ausland wissen. Es gibt Städte und Gegenden auch heute noch in Deutschland und eine Kunst, welche die Phantasie des Fremden schon ansprechen. Wir dürfen nur das „Nachfühlen" des ausländischen Elements in Kunst und Schrifttum wieder einschränken und „wir selber" sein, dann fällt zum mindesten die Tatsache weg, daß gar manche Fremde uns Nachahmer heißen, an deren Stelle man lieber die Heimat der Originale aufsucht. Ein eigentümliches Gefühl muß uns beschleichen, wenn wir nun ausländische Maler, Schriftsteller und Musiker, die bei uns sozusagen erst aus der Taufe gehoben wurden, sich als die stärksten Verächter deutschen Wesens in dieser Kriegszeit gebärden sahen. Aber etwas wie Scham kommt dazu, wenn nun diejenigen, welche den Ausländern die Gloriole woben, selbst an den Verdiensten der einst Verhimmelten recht viel zu mäkeln haben . . . Jetzt! früher leider nicht, deutscher Michel. Wäre es da ein Wunder, wenn die erst über Gebühr Gelobten und nun — mit Recht — zutreffend Eingeschätzten uns den Vorwurf der Charakterlosigkeit zurückgäben?

Unser Charakter! Gott sei Dank, charakterlos hat man uns sonst gerade nicht gescholten. Das Gegenteil oft: zu eingebildet auf unser Deutschtum. Den Balkanländern und den Romanen ging das nicht selten schwer auf die Nerven. Nach dem Krieg kann hier eine ehrliche Selbstkritik viel Gutes schaffen. Ich möchte hier nur einige Urteile für sich selbst sprechen lassen, die der neuesten Zeit entstammen. In einem Wiener Brief schreibt Ernst Posselt: „Wenn der reichsdeutsche Bruder nach Österreich Sinn für Organisation und Selbstunterordnung exportieren kann, so hat dafür der Österreicher von seiner überquellenden Herzlichkeit und Frische abzugeben . . . Das Deutschtum in seiner Gesamtheit würde nicht reicher werden, wenn neben der stählernen preußischen Art die weichere, menschlich freiere, mehr künstlerische und musikalische Art des Österreichers verschwände", — die süddeutsche Note. Halten wir dazu, was neben sehr realistischen Darlegungen im Interesse





Der Rumpf eines bei Krusewatz zum Absturz gebrachten französischen Flugzeugs, dessen Flügel verbrannt sind. Die von Schrapnells herrührenden Geschoßwirkungen sind deutlich sichtbar.

des künftigen deutschen Handels nach Südamerika Exzellenz Dernburg in Berlin sprach: Es sei „die Gewinnung eines gewissen geistigen Einflusses“ neben der Stärkung unseres wirtschaftlichen Einflusses von Wichtigkeit. „Wir haben die Psyche der Südamerikaner nicht verstanden, aber nicht nur der Südamerikaner, und finden daher häufig zu wenig Freunde unter den Neutralen. Es ist ein Fehler, zu sagen, daß daran nur Neid und Mißgunst unserer Feinde schuld seien, denn wir selbst haben oft durch unser Vorgehen diese Psyche beleidigt. Die Energie und Tatkraft Deutschlands sind gewiß außerordentlich, den romanischen und angelsächsischen Völkern gefällt es aber nicht, dies stets empfinden zu müssen. Deshalb müssen wir uns selbst mehr auf sie einstellen und die Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in einer Weise bei ihnen einführen, die uns nicht taktlos als den Gelehrteren und Klügeren hinstellt. Hierin ist oft gesündigt und das Ausland in unseren Augen als die zweite Klasse hingestellt worden, die noch viel zu lernen habe.“ Die „Rußkoje Slowo“ schrieb im Juni dieses Jahres u. a.: „Japan ist unser Bundesgenosse! Warum ist dies mit Deutschland unmöglich? Weil es für Deutschland keine Möglichkeit gibt, zum Verständnis und Begreifen der russischen Psyche zu gelangen ... Ihr Deutschen seid zu uns gekommen wie zu einer niedrigeren Rasse, das fühlt der letzte Bettler bei uns!“ Und schließlich sagt uns der Engländer Sydney Brooks in der „Fortnightly Review“ (August) an einer Stelle, nachdem er die deutsche Tüchtigkeit hoch gelobt hat, u. a.: „Er (der Deutsche) versteht Dinge und Tatsachen, aber nicht, wie der Engländer, Menschen. Es fehlt ihm die Macht des mithandelnden Mitgefühls, um in anderer Völker Gefühle und seelische Bewegungen hineinzuschauen oder die moralischen Faktoren, die Imponderabilien einer Lage zu erfassen.“ — Diese Beobachtung bestätigen auch andere. Den Engländern darf man dabei freilich noch etwas in Erinnerung rufen. Sie haben die erworbenen Länder nach dem Grundsatz behandelt, den ein spanisches Sprichwort am besten charakterisiert: „Don Juan de Robres hat mit seltener christlicher Liebe dieses Armenhaus gebaut, aber vorher hat er die Armen selbst gemacht.“ (!)

Auf dem Gebiete des geistigen Verstehens müssen wir so weit kommen, wie auf dem der Anpassung in wirtschaftlicher Hinsicht, dann wird viel Haß für immer tot sein. Damit wären wir auch bei dem inneren Grund aller Gegnerschaft gegen Deutschland angekommen: bei unserer wirtschaftlichen Erstarkung infolge unserer Tüchtigkeit.

Im Rahmen dieser Zeilen muß ich mich hierüber kurz fassen, obwohl, wie gesagt, nun hier die Hauptquelle der Abneigung im Ausland gegen uns fließt. Soweit sich unsere produktive Tätigkeit im Ausland abspielte, zeigt die Erfahrung, daß die Befruchtung des Auslandes durch deutsches Kapital und deutsche Arbeit uns nicht zum dauernden Segen, sondern zur Quelle der Abneigung, ja des Hasses wurde. Russische und rumänische Stimmen beweisen das zur Genüge. Diese Tatsachen werden leider von jenen übersehen, die heute eine „Zollunion“ mit Österreich-Ungarn anstreben und den Blick für jene Imponderabilien verloren haben, die aus den oben genannten Stimmen und dem nachfolgenden zu erkennen sind.

Von ausschlaggebender Bedeutung ist schließlich die Entwicklung unserer Industrie und ihre Absatzentwicklung im Außenhandel. Frankreich konnte es nicht vertragen, von Deutschland so rasch und so gründlich überflügelt zu werden und fast als eine Art Kolonie für Deutschland zu gelten, da 1912 z. B. 51 Proz. seiner Einfuhr zu uns in Rohstoffen und Halbfabrikaten bestand. Wir bezogen von Frankreich um 175 Mill. ℳ Fertigwaren und lieferten ihm um 370 Mill. ℳ. Frankreichs Einfuhr nach Deutschland stieg von 1900 bis 1913 von 314½ Mill. ℳ auf 584 Mill. ℳ. Die Ausfuhr Deutschlands nach Frankreich von 278 auf 790 Mill. ℳ. Nach der Anschauung Frankreichs lag das an den „billigen und schlechten Produkten der Deutschen“. Auch das industrielle England mußte es erleben, daß seine Ausfuhr nach Deutschland in Millionen Pfund Sterling 1906 rund 34, 1912 40,4 betrug, während die deutsche Einfuhr nach England von 38 auf über 70 stieg. Wie bei Frankreich sehen wir, daß Deutschland im Jahre 1912 an Großbritannien um 792 Mill. ℳ Fertigwaren lieferte, während wir von England nur fast genau ein Drittel der Summe bezogen. Dazu kommt aber ferner, daß unsere Ausfuhr auch nach anderen Staaten der Welt ständig emporschnellte, während der englische Export dahin in noch größerem Prozentsatz rückwärts ging. Absolut genommen, stand freilich Großbritannien noch mächtig genug da, allein Deutschland war eben im Vormarsch. Dazu kam die Steigerung der englischen Ausgaben für die Marine, so daß die Einkreisungspolitik Eduards VII. angesichts des englischen Imperialismusgedankens verständlich wird. Gleichzeitig enthüllt sich uns aber der tiefere Grund, aus dem England den Krieg suchte, wenn es auch scheinheiligerweise die Verletzung der belgischen Neutralität als Anlaß des Krieges bezeichnet. Aus von Schulze-Gävernitz erfahren wir, daß der britische Imperialismusführer Garvin den Satz prägte: „Unter Bedingungen des Friedens und der Wirkung ökonomischer Kräfte muß unsere Seeherrschaft im Verlaufe eines Menschenlebens dahinschwinden“ ... („Britischer Imperialismus und englischer Freihandel“, Leipzig 1906). Die uns nun wiederholt vor Augen geführten englischen Kriegsziele sagen uns zudem deutlich, wofür England kämpft. Was Rußland anlangt, so stieg unsere Einfuhr dorthin von 325 auf 880 Mill. ℳ, seine Ausfuhr nach Deutschland von 717 auf 1425 Mill. ℳ. Die russische Statistik verschiebt allerdings das Bild sehr zu unseren Ungunsten, da dieselbe allein das Passieren der deutsch-russischen Grenze und den direkten deutsch-russischen Schiffsverkehr der Ermittlung der Handelsbeziehungen zugrunde legt. Im übrigen ist es sehr zu empfehlen, die reichhaltige Literatur, die das deutsch-russische Verhältnis behandelt, zu lesen*). Hier möchte ich nur noch auf eine bei uns unveröffentlichte, als Schmähschrift auf uns gedachte Arbeit des Rumänen Marcel Bibiri-Sturia hinweisen („Das Wachsen des wirtschaftlichen Einflusses Deutschlands in Rumänien“, Verlag Jockey Club [!], Bukarest 1915). In Wirklichkeit ist es eine Hymne auf deutsche Organisation und Arbeit. Und trotzdem lautet der Schluß: „Zweifellos war und ist die Fühlung, die wir mit dem deutschen Volke, dessen Charaktereigenschaften denen der lateinischen Rasse gerade entgegengesetzt



Eroberte Geschütze in Krusewatz.



Erbeutete Mörser mit Munition in Krusewatz.

Im serbischen Winter.

*) „Die Motive und Ziele der russischen Politik nach zwei Russen“; „Preuß. Jahrbücher“ 1915. „Rußland und wir“ von Paul Rohrbach; Engelhorn, Stuttgart. „Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland“; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

sind, stets hatten, für uns von größtem Nutzen. Auch in die verdorbenen Sitten unserer Gesellschaft werden die Deutschen bald Besserung bringen, etwas Großes und Heiliges. eine Festigkeit, die sich nicht aussprechen läßt. Unzweifelhaft war und ist für uns auch von größtem Vorteile ihre deutsche Arbeitskultur in unserem Lande Und sicherlich haben uns die Deutschen viel Nützliches erwiesen. Aber das bedeutet noch nicht, daß wir uns der Laune und Willkür des Handels und der Industrie eines einzigen Volkes preisgeben sollen, und riskieren, daß wir das konsumieren, was die anderen nicht brauchen können, und es darauf ankommen lassen, die Rolle der deutschen Kolonie zu spielen. Das soll nicht bedeuten, daß wir dem deutschen Kapitalismus fortwährend Tribut und Pachtgeld zahlen in unserem eigenen nationalen Gute. Wirtschaftliche Abhängigkeit ist der Anfang zur politischen Unterwerfung. Dies trat noch nie





Deutsche Trainkolonnen auf einer überschwemmten Straße des Morawatale

deutlicher zutage als in den gegenwärtigen kritischen Zeiten, die wir durchm
da es scheint, daß die Verwirklichung unserer nationalen Ideale von unserer
schaftlichen Abhängigkeit wesentlich erschwert wird ..."

Man macht es uns Deutschen schwer, zu arbeiten. Man braucht uns und r
uns doch bloß als Diener haben. Würden auch unsere Gegner einige
erkenntnis besitzen, ihr Urteil müßte anders über uns lauten. Wir werden
dem von ihnen lernen, und die neue Zeit mit ihren neuen Aufgaben wir
auch auf neuen Wegen sehen. Aber nicht nur bei neuer positiver Arbeit, so
so wollen wir hoffen, bei einer umfassenden und rechtzeitigen Abwehr gege
Lügenschwall, mit dem man uns bis jetzt vor der ganzen Welt verdächtig

Kriegschronik.

19. November 1915. (Fortsetzung.)

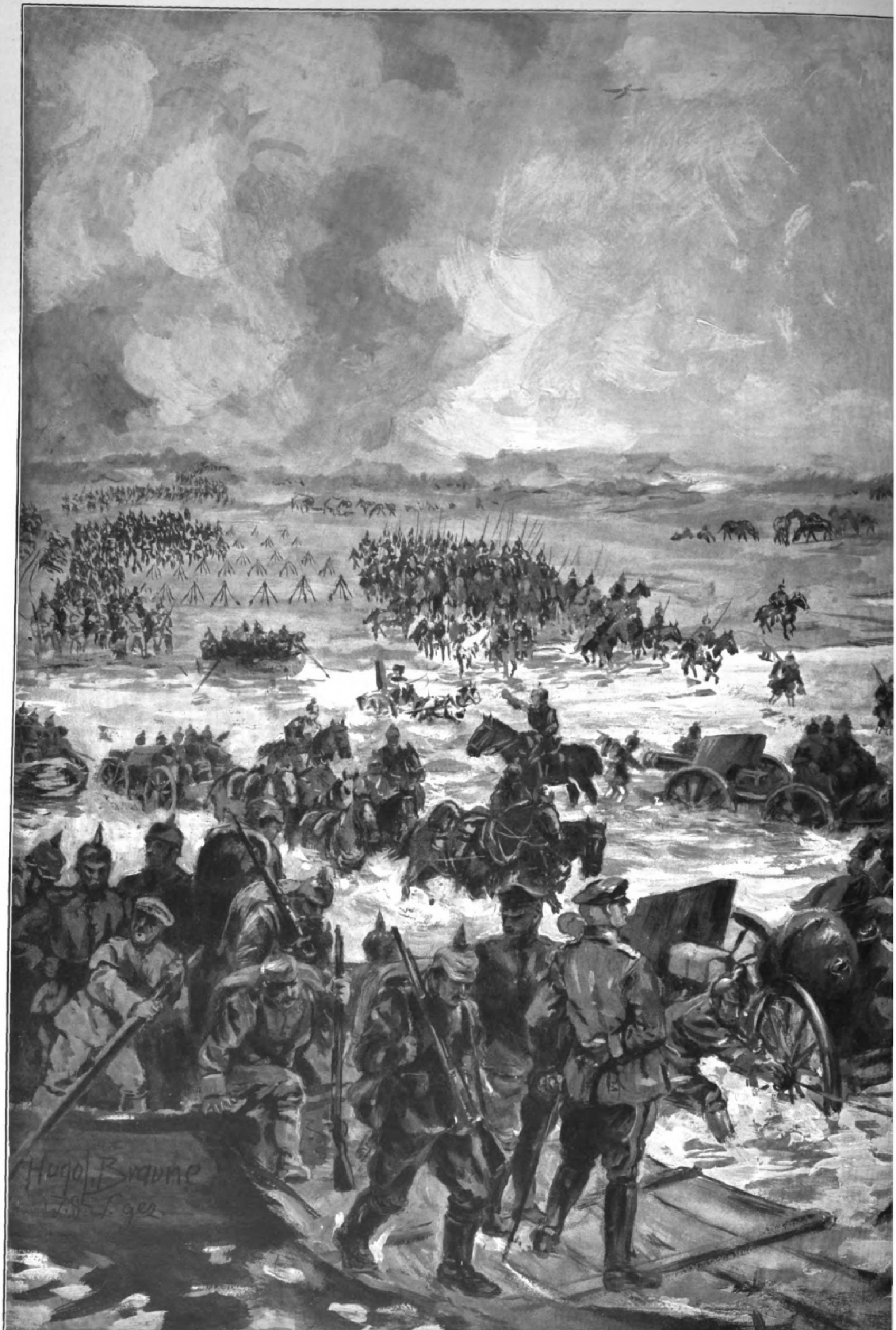
Auf dem Balkankriegsschauplatz wurden bei den gestrigen Verfolgungskä
rund 5000 Serben gefangengenommen. Die deutschen Divisionen des Ge
v. Kövess gewannen die Gegend von Raska. Die Montenegriner wurden bei Priboj erneut geschlagen. Die österreichisch-ungarischen Truppen rückten unter dem Jubel der mohammedanischen Bevölkerung im Sandschak ein. Bulgarische Abteilungen besetzten heute Prilep. Andere, die in der Gegend von Tetowo operieren, schlugen die Serben und besetzten Gostowar, von wo aus sie den Feind in Richtung Kichewo verfolgen. Die bulgarischen Kolonnen, die auf der Front Katschanik Gilani-Kopiliak-Berg mit allgemeiner Richtung Gilani-Pristina operieren, durchbrachen die Rückzugsbewegung des serbischen Zentrums und eroberten Gilani. Sie machten 2000 Gefangene und erbeuteten 18 Geschütze, 22 Munitionswagen, 2000 Gewehre und zahlreiches Kriegsmaterial.

Eins unserer Unterseeboote hat am 5. November an der nordafrikanischen Küste den englischen Hilfskreuzer „Para" (6332 t) durch Torpedoschuß versenkt und am 6. November im Hafen von Sollum die beiden mit je 2 Geschützen



W

Vom



General Freyer.

Der erste Schritt ins „Heilige Rußland“: Die Armee Linsingen überschreitet den Bug.

Nachdem Galizien und Polen erobert und Brest-Litowsk gefallen war, blieb es der Bug-Armee



…ipziger „Illustrirte Zeitung“ nach der Natur gezeichnet von dem Kriegsmaler Hugo L. Braune.
…r Division Freyer, vorbehalten, den ersten Schritt in das eigentliche und ursprüngliche Rußland zu tun.



An der Morawa.



Artillerie und Bagagekolonnen auf dem Vormarsch.

das Labtal ist beiderseits von Podujewo erzwungen.

Die im Gebiet von Cajnitza kämpfenden k. u. k. Truppen warfen die Montenegriner aus ihren Stellungen am Nordhang des Goles-Berges. In Nowibazar erbeutete die Armee des Generals v. Kövess 50 Mörser, 8 Feldgeschütze, 4 Millionen Gewehrpatronen und viel Kriegsgerät.

23. November 1915.

Die großen Kämpfe um den Görzer Brückenkopf und am Rande der Hochfläche von Doberdó dauern fort. Mehrere Angriffe starker feindlicher Kräfte auf die Podgora wurden blutig abgeschlagen. Auch bei Pevma und Oslavija hielten sich die k. u. k. Truppen gegen alle Stürme. Vielfach fanden die Kämpfe auch nachts kein Ende.

Die Beschießung der Stadt Görz in der Zeit vom 18. bis 21. November hat wieder erhebliche Verluste an Menschenleben und bedeutende Schäden verursacht. 20 Zivilpersonen wurden getötet, 30 verwundet, 46 Gebäude vollkommen zerstört, 250 stark und 600 leicht beschädigt. Gestern warfen die Italiener abermals einige hundert schwere Bomben in die Stadt.

Die k. u. k. Streitkräfte haben die zu Beginn des Krieges gewählte Verteidigungsfront allenthalben, am Isonzo nun schon in der vierten Schlacht, siegreich behauptet.

Die Italiener hat der Krieg an Toten und Verwundeten bereits eine halbe Million Männer gekostet.

Nördlich von Mitrowitza sowie nördlich und nordöstlich von Pristina wurden die Serben in Nachhutkämpfen geworfen. Über 1500 Gefangene, 6 Geschütze wurden eingebracht.

Auch die südöstlich von Pristina kämpfenden bulgarischen Kräfte drangen erfolgreich vorwärts. Es wird von dort die Gefangennahme von 8000 Serben und eine Beute von 22 Maschinengewehren und 44 Geschützen gemeldet.

Eine österreichisch-ungarische Kolonne ist in Prijepolje eingerückt.

24. November 1915.

Der Görzer Brückenkopf stand auch gestern unter lebhaftem Geschütz- und Minenwerferfeuer. Erbittert wurde beiderseits des Monte San Michele gerungen. Nördlich des Berges drangen starke italienische Kräfte nachmittags in die k. u. k. Stellungen ein. Steirische Infanterie und Honveds warfen den Feind nach wechselvollen wütenden Nahkämpfen vollständig zurück. Mehrere Angriffe auf den Monte San Michele selbst und im Raume von San Martino wurden unter schwersten Verlusten der Italiener abgewiesen. An der Tiroler Südfront wurde der Bahnhof und der alte Stadtteil von Riva wieder beschossen.

In Serbien haben sich bei Priboj österreichisch-ungarische Truppen den Übergang auf das Südufer des Lim erkämpft. Südwärts von Nowibazar drangen k. u. k. Streitkräfte gegen die montenegrinische Grenze vor. Die durch das Ibartal vorgehenden österreichisch-ungarischen Truppen warfen unter heftigen Kämpfen den Feind aus seinen Stellungen nordöstlich von Mitrowitza und rückten in diese Stadt ein. Auch Pristina ist den Serben entrissen worden. Eine deutsche Kolonne drang von Norden her ein, eine bulgarische folgte von Osten. Die Serben sind westlich von Pristina über die Sitnitza zurückgeworfen.

25. November 1915.

Die erbitterten Kämpfe im Raume zwischen der Wippachmündung und San Martino dauerten Tag und Nacht fort. Nördlich des Monte San Michele griffen die Italiener unaufhörlich mit starken Kräften an. Mehrmals gelang es ihnen, in die österreichisch-ungarischen Gräben einzudringen. Immer jedoch, zuletzt im vielstündigen Nachtkampf, warfen ihn die braven alpenländischen Infanterieregimenter Nr. 7 und 27 wieder hinaus. Ein Angriff der Italiener auf den Monte San Michele scheiterte gleich allen früheren. Auch bei San Martino wogte der Kampf den ganzen Tag hin und her, bis es schließlich spät abends den bewährten Honveds gelang, auch hier die k. u. k. Stellung vollständig zurückzugewinnen und zu behaupten.

In den Kämpfen um Pristina und an der Sitnitza fielen 7400 gefangene Serben und 6 Geschütze in unsere Hand. Die Beute an Kriegsgerät und Vorräten ist erheblich. Bei der Einnahme von Mitrowitza haben die k. u. k. Truppen 10 000 Serben gefangengenommen und 6 Mörser, 12 Feldgeschütze, zahlreiche Fuhrwerke, Munition aller Art, 7 Lokomotiven, 130 Waggons und viel anderes Kriegsgerät erbeutet.

Die Montenegriner wurden auch östlich von Foca zurückgeworfen. Südwestlich von Sjenitza überschritten die k. u. k. Truppen die montenegrinische Grenze.



Transportschwierigkeiten.



Ein gemütliches Beisammensein im Biwak von Kraljewo.

Bei unseren tapferen Truppen in Serbien.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(11. Fortsetzung.)

Am Abend aber war Madeleine ganz in ein Gesprühe entzückendster Laune gehüllt. Es freute sie, daß sie schon am Vorabend ihres Geburtstages allerlei kleine Aufmerksamkeiten vorfand, einen Blumenstrauß ihres Bräutigams und von der Mama jenes so ungemein geliebte Marseiller Fischgericht, für das Madeleine ohne viel Nachrechnen einen Teil der himmlischen Glorie hingegeben hätte. Es stand freilich von der richtigen und allein echten Bouillabaisse so weit ab wie die Loisach und Partnach vom blauen Mittelländischen Meer; aber es war doch immerhin ein schöner und rührender Versuch, mit dem derben oberbayrischen Fischzeug den zarten Wohlgeschmack der Gaumenherrlichkeit aus Pensionatszeiten zu erreichen.

So lief sie wieselflink durch die ganze Villa, und alles, was an Schwere und dunkler Daseinsfülle in ihr gewesen war, schien in ein leichtsinniges Geflatter verhuscht. Da man im Haus nicht genug altes Blei fand, machte sich Madeleine auf, um ganz unbefangen beim Kaufmann Adam, beim Bäcker Seltzer und beim Zigarrenhändler Kriechhuber auszufechten, was sie etwa an verbogenen und durchlöcherten Löffeln besitzen mochten.

Nach dem Abendessen wurde der große Weidling aus der Küche geholt und mit Wasser gefüllt, um zur Aufnahme des geschmolzenen Bleis bereit zu sein.

In einem großen eisernen Schöpflöffel zerfiel das zerstückelte Metall in Brei. Firmkranz fand es seltsam, wie sich das Blei an den Rändern aufbog, wie es Blasen warf und nun die ganze Masse zusammenbrach und aus ihrem starren Zustand dahinschmolz. Dieser geringfügige chemische Vorgang ergriff ihn irgendwie als eine merkwürdige Bedeutsamkeit, die beziehungsvoll auf plötzliche und ungeahnte Änderungen in Welt und Leben hinwies. Er verstand es gar wohl, daß man aus dem Bleiguß glaubte Schicksale ablesen und die Zukunft auslegen zu können.

Madeleine hielt den Löffel, und während Herr Brosam hinter seiner Zeitung den Stand der Dinge beseufzte, trällerte sie ein Pensionsliedchen:

„Was bringt mir wohl das nächste Jahr?
Einen Liebsten? Ist das wahr?
Ach, ich habe keinen.
Sprich zu mir, du Klümpchen Blei:
Werd' ich, wenn das Jahr vorbei,
Lachen oder weinen?"

Dann goß sie das flüssig-zitternde Blei in den Weidling, und mit jähem Aufzischen erstarrte das Metall zu wunderlichem Gebilde. Vielzackig durcheinandergewirrt, wanden Dornenranken stachelige Bogen, Korallenäste strebten hinüber und herüber, gestielte Klümpchen streckten sich wie Schneckenaugen, dann hatte die phantastische Willkür mitten ins Gezink und Gekröse kleine, ganz glatte Muscheln hineingepflanzt, Tangknollen oder Schweinezähnchen, so daß beim besten Willen aus diesem bleiernen Buschwerk keines lebenden oder toten Dinges klare Form abzunehmen war.

„Es ist . . . es ist — ein Nest", sagte endlich Mama Brosam, beziehungsreich auf das Allerwahrscheinlichste.

Herr Brosam warf, um sein Urteil angegangen, einen Blick über den Zeitungsrand hinweg auf das Gewächs: „Es ist . . . die europäische Lage. Man weiß nicht, was sie bedeutet."

„Jawohl — oder des Lebens Unverstand", stimmte Firmkranz bei.

Madeleine selbst besah das Rätselding noch immer mit nachdenklichen Blicken, sie hob es aus dem Weidling, das Wasser rann über ihre Finger, und sie hatte ein flüchtiges Gefühl, daß dies nicht gut zusammenging: Blei und Wasser. Und was die Gestalt anlangte, so war sie vielleicht . . . noch am ehesten einem Dornenkranz zu vergleichen.

Da kam ein fürchterliches Gedröhne von der Straße herauf. Sie liefen an das Fenster. Viele Menschen kamen die Straße entlang mit Blechgestrampel von Musik und einem himmelstürmenden Jubelgetöse. Buben rannten voran, daß die Regenpfützen nur so spritzten, dann kam die Partenkirchener Schützenbande, die sie aus dem Kursalon herausgezerrt haben mochten, wo sie heute ein Konzert gab. Und — Himmelherrgott! — die spielten einen Radetzkymarsch . . . ein blaues Wunder von einem Radetzkymarsch, wie er ganz gut zur Einleitung des Jüngsten Gerichtes hätte Verwendung finden können. Dahinter kam's dann schwarz, unter Regenschirmen, mit Papierlaternen, mit emporgehobenen Stöcken, an denen Hüte baumelten, mit hochgeschwungenen Maßkrügen, aus denen Gott und dem Weltall Gesundheit zugetrunken wurde, Männlein und Weiblein, Arm in Arm, lachend, brüllend, mit geschürzten Röcken, durch Pfützen und Schlamm und unter einem in den Nachthimmel gewölbten Triumphbogen von Hoch und Heil und Hurra.

Firmkranz glaubte den Postsekretär Buchwieser zu sehen, wie er Hand in Hand mit dem Telephonfräulein über eine Lache setzte.

„Buchwieser!" schrie er hinunter, „was habt's denn?"

Den Buchwieser riß es zurück. „Servus, Firmkranz! Telegramm is kommen. Ultimatum! Österreich spannt den Serben die Hosen an!"

— —

Die alte Frau Fiedler war beim Postrat Göbel gewesen, mit ihren Sorgen und ihrer bangenden Liebe. Sie kam oft des Abends, gesellte ihre Einsamkeit zu der seinen, saß mit ihrer eingefallenen Brust über eine Arbeit gebeugt und hörte zu, wie der alte Herr die Weltläufte zu deuten wußte. Obzwar ihm ihre bescheidene, schlichte Gegenwart mehr Behagen gab, als er jemals von der immer unzufriedenen Enkelin empfangen hatte, konnte er es nicht unterlassen, darüber zu wettern, daß ihm das Mädel davo gegangen sei.

Frau Fiedler seufzte: auch sie habe zwei, gleich zwei Kinder in der Fern

„Ja, das ist was anderes," sagte er, „die Jungen müssen hinaus, ab die Mädels gehören ins Haus. Was wollen Sie tun, wenn es Krieg gib Da müssen alle ran. Und er kommt jetzt, sag' ich Ihnen. Das i das dritte und letzte Ringen um unser Dasein. Das erste war Preuße Kampf gegen Europa. Es ging um Preußens Bestand, und Friedrich bli Sieger. Das zweite ging um Deutschlands Einheit. Niemand in Euro hat uns das gegönnt, daß wir einig geworden sind. Diesmal geht's u unseren Bestand in der Welt. Und . . . ja . . . wenn die ganze Welt geg uns ist, wir müssen siegen . . . wie das erste- und das zweitemal."

Er sagte das mit einer greisenhaft verbissenen Hartnäckigkeit, als ha er in seiner Einsamkeit einen bedeutenden Einfluß auf das Weltgeschehe wenn er seinen Starrsinn in die Wagschale werfe. Und in der Tat, war der Überzeugung, daß man, um ein Ding zu erreichen, nur rec schaffen stark daran glauben müsse. Die Macht der Gedanken war groß, daß man sein Zimmer gar nicht zu verlassen brauchte, um doch der Welt, die draußen vorüberfloß, mitwirken zu können. Wie Schi konnte man seine Gedanken ins Leben aussenden, und diese Fregatten u Karavellen des Willens segelten auf unbekannten und bekannten Meer und erreichten die entlegensten Küsten. Der Krieg war unvermeidlich, c Alte hatte ihn als Notwendigkeit erkannt, nun zogen seine kriegerisch Wünsche draußen um und warben Zorn und Kampfbegier.

Wenig getröstet durch diese Voraussagungen ging Frau Fiedler fo Sie nahm unten nur eben ein gestricktes Tuch um die Schultern u verließ das Haus, um eine Straße weiter bei Frau Aurora Weyrauch ihren Abendtisch ein Stück trockener Wurst und Käse einzukaufen. Es w der Straße anzusehen, daß in allen Menschen Erregung brannte. Kei konnte am anderen vorüber, ohne ihn anzusprechen und nach seiner Meinu zu fragen, die Fenster standen offen, und es ging mit Hin- und Wied rufen hinauf und hinab; wenn ein Soldat vorüberkam, dann lief ihm Murmeln nach, und wo jemand mit erhobener Stimme sprach, war gle eine ganze Gruppe zusammengeballt. Auch Frau Weyrauch schien aus ih sonstigen Selbstherrlichkeit ausgetrieben. Ihre Tochter war jung verheirat und wenn es Krieg gab, mußte der Schwiegersohn mit hinaus. Da waren zwei Neffen da, die auch vor den Feind mußten, und einer ih Brüder war gar Feldwebel. „Die Hunde!" sagte sie, „so viel Not u Elend!" Und dabei ballte sie die Faust nach dem Laden des Herrn R Dubois, der ihr schräg gegenüber die Verwegenheit hatte, gleichfalls W und Käse zu verkaufen. Frau Aurora Weyrauch war aus Freising e gewandert und haßte diese Franzosenbrut teils aus redlichem Gemüt, t wegen schmutziger Konkurrenz. In ihrem Eifer geschah es ihr, daß sich versah und Frau Fiedler um mindestens zwei Deka Wurst zuviel wog, so daß diese wenigstens zunächst einen kleinen Vorteil vom Kri hatte. Freilich merkte die alte Frau nichts davon, denn ihr Kopf u Herz waren von der Angst zermalmt und betäubt.

Als sie wieder in ihre Straße einbog, sah sie einen gewaltigen V stoß der schnell zusammenlaufenden Menge gegen eine Ecke, an der Mann einen weißen Zettel aufzog. Wie ein dichter Klumpen ausgeschwärm Bienen hing die Menge an dem Mann. Und als der Zettel entfaltet w begannen Hunderte von Augen gleichzeitig zu lesen.

„Was ist das?" fragte Frau Fiedler.

„Die Mobilmachung", antwortete ihr ein Mann in blauer Bluse.

Die Mobilmachung! So — so, die Mobilmachung! Aber das war gleichbedeutend mit dem Krieg. Nun war es unabwendbar! Selts wie da mit einem Ruck alle Angst und Bedrücktheit weg war. Wenn Kaiser die Mobilmachung anordnete, dann hatte es eben wohl so müssen — dann war alle weitere Zurückhaltung und Friedfertigkeit ni als Schwäche und Kleinmut.

Nun wollte Frau Fiedler gleich Herrn Göbel die Nachricht bringen, er recht behalten hätte. Aber im Haustor stieß sie auf die Frau D deckermeister Wunderlich, und die hatte schon in Friedenszeiten einen mächtigen Redestrom, daß jeder, der sich ihr näherte, unfehlbar ein waltiges Stück mit fortgerissen wurde. Jetzt aber war Hochwasser, Frau Fiedler half kein Wehren, sie mußte mitkommen und ihr Abend am Tische der Familie Wunderlich verzehren, von dem die Mobilmach fünf Söhne abberief.

— —

Der alte Göbel aber erhielt, obzwar Frau Fiedler verhindert war, kommen, dennoch am selben Abend seine Botschaft vom Kriege. Sie k vielleicht weil der Krieg diesen alten Lobredner seiner Herrlichkeit lie viel unmittelbarer als durch einen Maueranschlag der Mobilmachung.

Der Postrat hatte sein Buch in den Lichtkreis der hochstämmigen Ti lampe gezogen. Es war Archenholtz' „Geschichte des Siebenjährigen Krieg aus der der alte Herr mit Vergnügen entnahm, wie eine feste Hand ein unbeugsamer Entschluß endlich die hartnäckigsten Feinde niederwe mußten.

Manchmal schien es ihm, als wehe in das leise Zirpen der Stille ihn fernes Geschrei, Gesang, Marsch vieler Menschen. Aber das war v das „Vivat Fridericus Rex", der Marsch der Grenadiere, das Hurra Ziethenschen Husaren, das aus den Blättern des Buches verdichtet em

stieg und das Zimmer erfüllte. Die Lebendigkeit des Gelesenen war so stark, daß er wieder, wie schon oft, das Rütteln vorüberfahrender Batterien, das Zittern der Fensterscheiben als Begleitung zu den Schlachtbildern zu hören glaubte.

Indem er so immer tiefer in die Geschichte der friderizianischen Kämpfe eindrang, rann die Nacht über ihn hin, und er wurde erst durch eine gewisse Anstrengung darauf gebracht, daß er schon längere Zeit durch ein leises, anhaltendes und abgemessenes Klopfen an die Schwelle seines Bewußtseins gestört war.

Er hob den Papageienkopf und horchte im Zimmer umher. Da alles still blieb, glaubte er, auch mit diesem Klopfen durch seinen inneren Sinn getäuscht worden zu sein, und las wieder weiter. Aber kaum war er um einige Zeilen in der Schilderung der Schlacht bei Zorndorf vorgedrungen, da regte sich wieder dieses gemessene, anhaltende Klopfen, und deutlich nahm er nun wahr, daß es gegen die Geräusche seiner inneren Welt als ein Äußeres abgesetzt war.

Und als er nun abermals den Kopf hob, da blieb es in dem stillen Zimmer bestehen, in einem dumpfen, abgemessenen Pochen. Der Postrat dachte, es könnte ganz wohl ein Holzwurm sein, und wirklich, als er nun genau auf die Herkunft des Schalles achtete, schien es ihm aus dem Bücherschrank zu kommen.

Meldet sich mir die Totenuhr? sann er ganz gelassen und stand von seinem Stuhl auf, indem er die Brille quer über die Schlacht von Zorndorf legte.

Das Pochen dauerte fort, in regelmäßigen Abständen drei dunkle Laute, getrennt durch ein kleines, surrendes Stillschweigen. Und nun war es gewiß, daß es aus dem Bücherschrank kam. Langsam näherte sich der alte Herr dem schweren Möbelstück, um dem Ursprung dieses Geräusches nachzugehen. Irgendwie hatte er sich in den Kopf genommen, es sei notwendig, diesen Holzwurm an der Arbeit zu sehen. Das Pochen schwieg, als stamme es wirklich von einem Tier, das durch sein Heranschleichen mißtrauisch geworden sei, wie das Zirpen der Grillen aufhört, wenn man in die Nähe ihres Loches kommt.

Dann setzte es wieder ein, im gleichen Takt, drei kleine, gemessene Schläge, und immer nach einer Pause wieder drei kleine Schläge. Der Alte horchte an den Wänden des Schrankes, wie es da drinnen klopfte, und es wollte ihn bedünken, als müßte dies ein absonderlicher Holzwurm sein, der ein so abgemessenes Klopfen vollführte.

Er fuhr aus seiner gebückten Haltung auf und sah sich um. Es war ihm gewesen, als hätte sich seine Türe aufgetan, als knackten die Dielen, und als käme jemand von hinten heran. Die Lampe blaffte, wie von einem Luftzug getroffen, und das Räderwerk der alten Uhr sang. Drüben im Vorderhaus ging jemand mit einem offenen Licht über die Holzveranda des zweiten Stockes, das Gesicht und die Hand, die als Windschutz vor die Flamme gelegt war, schienen sehr hell vor dem Knäuel häßlicher Schatten, die hinterdreinliefen, an der Wand hinankletterten und sich in den Hof hinunterschwangen.

Der alte Postrat öffnete den Schrank. Es war wieder eine Weile still. Dann fing es abermals an, beharrlich, immer im gleichen Takt, und es kam aus dem zweiten Fach, von hinten, von dort, wo Göbel das Museum seines Lebens untergebracht hatte.

Mit Jägervorsicht entfernte er die Bücher der vorderen Reihe, aber das Pochen ging unbeirrt weiter, schon war eine breite Gasse in die Büchermauer gelegt. Der Blick des Alten fiel auf den hundertjährigen Kalender, auf das Perlmutterkästchen, in dem —

Er fuhr mit einem Krächzen des Entsetzens zurück.

In diesem Perlmutterkästchen klopfte die kleine, eingeschnurrte Mumie seines Fingers, den er bei Gravelotte verloren hatte.

Achtes Kapitel.

Als das Fieber der letzten Wartestunden durch den Ruf zu den Waffen jäh beendet war, tat Engelbert Kohlmeis zunächst etwas Sonderbares. Er nahm die Berechnung einer Dampfturbine, mit deren Nachprüfung er sich seit einer Woche abgeplagt hatte, hob sein Tintenfaß hoch und goß die rote Tinte in einem schönen Bogen auf die Welt von Zahlen, die da in kleinen Gitterkäfigen untergebracht war. Eine rote Lache zitterte über Sinus und Cosinus, über zweite und dritte Wurzeln und Funktionen und Logarithmen, und das sah aus, als wäre zwischen den Planken und Gittern der Zahlenmenagerie ein Brand ausgebrochen. Dann faltete er den Bogen sorgfältig zusammen, legte die trockene Seite auf die nasse und sprang mit einem Turnerschwung auf den Schreibtisch, daß er als lebendige Presse auf den Bogen zu sitzen kam.

Es verschlug ihm dabei gar nichts, daß unter der Wucht seiner Begeisterung ein paar dünne Strahlen des roten Saftes auf das graue Tuch des Schreibtisches herausspritzten, und daß seine lichte Sommerhose eine sanfte und späterem Betrachten unerklärliche Sprenkelung davontrug. Denn diese Hose war eine Zivilhose, die er jetzt auszuziehen gedachte, und dieser Schreibtisch war ein Marterinstrument, das er jetzt auf längere Zeit dahinten lassen würde.

„Um Gotteswillen, Herr Kohlmeis!" sagte der alte Prokurist Jokisch, dessen Aufsicht der junge Herr mit seinen Bemühungen, sich in den väterlichen Betrieb zu finden, unterstellt war. Der Verstand des Prokuristen, der durch die Aufregungen der letzten Tage ohnehin schwer angegriffen war, versagte vor dieser Schändung eines hochwichtigen Geschäftsstückes.

Kohlmeis junior aber schrie dreimal „hurra", sprang ab, entfaltete den Bogen und hielt Herrn Jokisch eine wunderschöne klecksographische Malerei vors Gesicht. „So, da haben Sie Ihre Lauseturbine. Ich hab' genug getragen, trag's nicht länger mehr."

Damit war er schon bei der Türe draußen, während der Prokurist den Bogen in seinen Händen anstarrte, als obläge ihm jetzt nur noch, herauszufinden, was diese Malerei eigentlich darstellen sollte. Es konnte ebensogut ein Hund wie eine Windmühle oder wie ein Mann mit einer Zipfelmütze sein.

Am nächsten Tag war Kohlmeis schon auf dem Wege nach Berlin, wohl versehen mit dem väterlichen Segen und mit einer zufriedenstellenden Anweisung auf ein Bankhaus.

Es war eine Fahrt durch ein ernstes und glückliches Land, durch Aufschwung und Entschlossenheit. Der Zug war voll von Reservisten mit kleinen Koffern, und als hätte schon der Ruf zur Verteidigung des Vaterlandes allein allen zivilistischen Ansprüchen den militärischen Dämpfer aufgesetzt, so begnügte sich jeder mit dem Platz, den er im Wagen fand, machte sich klein, drängte niemanden fort. Herren, denen man deutlich anmerken konnte, daß sie sonst zur Gattung der ekelhaften Reisenden gehörten, fanden sich damit ab, daß sie im Durchgang stehen mußten, junge Damen erhoben sich, um einem schwitzenden Menschen mit verbeultem Hut und verschobener Kravatte ihren Sitz anzubieten.

Ein kleines Gespräch fesselte Kohlmeis' Aufmerksamkeit.

Drei würdige alte Damen mit langgezogenen Gesichtern und kalten Augen, in der Uniform der englischen Misses, unterhielten sich mit einem jungen Mann.

„Ou," sagte die längste und beherrschende der drei lächelnd, wobei man den oberen Rand des tadellosen falschen Gebisses sah, „wie uollen Deutschland mit so zwei mächtige Feinden fertig werden?"

Der höfliche junge Mensch erklärte, daß Deutschland nach zwei Fronten kämpfen und seine Feinde schon klopfen werde.

Die Dame, mit dem grünen, halbmondförmigen Schirm über den Augen, nahm die Finger aus der Nase, die sie bisher mit Inbrunst bohrend bearbeitet hatte, und sagte: „Ou, aber dann werden England Deutschland klopfen."

Kohlmeis wandte sich ab und dachte, der griechische Dichter, der die Gorgonen schuf, müsse bei einer Vorschau durch die Jahrtausende die Vision dreier englischer Betschwestern gehabt haben.

Draußen am Bahndamm, an Brücken und Übergängen wachten Männer mit Gewehren. In den Dorfstraßen, die auf die Bahnstrecke zuliefen, standen Mädchen und Kinder, und alle winkten mit Tüchern, riefen irgend etwas, das vom Brausen des Zuges zermalmt wurde. Engelbert nahm sich aus allen diesen Grüßen den Teil, der ihm galt, und erwiderte ihn eifrig.

Er hatte bisher nur jenen Menschen seine Aufmerksamkeit geschenkt, die ihm in irgendeiner Weise nützlich oder schädlich, angenehm oder unangenehm waren. Jedes Menschen Wesen war ihm nur wichtig durch einen Bezug auf ihn selbst. Jetzt hing er sich an jedes Gesicht, das ihm entgegenkam; alle diese Männer, die da in den Zug stiegen und für eine Weile Reisegefährten wurden, waren ihm höchst beachtenswert und wichtig. Und er fand, daß jeder in seiner Art irgendwie bedeutend und schön war, durch einen mutigen Zug oder eine rasche Beweglichkeit der Mienen oder eine leise und leuchtende Trauer noch vom raschen Abschied her.

Mit einem leichten Erschrecken erkannte er jetzt, an wie vielen Menschen er, in seine eigene umgrenzte Welt versponnen, schon vorübergegangen sein mochte, die es sich wohl verlohnt hätte zu betrachten und zu gewinnen. Er vergaß ganz, daß er Reserveleutnant war und die meisten dieser Männer wohl gewöhnliche Soldaten oder höchstens Unteroffiziere und also in der Zeit, der man entgegenging, ihm unterstellt. Ganz vergaß er darauf, daß er sich durch die gesellschaftliche Ordnung von ihnen unterschieden gefühlt hatte, und so kam er aus sich selbst heraus, knüpfte Gespräche an und ließ sich von ihnen erzählen, welche Sorgen um sein Heim jeder mitnahm, und welche Inbrunst der Erbitterung er dem Feind entgegentrug.

Die ganze lange Fahrt hindurch, die Nacht über und noch in den nächsten Tag hinein, wurde er nicht müde, sich diesen fremden, an das seine verschlagenen Schicksalen zu nähern und durch brüderlichen Anteil Wärme zu geben und zu empfangen.

Als der Zug in den Berliner Bahnhof einfuhr, war es ihm, als müßte nun die Kühle dieser großen Stadt, der rücksichtslose Tumult ihrer Straßen, diese ganze herbe Fremdheit aller Menschen gegeneinander dem Neuen in ihm alle lichte Freude nehmen. War das sonst gerade die Anziehung Berlins, dieses Sichverlierenkönnen und dieses amerikanische Wesen, Zug um Zug, ohne Weichheit und Empfindung, diese Ausgelassenheit des Vergnügens und dieser kalte Glanz, so war ihm das jetzt ein schmerzliches Bedauern.

Das Gewühl brach nun über ihn herein.

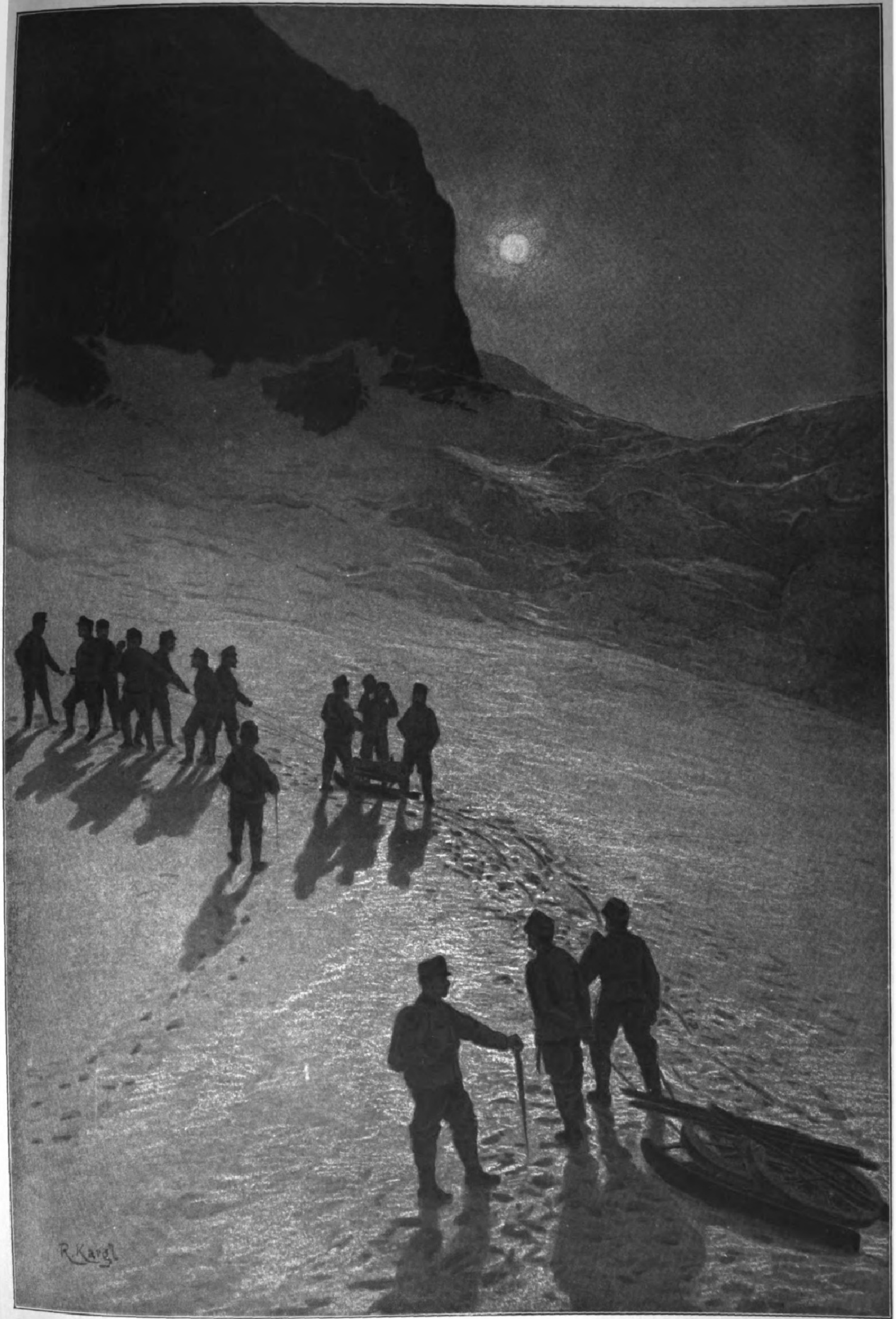
Aber sogleich fühlte er, beim ersten Eintauchen in dieses Leben, an Dingen und Menschen, an allem: auch Berlin war verwandelt. Auch diese nüchterne Stadt war festlich erhöht gleich ihm selbst. Über ihr Wesen, das aller Begeisterung unfähig gegolten hatte, leuchtete der Adel der Begeisterung. Der Berliner Witz, der früher gerne gegen sich selbst gewütet hatte, war auf einmal vaterländisch gesinnt und gegen den Feind gerichtet.

Engelbert Kohlmeis fuhr ein Stück mit der Straßenbahn, er wollte mit dabei sein, in der Menge mitgetragen werden.

Zwei ältere Herren begrüßten sich auf der hinteren Plattform durch militärisches Strammstehen. „Landwehr, Aujust?" fragte der Kleinere, der ein unendlich friedfertiges Gesicht in die Welt steckte.

„Det will ich meenen! Du ooch?" antwortete der Große, dem ein schwarzer Schnurrbart tatarisch über den Mund hing.

Jawohl, auch der Sanfte war Landwehrmann, und es kam unter Seufzen heraus, daß er Sorgen habe. Ob ihm die Alte wohl fleißig vorheule, fragte der Tatarische. Nein, aber es wäre, weil ihm die ganze Verwandtschaft Aufträge auf echt russische Gummischuhe nach Petersburg mitgegeben habe. Und es seien nun seine Sorgen, ob in ganz Petersburg so viele Gummischuhe aufzutreiben wären.



Der Krieg mit Italien: Nächtlicher Geschütztransport über einen Gletscher durch österreichisch-ungarische Truppen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Kargl.

Ja, es wäre ganz gut, meinte der Schwarzbärtige, sich gleich nach dem Einmarsch in Rußland mit Gummischuhen zu versehen, es sei doch ein höchst dreckiges Land. „Und de Wege in Polen, wenn's da erst mal ordentlich jeregnet hat, denn läuft dir de Brühe auf den Straßen nur so hin, so dünne wie's Bier bei Aschingern am Montagmorjen."

„Ach nee," sagte der Kleine und machte dazu sein sanftmütigstes Gesicht, „ich denke, bei schlechtem Wetter finden doch de Jefechte im Saale statt."

An einer engen Stelle und Straßenkreuzung überdies war eine ganze Wagenburg aufgefahren. Da vorne gab's viele Menschen, Hüteschwenken und Gesang. Reservisten zogen vorüber, und ein Lied schwang sich hoch, das über Nacht entstanden sein mußte, das mit dem guten Kameraden begann, dann Gloria und Viktoria böllerte und süß und heimwehbang zu Ende ging:

„Die Vöglein im Walde, die sangen wunder-wunderschön
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n."

Also daß in diesem kurzen Gesang, von Sehnsucht bis Siegeszuversicht, von Weichheit bis zur Lust am Raufen alles Deutsche beisammenwar.

Die Wagenburg wartete geduldig, bis der Zug vorüber wäre.

„Morjen, Frau Röhmigke", rief der Schaffner einer umfangreichen alten Dame zu, die hinter dem Wagen, als er sich endlich in Bewegung setzte, vorbeiwaten wollte. „Wie ville schicken denn Sie woll in den Krieg?"

Frau Röhmigke sah von den Schienen auf und hatte wasserblaue Augen in einem erhitzten Gesicht. „Stücker dreie", sagte sie, indem sie die Röcke hob, was aussah, als enthülle sich der Koloß von Rhodos.

Der Schaffner glitt schon von ihr fort: „Na, nächste Woche," rief er zurück, „nächste Woche kommen de Weiber dran, sind bloß de Hosen noch nich fertig!"

Dann ging Kohlmeis unter den Tausenden von Menschen hin, die heute Unter den Linden lebten. Es waren Tausende, die es nicht über sich brachten, wegzugehen, sich in ihre Häuser zurückzuziehen, da heute alles Leben auf den Straßen dahinfloß und das Öffentliche alles war und das Eigene weniger als nichts. Diese Menschen, die mit jeder Minute inniger zusammenwuchsen, erfuhren das wunderbare Glück gemeinsamer Not, gemeinsamen Zornes und gemeinsamen Willens. Sie liefen ein Stück in die einmündenden Straßen hinein, zur nächsten Automatenhalle, um mit einem Brötchen zurückzukommen und weiter an allem teilzunehmen.

Wo sich ein Offizier in einem Kraftwagen zeigte, schwoll ihm Jubel entgegen und nach. Kleine Blumenbüschel flogen manchmal im Bogen in die Wagen, Grüße einer Unbekannten, die nichts für sich wollte, sondern nur ausführte, was das Herz der Menge befahl.

Jeder Mensch war innen erhellt, jeder war wunderbar gewachsen, und jeder trug in dieser Erhöhung die unaustilgbaren Merkmale seiner Göttlichkeit. Wenn man so über diese Menge hinsah, die immer wieder zum Schloß hingetrieben wurde, von dem historischen Eckfenster, wo der alte Kaiser zu stehen pflegte, bis zu dem Balkon, wo der junge Kaiser gestern Worte des Mutes, der Liebe und des Gottvertrauens gefunden hatte, da glaubte man wirklich den großen Wind der Zeiten zu fühlen. Er ging über die Völker hin, er beugte sie unter seinem Strich, aber nur das deutsche Volk hatte mit der Demut den Stolz, der es wieder aufrichten würde.

Extrablätter wirbelten wie Flockentreiben. Wer eines erhascht hatte, barg es nicht, sondern ließ alle daran teilnehmen. „Italien geht mit uns! Hoch Italien!" — „Die Haltung Englands." — „Rußland überschreitet die Grenze." — „Französische Flieger über Nürnberg!" — „Der Kreuzer ‚Augsburg' beschießt Libau."

Alle Augenblicke sah man über den Köpfen der Menge einen Redner auftauchen. Sie klebten an Mauervorsprüngen, zogen sich an Masten hoch, standen auf den Sockeln der Denkmäler. Von dem, was sie mit Augenrollen und heftigstem Armgefuchtel in die Menschenmasse schleuderten, verstand man nur den kleinsten Teil, aber man wußte, was es war: ehrlicher Zorn über heuchlerische Niedertracht, Begeisterung und Mut und Opferbereitschaft. Und manchmal ging aus dem nächsten Kreis um diese plötzlich entdeckten und glühenden Redner ein Rufen aus, das sich immer mächtiger hob und zuletzt wie eine Mauer dröhnenden Erzes vom Brandenburger Tor bis zum Neuen Schloß stand.

Engelbert Kohlmeis löste sich endlich aus der Menge und fuhr in seine Reiterkaserne. Hier war keine Bestürzung und kein Übereifer, die eingerückten Reservisten standen auf dem Hof, aber schon war die Einkleidung im Gange. In großen Trupps wurden die Pferde eingebracht. Nichts ratterte, rüttelte, das ganze Werk lief wie auf Schienen und war wie geölt.

Im zweiten Stock kam Kohlmeis am Zimmer seiner alten Schwadron vorbei. Ein Taubenschlag mit seinem Aus und Ein war ein nächtlicher Friedhof gegen das Leben an diesem Flugloch. Ein heftiger Luftzug warf einem Ungeschickten die Türe aus der Hand, und in diesem Augenblick las Kohlmeis etwas mit großen, ungelenk geführten Kreidebuchstaben an der Außenseite Hingemaltes:

„Hier werden alle Arten von Kriegserklärungen entgegengenommen."

Er konnte es sich nicht versagen, einen Blick in das Zimmer hineinzuwerfen. Wahrhaftig, da sprang sein alter Unteroffizier Zschunke vor und stand stramm.

„Na, Zschunke," lachte Kohlmeis und nahm seine Zigarrentasche heraus, „eine Kriegszigarre? Wie geht's sonst? Wo möchten Sie lieber fechten, gegen die Russen oder gegen die Franzosen?"

Zschunke nahm die Zigarre und steckte sie zwischen die Knöpfe: „Ach, Herr Leutnant, das is eben der Jammer, daß sich der Mensch nicht in zwee Teile teilen kann."

— —

Seit dem Mai lebte Ernst Wehnicke in der Welt des grauen Staubes. Ein Gedanke war in seiner Seele gewachsen wie ein Baum im Felsen, dessen Wurzelkraft den Stein zersprengt. So hatte dieser neue Gedanke den Bestand seines bisherigen Lebens auseinandergetrieben, weil ihm die Stimme befahl, an die Quellen zu gehen, daß er sein Wissen um die Zeit von Grund neu aufbaue.

Ein Buch sollte geschrieben werden, ein freies, kaltes, kühnes und wahres Buch über Arbeit und Menschlichkeit. In diesem Buch sollte nichts von oben gesehen sein, durch die Fernrohre der staatlichen Kommissionsberichte und der Tabellen der arbeitsstatistischen Ämter, auch nicht durch die Brille der Parteivorurteile, sondern von unten, aus der Augenhöhe des Arbeiters, unter den gleichen Bedingungen wie dieser, mit nichts anderem vor ihm voraus als mit der schärferen Beobachtung und dem geschulteren Denken.

Was vor ihm von anderen auf diesem Gebiet geleistet worden war, galt ihm als Stückwerk. Als gelegentlicher Versuch, zu keinem anderen Ende unternommen, als um die Lage einzelner weniger gekannter Betriebe aufzuhellen, wenn nicht gar von dem Wunsch nach sensationellen Enthüllungen eingegossen.

Wehnicke aber wollte ein Ganzes geben, in dem alles aus eigenem Erleben geschöpft war. Sein Arbeitsplan hatte die nächsten fünf Jahre auf die wichtigsten Industriezweige aufgeteilt; nicht aus Büchern sollte sein Werk hervorgehen, sondern aus seinen Erfahrungen als Arbeiter und mit Arbeitern.

Unter dem Kopfschütteln seiner Parteifreunde hatte er damit begonnen, indem er in der großen Zementfabrik, die seiner Wohnung gegenüberlag, Arbeit nahm.

Es war kein erfreuliches Dasein in diesem unaufhörlichen Wolken von Staub, in diesem Knirschen der Mühlen, das die Zähne zu lockern schien, in diesem Gerüttel der Siebmaschinen, von denen die Lungen mit Gift gepulvert wurden. Wehnicke nahm es als eine Anforderung der ewigen Gerechtigkeit, die dem einzelnen bisweilen die Einsicht auferlegt, der sich die vielen entziehen. Er glaubte weiter innig daran, daß es nur guter, starker und überzeugender Worte bedürfe, um den Verblendeten die Augen zu öffnen. So lebte er das kleine Leben seiner Kameraden mit, lernte ihre Freundschaften und Feindschaften kennen, versenkte sich in ihre Freuden und Leiden, nahm teil an ihren Hoffnungen und Gedanken. Bisweilen war es ihm, als seien manche dieser Hoffnungen und Gedanken irre, und als sei es keineswegs damit getan, den Haß und die Überhebung zu nähren, während Selbstbescheidung und Genügsamkeit verkümmerten.

Er erkannte ganz wohl, daß manche von seinen Kameraden so über ihre Verhältnisse lebten, wie es der von ihnen gehaßte und verspottete Bürger niemals wagen würde.

Es schien ihm richtiger, die Ansprüche erst zu erhöhen, wenn sich die Verhältnisse gesteigert hätten, nicht aber aus der Steigerung der Ansprüche ein Recht auf Erhöhung der Verhältnisse abzuleiten.

Die Vorsicht und Bedachtsamkeit, der Spartrieb der Bürger mangelte den meisten seiner Kameraden. Der Bürger, der im wirtschaftlichen Kampf vereinzelt stand, mußte darauf bedacht sein, in den Zeiten seiner Kraft die Deckung für Alter und Krankheit aufzuspeichern, der Arbeiter fand diese Deckung seines Lebens in dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ungezählten Millionen Gleichgesinnter und einer wohlgeordneten Fürsorge für alle möglichen Fälle seiner Schwächung.

Auch für Ernst Wehnicke war dieser Glaube an die Brüderlichkeit der Völker innerstes und heiligstes Seeleneigentum, und er sah in ihm die Bürgschaft dafür, daß es endlich, nach allen Wirrungen der Entwicklung, eine geeinte, einsichtsvolle Menschheit geben werde, die das Gleichgewicht der Möglichkeiten finden würde.

Wenn er auch so im einzelnen seine Ansichten mannigfachen Richtigstellungen unterzog, so brachte er es doch nicht über sich, seinen Kameraden entgegenzutreten, als sie sich in den letzten Julitagen mit den Arbeitern der übrigen Zementfabriken vereinigten, um eine Lohnerhöhung und Verbesserung der Arbeitsbedingungen durchzusetzen.

Die Fabrikanten aber schienen genügend Vorräte zu haben. Sie warteten den Streik gar nicht ab, sondern kamen ihm mit einer allgemeinen Aussperrung der Arbeiter zuvor.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Mein Spaten! Von Max Hartung.

Du warst mir im Frieden die rechte Hand
Und wardst zur Waffe in Feindesland!
Gut deutsch ist dein Stahl und deutsch dein Holz!
Mein Kamerad bist du, mein Halt und Stolz!

Du bleibst mir zur Seite in Not und Nacht.
Ich greife nach dir, wenn der Morgen erwacht.
Und geht es durch Kampf zu Sieg und Ziel,
So schwingt meine Faust deinen eichenen Stiel!

Wie blitzte dein Blatt, noch blank und rein,
Beim Ausmarsch im hellen Sonnenschein!
Jetzt ist es von blutigem Rost umsponnen . . .
Du hast schon gar manche Schlacht gewonnen!

Und wenn mich des Feindes Geschütze umbrüllten
Und Tod und Verderben die Luft erfüllten,
Hast du mir im Hagel von tausend Geschossen
Die Erde als sicheren Schutz erschlossen!

Dir dank' ich das Leben im Kriege und Frieden!
Und ist mir der Tod durch die Kugel beschieden,
Dann magst du, mein Spaten, in fremder Hand
Das Grab mir schürfen in Feindesland!

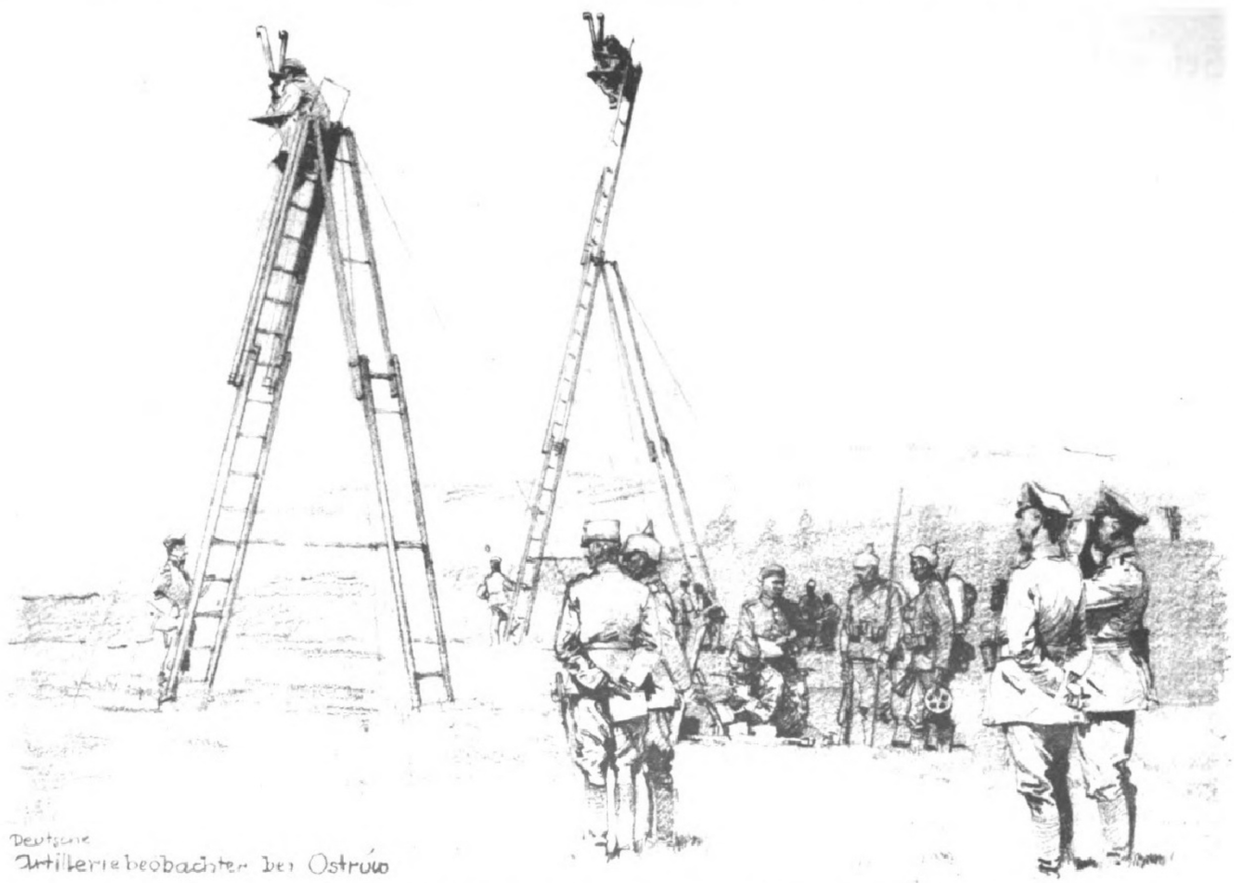
Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem galizischen Kriegsschauplatz.



Verhör gefangener russischer Offiziere auf Höhe 313. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.



Vertriebene Ukrainer, in ihre zerstörten Wohnsitze zurückkehrend. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.



Deutsche Artilleriebeobachter bei Ostrów. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.



Begräbnis einer Mutter in Nienowice. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.



Transport Verwundeter durch eine von den Russen niedergebrannte Ortschaft zwischen Drohobycz und Stryj am 8. Juni 1915. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Oberleutnant Victor Schramm.



Spion in Stanislowka.



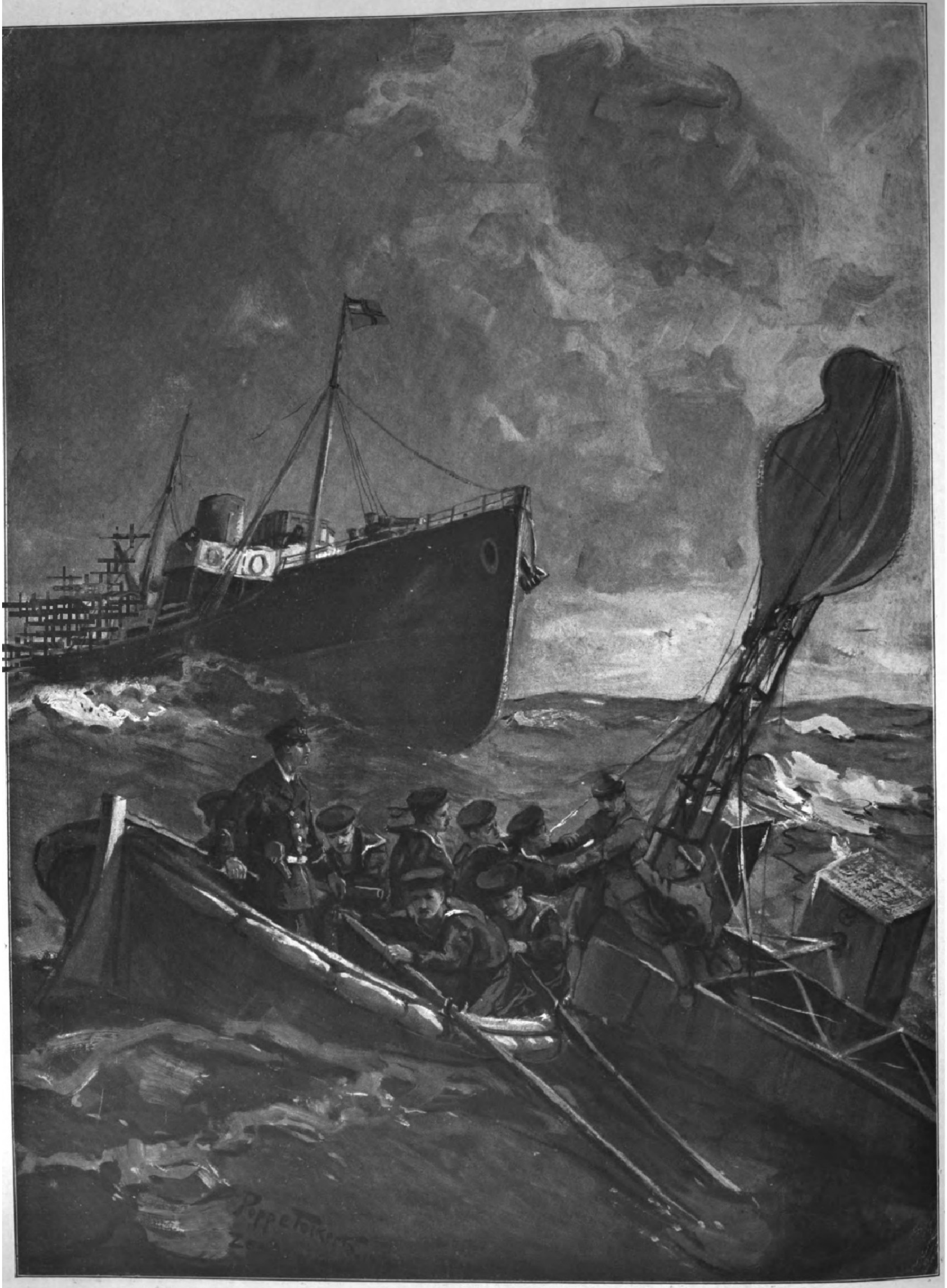
Infanteristen in Schneemänteln.



Ausschnitt aus der Stellung auf der Szavinkahöhe in den Karpathen während eines Geplänkels am 30. März 1915.

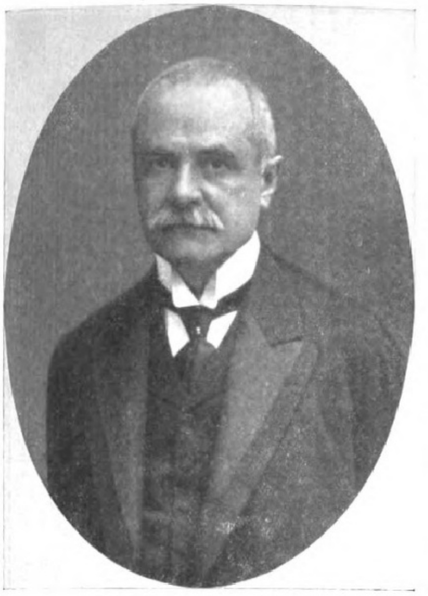
Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer k. u. k. Oberleutnant Victor Schramm.





Unsere Marine im Weltkrieg: Deutscher Vorpostendampfer rettet englische Flieger aus Seenot.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem an der flandrischen Küste weilenden Marinemaler Poppe Folkerts.



Dr. Karl Ritter v. Leth,

der neue österreichische Finanzminister. (Hofphot. L. Grillich, Wien.)

Kriegschronik.

26. November 1915. (Fortsetzung von Seite 822.)

Im Görzischen dauern die heftigen Kämpfe fort. Wiederholte Angriffe des Feindes gegen den Abschnitt von Oslavija scheiterten. Vorstöße gegen den Raum von San Martino wurden abgeschlagen. Je deutlicher die Italiener die Nutzlosigkeit auch ihrer jüngsten Offensive erkennen müssen, desto häufiger fallen schwere Bomben und Brandgranaten in die Stadt Görz, die nun planmäßig in Trümmer geschossen wird. Der bisherige Schaden an Baulichkeiten ist mit 25 Millionen Kronen zu bewerten, jener an Privateigentum, Kunstwerken und Sammlungen überhaupt nicht einzuschätzen.

Südwestlich von Sjenitza und von Mitrowitza wurden serbische Nachhuten geworfen. Das Amselfeld ist völlig im Besitz der Verbündeten. Die an der oberen Drina kämpfenden k. u. k. Truppen drängten den Feind über den Goles und den Kozorasattel zurück und nahmen Cajnitze.

27. November 1915.

Die Artillerie- und Angriffstätigkeit der Italiener erstreckte sich gestern auf die ganze küstenländische Front. Vorstöße gegen die k. u. k. Stellungen auf dem Mrzli Vrh und südlich dieses Berges wurden teils im Handgemenge, teils vor den Hindernissen unter schweren Verlusten des Feindes abgewiesen. Auch bei Plava griffen die Italiener vergeblich an. Am heftigsten waren die Kämpfe am Görzer Brückenkopf. Bei Oslvija schlugen Abteilungen des dalmatinischen Infanterieregiments Nr. 22 sechs feindliche Stürme blutig ab. Das gleiche Schicksal hatten starke Angriffe gegen Pevma und die Podgora-Höhen. Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdò endete das Gefecht am Nordhang des Monte San Michele mit der vollen Behauptung der österreichisch-ungarischen Kampffront.

Westlich von Pristina sind die Höhen auf dem linken Sitnitza-Ufer von deutschen Truppen besetzt. In Mitrowitza wurden seit Einnahme der Stadt 11000 serbische Soldaten und 3500 wehrpflichtige Zivilisten eingebracht. Südlich der Drenitza haben bulgarische Truppen die allgemeine Linie Goles-Stimlja-Jezerce-Ljubotin überschritten.

28. November 1915.

Die Italiener setzten ihre Angriffstätigkeit an der ganzen küstenländischen Front fort. Ihre nach wie vor vergeblichen Anstrengungen des gestrigen Tages kosteten besonders große blutige Opfer. Am schwersten war der Kampf am Görzer Brückenkopf, wo der Gegner durch unausgesetzte Angriffe mit immer wieder frischen starken Kräften durch-



Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst,

der neue österreichische Minister des Innern. (Hofphot. Carl Pietzner, Wien.)

zubrechen versuchte. Die Lage ist unverändert, die Isonzofront fest in den Händen der österreichisch-ungarischen Truppen. An der Tiroler Front wurde ein Angriff auf die k. u. k. Stellungen am Ostrande des Monte Piano und bei der Schluderbacher Grenze abgeschlagen.

In Serbien wurde südwestlich von Mitrowitza Rudnik besetzt. Über 2700 Gefangene fielen in die Hand der verbündeten Truppen. Zahlreiches Kriegsgerät wurde erbeutet.

Die an der Nordgrenze von Montenegro kämpfenden k. u. k. Truppen haben gestern den Feind über den Metalka-Sattel zurückgeworfen. Auch das Grenzgebiet westlich von Celebitz wurde gesäubert. Die Bulgaren besetzten den Gales Brdo, südwestlich von Pristina, und die Höhen westlich von Feritzowitz.

Mit der Flucht der kärglichen Reste des serbischen Heeres in die albanischen Gebirge sind die großen Operationen gegen dasselbe abgeschlossen. Ihr nächster Zweck, die Öffnung freier Verbindung mit Bulgarien und dem Türkischen Reich, ist erreicht. Weder unergründliche Wege noch unwegsame und tiefverschneite Gebirge, weder Mangel an Nachschub noch an Unterkunft haben das Vordringen der verbündeten Truppen irgendwie zu hemmen vermocht. Mehr als 100000 Mann, d. h. fast die Hälfte der ganzen serbischen Wehrmacht, sind gefangen, ihre Verluste im Kampf und durch Verlassen der Fahnen nicht zu schätzen. Die deutschen Verluste dürfen recht mäßig genannt werden. Unter Krankheiten hat die Truppe überhaupt nicht zu leiden gehabt.

Österreichs neue Minister.

Das Ministerium des Grafen Stürgkh hat anfangs November auf eine vierjährige Dauer zurückgeblickt — unter den fünfundzwanzig Ministerien des konstitutionellen Österreichs waren nur zwei Kabinette länger im Amte — und die gesamte Presse betonte damals, daß der Ministerpräsident trotz mehrfacher entgegengesetzter Gerüchte das volle Vertrauen des Monarchen besitze und noch zur Lösung großer Aufgaben berufen erscheine. Diese Aufgaben sind teils innerpolitischer Art, teils hängen sie mit den gegenwärtigen kriegerischen Verhältnissen zusammen, und endlich wird schon in der allernächsten Zeit der sogenannte Ausgleich mit Ungarn — die alle zehn



Dr. Alexander v. Spitzmüller,

der neue österreichische Handelsminister. (Hofphot. L. Grillich, Wien.)

Jahre erfolgende Neuregelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichshälften — zu erledigen sein. Mit Rücksicht auf diese Aufgaben und um „die Fäden enger zu knüpfen, die die Verwaltung mit dem praktischen Wirtschaftsleben verbinden", hat eine teilweise Rekonstruktion des Ministeriums stattgefunden. Das Amtsblatt vom 1. Dezember publizierte die Allerhöchsten Handschreiben, durch die die Stellen des Ministers des Innern, des Handelsministers und des Finanzministers neu besetzt wurden. Die Verabschiedung der bisherigen Inhaber dieser Stellen, des Freiherrn Karl Heinold v. Udynski, Dr. Rudolf Schuster Edlen v. Bonnott und des Freiherrn August Engel v. Mainfelden, erfolgte unter Vorbehalt ihrer Wiederverwendung im Staatsdienst in der ehrenvollsten Weise: die Freiherren v. Heinold und v. Engel wurden in das Herrenhaus berufen, Dr. v. Schuster in den Freiherrnstand erhoben.

Die neuen Minister sind durchweg sehr bekannte und bewährte Fachmänner. Zum Minister des Innern wurde Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst ernannt, der im Mai 1906 Ministerpräsident war und sich im Verwaltungsdienst bereits vielfach ausgezeichnet hat. Er steht im 53. Lebensjahre, hat schon als Bezirkshauptmann sein „besonderes Verständnis für soziale Aufgaben der Exekutive" bewiesen und stand unter sehr schwierigen Verhältnissen mit großem Geschick an der Spitze der Verwaltungen der Bukowina und später der Statthalterei in Triest. Er ist ein starker Mann, der schon wiederholt gezeigt hat, daß er seiner Überzeugung jedes Opfer zu bringen bereit ist, und daß er von dem Weg, den er als den richtigen erkannt hat, nicht abweicht.

Der Nachfolger des Freiherrn v. Schuster ist Dr. Alexander v. Spitzmüller, der zuletzt als Direktor an der Spitze der



General der Kavallerie v. Falkenhayn,

erhielt für seine Verdienste um die Einnahme von Brest-Litowsk den Orden pour le mérite.



Generalleutnant v. Winckler,

Kommandeur einer Division in Serbien, erhielt den Orden pour le mérite. (Hofphot. H. Noack, Berlin.)



Zu der von den deutschen Truppen siegreich abgeschlagenen großen englisch-französischen September-Offensive im Westen: Straßenkampf in Loos südwestlich von Lille bei einem Gasangriff der Engländer.

Nach einer Zeichnung des auf dem Kriegsschauplatz in Nordfrankreich befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Professor Hans v. Hayek.

österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe, einer der ältesten und angesehensten Banken der Monarchie, stand. Dr. v. Spitzmüller trat schon mit einundzwanzig Jahren (1883) in den Staatsdienst und wurde bald darauf in das Finanzministerium berufen. Bis 1910 war er dann in verschiedenen Stellen der Finanzverwaltung tätig. Er ist ein genauer Kenner der schwierigen Fragen des Ausgleichs mit Ungarn und hat an der Erledigung des letzten Ausgleichs hervorragend mitgearbeitet.

Dr. Karl Ritter v. Leth ist ein vielerfahrener Finanzmann, ein äußerst energischer, erfolgreicher Organisator, der sich in der Leitung der österreichischen Postsparkasse, dieser allseits anerkannten Musteranstalt, außerordentlich bewährte, und der sich erst in jüngster Zeit wieder anläßlich der Begebung der Kriegsanleihen große Verdienste erworben hat. Durch sein langjähriges Wirken in der Postsparkasse — er trat gleich nach Absolvierung seiner juristischen Studien im Alter von dreiundzwanzig Jahren 1884 in dieses Institut ein — ist er nicht nur mit allen Finanzfragen genau vertraut, sondern er kennt auch die Verhältnisse und Bedürfnisse des Handels und der Industrie, deren Förderung und deren Schutz ihm besonders am Herzen liegen. —nk—



Während der Beschießung von La Houlette durch die Engländer.

Der Tod fürs Vaterland.

Von Dr. Karl Storck.

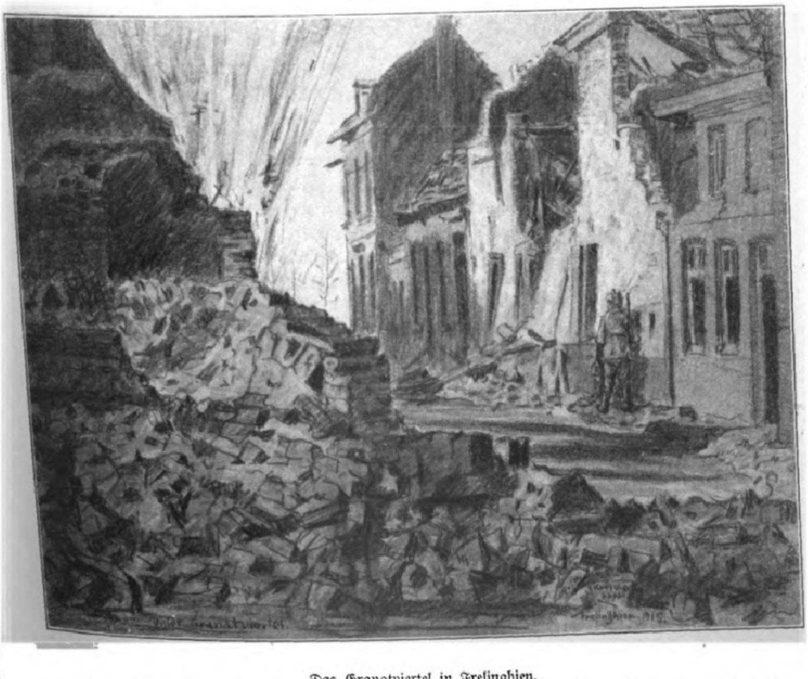
Eine beträchtliche Enttäuschung harrt des Deutschen von heute, wenn er Horazens vielgerühmten und oft bei feierlicher Gelegenheit vorgesprochenen Vers „Dulce et decorum est. pro patria mori" (Süß ist's und ehrenvoll, zu sterben für das Vaterland) an seiner Ursprungsstelle in der zweiten Ode des dritten Buches aufsucht. Die kühle Nüchternheit des Römers, die selbst für den Opfertod eigentlich nur selbstsüchtige Gründe beibringt, ist gleich weit entfernt von der schwärmenden Begeisterung der Jugend wie der sittlichen Opferkraft unseres Mannestums.

Je mehr man die Tausende von Stimmen, die aus Feldpostbriefen, Gedichten, Reden in dieser Zeit zu uns klingen, auf das Gemeinsame hin belauscht, um so ergriffener steht man vor der edlen Sachlichkeit des heutigen Heldensterbens. Selbst der Gedanke der Unsterblichkeit, des kriegerischen Ruhmes tritt heute zurück. Es ist, als wollten sie gar nichts mehr für sich, die da draußen ihr Bestes hingeben; herrlicher als je leuchtet der Begriff „Vaterland".

Man meint, das müßte immer so gewesen sein, und glaubt nur unwillig den Ergebnissen ruhiger Forschung, die unwidersprechlich festlegen, daß gerade dieses Gefühl zu den jüngsten Empfindungen unseres Volkes gehört. Aber das eine ist ja klar: die Liebe zum Vaterland setzt ein Vaterland voraus. Seit wann aber kennen wir Deutsche ein deutsches Vaterland? Wir sind viel schwerer zu diesem Besitz und damit auch zu dem ihn deckenden Wortbegriff gekommen als eines der anderen heutigen Kulturvölker. Wir haben uns mit dem engeren persönlicheren Besitz der „Heimat" begnügen müssen. Diese Liebe zur Heimat, zur Scholle, ist dem Deutschen in besonderer Kraft früh eigen, so lebhaft der Wandertrieb und auch die Wandernot die Frühgeschichte unseres Volkes beeinflußt. „Im Elend sein", hieß für den Altdeutschen, wie wir bereits aus Otfried wissen, in der Fremde sein. Freilich, das Wort „Heimweh" ist, wie Friedrich Kluge einmal nachgewiesen hat („Wortforschung und Wortgeschichte, 1912"), auch erst spät entstanden, viel später noch als das Wort „Vaterland", das bereits dem mittelhochdeutschen Sprachschatz angehört. Doch hat es dort eine ganz andere Bedeutung: „Land des Vaters", also Gottes, in das seine Kinder als in die eigene Heimat streben sollen. Als die fleißigen und zuweilen — man denke an den sprachgewaltigen Nötker, den Großlefzigen — auch dichterischen Glossenschreiber, die unermüdlich den lateinischen Literaturbesitz einzudeutschen strebten, das lateinische „patria" zu umschreiben hatten, fehlte ihnen nicht nur das deckende Wort, sondern auch, was viel bezeichnender ist, das rechte Verständnis dafür. Den staatspolitischen Verhältnissen entsprechend, stellte sich dafür als weitestes der Begriff „Heimat" ein, viel öfter noch bloß „Heim" oder „Stammgut". Und wenn einmal eine Vorahnung des wirklichen Begriffes „Vaterland" auftaucht, so geschieht es, wie im „Tegernseer Antichristspiel", unter dem Einfluß antiker Anschauungen, ebenso wie ja auch Otfrieds betontes



Nach schweren Kämpfen in wohlverdienter Ruhe.



Das Granatviertel in Frelinghien.

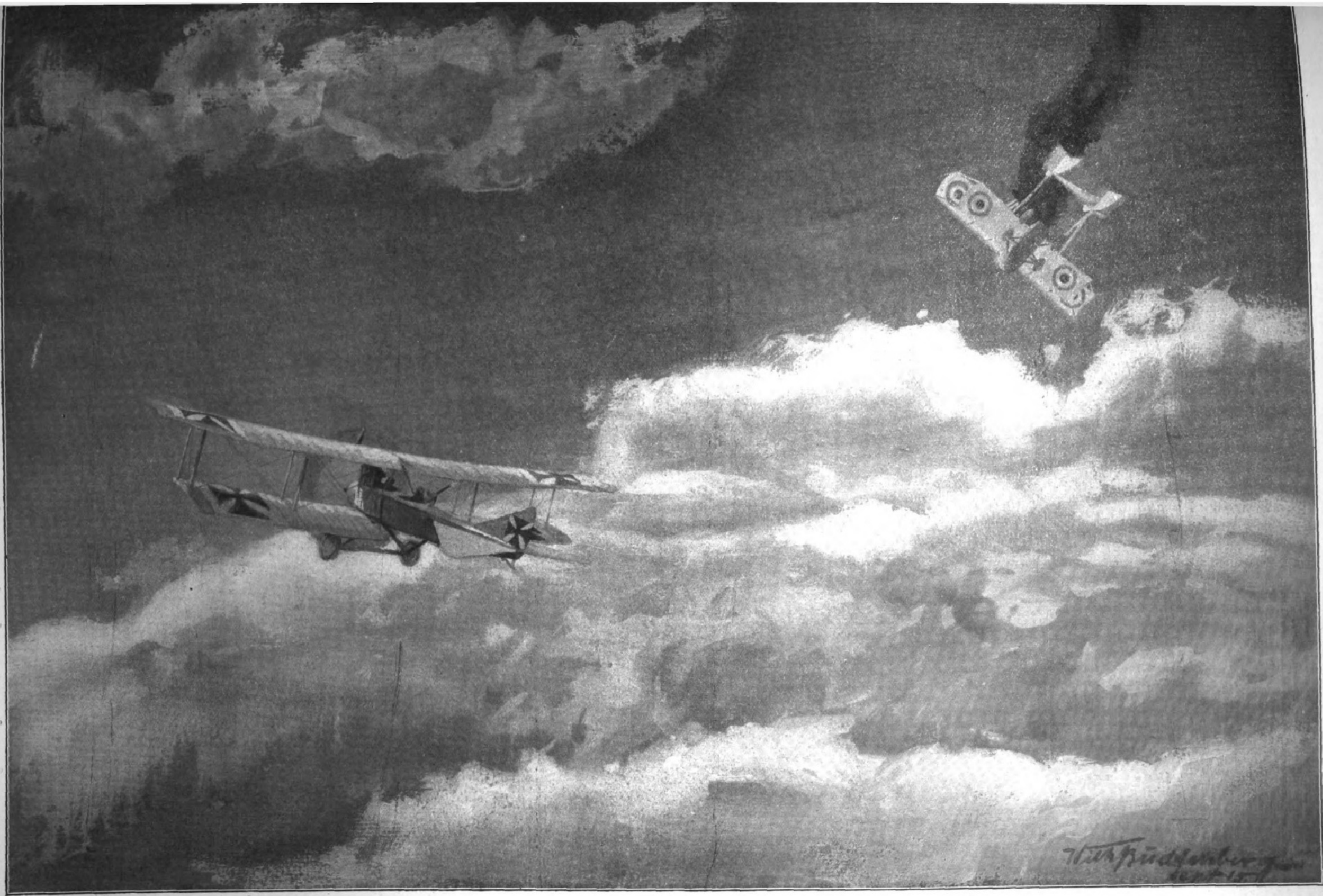
Deutschbewußtsein in seinem „Ruhm der Franken" als Widerspruch oder Gegenstück zur römischen Anschauung auftritt.

Es ist denn auch der dieser ersten lateinischem Kulturboden entwachsenen Geistesverfassung verwandte Humanismus, der das Wort „Vaterland" mit der heutigen Bedeutung zuerst in unserer Sprache heimisch macht. Gerade diese lateinisch schreibenden und dichtenden Männer betonen, vielleicht angeeifert durch das Vorbild der Antike, den Stolz aufs Vaterland, und in lateinischer Rede feiern sie Deutschlands Sieg über die Vorbilder Roms und Italiens. Damals, von den Hutten, Reuchlin und Genossen ist die „welsche Tücke" als Minderwertigkeit gegen „deutsche Treue" aufgestellt worden. Die Überlegenheit des deutschen Schwertes wurde gepriesen und an allerlei Erfindungen und Entdeckungen nachgewiesen, daß auch der deutsche Geist dem fremden mindestens ebenbürtig sei. Aus den antiken Werken des Tacitus gewann man das Bild eines germanischen, gesamtdeutschen Helden im Vaterlandsbefreier Hermann.

Es ist merkwürdig, daß sich dieses stolze Gefühl just in einer Zeit herausbildete, in der es in der Wirklichkeit so wenig Stützung fand. Denn des Deutschen Reiches alte Herrlichkeit lag in Trümmern, und die Glaubensspaltung hatte auch noch die Einheit im geistigen und seelischen Empfinden zerstört. Aber gerade im Elend entwickelte sich nun eine geistige Sehnsucht nach dem Vaterlande. Die Dichter mehren sich, die Deutschland preisen und auf eine Wiederkehr deutscher Herrlichkeit hoffen. Jetzt, wo es von der Fremde erdrückt wird, erkennt man den Wert deutschen Wesens. Die deutschen Sprachgesellschaften, vielfach lächerlich im einzelnen, bekunden ein wertvolles Empfinden für die volkserhaltende Kraft der Sprache. Satiriker erstehen uns, die deutsche Zucht und Sitte gegen die glänzendere fremde Mode verteidigen.

Inzwischen hatten die anderen Kulturvölker längst ein politisches Vaterland gewonnen. Für Italien war es ja meist die Herrlichkeit der Vergangenheit, an die sich Stolz wie Sehnsucht in der zerklüfteten und zerrissenen Gegenwart klammerten. England schafft mit der „Magna charta libertatum" schon im Jahre 1215 die aus Vaterlandsstolz gebildete Volksverfassung. Frankreich prägt bereits im Rolandslied den Ausdruck „La dolce France" und zeigt schon da die dünkelhafte Richtung seiner Vaterlandsliebe, die sich dann dauernd verschärfte. Ein „Deutschland" hat

Vom Kriegsschauplatz in Flandern. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Fritz Krösche-Apel.



Aus den Kämpfen in der Champagne: Ein deutscher Doppeldecker schießt ein französisches Flugzeug bei Somme-Py ab.
Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant Wilhelm Buddenberg.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Fliegeralarm.

Nach einer Zeichnung des auf dem flandrischen Kriegsschauplatz zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

es dagegen in all dieser Zeit nicht gegeben, selbst die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit half uns nicht gegen den Bruderzwist der Stämme. Nicht einmal im Kampf gegen die Welschen, fern der Heimat, wurde das Zusammengehörigkeitsempfinden stark genug, um Fürsten, die zu unseren besten Männern gehörten, von der Feindschaft gegen ihre Volksgenossen abhalten zu können.

So darf man auch ein gelegentliches Verherrlichen Deutschlands in der Dichtung nicht allzu hoch anschlagen. Walther von der Vogelweide ist auch in seinem großen Deutschgefühl eine vereinzelte Erscheinung. Auch dort, wo sie uns heute leicht als Vaterlandsempfinden in unserem Sinne erscheinen mag, ist die treibende Kraft bei großen Bewegungen enger, so im Befreiungskampf der Schweizer, der weit mehr sozial war als politisch und den Kantönligeist nur für so lange zurückdämmte, als der Feind einen fühlbar bedrückte. Die eidgenössische Gestalt Tells ist Zutat späterer Sage. Auch von Winkelrieds Opfertod in der Schlacht bei Sempach weiß die zeitgenössische Geschichtsbetrachtung nichts. Dabei war die Hingabe des Lebens im Kampf als ehrenvolle Pflicht anerkannt und auch in ihrer Schönheit begriffen. Das deutsche Landsknechtslied preist den Schlachtentod nicht nur, weil das Leben dem alten verbrauchten Landsknecht wenig Gutes verspricht, sondern auch als Ehrensache. „Viel besser ist's, zu tote erslagn, denne mit schanden entronnen." Aber der Begriff „Vaterland" ist dem um Sold dienenden Landsknecht fremd, der allerdings vor dem späteren Söldner ein innigeres Verhältnis zu seinem Heerführer (man denke an Frundsberg) und die Treue zur Fahne voraushat.

Freilich, dicht vor dem Dreißigjährigen Kriege, der jenes Söldnertum zur Herrschaft brachte, erklingt Jakob Vogels Lied, das noch heute unseren Soldaten ans Herz greift: „Kein sel'ger Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen, auf grüner Haid, im freien Feld, darf nicht hör'n groß Wehklagen." Und dieses Lied schließt: „Davon man tut haben unsterblichen Ruhm; mancher Held frumm hat zugesetzt Leib und Blute, dem Vaterland zugute."

Das klingt wie eine glückliche dichterische Neuprägung des Horazischen Wortes. Im siebzehnten und in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt sich dann der Preis des ehrenvollen, ewigen Ruhm spendenden Todes in der Schlacht. Aber mit blutvollem Leben erfüllt sich der Begriff „Vaterland" uns Deutschen zum erstenmal durch Friedrich den Großen. Das deutsche Nationalbewußtsein hat der Erscheinung dieses Mannes am meisten zu danken. Durch ihn erwacht wieder der deutsche Stolz; im Hinblick auf ihn empfinden diesen Stolz auch jene, die nicht zu seinem Königreiche gehören. „Fritzisch gesinnt sein", wie es Goethe nannte, heißt „deutsch gesinnt sein". Und was in Friedrichs Gedichten vielfach etwas kühl vernünftelnd klingt, in seinem ganzen Sein ist es wahres Leben. Er ist tatsächlich der erste Diener des Staates und verkörpert in edelster Form jenes Pflichtbewußtsein, das bis auf heute der beste Teil des Preußentums geblieben ist. Gewiß ist dieser Begriff „Staat" etwas kühl verstandesmäßig, im Vergleich zu dem des „Vaterlandes", was um so verständlicher wird, wenn man bedenkt, daß ja auch jetzt die geistigen und sittlichen Kräfte des Deutschtums nicht voll miteinstimmen konnten, da die Grenzen des Staates nicht Volksgrenzen waren und Friedrich zum Hauptfeind die österreichischen Volksgenossen hatte. Es wird zwar in dieser Zeit nicht ausgesprochen, daß hierin der Zwiespalt liegt; aber in dem ungeheuren Jubel, den Friedrichs Sieg bei Roßbach, also die Überwindung des wirklich Fremden, auslöste, offenbart sich ein Deutschgefühl, das von nun ab, wenigstens in der Dichtung, nie mehr verlorengeht und bald allen tieferen Geistern als nationales Idealbild vorschwebte.

Wieder ist es bedeutsam, daß dieses Bild der Sehnsucht aus tiefster Erniedrigung ersteht. Die scheinbare Zertrümmerung der Kernkraft Deutschland durch Napoleon ist die eigentliche Geburtsstunde des deutschen Vaterlandsgefühles, wie wir es heute verstehen. Gegenüber der steten Begeiferung unseres Militarismus durch das Ausland, wobei uns die Fremden auf das Deutschland Kants verweisen, kann man mit aller Bestimmtheit entgegnen, daß die wunderbare Vertiefung des Pflichtbegriffes, die wir Kant verdanken, in der deutschen allgemeinen Wehrpflicht ihre schönste praktische Erfüllung erfahren hat, und daß bei keinem anderen Volke die Aufopferung fürs Vaterland, der Tod fürs Vaterland so als sittliche Angelegenheit erscheint wie beim deutschen. Das zeigt sich auch im dichterischen Ausdruck, dem in diesem Falle das Pathos etwa des Franzosen ganz abgeht, weil uns der Tod fürs Vaterland zu einfach selbstverständlich ist. Wir sind darin entschieden immer feinfühliger geworden und empfinden es jetzt peinlich, wenn irgendeiner Aufhebens davon macht, daß er mit ins Feld zieht. Dagegen ist das Gefühl der allgemeinen Verpflichtung so außerordentlich stark geworden, daß das Daheimbleibenmüssen etwas Beschämendes hat. Wenn diese Empfindungsweise heute nach sechzehn furchtbaren Kriegsmonaten sich nicht mehr so hell und überschäumend zeigt, wie zu Beginn — vorhanden ist sie immer noch. Und wir erleben täglich die Beispiele, daß der Landsturmverpflichtung entwachsene Männer plötzlich ihren Beruf liegenlassen und hinausziehen, einfach weil sie es nicht mehr aushalten.

Es ist gerade für deutsche Art sehr kennzeichnend, daß es zuerst ein Philosoph war, der aus dem starken Erlebnis Friedrichs des Großen und des von ihm neugeschaffenen Staatsgefühls heraus die Schönheit der Pflicht zur Aufopferung fürs Vaterland erkannte und als Lebenslehre darstellte. Der Berliner Universitätsprofessor Gustav Roethe hat in einer seiner durch besondere Erlebenskraft unserer Zeit hervorstechenden Kriegsreden diese 1761 erschienene Schrift „Vom Tode fürs Vaterland" des aus Schwaben stammenden, aber an der Universität in Frankfurt a. O. wirkenden Thomas Abbt zum Ausgangspunkte genommen. Der Süddeutsche war von der Betätigung Preußens unter seinem König so im tiefsten erschüttert; von der Kraft, mit der das kleine Land die furchtbare Niederlage bei Kunersdorf überwand, so überwältigt, daß seine kleine Schrift trotz aller Abhängigkeit vom Aufklärungsgeist und antiker Moral noch heute zu packen vermag.

Es ist immer wieder lehrreich, den überwältigenden Einfluß einer großen Persönlichkeit zu sehen, so, wenn hier die hinreißende Wirkung, die von Friedrich II. ausging, den Philosophen zwingt, zunächst gegen die Antike aufzukommen und die Frage zu beantworten, daß in Monarchien die Liebe zum Vaterland die Herzen ebenso beherrschen könne wie in Republiken. Und noch ein zweites Mal muß er die [...] überwinden, wenn Abbt angesichts der neuen Kampfes[...] erkennen muß, daß das „decorum est" des Römers, [...] Ehreeinbringen, als Antrieb zum Tode fürs Vaterland [...] Nicht Ruhmgier, nicht die Sucht nach irgendeinem [...] sei die Triebfeder, sondern „das innere Bewußtsein der [...] für seine Pflicht" mache den tapferen Mann. Gleich[...] wie der Philosoph hatte Ewald v. Kleist dichterisch dies[...] schauung ausgesprochen und sie mit seinem Herzblut bes[...]

Aber ganz mit deutschem Gefühl durchtränkt, so [...] elementarer Lebensinhalt, über den nicht erst geflügel[...] nachgedacht zu werden braucht, weil er Lebensnotwe[...] keit ist, wird diese Art von Deutschgefühl durch die Ro[...] tik. Und in der Lyrik der Freiheitskriege wallt dann s[...] heiß die Liebe zum Vaterlande, in der auch der Op[...] zum Glück wird. So steigert der junge Körner in seinem [...] vor dem Freiheitskrieg entstandenen Drama „Joseph Heid[...] Horazens Wort dahin: „Zum Opfertode für die Fr[...] und die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl abe[...] viele zu schlecht dazu!"

So ist es die Poesie, die uns auch dieses Gefüh[...] höchsten Erlebensfähigkeit steigert. Es ist lebendiggewo[...] Poesie, wenn der junge Körner, als er „bei Sandow [...] Zeit die Ufer der Elbe bewachen mußte", im „Mißmut" d[...]

„Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Zymbeln schmettern drein.
Deutschland wirbt um seine Kronen,
Und hier soll ich ruhig wohnen,
Soll des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben? —
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben:
Aber schnell!"

Kunst ist für uns die höchste Lebenssteigerung; Verschönerung des Lebens, nicht erlesene Form, so[...] Lebensverdichtung zur festtäglichen Höhe. Und dies[...] geheure Lebenssteigerung, dieses einzigartige Bewußtse[...] eigenen Persönlichkeit, das selige Hingeben dieser in [...] Bollwert gefühlten Persönlichkeit für das unendlich erh[...] Ganze des Vaterlandes, das ist unsere urdeutsche Be[...] rung. Nichts von Blutrausch, nichts von trunkenem [...] Freude, Glücksgefühl! Weil der einzelne sich nicht me[...] grenzt fühlt in sich selbst, sondern das Ganze umfaßt. [...] volle Sichhingebenkönnen ist höchste Seligkeit. Und vi[...] kann diese Hingabe nur ganz erfolgen in der Liebe [...] Vaterlande, weil sie hier so rein ist, so ganz selbstlo[...] nichts mehr für sich begehrt. Das hat der junge Goethe [...] herrlich erschaut in seinem dramatischen Fragment „P[...] theus", wo der Menschenschöpfer seiner Lieblings[...] Pandora diese letzte Lebensweisheit enthüllt:

„Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora —
Das ist der Tod!

Wenn aus dem innersten, tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen —

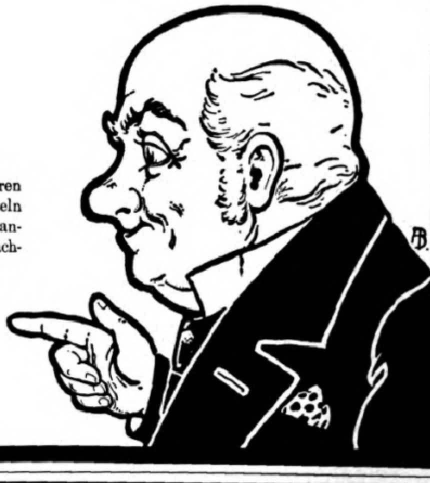
Und du, in immer eigenstem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch."



Hinter der Front in Westflandern: Beim Makreleneinkauf.

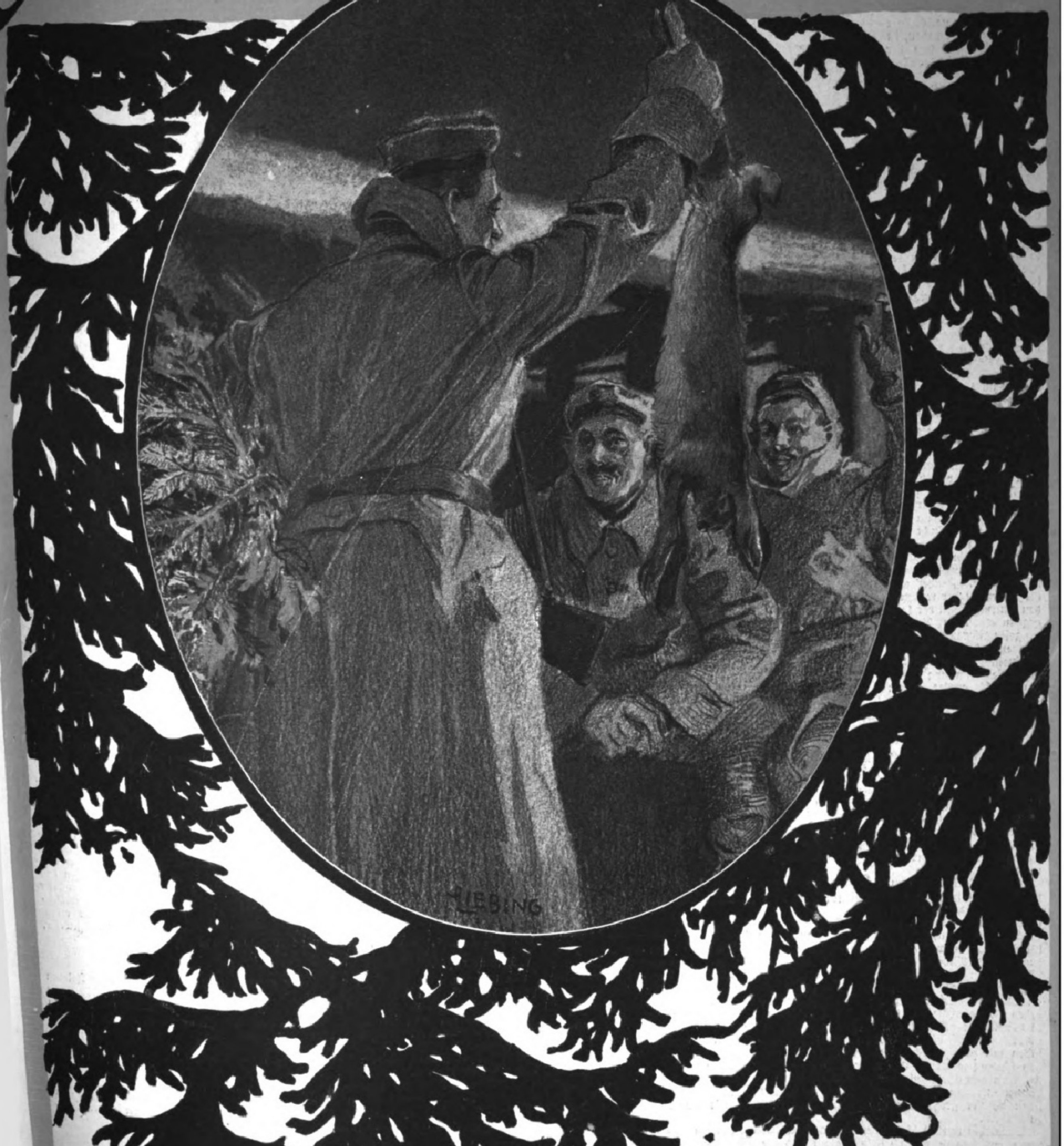
Nach einer Zeichnung des auf dem flandrischen Kriegsschauplatz zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Ende des redaktionellen Teils.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. [illegible] Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



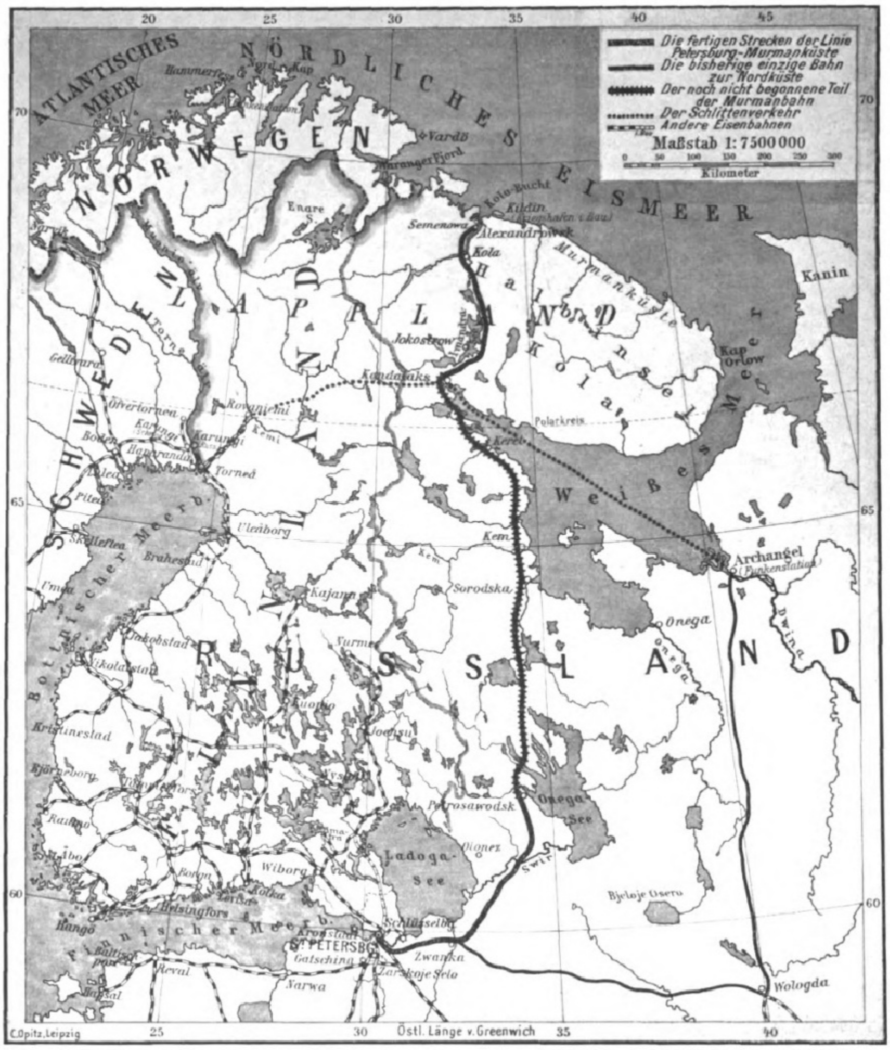
Verlag von J. J. Weber. Leipzig.

Nr. 3782. Kriegsnummer 73. Preis 1 Mark.

Rußlands neuer Schienenweg zum Eismeer.

Das Streben Rußlands, noch während der Kriegsdauer einen stets zugänglichen Verkehrsweg für das ihm fortgesetzt von den Vereinigten Staaten gelieferte Kriegsmaterial zu erhalten, gab Anlaß, daß im vorigen Herbst plötzlich an die Verwirklichung des alten Planes der Murmanbahn — der Eisenbahnverbindung zwischen Petersburg und der Murmanküste — gegangen wurde. Die Arbeiten begannen zuerst im südlichen Teil und in diesem Frühjahr auch auf der Kolahalbinsel. Obgleich es sich um eine Bahnlinie von über 1000 km Länge handelt, wurde vor kurzem in Paris und London die überraschende Nachricht verbreitet, daß die Eröffnung der ganzen Murmanbahn bereits im November erfolgen würde. Die damit bei den Westmächten erweckte Hoffnung, daß Rußland nun schon im Winter ein wirksames Verkehrsmittel zur Heranschaffung von Kriegsmaterial habe, erweist sich jedoch als trügerisch, denn ein großer Teil der Murmanbahn, nämlich der mittlere, ist überhaupt noch nicht in Angriff genommen worden. Mit um so größerer Kraft jedoch ließ die russische Regierung den Bau der durch die Kolahalbinsel führenden Strecke betreiben, indem sie nicht bloß ein gewaltiges Arbeiterheer aufbot, sondern schließlich auch noch Tausende von deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen benutzte. Letztere waren überhaupt das brauchbarste Personal, das denn auch für den eigentlichen Bahnbau selbst verwandt wurde, wogegen man die russischen Arbeiter mit Erdarbeiten und Wegeanlagen beschäftigte. Der Heranziehung zahlreicher Arbeitskräfte in Verbindung mit dem Umstand, daß viele Bahnbestandteile, namentlich die Brücken, erst in vorläufiger Art ausgeführt wurden, ist es zuzuschreiben, daß der nördliche Abschnitt der Murmanbahn innerhalb eines Jahres fertiggestellt werden konnte.

Die ganze Murmanbahn setzt sich aus folgenden Strecken zusammen. Von Petersburg oder genauer von Swanka aus, einer Station 125 km östlich von der Hauptstadt, führt eine Linie, die zum Teil schon vorher fertig war, südlich um den Ladogasee in nordöstlicher Richtung bis Petrosawodsk, das an der Westseite des Onegasees liegt. Diese Strecke dürfte fertig sein oder wenigstens bald werden. Aber dies spielt angesichts der ganzen Lage des Bahnbaues gar keine Rolle, da die Arbeiten an der folgenden Linie, die sich von Petrosawodsk bis Kandalaks hinauf erstreckt, noch nicht begonnen haben. Diese Strecke ist nicht weniger als gegen 700 km lang. Vor kurzem ist erst das Baumaterial hierfür bestellt worden, und der Bau kann daher frühestens im Frühjahr 1916 seinen Anfang nehmen. Von Kandalaks aus, das an der nordwestlichen Bucht des Weißen Meeres liegt, durchquert die Bahn die Kolahalbinsel bis zur Murmanküste hinauf. Früher war als Endpunkt der kommenden Murmanbahn der 1899 gegründete neue Verwaltungssitz Alexandrowsk am Nordende der Kolabucht in Aussicht genommen. Da sich diese Gründung jedoch als verfehlt erwies, indem der Hafen hier nicht völlig eisfrei ist und sich auch nicht als Flottenstation eignet, ist das benachbarte Semenowa Endpunkt der Murmanbahn geworden. An diesem Platz, einer ganz unbedeutenden Fischerniederlassung, wurden große Kaibauten ausgeführt, und in seiner neuen Rolle hat Semenowa alle Aussicht, ein vielgenannter Ort zu werden.



Rußlands Schwierigkeiten in seiner Versorgung mit Kriegsmaterial: Übersichtskarte der im Bau befindlichen und teilweise bereits fertigen Murmanbahn, des neuesten Schienenwegs zum Eismeer.

Welche Vorteile es nun für Rußland hat, an der Kolabucht einen mit dem russischen Eisenbahnnetz in Verbindung stehenden Verschiffungsplatz zu besitzen, leuchtet ein. Während die Murmanküste von der norwegischen Grenze ab bis zu ihrem Ende gegen Osten, wo die Einfahrt zum Weißen Meer und nach Archangelsk liegt, etwas über 400 km lang ist, beträgt der Abstand von der norwegischen Grenze oder vom Warangerfjord bis zur Kolabucht nur ungefähr 140 km. Das Fahrwasser um das Nordkap und längs der Murmanküste ist im Winter eisfrei, so daß die Schiffahrt zur Kolabucht ohne Unterbrechung vor sich gehen könnte. Wie sich die Schiffahrt in jenen Gewässern in der dunklen Jahreszeit in Wirklichkeit gestaltet, bleibt allerdings abzuwarten. Auch der Bahnbetrieb in den nördlichen, durch völlige Einöden gehenden Teilen der Murmanbahn wird bei Schneefällen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wie Erfahrungen bei der durch das schwedische Lappland gehenden Reichsgrenzbahn sowie in der Hochgebirgsregion der Eisenbahn Christiania-Bergen lehren, bei welchen Bahnen man umfangreiche Schutzbauten in Form von Schneeschirmen und Schneetunneln hat herstellen müssen, und wo jeden Winter große Schneepflüge in Tätigkeit sind, um die Strecken vom Schnee zu säubern.

Immerhin werden die Russen aus dem nördlichen, fertigen Teil der Murmanbahn, wenn der Betrieb wirklich bald beginnt und die Witterungsverhältnisse sich nicht zu schlimm gestalten, schon während des Krieges Nutzen ziehen können. Es soll nämlich beabsichtigt sein, die Strecke Kandalaks-Murmanküste durch Schlittenverkehr, bei dem Pferde als Zugtiere dienen, mit anderen Bahnen in Verbindung zu bringen. Dieser Schlittenverkehr soll von Kandalaks aus in östlicher Richtung mit Archangelsk, in westlicher Richtung mit der nördlichsten Station des finnischen Eisenbahnnetzes, Rovaniemi, unterhalten werden. Bis zu letzterem beträgt der Abstand etwa 225 km, bis Archangelsk 395 km, die durchweg auf der Eisdecke des Weißen Meeres zurückzulegen sind. Dieses Eis ist im Winter dick und stark, und darum können auch auf dieser Linie die erforderlichen Zwischenstationen mit Ställen und sonstigen Unterkunftsräumen errichtet werden.

Wenn auch die Murmanbahn unter den obwaltenden Umständen keine Aussicht hat in ihrer Gesamtheit noch im gegenwärtigen Kriege den Russen Nutzen zu bringen, so wird sie doch später einen Hebel für Ausnutzung der Naturschätze an Mineralien und Wäldern sowie das nötige Bindeglied für die Flottenstation an der Murmanküste bilden. Eine solche ist nämlich bei Kildin, etliche Kilometer östlich von der Kolabucht im Entstehen begriffen, und schon vor Jahren hieß es, daß die Verwaltungsgebäude von dem mißglückten Alexandrowsk nach Kildin verlegt werden sollten. Der Kriegshafen jedoch, den man hier baut, war bei Ausbruch des Krieges noch lange nicht fertig, und die Eismeerflotte bestand bloß aus dem Wachtschiff „Bakan“ und einigen alten Kanonenbooten.

Ferner dürfte die Murmanbahn nach dem Kriege auch Touristen anlocken, die in zweitägiger Eisenbahnfahrt zur Murmanküste gelangen können, wo sie sich in einem Eismeerteil befinden, das den ersten Abschnitt der Nordostpassage bildet, und wo Polarforscher wie Nordenskiöld und Nansen entlang fuhren. Auf der Kolahalbinsel, die zum russischen Lappland gehört und sehr gebirgig ist, berührt die Bahn, durch zahlreiche Tunnel gehend, eine wilde, wald- und wasserreiche Natur, unter anderm folgt sie hier dem großen Binnensee Imandra, der 100 km lang und 5 bis 30 km breit ist, auf einer Strecke von etwa 60 km. Für den Postverkehr der nördlichsten Teile Europas bietet die Bahn ebenfalls Erleichterungen. So hat kürzlich, wie immer bei Eintritt des Winters, der gewöhnliche Dampferverkehr zwischen Vardö, dem äußersten Norwegen, und Archangelsk aufgehört, und es geht bloß monatlich ein Dampfer bis zur Kolabucht, von wo die Postsachen bisher mittels Renntierschlitten die ungeheure Strecke über Land nach Archangelsk gesandt wurden.

Auch hierfür bietet also die neue Eisenbahn, die durch die Kolahalbinsel geht, eine Hilfe. Aber in erster Linie interessiert doch, in welchem Grade sie imstande sein wird, ihren Beruf als Kriegsbahn zu erfüllen. Daß indessen die Leistungsfähigkeit der bevorstehenden Winterverbindung Rußlands zwischen der Murmanküste und dem Innern — mit Schlittenverkehr als Glied — eine recht begrenzte sein muß, liegt auf der Hand. F. Mewius.

Kriegschronik.

29. November 1915.

Die Isonzoschlacht dauert fort. Auch die gestrigen harten Kämpfe endeten für die österreichisch-ungarischen Truppen wieder mit der vollen Behauptung aller ihrer Stellungen.

Auf dem Balkankriegsschauplatz ist die Verfolgung im weiteren Fortschreiten. Über 1500 Serben wurden gefangengenommen. Die Gesamtzahl der bisher den Serben abgenommenen Geschütze beträgt 502, darunter viele schwere.

Die österreichisch-ungarische Offensive gegen das nördliche und nordöstliche Montenegro nimmt ihren Fortgang.

Die Bulgaren verfolgen in der Richtung gegen Prizrend.

An der Irakfront in Mesopotamien mußten die Engländer den Rückzug antreten. Am 25. November verjagten die Türken den Feind aus den Stellungen, in die er eingedrungen war. Die Engländer ließen eine große Anzahl Verwundeter und Toter auf dem Schlachtfelde. Die Türken erbeuteten 3 Maschinengewehre, 1 Fahne, Waffen, Geschosse, Telegraphenapparate und Kriegsgerät.

30. November 1915.

Gestern waren die Angriffe der Italiener gegen die ganze Front zwischen Tolmein und dem Meere, mit besonderer Heftigkeit aber gegen die beiden Brückenköpfe und den Nordteil der Hochfläche von Doberdó gerichtet. Alle Angriffe wurden unter größten Verlusten des Feindes abgeschlagen. Nur ein schmales Frontstück bei Oslavija wurde etwas zurückgenommen. Görz erhielt nachts wieder etwa hundert schwere Bomben in das Stadtinnere.

Bei Rudnik (südwestlich von Mitrowitza) wurden serbische Kräfte von Teilen der Armee des Generals v. Kövess zurückgeworfen. Hier und westlich der Sitnitza wurden von Truppen der Armee des Generals v. Gallwitz zusammen etwa 1000 Gefangene gemacht.

Bulgarische Kräfte brachten am 28. November beim Vormarsch gegen Prizren über 3000 Gefangene und 8 Geschütze ein. Südwestlich von Priboj warfen österreichisch-ungarische Truppen die Montenegriner gegen Plewlje zurück.

1. Dezember 1915.

Bei den dem österreichisch-ungarischen Oberbefehl unterstehenden verbündeten Streitkräften auf dem russischen Kriegsschauplatz wurden im Monat November an Gefangenen und Beute 78 Offiziere, 12000 Mann und 52 Maschinengewehre eingebracht.

Anmerkung der Redaktion: Die Wiedergabe der in der Weihnachtsnummer der „Illustrirten Zeitung“ (Nr. 3780 vom 9. Dezember) reproduzierten Werke von Adolf v. Menzel ist mit Genehmigung von F. A. Bruckmann A.-G. in München erfolgt.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3782. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 23. Dezember 1915.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3782. 145. Band.



Auf Posten in der Weihnachtsnacht.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ O. J. Olbertz.

Lehren des Krieges über die neueste Geschichte der Weltpolitik.

Von Professor Dr. J. Hashagen, Bonn.

Die weltpolitische Belehrung, die uns der Krieg erteilt, erstreckt sich weniger auf Einzelheiten des weltpolitischen Verlaufs als auf allgemeine Gesichtspunkte zur Würdigung der großen Zusammenhänge. Man kann nicht einmal sagen, daß es unter dem Eindrucke des Krieges zu besonders zahlreichen, großen, aufsehenerregenden Enthüllungen über die internationale Politik der letzten Jahre gekommen ist. Wenigstens nur in bevorzugten Fällen, zu denen besonders die beiden grundlegenden Veröffentlichungen der kaiserlichen Regierung aus den belgischen Archiven zu rechnen sind. Dagegen ist der Ertrag der bekannten Buntbücher über den diplomatischen Kampf beim Kriegsausbruch für die Zeit vor 1914 im allgemeinen geringfügig. Nur die beiden österreichisch-ungarischen Rotbücher erheben sich hier über die anderen.

Im übrigen liegt es mehr auf einem allgemeineren Gebiete, was wir über die Geschichte der Weltpolitik besonders seit 1908 durch den Krieg gelernt zu haben glauben. Wenn es sich dabei auch nicht immer um völlig Neues handelt und manche Erkenntnis hier und da schon im verborgenen vorhanden war, so ist doch jetzt durch den Krieg alles viel klarer zum Bewußtsein gekommen.

Vornehmlich für die Behandlung von drei wichtigen Gegenständen hat uns der Krieg die Augen weiter geöffnet. Es sind folgende: 1. die Vorgeschichte von Vierbund und Vierverband, 2. die überragende Stellung der Orientalischen Frage, 3. die Periodisierung der Geschichte der Weltpolitik seit 1908. Es ist der Mühe wert, diesen dreifachen Gewinn schon jetzt andeutungsweise zu beschreiben.

I.

Die politische Geschichte des Krieges, die Geschichte der Parteigruppierung während des Krieges läßt sich bis jetzt kurz dahin zusammenfassen, daß aus einem ursprünglichen Kampfe zwischen Zweibund und Dreiverband während des ersten Vierteljahres heute ein Kampf zwischen Vierbund und Vierverband geworden ist. Schon diese äußere Grundtatsache aus der politischen Geschichte des Krieges ist geeignet, manchen dunklen Weg der Friedensdiplomatie in den sieben Jahren vorher hell zu beleuchten. Der Krieg zwingt uns dazu, diese sieben Jahre als die letzten entscheidenden Jahre in der Vorgeschichte des Vierbundes wie in der Vorgeschichte des Vierverbandes anzusehen. Man wird auf das Verhältnis der künftigen Bundesgenossen zueinander besonders zu achten haben.

Da ergibt sich sogleich ein charakteristischer Unterschied zwischen den beiden aus der Diplomatie in den Krieg hinüberwachsenden Koalitionen: der werdende Vierbund hat unter inneren Schwierigkeiten weniger zu leiden als der werdende Vierverband. Zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn fehlen sie von jeher fast völlig. Die herkömmliche Freundschaft beider Mächte ferner für die Türkei wird zwar einigen schweren Belastungsproben ausgesetzt, besteht sie aber rasch und glücklich. Auch das Wohlwollen der Mittelmächte für Bulgarien reicht weit vor den Krieg zurück. Die Beziehungen zwischen Bulgarien und der Türkei sind zwar bis kurz vor Kriegsausbruch schlecht. Sie bessern sich aber mit Naturnotwendigkeit, seitdem die thrazische und besonders die mazedonische Frage zwischen diesen beiden Mächten gelöst ist.

In einer Hinsicht freilich macht die Vorgeschichte des Vierbundes einen viel trüberen Eindruck als die Vorgeschichte des Vierverbandes. Italiens Verrat am alten Dreibund wirft darauf einen dunklen Schatten. Italien ist die einzige Macht der ganzen Welt, die den Übergang von einem Weltbunde zum andern vollzogen hat. Das ist eine in der Geschichte der neuesten Weltpolitik völlig einzigartige und beispiellose Erscheinung. Umgekehrt läßt sie sich nicht beobachten: keine Macht ist vom Vierverbande zum Vierbunde übergetreten.

Von Italien abgesehen, ist jedoch die innere diplomatische Geschichte des werdenden Vierverbandes weit verworrener als die des werdenden Vierbundes. Der Vierverband wird eben nicht durch innere notwendige Lebensinteressen zusammengehalten, sondern mehr durch äußere gemeinsame Eroberungsinteressen. Er ist auch viel weniger paritätisch als der Vierbund. Gewiß hat Deutschland im Vierbunde die Führung, aber nicht so tyrannisch wie England im Vierverbande. Es ist kein Wunder, daß sich die anderen Partner des Verbandes zuzeiten noch gegen diese heillose englische Führerschaft auflehnen, so Frankreich während der bosnischen Annexionskrise und der marokkanischen Verständigung von 1909, so Rußland während der letzten Marokkokrise von 1911.

Schon vor dem Kriege besteht der werdende Vierverband jedoch nicht nur aus den vier eigentlichen Mitgliedern. Er verfügt noch über eine Reihe von Freunden im weiteren Sinne. Auch von Belgien und Serbien abgesehen, ist der Name „Vierverband“ formell unrichtig. Man müßte sagen „Fünfverband“; denn Japan ist seit 1902 formeller Bundesgenosse Englands. Japans Haltung im Weltkriege läßt auch schon seine frühere Politik seit dem ostasiatischen Ententenjahre 1907 in besonderem Lichte erscheinen. Auch die Parteinahme des neutralen Amerika hat eine längere inhaltreiche Vorgeschichte. Schon seit der Jahrhundertwende verlangt die Englandfreundlichkeit der amerikanischen Weltpolitik eingehende Beachtung.

Ebenso wird endlich die Geschichte des Verhältnisses der beiden Weltbünde zueinander durch die Kriegserfahrungen geklärt. Die drei großen internationalen Krisen, durch die die Weltpolitik der sieben letzten Jahre vor dem Kriege erschüttert wurde, die bosnische Annexionskrise von 1908/09, die Marokkokrise von 1911 und die Balkankrise von 1912/13, die alle drei schon bis hart an die Grenze des Weltkrieges geführt haben, stehen natürlich bereits in einem innerlichen Kausalzusammenhange mit dem späteren Kriege. Alle drei erscheinen uns jetzt als die unvermeidlichen diplomatischen Vorspiele des Krieges. Erst der Krieg hat, um es mit einem militärischen Ausdrucke zu bezeichnen, den Etappencharakter dieser Krisen enthüllt.

II.

Schon seit Menschenaltern hatte sich zwar die überragende weltpolitische Bedeutung der Orientalischen Frage nach mehr als einer Seite hin bemerkbar gemacht. Aber gerade infolge der Balkankriege von 1912/13 schien es noch kurz vor Toresschluß zu einer Art von Entspannung zu kommen. Die Anschauung fängt schon an, sich festzusetzen: als wenn das Zurückweichen der Türkei hinter die Linie Enos-Midia oder wenigstens bis Adrianopel die beste Gewähr biete für eine endliche Befriedigung des Balkans. Denn für viele Politiker war der Kern der Orientalischen Frage eben die türkische Frage, d. h. die Frage der Existenz einer Europäischen Türkei gewesen. War die Türkei erst aus Europa fast ganz verdrängt, so schien damit die ganze Orientalische Frage ihren bedrohlichen Spannungscharakter wesentlich einzubüßen. Der Balkan fast ohne die Türkei schien als der bekannte Wetterwinkel den Weltfrieden kaum noch zu bedrohen. Und als nun endlich auch die Balkanvölker miteinander Frieden geschlossen hatten, da ging es wie ein ehrliches Aufatmen durch die ganze Welt.

Der Weltkrieg hat diesen naiven Optimismus in der Beurteilung der Orientalischen Frage für immer zertrümmert. Er hat gezeigt, wo der gemeingefährliche Störenfried sitzt, nicht am Goldenen Horn, sondern in Belgrad, Kragujewatz und Nisch. Erst vom Weltkriege aus fällt das rechte Licht auf die neueste Geschichte der Orientalischen Frage. Wie groß und unausgleichbar die balkanischen Spannungen gewesen sind, hat erst der Weltkrieg gezeigt. Die Orientalische Frage ist, das haben wir jetzt erfahren, viel zu lange und viel zu oft im wesentlichen nur als türkische Frage behandelt worden. Sie ist aber mit genau demselben Rechte vielmehr als slawische und als austro-russische Frage anzusehen und nur als solche in ihrer überragenden weltpolitischen Stellung erkennbar. Die Tatsache überhaupt, daß im gegenwärtigen Kriege der ganze vielverschlungene Komplex der orientalischen Fragen für den weiteren Verlauf, für die Entscheidung und für die Nachwirkung des Krieges den Ausschlag gibt, zwingt den Historiker der Weltpolitik zu gespanntester Aufmerksamkeit gegenüber all den vielverschlungenen Wendungen der Orientpolitik schon lange vor dem Kriege.

III.

Vielleicht der wertvollste Ertrag der Kriegserfahrung liegt in der durch sie gegebenen Aufklärung über die Periodisierung der weltpolitischen Entwicklung seit 1908. Man könnte gewiß all diese Jahre, weil es durchweg Krisenjahre sind, als die nähere Vorgeschichte des Krieges in eine einzige Periode zusammenfassen. Aber dagegen macht doch schon die einfache Beobachtung bedenklich, daß die Jahre seit 1908 eben doch nicht ausnahmslos Krisenjahre gewesen sind. Zwischen die Jahre der Spannung schieben sich vielmehr Jahre der Entspannung. Das Ende der Annexionskrise im Frühling 1909 bringt deutlich einen Zustand der weltpolitischen Erschöpfung, der immerhin zwei Jahre vorhält, bis zum Frühling 1911 mit dem Wiederaufleben des marokkanischen Streites. Ebenso ist das Ende dieser letzten Marokkokrise im Herbst 1911 vom Beginne der Balkankriege im Herbst 1912 durch eine Art von Ruhepause getrennt. Und daß nach Ende der Balkankriege im August 1913 bis in das Jahr 1914 hinein wieder eine weltpolitische Entspannung Platz greift, ist noch in aller Erinnerung.

Außerdem aber bemerkt man nun hinsichtlich des allgemeinen internationalen Spannungszustandes einen deutlichen Unterschied zwischen dem früheren und den späteren Jahren. Die früheren Jahre zeigen nämlich durchweg eine viel bedrohlichere Hochspannung als die späteren. Trotz der beiden erwähnten Ruhejahre gefährden gleich die Anfangsjahre 1908 bis 1911 den Weltfrieden aufs heftigste. Trotz jener Pause bricht die internationale Krise schon nach zwei Jahren als Marokkokrise mit verstärkter Gewalt wieder aus. Die dazwischenliegenden Ruhejahre haben nicht das mindeste genützt; sie haben den Zündstoff im stillen nur weiter angehäuft. Besonders die englische Einkreisungspolitik ist auch jetzt mit bestem Erfolge tätig. Wenigstens ein zweiter deutsch-französischer Krieg scheint im Sommer 1911 vor der Tür zu stehen.

Aber nach dem Ende der Marokkokrise im Herbst 1911 scheint nun doch ein Umschwung einzutreten. Der deutsch-französische Marokkovertrag vom 4. November 1911 dient offenbar einer wirklichen weltpolitischen Beruhigung. Wenn auch der deutsch-französische Gegensatz dadurch nur äußerlich beseitigt wird, wie die vielen kleineren und größeren deutsch-französischen Zwischenfälle der nächsten Zeit lehren, so ist doch seit diesem Vertrage wenigstens zwischen Deutschland und England eine Art von Entspannung zu beobachten, die ja schon darin ihre Rechtfertigung zu finden schien, daß England im Novembervertrage seinen Willen großenteils durchgesetzt hatte. Diese Entspannung ist auch offenbar kein vorübergehender Zustand. Obwohl die Balkankriege von 1912/13 (bei der bekannten überragenden Stellung der Orientalischen Frage auch in der Geschichte des deutsch-englischen Gegensatzes) wahrhaftig genug Anlaß zu neuen deutsch-englischen Verwicklungen geboten hätten, so bleiben diese doch in schwererer Form aus, wenn sie auch keineswegs ganz fehlen. Überhaupt ruft die schwere Balkankrise von 1912/13 zwischen den Großmächten als Balkaninteressenten anscheinend weniger gegensätzliche Berührungen hervor, als man nach den bitteren Erfahrungen von 1908/09 hätte annehmen müssen. Die scheinbare deutsch-englische Entspannung, wie sie auch in den erst während des Krieges im vollen Umfange bekanntgewordenen deutsch-englischen Neutralitätsverhandlungen vom Frühling 1912 zum Ausdruck kommt, setzt sich noch bis ins Kriegsjahr 1914 fort, bis sie schließlich durch den englischen Flottenbesuch in Kiel unter dem Admiral Warrander am 24. Juni 1914 noch besonders bekräftigt zu werden scheint.

Vergleicht man die Zeit von Ende 1911 bis zum Kriege mit den vorangegangenen Sturmesjahren, dann ist der friedlichere Charakter der letzten Jahre vor dem Kriege unverkennbar. Der Ausbruch des Weltkrieges war im Sommer 1911 jedenfalls weit wahrscheinlicher als noch im Winter 1913/14. Der weltpolitische Spannungszustand der Jahre 1912 bis 1913 wenigstens unterscheidet sich so tiefgreifend von den Sturmesjahren vorher, daß man auch ohne die Kriegserfahrung, d. h. ohne die Tatsache, daß gerade diese Entspannungsperiode in den allgemeinen Krieg ausläuft, geneigt ist, Ende 1911 oder Anfang 1912 eine neue Periode zu beginnen.

So konnte man schon vor dem Kriege, wenn man aufpaßte, die weltpolitischen Perioden wegen ihres verschiedenen Spannungscharakters ziemlich deutlich gegeneinander absetzen. Aber es war nun hundert gegen eins zu wetten, daß man den beiden Perioden falsche Überschriften gab, da man vor dem Kriege ihren wahren Inhalt verkennen mußte. — Die Kriegserfahrung lehrt uns also zwar nicht die Periodisierung selbst; aber sie lehrt uns nun die wahre innere Bedeutung der beiden Hauptperioden, in die die Geschichte der Weltpolitik seit 1908 zerfällt. Durch den Krieg erst sind sie mit den richtigen Überschriften versehen worden.

Vor dem Kriege ist man immer geneigt gewesen, die scheinbare Entspannung der Jahre seit 1912 ernst zu nehmen. Noch während des Krieges ist besonders auf feindlicher Seite die Anschauung vertreten worden: jene Entspannung ist nicht Schein, sondern Wirklichkeit. Mithin ist der Krieg nicht im Anschluß an eine scheinbare, sondern im Anschluß an eine wirkliche Entspannungsperiode ausgebrochen. Die Dreiverbandsmächte im besonderen, so wird uns versichert, haben nur folgerichtig gehandelt, wenn sie bis zum letzten Augenblick an der Aufrechterhaltung des Friedens gearbeitet haben. Sie haben das spätestens seit 1911 immer getan. Gerade die Entspannung seit dieser Zeit ist vor allem das Verdienst des Dreiverbandes.

Uns Deutschen freilich predigt der Krieg das Gegenteil. Die Entspannung seit 1911, das zeigt er, ist nicht Wirklichkeit, sondern nur schöner Schein gewesen. Und man kann kaum noch zweifelhaft darüber sein, daß dieser Schein vom Dreiverbande bewußt hervorgerufen worden ist. Der Dreiverband hat aus den Erfahrungen von 1908 bis 1911 gar nichts gelernt oder nur so viel, daß mit so plumpen diplomatischen Angriffen, wie er sie damals gegen die Mittelmächte unternahm, gegen diese gar nichts auszurichten sei. Man mußte also eine neue Taktik finden. Die Strategie aber blieb dieselbe. Nicht die Strategie, sondern nur die Taktik des Dreiverbandes hat sich seit Ende 1911 gewandelt. Auf die Jahre der plumpen taktischen Offensive des werdenden Vierverbandes (1908 bis 1911) folgte die Periode der verschleiernden taktischen Defensive (1912 bis 1914), die man aber ebenso als Periode der verschleierten taktischen Offensive bezeichnen kann, weil sie unmittelbar und ohne längere Zwischenglieder in den allgemeinen Krieg ausläuft. Ein wichtiges Symptom für diese Defensive ist neben der erwähnten deutsch-englischen Entspannung zum Beispiel auch die relative Dreibundfreundlichkeit der italienischen Politik in diesen Jahren trotz des Tripoliskrieges von 1911/12 und die letzte verhältnismäßig glatte Erneuerung des alten Dreibundes im Herbst 1912.

Da der Dreiverband in der ersten Periode mit seinen plumpen Mitteln nicht zum Ziele gelangt ist, versucht er es in der zweiten Periode mit feineren. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, die Wachsamkeit der Mittelmächte einzuschläfern, um dann um so sicherer über sie herfallen zu können. Daher sowohl die deutsch-englische wie die austro-italische Entspannung — Theatercoups, von denen man nicht auf wirkliche Gesinnungen hätte schließen dürfen.

Erst der Krieg hat uns auch auf diesem dunklen Felde sehen gemacht. Vor dem Kriege waren unsere Augen vielfach verschleiert. Wir waren oft blind. Auch Politiker und Historiker und viele, die sich heute als die dreimal Weisen dünken, waren damals blind. Das einzugestehen, ist keine Schande, wenn wir nur jetzt die gewaltige Lehrmeisterarbeit des Krieges auf uns wirken lassen. Jede ernsthafte Erforschung der Geschichte der Weltpolitik wird immer den Krieg als höchsten Lehrmeister über sich anerkennen. Der Krieg, sonst eine Quelle entsetzlichen Elends, erweist sich auch hier als eine Quelle reichen Segens für Wissenschaft und Vaterland.



Der Krieg im Hochgebirge: Schneeschuhläufer-Patrouille. Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Albert Singer

Frauenfürsorge für unsere Kriegsbeschädigten und ihre Angehörigen.

Von Alice Freifrau v. Bissing, geb. Gräfin v. Königsmarck.

Die Sorge für unsere Kriegsbeschädigten und ihre Angehörigen nimmt augenblicklich in unserem sozialen Denken wohl die erste und vornehmste Stelle ein. Sie führt uns durch die Pflichten der Gegenwart in diejenigen der Zukunft, und jeder, der es ernst mit den Aufgaben verschiedenster Art nimmt, die durch eine zweckmäßige und durchgreifende Fürsorge aller Teile bedingt sind, wird sich die Schwierigkeiten in der Durchführung nicht verhehlen können. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge streift alle Gebiete unseres wirtschaftlichen Lebens und greift ebenso tief in das Staatsleben wie in das wirtschaftliche und das Familienleben ein; denn „kriegsbeschädigt“ ist ein jeder Krieger, der aus diesem Kriege mit einem dauernden Schaden an seiner Gesundheit behaftet bleibt. Jede Hilfe muß darum willkommen sein, die sich im Rahmen des Ganzen einfügen will und ordnungsmäßig dort arbeitet, wo sie ein besonderes Feld der Tätigkeit findet. Je mehr „wilde“ Organisationen und willkürliche Arbeiten vermieden werden, je enger die provinzielle Organisation mit allem verbunden wird, was sich ihr zur Verfügung stellen kann, je einheitlicher die Arbeit auf ein großes Ziel gerichtet werden kann, um so erfolgreicher müssen die Bemühungen in die Hand derjenigen zurückstrahlen, welche für die Durchführung unserer Kriegsfürsorge in erster Linie verantwortlich sind, nämlich die Vertreter des Staates und der provinziellen Behörden.

In diesem Sinne hat das „Zentralkomitee der Frauenmitarbeit an der Fürsorge für unsere Kriegsbeschädigten und ihre Angehörigen“ seine Arbeit den einzelnen provinziellen Organisationen eingegliedert und unterstellt, und darum werden demselben die Unterstützung, die Hilfsquellen und die Ratschläge dieser Organisationen als gutes Recht zuteil. Das Zentralkomitee bildet kein neues organisches Ganzes im Kreise der vielen Wohlfahrts- und Wohltätigkeits-Organisationen Preußens; sondern es hat sich zur Aufgabe gestellt, einen besonderen Zweig der Kriegsfürsorge zu übernehmen und alle bestehenden Wohlfahrts- und Wohltätigkeits-Organisationen zu bitten, diese Richtung in der Kriegsfürsorge ihrem Liebesdienst hinzuzufügen. Man ist allerseits auf das freudigste auf die Bitte des Zentralkomitees eingegangen, und daher kann dasselbe seine Gedanken und Pläne bereits geschulten und schon seit langen Jahren in der Arbeit stehenden Kräften anvertrauen, alle diejenigen sammeln, welche bereits in ähnlicher Arbeit tätig gewesen sind, und das Werk, die Gedanken sofort verwirklichen, ohne erst Lehrschulen durchmachen zu müssen.

Die Arbeit als solche ist als eine seelische und sittliche Fürsorge gedacht. Sie muß unserem Volke, den Kriegsbeschädigten und ihren Angehörigen, alles das nahebringen, was sie fähig machen soll, die Schwierigkeiten und Schäden der Gegenwart und der Zukunft zu ertragen, sie zu überwinden. Daß zu diesen seelischen Anregungen auch die Linderung tatsächlicher Not in praktischer Weise gehört, wird sich keiner verhehlen, der das Leben von der rauhen Seite her kennt; und darum gerade mußte man Wert darauf legen, daß alle diejenigen Hilfsmittel zur Verfügung stehen — staatliche, provinzielle Beihilfen, Wochengelder, Unterstützungen jeglicher Art in Gestalt von Lebensmitteln (Ausgabe von Brot-, Kartoffel-, Kohlen- und anderen Karten), auch alle diejenigen Hilfen zur Erziehung und Gesundung der Jugend, der Kinder, die Möglichkeit, auf Stellenvermittlung und Broterwerb hinzuweisen, Krankenpflege- und Genesungsmöglichkeiten usw. — welche durch den Anschluß an alle Vereine und provinziellen Organisationen eine systematische Wohlfahrtspflege und gelegentliche Wohltätigkeit erreichen lassen, ohne irgendwelche Bettelei großzuziehen oder nicht erwünschte Unordnung in die Wohltätigkeitsmaßnahmen der Vereine zu bringen.



Prinzessin August Wilhelm von Preußen mit ihrem am 26. Dezember 1912 geborenen Sohne Prinzen Alexander Ferdinand. (Phot. Jüptner-Stuhr, Berlin.

Aber mit dem Brot allein ist den meisten unserer Kriegsbeschädigten und ihrer Angehörigen nicht gedient. Ihre Seele und ihr innerstes Wohlbehagen verlangen mehr, und gerade mit diesem Mehr müssen die im Leben bevorzugteren Frauen ihren leidenden Mitschwestern dienen. Dazu gehört das warme Herz, die Seele, welche mitleidet, das Wort, welches tröstet und aufrichtet, weil man gelernt hat, die im Kampf mit dem Leben und dem eigenen Schicksal schwer ringende Frau nicht zu verurteilen, wenn ihre Lebensauffassungen den unserigen nicht entsprechen oder gar im Widerspruch mit den Grundsätzen des Christentums, der Moral stehen, sondern zu beurteilen, und man dadurch weiß, wo der Hebel angesetzt werden muß, um gerade diesen Menschen in ihren eigensten Sorgen zu helfen, ihre Lebensauffassungen zu beeinflussen, ohne sie zu verletzen oder zu verprellen, sondern ihr Vertrauen und ihre Hoffnungen neu zu beleben. Es ist Sache von Persönlichkeit zu Persönlichkeit in jedem einzelnen Fall, selbst wenn der Tatbestand schematisch bis aufs letzte Tüttelchen mit vielen anderen gleicht, und darum wird auch die Aufgabe nur von älteren, lebenserfahrenen Frauen aller Stände zu lösen sein; Frauen, welche einen Einfluß auf ihre Nebenmenschen zu gewinnen und festzuhalten vermögen.

Es wird besonderer Wert darauf gelegt, daß das Zentralkomitee, als solches, keine Geldgaben verteilt. Die praktischen Gründe liegen auf der Hand, da es in Verbindung mit den Kassen und den Wohltätigkeitsvereinen steht. Der wichtigste Grund liegt aber darin, daß man Wert darauf legt, auch zu den Herzen derjenigen Einsamen zu gelangen, welche ihre Tür einer Fürsorgerin mit warmem, teilnahmvollem Empfinden gern öffnen, aber welche auch nur diese Herzensgabe ohne Verlegenheit annehmen können.

Unsere Fürsorge sucht zuerst die Kriegsbeschädigten in den Lazaretten auf, wo nicht Wille oder Verständnis, sondern meist die Zeit den vielbeschäftigten Ärzten und dem Pflegepersonal zur Ausübung dieser Fürsorge mangeln wird. Dort muß jeder einzeln Mann mit der Zeit das Vertrauen in seine mit ausdrücklicher Genehmigung des Chef arztes eingeführte Fürsorgerin gewinnen können, daß sie für ihn und die Seinigen au treuestem Herzen und mit tiefstem Verständnis sorgen will. Bei der Verschiedenhei von Lebensstellung, Erziehung, Temperament, Charakter, Lebensverhältnissen der einzelne Kranken und Verwundeten wird es nicht immer leicht sein, ihr Vertrauen zu gewinnen damit sie auch das mitteilen, was sie wirklich innerlich bewegt, und wo meist ihre tiefst Not sitzt, über welche sie nicht mit jedem sprechen können. Zu dieser Not gehören auc die Aussichten, die der Kriegsbeschädigte für sein späteres Leben, für seine Arbeitsmöglichkeiten, für seine Zukunftspläne haben kann, und hier wird es gelten, den Lebensmu zu heben, Enttäuschungen zu lindern, Arbeitspflicht und Arbeitsrecht eindringlich klarzu machen, weil die Arbeitsmöglichkeit vorhanden ist und nach bester ärztlicher Kunst un nach menschenfreundlichem Wissen wieder in richtige Wege geleitet werden soll. Es gil dem Mann die Sorge für seine Familie auch dort abzunehmen, wo er sie kaum nenne kann und sie ihn doch so schwer trifft; es gilt ahnen und vorfühlen, wo geholfe werden muß; dazu gehört zu dem Verständnis viel Zeit und Geduld, und ist man nu so weit in das Vertrauensverhältni gekommen, so muß die wichtig Fühlung mit der „Familienfür sorge“ hergestellt werden. Dies Fühlung erreicht man durch di Vermittlung des Landratsamtes in Heimatskreis des Kriegsbeschädigte und fordert diejenige Frau an welche die Familienfürsorge a jenem Ort übernommen hat. (Fü Berlin, Vororte und Vorstädte wir die Familienfürsorge in Charlotten burg, Uhlandstraße 192 unter de Adresse „Frauenfürsorge für Kriegs beschädigte“ angefordert.)

Wir werden dort meist Mitglieder der verschiedensten Frauen vereine finden und uns an dieselben zu wenden haben. Eine diese Frauen begibt sich zu den Angehörigen des im Lazarett befür sorgten Kriegsbeschädigten un wird an der Hand dessen, was si über den Mann durch die Lazarett fürsorgerin erfährt, durch ihr eigenen Beobachtungen oder bereit gewonnenen Kenntnisse mit ihre eigensten Fürsorge dort eintrete können, wo diese gebraucht wird Diese Fürsorge gehört zu den alle wichtigsten sozialen Aufgaben de Gegenwart und Zukunft.

Es gibt so mancherlei Fürsorg und Nöte. Die Frauen müssen be lehrt werden, in welcher Weise, i welcher Stimmung, unter welche neuen Lebensverhältnissen ih Kriegsbeschädigter heimkehren wird Sie müssen mit den neuen Mitteln der ärztlichen Kunst, mit den Ren tenverhältnissen, der Fürsorge, Be rufsberatung, Stellenvermittlun der provinziellen Organisatione vertraut gemacht werden; denn i dem Bewußtsein, daß sich ein neue und versorgtes Leben aufbaue kann und soll, wird ein sehr große Trost für die meisten der um ihr Zukunft bangenden Menschen z finden sein, und in dieser Be ziehung legt das Zentralkomite einen ganz besonderen Wert auf di möglichst allgemeine und verbre tetste Belehrung aller Kreise. Si wird sich teils durch die Press durch Flugschriften und Druc blätter, aber im richtigsten un durchgreifendsten Sinne wohl meh durch Vorträge und einzelne Pe sönlichkeiten ausüben lassen. Ve sammlungen in Gemeindeabende Familienabenden, Nähstuben, gr ßeren Verbänden müssen durch al diejenigen zusammenberufen we den, welche ein Herz für die Sorge unserer Familien haben, und hi wird die angebotene treue Mitarbe der Geistlichen beider Konfessione der Lehrer, der Ärzte und aller si mit diesen sozialen Fragen b schäftigenden Männer und Frau ein großes Feld der Tätigkeit finden. Die Rückkehr unserer Kriegsbeschädigten müssen w ihnen auch im Heim vorbereiten. Wir dürfen es nicht unterschätzen, daß die Krieg beschädigten selbst und ihre Familien vielleicht ein ganzes Leben lang mehr oder mind unter den Sorgen dieses Krieges leiden müssen, in noch höherem Maße, wie überhau dies bei allen unseren Volksgliedern geschehen wird. Die Frauen der Familie werd auf die körperliche und moralische Pflege der heimkehrenden Männer vorbereitet werd müssen, und wir können uns nicht verhehlen, daß auf manche, besonders die jungen Ehe eine Belastungsprobe der täglichen Geduld und der Liebe kommen wird, die sie n dann zu tragen vermögen, wenn sie wissen, daß ältere, erfahrene, mitfühlende Frau sie stützen, ihnen helfen, sie stärken wollen, damit das deutsche Heim, das der deutsc Mann mit seinem Blut und seiner Gesundheit verteidigt hat, ihm nach der Rückk eine Quelle neuer Kraft, neuer Liebe und neuer Freude werde und er an die E behrungen der Kriegsjahre ohne Bitterkeit zurückdenken kann, weil er wiedergewonn hat, was ein hinterlistiger Feind ihm rauben wollte. Darauf hinzuwirken durch a Mittel, welche die Erfahrung des Lebens der augenblicklichen und zukünftigen Not imm klarer und deutlicher hervortreten lassen, ist die Aufgabe des Zentralkomitees, das all studieren, lesen, in sich aufnehmen will, was zur Lösung der Aufgabe notwendig o erwünscht ist, um es in lebensvoller Wechselwirkung der Frauenmitarbeit in den p vinziellen Organisationen weiterzugeben und von dort neue Anregungen zu empfang Je ernster und durchgreifender dies zur Wirklichkeit gemacht werden kann, um so m wird es gelingen, aus der Kriegsnot eine Errungenschaft des Friedens zu machen, w die jetzt gemeinschaftlich erkannten und getragenen Sorgen alle Stände einander näherbring und das Verständnis für die Anforderungen der einzusetzenden Friedensarbeit vorberei von allen Teilen gemeinschaftlich eingeleitet werden kann.



Deutsche Truppen auf der Rast vor einer zerstörten serbischen Hütte.



General v. Gallwitz, der Führer einer Heeresgruppe, beim Morgenausritt.



Serbische Gefangene und ihre deutschen Begleitmannschaften.



Zusammenstellung eines Transports von 4500 serbischen Gefangenen auf einem Felde bei Sagodina.



Auf dem Hauptplatz von Kraljewo.

Die deutschen Truppen in Serbien.

Kriegschronik.

1. Dezember 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

An der Isonzofront wurde nur der Brückenkopf von Tolmein wiederholt heftig angegriffen. Diese Vorstöße des Feindes brachen im Feuer zusammen. Italienische Angriffe gegen den Gipfel des Monte San Michele wurden zurückgeschlagen.

Die k. u. k. Truppen dringen umfassend gegen Plewlje vor. Eine Kolonne greift die Gradina-Höhe südöstlich des Metalka-Sattels an, eine andere erstürmte in den Nachmittagsstunden und nach Einbruch der Dunkelheit den von Montenegrinern zäh verteidigten Hochflächenrand 10 km nördlich von Plewlje.

Die Armee des Generals v. Köveß hat im November 40800 serbische Soldaten und 26000 Wehrfähige gefangengenommen, 179 Geschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet.

Am 29. November mittags haben bulgarische Truppen nach kurzem Kampfe von entscheidender Bedeutung die Stadt Prizrend genommen. 16000 bis 17000 Gefangene wurden gemacht, 50 Feldgeschütze und Haubitzen, 20000 Gewehre, 148 Automobile und eine Menge Kriegsmaterial erbeutet. Die Zahl der Gefangenen wächst unaufhörlich.

König Peter und der russische Gesandte Fürst Trubetzkoi sind am 28. November nachmittags ohne Begleitung mit unbekanntem Ziel davongeritten.



Das Ibartal, durch das der Hauptvormarsch der deutschen Truppen im Sandschakgebiet erfolgt, zwischen Nowibasar und Kaljin.

2. Dezember 1915.

Die Italiener erneuerten ihre Angriffe auf den Brückenkopf von Tolmein und auf die Stellung nördlich davon. Vor dem Mrzli Vrh brachen drei, vor dem Bergrücken von Dolje zwei Vorstöße des Feindes zusammen. Der Tolmeiner Brückenkopf wurde von sehr starken Kräften mehrmals vergeblich angegriffen.

Heute früh sind österreichisch-ungarische Truppen in Plewlje eingerückt. Sie wurden von der mohammedanischen Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Der Rückzug der Montenegriner ging zum Teil fluchtartig vor sich. Südwestlich von Mitrowitza brachte ein österreichisch-ungarisches Halbbataillon 4000 serbische Gefangene, 2 Geschütze und 100 erbeutete Pferde ein. Die Bulgaren setzten die Verfolgung auf Djakowa fort.

An der Irakfront verfolgen die türkischen Truppen den Feind energisch, um die Niederlage der Engländer zu vervollständigen. Die feindlichen Verluste vom 23. bis zum 26. November übersteigen 5000. Da der Feind den Rückzug auch in dem stark befestigten Azizie nicht zum Stillstand bringen konnte, so versuchte er, sich mit der Nachhut unter dem Schutze seiner Monitoren 15 km südwestlich dieser Örtlichkeit zu halten. Aber durch einen in der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember von den Türken unternommenen überraschenden Angriff wurde der Feind gezwungen, sich weiter in Richtung auf Kut el Amara, 170 km südlich Bagdad, zurückzuziehen. Die Türken machten in Azizie und seiner Nachbarschaft reiche Beute.

3. Dezember 1915.

Bei Oslavija wurde heute nacht abermals ein Vorstoß der Italiener abgewiesen; ebenso scheiterten Angriffe auf den Monte San Michele und den Nordhang dieses Berges. Görz stand unter besonders lebhaftem Feuer, das namentlich im Stadtinnern neuen bedeutenden Schaden verursachte.

Westlich und südlich von Nowibasar nahmen österreichisch-ungarische Abteilungen, denen sich viele bewaffnete Mohammedaner anschlossen, vorgestern und gestern 3500 Serben gefangen.

Die türkische Armee hat in Mesopotamien zwei englische, mit 15-cm-Geschützen ausgerüstete Kanonenboote erbeutet.

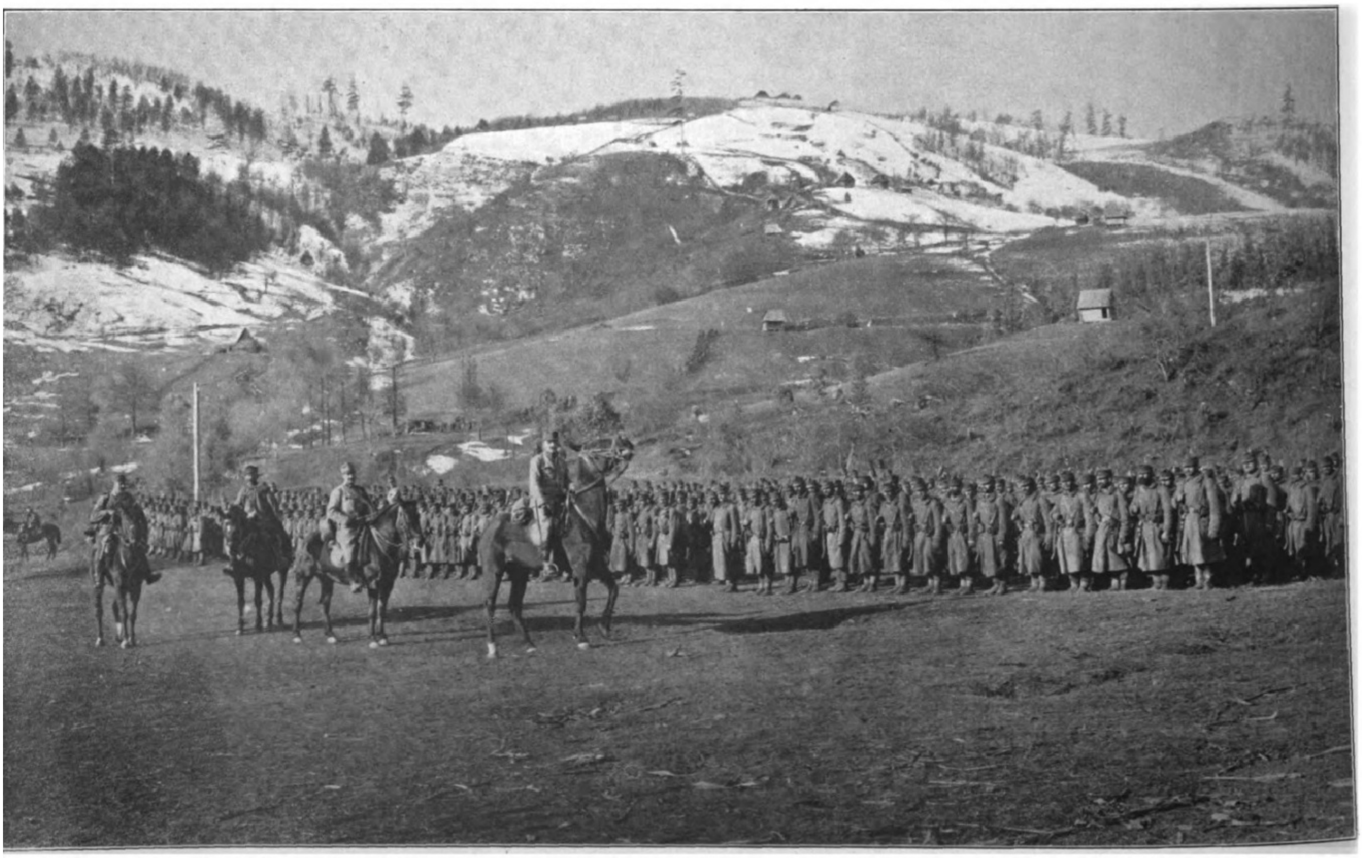
4. Dezember 1915.

Die Beschießung der Stadt Görz dauert fort. Gegen den Monte San Michele und bei San Martino griffen stärkere italienische Kräfte an. Sie wurden zurückgeschlagen.

Die k. u. k. Truppen haben gestern früh die Höhen südlich von Plewlje im Sturm genommen. Auch bei Tresnjewitza südlich von Sjenitza wurden die Montenegriner geschlagen. An Gefangenen wurden gestern bei Nowibasar und Mitrowitza insgesamt 2000 Mann eingebracht.

5. Dezember 1915.

Die Italiener versuchten bei Oslavija bei Tag und Nacht vereinzelte Angriffe, die alle abgewiesen wurden.



Die Offensive unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten gegen Montenegro: Truppeninspizierung nach einer Feldmesse vor dem Vormarsch gegen Plewlje. (Kilophot, Wien.)

Vom Balkankriegsschauplatz.





Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern mit einem von ihm erlegten Wisent.

In erfolgreichen Kämpfen bei Plewlje und im Gebirge nordöstlich von Ipek wurden mehrere hundert Gefangene gemacht. Bulgarische Truppen haben südwestlich von Prizrend den zurückgehenden Feind gestellt, geschlagen und ihm über 100 Geschütze und große Mengen Kriegsgerät, darunter 200 Kraftwagen, abgenommen. Im Jama-Gebirge (östlich von Debra) und halbwegs Krtzowa-Ochrida wurden serbische Nachhuten geworfen. In Monastir sind deutsche und bulgarische Abteilungen eingerückt und von den Behörden wie der Bevölkerung freudig begrüßt worden.

Bei Celebitz kam es neuerlich zu einem größeren Gefecht. Die Montenegriner wurden durch eine von Foça aus angreifende Gruppe an die Grenze zurückgeworfen.

6. Dezember 1915.

In der Morgendämmerung brach gestern ein russischer Angriff südwestlich des Babit-Sees (westlich von Riga) verlustreich vor unseren Linien zusammen.

Die Stadt Görz und der anschließende Ort St. Peter wurden aus allen Kalibern beschossen. Im Abschnitte der Hochfläche von Doberdò setzte italienische Infanterie untertags bei Redipuglia und Polazzo, abends bei San Martino zum Angriff an; sie wurde überall abgewiesen.

Die österreichisch-ungarischen Truppen sind nun auch westlich und südwestlich von Nowibasar und an der von Mitrowitza nach Ipek führenden Straße auf montenegrinisches Gebiet vorgedrungen. Im Karstlande der Pestera wurden montenegrinische Vortruppen auf ihre Hauptstellungen zurückgeworfen. Östlich von Ipek wurde eine serbische Nachhut geschlagen. Die Zahl der in den gestrigen Kämpfen eingebrachten Gefangenen übersteigt 2100 Mann.

Am 5. des laufenden Monats früh hat der österreichisch-ungarische Kreuzer „Novara“ mit einigen Zerstörern in San Giovanni di Medua 3 große und 2 kleine Dampfer, 5 große und viele kleine Segelschiffe, während sie Kriegsvorräte landeten, durch Geschützfeuer versenkt. Nahe dabei hat das k. u. k. Schiff „Warasdiner“ das französische Unterseeboot „Fresnel“ vernichtet und den Kommandanten, den zweiten Offizier und 26 Mann gefangengenommen. Eine andere Flottille hat in der Nacht auf den 23. November einen mit 3 Geschützen armierten Dampfer und einen größeren Motorsegler, beide italienisch, voll beladen auf der Fahrt von Brindisi nach Durazzo versenkt.

7. Dezember 1915.

Bei Berry au Bac glückte eine größere Sprengung. Der französische Graben ist mit seiner Besatzung verschüttet, eine fast vollendete feindliche Minenanlage ist zerstört. Östlich von Aubérive (in der Champagne) wurden etwa 250 m des vorderen französischen Grabens genommen. Über 60 Mann fielen gefangen in unsere Hand.

Südlich von Plewlje schlugen österreichisch-ungarische Truppen montenegrinische Vorstöße ab. Im Grenzraum nördlich von Berane greifen sie die montenegrinischen Hauptstellungen an. Sie erstürmten gestern mittag die Verschanzungen bei Suhodol. Südlich von Nowibasar brachten sie abermals 1300 Gefangene ein. Östlich von Ipek wurden die Serben überall geworfen und verloren 6 Geschütze. Heute früh drangen die k. u. k. Truppen in Ipek ein. Djakowa wurde von den Bulgaren besetzt.

Die Franzosen haben vor der drohenden Umfassung ihre Stellungen im Cerna-(Karasu-)Wardar-Bogen aufgeben müssen.

Der französische Torpedobootszerstörer „Branlebas“ (340 t) ist bei bedecktem Himmel und stürmischer See nachts auf eine Mine gelaufen und gesunken. Es ist anzunehmen, daß das Schiff im Kanal an der flandrischen Küste gesunken ist.

8. Dezember 1915.

Versuche des Feindes, uns den Erfolg östlich von Aubérive streitig zu machen, scheiterten. Außer den Gefangenen sind dort 3 Maschinengewehre in unsere Hand gefallen.



Im Quartier in Russisch-Polen: „Polnische Wirtschaft!“

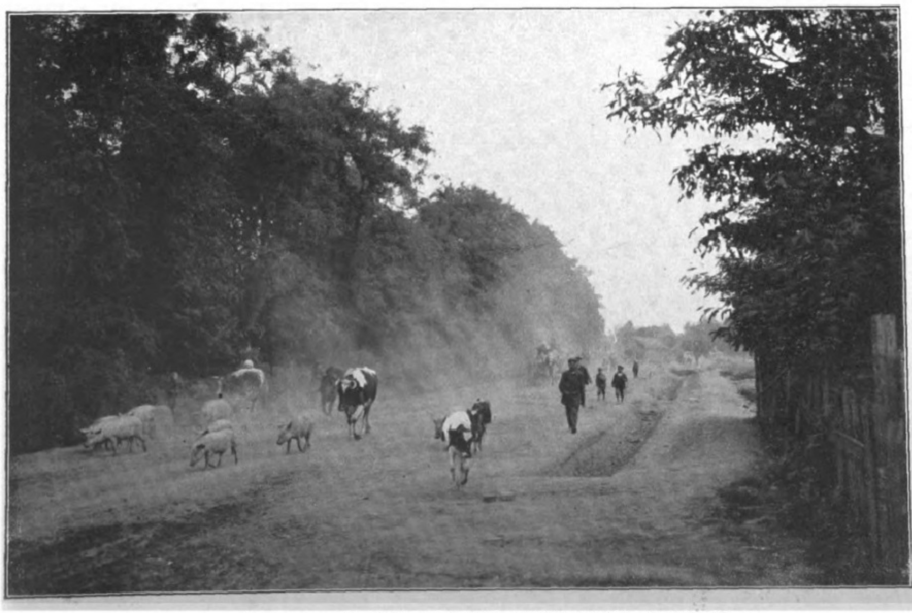
Nordöstlich von Souain wurde den Franzosen die Stellung auf der Höhe 193 in einer Ausdehnung von etwa 500 m entrissen, vier Gegenangriffe wurden abgeschlagen. 1 Offizier, 120 Mann sind gefangengenommen, 2 Maschinengewehre erbeutet.

An der Isonzofront schritt der Feind zum Angriff auf den Nordteil der Hochfläche von Doberdò. Gegen den Monte San Michele brach die italienische Infanterie in dichten Massen vor. Am nördlichen Hange des Berges gelang es ihr, in einen Teil der k. u. k. Front einzudringen. Die österreichisch-ungarischen Truppen gewannen durch Gegenangriff in erbittertem Handgemenge ihre Gräben wieder vollständig zurück; im übrigen wurde der feindliche Ansturm durch Feuer unter schweren Verlusten der Italiener zurückgeschlagen. Auch im Abschnitt von San Martino scheiterten mehrere Vorstöße des Gegners.

Österreichisch-ungarische Angriffe gegen die montenegrinischen Stellungen nördlich von Berane hatten Erfolg. Die Truppen erstürmten an mehreren Punkten die feindlichen Linien. Ipek ist vom Gegner gesäubert. Erbeutet wurden 80 Geschütze, 160 Munitionswagen, 40 Automobile, 12 fahrbare Feldbacköfen, einige tausend Gewehre und viel anderes Kriegsgerät. Die Zahl der gestern von der Armee des Generals v. Kövess eingebrachten Gefangenen übersteigt abermals 2000 Mann; unter ihnen befinden sich 300 Montenegriner.

Die Verfolgung der Franzosen auf beiden Wardar-Ufern wird unaufhaltsam von den bulgarischen Truppen fortgesetzt. Sie besetzten die Eisenbahnstation Demir-Kapu.

Die südlich von Strumitza operierenden bulgarischen Truppen sind südlich von Kustorino vorgerückt. Sie greifen die Franzosen und Engländer auf der ganzen Front an. Die von Kichewo und Monastir gegen Ochrida vorrückenden Kolonnen haben die Stadt Ochrida in Besitz genommen. An der serbisch-montenegrinischen Front dauert die Einsammlung der ungeheuren Mengen an Beute bei Djakowa fort. 18 Kanonen, 100 Munitionswagen, 4 Fuhrwerke und anderes Kriegsmaterial wurden erbeutet.



Nach der Einnahme von Sochatschew: Mit ihrem Vieh heimkehrende Flüchtlinge.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Im Ruhequartier. Links: eingebaute Betten.

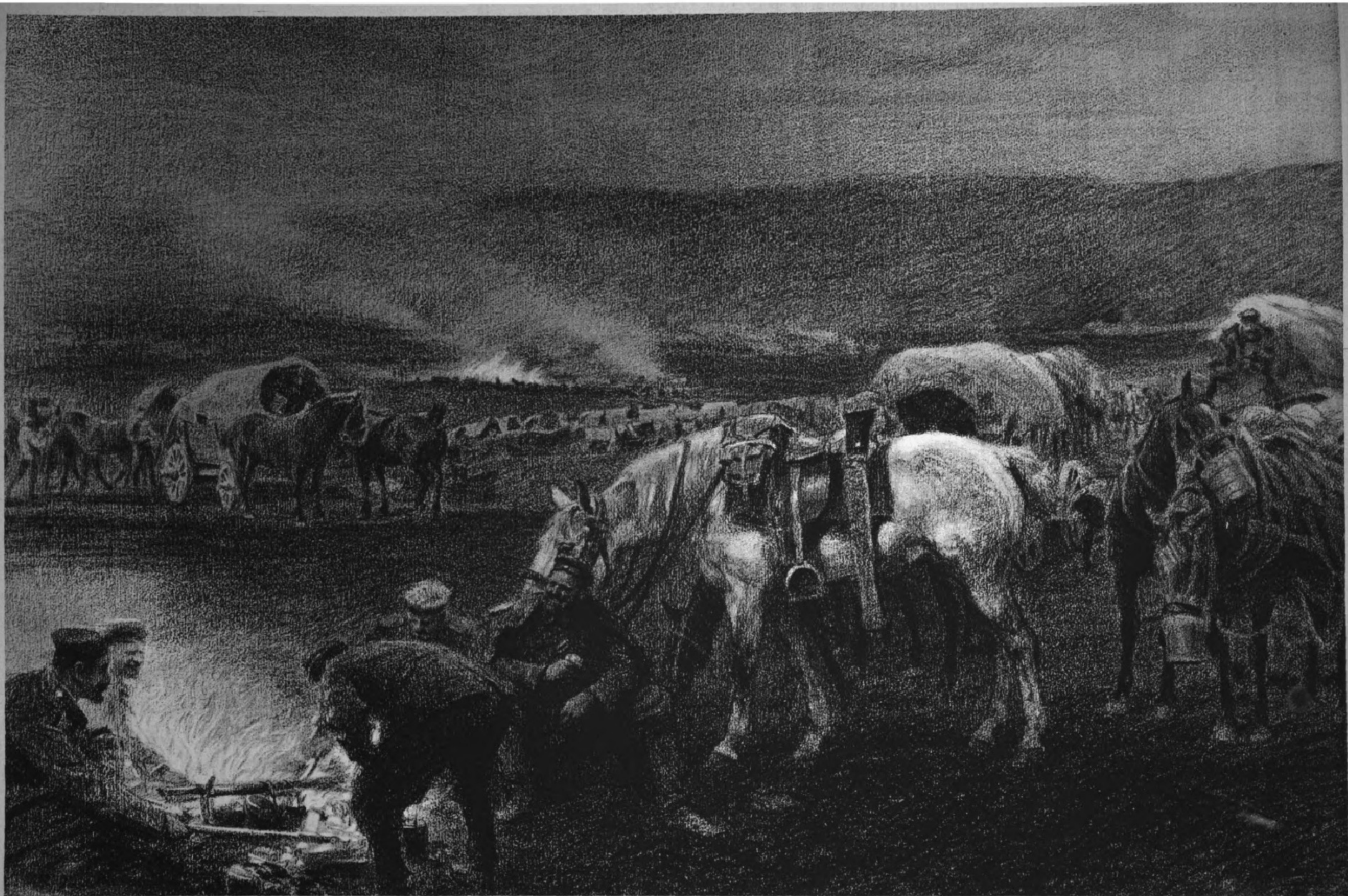


Ein Sonnenblick in den Unterstand.



Meldegängerunterstand des Jägerbataillons mit Zugangsgraben.

Bei den Dresdner Jägern in Flandern. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Paul Henschel.



Ein Feldlager in Flandern. Nach einer Zeichnung des auf dem Kriegsschauplatz in Flandern zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Beim Schlagen des Weihnachtsbaumes vom feindlichen Feuer überrascht.

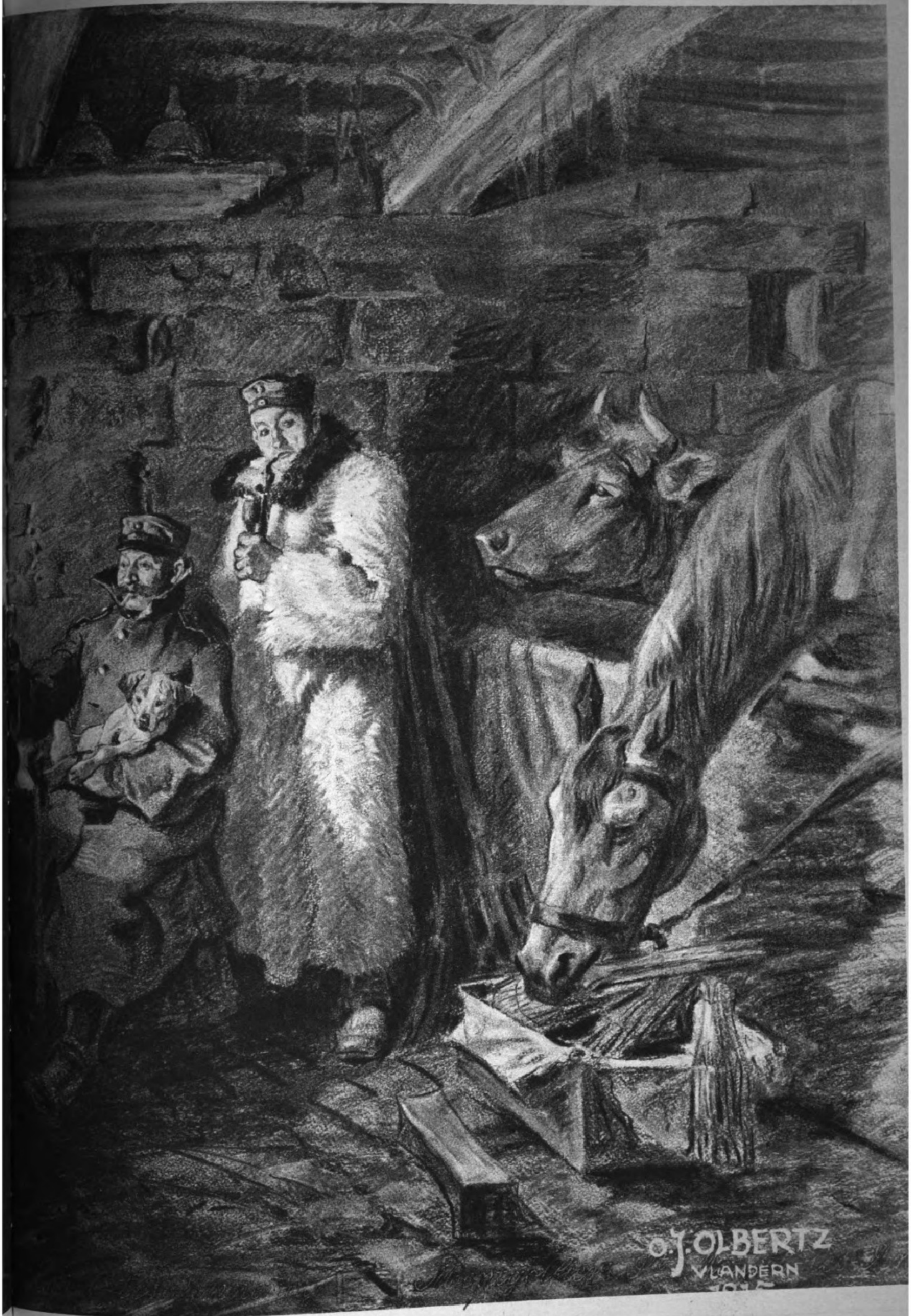


Die „fünf Sinne" beim Eintreffen der Weihnachtspakete.

Weihnachten im Felde. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" O. J. Olbertz.



Eine Weihnachtsfeier unserer Feldgrauen in Flandern. Nach ei



…s des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ O. J. Olbertz.

Im Kampf um die Dardanellen. / Von Rudolf Zabel.

Auf zwei Erdteilen liegt die Stadt Konstantinopel. Seine Hauptstraße ist eine Wasserstraße, die vom Schwarzen Meer zum Mittelmeer führt — der Bosporus und die Dardanellen mit ihrer Ausbuchtung, dem Marmarameer. Seit einem Jahre sind die Flotten dreier Nationen damit beschäftigt, den Eingang zu dieser Wasserstraße, und zwar von beiden Seiten gleichzeitig, zu öffnen. Ein volles Jahr lang haben unsere Verbündeten, auf die wir stolz sein können, die Perle des Orients verteidigt. Erst jetzt ist es gelungen, die unmittelbare Landverbindung zwischen dem Osmanischen Reiche und Deutschland herzustellen. Nur die Geschichte wird dereinst ein Urteil darüber abgeben können, mit wie einfachen Mitteln es unseren Verbündeten gelungen ist, das gewaltige Aufgebot an Machtmitteln der Feinde fernzuhalten. Jetzt ist der Dardanellenkampf, demgegenüber die Kämpfe um den Bosporus nur geringe Bedeutung haben, in seine letzte Entwicklungsphase getreten. Die ungehinderte Versorgung der Türkei mit den militärischen Hilfsmitteln der Zentralmächte hat bereits das Gleichgewicht der Kräfte, die sich fast ein Jahr vor den Dardanellen die Wage gehalten haben, zuungunsten der Feinde verändert. Diese haben längst eingesehen, daß die Dardanellen



Türkisches Militär in den Dardanellen. Im Vordergrund mit der Imtiazmedaille auf der Brust der türkische Heldensoldat Mehmed Ali Oglu Tschausch, der bei den ersten Landungsversuchen der Engländer bei Sid el Bahr eine Rotte befehligte, und als ihm die Munition ausging, die wieder ins Meer geworfenen Engländer mit Feldsteinen angriff.

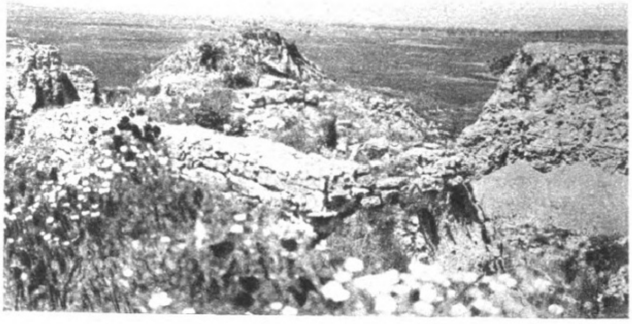


Das alte Fort des Dardanellenschlosses Kilid el Bahr.

uneinnehmbar sind. Sie hätten wahrscheinlich auch ihre Versuche aufgegeben, wenn nicht die Rücksicht auf ihr Ansehen sie daran gehindert hätte. Aber das Schicksal will es, daß die Dardanellen das Grab des Prestiges derjenigen Macht werden, die sich bisher angemaßt hat, die Herrin der Meere zu sein.

Es war mir in den Monaten März bis Mai 1915, also in der Zeit der gefahrvollsten Kämpfe, vergönnt, diese in den Dardanellen selbst inmitten der tapferen Verteidigungsarmee zu beobachten. Drei Abschnitte kann man in diesem Kampfe unterscheiden. Zuerst glaubten die Engländer, die man als die Leiter der ganzen Unternehmung ansehen muß, daß die Dardanellen sich durch ein einfaches Einsetzen einer Flotte bezwingen lassen würden. Man kannte ja den Geist, den die englische Marinemission, mit dem Admiral Limpus an der Spitze, durch Jahre hindurch versucht hatte, auf die türkische Flotte aufzuimpfen. Die Methoden, die die englischen Instruktoren hierbei angewendet haben, grenzen an Hochverrat und Sabotage. Unter dem Vorwande, daß die schweren Geschütze neu ausgebohrt werden müßten, wurden sie zum Beispiel von dem Kreuzer „Messudiē" abmontiert und auf Nimmerwiedersehen „zur Reparatur" nach England geschickt. In die Dampfleitungen wurden Flanschen mit Drosseldüsen eingebaut, die verhindern sollten, daß die Schiffe die Schnelligkeit erreichten, für die sie gebaut waren. Die Befestigungen an den Dardanellen selbst waren unerhört vernachlässigt worden, so daß unsere Offiziere und Mannschaften von der „Göben" und „Breslau" einen Augiasstall vorfanden, den zu reinigen eine harte Arbeit war. Aber was die Engländer nicht zu sabotieren verstanden, das war der kriegerische Geist und die Gelehrigkeit der Osmanen. Der Hochdruck, mit dem an die Reorganisation der türkischen Flotte und der Küstenverteidigung gegangen wurde, war in ihrem Erfolge die Probe aufs Exempel, der Beweis für die Richtigkeit des Ausspruches Moltkes, daß der türkische Soldat unter deutscher Führung unbesiegbar sei. Das konnten sich die Engländer in ihrem Dünkel nicht vorstellen. So kam es denn zu der gewaltigsten Schlacht, die bisher in der Geschichte zwischen einer Kriegsflotte und Küstenbefestigungen ausgeführt wurde, zu der berühmten Dardanellenschlacht vom 18. März 1915, bei der die Engländer und Franzosen vier Schiffe verloren, darunter drei Schlachtschiffe, und bei der keines der weiteren fünf Schlachtschiffe, darunter das Großkampfschiff „Queen Elizabeth", ohne erhebliche Beschädigungen den Kampfplatz verließ. Damit endete der erste Abschnitt der Dardanellenkämpfe, der sich als reiner Seekrieg darstellt.

Zwar hatten die Angreifer auf den griechischen Inseln Tenedos, Imbros und Lesbos, von denen sie brutal und völkerrechtswidrig die griechische Verwaltung entfernt hatten, eine Landarmee von etwa 80000 Mann bereitgestellt, um sie im Falle des Durchbruches durch die Dardanellen gegen Konstantinopel zu führen. Das Mißlingen des Durchbruches nötigte die Feinde, diese Truppenmacht zunächst wieder auf die Schiffe zu laden und nach Alexandrien zu überführen, weil man sogar unterlassen hatte, die Expedition mit hinreichenden Lebensmitteln auszustatten, und weil die griechischen Inseln nicht in der Lage waren, eine so große Armee lange Zeit hindurch zu ernähren. Es dauerte länger als einen Monat, bis die feindlichen Verbündeten sich wieder so weit organisiert hatten, daß sie es mit einer anderen Angriffsmethode versuchen konnten, nämlich mit dem Zusammenwirken von See- und Landtruppen. Und zwar war das Ziel schon nicht mehr der sofortige Durchbruch nach Konstantinopel, sondern zunächst erst einmal bescheiden, die Dardanellen als solche zu erobern. Man beabsichtigte, sowohl auf der asiatischen wie auf der europäischen Seite der Dardanellen unter dem Schutze der Schiffsartillerie eine Landarmee ans Ufer zu setzen und mit dieser den Küstenbefestigungen in den Rücken zu fallen. Aber auch in Konstantinopel hatte man in der Zwischenzeit nicht geschlafen. Optimisten zum Trotz, die schon glaubten, daß die Schlacht vom 18. März hingereicht habe, um den Feinden erneute Eroberungsversuche endgültig zu vergällen, hatte Liman v. Sanders mit der ihm innewohnenden Energie eine Landarmee von rund 200000 Mann in die Dardanellen geworfen. Als am 25. April 1915 die Franzosen und Engländer es tatsächlich mit einem großen Aufgebot von Machtmitteln unternahmen, auf beiden Seiten der Dardanellen zu landen, fanden sie eine entschlossene Verteidigung vor. Auf der asiatischen Seite wurden die dort gelandeten Franzosen



Die Reste des alten Troja und die trojanische Ebene, das Schlachtfeld des französischen Landungsversuchs bei Kum Kale.



Auf den Trümmern des alten Troja.

nach zweitägigem Kampfe bis zum letzten Mann wieder ins Meer geworfen, und das angesichts der nur in 3 oder 4 km vom Schlachtfeld entfernt liegenden englischen Flotte! Nur auf der europäischen Seite gelang es den Engländern, auf der äußersten Westspitze der Gallipoli-Halbinsel bei Sid el Bahr an Land festen Fuß zu fassen und ebenso an einem nur 2 km langen, schmalen Küstenstrich an der Nordwestküste der Gallipoli-Halbinsel zwischen Kapa Tepe und Ari Burnu. Das vollkommene Mißglücken des Landungsversuches auf der anatolischen Seite bedeutete von vornherein für die Feinde einen schweren Schlag. Denn dadurch war es den Türken möglich, ihre Hauptstreitkräfte auf der Gallipoli-Halbinsel aufzustellen, wo denn auch das Schwergewicht des Landkampfes an den Dardanellen hinrückte. Freilich gelang es auch hier den Engländern nicht, weiter vorwärtszukommen als die wenigen Kilometer, die durch das Feuer der schweren Artillerie der an der Küste liegenden Kriegsschiffe beherrscht wurde. Es lag in der Natur



Pferdekauf in Saraidschit bei Tschanak Kale.



Kilid el Bahr: Steinkugeln zu den 72-cm-Mörsern.



Oberstleutnant Wehrle, der heldenhafte Kommandant der Haubitzenbatterien an den äußeren Dardanellen.



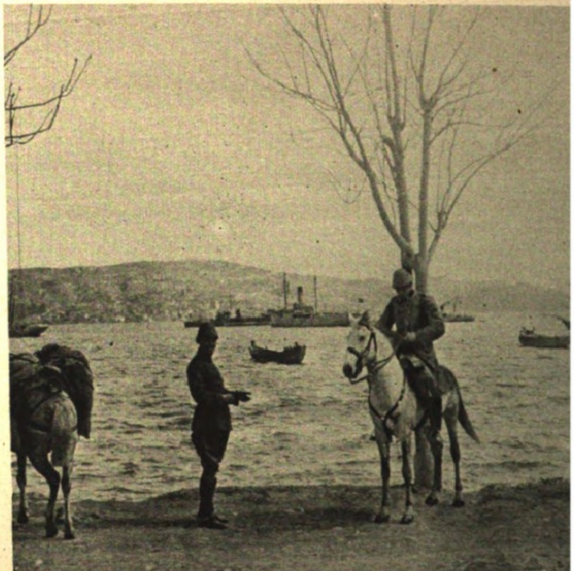
Blick von Fort Tschimenlik auf Tschanak Kale.



Admiral v. Usedom, der Gouverneur der Dardanellenfestung.



Munitionstransport passiert Tschanak Kale auf dem Wege zur Front



Der Hafen von Tschanak Kale.

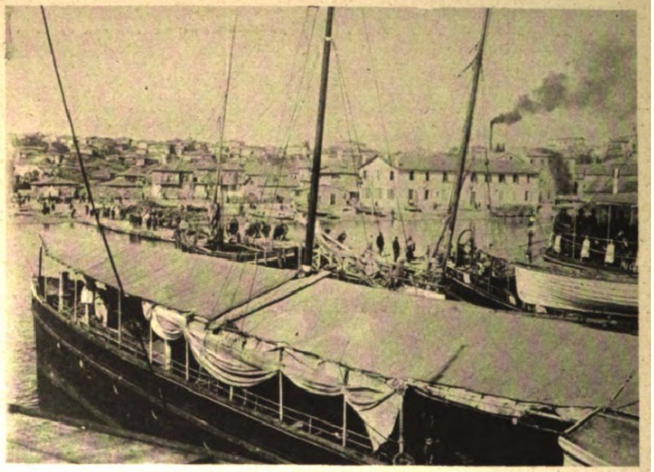
dieses Kampfes, daß die türkische Landarmee gezwungen war, sich auf die Verteidigung zu beschränken. Denn wenn es auch in verschiedenen Angriffen möglich war, die Engländer nächtlicherweise bis ans Meer zurückzudrängen und teilweise zum Verlassen des Landes zu zwingen, so waren die eroberten Stellungen bei Tage, wenn die Schiffsartillerie wieder einsetzte, nicht zu halten. Entbehrte man doch damals noch aller jener modernen Hilfsmittel des Krieges wie Minen, Handgranaten, Minenwerfer und alle Errungenschaften, deren Wichtigkeit sich erst im Laufe dieses Krieges ergeben hat, und die zum großen Teil erst während des Krieges ausgebildet und fabriziert sind, ohne daß sie den Bundesgenossen durch zwei neutrale Länder hindurch hätten zugeführt werden können, was bekanntlich erst in der neuesten Zeit möglich wurde. Diese Zeiten der Landkämpfe waren wohl die härtesten der ganzen Dardanellen-Verteidigung. Denn die Türken hatten nicht das Aufgebot schwerer und weitreichender fahrbarer Artillerie zur Verfügung, das imstande gewesen wäre, es mit der weitreichenden Schiffsartillerie vom Lande aus aufzunehmen. Am schwersten waren die Kämpfe bei Sid el Bahr, wo die feindlichen Schiffe sozusagen im Halbkreise die Kampfstellungen umgaben und von der Dardanelleneinfahrt sowie vom Ägäischen Meere aus die türkischen Schützengräben flankieren konnten. Um so wertvoller waren die Leistungen der am Dardanelleneingang aufgestellten



Auf der Wacht gegen englische Unterseebootsangriffe.



Lazarett- und Transportschiffe vor Gallipoli.

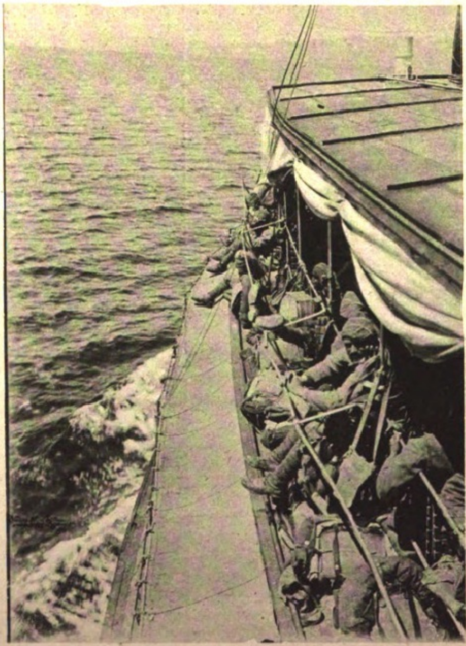


Blick auf Gallipoli.

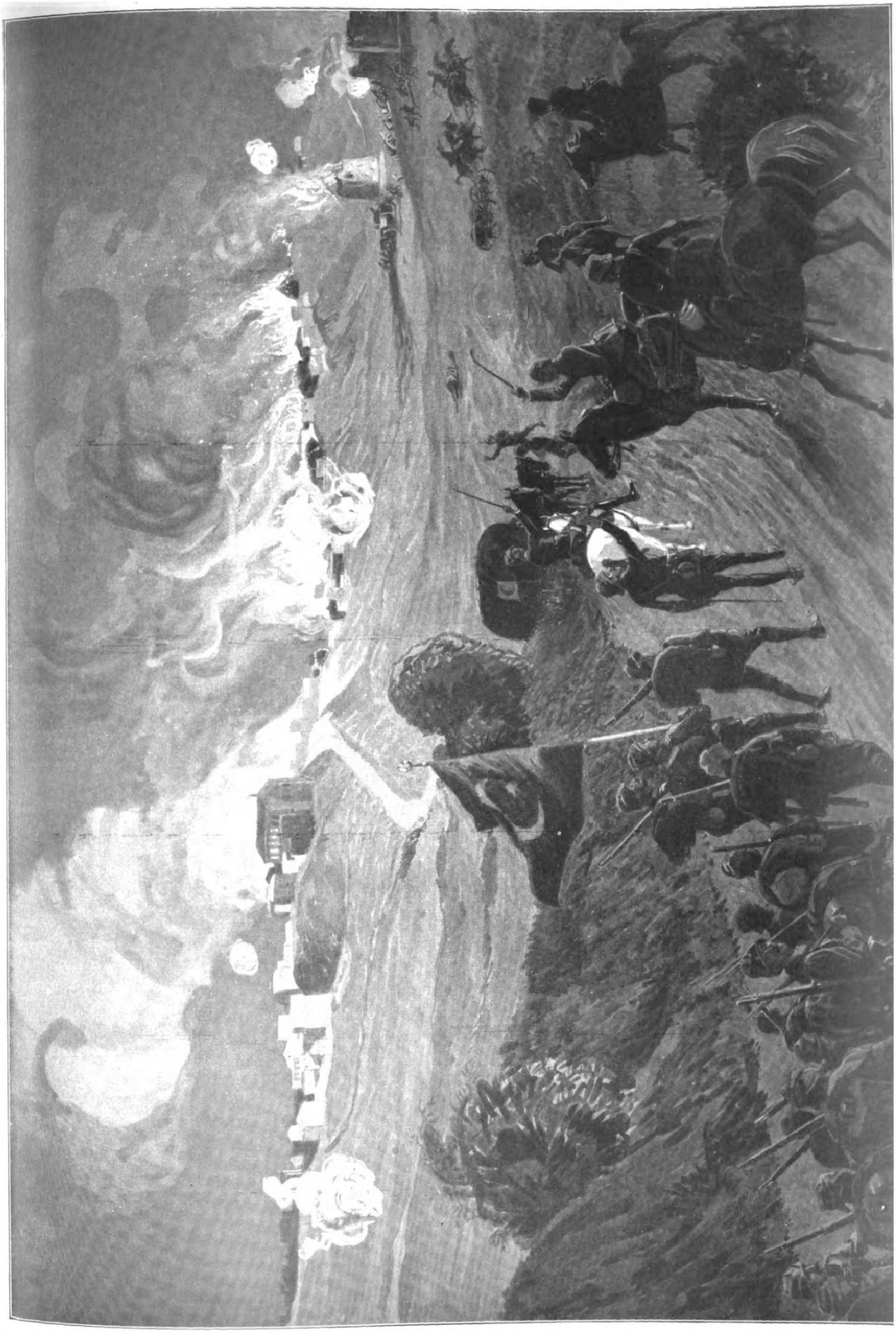
Haubitzenbatterien, die wenigstens auf der Südseite der Gallipoli-Halbinsel die feindlichen Schiffe, die vom Dardanelleneingang in den Landkampf einzugreifen suchten, andauernd störten und beunruhigten und sie zum ständigen Positionswechsel und zur Aufgabe ihrer Absichten zwingen konnten. Ich habe damals vom alten Troja aus diese Kämpfe auf wenige Kilometer Entfernung mit angesehen. Rund um die Spitze der Gallipoli-Halbinsel herum lag ein ausgedehnter Wald von Masten und Schornsteinen. Aber die bindfadenstarken Nerven des türkischen Soldaten waren haltbar, und die Hoffnung auf die Bundesgenossen hielt den Mut aufrecht. Diese Hoffnung sollte erfüllt werden, und mit der Erfüllung trat ein vollkommener Umschwung in der militärischen Lage ein: es waren die deutschen Unterseeboote, die Ende Mai 1915 vor den Dardanellen auftauchten, zwei der stolzesten englischen Schiffe zum Sinken brachten und ein anderes zwangen, die Docks von Malta aufzusuchen. Seit jenem Tage verließ die große englische Flotte die Dardanelleneinfahrt und suchte Zuflucht in einem mit allen Mitteln der Technik geschützten Hafen von Samotraki. Wieder verstummte der Kampf auf Wochen hinaus und stellte die Feinde vor den Zwang zu neuen Anstrengungen. Die Landkämpfe auf der Gallipoli-Halbinsel waren außerordentlich blutig gewesen, hauptsächlich für den Angreifer, und die Truppennachschübe der Engländer und Franzosen reichten in dieser Zeit eben hin, um die schweren Verluste aufzufüllen. Nochmals machten die Feinde eine gewaltige Anstrengung, indem sie eine neue Armee heranführten und an der Suvla-Bucht am Eingange des Golfs von Saros eine überraschende Landung vornahmen. Die Lage war einen Augenblick lang kritisch. Es war die Absicht der Engländer, die türkischen Verteidigungsstellungen bei Ari Burnu von Osten her zu umfassen. Das Gelände kam ihnen zugute, da die Türken naturgemäß in erster Linie die Höhenstellungen für die Verteidigung eingerichtet hatten. Vor diesen aber dehnt sich eine ebene Landspitze, aus der die Suvla-Bucht ausgespart ist, und schafft ein etwas breiteres und flacheres Vorgelände, das den Engländern eine günstigere Entwicklung gestattete, als die schmalen Küstenstriche an den oben genannten Landungsstellen. Dennoch brach sich der Ansturm an den Verteidigungsstellungen der Türken auf den beherrschenden Höhen. Es gelang den Engländern nicht, ihre Umfassungsbewegung auszuführen. Nach wenigen Tagen verebbte bereits der Angriff in einen Stellungskrieg genau wie an den übrigen Kampfplätzen, und der ganze Unterschied war der, daß die Front von 2 km jetzt um etwa weitere 5 km verlängert war. In dieser Lage befinden sich die Kämpfe noch heute. Inzwischen ist ein Teil der Dardanellentruppen nach Saloniki verschifft worden, und die Zufuhr an modernen Kriegsmaterialien und an schwerem Geschütz rollt durch Ungarn, benutzt die Donau bis zu dem inzwischen ebenfalls zum Bundesgenossen gewordenen Bulgarien und wandert in unaufhörlicher Folge hinunter nach Kütschük Tscheckmedsche, wo die Etappenstraße nach Gallipoli beginnt. Damit zieht ein Nebelschleier nach dem anderen vor das Traumbild Peters des Großen, dessen Testament für Rußland als Endziel den Besitz Konstantinopels vorzauberte; damit verblaßt im Lichte der türkischen Siege von Tag zu Tag mehr die Fata Morgana, die den Engländern länger als uns selbst mit der Eroberung auch des Landweges nach Indien vorschwebte. Denn daß die Engländer als Unternehmer dieser Dardanellenkämpfe die ehrliche Absicht gehabt hatten, nur für die Russen Zarigrad, die Sultansstadt am Bosporus, zu erobern, kann kein Politiker glauben, der die Weltgeschichte des letzten Jahrhunderts kennt.

Dieses ist in großen Zügen der Werdegang der Ereignisse, der auf das liebliche Gestade projiziert wurde, das wir unseren Lesern heute im Bilde vorführen. Angelpunkt der Verteidigung der Gallipoli-Halbinsel ist die Stadt Gallipoli selbst, die am Osteingang der Dardanellen liegt. Hier landen die Truppentransporte, hier liegen die Lazarettschiffe, die die türkischen Verwundeten aufnehmen und nach Konstantinopel bringen. Zeitweilig waren die türkischen Transporte gefährdet durch englische Unterseeboote, und die Schiffe fuhren mit außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln. Aber jetzt ist das Marmarameer von englischen Unterseebooten wieder gesäubert. Durch die eigentlichen Seekämpfe haben die Dardanellenstädte so gut wie gar nicht gelitten, dagegen haben sich die Engländer den rohen Mutwillen geleistet, die freundlichen, von der Zivilbevölkerung geräumten Rivieraplätze mit Brandgranaten zu belegen.

Während Liman-Pascha die Landoperationen auf der Gallipoli-Halbinsel leitet, ist Chef der Küstenverteidigung und des Festungsgebietes der Admiral v. Usedom-Pascha, den unser Bild zeigt. Einen Nationalhelden der Türken sehen wir auf einem unserer Bilder, Mehmed Tschausch, einen Unteroffizier, der bei den ersten Landungsversuchen der Engländer bei Sid el Bahr diese mit ins Meer werfen half und seine Rotte im Sturmangriff mitriß. Nachdem er seine Munition verschossen hatte, ergriff er Feldsteine und bearbeitete mit diesen die Schädel der Engländer. Kommandant der Haubitzenbatterien ist der badische Oberstleutnant Wehrle, der das Kunststück fertiggebracht hat, mit nur einem einzigen deutschen Unteroffizier zusammen die türkische schwere Feldartillerie zu einer Elitetruppe zu erziehen, vor deren Leistungen die feindlichen Kriegsschiffe den höchsten Respekt haben. Auf diese Weise vereinigen sich an den lieblichen Gestaden des Hellesponts die guten Eigenschaften zweier in so vielen Punkten verwandter Nationen zu einer Kraftentwicklung, die das beliebte Bild vom kranken Mann längst in die politische Rumpelkammer verbannt hat. Eine neue Blütezeit des Osmanenreiches zeigt schon ihre Morgenröte. Die ruhmreiche Verteidigung der Dardanellen hat die Blutsbrüderschaft zwischen uns und den Osmanen besiegelt und die Grundlagen geschaffen für die neue, kraftvolle Entwicklung des uns befreundeten Reiches, über das die Würfel werfen zu können unsere Feinde schon siegesgewiß gewähnt hatten.



Truppentransport im Marmarameer.



Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(12. Fortsetzung.)

So traf der kriegerische Aufruhr die Arbeiter in einer übeln Lage.

Die Stimmung im „Goldenen Strumpf“ war gedrückt. Wehnicke berichtete über den Mißerfolg der Vermittlung, die er an der Spitze einer kleinen Abordnung versucht hatte.

Man hatte ihm entgegnet, die Zeitläufte wären so beschaffen, daß es den Herren ganz angenehm sei, wenn jetzt gar nicht so bald wieder gearbeitet würde. „Die Lage ist kritisch, alles steht still,“ hatte Herr Krusche gesagt, „niemand weiß, was da werden soll. Und die Arbeiter haben dadurch, daß sie gerade in einer solchen Zeit mit neuen Forderungen an uns herantreten, alle Schonung verwirkt. Sie haben keine Einsicht, so brauchen wir auch keine Rücksicht zu haben.“

Für Wehnicke aber hatte der Mißerfolg noch eine ganz persönliche Färbung, der Herr Kommerzienrat hatte für ihn hinzugefügt: „Von Ihnen, Herr Doktor, ist mir dieser Mangel an Einsicht ganz besonders erstaunlich. Ich habe es angehen lassen, daß Sie in meiner Fabrik Arbeit genommen haben, obzwar ich mir darüber klar war, daß Sie die Beobachtungen in unserem Betrieb doch nur im Sinne Ihrer Partei deuten würden. Aber ich habe nicht erwartet, daß Sie an der Spitze meiner Leute Unfrieden stiften würden, zu einer Zeit, in der das Vaterland in Gefahr ist.“

„Unser Vaterland ist die Menschheit,“ hatte Wehnicke erwidert, „und gerade unsere Partei ist die Partei des Friedens und der Verbrüderung der Völker. Wir wollen den Krieg nicht, und so wird den Kriegstreibern nichts anderes übrig bleiben, als das Schwert wieder einzustecken.“

Trotz dieses glorreichen Abganges aber blieb irgendwie ein schmerzliches Gefühl zurück, von einem klugen und tüchtigen Menschen verkannt worden zu sein, und noch sehnsüchtiger als bisher lauschte Wehnicke nach der mächtigen Stimme der Brüder im Osten und Westen, die den Gewalthabern befehlen würde, das Spiel nicht weiter zu treiben. Aber es blieb still, da wie dort, und nur ein einziger scharfer Knall drang über die Grenze, der Knall des Revolverschusses, der in einem Pariser Kaffeehaus Jaurès tötete, den Mann, dessen Buch Wehnicke wie eine Bibel gewesen war.

Dieses Bangen in die Tage hinein war furchtbar. Warum erhob sich denn noch immer niemand, der das große Wort des Friedens sprach? Es war ein eisiges Gefühl, das da andrang, in diesem vergeblichen Warten auf die Botschaft der Versöhnung und Brüderlichkeit. Sollten die deutschen Brüder sprechen? Wie konnten sie es tun, da Deutschland nicht in den Krieg trieb, sondern in ihn getrieben wurde? Warum sonderten sich die anderen ab und fanden außer einigem Pariser Phrasengewölk nichts gegen dieses Verbrechen an der Menschheit?

Da kam der Tag, der zu den Waffen rief.

Es war klar, die Kriegsfurie hatte gesiegt.

Im „Goldenen Strumpf“ war wildes Leben. Den Männern stand die blanke Not vor Augen. Wer nicht ins Feld zog, war verloren. Aber seltsam, der Zorn, der sich in ihnen erhob, ging nicht gegen die Herren, die ihnen die Arbeit genommen hatten, sondern gegen den Feind, der die Grenzen bedrohte. Die Fäuste krachten auf die Tische, und Flüche jagten nach Osten und Westen.

„Sechse müssen ins Feld, sechse von meinen neun“, sagte der alte Göpfert, aber es war nicht Betrübnis und Mutlosigkeit, sondern leuchtender Stolz.

War auch dieser alte Mann von der Kriegsfurie ergriffen? Wehnicke erhob sich und klopfte an sein Glas. Es galt nicht mehr, Eigenes zu retten, denn das schien ihm zerschlagen und verloren, sondern die Hoheit des Grundgedankens sollte für die anderen bewahrt werden. Wehnicke vergaß, daß der Prophet, der nicht selber glaubt, keine Schüler findet.

Sein Klopfen war wie der Fall eines Tropfens Öl auf einen bewegten Wasserspiegel. Die Ruhe verbreitete sich von seinem Tisch aus bis in die entlegensten Ecken des raucherfüllten Raumes.

Wehnicke begann zu sprechen. Er könne es immer noch nicht glauben, daß der Krieg unvermeidlich sei. Der Kaiser, das müsse jeder zugeben, habe sich redlich bemüht, den Frieden zu wahren, aber heute könnten Kaiser, Zaren und Präsidenten nicht mehr über Krieg und Frieden entscheiden, sondern einzig und allein die Völker. Die Stimme der Völker werde sich noch im letzten Augenblick erheben, diese Stimme von Millionen von Arbeitern, die nichts anderes wollten als Frieden und Freiheit.

Plötzlich stand ein kleiner, verkümmerter alter Mann an Wehnickes Tisch. Er hatte die magere Hand auf die Tischecke gelegt, sein Kopf war durch eine blutrünstige Beule entstellt. Er sah den Redner aus geröteten und unaufhörlich tränenden Augen an und machte mit der Hand eine Bewegung, die diesen verstummen ließ.

„Verzeihen schon, Herr Doktor!“ sagte er.

Wehnicke unterbrach ihn: „Ich bin hier kein Doktor, ich bin Arbeiter wie Sie und jeder andere hier. Kein Doktor, sondern Genosse.“

Aber der Alte schüttelte hartnäckig den Kopf: „Sie sind und bleiben doch der Herr Doktor Wehnicke, wenn Sie auch jetzt den Arbeiter spielen.“

Das war eine bittere Lehre, die Wehnicke von diesem alten Mann zuteil wurde. Und ehe ihm noch eingefallen war, was er etwa darauf hätte entgegnen können, fuhr dieser Derwisch schon fort:

„Ich bin der alte Hummitzsch, wenn Sie mich nicht kennen sollten . . . meine zwei Söhne gehen in Ihre Fabrik. Mein dritter ist Soldat, und alle drei müssen jetzt hinaus. Und ich bete zu Gott, daß sie mir nicht mehr wiederkommen sollen . . . lieber nicht mehr wiederkommen, als so, wie sie jetzt sind. Ja, so steht es. Und schauen Sie mich nur ruhig an, mein Verstand ist noch beisammen . . . es wär' aber kein Wunder, wenn ich ihn nicht mehr hätt'. Ja, jetzt sollen Sie wissen, warum ich da steh' und Ihnen ins Wort gefallen bin. Es ist nur, weil Sie vom Frieden und von der Freiheit sprechen, Herr Doktor . . . von der Freiheit der Sozialdemokraten . . . Wollen Sie wissen, wie die Freiheit der Sozialdemokratie ausschaut? Ich kann's Ihnen zeigen, am eigenen Leib kann ich's Ihnen zeigen. Schauen Sie her, so schaut die sozialdemokratische Freiheit aus . . .“

Und plötzlich begann sich der alte Mann seiner Kleider zu entledigen, er warf den Rock ab, die Weste, ließ alles achtlos zur Erde fallen, stülpte die Ärmel zurück, riß das Hemd an der Brust auf, zerrte es aus der Hose. Und man sah, daß dieser magere, welke, knochendürre Leib von unzähligen Wunden und Striemen bedeckt war. Braune, blaue und blutunterlaufene Male kreuzten sich auf seinen Schulterblättern, zogen sich über die Brust, auf dem eingefallenen Bauch lagen fingerdicke Schwielen. An vielen Stellen waren Hautabschürfungen, die schon rosarot überzogen waren, von neuen Blutkrusten zerrissen.

Der alte Hummitzsch stand jetzt wirklich wie ein Derwisch oder indischer Büßer da, und seine Stimme nahm einen schrillen Ton an: „So schaut die sozialdemokratische Freiheit aus . . . nur hereinspaziert, meine Herrschaften, die einzig wahre, einzig echte sozialdemokratische Freiheit, zu sehen am alten Hummitzsch. Denn was heißt Freiheit? Freiheit heißt, zu tun und zu lassen, was man will. Ich bin kein Genosse, ich bin ohne Sozialdemokratie alt geworden und brauche sie nicht. Aber meine Söhne sind Genossen, dort drüben stehen sie, und sie bringen mir die wahre sozialdemokratische Freiheit mit nach Haus. Und damit ich sie recht gut verstehen soll, prügeln sie sie in mich hinein, was mein altes Fell halten will. ‚Was, du Lumpenhund, du willst kein Genosse werden, du alter Schafskopf willst dich nicht organisieren? Hoch die sozialdemokratische Freiheit!‘ . . . und da, da und da . . . und da . . . da haben Sie die Photographien davon“, und der Alte hob das Hemd hoch und zeigte auf die Wundmale und Schwielen und Striemen, auf die Beule an seinem Kopf und das eingerissene Ohr: „Und das und das gehört auch dazu. Alles Photographien von der sozialdemokratischen Freiheit, angefertigt von meinen Söhnen.“ Er ließ das Hemd fallen und stand nun in diesem seltsamen Aufzug, als sei er an den Rand des Tisches, an den er sich klammerte, eben aus dem Bereich der Unterwelt aufgestiegen. „Und darum sag' ich, es ist alles Humbug mit den Genossen, alles Schwindel und Betrug, wer von ihnen Freiheit erwartet und Frieden, ist ein Narr . . . lauter Schwindel.“

Dünn und pfeifend ging ihm der Atem, ein Hustenkrampf überwältigte ihn, der Kopf sank ihm auf die Brust. Zwei Männer nahmen ihn unter den Armen und führten ihn sorglich zu seinem Platz, wo er sitzenblieb, in seinem groben Leinenhemd, dessen Saum auf der Erde schleifte.

Wehnicke wollte das Wort ergreifen, aber schon stand ein anderer an der Stelle des alten Hummitzsch. Das was Göpfert, seine sonst so lustigen Schweinsäuglein stachen jetzt hart und streng in die Menge. Wehnicke war beiseitegeschoben, man brauchte ihn nicht mehr, diese Menge hatte jetzt andere Zungen als ihn. Und wahrhaftig, Göpfert war keineswegs das freundliche, geduckte, geheimnisvoll flüsternde Männlein wie sonst, alle Worte kamen ihm fest und kernhaft heraus, und er warf sie denen, für die sie bestimmt waren, geradeswegs an den Kopf.

„Das ist eine Schande, sag' ich, eine Schande für uns und eine Schmach. Glauben die Kerle vielleicht, daß wir das vierte Gebot 'raustun wollen aus den zehnen und dafür einsetzen: ‚Du mußt dich organisieren‘? Wer die Hand gegen seinen Vater aufhebt, ist ein Schuft!“ Er hob drohend die Faust gegen den Winkel, in dem die zwei Brüder Hummitzsch keuchten wie zwei gestellte Wölfe. „Ich sag', der alte Mann steht unter unserem Schutz. Wenn ihm das Geringste angetan wird, so sind hier ein paar hundert Fäuste, die wissen, wohin sie dreschen müssen.“

Hier erfuhr die Rede des alten Göpfert eine unbedeutende Unterbrechung. Im Hintergrunde des Wirtszimmers schienen nämlich einige Freunde rascher Entschlüsse der Ansicht zu sein, man brauche nicht erst bis zum nächstenmal zu warten. Es entspann sich ein kleiner Kampf, der rasch damit beendet war, daß die beiden Brüder durch die Hintertür in den Glassalon und aus diesem auf den Hof hinausflogen.

Göpfert hatte die kurzweilige Erledigung von seinem Platz aus verfolgt und fuhr fort: „Das ist nicht unsere Ansicht von der Freiheit, das muß sich der alte Hummitzsch merken. Aber damit hat er recht: wo ist der Frieden, den wir uns gegenseitig versprochen haben? Wir haben das Unglück nicht verhüten können, an uns hat's nicht gelegen. Aber sie hätten es verhüten können und haben es nicht getan. Jetzt ist es geschehen, und wir müssen dreinschlagen, sonst machen sie uns alles hin. Militarismus hin, Militarismus her, man will Deutschland an den Kragen, und ich weiß, jetzt, wohin ich gehöre!“ Da ging ein heißes, heftiges Atmen durch den Raum, niemand schrie, niemand hob den Arm, aber von Mensch zu Mensch flog ein tiefinniges, wortloses Verstehen.

Der Wirt näherte sich Wehnicke und flüsterte ihm zu, es sei einer da, der ihn zu sprechen wünsche. Unter der Tür stand der schmale Kontorjüngling Milde und bestellte, Herr Krusche wünsche ihn und die anderen, die unlängst mit ihm bei Herrn Krusche gewesen seien, zu sprechen.

Das neue Ereignis gab zu denken, und als Wehnicke mit seinen Mannen abgezogen war, da folgten ihm alle in einiger Entfernung nach, in

zerstreuten Gruppen, bei denen alle Möglichkeiten in hastigem Geflüster erwogen wurden.

Das Gittertor zum Hof hinter den Kontorräumen fand sich unverschlossen, und so gelangten sie allesamt unbehindert vor die Fenster, hinter denen zwischen dem Herrn und ihren Führern jetzt die Entscheidung fiel. Der späte Sommerabend trieb ein leises Klingen von ferner Musik heran und Gesang vieler Menschen und wob das Gold seines Abschieds hinein, daß alles wie zu einem Gebet emporgehoben war. Die Männer standen flüsternd beisammen, viele hatten die Hüte abgenommen, diese Stunde rann wie stärkender Wein in sie.

Plötzlich wurde eines der goldblinkenden Fenster oben im ersten Stockwerk geöffnet, und Herr Krusche beugte sich vor. Hinter ihm sah man einen Schimmer von Wehnickes Gesicht. Der Widerglanz der Abendsonne in seinen Brillengläsern machte ihm zwei Goldaugen.

„Es ist mir recht," sagte Herr Krusche, und seine Stimme umfaßte den ganzen weiten Hof, „daß Sie hierher gekommen sind, und ich folge gerne dem Ersuchen des Herrn Doktor Wehnicke, Ihnen zu wiederholen, was ich eben Ihrem Abgesandten mitteilen konnte. Die Stunde ist ernst für unser Vaterland. Es geht dem Feind nicht darum, uns zu schlagen, sondern man möchte uns vernichten. Diese furchtbarste Gefahr, die unserem Volk jemals gedroht hat, muß uns stark und geeint finden, wir müssen unsere kleinen Zwistigkeiten und Zänkereien vergessen und unseren Hader auslöschen, wenn wir nicht selbst an unserem Untergang schuld sein wollen. Was uns getrennt hat, ist ein Schatten von Irrtum, Mißtrauen und Vorurteil, was uns verbindet, ist ein lebendiges, wahrhaftes Gefühl: daß wir alle Deutsche sind. Ich habe Ihnen im Namen des Ringes der Zementfabriken die Mitteilung zu machen, daß wir die Aussperrung aufgehoben haben. Wer ins Feld hinaus muß, soll wissen, daß seine Angehörigen versorgt sind, wer zurückbleibt, kann sich morgen zur Arbeit melden. Über die geforderte Lohnerhöhung sind wir bereit, mit Ihnen zu verhandeln. Gute Nacht und auf Wiedersehen!"

Der Kommerzienrat winkte mit seiner schönen, etwas verfetteten Hand und schloß dann mit einer hastigen Bewegung beide Fensterflügel zugleich vor dem glatten, rosigen Gesicht. Man sah noch ein letztes Blinkfeuer von Wehnickes Goldaugen.

Lautlos zogen die Männer ab, und die meisten brachten die Begebenheiten der letzten Stunden mit allen ihren Vorder- und Hintergründen ganz im stillen mit sich selbst ins reine. Nur der junge Lippoldt, auch sonst ein Geradeheraus und Überdenzaun, warf an der Ecke seinen alten Filz auf die Erde, sprang mit gleichen Füßen darauf und schrie dreimal „Hurra", als wäre er nicht ein roter Genosse, sondern ein Königlich Preußischer Steuerexekutor an Königs Geburtstag. —

Als Ernst Wehnicke an diesem Abend heimkam, verkündete er nach einigem Umherwandern im Zimmer seiner Frau den Entschluß, in den Krieg mitzuziehen. Wenn man ihn auch seiner Füße und anderer geringfügiger, aber hinderlicher Gebrechen wegen als Kämpfer nicht werde gebrauchen können, so hoffe er doch, in der Krankenpflege gute Dienste zu leisten. Frau Christel hatte dagegen gar keine Einwendungen, sie umarmte und küßte ihren Gatten und sagte nur, sie habe längst gewußt, daß es so kommen werde. Worauf Wehnicke erstaunt entgegnete, dann erweise es sich eben wieder, um wie viel klüger sie sei, denn er wisse es erst seit heute abend.

— —

In diesen Tagen fand, ungeachtet der ungeheueren Erregung der ganzen Nation, die Ziehung jener Lotterie statt, auf deren Haupttreffer der Oberleutnant Mittentzwey durch den Besitz eines Loses Anspruch zu haben glaubte.

Es war, als wolle die Lottodirektion beweisen, daß ihrem festen Bau auch die Erschütterung eines Krieges nichts anhaben könne.

Das blöde Ungefähr der Ziehung freilich nahm einen anderen Verlauf, als Mittentzwey erwartet hatte. Der Haupttreffer fiel auf einen Oberkellner, und die übrigen kleineren Glückszufälle verstreuten sich weithin über das Königreich Sachsen und die Nachbarländer, für Mittentzwey aber fiel nicht einmal das allerkleinste Trefferlein ab.

Dieser Schlag des Geschickes hätte Mittentzwey unter anderen Umständen schwer getroffen, in diesen Stunden aber war er ihm nur ein belangloses Klopfen an die Außenwände seines Ich. Pläne versanken, Luftschlösser fielen ein, was war das gegen den Donner der Geschütze an Deutschlands Grenzen, gegen den Brand einer Welt!

Er rannte in die Kaserne zurück und fügte sich wieder als Rad in die große Maschine, die Menschen bekleidete, bewaffnete und fertigmachte, um in endlosen Zügen gegen den Feind geführt zu werden. Inmitten dieses Wunders von Genauigkeit und Pünktlichkeit, in dem jeder Handgriff vorausbestimmt und jedem Mann seine Aufgabe vorgeschrieben stand, vergaß Mittentzwey, daß er sozusagen schon Schloßbesitzer gewesen war. Es war, als ordneten sich alle Bedürfnisse, alle Ereignisse, selbst die unbedeutendsten, ganz von selbst in die Stunden, wie in eine Reihe von Fächern, die seit vielen Jahren für die Aufnahme aller dieser Dinge vorbereitet waren. Nichts war unvorhergesehen, nichts kam überraschend oder verwirrend. Es stand im Plan: um diese und diese Stunde würde der und der kommen, um dieses und jenes zu bringen. Und wirklich, der richtige Mann erschien und brachte die richtigen Dinge, und kein Stück fehlte und an der bestimmten Zeit keine Minute. Während Mittentzwey in diesem ganzen sinnvoll geordneten Durcheinander seine Pflicht tat, wuchs ihm aus den vielen anschließenden Teilchen der prachtvoll regelmäßige Bau des Kristalles zusammen. Oder es war auch wie jene magischen Zeichnungen, die, mit einer unsichtbaren sympathetischen Flüssigkeit entworfen, im Erwärmen nach und nach alle Linien hervortreten lassen, bis das Bild vollkommen ist.

Abends fand dann ein schlichtes Abschiedsessen der Unverheirateten statt, bei dem die Stühle mit Reisig umwunden waren und kleine Sträußchen am Weinglas das allzu helle Tafelläuten dämpften. Der Major von Grundmann sprach ein paar feste Worte von der Unvergleichlichkeit des Kampfes, dem man entgegenging. Sein feines Diplomatengesicht rötete sich, und es erwies sich, daß man mit vollem Recht von ihm behauptete, er sei ein Philosoph im Soldatenrock, denn er zog im Verlaufe der Rede einen der von Kameraden immer respektvoll umgangenen Geister aus seiner Bibliothek an: „Wir müssen, meine Herren, zum Wahlspruch haben, nicht Siegen oder Sterben, indem das letztere auch ohne unseren Vorsatz kommen wird und der, welcher zu handeln hat, es nie wollen muß, sondern eben Siegen schlechthin. Der das sagte, hieß Fichte, war einer der besten Deutschen vor hundert Jahren, und sein Wort gilt heute noch unbedingter als damals."

Noch vor dem Schluß dieser Rede schied Mittentzwey unbemerkt ab, raste in seine Wohnung und fand unter dem Briefschlitz ein weißes Kärtchen.

Valeska war dagewesen, hatte ihn aufgesucht und beschwerte sich bitter, daß er sie vergessen habe, denn es habe den Anschein, als ob er ins Feld ziehen wolle, ohne noch vorher mit ihr beisammengewesen zu sein.

Das liebe Blättlein beschleunigte sein Waschen und Umkleiden, denn dieser letzte Abend mit der Geliebten sollte nicht im Mobilmachungsschmutz, sondern festlich verbracht werden. So kam er sich ein wenig wie Egmont vor, der zu Klärchen geht, als er in seiner neuen Uniform die Treppen zu Meta Linds Wohnung hinanstieg.

Auch Valeska hatte sich schön gemacht; aus dem himmelblauen Schlafrock war der große Fettfleck, den Mittentzwey nun drei Monate lang gekannt hatte, verschwunden, die Schuhe waren jedenfalls beim Schuster gewesen, denn die Absätze bewiesen nichts mehr für die Kugelgestalt der Erde, und im schwarzen Haar waren zwei Rosen so tückisch von der Seite eingesteckt, wie man es sonst nur bei Carmen sah.

Sie schmollte ihm noch ein wenig entgegen. Was das für eine Art sei, sich unsichtbar zu machen, einfach nicht zu kommen und nicht zu Haus zu sein, wenn man ihn aufsuchte.

Mittentzwey entschuldigte sich mit den Arbeiten. Der Krieg frage nicht nach den Wünschen des Herzens, das Heer müsse so bald als möglich schlagfertig an den Grenzen stehen. Dabei hielt er ihre weiche Hand, die sie ihm ließ, indem sie mit seinen Fingern spielte. Dann sah er sich in dem Raum um, in dem nichts Fremdes und Feindliches dem schmerzlichen Glück dieser letzten Stunden zuwider war.

Meta Lind war nicht da.

Die habe sie fortgeschickt, berichtete Valeska, zu einer Freundin, und sie würde nicht so bald wiederkommen. Und sie sah Mittentzwey so schalkhaft an wie ein Kind, das etwas getan hat, wofür es seine Belohnung erwartet.

Er umfaßte sie und küßte sie bebend. Selten genug wagte er eine solche innige Zärtlichkeit, in der ihm schon allzuviel gegenseitiges Versprechen und wechselweise Bindung zu sein schien.

Aber Valeska begann gleich wieder zu schmollen: nein, und es sei noch gar nicht vorbei, und er habe ihre Verzeihung noch nicht errungen, und er müsse ganz genau berichten, was er den ganzen Tag über getan habe, damit sie beurteilen könne, ob keine freventliche Hinterziehung der Zeit begangen worden sei.

Mittentzwey sog die köstliche Kindlichkeit dieses wunderbaren Geschöpfes ein und war in einem bittersüßen Gefühl des Leides und Glückes versunken. Wirklich, sie schien ganz ahnungslos, um was es ging, sie vermochte sich in ihrer flatternden Welt das Gewicht dieser ernsten Tatsache, daß es Krieg gab, nicht vorzustellen. Aber es war besser, diese Stunden zu bebändern und mit Leichtsinn zu beschwingen als sie mit Heulen und Zähneklappern zuzubringen, wie es einigen Kameraden mit Geliebten und Bräuten begegnet war.

Er begann ihr also zu berichten, wie die Mobilisierung ablaufe, was da alles zu schaffen sei, und wie der derbe Humor der Landser alle Mühen und Bedenken unterducke.

Während er erzählte, hielt Valeska seine Hand und spielte mit seinen Fingern, die sie einzeln vornahm, um sie zu drücken und zu liebkosen.

Ach, diese Hand, dachte er immer zwischendurch, wie gerne nähme ich die Sicherheit mit, daß sie mein ist! Aber da war die schwere Last, seine Kindes- und Bruderpflicht, und drückte ihm den Mut nieder. Es hätte alles doch ein ganz anderes Gesicht gewonnen, wenn er die Hoffnung seiner Wiederkehr auch noch hätte mit der Freudennachricht vom großen Gewinn verbrämen dürfen. So lag auch die glücklichste Heimkehr immer noch im düstern Schatten der Ungewißheit.

Valeska unterbrach ihn und machte sich los. „Warte ein wenig!" sagte sie und lief ins Nebenzimmer, wo Mittentzwey ein gelindes Klirren und Poltern hörte, das ihm bekannt vorkam, das er aber nicht zu deuten wußte. Dann kam Valeska zum Vorschein und hielt des Klirrens und Polterns Lösung in Gestalt einer Flasche Sekt.

Sie wollte alles selbst besorgen, brachte zwei Wassergläser heran und ließ den Kork natürlich so heftig zur Decke schießen, daß der weiße Schaum ungenützt nachquoll.

„Deine Wiederkehr," sagte sie im Anstoßen, „gesund und glücklich! Liebster!"

Aber noch durfte er nicht trinken. Sie löste eine Rose aus dem Haar, nahm zwei der zartesten Blätter aus der Mitte und warf mit spitzen Fingern je eines in jedes Glas.

„Trink!" sagte sie, und während sie tranken, war ihr Blick so fest in den seinen gesenkt, daß er ihn fast verbrannte.

Verwirrt trat er zurück, sein junges Blut nahm einen Anlauf zum Schäumen, und er bekam Angst um sich und seine Sicherheit. Es galt, Verstand für zwei zu haben, gerade in dieser Stunde, die rein und glasklar vor ihm stehen sollte, wenn er ihrer gedachte. Er legte die Hände auf den Rücken, rang sie ineinander und stand gerade und steif mitten im Zimmer.

Wohin sie ihm ihre Gedanken und ihre liebenden Wünsche nachsenden solle, fragte Valeska.

Das wußte Ulrich nicht, das wußte niemand, man bestieg den Zug, und auf der Fahrt erst würde man merken, ob man nach Westen oder nach Osten geschickt wurde.

Aber das wollte ihm Valeska nicht glauben, er müsse doch wissen, wohin sein Regiment gehe, und das müsse er ihr sagen, denn wenn sie sich jemanden vorstellen wolle, so müsse sie sich doch wenigstens in etwas den Ort ausmalen können, an dem er sich befinde. Und es mache doch einen gewaltigen Unterschied aus, ob sie ihm als Rahmen das gesegnete Frankreich oder das gottverdammte Rußland geben könne.

Dabei war sie ihm wieder so gefährlich und sengend nahe, daß er sich immer weiter zurückzog.

Wenn er ihre Frage hätte beantworten können, so hätte er es gewiß getan, denn sein Beharren schien Valeska ungehalten zu machen. Schließlich wandte sie sich mit einem heftigen Ruck von ihm, warf sich auf den ächzenden Diwan und versank in einen mürrischen Stumpfsinn.

So geriet doch noch etwas Trübes und Schweres in den selig erhöhten Abschiedsabend. Keine der leisen und zaghaften Zärtlichkeiten vermochte Valeskas kindisch-trotzige Laune aufzuhellen. Sie schien müde zu werden, gähnte unentwegt und spielte mit den Fransen des Tischtuches, die sie zusammendrehte und wiederaufschnellen ließ.

Als Mittentzwey Meta Linds Schritt durch das still gewordene Haus auf der Treppe hörte und vernahm, wie sie den Schlüssel ins Schloß schob, da überkam ihn eine heiße Angst vor dem Scheiden, zugleich mit Ärger über die immer Unerwünschte und dem Gefühl, etwas sehr Schönes und Unwiederbringliches verloren zu haben.

Verdrossen begrüßte er das unscheinbare Mädchen, aber gleich darauf durchfuhr ihn ein Schrecken, denn die Wanduhr rief die zwölfte Stunde aus, und der Tag seines Abmarsches war da.

Noch stand der Rest des Sektes ungetrunken auf dem Tisch, und wie dieser Trank, war alles schal geworden. Mittentzwey nahm seinen Degen und war zum Gehen fertig. Da aber kam noch einmal alle Rührung über Valeskas herbes und undurchdringliches Wesen, wie sie an der Schwelle von Leben und Tod noch für den Ernst des Scheidens keine Bereitschaft hatte. Selbst das war schön und seltsam an ihr.

„Valeska, denke an mich", sagte er, indem er seine Stimme zu beherrschen versuchte.

„Ja, ja!" entgegnete sie, und es schien ihm, als dränge sie ihn sachte zur Tür.

Er stolperte hinaus. Meta Lind leuchtete ihm über die Stiegen und öffnete ihm das Haustor. Er war noch so ganz in Valeska versunken, daß er Meta zu danken vergaß und ihren Abschiedsgruß nur so obenhin erwiderte.

Im Morgendämmern marschierte sein Regiment aus, und der Weg zum Bahnhof führte an Valeskas Fenstern vorbei. Und es geschah, was er gehofft hatte. Ein Fenster ging auf, und eine Rose fiel herab, dunkelrot und schwer, für ihn, die zweite Rose aus Valeskas Haar. Und wenn es auch einen Augenblick geschienen hatte, als sähe er Meta Linds bronzefarbene Flechten, so sagte ihm doch sein seliges Herz, es könne niemand anders gewesen sein als Valeska.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Äckerling fand es durchaus begreiflich, daß Fräulein Marianne Göbel ihre Stellung aufzugeben wünschte, und legte ihr keine Hindernisse in den Weg.

Die Ausstellung war durch den Kriegsausbruch verödet, konnte nicht leben und nicht sterben, sie stand entgeistert, denn ihr Sinn war ihr genommen, dieser schwärmerische Gedanke inniger Gemeinschaft aller höheren Ziele der Menschheit. Der Krieg hatte bewiesen, daß dieser Gedanke ein Alleingut der Deutschen war und den anderen nichts so wichtig galt, als Macht zu gewinnen.

Für die wenigen Menschen, die noch Beruf oder unausrottbare Neigung zu allem Bücherwesen durch die öden Hallen trieb, genügte der jüngste Praktikant aus Herrn Äckerlings Verlag.

Marianne bekam einen schönen herzlichen Dank und konnte gehen.

Matthias Supp wurde es schwer, sie zu lassen, denn in vielen ernsten und eindringlichen Gesprächen hatte er einen hellen Geist und Kunstverstand an ihr wahrgenommen. Mannigfache Erörterungen hatten seinen Bildern gegolten, die nun wieder in Supps Mansarde standen, weil er keines der vielen und hohen Kaufgebote angenommen hatte. Den freundlichen und unbefangenen Verkehr in seinem Haus hatte Marianne freilich mit dem Tage eingestellt, an dem sie zu bemerken glaubte, daß Frau Frieda mit kleinen Spitzen der Eifersucht gegen sie loszog.

Ganz schwer traf ihr rascher Entschluß den armen Johannes Fiedler, der sich in eine Ewigkeit glückbringenden Beisammenseins hineingeträumt hatte. Er weinte sogar, weinte nachts in seine Kissen, und alles auf der Welt war ihm vollkommen Wurst, sogar seine Göttin, die Medizin.

Seinen Einwendungen begegnete Marianne mit mütterlicher Bestimmtheit. Sie könne es nicht über sich bringen, hier hinter Büchern zu stehen, wenn nun das blutige Ringen anhebe. Wie eine Fügung Gottes erscheine ihr nun, daß sie vor kurzem den Pflegerinnenkursus gemacht habe, denn nun habe sie doch wieder ein Ziel und könne eine geschulte Kraft im Dienste des Roten Kreuzes einsetzen.

Es galt nur noch, den Widerstand des Großvaters zu überwinden.

Als sie unangekündigt in Mülhausen ankam, fand sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung die Wohnungstüre verschlossen. Und als sich schon die Angst einstellte, dem Großvater könnte hinter Schloß und Riegel etwas zugestoßen sein, kam Frau Fiedler von einem Kirchgang zurück und fand Marianne etwas zapplig vor der Wohnung stehen. Da war ein Stück allerlebendigster Gegenwart aus dem Bereich des Sohnes, und die Begrüßung wiederholte noch einmal in kurzem alle Seelenzustände von zitterndem Schmerz bis zur heldischen Beherrschtheit.

Und der Großvater? Jemine, der Herr Postrat, der war ein Junker Schneidig geworden und lief alle Tage mit seinem Eisernen Kreuz in den Straßen Mülhausens herum, reckte sich allen Französlingen unter die Nase und erklärte, daß die Bande Rothosen, die über die Vogesen ins Elsaß eingedrungen wäre, umzingelt und vernichtet werden würde. Ja, weiß Gott, er habe alle Einsiedelei völlig aufgegeben, lebe förmlich von der großen Zeit, und mit jedem Schlucke Begeisterung verjünge sich sein geistiger und leiblicher Mensch.

So hatte denn Marianne von Frau Fiedlers Fenster aus das absonderliche Schauspiel, den Großvater über den Hof kommen zu sehen, nicht ganz so jugendlich, wie ihn Frau Fiedler gemalt hatte, aber immerhin als einen merklich frischeren und beweglicheren Menschen, als er ihr in jahrzehntelangen Erinnerungen stand.

Er trug ein pfeffer- und salzfarbenes Sommergewand, das freilich in einem reichlich verschollenen Schnitt geschneidert war, aber dafür war der schwarze Hut funkelnagelneu, eine Erwerbung aus diesen Tagen. Seinen doch etwas steif stochernden Beinen half er mit einem neuen Spazierstock nach, der einen silbernen Griff in seine welke Hand schmiegte. Aber das Eigentliche und Wesentliche, das, worauf es ankam, war doch das Eiserne Kreuz auf dem pfeffer- und salzfarbenen Kammgarnhintergrunde.

So kam er gemächlich über den Hof, im Pensionistenschritt, und sprach dem unterirdischen Buchbinder Domsch im Vorderhaus ein paar leutselige Worte ins offene Fenster hinein. Was doch der Fabrikant Kohlmeis für ein prächtiger Mensch sei! Der habe ihn heute auf der Straße angesprochen, auf nichts anderes hin, als weil er an ihm das Eiserne Kreuz gesehen habe. Auch Kohlmeis besitze das Eiserne Kreuz, und so, auf diese Kameradschaft hinauf, sollte der Postrat einmal in der Woche zu Herrn Kohlmeis kommen, um zu versuchen, ob sie sich in dem edlen und kriegerischen Schachspiel messen könnten.

Herr Domsch nickte auf eine Kriegskarte von Frankreich hin, die er eben in sechs Teilen sorgsam auf graue Leinwand klebte, damit sie zusammengefaltet in die Tasche geschoben werden könne, und bemerkte, ja, die Zeit lehre eben die Großen und Mächtigen, daß die Geringeren auch ihre Brüder seien.

Worauf sich Herr Göbel, durch diese ungebührliche Auffassung verstimmt, als sei ein pensionierter Postrat etwas so bemerkenswert Geringeres als ein Fabrikant, von dem Kleistermenschen abwandte und seinen Weg über den Hof fortsetzte. Der Kleistertopf war eben doch kein delphisches Räuchergefäß, aus dem sich Weisheit und Verständnis für Welthistorie schöpfen ließ.

Von Mariannes Ankunft zeigte sich der alte Herr bloß gelinde überrascht, denn in diesen glorreichen Tagen war eben nichts gänzlich unerwartet und unmöglich.

Und als Marianne noch im Verlaufe desselben Abends von ihrem Entschlusse sprach, hatte sie es gar nicht nötig, ihn gewaltsam gegen einen Widerstand durchzusetzen. Der Großvater nickte ihr zu, tätschelte ihre Wangen und streichelte ihre Hand. Es sei nur recht und gut, was sie sich vorgesetzt habe, und jeder müsse in seinem Bezirke für die große Sache wirken.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Ein alt Reiterlied. Von Hans Sturm.

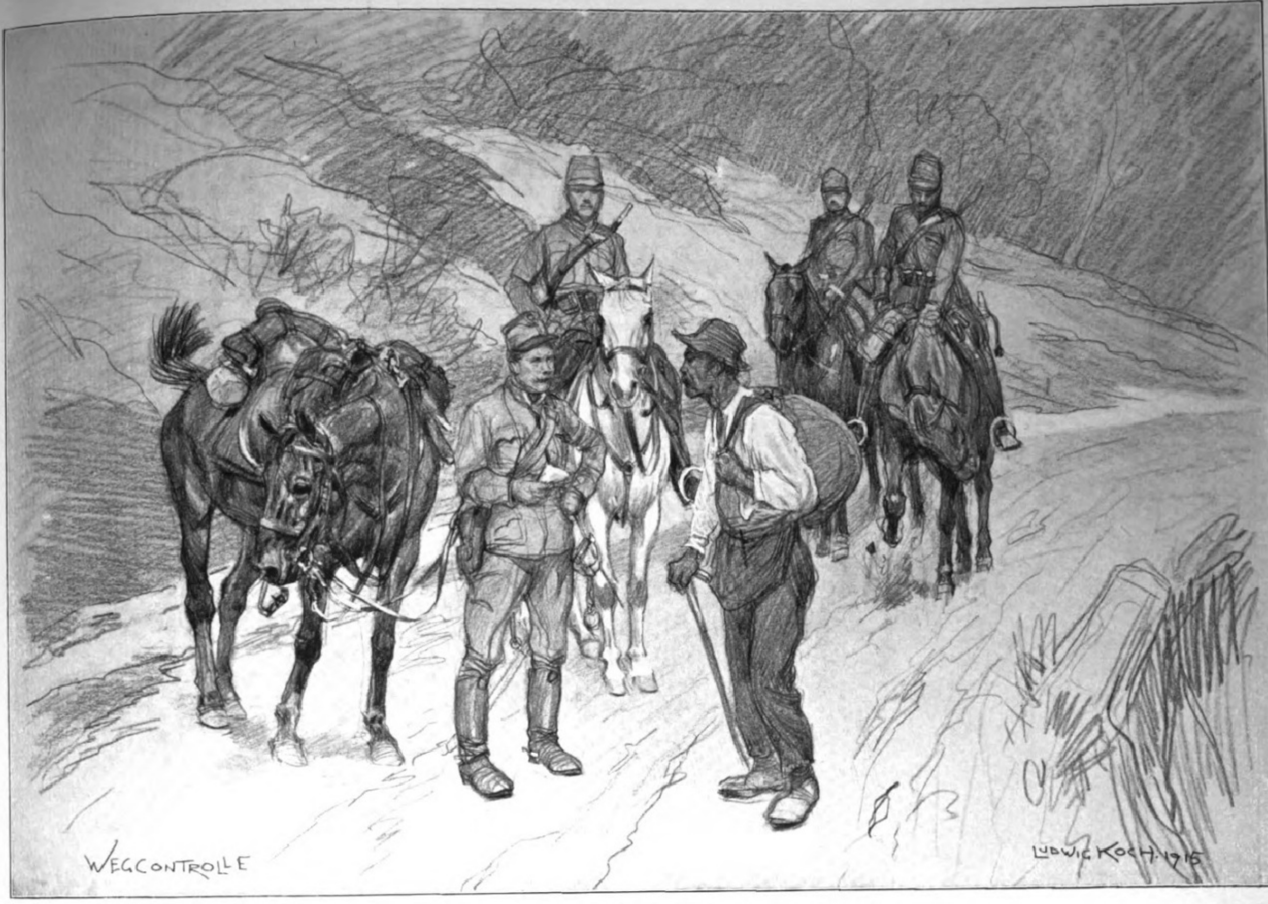
Die Erde dröhnt von Roßgestampf —
Rings Waffenlärm und Pulverdampf —
Die Schlachttrompeten blasen.
Manch tapfrer Reiter sinkt ins Gras,
Das kühne Antlitz totenblaß —
Sein Blut färbt rot den Rasen.

Und wenn das harte Ende naht,
Dann hilft, Herr Christ, wohl deine Gnad' —
Laß mich dein Reich erwerben!
Leb' wohl, vielliebes Mütterlein,
In letzter Not gedenk' ich dein —
Jetzt geht's mit mir ans Sterben.

Gewonnen ist die wilde Schlacht —
Der Lärm verstummt. Es kommt die Nacht
In ihrem schwarzen Kleide —
Und überm Schlachtfeld, hoch und fern,
Erwacht hellfunkelnd Stern an Stern,
Der Wind weint über die Heide — — —

Das dämmerfahle Mondenlicht
Scheint auf ein bleiches Angesicht
Dort tief im Heidegrunde.
Im Todeskuß die Lippe preßt
Ein gülden Ringlein krampfhaft fest —
Rot rinnt die Todeswunde.

Gespenstig gehen still und stumm
Im weiten Felde Fackeln um,
Ernst tönt die Trauerweise,
Denn wer erschlagen auf grüner Heid',
Dem gibt die Trommel das Geleit
Wohl auf die letzte Reise . . .

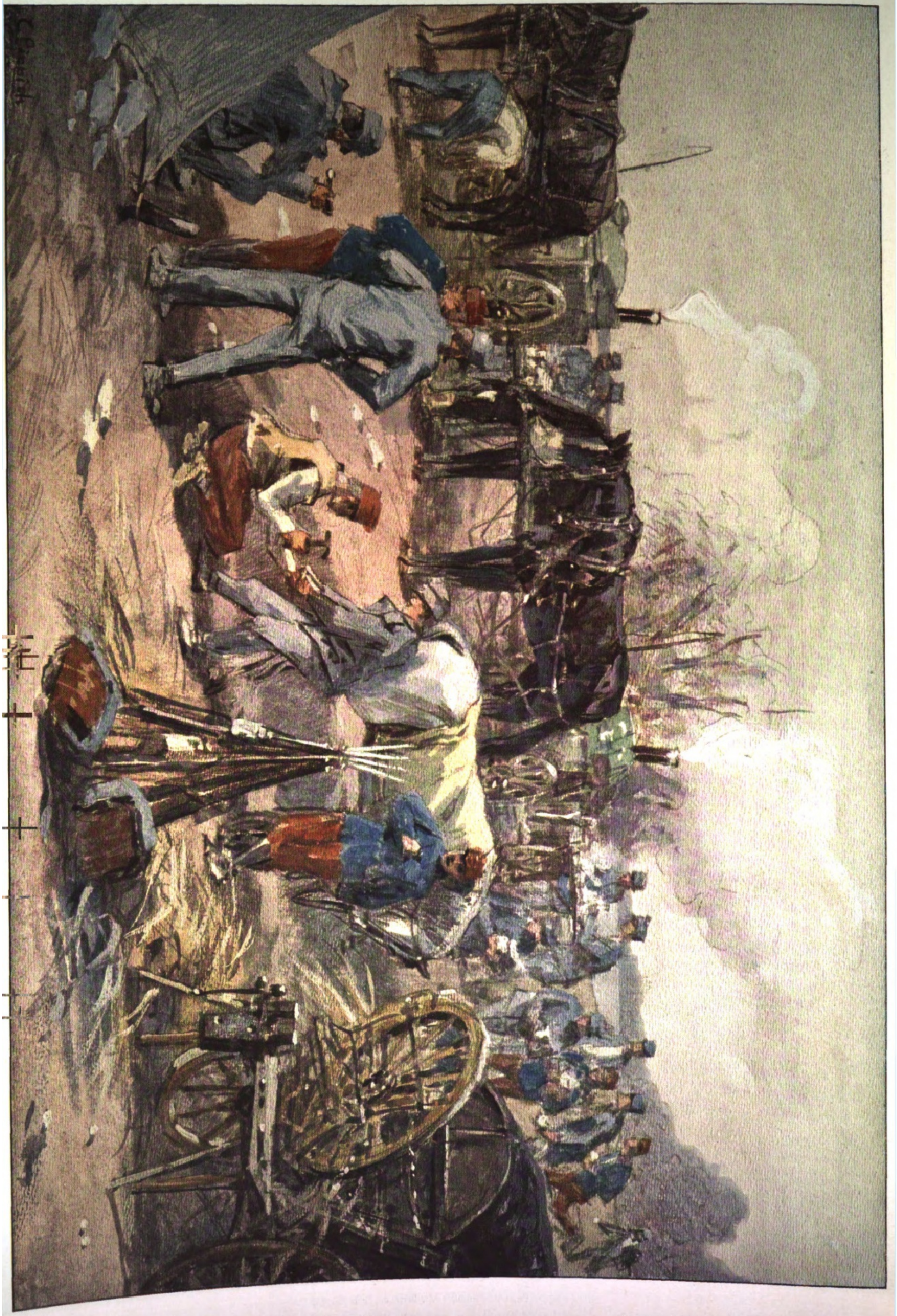


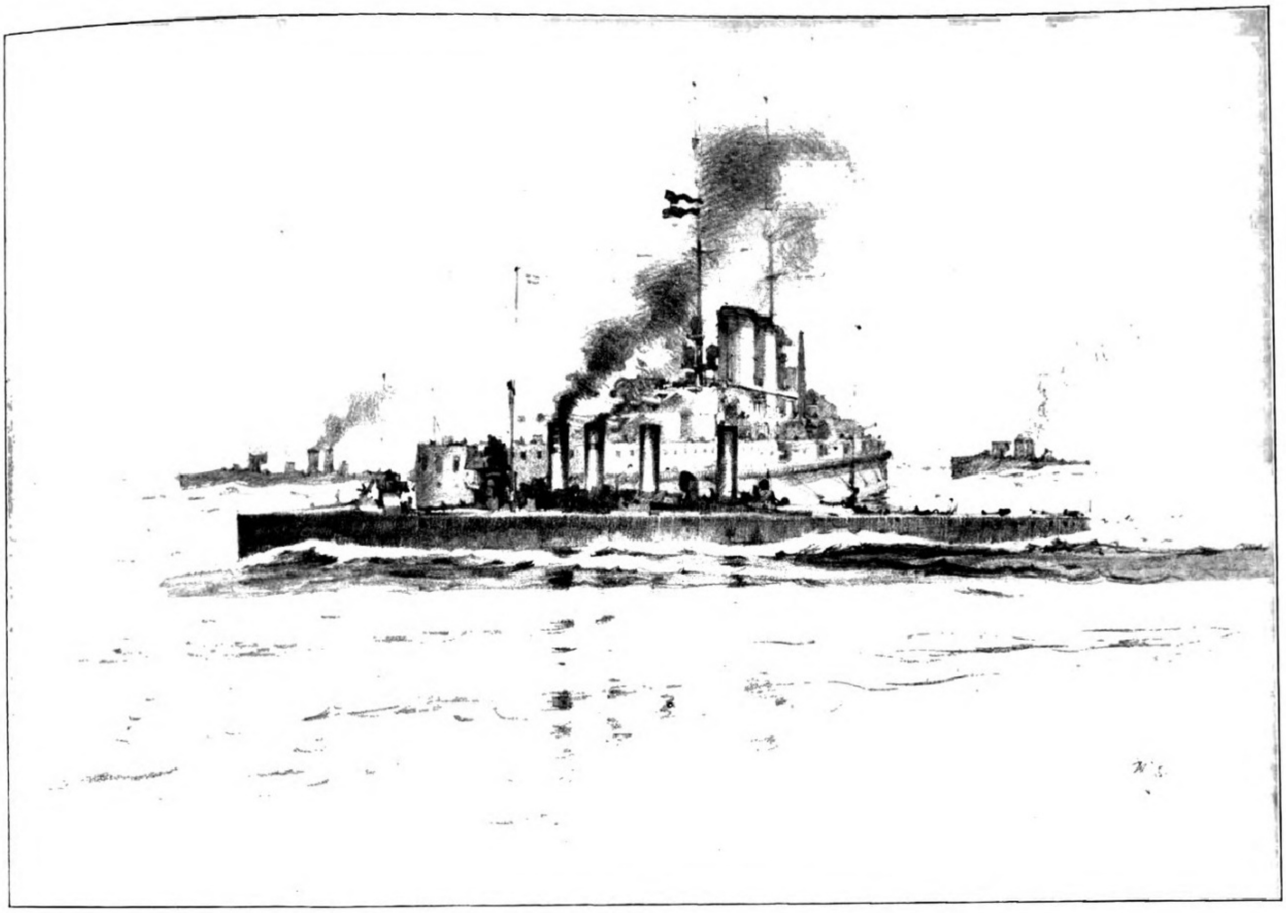
Österreichisch-ungarische Patrouille bei der Wegüberwachung im Kriegsgebiet.



Österreichisch-ungarische schwere Artillerie auf dem Marsch.

Vom Krieg mit Italien. Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von dem zum italienischen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Prof. L. Koch.





Torpedoboot-Zerstörer.

Ersatz für Kriegsschäden.

Von Geh. Regierungsrat Dr. jur. Seidel.

Der jetzige Weltkrieg hat auf militärisch-technischem Gebiete große Überraschungen gebracht und bringt sie noch täglich. Auf der Erde, in der Erde, auf dem Wasser, unter dem Wasser und in der Luft wird mit Waffen und Kriegsmitteln gekämpft, an die man früher nie gedacht hat und nie hat denken können. Diese Kampfweise hat zur Folge gehabt, daß Privatpersonen Beschädigungen an Leib und Vermögen zugefügt wurden, wie sie in früheren Kriegen in diesem Maße niemals möglich gewesen sind. Auf der andern Seite hat die beispiellos völkerrechtswidrige Kriegführung unserer Feinde zu diesen Schädigungen erheblich beigetragen. Namentlich die Greuel, die russische Kosakenhorden und auch reguläre russische Truppen in unserer schönen Provinz Ostpreußen verübten, haben unsere dortigen Landsleute aufs schwerste geschädigt. Sind doch allein von den Russen dort 33553 Gebäude zerstört worden, deren Wiederaufbau schätzungsweise rund 300 Mill. ℳ Kosten verursachen wird. Der Wert des vernichteten Hausrats von schätzungsweise 100000 Haushaltungen wird auf 25 Mill. ℳ berechnet. Die russischen Banden haben 40000 unserer schönen ostpreußischen Pferde gestohlen. In anderen Gegenden, wie in Karlsruhe, Ludwigshafen, sind durch völkerrechtswidriges Bombenwerfen aus französischen Flugzeugen schwere Verluste an Menschenleben, Verstümmelungen und Verletzungen sowie großer Materialschaden herbeigeführt worden. Feindlicher Patentraub hat deutschen Unternehmern schweren Schaden zugefügt, deutsche Guthaben gegen säumige Schuldner im feindlichen Auslande sind uneinziehbar geworden.

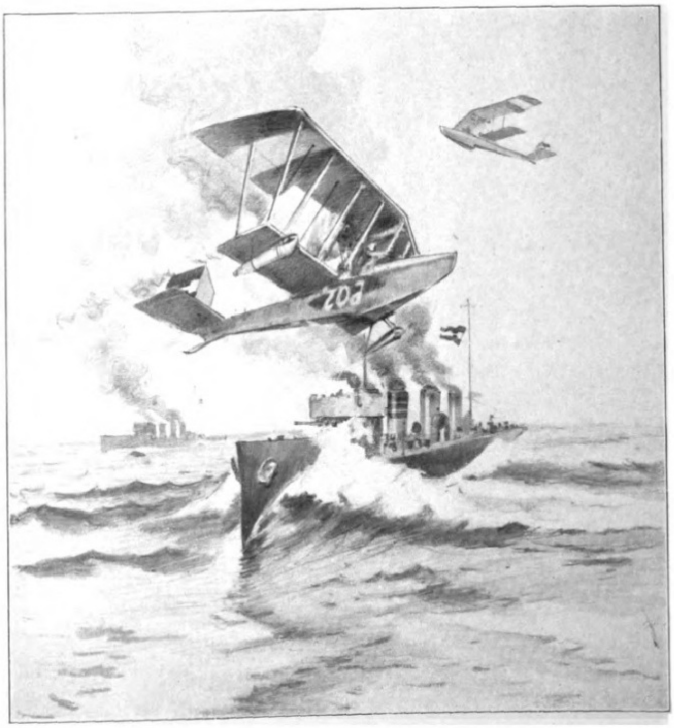
Über die **Frage der Entschädigung für solche und ähnliche Kriegsschäden** herrschen im allgemeinen im Publikum unrichtige oder wenigstens unklare Vorstellungen. Wer glaubt, daß er für Schäden vorgenannter Art ein Anrecht auf Entschädigung habe, befindet sich im Irrtum; dem Feinde gegenüber hat der einzelne überhaupt keinen Anspruch auf Erstattung irgendeines ihm zugefügten Schadens, denn nach Artikel 3 des IV. Abkommens der Zweiten Internationalen Friedenskonferenz (1907) ist — auf deutschen Antrag — die Haftung des Staates für alle Handlungen, die von „den zu seiner bewaffneten Macht gehörenden Personen" begangen werden, ausdrücklich ausgesprochen worden, aber eben dem Sinne des Völkerrechts entsprechend, das ausschließlich die Rechtsverhältnisse unter den einzelnen Staaten regelt, nur **dem eigenen Staate gegenüber**. Im übrigen entscheidet sich die Frage, ob eine Privatperson dem Staate (Deutschen Reiche) gegenüber Ansprüche hat, nach Reichsrecht.

Nun sind nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen Kriegsschäden Unglücksfälle (casus), die der zu tragen hat, der von ihnen betroffen wird, ebenso wie die durch Naturereignisse, Hagel, Mißernte, Feuersbrunst, Erdbeben verursachten Schäden; ihr Eintreten und ihre Größe entziehen sich jeder gesetzlichen Regelung, und sie begründen an sich keinen Rechtsanspruch auf Entschädigung.

Nur aus Billigkeitsrücksichten und wirtschaftlichen Erwägungen kann das Reich eine Entschädigung gewähren und dadurch den Schaden, der den einzelnen betroffen hat, auf die Gesamtheit übertragen. In diesem Sinne schreibt § 35 des Kriegsleistungsgesetzes vom 13. Juni 1873 vor, daß „für alle durch den Krieg verursachten Beschädigungen an beweglichem und unbeweglichem Eigentum, welche nach den Vorschriften dieses Gesetzes nicht oder nicht hinreichend entschädigt werden, der Umfang und die Höhe der etwa zu gewährenden Entschädigung und das Verfahren bei Feststellung derselben durch jedesmaliges Spezialgesetz des Reichs bestimmt wird".

Eine rechtliche Verpflichtung zum Erlaß eines solchen Gesetzes besteht nach dieser Vorschrift nicht; wird es nicht erlassen, so entsteht kein Entschädigungsanspruch; wird es erlassen, so entsteht er nur nach Maßgabe des erlassenen Gesetzes.

Nach dem Deutsch-Französischen Kriege ist die Entschädigungsfrage durch die beiden Gesetze vom 14. Juni 1871 reichsgesetzlich geregelt worden. Das eine betrifft die Entschädigung der deutschen Reederei, das andere den Ersatz der Schäden, die durch Beschießung oder durch Brandlegung zu militärischen Zwecken im bisherigen Bundesgebiete oder in Elsaß-Lothringen vom französischen oder deutschen Heere verursacht worden sind. Wiewohl die Höhe der damaligen Entschädigungssumme in gar keinem Verhältnis zu der heute in Frage kommenden stand, hatte man sich zu der Bewilligung nur schwer entschlossen und in der Begründung des Gesetzes ausdrücklich



Marineflugzeuge.

Die österreichisch-ungarische Marine im Weltkrieg.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von k. u. k. Seeaspirant J. v. Zoppetti.

betont, daß eine Verpflichtung weder des Reichs noch des Auslandes gegenüber den Beschädigten vorlag. Der Abgeordnete Loewe-Calbe erklärte unter anderm am 2. Juli 1871, es handle sich nur um „ein Gebot nationaler Klugheit".

Daß auch nach dem jetzigen Kriege — seinen glücklichen Ausgang vorausgesetzt — ein ähnliches Gesetz vom Reiche erlassen werden wird, kann man mit Sicherheit annehmen. Es ergibt sich dies aus dem Beschluß des Preußischen Staatsministeriums vom 28. September 1914 und dessen Anweisung über die vorläufige Ermittelung von Kriegsschäden und die Gewährung einer staatlichen Vorentschädigung in den durch den Krieg unmittelbar berührten Landesteilen vom 18. Januar 1915.

Entsprechend dieser Anweisung ist bis zum 1. Juni dieses Jahres ein Gesamtbetrag von 125340726 ℳ an die Beschädigten in Ostpreußen ausbezahlt worden, nachdem hierzu der Regierung vom preußischen Landtage ein Kredit von 400 Mill. Mark zur Verfügung gestellt worden war. Aber auch dieser letztere Betrag, dessen Ersatz durch das Reich auf Grund eines nach Friedensschluß zu erlassenden Reichsgesetzes erwartet wird, dürfte nach den Erklärungen des Finanzministers in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses nicht ausreichen, um das für die Provinz Ostpreußen allerseits erstrebte Ziel zu erreichen, so daß auch Preußen voraussichtlich noch mit erheblichen Mitteln endgültig wird eintreten müssen.



Erzherzogin Auguste von Österreich mit ihrem ältesten Sohne Erzherzog Joseph Franz (links) während eines Besuchs bei ihrem Gemahl Erzherzog Joseph (rechts) an der Isonzofront. (Phot. Az Erdekes Ujsag.)

Unter die Kriegsschäden obiger Art fallen nicht die Schäden, welche Deutsche durch die in Belgien, Italien und anderen feindlichen Ländern verübten Gewalttätigkeiten erlitten haben. Sie richten sich gegen die einzelnen Gemeinden und sind begründet auf den feindlichen Landesgesetzen. Beim Kriegsausbruch haben besonders in Belgien Zusammenrottungen und Ansammlungen stattgefunden, die zu groben Ausschreitungen gegen Deutsche geführt haben. Deutsches Eigentum ist dabei vielfach zerstört, beschädigt und geraubt worden. Es besteht ein altes belgisches Gesetz vom 10. Vendémiaire des Jahres IV (2. Oktober 1795), nach dem jede Gemeinde für den auf ihrem Gebiet entstandenen Schaden haftbar ist. Dieses Gesetz haben die belgischen Gerichte noch in neuerer Zeit (1889 und 1895) ihren Urteilen zugrundegelegt.

Nur die auf andere innerpolitischen Verhältnisse zugeschnittenen Ausführungsbestimmungen des Dekrets sind naturgemäß zum Teil nicht mehr genau anwendbar. Das ist der Hauptvorwand, der den Gemeinden jetzt dazu dienen mußte, ihre Haftpflicht zu bestreiten. Sie weigerten sich in allen bekanntgewordenen Fällen, den durch Aufruhr entstandenen Schaden durch ein kurzes generelles Verfahren im Sinne des alten belgischen Gesetzes zu regeln, und gaben jedem einzelnen Geschädigten anheim, im ordentlichen Gerichtsverfahren ein Urteil zu erwirken. Ein sol langen widersprach offensichtlich der Absicht des Gesetzgebers.

Der Generalgouverneur sah sich daher veranla Änderungen der Ausführungen des Gesetzes zu Er bestimmt in einer kürzlich im „Gesetz- und Vero blatt für die okkupie biete Belgiens" ers Verordnung die Ei von Schiedsge die auf Antrag de digten den entstande den zu ermitteln u Besetzung von drei über die Entschädigu der Gemeinde zu e haben.

In Russisch-P man noch weiter Hier ist durch Ve des Generalgouvern 21. März 1915 eine Gerichtsverfassu führt worden, nac in der Besetzung Friedensrichter u Schöffen entscheide meindegerichte für v rechtliche Streitigkei 3000 Rubeln einschl ständig sind.

Während diese V gen geeignet sind, den von uns besetzt von Belgien und angesessen oder wesenen Landsleute schaffen für die gungen, die sie du ausschreitungen an Vermögen erlitten gen die Ansprüche digten Deutschen in nicht besetzten Ge natürlich weniger Auch sie haben fre Anspruch an die und unter Umständ Gemeinden des tungsortes; praktisch kann dieser Anspruch gegen pflichteten aber nicht mit Erfolg geltend gemach Vielmehr kommt ernsthaft nur ein völkerrechtliche des Deutschen Reichs gegen den feindlichen Betracht. Letzterer setzt aber nach anerkannter Auffassung eine völkerrechtliche Schädigung vor weder eine direkte Verletzung völkerrechtlicher No wenigstens eine Abweichung von der allgemein und Anstandsrücksichten.



In der Via Monache.



Die Piazza grande.



In der Via Morelli.

Zur Beschießung der offenen Stadt Görz durch die Italiener: Ansichten aus der durch das Bombardement schwer geschädigten Stadt.

Aus dem österreichisch-ungarischen Generalstabsbericht vom 26. November: „Je deutlicher die Italiener die Nutzlosigkeit auch ihrer jüngsten Offensive erkennen müssen, desto häufiger fallen schwere Bomben und Brandgranaten in die Stadt Görz, die nun planmäßig in Trümmer geschossen wird. Täglich steigt die Zahl der abgebrannten und zerstörten Häuser und Kirchen.“

Hymne auf die Esel.

Skizze vom Karst. Von Dr. Ernst Decsey.

Manche Stunde habe ich bei den Eseln verbracht, die auf den Karst marschieren müssen, sie beobachtet, mir von ihnen erzählen lassen, und nach alledem muß ich sagen: auch sie verdienen ihr Ruhmesblatt in dieses Kriegs Geschichte. Hoch klingt das Lied vom braven Esel!

Hinter der Front sieht man ganze Eselskompagnien, immer fünfzig und fünfzig beisammen, auf einer Wiese, zu zweien mit kurzem Halfter an die Erde gepflockt, die sinnenden Köpfe gesenkt, umkränzt von ihren schönen langen Ohren und ganz versunken in ihre Ergebenheit. Auch in den Tagen der Freiheit, vor ihrer Einrückung sah ich manche Esel so, in Triest, mitten auf der Straße, ruhig wartend, während die Slowenin die Milch ins Haus trug. Sie liefen nicht davon, sie wußten, was Dienst machen heißt ...

Einmal wurden sie gerade marschfähig gemacht. Von Zeit zu Zeit kam ein Soldat, nahm einen Grauen am Kopf, drückte ihn zwischen die Beine, hielt die Ohren fest, während ein anderer das dürre Peitschenschwänzchen packte und ein dritter den zarten, kleinen Tierfuß hob. Der Schmied brach mit der Zange das alte ausgediente Hufeisen herunter, nagelte das neue drauf — manchmal zuckte das Tier, wenn der Nagel den Huf durchbohrte, wollte sich entwinden, eine Operation fliehen, die es nicht sehen konnte, fügte sich aber plötzlich, denn es fiel ihm seine grundsätzliche Ergebenheit ein ... Und mußte doch ungefähr die Gefühle haben, die wir beim Zahnarzt im Schraubensessel durchmachen. Nun ja. Ich hätte den Eseln so gern geholfen, denn sie benahmen sich rührend unpraktisch. Mit ein paar Tritten hätten sie die Männer wegjagen können; aber ein Esel ist kein Bezwinger des Lebens, gibt sich schon zufrieden, wenn's nicht gar zu weh tut: beschlagen werden — noch immer besser als geschlagen werden! Schließlich ist es sein Dienst, das weiß er und das macht ihn eigenlich so sympathisch.

Es wurde Abend auf der Wiese. Ein Bosnier mit rotem Fez und roter Bauchbinde kam und legte jedem Paar ein Bündel Stroh vor die Füße. Stroh ... Sie begannen zu knabbern ... hm ... ein Festessen ... das bekommt man nur in der Ruhestation. Sonst nimmt der Esel seine Abendmahlzeit, wo er sie findet, ein paar harte Halme, die sich aus dem Karstgestein hervorquälen, oder etwas Heu aus einer Soldatenhand, wenn's hoch kommt, etwas Hafer. Und mit dieser Mindestnahrung im Leib fühlt er sich zu einem Höchstmaß an Arbeit verpflichtet. So wirkt er geradezu vorbildlich. Er schleppt flache Wasserfässer, je eins an der Flanke, denn auf dem schmachtenden Karst, in der glühenden Sonne lauert ein Feind: der Durst. Aber der Esel ist kein Trinker. Anderen schleppt er Wasser zu, er weiß, sie brauchen's, und er braucht es nicht. Er hat die Bedürfnislosigkeit der

Unscheinbarkeit. Ja, wenn man aussähe wie ein Roß! Stolz, anmaßend, kühn schnaubend! Aber man sieht eben wie ein Esel aus, darf vom Leben nicht mehr verlangen, als es hergeben will. Inneres und Äußeres müssen übereinstimmen, und so sind die kleinen Zwergesel, die oft mehr als ihr eigenes Gewicht schleppen, einfache begnügsame Naturen, sagen zu allem ja, sind Muster an Bescheidenheit und Pflichterfüllung, gehen buchstäblich für andere ins Feuer und erwarten von der Welt keinen Dank. Man möchte sagen, die Esel sind die Diurnisten unter den Vierfüßlern.

Und dann muß man sie auf dem Marsch sehen, in schön ausgerichteter Kolonne, von kleinen Buben getrieben, klettern, klettern, klettern ... Niemand vermag die höllisch steilen Pfade so spielend zu nehmen wie der Esel, denn niemand hat den kleinen, zierlichen, harten Fuß. Und nie geht ein richtiger Esel in der Mitte, sondern immer am äußeren Rand, am gefährdeten Teil der Kehre. Oh, wir sind nicht schwindlig. Und dann platzt einmal ein Schrapnell herein, ein paar Kameraden aus der Kolonne stürzen hin, sind zerrissen — die anderen bemerken's gar nicht, gehen ruhig weiter. Dienst ist Dienst, und Nerven darf man bei diesem Geschäft nicht haben. Zu fünfzig ziehen sie so tagaus, tagein über den Karst, von einem Unteroffizier geführt, von ein paar Trainsoldaten geschützt, und machen sich dem Feind durch ihre natürlichen Kriegsfarben unsichtbar: feldgrau, gelblich, bräunlich, zebrastreifig. Und nachts, wenn sie lautlos, geisterhaft ihres Wegs trippeln, sind sie unhörbar. Kann man mehr verlangen?

Oh, der Esel war anerkannt in schönen alten Zeiten, als eines Dichters Tiefsinn sich seiner erbarmte und ihn im Mondscheinwald der allerschönsten Dame zugesellte. Das ist vorbei ... Weiche Frauenarme und Romantik sind vergessen, nun heißt es ohne Murren ein rauhes, hartes Handwerk üben, dieser Zeit getreuer Diener sein. Er löckt auch nicht wider den Stachel. Nur wenn er überladen wird, begehrt er auf, wird stößig, eigensinnig. Er kennt die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit — jenseits davon beginnt sein Recht, und als Ersatz für die Macht der Persönlichkeit begnügt er sich mit Rechthaberei ...

Ich sprach mit einem Offizier, der manche stille Tat der Esel kannte und von ihnen schwärmte. „Was täten wir auf dem Karst ohne sie? Wir könnten diesen Krieg nicht führen ...“ Im Krieg wurden die Tugenden des Verkannten erst entdeckt — ganz wie bei gedrückten, unscheinbaren Zivilmenschen, die sich in der Schlacht plötzlich als Helden zeigen. Nur ein Laster bringt er mit: sein Geschrei. Er hat zwei Stimmen, einen hohen durchdringenden Quietschlaut und dann ein tiefes Gurgeln, trauriges Röhren, Jodeln, das in ein Gejammer und Geschluchze ausklingt ... oft erschreckend in der Nacht, wenn man nicht weiß, daß es ein Esel ist ... Und wenn er nun so grundlos zu heulen und zu jammern beginnt, wenn ihn das graue Elend überkommt, dann ist er wirklich ein Esel, dann verrät er die im Dunkel geborgene Kolonne dem Feind und zieht das Feuer auf sich, auf das Wasser, die Kochkisten, die Soldaten. Aber die Buben wissen sich zu helfen. Sie kennen diese verschüchterte Seele: sowie er anhebt, hauen sie ihm eins auf die Schulter, im Augenblick hört der Esel auf und schluchzt ganz leise weiter, er weint sich still aus. Der Dienst ...

Warum hat er gerade dieses Geschrei? Stöhnt so die verkannte Kreatur, der Märtyrer? Oder kränkt ihn, daß man ihn für dumm hält? Er ist doch nicht dumm. Er hat eine unterdrückte Intelligenz. Fühlt sich vom Leben gemaßregelt, kann es nicht meistern, steht ihm hilflos gegenüber ... Er hat ein gutes Herz, und in der Not lernt man ihn kennen. Was nützt es ihm ..? Wer sich alles gefallen läßt, viel leistet und dafür wenig verlangt, von dem sagt man natürlich: ein Esel. Damit bringt man's zu nichts. Aber der Karstesel zeigt doch, daß man sehr bescheiden sein, eine geringe Selbsteinschätzung haben und doch ein Held sein kann? Welch kompliziertes Tier! Und bei alledem prunkt er nie mit den Reizen seiner Dummheit, er bildet sich nichts darauf ein, wird nicht feierlich. In der Natur gibt es keinen feierlichen Esel, nur in der Gesellschaft soll er vorkommen ...

In Anbetracht seiner Kriegstüchtigkeit müßte der Staat mehr für den Esel tun. Gerade im Gebirgskrieg ist dieses Tier ein Mitkämpfer, der zwar vom Maultier noch an Leistungskraft, gewiß nicht an Bescheidenheit übertroffen wird. Man sollte eine Edel-Eselrasse züchten. Allein schon der unglückselige Name des komplizierten Geschöpfes macht Schwierigkeiten: er läßt den ernstesten Vorschlag als zwinkernden Witz erscheinen, und der arme Esel kommt aus der Tragödie nicht heraus.



Findigkeit in der Verständigung mit dem Feind.

Ein österreichisch-ungarischer Soldat läßt einen Drachen steigen, an dessen Schwanz eine für den Feind bestimmte Siegesmeldung befestigt ist. Hat der Drachen die genügende Höhe erreicht, wird er losgelassen und fällt dann in die feindlichen Linien.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Ausbildung kriegsbeschädigter Offiziere für Industrie und Handel. Das badisch-preußische Militärübereinkommen gibt Veranlassung zu einem besonderen Hinweis auf die Handels-Hochschule in Mannheim, die durch ihre außerordentlich stark entwickelte Tätigkeit auf den Gebieten des Waren- und Bankhandels, der Industrie und des Verkehrs besonders fördernd auf das Studium praktischer Wissenschaft zu wirken vermag. Kriegsbeschädigte Offiziere können auf der Handels-Hochschule in Mannheim ohne weiteres eingeschrieben werden.

Sachsens Wintersportplätze (Erzgebirge, Lausitz, Sächsische Schweiz, Vogtland) betiteln sich zwei vom Sächsischen Verkehrsverband in Leipzig herausgegebene empfehlenswerte Schriftchen, die von ihm und von den Verkehrsvereinen in Leipzig, Zittau, Dresden, Chemnitz sowie vom Internationalen Öffentlichen Verkehrsbüro in Berlin W. 8, Unter den Linden 14, kostenlos erhältlich sind. Besonders erwähnenswert ist die beigegebene übersichtliche Karte der Wintersportplätze im Königreich Sachsen.



Oesterreich.-ungarische und türkische Offiziere als Gäste von Bad Homburg v. d. H. (Phot. T. H. Voigt.)
Untere Reihe von links nach rechts: Stabsarzt Nihad Bey, Frau Feldsieper, Oberstleutnant im Generalstabe Servet Bey, General von Donop, Kurdirektor Feldsieper, k. u. k. Major Samesch.

Die Wintersaison in der Schweiz hat, wie uns die Amtliche Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen im Öffentlichen Verkehrsbüro in Berlin W. 8, Unter den Linden 14, mitteilt, offiziell eingesetzt und wird nun je nach Höhenlage der Sportplätze und Gestaltung des Sports bis Ende März dauern. In der Zeit von Mitte Dezember bis Ende Februar kann bei einer Höhe von 1000 bis 1200 m und mehr mit Bestimmtheit auf die Ausübung jeglichen Sports gerechnet werden, weshalb die abwechslungsreichen Sportprogramme in der Hauptsache auf diese Zeitdauer, die auch als „Hochsaison" bezeichnet wird, entfallen. Wer in diesem weltbedrückenden Alltagsleben körperliche und geistige Gesundheit sucht, der möge es sich nicht entgehen lassen, die freie sonnige Märchenlandschaft im schweizerischen Hochgebirge aufzusuchen. Der Wintersport ist als Kurmittel nicht mehr zu entbehren. Auf alle menschlichen Organe wirkt er kräftigend und belebend ein, besonders auf das Nervensystem, das Herz, das Blut, die Atmungsorgane, den Stoffwechsel sowie auf die Muskulatur, auf Knochensystem und Gelenke. Seine Heilwirkung wird noch lange nicht hoch genug eingeschätzt.

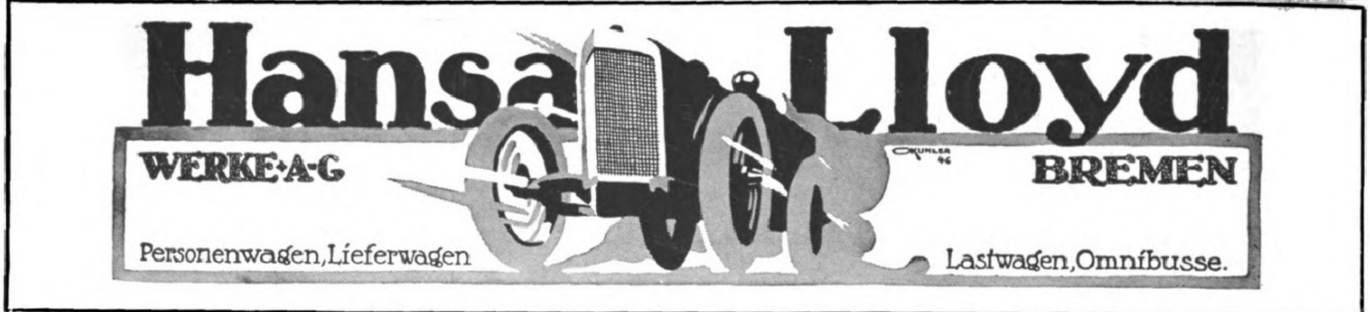
Bad Elster hat schon seit Jahren den reichen Schatz seiner Kurmittel auch über die Saison hinaus dem heilsuchenden und erholungsbedürftigen Publikum offen gehalten und der in jedem Jahr gesteigerte Zuzug von Winterkurgästen hat bewiesen, wie gern ein Badeort aufgesucht wird, welcher in so seltenem Maße durch die Reize

der Landschaft, durch geschützte Lage, durch den Wert der natürlichen Heilbedingungen ausgezeichnet und durch seine Bahnverbindung von allen Seiten Deutschlands leicht zu erreichen ist. Ein Teil der im Sommer praktizierenden Ärzte ist auch im Winter anwesend. Ebenso sind eine Reihe Logierhäuser und mehrere Hotels offen, ferner das Sanatorium des Herrn Sanitätsrat Dr. Köhler mit seinem großen Kurmittelhaus für alle erprobten physikalischen Heilmethoden. Es bietet sich daher den Patienten Gelegenheit zu Trinkkuren mit der Salzquelle, bekanntlich eine der stärksten Glaubersalzquellen Deutschlands, der stark eisenhaltigen Moritzquelle, ferner zu Badekuren mit kohlensauren Mineral- oder Moorbädern. Daneben sind alle Zweige der Hydro- und Elektro-Therapie und ein großes mediko-mechanisches Institut mit Röntgenlaboratorium vertreten.

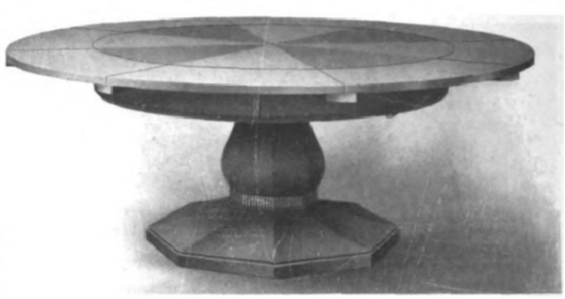
Wie alt ist Fachingen? Bei der im Jahre 1905 erfolgten Neufassung der Staatsquelle von Fachingen sind mitten in der Baugrube etwa in 8 Meter Tiefe Pfahlbauten, welche nach fachmännischer Beurteilung offenbar von einer alten römischen Quellenfassung herstammen, aufgedeckt worden. Dieselben sind zum mindesten auf die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurückzuführen. Die Schriften voriger Jahrhunderte erzählen, wie das natürliche Fachinger Mineralwasser (damals in Steinkrügen) schon „sowohl diesseits als jenseits der Meere als wahrer Heil- und Labetrunk bekannt war und die weitesten Transporte nach dem Kap der Guten Hoffnung und Ost- und Westindien vertrug". — Alte Chronisten glauben auch, daß schon die Insassen des ehemaligen Fachinger Klosters (15. und 16. Jahrhundert) auf ihren Streifzügen und Wanderungen das heilkräftige Wasser bekannt gemacht haben.

Liegnitzer Ring-Ausziehtisch. In der Entwicklung der neuzeitlichen Raum- und Wohnungskunst hat sich der runde Tisch als Sammelpunkt der Geselligkeit immer mehr den Vorrang erobert, vor allem der Liegnitzer Ring-Ausziehtisch (vergl. die bezügliche Anzeige auf dieser Seite). Dieser Tisch läßt sich durch wenige Handgriffe leicht und sicher vergrößern, ist sehr einfach, in seiner Bauart und Mechanik standhaft und gibt in vergrößertem Zustande der doppelten Anzahl von Personen Raum. Er hat außerdem den großen Vorzug der verborgenen Lagerung seines Mechanismus und seiner Vergrößerungsplatten, kann daher jedem Geschmack und jeder Stilart angepaßt werden. Mit Abbildungen und Preisangaben steht Herr Fabrikant Josef Seiler in Liegnitz auf Verlangen gern zu Diensten.

Dr. R. Reiß' Rheumasan gegen rheumatische Beschwerden wird stets nur als Einreibung, niemals innerlich angewandt. Es bewährt sich bekanntlich seit vielen Jahren. Welch mollig wohltuendes Wärmegefühl schon nach der ersten Einreibung! Es gibt keine Apotheke, die nicht das Dr. R. Reiß' Rheumasan zu 2 Mark 10 Pfg. und 1 Mark 30 Pfg. vorrätig hält.









Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

(vergl.
Wir
und
Personen
verborgenen
größerungs-
angezeigt
Fabriken
zu Dienstag
Beschwerden
angewandt
Weich
Einreibung
Rheumatism
hält.

a.
6, oder
Raum.

Mundwasser

0.60.
h.

Kriegschronik.

9. Dezember 1915.

Die vergeblichen Angriffsunternehmungen der Italiener gegen einzelne Abschnitte der k. u. k. Front im Görzischen dauern fort. Solche Angriffe wurden bei Oslavija, am Monte San Michele und bei San Martino abgeschlagen. Bei Dolje (nordwestlich von Tolmein) verbesserten die österreichisch-ungarischen Truppen ihre Stellung durch Eroberung eines feindlichen Frontstückes.

Auf den Höhen südöstlich von Plewlje wurden montenegrinische Banden zersprengt. Im Grenzgebiet nördlich von Berane haben die k. u. k. Truppen den linken Flügel der Montenegriner zum Weichen gezwungen. Auch die Kämpfe gegen den rechten Flügel des Feindes verlaufen erfolgreich. Auf den Höhen südlich von Ipek wurden serbische Nachhuten geworfen. Zahl der gestern eingebrachten Gefangenen 2 Offiziere und 1000 Mann.

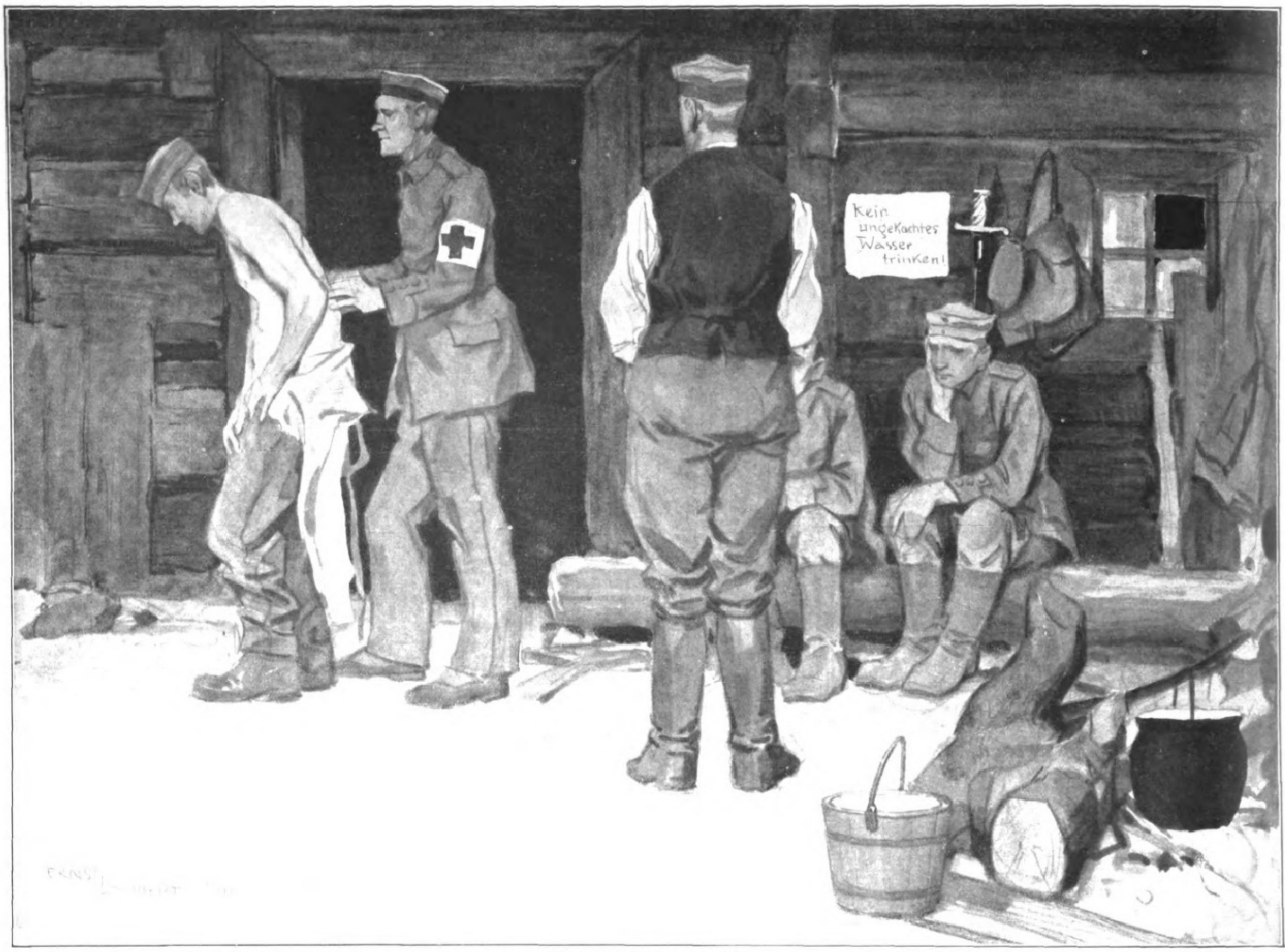
bulgarische Kolonne, die durch die Schlucht des Wardar vorrückte, warf die Nachhuten der Franzosen beim Dorf Klisura zurück, folgte sodann dem Feind auf den Fersen bis zum Dorf Dawidowo und erbeutete dabei 2 Maschinengewehre und machte 100 Mann zu Gefangenen. Viele Franzosen sind in den Bergen zerstreut. Die Kolonne, die auf dem linken Wardarufer vorgeht, griff überraschend die bei der Mündung des Dolna-Woda-Flusses befindlichen Stellungen des Feindes an, die die Franzosen mit zahlreichen Verschanzungen und vielen Drahtverhauen stark eingerichtet hatten. Die Franzosen gerieten in Verwirrung, begannen einen sehr ungeordneten Rückzug in Richtung von Gradetz. Die bulgarischen Truppen folgten dichtauf und begannen mit ihnen einen furchtbaren Straßenkampf in Gradetz selbst. Die Franzosen wurden schließlich um $4^1/_2$ morgens aus Gradetz vertrieben und auf Udowo in vollster Unordnung und unter Zurücklassen zahlreicher Gefangener zurückgeworfen.

Pinsk gegen unsere Stellung vorfühlten, wurden zurückgewiesen.

Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdó griff eine italienische Infanteriebrigade die k. u. k. Stellungen südwestlich von San Martino an. Sie wurde zurückgeschlagen und erlitt große Verluste.

Den in den albanischen Grenzgebieten verfolgenden österreichisch-ungarischen Kolonnen fielen in den beiden letzten Tagen über 6500 Gefangene und Versprengte in die Hände. Zwischen Rozaj, das gestern genommen wurde, und Ipek hat der Feind 40 Geschütze zurücklassen müssen.

Nach entscheidenden Niederlagen, die die Armee des Generals Todorow in einer Reihe kühner und kräftiger Schläge während der letzten Tage den Franzosen und Engländern beibrachte, befinden sich diese in kläglichem Zustande auf dem Rückzug nach der griechischen Grenze und über dieselbe. Die Verluste der Feinde an Menschen,



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Untersuchung im Unterstand.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Ernst Lübbert, gefallen am 29. August beim Sturmangriff auf Grodno.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat am 7. Dezember vormittags im Drina-Golf einen albanischen Motorsegler, auf dem sich 30 Militärflüchtlinge mit Gewehren, 4 Geschütze und Munition befanden, festgenommen und nach Cattaro eingebracht.

10. Dezember 1915.

Französische Handgranatenangriffe gegen unsere neue Stellung auf Höhe 193 nordöstlich von Souain wurden abgewiesen.

Italienische Infanterie, die die österreichisch-ungarischen Stellungen auf dem Monte Vies und westlich davon (zwischen Chiese- und Conzeital) angriff, wurde unter schweren Verlusten vollständig zurückgeschlagen.

Die Armee des Generals v. Kövess hat in den letzten beiden Tagen etwa 1200 gefangene Serben eingebracht.

Die bulgarischen Truppen haben südlich von Strumitza den Engländern 10 Geschütze abgenommen.

Die Verfolgung der englisch-französischen Truppen hält auf beiden Ufern des Wardar und des Flusses Kosturino gegen Godrowo hin an. Nach einem ungestümen Sturmangriff bemächtigten sich bulgarische Abteilungen mehrerer hintereinander liegender steiler Höhenstellungen und warfen die Franzosen über den Wardar zurück. Die Franzosen gaben ihre Stellungen preis, ergriffen die Flucht und ließen Tote und Gefangene zurück. Nur schwachen Abteilungen gelang es, sich beim Rückzug zu retten. Eine

11. Dezember 1915.

Nach starker Feuervorbereitung griffen die Franzosen abends unsere Stellung auf und östlich der Höhe 193 (nordöstlich von Souain) erneut an. Der Angriff ist abgeschlagen. Die Stellung ist fest in unserer Hand.

Ein russischer Angriff brach nördlich der Eisenbahn Kowel-Sarny verlustreich vor der österreichischen Linie zusammen.

Österreichisch-ungarische vorgeschobene Posten auf dem Monte Vies wurden vor überlegenen feindlichen Kräften zurückgenommen. Schwache Angriffe der Italiener in den Dolomiten gegen den Sief-Sattel, im Görzischen gegen den Nordhang des Monte San Michele wurden abgewiesen.

In den Nachhutkämpfen auf montenegrinischem Gebiet wurden neuerlich über 400 Gefangene eingebracht.

Am 10. Dezember nachmittags hat ein Geschwader österreichisch-ungarischer Seeflugzeuge in Ancona Bahnhof, Elektrizitätswerk, Gasometer und militärische Objekte sehr erfolgreich mit Bomben belegt.

12. Dezember 1915.

Östlich von Neuve-Chapelle (südwestlich von Lille) scheiterte vor unserem Hindernis der Versuch einer kleineren englischen Abteilung, überraschend in unsere Stellung einzudringen.

Schwächere russische Kräfte, die in der Gegend des Warsung-Sees (südlich von Jacobstadt) und südlich von

Waffen und Material aller Art sind nach dem Bericht unseres Verbündeten außerordentlich schwer.

13. Dezember 1915.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz fanden an verschiedenen Stellen kleine Gefechte vorgeschobener Postierungen mit feindlichen Aufklärungsabteilungen statt. Dabei gelang es den Russen, einen schwachen deutschen Posten aufzuheben.

Ein vergeblicher Angriff gegen unsere Stellung bei Wulka (südlich des Wygonowskoje-Sees) kostete die Russen etwa 100 Mann an blutigen Verlusten und an Gefangenen.

In Judicarien arbeitete sich die italienische Infanterie näher heran; auf den Berghöhen östlich des Tales griff sie an und wurde abgeschlagen. Ein feindlicher Angriffsversuch auf die Kuppe nordöstlich Oslavija war bald zum Stehen gebracht.

Bei der Armee des Generals v. Kövess in Nordost-Montenegro wurden gestern über 900 Gefangene eingebracht. Bei Ipek sind 12 moderne Geschütze erbeutet, die die Serben dort vergraben hatten. Hinter unserer Front wurden in den letzten Tagen über 1000 versprengte Serben festgenommen. In Mazedonien hat die Armee des Generals Todorow die Orte Doiran und Gewgheli genommen. Kein Engländer und Franzose befindet sich in Freiheit auf mazedonischem Boden. Nahezu zwei englische Divisionen sind in diesen Kämpfen aufgerieben worden.

Nummer 3783. 145. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

3. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 30. Dezember 1915.

Das deutsche Nutzautomobil im Weltkriege.

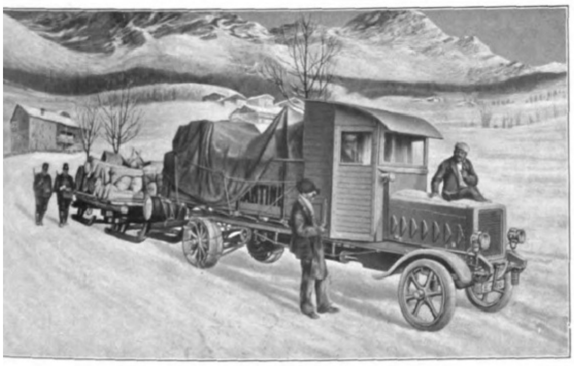
hrend der Mobilmachung, in den Tagen, da Lüttich fiel, waren es unsere utos, welche die zerstörten belgischen Bahnen ersetzten und die Sturmtruppen, ihren Nachschub usw. in jagender Eile heranbrachten; 500 Lastautos waren der Mai-Durchbruchsschlacht eine oder zwei deutsche Divisionen samt Kanonen ngewehren in immer wiederholter kurzer Fahrt heranholten, um beträchtliche Schutze der enen Russen bzuschneiden n. Das sind eispiele aus nkeit, die so daß allein zu Aufzählung tikel gehören e feldgrauen Riesen, deren en die mäch- und Krupp- r die höch- fördern, ver- hlige Feinde ie Schnellig- s Volumen - und Muni- versehen die stellung mit d mit den Liebesgaben ufen mit den er drahtlosen rechtzeitig ohte Punkte,



Eine Kolonne Büssing-Lastwagen auf dem Transport zur Front.

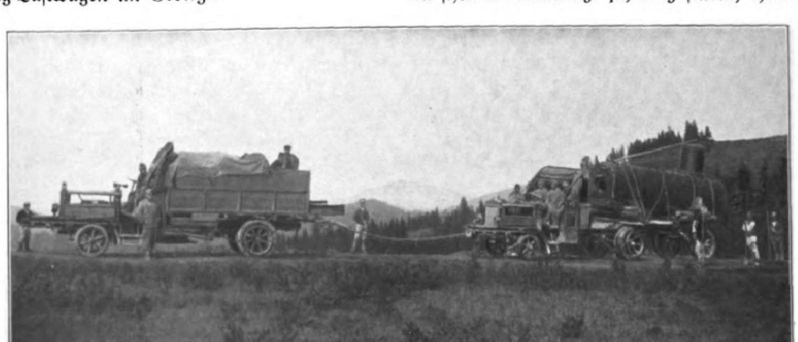
gepanzert in und vor die Feuerlinie und mähen die feindlichen Reihen mit nengewehren, sie empfangen den Gegner aus der Luft mit dem Steilfeuer rkanonen, sie retten zahllose Leben durch raschen Transport an die Verband- n die Lazarette, sie vertauschen ihre Straßenreifen mit Eisenbahnreifen, legen Reihe von Anhängern und ziehen sie als Ersatzlokomotiven auf dem Schienen- , sie bereiten, als eins der wichtigsten deutschen Industrie-Fabrikate, den port-Siegeszug der heute völlig isolierten deutschen Industrie mit vor, ere vereinigten Feinde ohne das „neutrale" Amerika längst am Ende ihres teins und also auch am Ende des Krieges wären.

trationen zu dem vorliegenden Artikel, die dem Verfasser von einer der größten ierteften deutschen Schwerautofabrik, der Spezialfabrik für Motor-Last-



Ein Büssing-Lastwagen im Gebirge.

) Motor-Omnibusse g in Braunschweig, ung gestellt wurden, e schwere Kriegsautos en Verwendungsarten. das Braunschweiger rk ist mit der Entwick- utschen, und namentlich - militärischen Schwer- ganz besonders innig Es steht infolge seiner ndung (1903) in erster eutschen Pionierwerke; ier Nutzauto nur etwa wie das bis auf 1885 de Personenauto. Es eins der allerersten ganz sauto-Fabrikation fern- für aber schon in seinen n seinen schweren Wagen rkt erobert. Durch Ver- er Lastzüge im eignen Betriebe und durch Angliederung eigner Omnibus- sellschaften, deren eine im Harz allein bei Kriegsausbruch 17 Linien betrieb, e mustergültige Verbrauchskosten-Statistik und sammelte die wertvollsten kon- nd materiellen Erfahrungen auf eigne, nicht auf der Käufer Kosten.

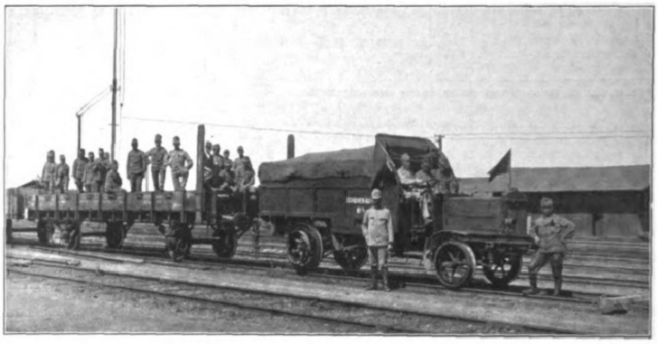


Ein Büssing-Lastwagen befördert einen Dampfkessel mit Heizmaterialien in Galizien.

Als 1908 das preußische und 1909 das bayerische Kriegsministerium das geniale „Subventionssystem" einführten, da war Büssing unter den ersten vier bis fünf zugelassenen Bewerbern. Zunächst folgte Österreich-Ungarn dem deutschen Beispiel, und bei unsern schwarz-gelben Blutsbrüdern ist das Büssing-System in großem Umfange, in Transleithanien sogar ganz allein subventionsberechtigt, trotz einer sehr großen Zahl von Bewerbern aus der ganzen autobauenden Kulturwelt.

England und Frankreich kopierten, wie so oft, auch hier den preußisch-deutschen „Militarismus" durch Einführung eigener Subventionsvorschriften; Rußland wurde in dem gleichen Vorhaben nur durch den Kriegsausbruch verhindert.

1911 schritt die deutsche Heeresverwaltung dazu, anstelle des bisherigen 5-Tonnen-Wagens einen leichtern Subventionstyp von geringerm Achsdrucke einzuführen, und zwar einen 4-Tonnen-Typ. Wieder war es das Büssing-Werk, das auf Grund eines gleichsam vorahnend konstruierten Versuchsmodells mit der Probelieferung eines solchen neuen



Eigenartiger österreichischer Automobilzug auf der Eisenbahn in Galizien.

(Die Räder des ziehenden Büssing-Lastwagens sind derartig, daß sie auf den Eisenbahnschienen sicher laufen, ebenso kann der Büssing-Wagen durch Auflegen von Gummireifen auch auf der Landstraße benutzt werden.)

Armeewagens beauftragt wurde, der dann auf einer heeresseitig arrangierten und kontrollierten Probefahrt von 2000 km und einer womöglich noch härtern anschließenden staatlichen Laboratoriumsuntersuchung durch den weltbekannten Fachmann Geheimrat Prof. Dr. Riedler von der Königlichen Technischen Hochschule in Charlottenburg als „Standard" gewählt wurde.

Manche spezifisch Büssingschen Konstruktionen — wie die Doppelfederung, die Kettenarmierungs-Befestigung, die Differentialsperre usw. — haben sich als vorbildlich erwiesen, und von den vielen Hunderten Büssing-Omnibussen und Büssing-Lastwagen, die schon vor dem Kriege jahrelang friedlich ihren Dienst bei Brauereien, Spediteuren, Ziegeleien, Mühlen, Lebensmittelfabriken, Bergwerken, Rittergütern usw. taten, ist so mancher Veteran schon bei der Mobilmachung mit ausgerückt und tut noch heute unerschüttert seine Pflicht. Wie die feldgrauen Männer, so sind auch diese feldgrauen Wagen — und die besten natürlich zumeist! — vom Kriege hin und her geworfen worden: von Flandern und von den Vogesen nach Galizien und Rußland und nach Serbien.

Wenn nach dem Kriege erkennbar sein wird, was Deutschlands Autoindustrie geleistet hat, dann wird sich in der ganzen Welt eine Nachfrage nach dem „made in Germany" erheben, der das Angebot kaum wird genügen können. Nur rechtzeitige Bestellung wird Aussicht auf pünktliche Friedenslieferung haben. Bei unsern Feinden aber, die uns vernichten wollten, und bei dem famosesten aller „Neutralen", der ihnen reichlich alle Mittel dazu lieferte, wird wohl kein echter deutscher Mann mehr etwas kaufen wollen, was er besser bei seinem deutschen Bruder kauft.

R. K.

Allgemeine Notizen.

[...]von Faber †. Der Mitbegründer der berühmten [F]abrik A. W. Faber in Stein bei Nürnberg, Karl Ritter [...] im Alter von 66 Jahren in München gestorben.

[...] des Feldpostverkehrs. Die deutsche Feldpost [...] täglich 15½ Millionen Feldpostsendungen gegen [...] im Kriege 1870/71, eine um mehr als 35fache [...]ng. Insgesamt beförderte die deutsche Feldpost [...]hr mit dem Reichspostgebiet 89½ Millionen Feld[...]zt ist ihr Gesamtverkehr auf 5000 Millionen Sen[dungen ...]ssen. Die Zahl der Feldpostbeamten belief sich im [...]uf 2300; jetzt sind es 5400. Hiernach leistet jetzt [...]iner Woche das, was sie 1870/71 in 8½ Monaten [...]tte. An unzulänglich adressierten Feldpostbriefen [...]nmen täglich 150 000 Stück vor; darunter tragen [...]verständliche Feldadressen. Das Personal der Feld[...] ist seit Mitte August 1914 von 3000 Köpfen auf [...] angewachsen.

[...] Post in Belgien hat jetzt den Portofreiheitsvermerk [so]wohl in deutscher und französischer, als auch in [flä]mischer Sprache zugelassen. An Stelle des Ver[...]nstsache — Service d'Etat" kann auch „Staats[...]atsdienstzaken" gesetzt werden. Die belgischen Postdienststellen im flämischen [...]en fortar den Vermerk in deutscher und flämischer Sprache „Postsache — [...] an Stelle von „Postsache Service des Postes" in deutscher und französischer Sprache anzuwenden. — Die Post in Belgien wird stetig weiter ausgebaut. Den Betrieb haben wieder aufgenommen 68 belgische Postämter. Zum Briefverkehr mit der Türkei sind jetzt auch Antwerpen, Brüssel, Hasselt, Lüttich, Turnhout und Verviers mit sämtlichen Vor- und Nachbarorten, außerdem Welkenraedt zugelassen worden. Es ist dies in demselben Umfang und unter denselben Bedingungen geschehen, wie beim Verkehr mit Oesterreich-Ungarn, Bosnien-Herzegowina, Luxemburg, Niederlanden, Dänemark, Schweiz, Schweden und Norwegen, die sämtlich schon angeschlossen sind. Der Postnachnahmeverkehr ist auf Ungarn und Bosnien-Herzegowina ausgedehnt worden. Es gelten für ihn dieselben Bedingungen wie für Oesterreich. Es können also Einschreibbriefsendungen mit einer Nachnahme bis 1000 Kronen oder 800 Mark belastet werden. Die Meldezettel der Gemeindebehörden beim Ortswechsel eines Gemeindemitgliedes werden jetzt portofrei an die Gemeindebehörde des künftigen Wohnortes befördert, da die Uebersendung im Staatsinteresse liegt.



„Bundestreue". Plakette von Karl Schwarz, zugunsten der Kriegsfürsorge käuflich beim Kriegshilfsbüro des K. K. Ministeriums des Innern in Wien.

Die Ausbildung von Schiffsjungen wird auf den Schulschiffen des Deutschen Schulschiff-Vereins auch während des Krieges ohne Unterbrechung fortgesetzt. Hierfür war einmal das Interesse der deutschen Handelsschiffahrt maßgebend, damit bei ihrer Wiederaufnahme nach Beendigung des Krieges genügend seemännisch vorgebildete Mannschaften zur Verfügung stehen und damit jungen, dem Seemannsberuf zustrebenden Leuten eine Ausbildungsmöglichkeit geboten wird. In gleicher Weise ist diese Ausbildung in unserer ernsten Zeit auch von andauerndem Wert für die Kaiserliche Marine, in die schon eine große Zahl von Zöglingen der Schulschiffe als Kriegs-

[…]getreten ist. Auch für die Zukunft werden von […]tere Gruppen folgen, da infolge der guten Vor[…] Schulschiffen des Deutschen Schulschiff-Vereins […] brauchbaren Leute von der Kaiserlichen Marine […]en. Da die Ausbildungszeit eines großen Teiles […]uf den Schulschiffen zu Ostern 1916 beendet ist, […] wieder eine Reihe von jungen Leuten neu ein[…]. Wie noch nicht überall bekannt, werden junge […] Schulschiff „Großherzog Friedrich August“ für […]wendung als Dampfermatrosen in der Handels[…]s ausgebildet und auch unentgeltlich eingekleidet. […] Schulschiffe nach Beendigung des sechsmonatigen […]ße Zahl von Schiffsjungen entlassen und zum Teil […]e Kaiserliche Marine, zum Teil als gut bezahlte […]uf die noch in Fahrt befindlichen deutschen Handels[…]hen wird, so bietet sich durch diese Laufbahn jungen […]lichkeit, ohne Aufwendung von Kosten recht schnell […]nd gutem Verdienst zu kommen. Knaben mit […]ildung erhalten ihre Ausbildung auf dem Schul[…] Eitel Friedrich“ für die höhere Seemannslauf[…]en für Pension und Einkleidung einen Betrag […]u entrichten. Die Einstellungsbedingungen können […]er Geschäftsstelle des Deutschen Schulschiff-Vereins, […]lichkeit 5, bezogen werden, wohin auch die Anmeldungen zu richten sind.

[…]„Literatur“ betitelt sich eine Wochenschrift, die den ersten Vierteljahrsbezug mit […]en Jahrgangs Sonnabend, den 1. Januar 1916 beginnt. Sie will nur wert[…]ller Zeiten und Völker bringen, der Schundliteratur und der seichten Unterhaltungslektüre entgegenwirken; unsern Soldaten in den Schützengräben und in den Etappen will sie ein Genuß, zugleich ein willkommener Gruß aus der Heimat sein. Vgl. die Anzeige auf Seite 907 der vorliegenden Nummer.



Sektprobe im bombensicheren Unterstand an der Ostfront.

Gründung der Zigarettentabak-Einfuhrgesellschaft. In Berlin ist dieser Tage von einigen Großbanken unter Beteiligung des Reiches nunmehr die bereits mehrfach erwähnte Gemeinnützige Gesellschaft zur Einfuhr von Rohtabaken aus Bulgarien, der Türkei und den angrenzenden Ländern begründet worden. Das Kapital beträgt fünf Millionen Mark. Das Reich gewährleistet eine fünfprozentige Verzinsung, der darüber hinaus erzielte Reingewinn fällt an das Reich. Geschäftsführer sind Kommerzienrat Mandelbaum-Berlin, Frhr. v. Michel-München und Moritz Hoffmann-Bremen. Dem Aufsichtsrat gehören an die Bank-Direktoren Millington, Herrmann, Schlieper und Dr. Schacht, ferner Geh. Reg.-Rat Frisch, Syndikus Greiert-Dresden und Tabakhändler Ottinger aus Hamburg. Eine Ergänzung des Aufsichtsrats durch je eine Persönlichkeit der sächsischen Zigarettenindustrie und des sächsischen Zigarettenhandels ist in Aussicht genommen.

Die Sektprobe im bombensicheren Unterstand (s. d. Abbildung) könnte den Schluß zulassen, es gehe an der Front recht gemütlich zu. Das würde ein Trugschluß sein. Sekt wird gebraucht, unseren gesunden Kriegern Freude und Genuß, den verwundeten und leidenden Trost und Linderung zu verschaffen. Er wird in den Etappen-Stationen besonders in der Nähe der Front aufbewahrt, um ihn jederzeit schnell zur Hand zu haben. Das hier beigegebene Bildchen zeigt eine solche Lagerung des beliebten „Müller-Extra“, von dem die Sektkellereien Matheus Müller in Eltville große Posten auch unentgeltlich an die Front geliefert haben.

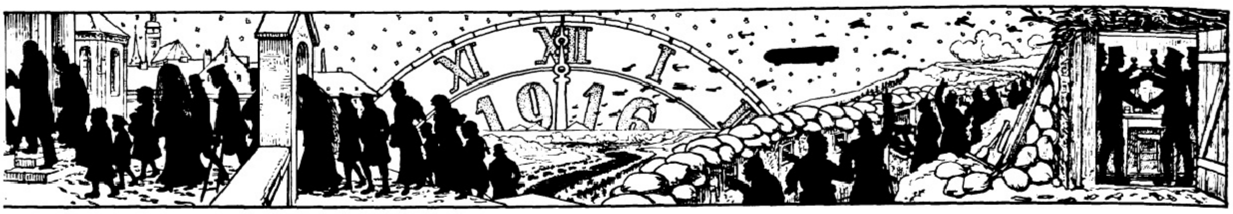
Illustrirte Zeitung

Nr. 3783. 145. Band.



Vom Besuch des Deutschen Kaisers bei den Truppen an der Strypa in Ostgalizien: Der Kaiser im Gespräch mit einem Landwehrmann.

Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsphotographen W. Braemer.



ım Neuen Jahr. / Von Professor Dr. Otto Baumgarten, Kiel.

erwarten wohl von dem nun beginnenden die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches, :rbeiführung des Friedens. Ohne uns auf : Jahr so gründlich enttäuschte Voraussagen ı einzulassen, dürfen wir doch mit der Wahr- :echnen, daß das Neue Jahr das Friedens- wird. Und so eilen unsere sorgenden Ge- :iber die Kriegszeit hinaus und fragen: was unserm Volk für die Friedenszeit?

:chen ihm, daß das, was uns unter allen iefer großen Zeit am tiefsten beglückt hat, :bnis der deutschen Kraft auch im Frieden aß dies deutsche Volk, das uns in den letzten als gealtert und dekadent erschien, mit solcher Kraft einer Welt voll Feinden, auch dem wietracht und der drohenden Aushungerung, isten und mit steigender Last steigende Energie de, wer hätte das gedacht? Wir zweifeln e nicht mehr, daß wir solcher Kraft auch nach ; nicht entraten können, weil denn nach weniger als je Aussicht besteht, daß deutsche ıst sich behaglich in neuerrungener Welt- ben kann. Einer Welt von Neidern, Hassern rn gegenüber muß sie sich durchsetzen. Nun iserne Notwendigkeit, die in Gestalt der er- lichen Lasten, der Verzinsung der Kriegs- der Versorgung der Kriegsgeschädigten uns en wird, ebenso wie im Krieg die Kräfte und Aushaltens immer neu hervorreizen. ın diese Notwendigkeit aufgenommen wird in ı, kann sie sittlich adelnd und dauernd wirken. ıns alle der Krieg für immer gelehrt: ohne aft keine sichere Selbstbehauptung! Es be- iner längeren Erörterung der vielbesprochenen rtüchtigung des deutschen Volkes. Wir sind nt von der alten ideologischen Unterschätzung htigkeit, daß vielmehr die Sorge begründet icht die Energie des geistigen Hartholzbohrens ı Leibesübungen aufgeopfert werden könnte. en Leistungen unserer Truppen im Ertragen :n und Entbehrungen zeugen ja dafür, daß intlich unzulängliche Körperpflege doch aus- Immerhin, niemand wird etwas abbrechen der bisherigen, schon vor dem Kriege ge- :nerischen, gymnastischen und wandernden leiblicher Kräfte, nicht bloß im Sinne der d äußerster Anspannung, auch im Sinne der Beherrschung der Kraft. Man wird daran :n, ob die Vorwegnahme militärischer Straff- ziplin im Schulbetrieb den Krieg überdauern emand wird rütteln wollen an der nun ein- Schule und Jugendvereinen sich auswirken- ung von der Erhaltung und Durchbildung Wehrhaftigkeit.

scheint es durchaus nicht überflüssig, darauf daß körperliche Kraft am meisten gefährdet schrankenloses Ausleben der Triebe. Es ist :äuschung, daß in den Jahren vor dem Kriege tverständlichkeit der Rede vom Austoben der ıer mehr durchsetzte, obschon in Abstinenz- ı äußersten Übermaß völlige Enthaltsamkeit Der Krieg hat uns heilsam gelehrt, daß en weit über Bedürfnis und Gesundheit ge- nken und der geschlechtlichen Sinnlichkeit ge- Wer bezweifelt es noch, daß beherrschte lein wahre Kraft ist? Wer aber der männ- :d den schwersten Kampf, den gegen den Ge- zumuten will — und nur in solchem Kampf el der Seele gewonnen — der muß früh an- der Zumutung des Verzichtes auf begehrte ıs ewige Naschen, das Herunterschneiden vom lschen den Mahlzeiten, das Sichumherräkeln Stühlen und Pfühlen muß weichen einer :, rauhen Zucht.

rd überhaupt nur in Einfachheit des Lebens- :en. Die drohende Veraltung und Entnervung ı Art hing doch zusammen mit der immer en Kultur. Was gehörte allmählich zu den un- : Kulturgenüssen! Welche Fülle von Ansprüchen, sen, von Anregungen und Aufregungen, in ı Wechsel die Stetigkeit und Einheitlichkeit des ›ens und damit die ursprüngliche Kräftigkeit Wir wissen nun, wo wir die größte denkbare ıft zu suchen haben: in den Schützengräben änden, wo diese Überfülle von Kulturreizen der Konzentration auf das Eine, Notwendige, he. Einfalt und Einheit ist Kraft. Zurück- : überaus differenzierten Kultur zu größerer Ansprüche und ihrer Befriedigung, wozu in ıdung der Repräsentationspflichten der Offi- :amten ein wesentlicher Beitrag geliefert würde, ist Erziehung zur Kraft. Seien wir dankbar, daß die Lasten, die der Krieg unserer Wirtschaft auferlegt, uns zunächst solche Vereinfachung des Lebensstils aufzwingen werden. Dazu gehört auch eine gewisse Rückwendung von der viel zu viel-, zu allseitigen Bildung. Gerade entgegengesetzt zu dem kürzlich neueinsetzenden Treiben auf möglichst allgemeinen Anteil an möglichst weit getriebener Schulbildung erfordert Erziehung zur Kraft eine starke Einseitigkeit in der Durchbildung der überwiegenden Kraft. Dieser Krieg hat sicher nicht das Nichtgenügen unserer bisherigen Volksbildung für die Kraftgewinnung erwiesen. Wir glauben: Kraft entwickelt sich wie Meisterschaft aus Einseitigkeit, die bis auf den Grund der zu beherrschenden Bildungsgegenstände dringt. Nur die Herausbildung ganz starker Spezialitäten auf den verschiedenen wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen Gebieten neben einer bescheidenen und sicheren Durchschnittsbildung wird unserem Volk seine Herrschaft in der Kulturwelt sichern.

Was unserer Heeresleitung ihre überraschenden Erfolge eingetragen hat, das ist sicher die energisch durchgebildete Denkkraft, die alle möglichen Mittel und Wege zuvor bedenkt, sicherstellt und bereithält und die Technik und Taktik den durchgehenden strategischen Zielgedanken dienstbar macht. Da fehlt alles geistreiche Dilettieren auf allen möglichen Gebieten; Gründlichkeit und Sittlichkeit des Denkens schafft jene nie genug zu bewundernde Treffsicherheit, wie wir sie zuletzt in dem serbischen Feldzug beobachtet haben. Zur Leitung des deutschen Wirtschaftslebens in der vor uns liegenden Zeit seiner Durchsetzung gegen eine Welt von Feinden und Neidern wird dieselbe intellektuelle Energie erfordert werden. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird an unsere Hausfrauen ein ganz neuer Anspruch herantreten an eine ganz enorme Beherrschung der billigsten und solidesten Ernährungsmethoden, an eine durchdachte und klare Haushaltsführung. Intellektuelle Kraft, denkende Beherrschung der Lebensgebiete wird aber nicht durch das zumal in Mädchenschulen noch beliebte Naschen von möglichst vielen Früchten der Kultur, nicht durch das möglichst mühelose Manschen in allen möglichen Gebieten gewonnen, sondern in der Sammlung der eindringenden Denkkraft auf möglichst wenige Punkte. Bildung zum Konversationsgebrauch wird niedrig im Kurs stehen, volle Sachbeherrschung wird allein als Bildungsziel geschätzt werden.

Ja, es wird eine eiserne Zeit hereinbrechen, in der der Wert einer Seele weniger nach dem reichen, bunten Gewebe von schönen Interessen und vielseitigen, geistreichen Gefühls- und Phantasiespielen als nach der einfältigen, einheitlichen Kraft des guten Willens bemessen wird. Was uns in diesem Kriege am Ende den Sieg verbürgt, das ist neben der durchgebildeten Intelligenz unsrer Führer das zuverlässige Pflichtbewußtsein altpreußischer Art. Das ermöglichte unserer Verwaltung am Ende trotz aller anfänglichen halben Maßnahmen die Vereitelung des Aushungerungsplanes der Feinde. Dieser stahlharte, kantige und kantische Pflichttrieb, dem es gewiß des öfteren an Anmut und Grazie mangelt, der aber geheiligt ist durch das Gefühl der Verantwortung dem Ganzen gegenüber, muß auch im Frieden über alle ästhetische Bildung hinaus gefördert werden mit allen Mitteln. Gewiß werden wir nichts opfern von unserer höheren Kultur, am wenigsten einen schalen Nützlichkeitsfanatismus die zarte Blüte der Persönlichkeitskultur zerblättern lassen — ist wirklich in unserm deutschen Wesen die Gefahr solcher Barbarei gelegen? — aber wir werden all solche Blütenbildung der Herausbildung schlichter Tüchtigkeit zur Bewältigung des Lebens, der Charakterstärke der Sittlichkeit hintanstellen. Dazu wird uns der schärfere Lebens- und Konkurrenzkampf nötigen.

Unsere bisherige Überlegung ging nur auf Erziehung der Kraft zum Handeln, zur Selbstdurchsetzung einer Welt von Feinden und Widerständen gegenüber. Oder träumt ihr noch immer von einer Wiederkehr jener Jahre nach dem letzten Krieg, wo wir unter dem Milliardensegen den Blick auf die Schatten- und schwachen Seiten des deutschen Lebens uns abgewöhnten? Solcher Traum einer goldenen, ungetrübten Friedenszeit, in der sich unsere Art nur positiv entfalten könnte, ist von uns allen ausgeträumt. Wir können nicht vergessen die lange spürbaren Verluste bester Volksblüte, die ebenso lange sich geltend machende Einbuße an Volksvermögen, die notwendige Einschränkung auch berechtigter Ansprüche an Schönheits- und Bildungspflege. Wann werden die offenen Wunden, die unser Volkskörper und jede einzelne Familie an sich trägt, wieder vernarben? Es wäre das sicherste Zeichen des Niedergangs, wenn eine — wir sehen noch nicht, woher sie uns zufallen sollte — überreiche Siegesbeute uns die Erinnerung an diese herben Verluste und — an unsere vor dem Kriege so stark empfundenen Volkssünden rauben würde. Was wir unserm Volke für dies Jahr mehr als alles andere wünschen, ist, daß ihm die Selbstüberhebung erspart bleibe, die nichts anderes wäre als ein Abbruch an Kraft, zu tragen und zu dulden, was Gott ihm auferlegt hat.

Es ist ja so gar begreiflich, daß ein Volk, das sich so wie das unserige schuldlos in einen solchen Weltkrieg verwickelt sieht und, wesentlich auf die eigene Kraft angewiesen, gegen eine Welt von Feinden behauptet, ein gesteigertes Selbstgefühl in sich ausbildet, durch das es sich entschädigt gegen die Verkennung in aller Welt; es ist sogar notwendig, daß die Selbstkritik, auch des Militarismus, auch des Parvenütums, auch der Mitschuld an der allgemeinen Unbeliebtheit, sich zurückzieht vor der Aufmunterung des Vertrauens zur eigenen Art und Kulturkraft. Aber das deutsche Wesen, an dem die Welt einmal genesen soll, ist das nicht; das ist stets verbunden gewesen mit ehrlicher Einsicht in die eigenen Schranken und in die Ergänzungsbedürftigkeit durch andere Art und Kultur. Gerade diese Selbstkritik erhält uns die Kraft der Selbsterneuerung, des jugendlichen Hinauswachsens über erreichte Stufen, der fortgehenden Bereicherung aus allem Menschlichen. Mit der Länge des Krieges ist die Kraft der Selbstkritik stark gewachsen: wir hören aus dem Felde und aus der Heimat immer deutlicher die Stimmen, die uns den Fortbestand all der trüben, schwachen Seiten des Volkslebens, der sinnlichen Zügellosigkeit und der Klüfte setzenden Selbstabhebung, der bureaukratisch-militaristischen Engherzigkeit und der nur den eigenen Kreis achtenden Kleinkreisigkeit usw. melden. Es gilt von allem Anfang an einen Kampf gegen diese Schäden, einen offenen Blick für die Gefährdung unseres inneren Friedens durch den unsozialen Geist, unserer Volksgesundheit durch die Zuchtlosigkeit. Und eben dazu bedarf es einer Kraft des Tragens, damit Mut und Vertrauen sich nicht breche an den Enttäuschungen.

Wir sind überzeugt davon, daß solche Kraft zum Tragen des auferlegten Kreuzes und der bleibenden Schwachheit unserem Volke nur dadurch werden kann, daß in den führenden und bestimmenden Persönlichkeiten in jeder seiner Schichten ein Doppeltes sich findet: die Klarheit, auf deren Grunde, wie Bismarck sagte, das Gottvertrauen erwächst, und das Trauen auf die Gnade, die unsere Schwachheit in Stärke verwandelt. In beiden aber ist das Wesen christlicher Frömmigkeit beschlossen.

Wir brauchen fort und fort der Geister, die eine ungetrübte Klarheit besitzen über die Grenzen der eigenen Ansprüche und Rechte und über die Schranken der Volksart. Wir kennen ja die Rede: „Wenn es einen gerechten Gott gibt, dann muß er unsere Feinde strafen, dann muß er uns einen völlig gesicherten Frieden schaffen“ usw. So stellt man sein Gottvertrauen auf Bedingungen, deren Erfüllung doch völlig ungewiß ist. Nur die volle Klarheit über die wohlverdienten Demütigungen unseres Wesens und über seine Erneuerungsbedürftigkeit gibt jenes unbedingte Gottvertrauen, in dem unsere Kraft zum Tragen des Kreuzes wurzelt. In der Schule des Kreuzes Christi, im Heiligtum der Schmerzen, in dessen Mittelpunkt es steht, gewinnen die wahrhaft starken Geister jene Tragkraft, die in allen Beraubungen und Enttäuschungen des Lebens immer Erziehungsmittel der göttlichen Weisheit achtet und spricht: „Lad' auf, ich will's gern tragen“.

Es ist gewiß, daß nur einmal gebrochene Kräfte wahrhaft starke Kräfte zum Tragen sind. Schon die Griechen erkannten in der Hybris, in der Selbstüberschätzung die Quelle der Ohnmacht. Was uns für die kommende harte Zeit not tut, das sind nicht die kindlich ungebrochenen, naiven Kräfte — wie sollten sie sich behaupten angesichts des Chaos unlösbarer Rätsel, die uns dieser Krieg im Ganzen und in den einzelnen Familien aufgibt? — sondern die durch das Bewußtsein der eigenen Schuld, des Abstandes vom Ideal, der Unzulänglichkeit der natürlichen Art gebrochenen und durch Gottes Gnade wieder aufgerichteten Kräfte. Die brechen sich nicht mehr an den Widerständen der menschlichen Schwachheit, mit der sie rechnen, auch nicht an den bitteren Enttäuschungen des Schicksals — sie empfangen nie mehr, als ihre Taten wert sind — die werden durch die Widerstände nur bestärkt in dem verordneten Kampf: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.“

Seltsame Zumutung an ein Volk, das sich eben durch Einsatz aller seiner Kraft, durch heldenhafte Selbstsetzung behauptet gegen eine Welt von Bosheit! Es ist unsere festeste Überzeugung, daß der Friedensschluß eine Reaktion des Gefühls gegen diese erzwungene Abhärtung bringen wird, daß wir erst dann voll empfinden werden die unerhörten Opfer, die uns zugemutet sind und erst recht zugemutet werden, wenn die Liquidation der Schulden erfolgt. Und eben dazu und zu der hochnötigen Erneuerung deutscher Art bedürfen wir nicht weniger der passiven als der aktiven Kräfte. Deshalb dünkt es uns die beste Neujahrsbitte, einzustimmen in das Gebet des Apostels Paulus (Eph. 3, 16): Daß der Vater unseres Herrn Jesu Christi uns Kraft gebe, stark zu werden durch seinen Geist nach dem inwendigen Menschen.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Deutsche Schneeschuhläufer-Patrouille. Nach einem Gemälde von Alex. Weise.

Die deutsche Verwaltung in Belgien. Von Ulrich Rauscher.

: Lütticher Forts hat sich nicht verändert, und die
· Situation des Landes ist für unsere Heere immer
. Das Kriegsministerium dementiert aufs ent-
Nachricht des ‚Allgemeen Handelsblad', wonach
her Forts in den Händen der Deutschen seien."
amtlichen belgischen Bericht vom 19. August 1914.
arauf, am 20. August, wird der amtliche Bericht
die inhaltslos, nicht eine tatsächliche Bemerkung
vielen Sätzen, die plötzlich in der Beteuerung
rlich sind wir nicht geschlagen. Wir bereiten uns
n Feind unter den bestmöglichen Bedingungen zu

August war auch das letzte Lütticher Fort gefallen,
unsere ersten Truppen in Brüssel eingezogen, und
der Kaiser den deutschen Generalgouverneur in
it.
tember verließ eine Kolonne von ungefähr zehn
achen: der neue Herr Belgiens mit Adjutanten
darunter die Leiter der drei heutigen Zentral-
llenz v. Sandt, Gesandter von der Lancken und
Lumm. Die Eisenbahnen waren mit Truppentrans-
füllt, daß manche Züge von Herbestal nach Lüttich,
Strecke von 40 km, 26 Stunden brauchten. Die
ng rauchten die Schauplätze erbitterter Kämpfe
nd versteckte Feinde, der Nachhall der Schlachten
dem verstummten Land, in der Nacht vom 25. zum
: der Aufruhr in Löwen ausgebrochen und nieder-
:den, durch dessen Schutthaufen nun der neue
eur fuhr.
der Ankunft in Brüssel setzten sich der Staats-
elfferich und der Gesandte von der Lancken im
arlaments, das jetzt Wachstube geworden war, an
mmengezimmerten Tisch und entwarfen die Pro-
Generalgouverneurs an die Belgier. Die feind-
tten sich nach Antwerpen zurückgezogen, der Kampf
Boden war nicht abgerissen, aber der General-



Eine natürliche Felsenstellung.



Ein Blockhaus.

rach zu den Bewohnern des besetzten Gebiets im
iedens, solange sie selbst ihn halten würden. Strengste
e feindselige Haltung, rücksichtslose Niederwerfung
s oder Widerstandes — das hatten die Brüsseler
Löwens erfahren — aber Schutz einem jeden, der
iem Erwerb nachgeht. Der Aufruf, dessen Pro-
heute gilt, schloß mit den Worten: „Von niemand
ung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl
:nünftige Fügsamkeit und unbedingter Gehorsam
rdnungen des Generalgouvernements. Von Eurem
wird es abhängen, ob die neue Verwaltung Euch
und zum Segen gereicht."
Jahr später hat der Generalgouverneur Freiherr
h denselben Richtlinien seinen „Offenen Brief" an
schrieben.
ue Verwaltung den Belgiern zum Segen gereicht?
nate ist sie nun im Amt, und es ist nicht über-
man einmal das Fazit ihrer Arbeit zu ziehen ver-
ian das aber tun, so muß man gleich zu Anfang
zen, über die keine Mühewaltung keiner Verwaltung
kann: diese Grenze ist durch die Küste bestimmt.
:nte in die wirtschaftliche Absperrung Deutschlands
1, aber es fehlt ihm das Eigenleben, das aus dem
Reich eine gewaltige Werkstatt gemacht hat. Die
e verarbeitet bei uns daheim den Vorrat an Roh-
usenderlei verarbeitetes Material noch einmal. In
großer Ausverkauf, die gelösten Summen liegen
niger untätig in den Banken, die Fabriken feiern,
n nur leben und tätig sein können bei freier Ein- und

ı die Regierung des Generalgouverneurs von ihrem
ichtenkreis aus ansieht und ihre Aufgaben für das
lbstverständlich voraussetzt, so ergeben sich drei
ten: es mußte im okkupierten Land Ordnung ge-
:n; es mußte für eine erträgliche Gegenwart gesorgt
die Zukunft im Auge behalten werden.
galt es vor allem im staatlichen Leben, in den
öffentlichen Betrieben zu schaffen. Diese Aufgabe

kann als gelöst betrachtet werden. Alle Ministerien, die unter den heutigen Verhältnissen Daseinsberechtigung haben, sind im Gang, bis zum Unterstaatssekretär mit belgischen Beamten besetzt, und nur der Minister wird von einem deutschen Beamten vertreten. Die deutsche Verwaltung kargt nicht mit Lob für ihre belgischen Untergebenen, ebenso wie die Objektivität der belgischen Richter mit ganz geringen Ausnahmen überall anerkannt wird. Geschlossen sind die Ministerien des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine und der Kolonien. Ganz ohne belgische Hilfe arbeiten die Ministerien der Post und Telegraphie und der Eisenbahnen. Daß es auch so geht, wird selbst von Belgiern bewundert, von denen nicht zum wenigsten, die den Apparatensaal der Brüsseler Hauptpost wie einen Trümmerhaufen vor den deutschen Beamten liegen sahen. Es ist selbstverständlich, daß durch die Entziehung belgischer Mithilfe nicht das geringste deutsche militärische oder Verwaltungsinteresse geschädigt werden kann. Aber die Belgier helfen nicht nur nicht, sie gebrauchen sogar die angeblichen Kriegswerkzeuge der Telegraphie und Eisenbahn aufs ausgiebigste, als sei es das einfachste von der Welt, die deutsche Behörde für sich arbeiten zu lassen. Jede (sehr seltene) Unregelmäßigkeit wird kräftig kritisiert, als aber die Mechelner Eisenbahnarbeiter aus plötzlichem Patriotismus die Arbeit niederlegten, dachte kein Belgier daran, daß nun eigentlich auch die Deutschen berechtigt wären zu streiken, d. h. die Einheimischen einfach von der deutsch betriebenen Bahn zu verweisen.

Was von der deutschen Verwaltung für Handel und Gewerbe getan worden ist, reicht weit hinaus über ein einfaches Ordnungschaffen; abgesehen von ganz neuen Industrien, die unter deutscher Leitung entstanden sind und zum Teil einzigartig dastehen, ist den vorhandenen jeder Vorschub geleistet worden, der möglich war ohne Rohstoffeinfuhr. Selbst Stoffe, an denen wir in Deutschland auch keinen Überfluß haben, wie Betriebsöle, Benzol, Sprengstoffe, sind den belgischen Werken und vor allem



Armierungstruppen beim Empfang des Mittagessens.

Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen. Nach photographischen Aufnahmen von Max Wipperling, Elberfeld.



An der Westfront: Soldaten gehen in Stellungswechsel. Rechts im Hintergrund ein englischer Fesselballon, links platzende englische Schrapnells.

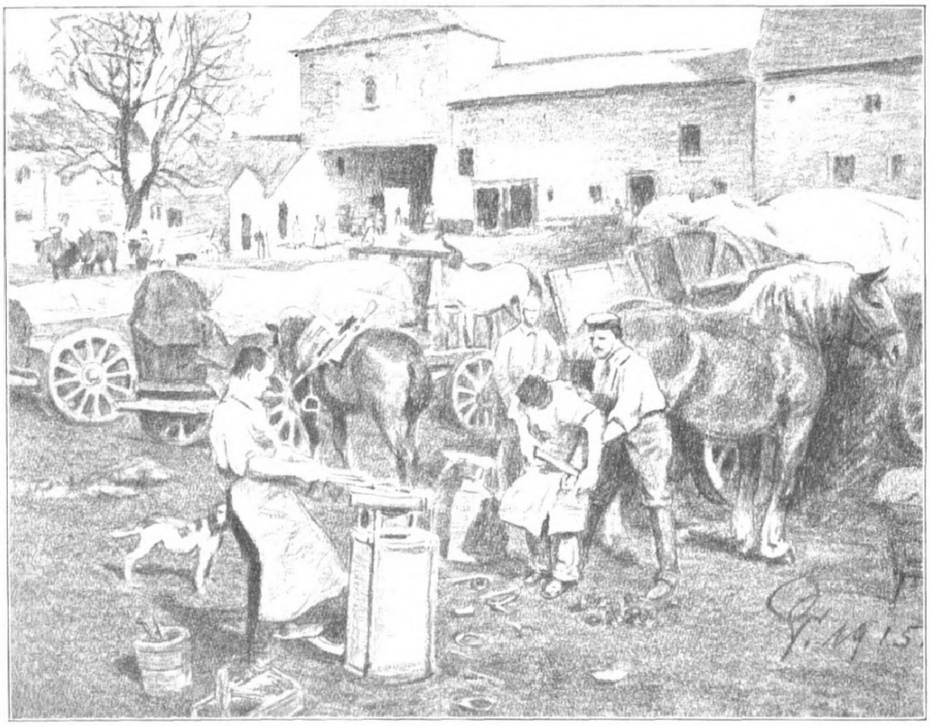
eschafft worden. Der Kohlenbergbau,
Fortbestehen zwei Provinzen das Leben
ar tot, als die deutschen Heere Belgien
sen säuberten. Heut hat er wieder nahe-
der Friedensförderung erreicht und ist
n Wirt-
denen
nd ein
neutrale
ch ist.
n steht
ift, auf
e Kraft
e, und
gsjahr,
erlande
kämpft
otfrucht
als im
auf die-
in solch
wohl
tte dul-
at der
ur auf
e Zu-
; und,
lehrt,
n. Er
l ein-
ehrung
hat für
Bauern
t „Der
ründet,
ft um
chsende
n lehrt,
Land-
griffen
hr ein-
Hand
Belgien
immer
r von
seines
aber
ntrolle
nkom-
n den
lgischen
st eine
, die es
solch
ständen
wird, wie sie im Herbst 1914 mit allen
gersnot über Belgien hereinbrachen.
liche Versorgung Belgiens mit Brotfrucht
von der amerikanischen Commission for
ter Organisation, der England dies Ein-
billigte
cherung
gouver-
er Re-
es Ge-
n. Es
er selt-
nungen
s neu-
das in
en fast
mmun-
s wird
Brücke
A exi-
o wird
s gäbe
in Bel-
für die
uf das
Heimat
sollen,
n Über-
zenbrot
ill Eng-
miman-
; aber
Herrn
mission
ni durch
fahren
en Ben-
aber die
at ein
je im
scheint
esten zu
Mauern
rrn der
handeln
morgen
d über-
sel. Die
wie eine
demittel
ationen,
Gemein-
ben,und
nz liegt
ensosehr
ätigkeit.
das Brot, alles ist natürlich in Belgien
und verlangt eine Sparsamkeit, zu der
ohne Zwang kaum versteht. Aus diesem
eil eine Menge von Betrieben nicht unter
Obhut uns feindlich Gesinnter bleiben
den neben den drei großen Behörden, der

Zivilverwaltung (die ein um Justiz, Landwirtschaft, Schule und Handel vermehrtes Ministerium des Innern ist), der Politischen Abteilung (dem Auswärtigen Amt) und der Bankabteilung (dem Finanzministerium, allerdings ohne Etatbestimmung, die der Zivilverwaltung zusteht), eine



Das Essen wird in die vorderste Stellung gebracht. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Reihe von Spezialbehörden, halb Behörde, halb Handelsfirma, die sich teils die zentrale Verwaltung eines wichtigen Produkts, teils die Beaufsichtigung einer wichtigen Industrie angelegen sein lassen. So hat der Generalgouverneur eine Kohlen-, eine Öl-, eine Gersten-, eine



Eine Feldschmiede in Tätigkeit. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern.

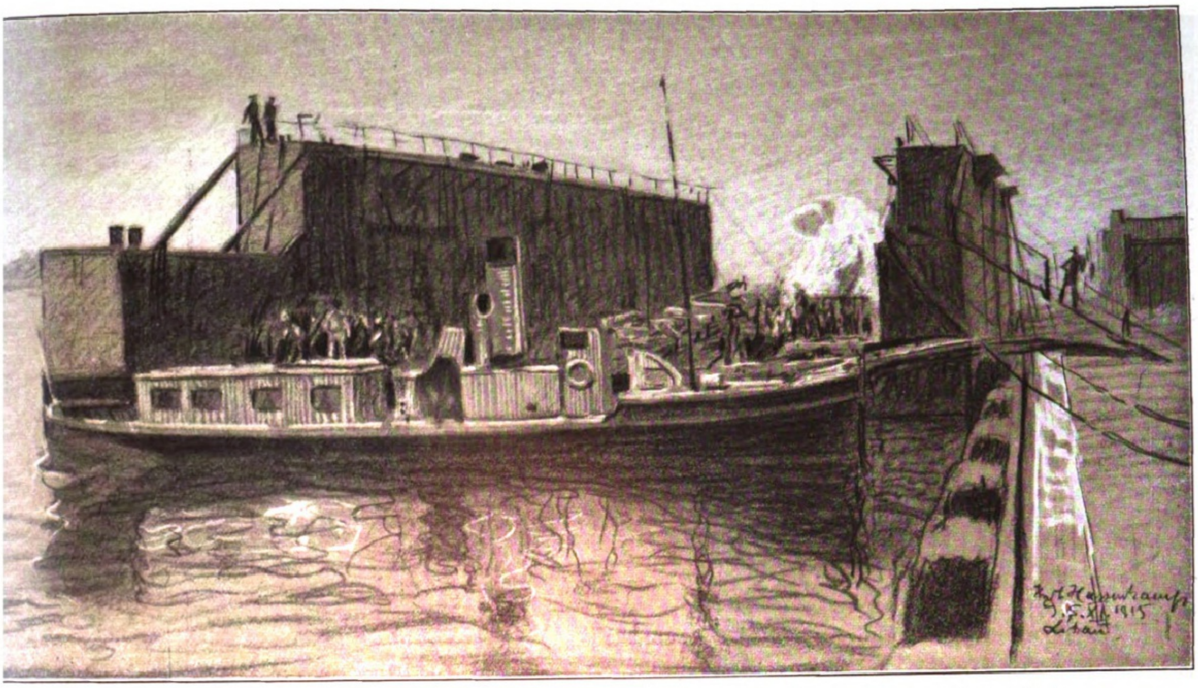
Frucht-Zentrale errichtet, die Banken unter Aufsicht oder Verwaltung gestellt ebenso wie die Gas- und Elektrizitätswerke, die Zechen und Hütten und die Fabriken wichtigster Art. Es geht ein einheitlicher Wille zum Haushalten durch die Verwaltung, oft im deutschen, noch öfter im belgischen Interesse. Ein Land, dessen Einwohner wohl die Ruhe halten, aber besonders in den Städten, und da wieder vor allem in Brüssel, unter Patriotismus Sabotage verstehen, muß auch gegen seinen Willen zu seinem Besten angehalten werden. Solange es Unternehmer gibt, die im Beschottern der Straßen ihres eigenen Bezirks nicht den Nutzen ihrer Landsleute, sondern einen Vorschub für deutsche Kriegshandlungen sehen, bedarf es eines zentralen Willens, der befiehlt und nötigenfalls zwingt!

Und die Zukunft dieses Landes, das heute wie eine Insel im europäischen Blutmeer liegt? Der Generalgouverneur ist der Herr der Gegenwart, aber der Gedanke beherrscht alle seine Handlungen: wie wirken sie in die Zukunft aus? Über ein positives Programm kann und soll hier nicht gesprochen werden. Aber sein negatives darf auf die Formel gebracht werden: Nirgends Raubbau treiben! Dies Programm war gerade jetzt wieder entscheidend, als der Tribut festgesetzt wurde, den Belgien dem Krieg zu leisten hat: die monatliche Kontribution. Es ließe sich leicht der Standpunkt einnehmen: auf der Kontribution bestehen wir nach Fug und Recht; woher das Geld kommt, ist uns einerlei. Also Kopfsteuer oder Verdreifachung der bestehenden Steuer oder eine ähnliche harte, aber schnelle Maßregel. Nicht so der Generalgouverneur. Er sah über den Augenblick hinaus, und wie vor einem Jahre war die Überlegung ausschlaggebend, daß nur ordnungsgemäße Bewirtschaftung des okkupierten Landes dauernden Ertrag verspreche, wie lange auch die Okkupation währen möge. So ist auch diesmal wieder die Kontribution nicht der breiten Masse auferlegt worden, sondern die Provinzen als Bürgen und die Banken als Geldgeber bringen die 480 Millionen im Jahre auf.

Man macht sich nur schwer eine Vorstellung von Überschwemmung mit Bettelbriefen, guten Ratschlägen und Beschimpfungen, Beschimpfungen, Beschimpfungen, denen der Generalgouverneur, in dem sich die deutsche Verwaltung in Belgien verkörpert, täglich ausgesetzt ist. Jede seiner Maßnahmen, und wäre sie klar und lauter wie der Tag, unterliegt Verdrehungen und Mißdeutungen, die kaum zu begreifen sind. Ein gutes Beispiel dafür war die Art, wie die feindliche Presse die Aufhebung des Paßzwangs innerhalb des Generalgouvernements (mit einigen Ausnahmen) aufnahm. Das war nun eine Maßregel, die dem Armen Geld sparte, die für Handel und Wandel so notwendige Freizügigkeit wiederherstellte, auf dem Lande den Schulbesuch ermöglichte und die Einkaufsfahrten in die Städte, kurz, nur segensreich wirkte. Und was sagte die feindliche Presse? Der Generalgouverneur hätte die Paßkontrolle aufgehoben, um damit — soundsoviele Landsturmmänner zu sparen! Das wird so bleiben, halb Dummheit, halb Infamie, und wenn die deutsche Verwaltung in Belgien mit Engelszungen redete und Aposteltaten verrichtete. So muß es ihr genügen, daß sie geleistet hat, was menschenmöglich war: sie hat aus dem Chaos die Ordnung wieder heraufgeführt, die belgische Gegenwart erst ermöglicht und erträglich gemacht und der Zukunft Belgiens allen Widrigkeiten zum Trotz keinen Abbruch getan.

Libau unter deutscher Flagge.

…ch Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem bei der Ostseeflotte zugelassenen Marinemaler Kurt Hassenkamp.



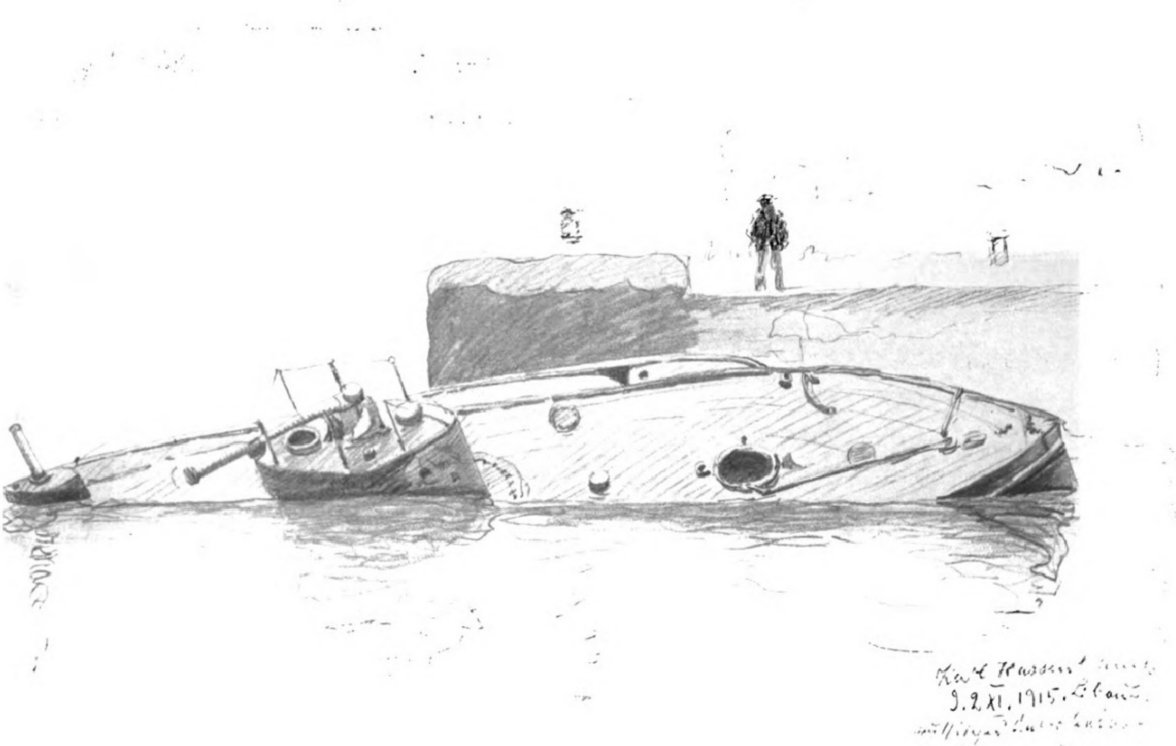
Ein von den Russen im Libauer Hafen versenktes und von unserer Marine wieder gehobenes Schwimmdock.



Libau mit Hansabrücke und Heilige-Dreifaltigkeits-Kirche.







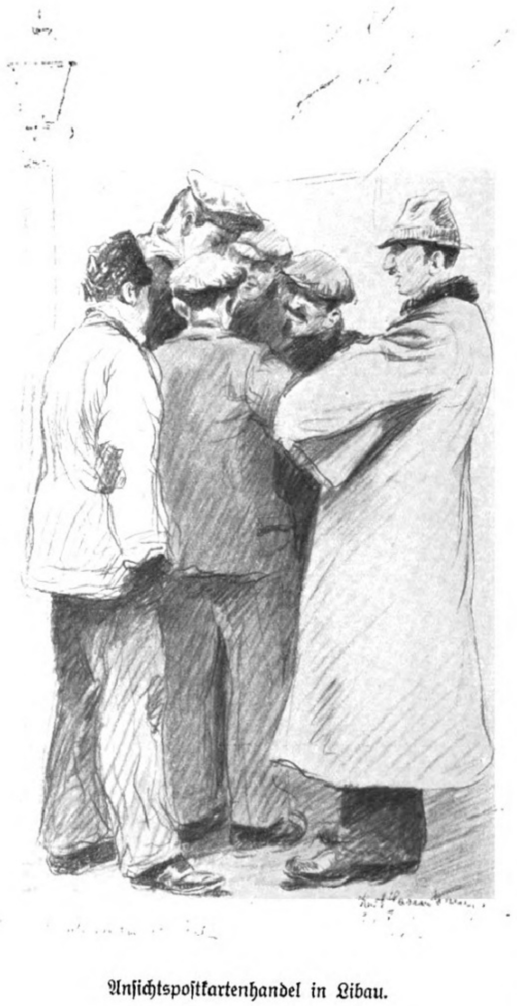
Untergegangenes russisches Unterseeboot in Libau.



Straßentypen aus Libau.



Frauen und Kinder beim Empfang der Reste des Mittagessens der Kriegsschiffmannschaften.



Ansichtspostkartenhandel in Libau.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(13. Fortsetzung.)

nen letzten Mülhausener Abend verbrachte Firmkranz in der Familie iner Braut. Es war ein wenig erfreuliches Beisammensein. Herrn osam gingen vielerlei Sorgen durch den Kopf, die ihm den Blick nach nen zogen und die Lippen zähe aneinander haften ließen. Wenn man Leben so ganz auf das Gedeihen Deutschlands gestellt hätte, so n sich nur darüber freuen müssen, daß für das Elsaß die Stunde sung gekommen war. So aber wuchs Kraut und Unkraut auf dem er Zukunft doch ein wenig wirr durcheinander, und man wußte man das Kraut so ganz sauber vom Unkraut werde scheiden können. rau Brosam war die Erinnerung an die Berliner Unbill zu einem zähen Klumpen aufgequollen, und alle diese durch die Straßen n oder im Gleichtakt marschierenden Soldaten wurden ihr zu Ab- der Gewaltsamkeit jenes uniformierten Bösewichts Unter den Linden. Madeleine war schweigsam, und so vergingen Firmkranz' Be- n um den Aufschwung des Gespräches immer wieder zu einem . Er hätte diesem letzten Abend gern eine strahlende Weihe ge- ber gerade heute fühlte er sich an diesem Tische fremder als je, e innig gewordene Liebe empfand dies als schmerzlichen Verlust einer die segensreich hätte sein können.

dem Abendessen ging Madeleine unaufgefordert ans Klavier und zu singen. Das Lied der Mignon wuchs so innig aus ihrem Herzen, beinahe vergessen hätte, wie sorgsam dieses Lied berechnet und theatergemäßen Eindruck gestellt ist. Dann wirbelte sie in kleinen Wölkchen das Sommernachtsgezwitscher der Philine heraus.

ania ist herabgestiegen" ... der ganze Staccato-Leichtsinn flatterte ie offenen Fenster davon und verfing sich in die dunklen Baum- Der Faun und die Nixe, die einander an dem ovalen Brunnenbecken erstanden, noch aus der guten, alten Zeit her, wo irgendein Erz- hier ein verschwiegenes Landhaus und einen Park besessen hatte, eiden alten Sandsteinwesen stiegen von ihren Sockeln zu einer auf den knirschenden Kies herab.

kranz bat Madeleine um ein schlichtes deutsches Volkslied: „Sah b ein Röslein steh'n," oder „Am Brunnen vor dem Tore" ...

in," sagte Madeleine, „nun ist's genug."

schloß das Klavier, unwillig, als sei ihr etwas Unpassendes zugemutet und ging dann ohne weiteres aus dem Speisezimmer über die Treppen in die Gartennacht.

kranz folgte ihr, aber es war gar nicht bräutlich und abschiedsbang, ausschritt, so daß er neben ihr herlaufen mußte. Erst am Garten- das mit vielen Ranken und Schnörkeln um steile Eisenstäbe griff, chen Stellen zu dem erzbischöflichen Wappen zusammenlief und o wieder auf eine sehr kunstvolle Weise den Blick in die Tiefe als sehe man in eine Halle hinein, erst hier, wo sich die Welt klen Gartens von der helleren Straße schied, ging Madeleine langsamer. kunstreiche Gitter schied die Landstraße von einem schmalen Binnen- , das so angelegt war, daß man wohl zwischen Büschen hinaus, er niemand von draußen hereinsehen konnte. Zudem war auch da, der es hätte versuchen können. Nur die langen, storchbeinigen nen mit ihren grünen Köpfen standen in großen Abständen längs ße. Es war für ein Liebespaar die vollkommenste und abgeschiedenste eit, hell genug, um einander in die Augen sehen zu können, dunkel um Küsse aufzunehmen, wie goldenen Schmuck auf schwarzem Samt-

Die Büsche hingen voll duftender, weißer Sterne des Jasmins, und virklich, als habe sich der helle, hohe, funkelnde Himmel sein irdisches piel in diesen Sternbildern, Nebelflecken, Haufen und Milchstraßen iten auf dem Dunkel des Laubes schaffen wollen.

rum Madeleine nicht der Nottrauung zugestimmt habe, fragte Firmkranz. Mama für diesen Vorschlag nicht eingenommen gewesen sei, so be- r es, denn sie sei durch die Ereignisse in eine große Erregung ver- orden und klarer, besonnener, vom Haß unbeeinflußter Erwägung glich. Aber der Vater habe doch den Gedanken offenbar wohl- erwogen und wäre leicht ganz zu gewinnen gewesen. So habe es bei ihr gestanden, durch ihren unzweideutigen Wunsch den Aus- zu geben. Habe sie in geringeren Dingen ihren Willen immer noch setzt, so hätte sie ihn in dieser entscheidenden Sache erst recht er- können, wenn sie nur ihr Herz hätte mitsprechen lassen wollen. deleine ging dunkel und von ihm abgeschlossen neben ihm her. " sagte sie, „eben weil das eine entscheidende Sache ist, so kann cht abgetan werden wie ein Einkauf im Warenhaus. Man kann in e nicht eintreten wie in eine Markthalle. Auch das ist nur wieder weis für den Mangel der deutschen Nation an Takt, Geschmack eele, daß in diesen Tagen so viele Schicksale auf so leichtsinnige zusammengehudelt werden. Wenn dann der Krieg zu Ende ist, so sie einander an und verwundern sich darüber, daß sie mit fremden en auf ewig verbunden sind."

Firmkranz' sehnsüchtige Liebe war bitterer Ingrimm geträufelt. „Gilt das für uns?" fragte er hart. „Ich glaube, wir kennen uns schon genug. Aber es ist wirklich, als würden wir uns immer fremder. du nur gewollt hättest ... Aber es ist so, daß dein Herz nicht ist." Er riß einen duftenden Klumpen von Jasminsternen ab, roch fühlte, wie ihn der schwüle Geruch verwirrte, und warf die Blüten mt ins Dunkel der Büsche zurück.

weigend gingen sie weiter und kamen auf einer Windung des Weges längliche Brunnenbecken. Nixe und Faun standen einander schon längst wieder auf ihren Sockeln gegenüber. Im matten Sternenlicht reckten sie einander die verwitterten Arme entgegen, riefen sich mit steinernen Gebärden des Verlangens, und angesichts dieser vernachlässigten, dem Verfall nahen Herrlichkeit von einst riß sich eine abgrundtiefe Trauer in Madeleine auf. Es schien ihr, als sehe sie hier das Geschick Frankreichs im steinernen Gebilde. Nun würde das Land verwüstet werden, alle Schrecken des Krieges würden darüber hinfahren, seine Reste würden verwittern und zerfallen.

„Du glaubst selbst nicht an den Sieg Frankreichs", sagte Firmkranz. Es war ihm eine bittere Freude, den Stachel noch tiefer einzubohren. „Niemand hat es zu diesem Krieg gezwungen. Wie in einer fürchterlichen Verzauberung hat es seit Jahrzehnten auf ihn hingearbeitet. Nun hat es seinen Willen, nun muß es die Folgen tragen."

Sie hatten sich wieder auf den dunklen Binnenweg gewandt, und noch schwerer und dichter als vorhin lag der Duft der Blüten zwischen den Buschmauern. Allen Büscheln und Klumpen entquoll er in unaufhörlichen Strömen und drang ins Blut, daß es zärtlich und leicht in wunderbarer Belebtheit gegen die Wände des Körpers drang. Nie hatte Firmkranz seine Liebe zu dem seltsamen, unerreichbaren Mädchen so innig empfunden, und nie war er ihr so bitter böse gewesen. Es wäre ein leichtes gewesen, jetzt vom Tode zu sprechen und sie dadurch schwach und weich zu machen. Aber Firmkranz wollte keine Empfindsamkeit zum Helfershelfer seiner Sehnsucht, er verhärtete sich und beschloß, Madeleine die Erinnerung an diesen vergeudeten Abend wie eine Strafe zurückzulassen.

Wenn ich falle, wenn ich falle, so ging es in ihm, dann mag sie sich damit abfinden, wie es ihr gelingen will, und das Herz mag ihr erstarren.

Neben ihm zitterte ein weher Ton durch Duft und Dunkel. Wie ein Schluchzen, das sich nicht mehr dämmen läßt, das sich löst und blind ist vor Schmerz. Hatte bloß Gedachtes seinen Weg gefunden, hatten die Seelen einander wortlos berührt, und fror die eine in der Erkenntnis dessen, was sie der andern getan hatte?

Und plötzlich flammte die ganze Welt auf.

Madeleine war da, an ihm, in ihm, mit allen Gliedern an ihn gedrängt, sie hing an seinem Hals, weinte bitterlich, stammelte, schluchzte. Ihre Stirn lag an seinem Mund, ihr Leib war eine heiße Welle.

„Muß ich dich hergeben ... dich ... dich ..."

Der Sternenhimmel sang und duftete, die Büsche wuchsen hoch und wölbten Hallen über sie, deren Gewölbe von unzähligen sanften Lichtern erhellt waren. Etwas Verächtliches und Armseliges war tief da unten und da hinten: Mißtrauen und Kälte und Abgeschiedenheit. Von einem Strom von Zärtlichkeit waren sie umhüllt, innigste Menschennähe ersehnend, verkrampften sie sich ineinander.

„Oh du ... diese Nacht ... die letzte! ..."

„Denk' an mich ... denk' an mich! ..."

Er hob ihren Kopf, fand den Mund, küßte die Lippen der bräutlichen Braut. Und Leben und Tod, Not und Glück standen im Dunkeln, bereit, zwei Menschen zu segnen.

Da straffte sich der Leib des Mädchens zur Abwehr, sie zog sich zusammen, löste sich von ihm. „Nein ... Nein ..." Er sah ihre Augen, den schmerzlichen Mund, dann lief sie fort, und das Dunkel fiel hinter ihr zusammen wie ein Vorhang von Samt — Welt und Blut sangen hoch aufrauschend der Flüchtenden nach. Dann wurden alle Sterne kalt, alle Blüten welk und tot, die Nacht drohte feindlich und tückisch.

Ein Geräusch raschelnder Zweige berührte Firmkranz von ferne. Er sah einen kleinen, grauen Schatten aus den Büschen geschmeidig auf den Weg gleiten. Es war François, der Kater, der auf einem nächtlichen Zuge daherkam und nun verdutzt und mißtrauisch anhielt, als er den Menschen in seiner einsamen Verlorenheit stehen sah ...

Marianne, die von ihrem Großvater wußte, daß Firmkranz in dieser Nacht abreisen müsse, lag wach in ihrem Bett und hörte, wie er nebenan in seinem Zimmer wirtschaftete. Die Stühle rückten mit leisem Scharren, nun gingen seine Augen und seine Hände zum letztenmal über die alten Dinge hin. Die Schublade der Kommode meldete sich mit ihrem verdrossenen Quieken. Es war sonst so still im Haus, daß sie sogar hörte, wie das Schloß der Handtasche einschnappte.

Da es einen Augenblick still geworden war, wußte sie, daß er nun mitten im Zimmer stand und sich umsah, ob nichts vergessen worden sei.

Und gleich darauf öffnete er die Türe und ging die Treppe hinab.

Marianne sprang aus dem Bett und sah ihm vom Fenster aus nach, wie er über den öden Hof ging und unter der großen Laterne in der Toreinfahrt verschwand, und es war etwas an alledem, vielleicht der Verlauf der Schatten oder dieses Unwirkliche des öden Hofes, das sie an ihren seltsamen Traum erinnerte. Sie ließ ihn gehen und verriet durch nichts ihre Rückkehr. Denn das wußte sie, daß er von Madeleine kam, und so sollte der Hauch des Abschiedes durch nichts von seiner Seele gewischt werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach Mariannes Abschied wurde Johannes Fiedlers Leipziger Leben leer und sinnlos. Was früher verwirrend reich gewesen war, Arbeit und Studium, die Problematik des Daseins, lief nun in wenigen ärmlichen Linien durch den ungeheueren kriegerischen Lärm. Daß Marianne nicht mehr da war, nahm allen Dingen den Kern ihres Bestandes. Alles hing entwurzelt in der Luft, und die Medizin war entgöttert. Wenn ihm jemand gesagt hätte, seit Mariannes Abreise sei der Pythagoräische Lehrsatz abgeschafft und

tten die Keplerschen Gesetze keine Geltung mehr, so hätte er dies durch-
s für möglich gehalten.

Vor dieser sein ganzes Sein zuzammenreißenden Katastrophe trat alles
dere zurück, und auch der Krieg war vor ihr nur ein kleines und un-
esentliches Ereignis. Kanonengebrüll und Hurraschreien aus Millionen
ehlen war ein Gesumme von Herbstfliegen gegen das Krachen des Welt-
terganges in ihm. Dann trat die Erschöpfung seines inneren Menschen
ı, und völliger Stumpfsinn nahm ihn aus dem unmittelbaren Erleben hinweg.

So machte er unter seinen Kollegen eine ziemlich sonderbare Figur.
ie Universität war zu einem Heerlager geworden, alle Musen hatten
elme auf die Köpfe gestülpt und übten unter Klios Kommando Gewehr-
iffe, vom Mund der Professoren floß nicht mehr Milch und Honig der
'eisheit, sondern der Flammenstrom des Zornes und der Begeisterung.
it einem Ruck war die Universität aus ihrem Sommerschlaf erwacht und
bebte bis in ihre entlegensten und entferntesten, am seltensten besuchten
äume. Wo kamen die vielen Hunderte von Studenten her? Die ferien-
ulen Treppen erdröhnten vom eiligen Getrampel der Schuhe, alle Türen
hlugen wuchtig ins Schloß, die Karyatiden vor dem Eingang sahen auf
n unablässiges Gewimmel. Wer nicht krumm und lahm war an Leib
der Seele, der lief zu den Waffen; da der Andrang so groß war, daß
e Militärbehörden nicht wußten, wie sie ihm wehren sollten, galt der als
eneidenswert, dem es geglückt war, eingestellt zu werden. Was sonst
nter den mannigfachsten Farben, Wahlsprüchen, Namen und Parteigesinnungen
er akademischen Freiheit großes Orchester spielte, wobei manchmal jeder
eil auf seiner Tonart so hartnäckig bestand, daß nichts weniger als ein
Vohl- und Zusammenklang dabei herauskam, alle diese Grünen, Blauen
nd Gelben, die Intellektuellen mit ihrem Schillern nach rechts oben zu
riedrich Nietzsche oder nach links unten zu Karl Marx, dieser ganze studentische
ımeisenhaufen war auf einmal einer Meinung und eines Herzens. Sämtliche
riegsbeile wurden begraben, und die ältesten Feindschaften, die bis zur
ründung der Universität zurückzureichen schienen, erloschen sanft wie
Vachslichter am Weihnachtsbaum. Es war auf einmal sehr belanglos, ob
iner auf den Jenenser Bierkomment schwor, oder ob er zu den Guttemplern
ehörte. Über dem Ganzen schwebten der heilige Gambrinus und der
Vasserprediger Johannes Hand in Hand und segneten ihre vereinigten Be-
enner. Und alle Feinheiten und Windungen der Ehrenkodizes wurden plötzlich
anz ohne Bedeutung gegenüber dem ersten und einzigen Paragraphen des
euen Ehrenbuches, der befahl, für das Vaterland die Waffen zu ergreifen.

Bei dieser allgemeinen Umwälzung fiel so mancher vom Wagen, der
isher obendrauf gesessen hatte, und andere, die ganz hinten bei den
Jnbeachteten gestanden hatten, rückten höchst augenfällig nach vorne.

Ein gewisser Peter Zilias aus der Gegend von Lyck war bis in diese
Tage als eine Art Parzival oder Schlemihl, jung, tumb und ungeschickt, in
Hör- und Seziersälen der Semestergenossen Belustigung und Witzscheibe
gewesen. Seine ostpreußische Heimat hatte ihm zu der vierschrötigen
Gestalt eines Lands- und Ackerknechtes eine höchst mäßige Begabung für
die Wissenschaften mitgegeben, so daß er allgemein für das unglückseligste
Suppenhuhn im ganzen Bereiche der Medizin galt. Aber es erging ihm
wie dem häßlichen Entlein. Da seine Zeit gekommen war und der Sturm-
wind der Ereignisse ihm unter die Flügel fuhr, entfaltete er sie, und das
armselige Suppenhuhn war königlich in einen Adler gewandelt. Über Nacht
war Peter Zilias berühmt.

Es kam an dem Abend über ihn, an dem ein Schrei durch ganz
Deutschland ging, an dem Abend des vierten August, an dem ein Haß
geboren wurde, ein Ungeheuer von Haß, das sich eines Millionenvolkes
mit dem Augenblicke bemächtigte, in dem man die sechs Worte auf Extra-
blättern flattern sah: „England hat uns den Krieg erklärt." Das war kein
langsam durch die Zeiten herangereifter Haß; fertig und gepanzert für
eine Dauer von Jahrhunderten sprang er aus dem Herzen der Nation. Seine
Wurzeln waren verschmähte Liebe, mißachtete Achtung, und das Grauen
war dabei, das den Peter erfassen mag, der erkennt, daß er ein taubes
Götzenbild angebetet hat, Erz ohne Seele und Gefühl.

Jemand sagte: „Viel Feind, viel Ehr, so haben wir eben noch einen mehr."

Das Wort ging in Peter Zilias' ostpreußischen Schädel ein und rumorte
gewaltig darin. Er sagte sich nicht mehr, es komme auf den einzelnen
nicht an und auf ihn schon gar nicht, da ihm doch Gott zu seinem hinter-
wäldlerischen Gliederbau ein schwaches Gesicht gegeben habe. Hatte ihn
das Vaterland früher nicht tauglich befunden, so mußte dieses wählerische
Vaterland eben jetzt zu seinem eignen Besten gezwungen werden, und so
kurzsichtig werde er schon nicht sein, daß er nicht zustoßen könne, wenn
er einen Engländer vor der Bajonettspitze hätte.

Peter Zilias ging also hin und nahm einen jungen Unterarzt beiseite,
der ihm eine der Probetafeln verschaffen mußte, wie sie bei den Musterungen
zur Prüfung der Augen verwendet werden. Und nun machte Peter Zilias
die Erfahrung, daß man an die Erwerbung von etwas Wissenswertem nur
sein Herz zu setzen braucht, um es sogleich flüssiger und eingänglicher zu
machen und das Gedächtnis mit ihm zu tränken. Was ihm mit den sinnvollsten
medizinischen Tabellen nicht gelungen war, gelang ihm mit dieser Tafel
der Sinnlosigkeit, auf der große und kleine Buchstaben einzeln und in
Gruppen durcheinanderstanden wie der Krähwinkler Landsturm: er brachte
sie vollkommen in den Kopf.

So ausgerüstet stand er drei Tage vor der Türe des Bezirkskommandos
und wartete vergeblich, daß er dazu käme, sich als Kriegsfreiwilliger an-
zumelden. Der Andrang war zu groß, und Peter Zilias, dessen schlechten
Augen wohl auch vielleicht eine günstige Gelegenheit machmal entging, sich der
Türe zu nähern, wagte nicht, seine ungeschlachten Glieder so blindlings in
der Menge zu regen, weil ihm sonst leicht einige zerquetschte Kriegs-
kameraden hätten an den Ellenbogen bleiben können. So entschloß er
sich zu einem andern Weg, kletterte abends hinten herum über einige
Gartenmauern, tappte sich heimlich ins Haus und schlief die Nacht unter
der Kellertreppe bei des Feldwebels Kartoffelsäcken. Am frühen Morgen
schlich er sich ins Musterzimmer, und als die Herren der Kommission kaum
ihre Plätze eingenommen katten, schwoll er wie eine Geistererscheinung hinter
dem Ofen hervor. So war er als erster zur Stelle, und da er als untadelig
gebautes Stück von einem Ostpreußen befunden wurde, auch die Augen-
prüfung glänzend bestand, war er als Kriegsfreiwilliger angenommen.

Also war sein Name groß geworden in diesen Tagen und über alle
erhöht, die ihn sonst im Seziersaal belächelt hatten. Man feierte ihn in
den Kneipen und wand ihm ganze Ketten von schäumenden Blumen.

Und als eines Abends im Thüringer Hof Johannes Fiedler an einem
Nachbartische Zeuge einer solchen Ehrung war, sagte jemand mit sehr
deutlichem Bezug, daran könnte sich mancher ein Beispiel nehmen, und es
komme jetzt keineswegs darauf an, ein Streber zu sein, sondern ein Krieger.

Das Wort fiel gleich einem Hammer gegen die harte Stumpfsinnkruste
um Fiedlers inneren Menschen. Sie zersprang wie gebrannter Lehm oder
wie der gebackene Brotteig um den Schinken, und Fiedler sah zu seinem
eigenen Verwundern, wie schön gar seine Seele, ihm selbst unbewußt, in-
zwischen im Feuer der Zeit geworden war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Johannes Fiedler legte sich mehrere Fragen vor.

Was tat er jetzt in Ferien- und Kriegszeiten eigentlich in Leipzig? Da
der nach Mülhausen gemeldete heftige Drang nach Fortsetzung seiner
Studien auch über die Ferienmonate nur ein Vorwand gewesen, dieses
Vorwandes Hintergrund aber mit Mariannes Abreise gefallen war . . . was
tat er noch in Leipzig? War nicht die Unwahrhaftigkeit des gegen-
wärtigen Zustandes der eigentliche Ursprung seiner Unruhe und des Ge-
fühles von Entwurzelung?

Darüber kam ein Sonntag heran.

Johannes las an den Straßenecken, daß am Nachmittag im Innern des
Völkerschlachtdenkmales zugunsten der Kriegsnotspende eine Musikauf-
führung stattfinden würde. Aus einem Bedürfnis nach Erhebung, nach
Frömmigkeit und Beisammensein mit vielen Menschen schlug er den Weg
dahin ein, machte ihn ganz zu Fuß wie einen gebotenen Pilgergang und
sah andächtig, wie das riesige steinerne Mal über die Dächer wuchs.

Wundervoll klar in seiner einigen Kraft stand der Bau unter dem
strahlenden Sommerhimmel; wie ein einziger Gedanke, wirklich und un-
wirklich zugleich, wiederholte er sich im Wasserbecken. Oben um das
Kuppelrund standen die wachenden Schwertriesen, noch trotziger, seitdem
Deutschlands Feinde ringsum die Waffen erhoben hatten.

Viele Menschen zogen die Terrassen empor, wandten sich an dem
Schlachtrelief und den rätselvollen Treppenköpfen hin die Stiegen hinan.
Johannes Fiedler ging unter ihnen und staunte von der Brüstung vor dem
Eingang über die sonnenbeglänzte Stadt hin. Von der Turmkuppel der
Russenkirche, die dem Gedächtnis einstiger Waffenbrüderschaft geweiht
war, funkelte ein tückischer Glanz. Wie ein grelles, bösartiges Geschwür
blähte sie sich an dem Antlitz der deutschen Stadt.

Dann trat er tief aufatmend zum erstenmal in das kühle Innere des Baues.

Viele Menschen waren da, standen schwarz und traurig zwischen den
ungeheuren Gestalten der Totenwächter, quollen zwischen den Pfeilern
hervor, schoben sich an den Wänden der Gruft dahin, und man hatte in
diesem erdrückenden, urweltlichen Traum wirklich die Vorstellung, als
seien die Lebenden bei den Toten zu Besuch.

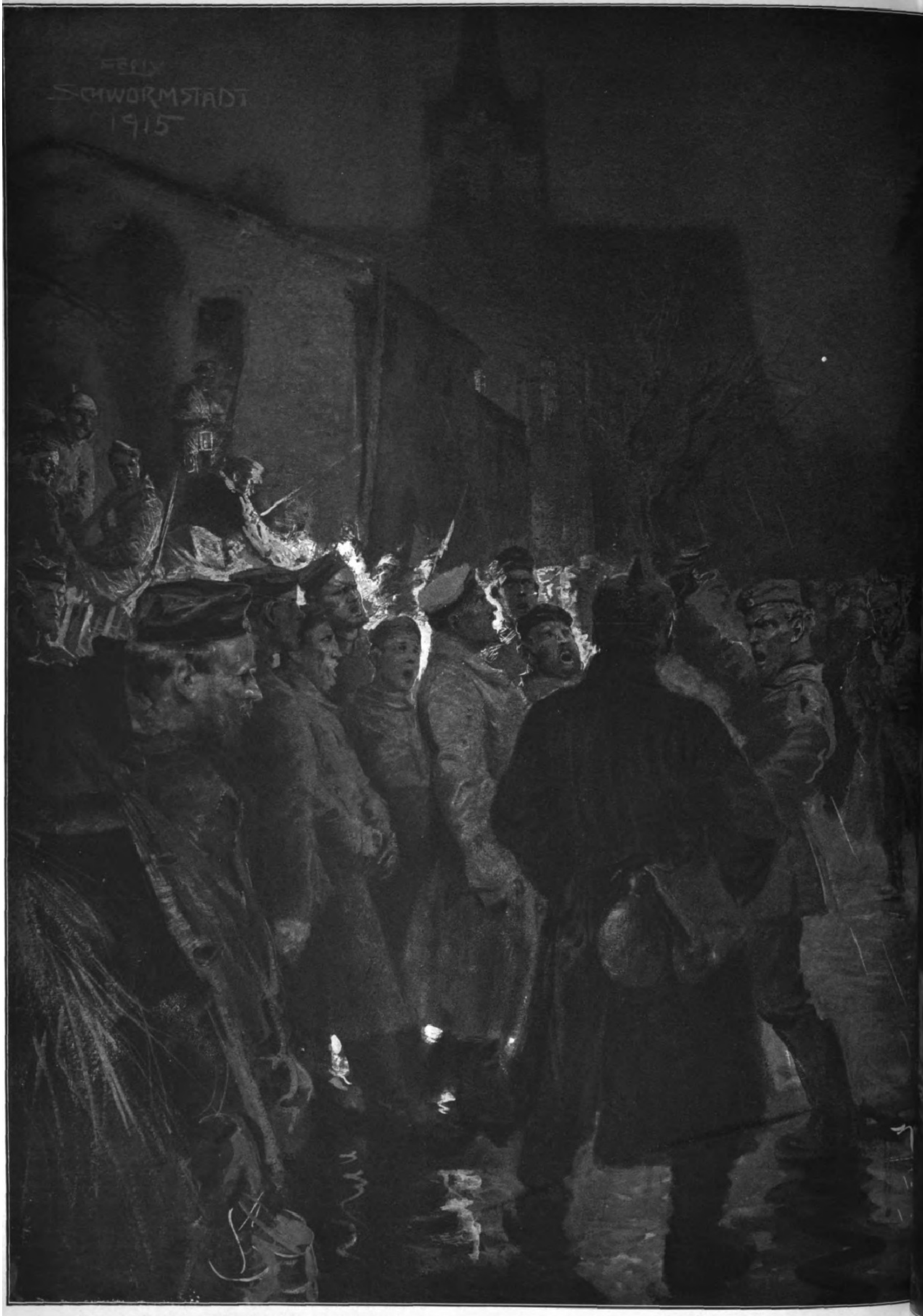
Johannes Fiedler nahm seinen Platz an einem der steinernen Gruft-
wächter. Er lehnte sich an den granitnen Körper, dem er bis zum Knie
reichte, und fühlte die Kälte der Glieder.

Bald darauf verstummte auch das letzte, leise Flüstern der Menschen,
und Gesang begann. Von ganz hoch oben kam er her, die Worte eines
Psalmes sanken stark, wie auf breiten Schwingen von der schmalen Galerie
herab, die unter der Kuppel hinlief.

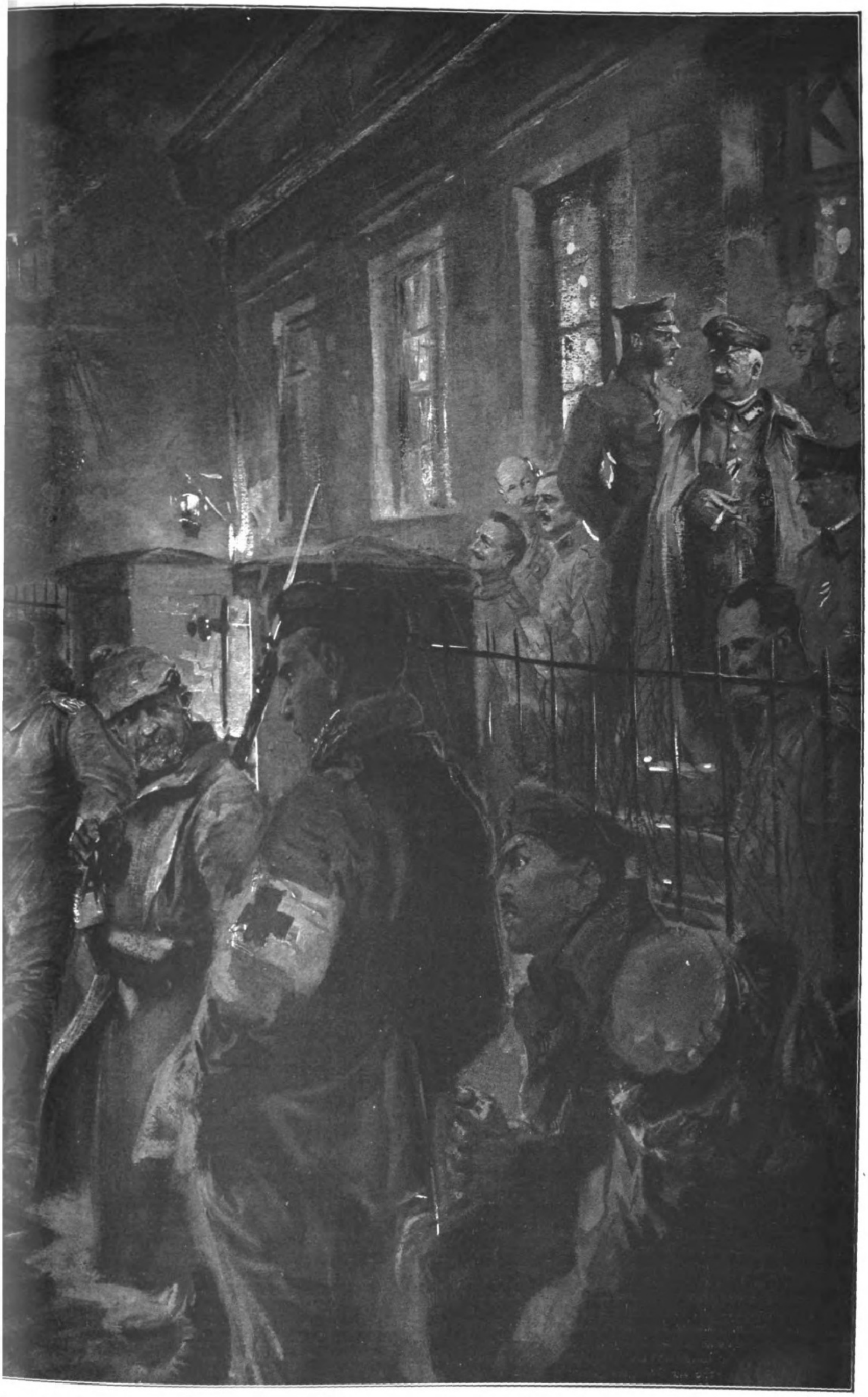
Fiedlers Blicke wurden zur Höhe gezogen, und er sah zunächst die
Brüstung, mit der sich der Hauptraum gegen die Gruft abschließt, und sah
auch diesen Raum von unzähligen Menschen besetzt, die still und ernst
unter den schwebenden Schauern der Musik standen. Hinter all diesen
lauschenden, ergriffenen Gesichtern aber sah er eine der vier Riesen-
gestalten, die dem Hauptraum seine Bedeutung geben, die Gestalt einer
Mutter, die zwei Kinder an die Brust drückt. Es waren Glieder wie
tausendjährige Baumstämme, ein Gigantenantlitz von unerschütterlicher
Hoheit, eine breite Mütterlichkeit, die das Gebären und Ernähren un-
gezählter Geschlechter zu verheißen schien.

Mochte hier unten im Gruftraum auch die Trauer um die Gefallenen
wohnen, die Angst vor den Masken des Schicksals, dort oben hatte die
Urgewalt der Erde, die Mütterlichkeit der deutschen Scholle selbst Gestalt
angenommen und verhieß unaufhörliche Erneuerung, dahinströmendes Leben
des Volkes.

Und mit dem nächsten Lied, dem niederländischen Dankgebet: „Wir
treten mit Beten vor Gott den Gerechten", wurde Johannes Fiedlers Blick
noch höher gezogen. Er sah die Sänger auf der schmalen Galerie und
sah, wie sich über ihnen die Kuppel erhob mit dem Gewimmel ihrer Reiter-
gestalten, diesen Bändern von Reitern, die in Gegenbewegung dahinzogen,
ein Ring über dem andern, unzählige Heerscharen von Pferden und Menschen.
Die Kuppel wich im ungewissen Dämmern des sinkenden Abends immer
weiter in den Raum, und dieses ganze verschwimmende steingraue Welten-
rund war angefüllt von waffenklirrenden Massen, die einander dröhnend
zuriefen und dumpf über die Länder stampften, voll Zuversicht, voll Ver-
trauen auf Gott und den großen Sieg der Gerechtigkeit. Ein unwider-
stehlicher Zug war es, der Strom einer unversieglichen Begeisterung und
war ein Sinn, der diesen ganzen Raum von der Gruftplatte bis zum Schluß-
stein der Kuppel belebte. Was hier im Steine Gestalt und Form ge-
wonnen hatte, und was in den mächtigen Tongruppen klang, war ein
einziges: Ehrfurcht vor den Rätseln des Seins, Zuversicht in die Kraft des
Lebens und der unerschütterliche Entschluß, zu reiten, reiten, reiten, bis
der Sieg gewonnen war.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Silvesterständchen in St.-Souplet 1914. Nach dem Le von dem Sonderze



dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

sten erbebend, erlebte Johannes Fiedler diesen erhabenen Sinn
st wie ein ragender Bau und wie eine Flut von Tönen. Wir
, reiten, reiten . . . klang es in ihm, bis der Sieg unser ist!
s Gewebe von Tönen spann sich nun durch den Raum. Eine
ein überirdisches Largo von Bach, Trost, Verheißung und Fülle
Und wie sich Johannes fester gegen den stummen Wächter
hlte er, wie durch die ungeheueren Glieder Leben rann. Pulste
diesem Stein, zuckten nicht Nerven und Muskelfasern in ihm?
iese aus dem in seine Poren strömenden Wünschen und Beten
len von Menschen Odem und Bewegung empfangen? Fast
schaute Johannes auf und gerade in das auf die Brust ge-
ame Gesicht, und da sah er an den zusammengezogenen Brauen,
en und Lippen, daß der Riese ganz nach innen gekehrt, seine
Seele des Steines, an die wunderbare Silberflut der Musik
hingegeben hatte. —
sten Morgen fuhr Johannes nach Mülhausen.
e ihm nicht schwer, seine Mutter davon zu überzeugen, daß
illiger für das Vaterland kämpfen müsse. Schwerer ward es
Brosam mitzuteilen, was er zu tun beabsichtige, aber da der
sich seiner angenommen hatte, war es jetzt an Johannes, ihm
besten Dank für alle Wohltat über die nächste Zukunft Be-
gen.
hatte nicht geahnt, daß Herr Brosam über diese Nachricht
Berserkerhafte geraten werde. Aber aller Zündstoff der letzten
ninenmäßig in Brosam angehäuft, und gerade Fiedler war es
die ganze Ladung zum Springen zu bringen.
n Gesicht des Studenten schoß der kleine Mann aus seinem
wie der Teufel aus einer Zauberkiste.
gen Frankreich wolle er kämpfen, und damit wage er ihm vor
zu treten? Schlimm genug, wenn er zum Militärdienst ver-
l gezwungen wäre, die Waffen zu ergreifen. Das müßte man
weil man es nicht ändern kann. Aber daß er, als ein nicht
ingehe, um freiwillig gegen Frankreich zu kämpfen, das sei
nen gegen die Zivilisation.
wie kühl es Johannes aus dem aufgeregten Gefuchtel seines
entgegenwehte. Es geschah etwas, was er nie und nimmer
Welt der Möglichkeiten gelegen sich hätte vorstellen können, daß
ie von einem höheren Punkte auf den Herrn Brosam herabsah.
aterland ist in Gefahr," sagte er gelassen, „ich halte es für
t, ihm meine Kraft und mein Leben zu weihen."
", schnaufte der dicke, kleine Mann und zerrte an der Weste,
sie vom Leibe reißen. „Vaterland? Das wahre Vaterland
hen von Kultur, das Vaterland aller Künste und Wissenschaften
ch, gegen das Sie kämpfen wollen. Und überdies vergessen
e mir schuldig sind. Sie wissen, daß mein Herz, jawohl, mein
ankreich klopft . . . daß Sie mir ins Gesicht schlagen, wenn Sie
beleidigen . . ."
iher wuchs Johannes' studentische Schlankheit über den kleinen
Sprühteufel. Wenn es so stünde, dann müßte er freilich auf
ng weiterer Wohltaten verzichten und die empfangenen als
Schuld empfinden. Denn es ginge doch nicht an, daß er sein
egen einen Monatswechsel verkaufe und verrate. So verzichte

müsse er wohl, das müsse er unter diesen Umständen, schrie
n. Er hielt inne, etwas schien ihm rasch durch den Sinn zu
wieder zu verfliegen. Und sogleich fuhr er noch wütender
aus zwischen ihnen, ein für allemal, und er wünsche, einen
icht mehr zu sehen, der sich, der ihm . . .
s Fiedler wartete die Entwirrung der Redeverschlingung nicht
e sich und ging. So endete sein erstes Gefecht fürs Vaterland.
f der kleinen Walstatt blieb ein verwüsteter Tempel zurück,
s Heiligtum, in dem die göttliche Gestalt der Medizin von
el gestürzt und zertrümmert war. Aber kein Gedanke des
ging zu der traurigen Stätte zurück, denn vor Johannes war
umwundenes Rosenrot von Freiheit und Glück der Einheit in
und mit den Heeren der Brüder.
llen reiten, reiten, reiten, sang es in ihm, bis der Sieg unser ist.

Neuntes Kapitel.

ie Pässe des Vogesenwaldes wimmelte es rot und blau.
surrten voraus, weit ins deutsche Land hinein, warfen Bomben auf
nd Brücken, spähten nach deutschen Truppen und hinterließen im
ttern wie die stymphalidischen Vögel ein Gewölk von Pfeilen, die
rchtbare Wucht des Falles allein den härtesten bayrischen Schädel
n wie weiche Pappe.
r breiten Lücke von Belfort quoll es ins Elsaß, Reiter, Geschütze
nger, so viel sich durch die Pforte zwischen Rhone und Rhein
rängen konnten.
r liebe Gott bei der Erschaffung der Erde eben dabei gewesen
m Antlitz dieser Gegend zu basteln, hatte er sich nach einigem
ken in die Jahrhunderttausende hinein dazu entschlossen, ein hübsches
ge von der Saar bis zur künftigen Schweizer Grenze zu ziehen.
ihm immerhin geraten, hier einen ordentlichen Wall aufzustellen,
beiden feindlichen Völker, die einmal diesseits und jenseits des
ldes sitzen würden, einander nicht so unmittelbar in die Töpfe
doch einigermaßen daran gehindert wären, einander zu überfallen
ressen. Als aber der himmlische Landgestalter bei seiner Arbeit
n nach Süden schon nahe zur Schweizer Grenze gekommen war,
ihm gerade noch eine Handvoll Weltenlehm. Der lag dahinten
Grube bei alten Ewigkeiten, verrosteten Sphären, ausgebrannten
Sonnensystemen, abgelaufenen Zeiten und anderem Kram, die nur durch den Anhauch Gottes wieder zu blitzblanken Neuschöpfungen werden konnten. Und als der Herrgott, seinen blauen Mantel mit der Linken zusammenraffend und in der Rechten seinen tüchtigen Klumpen Weltenlehm, wieder an die Arbeit ging, da kam ihm das kleine, naseweise Englein in den Weg, aus dem später der heilige Ludwig von Frankreich werden sollte. Nun war dieses Englein in Anbetracht seiner künftigen Berufung ein recht verwöhnter Himmelsfratz, dem wie allen verzogenen Erdenkindern vor allen Dingen, die ihm gefielen, nichts näher lag als das begehrliche: „Mir auch." Als das nackte Flügelengelein in der Hand Gottvaters den glitzernden, von künftigen Sonnen duftenden Weltenlehm erblickte, da wollte es wissen, was das sei. Gütig gab ihm der Herrgott Auskunft. Aber kaum hatte das begehrliche Englein erfahren, daß aus diesem glitzernden Klumpen, der kaum das Wachsen verhalten konnte, ein Waldgebirge zu machen sei, da begann es zu strampeln und zu greinen. Gott wolle das schöne Stück Welt an die Grenze setzen, damit auch die Deutschen einmal ihren Anteil daran haben sollten; aber es wolle in seinem künftigen Reich so ein schönes Waldgebirge für sich allein haben. Und wenn es dieses Waldgebirge nicht haben könne, so verzichte es überhaupt auf Frankreich, und es falle ihm nicht ein, heilig zu werden. Da mußte der liebe Gott lächeln, weil doch selbst so ein Flügelfratz glaube, den Weltenlauf nach seinem Willen lenken zu können, aber in seiner unendlichen Güte erfüllte er den Wunsch des ungebärdigen Stramplers, setzte ihm den Klumpen Weltenlehm in den Norden seines künftigen Reiches und machte daraus das Waldgebirge der Ardennen.

Da er aber gleich darauf vom Erzengel Gabriel in die Gegend des Orionnebels abberufen wurde, wo zwei Sterne hart aneinandergekommen waren, vergaß er ganz, daß auf dem Stern Erde eine Arbeit unvollendet gelassen war, und so hatte es dabei sein Bewenden, daß zwischen den Vogesen und dem Schweizerland eine breite Türe offen blieb.

Und es war, als ob von Gottes unendlicher Langmut an dieser Stelle genug für alle Zukunft zurückgeblieben wäre. Selbst Bismarck, der sonst so manches zurechtrückte, was in der Welt danebengeraten schien, versäumte es, bei allerschönster Gelegenheit, diese Pforte zu verriegeln. Er hätte freilich nicht mehr den Argonnenwald in das Loch stopfen, aber er hätte die Hand auf Belfort legen und sagen können: „Diese Kanonen strecken ihre Mäuler von heut an nicht mehr gegen Osten, sondern gegen Westen."

Das war versäumt, und so spie die Festung Regiment auf Regiment in das Elsaß. Sie zogen bequem durch die breite Lücke, und die dünnen deutschen Ketten konnten ihnen so wenig wehren wie der Bindfaden dem Fleischerhund.

Es gab viele, die in Verzückung fielen vor den roten Hosen und das glaubten, was in den Dörfern mit Zauberschnelligkeit an die Wände angeschlagen war: daß die glorreiche französische Armee gekommen sei, um die Freiheit zu bringen, die deutsche Tyrannei zu brechen und die Herzen von jahrzehntelangem Drucke zu erlösen. Und damit das alles um so eher erfaßt und eingesogen werde, hatten die französischen Heere einen ganzen großen Volksbeglückungs- und Überzeugungsapparat mit: Wagenladungen voll der allerneuesten Lehrbücher der Geographie, in denen Elsaß und Lothringen schon wieder zu Frankreich geschlagen waren, und Atlanten, in denen in der allerbuntesten Buntheit der Landkarten dasselbe bewiesen war.

So zogen sie glorreich durch das Land, und wer ein richtiger Patriot war, der kam ihnen mit einem ausgerissenen deutschen Grenzpfahl oder dem von einem öffentlichen Gebäude herabgeholten Adler entgegen, oder er schlug zum mindesten einen deutschen Briefkasten ein.

Wie sehr die Deutschen durch diese Erfolge betroffen waren, erwies sich daran, daß sie die Freude durch das unsinnige Gerücht zu stören suchten, sie hätten Lüttich eingenommen.

Als sie in Mülhausen einrückten, da sah man an der Seite des Zivilkommissärs, der den Truppen folgte, einen guten alten Bekannten.

Monsieur Jean Baptiste Götterle saß neben Herrn Anatole Milliere im Wagen, und sein ganzes Gesicht war ein Triumphgeleuchte, in dem freilich für die, denen kein gut patriotisches Herz im Busen schlug, auch das Wettergewölk nicht fehlte. Und daß er recht wie ein Sieger in eine eroberte Stadt eingezogen war, erwies sich an den Verhaftsbefehlen, die gleich in den ersten Stunden nach seiner Ankunft ausgingen und alle ihm jemals mißliebig Gewesenen betrafen.

Herr Kohlmeis war unter den Ersten, die festgesetzt wurden, und an seinem Wege auf das Rathaus stand André Mützle, schrie: „Vive la France" und hätte ihm gern das Eiserne Kreuz von der Brust gerissen, wenn ihn nicht der Piou-Piou zur Rechten des Verhafteten durch einen Kolbenstoß daran gehindert hätte.

Über diese Verhaftung geriet Herr Brosam aus der freudigsten Erregung in die peinlichste Verlegenheit und machte sich sogleich auf, um den alten Herrn durch seine Fürsprache zu befreien. Aber er mußte erfahren, daß in so stürmischen Zeiten, in denen jahrzehntelange Tyrannei zu vergelten war, auch das Wort eines guten Patrioten nicht allvermögend sei. Man entließ ihn mit dunkeln Andeutungen von verbrecherischen Umtrieben des alten Kohlmeis und dem Hinweis auf verwickelte Staats- und militärische Notwendigkeiten, die den Verbleib in Gefangenschaft begründeten.

Auch Jean Baptiste Götterle, der zu Besuch kam, zuckte die Achseln, als ihn Brosam um Vermittlung anging. Man dürfe den Gang der Gerechtigkeit nicht beeinflussen wollen, meinte er und machte dabei ein Gesicht, als sei er der Gerechtigkeit erste Hand und vertrautester Kammerdiener, der alle ihre Geheimnisse kenne. Und dann wandte er sich wieder Madeleine zu, mit einem durch den jüngsten Aufenthalt in Paris neubelebten Reichtum an Geist und Galanterie. Aber er fand damit wenig Anerkennung bei dem Mädchen; ihr Zuhören war nicht viel anders, als summe vor ihr ein Windmotor, und wenn sich Jean Baptiste Götterle von ihr eine Art Andromeda oder irgendeine andere von einem Ungetüm befreite Jungfrau erwartet hatte, so sah er sich durch ihr keineswegs verzücktes Wesen grimmig enttäuscht.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)







Ein österreichischer Divisionskommandeur bringt ein Hoch auf den Deutschen Kaiser aus.

arade an der Strypa.

tto Schabbel.

hatten wir dichten
l und sibirische Kälte
n gab es Tauwetter
rüchtigten galizischen
nacht aber hatte es
, und der Boden war
tt, der Himmel blaß,

fliegt in die Weite.
ügelige Land, soweit
s überschaut, braune
Hier und da hat der
seine Reste zurück-
den kärglichen Sonnen-
rühen Morgens blinken
ein Lied in Moll ist
aft; mit einer stummen
e ergreifend wirkt. In
hl werden starke Noten
Denn schweres Leid
m Boden gelegen. Es
te die Landschaft noch
Russen sind hier durch-
nd sind hier geschlagen
tapferes deutsches Blut
diesem Boden ringsum.
iche Saat muß einst
, wenn der Feind ab-
!

Blut? Waren es nicht
genössischen Stämme



Parade deutscher Truppen vor dem Kaiser.

zusammen, die durcheinander, ineinander hier fochten, bluteten, siegten? Sie verstanden ihre Sprachen untereinander nicht, die Deutschen und die Österreicher, die Ungarn und die Bosniaken; aber etwas war ihnen allen eins, etwas jauchzte in ihnen allen: der Wille zum Sieg. Und diese Brüderschaft, von vielem Blut besiegelt, machte sie stark und schenkte ihnen den Sieg.

Und heute winkt ihnen ein köstlicher Lohn für alle harten Opfer, die sie hier auf galizischem Boden dem gemeinsamen Vaterlande dargebracht haben: der Kaiser kommt! Der Kaiser kommt zu ihnen, die ihr Bestes gaben auf diesem Boden.

Dunkle Menschenmauern, stehen sie da in offenem Viereck. Die blanken Bajonettspitzen funkeln über ihnen. Wie zärtlich gepflegt diese treuen Hüter in manch hartem Strauß! Man muß denken: welche Kraft, welcher Schneid sitzt in diesen Menschen! Ein heißer Dank quillt einem ins Herz.

Sie kamen aus Schnee, Kälte, galizischem Dreck, sind herausgezogen aus den Schützengräben, soweit es die Vorsicht vor dem nahen Feind erlaubt, und nun stehen sie da, und nichts verrät dem oberflächlichen Auge, daß heiße Stunden hinter ihnen liegen: bis Menschen und Uniformen und Waffen blitzten und



...verreicht einem österreichischen Rittmeister der Windischgrätzer Dragoner das Eiserne Kreuz.



Der Kaiser schreitet die Front der österreichisch-ungarischen Truppen ab. Links hinter dem Kaiser General Graf v. Bothmer, der Oberbefehlshaber der Kaiserlich Deutschen Südarmee.

Vom Besuch des Deutschen Kaisers bei den Truppen an der Strypa in Ostgalizien. (Phot. W. Braemer.)



Vom Besuch des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich bei der deutschen Südarmee: Erzherzog Friedrich schreitet die Front österreichisch-ungarischer Truppen ab. (Phot. W. Braemer.)

die im
i steif ge-
ine wieder
en zum al-
n Parade-
ge Gesichter
em Blut,
gen und
: auf allen
l von freu-
ing. Wohl
itz hat der
Spuren ein-
n einziger
hrt davon
ute ist in
le Festfröh-

e, scharfe
ein Ruck —
unbeweglich
taillone da
rem Kaiser
Er schreitet
, und sein
dem einzel-
, und dem
er ihm ins
sik schweigt,
Marsch ver-
ein dunkles,
ist ver-
e Stimme
tönt aus
ern herüber,
ten deutsche
Artillerie
hren Gruß.
r sagt den
nen Dank,
klingen die
ie Runde.
ins Herz,
den Leuten
sagt ihnen,
ler Wunsch
sagt ihnen,
eher aufhören dürfen, „als bis sie genug

Gedanken fliegen zum Vaterland, heiße
richtige Bekenntnisse steigen zum blassen
nel. Es ist wie ein stummer, feierlicher

den die herangerufen, die vor
unmittelbar treten dürfen.
Reihe. Jeder einzelne sagt
ent, Kompagnie, und „aus-
n Gefecht bei ..." oder „auf
ngen". So läßt sich der
dem berichten, unterbricht die-
1 mit einer Frage, mit einem
dann eine kurze, bedeutungs-
vegung. „Danke gehorsamst,
t!" Glückliche Augen strah-
en Kaiser an, und die Hände
ein blaues Päckchen. Was das
er. Es ist ein Schatz für sein

llt Kanonendonner. Aber freu-
e Wünsche übertönen ihn. Aus
nt das bekannte Surren. Be-
ähen zum Himmel. Sollten die
sollten sie wagen? denkt man-
sind schon die Kreuze an dem
gel sichtbar. Er senkt sich und
Auto bringt den Flieger zum
stattet Meldung, zeigt auf der
Flugweg, teilt seine Beobach-
er kommt vom Feinde. Der
enau zu und fragt viel. Der
es — sonst Rechtsanwalt in
ekannt als Sachverständiger in
Verlagssachen — darf stolz sein:
bst hat ihm das Eiserne Kreuz
überreicht.
fährt weiter. Er besucht nicht
e Truppenteile. Auch die will
im Verein mit ihnen kämpften.
en, den Ungarn, den Öster-
len sagt er selbst seinen Dank.
nen die Grüße Kaiser Franz
hat auch für die Tapfersten
n nicht nur herzliche Worte der
In manche braune Hand drückt
telchen, und mit strahlenden
sie sich das kaiserliche Geschenk,
le am schwarzweißen Bande.
en sie nicht mit den Lauten
ändlichen Sprache. Aber in
kann man lesen: ihren Dank,
en Mut!
der Strypa steht der Deut-
zum erstenmal auf heiß er-
den. Die Schlachten bei Stryj,
lbergang, die Kämpfe an der
und Strypa — es sind nie
Merkmale deutscher Führung
Mutes. Der kaiserliche Dank
ieser Stelle ist allen wie ein
— und jeder einzelne, ob
der Österreicher, ob Ungar
was, nimmt einen heißen
mit sich in den winterlichen
en. Denn er weiß: wir alle
wir frieren und wachen und
— für ein gemeinsames Ziel!

Kriegschronik.

14. Dezember 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

Südlich von Plewlje erstürmten die österreichisch-ungarischen Truppen die montenegrinischen Stellungen auf der Vrane Gora. Im Raume nördlich von Berane brachten sie neuerlich 2300 Gefangene ein.

Die letzten Reste der serbischen Armee, die von Bitolia über Ochrida und Struga nach Albanien zurückweichen, zogen sich nach der Niederlage bei Ochrida auf dem linken Ufer des Schwarzen Drin zurück, wobei sie alle Brücken über diesen Fluß vernichteten. Südlich der Stadt Struga griffen die Bulgaren die serbischen Truppen energisch an, machten 400 Gefangene und nahmen 3 Geschütze. Die Verfolgung gegen El Bassan wird fortgesetzt.

15. Dezember 1915.

Am 12. Dezember auf der Höhe von La Panne auf Grund geratener englischer Dampfer wurde gestern von unseren Fliegern mit Erfolg angegriffen.

Der Feind, der mehrere Flugzeuggeschwader gegen Bapaume-Peronne, nach Lothringen und auf Müllheim (in Baden) angesetzt hatte, büßte im Luftkampf oder durch Feuer unserer Abwehrgeschütze vier Flugzeuge, darunter ein Großflugzeug mit zwei Motoren, ein.

Die von Plewlje aus vordringenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte des Generals v. Kövess haben gestern auch die montenegrinischen Stellungen südlich der Vrana Gora in ganzer Breite genommen. Eine Kolonne drang in der Verfolgung bis an die Taraschlucht vor und zersprengte bei Glibatzi ein feindliches Bataillon. Andere Truppen kamen bis Grab. Auf den Höhen unmittelbar östlich von Berane stehen neben den k. u. k. Abteilungen auch Moslims und Albaner gegen die Montenegriner im Kampf.



Der Held von Lüttich, General der Infanterie Otto v. Emmich,
† am 22. Dezember in seinem Heim zu Hannover.

Aus dem Beileidstelegramm des Kaisers an die Witwe: „Ich bin tief ergriffen durch die Nachricht von dem Heimgange Ihres Gemahls. Es ist uns dadurch ein Offizier entrissen, den Ich ob seiner vorbildlichen Treue und Hingabe als Soldaten und als Menschen hoch schätzte. Wenn die Geschichte die schönsten Ruhmestaten dieses Krieges schildern wird — Lüttich, St.-Quentin, Galizien, Polen —, so wird sein Name mit an erster Stelle stehen."
Nach der letzten, bisher noch unveröffentlichten Aufnahme des verdienten Heerführers von R. Sennecke.

16. Dezember 1915.

Bei Vailly wurden zwei kleine Postierungen auf dem Süduser der Aisne nachts von den Franzosen überfallen.

Leutnant Immelmann brachte gestern über Valenciennes das siebente feindliche Flugzeug, einen englischen Eindecker, im Luftkampf zum Absturz.

Russische Abteilungen, die nördlich des Dryswjaty-Sees bis in unsere Stellung vorgedrungen waren, wurden durch Gegenangriff zurückgeworfen. In der Gegend der Beresinamündung brach ein Vorstoß des Feindes im Feuer unserer Infanterie zusammen.

Im Gebiete des Korminbaches wies die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand einen russischen Vorstoß ab.

Im Flitscher-Becken bemächtigten sich österreichisch-ungarische Truppen durch Überfall einer italienischen Vorstellung.

Die k. u. k. Truppen warfen gestern die Montenegriner auch südöstlich von Glibatzi in die Taraschlucht hinab.

Andere österreichisch-ungarische Kolonnen gewannen unter heftigen Kämpfen die Höhen unmittelbar nördlich von Bijelopolje und das Gelände halben Weges zwischen Rozaj und Berane.

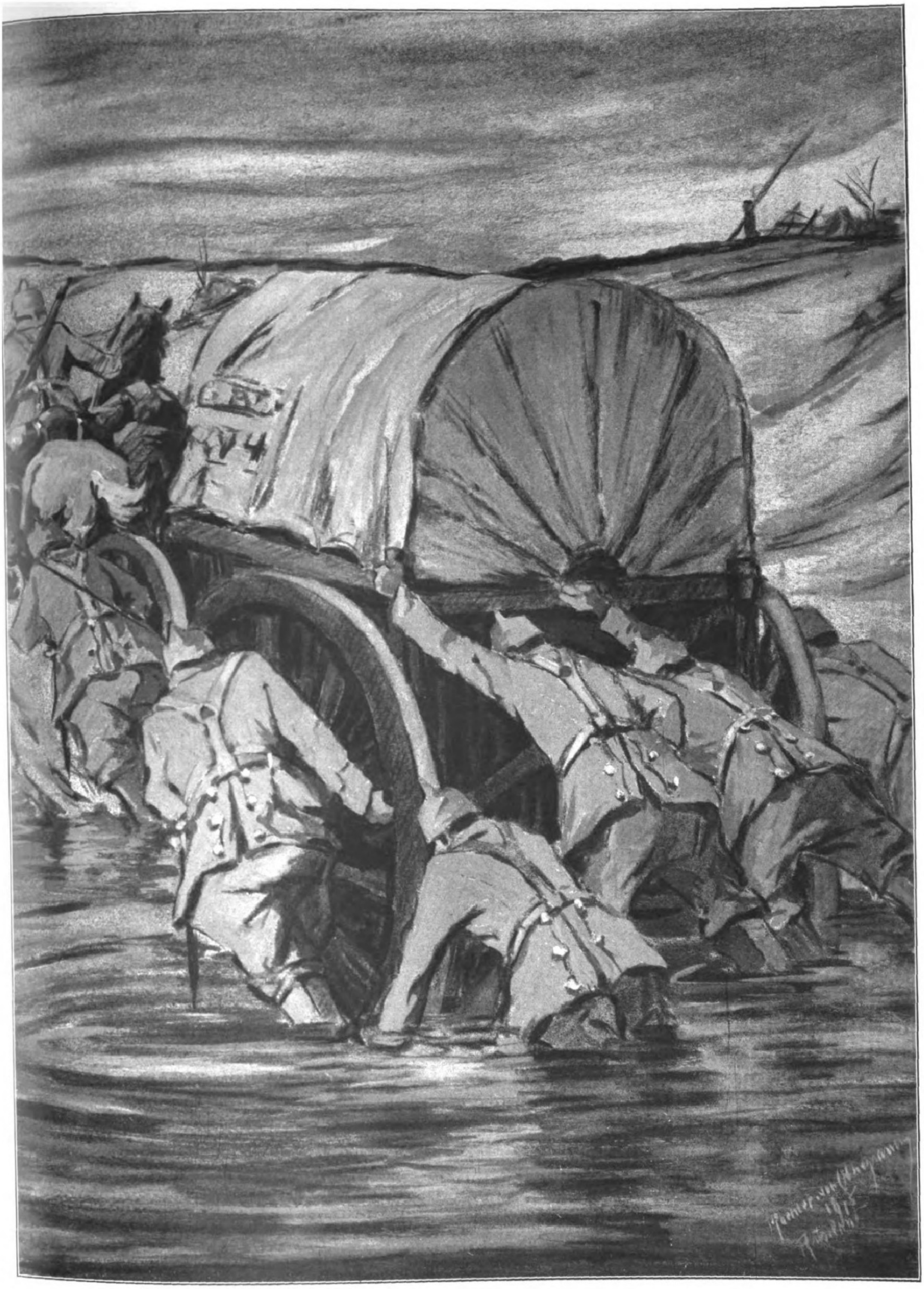
Westlich von Ipek hat der Gegner den Rückzug gegen Plaw und Gusinje angetreten. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich auf 900 Mann.

17. Dezember 1915.

Südöstlich von Armentières stieß gestern vor Hellwerden eine kleine englische Abteilung überraschend bis in einen unserer Gräben vor und zog sich in unserem Feuer wieder zurück. Weiter südlich wurde ein gleicher Versuch durch unser Feuer verhindert.

Russische Angriffe zwischen Narosz- und Miadziol-See brachen nachts und am frühen Morgen unter erheblichen Verlusten für den Feind vor unserer Stellung zusammen. 120 Mann blieben gefangen in unserer Hand.

An der küstenländischen Front haben die Italiener ihre großen Angriffe, die nach verhältnismäßig kurzer Pause am 11. November von neuem einsetzten, bis Ende des Monats andauerten und noch in der ersten Dezemberwoche an einzelnen Stellen hartnäckig fortgeführt wurden, bisher nicht wiederaufgenommen. Diese Kämpfe können daher als vierte Isonzoschlacht zusammengefaßt werden. Mehr noch als in den früheren Schlachten galten diesmal die Anstrengungen des Feindes der Eroberung von Görz. In dem vierten Waffengang im Küstenlande verlor das italienische Heer nach sicheren Feststellungen 70000 Mann an Toten und Verwundeten.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Eine deutsche Bagagekolonne bei Überwindung der Wegeschwierigkeiten in Rußland.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Reinhard Pfaehler von Othegraven.


Etappenstrasse

...schikai. Von Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier.

...chung des Jahrtausende alten Kaisertums der chinesischen Geschichte ...republikanische Regierungsform ist nach kurzer Dauer zu Ende. Damit, ...ge Präsident Yuanschikai die Kaiserwürde angenommen hat, tritt eine ... das Erbe der entthronten Mandschus an. Wenn der weltgeschichtliche ...heinbar ruhig und ohne störende Verwicklungen vollziehen konnte, so ist ... Klugheit des Herrschers vor allem den Wirkungen des europäischen ...eiben. Europa und Amerika müssen sich mit der Rolle eines Zuschauers ... sie bisher als Akteure hervorzutreten pflegten. Für das innerpolitische ... hat der Systemwechsel nur geringe Bedeutung, denn die alte Dynastie ... mit dem Augenblick ihrer Abdankung abgetan, und Yuan, das neu... ...aupt des Volkes, führte die Regierung als ein Cäsar, ein Sforza, ein ... denn als überzeugter Anhänger der Demokratie. Die wenigen Jahre ...schaft haben genügt, mit den Auswüchsen einer gewissenlosen und fana... Umsturzarbeit gründlich aufzuräumen, die eine Zeitlang den nationalen ...ichten drohten.

...nz außergewöhnlichen Persönlichkeit konnte dieser Aufstieg zu schwindelnder ... Nicht als Feldherr an der Spitze eines siegreichen Heeres legte Yuan ... Abzeichen an, die ihn zum unbeschränkten Herrn über ein Land von ... Erdteils und mit einer Bevölkerung von einem Viertel der gesamten ...hen, sondern als genialer Staatsmann, dessen kraftvollem Willen und ...r Berechnung sich keiner zu ...ochte. Wenn auch seine Ab... einer der vornehmsten Be... — er wurde 1859 in einer ... als Sohn des Generalgouver... ...nzen Yünnan und Kueitschou ...en Eintritt in das öffentliche ...te, so sind ihm doch schwere ...ie Selbstbehauptung nicht er... nicht immer war es der gerade ... Ehrgeiz zum Ziele führte.

...g Lihungtschangs, des allmäch... ...uverneurs der Provinz Tschili, ... Laufbahn, die ihn zunächst ...rea brachte. Beim Ausbruch ...chinesischen Krieges im Jahre ...enötigt zu fliehen; er erhielt ...r Ausbildung einer Brigade ...m Muster in Tientsin. Deutsche ...nden ihm zur Seite; er be... ...esoldete seine Truppen aus... ...ußte ihnen ein gewisses Stan... ...prägen; die Erkenntnis von ...er gut disziplinierten, zuver... ...efügigen Truppe für einen ...ng Yuan hier auf.

...te den beispiellos glänzenden ...annes erst der kluge Opportu... ihn während der kritischen ... des Staatsstreiches im Jahre ...gen Kaiser abschwenken ließ. ...l, den er an der Verschwörung ...hrere widersprechende Berichte; ...heint jedoch festzustehen. Yuan, ...er in der Umgebung des jungen ...n Parteigenossen ansahen, und ...liebende Kaiser selbst ins Ver... ...iht hatte, entschloß sich im ent... ...genblicke, den kaiserlichen Plan, ...alte Regentin und der Ober... ...e der chinesischen Armee Junglu ... sollten, zu verraten und sich ... Kaiserin zu stellen. Menschlich ... dieser Verrat stets ein dunkler ...en Yuans bleiben; für einen ...er, der wußte, was er wollte ... was anderes als Verständiges ... für sein Land gewollt hat, gab ... andere Wahl. Damals galt ... vor einer unheilvollen Kata... ...ahren, und dafür blieb nichts ...at. Wer den jungen Kaiser ...eobachten Gelegenheit gehabt ...icht von der Überzeugung ab... daß dieser kein Verständnis ...ie eine plötzliche Umwälzung ... bedingten, besaß und niemals ... eine bestimmte Politik durch... ...lte Yuan damals dem Kaiser ... daß er als verantwortlicher ...en Befehl nicht ausführen, son... ...serin-Regentin mitteilen werde? ... die Beseitigung Yuans gewesen, ...aiser leicht Leute gefunden hätte, die ihm mehr zu Willen gewesen wären. ...n die Dinge, wie sie waren; sein rechtzeitiges Eingreifen rettete China vor ...glück.

... hat die dankbare Herrin in der Folge niemals ihr Vertrauen entzogen, ... auch unternommen wurden, es zu erschüttern. Zur Zeit der Boxerwirren ... wurde Yuan Gouverneur der Provinz Schantung. Hatte sein Auftrag ...hin gelautet, die Fremden aus der Provinz zu verjagen, so überzeugte er ...ang der Ereignisse im Norden bald von der Aussichtslosigkeit des planlos ...d geleiteten Aufstandes. Statt seinen Auftrag auszuführen, schwenkte er ... nach Verhandlungen mit dem damaligen Gouverneur von Kiautschou, ...ee Jäschke, an dessen Takt und Besonnenheit die Unberechenbarkeit des ...bars die höchsten Anforderungen stellte, an die systematische Unterdrückung ... er vermochte sogar die Generalgouverneure in Nanking, Wutschang und ...wegen, seinem Beispiel zu folgen. So gelang es, den Aufruhr auf die ...i und deren unmittelbare Nachbarschaft zu begrenzen und in seinen un... ...kungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Seine ehrliche Achtung vor ...ten Politik des deutschen Gouverneurs bewies Yuan durch weitestes Ent... ... auf seinen Wunsch entfernte er störrische Beamte; er versorgte eine ...sionsstation, deren Inhaber geblieben war, um christliche Chinesen dem ...ht preiszugeben, mit Gewehren gegen die gesetzlosen Banden; er vereinbarte ...ahndirektion ein Regulativ und kam seiner Verpflichtung zur Sicherung ...nerhalb der Provinz Schantung aufs gewissenhafteste nach.

...igung der Boxerunruhen wurde Yuanschikai als Generalgouverneur nach ... Hier offenbarte sich seine einzigartige staatsmännische Begabung auf ...eise; er wurde der vornehmste Träger der reformatorischen Maßregeln, ...u Chinas zu einem modernen Staate bezweckten. Verbesserung des Schul... ...lisierung der Verwaltung, Kontrolle der Finanzen, militärische Rüstung, ... des Telegraphenverkehrs waren einige der Punkte, denen er seine be... ...rksamkeit schenkte. Schon damals suchte er als Gegengewicht gegen die ...ewisser europäischer Mächte einen Rückhalt in Japan zu gewinnen. Mit ...laublichen Arbeitskraft und Energie leistete er, wo immer er zugriff, Hervorragendes und zeichnete sich als Diplomat, Organisator und General in gleicher Weise aus. Wie ein König liebte er es aufzutreten und Feste von in China ungewöhnlichem Glanze zu geben. Die jährlichen Einladungen zur Geburtstagsfeier des Schattenkaisers, wo er die ganze europäische Gesellschaft von Tientsin und die chinesische Beamtenschaft der Provinz um sich versammelte, gemahnten an einen Traum aus Tausendundeiner Nacht. Trat man dem Manne persönlich gegenüber, so war man zuerst enttäuscht. Das breite Gesicht mit den hervortretenden Backenknochen und dem dichten Schnurrbart machte einen recht gewöhnlichen, fast abstoßenden Eindruck. Bald entdeckte man, besonders wenn Yuan sprach, in seinen Zügen große Klugheit, vermischt mit Verschlagenheit; aus seinen lebhaften Augen leuchtete dabei so viel Geist und Verständnis, daß das häßliche Gesicht sogar anziehend erscheinen konnte. Damals war Yuan der bei weitem mächtigste Mann im chinesischen Reiche, und viele gab es, die ihm Größeres, ja, das Größte zutrauten. Man hielt es nicht für unmöglich und wagte es offen anzudeuten, daß sich ein Wallenstein in der Weltgeschichte wiederhole.

Neider und Gegner wußten sich das Gehör der Kaiserin zu verschaffen. Der Kriegsminister Tiehliang richtete heftige Anklagen wegen Vergeudung amtlicher Gelder und gefährlicher Neuerungen gegen den Mann, dessen militärische Macht allein schon den Verdacht ehrgeiziger und hochverräterischer Pläne erweckte. Hätte Yuan die Macht, die ihm die unbedingte Ergebenheit der von ihm geschaffenen und erhaltenen Truppe gab, mißbrauchen wollen, so hätte ihm damals nichts im Wege gestanden; der Umstand, daß er darauf verzichtete und am 4. September 1907 mit der gelassenen Ruhe jemandes, der seiner Sache sicher ist, ein Amt in Peking annahm, das ihm das Schwert aus der Hand riß, beweist am besten seine loyale Gesinnung. Seine Zeit hielt er für noch nicht gekommen. Trotz der Hochachtung, deren er sich bei den fremden Gesandtschaften erfreute, war seine Tätigkeit von da an unter dem unablässigen Widerstand seiner vielen Widersacher gelähmt. Als dann im November 1908 die Kaiserin starb, mußte er sich selbst sagen, daß sein Wirken vorläufig als abgeschlossen zu betrachten sei. Mahnend stiegen die Schatten der Vergangenheit auf. Zwar wagte der Prinzregent, der an Stelle des kaiserlichen Kindes die Herrschaft übernahm, nicht, das die Enthauptung Yuans fordernde Testament seines verstorbenen kaiserlichen Bruders auszuführen; in ihm selbst scheint die Bruderliebe, die die Entfernung Yuans heischte, und das staatsmännische Bewußtsein, das den Luxus einer reinen Gefühlspolitik bei der Armut an tüchtigen, erprobten, willensstarken und rücksichtslosen hohen Beamten verbot, geschwankt zu haben. Eine dunkle Ahnung mag ihm gesagt haben, daß die rein menschliche Seite nicht ausreiche zu dem Schritt der Entlassung eines verdienten Beamten; er suchte nach einem Vorwand, und dieser bot sich ihm, als Yuan in einer Staatsratssitzung sich brüsk benahm und dadurch die dem Untertanen gegenüber dem Vertreter der kaiserlichen Majestät obliegende Ehrfurcht verletzte. Erst nach dieser Staatsratssitzung am 2. Januar 1909 fertigte der Prinzregent das Entlassungsedikt aus. Yuan verließ Peking in der stolzen Haltung eines Mannes, der weiß, daß es von Elba eine Rückkehr gibt.



Yuanschikai,

Chinas bedeutendster Staatsmann, seit 15. Februar 1912 Präsident der von ihm errichteten chinesischen Republik, nahm jetzt die Würde eines Kaisers von China an.

Wohl kein Zug läßt die geistige Bedeutung Yuanschikais in hellerem Lichte erstrahlen, als daß sein größter Gegner, der greise Tschangtschitung, damals den Prinzregenten anflehte, den Schritt rückgängig zu machen, den er nicht billigen konnte. Er mußte sich fügen, als der Regent ihn anherrschte. Denn gerade diese beiden, die größten Staatsmänner am Hofe der alten Kaiserin, standen sich fremd gegenüber; es waren zwei grundverschiedene Naturen, die durch eine tiefe Kluft der Lebensanschauung voneinander getrennt waren. Der eine der feine Konfuzianer, ganz in der Größe der Vergangenheit wurzelnd; der andere der rücksichtslose Realpolitiker, der die Dinge nahm, wie sie nun einmal lagen, und sich aufs beste mit ihnen abzufinden suchte. In ihnen verkörperte sich das untergehende alte und das aufstrebende neue China. Jeder mißachtete des andern Art; doch als der Prinzregent dem Gegner das verhängnisvolle Stück Papier mit dem Ediktsentwurf gab, da wurde dem Anhänger des alten in einem Augenblick sonnenklar, wie wenig das neue China eine Persönlichkeit von der Bedeutung Yuans entbehren konnte.

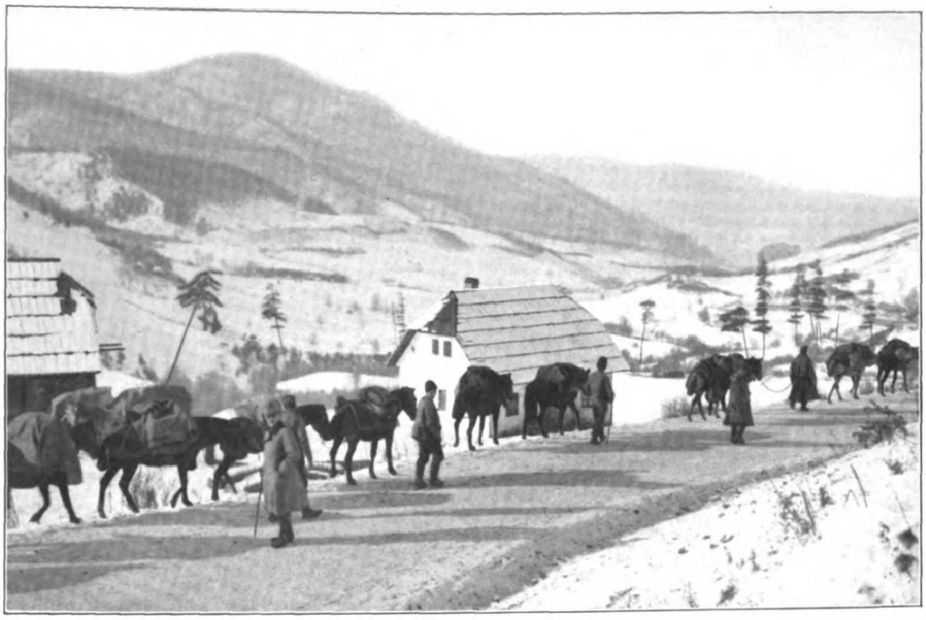
Die Ahnung hat nicht getrogen! Kaum zwei Jahre später mußte der Regent den „einsamen Mann aus Honan“ zurückrufen. Unerhörte Mißwirtschaft und Unfähigkeit hatten das Land an den Rand des Abgrundes gebracht; die Schrecken einer Revolution zogen über das geängstete Volk und drohten seine Einheit zu sprengen. In höchster Not klammerte sich die kaiserliche Familie als letzte Stütze der schwindenden Macht an den Beamten, den sie unrühmlich in die Verbannung geschickt hatte. Behufs Niederwerfung der Rebellen wurde Yuan am 14. Oktober 1911 zum Generalgouverneur von Hupeh und Hunan und zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen ernannt. Yuan, aller persönlichen Rücksicht gegen das kaiserliche Haus entbunden, zögerte; erst nachdem er sich von der begeisterten Anhänglichkeit seiner alten Truppe überzeugt und das Vorparlament ihn zum Premierminister ernannt hatte, traf er in Peking ein.

Die Aufrechterhalung der alten Dynastie erwies sich als unmöglich, obgleich am 26. November sich der Prinzregent für den jungen Kaiser dazu hergab, einen feierlichen Eid auf die neunzehn Artikel der neuformulierten Verfassung zu leisten, die die Macht des Kaisers zu einem Schatten erniedrigte. Yuan stand an der Schwelle seiner kühnsten Träume. Der weitere Gang der Ereignisse verrät die Meisterhand, die sie leitete. Am 10. Dezember dankte der Regent ab. Ein Versuch Yuans, zwischen der kaiserlichen Familie und den Revolutionären zu vermitteln, endete damit, daß die Witwe des verstorbenen und von Yuan verratenen Kaisers als Vertreterin der Dynastie am 12. Februar 1912 das Abdankungsedikt der Mandschus unterzeichnete. Vor der Geschichte belastete sie sich durch diesen Akt mit dem Fluche der Lächerlichkeit insofern, als sie zugleich Yuan die unbeschränkte Vollmacht erteilte, die republikanische Regierung einzurichten und die nötigen Schritte zur Einigung des Nordens und Südens zu unternehmen. Yuan erhielt durch diesen Auftrag in den Augen der Chinesen einen weiteren Nimbus; der bisherige Führer der Revolution, Sunyatsen, trat am 14. Februar 1912 zurück, und am Tage darauf, dem 15. Februar, erfolgte die Wahl Yuanschikais zum Präsidenten der chinesischen Republik. An demselben Tage ließ Yuan sich den Zopf, das äußere Zeichen der Unterwürfigkeit Chinas unter die Mandschus, abschneiden und hißte die fünffarbige Flagge der Republik.

Mehr als gewöhnliches Geschick gehörte dazu, das Staatsschiff durch alle Schwierigkeiten, die nicht nur im Innern sich auftürmten, sondern auch durch das Ausland nach China hineingetragen wurden, hindurchzusteuern. Mit eiserner Konsequenz führte Yuan die Zügel. Ungefähr eine Million unbezahlter und schlecht disziplinierter Söldlinge

unbot-
auf den
bedach-
r damals
ze Land
allmäh-
Ordnung
urch Ver-
rden wil-
c gewon-
Ansehen
Ihung be-
nsätze zu
tarischen
wurden
eitigt, der
nd neuen
bar ge-
und Ver-
k gründ-
und der
te, der
rfall des
ord und
verloren
, neu be-
olutions-
Gelegen-
sich in
nfähigkeit
mmenheit
soweit sie
n entfernt
n sie es
aten, ins
flüchten.
e, die die
reisen und
n Trüben
hielten,
geschickt
aus und machte dadurch ihre Ansprüche
ksam. Von gut besoldeten europäischen
schen Beratern, deren Mithilfe er sich in
sicherte, ließ er sich öffentlich bestätigen,
Annahme der Kaiserwürde das Reich vor
n bewahren könnte. Unter den Anzeichen
ewaltigung fand er den Anschluß an
er schon früher gesucht hatte, und damit
das Land von gierigen Harpyien zu
eine Aufteilung als das letzte Ziel ihrer
bezeichneten. Dem Volksgefühl ist er
tliches Zurschautragen der Achtung vor
Bräuchen in Kultus und Sitte näher-
ß ist auch die Zulegung eines kaiserlichen
f berechnet, die öffentliche Stimmung zu

h schwer, über den Charakter Yuanschikais
fällen, so wird man ihm doch keinesfalls
ng eines überaus fähigen Staatsmannes
rmen Patrioten versagen dürfen. Durch
lungenen Wege hat ihn sein Leben ge-
anzweifelhaft hat er sich in allen seinen
tets vom höchsten Pflichtgefühl und un-
e zu seinem Volke leiten lassen. Nur in
Überzeugung, daß die Monarchie die ein-
ef'schen Reiche frommende Verfassungs-
er die Würde übernommen haben, zu der
olke hat berufen lassen.



Munitions- und Proviant-Transport mittels Tragtieren auf einer serbischen Gebirgsstraße.

Kleine Geschichten.

g zehn Monate sind es her, daß ich nicht
quemen Lehnstuhl am Fenster gesessen.
ie verdammte Kugel sich nicht gerade
meinen Bizeps als Ziel gesetzt hätte, dann läge ich heute noch draußen im Schützengraben und säße nicht hier wie ein Pfründner, während die Kameraden —

Nun, es wird ja nicht ewig dauern; in vier Wochen, meint der Arzt, werde ich wieder so weit sein, daß ich ins Feld gehen kann. So lange muß ich mich eben gedulden.

Übrigens, dies Fenster hat auch seinen Reiz, obgleich es nur in einen engen Hof führt, einen düstern, engen, von Hinterhäusern und Feuermauern gebildeten Hof. Aber wie viele Menschenschicksale umfaßt er! Und allmählich erkenne ich, daß selbst in diesem Winkel der große Krieg und die schwere Zeit gewaltige Veränderungen hervorgerufen haben.

Gewaltige Veränderungen; während ich die Worte schreibe, kommt mir zum Bewußtsein, wie lächerlich sie sind. Was ist in dieser Zeit ein Menschenschicksal, in dieser sonderbaren Zeit, die uns alle so vom Grunde aus verwandelt hat:



Infanterie-Reserven beim Vormarsch gegen den Lim.

hart sind wir geworden und doch zugleich so weich, so mitleidig, stolz, wie nie zuvor, und doch wieder so demütig im Gefühle der Unbedeutendheit unseres eigenen Nichts. Wo sind die Zeiten des Übermenschentums, wo die Tage, da ein Menschenschicksal uns als etwas Gewaltiges erscheinen konnte? Wie ein mächtiger Zauberer erscheint uns der Krieg, ein Zauberer, der seinen Wunderstab schwingt, und auf einmal ist alles verwandelt: Denken und Fühlen, harte Wirklichkeit des Tages und Träume der Nacht, alles ist anders geworden. Ob es wohl jemals wieder in die alten Bahnen lenkt?

Die in dem Winkel sind nicht, wie ich, zehn Monate lang im Felde gelegen, haben nicht, wie ich, Serbiens Maisfelder gesehen und der Karpathen schneebedeckte Gipfel und Polens sandige weglose Strecken, haben nicht, wie ich, den Tod in vielen Gestalten geschaut, in neuen Gestalten, wie er mir nie zuvor erschienen in den langen Jahren meiner ärztlichen Tätigkeit. Äußerlich unverändert ist ihr Leben geblieben. Und doch sehe ich sie anders, ganz anders. Und ich täusche mich nicht, sie sind anders geworden. Oder hat der Krieg nur zutage gebracht, was vordem in des Friedens staubigem Alltag schlummerte? Dann sei er bedankt dafür, der große Würger: wenn man Menschen lieben lernt, ist es ein Gewinn für das Leben.

Droben im dritten Stock des Hintergebäudes wohnt ein Schneider; wie eine lebendig gewordene Witzblattkarikatur sieht er aus mit den dünnen Beinchen, dem schmalen Brustkasten, der tänzelnden Gangart. Sechs Kinder hat er, eines kleiner als das andere, und ein blasses, abgearbeitetes Weib.

Vor einigen Tagen traf ich ihn vor dem Hause; mit strahlendem Gesicht lief er, so schnell ihn die kleinen Beine tragen wollten, seinem Heime zu. Als er mich sah, rief er: „Wir haben Warschau erobert. Ich muß heim, es den Buben sagen." Weg war er, und lachend sah ich ihm nach. Ich



Gebirgsartillerie-Stellung an der montenegrinischen Grenze.

Vom Balkankriegsschauplatz. (Kilophot, Wien.)

ht helfen, ich mußte lachen, als
, der seinen Schneidertisch nicht
e, rufen hörte: „Wir haben
mmen!“
in den Abendstunden geht das
us, und nach ein bis zwei Stunden
er, von mehreren Feldgrauen be-
iben dann eine Zeitlang bei ihm
die Werkstätte und Küche und
eich ist. Anfangs glaubte ich, es
dann aber sah ich, daß es immer
varen, und hörte ungarische Laute
Worte. Wo kam das Schneider-
Soldatenbekanntschaft?
meine Neugier nicht bezähmen,
gestern, als wir einander im
n. Verlegen zupfte er an seinem
tchen.
r Herr Doktor, Sie werden mich
n? Aber sehen Sie, unsereins
h etwas beitragen. Mit dem
es ja leider nichts; selbst wenn
Kinder nicht hätte, könnten sie
auchen. Und Geld beisteuern
nicht; Gott sei Dank! trotz des
ne ich genug, daß die Meinen
müssen, aber zum Herschenken
übrig bei den teueren Zeiten.
ich mir etwas ausgedacht —“
in wenig und fuhr dann hastig
Sie, wenn unsere Feldgrauen
ach Hause kommen, da sehen sie
ade reputierlich aus: die Kleider
d zerdrückt und oft genug zer-
da habe ich eines Tages ein
Bahnhof angesprochen und mit
nommen und ihnen die Kleider
geflickt und gebügelt. Und wie
abe, was für eine Freude die
en, daß sie so sauber und fesch
hat mir selbst das Herz im Leibe
reude, und glauben Sie, seitdem
ichter.“
te er mich an, ob ich nicht ihn
n, wackeres Schneiderlein, ich
Und wenn du nächstens kommen
ünden wirst: „Wir haben ....
auch dann werde ich dich nicht
n Gegenteil, ich erkenne gerne an,
echt hast, „wir“ zu sagen. Denn
jenigen erfechten die Siege, die
stehen, auch die haben ihr red-
n, die gleich dir im Hinterlande
n zeigen, wie wir alle hinter
wie wir alle dankbar zu schätzen
ie für uns leisten.

* * *

Erde im Hinterhause wohnt eine
ie hat eine Tochter, ein bild-
ner lustiges, fleißiges und kreuz-
hen. Ich weiß noch, welch ein
Sturm in der ganzen Nachbarschaft entstand, als bekannt wurde, daß der Poldl, der Sohn des Selchers aus dem Eckhause, der reiche Poldl, der Don Juan des Bezirkes, sich mit der blonden Katl verlobt habe und sie heiraten werde. Die Neidschaft bei allen Müttern, die gleichfalls heiratsfähige Töchter hatten, und die noch dazu ihnen etwas mitgeben konnten!

Das war ein paar Wochen vor dem Kriege, ist jetzt schon über ein Jahr her; und die Katl ist noch immer nicht verheiratet, steht noch immer im Bügelzimmer ihrer Mutter vom Morgen bis Abend fleißig am Bügelbrett. Nur singen habe ich sie nicht mehr gehört, seit ich wieder zu Hause bin.

Wir treffen uns in der Hausflur. Ohne Ziererei reicht sie mir die Hand und begrüßte mich.

„Und wie geht es Ihnen, Fräulein? Was macht Ihr Bräutigam? Ist wohl auch eingerückt?“

„Ich habe keinen Bräutigam mehr!“

O weh, da habe ich in meiner Ungeschicklichkeit wohl an eine Wunde gerührt; rasch spreche ich von etwas anderem.

Am Abend frage ich meine Haushälterin; die ist das lebendige Bezirksblatt und weiß alle Neuigkeiten gaßauf, gaßab. Meine Frage ist Wasser auf ihre Mühle.

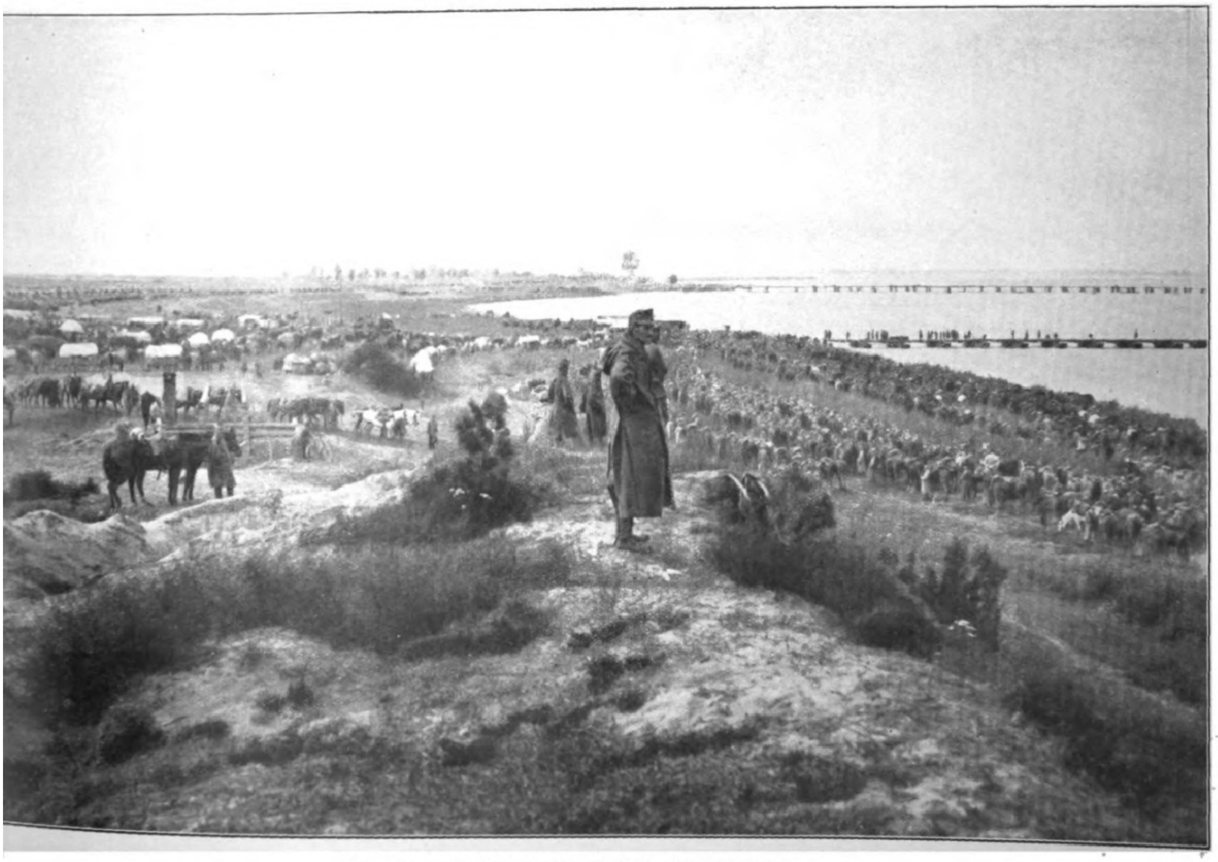
„Nein, aufgesagt hat er ihr nicht, und untreu ist er ihr auch nicht worden. Im Gegenteil, wie närrisch ist er auf sie, lauft ihr auf Schritt und Tritt nach wie ein Hund und bettelt um ein Wort. So ein närrischer Kerl, als ob es nur die eine gäbe auf der Welt! Wissen's, warum sie ihn nicht will? Weil er nicht freiwillig einruckt. Na ja, der Alte ist ein Geriebener. Wie er merkt hat, daß sie seinen Einzigen nehmen könnten zu den Soldaten, hat er ihn in einer großen Fabrik unterbracht, wo sie Schrapnellen machen; der Poldl ist nämlich gelernter Schlosser, müssen Sie wissen. Das war so eine Marotten von ihm, und jetzt kommt 's ihm zugute. Freilich, arbeiten muß er tüchtig, aber was tut 's, besser doch wie draußen im Feld und sich erschießen lassen. Aber was denken Sie: wie er zur Katl kommt und ihr erzählt, daß er enthoben worden ist, schaut sie ihn groß an und sagt: ‚Das kannst du tun? Dich feige drücken? Das kannst du tun?‘ Und nimmt die Schürze vors Gesicht und fängt an zu weinen und läuft hinaus. Und am andern Tag schickt sie ihm die Absage und den Ring zurück. So eine dumme Nocken!“

Ich habe heute morgen die blonde Katl wieder getroffen. Ich ging gerade mit mehreren verwundeten Offizieren, denen ich die Geschichte erzählt hatte. Da kam sie gegangen, einen Tragkorb mit blendend weißer Wäsche auf dem Rücken. Und ohne Verabredung, wie ein Mann, blieben wir stehen und leisteten ihr die Ehrenbezeugung, wie einer Prinzessin.

Adolf Stark, Marienbad.



Infanterievorposten an der Straße gegen Plewlje (Montenegro). (Kilophot, Wien.)



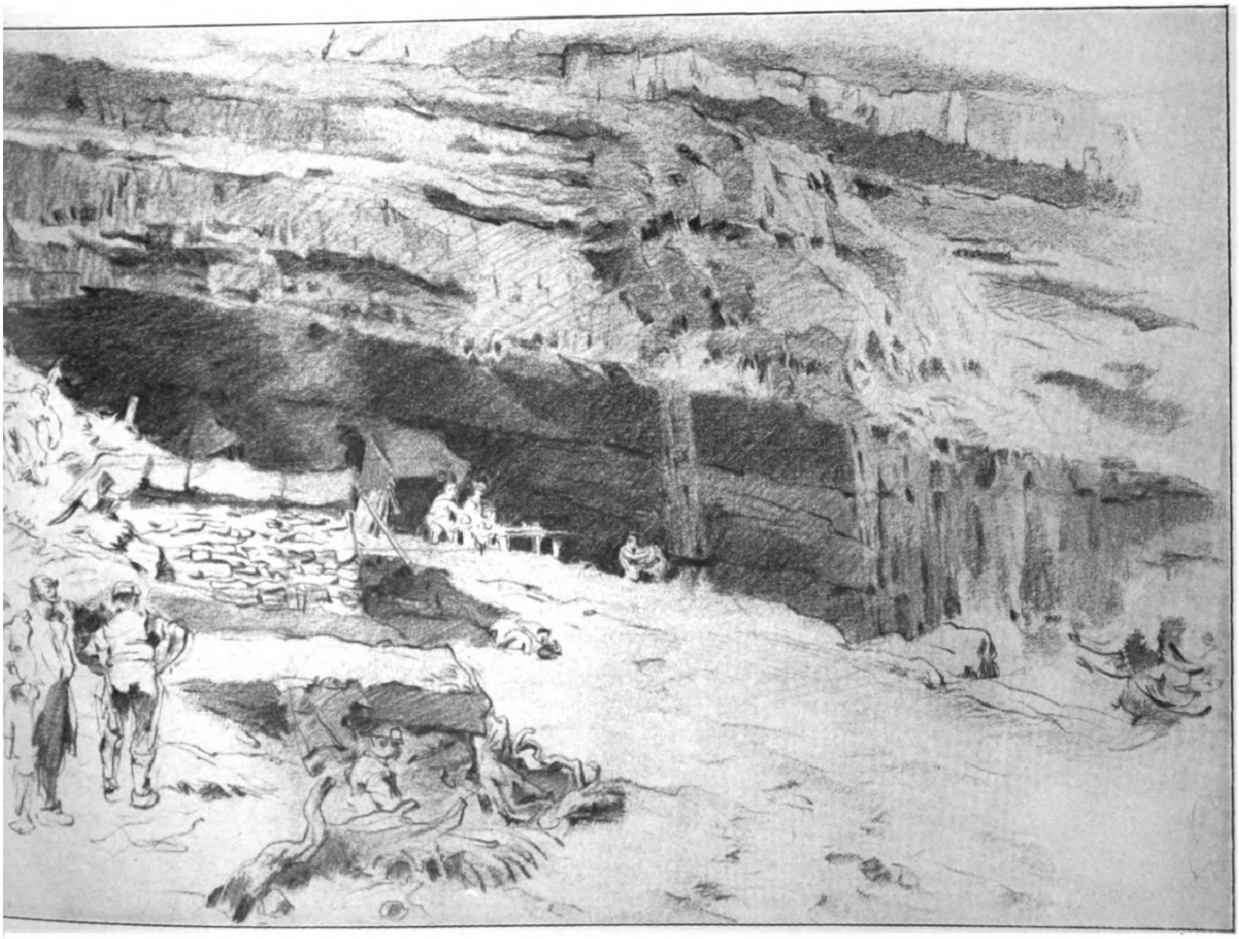
Der große Truppenübergang über die Save. (Kilophot, Wien.)

Vom Balkankriegsschauplatz.





Eine österreichisch-ungarische Stabshütte. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers A. Reich.



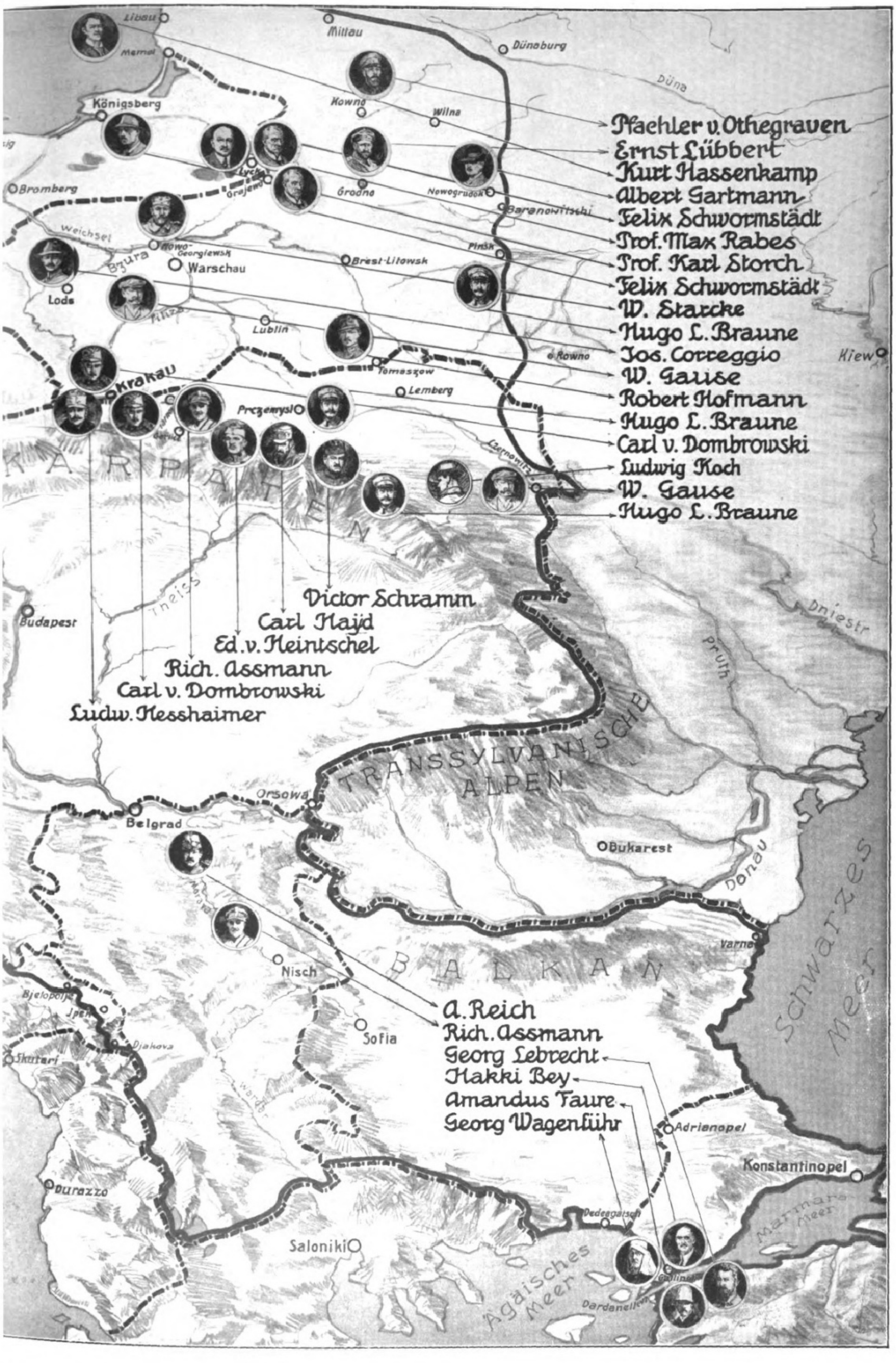
Österreichisch-ungarisches Pionierlager und Küche. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers A. Reich.

Der Krieg mit Italien: Bei den heldenmütigen Verteidigern der Dolomiten.



Außer den oben im Bilde wiedergegebenen künstlerischen Mitarbeitern sind u. a. noch folgende Künstler im Felde für uns tätig, deren Bildnisse uns bei der Bearbeitung der K…
und Nordfrankreich), …

Die Arbeitsgebiete …



ans W. Schmidt (Champagne), Martin Frost (Vogesen), Paul Henschel (Flandern), Karl Lotze (Laon), Hans Weinberg (Artois), Willy Specht (Belgien
n).

Der
…gang und seine Bekämpfung.

…t Professor Dr. Julius Wolf, Berlin.

… dieses Jahres ist in Berlin die Deutsche … Bevölkerungspolitik gegründet worden, …bar sind …Kongresse …rage der Mehrung …kraft auf …g gesetzt …lichkeit ist …eworden, …bestehen …rken Be… und daß …sein wird, …llen, die … hat und …wird. Ich …edrohliche …angs im …ahrzehnts …ksam ge…nem grö… Geburten…tionalisie…ebens in …na 1912), … versucht …Geburten…lichen ein … damit zu… man dem …eit immer …he Grund…ökonomi…t. Damit …ine uner… gegeben. …ie kleinere … uns eine …er Fami…enden ge… insoweit …irchlich ge…lt. Kinder …tern unter … Gesichts…nd hoher … Freude … der Be…sie in der Mehrzahl der Fälle nicht, sie …n ohne Einnahmen, zumal nach der Be…e Arbeit der Kinder und Jugendlichen …litische Gesetzgebung auch bei uns erfahren …nde, wo sie mit den Eltern nicht nur den …h die Arbeit teilen, wo sie in diese Arbeit leicht und allmählich eingeführt werden können, und wo sie sie in Gemeinschaft mit den Eltern verrichten, ist das anders. Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß durchaus nicht in allen Fällen Genußsucht die Eltern zum Verzicht auf Kinder führt. Der Arbeiter vermag aus seinem Einkommen in der Tat nicht leicht über drei oder vier Kinder zu ernähren, mit einem vierten oder fünften zieht oft genug Sorge und Unfrieden in seinen Hausstand ein. Und in knappen Verhältnissen tut von einer gewissen Grenze an leicht ein Kind dem anderen Abbruch. So ist es also gekommen, daß wie bei den Völkern des Westens auch bei dem deutschen das Ehepaar immer weniger Kinder in die Welt setzt.



Vom Krieg mit Italien: Eine österreichisch-ungarische Schleichpatrouille.

(Phot. Wilh. Müller, Bozen.)

Zu Schluß des vorigen Jahrhunderts konnte man im Geburtenrückgang noch eine vorübergehende Erscheinung sehen. Viele Volkswirte und Statistiker taten dies. Denn nachdem von 1876 bis 1883 ein erster Rückgang eingesetzt hatte, blieb die Geburtenziffer ziemlich stationär. Mit dem Eintritt in das zwanzigste Jahrhundert war aber kein Halten mehr. Im Jahre 1901 waren auf 1000 Einwohner Deutschlands noch 36,9 Lebendgeburten gekommen, 1913 nur noch 28,3, das war binnen der kurzen Frist von zwölf Jahren ein Absturz um rund ein Viertel. In Frankreich hatte man für einen ähnlichen Rückgang fast ein halbes Jahrhundert gebraucht. Nur dem Umstande, daß, während die Geburtenziffer auf 1000 sich um 8,6 verminderte, gleichzeitig die Sterblichkeitsziffer um 6 Menschen auf 1000 zurückging — von 21,8 auf 15,8 — ist es zu danken, daß der Rückgang der Geburtlichkeit sich nicht sofort zu einer Kalamität schlimmster Sorte auswuchs. Aber sichtlich geht die Geburtenziffer rascher als die Sterblichkeit zurück. Und darauf kommt es an. Auch handelt es sich zumal in letzter Zeit bei dem Rückgang der Sterblichkeit hauptsächlich um einen solchen bei den Säuglingen, der über kurz oder lang zu vermehrter Sterblichkeitfrequenz für die höheren Altersklassen und damit für die Gesamtheit führen muß. Entwickeln sich die Dinge in dem Stile weiter wie bisher seit Anfang des Jahrhunderts, d. h. ist in weiteren zwölf Jahren der Rückgang der Sterblichkeit wieder durch den Rückgang der Geburtlichkeit um 2,6 und nach weiteren zwölf Jahren wieder um 2,6 auf 1000 Menschen überholt, so bedeutet das binnen 24 Jahren einen Verlust des jährlichen Menschengewinns bereits um nahe an 400000 gegen die jetzige Ziffer von etwa 800000 und in rund 50 Jahren ein Erlöschen der Menschenvermehrung in Deutschland.

Was der deutschen Nation an idealen Werten damit verlorengeht, bedarf nicht der Ausführung. Denn Kinder sind

milienlebens, sind der Gegenstand der
und Erhebung für die Eltern, sind zumal
hausfrau im edelsten Sinne des Wortes,
egenkräfte gegen die Ernüchterungen, Ver-
ttäuschungen, Herabwürdigungen, die der
ein mit sich
aber selbst-
nationale
Deutschland
Feinde sich
, so braucht
Wie ich in
Vortrag der
llschaft für
itik" aus-
ire die ruf
lze" in der
hinwegge-
also die
witsch, die
incaré und
Grey und
halten, und
Deutschlands
wenn wir
unsere Be-
noch um
s vermehrt
Nachbar im
die stärkste
ermehrung
ändern der
hrt sich jähr-
4 Millionen,
ährlicher Ge-
von 800000
roht. Und
tsche" Men-
auch Reich-
wir in vier
seren Volks-
ie Höhe des
ebenso vieler
gewachsenen
ringen ver-
auch hierfür
er Menschen-
liche Voraus-
. So weisen
nte jeder Art
e Frage der
g nicht aus
lassen und alles zu tun, was die weitere
r Geburtenziffer wohl nicht verhindern —
ts der vorhandenen Widerstände bereits eine
fgabe! — aber doch verlangsamen kann.
e Geburtenpolitik hat vielerlei „Mittel und
Aufbau ergibt sich aber ganz von selbst.

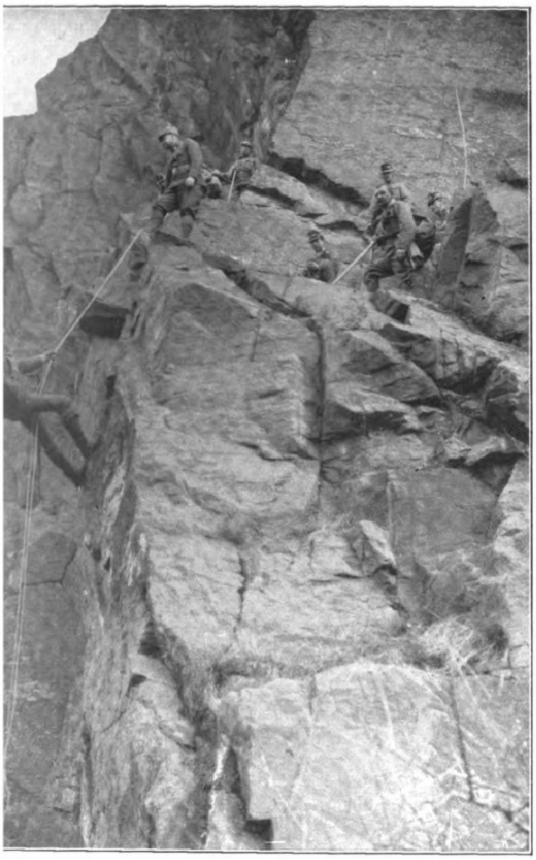
Wessen wir vor allem bedürfen, das ist die Frühehe und die Heirat möglichst aller Heiratsfähigen. Wir haben in Deutschland im Alter von 20 bis 50 Jahren 1100000 ledige Männer von über 30 Jahren, und selbst im Alter von 50 Jahren sind 8 Proz. der männlichen Bevölkerung Deutschlands unverheiratet. Der Arbeiter, der die Masse des Volkes ausmacht, bezieht aber heute vielfach schon mit 22 und 23 Jahren ein Einkommen, das nicht viel niedriger ist als das Maximaleinkommen, das ihm im Laufe des Lebens zuteil wird. Ob unter solchen Umständen ein Heiratsalter von 29 Jahren, wie wir es durchschnittlich in Deutschland haben, angemessen und notwendig ist, kann sicher Gegenstand der Frage sein. Die Heiratsfrequenz bei uns ist eine zu geringe. Wir haben jährlich 7700 Eheschließungen auf eine Million Menschen. Nach dem Altersaufbau bei uns könnte die Heiratsfrequenz um 20 und 25, ja selbst 30 Proz. größer sein. Es gibt in Deutschland Bezirke, wo die Verhältnisse besser liegen. Von größeren Gebieten marschiert hier an der Spitze das Königreich Sachsen, am weitesten zurück ist Württemberg.



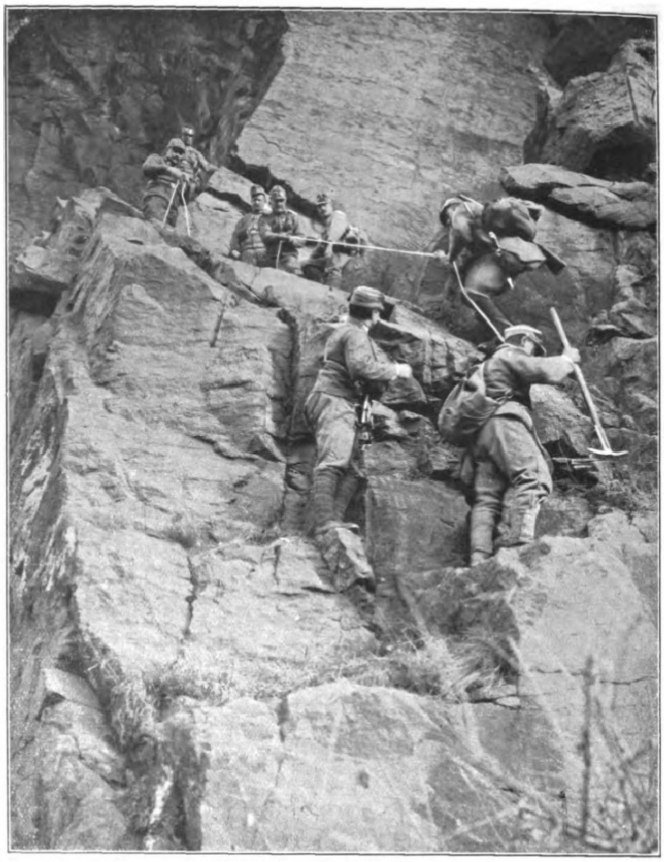
Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz: Patrouillenabfertigung. (Phot. Wilh. Müller, Bozen.)

Von 1000 aus dem ledigen Stand heiratenden Männern standen 1913 in Preußen unter 25 Jahren 333, über 30 Jahren 204, in Sachsen 450, bzw. 139, in Württemberg 197, bzw. 282. Möglichst allgemein sollte in Deutschland aber unter 25 Jahren geheiratet werden. Die Hindernisse der Frühheirat sind in allen Schichten, so gut es irgend geht, wegzuräumen. Frühheirat bedeutet allerdings durchaus nicht unter allen Umständen eine größere Zahl Kinder. In Sachsen wurden 1913 auf jede Eheschließung nur 3,15, in Preußen 3,73, in Württemberg 3,93 Kinder geboren, in Sachsen also nicht viel über 3, in Württemberg fast 4, aber hier spielen besondere Faktoren mit, vor allem der, daß Sachsen mehr als ein anderer Reichsteil ein Land der Städte ist.

Unter sonst gleichen Verhältnissen bedeutet frühe Heirat zweifellos mehr Kinder, vermöge der vermehrten Gelegenheit dazu. Sie bedeutet das auch vermöge des Umstandes, daß, wo früh geheiratet wird, die Geschlechtskrankheiten ein sehr viel geringeres Feld der Betätigung finden, da vor allem der außereheliche Geschlechtsverkehr es ist, der die Krankheiten vermittelt. Die Geschlechtskrankheiten sind es aber, welche die größte Schuld an der ungewollten Sterilität bei uns tragen, womit dann auch ausgesprochen ist, daß im Interesse der Volksvermehrung



Eine schwierige Stelle in den Dolomiten.



Patrouillengang am Col di Lana.

Der Krieg im Hochgebirge an der österreichisch-italienischen Grenze. (Phot. Wilh. Müller, Bozen.)

krankheiten weiterhin immer noch
Leibe gegangen werden muß als
Kinderdefizit, das wir den Ge-
en zu verdanken haben, wird von
ite auf 150000 und darüber an-

Sorge für die Frühehe, die nach
also auch mit Prostitution und Ge-
ten sicherer aufräumt als viele andere
t eine Summe solcher, die unter dem
utterschaftsdienstes zusammen-
können, von Bedeutung. Nach
undiger Männer soll die Zahl der
n Deutschland gegenwärtig jährlich
500000 sein. Ich habe kein Urteil
igkeit dieser Ziffer. Würde sie zu-
e die Zahl bei uns viel größer als
Frankreich, mit Bezugs auf welche
esonders kompetenter Personen in
s erwähnten Buche mitgeteilt sind.
illion vorzeitiger Kindesvernichtung
venn sie zum größeren Teil abgestellt
lick in eine Zeit, die Hunderttausende
als heute ans Licht bringt. Dazu
cht weniger eines andern Hebammen-
iner andern Behandlung der un-
r und Mütter. Was die ehelichen
t eine hervorragende Kennerin des
on der „in Massenpsychose wirkenden
gen Frauen der besseren Stände vor
vor dem Kinde“ sprechen zu dürfen.
die anderen Hemmnisse, die die
eute dem „Kinderkriegen“ entgegen-
ringer Bedeutung. Haben wir hier
chose, so haben wir in den arbeiten-
schon gestreiften äußeren Umstände,
rkriegen und der angemessenen Wer-
es im ersten Lebensjahre entgegen-
nd des Krieges hat hier nun die
Kriegswochenhilfe nach Aussage aller
inder gestiftet. Sie hat unter anderm
en wieder „stillen gelehrt“. Ihre
die Friedenszeit mindestens vom
an ist danach dringend zu erwägen.
s mögen Erziehungsbeihilfen an die
iner größeren Zahl Kinder geboten
vand dafür ist aufzubringen durch
von Junggesellen und kinderlosen



Von der österreichisch-italienischen Front: Ein Tiroler Landsturmmann im Gebet. (Phot. Wilh. Müller, Bozen.)

wie kinderarmen Ehepaaren zu Leistungen, die in einem Maße wie drei oder vier Kinder den Haushalt belasten.

Daß weiterhin der einmal geborene Mensch der größten Fürsorge bedarf, liegt auf der Hand. Die Säuglingssterblichkeit ist in Deutschland immer noch sehr groß. An sogenannter angeborener Lebensschwäche sterben in Deutschland jährlich 70000 Kinder. Es wird aber von ärztlicher Seite vielfach geleugnet, daß diese angeborene Lebensschwäche es sei, die die Kinder in der Mehrzahl zu Falle bringt, sondern mangelhafte Wartung. Insgesamt finden in Deutschland im ersten Lebensjahre nicht weniger als 280000 Kinder den Tod, das sind 15,1 auf 100 Lebendgeborene. Daß diese Ziffer immer noch eine starke Herabsetzung zuläßt, ergibt sich aber, von der Annahme ausgehend, daß die physische Beschaffenheit des deutschen Kindes im großen und ganzen die gleiche ist, einfach aus der Tatsache, daß in bestimmten Gegenden Deutschlands die Kindersterblichkeit eine sehr viel kleinere als die durchschnittliche, wie in anderen eine viel größere ist. Bayern schlägt trotz aller seit Jahren dort dem Mißstand gewidmeter Aufmerksamkeit unter den größeren Bundesgliedern des Deutschen Reiches den Rekord. Die Säuglingssterblichkeit dort ist 18,1, Hamburg hat dagegen nur 11,4 auf 100 Lebendgeborene. Nichts sollte im Wege stehen, den allgemeinen deutschen Durchschnitt auf das Niveau der Hansastädte herabzusetzen. Es würde einen Gewinn von über 60000 Menschenleben im Jahre bedeuten. Der ideale Stand wäre aber auch damit noch nicht erreicht, wie sich daraus ergibt, daß in Europa Länder wie Holland, Schweden, Norwegen, ja selbst Irland, noch sehr viel niedrigere Säuglingssterbeziffern als unsere Hansastädte haben und jene Ziffern außerhalb Europas wieder unterboten werden von Australien und Argentinien. Argentinien hat der Statistik zufolge nur eine Säuglingssterblichkeit von 4 auf 100 Geburten gegenüber unseren 15,1.

So gibt es Möglichkeiten des Einsetzens für eine wirksame Bevölkerungspolitik die Fülle. In dieser Erkenntnis ist die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik gegründet worden. Sie will alle Männer und Frauen zusammenfassen, die in dem Kampf gegen den Geburtenrückgang und verwandte Erscheinungen ein erstrebenswertes Ziel sehen.

Ende des redaktionellen Teils.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
... für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei ...